Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

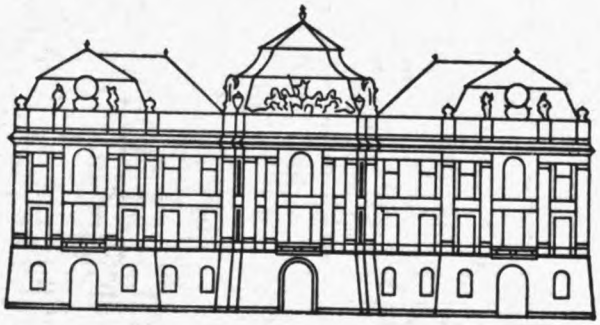
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

XI. G. 3.
20. Vol.

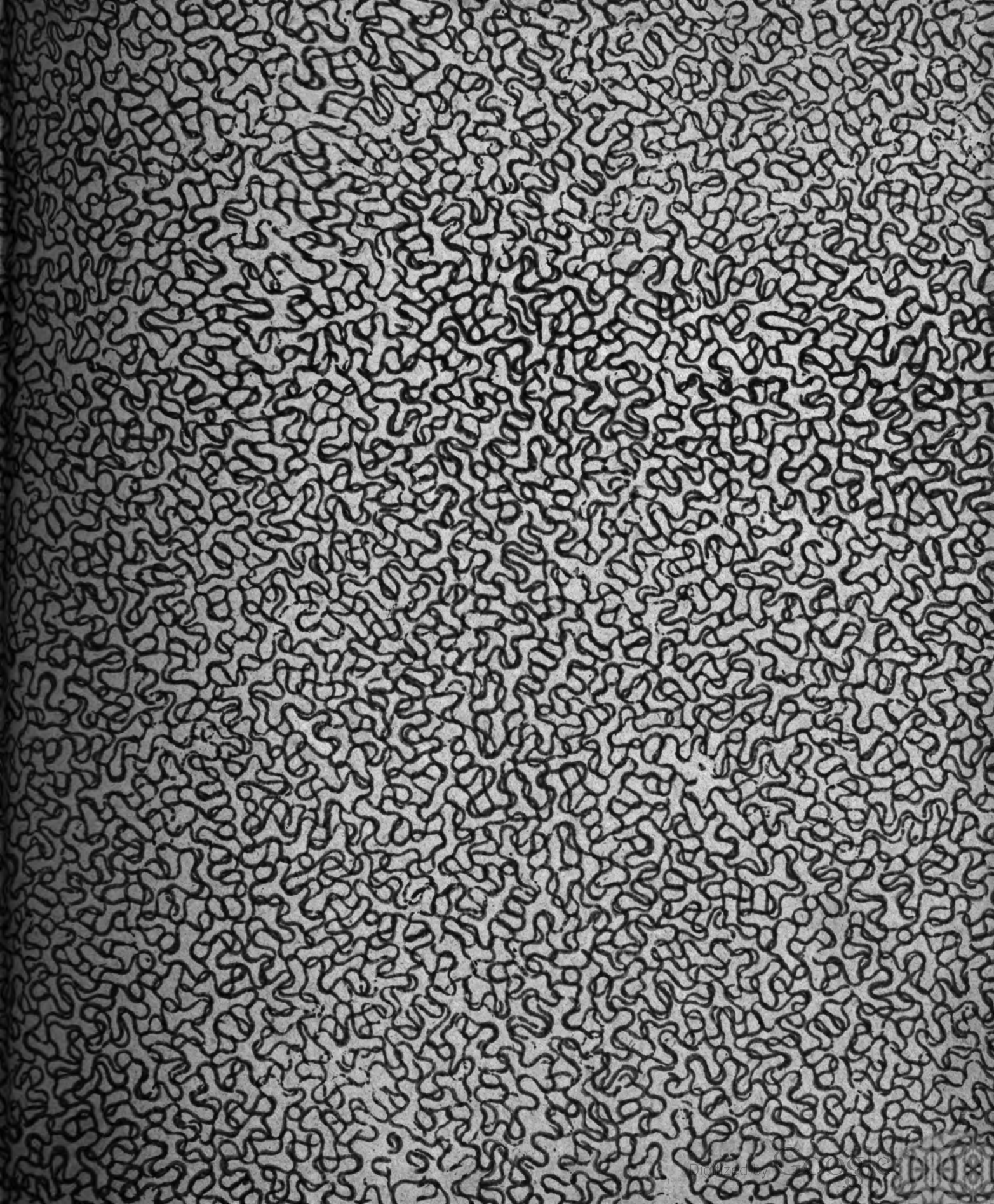
MENTEM ALIT ET EXCOLIT



K.K. HOFBIBLIOTHEK
ÖSTERR. NATIONALBIBLIOTHEK

11. G. 3. 20. Vol.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Jahrgang 1827.

Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1827.

Digitized by Google

K. K. HOFBIBLIOTHEK

Digitized by Google

Systematischer Index

zum

Jahrgang 1827

der

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

I. Philosophie,

1. W. v. Humboldt. Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Mahabbarata. Erster Artikel. — Jan. S. 51; zweiter Artikel. — Oct. S. 1441. — Hegel.
2. C. F. H. Windischmann. Kritische Betrachtungen über die Schicksale der Philosophie in der neueren Zeit. — Jun. S. 853. — Hinrichs.
3. J. Rust. Philosophie und Christenthum, oder Glauben und Wissen. — Jul. S. 1044. — Lehnerdt.
4. F. H. Jacobi. Auserlesener Briefwechsel. Erster Artikel. — Jul. S. 1099. — Hinrichs.
5. Fr. v. Baader. Vorlesungen über religiöse Philosophie im Gegensatze der irreligiösen älterer und neuerer Zeit. 1stes Heft. Einleitender Theil, oder vom Erkennen überhaupt. München 1827. — Oct. S. 1492. — Marheineke.
6. Petersen. Philosophiae chrysippeae fragmenta. — Dec. S. 1733. — Trendelenburg.
7. Krug. Das Kirchenrecht nach den Grundsätzen der Vernunft und im Lichte des Christenthums. Leipzig 1826. — Nov. S. 1585. — v. Henning.

II. Theologie.

1. a) Ferd. Delbrück. Philipp Melanchthon, der Glaubenslehrer. Bonn, 1826. —
   b) Ueber das Ansehen der heil. Schrift. Von Dr. K. Sack, Dr. C. Nitsch und Dr. Fr. Lücke. Bonn 1827. — März. S. 473 und April. S. 481. — Marheineke.
2. a) W. Umbreit. Das Buch Hiob. Uebersetzung und Auslegung. Heidelberg 1824. —
   b) Ebenderselbe. Philologisch-kritischer und philosophischer Commentar über die Sprüche Salomons. Heidelberg 1826. — Apr. S. 558. — v. Meyer.
3. F. Carové. Ueber allein seligmachende Kirche. Frankfurt a. M. 1826. — Jul. S. 1087. — Marheineke.
4. a) J. G. Eichhorn. Einleitung in das Neue Testament. 4r. u. 5r. Band. Leipzig 1827. —
   b) W. L. de Wette. Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die Bibel alten und neuen Testaments. 2r. Theil. Berlin 1826. —
   c) J. L. Hug. Einleitung in die Schriften des Neuen Testaments. 1r. u. 2r. Thl. 5. Aufl. Stuttgart u. Tübingen 1826. Sept. S. 1335. — Ewald.
5. J. A. Möhler. Die Einheit in der Kirche oder das Princip des Katholicismus. Tübingen 1825. — Jul. S. 585. — Carové.
6. A. D. C. Twesten. Vorlesungen über die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche. 1r. Band. Hamburg 1826. — Sept. S. 1409 — Rust.
7. F. Münter. Der Stern der Weisen. Untersuchungen über das Geburtsjahr Christi. Kopenhagen 1827. — Nov. S. 1609. — v. Meyer.
8. Ph. Marheineke. Die Grundlehren der christlichen Dogmatik als Wissenschaft. Berlin 1827. Erster Artikel. — Nov. S. 1684. — Daub.

III. Jurisprudenz und Staatswissenschaft.

1. G. Phillips. Versuch einer Darstellung des Angelsächsischen Rechts. Göttingen 1825. — Jan. S. 107. — Gans.
2. F. C. v. Savigny. Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter. 4r. Band. Heidelberg 1826. — März. S. 321. — Gans.
3. C. F. Mühlenbruch. Die Lehre von der Cession und dem Forderungsrechte. 2te Auflage. Greifswalde 1826. — Jul. S. 969. — Zimmern.
4. Fr. A. Biener. Beiträge zu der Geschichte des Inquisitionsprocesses und der Geschwornen-Gerichte. Leipzig 1827. — Jul. S. 982, — Abegg.
5. J. L. A. Kolderup Rosenvinge. Legum Regis Canuti Magni versio antiqua latina ex Codice Colbertino cum textu Anglo-Saxonico. Hafniae 1826. — Aug. — S. 1211. — Phillips.
6. C. A. Freih. v. Malchus. Statistik und Staatenkunde. Ein Beitrag zur Staatenkunde von Europa. Stuttgart und Tübingen 1826. — Aug. S. 1271. — Schubert.
7. a) J. Weiske. Grundsätze des Deutschen Privatrechts nach dem Sachsenspiegel. Leipzig 1826. —
   b) C. G. Homeyer. Der Sachsenspiegel oder das Sächsische Landrecht. Berlin 1827. — Sept. S. 1305. — Homeyer.
8. E. Platner. Der Process und die Klagen bei den Attikern. Darmstadt 1825. — Sept. S. 1353. — Schömann.

IV. Geschichte und Kriegswissenschaft.

1. F. A. Mignet. Histoire de la Revolution Française, depuis 1789 jusqu' en 1814. Paris 1826. 2 Voll. — Janr. S. 56. — Varnhagen v. Ense.
2. H. Luden. Geschichte des Deutschen Volkes. 1r und 2r. Band. Gotha 1825 — 26. Jan. S. 160. Leo.
3. (v. Gagern) Mein Antheil an der Politik. Stuttgart und Tübingen 1826. Febr. S. 161. — Varnhagen v. Ense.
4. F. C. H. Schlosser. Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur. 1r. Theil. Frankfurt a. M. 1826. März. S. 545. — Leo.
5. John Lingard. History of England, from the first invasion by the Romans. 10 Vol. Lond. 1825. Erster Artikel. März. S. 455. — Phillips.
6. a) E. Münch. Franz v. Sickingen's Thaten, Plane, Freunde, Ausgang. Stuttgart 1827. 1r. Bd. —
   b) Ebenderselbe. Bilibald Pirkheimer's Schweizerkrieg und Ehrenhandel mit seinen Feinden zu Nürnberg. Basel 1826. —
   c) Ebenderselbe. Charitas Pirkheimer, ihre Schwestern und Nichten. Biographie und Nachlaſs. Nürnberg 1826. —
   d) Fr. W. Barthold. Joh. v. Werth im nächsten Zusamhange mit der Zeitgeschichte. Berlin 1826. — Apr. S. 545. — Varnhagen von Ense.
7. K. A. Menzel. Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesakte. 1r. Bd. vom Anfange des Kirchenstreits bis zum Nürnberger Religions-Frieden. Breslau. 1826. — April S. 617. — Marheineke.
8. Daru. Histoire de Bretagne, III Vol. Paris 1826. — Jul. S. 955. — Leo.
9. Montgaillard. Histoire de France depuis la fin du Regne de Louis XVI jusqu' à l'année 1825. Paris 1827. T. I. Aug. S. 1143. Varnhagen von Ense.
10. W. Böttcher. Geschichte der Carthager. Berlin 1827. Aug. S. 1193. — Drumann.
11. Fr. Roth. Ueber den bürgerlichen Zustand Galliens um die Zeit der Fränkischen Eroberung. Nürnberg. Nov. S. 1620 — Varnhagen von Ense.
12. Fain. Manuscrit de 1812, contenant le précis des événemens de cette année, pour servir à l'histoire de l'empereur Napoléon. Paris 1827. Nov. S. 1628. — v. Pfuel.

Digitized by Google

13. Varnhagen von Ense. Preufsische biographische Denkmale. 2ter Theil. Fürst Blücher von Wahlstadt. Berlin 1826. Nov. S. 1641. — Rühle v. Lilienstern.
14. W. Scott. The life of Napoleon Bonaparte. Dec. S. 1791. Varnhagen v. Ense.

V. Philologie und Kunstkritik.

1. P. O. Broendsted. Reisen und Untersuchungen in Griechenland. Erstes Buch. Paris 1826. — Jan. S. 1. — Boeckh.
2. F. Thiersch. Ueber gelehrte Schulen mit besonderer Rücksicht auf Bayern. Stuttgart und Tübingen 1826. — Jan. S. 86. — Schulze.
3. a) Die Frithiofs-Sage von Esaias Tegner, Bischof von Wexiö, aus dem Schwedischen übersezt von A. v. Helwig, geb. Freiin v. Imhof. Stuttgart und Tübingen 1826.
   b) Die Frithiofs-Sage etc., übersezt von G. Ch. F. Mohnike. Stralsund 1826.
   c) Frithiof, eine Sage nordischer Vorzeit etc., übersezt von Ludolph Schley. Upsala 1826. — Jan. S. 120. — Streckfufs.
4. F. Thiersch. Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen. München 1826. Febr. S. 228. — Hirt.
5. J. Grimm. Deutsche Grammatik. 2te Auflage. 1r. Theil. 1822. 2ter Theil. Göttingen 1826. Erster Artikel. Febr. S. 251. 2r. Art. Mai. S. 725. — Bopp.
6. Fr. Bopp. Ardschunas Reise zu Indras Himmel, nebst andern Episoden des Mahâbahrâta. — Berlin 1824. Febr. S. 303. — Rosen.
7. H. Levezow. Jupiter Imperator. In meiner antiken Bronze des königl. Museum zu Berlin. Berlin 1826. Febr. S. 517. — Hirt.
8. (Rückert). Die Verwandlungen des Ebu Seid, von Serûg oder die Makâmen des Hariri, in freier Nachbildung. 1r. Theil. Stuttgart. April. S. 603. — Rosen.
9. Ed. Schaubach. Anaxagorae Clazomenii fragmenta, quae supersunt, omnia collecta commentarioque illustrata. Lipsiae 1827. Apr. S. 636. — Rötscher.
10. W. E. Weber. Die elegischen Dichter der Hellenen nach ihren Ueberresten übersezt und erläutert. Frankfurt a. M. 1826. Mai. S. 646. — W. Müller. (†)
11. W. Wachsmuth. Hellenische Alterthumskunde aus dem Gesichtspunkte des Staates. Halle 1826. Mai. S. 653. — Schömann.
12. H. v. Kleist's gesammelte Schriften. Herausgegeben von L. Tieck. Berlin 1826. 3 Bände. Mai. S. 685. — Hotho.
13. a) Achim von Arnim. Landhausleben. Erzählungen. 1r. Band. Leipzig 1826.
   b) H. Heine. Reisebilder. 1r. Theil. Hamburg 1826. Mai. S. 760. — Immermann.
14. Fr. Münter. Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen. Altona 1825. — Jul. S. 1095. — Hirt.
15. a) Schmidt von Lübeck. Lieder. Herausgegeben von H. C. Schumacher. Altona 1826.
   b) Just. Kerner. Gedichte. Stuttgart und Tübingen 1826. Jul. S. 1050. — W. Müller.
16. Don Juan Nicolas Bochl de Faber. Floresta de rimas antiguas castellanas. Hamburgo 1821—1825. III T. Aug. S. 1125. — Dietz.
17. C. F. v. Rumohr. Italienische Forschungen. Berlin 1827. Oct. S. 1527. — Hirt.
18. Manzoni. Opere Poetiche. Jena 1827. Dec. S. 1769. — Förster.
19. L. Spengel. M. Terentii Varronis de lingua latina libri qui supersunt etc. Berol. 1827. Oct. S. 1513. — Zumpt.
20. H. Steffens. Die Familie Walseth und Leith. Breslau. Aug. S. 1139. — Immermann.

VI. Reine und angewandte Mathematik.

1. Almanak ten Dienste der Zeelieden vor het jaar 1823. etc. Amsterdam. März. S. 447. — Oltmanns.
2. Almanak ten Dienste der Zeelieden vor het jaar 1824. etc. s'Gravenhage. Apr. S. 593 — Oltmanns.
3. Almanak ten Dienste der Zeelieden vor het jaar 1825 etc. s'Gravenhage. Jul. S. 1079. — Oltmanns.
4. a) F. W. Spehr. Neue Principien des Fluentencalcüls etc. 1r. Theil. Braunschweig 1826.
   b) A. L. Cauchy. Resumé de leçons données à l'école royale polytechnique sur le calcuil infinitésimal. T. I. Paris 1823. — Aug. S. 1217. — Dirksen.
5. Connaisance des tems ou des mouvemens célestes à l'usage de astronomes et des navigateurs pour l'an 1825, publiée par le bureau des longitudes. Paris 1822. Oct. S. 1505. — Oltmanns.

VII. Geographie, Physik und Chemie.

1. J. Berzelius. Lehrbuch der Chemie. Nach des Verfassers Schwedischer Bearbeitung der Blöde-Palmstädtschen Auflage übersezt von Wöhler. 1r. u. 2r. Band. Dresden 1825—26. Apr. S. 503. — Pohl.
2. v. Spix und v. Martius. General-Charte von Südamerica. München 1825. Jun. S. 881. — Oltmanns.
3. J. S. T. Gehler. Physikalisches Wörterbuch. 1r Band. A und B. 2r. Band. C und D. Jun. S. 892. — Frankenheim.
4. Link. Physikalische Geographie. Berlin. Dec. S. 1765. — Link.

VIII. Mineralogie, Botanik und Zoologie.

1. a) L. C. Richard, Comm. botanica de Coniferis et Cycadeis etc. Stuttgart 1826.
   b) Raspail. Sur la formation de l'embryon dans les Graminés Annal. d. Scienc. nat.
   c) C. B. Trinius. De Graminibus unifloris et sesquifloris. Petrop. 1824.
   d) W. Roscoe. Monandrian plants of the order Scitamineae. Lond.
   e) v. Martius. Beitrag zur Kenntnifs der natürlichen Familie der Amarantaceen. In den Vers. der K. Leop. Car. Akad. der Naturf. B. XIII. Jun. S. 825. — Link.
2. J. F. Meckel. Ornithorhynchi paradoxi descriptio anatomica. Lips. 1826. Jun. S. 839. — Carus.
3. M. Herold. Untersuchungen über die Bildungs-Geschichte der wirbellosen Thiere im Eie. 1r. Theil. von der Erzeugung der Spinnen im Ei. Marburg 1824. Jul. S. 1113. — Carus.
4. A. Richard. Nouveaux élémens de botanique et de physiologie végétale. Paris 1825. Oct. S. 1531. — Schultz.
5. Robert Brown. Vermischte botanische Schriften, übersezt und mit Anmerkungen versehen von Nees v. Esenbeck. 2 Bd. Smalkalden 1826. Feb. S. 177 — Schultz.

IX. Physiologie und Medicin.

1. J. B. Willbrandt. Erläuterung der Lehre vom Kreislaufe etc. Frankf. a. M. 1826. Jan. S. 64. — Schultz.
2. a. Johannes Müller. Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtsinnes des Menschen und d. Thiere. Leip. 1826.
   b) Ebenderselbe. Ueber die phantastischen Gesichtserscheinungen. Coblenz 1826. Feb. S. 190. — Purkinje.
3. K. F. Burdach. Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. 1r. Bd. Leipzig 1826. Mai. S. 776. — Schultz.
4. Fr. Nob. ab Hildebrand. Annales scholae clinicae medicae Ticinensis. Pars I. Papiae. Jun. S. 841. — Hufeland.
5. Esquirol. Allgemeine und specielle Pathologie und Therapie der Seelenstörungen; frei bearbeitet von Dr. Hille. Leipzig 1827. S. 1162. — Leupoldt.

Digitized by Google

Nro. 1. u. 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1827.

I.

Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung:

Reisen und Untersuchungen in Griechenland, nebst Darstellung und Erklärung vieler neuentdeckten Denkmäler Griechischen Styls, und einer kritischen Uebersicht aller Unternehmungen dieser Art, von Pausanias bis auf unsere Zeiten. In acht Büchern. Sr. M. dem Könige von Dänemark gewidmet von Dr. P. O. Bröndsted, der Universität zu Kopenhagen und mehrerer Akademien Mitgliede, Ritter des Danebrogordens, königl. Dänischem Geschäftsträger am Römischen Hofe. Erstes Buch. Paris, gedruckt bei Firmin Didot, königlichem Buchdrucker, Jacobsstrafse Nro. 24. 1826. 129 S. kl. Fol. mit 34 Kupferplatten. (Jede Lieferung, welche eines der acht Bücher enthält, kostet den Subscribenten auf sehr gutem Schreibpapier 40 Fr. oder 18 fl. 36 kr., auf Velinpapier, mit den ersten Abdrücken, 60 Fr. oder 28 fl. Der Subscriptionspreis gilt nur bis zur Erscheinung der vierten Lieferung; später wird der Preis auf 45 und 70 Franken erhöht.)

Unter den Reisen nach Griechenland und Kleinasien, die in diesem Jahrhundert unternommen und beschrieben worden sind, zeichnen sich mehrere durch die bedeutenden Erweiterungen aus, welche die Kenntnifs des Alterthums, und namentlich die Kunstgeschichte und die Geographie und Topographie jener Länder daraus gewonnen haben; Leake's, Dodwell's, W. Gell's und anderer Engländer Verdienste werden stets anerkannt bleiben; die Wiederauffindung des Löwenthors von Mykenä, des Schatzhauses des Atreus, der Spuren des Orchomenischen Schatzhauses, die Berichtigung der frühern falschen Angaben über die Amykläischen Ueberreste, die Kenntnifs der Trümmer von Thorikos, Eleusis und andern Attischen Ortschaften, der Bildsäulen am heiligen Wege der Branchiden bei Milet, und vieler andern merkwürdigen Denkmäler, die zugleich mit genauerer Bestimmung der alten Städte hervorgetreten sind, verdanken wir vorzüglich den Englischen Reisenden. Deutschlands geographische und politische Lage ist am wenigsten geeignet, eine ausgezeichnete Leistung dieser Art zu veranlassen; um so mehr müssen wir mit freundlichem Grufs einem Werke entgegentreten, welches die Frucht einer, wenn auch nicht ausschliefslich von unsern Landsleuten, doch von mehrern solchen in Verbindung mit Männern anderer Zungen unternommenen Reise ist, und von einem in Deutscher Schule gebildeten Manne, der zuerst unter den Genossen das gegebene Wort löst, in unserer Sprache geschrieben wird, indem wir, obgleich der Verf. auch eine Französiche und Englische Ausgabe besorgt, doch diese Deutsche als die ursprüngliche ansehen dürfen; welches überdies längst mit Sehnsucht erwartet worden, seit die Auffindung der Bildwerke vom Aeginetischen Panhellenium und vom Tempel zu Bassä bei Phigalia die Bemühungen jener Reisenden gekrönt, und zusammen mit der nähern Kenntnifs der Bilder des Parthenon ein früher kaum gehofftes Licht in die Dämmerung der Kunstgeschichte geworfen hatte, und unseres Verf. bekannt gewordene Nachgrabungen auf Keos auch über diese Insel nicht geringe Aufschlüsse hoffen liefsen. Eine freundliche Begegnung ist nun dem Werke bereits auch zu Theil geworden; mehrere Zeitschriften haben ziemlich vollständige Inhaltsanzeigen und Auszüge daraus oder Uebersichten desselben geliefert, weshalb wir hierauf weniger Sorgfalt zu verwenden haben; man hat das Treffliche an dem Werke anerkennend hervorgehoben, Berichtigungen oder Erweiterungen der Forschung mit Anstand vorgetragen: welches namentlich von Creuzer in den Heidelb. Jahrb. geschehen ist. Wenn daher auch

Digitized by Google

Ref. eine Anzeige des Buches liefert, welche, weil sie ebenfalls anerkennend ist, überflüssig scheinen könnte; thut er es nur, um auch seinen Beitrag zur Feststellung der öffentlichen Meinung über dasselbe zu geben, und dem Verf. den Dank zu bezeigen, welchen das mit vielen Aufopferungen verbundene Beginnen verdient. Kleinliche Krittelei, die überall möglich und überall verwerflich ist, wird ein Gemüth, welches sich in richtiger Verfassung befindet, dann besonders mit Abscheu zurückweisen, wenn sie an einem Werke geübt wird, das aus der edelsten Begeisterung entsprungen, auf gefahrvolle Unternehmungen und lange Forschung gegründet ist.

Der Verf. hat uns Ein Buch von acht Büchern vorgelegt, worin er seine Reisen und Forschungen in Griechenland und über das Griechische Alterthum darstellen wird; eine kritische Uebersicht aller Reisen wissenschaftlicher Art, die seit Pausanias bis auf unsere Zeit in Griechenland ausgeführt worden, soll das Ganze beschliessen. Zum leztern hat man zwar Vorarbeit; aber in dem Umfange, wie der Verf. den Gegenstand behandeln will, dargestellt, wird uns auch dieser Theil sehr willkommen seyn, und schon nach den hier gegebenen Proben dürfen wir erwarten, dass er auch über die Reisen, welche gegen das Ende der mittlern Zeit unternommen worden sind, namentlich auch über den ehrlichen Cyriacus von Ancona, den man mit dem grössten Unrechte verdächtig gemacht hat, Befriedigendes liefern wird. Jene acht Bücher aber, die uns der Verf. verspricht, können wir nach dem ersten Buche nicht zu der Zahl gewöhnlicher Reisebeschreibungen rechnen, wie sie jeder machen zu können glaubt. Auch in den bessern Büchern der Art bildet die Erzählung des Geschehenen und Erfahrenen die Hauptsache, und die Forschung ist zurückgedrängt oder dürftig: hier erhalten wir zugleich mit der Reisebeschreibung nützliche Monographien über die besuchten Landschaften, die, wenn sie auch vielleicht nicht die grösste Vollständigkeit haben, anderseits dadurch höhern Werth erhalten, dass sie nicht blos aus schriftlichen Denkmälern, sondern aus eigener Ansicht und Erfahrung hervorgehen, die Betrachtung des Alterthümlichen mit der Anschauung des gegenwärtigen Zustandes innig verbinden, und die Quellen des Dargestellten zum Theil sogar erst selber zu Tage fördern. Der Vortrag ist lebendig und anziehend, ohne Wortschwall und Schönrednerei; die hier und da eingestreuten nicht sowohl philosophischen als allgemein menschlichen Betrachtungen, welche sich dem Reisenden ungesucht darbieten, haben wenigstens uns nicht gestört; die einzelnen Untersuchungen sind mit besonnenem Urtheil und ohne jenen leeren Aufwand hohler Nachweisungen geführt, welcher jezt wieder bei einigen Philologen Mode wird, und zwar einen Schein von Gelehrsamkeit und Gründlichkeit giebt, in Wahrheit aber nicht allein dem bessern Geschmack widerstreitet, sondern auch das Forschen in ein Zusammentragen meist überflüssiger oder gleichgültiger Bemerkungen verwandelt, aus denen man selten etwas Ersprieſsliches lernt. Das Einzige, was wir in Hinsicht der Darstellung wünschten, wäre, dass es dem Verfasser gefallen möge, weniger Beilagen zu machen, da durch diese der Leser zerstreut wird, und was nicht nothwendig aus dem Zusammenhange ausgeschieden werden muss, in diesen hineinzuarbeiten. Das Aeussere und namentlich die Ausführung der Kupfer, die von verdienten Künstlern gearbeitet sind, ist glänzend, der Druck fast fehlerfrei.

In der Vorrede entwickelt der Verf. seinen Plan und die Behandlungsart, welche er sich vorgesezt hat, nennt die bekannten Gefährten auf der im J. 1810 unternommenen Reise, den Freiherrn Haller von Hallerstein aus Nürnberg, J. Linckh aus Würtemberg und den Freiherrn O. M. von Stackelberg aus Esthland, welche gleich der erste Aufenthalt in Athen im Spätjahr 1810 mit R. Cockerell und J. Foster zusammenführte. Auch die Darstellung der persönlichen Verhältnisse des Verf., während er sich zu seiner Reise vorbereitete, hat hier einen nicht unangemessenen Platz, so wie das anspruchlose Denkmal der Tugenden seines Jugendfreundes Koës und des von Haller. Ohne auf das Einzelne dieser Vorrede weiter einzugehen, bemerken wir nur, wie wohlthätig ihr würdiger Ton, die daraus hervorleuchtende sittliche Gesinnung, der auf das Edle und Schöne in jeder Erscheinung gerichtete Sinn, der vielen Alterthumsgelehrten in dem sophistischen Spiele des Scharfsinns und eitler Selbstsucht so untergegangen ist, dass sie nur mit Lächeln davon sprechen hören, auf denjenigen wirkt, der in den Alterthumsstudien Geist und Herz befriedigen will. Auch die Billigkeit in der Beurtheilung der Griechen und Türken, die Theilnahme und Wünsche für die erstern ohne Ueberschätzung und bombastische Redensarten, haben uns angenehm angesprochen.

Das erste Buch enthält *Keos*, jedoch noch nicht vollständig; je weniger diese Insel bisher besucht und untersucht war, desto dankenswerther ist es, dass der Verf. damit den Anfang gemacht hat. Die erste Abtheilung ist

Digitized by Google

der Topographie gewidmet: der Beschreibung der Reise von Porto Raphti (Ῥαφθηλιμάνι) nach Zea, wobei ergetzliche Anmerkungen über die Veranlassung dieses Namens und der wunderlichen Benennung des Hymettos (Monte-Matto), folgt Einiges über die Trefflichkeit des Hafens von Zea und den Eindruck der Griechischen Gegenden, woraus wir zwei Stellen ausheben. S. 6. „Ich kenne keine Gegend, die sich wie Griechenland so wunderbar mit dem Meere vermählt, und es gibt gewifs kein Europäisches Land, das die Schönheiten der verschiedensten Naturen in dem Grade verbindet;" und nachdem dieses am Tempethal nachgewiesen worden, S. 7: „Es ist mir vorgekommen, als ob das Asiatische Griechenland, von Lampsakos an, über Troja, durch Mysien, Aeolis und Ionien, bis Ephesos hinab, einen im Ganzen viel stäteren, sich selbst gleicheren und minder kühnen Charakter hätte;" eine Bemerkung, welche für die nicht unwichtig seyn wird, welche die sittlichen Eigenschaften der verschiedenen Griechischen Volksstämme, die jetzt wieder von Einigen verkannt werden, aufzufassen verstehen, und den bedeutenden Einflufs der umgebenden Natur auf den menschlichen Geist kennen. Wir finden dann eine kurze Beschreibung des Anblickes der Stadt, in der Anmerkung dazu eine treffende Bemerkung über die Liebe der Inselbewohner zum Meere, Angabe der Haupterzeugnisse und anderer örtlichen Umstände; die Gründe des Verfalls der Hellenischen Städte und auch Zea's, welches einst vierstädtig, jezt nur 550 Häuser und 3000 Seelen zählt, und kaum den zehnten Theil des möglichen Ertrags zu Markte bringt. „Die Physiognomie des Landes, die Lage der Stadt auf den hohen Terrassen östlich vor einer tiefen Felsenschlucht, durch welche ein Bach sich windet, der unweit der Stadt selbst entspringt, das Bergthal gegen Westen durchströmt und sich in den Hafen ergiefst; die gewaltigen antiken Mauern, auf welchen die heutige Stadt zum Theil gebaut ist; der schöne blaue Himmel mitten im Winter und die reine elastische Luft, die wir athmeten; kurz die ganze Umgebung sprach uns so sehr an, dafs wir beschlossen, das schöne und wenig bekannte Eiland gründlich zu untersuchen." Mit diesen Worten (S. 10) leitet der Verf. die folgende Untersuchung ein. Tournefort und mit ihm die Schriftkundigen unter den Zeoten glaubten, die jetzige Stadt Zea sey auf den Trümmern von Karthäa gebaut, und die drei Stunden südöstlich von der Stadt nahe am Ufer Kythnos gegenüber liegenden Reste des Alterthums, genannt ταῖς Πόλαις, seyen von Iulis übrig. Der Verf. gibt uns (Cap. 2) eine genaue, mit einem deutlichen, wenn auch nicht geometrisch aufgenommenen Plane und einer mahlerischen Ansicht (Taf. 6. 7) erläuterte Beschreibung von ταῖς Πόλαις, aus welcher wir nur das kleine Theater für die Keischen Dionysien, die wir aus den Inschriften kennen lernen, und die ohne Zweifel, in wiefern dramatische ein Theater erfordernde Spiele damit verbunden waren, Attischen Ursprungs sind, und die Stadtmauern herausheben. Die an diesem Orte angestellten Nachgrabungen sind ohne ermüdende Weitschweifigkeit, jedoch ausführlich und mit Klarheit und Heiterkeit so erzählt, dafs man sich in die Geschäftigkeit der Reisenden hineingezogen fühlt, und an der Freude über den nachher gelungenen Fund herzlichen Antheil nimmt. Nach einem vergeblichen Versuche war der erste günstige Erfolg die Auffindung der Inschriften bei der Tempelterrasse unten am Meere, deren Länge etwa 184 Fufs beträgt: diese lehrten, dafs man sich in den Trümmern eines Apolltempels, und zwar von Karthäa, nicht von Iulis befinde: nachher fanden sich in einer Nische bedeutende Bruchstücke einer kolossalen Bildsäule des Gottes. Bei fortgesezter Nachgrabung erschienen mehrere beschriebene Steine, Glieder eines Pilasters der Anten, später ein Sokkel, auf welchem, wie die Löcher anzeigten, ein metallenes Gitter befindlich gewesen, hinter welchem wahrscheinlich Weihgeschenke aufgestellt waren. Die Grundzeichnung dieser Tempelreste giebt Taf. 8. Nicht weit von dem Sokkel fand man den Rumpf eines schön gearbeiteten marmornen Pferdes unter der natürlichen Gröfse. Man entdeckte ferner die nach dem Stadtthore hinaufführende Treppe, und bei dieser aufser andern S. 23 angegebenen Bruchstücken einen allerdings sehr schönen Rumpf einer weiblichen Bildsäule, auf Taf. 9 abgebildet, nach S. 23 einer Artemis, nach S. 124, woselbst dies Urtheil zurückgenommen wird, einer Leto: jedoch fehlen ihm auch dazu hinlängliche Kennzeichen. Die Untersuchung des Tempelbodens gab wenig Ausbeute, da sich bei der Nachgrabung fand, dafs er in einen Kirchhof verwandelt worden war. Für die Breite des Tempels ergaben sich 49 Fufs; wahrscheinlich war sie auf 50 Fufs berechnet. Wem der Inhalt dieses Capitels nicht reich genug ist, der klage das Schicksal an, nicht die Reisenden. Hätte man die Insel früher untersucht, so wäre wahrscheinlich mehr gefunden worden. Ein Theil der Trümmer, welche der Verf. erst aufgraben mufste, lag, als Riedesel die Levante besuchte, noch zu Tage, wie Ref.

Digitized by Google

unten zeigen wird; und aus Villoisons Papieren wird S. 36 angeführt, von ταῖς Πόλαις, auch von Thermia (Kythnos) und Santorin (Thera) hätten die Russen (unter Orloff) viele Inschriften und Steine weggebracht, worüber der Verfasser noch Erkundigungen einzuziehen verspricht. Ref. besizt durch die Güte des Herrn v. Köhler eine Abschrift eines solchen von Orloff weggeführten Steines, der jedoch nicht von Keos seyn kann, schwerlich von Kythnos, eher von Thera.

Auf der südwestlichen Seite der Stadt liegen in einer Entfernung von drittehalb Stunden Trümmer, welche das Volk Kunduro nennt (Cap. 3); anderthalb Stunden von der Stadt auf diesem Wege besuchten die Reisenden das Kloster der heiligen Marina, worauf ein schöner antiker Thurm steht (hierbei eine Abbildung Taf. 10), der schönste, den sie in Griechenland gesehen haben; auf zwei Hügeln eine Viertelstunde nördlich von dem Kloster sind Reste zweier ähnlichen Thürme. Von der Beschreibung von Kunduro heben wir S. 27 heraus: „Die Lage der alten Stadt, die sich auf dem Felsen linker Hand des Thals ziemlich weit gestreckt hat, ist der von Karthäa sehr ähnlich. Wir konnten die Richtung der Stadtmauer einige hundert Schritte weit verfolgen. Innerhalb derselben sind zwar eine Menge von Substructionen antiker Gebäude, aber gar keine Spuren irgend eines bedeutenden architektonischen Denkmals. Die Aussicht von dem erhabenen Bezirke der alten Stadt ist von ungeheurem Umfange; begränzt gegen Westen von Attika's, Argolis und Lakoniens gefeierten Küsten und Bergen, verliert sie sich gegen Süden und Südost auf der weiten Fläche des herrlichen Meeres; sie ist reicher und geographisch interessanter als die von Karthäa. Einen eigentlichen Hafen hat die Stadt nie gehabt, sondern blos eine, jener bei Karthäa ähnliche Bucht, am Fuſse des Berges auf dem die Stadt lag."

Cap. 4. ist der Nachweisung der Ueberreste des Alterthums in der jetzigen Stadt Zea gewidmet; im Ganzen sind es wenige merkwürdige Ueberbleibsel oder Spuren alter Grundmauern und Gebäude. S. 29 erhalten wir zwei Inschriften, deren erstere uns aus Villoisons Papieren bekannt war, worin sie mit einigen die Erklärung des Verf. im Allgemeinen bestätigenden Verschiedenheiten vorkommt; die andere vom Fuſsgestell einer Bildsäule der Livia ist offenbar dieselbe, welche bei Muratori Bd. IV. S. MML. I. als eine Inschrift auf Sabina, Adrians Gemahlin, gegeben wird. Eine dritte (ebendas. 2.) auf den Sohn des Herodes Atticus scheint, da sie vom Verf. nicht angeführt wird, nicht mehr vorhanden zu seyn. Mehr zu bedauern ist, daſs die groſse jedoch verwitterte Inschrift, worin ein Gymnasiarch genannt war, in der Capelle des H. Petrus (Tournefort Bd. II. Br. 8.), von den Reisenden nicht gesucht worden. Zuerst beschrieben wird hier ein kolossaler Löwe ganz in der Nähe der Stadt, von der Nase bis zum Anfang des Schweifs 28 Fuſs lang, der Vorderleib 9 Fuſs hoch, der Taf. 11 in zwei Zeichnungen von verschiedenen Standpunkten so gegeben ist, wie er sich etwa ehedem ausnehmen mochte; S. 32 wird dazu aus Heraklides Ponticus die völlig genügende Erklärung gegeben: es ist nämlich ein Andenken an den Löwen, der nach dem Mythos die Nymphen, die Urbewohnerinnen der Insel, verscheuchte. Nachdem nun der Verf. Karthäa's Lage auf der südöstlichen Seite der Insel durch die Inschriften bestimmt hat, und nach Strabo das heutige Zea mitten im Lande als Iulis, der Hafen von Zea aber auf der Nordwestküste als das alte Koressos erkannt ist, bleibt für Kunduro von den vier alten Städten nur noch Pöeessa an der südöstlichen Bucht übrig. Diese Bestimmungen sind Taf. 12 durch die Karte, worauf jedoch die Küsten nicht mit geometrischer Genauigkeit gezeichnet sind, versinnlicht, und ein auf einfachem Wege gefundener, reiner und sicherer Gewinn für die Topographie. Iulis hat auch Mannert (Geogr. Bd. VIII. S. 741 f.) nach Strabo in dem heutigen Zea erkannt, und eben dasselbe sah Villoison nach unseres Verf. Auszügen aus dessen Papieren. Auch Karthäa hat Villoison richtig in ταῖς Πόλαις gesucht; dagegen sezt Mannert Karthäa noch an die Westküste, Koressos an die Nordostküste, Pöeessa an die Nordwestküste. Wir bemerken noch, daſs, wenn auch im Ἑρμῆς λόγιος 1818 S. 497 die von dem Verf. ausgemittelten Ortsbestimmungen von Iulis und Karthäa angegeben sind, dies blos aus den Untersuchungen unserer Reisenden entlehnt ist, denen das unbestreitbare Verdienst bleibt, die Lage der alten Städte mit Sicherheit zuerst ermittelt zu haben.

Die zweite Abtheilung (S. 37 — 76), welche die Archäologie und Geschichte der Insel enthält, beginnt (Cap. 5) mit den Naturumwälzungen, indem ein groſser Theil der Insel vom Meere verschlungen worden seyn soll, und geht auf die Karischen und Phönicischen Einwohner über. Ob die erstern vor oder nach Minos die Kykladen bewohnten, darüber wollen wir nicht rechten, da Beides nur auf unbestimmter Ueberlieferung oder historischer Theorie der Alten beruht; indessen kann man dem Verfasser nichts Wesentliches entgegensetzen, wenn er Beides vereinigen

Digitized by Google

will (S. 39.). Griechische Bewohner soll nach Heraklides Keos von Naupaktos herangeführt haben; Aristäos brachte Parrhasier aus Arkadien, er dessen Verehrung sich auf Keos vorzüglich festsezte. Mit Recht verweilt daher der Verf. bei Aristäos; er stellt ihn mit Benutzung der dahin gehörigen Stellen als das dreifache Symbol der physischen Fruchtbarkeit, der geistigen Kraft des Denkens und Sinnens, der sittlichen Güte und Thätigkeit dar, durch welche die Menschen entwildern, und in einen gesittetern, würdigern und bequemern Zustand hinübertreten (S. 42.); auch das Alter dieses göttlichen Wesens erkennt er an (S. 46.): „Schon die Attribute und Verrichtungen des milden Heros sind Zeugnisse für das hohe Alter des Mythos. Denn wer auf Griechenlands Triften und Bergen zuerst die wilden Thiere jagen, die Heerden weiden, den Acker bauen, den Oelbaum pflanzen und pflegen, und die Bienenzucht betreiben lehrte, der hauste sehr früh in diesem Lande." Der Hauptaufschlufs, den wir S. 47. über seinen Dienst erhalten, ist dieser: Da Aristäos bald als Zeus, mit dessen Verehrung ihn Creuzer auch auf Keos verbunden glaubt, bald als Apoll, auch im Zusammenhange mit andern Göttern verehrt wird, welches selbst auf die bildliche Darstellung desselben Einflufs gehabt hat (S. 48.), so ist der Keische Aristäos nicht Zeus, sondern Apollon Aristäos, wie er in einer Inschrift heifst: sein Einflufs auf alles, was der Verf. sehr treffend die *Localfarben* der Keischen Religion nennt, soll im vierten, numismatischen Abschnitt ins Licht gesezt werden. Hier ist der Verf. wohl etwas zu weit gegangen; das Wichtige, was jene Inschrift lehrt, ist nicht sowohl, dafs Aristäos auf Keos als Apoll verehrt wird: denn dafs er daselbst auch Zeus gewesen seyn mufs, wird sich nachher zeigen: sondern dafs Apoll auf Keos nicht etwa hauptsächlich der Pythische oder Delphinische oder Delische oder irgend ein anderer, sondern gerade Apollon Aristäos ist: wiewohl auch dies Urtheil, wie später gesagt werden soll, beschränkt werden mufs. Nach dem Verf. (S. 49.) wäre die Verehrung des Zeus auf Keos und den übrigen Kykladen nicht so alt und einheimisch als die Anbetung des Phöbos, da sie nämlich erst aus Arkadien, wo der Pelasgische Zeusdienst uralt ist, dorthin gebracht worden, Aristäos auf der Insel zuerst dem Zeus ein Sühnopfer brachte, und der Zeusdienst auf Keos diesen Gott immer nur in der ganz eingeschränkten Beziehung als den Geber der Feuchtigkeit und Kühle (*Ζεὺς Ἰκμαῖος*) darstellt, und in Verbindung mit den beim Aufgange des Hundsgestirnes auf Keos gebräuchlichen Cärimonien erwähnt wird. Wenn man dies auch nicht alles zugibt, so wird man dagegen die Vermuthung (S. 50.) sehr wahrscheinlich finden, dafs der Berg *ἅγιος Ἠλίας*, der höchste Gipfel der Insel, jenem Zeus geheiligt war. Aufser andern Göttern, auf welche uns die Beilagen zum Theil zurückführen werden, erwähnt der Verf. S. 50 ff. die Nymphen, und behandelt hierbei die vielbesprochene Stelle des Ovid Heroid. 20, 221.

Insula Coryciis quondam celeberrima Nymphis. Einverstanden mit dem Verf., dafs die korykischen Nymphen, die den Lescarten nach nicht einmal feststehen, nicht an ihrer Stelle sind, auch weil sie als Urbewohnerinnen der Insel angesehen werden, nicht, wie Jemand gemeint hat, im Gefolge des von Phthia ausgezogenen Aristäos, ihm sich anschliefsend nach Keos gekommen seyn können, müssen wir dennoch die von dem Verf. angenommene Vermuthung des Is. Vossius bestreiten, da *Corisiis* dem Versmafs doppelt widerspricht (*Κορησσός* ist die einzige richtige Schreibart), halten dagegen *Carthaeis*, welches unter andern auch Buttmann in der Abhandlung über die Fabel der Kydippe in den Denkschriften der Münchner Akademie vorgeschlagen hat, für das wahre.

Cap. 6. (S. 53 ff.) wird die Arkadische und Lokrische Einwanderung zuerst berührt, und ob die Arkadische der Parrhasier mit Aristäos oder die Lokrische des Keos von Naupaktos als die ältere zu betrachten sey. Inwiefern auf diesem mythischen Gebiete von einem Früher oder Später als einem auf alter Sage oder Forschung beruhenden Geglaubten die Rede seyn kann, entscheiden wir uns mit dem Verf. für das höhere Alter der Arkadischen Einwanderung, theils aus dem von ihm angeführten Grunde, weil sich Aristäos Thaten mit dem Aufenthalte der Nymphen auf Keos ganz und gar im Mythos bewegen, obgleich wir nicht annehmen können, dafs die Nymphen als die *vorhistorischen Bewohner* der Insel zu betrachten seyen, theils weil der Name Keos eben der geschichtliche Name ist, welchen die Ioner vorfanden, und also die Naupaktische Einwanderung mit dem Heros Keos die Begründung des lezten Zustandes der Insel vor der Besetzung durch die Ioner gibt. Uebrigens halten wir uns vollkommen überzeugt, dafs sowohl die Arkadische als die Naupaktische Einwanderung, obgleich mythisch, doch wahr ist: an leztere schliefst sich die Verbindung der Keer mit den Aetolern und den unterdessen Aetolisch gewordenen Naupaktiern an, wovon die Inschriften zeugen, und die nachher anzuführende frühere Verbindung der

Digitized by Google

Keer mit den Opuntischen Lokrern. Wer nicht bei dem stehen bleibt, was sich auch blöden Augen darbietet, oder mit Anmaſsung von vorn herein verwirft, was zu untersuchen ihm zu beschwerlich fällt, erstaunt häufig, wie alles aus dem Alterthum überlieferte bei einiger Vollständigkeit der Sammlung und bei genauerer Betrachtung sich zu innerer Uebereinstimmung fügt, die sich auch bei diesen Forschungen über Keos nicht verkennen läſst. Damit jedoch diese noch vollkommener wäre, entstand uns, nachdem wir so weit gekommen waren, der Wunsch, der Verf. hätte das über die Einwanderungen überlieferte in nähere Beziehung mit den Religionen von Keos setzen wollen, theils weil, wie er selbst einsieht, die Geschichte der Religionen uns über die Herkunft der Stämme belehren kann oder wenigstens zur Bestätigung der Ueberlieferung beiträgt, theils weil die Religionen noch nicht vollständig erklärt sind, ehe nachgewiesen ist, wie und woher sie sich zusammengefunden haben: wovon wir auch unten noch bei Gelegenheit der Beilagen an der Nedusischen Athena ein Beispiel geben werden: ja die Ueberlieferung selbst fordert uns gebieterisch auf, eine solche Zusammenstellung zu versuchen, weil sie Dinge enthält, die einen innern Zusammenhang ahnen lassen. Wenn z. B. Aristäos auf Keos Apoll ist, wie unser Verf. zeigt, Aristäos aber aus Arkadien gekommen ist, und in Arkadien Zeus Aristäos verehrt wird (Serv. z. Virg. Georg. I, 14.), so erkennt man, daſs diese Thatsachen nicht unabhängig von einander seyn können, und kann nicht widerstehen, mit Creuzer auch eine Verbindung des Keischen Aristäos und des Zeus anzuerkennen, und mit ebendemselben den Apolldienst für jünger an diesem Orte zu erklären. Wir finden nämlich keinen Beweis für das höhere Alter des Apolldienstes auf Keos; ist es wahrscheinlich, daſs Zeus auf der höchsten Kuppe der Insel verehrt worden, ist es überliefert, daſs sein Altar auf einem Berge gewesen, ist es endlich gewiſs, daſs Apolls Hauptdienst zu Karthäa am Meere war, so läſst schon dies ein höheres Alter des Zeusdienstes auf Keos vermuthen, da die Dienste auf den Bergen in der Regel die ältern sind. Betrachten wir nun die Religionen im Verhältniſs zu den Erzählungen von dem Wechsel der Einwohner, so sollen zuerst die Nymphen Hydrussa bewohnt haben, mit welchem Namen Keos nach Heraklides, Plinius (Naturgesch. IV, 20.) und dem Scholiasten zum Virgil (Georg. I, 14. nach Creuzers Verbesserung) ehemals wie Tenos (Plinius IV, 22. Steph. v. Byz. in τῆνος) und Andros (Plinius ebendas.) genannt worden; ein Löwe aber habe sie von da vertrieben. Wollen wir auch nicht alle Spuren zugeben, worin Creuzer findet, der Löwe bezeichne den Sonnenbrand, wann die Sonne in das Zeichen des Löwen tritt, mit dem Heliakalaufgange des Hundssternes; so hat doch diese Erklärung schon an sich und im Zusammenhange mit der Fabel des Aristäos betrachtet so viel Klarheit, daſs sie uns unzweifelhaft ist: die Quellen also, die durch die Nymphen bezeichnet werden, versiegten unter der Gluth des Sonnenlöwen; Aristäos aber löscht diesen Brand durch die Kühle der Etesien. So schlieſst sich Aristäos, wie auch der Verf. andeutet, gleich an die ältesten nicht menschlichen Bewohnerinnen der Insel, die Nymphen; und so bewährt sich auch von dieser Seite, die wir oben noch nicht in Rechnung bringen wollten, die Einwanderung aus Arkadien, welche auf Aristäos zurückgeführt wird, als die älteste, die wir kennen. Er hat zugleich dem Ikmäischen Zeus, dem Spender der Feuchtigkeit und Kühlung, einen Altar gebaut; dieser Zeus erscheint demnach als der älteste Keische Gott, da er an das Erste, was uns der Mythos darbietet, das Zurücktreten des Quellwassers und die Wiederherstellung des Feuchten angeknüpft wird. Da nun Aristäos aus Arkadien gekommen seyn soll (Apollon. Arg. II, 520.), und dort gerade Zeus Aristäos verehrt wird; so leuchtet ein, daſs die Arkadischen Einwanderer den Zeus Aristäos nach Keos gebracht haben, und, vermöge der so gewöhnlichen Verwandelung der Götter in Heroen, der Heros Aristäos eben nichts weiter ist als der alte Arkadische Zeus Aristäos selbst (vgl. Müller Orchom. S. 349.). Hier tritt dann wieder die Behauptung des Athenagoras (Bröndst. S. 50.) in ihre Rechte ein, die Keer hätten (wie Pindar thut), den Aristäos zugleich als Zeus und als Apoll betrachtet; und wenn Bacchylides (Schol. Apollon. Arg. II, 498.), selbst ein Keer, vier Aristäos kannte, und den einen des Himmels und der Erde Sohn, so dürfte der leztere leicht auf den Arkadisch-Keischen Zeus Aristäos hindeuten. Ob dieser von dem Ἰκμαῖος noch unterschieden wurde, muſs dahin gestellt bleiben; jedenfalls aber enthält der leztere nur die ungeistige und natürliche Seite des Aristäos, wegen welcher die Keischen Gebräuche nach der Sommerwende gegen die Hundstage mit dem Ἰκμαῖος verbunden sind. Die Verwickelung der Erzählung, wie der Keische Aristäos die Etesien vom Zeus erflehte, mit der Attischen Fabel von Ikarios und Erigone (Hygin P. A. II, 4. wo die Ausleger nachweisen, daſs von Keos die Rede ist), könnte freilich dahin leiten, der

Digitized by Google

ganze Mythos sey Attisch; allein es ist viel wahrscheinlicher, dafs der Arkadisch-Keische Mythos von den Ionern nach der Besetzung von Keos in ihre Fabel verflochten worden. Der Arkadische Zeus Aristäos nun kann schwerlich als jener Aristäos angesehen werden, welcher der Sohn Apolls und der Nymphe Kyrene, der Tochter des Peneios ist; auch Bacchylides unterscheidet den Sohn der Kyrene von den drei andern Aristäos; wenn der Mythos den Einen Aristäos aus Phthia kommen, in Arkadien Parrhasier sammeln und diese nach Keos führen läfst, so scheint dies nur durch eine fast pragmatisirende Verbindung verschiedener Formen des Aristäosdienstes bewirkt zu seyn. Auch eine ursprüngliche Einerleiheit des Zeus Aristäos und Apollon Aristäos ist nicht glaublich: Zeus und Apoll sind verschieden; das gleiche Beiwort genügt nicht, um sie zu Einem zu machen. Am einfachsten ist die Annahme, dafs, da in der Thessalischen, wie es scheint besonders durch die Kyrenäer befestigten Sage Aristäos Apolls und der Kyrene Sohn war, von Thessalien auch die Religion des Apollon Aristäos ausging, und es ist sehr natürlich, die Naupaktische Einwanderung des Keos mit Creuzer als diejenige anzusehen, welche den Apollinischen Dienst an das Gestade von Karthäa führte, indem Keos selbst Apollons und der Nymphe Rhodoëssa Sohn ist (Etym. M. S. 507. 55. u. Phavorin). Fanden diese Einwanderer den Zeus Aristäos auf Keos bereits vor, so lag es nahe, den mitgebrachten Apoll nun ebenfalls als Aristäos zu bezeichnen, mochte er es in der Thessalischen Sage damals schon seyn oder nicht. Dieser von Naupaktos gebrachte Apoll könnte der Thermische der Aetoler seyn, welche ja auch mit den Dorern von Naupaktos ausgingen; Bestimmteres liefse sich aber nur erkennen, wenn wir das Vaterland der Nymphe Rhodoëssa kennten. An das Argolische Rhodussa (Steph. Byz.) oder an Rhodantia bei Trachin ist wohl schwerlich zu denken; und ein Zusammenhang mit Rhodos, den auch Buttmann in der oben angeführten Abhandlung zwischen der Keos berührenden Erzählung von der Kydippe und der Rhodischen Heliadin Kydippe oder Kyrbia annimmt, scheint uns in der Rhodoëssa nicht erkenntlich: auch die Mythen von Rhodos und Keos, in Bezug auf die Naturerscheinungen, worauf man sich berufen hat, sind nicht ähnlich; Rhodos stieg aus dem Meer empor, Keos wurde zu grofsem Theil verschlungen. Am sichersten bleibt es, den Ursitz des Keischen Apolls und seiner Rhodoëssa bei den Lokrern zu suchen, wo wir auch schon eine andere Geliebte des Gottes, Amphissa finden, und zwar bei den Opuntischen: denn wiewohl Naupaktos Ozolisch ist, so scheinen doch die Opuntischen Lokrer sich als die ächten Stammverwandten der Keer betrachtet zu haben, weshalb sie ihnen in dem Perserkriege Hülfe leisten (Herodot VIII, 2.). Wenn wir uns übrigens mit dem Verf. über die Entdeckung des Apollon Aristäos zu Karthäa freuen, so glauben wir doch bemerken zu müssen, dafs man es bei diesem nicht bewenden liefs. Um begreiflicher Weise von der Verbindung der Keer mit dem Delischen Dienste nichts zu sagen, so finden wir ein Pythisches Fest zu Karthäa: also ist Apoll hier auch der Pythische, so gut als in Athen, Megara, Sparta und anderwärts; dieser Pythische dürfte aber sehr leicht von den Attischen Ionern, denen er *πατρῷος* war, an den Apollon Aristäos angeschlossen worden seyn. Die Einwanderung der Ioner erkennt der Verf. mit Recht als die lezte an, und es ist kein Grund vorhanden, sie später zu setzen als den Uebergang der Ioner nach Kleinasien. Warum der Verf. bei Gelegenheit dieser Ionischen Einwanderung S. 57. behauptet, des Aristoteles *Κιανῶν πολιτεία* (Schol. Apollon. Arg. I, 1177.) habe sich auf Keos bezogen, ist uns unerklärlich: was daraus angeführt wird, zeigt, dafs diese Abtheilung des Aristotelischen Werkes von Kios in Mysien handelte, dessen Einwohner ja gerade auch *Κιανοί* heifsen; wiewohl Aristoteles ohne Zweifel auch eine *Κείων πολιτεία* geschrieben hatte. Dagegen stimmen wir dem Verf. völlig bei, wenn er (ebendas.) es nicht über sich gewinnen konnte, eine gelehrte Abhandlung über die Verderbung des Wortes *Κεῖος* in *Κῖος, Χῖος* u. dgl. zu schreiben; das Zusammenkehren solcher Spreu sollte man doch endlich satt haben.

Im Verfolge der geschichtlichen Uebersicht bietet sich dem Verf. die bekannte Delische Amphiktyonie dar; neu ist dabei die Bemerkung, eine ähnliche Verbindung habe später noch und vermuthlich bis in die Römischen Zeiten bestanden, wie aus einer Tenischen Inschrift in Villoisons Papieren folge, deren beabsichtigte Mittheilung (Beilage 6.) aus dem daselbst angeführten Grunde unterblieben ist. Ref. der die Urkunde vor sich liegen hat, findet die Vermuthung völlig begründet, und fügt nur hinzu, dafs aufser dem Delischen Heiligthum damals der Tempel des Tenischen Poseidon als Mittelpunct dieses Vereins erscheint. Auch die Muthmafsung, die verschiedenen Angaben über die Zahl der Kykladen richteten sich nach der Zahl der Glieder dieses Vereins (S. 61.), ist nicht zu verschmähen.

Digitized by Google

Hiernächst sucht der Verf., nachdem er von dem glücklichen Zustande der kleinen Inselstaaten vor den Perserkriegen gesprochen hat, diesen für Keos zu bewähren, aus der Beschaffenheit der ältesten Münze von Keos und den alten strengen Sitten, und beschliefst Cap. 6. mit der Erwähnung der berühmten Keer, Simonides, dessen Tochtersohn doch auch der Anführung werth war, Bacchylides, Prodikos, Erasistratos des Arztes, Ariston's des Peripatetikers. Wir stimmen in diesen Beweisen für den blühenden Zustand der Insel dem Verf. bei. Die alten, unförmlichen, kunstlos geprägten Münzen von Keos sind silberne; die durch schönes und kunstvolles Gepräge ausgezeichneten kupferne, nach des Verf. sehr nahe liegender Vermuthung deshalb, weil damals, als die Kunst Fortschritte gemacht hatte, von den Keern unter Attischer Herrschaft Attisches Silbergeld gebraucht und nur noch Scheidemünze geprägt wurde. Die sittliche Strenge der Keer beweisen das Verbot der Freudenmädchen und Flötenspielerinnen, das Wassertrinken der Jünglinge und Mädchen vor der Ehe, die Sorge für den Anstand der Weiber (S. 66.), endlich der freiwillige Tod der alten Leute und überhaupt die Keische Ansicht vom Tode. Dafs dem Verf. die meisten hierher gehörigen Stellen bekannt waren, zeigt Beilage 7. (S. 97.): denn in den daselbst nachgewiesenen Schriftstellern steht das Meiste, was darüber aufbehalten ist, wenn es der Verf. auch nicht vorgetragen hat; jedoch finden wir hier gerade ein Beispiel von dem oben gesagten, dafs mancher Stoff der Beilagen zweckmäfsiger in die Erzählung verarbeitet worden wäre; jezt ist das über die guten Sitten und namentlich über den freiwilligen Tod der ältern Leute sprechende zu zerstreut, indem über leztern Punct auch noch die dritte Beilage zugenommen werden mufs. Folgende Zusammenstellung wird den Leser überzeugen, dafs die Sittlichkeit der Keer im Alterthum anerkannt, und der freiwillige Tod der Aeltern eingewurzelter war, als man auf den ersten Anblick glauben sollte. Platon (Ges. I, S. 638. E.) will beweisen, dafs die Ueberwindung eines Staates durch den andern nicht gerade ein Zeugnifs über die Verderbtheit des überwundenen ablege: als Beispiel führt er an, es seyen ja die Lokrer, deren Verfassung die beste unter den Italischen sey, von den Syrakusern überwunden worden, und die Keer von den Athenern, die kleinern von den gröfsern. Offenbar will er die Keer loben, wie schon die Verbindung mit den Lokrern zeigt; auch haben wir hier, im Vorbeigehen gesagt, ein S. 87. vermifstes Zeugnifs von einem Angriffe der Athener auf Keos. Noch sprechender ist die Stelle Protag. S. 341. E. *ἀκόλασιον γὰρ ἄν τινα λέγοι Σιμωνίδην ὁ Πρόδικος, καὶ οὐδαμῶς Κεῖον.* Hierzu nehme man die S. 58. in anderer Beziehung benuzte Stelle des Aristophanes (Frösche 970.), nach welcher Theramenes, wenn er mit schlechten Leuten zusammen ist, *πέπτωκεν ἔξω τῶν κακῶν, οὐ Χῖος, ἀλλὰ Κεῖος.* Allerdings ist hiermit die Kunst des Theramenes gezeichnet, sich schnell auf die andere Seite zu werfen: aber darin, dafs er sich aus der schlechten Gesellschaft der Chier herauszieht und in einen Keer umwandelt, wird der sittliche Ruhm der Keer anerkannt: hierauf bezieht sich die Stelle hauptsächlich, nicht auf andere von den Scholiasten erwähnte Dinge, wenn auch das *περιπέση* und *πέπτωκεν* in den Worten des Dichters eine Nebenanspielung auf das Würfelspiel enthalten mag, worin *Χῖος* eine bestimmte Bedeutung hatte. Diese Urtheile der ältern Schriftsteller rechtfertigt nun auch die Erzählung des Plutarch in der Schrift von den Tugenden der Weiber in dem Abschnitt über die Keerinnen, von denen er die schönsten Beweise der Züchtigkeit gibt. Die grofse Nachlässigkeit der Keer in der Zeitrechnung, die dem Verf. entgangen zu seyn scheint, ist wenigstens nur bei sehr einfachen Sitten gedenkbar, wenn sie gleich eben keine grofse bürgerliche Ordnung verräth; Hesychius (ad Append. Prov. Vat. I, 66.): *Ἐν Κέῳ τίς ἡμέρα; παροιμία ἐπὶ τῶν οὐκ εὐγνώστων οὐδεὶς γὰρ οἶδεν ἐν Κέῳ τίς ἡμέρα, ὅτι οὐχ ἑστᾶσιν αἱ ἡμέραι, ἀλλ' ὡς ἕκαστοι θέλουσιν ἄγουσιν. ὅθεν λέγεται. Σεαυτῷ νουμηνίαν κηρύσσεις.* Sind die ausgezeichneten Worte vielleicht ein Vers eines Komikers? Der Gebrauch, dafs alte Leute, wenn sie sich schwach fühlten und untauglich zu einer fernern Thätigkeit, sich mit Schierling oder Mohn aus dem Leben führten, ist durch Menander, Heraklides, Valerius Maximus und andere, durch den zulezt genannten selbst als Augenzeugen, hinlänglich bewährt; ein Beispiel davon gibt selbst Erasistratos der Arzt (Stob. Serm. VII.); und ohne dafs dies häufig geübt worden, konnte Meleager (Palat. Anthol. Bd. I, S. 449. nach der von mehrern gefundenen sichern Verbesserung) den Schierlingstrank nicht *Κείους κύλικας* nennen. Auch Strabo's Erzählung, die Keer, von den Athenern belagert, hätten beschlossen, die ältern Leute von einem bestimmten Jahre an sollten sterben (Bröndst. S. 87.), ist auf jenen Grundsatz zurückzuführen, so wie damit die vorzügliche und viel geübte Kunst der Keer, den Schierling zur Gewinnung eines leichten und raschen Todes gut zu bereiten (Theophrast Pflanzengesch. IX, 17. Vgl. Bröndst. S. 81.), zusammenhängt. In Verbindung hiermit gedacht kann es auch nicht befremden, wenn der Verf. (S. 81.) bei Dioskorides IV, 79, wo die Fundorte des wirksamsten Schierlings genannt werden, *τὸ ἐν Κέῳ* statt *Χίῳ* schreibt; eine völlig einleuchtende Verbesserung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 3. u. 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1827.

Reisen und Untersuchungen in Griechenland, etc.

(Fortsetzung).

In zweierlei Rücksichten, die der Verf. nicht übersehen hat, bedurfte diese Sitte einer nähern Erwägung, ob sie auf einem Gesetze beruhte, und welches der Grund derselben war. Wir sind vollkommen einig mit dem Verf. dafs kein Gesetz den Tod zu nehmen befahl; der von Strabo angeführte Fall ist ein einzelner, und beruht nicht auf einem Gesetz, sondern auf Volksbeschlufs (ψήφισμα); doch dachten sich Strabo selbst und Aelian ein Zwangsgesetz. Man könnte dies dahin einzuschränken bewogen seyn, dafs der Staat den Tod nicht befohlen, sondern nach dem Gesetz die Erlaubnifs dazu gegeben habe; so barokk dieser Gedanke scheinen mag, und so wenig er unsern durch das Christenthum bestimmten Ansichten zusagt, mit welchen unter den Alten Philolaos und Platon im Phädon übereinstimmen, so hatten doch die Massalioten ihr venenum publicum, welches mit Erlaubnifs des Staates, der das Gesuch des freiwilligen Todes prüfte und verwarf oder genehmigte, verabreicht wurde. Für Keos läfst sich jedoch dies nicht genügend nachweisen; nur so viel beweisen Aelian (V. H. III, 37.) und Valerius Maximus (II, 6, 8.), dafs die Handlung etwas Feierliches und fast etwas Epideiktisches hatte; und die Frau, deren freiwilligen Tod lezterer erzählt, gab wenigstens ihren Mitbürgern vorher Rechenschaft, cur excedere vita deberet. Als Grund des seltsamen Gebrauches geben Heraklides und Strabo zusammengenommen an, die gesunde Luft der Insel und die Langlebigkeit besonders der Weiber habe eine Bevölkerung hervorgebracht, welcher die Nahrung nicht zureichte: so hätten also die Aeltern den Jüngern Platz gemacht. Mag dies auch in ältern Zeiten zufällige Veranlassung gewesen seyn, so kommt es doch mehr darauf an, die Gesinnung und Ueberzeugung kennen zu lernen, aus welcher die Sitte hervorging und welche sich wiederum daran heranbildete. Wiewohl nun der Selbstmord nach der gewöhnlichen Berührung der Extreme zugleich als Stärke und als Schwäche des Geistes erscheint, so müssen wir dem Verf. doch beipflichten, wenn er den Keischen Gebrauch als einen Beweis der Strenge und Männlichkeit ansieht, wie bei den Stoikern und den ihnen folgenden Römern: die meiste Aehnlichkeit mit dem Keischen Grunsatze hat endlich Platons männliche Verwerfung der Nosotrophie im dritten Buche des Staates: wie es denn überhaupt fast keinen noch so seltsamen politisch-philosophischen Satz giebt, der nicht in irgend einem alterthümlichen Staate verwirklicht gewesen wäre, weil die Kraft und Lebendigkeit des antiken Sinnes jegliche Ueberzeugung thätig ins Werk sezte. Eben dieselbe männliche Festigkeit der Gesinnung zeigt sich zu Keos darin, dafs den Männern bei Todesfällen in ihrer Familie kein Zeichen äufserer Trauer erlaubt war (S. 66.): der Tod sollte ihnen also nicht als ein Uebel gelten. Auch Menander freilich, der bekanntlich nicht stoisch, sondern Epikurisch gesinnt war, lobt die Keische Sitte mit der Bemerkung: ὁ μὴ δυνάμενος ζῆν καλῶς οὐ ζῇ κακῶς: dies zeigt aber blofs, dafs dieselbe Sache von sehr verschiedenen Seiten aufgefafst werden kann: und so ist überhaupt jene Todeslust entgegengesezten Philosophen, den Stoikern und Hedonikern gemeinsam gewesen. Wir können gerade bei der Erwähnung der Hedoniker uns nicht enthalten, auf die Lebens- und Todesansichten des Keischen Sophisten Prodikos aufmerksam zu machen. Sein bekannter Mythos vom Herakles am Scheidewege verläugnet nicht die Keische Sittenreinheit; doch war sein Leben, wie Philostratos sagt, den Lüsten unterworfen, und trotz der Neigung des Sokrates für ihn war sein Wesen gewifs mehr Aristippisch als Antisthenisch oder stoisch: auf seine Weichlichkeit bezieht sich namentlich die Zeichnung des Platon Protag. S. 315. D. Dennoch hielt er nach dem Sokratischen Gespräche Axiochos, den vaterländischen Grundsätzen getreu, den Tod für etwas nicht furchtbares (Cap. 14. ὅτι ὁ θάνατος οὔτε περὶ τοὺς

Digitized by Google

ζῶντάς ἐστιν οὔτε περὶ τοὺς μετηλλαχότας); er hatte dem Leben so viel Böses nachgesagt (Cap. 6 ff.), nahmentlich in Bezug auf die Uebel des Alters (Cap. 9.), dafs Sokrates Seele mit Todeslust erfüllt wurde: „welchen die Götter vorzüglich lieben, den rufen sie aus dem Leben ab." Die Keische Ansicht, die der Sophist von Hause aus eingesogen hatte, ist hierin nicht zu verkennen; aber der genufssüchtige Prodikos scheint sie gerade in die entgegengesezte weichliche Gemüthsstimmung umgebildet zu haben, indem er durch besondere Hervorhebung der Beschwerlichkeit und Unlust des Lebens den Tod empfahl, ein Vorgänger der Hedoniker und nahmentlich des Hegesias Peisithanatos des Kyrenaikers, welchem ebenfalls deshalb der Tod als das wünschenswertheste erschien, weil das menschliche Leben der vollkommenen Lust unfähig sei. Was Platon in anderer Beziehung von der Weisheit des Prodikos sagt, dafs sie so alt sei als Simonides oder noch älter (Protag. S. 340. E.), mag füglich auch von diesem Theile derselben gesagt werden; Anklänge dieser Ansicht geben auch die Bruchstücke des Simonides; und am deutlichsten spricht sich Bacchylides darüber aus (Bruchst. 3. bei Neue): *Θνατοῖσι μὴ φῦναι φέριστον, μηδ' ἀελίου προσιδεῖν φέγγος:* was freilich auch andere gesagt haben, die keine Keer sind. Endlich werfen wir noch einen Blick darauf, worin jene gerühmte Sittlichkeit und Strenge der Keer ihre geschichtliche Wurzel hatte. Wie wir schon gesehen haben, stammen die Keer von den Lokrern, und zwar wol zunächst von den Opuntischen, einem alten durch seine männliche Kraft ausgezeichneten Volke; und nicht allein die Epizephyrischen Lokrer, deren auf Zaleukos zurückgeführten Gesetze am bekanntesten geworden sind, hatten den Ruhm eines wohlgeordneten Staatslebens, sondern auch den Opuntischen legt schon Pindar die Gesetzlichkeit bei (Olymp. IX, 25.). So wie nun die Epizephyrischen Lokrer gute Sitte gewifs schon aus Hellas nach Italien mitnahmen, mögen sie nun nach Strabo der Ozolischen oder nach Ephoros und andern der Opuntischen Lokrer Abkömmlinge seyn, ebenso ist ohne Zweifel auch der Keer Sittlichkeit ein Lokrisches Erbtheil; und die Fortdauer alter Lokrischer Sitte auf Keos macht es auch begreiflicher, dafs die Opuntischen Lokrer selbst dann, als die Keer schon Ionisch geworden waren, in enger Gemeinschaft und Freundschaft mit diesen blieben. Auch lassen sich Einzelheiten vergleichen, in denen man die Verwandtschaft der Keischen und Lokrischen Sitten erkennt. Bei den Keern trauern die Männer nicht um die Verstorbenen, woran sich jene Todeslust anschliefst; von den Epizephyrischen Lokrern aber sagt Heraklides in der *Λοκρῶν πολιτεία: Παρ' αὐτοῖς ὀδύρεσθαι οὐκ ἔστιν ἐπὶ τοῖς τελευτήσασιν, ἀλλ' ἐπειδὰν ἐκκομίσωσιν, εὐωχοῦνται.* Bekannt ist die ähnliche thrakische Sitte. Jene Sorge für den Anstand der Weiber, die wir auf Keos finden, kommt wenigstens in den erdichteten, deshalb aber noch nicht ganz unglaubwürdigen Gesetzen des Zaleukos (Diod. XII, 21.) vor. Es ist nicht gerade überliefert, dafs bei den Lokrern, wie auf Keos, die jungen Leute bis zur Ehe keinen Wein trinken sollten; aber dafs Zaleukos scharfe Gesetze gegen den unmäfsigen Gebrauch des Weines gegeben hatte, beweiset schon das eine, dafs auf das Trinken ungemischten Weines ohne ärztliche Vorschrift der Tod gesezt war (Athen. X, S. 429. A. Aelian V. H. II, 37.): und dies Gesetz nebst ähnlichen kann um so weniger als erdichtet angesehen werden, da schon Chamäleon der Herakleote, Theophrasts Zeitgenosse, dergleichen erzählt haben mufs, indem er, nach einer zufälligen Angabe des Clemens im ersten Buche *Στρωματέων,* in seiner Schrift *περὶ μέθης* von Zaleukos Gesetzgebung gesprochen hatte. Gegen das Weintrinken der Weiber erklärte sich freilich auch die alte Römische Sitte und das Gesetz zu Milet und Massalia.

Cap. 7. S. 68 ff. wird zuerst von der Verbindung der Insel mit Eretria gehandelt, die nach des Verf. wahrscheinlicher Ansicht vor den Perserkriegen statt fand: die Vermuthung S. 69. Eualkidas der Heerführer der Eretrier (Herodot V, 102.) sei der Eleer, welcher zu Olympia gesiegt hatte (Pausan. VI, 16, 4.), ist nicht unwahrscheinlich; nur mufs man bemerken, dafs er nicht Eualkis heifst, wie ihn der Verf. nach der gewöhnlichen Leseart im Pausanias nennt, sondern Eualkidas: bei Pausanias ist die Leseart *Εὐαλκίδᾳ* oder *Εὐαλκίδῃ* die wahre, und ebenso nennt ihn Herodot *Εὐαλκίδεα:* so hebt sich die scheinbare Nahmenverschiedenheit. Die Eleer sind übrigens nicht Dorer (S. 69.), sondern Aeoler. Der Verf. giebt hiernächst kurz die Geschichte der Perserkriege, in wiefern sie hierher gehört, mit passenden und billigen Bemerkungen, wie sie der Gegenstand darbeut, ohne Verschweigung der Gebrechen des Charakters der alten Hellenen und nahmentlich ihrer Führer, auch des Themistokles; des Zusammenhanges wegen einige Worte über die Kykladen unter der Attischen Oberherrschaft;

Digitized by Google

die nähere Geschichte von Keos von dieser Zeit an hat der Verf. der Erklärung der Karthäischen Inschriften vorbehalten. Wir mifsbilligen dies nicht; doch hätten wir gewünscht, schon jezt einen Aufschlufs über die Gesammtverfassung von Keos zu erhalten, durch welche die einzelnen Städte sehr eng scheinen verknüpft gewesen zu seyn. Von den vier Städten waren wenigstens Karthäa und Iulis in den besten Zeiten der Hellenischen Geschichte und noch später von einander unabhängig: denn um von den Münzen zu schweigen, weil die Münzgerechtigkeit kein Beweis der Unabhängigkeit ist, finden wir selbständige Beschlüsse der Karthäer und Iulieten über bedeutende Gegenstände in den Inschriften, worin *ὁ δῆμος ὁ Καρθαιέων, ἡ πόλις Ἰουλιητῶν* vorkommt. Dagegen erscheint auch wieder Keos als Einheit, und zwar in amtlichen Denkmälern und in Verhältnissen, die einen sehr genauen Zusammenhang voraussetzen. Wir wollen nicht von der Olympischen Inschrift (Beil. 9.) sprechen; aber die Karthäische N. 7. giebt einen Gesammtbeschlufs *Κείων τῆς βουλῆς καὶ τοῦ δήμου*, ungeachtet darin die verschiedenen *πόλεις* ausdrücklich erwähnt werden; und die mit *KEI* bezeichnete Münze Taf. 24. schreibt der Verf. mit Recht dem *κοινὸν τῶν Κείων* zu. Ferner ist es besonders merkwürdig, dafs die Sandwicher Steinschrift (Corp. Inscr. Gr. N. 158.) in Olymp. 100—101. eine vom Delischen Tempel empfangene Anleihe der Keer überhaupt erwähnt, da sie doch bei Ikaros sehr genau die Thermäer und Oenäer als Schuldner unterscheidet: also haben die Keischen Städte sogar gemeinschaftliche Anleihen gemacht. Wenn gleich eine Insel *πόλις* genannt wird in den Dichtern, wie Strabo und Harpokration (in *Κεῖοι*) bemerken, so konnte doch Lysias der Redner schwerlich von der Insel die Worte sagen, die Harpokration anführt: *Κεῖοι μὲν πόλις τοσαύτη:* bei ihm mufs *πόλις* den politischen Begriff haben, und er sieht also Keos als eine engverbundene Einheit an. Der Verf. schliefst S. 76. mit einer Bemerkung, die wir mittheilen wollen: „das durch den Peloponnesischen Krieg zerrüttete Griechenland hatte sich, wie alle geschwächte Föderativstaaten, immer mehr dem kranken Zustande genähert, welcher ihre Auflösung in eine *Monarchie* herbeiführen mufs. Diese Staatsform aber, obschon sie für viele Länder und Völker vortrefflich und beglückend seyn kann, pafst für Griechenland ganz und gar nicht; sie schickte sich nicht für die alte, und taugt gewifs eben so wenig für die heutige Hellas. Dem Charakter dieses Volkes geradezu entgegen, kann sie den guten und schönen Eigenschaften desselben nur hinderlich, den schlechten förderlich werden. Das lebhafte, aufgeweckte, thätige, eitele Volk der Griechen braucht, um seine schönsten Fähigkeiten ausbilden und benutzen zu können, *sehr viele Centralpuncte,* aus welchen in kurzen Radien Licht und Wärme, Ehre, Huldigung, vielfache Aufmunterung und Belohnung dem Talente und dem Verdienste leicht und oft zufliefsen mögen; es mufs, was die öffentliche Thätigkeit der Individuen betrifft, seinen Bürgern viele und nicht zu ausgedehnte Wirkungskreise anbieten können, in welchen der Erfolg des Guten häufig, die Wirkung schnell, die Aufsicht immer nahe seyn kann; es braucht, mit einem Worte, viele kleine, nach freien Formen verwaltete Gemeinwesen. Durch welche Bande alle diese kleinen Gemeinden zu einem Ganzen zu vereinigen wären, damit hinlängliche Sicherheit für innere Eintracht und Schutz nach aufsen entstehe, ist allerdings eine schwierige Frage, welche die grofsen Alten selbst und ihre Geschichte vielleicht nicht ganz befriedigend beantwortet haben. Aber Folgendes wird keiner bezweifeln, der den Geist und die Geschichte dieses Volkes kennt: bei einem grofsen Hofe, von welchem etwa die Regierung des ganzen Griechenlands ausgehen sollte, wird Griechische Feinheit immer in Ränke und Verschmiztheit ausarten; und ohne Oeffentlichkeit der Verwaltung und freie Erörterung, ohne Einflufs der Individuen durch Sprechen und Handeln auf die eigenen Angelegenheiten, wird in jenem Lande unfehlbar das Talent versiegen. Darum hat, bei allem Reichthum der Natur, und bei aller Fülle individueller Kraft, das Volk der Hellenen weder unter den Römern noch unter den Türken irgend etwas von Bedeutung hervorgebracht."

Als Beilagen sind unter A. Taf. 16—25. die Facsimile der neunzehn von dem Verf. gefundenen Karthäischen Inschriften in guten Kupferstichen gegeben; diese Denkmäler, welche dem Ref. bereits früher handschriftlich mitgetheilt waren, sind, abgerechnet schlechte Texte im *Ἑρμῆς λόγιος,* abgerechnet eine andere fehlerhafte Abschrift, die wir nachher erwähnen werden, und N. 19. welche aus des Verf. Mittheilung und unter dessen Bewilligung im Corp. Inscr. Gr. gegeben ist, als ungedruckt zu betrachten. Da wir dem Erklärer nicht vorgreifen dürfen, merken wir nur Folgendes an. N. 1. obgleich wie viele Inschriften für den ersten Blick unscheinbar, enthält das schon besprochene Ergebnifs, dafs Apoll auf Keos Aristäos ist: *Κτησίας Εὐκτήμονος ἀνέθη[κεν] τῷ*

Digitized by Google

Ἀπόλλωνι Ἀρισταί[ῳ. N. 2. auf einem Gesimse, dessen Profil zugleich gezeichnet ist, war für ein anderes Apollinisches Weihgeschenk bestimmt: diese Inschrift hat Riedesel (Reise d. d. Levante S. 78.) schon gesehen, aber freilich sehr schlecht gelesen: unsere Reisende haben sie nun erst wieder aufgraben müssen (S. 19.) N. 3. 4. standen unter Bildsäulen des Iulius Cäsar; leztere war erst nach dessen Tode verfaſst. N. 5. ist ein Bruchstück eines Volksbeschlusses zur Belobung eines Karystiers, N. 6. nach N. 9. zu schlieſsen, ein Beschluſs zur Einbürgerung einiger Fremden. N. 7. enthält die Ertheilung des Keischen (nicht bloſs Karthäischen oder Iulischen) Bürgerrechtes an die Aetoler, weil die Naupaktier (vermöge früherer Freundschaft) und der Aetolische Rath den Keern das Bürgerrecht gegeben hatten; N. 8. eine Belobung eines Haliers aus Argolis, aus Alexandrinischer Zeit; N. 9. die Einbürgerung eines Kythniers; N. 10. Bruchstücke der Aetolischen Beschlüsse zu Gunsten der Keer, mit Dorisch-Aeolischen Formen, aus denen wir nur die auch in die gewöhnliche Sprache übergegangenen μηθεὶς und μηθαμόθεν für diejenigen herausheben, welche dem Zeugnisse der Denkmäler ihre eigenen Einfälle unterordnen mögen; N. 11. einen ziemlich wohl erhaltenen Volksbeschluſs zur Einbürgerung des Karthäischen Proxenos in Athen; N. 12. ein Bruchstück aus einem Beschluſs, der denen in N. 10. sehr ähnlich war; N. 13. ein Bruchstück eines Beschlusses zu Gunsten eines Rhodiers. N. 14. ist ein ganz unbedeutendes Bruchstück. N. 15—17. giebt die drei Seiten eines Steines. 15. ganz verstümmelt, handelte vom Verkaufe gewisser Dinge; der Zehnten des Erlöses scheint dem Gotte zugefallen zu seyn, weshalb die Inschrift am Tempel angebracht war. Auf 16. sind nur wenige Buchstaben übrig geblieben, worunter die Ziffern 100, 50 und eine Drachme (⊢) erkennbar sind. Merkwürdiger ist 17, ein Verzeichniſs (ἀναγραφή) der Kränze, welche die Tempelschatzmeister von den Choregen, Archonten und Strategen, die sie bei den Feierlichkeiten getragen hatten, als dem Gotte geweiht, in Empfang genommen, mit Angabe des Gewichtes. Der Verf. nennt dies S. 100. „einen Empfangschein für die von den Chorführern ertheilten Kränze," ein Ausdruck, der uns sehr undeutlich ist. Die Vergleichung ähnlicher Verzeichnisse führt auf die eben von uns aufgestellte Ansicht; man vergleiche nur Corp. Inscr. Gr. N. 159. woselbst die Kleinodien verzeichnet sind, welche die Attischen Amphiktyonen von Delos an ihre Nachfolger übergeben haben, unter diesen auch der Kranz, den Nikias als Architheoros oder Liturg geweiht hatte. Ebenso sind auch hier die Choregen als Liturgen zu fassen, die ihre Kränze geweiht haben; und nicht anders die andern Behörden, welche das Denkmal nennt: denn auch diese pflegen bekränzt zu seyn bei den Spielen. Höchst wahrscheinlich bezieht sich die hier genannte Choregie auf die Pythien von Karthäa, die Antoninus Liberalis nennt (Bröndst. S. 93.). N. 18. ist von einem Weihgeschenke.

Unter B. sind neun Beilagen verbunden. Die *erste* betrifft die Insel Helena. Die *zweite* giebt den Auszug aus des Heraklides Staat der Keer, mit einigen, der Natur des Gegenstandes nach unbedeutenden Berichtigungen. Statt *μελιττουργίαν* (von Aristäos) hat der Herausgeber aus einer Handschrift *μελιτουργίαν* aufgenommen, eine Form, die Schneider ehedem vorzog. Später hat derselbe nach Schäfers Vorgange bedeutendes Bedenken gegen die leztere Form erregt, inwiefern das Wort nicht von der Biene sondern dem Bienenwärter gebraucht wird: die Schreibart *μελισσουργός, μελισσουργία, μελισσουργέω*, oder Attisch *μελιττουργέω* kommt auch sehr häufig vor, so daſs wir keine Beispiele anführen, und nicht Attisch geschrieben, ist sie dem Verdacht, verderbt zu seyn, nicht sehr unterworfen, am wenigsten in dem Titel eines Buches, wie Nikanders *Μελισσουργικά* (Athen. II, S. 68. C.) Schon deshalb müssen wir die *μελιττουργία* und den *μελιττουργός*, leztern als gleichbedeutend dem *μελιττοπόλος, μελιττοκόμος, μελιττοπόνος* bestehen lassen; für entscheidend aber kann die Stelle des Aristoteles ungeachtet seiner struppigen Schreibart gelten Polit. I, 4. *καὶ μελιττουργίας καὶ τῶν ἄλλων ζώων τῶν πλωτῶν ἢ πτηνῶν:* wo *τῶν ἄλλων ζώων* auf *μέλιττα*, nicht auf *μέλι* zurückweist. Die *dritte* Beilage betrifft das Klima und die Erzeugnisse der Insel, Honig, Wein, feinere Baumfrüchte, nahmentlich Orangen, Citronen, Oliven, Feigen, zum Gerben brauchbare Eicheln, welche ein Handelszweig geworden sind; noch werden genannt der dornige Birnbaum, den die Alten anführen, der Terpenthinbaum, vorzüglicher Röthel, eſsbare Pilze, Schierling. Den Quell, dessen Wasser nach den Alten betäubt, haben unsere Reisenden nicht kennen gelernt. Wir nennen noch die Ausführung über die Bereitung der Schafkäse nach Aelians Thiergeschichte, und über die Keischen (nicht bloſs Koischen) Gewänder.

In der *vierten* Beilage sind die geographisch-topo-

Digitized by Google

graphischen Stellen von Skylax an und dem angeblich Dikäarchischen in Versen abgefafsten *Βίος Ἑλλάδος* bis zum funfzehnten Jahrhundert zusammengestellt; hierzu Taf. 29. 30. ein Stück Karte aus Agathodämons Tafeln zum Ptolemäos nach der Pariser Handschrift N. 1401. Keos und die Umgebung darstellend, und Keos allein nach Iacobus Angelus aus fünf Handschriften und aus dem Inselbuche des Florentinischen Mönches Christoforo de' Buondelmonti: schlechte, aber geschichtlich merkwürdige Zeichnungen, aus denen niemand des Verf. abweichende topographische Bestimmungen wird widerlegen wollen. Wir haben die ganze Beilage mit Vergnügen gelesen, verweilen aber nur bei der trefflichen Behandlung der Stelle des Strabo VIII, S. 360. Cas. die Nedusische Athena betreffend, worin doch Eines anders gestellt werden zu müssen scheint, die Worte sind: *Παρὰ δὲ Φηρὰς Νέδων ἐκβάλλει, ζέων διὰ τῆς Λακωνικῆς, ἕτερος ὢν τῆς Νέδας· ἔχει δ' ἱερὸν Ἀθηνᾶς Νεδουσίας. καὶ ἐν Ποιηέσσῃ δ' ἐστὶν Ἀθηνᾶς Νεδουσίας ἱερὸν ἐπώνυμον τόπου τινὸς Νέδοντος· ἐξ οὗ φασιν οἰκίσαι Τήλεκλον Ποιήεσσαν καὶ Ἐχειὰς καὶ Τράγιον.* Hierzu ist zu vergleichen X, S. 486. *Ἔστι δὲ καὶ πρὸς τῇ Κορησσίᾳ Σμινθίου Ἀπόλλωνος ἱερόν, καὶ πρὸς τῇ Ποιηέσσῃ,* (so ist zu interpungiren) *μεταξὺ δὲ τοῦ ἱεροῦ καὶ τῶν τῆς Ποιηέσσης ἐρειπίων τὸ τῆς Νεδουσίας Ἀθηνᾶς ἱερόν, ἱδρυσαμένου Νέστορος κατὰ τὴν ἐκ Τροίας ἐπάνοδον.* Die erstere Stelle sichert der Verf. zuerst gegen mögliche kritische Anfechtungen; ihre Schwierigkeit beruht darauf, dafs Echeiae, Tragion, Teleklos unbekannt sind. Der Verf. erklärt Tragion für Tragäa auf Naxos; für *Ἐχειὰς* schlägt er *Σκιὰς*, ein Städtchen von Euböa vor, eine desto leichtere Aenderung, wenn *ΣΚΕΙΑΣ* geschrieben war; statt *Τήλεκλος* sezt er *Τεῦκλος*, der die Ioner nach Naxos führte (Schol. Dionys. Perieg. 526). Diese sehr glückliche Darlegung mufs man festhalten, und andere Vermuthungen zurückweisen: denn obgleich nach Keos Thersidamas die Ioner geführt haben soll, so bleibt doch offen, dafs der Gründer von Naxos ebenfalls dort gelandet hatte. Zum Schlufs sagt der Verf. S. 90 f. „An den Spartanischen König Teleklos aus der Familie der Agiden zu denken, ist schon deswegen unzulässig, weil Strabon gerade an dieser Stelle bemerkt haben will, dafs die Benennung einer *Nedusichen* Athena bei Pöeessa auf Keos weder mit dem Lakonisch-Messenischen Nedon, noch mit dem dortigen Tempel der Athena Nedusia, und folglich auch nicht mit dem Lakonischen Städtchen Nedon (welches natürlicherweise, seiner Lage und seinem Nahmen nach, mit dem Flusse und mit dem dortigen Tempel durch Localmythen verbunden gewesen seyn mufs (vgl. Steph. Byz. v. *Νέδων*), irgend etwas anderes als den Laut des Nahmens gemein hatte. Strabon will eben den *verschiedenen* Ursprung derselben Benennung einer andern Oertlichkeit ausheben, indem er hinzufügt, dafs der Keische Tempel nach einem Orte Nedon genannt war (*ἐπώνυμον τόπου τινὸς Νέδοντος*). Wo dieser Ort Nedon gewesen, von welchem ein Teleklos oder Teuklos ausging um *Pöeessa* zu gründen, wissen wir zwar nicht mit Gewifsheit; aber eine Vergleichung dieser Stelle im Strabon mit jener (X, 486.) macht es wahrscheinlich, dafs er sich auf der Insel selbst, *auf Keos* befand. Eben weil ein Ort dieses Nahmens auf der westlichen Küste der Insel war, hatte der Pylische Nestor, der Sage nach, dort *seiner* Göttin desselben Nahmens ein Heiligthum geweihet; und dafs ein Ionischer Anführer, damit umgehend, eine bedeutendere Ansiedelung auf der westlichen Küste zu begründen, jenem Nedon genannten Orte den bequemeren an einer geräumigen Bucht vorziehen konnte, um dort *Pöeessa* anzulegen, läfst sich auch begreifen." Allerdings mufs der Ort Nedon, von welchem aus Teuklos (denn den Agiaden Teleklos geben wir ebenfalls auf) Pöeessa gegründet haben soll, nach Strabo selbst auf Keos gesezt werden: denn nähme man an, Teuklos sej von einem aufser Keos belegenen Nedon gekommen, so müfste Strabo eine wunderliche Vorstellung haben. Nach ihm nehmlich hat Nestor auf Keos den Tempel der Nedusischen Athena gegründet; derselbe Tempel soll von einem Orte Nedon den Namen haben: folglich kann ihn nur Nestor nach diesem Orte benannt haben. Von demselben Nedon soll Teuklos ausgegangen seyn: es wäre also in der That der seltsamste Zufall, wenn Teuklos von demselben Orte, aufser Keos, nach Pöeessa gekommen wäre, wovon Nestor den Tempel auf Keos benannt hatte: ein Zufall, den Strabo nicht annehmen konnte. Auch drückt sich Strabo über den Ort Nedon, wovon Teuklos ausgegangen, so aus, dafs man sieht, er kenne den Ort nicht mehr; was gerade auf einen untergegangenen Keischen Ort am besten pafst. Anders stellt sich die Sache, wenn man den Ort Nedon auf Keos sezt; wobei Strabo mit sich im Einklange bleibt. Nestor gründete den Tempel der Nedusischen Athena auf Keos, nach dem Nahmen eines Keischen Ortes Nedon, welchen er vorfand; von diesem aus gründete später Teu-

Digitized by Google

klos Pöeessa und die übrigen Städte. Dagegen können wir nicht zugeben, dafs kein Zusammenhang zwischen der Nedusischen Athena am Messenisch-Lakonischen Nedon und auf Keos stattfinde; dafs gerade Athena an beiden Orten die Nedusische ist, kann doch nicht zufällig seyn, und die Sagen selbst zeigen Spuren des Zusammenhanges: denn Nestor ist vielen im Alterthum Messenisch, und wenn er auf Keos der Nedusischen Athena ein Heiligthum gründete, so mufs er dabei doch, wie der Verf. selbst zugiebt, an die Messenische gedacht haben; doch kann ihn die Sage den Ort Nedon auf Keos haben vorfinden lassen, so dafs ihn der Nahme veranlafste dort das Heiligthum zu gründen. So weit ist alles in Ordnung: es bleibt jedoch die Frage übrig, ob die Ansiedelung auf Keos und gerade zu Nedon, die jenem Teleklos oder Teuklos zugeschrieben werde, hiermit im Zusammenhange stehe. Dies läfst sich unseres Erachtens nun eben bejahen, und zwar gerade, nachdem uns der Verf. den Peloponnesier Teleklos, der trotz dieser Herkunft aus dem Lande der Nedusischen Athena sich nicht in jenen Zusammenhang fügt, entfernt und den Ionischen Führer Teuklos gegeben hat. Die Führer der Ioner sind bekanntlich Kodriden oder Neliden von Nestor: Teuklos fand den Ort Nedon auf Keos, und dachte dabei an sein vaterländisches Nedon und die Nedusiche Athena: mit jenem raschen Glauben, der die mythenbildende Zeit beherrschte, schlofs er, dafs Nestor auf der Rückkehr von Troia hier schon gewesen, und den Ort benannt haben müsse, und gründete den Tempel der Nedusischen Athena, der bald selbst als Nestors Gründung erscheinen konnte. Eine andere Ansicht, wobei der Spartanische Teleklos festgehalten wird, hat Müller in den G. G. A. scharfsinnig ausgebildet; und sie ist geeignet, an des Verf. Verbesserung Zweifel zu erregen: indessen kann sich Ref. jezt noch nicht von der Unrichtigkeit der leztern überzeugen, und überläfst andern die weitere Prüfung.

Die *fünfte* Beilage ist der bereits S. 52. erwähnten Liebesgeschichte der Keerin Ktesylla und des Atheners Hermochares gewidmet, bei deren Gelegenheit wir die Pythien und das Artemision von Karthäa nebst dem Dienste der Aphrodite Ktesylla bei den Iulieten und der Ktesylla Hekaerge (Artemis) kennen lernen. Die Erzählung von dem Keer Akontios und der Athenerin Kydippe erklärt der Verf. mit Recht für eine Nachahmung der erstern, mit Vertauschung des Vaterlandes der Personen und Verlegung des Ortes nach Delos; denn beide als gleich ursprünglich gelten zu lassen, ist kaum möglich. Uebrigens leidet die Erklärung des Mythos von der Ktesylla aus einem alten Keischen Dienste, wie sie Buttmann in der oben angeführten Abhandlung, die der Verf. mit Vergnügen kennen lernen wird, ausgeführt hat, keinen Zweifel. Die *sechste* und *siebente* Beilage ist schon früher von uns berührt. Die *achte* handelt von dem χορηγεῖον beim Karthäischen Apolltempel, womit die in der einen Inschrift erwähnten Choregen zusammenhängen. Nach Chamäleon beim Athenäos (X, S. 456. F.) war dasselbe ἄνω πρὸς Ἀπόλλωνος ἱερῷ, μακρὰν τῆς θαλάσσης: das Wasser für die Sänger wurde von unten (κάτωθεν) aus einer Quelle von einem Esel heraufgetragen. Der Verf. will des unbestreitbaren Ortsverhältnisses wegen οὐ μακράν (μὴ μακρὰν ist nicht zulässig). Es wäre wohl möglich, dafs der Fehler nicht in der Leseart, sondern in einer falschen Vorstellung des Schreibenden von dem Orte läge: da man aber Seewasser nicht trinkt, so ist nicht abzusehen, warum der Schreibende gesagt hätte, das χορηγεῖον sei weit vom Meere gewesen: wogegen die Quelle sich entfernt vom Meere zu denken natürlich ist. Da nun überdies das χορηγεῖον, welches der Verf. ohne Zweifel richtig auf den runden Fels über dem Tempel sezt, nahe am Meere ist, so halten wir οὐ μακράν für richtig: eben weil das χορηγεῖον so nahe am Meere ist, wo man kein trinkbares Wasser hat, mufs es weither auf einem Esel herbeigetragen werden. Uebrigens finden wir *diese Chorschule* besonders merkwürdig. Wer in der Geschichte der Griechischen Poesie nicht blofs darnach, wie sich etwa die Dialekte und und die Prosodie der Dichtungsarten verändert haben, sondern nach dem Zusammenhange der Dichtung mit dem übrigen Leben spürt, findet, was wol als anerkannt vorausgesezt werden darf, dafs, wie bei den Hellenen überhaupt alle Kunst auf natürlichem Wege und fast absichtlos aus den Verhältnissen hervorging, die epische, lyrische und dramatische Dichtung aus gegebenen religiösen Diensten entsprang; der Verherrlichung derselben diente die Kunst, theils frei geübt von den Fähigsten, theils als Erbtheil bevorrechteter auf einen mythischen Stammvater zurückgeführter Geschlechter, dergleichen für die Bildnerei die Dädaliden, für die Kitharodie oder Kitharistik die Euneiden zu Athen waren; auch die Chiischen Homeriden, die F. A. Wolf mit Unrecht als Schule, nicht als Geschlecht betrachtet hat, sind hierher zu zählen. Um hier bei der lyrischen Kunst stehen zu bleiben, so sind gewifs die meisten Künstler dieser Gat-

Digitized by Google

tung aus solchen Diensten hervorgegangen, und es kommt bei den Haupterscheinungen nur darauf an, gerade den rechten Anknüpfungspunct zu finden. Das freie Aufblühen der Lyrik auf Lesbos, die Theilnahme selbst der Mädchen und Frauen, nahmentlich des Sapphonischen Vereins an derselben, läfst sich nur daraus erklären, dafs die Poesie zu Lesbos an den Festen geübt wurde, und dadurch heilig war; dafs dort Jungfrauen auch bei den Leichenfeiern erschienen (Etym. M. in *μέλος*), was man ebenfalls hierher gezogen hat, genügt noch nicht, und ist überhaupt eine sehr unklare Nachricht. Lasos von Hermione, ein auch der mystischen Dichtung sehr kundiger Mann, verdankt seine erste Kunstbildung ohne Zweifel dem Hermionischen Mysteriendienst, dessen Göttinnen er auch besang; und von Pindar haben wir schon anderwärts nicht ohne Grund vermuthet, dafs schon vor ihm seine Familie das Flötenspiel bei gewissen Festlichkeiten übte. Die grofsartige Erscheinung der höchst geistigen und bewufsten Dichtung des Simonides, welche nebst der heitern Muse des Bacchylides ächt Apollinisch ist, scheint gerade auf den Karthäischen Dienst und die Karthäische Chorschule, der er eine Zeit lang, wahrscheinlich in seiner Jugend, selbst vorstand, als auf ihre erste Wurzel zurückgeführt werden zu müssen; und von hieraus wird es erst recht erklärlich, wie Keos so gefeierter Dichter Pflegerin geworden ist, die auch schon in dem Grofsvater des Sohnes des Leoprepes, dem Simonides Sohne des Simonides einen Vorgänger gehabt zu haben scheinen, wenn anders auf dessen Erwähnung in der Parischen Chronik zu bauen ist. Freilich kann der Dichter überall geboren werden; aber im Alterthum hat die Gelegenheit und die Kunstübung sehr viel gethan: und es ist keine gleichgültige Frage, wodurch die Anlage zuerst entwickelt und genährt wurde. An diesem Beispiele zeigt sich zugleich, dafs der Nutzen der Monographien weiter reicht, als man gewöhnlich glaubt: erst wenn alle Verhältnisse bis ins Einzelne untersucht sind, treten die verborgenern Beziehungen hervor: nachdem durch des Verf. Bemühungen der Karthäische Apolldienst als etwas Bedeutendes nachgewiesen ist, wird sein Einflufs auf die Dichterbildung erst augenfällig. Auch die Todesart des Erasistratos und die Ansichten des Prodikos erhalten erst aus den Keischen Sitten ihre Erläuterung, so dafs bei den berühmtesten Keern klar wird, man müsse Keos kennen, um seine Söhne zu würdigen.

In der *neunten* Beilage versucht der Verf. die bei Gelegenheit der Keer erwähnte Inschrift auf der Bildsäule des Zeus zu Olympia, welche wegen des Platäischen Sieges geweiht worden, nach der genauen Angabe des zwar häufig schwach urtheilenden und stets verkehrt schreibenden, deshalb auch des ihm gereichten Kranzes der Unsterblichkeit kaum würdigen, aber dennoch sehr unterrichteten und nützlichen Pausanias (V, 23.) zu vereinigen mit der Herodotischen Aufzählung (IX, 28 ff.) der Truppen, welche bei Platää fochten. Die Untersuchung der schwierigen Aufgabe ist zum ersten Mahl mit Fleifs und Liebe geführt; Ref. hat sie nachgemacht, und nichts Befriedigenderes finden können, als der Verf. Auch die Hoffnung, einen durchgreifenden Anordnungsgrund für die von Pausanias befolgte ursprüngliche Ordnung der Nahmen in der Inschrift zu finden, ist ihm fehlgeschlagen. Bei Pausanias fehlen zuerst die Thespier, von welchen Herodot sagt: *Παρῆσαν γὰρ καὶ Θεσπιέων ἐν τῷ στρατοπέδῳ οἱ περιεόντες, ἀριθμὸν ἐς ὀκτακοσίους καὶ χιλίους· ὅπλα δὲ οὐδ' οὗτοι εἶχον.* Der Verf. entschuldigt ihre Auslassung bei Pausanias damit, dafs sie *unbewaffnet* waren: und da *οὐδ' οὗτοι* dahin führen würde, auch unter den vorher genannten seien Unbewaffnete gewesen, was doch nicht pafst, schreibt er *οὐκ οὗτοι.* Dies beruht jedoch, abgesehen von der falschen Wortstellung, auf einem Mifsverständnisse. *Ὅπλα οὐκ εἶχον* ist einerlei mit *ψιλοὶ ἦσαν,* nach gewöhnlichem Sprachgebrauche; da nun unter den vorgenannten Streitbaren viele Leichtbewaffnete sind, so fährt der Schriftsteller ganz richtig fort: *ὅπλα δὲ οὐδ' οὗτοι εἶχον,* oder *ὁπλῖται δὲ οὐδ' οὗτοι ἦσαν, Schwerbewaffnet waren auch diese nicht.* Wenn also unser Verf. will, auch die als Leichtbewaffnete fochten, müfsten in der Inschrift verzeichnet seyn, so bedarf die Weglassung der Thespier noch einer besondern Entschuldigung, welche jedoch leicht ist: sie waren gar nicht in Schlachtordnung aufgestellt, indem sie Herodot nicht unter den *μαχίμοισι,* deren Folge im Treffen er angiebt, sondern nur nachträglich als solche anführt, die sich im Lager befunden hätten. Für die Auslassung der Keer, Melier, Naxier, Kythnier, Tenier bei Herodot genügen die vom Verf. S. 106. angeführten Gründe; angeschlossen an andere Heerhaufen Stammverwandter bildeten sie keine gesonderten Massen: wir finden nicht einmal die Annahme nöthig, diese Inselbewohner seien alle nur Leichtbewaffnete gewesen. So bleiben nur noch die Schwierigkeiten, dafs bei Herodot statt der Eleer die Palenser aus Kephallenia vorkommen,

Digitized by Google

und bei Pausanias die Eretrier und Leukadier fehlen. Die Eleer kamen nach Herodots ausdrücklicher Angabe (IX, 77.) zu spät, und verbannten deshalb ihre Führer, und zwar kamen sie noch später als die Mantineer. Da nun die Mantineer nach beiden Angaben nicht in der Inschrift standen, so konnten es die Eleer noch weniger; wir stimmen daher dem Verf. vollkommen bei, wenn er in der Erwähnung der Eleer bei Pausanias einen Irrthum vermuthet und glaubt, Pausanias habe die Eleer statt der Palenser hineingelesen, was um so eher ging, wenn er *Ϝαλεῖοι* zu erkennen glaubte. Vielleicht waren die Völkernahmen im Genitiv ausgedrückt, was sich auf vielerlei Art denken läfst: wie leicht konnte da *ΓΑΛΕΟΝ* mit *ΦΑΛΕΟΝ* (*Ἠλείων*) verwechselt werden. Mit Recht verwirft der Verf. dagegen die andere Ansicht, dafs die Eretrier unter dem Namen *Ἠλεῖοι ἐξ Ἐρετρίας* aufgeführt gewesen, weil Eretria aus Elis Ansiedler erhalten hatte. Denn wenn auch ein Eretrier, wie oben bei Eualkides zugestanden worden, vermöge des bei den Hellenen häufig vorkommenden doppelten Bürgerrechtes zugleich Eleer heifsen und seyn kann, so ist es doch unglaublich, dafs man die ganze gemischte Bevölkerung von Eretria habe Eleer nennen können, oder dafs alle Eretrier bei Platää Eleischer Abkunft gewesen: auch bezeichnet man in amtlichen Schriften die Bürger eines Staates nicht nach ihrer Abstammung aus einem andern, aufser bei Kleruchien, deren Theilnehmer Bürger des Mutterstaates bleiben, wie die Athener von Lemnos, Skyros, Imbros und dergl. In Bezug auf die bei Pausanias fehlenden Eretrier und Leukadier vermuthet der Verf. sehr gut, erstere seien an die Styreer, leztere an die Anaktorier ihrer Schwäche wegen angeschlossen, und mit diesen auch auf der Inschrift verbunden gewesen (z. B. *Στυρεῖς μετὰ Ἐρετριέων*), und daher von Pausanias übersehen oder vernachlässigt worden. Zur Bestätigung dient Herodots Wendung: *Ἐρετριέων καὶ Στυρέων ἑξακόσιοι, Λεοκαδίων καὶ Ἀνακτορίων ὀκτακόσιοι.* Will man dagegen einwenden, Herodot verbinde ebenso die Mikenäer und Tirynthier, die Pausanias beide besonders und sogar durch die Platäer getrennt aufführt; so konnte ja ein besonderer Grund vorhanden seyn, die beiden leztern, wenn sie auch in der Aufstellung verbunden waren, in der Inschrift zu trennen, nahmentlich der, dafs beider Anzahl ungefähr gleich war.

Der Verf. beschreibt hiernächst S. 109—112. die Rückkehr nach Athen von Keos, woselbst er mit Hrn. Linckh sieben bis acht Wochen zugebracht hatte; bei Gelegenheit der durch Raubschiffe entstandenen Verzögerung finden wir Bemerkungen darüber, warum die Griechen nicht selber diesen Räubereien Einhalt thun: auch diese beiden Blätter wird man gern lesen. Auch ohne die Erklärung der Inschriften und Münzen, welche noch folgen soll, vorläufig über das Eiland hinlänglich unterrichtet und dafür eingenommen, werden wir am Schlusse zu der Erläuterung der Kupfertafeln geführt, die so geordnet sind, dafs alles leicht aufgefunden werden kann. Da wir einen bedeutenden Theil derselben an den Stellen, wozu sie gehören, bereits angemerkt haben, bleiben aufser Taf. 31. 34. nur die übrig, worauf Münzen abgebildet sind, indem sich der Verf. bei deren Mittheilung an keine bestimmte Ordnung bindet, sie sogar theilweise als zufällige Verzierungen anbringt, wie sie ja auch dem Reisenden zufällig dargeboten werden. Eine gute Gabe findet überall eine gute Stelle; und da eine Reisebeschreibung kein wissenschaftliches System ist, wollen wir hierüber nicht rechten. Folgendes ist der Inhalt der noch nicht angeführten Platten. Taf. 1. eine schöne Delphische, oder wenn man lieber will Amphiktyonische Münze, zu welcher der Verf. mehrere ähnliche anführt; sie giebt, wie einige der andern, die zwar etymologisch richtigere, aber minder gebräuchliche Schreibart *ΑΜΦΙΚΤΙΟ*, statt deren wir so eben die gemeine beibehalten haben, die der Gebrauch der Attischen Inschriften aus der besten Zeit rechtfertigt. Warum sagt der Verf. S. 114. *Apollo citharoeda?* Taf. 2. gleichfalls eine Delphische Münze; auf der einen Seite ist der Pythische Dreifufs abgebildet. Diesen in den lezten Jahren öfter besprochenen Gegenstand behandelt der Verf. ausführlich, und erklärt sich, wie uns scheint, überzeugend dafür, *ὅλμος* sei das Becken des Dreifufses, *κύκλος* das darauf gelegte kreisförmige und flache Gitter, worauf die Mensa Delphica, der nebst der Rücklehne auf der Münze sichtbare Sitz der Priesterin, aufgesezt wurde. Doch scheint Pollux allerdings, wie Müller behauptet, *κύκλος* und *ὅλμος* für einerlei zu halten, und gerade das *ὅλμος* zu nennen, was der Verf. als *κύκλος* bezeichnet: woraus jedoch für den allgemeinen Sprachgebrauch nichts folgt. Der Verf. erkennt S. 118. diesen *κύκλος* in der radförmigen Verzierung, die auf vielen, nahmentlich Böotischen Münzen vorkommt: wir lassen deren Bedeutung dahin gestellt seyn. Die Radformen, von welchen Raoul-Rochette in den Briefen an Aberdeen S. 108. spricht, sind noch entfernter. Die Alten benuzten solche Verzierungen häufig, um auf Münzen die Buchstaben der Umschrift symmetrisch zwischen die Radien zu stellen; auf den Keischen Münzen erklärt der Verf. eine Form, welche bisweilen nicht ganz unähnlich einem Rade ist, mit Recht für einen Stern, der Taf. 4. Fig. 1. 2. auch anders gestellt vorkommt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 5. u. 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1827.

Reisen und Untersuchungen in Griechenland etc.

(Beschluſs.)

Wir knüpfen hier gleich Taf. 33. S. 120. die Abbildung einer Münze aus dem Kopenhagner Kabinet an, auf welcher der ὀμφαλὸς von dem Verf. gesehen wird; was unverkennbar richtig ist. Bekanntlich war derselbe in Delphi selbst in Marmor abgebildet; um so weniger kann es befremden, ihn hier auf einer Delphischen Münze zu erblicken. Der Nabel der Erde zu Delphi war da, wo die beiden daselbst in Gold abgebildeten Adler zusammengetroffen waren; Pindar nennt aber die Pythia *der goldnen Adler Beisitzerin:* da nun Pindar seine Pfeile nicht ins Blaue abschieſst, sein Ausdruck dem Ausgedrückten immer fest angepaſst ist, und nichts von jener angeblich ungenauen Dichtersprache hat, womit der Miſsverstand der Ausleger die Alten so häufig beschenkt, so nimmt der Verf. den Lyriker mit Recht beim Wort, welches immer scharf gefaſst und gedacht werden muſs, und schlieſst ganz richtig, daſs die Adler und der Nabel der Erde im innern Heiligthum nahe an dem Sitze der Priesterin gewesen: wie sollte sie denn sonst auch der Adler Beisitzerin seyn können? Doch wohl nicht, wenn die Adler in einem andern Gemache saſsen. Der Verf. gibt hier noch eine kurze Uebersicht der wichtigsten zum Local des Delphischen Tempels gehörigen Gegenstände. Taf. 3. eine alte Silbermünze von Karthäa aus dem Pariser Kabinet, einerseits eine Diota mit dem Tintenfisch, anderseits ein Viereck (quadratum incusum), von zwei erhabenen Diagonalen in vier vertiefte Dreiecke getheilt, in welchen die Buchstaben *K A P Θ* stehen, ziemlich alterthümlich geformt, das *Θ* jedoch undeutlich. Taf. 4. acht Keische Kupfermünzen aus Hrn. Linckh's und des Verf. Sammlung: ihre Erklärung lassen wir für jezt auf sich beruhen, da der Verf. S. 123. verspricht, er werde die Angaben und Benennungen des darauf abgebildeten in dem numismatischen Abschnitte hinlänglich erweisen. Auſser den Köpfen finden wir hier Trauben, Sterne (Sirius, auch den Hund selbst in Strahlen), Bienen, die etwas seltsam gestaltet sind; ähnliche Münzen waren auch früher bekannt. Auf N. 8. steht *IY* statt *IOY* (Ἰουλιέων). Taf. 5. zwei Keische Kupfermünzen des Pariser Kabinets. Taf. 13. zwei Kupfermünzen von Koressos, die eine mit einem jugendlichen lorbeerbekränzten Apollkopfe und einer Biene, aus demselben Kabinet; die andere aus Hrn. Linckh's Sammlung, einerseits mit dem Aristäoskopf, der mit einem Strahlendiadem geschmückt ist, anderseits mit dem Stern und dem vollen Nahmen *ΚΟΡΗΣΣΟΣ*, worin das Sigma ungeachtet des geringen Alters der Münze wie ein *M* gekehrt ist. Taf. 14. eine Münze der Illyrischen Insel Pharos, und eine ähnliche eben daher oder von Paros, die den Aristäos als Νόμιος zeigen, wie der Verf. sehr schön bemerkt. Auf diese wird er im zweiten Buche zurückkommen. Taf. 15. eine alte vielleicht Iulische Silbermünze des Pariser Kabinets. Taf. 26. zwei kleine Silbermünzen, die erste unbekannten Ursprungs, sehr niedlich, aus Hrn. Linckh's Sammlung; die zweite Keisch, einerseits mit einer Traube. Taf. 27. eine Uebersicht der Münzen des Gesammtvereines von Keos, und der Münzen von Iulis, Karthäa, Koressos und Pöeessa (von lezterem nur eine Kupfermünze), der Keischen, die weder der Gesammtheit noch einer besondern Stadt sicher zugeschrieben werden können, und solcher, die vielleicht Keisch sind. Ist eine Münze schon auf einer andern Tafel abgebildet, so ist darauf nur verwiesen; die Erklärung wird das zweite Buch enthalten. Unter Koressos finden wir drei alte Silbermünzen mit der Aufschrift ϘΟ, in welcher das Koppa auffällt, was unseres Wissens in Ionischen Staaten nicht vorkommt: die zu Athen gefundene Inschrift Corp. Inscr. Gr. 166. beweiset gegen diese Behauptung nichts, da sie offenbar auf Peloponnesier zurückzuführen ist. Vorausgesezt, diese Münzen seien auf Zea gefunden, so hat freilich der Keische Ursprung derselben sehr groſse Wahrscheinlichkeit; auch ist auf denselben ein Delphin, wie auf andern Münzen, die nach der da-

Digitized by Google

neben befindlichen dreibeerigen Traube unstreitig Keisch sind. Da jedoch jene drei das Koppa habende Münzen blos den Delphin ohne Traube zeigen, so bleibt dem Zweifel Raum, ob sie nicht Korinthisch seien, und durch den Handel nach Keos gekommen; der Delphin ist ein sehr verbreitetes Emblem der Seestädte, und kommt wie das Koppa nahmentlich auf Korinthischen Münzen vor. Die Vertiefungen auf der Rückseite, wovon Spuren vorhanden, sind bekanntlich den alten Münzen ganz verschiedenen Ursprunges gemein. Taf. 28. eine alte Silbermünze; zwei entgegengesezte Delphine, auf der Rückseite mit sechs dreieckigen Vertiefungen, die, wenn der Ausschnitt in die Figur hineingezogen wäre, ein Viereck bilden würden. Diese Münzen werden auch auf Euböa, Aegina und sonst gefunden. Taf. 31. ein bedeutendes Bruchstück eines sterbend vorgestellten Hasen von Erz, aus der Burgonschen Sammlung in London, von zwei Seiten in der wahren Gröfse abgebildet; hier mitgetheilt, weil die Inschrift das Bildwerk als dem Prienischen Apoll geweiht bezeichnet, welcher also wie Aristäos als *Ἀγρεὺς* gefafst ist. Die Inschrift, welche Payne Knight, weil er sie nicht entziffern konnte, für barbarisch oder erdichtet hielt, und Rose Inscr. Gr. S. 326. fälschlich als *βουστροφηδὸν* geschrieben las, und daher unrichtig erklärte, wiewohl er S. 425. das lezte Wort erkannte, ist vom Verf. ganz sicher gelesen: *τῷ Ἀπόλλωνι τῷ Πριηνῆϊ μ᾽ ἀνέθηκεν Ἡφαιστίων.* Cockerell fand das Bildchen auf Samos, dessen naher Zusammenhang mit Priene bekannt ist. Taf. 32. neun grofsentheils sehr schöne Eleische Münzen mit dem Digamma in der Aufschrift *FA* und *FAΛEIΩN* selbst in später Zeit: auf ähnliche hat Ref. schon Staatsh. der Ath. Bd. II, S. 390. hingewiesen. Die Erklärung dieser Münzen, die zur Unterstüzung der Beilage B. N. 9. dienen, und zu S. 112. (nicht 102.) gehören, ist der Folge des Werkes aufbehalten. Das Ende ziert Taf. 34. ein wohl erhaltenes, niedlich gezeichnetes und gefärbtes kleines Gefäfs aus einem Grabe bei Athen, in der wahren Gröfse; ein Knäblein auf die rechte Hand und die Kniee niedergebückt spielt mit einer Frucht, die auf einem Schemel vor ihm liegt.

Dies ist der Hauptinhalt des Werkes, dessen baldiger Fortsezung wir mit Verlangen entgegensehen. Möge der Verf. in unsrer Anzeige dieselbe Liebe für den Gegenstand erkennen, welche ihn für denselben begeistert hat, und uns freisprechen von dem Dünkel unberufener Kritiker, die belehren wollen, wo sie lernen sollten.

Böckh.

II.

Histoire de la révolution française, depuis 1789 *jusqu' en* 1814; *par F. A. Mignet. Troisième édition.* Paris, 1826. 2 voll. in 8°.

Dieses Buch hat ausgezeichneten Beifall und starken Eingang bei der grofsen Lesewelt gefunden, innerhalb zweier Jahre in Frankreich drei Auflagen, in den Niederlanden zwei Nachdrucke und in England und Deutschland mehrere Uebersetzungen erlebt. Französische und englische Tagblätter haben von ihm gerühmt, die Geschichte der französischen Revolution sei hier zum erstenmal nach ihrem ganzen Inhalt und Umfang, so bündig als klar dargestellt; auch hin und wieder deutsche Urtheile haben in dieses Lob eingestimmt. Ein solch verbreiteter Erfolg wird uns zum Anlafs, das Werk auch unsrerseits einer näheren Betrachtung auszustellen, durch welche sich ergeben möge, wiefern dem günstigen schnellen Rufe hier ein innerer nachhaltiger Werth entspricht.

Der Verfasser hat unläugbar den gröfsten und wichtigsten Stoff zum Gegenstande seiner Arbeit erwählt, einen Stoff, der vor allen andern sich heutiges Tages dem Schriftsteller wie dem Leser zur Aufgabe darbietet. Fünfundzwanzig Jahre der furchtbarsten Erschütterungen und gewaltsamsten Umwälzungen, welche jemals in der Weltgeschichte während solches Zeitraums und in solchem Umfang erschienen sind; die Macht geistiger Grundsätze, in ihrer Wirksamkeit vergleichbar denen, welche die Reformation im sechszehnten Jahrhundert aufzeigte; die Gewalt kriegerischer Ausbrüche, wie sie im Gebiete der gebildeten Welt nur noch in Alexanders des Grofsen Eroberungszügen sich wiederfindet; diese ununterbrochene Folge von innern und äufsern Kämpfen, Zerstörungen und Schöpfungen, wie sie von Frankreich ausgehend nach und nach über ganz Europa sich verbreiten, ja schnell in die andern Welttheile hinüberwirken; diese grofsen, verwickelten Ereignisse, mit allen ihren Tagesgebilden, Schwankungen, Uebergängen, mit ihren reichen Hoffnungen und entsetzlichen Gräueln; dieses Gedränge von Talenten, Fehlern, Verbrechen und Tugenden, welche den wechselvollen Schauplatz stets erfüllt halten, — den ungeheuern Inhalt hat der Verfasser in dem Raum

Digitized by Google

zweier mäfsigen Bände zu verarbeiten unternommen. In raschen Umrissen, so verkündet er im Eingange, will er die Geschichte der französischen Revolution darlegen, und nicht nur den Gang derselben nach ihren Erscheinungen vor Augen bringen, sondern auch ihre mancherlei Krisen dem Verständnisse klar machen. Ueber das Verhältnifs, in welchem hier die Mittel zur Absicht stehn, haben wir sogleich einige Bemerkungen anzubringen.

Ohne Zweifel bedarf die Geschichte, um unsrem Geist als ein Ganzes einzuleuchten, gedrängter Zusammenfassung und raschen Ueberblicks. Die ganze Kunst der Geschichtschreibung, könnte man sagen, besteht nur in Abkürzung, durch welche ein unendliches Mannigfaltige, unbeschadet der Eigenthümlichkeit des Besondern, in höhere Einheit gesammelt wird. Geistige Bezeichnungen treten an die Stelle einer Menge von Thatsachen, der äufsere Umfang weicht der inneren Bedeutsamkeit, das Ergebnifs überragt die Bestrebungen, die Nahmen selbst verschwinden allmählich, und die wenigen, welche sich dennoch erhalten, werden alsbald zu geistigen Bildern, an welchen die Wirklichkeit nur noch bedingten Antheil hat. Mufs im Grunde alle Geschichtschreibung, auch die ausführlichste, welche man versuchen mag, auf diese Art verfahren, um wie viel mehr diejenige, welche vorsätzlich den engsten Raum erwählt, um den reichsten Inhalt darin abzuschliefsen! Das Mafs, in welchem solche *Verdichtung* des geschichtlichen Stoffes gelingen kann, ist im Allgemeinen nicht festzusetzen, sondern in jedem gegebenen Falle von dessen eigenthümlichen Bedingnissen abhängig; diese nämlich bestehn zwar zum Theil in dem Stoffe selber, der verarbeitet wird, zum Theil aber auch, und hauptsächlich, in dem Geiste, der sie verarbeitet. Wir lassen also dahingesellt, in welch bündige Kürze vielleicht ein Künstler der Geschichtschreibung einst die Geschichte der französischen Revolution zusammendrängen könne, so dafs die ursprüngliche Gestalt des Einzelnen dabei erhalten, oder auch in geistiger Wesenheit ersezt werde; das siegende Talent wird sich durch die That rechtfertigen. Wir haben es hier nur mit dem vorliegenden Buche zu thun, und von ihm in solcher Beziehung sogleich auszusagen, dafs Inhalt und Umfang desselben keineswegs in befriedigtem Verhältnisse stehn; der Erfolg zeigt offenbar, dafs entweder dieser Stoff überhaupt noch zu massenhaft für diese Einrahmung, oder der Bearbeiter noch nicht zu der Geistesmacht gereift ist, deren das Unternehmen bedarf. Die Fülle des Mannigfaltigen, welche hier zusammengefafst worden, befindet sich innerhalb des gewählten Raumes in sichtbarem Zwange, die verschiedenen Stoffe drängen und hemmen einander, die Begebenheiten gelangen nicht zur vollen Erscheinung, ihre wichtigsten Seiten und wirksamsten Beziehungen bleiben oft ganz verdeckt. Dieser leidende Zustand, in welchem der Geschichtsinhalt hier gleichsam so fest eingepackt liegt, dafs ihm darüber Form und Brauchbarkeit grofsentheils verloren geht, hat uns gleich vom Anfange des Lesens ein Gefühl entschiednen Unbehagens gegeben, welches bis zum Schlusse das gleiche geblieben ist. Jene Abkürzung, zu der es nicht hinlänglich ist, aus dem Ganzen Einzelnes herauszusondern und hervorzuheben, sondern für welche das Ganze in geistiger Höhe neugebildet und auf gediegenen Ausdruck gebracht werden mufs, der dieselbe Wahrheit und Einsicht, wie der ausführlichere Erzählungsgang, nur in andren Mitteln, wiedergiebt, ist dem Verfasser keineswegs gelungen. Ohne den Anspruch und das Bestreben, die Geschichte in ihrer Wesenheit leibhaft darzustellen, würde sein Buch als ein Abrifs, der die Grundlinien des Geschehenen hinzeichnet, und Richtung und Folge der Ereignisse durch einige starke Striche im Allgemeinen andeutet, als eine Uebersicht gelten können, und als solche noch verdienstlich genug seyn. Dergleichen Bücher sind nützlich und nöthig, man kann ihrer nicht entbehren; aber man darf nur nicht glauben, mit ihnen schon die eigentliche Geschichte zu haben, aus ihnen das Verständnifs der Ereignisse vollkommen schöpfen zu können.

Zu diesem lezteren Zwecke wird man sich nach andrer Hülfe, nach andrem Anhalt umsehn müssen. So lange nicht die Künstlerhand des Genie's uns durch ihre Gaben solcher Mühen überhebt, und selbst dann noch, wenn wir seiner Leitung nicht blindlings, sondern als Mitsehende folgen wollen, werden wir auf die gröfste Fülle des Mannigfaltigen, auf die ganze Breite der Nachrichten und Zeugnisse, welche uns von einer Geschichtszeit übrig sind, zurückgehn müssen, wenn wir das Innere dieser Zeit wahrhaft anschauen, die Weihe ihres Verständnisses empfangen wollen. Zwar in den Anfängen aller Geschichte, wo die geringe Stufe der Entwickelung nur wenig Mannigfaltiges darbietet, wo blofs äufserliche Vorgänge roher Gewalt, Krieg und Frevel um Besitz und Herrschaft, und selbst Verbrechen und Tugend stets nur in derselben Wiederholung uns entgegentreten, da können wenige Grundzüge leicht genügen, um die

Digitized by Google

Folge der Geschlechtsalter und selbst den Fortgang der Dinge zu bezeichnen. Aber sobald in den Ereignissen und Schicksalen der Völker, mit fortschreitender Entwickelung, geistige und sittliche Bezüge die Oberhand gewinnen, dauern zwar jene rohen Vorgänge noch fort, welche gleichsam die irdische Mitbewegung zu der geistigen liefern, allein darin besteht alsdann nicht mehr vorzugsweise der Gehalt der Geschichte, sondern das Eigenthümliche der besondern Gestaltung, das Ineinanderwirken des Gestalteten, der Wechsel der Gesellschaftszustände mit allen ihren Lichtern und Schatten, die Aufgaben, welche ein gegebenes Zeitalter empfängt, und die Bahnen, welche dasselbe brechen muſs, — dies ist es, was wir dann von der Geschichte fordern, was sie dann zu überliefern hat. Aber dieses insgesammt ist nur in einem groſsen Detail ergreifbar, für welches das Maſs jedesmal auch aus dem Stoffe selbst sich ergeben wird. Denn wie sehr auch der Künstler den Stoff beherrschen, und das Geschehene, statt in dem äuſseren Körper, in dem inneren Geiste wiedergeben mag, sobald uns das Eigenthümliche des Besondern zu sehr schwindet, und die Vielartigkeit der einzelnen Erscheinungen sich im Allgemeinen verliert, so nimmt auch unsre Einsicht in das Ganze, unser Verständniſs und Antheil ab, und sie steigen wieder, je nachdem jenes Eigenthümliche und Vielartige hervortreten kann. Wir empfinden dies sehr wohl, wenn wir von dem Lesen irgend eines geschichtlichen Handbuchs, wo nur das Allgemeine gegeben wird, zu umständlicheren Darstellungen übergehn. So giebt z. B. Johann von Müller, mit seinem groſsen Takte für das Wesentliche, in seiner allgemeinen Weltgeschichte auf wenigen Blättern von Ludwigs XIV. Regierung, Kriegen, Geisteswirkung und andern Verhältnissen, einen bei aller Kürze sachreichen und im Ganzen treuen Bericht. Aber wie anders leuchtet uns jene Zeit und ihr vielfaches Leben ein, wenn wir sie in der ausführlicheren, das Besondere mithervorhebenden, farbenreichen Schilderung Voltaire's betrachten! Und wie anders wiederum, wenn wir von dieser Schilderung, die noch keineswegs genügt, zu der unendlichen Fülle von Denkschriften, Briefen und andern Ueberlieferungen, welche jenem Zeitalter angehören, uns hinwenden! Wir fühlen dann alsbald, daſs wir den eigentlichen Inhalt eines solchen Geschichtsabschnittes vorher nur sehr unvollkommen eingesehn, und wir müssen bekennen, daſs ein wahres Verständniſs der Geschichte zulezt auf der genauen Anschauung ihres Details, auf der möglichst umfassenden Erforschung ihrer Quellen beruht.

Gilt dies von jeder Geschichtsperiode der schon entwickelteren Welt, um wie viel mehr von der neuesten, deren Inhalt sich durch Verhältnisse und Wirkungen auszeichnet, für welche sich uns in aller früheren Geschichte nur theilweise Vergleichungen darbieten! Die Ereignisse der französischen Revolution haben überdies für uns eine nicht bloſs geschichtliche Anziehung, wie andre Vergangenheit, sondern sie wirken mit allem Reize andauernder Neuheit, in unmittelbarer Lebensbetheiligung auf uns; es ist unsre eigne Geschichte, die uns in ihnen noch als Gegenwart anspricht, uns den Stoff liefert, mit dessen Verarbeitung wir noch täglich beschäftigt sind. Die Geschichtschreibung ist hier gleichsam ein Fortsetzen des Geschehenen und ein Nachwirken in demselben. Da werden alle Forderungen, welche wir an sie machen, gesteigert, und nur die genauste Kunde des Besonderen und Einzelnen in dem tausendgliedrig aufsteigenden Ganzen vermag uns den Gewinn zu bringen, den wir von entrückteren Gegenständen allenfalls auch nach andren Maſsen annehmen. Wer die französische Revolution will kennen lernen, muſs die ausführlicheren Geschichtbücher, die zahlreichen Denkschriften zur Hand nehmen; den rechten Schatz der Kenntniſs und Einsicht aber gewinnt doch nur der, welcher sich entschlieſst, die Quellen sammt und sonders, so viele deren eröffnet sind, zu durchforschen, und vor allen das Hauptarchiv aller Revolutionshandlungen, den Moniteur, in seiner ganzen Folge zu benutzen. Die Unmittelbarkeit dieser Eindrücke, welche das Gepräge ihres Tages scharf an sich tragen, läſst sich durch nichts anderes ersetzen. Schon die Sprache, wie sie in diesen Reden, Berichten und Dekreten der verschiedenen Zeiten und Partheien den Geist und die Macht der Zustände in allen Abschattungen darstellt, kann nur in ihren vollen Strömen, nicht an vereinzelten Beispielen oder Auszügen, gefaſst werden; in allem diesen zeigt sich eine eigne und wunderliche Atmosphäre, die man eine Zeitlang geathmet haben muſs, um so mancherlei Lebensverhältnisse, die in ihr entstehen und gedeihen, gehörig zu begreifen.

Dieses vorausgesezt, haben wir, zu Mignet zurückkehrend, seine Arbeit für durchaus unzureichend zu erklären; sie muſs es seyn, da ihr Stoff in so beschränktem Raume sich nach keiner Seite entfalten kann. Sie vermag nicht den Körper der Geschichte zu geben, denn ihr

Digitized by Google

gebricht die Fülle und Lebensfrische des eigenthümlichen Besondern, ohne welches die Erscheinungen als solche nicht in ihrer Wahrheit bestehn; noch gewährt sie den Geist der Geschichte, denn zu solcher Darstellung ist mehr Tiefe und Kraft der Betrachtung erforderlich, als der zwar geist- und talentvolle, aber an Jahren noch sehr junge, und in Welt und Leben noch nicht gereifte Verfasser seinem Buche mitzugeben im Stande war. Zwar ist es, unsres Bedünkens, der Geschichte gar nicht unvortheilhaft, dafs ihrer Bearbeitung sich jugendliche Kräfte widmen, da nicht nur einzelne Erscheinungen, sondern ganze Zeiten aus einem Standpunkte begriffen seyn wollen, den leichter das begeisterungsfähige als das erwägende Alter einnimmt; allein der Jugend gebührt in solchem Falle Ausbreitung und Mannigfaltigkeit, nicht Kürze und Einheit zu bezwecken, und wenn wir in dieser Hinsicht Mignets Unternehmen für einen Mifsgriff halten müssen, so können wir dagegen in Thiers einen andern jungen Mann nachweisen, der mit glücklicherem Plan und reicherer Ausführung eine Geschichte der französischen Revolution in dem Umfange von etwa zehn bis zwölf Bänden zu schreiben unternommen hat. Inzwischen wäre es eigen, wenn gerade das Mangelhafte und Verfehlte, welches wir der Anlage des Buches von Mignet schuld geben, bei den sonstigen Vorzügen, welche dieses unläugbar besizt, am meisten zu dem glänzenden Erfolge beigetragen hätte, der ihm zu Theil geworden! Wirklich will die Menge weniger das Vollständige und Aechte, als das Bequeme und Schimmernde; ein ungefährer Ueberblick, mit so viel Namen und Besonderheiten, dafs die Einbildungskraft genugsamen Anhalt findet, ist ihr lieber, als eine genauere Kenntnifs, die nicht ohne eine gewisse Beharrlichkeit und Folge zu erlangen ist. Der Menge ist dies jederzeit zu gönnen; auch für ihr Bedürfnifs zu sorgen ist nöthig und ehrenwerth; aber es ist billig, dafs wenigstens gesagt werde, wie es sich damit verhalte, und was sie daran habe.

Aufser dem allgemeinen Tadel, der das Unternehmen selbst betrifft, haben wir aber noch andre Rügen auszusprechen, welche den Verfasser näher angehn. Sein geschichtlicher Gesichtspunkt ist innerhalb der behandelten Gegenstände völlig beschränkt, und man kann nicht einmal sagen, dafs er in diesem Kreise mit Unbefangenheit umherblicke. Der Vortheil, als ein junger Mann, der gleichsam die lezten Stürme der Revolution noch miterlebt, aber wegen seiner Jugend keine Mitthätigkeit dabei haben gekonnt, also den Ereignissen nah und doch fremd, die Geschichte derselben zu schreiben, ist für ihn mehr scheinbar als wirklich. Die Partheilichkeit, welche aus persönlichem Mithandeln, aus vorgefafster Ueberzeugung und fortwirkenden Sachverhältnissen entsteht, ist der Geschichtschreibung so gefährlich nicht; sie giebt wenigstens die eine Seite des Lebens in aller Stärke, und hat in sich selbst ihr Gegenmittel; man erkennt bald, auf welches Mafs die übertriebenen Angaben zurückzuführen, welche Ergänzungen nöthig sind. Dieser lebendigen Partheilichkeit entbehrt unser Verfasser allerdings, aber dies darf kaum als ein Vorzug gelten; dagegen hat er alle Partheilichkeit der Vorliebe, die aus einseitiger Betrachtung entsteht, und dies ist ein Fehler, der sich nur dann wieder in etwas ausgleicht, wenn glänzender Geist sich ihm verbunden hat, sonst aber ein blofser Fehler bleibt. Wie bisher alle zahlreichen Darsteller der französischen Revolution einer oder der andern Partei derselben vorzugsweise angehört haben, der des alten Regierungswesens, der Constitution von 1791, der Gironde, der Republik, oder auch des Kaiserreichs, so bekennt auch Mignet sich deutlich genug zu einer derselben, und zwar zu einer, welche bisher eigentlich noch nicht vertreten worden ist. Seine Vorliebe für den Nationalkonvent und für denjenigen Theil der Direktorialregierung, in welchem jener fortlebte, zeigt sich offenbar, und leider ist dies die unglücklichste, welche er fassen konnte! Die aufserordentliche Kraftentwickelung, welche Frankreich in dem genannten Zeitraume nach innen wie nach aufsen dargethan, mufs zwar in Erstaunen setzen, und hat selbst heftige Gegner der Revolution auf Augenblicke fast zur Bewunderung hingerissen; auch mag es seyn, dafs der Nationalkonvent in seiner Gesammtheit nicht unbedingt als ein Ungeheuer von Gräueln und Verruchtheit verdammt zu werden verdiene, — schon früh wollte Bertrand de Moleville einen besseren Bestandtheil darin nachweisen, und noch im Iahre 1819 erklärte der Königliche Minister de Serre in der französischen Deputirtenkammer öffentlich von der Rednerbühne, die Mehrheit jener schrecklichen Versammlung sei wohlgesinnt und nur unterjocht gewesen, — aber dennoch, wenn je in der Geschichte eine Erscheinung den Namen des Abscheues und Entsetzens verdient, so ist es jene der sogenannten Schreckensregierung, deren Ursprung, Unterlage und Werkzeug der Nationalkonvent war. Jene scheuslichen Blutmenschen und ihr verruchtes Treiben können nie-

Digitized by Google

mals Vertheidiger finden, es ist unmöglich, dafs in der gesitteten Welt jemand sich als ihren Anhänger bekenne; und allerdings auch Mignet kann und will dieses nicht, er vermag nur mit Abscheu jene Gräuel zu erzählen, und mufs ihre Urheber verdammen; aber gleichwohl verweilt sein Blick vorzugsweise auf dieser Zeit, und selbst Franzosen, die im Uebrigen seiner politischen Denkart wohl beipflichten, wollten sich gegen ihn des Vorwurfs nicht enthalten, dafs er diese ganze Periode mit zu grofser Milde, ihre schrecklichen Helden mit zu vieler Bewunderung behandelt habe.

Eine unvermeidliche Naturnothwendigkeit in der Geschichte ist das Prinzip, aus welchem er den Wechsel der Ereignisse, die Uebergänge und Gestaltungen der Obmacht anzuschauen und darzustellen bemüht ist, und dieses Prinzip, wie es an sich zur Gelassenheit und Kälte führt, mufs ihm der Trost werden für so vielen Jammer und Abscheulichkeit, über welche der Mensch eigentlich nie sich trösten soll; jene Nothwendigkeit ist freilich im Gebiete des Wirklichen nicht mehr abzuläugnen, aber vor dem Wirklichen liegt das Mögliche, und diese Zuflucht der Sittlichkeit, der Hoffnung, sollte dem geschichtlichen Blicke stets offen bleiben. Allerdings, wie die Dinge einmal gekommen sind, so mufsten sie kommen, vorausgesezt, dafs diese Umstände, diese Leidenschaften, diese Zufälle, welche sie begleiteten, auch so seyn mufsten, wie sie eben waren. Allein es ist offenbar, dafs in der Revolutionsgeschichte, wie in jeder andern, der Wendepunkte viele vorkommen, wo durch einen veränderten Umstand, dieser möge nun dem Gebiete der äusseren Zufälligkeiten, oder dem der gröfseren oder minderen sittlichen Wirksamkeit angehören, die Bedingnisse, unter welchen die Begebenheiten sich gestaltet, ja vielleicht deren Gesammtströmung, auf eine durchaus verschiedene Weise gesezt worden wären, und in aller folgenden Entwickelung die gröfste Abweichung Statt gefunden hätte. An solche Wendepunkte heftet sich die geschichtliche Betrachtung vorzugsweise, und sie sind es hauptsächlich, welche den reichsten Ertrag dessen liefern, um dessentwillen allein die Geschichte eigentlich der Betrachtung werth ist.

Der Verfasser giebt in einer kurzen Einleitung den schnellen Ueberblick des ehemaligen Regierungswesens von Frankreich, aus welchem sich die Revolution entwickelte. Hierauf erzählt er die eigentliche Revolutionsgeschichte, nach der Verschiedenheit der auf einander gefolgten Regierungsgewalten in sechs gröfsere Abschnitte zusammengefafst, welche wiederum, nach den Hauptbewegungen der Ereignisse in fünfzehn Kapitel sich abtheilen. Aus dieser ganzen Folge, von der sogenannten konstituirenden Versammlung bis zum Kaiserthum, sind eigentlich nur die erste und die lezte Periode so weit aufgehellt, dafs sich ein genügender Ueberblick davon fassen läfst, besonders wird über den Anfang der Revolution, nach allem, was seit der Wiederherstellung des Königlichen Hauses darüber bekannt gemacht worden, schwerlich noch irgend ein Aufschlufs von grofser Erheblichkeit zu begehren seyn; alles andre hingegen, was zwischen jenen beiden Abschnitten liegt, insonderheit die Periode des Nationalkonvents und die des Direktoriums, ist noch grofsentheils dunkel, und bedarf mancherlei Durchforschungen und Enthüllungen, die wohl so bald noch nicht zu erwarten sind. Der Verfasser eines Abrisses, einer Geschichte der französischen Revolution in zweien Bänden, kann nicht grade verpflichtet seyn, neue Untersuchungen zu liefern, neue Quellen zu eröffnen; doch ist ihm Kenntnifs und umsichtige Prüfung des Vorhandenen, so wie Genauigkeit in den Angaben, auch bei dieser Kürze nicht zu erlassen. Wir dürfen annehmen, dafs Mignet zum Behufe seiner Arbeit fleifsige Studien gemacht, die Hauptschriften gelesen, selbst die unbequemen Bände des Moniteurs manchmal zur Hand genommen habe; schwerlich aber kann sein Quellenstudium für vollständig, sein Fleifs für ausreichend erklärt werden, auch bei aller Ermäfsigung, welche einem blofsen Handbuche in Hinsicht solcher Ansprüche zu gut kommen mag. Wir wollen den Verdacht, dafs er streckenweise seinen Vortrag lediglich aus den Denkschriften von Ferrieres auszieht, nicht grade bestätigen, über manche Vorgänge giebt es bei allen Schriftstellern fast nur dieselbe Erzählung, und die Benutzung Aller mag dann der des Einen leicht ähnlich sehn; wo er übrigens die Denkschriften von Ferrieres, was ein paarmal geschieht, namentlich anführt, geschieht es offenbar in der Absicht, nicht sowohl die eigentliche Quelle für die Thatsache, als vielmehr das sprechendste Zeugnifs von Seiten der Denkart zu liefern; in dieser Art ist es ihm auch einmal sehr bequem, die Jakobinergewalt grade mit den Worten des im Revolutionshasse nicht zweideutigen Grafen von Maistre in eine glänzende Beziehung mit dem Königlichen Frankreich zu stellen. Allein von dem Vorwurfe der Flüchtigkeit und Ungenauigkeit können wir ihn doch keineswegs freisprechen. Zuerst haben wir manches zu vermissen, was nach uns-

Digitized by Google

rer Ansicht nicht fehlen sollte. So sind die Vorgänge, welche noch vor der Eröffnung der Nationalversammlung, in den Provinzen, nahmentlich in Bretagne und n Dauphiné Statt gefunden, und welche der Hauptstadt gleichsam das Beispiel gaben, nur kaum genannt; der ganze Gegensatz, in welchem überhaupt während der ganzen Revolution, von 1789 bis 1814, die Provinzen zu der in der Hauptstadt herrschenden Gewalt erscheinen, ist nicht genug hervorgehoben. Gar nicht erwähnt wird der Volksauflauf am 27. April 1789 gegen Reveillon, die unglückliche Vorschule aller nachfolgenden Volkstumulte, und besonders dadurch wichtig, dafs die Anstiftung und die Hülfsmittel des Herzogs von Orleans hier zum erstenmal ihre verderbliche Wirksamkeit übten. Der Einflufs dieses Prinzen ist gleich vornherein viel zu gering angeschlagen; wir halten ihn für einen so mächtigen Bestandtheil der Revolution, dafs ohne denselben die ganze Begebenheit einen andern Karakter empfängt. Ebenso wird die Emigration, diese aufregende und nie ermüdende Gegenstrebung, zu gering genommen, und selbst in ihrem Hauptanlasse unrichtig erfafst; der Schmerz über die Abschaffung der Adelsvorzüge, „la vanité des titres," wie Mignet sagt, mag viele Edelleute lebhaft ergriffen und ihre Auswanderung beschleunigt haben, ausgemacht aber ist, dafs der stärkste und allgemeinste Antrieb zur Flucht in dem Schrecken lag, welchen die Ausbrüche der Volkswuth durch die Ermordung der Staatsbeamten Flesselles, Foulon und Berthier unter allen Angestellten der höheren Klasse verbreiteten, so dafs kein sogenannter Aristokrat seines Lebens mehr sicher schien; jene Abschaffung, der Sturm der Bastille und diese Ermordungen fallen freilich fast in dieselbe Zeit. Wenn der Verfasser dasjenige, was in der Revolution eine journée heifst, und den eigentlichen Hochpunkt der revolutionären Kraft darstellt, einen 14. Juli und 5. Oktober 1789, einen 10. August und 2. September 1792 u. s. w. nur ungenügend schildert, so ist zwar zum Theil der Stoff schuld, der sich in diesen Auftritten am wenigsten dem engen Raume bequemen will, weil ihre Wesenheit in einer Menge von einzelnen Zügen, in den Bedingungen der Oertlichkeit, der Bewegung der Volksmassen und überhaupt des ganzen Lebens der Hauptstadt sich begründet; allein ein Theil der Schuld ist auch des Verfassers, der mit seinem Stoffe nicht auf dem Reinen war; so ist z. B. die Geschichte des 10. August undeutlicher geblieben, als sie es vermöge der vorhandenen Nachrichten zu seyn braucht, selbst wenn wir, mit Schlosser in Heidelberg, den Denkschriften von Barbaroux nicht ganz trauen wollen, obgleich Aeufserungen, wie „d'envoyer à Paris six cents hommes qui sussent mourir, et Marseille les envoya" doch wohl für ächt gelten müssen!

Aufser diesen und andern Mängeln, theils der Ansicht und theils der Verarbeitung, haben wir aber auch noch andre zu rügen, die sich strenger nachweisen lassen. Der Verfasser will und kann zwar, bei seinem raschen Fortschreiten, auf das Besondre wenig eingehn, doch ist er nicht selten dazu genöhigt, wo das ganze Gewicht der Sache oder die eigentliche Farbe der Begebenheit auf dem Einzelnen beruht; hier nimmt er sich daher Raum, und giebt ausführlich, was er vorgefunden. In solchen Stellen dürften wir daher die gröfste Zuverlässigkeit, die sorgfältigste Genauigkeit erwarten; desto schlimmer, wenn sie auch hier zuweilen vermifst werden mufs! Ein Beispiel mag uns die Erzählung seyn von der Königlichen Sitzung am 23. Juni 1789, berühmt durch den trotzigen Ausbruch Mirabeau's gegen den Oberceremonienmeister Marquis von Brézé, als dieser die Versammlung des Tiers-Etat, welche nach der Entfernung des Königs, des Adels und der Geistlichkeit, noch in Berathung verharrte, aufzufordern kam, gemäfs den vernommenen Verfügungen auch ihrerseits den Saal zu verlassen. Diese Antwort Mirabeau's ist einer der Wendepunkte der Revolution, sie entschied plötzlich den ganzen gespannten Zustand, die Staatsgewalt ging von der Regierung auf die Volksvertretung über, die Revolution hatte gesiegt, und allen folgenden Ereignissen war unwiderruflich ihre Richtung und ihre Stärke verliehn. Mignet erzählt die Sache so unrichtig als ausführlich; nach ihm hält Mirabeau, sobald der König abgetreten und ehe noch Brézé erscheint, eine ganze Rede voll heftiger Aeufserungen, die eine ganze Seite füllen; der Moniteur hat diese Rede nicht, noch findet sie sich in den Sammlungen der Mirabeau'schen; auch Bailly, Ferrieres, und viele Andre der glaubwürdigsten Schriftsteller erwähnen eines solchen Vorgangs nicht; nur Bertrand de Moleville theilt jene Aeufserungen mit, allein dieser ist, bei dem Schweigen der Andern, hier kein Gewährsmann. Statt dieser unächten Redensarten hätte Mignet besser die wirklichen Worte Mirabeau's mitgetheilt, welche dieser gegen den Ceremoniemeister schleuderte, und welche so lauteten: „Les communes de France ont résolu de délibérer. Nous

Digitized by Google

avons entendu les intentions qu' on a suggérées au roi; et vous qui ne sauriez être son organe auprès de l' assemblée nationale, vous qui n' avez ici, ni place, ni voix, ni droit de parler, vous n' êtes pas fait pour nous rappeler son discours: allez dire à votre maître que nous sommes ici par la puissance du peuple, et qu' on ne nous en arrachera que par la puissance des baïonettes." Zwar giebt der Moniteur, und Mirabeau selbst in seinen Lettres à mes commettans, eine andre und weit schwächere Fassung dieser Antwort, allein der Moniteur und Mirabeau's eigner Bericht sind hier im Fehle, und Beaulieu in seinen Essais sur la révolution française giebt den Aufschlufs, dafs Mirabeau, noch in den dreistesten Wagnissen voll Takt für gewisse Schicklichkeiten, seine allzukühnen gesprochenen Worte zum Behuf des Druckes so gemäfsigt habe, wie sie der Moniteur und er selbst giebt; die Travaux de Mirabeau à l' assemblée nationale haben aber die richtige Lesart. Eine andre, vom Grafen von Escherny mitgetheilte Angabe hat zwar Brézé's eigne Erzählung für sich, kann aber gegen die Mehrheit der entgegengesezten Zeugnisse nicht bestehn. Mignet, der nur einen geschwächten Schlufs dieser Antwort mittheilt, scheint dieses nähere Verhältnifs der Sache gar nicht gewufst oder übersehn zu haben, welches seiner Aufmerksamkeit allerdings wenig Vertrauen verdienen kann. Derselbe Fehler findet sich auch bei Thiers. In dieser Art wäre noch manche Stelle zu berichtigen. Auch in solchen Angaben, wo der Irrthum leichter zu meiden war, nimmt es der Verfasser nicht allzu genau. Der Sturz Robespierre's am 9. Thermidor des Jahres 2 erfolgte unter gewaltsamsten Anstrengungen und bedenklichsten Zufällen. Das Hervortreten des Konventsmitgliedes Amar entschied hier viel; er redete die Kanoniere an, welche Henriot gegen den Konvent beordert hatte, sie erklärten sich für Amar, und schützten ihn gegen Henriots Adjutanten, der ihn mit dem Säbel hauen wollte; die Erzählung Mignet's giebt nicht die richtigen Züge. So läfst er auch Robespierre, als dieser, nach seiner ersten Befreiung, auf dem Stadthause zum zweitenmale seinen Gegnern erliegen mufs, sich mit eigner Hand durch einen Pistolenschufs tödten wollen; wir finden im Moniteur und in den meisten andern Nachrichten, dafs ein Gendarme auf ihn losgedrückt, und dieser Schufs ihm die Kinnlade zerschmettert habe. Eine nicht ganz richtige Vorstellung giebt Mignet auch von einem andern Wendepunkte der Revolution, wo sich der Krieg gegen das Ausland entscheidet; der Satz, dafs nicht, wer den Krieg anfängt, sondern wer ihn nothwendig macht, wahrhaft Urheber desselben sei, fällt auf Frankreich zurück, denn unstreitig war die französische Revolution gleich im Beginn feindselig gegen die auswärtigen Mächte; minder möchten wir tadeln, dafs der Verfasser die Note des Fürsten Kaunitz vom 18. März 1792 an das „gouvernement français" mit dem Nahmen eines Ultimatums bezeichnet; die Sache war es, wenn auch nicht die Form.

Die Kriegsbegebenheiten sind sehr kurz abgefertigt. Dies konnte bei dem engen Raume wohl nicht anders seyn. Aber in dem ganzen Gemählde der Revolution erscheint hiedurch eine grofse Lücke, es fehlt die nähere Anschauung dessen, was in den Zeiten der Gräuel und des Schreckens die Zuflucht, und unter Napoleons Herrschaft der Trost und der Stolz der Franzosen seyn durfte. Napoleon als Beherrscher des Innern findet in Mignet einen entschiedenen Gegner, in Betreff des Auslandes aber wieder einen Bewunderer und Anhänger. In der Erzählung der Unglücksfälle, welche den Sturz Napoleons herbeiführen, ist durchgehends eine falsche Farbe, voll blendender Ausdrücke, welche der Eitelkeit der Franzosen schmeicheln. Wir können manches dieser Art ruhig hingehen lassen, da gerade diese Seite der Ereignisse in einem grofsen Detail vielfach behandelt worden, aus welchem das Richtige dem unbefangenen Blicke sich immer leicht wieder herstellt. Wenn wir aber Verstöfse finden, die auch der flüchtigsten Eile nicht entschlüpfen sollten, und für welche keine Kürze des Vortrags zur Entschuldigung wird, z. B. dafs im Feldzuge von 1809 die Schlacht von Efslingen (Aspern) der Besetzung von Wien vorangeht, so können wir freilich nur die Achseln zucken, und schon ganz verzeihlich finden, dafs, wenn Eignes und Neueres nicht sorgfältiger gehandhabt ist, Fremdes und Aelteres ebenso vernachlässigt, und etwa Friedrich Wilhelm I. als erster König von Preufsen angeführt wird!

Am glücklichsten ist der Verfasser in der Schilderung des Steigens und Sinkens der Revolution in ihren verschiedenen Stufenreihen, des Fortganges, wie mit ihren Feinden auch ihre innere Kraft anwächst, und jeder neue Angriff, bis zu einem bestimmten Hochpunkte, einen neuen Gegenschlag hervorruft; er folgt hierin hauptsächlich der Vorstellung, welche Bailleul in seinem Werke gegen die Frau von Staël vollständig durchgeführt hat, allein, er folgt in eigner Anschauung und mit eigenthümlichem Geiste.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 7. u. 8.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1827.

Histoire de la révolution française etc.

(Beschluſs.)

Das in den verschiedenen Epochen einander Entsprechende, Ablösende, Ersetzende aufzufinden und in scharfer Bezeichnung zusammenzustellen, ist sein vorzügliches Talent; in gedrängter Uebersicht legt er bei jedem Wechsel der Dinge die Grundstoffe dar, aus welchen das Neue sich gemacht hat, und giebt die Grundformen an, in welchen es sich bewegen muſs, mit bündiger Angabe, *was* jedesmal und *wie* es sich verwandelt hat. Diese Uebersichten, welchen im Ganzen Wesenheit und Richtigkeit nicht abzusprechen ist, sind das eigentliche Verdienst des Buches; sie gehören dem Verfasser eigen an, sie schlieſsen eine bestimmte Einsicht in das Innere der Revolution auf. Dagegen fehlt es innerhalb dieser Umrisse sehr an deutlicher Gestalt; der wahre Gesellschaftszustand von Frankreich, die Sitten, die Verhältnisse der verschiedenen Klassen im Allgemeinen, selbst die Einrichtungen und Gesetze, welche durch ihre Art und Wirksamkeit zu den auſserordentlichsten der Revolution gehören, sind theils gar nicht, theils nur mit bloſsem Nahmen angeführt, wiewohl eine nähere Erläuterung nöthig und oft mit wenigen Worten möglich gewesen wäre, z. B. über die Wahlformen, die Municipalitäten, die Gerichtshöfe, die Assignaten, das Maximum, die Requisition und die später an deren Stelle getretene Konskription für den Kriegsdienst; alles dies war eben so wichtig, als der republikanische Kalender, dem ein besondrer Absatz gewidmet ist, und wichtiger, als die von Sieyes nach dem 18. Brumaire beabsichtigte Konstitution, die nicht einmal zur Ausführung gekommen, und gleichwohl mit Vorliebe ausführlicher entwickelt ist, als irgend eine der andern, wenigstens zu vorübergehendem Bestande gelangten Konstitutionen. Wie die Franzosen zu dem Nationalkonvent kommen, für dessen Gestalt doch schon so viel vorgearbeitet war in den früheren gesetzgeberischen Verhandlungen, ist durchaus unklar geblieben.

Die Darstellungsweise Mignet's geht überhaupt auf das Karakteristische; mancher treffende Ausdruck giebt die Stellungen des Tages, die Verhältnisse der Partheien, die Wirkungen der Persönlichkeiten, gut zu erkennen. Wir haben schon angedeutet, daſs in diesem Bemühen sehr oft die Mangelhaftigkeit der gewählten Raumverhältnisse, nicht selten auch die Unzulänglichkeit der eignen Geistesmacht ihm entgegensteht. Zum Belege der leztern Behauptung haben wir die Stellen anzuführen, wo er die Karakterzeichnung einzelner bedeutender Männer versucht; die Hand eines Tacitus hier finden zu wollen, wäre wohl eine übertriebene Forderung, aber auch die Hand eines Voltaire, und noch vieler Andern, die in absteigender Stufenfolge von jenem zu nennen wären, bleibt uns zu missen; der Zeichner fügt manche kräftige Einzelstriche, auch treffende und geistreiche, und oft nicht ohne Geschicklichkeit, zu einem Bilde zusammen, aber sie geben keinen entschiedenen Gesammteindruck, und der eigentliche Kern, aus dem ein merkwürdiger Karakter sich oft in Einem Wort erschlieſst und aufhellt, kommt nicht an das Licht. Weder Maury und Cazalès, noch Mirabeau und Lafayette, noch Danton und Robespierre sind so gezeichnet, daſs man, wie bei guten Bildnissen, sogleich das ursprünglich Lebendige in ihnen fühlt, und eine innere Wahrheit, die sich, auch ohne die Möglichkeit äuſserer Bestätigung, unmittelbar als solche darstellt, aus ihnen erkennt. So gleichfalls, wo das Urtheil oder auch die Betrachtungen des Verfassers, hervortreten, können wir ihn nicht sonderlich loben; jenes erscheint oft befangen oder gar unbegründet, diese von geringem Gewicht; die gediegene Welterfahrung, erlangt durch vielfaches Selbstwirken, durch erlebten Kampf und Wandel der menschlichen Dinge, mangelt hier völlig, und kann durch kein bloſs geistreiches Bestreben ersezt werden.

Der Styl des Buches ist eine der besten Seiten desselben; er bleibt sich bei dem Wechsel des Inhaltes

Digitized by Google

gröfstentheils gleich; er ist rasch und kräftig, oft wie eine blofse Inhaltsanzeige forteilend, und dann nicht am schlechtesten. Dieser belebten, jugendlichen Schreibart verdankt das Buch mit Recht einen Theil seines ausgebreiteten Erfolgs. Der Verfasser hat wohl schwerlich ein bestimmtes Vorbild vor Augen gehabt; wollte jemand ihm aber sagen, er habe sich auf den Bahnen des Sallustius bewegt, so würde er dies, auch ohne den Zusatz, dafs er demselben nachgekommen, noch immer für schmeichelhaft genug halten dürfen.

Zum Schlusse können wir nicht unangemerkt lassen, wie sehr es wünschenswerth wäre, die französische Revolution einmal von einem Standpunkte betrachtet und dargestellt zu sehn, auf welchem nicht blofs die verschiedenen Partheien und alle damit verbundenen Erscheinungen innerhalb der Revolution, sondern auch sie selbst mit dem übrigen Europa, und dieses mit demjenigen, was es in den freieren Spielraum ferner Weltgegenden hinausgeworfen, in's Gleiche gesezt erschiene. Wenn die Specialgeschichte der französichen Revolution lebendigen Ausdruck und Farbe schwerlich von andrer, als französischer Hand empfangen kann, so möchte dagegen diese Weltgeschichte der Revolution eher von einem Nichtfranzosen, und überhaupt so bald wohl noch nicht zu erwarten seyn, denn allerdings würde ein solches Werk, im Fall dasselbe ein durchaus gelungenes seyn sollte, ein sicheres Zeichen seyn, dafs die ungeheure Begebenheit, welche hier zum Grunde liegt, schon weniger die wirkende Kraft, als den gewirkten Stoff darböte, und alle ihre Schmerzen und Gräuel, wenigstens in Geist und Seele des Geschichtschreibers, schon verwunden wären. —

K. A. Varnhagen von Ense.

III.

Ueber die unter dem Nahmen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Mahabharata; von Wilhelm von Humboldt. Berlin, 1826.

Erster Artikel.

Bei dem Gegenstand, über welchen der höchst verehrte Hr. Verfasser das Publikum mit seinen Untersuchungen hat beschenken wollen, drängt sich zunächst die Bemerkung auf, dafs der Ruhm der *indischen Weisheit* zu den ältesten Traditionen in der Geschichte gehört. Wo von den Quellen der *Philosophie* die Rede ist, wird nicht nur auf den Orient überhaupt, sondern insbesondere auch namentlich auf Indien hingewiesen; die hohe Meinung von diesem Boden der Wissenschaft hat sich früh in bestimmtere Sagen, wie von einem Besuche, den Pythagoras auch dort gemacht habe, u. s. f. gefafst; und zu allen Zeiten ist von indischer Religion und Philosophie gesprochen und erzählt worden. Nur seit Kurzem hat sich uns aber der Zugang zu den Quellen eröffnet, und mit jedem Fortschritte, der in dieser Kenntnifs gemacht wird, zeigt sich alles Frühere theils unbedeutend, theils schief und unbrauchbar. So eine alte Welt Indien nach der allgemeinen Bekanntschaft der Europäer mit diesem Lande ist, so ist es eine eben erst entdeckte neue Welt für uns nach seiner Literatur, seinen Wissenschaften und Künsten. Die erste Freude der Entdeckung dieser Schätze liefs es nicht zu, sie mit Ruhe und Maafs anzunehmen: William Jones, dem wir es vornehmlich verdanken, sie uns aufgeschlossen zu haben, und andere ihm nach, haben den Werth der Entdeckungen besonders auch darein gesezt, in ihnen theils die directen Quellen, theils neue Beglaubigungen für die alten welthistorischen Traditionen, die sich auf Asien beziehen, so wie für die weiter westlichen Sagen und Mythologieen aufgefunden zu haben. Die Bekanntwerdung aber mit Originalien selbst, auch die Aufdeckung ausdrücklichen weitläufigen Betrugs, den Kapitän *Wilford* seinem Eifer, mosaischen Erzählungen und europäischen Vorstellungen und Kenntnissen, und Aufschlüssen über die asiatische Geschichte u. s. f. in der indischen Literatur nachzuspüren, durch gefällige Braminen *) spielen liefs, hat darauf geführt, sich vor allem

*) Der Pandit, welchem Wilford auch ausdrücklich aufzugeben die Unvorsichtigkeit hatte, über Geschichten, die er demselben aus mosaischen, griechischen und andern Grundlagen erzählte, Nachforschungen anzustellen, fand gefällig Alles, was der Kapitän wünschte, in den Werken, welche ihm dieser mit grofsen Kosten lieferte: Als derselbe die Falschheit der gemachten Auszüge zu entdecken anfing, verfälschte der Pandit die Manuscripte auf das Frechste, um sich herauszuziehen, sezte sich in die heftigsten Paroxysmen der Wuth, rief die Rache des Himmels mit den horribelsten, furchtbarsten Verwünschungen auf sich und seine Kinder herab, wenn die Auszüge nicht treu seien. Er brachte *zehen Braminen* herbei, die ihn nicht etwa nur zu vertheidigen, sondern bei Allem, was das Heiligste in ihrer Religion ist, auf die Richtigkeit der Auszüge zu schwören, bereit waren. Nachdem ich ihnen einen strengen Verweis über diese Prostitution ihres priesterlichen Charakters gegeben, gestattete ich

Digitized by Google

nur an die *Originalien* und an das Studium der *Eigenthümlichkeit indischer Ansichten* und Vorstellungen zu halten.

Es ist von selbst klar, dafs unsere Kenntnisse nur durch solche Richtung wahrhaftig gefördert werden. In diesem Sinne hat Hr. von Humboldt die berühmte Episode des Mahabharata behandelt, und unsere Einsicht in die indische Vorstellungsweise von den höchsten Interessen des Geistes, wesentlich bereichert. Wirkliche Belehrungen können nur hervorgehen aus der, in der vorliegenden Abhandlung ausgezeichneten, seltenen Vereinigung von gründlicher Kenntnifs der Originalsprache, von vertrauter Bekanntschaft mit der Philosophie, und von besonnener Zurückhaltung, über den strikten Sinn des Originals nicht hinaus zu gehen, nichts anderes und nicht mehr zu sehen, als genau darin ausgedrückt ist. In dem Vorhererwähnten ist unsere vollkommene Beistimmung zu der Erinnerung des Hrn. Verf. enthalten, welche derselbe in einer Vorbemerkung macht, dafs es „schwerlich" (wir dürfen dies zurückhaltende „schwerlich" wohl dreist in „gar nicht" verwandeln) ein anderes Mittel giebt, die mannichfaltigen Dunkelheiten aufzuklären, welche noch in der indischen Mythologie und Philosophie übrig bleiben, als jedes der Werke, die man als Hauptquellen derselben ansehen kann, einzeln zu excerpiren, und erst vollständig für sich abzuhandeln, ehe man Vergleichungen mit andern anstellt. — Nur eine solche Arbeit würde eine Grundlage abgeben, alle indischen philosophischen und mythologischen Systeme ohne Gefahr der *Verwirrung* mit einander vergleichen — zu können." Man braucht nur den Versuch gemacht zu haben, auch aus neuern Schriftstellern, welche Quellen vor sich gehabt, über indische Religion, Kosmogonie, Theogonie, Mythologie u. s. f. sich zu unterrichten, so wird man bald die Erfahrung machen, dafs wenn man aus einem solchen Schriftsteller eine bestimmte Kenntnifs der Grundzüge indischer Religion erworben zu haben meint, und nun an einen andern geht, man sich hier unter ganz andern Nahmen, Vorstellungen, Geschichten u. s. f. befindet. Das hiedurch geschöpfte Mifstrauen mufs sich in die Einsicht auflösen, dafs man überall nur particuläre Darstellungen vor sich gehabt, und nichts weniger als eine Kenntnifs von *allgemeiner* indischer Lehre gewonnen hat. In so vielen deutschen Schriften, in welchen indische Religion und Philosophie ausdrücklich oder gelegentlich dargestellt ist, wie auch in den vielen Geschichten der Philosophie, wo sie ebenfalls aufgeführt zu werden pflegt, findet man eine aus irgend einem Schriftsteller geschöpfte particuläre Gestalt, für indische Religion und Philosophie *überhaupt* ausgegeben.

Aber das vorliegende Gedicht scheint insbesondere geeignet zu seyn, uns eine bestimmte Vorstellung von dem Allgemeinsten und Höchsten der indischen Religion gewähren zu können. Es hat als Episode ausdrücklich eine doctrinelle Bestimmung, und ist damit freier von der wilden, enormen Phantasterei, die in der indischen Poesie herrscht, wenn sie erzählend ist, und uns Begebenheiten und Thaten von Heroen und Göttern, von der Entstehung der Welt u. s. f. schildert. Es ist zwar nöthig, auch in diesem Gedichte vieles zu ertragen und abzuziehen, um sich das Interessante herausheben zu können. — Der grofse General-Gouverneur von Indien Warren Hastings, dem wir vornehmlich die erste Bekanntschaft mit dem Ganzen dieses Gedichts durch die Aufmunterung verdanken, für welche der erste Uebersetzer desselben, Wilkins, sich demselben verpflichtet erkennt, sagt in dem Vorworte, das jener Uebersetzung vorangeht, dafs man, um das Verdienst einer solchen Production zu schätzen, alle aus der europäischen alten oder modernen Literatur geschöpften Regeln, alle Beziehungen auf solche Empfindungen oder Sitten, welche in unserem Denken und Handeln die eigenthümlichen Grundsätze sind, und eben so alle Appellationen an unsere geoffenbarten Religions-Lehren, und moralischen Pflichten, gänzlich ausschliefsen müsse. Dann fügt er weiter hinzu, jeder Leser müsse zum Voraus die Eigenschaften von *Dunkelheit, Absurdität, barbarischen Gebräuchen und einer verdorbenen Moralität zugegeben* haben. Wo dann das Gegentheil zum Vorschein komme, habe er es nun als einen reinen Gewinn zu betrachten, und es ihm als ein

---

es nicht, dafs sie dazu fortgingen." Wilford's eigene Erzählung in Asiat. Researches T. VIII. p. 251. — Von Werken, welche die Früchte der mühsamen, ehrenvollsten Anstrengungen sind, wie z. B. *de Polier* Mythologie des Indous, werden wir nun (es ist erst 1809 erschienen) Bedenken tragen, Gebrauch zu machen, da es auf Dictaten und mündlichen Angaben von Braminen beruht, vollends da wir von Colebroke wissen, welchen Verfälschungen und beliebigen Ueberarbeitungen und Einschaltungen selbst Werke, wie astronomische, die überdem ihres Alterthums und der Autorität ihrer Verfasser wegen in hoher Verehrung stehen, ausgesezt gewesen sind, und immer sind.

Digitized by Google

Verdienst zuzugestehen, das im Verhältnifs mit der entgegengesezten Erwartung stehe. Ohne eine solche Nachsicht in Anspruch zu nehmen, hätte er es schwerlich wagen dürfen, dieses Gedicht zur Herausgabe zu empfehlen. Herr von Humboldt hat uns durch die mühsame und sinnige Zusammenstellung der Grundgedanken, die in den achtzehn Gesängen des Werks ohne Ordnung enthalten sind, die Mühe jenes Abziehens erleichtert oder erspart; solcher Auszug entheht uns insbesondere auch der Ermüdung, welche die tädiösen Wiederholungen der indischen Poesie hervorbringen.

Dieses Gedicht, eine *Unterredung* des *Krischnas* (*Bhagavad* ist, wie W. Hastings die ungelehrten Leser belehrt, und wofür auch ich ihm Dank weifs, einer der Nahmen Krischnas) hat in Indien den Ruhm, das Allgemeinste der indischen Religion vorzutragen. Herr *A. W. von Schlegel* in der Vorrede zu seiner Ausgabe (p. VIII.) desselben bezeichnet es als carmen philosophicum, quo vix aliud ullum sapientiae et sanctitatis laude per totam Indiam celebratius exstat. Dasselbe bezeugt *Wilkins* in der Vorrede zu seiner Uebersetzung; er sagt, die Braminen sehen es dafür an, dafs es alle grofsen Mysterien ihrer Religion enthalte. — Es ist dieser Gesichtspunkt, auf welchen die folgenden Bemerkungen gerichtet seyn sollen. Die vorliegende Abhandlung, welche die Veranlassung dazu ist, indem sie uns die Grundlehren so bestimmt zusammenstellt, führt von selbst auf solche Betrachtung, und gewährt die Leichtigkeit, dabei nur ihrer Anleitung folgen zu dürfen.

Ich führe zunächst die *Situation* des Gedichtes an, weil sie sogleich charakteristisch genug ist. Der Held Ardschunas, im Kriege mit seinen Verwandten, an der Spitze seines Heers, den Gott Krischnas zu seinem Wagenlenker, vor sich die zur Schlacht aufmarschirte feindliche Armee, und indem schon die Schlachtmusik der Hörner, Muscheln, Trompeten, Pauken u. s. f. vom Himmel zur Erde fürchterlich wiederhallt, schon Geschosse fliegen, geräth in zaghaften Kleinmuth, läfst Bogen und Pfeile fallen, und fragt Krischnas um Rath; das Gespräch, das hiedurch veranlafst wird, giebt ein vollständiges philosophisches System in achtzehn Gesängen, welche die beiden Uebersetzer Lectionen benennen, und die das Bhagat-Gita heifsen. — Solche Situation widerspricht freilich allen Vorstellungen, die wir Europäer vom Kriegführen und dem Augenblicke haben, wo zwei grofse Armeen schlagfertig einander gegenüber getreten sind, so wie allen unsern Foderungen an eine poetische Composition, auch unsern Gewohnheiten, auf die Studirstube oder sonst wohin, gewifs wenigstens nicht in den Mund des Generals und seines Wagenlenkers in solcher Entscheidungs-Stunde, die Meditation und Darstellung eines vollständigen philosophischen Systems zu versetzen. — Dieser äufsere Eingang bereitet uns darauf vor, dafs wir auch über das Innere, die Religion und Moralität, ganz andere, als uns gewöhnliche Vorstellungen zu erwarten haben.

Die grofsen Interessen unseres Geistes können im Allgemeinen unter die zwei Gesichtspunkte des *theoretischen* und *praktischen* gebracht werden, deren jenes das *Erkennen*, dieses das *Handeln* betrifft. Nach diesen beiden Bestimmungen ordnet der philosophische Sinn des Hrn. Verf. die Lehren des Werks zusammen. Nach der Veranlassung der Unterredung wird das *praktische* Interesse zuerst betrachtet. Hier findet sich als Princip (S. 6.) die Nothwendigkeit des *Verzichtens* auf die *Früchte* der Handlungen, auf alle Rücksicht des *Erfolgs* ausgesprochen. Nie, sagt Krischnas, sei die Würdigung des Werths des Handelns in die Früchte gesezt; dieser *Gleichmuth* bezeichnet, wie der höchstverehrte Hr. Verf. mit Recht sagt, „unläugbar philosophisch eine an das Erhabene grenzende Seelenstimmung.“ Wir können darin die moralische Forderung, das Gute nur um seiner selbst, die Pflicht nur um der Pflicht willen zu thun, erkennen. Aber dafs die Forderung solcher Gleichgültigkeit gegen den Erfolg zugleich eine grofse poetische Wirkung hervorbringe (ebendaselbst) dagegen etwa könnten sich Zweifel erheben, wenn man für poetische Charaktere mehr eine concrete Individualität, die Richtung ihrer ganzen Intensität auf ihre Zwecke und deren Verwirklichung zu fordern, und nur in dieser Einigkeit ihrer Willenskraft mit den Interessen, welche sie behaupten, poetische Lebendigkeit und damit grofse poetische Wirkung zu sehen geneigt seyn möchte.

Aufser diesem grofsen moralischen Sinne entsteht für das praktische Interesse aber sogleich das zweite Bedürfnifs, welche Zwecke sich das Handeln zu setzen, welche Pflichten es zu vollbringen, oder bei irgend einem von der Willkühr und den Umständen bestimmten Interesse zu respectiren habe. Auf diesen Gesichtspunkt erlaube ich mir episodischer Weise zunächst die Aufmerksamkeit zu richten, weil jenes indische Princip gleich dem neuerer Moral für sich noch nicht weiter

Digitized by Google

führt, und aus ihm selbst keine sittlichen Pflichten hervorgehen können. Man kann solche Bestimmungen zunächst in der Veranlassung des ganzen Gedichts zu finden erwarten, und nur hierauf soll sich das Aufsuchen zunächst beschränken; weiterhin ist das Verhältnifs von Pflicht und vom Handeln überhaupt zur Yoga-Lehre in Betracht zu ziehen. — Dafs der Krieg des Ardschunas, den er gegen seine Verwandte unternommen, gerecht ist, haben wir etwa vorauszusetzen; es tritt nicht in den Kreis des Bhagavat-Gita ein, das Prinzip dieses Rechts näher zu erläutern. Der Zweifel aber, der den Ardschunas befällt, im Augenblicke, wo die Schlacht beginnen soll, ist eben der Umstand, dafs es seine und seines Heeres Verwandte sind, die er bekämpfen soll, und die genau aufgezählt sind, — Lehrer, Väter, Söhne, ingleichen Grofsväter, Oheime, Schwiegerväter, Neffen, Schwäger und Agnaten. — Ob nun dieser Zweifel eine *sittliche* Bestimmung, wie es uns zunächst scheinen mufs, enthalte, dies mufs von der Art des Werths abhängen, welcher in des Indiers Ardschunas Sinne auf das Familienband gelegt wird. Für den moralischen Sinn der Europäer ist das Gefühl dieses Bandes das sittliche selbst, so dafs die Familienliebe als solche das Erschöpfende ist, und das Sittliche allein darin besteht, dafs alle damit zusammenhängenden Empfindungen der Ehrfurcht, des Gehorsams, der Freundschaft u. s. f., so wie die auf das Familien-Verhältnifs sich beziehenden Handlungen und Pflichten jene Liebe zu ihrer Grundlage, und zum für sich genügenden Ausgangspunkte haben. Allein es zeigt sich, dafs es nicht diese moralische Empfindung ist, welche in dem Helden den Widerwillen, die Verwandten auf die Schlachtbank zu bringen, veranlafst. Wir würden in Verbrechen verfallen, sagt er, wenn wir jene Räuber (Wilkins: Tyrannen) tödteten; nicht so, dafs das Tödten derselben als Anverwandte (die Lehrer immer mit eingeschlossen) selbst das Verbrechen wäre, sondern das Verbrechen wäre eine *Folge*, diese nehmlich, dafs durch die Ausrottung der Geschlechter die sacra gentilitia, — die einer Familie zur Pflicht gemachten und religiösen Handlungen zu Grunde gingen. Wenn dies erfolgt, so wächst die Gottlosigkeit *durch den ganzen Stamm*, (— dies ist für uns etwas zu incohärent, indem etliche Worte vorher die Ausrottung des Stammes angenommen war —). Dadurch werden die *edeln* Frauen — von dem Stamme können nur die Männer, da nur sie sich in der Schlacht befinden, zunächst umkommen — verdorben, und es entsteht daraus die Varna-sankra, die Vermischung der Casten (the spurious brood). Das Verschwinden aber des Castenunterschiedes bringt die, welche an dem Untergange der Stämme schuld sind, und den Stamm selbst ins ewige Verderben (Schlegel: *inferis* mancipant, Wilkins: provideth *Hell* for those etc.), denn die *Voreltern* stürzen aus den Himmeln herab, weil sie der *Kuchen* und des *Wassers* fürder entbehren; — die Opfer nehmlich nicht mehr erhalten, indem ihre Nachkommen die Reinheit des Stammes nicht bewahrt haben; — Nachkommen, wird zugegeben, können die Voreltern immer noch haben, von denselben könnten sie also auch Opfer bekommen, allein diese Opfer würden ihnen ungedeihlich seyn, weil sie von einer Bastartbrut gebracht wären, und so unterbleiben sie von selbst. — Wie *Wilkins* angiebt (in den Notes zu p. 32.), werden die Kuchen nach Verordnung der Veda's den Manen bis in die dritte Generation gebracht, am Tage jedes Neumonds, die Wasserlibation aber täglich.*) Erhalten die Verstorbenen keine solche Opfer, so sind sie zu dem Loose verurtheilt, in unreinen Bestien wiedergebohren zu werden.

Was hieraus für das Interesse eines praktischen Princips hervorgeht, ist, wie wir sehen, dafs zwar das Gefühl des Familienbandes als Grundlage erscheint, aber dafs dessen Werth nicht als Familienliebe, und hiemit nicht als moralische Bestimmung gehalten ist. Das Gefühl dieses Bandes haben auch die Thiere; im Menschen wird es zugleich geistig, aber sittlich nur, insofern es in seiner Reinheit erhalten, oder vielmehr in seine Reinheit als Liebe ausgebildet, und, wie vorhin bemerkt, diese Liebe als Grundlage festgehalten wird. Hier wird vielmehr der Werth auf der Verwandlung dieses Bandes in einen aberglaubischen Zusammenhang gesezt, in einen zugleich unmoralischen Glauben an die

*) Das Ausführlichere über diese Todtenopfer ist bei *Gans Erbrecht* in weltgeschichtlicher Entwicklung 1r Bd. S. 9 ff. zu finden, wo überhaupt die Natur der indischen Ehe und des Familienbandes dargestellt wird; die Vaterschaft hat das Interesse, Kinder als Werkzeuge für die Abtragung der Schuld des Todtenopfers an die Vorfahren zu erhalten; S. 247. die ausschweifenden Weisen, zu diesem Behuf Kinder zu bekommen, werden S. 78 f. angeführt. Auch ist S. 90. angeführt, dafs die oben mit den Verwandten aufgeführten Lehrer beim Mangel anderer Anverwandten als Erben eintreten.

Digitized by Google

Abhängigkeit des Schicksals der Seele nach dem Tode, von den Kuchen und Wassersprengungen der Verwandten, und zwar solcher, welche dem Castenunterschiede treu geblieben sind.

So haben wir uns auch nicht durch den ersten guten Anschein täuschen zu lassen, wenn wir in der Auseinandersetzung, die Ardschunas von seinen Zweifeln macht, sogleich auf Sätze stofsen, in denen wir die Religion ganz hoch gestellt finden. Der schon oben angeführte Satz, nach der Schlegelschen Uebersetzung (S. 132.) religione deleta per omnem stirpem gliscit impietas, klingt nach unserem europäischen Sinne so im Allgemeinen genommen sehr gut. Nach den gemachten Bemerkungen aber heifst religio Kuchenopfer und Wassersprengungen, und die impietas heifst theils das Unterbleiben von solchen Ceremonien, theils das Heirathen in niedrigern Casten; — ein Gehalt, vor dem wir weder religiöse noch moralische Achtung haben. — In der ind. Bibl. Bd. II, H. 2. bestimmt Hr. v. H. das, was hier impietas lautet, näher zur Bedeutung von vernichtetem Rechte. — Der Dichter hat sich hierin noch nicht über den gemeinen indischen Aberglauben, zu einer sittlichen, wahrhaft religiösen oder philosophischen Bestimmung erhoben.

Sehen wir nun, was Krischnas auf die Bedenklichkeiten des Ardschunas erwiedert. Das nächste ist, dafs er noch diese Unlust zum Kampf Schwäche, eine unwürdige Feigheit nennt, aus der er sich ermannen solle. In Wilkins Uebersetzung liegt eine ausdrücklichere Erinnerung an die *Pflicht* (wie derselbe erläutert: des Soldaten gegen die allgemeinen moralischen Pflichten). Wenn die moralische Collision auch nicht bestimmter durch den Ausdruck hervorgehoben ist, so ist sie vorhanden, und für die Auflösung ist jenes blofse Schmälen Krischnas nicht befriedigend; auch genügt es dem Ardschunas nicht, der vielmehr nur das schon Gesagte wiederholt, und bei seinem Entschlusse, sich nicht zu schlagen, beharrt.

Nun fängt Krischnas an, die höhere, alles überfliegende Metaphysik loszulegen, welche einerseits über das Handeln ganz hinaus zum reinen Anschauen oder Erkennen, und damit in das Innerste des indischen Geistes übergeht, andererseits die höhere Collision zwischen dieser Abstraction und dem Praktischen, und damit das Interesse herbeiführt, sich um die Art umzusehen, wie diese Collision vermittelt und aufgelöst sei.

Das nächste jedoch, was Krischnas entgegnet, führt nicht sogleich zu jener Höhe fort, der metaphysische Anfang führt zunächst nur auf gewöhnliche populäre Vorstellungen. Krischnas sagt, dafs Ardschunas zwar weise Reden führe, aber die Weisen betrauern weder die Todten noch die Lebendigen. „Weder *ich*, Krischnas, bin jemals *nicht gewesen*, *noch du*, *noch alle* diese Könige der Sterblichen, noch ist es jemals in Zukunft, dafs wir *nicht seyn werden*. — Diese Leiber, welche von der unveränderlichen, unzerstörbaren und unendlichen Seele belebt sind, werden hinfällig genannt; darum kämpfe, Ardschunas! — Wie kann der Mensch, der weifs, dafs die Seele unsterblich ist, meinen, dafs er sie tödten lassen, oder tödten könne? wie kannst du dazu kommen, sie zu beklagen? Wenn du aber auch glaubst, dafs die Seele entstanden sei, und dafs sie wieder sterben werde, so kannst du auch so nicht um sie klagen; denn dem, was gebohren, ist der Tod gewifs, und dem, was gestorben, die Geburt; über das Unvermeidliche mufst du daher dir keinen Kummer machen!" — Eine moralische Bestimmung, die wir suchen, ist hierin nicht wohl zu sehen. Es ist dasselbe, was wir sonst lesen: „Freund, es sind sterbliche Menschen, sterbliche Menschen! die du zu tödten im Begriffe bist; die Seele aber wirst du nicht tödten, denn sie kann nicht getödtet werden." Wir finden ohne Zweifel, dafs was zu viel beweist (— aus dem Tödten überhaupt wird in solcher Vorstellung nicht viel gemacht —), gar nichts beweist.

Dann fährt Krischnas fort: Eingedenk der Pflichten deiner besondern *Caste*, geziemt dir, nicht zu zagen; für einen *Kschetri* giebt es nichts höheres als Krieg. Bei Schlegel heifst es dort: *proprii officii memorem* etc., und hier legitimo bello melius quidquam *militi* evenire nequit, so auch in der Folge. Europäer, die dies lesen, nehmen es ohne Zweifel in dem Sinne der *Pflicht des Soldaten* als eines solchen; so haben diese Aufrufungen einen moralischen Sinn für sie, wenn sie sich nicht erinnern, dafs in Indien Stand und Pflicht eines Soldaten nicht eine Sache für sich, sondern an die Caste gebunden und beschränkt ist. Wilkins giebt in seiner Uebersetzung die bestimmtern Ausdrücke: the duties of thy particular *tribe*, und: a soldier of the

Digitized by Google

Kshatree tribe hath no duty superior to fighting. Die allgemeinen Ausdrücke, *proprium* officium und milites, wie vorhin religio und impietas, versetzen uns zunächst nur in europäische Vorstellung, sie benehmen dem Inhalt seine Farbe, veranlassen es zu leicht, uns über die eigenthümliche Bedeutung zu täuschen, und die Sätze für etwas besseres zu nehmen, als sie in der That sagen. — In dem eben Angeführten liegt eben so wenig das, was wir Pflicht nennen, sittliche Bestimmung, sondern nur Naturbestimmung zu Grunde. — Weiter hält Krischnas dem Ardschunas noch die Schande vor, in die er sich bei Freund und Feind stürzen würde, — ein passendes, doch für sich formelles Motif, indem es immer darauf ankommt, worein die Ehre und Schande gesezt wird.

Aber Krischnas sezt nun hinzu, dafs dies, was er hier dem Ardschunas vorgehalten, nach der Sanc'hya-Weise gesprochen, dafs er nun aber nach der *Yoga* Weise sprechen werde. Hiemit eröffnet sich erst das ganz andere Feld indischer Betrachtungsweise. Die Zusammenstellung, die Erläuterungen und Aufschlüsse, welche uns über diese hervorstechendste Seite des Gedichts der höchstverehrte Hr. Verf. aus seinem tiefen Sinne und dem Schatze seiner Gelehrsamkeit gibt, sind von vorzüglichem Interesse. Der höhere Schwung, oder vielmehr die erhabenste Tiefe, welche sich hier aufthut, führt uns sogleich über den europäischen Gegensatz, mit welchem wir diese Darstellung eröffnet, *von dem Praktischen* und *Theoretischen* hinaus, das Handeln wird im Erkennen oder vielmehr in der *abstracten Vertiefung* des Bewufstseyns in sich absorbirt. Auch Religion und Philosophie fliefsen hier so in einander, dafs sie zunächst ununterscheidbar scheinen. So hat der Hr. Verf. gleich von Anfang den Inhalt des Gedichts, wie oben angegeben, ein vollständiges *philosophisches System* genannt. Es macht überhaupt in der Geschichte der Philosophie eine bedeutende Schwierigkeit und Verlegenheit aus, insbesondere den ältern Perioden der Bildung eines Volkes, eine Gränze zwischen diesen Weisen des Bewufstseyns, denen gemeinschaftlich das Höchste und darum das Geistigste, nur im Gedanken seinen Wohnsitz habende, Gegenstand ist, zu bestimmen, und eine Eigenthümlichkeit auszufinden, vermöge deren solcher Inhalt nur der einen oder der andern Region angehörte. Für die indische Bildung ist uns nun endlich eine solche Unterscheidung möglich geworden, durch die auch von dem Hrn. Verf. öfters angeführten Auszüge, welche Colebrocke aus eigentlich philosophischen Werken der Indier in den Transactions of the R. Asiatic society Vol. I. dem europäischen Publicum gegeben hat, und die zu den schätzenswerthesten Bereicherungen gehören, welche unsere Kenntnifs auf diesem Felde erhalten konnte.

Bei den philosophischen Systemen zeigt es sich gleichfalls, dafs, wie hier im Gedicht, Sanc'hya-Lehre, und Yoga-Lehre eine Grundunterscheidung zwischen denselben ausmacht; obgleich Sanc'hya zunächst als eine allgemeinere Bestimmung (bei Colebrocke) erscheint, unter welche hiemit auch die Yoga-Lehre befafst wird, so ist doch die Unterscheidung des Inhalts vornehmlich an jene Verschiedenheit des Ausdrucks geknüpft. — Was zunächst Sanc'hya betrifft, so führe ich aus Colebrocke an, dafs ein System der Philosophie so genannt werde, in welchem die Präcision des *Zählens* oder *Rechnens* in der Aufzählung seiner Principien beobachtet werden; — Sanc'hya heifse eine Zahl. In der That zeigen sich die philosophischen Systeme, mit denen er uns bekannt macht, vornehmlich als Aufzählungen von den Anzahlen der Gegenstände, Elemente, Kategorien u. s. f., welche jedes System annimmt, und welche so nacheinander vorgetragen, dann für sich näher erläutert und bestimmt werden. Das Wort, von welchem Sanc'hya herkomme, bedeute überhaupt Raisonniren oder Nachdenken (reasoning or deliberation); wie denn auch Hr. v. H. in den Bemerkungen, welche derselbe über die Kritik des Hrn. Langlois von der Schlegelschen Ausgabe und Uebersetzung des Bhagat-Gita, in der indischen Bibliothek gegeben, daselbst II. Bd. 2. H. S. 236. die Sanc'hya-Lehre eben dahin bestimmt, dafs in ihr das *raisonnirende* und *philosophirende* Nachdenken rege sei.

Was vorhin in Rücksicht auf moralische Bestimmungen ausgehoben worden, zeigte sich als sehr unbedeutend, und wir würden dergleichen als populäre, ganz gewöhnliche Motife charakterisiren. Wenn nun das Uebrige das interessantere ist, worin, wie Hr. v. H. S. 32 heraushebt, in seinem Vortrage Krischnas sichtlich bei dem Yoga stehen bleibt, so ist jedoch einerseits gleich zu bemerken, dafs auf dem höchsten indischen Standpuncte, wie dies auch im Bhagavad-Gita in der 5ten Lect. 5 Sl. ausgesprochen ist, dieser Unterschied verschwindet; beide

Digitized by Google

Weisen haben Ein Ziel und: Unam eandemque esse disciplinam rationalem (Sanc'hya-Sastra) et devotionem (Yoga-Sastra) qui cernit, is vere cernit (Schlegelsche Uebers.) Andererseits kann erinnert werden, dafs so sehr in diesem lezten Ziel indische Religion und Philosophie übereinkommen, doch die Ausbildung dieses Einen Zieles und wesentlich des Weges zu diesem Ziele, wie sie durch und für den Gedanken zu Stande gebracht worden, so zu dem Unterschiede von der religiösen Gestalt gediehen ist, dafs sie sehr wohl den Nahmen der Philosophie verdient. Vollends zeigt sich der Weg, den die Philosophie vorzeichnet, eigenthümlich und würdig, wenn man ihn mit dem Wege vergleicht, welchen die indische Religion theils vorschreibt, theils wenn sie selbst den höhern Schwung zu dem Yoga-Sinne nimmt, noch gleichsam vermengungsweise zuläfst. So würde man der indischen Philosophie, welche Sanc'hia-Lehre ist, höchst unrecht thun, wenn man sich ein Urtheil über sie und ihre Weise aus dem, was nach oben in dem Bhagavat-Gita Sanc'hya-Lehre heifst, und was über die gemeinen, populär-religiösen Vorstellungen nicht hinausgeht, machen würde.

Für eine kurze Bestimmung der Yoga-Lehre können wir am zweckmäfsigsten gleichfalls anführen, was Hr. v. H. (ind. Bibl. a. a. O.) von ihr angibt, dafs in ihr nämlich dasjenige *Nachdenken* (wenn es etwa noch so heifsen kann) rege sei, welches ohne Raisonnement, durch eine Vertiefung zur unmittelbaren Anschauung der Wahrheit, ja zur Vereinigung mit der Urwahrheit selbst, gelangen will. Aus den Darstellungen des Hrn. Verf. dasjenige zu entnehmen, was sich in dieser Yoga-Richtung für die Bestimmung von Gott, so wie für das Verhältnifs des Menschen zu Gott, ferner dann auch wieder für den Gesichtspunkt des Handelns und der Sittlichkeit ergibt, — soll der Gegenstand eines zweiten Artikels seyn.

Hegel.

IV.

Erläuterung der Lehre vom Kreislaufe in den mit Blut versehenen Thieren, nebst weiterer Nachweisung, dafs eine Blutcirkulation weder in der Beobachtung noch wissenschaftlich begründet ist, und sich mit dem sonstigen Verhalten der Natur nicht vereinigen läfst. Von Dr. J. B. Willbrand, Professor zu Giefsen. Vorgelesen in der Versammlung der deutschen Naturforscher zu Frankfurt a. M. am 19. Sept. 1825. Nebst einer Beilage. Frankfurt a. M. 1826. 8. 124 S.

Wenn wir uns bei Gelegenheit der Anzeige dieser kleinen Schrift ausführlichere Bemerkungen über den Inhalt derselben erlauben, als zur Kritik derselben nöthig wären, so geschieht dies aus dem Grunde, weil wir dafür halten, dafs schon der Gegenstand dieser Schrift einer aufmerksamen Betrachtung werth ist.

Die auf dem Titel angedeutete Hauptansicht des Verf., welche von ihm bereits an anderen Orten vorgetragen worden, ist diese: Das vom Herzen ausströmende Arterienblut gehe nicht wieder in das zurückströmende Venenblut über, sondern „die jedesmalige arterielle Strömung gehe, ihrem ganzen Gehalte nach, (demnach die Gefäfswandungen, wenn Gefäfse da sind und das Blut), mit der allmähligen Verfeinerung der Gefäfse andauernd unter die hervortretende Metamorphose; die Metamorphose gehe eben so stetig wieder unter in die venöse Strömung.“ (S. 1.) „Es ist unstreitig an manchen Stellen des Körpers die Substanz, worin ein haarförmiger arterieller Gefäfszweig untergeht, nur von der Gröfse eines Infusionsthierchens, mithin von der Gröfse eines Punctes, und aus demselben Punkte geht andererseits im steten Zeugungsakte die Vene wieder hervor.“ (S. 78.) „Der Kreislauf im Menschen geht als venöse Strömung im Lymph- und Hohlvenensystem aus der Metamorphose des ganzen Körpers hervor und geht durch das Herz wieder in die Metamorphose der Respirationsorgane hinein, und geht hier unter; und aus der Metamorphose der Resp. Org. geht die Aortenströmung (für die Lungen zuerst als Lungenvenenströmung, und von da zum Herzen) hervor und in die Metamorphose des Körpers zurück.“ (S. 30.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 9. u. 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1827.

Erläuterung der Lehre vom Kreislaufe in den mit Blut versehenen Thieren, etc. *Von Dr. J. B. Willbrand*, etc.

(Fortsetzung).

Mit dem Ausdruck Metamorphose bezeichnet der Verfasser die zwischen der stets untergehenden arteriellen Strömung auf der einen Seite und der stets wieder hervortretenden venösen Strömung auf der anderen Seite, (wozu auch die lymphatische gehört), in der Mitte liegenden Veränderungen — nämlich die stäte Bildung neuer Molekulen, welche in ihrer inneren Natur nicht völlig einerlei sind mit ihren Vorgängerinnen; — das stäte Absterben aller vorhandenen Molekulen um den neu sich bildenden Platz zu machen und die hiermit verbundenen Aussonderungen. (S. 20.) Der Kreislauf des Blutes im Thier macht also keine in sich geschlossene Funktion aus, sondern insofern das Blut der Arterien überall in seiner ganzen Substanz in die Substanz des Körpers übergeht und von neuem als Venenblut aus der Substanz des Körpers durch die Metamorphose entsteht, giebt es keinen Kreislauf des Blutes, sondern der Kreislauf in einem organischen Geschöpfe umfafst das ganze physische Daseyn dieses Geschöpfes, bezieht sich nicht nur auf das Blut bei den mit Blut versehenen Thieren, sondern auch auf alle und jede Molekul, welche nicht Blut ist. (S. 31.)

Dieses sind die wesentlichen vom Verf. mitgetheilten Ansichten, welche zu beweisen, er folgendes anführt, was sich ebenfalls überall in der Schrift zerstreut findet:

Der Kreislauf in den Thieren ist nicht verschieden von dem Kreislauf in der ganzen Natur, welcher in stäten äufserlich sichtbaren und innerlich zwar unsichtbaren, aber aus den Wirkungen erkennbaren Wechseln, vor sich geht. Dahin rechnet der Verfasser den Lauf der Erde um die Sonne, die Drehung der Erde um ihre Axe, den Uebergang der Jahreszeiten und Tageszeiten in einander (S. 10. 11.) und ganz vorzüglich die Metamorphose der Insekten. Das Ei des Schmetterlings erstirbt in die Geburt der Raupe, die Raupe in die Geburt der Puppe u. s. w. wie der arterielle Blutstrom in die Geburt des venösen erstirbt. Dabei findet eine äufsere und eine innere Veränderung Statt: Die äufsere sehen wir; die innere, das Verändertwerden selbst, sehen wir nie. So sehen wir die innere, während der Metamorphose vorgehende Veränderung des Blutes nie, blos ihre Wirkung, (die Absonderungen) eben so wie sich die während der Verwandlung der Insekten im Inneren vorgehenden Veränderungen nur durch das Abwerfen der Schaalen erkennen lassen. (S. 7. 15.)

Der äufseren und inneren Veränderung entspricht auch eine äufsere und innere Bewegung. Die äufsere Bewegung ist in der Metamorphose dieselbe wie im Grofsen der Natur die centrifugale Bewegung; die innere gleicht der centripetalen. Die äufsere Bewegung des Bluts zeigt sich in der Diastole und im Fortströmen des Bluts; die innere in der Metamorphose der Molekulen.

Für die vom Verf. gegebene Vorstellung des Kreislaufs, dafs nämlich derselbe das ganze physische Leben des Thiers umfasse, führt er besonders die Infusionsthiere und die Embryonen der rothblütigen Thiere im ersten Entstehen an, wo noch kein gesonderter Kreislauf des Bluts vorhanden, sondern alles in der Metamorphose verschlungen sei.

Ref. will zuerst einen Blick auf diese vom Verf. für seine Ansicht vorgebrachten Beweise werfen, bevor er zu denen übergeht, wodurch der Verf. die früheren Vorstellungen vom Kreislaufe des Blutes zu widerlegen sucht.

Der Herr Verf. hat seinen Lesern die Uebersicht dessen, was er sagen und beweisen will, nicht durch eine passende Ordnung des Vorzutragenden erleichtert, sondern spricht in unbestimmten Absätzen, in denen häufig das Verschiedenartigste zusammengeworfen, und dann wieder das Zusammengehörige überall in vielfacher Wie-

Digitized by Google

derholung zerstreut ist; so dafs wir auch bei dieser Beurtheilung, ohne das Bild des Ganzen zu verzerren, dem Gange der Schrift von Anfang bis zu Ende nicht folgen konnten, sondern die hauptsächlichsten Punkte zusammenstellen mufsten, um die Beurtheilung in Zusammenhang mit der Natur zu bringen, und die Uebersicht zu erleichtern.

Es springt bei einer einfachen Betrachtung in die Augen, dafs Hr. Prof. Willbrand ganz verschiedene Dinge mit einander vergleicht, wenn er die Drehung der Erde um die Sonne etc. mit dem Kreislauf in den Thieren (selbst nach der von ihm selbst angegebenen Bestimmung) für analoge Erscheinungen hält. Der Irrthum liegt darin, dafs er den ganz allgemeinen Begriff der Periodizität (das Wiederkehren der Jahres- und Tageszeiten u. s. w.) mit dem ganz besonderen Begriff des Kreislaufs in den Thieren verwechselt. Es ist keine Frage, dafs im Kreislaufe des Blutes der Thiere (wie in allen Erscheinungen aller organischen Geschöpfe) sich Perioden aufzeigen lassen, und dafs sogar im ganzen Leben der Organisationen diese Perioden zu den wesentlichsten Erscheinungen derselben gehören. In diesem Betracht findet sich wohl eine allgemeine Analogie des Kreislaufs in den Thieren mit den periodischen Umläufen der Himmelskörper, und überhaupt mit manchen Erscheinungen des allgemeinen Naturlebens; aber wer wird bei ruhiger Ueberlegung nun folgern wollen, dafs wegen dieser allgemeinen Analogie in der Periodizität auch alle besonderen, übrigen Bestimmungen des thierischen Lebens überhaupt, und besonders des Kreislaufs, mit dem Umlauf der Himmelskörper identisch seien? Eine solche Verfahrungsart würde nur dazu führen, am Ende das ganz Allgemeine, Abstrakte der Natur überhaupt zu fassen, wobei die besonderen, unterscheidenden Bestimmungen des Kreislaufes, die in der thierischen Organisation gerade das gröfste Interesse für uns haben, ganz unbekannt blieben. Es können mehrere Erscheinungen freilich also darin übereinstimmen, dafs sie periodisch sind, aber in allen übrigen Punkten sind sie wieder wesentlich verschieden, und darum ist es eine oberflächliche Analogie, den thierischen Kreislauf, die Bewegung der Himmelskörper und die Metamorphose der Puppe, wegen der Periodizität für identische Dinge zu halten. Dieses Verfahren, die allerbesondersten Erscheinungen in der Organisation in ganz allgemeinen Bestimmungen mit den Phänomenen des allgemeinen Naturlebens zu vergleichen, hat seine gute, aber auch seine nachtheilige, zur schaalen Oberflächlichkeit führende Wirkung in der Naturwissenschaft. Man kann bei einer beschränkten isolirten Betrachtung eines Organismus oder einer organischen Erscheinung dadurch fehlen, dafs man irgend etwas als wunderbar und auffallend betrachtet, was bei Vergleichung mit den Erscheinungen des Lebens überhaupt und des allgemeinen Naturlebens in einem ganz allgemeinen Gesetz klar und deutlich anzuschauen ist, z. B. eben die besonderen mannichfaltigen Erscheinungen, wodurch die Periodizität der organischen Körper sich äufsert.

Von der anderen Seite verliert man wieder die besonderen, eigenthümlichen, specifischen Bestimmungen einer Organisation oder deren Erscheinungen, welche eben das Ausgezeichnete an ihr sind, ganz aus den Augen, wenn man sich blos in solchen allgemeinen Betrachtungen verirrt. Dieses ist leicht, und ein grofser Theil der Schriftsteller unserer Zeit neigt sich zu diesem Verfahren hin, wovon die Bemühungen, die Muskel- und Nervenkräfte mit der Elektricität für identisch zu halten, Beweise liefern. Es ist nichts leichter als zu zeigen, dafs sich die Muskelbewegung z. B. auf Anziehung und Abstofsung, Kontraktion und Expansion etc. zurückführen lasse, aber es ist ein voreiliges Verfahren, nun elektrische, galvanische und Muskelwirkungen für identisch halten zu wollen. Gerade das Ausgezeichnete der physiologischen Betrachtung liegt hier darin, zu zeigen, wie sich Nerven, Muskel und elektrische und galvanische Wirkungen von einander unterscheiden, und so hätte der Verf. besser gethan, wenn er den spezifischen Unterschieden des Kreislaufs von den übrigen Erscheinungen der Organisation und des allgemeinen Naturlebens seine Aufmerksamkeit gewidmet hätte. Wohin führt aber jenes Verfahren? Ich schlage ein Buch über Anthropologie auf; ein anderes über den menschlichen Schlaf; aber ich finde von dem, was die Ueberschriften sagen, nichts; höchstens im Anhange ein Wort, oder in Anmerkungen. Warum nicht? Weil der eine Verfasser glaubt, das Wesen der menschlichen Organisation sei nur aus ihrer Analogie mit dem Leben der Erde zu erklären und darum in dem Buch über Anthropologie die Geologie abhandelt; der andere hat den Schlaf im höheren Styl als periodisch aufgefafst, und glaubt er sei nur aus der periodischen Bewegung der Himmelskörper zu begreifen; deshalb finde ich in diesem Buche die Astronomie abgehandelt! In beiden aber ist über die eigenthümlichen besonderen Erscheinungen der Gegenstände, die auf dem Titel bezeichnet

Digitized by Google

sind, nichts gesagt, also in dem ätherischen Flug gerade das Allerinteressanteste (der concreten Erscheinung) vergessen.

Es giebt einen Mittelweg zwischen diesen beiden Extremen, der der Naturwissenschaft nur einen dauernden concreten Werth geben kann, nämlich bei Behandlung besonderer Erscheinungen, das Besondere, Eigenthümliche derselben hervorzuheben, aber dabei zugleich die allgemeinen Beziehungen nach ihrer Bedeutung zu berücksichtigen.

Diesen Mittelweg zu gehen ist dem Verf. gegenwärtiger Schrift nicht gelungen, indem er den thierischen Kreislauf mit dem Kreislauf der Erde vergleicht, und die Blutbewegung so weit generalisirt, dafs darin zugleich das ganze thierische Leben eingeschlossen seyn soll.

Der Widerspruch, welcher in dieser lezten Vorstellung liegt, zeigt sich besonders leicht, wenn man die vom Verf. angestellte Vergleichung zwischen der Metamorphose der Insekten und dem Kreislauf der höheren Thiere prüft. Zum thierischen, vollständigen Leben gehört ausser dem Assimilations- und Blutsystem, auch noch das Nervensystem, und alle drei haben am Leben des Insekts während der Metamorphose gleichen Antheil; demnach müfste auch das Nervensystem der höheren Thiere von ihrem Kreislauf umschlossen seyn, und so würde also der vom Verf. gegebene Begriff des Kreislaufs, dem Begriff des thierischen Lebens in seiner Totalität überhaupt gleich seyn, und die ganze Neuigkeit, welche der Verf. lehrt, würde demnach darin bestehen, *dafs das thierische Leben ein Kreislauf von Verrichtungen sei, die durch ihre Periodizität mit den Perioden des allgemeinen Naturlebens verglichen werden können.* Dieses glaubten alle Aerzte und Naturforscher schon längst zu wissen, und es zu beweisen scheint ein Kommentar, wie der des Verf., überflüssig.

Aber es scheint in den Vorstellungen des Verf. zu liegen, dafs alle Funktionen des ganzen thierischen Lebens so zu einer Einheit durch den Kreislauf verschlungen sind, dafs sich solche von demselben durchaus nicht gesondert darstellen lassen, so dafs also die Lehre vom Kreislauf des Bluts zugleich auch die ganze Physiologie ist! (S. 54.) Alle verschiedenen Verrichtungen der ganzen Organisation würden so in dem identischen Brei von des Verf. Kreislauf durch einander liegen, weil alle zur Metamorphose in einander in dem Ganzen zusammenwirken! Es läfst sich hierüber innerhalb der thierischen Organisation ganz dasselbe sagen, was so eben über die Analogieen der organischen Körper überhaupt mit dem allgemeinen Naturleben gesagt ist. Wir müssen durchaus bei aller Harmonie und Einheit, zu welcher die Organe und Verrichtungen des thierischen Körpers zusammenwirken, auch die relative (freilich nicht absolute) Selbstständigkeit in dem eigenthümlichen besonderen Leben der Organe in der Physiologie hervorheben, um das Verschiedene (die Theile der Organisation) ebenso für sich als relative Einheiten in dem geschlossenen Ganzen zu betrachten, als wir die Verhältnisse der Organe untereinander und deren Zusammenwirken zur Totalität durchgehen. In dieser Beziehung könnte man ebensogut jede andere wichtige Funktion zu einer Zentralfunktion machen, worin sich alle übrigen mittelst der Harmonie des Ganzen vereinen. Namentlich liefse sich dieses mit dem Nervensystem thun, welches bei den höheren Thieren offenbar die höchste Bedeutung hat, indem alle Verrichtungen dadurch regiert werden.

Der Verf. glaubt zwar in den Krankheiten, insofern sich die Krankheiten der festen Theile sogleich den flüssigen mittheilen und umgekehrt, noch einen Grund für die Vereinigung aller Verrichtungen zu einem ununterschiedenen Ganzen zu finden. (S. 35.) So wahr indessen dieser Zusammenhang im Allgemeinen ist, so falsch ist er bei Durchführung durch alle besondere Fälle. Wie viele örtliche Krankheiten, wie viele Krankheiten des Nervensystems giebt es nicht, wobei auch das Gefäfssystem ganz und gar nicht leidet! Diefs liegt nur in dem relativ selbstständigen Leben einzelner Organe, welche krank seyn können, wobei die anderen gesund sind, welches bei einer so absoluten Einheit als sich der Verf. vorstellt, unmöglich wäre.

Dafs bei den niederen Thieren alle, bei den höheren und beim Menschen entfalteten, Organe und Funktionen noch in einer unentschiedenen Einheit der Organisation versunken sind, beweist weder, dafs es allein der Kreislauf ist, zu dem die Funktionen verschmolzen sind, noch, dafs bei den höheren Thieren nun dasselbe Statt finde.

Wo also ein Gefäfssystem vorhanden ist, mufs dieses als ein, in höherem oder geringerem Grade relativ selbstständiges Organ angesehen werden, ungeachtet der Beziehungen, die es zu den übrigen Theilen der Organisation bei der Ernährung, Absonderung etc. hat, da ja ohnehin diese Funktionen nicht allein durch das Ge-

Digitized by Google

fäſssystem, sondern unter Leitung des Nervensystems von besonderen Organen (Drüsen, Membranen etc.) ausgeübt werden, denen man ebensogut den Hauptantheil an diesen Verrichtungen zuschreiben könnte und wirklich zugeschrieben hat, als dem Blutsystem. *Diesem zu Folge ist also auch die Metamorphose der Insekten durchaus nicht identisch mit der Bildung des venösen Blutes aus dem arteriellen, sondern nur mit den Wachsthums- und Häutungs-Processen aller übrigen Thiere, welche Resultate der ganzen* (aus *mehreren* Organen *zusammengesezten*) *Organisation, und nicht blos des Kreislaufes sind;* denn die Folgerung des Verfassers, daſs, weil das Arterienblut sich in Venenblut, und die Puppe sich in den Schmetterling metamorphosirt, eben wegen dieser Metamorphose beide, die Puppen und sein Kreislauf, identisch seien, ist eine so oberflächliche Reflexion, daſs sie nach dem was so eben gesagt ist, keine Widerlegung weiter bedarf.

Wir gehen zu den Beweisen über, durch welche der Verf. die Beobachtungen von dem wirklichen Uebergang des Blutes aus den Arterien in die Venen widerlegen will.

Wir sind durchaus mit dem einverstanden, daſs die Erscheinungen der nach dem Tode der Thiere und des Menschen injicirten Geſäſse diesen Uebergang nicht beweisen, obgleich aus anderen als den vom Verf. angeführten Gründen. Derselbe glaubt nämlich, daſs die in Arterien gesprüzte Injektionsmasse, wenn sie in die Venenzweige übergeht, sich durch das Parenchym künstliche Gänge bahne, wie das durch Leder gepreſste Quecksilber, worüber ich mich um so mehr wundere, da der Verf. selbst wie er sagt, dergleichen Präparate besizt und untersucht hat. Wären diese Gänge künstlich gebahnt, so würden sie nicht, unter so verschiedenen Umständen angefertigt, immer so gleiche ununterbrochen fortgehende Gestalt zeigen und die Injektionsmasse könnte unmöglich die (nach dem Verf.) verschlossenen Mündungen der Venen durch das zerrissene Parenchym wiederfinden. Am deutlichsten kann man dieses an injicirten Darmzellen durch das Mikroskop untersuchen und ich habe hier nie (wenigstens bei gelungenen Präparaten) eine Zerreiſsung des Parenchyms und ein Austreten der Injektionsmasse ins Zellgewebe gesehen, so daſs ich deutlich sehe, daſs die Injektionsmasse wirklich immer durch die Verzweigungen des Geſäſssystems verlauft, wobei ich nicht bestreiten will, daſs häufig Präparate vorkommen mögen, wo wirklich dergleichen Zerreiſsungen Statt finden. Ich finde darin aber keinen Beweis für den wirklichen unmittelbaren Uebergang des Bluts, da es ebensogut möglich ist, daſs im Leben Geſäſse contrahirt seyn können, die durch mechanische Gewalt im Tode ausgedehnt werden, und da wir andere Kanäle mit offenen Mündungen im Körper sehen, die dessenungeachtet keine Flüssigkeiten durchlassen (der Botallische Gang nach der Geburt, die Ausführungsgänge der Saamenblasen, der Milchbrustgang, der sich gegen den Eintritt des Bluts verschlieſst etc.), so kann es mit den Geſässen derselbe Fall seyn.

Der Verf. läugnet demnach auch die Existenz eines Haargeſäſssystems, und bestreitet und verwirft alle von Malpighi und Leeuwenhoek bis auf die neuesten Zeiten gemachten Beobachtungen über den sichtbaren Uebergang des Bluts aus den Arterien in die Venen. Er will aus den oben bereits beleuchteten, für seine Ansicht von dem Ersterben des arteriellen Stroms in die Metamorphose angeführten Gründen die Nothwendigkeit herleiten, daſs alle diese Beobachtungen blos scheinbar seyn müssen. Hierbei verfährt der Verf. nun mit einer solchen Hartnäckigkeit, daſs, obgleich er bis zum Ueberdruſs fast auf jeder Seite seiner Schrift sagt, daſs Niemand bei der Naturforschung gegen den Ausspruch des Baco: „non fingendum aut excogitandum" handeln dürfe, und er selbst auch nicht dagegen handeln wolle, dennoch meist immer in dem Augenblick, wo er seinen Spruch wiederholt, durch bloſse leere und rein formelle Schlüsse, die augenscheinlichsten und unwidersprechlichsten Beobachtungen für einen Schein erklärt, weil die vorausgesezte Metamorphose sonst nicht Statt finden könnte. Der Verf. muſs nie mit Aufmerksamkeit und vorurtheilsfrei die Strömung des Bluts in dem Mesenterio einer Maus, in den Schwimmhäuten eines Frosches, oder in den Embryonen der Fische beobachtet haben, um sich wirklich zu überzeugen, daſs ungeachtet der unendlichen Verzweigung der Arterien in netzförmige Anastomosen bei den Säugethieren, dennoch immer aufs Deutlichste beobachtet werden kann, daſs durch alle Krümmungen und Biegungen ein continuirlicher Strom zwischen Arterien und Venen aufs Allerdeutlichste zu beobachten ist. Wendet man dagegen ein, daſs man hier nicht den ganzen Kreislauf sehe, so kann ich auf eine bereits von Bloch (in seiner Nat. G. d. Fische Deutschlands) gegebene, ziemlich getreue, Abbildung

Digitized by Google

des Gefäfssystems eines Fischembryo verweisen, wo man (wie ich mich [an Barschen und Plötzen] selbst; und viele meiner Freunde und Zuhörer sehr oft überzeugt habe) unter dem Gesichtsfelde des Mikroskops den ganzen Kreis der Blutströmung vom Herzen durch die Kiemen, Arterien in die Venen, und von hier durch die Arterien des Körpers in die Venen desselben, und wieder zum Herzen zurück mit der gröfsten Deutlichkeit sehen kann. Bei den Säugethieren kann man sich von dem wirklichen Uebergang des Arterienbluts in die Venen auf eine andere Weise an den Fällen versichern, wo das Lungen-Arterienblut unverändert in die Lungen-Venen übergeht, bei der Blausucht und in einem von Bichat besonders angestellten Versuch, in dem er nach aufgehobener Respiration bei einem Hunde schwarzes Blut aus den Karotiden fliefsen sah. Dieses ist mit des Verfassers Vorstellungen von der Metamorphose durchaus unverträglich.

Gegen solche Erfahrungen über den wirklichen Uebergang des Blutes aus den Arterien in die Venen, und über den Zusammenhang des rothen und schwarzen Blutsystems können also des Verf. rein formelle Urtheile von keiner Bedeutung seyn.

Nun ist aber dieser Umstand, welcher, wie der Verf. mit Recht erinnert, von älteren und neueren Beobachtern sehr vernachlässigt ist, dafs das Blut beim Uebergange aus den Arterien in die Venen (sowohl in den Lungen als in den Extremen des Körpers) eine Veränderung erleidet, und diese ist es vorzugsweise, welche dem Verf. zur Unterstützung seiner Vorstellung von dem gänzlichen Uebergang des Arterienbluts in die Körpersubstanz und von dem Wiederentstehen des Venenblats aus dieser Substanz dient.

Es ist also noch die Frage zu beantworten, ob zu einer solchen Veränderung des Arterienbluts in Venenblut (und den damit verbundenen Phänomenen der Bildung) ein Uebergang der ganzen Arterienblutmasse in des Verf. Metamorphose, und ein Wiederentstehen des ganzen Venenbluts nöthig sei, oder ob diese Veränderungen auch hervorgebracht werden können, und wirklich hervorgebracht werden, indem das Blut während seiner Strömung im Haargefäfssystem einen Theil seiner Substanz durch die Gefäfswandungen abgeben und einen anderen wieder empfangen kann, um die Wirkungen der Bildung und Ernährung hervorzubringen?

Der Verf. behauptet, dafs dieser innere Procefs seiner Metamorphose den Sinnen durchaus unzugänglich sei, nicht beobachtet werden könne, sondern blofs gefolgert, und läfst natürlich den Procefs selbst (seine Analyse) als eine geheime Kraft völlig unerörtert im Dunkeln. Die Vorstellung von dem Uebergang der Arterienblutmasse in die feste Körpersubstanz ist bereits dadurch als falsch gezeigt, dafs sich das Blut in ununterbrochenen Strömen zwischen Arterien und Venen bewegt; in Bezug auf die vorgreifende Bemerkung, dafs die innere Bewegung des Bluts bei der hypothetischen Metamorphose nicht beobachtet werden könne, ist nur, abgesehen von der Willkühr solcher Aussprüche, zu erinnern, dafs der Verf. mit sich selbst in Widerspruch an anderen Stellen seiner Schrift (wo er zu anderen Zwecken einer solchen Bewegung bedarf) eine innere Bewegung zugiebt: „Wir sehen sogar diese innere Bewegung in einem Blute, welches frisch aus der Ader strömt, eben so gut als wir das Fleisch eines frisch geschlachteten Thiers zucken sehen" (S. 97.).

Wenn der Verf. (S. 38.) ferner sagt, in den Pflanzen sei die Metamorphose so vorherrschend, dafs in diesen deshalb keine Säfteströmung vorhanden sei, so ist es wirklich sehr zu bedauern, dafs ihm die Beobachtungen der ältesten Naturforscher über das Ausströmen des Holzsaftes aus zerschnittenen Weinreben, die Beobachtungen der Saftbewegungen an den Chara-Arten und den höheren Pflanzen mit Milchsaft nicht zu gedenken, so gänzlich unbekannt geblieben sind, dafs er sich getraut, solche falsche Aussprüche drucken zu lassen.

Wenn nun die Hypothesen des Verf. von der Metamorphose des Bluts von jeder anderen unzweifelhaften Erfahrung über den Uebergang des Arterienbluts in die Venen durchaus widerlegt werden, so bleibt die andere Frage noch übrig, ob und wie während der strömenden Bewegung des Bluts durch das Haargefäfssystem das Blut verändert und wie die Theile dadurch gebildet werden.

Bevor wir uns in die Zergliederung der hierher gehörigen Erscheinungen einlassen, werden noch einige Bemerkungen über die Existenz eines Kapillargefäfssystems nicht unzweckmäfsig seyn. Wenn gleich eine zusammenhängende Strömung des Blutes aus den Arterien in die Anfänge der Venen Statt findet, so ist dieser Uebergang doch nicht so unmittelbar, dafs die arteriellen Ströme geradezu wieder in die venösen umkehren, sondern zwischen beiden findet sich (am meisten hervortretend bei den Säugethieren, bei den Amphibien und Fi-

Digitized by Google

schen, aber mehr mit dem Arterien- und Venensystem verschmolzen) ein netzförmig anastomosirendes Gefäfssystem, worin keine weitere Verzweigung Statt findet, sondern eine blofs vielfach in cylindrischen Strömen anastomosirende Gefäfsverbindung, worin das Blut ziemlich unabhängig von der Bewegung des Herzens selbstthätig sich bewegt, selbst noch eine ziemlich lange Zeit in vom Körper getrennten Theilen. Die Existenz eines solchen Gefäfssystems hat Bichat bereits mit vielen Gründen unterstüzt. Bei einem unmittelbaren Uebergang der arteriellen in die venösen Ströme ist besonders die periodisch gesteigerte Thätigkeit einzelner Organe, wobei sie bei einem gleich starken Blutzuflufs doch in ihrem Gewebe einen grofsen Blutreichthum zurückhalten, nicht einzusehen, was die aufmerksamen Beobachter auch nothwendig zu der Voraussetzung eines Kapillargefäfssystems geführt hat, in dem sich in diesen Fällen das Blut ansammelt. So sehen wir zur Zeit der Verdauung eine bedeutende Menge Blut in den Wänden des Magens und der Gedärme angesammelt, ohne dafs die zuführenden Arterien gröfser oder die rückführenden Venen kleiner geworden wären. Aehnlich sammelt sich in der Haut beim Schweifs, im Uterus bei der Schwangerschaft, selbstthätig eine gröfsere Menge Blut im Kapillargefäfssystem an und entleert sich wieder beim Nachlafs der gesteigerten Thätigkeit der Organe. Im Herzen kann die Ursache hiervon nicht liegen, weil alsdann die Thätigkeit in allen Theilen in gleichem Maafse erhöht werden müfste, sondern es setzen diese Erscheinungen nothwendig ein relativ selbstthätiges zwischen Arterien und Venen in der Mitte liegendes Gefäfssystem voraus, welches bei gleicher Zufuhr in einigen Fällen sich stärker mit Blut füllen, in anderen sich dessen entledigen kann. Die unmittelbare mikroskopische Beobachtung bestätigt die Existenz dieses Haargefäfssystems, indem man aus den Arterienenden eines gesunden thierischen Theils z. B. in einem Fledermausflügel, das Blut sich in ein nach allen Seiten verbreitendes Gefäfsnetz ergiefsen sieht, durch welches es nach vielen Krümmungen und Biegungen erst wieder in die Venenanfänge übergeht. Dieses haben auch die besten älteren Beobachter namentlich Leeuwenhök und Haller sehr wohl beobachtet und deutlich genug angezeigt. Durch den Mangel an weiterer Verzweigung in kleinere Gefäfse ist das Blut hier der Einwirkung des Herzschlages gänzlich entzogen, und es strömt daher hierin noch in abgeschnittenen thierischen Theilen eine Zeit lang, durch dieselbe relativ selbstständige Thätigkeit, wodurch sich periodisch bei erhöhter Funktion eines Organs eine gröfsere Menge Blut in demselben ansammelt.

Dieses Kapillargefäfssystem ist nun einzig und allein die Quelle aller Bildungen und Ernährung, und ich habe bereits früher (der Lebensprocefs im Blute) nach mikroskopischen Beobachtungen eine Analyse des Processes zu geben versucht, durch welchen die Thätigkeit des Blutes sich von hier aus äufsert. Man beobachtet nicht, dafs an irgend einer Stelle ein Verschwinden oder Uebergehen eines ganzen Blutstromes in das Parenchym Statt fände, sondern das Blut strömt in ununterbrochnem Lauf immer durch die Gefäfse, so dafs also, wenn wirklich die Umänderung des rothen in schwarzes Blut und die Bildung und Ernährung der Theile von hier aus vor sich geht, worüber alle Erscheinungen keinen Zweifel lassen, ein Theil der Blutmasse durch die Gefäfswandungen in die Substanz des Parenchyms übergehen mufs. Ueber die Zergliederung dieser Erscheinung kann ich mir nur wenige Bemerkungen erlauben, indem ich wegen des weiteren auf meine Schrift selbst verweisen mufs. Zunächst habe ich eine innere Bewegung der Blutsubstanz selbst beobachtet und beschrieben, welche darin besteht, dafs die Theile (Kügelchen) woraus die Blutmasse durch und durch besteht, unter einander in einer gegenseitigen Vereinigung und Trennung begriffen sind, welche dem Anziehen und Abstofsen elektrischer Körperchen gleicht, aber durch die jedesmalige Durchdringung der sich anziehenden Theile sich davon unterscheidet. Vermittelst dieser Bewegung in der Blutsubstanz geht ein Theil von dieser auf die Weise in das Parenchym vermittelst der Gefäfswände über, dafs während der fortströmenden Bewegung die sich unter einander anziehenden Theile auch mit den aus eben so gestalteten Elementartheilen gebildeten Gefäfswandungen anziehen und auf diese Weise vom Blutstrom ab durch das Gefäfs in das Parenchym übergehen, wogegen andere Theile des Parenchyms mittelst desselben rückwärtsgehenden Processes in den Blutstrom wieder übergehen. Wie sich in diesem Procefs die bewegten Bluttheile (Ur-Theile) zu dem verhalten, was frühere Schriftsteller Blutkügelchen nennen, denke ich bei einer anderen Gelegenheit ausführlicher zu entfalten. Ich bemerke nur, dafs in den verschiedenen Thierklassen ganz verschiedene Dinge unter dem Namen Blutkügelchen beschrieben sind, und dafs das, was man bei Leeuwenhök, Hunter, Malpighi als Blutkügelchen bei kaltblü-

Digitized by Google

tigen Thieren beschrieben findet, mit den Ur-Theilen des Bluts bei den Säugethieren keinesweges identisch ist.

Während die Darstellung der Verfolgung und die Erklärung jener Beobachtungen von Vielen bereits jezt besonderen Beifall erhalten, welche die Nothwendigkeit eingesehen haben, dafs man die Aeufserung der Thätigkeiten des Bluts bei der Bildung und Ernährung durchaus in einem selbstthätigen Verhältnisse des Blutes zu den Bildungen setzen müsse, da schon die einfachste Betrachtung zeigt, dafs die Wirkung des Herzens an diesem Bildungsprocefs keinen Antheil haben kann, — so ist von anderen, welche im Voraus behaupten, dafs es unmöglich sei, von diesem Bildungsprocefs etwas zu beobachten und zu erkennen, und sich dadurch die Sache in sofern leicht machen, als sie sich den Weg zur weiteren Forschung in diesem Theil der Physiologie geradezu absichtlich versperren, in die Realität meiner Beobachtungen Zweifel gesezt worden.

Ein anonymer Recensent hat sich bewogen gefunden, in der Isis (1824) dasjenige, was er von Anderen über die Sache erfahren hatte, eilig zur öffentlichen Kenntnifs zu bringen, und ich fand eine erwünschte Gelegenheit in einer besonderen Schrift (Ueber den Lebensprocefs im Blute, polemisch-didaktische Erläuterungen. Berlin 1824) zu zeigen, wie die in der Isis vorgebrachten, ganz oberflächlichen, Betrachtungen meine Darstellungen in so fern ganz und gar nicht treffen, als man die Richtigkeit meiner Beschreibung von der Art, wie sich das Blut bewegt völlig anerkennt, und blos meine Beobachtungen aus dem Grunde für eine Sinnestäuschung hält, weil sich durch künstliche Experimente ähnliche Erscheinungen hervorbringen lassen. Wegen der weiteren ausführlichen Würdigung jener Einwürfe und der Erklärung der Irrthümer, worauf sie beruhen, mufs ich der Kürze wegen auf meine oben angezeigte Schrift verweisen. Zu bemerken habe ich aber noch, dafs Herr Prof. Müller in Bonn diese Schrift nicht gelesen haben mufs, obgleich er sie anführt, weil er in seiner Uebersetzung des schwed. Jahresberichts über die Fortschritte der Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie von 1824 p. 78. jenen Aufsatz in der Isis, als eine ausführliche Widerlegung meiner Darstellungen citirt, ohne zu erwähnen, dafs ich mich nach dem Erscheinen jenes Aufsatzes mit Gründen dagegen ausgesprochen habe, die ihm gänzlich unbekannt zu seyn scheinen, weil er, an der angeführten Stelle, aus der Isis Einwürfe gegen meine Beobachtungen abgeschrieben hat, deren Unwahrheit und Irrthümlichkeit ich bereits gezeigt hatte. Eben so auffallend ist es, dafs derselbe (Uebers. des schwed. Jahresberichts 191 in der Anmerkung) sagt, er müsse die von mir im Blute beschriebenen Bewegungen, nach seinen eigenen und *später mit mir selbst angestellten gemeinschaftlichen Untersuchungen* für blofse Illusionen ansehen. Ich erinnere mich nur, dafs ich Herrn Prof. Müller einmal, als er mich hier in Berlin besuchte, seinem Wunsche gemäfs, gezeigt habe, wie er die Schichten von dem Blattstiel des Feigenbaumes abschneiden müsse, um die strömende Bewegung des Milchsaftes zu sehen; aber es ist mir nie eingefallen, gemeinschaftliche Untersuchungen über die Blutbewegung mit demselben anzustellen, so dafs er also dem Publiko in seinen Anmerkungen zu dem schwedischen Jahresberichte offenbare Unwahrheiten berichtet hat, welches der Wissenschaft zu keinem Vortheil gereichen mag, wenn ich auch nicht glaube, dafs solche Aeufserungen meinen Darstellungen bei dem selbstdenkenden und sehenden Naturforscher schaden werden, so dafs sie also völlig gleichgültig sind.

Ich habe mich selbst bereits in meiner Schrift: der Lebensprocefs im Blute, darüber ausgelassen, wie schwierig es sei, die spezifischen Unterschiede der Bildungen aus dem Blute gehörig zu erklären, da man, so weit die Beobachtungen jezt reichen, den Ursprung dieser Differenzen nicht verfolgen kann. Ich habe daselbst zugleich bemerkt, dafs der Grund, weshalb sich aus dem einen Blute hier Muskeln, dort Knochen u. s. w. bilden, ganz derselbe seyn müsse, warum und wie bei der Bildung des Embryos aus einer sich gleichen Substanz alle Differenzen der organischen Bildung entstehen. Dafs dieses nicht weiter erklärt werden kann, kann meinen Darstellungen nicht als ein Mangel vorgeworfen werden, oder ihnen sonst etwas von ihrer Wahrheit rauben, da es nicht möglich ist, wenn man etwas erklärt, zugleich alles zu erklären. Fast jeder Schritt, den wir in der Naturwissenschaft weiter gehen, erweckt in uns zugleich neue Fragen, die wir uns vorher gar nicht gestellt hatten. Aber es ist auch dieses gegen meine Beobachtungen vorgebracht worden. Doch fühle ich mich nicht veranlafst, auf solche und ähnliche oberflächliche und gedankenlose Anmerkungen, wie sie sich in Inaugural-dissertationen vorfinden, zu antworten; da deren Verfasser blos was sie hier und da gehört, nachsprechen, keine vernünftigen Gründe haben, und keine neue Beob-

Digitized by Google

achtungen anführen, welche Licht über den Gegenstand verbreiten könnten, und noch dazu die Sprache, worin sie schreiben, so schlecht kennen, dafs ganze Sätze keinen Sinn haben, wenn anders überhaupt vernünftige Gedanken darin enthalten seyn sollen; so, dafs man also solchen Verfassern nur rathen kann, sich, bevor sie mitsprechen wollen, wenigstens in der Sprache zu unterrichten, wenn sie den Gegenstand nicht erfassen können.

Indem wir alles bisher Gesagte zusammenfassen, wollen wir versuchen, auf die vom Hrn. Prof. Willbrand in seiner Schrift den Physiologen aufgegebenen 7 Fragen (S. 41 — 52.) unseren Grundsätzen und Ansichten gemäfs zu antworten. Der Hr. Verf. scheint diese Fragen in der Voraussetzung gegeben zu haben, dafs solche nur gründlich, gemäfs seiner Vorstellung von der Metamorphose, beantwortet werden können, und dafs es unmöglich sey, sie bei der Annahme eines Kreislaufs des Bluts, wobei das Arterienblut in das Venenblut übergeht, gründlich zu lösen. Diese Fragen beziehen sich allerdings auf wichtige Erscheinungen des Lebens; aber wir glauben zeigen zu können, dafs sie zum Theil viel weniger nach seiner Ansicht von der Metamorphose gelöst werden können, als auf andere Weise. Wir werden die Fragen selbst, wenn Wiederholungen darin vorkommen, durch Weglassung dieser, abkürzen.

Erste Frage. Wie hängen in der allmähligen Entwickelung der Thierwelt diejenigen Thiere, in welchen sich noch kein solcher Kreislauf (des Bluts) findet, mit denjenigen zusammen, in welchen sich ein Kreislauf des Bluts findet? Löst sich etwa der in sich geschlossene Kreislauf von denjenigen Materien des Körpers ab, welche nach dieser Ansicht nicht im Kreislauf mit eingeschlossen sind? *a*) Warum wird denn der Kreislauf in dieser Trennung von der nicht im Kreislaufe befangenen Materie nicht aus dem Thiere ganz ausgeschieden, wie dieses in den Exkretionen der Fall ist? *b*) Welcher ist der innere Grund, worin diese Abtrennung der Säfte von der übrigen Materie gegründet ist? *c*) Wo fängt in der Thierreihe diese Trennung an, — und wann fängt sie im Leben eines Embryo an?

In dieser Frage liegt die Voraussetzung, dafs man bisher den Kreislauf als ein in sich völlig abgeschlossenes, mit dem Körper in keiner weiteren Verbindung stehendes Ding betrachtet habe, welches vom Körper, wie die Exkretionen, ausgeschieden werden könne: eine Vorstellung, die der Verf. den Physiologen blos andichtet, da alle guten Schriftsteller von Malpighi bis Boerhaave, Haller und bis jezt die Beziehungen des Kreislaufs als ein wesentliches Glied (Organ) des thierischen Körpers angesehen haben, welches selbst im Zusammenhange mit dem Ganzen alle Bildungen bewirke, und nicht als etwas Fremdes im Körper entstehe. Auch hat keiner der besseren Physiologen, und selbst Harvey nicht, den Kreislauf so in sich, und von dem übrigen Körper abgeschlossen gedacht, dafs nicht Blut aus den Gefäfsen in die Körpersubstanz, und wieder neue Materialien ins Blut hineingehen sollten. Dafür liefern die Vorstellungen des Boerhaave und der Intromathematiker von der Entstehung der Sekretionen durch Filtration Beweise genug, und die Vorstellungen von Bichat und anderen über die aushauchenden und anderen Gefäfse.

Sehen wir aber das Zirkulationssystem, wie das Nerven-, das Drüsen-, Muskelsystem u. s. w. als nothwendige Theile eines Ganzen an, welche eben in der Harmonie ihrer vereinten Thätigkeit den Organismus constituiren, so wird die Entstehung des Blutsystems (sowohl in der Entwickelung der Thierreihe als des Embryo) gerade ebenso erklärt werden müssen, wie die Entstehung des Nervensystems etc. erklärt wird. Die Entstehung aller dieser Theile wird denselben innern Grund haben, und es wird einseitig erscheinen, unter solchen Umständen nur nach dem Abscheiden des Kreislaufssystems zu fragen, da nicht von einem Abscheiden desselben von Nerven, Muskeln, mit denen es früher, wie der Verf. glaubt, verbunden war, die Rede seyn kann, sondern nur von der gleichzeitigen Entstehung und Trennung aller dieser Theile aus der identischen embryonischen Masse, sowohl des individuellen Embryo als der Embryonen des Thierreichs (den Infusorien etc.) Wie diese Trennung geschieht, und zu welcher Zeit bei der Entwickelung des Embryo und der Thierreihe, mufs in den Werken über die Entwickelungsgeschichte der Thiere und des Menschen nachgesehen werden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 11. u. 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1827.

Erläuterung der Lehre vom Kreislaufe in den mit Blut versehenen Thieren, etc. *Von Dr. J. B. Willbrand*, etc.

(Beschlufs.)

Zweite Frage. Die allmählige Verfeinerung der Pulsadern von den Zweigen zu den Haargefäfsen hin, deutet auf ein allmähliges Verschwinden der arteriellen Strömung in die Metamorphose hin; wie geht es nun zu, dafs die Natur dieser allmähligen Verfeinerung in den Haargefäfsen ein Ende macht, und den Strom wieder zurückleitet in die venöse Strömung, oder dafs sie diese Verfeinerung plötzlich beendet, und die Gefäfse mit freien Mündungen aufhören läfst?

Dafs die allmählige Verfeinerung der Gefäfse auf ein Verschwinden hindeute, ist eine blofse Vorstellung des Verfassers, und die Beobachtung durchs Vergröfserungsglas deutet im Gegentheil klar an, dafs von einem solchen Verschwinden nichts existirt, und noch viel weniger freie Mündungen der Gefäfse, wie bereits oben gezeigt ist. Dafs der Verfeinerung der Gefäfse durch Zertheilung ein Ende gemacht wird, liegt in der Existenz des Haargefäfssystems, welches aus cylindrischen Gefäfsnetzen ohne Verzweigungen und Verfeinerungen besteht, und worin sich das Arterienblut ununterbrochen ergiefst.

Dritte Frage. Worauf beruht es, dafs sich die Gefäfse überhaupt bis zu den Haargefäfsen verfeinern, und dafs sie nicht bereits als fadenförmige Gefäfse oder in noch gröfserer Dicke in die Venen hinübergehen, oder in freie Mündungen aufhören?

Zunächst ist der Ausdruck Haargefäfse ein blos bildlicher, und soll keinesweges, wie der Verf. glaubt, andeuten, dafs die Haargefäfse nie die Dicke eines Fadens (der aber beiläufig gesagt auch so dünn seyn kann, als manches Haar) erreichen. Der Hauptbegriff des Haargefäfssystems liegt in der netzförmigen Verbreitung cylindrischer Gefäfse, in denen die Verzweigung der Arterien aufgehört hat. In dieses System ergiefst sich das Arterienblut, weil von hier aus nur die Zwecke des Bluts: Ernährung und Bildung erreicht werden können; 1) wegen der feinern Gefäfswandungen, durch und mittelst welcher das Blut auf die Gebilde wirken kann, was in den dickern Arterienwandungen nicht möglich ist; 2) wegen der bei weitem langsameren Bewegung des Bluts im Haargefäfssystem, welche von der aufgehobenen Einwirkung des Herzschlages herrührt, und wodurch die zu den Bildungen nöthige Ruhe oder Langsamkeit der Bewegung hervorgebracht wird. Bei der grofsen, durch äufsere Gewalt erregten Schnelligkeit der Blutbewegung im Arteriensystem kann das Blut keine Zeit gewinnen, sich von hier aus in Bildungen zu übertragen.

Vierte Frage. Da auf die Ernährung und Absonderung das Blut eine unläugbare Beziehung hat, die Gebilde aber, welche aus dem Blute ernährt werden sollen, nach der Vorstellung eines Kreislaufs des Blutes, nicht im Kreislaufe befangen sind, sondern aufser demselben, wie ereignet sich die Ernährung (der Muskeln, Sehnen)? u. s. w.

Hierauf und auf das Weitere der Frage, worin wieder allerhand falsche Voraussetzungen vorkommen, habe ich bereits oben selbst geantwortet, und bemerke nur, dafs der Verf. diese Frage nach seiner Vorstellung von der Metamorphose viel weniger wird beantworten können, als es von uns ausführlicher in unsern oben angezeigten Werken geschehen ist.

Fünfte Frage. Wie ereignet sich die Absonderung z. B. des Schweifses. Ist der Schweifs im Blute vorhanden; sind aushauchende Gefäfse für ihn da u. s. w.? Diese Frage fällt mit der vorigen zusammen, und hat in Bezug auf die Voraussetzung der Präexistenz der Sekretion im Blute gar keine unmittelbare Beziehung auf den Kreislauf des Bluts für sich. Wir ersparen uns daher weitere Erörterungen derselben.

Digitized by Google

Sechste Frage. Wie geht die Wiederauflösung (Resorption) des Gebildeten vor sich? Sind es die Lymphgefäfse und die Venen, welche wieder aufsaugen, und wenn es der Fall ist, wer kann dann offene Mündungen dieser Gefäfse annehmen? Zugegeben, dafs offene Mündungen da sind, wie geschieht das Saugen? Wie geschieht das Flüfsigwerden der festen Stoffe? Besteht die Lymphe aus blos flüfsigen unveränderten Theilen der Knochen, Nerven, Haut? Wenn diefs der Fall ist, so mufs man auch in logischer Konsequenz zugeben, dafs das, was aus den Nahrungsmitteln ins Blut geht, nur eine verflüfsigte Nahrung sei, und dafs selbst das Gehirn des geistreichsten Gelehrten aus dem Kartoffelbrei bestehe, von welchem sich der Gelehrte nährte.

Man sieht an dieser, wie auch an den vorigen Fragen, in welche Verwirrung der Verf. dadurch geräth, dafs er alle Verrichtungen des Körpers in den einen Kreislauf seiner Metamorphose mit hineinzieht. Wo das Verschiedenartige nicht gesondert betrachtet wird, da mufs natürlich endlich das bunte Gewirre gehaltloser Meinungen und Vorstellungen im Gehirn so breiartig durcheinander zu liegen kommen, dafs man nicht mehr begreifen kann, dafs das Gehirn nicht aus Kartoffelbrei besteht!

Wie kann der Verf. die Resorption der Gebilde mit der Erzeugung von neuem Blut durch den, so zusammengesezten, Procefs der Assimilation der thierischen Nahrung für identisch halten, und sogar voraussetzen, dafs die ins Blut gekommene Nahrung nun unverändert wieder in den Theilen abgesezt werde!

So weit führt aber des Verf. logische Konsequenz. Nach des Verfassers Vorstellung würde bei solcher Konsequenz freilich die Annahme offner Arterienenden, aus denen sich das Arterienblut in das Parenchym ergiefst, und freier Venenmündungen, wodurch das neu gebildete Blut wieder eingesogen wird, durchaus erforderlich seyn. Bei der von uns dargestellten Zergliederung des Bildungsprocesses aber geschehen diese Operationen der Einsaugung eben so wie der Bildung mittelst des Kapillargefäfssystems; indessen würde uns eine weitere Erörterung dieses Gegenstandes, der mit dem Kreislauf des Bluts nicht unmittelbar identisch ist, hier zu weit führen.

Siebente Frage. Da das Venenblut nicht einerlei ist mit dem Arterienblute, und doch andererseits, nach der Lehre von dem Blutkreislaufe, das Venenblut sein Dasein dem Arterienblute verdankt, wie geht da die Veränderung vor sich?

Der Verf. disputirt noch über das Verhältnifs der Sauerstoff- und Kohlenstoffmengen wenig gründlich, doch können wir uns in keine Kritik dieses umfassenden Gegenstandes einlassen. Er frägt noch, warum der Sauerstoff das Blut nicht früher, als beim Uebergang des Arterienbluts in Venenblut, nicht schon im Stamm der Aorte verlasse, und darauf können wir erwidern, dafs die vom Verf. gemeinte Veränderung aus denselben Gründen erst im Kapillargefäfssystem geschehe, welche wir bei der Beantwortung der dritten Frage angeführt haben. Dafs die Veränderung selbst ein Resultat der im Haargefäfssystem vor sich gehenden Bildungen sei, und sehr gut ohne des Verfassers Metamorphose erklärt werden könne, haben wir ebenfalls bereits oben gezeigt, und um zu zeigen, dafs mit dieser Frage keinesweges die Lehre vom Blutkreislauf erschüttert werde, im Gegentheil der Verf. selbst nicht im Stande seyn könne, seine Vorstellungen von der Metamorphose mit den wichtigsten Phänomenen der Zirkulation zu vereinen, so stellen wir ihm die umgekehrte Frage: da das Arterienblut, um sich in Venenblut zu verwandeln, doch durchaus in der Metamorphose gänzlich untergehen und wieder neu entstehen mufs; wie ist es möglich, dafs das unveränderte schwarze Lungenvenenblut in der Blausucht und im Bichatschen Versuch geradezu in die Lungenvenen, die Arterien des Körpers, übergeht?

Werfen wir zum Schlufs noch einen Blick auf das Ganze der Schrift des Hrn. Prof. Willbrand zurück, so müssen wir gestehen, dafs solche einen nothwendigen historischen Ursprung in der allerdings einseitigen Weise hat, nach welcher man den Kreislauf des Bluts nach der Harvey'schen Darstellung betrachtete, wobei nur auf den Rücklauf des Arterienbluts zum Herzen vorzugsweise Rücksicht genommen wurde, um diesen Blutlauf gegen die früheren Ansichten, nach denen die Arterien Luft führen sollten etc., aufrecht zu erhalten; worüber dann der eigentliche Zweck des Blutsystems, der Bildungsprocefs, auf eine untergeordnete und unvollständige Weise betrachtet wurde, wenn gleich diese Seite nie ganz in Vergessenheit gerathen ist. Im Gegensatz dieses älteren Verfahrens hat Hr. Prof. Willbrand die andere Seite der Blutbewegung, den Bildungsprocefs, hervorgehoben; aber indem er das eine Extrem zu vermeiden suchte, ist er in das entgegengesezte gefallen, und diefs

Digitized by Google

war um so leichter, da ihn bei seiner ganzen Darstellung keine einzige unmittelbar aus der Natur des Gegenstandes selbst genommene, weder alte noch neue Erfahrung, sondern blofse entfernte Analogieen und sogenannte logische Schlüsse von diesen auf das Blutleben geleitet haben.

Herr Prof. Willbrand schliefst so: weil das arterielle Blut von dem venösen verschieden ist, so ist es unmöglich, dafs das erstere in das leztere übergehen kann, und wenn dieses ist, so mufs durch eine Metamorphose das Arterienblut gänzlich aufgehoben werden, und das Venenblut gänzlich neu entstehen. An diesem ganzen Satz aber ist nur das Eine Thatsache, dafs das Arterienblut von dem Venenblut eine Verschiedenheit zeige; alles übrige, gefolgerte ist inhaltlose Voraussetzung, und darum ist auch der Hr. Verf. nicht im Stande gewesen, irgend eine Zergliederung oder Erklärung von dem inneren Verlaufe der Thätigkeiten zu geben, wodurch die Folgerungen nur wahrscheinlich gemacht werden könnten; im Gegentheil will derselbe dadurch seine eigenen und anderer fernere Schritte, diesen Gegenstand zu durchdringen, hemmen, dafs er geradezu behauptet, die Metamorphose selbst sei jeder weiteren Erkenntnifs durchaus unzugänglich, könne blos gefolgert werden, daraus, dafs Arterien- und Venenblut verschieden seien. Aber hierin liegt das Zwiefache, dafs einmal schon die Existenz der Metamorphose überhaupt blos gefolgert ist, und dann weiter, dafs man von dieser gefolgerten Metamorphose nichts wissen könnte. Wohin mufs eine solche Behandlungsart der Physiologie uns am Ende führen? Bin ich dadurch ein Haarbreit weiter gekommen, dafs ich behaupte: es giebt eine hypothetische Metamorphose im Blute, von der man durchaus nichts wissen kann, als eben dafs sie hypothetisch ist? Es ist dieses ganz dasselbe mit anderen Worten gesagt, was man zu allen Zeiten sagte: die thierischen Theile werden vom Blute gebildet und ernährt, aber wie sie ernährt werden, ist unbekannt. Durch diese Bildung und Ernährung wird nur ein Theil des Bluts an die Körpersubstanz abgegeben, ein anderer aufgenommen, und dadurch wird Arterien- in Venenblut umgeändert. Dieses leztere stimmt nach demjenigen, was von uns über diesen Gegenstand beobachtet und mitgetheilt worden ist, viel mehr mit der Wahrheit überein, als die Folgerungen des Verfassers. Die Wahrheit in der Natur läfst sich durch keine gehaltlosen Operationen des Verstandes erfassen, sondern man mufs in ihren eigenen substantiellen Verhältnissen die Idee derselben suchen, indem man den Procefs verfolgt, wodurch sie selbst ihr eignes Urtheil und ihr eigener Schlufs ist.

Dr. C. H. Schultz.

V.

Ueber gelehrte Schulen mit besonderer Rücksicht auf Bayern. Von Friedrich Thiersch; in vier Abtheilungen. Stuttgart und Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung. 1826. *in* 8°.

Wohl in keinem deutschen Lande sind während der lezten fünfundzwanzig Jahre von Seiten der Regierung so viele allgemeine Gesetze, Normative und Verordnungen über die Einrichtung der öffentlichen Unterrichts-Anstalten erlassen und bekannt geworden, als in dem Königreiche Bayern. Während in den Königlich Preufsischen Staaten die Regierung nach den Bedrängnissen, welche dem Tage der Schlacht von Jena folgten, den Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichts eine erhöhte, auch durch die Leiden des Kriegs nicht unterbrochene Aufmerksamkeit widmete, an das Bestehende und Einzelne anknüpfend, und hierbei das gesammte Schulwesen und die Bedürfnisse des Ganzen im Auge behaltend, alle Gattungen und Arten der öffentlichen Schulen in allen ihren Theilen wesentlich verbesserte, und dennoch sich bis jezt nicht entschliefsen konnte, ein *neues* allgemeines Gesetz über die Verfassung des Schulwesens bekannt zu machen, ist in Bayern dem allgemeinen Lehrplane vom Jahre 1804 schon nach vier Jahren das allgemeine, eine neue und allerdings zweckmäfsigere Gestaltung der Schulen beabsichtigende Normativ, und diesem im Jahre 1810 und 1813 in Betreff der Methode und der Grundsätze des öffentlichen Unterrichts ein mehrfach erläuternder und ergänzender, an sämmtliche General- und Kreis-Kommissariate des Königreichs gerichteter Erlafs gefolgt, welcher, als im Jahre 1816 die Nothwendigkeit einer Umgestaltung und näheren Bestimmung des öffentlichen Unterrichts geltend gemacht wurde, durch die damals ergriffenen Maafsregeln bedeutende Abänderungen erleiden mufste, bis endlich im Jahre 1824 ein neuer Schul- und Lehrplan erschien, welchem, wie seinen Vorgängern, eine kurze Lebensdauer beschieden war. Denn Se. Majestät der König von Bayern haben dem neu-

Digitized by Google

gestalteten obersten Kirchen- und Schulrathe die schwierige Aufgabe gestellt, *baldmöglichst einen wohlbemessenen, tief durchdachten, den Bedürfnissen der Zeit und des Bayerschen Volks entsprechenden Schulplan vorzulegen.* Wenn wir dieses Königliche Wort richtig verstehen; so erwartet Bayerns hochherziger Monarch, welcher die Verbesserung des öffentlichen Unterrichts und die Beförderung der Kunst und Wissenschaft zu seiner ersten und dringendsten Regierungssorge machte, von seinem obersten Schulrathe einen die Bedürfnisse aller der verschiedenen Stände seines Reichs berücksichtigenden, und folglich auch alle Gattungen und Arten von Schulen umfassenden Plan.

In der Vorrede zu der ersten Abtheilung der vorliegenden Schrift hat indessen Hr. Prof. Thiersch mit jenem Königlichen Worte einen beschränkenden Sinn verbunden, dasselbe nur auf die Angelegenheiten der gelehrten Schulen bezogen, und auch im weiteren Verlaufe seiner Schrift nur diesen seine ausschliefsliche Aufmerksamkeit gewidmet. Dieses Verfahren mag zwar darin seine Rechtfertigung finden, dafs die gelehrten Schulen sich durch Gegenstände, Ziel, und selbst durch Behandlung des Unterrichts von allen übrigen Schulen im Staate unterscheiden, und deshalb auch eine abgesonderte Betrachtung zulassen. Allein andererseits stehen in einem wohlgeordneten Staate alle Gattungen und Arten von Schulen, als Glieder eines lebendigen Organismus, zu einander in wechselseitiger Beziehung, und es ist daher besonders in einem Zeitpunkte, wo eine Umgestaltung sämmtlicher Unterrichts-Anstalten eines Reichs beabsichtigt wird, doppelt mifslich, zur durchgreifenden Verbesserung Einer Gattung von Schulen Rathschläge zu geben, ohne zugleich den Zustand und die Bedürfnisse aller übrigen gehörig zu würdigen.

Wer solches unternimmt, läuft Gefahr, aus wohlgemeinter aber einseitiger Vorliebe für die Eine Gattung von Schulen, welche er verbessert sehen möchte, nicht nur manches Unausführbare zu fordern, sondern auch der für das Gemeinwesen eben so wünschenswerthen und nothwendigen Entwickelung der übrigen Schulen um so hinderlicher zu werden, je mehr Gehör und Beachtung er durch den Einflufs seiner öffentlichen Stellung und durch die Macht seiner Rede seinen Rathschlägen zu geben im Stande ist. Ohne hier näher zu untersuchen, ob und in wie weit Herr Thiersch diese Gefahr glücklich vermieden habe, und ohne die obige Bemerkung auf ihn anwenden zu wollen, kann wenigstens nicht in Zweifel gestellt werden, dafs er die gegenwärtigen Verhältnisse und Bedürfnisse der den Ackerbau und besonders die bürgerlichen Gewerbe treibenden Stände entweder zu wenig kennt, oder zu gering anschlägt, wenn er vermeint, dafs dem Landmanne wie dem Bürger die Unterweisung in dem, was die Väter gelernt und geübt, genüge, dafs die Schule hier nur ein bescheidenes, leicht zu bestimmendes und zu ordnendes Maafs von Kenntnissen zu liefern habe, und dafs, wenn es sich in diesem Gebiete von neuen Mitteln und Wegen handle, es mehr der regsame Verkehr der Gesellschaft als die Schule sei, durch den sie ihm zugeführt werden.

Indem wir uns zur Würdigung des näheren Inhaltes der vorliegenden Schrift wenden, sind wir dem Herrn Thiersch zuvörderst das öffentliche Zeugnifs schuldig, dafs er seinen Gegenstand mit löblicher Einsicht in das den gelehrten Schulen Wesentliche, und mit wissenschaftlichem Ernste behandelt, dafs er die Nothwendigkeit eines gründlichen und gediegenen klassischen Studiums in den Gymnasien gegen alle offenbaren und versteckten Angriffe seichter Pädagogen, vorlauter Nützlichkeits-Krämer und frömmelnder Eiferer mannhaft und siegreich vertheidigt, und dadurch, wie durch die vielen geistreichen und treffenden Bemerkungen über das gelehrte Schulwesen, den Dank aller derer, welche die Wichtigkeit dieses Zweiges des öffentlichen Unterrichts richtig würdigen können, keinesweges aber die schnöde Begegnung verdient hat, die ihm in einer neulich zu München erschienenen Schrift geworden ist.

In der ersten Abtheilung der vorliegenden Schrift wird der Begriff der gelehrten Schulen und der Lehrstand betrachtet; und den ersteren die Bestimmung angewiesen, die Jugend *zur Menschlichkeit* in dem *ausgebreitetsten* Sinne zu erziehen. Allein diese Bestimmung ist den gelehrten Schulen mit den Volksschulen gemeinschaftlich, und keiner derselben kann der Beruf, die Jugend zur Sittlichkeit und Frömmigkeit, zur Klarheit und Sicherheit im Urtheile, kurz zu den Gütern zu erziehen, welche Herr Thiersch unter dem Namen der *Menschlichkeit* begreift, abgesprochen werden, ohne gegen die Stände der menschlichen Gesellschaft, welche in den eigentlichen Volksschulen ihre Ausbildung für ihren künftigen Beruf erhalten, eine Ungerechtigkeit zu begehen. Obwohl solches keinesweges in der Absicht des Verfassers liegt, so hat er doch bei seinem übrigens

Digitized by Google

löblichen Streben, die gelehrten Schulen über die Mittelmäfsigkeit zu erheben, und alles, was an den Bereich des unmittelbaren Bedarfs erinnert, von ihnen fern zu halten. die Bestimmung derselben viel zu allgemein, viel zu schwankend gefafst, und dadurch den Gegnern, welche er bekämpfen will, neue Waffen in die Hände gegeben. In einer Schrift, welche über die zweckmafsigste Gestaltung der gelehrten Schulen eines Königreichs öffentlich verhandelt, sollte doch die eigenthümliche Bestimmung derselben, welche darin besteht, die männliche Jugend *zum wissenschaftlichen Berufe vorzubereiten*, gleich Anfangs mit der erforderlichen Schärfe auseinandergesezt, vor allen Dingen das Verhältnifs der gelehrten Schulen nach unten hin zu den Elementar- und Bürgerschulen, und nach oben hin zu den Universitäten und höheren Lehr-Anstalten festgestellt, und dadurch der Boden für die weitere Entwickelung des Gegenstandes gesichert seyn. Dadurch, dafs der Verfasser dieses unterliefs, erschwerte er sich seine Aufgabe ungemein, und sezte sich ohne alle Noth in die unerfreuliche Lage, vielen seichten Einwendungen gegen das klassische Studium und das gründliche Erlernen der griechischen und römischen Sprache, welches zur Vorbereitung für jeden wissenschaftlichen Beruf unentbehrlich, und daher der Anfang und das Ende des Unterrichts in den gelehrten Schulen ist und bleibt, begegnen zu müssen. Indem wir als Zweck und Bestimmung der Gymnasien die Vorbereitung der Jugend zum wissenschaftlichen Berufe ohne weitere Rücksicht auf die verschiedenen wissenschaftlichen Berufsarten erkennen, und diese Schulen zugleich in steter Beziehung auf die Universitäten halten, sind wir weit entfernt, an sie geringere Anforderungen, als von Seiten des Verfassers geschieht, machen, und sie nicht höher als auf die Mittelmäfsigkeit stellen zu wollen; vielmehr sichern wir durch diese Bestimmung am besten den Gymnasien ihr eigenthümliches Daseyn, setzen die Lehr-Gegenstände, welche zum Kreise derselben nothwendig gehören, und die Methode, welche hier ihre Anwendung finden mufs, aufser Zweifel, und bewahren unsere friedlichen über ihr Sollen und Können in Klarheit gestellten Gymnasien nicht nur vor jedem Streite des Philanthropinismus und des Humanismus, wie vor dem unruhigen Haschen nach neuen Methoden, sondern auch vor der Verwirrung, worin nach der subjektiven Meinung des Verfassers im Ganzen die Sache der gelehrten Schulen, wie in Bayern so überhaupt in Deutschland liegt.

Der folgende Abschnitt der vorliegenden Schrift verlangt nach Recht und Billigkeit zum Gedeihen des Lehrstandes und seines Wirkens, dafs einer Seits die Lehrer aus freier, allen andern vorherrschenden Neigung ihren Beruf wählen, und sich mit freudiger Bereitwilligkeit allen den schweren Pflichten und Obliegenheiten ihres Amtes unterziehen, und anderer Seits, dafs die Regierung die Lehrer ehre und belohne, ihnen eine auskömmliche Besoldung und Selbstständigkeit gebe, den Tüchtigsten die Bewerbung um die Lehrstellen offen halte, zweckmäfsige Anstalten zur Bildung von Lehrern für gelehrte Schulen in hinreichender Anzahl gründe, sich vor ihrer Anstellung durch strenge Prüfung ihrer Tüchtigkeit versichere, und ihnen endlich eine sichere Stellung, sowohl gegen das Publikum als auch gegen die Behörden verschaffe, denen irgend eine Aufsicht über die gelehrten Schulen gestattet ist. Wahrlich beklagenswerth ist das Loos der Gymnasiallehrer in Bayern, wenn man dort noch, wie der Verf. behauptet, den Namen und den Stand eines Professors dem eines Schreibers und Protocollisten nachsezt, der ihm in den Vortheilen seiner Lage und dadurch in der Werthschätzung der Menge vorangeht. Unter solchen Umständen kann es nicht oft, nicht laut, nicht dringend genug wiederholt werden, dafs die Gewinnung und Befestigung eines tüchtigen Lehrstandes die erste und nothwendigste Mafsregel zur gründlichen Verbesserung der dortigen Gymnasien ist. Alle von der obersten Behörde auch noch so weise ausgedachten Gesetze, Verordnungen, Rescripte und Normative in Betreff des Unterrichts in den Gymnasien sind nutzlos, und verfehlen ihren Zweck, so lange keine hinreichende Anzahl fähiger wissenschaftlich gebildeter Lehrer vorhanden, und ihnen kein anständiges Auskommen vom Staate gesichert ist. Die Königlich Preufsische Regierung, deren der Verf. in dieser Hinsicht rühmlich gedenkt, hat die Mafsregeln, welche im Jahre 1809 von dem damaligen Chef der Sektion des öffentlichen Unterrichts zur Verbesserung der Gymnasien eingeleitet, und ungeachtet der grofsen finanziellen Bedrängnisse, worin sich der Staat befand, von dem damaligen Finanzminister auf das Bereitwilligste und Kräftigste unterstüzt wurden, während der lezten siebenzehn Jahre folgerecht fortgesezt, zuvörderst die ökonomische Lage der Gymnasiallehrer durch sorgfältige Verwaltung der den einzelnen Anstalten gehörigen Güter, durch vermehrte Zuschüsse aus Staatsfonds, durch Erhöhung des Schulgeldes, durch

Digitized by Google

Versetzung auf einträglichere Stellen, und in wenigen Fällen auch durch Beiträge aus städtischen Kommunalfonds, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit verbessert, die Alterschwachen oder sonst Unfähigen durch Bewilligung angemessener Pensionen beseitigt, durch Gründung von Seminarien für gelehrte Schulen die Bildung der angehenden Lehrer befördert, durch Bewilligung der nöthigen Hülfsmittel und Lehr-Apparate, und insbesondere durch Vermehrung der Bibliotheken den bereits Angestellten das Fortstudieren erleichtert, und durch Anordnung strenger und zweckmäfsiger Prüfungen pro facultate docendi, pro loco, pro ascensione und pro rectoratu, theils das Einschleichen schlechter Subjekte in den Lehrstand gehindert, theils in demselben einen Geist, welcher, ohne Zunftgeist zu seyn, eine feste und sichere zum gemeinschaftlichen Ziele hinstrebende Richtung hat, und eine Standes-Ehre gebildet, welche vermöge der mit ihr verbundenen Kraft und Begeisterung, die dem einzelnen und zerstreuten Wirken immer fehlt, auch den mittelmäfsigen Lehrer hebt und leitet, und die Fortschritte des besten befestigt und beflügelt. Durch diese und ähnliche Mafsregeln, wie durch die wissenschaftlichen aus den vorzüglichsten Gelehrten und Schulmännern zusammengesezten Prüfungs-Kommissionen, von welchen in dem ganzen Personale der künftigen Lehrer ein besserer Geist belebt und erhalten, und in welchen durch den Wechsel der Mitglieder dem Geisteszwange und der Starrheit, die bei stehenden Prüfungsbehörden leicht eintreten, vorgebeugt wird, ferner durch den angeordneten gegenseitigen Austausch der jährlichen Schul-Programme, so wie durch die Aufmunterungen, Belohnungen und Auszeichnungen, welche nicht nur von Seiten der Behörden, sondern auch unmittelbar durch die Huld Sr. Majestät des Königs den würdigsten und verdientesten Gymnasiallehrern zu Theil werden, hat sich allmählig im Laufe der Jahre in den Königlich Preufsischen Staaten eine pädagogische Genossenschaft im edelsten Sinne gebildet, und mittelst dieser ist unter den Lehrern der Gymnasien ein so lebendiger Wetteifer, und ein so ernstes wissenschaftliches Streben geweckt, eine so ehrenhafte sittliche Gesinnung und eine solche Berufstreue einheimisch geworden, dafs in dem Preufsischen Lehrstande selbst, welchem sich je länger je mehr die vorzüglichsten Köpfe und Talente zuwenden, die beste Bürgschaft für das fernere glückliche Gedeihen der Preufsischen Gymnasien liegt. Wenn Hr. Prof. Thiersch auch für Bayerns gelehrte Schulen einen ähnlichen Lehrstand als erste und nothwendigste Bedingung ihrer zu bewirkenden Verbesserung aufstellt: so scheint er Behufs der auskömmlichen Ausstattung der Lehrämter auf die Beiträge der örtlichen Behörden und der Aeltern am meisten zu rechnen. Allein der Ertrag des von den Aeltern zu zahlenden Schulgeldes ist zu unsicher und zu sehr von zufälligen Umständen abhängig, als dafs sich hierauf eine gründliche Verbesserung der ökonomischen Lage des Lehrstandes bauen liefse, und die Mittel der örtlichen Behörden werden für die zweckmäfsige Einrichtung und Unterhaltung der Armen-, der Elementar- und der Bürgerschulen, welche zunächst und mit Recht blos auf die Fonds der betreffenden Gemeinde angewiesen sind, so sehr in Anspruch genommen, dafs von ihnen für die Gymnasien, deren Bestimmung und Wirksamkeit über den Kreis der Stadt, wo sie ihren Sitz haben, hinausgeht, kaum eine fortdauernde Unterstützung zu fordern ist. Aus diesem Grunde mufs die Regierung den Gymnasien durch Zuwendung der Güter aufgehobener Klöster und Korporationen und durch Zuschüsse aus Staatskassen zu Hülfe kommen, wie auch in Preufsen nicht nur während der lezten Jahrzehnde nach der Meinung des Verfassers, sondern auch schon früher, wenn gleich nicht immer, mit der in der Geschichte des deutschen Schulwesens seltenen Liberalität geschehen, welche des jezt regierenden Königs von Preufsen Majestät den gelehrten Schulen angedeihen lassen.

Aus einer etwas einseitigen Vorliebe für die klassischen Studien beschränkt der Verfasser die von dem Staate zur Bildung der Gymnasiallehrer anzuordnenden Anstalten blos auf die *philologischen* Seminarien, und vermeint, dafs diese auf den Universitäten des nördlichen und westlichen Deutschlands zum Zwecke haben, die Vorbereitung des künftigen Schulmannes sowohl im Ganzen zu leiten und zu stärken, als auch ihm die Fertigkeit in der Methode eines fruchtbringenden Unterrichtes zu gewähren. Allein die Bestimmung der uns näher bekannten philologischen Seminarien z. B. in Berlin, Bonn, Breslau, Halle, Königsberg und Greifswalde ist nicht, den künftigen Schulmann vorzubereiten, sondern vielmehr Studierende, welche für die Alterthums-Wissenschaft gehörig vorbereitet sind, und diese sich zu ihrem eigenthümlichen Berufe gewählt haben, durch möglichst vielfache Uebungen, die in das Innere der Wissenschaft und ihrer Behandlungsart einführen, so

Digitized by Google

wie durch litterarische Unterstützung jeder Art, weiter und so auszubilden, dafs künftig durch sie diese Studien erhalten, fortgepflanzt und erweitert werden können. Zwar werden die philologischen Seminarien, als Pflanz-Schulen der Gründlichkeit und Trefflichkeit im ganzen Gebiete der Alterthums-Wissenschaft von denen, die sich dem gelehrten Schulfache widmen wollen, in der Regel aufs fleifsigste besucht, und viele der besten Gymnasiallehrer Preufsens sind aus ihnen hervorgegangen. Allein die eigentliche Vorbereitung des künftigen Schulmannes, wie sehr sie auch durch die philologischen Seminarien gefördert wird, fällt besonderen Anstalten, den pädagogischen Seminarien für gelehrte Schulen, anheim, deren Aufgabe es ist, ihren Mitgliedern, welche das Materiale des Unterrichts und also eine allgemeine wissenschaftliche Bildung und die erforderliche Kenntnifs der Muttersprache, der beiden klassischen Sprachen, der Geschichte, Mathematik und Natur-Wissenschaft schon vor dem Eintritte in das Seminar besitzen müssen, durch eine mehrjährige Anleitung sowohl theoretisch als praktisch diejenigen pädagogischen Kenntnisse und Geschicklichkeiten anzueignen, welche allein den glücklichen Erfolg des Unterrichts in den Gymnasien begründen können.

Solche pädagogische Seminarien für gelehrte Schulen, welche, um der Lebenden nicht zu gedenken, von Männern wie *Gedicke*, *Manso*, *Kayfsler*, *Solger* und *Bernhardi* geleitet wurden, bestehen schon seit Jahren in Berlin, Breslau, Königsberg, Halle und Stettin; eine ähnliche Anstalt ist seit einiger Zeit in Münster gegründet, so wie auch zur Bildung von Lehrern für die gesammten Natur-Wissenschaften an den Gymnasien und Bürgerschulen ein besonderes Seminar errichtet und mit der Universität in Bonn verbunden worden. Wenn wir endlich noch anführen, dafs ein Seminar zur Bildung von Gymnasiallehrern für die mathematischen Wissenschaften bis jezt im Preufsischen fehlt, aber in der Anlage begriffen ist, so wollen wir durch diese Bemerkung so wenig als durch die obigen Andeutungen die einheimischen Bestrebungen zur Bildung des Lehrstandes erheben, sondern nur durch die Erfahrungen unseres unmittelbaren Berufes darthun, dafs zur Bildung des Lehrstandes die philologischen Seminarien, auf welche sich Herr Thiersch mit seinen Vorschlägen beschränkt, nicht ausreichend sind.

Mit der zweiten Abtheilung beginnt der Verfasser die für die Gymnasien gehörigen Lehrgegenstände festzustellen. Nach seiner Ansicht eignet sich alles, was Frömmigkeit und Tugend in die Gemüther zu pflanzen, den jungen Geist zu wecken, zu stärken, dem Urtheile Schärfe und Gewandtheit zu geben, den Geschmack zu bilden vermag, eben dadurch zu einem Gegenstande des Unterrichts in den Gymnasien, und soll in dem Maafse beachtet werden, in welchem ihm jene Eigenschaften einwohnen. Es liegt am Tage, dafs das hier aufgestellte Kriterium für die in den Kreis der Gymnasien aufzunehmenden Lehrgegenstände eben so schwankend ist, als die von dem Verfasser früher angegebene Bestimmung der Gymnasien selbst. Auch im weiteren Fortgange der Schrift sucht man vergebens einen sicheren aus der eigenthümlichen Bestimmung der Gymnasien hervorgegangenen Maafsstab, nach welchem die einzelnen Lehr-Objekte in Bezug auf Qualität und Quantität gehörig gewürdigt, ihr gegenseitiges Verhältnifs, ihre gröfsere oder geringere Wichtigkeit und Bedeutsamkeit für den Zweck des Unterrichts, und die hiernach einem jeden Lehrgegenstande wöchentlich einzuräumenden Stunden festgestellt wären.

Was zuvörderst den religiösen Unterricht, oder, wie es richtiger heifsen sollte, den Unterricht in der Religion betrifft, so hat der Verfasser wahrscheinlich aus Rücksichten, die ihm durch seine Stellung geboten waren, sich auf die Anordnung dieses Unterrichts in Betreff des Inhalts und der Form in den einzelnen Klassen der Gymnasien nicht näher eingelassen, sondern sich vielmehr mit ganz allgemeinen der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes wenig entsprechenden Andeutungen begnügt. Und doch wäre eine Erörterung hier um so wünschenswerther und nöthiger gewesen, je weniger dem Verfasser die grofsen Schwierigkeiten entgehen konnten, welche gerade in den Gymnasien mit der Ertheilung dieses wesentlichsten und einflufsreichsten Unterrichts verbunden sind, und welche theils aus der eigenthümlichen Natur der Religion selbst, theils aus der Subjektivität und Persönlichkeit der Lehrer, aus der Verschiedenheit der Schulen auf den einzelnen Bildungsstufen, aus der Beschaffenheit der übrigen Lehrgegenstände und der ganzen Einrichtung der gelehrten Schulen, theils endlich aus den Verhältnissen des öffentlichen und Familienlebens und aus dem gegenwärtigen Zustande der katholischen wie der protestantischen Kirche erwachsen. Gegen den Vorschlag des Verfassers, den Religions-

Digitized by Google

Unterricht durch alle sechs Klassen eines Gymnasii nur Einem Lehrer und zwar Einem, von der Kirche mit Genehmigung des Staates berufenen Geistlichen anzuvertrauen, läfst sich einwenden, dafs Ein Lehrer, und wäre er auch der begabteste, den grofsen Anstrengungen, welche mit der Ertheilung des Religions-Unterrichts, für den der Verfasser statt der bisherigen zwei Stunden ohne hinreichenden Grund wöchentlich in jeder Klasse vier Stunden, also im Ganzen vier und zwanzig Stunden nöthig erachtet, verbunden sind, für die Dauer kaum gewachsen seyn möchte, dafs die aus mehreren Gründen wünschenswerthe Verlegung des Religions-Unterrichts aller Klassen in eine und dieselbe Tages- und zwar Morgenstunde unmöglich gemacht, der zwischen dem Religions-Unterrichte und den übrigen Lehrgegenständen zu erhaltende Zusammenhang ungemein erschwert, und endlich den Hauptlehrern oder Klassen-Ordinarien das wirksamste Mittel, Herz und Gemüth ihrer Schüler für Religiosität und Sittlichkeit zu erwärmen und zu beleben, entzogen wird. Für die drei obersten Klassen der Gymnasien genügt es nicht, in den dem Religions-Unterrichte gewidmeten Stunden, wie der Verf. vorschlägt, blos Gegenstände, die als eine weitere Ausführung der Glaubenslehren zu betrachten sind, vorzutragen, sondern der Unterricht mufs auch der obersten Bildungsstufe gemäfs mehr einen wissenschaftlichen Charakter erhalten, sich eine innere und tiefere Erkenntnifs der Glaubenslehren, so wie die klare Anschauung ihres wesentlichen Zusammenhangs zum Ziele setzen, und besonders bemüht seyn, die Jugend, die nun schon mit den Ansichten des klassischen Alterthums bekannt zu werden anfängt, zum Bewufstseyn von dem höheren und einzig wahren Standpunkte zu erheben, welchen der Geist durch die göttlichen Wahrheiten des Christenthums gewonnen hat.

Bei Lesung des folgenden Abschnittes über das klassische Studium haben wir uns der Wehmuth nicht erwehren können. Früher haben wir geglaubt, dafs in Bayern der Streit des Philanthropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungs-Unterrichts durch die gehaltreiche und tief eindringende Schrift des Oberkonsistorial-Raths *Niethhammer*, welcher den gelehrten Schulen Bayerns unter allem Mifsgeschicke und unter aller Mifsgestaltung doch die Wohlthat eines regeren und gründlicheren Betriebs der beiden klassischen Sprachen zugeführt und bis dahin erhalten, und sich schon dadurch die gerechtesten Ansprüche auf einen *unzweideutigen* Dank im reichen Maafse erworben hat, längst beendigt, und allen den dortigen blinden Eiferern gegen die Nothwendigkeit eines gründlichen, wohlgeordneten klassischen Studii für alle Zeiten der Staar gestochen sei. Durch *Friedrich Roth's* neulich bekannt gemachte eben so geistreiche als gediegene *Bemerkungen über die fortdauernde Abhängigkeit unserer Bildung von der klassischen Gelehrsamkeit* ward indessen unser guter Glaube schon wankend gemacht, und in uns die Besorgnifs geweckt, dafs die klassische Gelehrsamkeit und mit dieser auch die gründliche Erlernung der alten Sprachen in den Gymnasien Bayerns wiederum von Neuerern im Unterrichte, von andächtelnden Phantasten und patriotischen Ultra's angefeindet und verdächtigt werde, bis wir endlich durch die vorliegende Schrift zu unserm innigen Bedauern die schmerzliche Gewifsheit erhielten, dafs in Bayern die klassische Gelehrsamkeit als Grundlage des gelehrten Unterrichts und aller wahrhaft wissenschaftlichen Bildung nicht nur fort und fort der Empfehlung, sondern auch noch der Vertheidigung gegen Einwendungen, Vorurtheile und Verdächtigungen aller Art bedürfe. Der Verfasser, welcher sich in der unerfreulichen Nothwendigkeit sah, diese Empfehlung und Vertheidigung öffentlich zu übernehmen, hat seine Sache, welche zugleich die eines jeden Freundes ächter Bildung ist, gegen alle Angriffe muthig und umsichtig vertheidigt, die Gegner des klassischen Unterrichts auf allen Punkten aus dem Felde geschlagen und sich dadurch als einen Mann klassischen Denkens, und zugleich als einen dankbaren Zögling der ehrwürdigen Schulpforte bewährt, die ihn wie alle ihre Zöglinge früh mit dem Marke des klassischen Alterthums gekräftigt und gebildet. Unsere Freude über seinen vollständigen Sieg ist um so ungetrübter, je weniger wir auch nur die entfernteste Veranlassung haben, an das Daseyn einer weit verbreiteten, nur durch ihre Ansichten verbundenen, aus Gliedern aller Kirchen bestehenden und sich besonders über den Norden ausdehnenden Gesellschaft zu glauben, welche es, wie der Verfasser versichert, als das gröfste Glück für christliche Sitte, Wissenschaft und Kunst erachtet, wenn mit Einem Male alle Reste alter Litteratur und Kunst von der Erde vertilgt werden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 13. u. 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1827.

Ueber gelehrte Schulen mit besonderer Rücksicht auf Bayern. Von Fr. Thiersch.

(Beschluſs.)

Wäre eine solche Gesellschaft auch wirklich vorhanden, wir würden in dem nördlichen, oder vielmehr in dem protestantischen Deutschlande, wo in Folge der Reformation der klassische Unterricht als Grundlage aller wahren Bildung öffentlich anerkannt, und durch die Erfahrung von drei Jahrhunderten gesichert ist, die lichtscheuen Umtriebe solcher Bündler nicht zu fürchten, und auf sie am wenigsten im Preuſsischen zu achten haben, wo noch die Worte jener merkwürdigen Kabinets-Ordre Friedrichs II. vom 5. September 1779 ihr gutes Recht behaupten: „Aber vom Griechischen und Lateinischen „gehe ich durchaus nicht ab, bei dem Unterrichte in den „Schulen; die Lehrer müssen das Lateinische durchaus „wissen, so wie auch das Griechische; das sind die „wesentlichsten Stücke, daſs sie das den jungen Leuten „recht gründlich beibringen können, und die leichteste „Methode dazu ausfindig zu machen wissen, und wenn „ein Lehrer darin sich hervorthut, so muſs man dann „sehen, wie man dergleichen Lehrer auf eine Art avan„tagirt, daſs sie aufgemuntert und die anderen gereizt „werden, sich auch zu befleiſsigen, daſs sie nicht so „grob sind.“ —

In der dritten Abtheilung verbreitet sich der Verf. über Anordnung und Methode des klassischen Unterrichts, und wir begegnen hier manchen Vorschlägen, gegen welche wir unser Bedenken nicht unterdrücken können, wenn gleich zur richtigen Würdigung derselben eine genauere, auf Autopsie gegründete, und uns abgehende Kenntniſs von dem gegenwärtigen Zustande des ganzen bayerschen Schulwesens gehört. Zum glücklichen Gedeihen des klassischen Unterrichts ist nach den Vorschlägen des Verfassers überall erforderlich, ein auf vier Klassen und vier Jahre berechnetes Progymnasium, ein unteres Gymnasium von zwei, und ein oberes Gymnasium von vier Klassen. Das Progymnasium, das hauptsächlich zur festen Grundlage für das Lateinische bestimmt ist, soll den Knaben so weit führen, daſs er mit vollendetem zwölften Jahre im Lateinischen eine vollständige Kenntniſs der Formenlehre mit genauer Kunde der Ausnahmen und Abweichungen, eine eben so genaue Kenntniſs der syntaktischen Lehren mit Gewandtheit in ihrer Anwendung, und endlich Fertigkeit im Verstehen leichter lateinischer Schriften besitze. Bei diesem Vorschlage vermissen wir zuvörderst eine nähere Bestimmung der Kenntnisse und Fertigkeiten, welche von dem achtjährigen Knaben bei seinem Eintritte in das Progymnasium sollen gefordert werden, und es fehlt somit die Angabe des Punktes, von welchem die Progymnasien bei Verfolgung des ihnen gesteckten Ziels ausgehen können. Demnächst ist bei der Forderung des Verfassers mit Strenge darauf zu halten, daſs der Eintritt in die Progymnasien einem Knaben, der noch gar keine Kenntnisse im Lateinischen hat, *nur im achten Jahre* erlaubt, und zu diesem Behufe jeder Lehrer der deutschen Schulen angewiesen seyn soll, diejenigen Knaben, welche später in die Studienschule zu treten bestimmt sind, bei Zeiten auszumitteln, und diesen nicht über das vollendete achte Lebensjahr den Aufenthalt in den deutschen Schulen zu gestatten, wohl übersehen worden, daſs Knaben von gröſserer Fähigkeit sich nicht selten langsamer entwickeln, daſs deshalb, wie aus vielen andern Ursachen es unmöglich ist, schon im achten Jahre die Richtung, welche die Knaben in ihren weiteren Studien verfolgen sollen, mit irgend einer Sicherheit auszumitteln und zu bestimmen, und daſs somit die Regierung, welche allen Knaben, die noch gar keine Kenntnisse im Lateinischen haben, nur im achten Jahre den Eintritt in die Progymnasien verstatten wollte, vielen Aeltern den Weg, ihren Söhnen eine höhere Ausbildung zu geben, für immer verschlieſsen und sich derselben Härte und Unbilligkeit schuldig machen würde, welche an ein-

Digitized by Google

zelnen Festsetzungen der bayerschen Schulordnung vom Jahre 1824 mit Grund getadelt worden. Auch ist nicht zu verkennen, dafs die Erfüllung der Forderungen, welche der Verfasser an die Progymnasien macht, zur eigentlichen Aufgabe der Gymnasien selbst mit gehört, dafs es sehr mifslich und für die Gründlichkeit, die Einheit und den nothwendigen Zusammenhang des Gymnasial-Unterrichts selbst gefährlich ist, denselben zweien von einander getrennten Anstalten anzuvertrauen, und die Gymnasien da, wo sie sich selbst helfen können und sollen, auf die unsichere Hülfe von Progymnasien, für welche noch keine Fonds und keine tüchtigen Lehrer vorhanden sind, zu verweisen, und dafs endlich die Gymnasien, wenn sie den Knaben etwa im 10. oder 11. Jahre, und nicht eher als bis er den ganzen Kreis der Unterrichts-Gegenstände in der Elementarschule durchgemacht hat, aufnehmen, ganz füglich im Stande sind, mit sechs gesonderten Klassen während eines Zeitraums von 9 bis 10 Jahren auch in der von dem Verfasser geforderten Ausdehnung ihr Bildungs-Geschäft an ihm zu vollenden. Kurz wir halten die Progymnasien nicht gerade für nothwendig zum Gedeihen der Gymnasien, wenn wir auch nicht in Abrede stellen wollen, dafs sie hier und da nach der Verschiedenheit der örtlichen Verhätnisse wünschenswerth seyn mögen. Allein das Wünschenswerthe mufs bei Vorschlägen, welche die Organisation des gesammten Schulwesens in einem Staate betreffen, billiger Weise dem Nothwendigen nachstehen, und so lange für das Nothwendige noch nicht durch eine hinreichende Anzahl von wohl eingerichteten Elementarschulen, von niedern und höhern Bürgerschulen, und von Gymnasien gesorgt ist, wie in Bayern der Fall zu seyn scheint, darf man von Vorschlägen, die blos auf das Wünschenswerthe im Schulwesen gehen, weder bei der Regierung noch bei den Land- und Stadt-Gemeinden einen günstigen Erfolg erwarten. Wir wenigstens würden Anstand nehmen, solchen Erwartungen Raum zu geben, nachdem in Bayern so viele reiche Abteien und Klöster aufgehoben und ungeachtet der grofsen dadurch gewonnenen Einkünfte und Güter bis jezt noch keine gelehrte Schule gegründet worden, in welcher die Blüthe der männlichen Jugend des Staats freie Unterweisung und Verpflegung erhalten könnte.

Gegen die Anordnung des klassischen Unterrichts in dem unteren Gymnasio ist im Wesentlichen nichts zu erinnern, und auch die demselben gegebene Bestimmung, den Unterricht bis zur Fertigkeit im Lateinisch-Schreiben und Verstehen, und bis zur Sicherheit in der griechischen Formenlehre und Syntaxis, und bis zur Geläufigkeit im Lesen leichterer griechischen Chrestomathieen zu bringen, dürfte sich wohl in dem Zeitraume von zwei Jahren und bei vierzehn wöchentlichen Lektionen erreichen lassen, vorausgeseszt dafs die Knaben mit dem eben erwähnten nicht geringen Maafse von Kenntnissen und Fertigkeiten aus den Progymnasien in das untere Gymnasium eintreten, die Lehrer in diesem vollkommen tüchtig und ihres Berufes mächtig, und die Klassen nicht überfüllt sind. Allein in der Wirklichkeit wird sich auch hier vieles anders stellen, als wir oben voraussezten, und der Verfasser selbst verhehlt ein Haupthindernifs nicht, welches der Ausführung seines Plans entgegensteht und in der Ueberfüllung der unteren Gymnasial-Klassen liegt. Zur Beseitigung dieses Gebrechens bringt er die Errichtung paralleler Nebenklassen in Vorschlag. Dieses Mittel ist allerdings zweckmäfsig, aber nur da ausführbar, wo für die Nebenklassen disponible Schul-Säle, und zur anständigen Besoldung der neu anzustellenden Lehrer, die man nicht, wie der Verfasser will, blos auf den Ertrag des Schulgeldes anweisen kann, hinreichende Fonds vorhanden sind. Auch dürfte dieses Mittel allein für die Dauer nicht aushelfen, denn die Nebenklassen werden nach einiger Zeit, wie uns die Erfahrung gelehrt hat, an derselben Ueberfüllung leiden, welche man durch ihre Errichtung vermeiden wollte, und so wird zur gründlichen Heilung jenes Gebrechens eine wirksamere Maafsregel nöthig seyn, und diese besteht, aufser einer strengen Prüfung bei der Aufnahme in das untere Gymnasium und bei der Versetzung von der unteren Klasse in die höhere, hauptsächlich in der Errichtung einer hinreichenden Anzahl zweckmäfsig organisirter Bürgerschulen, in welche aus den sogenannten deutschen oder Elementarschulen alle diejenigen Knaben etwa mit dem 12. Jahre eintreten können, welche eine mehr praktische Richtung des Geistes verrathen, um sich aus Neigung oder in Folge ihrer Geburt oder anderer äufseren Verhältnisse einem der mancherlei Berufszweige des Gewerb- und Verkehrlebens widmen, und unmittelbar aus der Schule in die Laufbahn ihrer künftigen Bestimmung übergehen wollen. Der Verf. läfst zwar die Bedürfnisse dieser Gattung von Knaben nicht unberücksichtigt, indem er in dem Abschnitte über die Polytechnik neben der Philologie den für das bürgerliche Leben bestimmten Zöglingen eine ihrem künftigen Berufe genügende Lehr-

Digitized by Google

Anstalt neben dem Gymnasio eingerichtet und geöffnet zu sehen wünscht. Aber von der Ueberzeugung ausgehend, dafs die *Grundlage* zu einem Gelehrten auch dem für ein bürgerliches Gewerbe Bestimmten nothwendig sei, fordert der Verfasser, dafs die ganze männliche Jugend des Staats, welche sich dem städtischen Nähr-, Handel- oder Verkehrstande widmen will, den Unterricht nicht nur in den vier Klassen der Progymnasien, sondern auch in den zwei Klassen des unteren Gymnasii, wo nach den Vorschlägen des Verfassers aufser der Religion und den Elementen der Geographie und des Rechnens nur das Lateinische und Griechische getrieben werden soll, in jedem Falle vollende. Ja der Verfasser geht in seinen Behauptungen so weit, dafs er kein Gedeihen der Bürgerschulen für möglich hält, wenn nicht die Zöglinge den oben bezeichneten Theil des Gymnasialstudiums mit sich in dieselben hineinbringen. Diesen Behauptungen, wie jenen Forderungen, liegt die irrige auch von andern sonst ehrenwerthen Männern genährte Vorstellung zum Grunde, dafs die allgemeine Menschenbildung und die Berufs-Bildung sich gegenseitig ausschliefsen, und dafs jene, welche in den Kreis der Gymnasien falle, erst erlangt seyn müsse, ehe diese in den Bürgerschulen und andern ähnlichen Anstalten gewonnen werden könne.

Es ist hier nicht der Ort, den Irrthum, worauf jene Vorstellung ruht, näher zu beleuchten; vielmehr genügt es uns für die Absicht dieser Beurtheilung, ihn nur anzudeuten und zugleich bemerklich zu machen, dafs die Ueberfüllung der Gymnasien und der überhandnehmende Andrang zu denselben von Seiten solcher jungen Leute, welche gegenwärtig blos wegen des noch an vielen Orten herrschenden Mangels an Bürgerschulen in die unteren Gymnasialklassen eintreten, und oft ohne die erforderlichen Fähigkeiten, ohne Neigung und ohne inneren Beruf dem Gymnasial-Unterrichte folgen müssen, bei den Vorschlägen des Verf. nicht vermieden, die Grenzen, welche zwischen den Bürger- und den gelehrten Schulen durch die Verschiedenheit des städtischen Nähr-, Handels- und Verkehr-Standes und des gelehrten Standes gezogen, und in dem Wesen und der Natur der bürgerlichen Gesellschaft gegründet sind, mit einander verwirrt, und den Gymnasien verwickelte Aufgaben der schwierigsten Art gestellt werden, welche sie nach der bisherigen Erfahrung auch im glücklichsten Falle niemals ganz befriedigend zu lösen im Stande sind.

Den vier oberen Klassen der Gymnasien, welche der Verfasser als die gelehrte Schule im engern Sinne und als das Heiligthum des Gymnasial-Unterrichts bezeichnet, giebt er die Bestimmung, in das Alterthum theils durch Lesung der vorzüglichsten Schriftsteller, theils durch Vortrag der mit ihnen zusammenhängenden Lehrgegenstände aus dem Gebiete der Poetik, Geographie, Mythologie, Geschichte, Rhetorik und Philosophie einzuführen, und mittelst dieser Lehrgegenstände auch zur Gelehrsamkeit, ohne welche die Wissenschaften des ihnen nöthigen Stoffes entbehren, den festen Grund zu legen. Die Ausbreitung der klassischen Studien auf diese Lehrgegenstände soll aber der Lesung und der Erklärung der klassischen Schriftsteller, um nicht die Hauptrichtung des Gymnasiums zu stören, in jeder Hinsicht untergeordnet und nur berechnet seyn, was jene bietet und gewährt, zu erläutern und zu ergänzen. Behufs der Anwendung dieser Lesung und jener Vorträge theilt der Verf. die vier Klassen seines Gymnasii nach der Hauptrichtung ihrer Thätigkeit, und nach der alten, auch in den Schulen der Jesuiten befolgten Gliederung in eine *poetische*, *historische*, *rhetorische* und *philosophische*. Ohne in Abrede stellen zu wollen, dafs diese Eintheilung in der Natur der geistigen Entwickelung gegründet ist, und indem wir zugleich die vielen sachgemäfsen Bemerkungen, welche der Verf. in diesem Abschnitte über die den höheren klassischen Studien in den Gymnasien zu gebende naturgemäfse Richtung, über die Methode dieser Studien, über die Wahl der in den verschiedenen Abtheilungen zu lesenden Schriftsteller, und über die Nothwendigkeit der frühen Anleitung der Jugend zum Selbststudium beibringt, gebührend anerkennen, müssen wir zugleich von den Gymnasien des protestantischen Deutschlandes den ungerechten Vorwurf des Verf. abweisen, dafs in ihrem Systeme *allgemeiner Klassen*, welchen die Schüler nach ihrer *Gesammtbildung* zugewiesen werden, eine Anordnung der Stoffe, wie sie, um die Zerstreutheit und die Abgebrochenheit, das Durcheinanderwerfen und die Verwirrung derselben, und das Uebereilen des Einen durch den Andern entfernt zu halten, allerdings nöthig ist, nirgend sichtbar oder auch nur angedeutet werde. Zwar ist in den Gymnasien des protestantischen Deutschlands die oben erwähnte alte Bezeichnung der Klassen abgeändert. Aber sie haben, indem bei ihrer Organisation nicht einseitig, wie der Verf. thut, blos auf den klassischen Sprach-Unterricht

Digitized by Google

gesehen werden konnte, die Eintheilung ihrer sechs Klassen, welche, Paar zu Paar gefügt, drei natürliche Bildungs-Stufen bezeichnen, nach den verschiedenen nothwendigen Momenten der allmähligen Entwickelung des Knaben- und Jünglings-Alters gemacht, und bei der Bestimmung der Lehrstoffe für die einzelnen Klassen, wie bei der Feststellung der Stunden-Zahl für jedes Lehr-Objekt, sowohl das auf den verschiedenen Bildungsstufen mehr oder mindere Hervortreten dieser oder jener Geistes-Richtung als auch die verschiedene Natur der Lehr-Objekte zum Maafsstabe genommen; und welche strenge Abgrenzung der Lehr-Stoffe nach Jahren und Klassen in ihnen statt findet, wird der Verfasser am leichtesten aus den vielen hierüber erschienenen Schriften, und insbesondere aus den von den preufsischen Gymnasien jährlich ausgehenden Programmen ersehen können. Bei ihrem bisherigen wohl berechneten Gange gerathen die Gymnasien des protestantischen Deutschlandes nicht in Gefahr, von den Schülern ihrer Secunda, welche der rhetorischen Klasse des Verfassers etwa entspricht, schon die Lesung des Pindarus und die nähere Kenntnifs desselben auch in metrischer Hinsicht zu fordern, das grofse Bildungs-Mittel, welches ein zweckmäfsiger Unterricht in der Geschichte gewährt, so niedrig anzuschlagen, dafs sie die Ertheilung desselben in den Gymnasien nur auf Eine Klasse und Ein Jahr in wöchentlich vier Stunden beschränken und vermeinen sollten, als würden diese wenigen Stunden Eines Jahrs und die daran zu knüpfenden Uebungen für die Schüler der Gymnasien des historischen Stoffs vollkommen genug liefern, und endlich aus übertriebener Sorge für Aufrechthaltung der Strenge ihrer Studien sich so weit zu verirren, dafs sie nicht nur die Natur-Wissenschaften nebst der Naturlehre, sondern auch den Unterricht im Gesange und in der Zeichnungskunst, welche leztere schon Aristoteles für die Bildung des Kunstsinnes der Jugend unentbehrlich erachtete, aus dem Kreise ihres Unterrichts als gänzlich unstatthaft ausschliefsen sollten, wie solches alles dem Verfasser begegnet ist. Indem wir nicht umhin konnten, diese Einseitigkeit zu rügen, erfüllen wir zugleich nur die Pflicht der Gerechtigkeit, wenn wir alles, was der Verf. über Art und Standpunkt des rhetorischen und philosophischen Unterrichts in den gelehrten Schulen, über die traurige Gestalt der öffentlichen Beredtsamkeit in Deutschland, und über den naturgemäfsen Gang der griechischen Philosophie und ihrer Entwickelung von Thales bis Aristoteles wahr und geistreich entwickelt, zur sorgfältigsten Beachtung empfehlen.

Die vierte und lezte Abtheilung handelt vom deutschen und mathematischen Unterrichte, von den Verhältnissen und von der Zucht der Schule, und veranlafst uns noch zu folgenden Bemerkungen. In neuern Zeiten ist besonders von *J. Grimm* in der Vorrede zu seiner deutschen Grammatik die Ansicht geltend gemacht, dafs der grammatische Unterricht in der deutschen Sprache, weil er die freie Entfaltung des Sprachvermögens störe, und weil die Bildsamkeit und Verfeinerung der Sprache sich mit dem Fortschritte der geistigen Entwickelung von selbst einfinde, theils schädlich, theils überflüssig sei. Auch der Verf. hält es einer Seits für eine Thorheit, die Muttersprache, welche wir wie mit der Muttermilch bekommen haben, lehren oder lernen zu wollen, räumt aber anderer Seits ein, dafs ein gründlicher und zusammenhängender deutscher Unterricht, welcher die deutsche Sprache, Schreibung und Litteratur zum Gegenstande hat, in den gelehrten Schulen statt finden, jedoch mit dem Studio des Lateinischen und Griechischen auf das Engste verknüpft, und durch den klassischen Unterricht in Bewegung und Thätigkeit gesezt werden müsse. Daher erachtet er besondere regelmäfsige Stunden für das Deutsche nicht als nöthig, sondern schlägt vor, den Unterricht im Deutschen in die für das Lateinische und Griechische ausgesezten Stunden zu verflechten. Wer es weifs, wie wenig die deutschen Sprachlehren vor *Grimm* den Sprachkörper als einen lebendigen Organismus behandeln, und wie die in denselben aufgestellten Regeln aller historischen Begründung entbehren, wird gewifs der Ansicht *J. Grimms* und des Verf. darin beistimmen, dafs von der bisher in den gelehrten Schulen üblichen naturwidrigen Einprägung des trockenen und geistlosen Schematismus einer Sprache, welche die Jugend schon besizt, für die Entwickelung und Erweiterung ihres Sprachvermögens kein Heil zu hoffen ist. Auch unterliegt es keinem Zweifel, dafs die sogenannten deutschen Stylübungen in den Gymnasien nur in so weit bildend und nützlich sind, als sie mit den übrigen Lehrgegenständen, und insbesondere mit der lateinischen und griechischen Grammatik, mit der Erklärung der lateinischen und griechischen Schriftsteller,

Digitized by Google

und endlich mit der Lesung der vorzüglichsten Schriftwerke aus jedem Gebiete der deutschen Litteratur in gehörige Verbindung gebracht werden. Indessen sind wir über die Ordnung, in welcher die deutsche Litteratur an die Jugend zu bringen, und ihr Sprachvermögen durch Lesung deutscher Schriftwerke zu vergröfsern sei, nicht mit dem Verfasser einig. Während er in der poetischen oder untersten Klasse seines Gymnasii die Lesung der deutschen Schriftwerke mit dem Nibelungenliede, mit Titurell und Parcival beginnen, und dieselbe nach der Zeitfolge bis auf die neuesten Erzeugnisse der deutschen Litteratur fortführen will, scheint uns der umgekehrte Gang, welcher mit den vorzüglichsten Schriftwerken der dem gegenwärtigen Geschlechte zunächst vorangehenden Periode den Anfang macht, und so rückwärts bis zu den ältesten Sprachdenkmalen aufsteigt, als der naturgemäfse und weniger schwierige den Vorzug zu verdienen, indem auf diese Weise die Jugend bei Lesung der deutschen Schriftwerke immer an Verwandtes und schon Bekanntes anknüpfen, und so leichter zum Verständnisse der ältesten Sprachmonumente vordringen kann. Endlich ist von dem Verf. ungeachtet der lehrreichen Winke, welche der treffliche seiner Schrift beigefügte Aufsatz des Herrn *Schmeller* über das Studium der deutschen Sprache auf Schulen enthält, wenn auch nicht ganz übersehen, doch zu wenig berücksichtigt, dafs der deutsche Unterricht in den Gymnasien noch die höhere und schwierigere Aufgabe hat, der Jugend auch zum Bewufstseyn *über* ihre Muttersprache zu verhelfen, und dafs nun dieses nur auf dem historisch-philosophischen Wege, wie ihn *J. Grimm* begonnen hat, und der Regierungs-Rath und Professor *Graff* ihn in seinem angekündigten Wörterbuche über die althochdeutsche Sprache fortsetzen wird, durch historische Entwickelung des materiellen Theils der deutschen Sprache, durch tieferes geschichtliches Eingehen in die verschiedene Bedeutung der Wörter zu verschiedenen Zeiten und durch eine hiermit in Verbindung stehende gründliche Unterweisung in der deutschen Synonymik möglich und erreichbar ist.

Nach den weiteren Vorschlägen des Verf. soll der mathematische Unterricht so angeordnet werden, dafs die Unterweisung im gemeinen Rechnen Aufgabe der Progymnasien sei, und die Arithmetik in den drei unteren Klassen der Gymnasien dem grammatischen Unterrichte zur Seite gehe, während den drei oberen Gymnasialklassen ausschliefslich die Geometrie angewiesen werden soll. Zufolge unserer Erfahrung macht eine solche gänzliche Trennung der Arithmetik von der Geometrie das genaue und wiederholte Durcharbeiten derselben Gegenstände nach erweiterten Gesichtspunkten, wie es bei dem mathematischen Unterrichte ganz unentbehrlich ist, schwierig, ja fast unmöglich, und es scheint uns deshalb räthlicher, auch dem gegenwärtigen Standpunkte der mathematischen Wissenschaften angemessener, in den verschiedenen Gymnasialklassen die Arithmetik und die Geometrie mit einander parallel gehen zu lassen.

Wie wenig wir mit dem Vorschlage des Verf., den Unterricht in den Nebenfächern, und namentlich in den Natur-Wissenschaften, im Zeichnen und im Gesange aus dem Kreise des öffentlichen Gymnasial-Unterrichts zu verbannen, einverstanden sind, haben wir bereits im Obigen angedeutet, und halten wir eine weitere desfallsige Erörterung um so mehr für überflüssig, je weniger wir zweifeln, dafs in dieser Beziehung wie in allen übrigen wesentlichen Punkten die Männer, welchen die oberste Leitung des öffentlichen Unterrichts in Bayern anvertraut ist, das rechte aus der eigenthümlichen Bestimmung der gelehrten Schule hervorgehende Maafs finden werden. — Zu den Ansichten des Verf. über den kirchlichen Unterschied der gelehrten Schulen bekennen wir uns in so weit, als wir eine gesetzliche und gänzliche Trennung derselben nach Konfessionen unserer Erfahrung zu Folge weder für nöthig und zeitgemäfs noch für ausführbar halten. Hiermit wollen wir aber keinesweges für gemischte Gymnasien mit katholischen und evangelischen Lehrern stimmen, sondern nur eine gröfsere oder geringere Mischung von Zöglingen der katholischen und protestantischen Kirche in den Gymnasien beider Konfessionen für zulässig erklären. Die kirchliche Konfession eines jeden Gymnasii, das heifst, seines Direktors und seiner Lehrer, mufs sich billiger Weise nach der Konfession der Mehrzahl der Bevölkerung in der Stadt und Provinz richten, welcher eine gelehrte Schule zunächst angehört.

Die allgemeine, durchgreifende, beharrliche und strenge Zucht, welche der Verf. von den gelehrten Schulen verlangt, ist dem Ernste des wissenschaftlichen Lebens, zu welchem sie vorbereiten sollen, durchaus entsprechend, und freuen wir uns aufrichtig, dafs alle die Anordnungen, welche er zur Aufrechthaltung einer tüchtigen Schul-Zucht für nöthig erachtet, bei den preufsischen Gymnasien schon längst getroffen und verwirk-

Digitized by Google

licht sind. In männlicher ruhiger Verfolgung ihres einfachen Berufs ist unsern Gymnasien auch bereits gelungen, durch die Gediegenheit ihres wissenschaftlichen Strebens, durch die Strenge der in ihnen waltenden Zucht, und durch den Adel einer frommen Gesinnung die Erfüllung des von dem Verf. ausgesprochenen Wunsches zu erleben, und hoffentlich auf immer jene Furcht und jenes Mifstrauen zu beschwören, welches, wenn gleich nur durch die Fehler, Uebertreibungen und Mifsgriffe weniger Phantasten verschuldet, dennoch allen höheren Lehr-Anstalten Deutschlands ihr freies friedliches Daseyn und Wirken zu verkümmern drohte.

Mittelst der richtigen Entwickelung des Verhältnisses, in welchem die Gymnasien zu den Universitäten stehen, bahnt sich der Verf. den Uebergang zu dem lezten Abschnitte seiner Schrift, in welchem er die Nothwendigkeit der Errichtung einer Universität in München darzuthun sucht. Noch früher, als wohl selbst der Verf. zu hoffen wagte, hat die Weisheit Sr. Majestät des Königs in der neuen zu München errichteten Universität den wissenschaftlichen Bestrebungen nicht nur seines Volks, sondern auch des ganzen südlichen Deutschlandes einen festen Mittelpunkt gegeben. Freudig erkennen wir diese Maafsregel als eine günstige Vorbedeutung, dafs auch das gesammte Schulwesen Bayerns unter der gegenwärtigen Regierung eine in jeder Hinsicht zweckmäfsige Gestaltung gewinnen, und dadurch der Verf. der vorliegenden Schrift, welche uns wegen der Wichtigkeit ihres Gegenstandes einer ausführlichen Beurtheilung würdig schien, in seinem treuen Wirken für eine heilige Angelegenheit des bayerschen Volks und Staats volle Befriedigung finden werde.

Johann Schulze.

VI.

Versuch einer Darstellung der Geschichte des Angelsächsischen Rechts, von George Phillips, beider Rechte Doctor. Göttingen, 1825. In der Dieterich'schen Buchhandlung XIV. und 272 S. in gr. 8.

Seitdem man angefangen hat, sich mit gröfserem Fleifse dem historischen Studium des Germanischen Rechts zuzuwenden, ist häufig von den Hülfsrechten desselben gesprochen worden. Dazu wurden vor Allen die Scandinavischen Rechte, und das Englische Recht gezählt. In Handbüchern des Deutschen Rechts kommt die oft zu dürftig gehaltene Literatur dieser Rechte neuerdings jederzeit vor, ohne dafs man dadurch sich für verbunden gehalten hat, in den Inhalt derselben weiter einzugehen: sie ist mehr zum Prunk und einer äufseren Vollständigkeit wegen da, ihr Reichthum aber bleibt unbenuzt und im Verborgenen. Vielleicht trägt zu dieser blos äufseren Notiznahme die Benennung Hülfsmittel nicht wenig bei, welche es im Grunde der freien Wahl überläfst, ob man sich der Hülfe bedienen wolle, oder ohne dieselbe fertig zu werden gedenkt. Namentlich wird diese Benennung ungeschickt, wenn nicht von practischer Behandlung, sondern von blos historischer die Rede ist, indem grade der Sitz des Germanischen Rechtsprincips und die Möglichkeit seiner Darlegung sich nirgends anders so deutlich und scharf, als grade bei jenen Neben- und Hülfsrechten vorfindet, während im eigentlichen Deutschen Rechte im engeren Sinne, die bestimmte Unmittelbarkeit der Institute sehr bald abstracten Allgemeinheiten, die ihren besonderen Sinn verloren haben, Platz gemacht hat.

Sehr verdienstlich sind daher die Versuche, die neuerdings gemacht worden sind, jenen Hülfsmitteln Hülfe angedeihen zu lassen. Die seit *Dreyer* fast zu blofser Anführung herabgesunkenen Scandinavischen Rechte sind von *Schildener* und *Homeyer* theils durch Mittheilung von Quellen theils durch gelungene Uebertragung eines zweckmäfsigen Lehrbuchs in den Kreis der Germanisch-rechtlichen Disciplinen eingeführt worden, und an diese Bemühungen reiht sich in Beziehung auf das älteste Englische Recht die gegenwärtige Schrift, die um so mehr aufmerksame Betrachtung verdient, als die Engländer selbst keine ähnliche quellenmäfsige und in gedrängter Kürze zusammengefafste Darstellung des Angelsächsischen Rechtszustandes aufzuweisen haben.

Der Verfasser hat seinen Gegenstand so abgetheilt, dafs er eine kurze Uebersicht der Geschichte Britanniens bis zur Einwanderung der Sachsen und Angeln im Jahre 449 nach Chr. Geb., sodann die Angelsächsische oder vielmehr Englische Geschichte bis zur Schlacht von Hastings (1066) voranschickt, und nach einer kurzen Uebersicht der Rechtsquellen sich zum Rechtssystem selbst wendet. Hier hat der Verfasser im Allgemeinen die von *Eichhorn* gewählte Methode befolgt, und es läfst sich

Digitized by Google

gegen diese Anordnung um so weniger etwas einwenden, als bei blos äufserlicher Mittheilung eines Rechtsinhalts die Methode ein durchaus Gleichgültiges bleiben mufs. Ob diese oder jene Lehren nebeneinander stehen, kommt am Ende auf Eins heraus, wo nicht die Natur der Lehren betrachtet wird, sondern nur, wie diese Lehre in diesem oder jenem Rechte vorkommt. Freilich könnte eingewendet werden, dafs jedes Recht auf die Stellung der Lehren selbst Einflufs hat, dafs Oeffentliches und Privatrecht, Eigenthum, Vertrag und Strafe je nach der Natur der verschiedenen Volksrechte selbst eine verschiedene Stellung erlangen, und dafs somit die oben angenommene Gleichgültigkeit verschwinde. Aber dies hat dann eben so die Voraussetzung, dafs man ein Volksrecht nicht blos erzählend und aufzählend, sondern seinem Begriffe nach darzustellen die Absicht habe. Zu loben ist jedenfalls, dafs der Verfasser von Eichhorn in Beziehung auf das Periodisiren abgewichen ist, denn es würde sicherlich eine kaum zu ertragende Zerreifsung des Gegenstandes gewesen seyn, wenn ein noch dazu so dürftiger Stoff, nicht in zusammenhängender, sondern in abgebrochener Darstellung hätte mitgetheilt werden sollen.

Die Angelsächsische Geschichte nimmt, wenn man nach Graden der Interesselosigkeit rechnet, ungefähr die dritte Stelle ein. Langweiliger und unangenehmer dürften etwa nur noch die Byzantinische und Merovingische Geschichte seyn. So wenig dies einen Historiker von der Ergründung des Details dieser Geschichte abhalten soll, und so hart der Ausspruch *Miltons* History of Engl. Book IV. ann. 800. auch seyn mag, welcher zu sagen sich nicht scheut: such bickerings to recount met oft'n in these our writers, what more worth is it than to Chronicle the Wars of Kites or Crows flocking and fighting in the air? so ist doch der gute Sinn unseres Verfassers zu loben, dafs er die politische Geschichte so verhältnifsmäfsig und auf angemessene Weise kurz behandelt hat (S. 16 — 59). Es ist bei dieser richtigen Behandlung, welche in einer blofsen Mittheilung der Hauptfacta besteht, auch ziemlich gleichgültig, dafs es dem Verfasser nicht vergönnt gewesen ist, die gleichzeitigen Forschungen von *Lingard* und *Thierry* zu benutzen. Diese beiden Werke, wie geistreich sie auch den an sich dürren Stoff zu behandlen gewufst haben, und wie sehr sie sich darin auch von früheren Darstellungen, namentlich von der höchst oberflächlichen des *David Hume* unterscheiden, haben dennoch nichts festgestellt, was den Verfasser zu wesentlichen Aenderungen seiner summarischen Darstellung bewegen könnte. Das Hauptergebnifs des Thierry'schen Werkes, welches die besiegten Völker zum Gegenstand der Untersuchung macht, und die lezten Reste Angelsächsischer Selbstständigkeit bis in die Schlupfwinkel und Höhlen, worin sie sich rettet, verfolgt, geht ohnehin über die Grenzen des vorliegenden Buches hinaus, welches sich mit der Normännischen Zeit und mit dem vollendeten Untergang des Angelsächsischen Princips nicht beschäftigt.

Nur vielleicht in der Beurtheilung und Würdigung König Alfreds des Grofsen hätte die Benutzung sowohl Lingards als Thierrys wesentliche Veränderungen hervorbringen können. Der Verfasser hat sich (S. 41) hier zu sehr an die etwas phantastische Beschreibung *Humes* angeschlossen, der Alfred unbedingt zu dem gröfsten Manne macht, den die Annalen irgend einer Zeit oder irgend einer Nation aufzuweisen haben, und der es bedauert, dafs, wahrscheinlich wegen Mangels genauer Geschichtschreiber, nicht einmal jene Flecken an ihm sichtbar werden, deren er, um Mensch zu seyn, doch nicht füglich entbehren durfte. Diese zu schnell vermifsten Flecken finden sich gar bald, wenn man die sieben ersten Regierungsjahre Alfreds mustert, ehe ihn das Unglück in eine andere Schule geführt hatte. Dafs er durch sein Benehmen selbst nicht ganz unschuldig an dem völligen Ausbruch dieses Unglücks war, geht aus unverdächtigen Zeugnissen hervor. Was er seinem Volke später gewesen ist, kann freilich durch diese Betrachtung nicht geschmälert werden; aber, wie grofs auch selbst hier seine Verdienste gewesen seyn mögen, (Herr Phillips giebt (S. 42 Note 143) mit Recht selbst zu, dafs er nicht der Erfinder aller Einrichtungen ist, die ihm zugeschrieben werden, und dafs er mit mehrerem Recht restitutor als conditor heifsen sollte), so ist es nicht zu rechtfertigen, wenn man, wie schon oft Andre gethan haben, den Erretter und weisen Regenten eines kleinen Landes überhaupt wegen einiger negativen Seiten, und um dem Zuge eines moralischen Wohlgefallens zu folgen, neben diejenigen Geister sezt, die selbst als Momente in der Weltgeschichte hervortreten. So ist Alfred häufig, nicht von unserem Verfasser, der sich von jeder Uebertriebenheit überhaupt immer fern hält, sondern von Anderen Karl dem Grofsen an die Seite, oder oft auch vorgesezt worden. In der Regel geschieht es von denen, die das Honnette und Mo-

Digitized by Google

ralische auch in der Weltgeschichte als den höchsten Standpunkt erkennen.

Das Oeffentliche Recht der Angelsachsen (S. 68 — 95) ist nicht blos, was unsere Kenntnifs davon betrifft, sondern überhaupt, dürftig, und auf wenige Sätze beschränkt. Wo noch so vieles Oeffentliche privatrechtlicher Natur ist, kann unmöglich das Oeffentliche Recht einen weiten Umfang haben. Die Gefolgschaften der Angeln und Sachsen haben sich zum Königsthum herausgearbeitet, aber der König ist bei allen wichtigeren Angelegenheiten an die Berathung der Vornehmeren gebunden. Der Reichstag (*Witenagemot*) indessen, war in Beziehung auf Zeit und Ort nicht genau bestimmt; man benuzte dazu die wichtigeren Feste und den Aufenthalt des Königs. (S. 76.) Ob der König durch Erbfolge oder Wahl zum Throne gelangte, könnte zweifelhaft erscheinen. Der Verfasser erklärt sich mit Recht für eine Vereinigung beider Entstehungsweisen, und nennt die Heptarchie ein *erbliches Wahlreich* (S. 68. Note 229); denn die Ordnung ist allerdings, dafs der durch Erbfolge bestimmte Nachfolger herankomme, wozu indessen nunmehr als Bestätigung und nochmalige Erzeugung dieser natürlichen Ordnung die Wahl tritt. Der characteristische Ausdruck dafür ist: *legitimi* reges a sacerdotibus et senioribus populi *eligantur*. Die Wahl konnte immer noch ein andres Resultat als die Erbfolge gewähren, wenn etwa offenbare Unwürdigkeit, wie die Geburt durch Adulterium oder Incest, das Eintreten des erbrechtlichen Verhältnisses hinderte. Der Verfasser erklärt sich (S. 70) gegen die Ansicht, dafs die Angelsächsischen Staaten vor der Vereinigung durch Egbert in irgend einem rechtlichen Zusammenhange gestanden hätten: die Abhängigkeit einzelner Angelsächsischer Könige von Andern sei immer etwas blos Zufälliges durch Eroberung Bewirktes gewesen. So wenig sich auch aus *Beda* II. 5. ein Supremat oder Principat unter den Angelsächsischen Reichen, noch weniger aber der Gedanke an ein Föderativsystem rechtfertigen läfst, und so sehr der Verfasser mit Recht in dieser Beziehung gegen *Rapin Thoyras* zu Felde zieht, der dieses Principat sich auf die vollständigste Weise vorstellte; so kann man doch nicht läugnen, dafs ein Zusammenhang zwischen den einzelnen Staaten, und ein sich darauf beziehendes Vorzugsrecht bestanden habe. *Wilhelm von Malmesbury* I. II. pag. 12. sagt von Aethelbert von Kent, dafs er durch das Alter seiner Familie den ersten Rang unter den Angelsächsischen Fürsten sich angemaafst, und darauf seine Eroberungspläne begründet habe, und Egbert und seine Nachfolger nannten sich noch immer Könige von Wessex, statt den Titel vom gesammten England, wie sie konnten, anzunehmen. Dies zeigt, dafs bei allerdings factischen Eroberungen der Rechtstitel als von dem Staate ausgehend, der diese Eroberungen machte, betrachtet wurde, und dafs, wenn das Supremat auch mehr in der Anmaafsung als in festgestellten Verhältnissen begründet war, doch an völlige Zusammenhangslosigkeit nicht gedacht werden kann. Wie hätte es überhaupt in diesen Staaten festgestellte Verhältnisse ohne Anmaafsung geben sollen?

Bei weitem wichtiger als diese Fragen und Untersuchungen ist die Gauverfassung der Angelsachsen. Wie sehr die spätere Entwickelung der Normannischen Verfassung auch die Angelsächsischen Institutionen zu Boden warf, und durch consequente Lehnseinrichtungen das freie Eigenthum fesselte, so ist doch die Gauverfassung am allerwenigsten von diesen Eingriffen behaftet gewesen. Noch heute kann man sagen, ist sie die Grundlage der Englischen Grafschaftsverwaltung. Der Vorsteher des scire (shire) Scirgerefa wird Anfangs vom Volke, dann vom Könige gewählt (S. 78). Die Grafengewalt über mehrere Shires aber wurde von einem Alderman (Eorl) ausgeübt, welcher zugleich Anführer des Heeres der ihm untergeordneten Districte war. Beide schüzten den Frieden im Namen des Königs, doch ist der Frieden, den der König selbst giebt, von dem unterschieden, den seine Stellvertreter errichten (S. 79 Note 256). Die Uebertretung des ersten hat die Acht, die des zweiten eine Strafsumme zur Folge, die entweder der König und der Graf zu ungleichen Theilen bekommen, oder nur der Graf allein erhält. Noch heute ist dieser Frieden des Königs die Substanz des Englischen Rechts: wer ein Verbrechen gegen Andere begeht, bricht den Frieden des Königs. In anderen, nach der Seite der Rechtsbildung fortgeschrittenen Staaten, ist die Unsittlichkeit und das Unrecht des Verbrechens selbst der Grund, dafs es bestraft werde. In England bedarf das Verbrechen, um Unrecht zu seyn, noch dieser Verstärkung, dafs es der König als dem Frieden entgegen gesezt hat. Indem so das Verbrechen nur als Verletzung dieses Friedens ein Unrecht ist, ist die Natur der Verbrechen in das Quantitative verlegt; es ist ein gröfserer oder geringerer Friedensbruch, dieses oder jenes Verbrechen begangen zu haben.

(Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 15. u. 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1827.

Versuch einer Darstellung der Geschichte des Angelsächsischen Rechts von Georg Phillips.

(Beschluſs.)

Ganz eigenthümlich ist die weitere Abtheilung der Shires in Hunderten und Zehnten. Der Verfasser ist auch hier der strengen Kürze der Darstellung treu geblieben, obgleich bei diesem dunkeln und wichtigen Punkte vielleicht ein Excurs wünschenswerth gewesen wäre. Dasselbe gilt von dem Begriff der Socomanni und ihrem Rechte (S. 84), denn hievon hängt die so sehr streitige und noch auf keine Weise beantwortete Frage ab, ob die Normännische Eroberung England für die Feudalverfassung ganz unvorbereitet gefunden hat, oder ob durch dieselbe nur eine strengere Ausbildung bewirkt wurde. Der oft zu fabelhaft berichtete Widerstand der Kentischen Männer und das besondere Erbrecht, das sie sich noch bis heute erhalten haben, läſst fast auf ein ganz freies, in keinem Feudalnexus stehendes Eigenthum schlieſsen. Dies scheint eben so das freiere Band der Kriegsverfassung zu bezeugen, denn wenn auch allerdings der Verlust des Grundeigenthums eine Strafe für nicht geleisteten Kriegsdienst war, so wurden auch die, welche kein Grundeigenthum hatten, mit entsprechenden Geldstrafen verfolgt (Leges Inae 51), so daſs die Verpflichtung zum Kriegsdienst nicht sowohl aus dem Besitz, als aus der Persönlichkeit hervorzugehen scheint. Mir kommt es gewagt vor, in dem s. g. bocland, oder in der terra codicillaris, lehnbaren Besitz sehen zu wollen, wie dieses der Verfasser (S. 137—140) thut; denn der Umstand, daſs die sogenannten Ländereien, wenn es dem Erwerbenden an Nachkommenschaft gebricht, an die *nächste Hand* des Verleihers zurückfallen sollen (Testamentum Aelfr. und Leges Aelfr. 37), macht noch keineswegs diese Ländereien zu Lehnen. Grade, daſs dieser Rückfall erst bedungen werden muſs, sezt die völlige Unbekanntschaft mit dem Lehnsinstitute voraus, welches das, was hier erst bedungen wird, in weiterer Ausbildung zu seinem Wesen hat. Im ausgedehntesten Sinne des Wortes ist freilich jedes Recht des Mittelalters, so auch das Angelsächsische Recht, Feudalrecht; aber wir sprechen hier vom Lehnsinstitute in engerer Bedeutung, und davon wollen sich kaum Spuren bei den Angelsachsen erblicken lassen. So ist überhaupt bei denselben von keiner Oberlehnsherrschaft des Königs die Rede, die zuerst Wilhelm der Eroberer mit eiserner Consequenz einführte, und die noch heute in England dermaaſsen besteht, daſs kein Engländer ein freies Grundeigenthum besizt. Dem König, obgleich dessen Person besonders heilig ist, obgleich man schon einen Anschlag gegen sein Leben mit dem Tode bestraft, wird dennoch in den Rechtsquellen ein Wehrgeld zugeschrieben (Leg. Aethelredi p. 109). Der König ist so zu einem Gleichen des Volkes herabgesezt, und er unterscheidet sich nur durch die gröſsere Summe der Schätzung. Dieser Umstand macht schon ein wahres Feudalsystem unmöglich.

Der Verfasser eröffnet mit Recht (S. 98) die Betrachtung des Angelsächsischen Privatrechts mit der Lehre von der Gesammtbürgschaft. Man könnte fast meinen, diese Lehre hänge so genau mit der Gauverfassung zusammen, daſs sie noch füglicher in Verbindung mit derselben abzuhandeln gewesen wäre; aber sie hat neben der staatsrechtlichen Bedeutung auch ein privates Element, und so steht sie gut und an ihrem Platze bei dem Uebergange vom Staatsrecht zum Privatrecht. Daſs die Gesammtbürgschaft sich in einzelnen Spuren auch bei anderen Germanischen Stämmen vorfindet, ist gewiſs (*S. Rogge Germanische Gerichtsverfassung. S. 61 u. fg.*). Der Beistand der Verwandten in den Fehden, die Blutrache, bestand überall, was schon durch das nirgends fehlende Wehrgeld dargethan wird: aber nirgends war auch diese Gesammtbürgschaft organisirt, als bei den Angelsachsen allein, wo der Friborg die Spitze, oder wie sich der Verfasser gut ausdrückt, die

Digitized by Google

Einheit bildet, auf die sich die Gauverfassung zurückführen läfst. Diese Gesammtbürgschaft hat sich noch heut zu Tage in dem Englischen Rechte auf eine merkwürdige Weise erhalten. Dafs man, aufser bei einigen Verbrechen, die unbailable sind, gegen Bürgschaft (bail) entlassen wird, ist ein Ueberbleibsel jener Gesammtbürgschaft, wenn sie auch jezt mehr den bestimmten Character einer Caution angenommen hat.

Was die Standesverhältnisse unter den Angelsachsen anbetrifft, so lassen sich beim Adel, der zum Könige in dem Verhältnifs eines Dienstgefolges blieb (S. 113), mehrere Classen unterscheiden. Zunächst giebt dieser Unterschied die Gröfse des Wehrgeldes und des Besitzstandes an. In der Regel dient der Name *Eorl*, wenn er auch häufig zur Bezeichnung des Adels überhaupt gebraucht wird, als Benennung der höchsten Classe desselben, indefs durch die Benennung *Cyninges Thege* oder *Twelfhyndesman* eine zweite bezeichnet wird. Der Ausdruck Sixhyndesman dient alsdann zur Bezeichnung einer dritten und untersten Stufe des Adels (S. 119). Oft war diese unterste Stufe zu den beiden höheren nur im Verhältnifs eines Dienstgefolges, welches überhaupt als eine der Hauptberechtigungen des Adels erscheint. Die Grenze zwischen dem Adel und den Freien war auf keine Weise scharf gezeichnet; denn wenn ein erforderlicher Besitzstand drei Generationen hindurch behauptet worden war, so verlieh dieser den Freien von selbst die Rechte des Adels (S. 119). In dem Namen des Freien (Ceorl Twyhyndesman) liegt auch angedeutet, dafs es nur der geringere Besitzstand ist, der ihn vom Adel unterscheidet, während er vor dem Unfreien alle Momente der Selbstständigkeit, das Recht im Gemeinde-Gericht handelnd aufzutreten, das Waffenrecht und Fehderecht voraus hat. Selbst die Unfreien waren in dem Angelsächsischen Rechte nicht zu Sachen herabgesezt, sondern sie hatten ein ihre Persönlichkeit bezeugendes Wehrgeld. Der Herr konnte sich der Verpflichtung, den Unfreien vor Gericht zu vertheidigen, durch Freilassung entledigen (Leges Inae 74), eine Art von noxae datio, nur dafs im Römischen Recht der Sclave dem Beschädigten zum Eigenthum übergeben wird.

Weniger eigenthümlich, als dies etwa in den Scandinavischen Rechten der Fall ist, ist das Angelsächsische Familienrecht. Es kommt zwar auch eine Bürgschaft des Bräutigams gegen die Braut, dafs seine Absicht redlich, und er im Stande sei, die Frau zu ernähren, vor, aber nicht eben so sponsores der Braut. Zwar wird Leg. Edm. de Spons. 1. von prolocutores gesprochen, aber es wird weder gesagt, wer diese seien, noch eine natürliche Folge derselben aufgestellt, wie dies etwa bei den Schwedischen *Giftomanen*, oder bei der Griechischen *Ἐγγύη* sich findet. Der Bräutigam bezahlt den Verwandten der Braut ein Kaufgeld (S. 131), welchen Verwandten, wird aber nicht gesagt. Nachdem er ebenso die Morgengabe und ein Witthum bestimmt hat, wird ihm die Braut übergeben. Näher bestimmt sind alsdann die Güterverhältnisse der Ehegatten, von denen der Verfasser S. 142—145, so weit es die Quellen erlauben, auf eine erschöpfende Weise spricht. Dagegen ist wiederum das Erbrecht (S. 145—148) so dürftig, dafs die wenigen Notizen, die mittheilbar sind, kaum Beachtung verdienen. Ich kann nicht mit dem Verfasser S. 147 annehmen, dafs sich lezte Willenserklärungen so häufig vorgefunden hätten, als er glaubt. Dafs die gesetzliche Erbfolge, schon in den Gesetzen Cnuts und Wilhelms I. Intestaterbfolge genannt wird, kann hier wohl nicht für einen Beweis gelten, und die Abfassung des Testaments König Aelfreds zeigt auch nicht von grofser Uebung in solchen Erklärungen.

Die Dürftigkeit des Angelsächsischen Familienrechts ist um so mehr zu bedauern, als grade diese Seite die wesentlichste und interessanteste im Germanischen Recht überhaupt ist, denn an das Recht der Forderungen (S. 148 u. fg.), an die Lehre vom Kauf, von der Schenkung, Miethe u. s. w. kann unmöglich bei so rohen unentwickelten Verhältnissen irgend ein Interesse sich knüpfen, das nicht etwa schon bei einiger Nomenclatur befriedigt wäre. Der Verfasser handelt (S. 159 u. fg.) die Lehre von den Verbrechen und Strafen bei den Forderungen ab, wie wir glauben mit Recht, weil die Grenzen zwischen Civilunrecht und Verbrechen, zwischen blofsem Schadensersatz und Strafe auf keine Weise hier scharf hervortreten. Eigentliche Strafen, sagt Herr Phillips, waren den Angelsachsen mit Ausnahme bei den Unfreien ursprünglich wohl fremd; aber was wäre die Bufse, die aufser dem Schadensersatz gegeben werden mufs, denn anderes als eine Strafe? Die Todesstrafe kommt ja selbst in den späteren Gesetzen nicht selten vor. Strafen giebt es allerdings, aber soviel ist wahr, dafs diese Strafen nicht in wahrer Gestalt und Form hervortreten, sondern mehr der zufälligen Nemesis, als der vergeltenden Gerechtigkeit überlassen sind.

Am wichtigsten ist unstreitig im Angelsächsischen

Digitized by Google

Rechtssystem das Gerichtliche Verfahren, dem der Verfasser (S. 166—210) eine ausführliche Darstellung gegönnt hat. Alle Rechtsstreitigkeiten gehörten zunächst vor das Gericht der Zehnte, welches unter dem Vorsitze des Zehnthauptes gehalten wurde. Jeder Markgenosse war hier befugt, das Urtheil zu finden; eben so aber die Wahrheit zu bezeugen. Höher stand alsdann das Gericht der Hunderte, welches sowohl für Civil-, als auch Criminalsachen competent war. Dieses Gericht versammelte sich alle Monate ohne weitere Berufung, die in aufserordentlichen Fällen jedoch ebenfalls nicht ausgeschlossen war. Die höchste Instanz aber war das Gericht der *Shire,* bei welchem aufser dem *Sciregerefa* auch der Bischof und der Alderman des Bezirks zugegen waren. Hier wurden Rechtsstreitigkeiten unter den Mitgliedern verschiedener Hunderten verhandelt, und die Sachen in lezter Instanz entschieden. Diesen Gerichten parallel gehen die in den Städten, welche in sich selbst die lezte Instanz sind. An den König in seinem Rathe durfte man sich nur erst wenden, wenn man bei keinem Richter Recht erhalten konnte. Was das Verfahren anbetrifft, so mufs man das Aufsergerichtliche vom Gerichtlichen trennen. Statt der Klage stand es nämlich bei allen gröberen Friedensbrüchen dem Verlezten zu, gegen seinen Beleidiger die Fehde zu beginnen, oder sich mit ihm wegen der Sühne abzufinden. Hatte er sich aber an den Richter gewandt, so wurde ein Termin anberaumt, dessen viermalige Versäumung eine Erklärung der Recht- und Friedlosigkeit nach sich zog. Das Verfahren vor Gericht war dem in der Fehde entsprechend. Wie hier die zur Fehde verpflichteten Verwandten für den Beleidiger, wenn er angegriffen wurde, auftreten mufsten, so mufsten sie auch im Gericht durch das Beschwören ihrer Ueberzeugung von der Wahrheit, der eidlichen Aussage des Beklagten entgegen treten. Die Kampfgehülfen werden hier zu Eidgehülfen. Konnte der Beklagte eine hinreichende Anzahl von Eidhelfern nicht beibringen, so wurde er dadurch des angeschuldigten Verbrechens überführt. Der Kläger konnte aber immer mit einer stärkeren Anzahl von Eidhelfern repliciren, worauf dann die noch stärkere Duplik des Beklagten gefordert wurde. Neben dem Eide findet sich auch im Angelsächsischen Prozefs der Beweis durch Gottesurtheile, und zwar die Feuerprobe, der Kesselfang, das Ordal des geweihten Bissens und die Kreuzesprobe. Des gerichtlichen Zweikampfs wird in keiner Rechtsquelle gedacht. Bei Rechtsstreitigkeiten, die nicht wegen eines Friedensbruches erhoben werden, findet sich auch noch der Beweis durch Zeugen und durch Urkunden. Die Zeugen mufsten freie Leute seyn, und sich nicht vorher eines falschen Zeugnisses schuldig gemacht haben. Herr Phillips hat zulezt noch die Frage aufgeworfen, ob es bei den Angelsachsen vor der Eroberung der Normannen Geschwornengerichte gegeben habe, und sie gegen die Autorität von *Blackstone* und *Turner* verneint, weil die Stellen, auf die man sich beruft (Toedus Aelfr. et Guthr. 3. Leges Aethelr. p. 117), nur von den Eidhelfern und Urtheilern sprechen. Freilich kommt ein ganz bestimmtes Zeugnifs von der Existenz der Geschwornen erst in der Nachricht über den Streit zwischen Gundelf, Bischof von Rochester und dem Grafen Pichot, zur Zeit Wilhelm des Ersten, vor, aber in der Stelle, die davon spricht (Textus Roffensis bei Hickes. Diss. epist. p. 33), sind die zwölf Geschwornen im Grunde nichts Anderes, als zwölf Eidhelfer, denn sie schwören, dafs das streitige Land dem Könige und nicht dem beatus Andreas zugehört habe. Eben so mufs bemerkt werden, dafs das Institut der Urtheiler im Angelsächsischen Recht selbst, von dem der Geschwornen nicht sehr weit entfernt ist, und dafs es eben nicht überaus gewagt ist, von der gewöhnlichen Zahl der Eidhelfer auf die bei den Geschwornen übliche Zahl zu schliefsen. Feste Ausbildung hat das Geschwornenintitut sicherlich erst bei den Normannen erhalten, aber dies gilt von jeder Seite des Englischen Rechts.

Der Verfasser beschliefst seine Abhandlung mit der Darstellung des Angelsächsichen Kirchenrechts. Dasselbe, obgleich in seinen Grundzügen allerdings mit dem gemeinsamen Kirchenrecht der Zeit zusammentreffend, hat doch Abweichungen im Einzelnen, die neulich ein anderer Recensent des vorliegenden Buches, Herr *Ortloff* in Jena, mit Unrecht verkannt hat. Hierzu gehört namentlich die eigenthümliche Kirchenverwaltung, die bestimmten Verhältnisse der beiden Provinzen von Canterbury und York, das entschiedene Verwerfen der achtfachen Weihe, der niemals angetastete Einflufs des Königs auf die Bischofswahlen, endlich aber die eigenthümliche Einrichtung der Geistlichen Gerichte, die ihren Character selbst noch über die Reformation hinaus erhalten haben. Was wir bei dem Verfasser vermissen, ist eine Darstellung der so verschieden gleichzeitigen Brittischen Kirche, die sicherlich nicht aufser dem Plane des Werkes gelegen hätte.

Digitized by Google

Indem wir somit die Anzeige des vorliegenden Buches beschliefsen, wird schon aus derselben das Verdienst hervorgegangen seyn, das sich Herr Phillips um diesen Theil der Rechtsgeschichte erworben hat. Ohne irgend einen Vorgänger zu haben, hat er mit Quellenkenntnifs, mit ehrlichem und treuem Fleifs, und ganz ohne die den Historikern heutiger Tage oft so schlecht stehende Prätension, die Resultate seines Studiums in schlichter Weise mitgetheilt. Vielleicht wäre es bisweilen wünschenswerth gewesen, dafs hin und wieder irgend eine eindringende Bemerkung den an sich trockenen Stoff gehoben, und so auch einem gröfsern Publikum zugänglich gemacht hätte, vielleicht hätte Manches, was in einsamer Verbannung in den Noten steht, dem Texte einverleibt werden müssen; allein dieses sind Mängel der Darstellung, die der Werth eines so tüchtigen Inhalts, namentlich bei einem ersten Werke, übersehen läfst. Wie wir hören, geht Herr Phillips damit um, auch die weitere Geschichte des Englischen Rechts auf ähnliche Weise zu bearbeiten; ein Unternehmen, das in jeder Hinsicht, nach den gelieferten Proben, die gröfste Aufmunterung verdient. Kein Land europäischer Sitte und Rechtsverfassung verdient eine so aufmerksame, nach allen Seiten hin sich erstreckende Betrachtung, als grade England. Ueberall haben sich mehr oder minder die Wucherpflanzen der Gewohnheit durch weit eingreifende Gesetzgebung bezwungen gesehen, und jedes Zeitalter ist so seinem Rechte gegenüber gewesen. In England ist, um mit den Historikern zu reden, das Recht organisch gewachsen, und noch heute bedarf es keines Mikroskops, um die Anfänge der Gesetzgebung in der Gegenwart zu erkennen. Bei einem so ganz vortrefflichen Beispiel bleibt es aber eben so auffallend, dafs nicht alle Freunde des organischen Gesetzeswachsens nach diesem Mekka des Rechts gewandert sind, und von der heiligen Kaaba sich Trost gegen unsere unhistorische Rechtsverfassung geholt haben. Hier ist noch die vortreffliche Differenz des Civilrechts und des prätorischen Rechts, der Courts of common law und of equity, und jemand, der zu Eduard des Dritten Zeiten gestorben ist, würde noch heute in einer Grafschaftsassise ohne grofse Verwunderung erwachen können. Ein solcher Zustand verdient es ohne Ueberschätzung, die der Wissenschaft zuwider ist, und ohne Geringschätzung, die sich von selbst rächen würde, dargestellt zu werden, und dazu scheint uns der Verfasser des angezeigten Buches, von Allen, die uns bekannt geworden sind, am geeignetsten.

Eduard Gans.

VII.

1) *Die Frithiofs-Sage, von Esaias Tegnér, Bischof von Wexiö, aus dem Schwedischen übersezt von Amalie von Helwig, geb. Freiin von Imhof. Stuttgart und Tübingen bei Cotta.* 1826.

2) *Die Frithiofs-Sage etc. übersezt von Gottl. Christ. Friedr. Mohnike; Stralsund bei Trinius.* 1826.

3) *Frithiof, eine Sage nordischer Vorzeit etc. übersezt von Ludolph Schley. Upsala bei Palmblad.* 1826.

Wer die in unsern kritischen Blättern erschienenen Beurtheilungen der bekanntesten metrischen Uebersetzungen fremder Dichterwerke mit Aufmerksamkeit gelesen und verglichen hat, wird wohl meistens bekennen müssen, dafs er nach allen diesen Kritiken über ein und dasselbe Buch nicht wisse, ob es sehr gut oder sehr schlecht sei. Denn wir haben schon in dem einen Blatte einem Buche solcher Art nachgerühmt gefunden, dafs in keiner Sprache noch Aehnliches geleistet sei, während in dem andern behauptet worden, dafs dasselbe gar nichts tauge. Wollen wir nun auch zugeben, dafs ein absolut übereinstimmendes Urtheil selbst denen, die wir als unbefangen, redlich und einsichtsvoll anerkennen, nicht möglich sei, da der Geist und das Gemüth jedes Einzelnen, so wie sie in ihren Kräften und Bedürfnissen verschieden sind, auch von jeder Leistung in der Wissenschaft, und noch mehr in der Kunst, verschiedenartig berührt werden müssen, und dafs hierdurch von selbst eine gewisse Verschiedenheit der einzelnen Stimmen, die sich als beurtheilende vernehmen lassen, sich erläutert; so wird doch hierdurch nur ein Mehr oder Minder, nicht aber der Sprung von dem einen bis zu dem andern entschiedenen Gegensatz erklärt.

Was einem gebildeten Geiste als *unbedingt* gut erschienen, kann sich dem andern wohl als *bedingt* gut in seiner Art, nicht aber als unbedingt schlecht und verwerflich darstellen. Finden wir daher diese Verschie-

Digitized by Google

denheit des Urtheils vorzugsweise in den Beurtheilungen poetischer Uebersetzungen, so kann sie nur daraus entstehen, dafs man noch weniger, als in den andern Wissenschaften und Künsten, über die Bedingungen einig und im Klaren ist, welche man an die Kunst des poetischen Uebersetzers zu machen hat.

Was überhaupt der Kritiker, der über ein Werk nur *seine* Stimme abgiebt, bei jeder Beurtheilung thun sollte, *das* ist er bei Beurtheilung einer poetischen Uebersetzung zu thun doppelt verpflichtet, so lange die Ansichten über das, was man von solch einer Arbeit fordert, so wenig übereinstimmend sind — nämlich im Voraus die Grundsätze, von welchen er ausgeht, die Ansprüche, die er an eine solche Arbeit macht, zu entwickeln, und dadurch den Leser in den Stand zu setzen, den Beurtheiler und die Beurtheilung selbst zu beurtheilen, und den Werth oder Unwerth zu erkennen. Ref. fügt sich gern dieser Verpflichtung.

Was kann der poetische Uebersetzer wollen? Will er denjenigen, welche mit dem Original vertraut sind, eine Unterhaltung gewähren, und ihnen zeigen, wie sich das in einer fremden Sprache Gedichtete in der vaterländischen in derselben Form gut oder schlecht wiedergeben lasse? — Dann unterzieht er sich einer sehr undankbaren Mühe. Wer einmal eine Urdichtung in sich aufgenommen, solche in seinem Geiste hat wirken lassen, der bleibe bei dem Original, und bekümmere sich um keine Uebersetzung. Wenn wir uns, wie Goethe bemerkt, schon in der zweiten Auflage eines uns lieb gewordenen und in allen Einzelnheiten genau bekannten Buchs durch Veränderungen, mögen es auch wahre Verbesserungen seyn, gestört, ja oft verlezt fühlen, weil uns durch sie etwas von dem, was wir mit Liebe uns angeeignet, entzogen, und in dem Ganzen die Empfindungen und Gedanken, die wir dem Buche verdankten, etwas abgetrennt oder verrückt wird, wie soll dann der vertraute Freund und Kenner eines ausländischen Kunstwerks, gewohnt von jedem Gedanken, ja von jedem Worte desselben einen bestimmten, ihm lieb gewordenen Eindruck zu empfangen, sich durch eine Uebersetzung befriedigt fühlen, die im besten Falle in vielen Einzelnheiten etwas Anderes, im Ganzen, wie weiter unten gezeigt werden mufs, bei der gröfsten Treue etwas Verschiedenartiges nothwendig geben mufs? Gewifs wird daher derjenige, der sich *dieses* Ziel vorsteckt, nur für Wenige schreiben, und diesen Wenigen nur wenig gefallen, wenn auch die Billigen darunter bei der Vergleichung der Uebersetzung den Fleifs und die Kunst des Uebersetzers anerkennen, und als Kunststück achten werden, was sie nicht als Kunstwerk lieben können.

Oder will vielleicht der Uebersetzer blos denen, welche mit der Ursprache nicht vertraut genug sind, um eine schwierige Dichtung in allen ihren Einzelnheiten zu ergründen, durch sein Buch zum sicherern und leichtern Verständnisse des Originals helfen? Dann wird alle Mühe, welche er auf die gleiche Form verwandt hat, nicht nur verloren seyn, sondern er wird eben dieser Form wegen gerade seinem Zwecke entgegengewirkt haben. Denn eine philologisch ganz genaue Uebersetzung in der Form der Urdichtung ist, wenn wir von dem bisher Erreichten auf das Erreichbare schliefsen dürfen, unmöglich. Jener rein philologische Zweck ist daher nur durch eine prosaische Uebertragung zu erreichen, welche noch immer, da viele und oft eben die ausdruckvollsten Worte und Wendungen einer Sprache sich nicht in der andern mit völliger Genauigkeit wiedergeben lassen, häufiger Anmerkungen bedürfen wird.

Können diese Zwecke dem Verf. einer metrischen Uebersetzung nicht vorschweben, so bleibt uns nur übrig, vorauszusetzen, dafs er den Zweck haben müsse, durch seine Arbeit denjenigen, welchen der Genufs des Originals verschlossen ist, einen Genufs zu verschaffen, welcher demjenigen, den jenes ihnen geben würde, so ähnlich als möglich ist. Seine erste und allgemeinste Bestrebung mufs daher seyn, das *schöne Kunstwerk* der Ursprache als ein *schönes Kunstwerk* wieder zu geben. Wie jenes frei und selbstständig auf sich selbst begründet ist, so mufs es als Uebersetzung auch für sich selbst etwas gelten. Stoff und Form müssen sich gegenseitig entsprechen und durchdringen. Der Strom der Sprache mufs mächtig, frei und schön dahinströmen und mit sich fortreifsen. Nirgends werde dem Leser der Jammer verursacht, den es erregt, wenn wir den Kunstbeflissenen sich fruchtlos abarbeiten sehen, um Schwierigkeiten zu besiegen, welchen er nicht gewachsen ist. Nur dann, wenn er diefs erreicht, kann der Uebersetzer sich ein Verdienst, nicht um einige Einzelne, für welche wohl kein Schriftsteller sein Buch schreibt, sondern *um seine Nation* erwerben, welches dem eines Original-Dichters zwar nicht gleich kommt, aber ihm doch in der Wirkung wenigstens so lange ähnlich ist, bis ein Anderer kommt, der, ihn an Geist und Kunst überbietend, dennoch viel-

Digitized by Google

leicht sich auf seine Schultern stellend, es vergessen macht — ein Schicksal, dessen jeder, auch der trefflichste und berühmteste Uebersetzer gewärtig seyn mufs.

Hieraus ergiebt sich die erste und allgemeinste Forderung, die wir an eine solche Arbeit machen, und ohne deren Befriedigung wir von ihr nichts wissen mögen: *Jede Uebersetzung, wenn wir sie als eine gute anerkennen sollen, mufs an und für sich selbst, und ohne alle Hinsicht auf das Original, ein gutes Werk* seyn. Wenn sie diefs nicht ist, wenn nicht das Gebild, das sie darstellen will, uns frei, schön und lebendig entgegentritt; wenn nicht der Hauch des Geistes uns warm und kräftig entgegenweht; wenn wir nicht uns erhoben fühlen bei dem Erhabenen, lachen bei dem Lächerlichen, erwärmt von dem Gefühlvollen, und überall ergözt werden von dem Schönen — wenn wir nirgends erfreut werden durch des Verf. eigene Schöpferfreude, vielmehr fortwährend uns gequält fühlen von der Qual, die der Bearbeiter sich angethan, dann werfen wir die Uebersetzung, wie jedes andere Buch, nachdem wir uns durch einige Seiten hindurchgekämpft, in unabwendbarer Zerstreuung unwillig von uns, und fragen nicht nach den ungeniefsbaren Vorzügen, die sie etwa sonst haben möchte.

Wenn aber jede Uebersetzung, um als eine gute anerkannt zu werden, ein gutes Buch für sich seyn mufs, so ist dadurch keineswegs behauptet, dafs jedes an sich gute Buch, das sich als Uebersetzung ankündigt, deshalb auch *eine gute Uebersetzung* sei.

Der Uebersetzer soll, wie wir oben verlangt, den allgemeinen Zweck haben: durch seine Arbeit denjenigen, welchen der Genufs des Originals verschlossen ist, einen Genufs zu verschaffen, welcher demjenigen, den das Original ihm gewähren würde, so ähnlich als möglich ist. Aber dieser allgemeine Zweck wird nur dann erreicht, wenn der Bearbeiter sich dem Besondern, durch welches der allgemeine Eindruck des Originals sich bildet, so genau, *als möglich*, anschliefst.

Allein *was ist möglich?*

Vergleichen wir, um der Beantwortung dieser schwierigen Frage näher zu treten, das Geschäft des Uebersetzers mit dem des Kopisten eines Gemähldes. Der Leztere hat denselben Raum, wie der Original-Künstler dieselben Regeln der Zeichnung, dieselben mechanischen Hülfsmittel, um diese bis auf die kleinsten Details der des Urbilds gleich zu machen. Ihm stehen meistens dieselben Farben zu Gebote, durch deren Gebrauch und Mischung der Urkünstler die verschiedenen Schattirungen seines Bildes hervorgebracht hat, und es bedarf bei schwierigen Stellen nur fleifsiger mit der gehörigen Vorkenntnifs und Erfahrung angestellten Versuche, um eine Mischung zu finden, welche eine, der des Originals gleiche Wirkung auf das Auge macht. Und bei aller dieser Gleichheit der Mittel existirt doch kaum eine Kopie eines bedeutenden Kunstwerks, welche nicht im Ganzen und Einzelnen von dem Originale zu unterscheiden wäre.

Wie ganz anders stellt sich das Verhältnifs des Uebersetzers zu dem Original-Dichter dar! Gewisse Worte und Wendungen hat jede Sprache für sich, welche wörtlich genau nie zu übersetzen, die daher nur durch etwas anderes zu ersetzen sind, und meistens gehören eben diese zu den bezeichnendsten und ausdruckvollsten. Das einsylbige Wort der einen Sprache wird durch ein dreisylbiges in der andern, und umgekehrt, wiedergegeben, und dadurch schon wird eine wörtlich treue Uebersetzung in reimlosen Versen oft unmöglich. Wie aber, wenn nun der Reim noch dazukommt? Im Italienischen reimen sich, sguardo, tardo, ardo; im Deutschen bedeuten diese Worte: der Blick, langsam, und ich brenne; porte, corte, forte, die Thüren, der Hof, stark. Gleichwohl sollen die Gedanken der Ursprache, die in den mit diesen Reimen sich endigenden Versen ausgedrückt sind, auch im Deutschen in demselben Raume ausgedrückt werden; in einer Sprache, welche zu vielen häufig vorkommenden die gangbarsten Begriffe bezeichnenden Wörtern auch nicht ein einziges Reimwort, zu vielen andern nur einige wenige hat. Nicht im Stande, wie der kopirende Mahler, dieselbe Farbe an demselben Orte zu gebrauchen; nicht berechtigt, wie dieser, durch Zusammensetzung und Mischung der Farben eine neue zu erschaffen, sondern gezwungen, seine Farben, die Worte, zu brauchen wie sie sind, und höchstens befugt, mit einem Muthe, der oft als Verwegenheit getadelt wird, im Einzelnen durch neue aus der Natur des Idioms hervorgehende Wortschöpfungen und Wendungen das Seinige zur weitern unmerklichen Fortbildung der Sprache beizutragen — sieht also der Uebersetzer bei jedem Schritte sich genöthigt, zu versetzen und zu ersetzen. Und bei dieser Arbeit ist er nicht geleitet durch den sichern Sinn des Auges, sondern der Führung des Geistes und des Gemüths überlassen, die, in jedem menschlichen Wesen mehr oder weniger anders organisirt, alles, was nicht

Digitized by Google

eine sinnliche Wahrnehmung ist, in jedem anders ausdrücken, und bei der höchsten Klarheit doch nie ganz von jener mystischen Dämmerung sich befreien können, welche unser ganzes Wesen überzieht.

Wie also kann bei allen diesen Schwierigkeiten der Uebersetzer ein der ersten allgemeinsten Forderung entsprechendes, und doch möglichst treues Abbild seines Urbildes hervorbringen?

Er muſs das fremde Gebild in vollem Leben in sein Inneres aufnehmen, und es darin untergehen lassen, um es neu belebt wieder zu erschaffen. Sein Geist muſs in sich selbst wirken, wie die Natur wirkt, die den Saamen ausstreut und aufnimmt, um, wenn er zersezt ist, das Neue, Gleichartige, aber nie das Gleiche zu erzeugen. Die Frucht der Eiche bringt wieder die Eiche hervor, die, vielleicht schwächer, als die, welcher sie entstammte, ja mehr und minder in ihrer Art verändert durch den fremden Boden, auf den sie verpflanzt worden, doch dieselben Elemente an sich zieht, und zum äuſsern Gebilde verarbeitet, wenn auch kein Zweig, kein Blatt an dem einen und dem andern Baume sich völlig gleichen.

Wenn der Uebersetzer, ausgestattet mit der erforderlichen Reproductionskraft, in dieser Weise durch sein Original auf sich wirken läſst, und, um es wieder zu erzeugen, von dessen Kraft durchdrungen, selbst wirkt, so wird eine jene beiden Forderungen vereinigende Uebersetzung von selbst entstehen. Nicht nur seine Urtheilskraft, sondern noch sicherer sein Gefühl, das von jener meistens als richtig anerkannt werden dürfte, wird ihm sagen, was das Wesentliche und was das Unwesentliche sei, das er jenem aufopfern dürfe. Stoff und Form werden gleichzeitig und als ein Ganzes sich ausbilden, und wo ein im Originale nicht sich findender Zusatz sich als nothwendig zeigt, wird sich derselbe der Nachdichtung so natürlich anschlieſsen, wie ein Blatt dem andern sich anschlieſst, die sämmtlich das Laub des Baumes bilden, ohne daſs man ein einzelnes überflüssig nennen kann, oder es vermissen würde, wenn es fehlte. — Die Sprache wird von selbst gleichmäſsige Haltung bewahren, und, so verschieden sie auch von der des Originals seyn möge, dem Inhalte sich anschmiegen, ihn einfach, frisch und geistreich darstellen, und, soweit die Verschiedenheit zweier Geister überhaupt eine Gleichheit zuläſst, uns das Gefühl geben, daſs sie der Sprache gleich sei, in welcher der Originaldichter geschrieben haben würde, wenn er jezt und unter uns geschrieben, und auf unsere Nation hätte wirken wollen.

Ob die Treue, wie sie hiernach erfordert wird, im Ganzen und Einzelnen eines zu beurtheilenden Buches *möglichst* beobachtet worden sei, darüber kann nur derjenige entscheiden, welcher durch eine andere Uebersetzung zu beweisen im Stande ist, es sei gröſsere Treue wirklich möglich gewesen. Denn die Aufgabe ist so bestimmt, daſs nur derjenige ihre Lösung zu tadeln berechtigt ist, welcher darzuthun vermag, daſs sie besser habe geschehen können. Stellt man das Trefflichste, Einzelne, das *Voſs*, *Schlegel* und *Gries* in dieser Kunst geleistet haben, mit dem Originale zusammen, so wird man nur wenige Verse finden, an welchen nicht der erbärmlichste Stümper, wenn er nur die Worte beider Sprachen versteht, irgend eine Abweichung vom Originaltexte zu rügen Veranlassung fände. Müssen wir daher zugestehen, daſs eine Uebersetzung, an sich selbst betrachtet, ein gutes Buch sei, und daſs sie der Urdichtung in allen ihren wesentlichen Zügen treu und genau folge, so werden wir, ehe wir über das Einzelne tadelnd absprechen, immer wohl thun, zu versuchen, ob wir das Getadelte zu verbessern im Stande seien.

Ueberhaupt kann nichts unredlicher oder alberner seyn, als über den Werth oder Unwerth eines solchen Buches nach einzelnen aus dem Zusammenhange gerissenen Zeilen zu urtheilen, und sein Urtheil andern aufdringen zu wollen. Am unredlichsten oder albernsten ist dieſs Verfahren, wenn man darüber entscheiden will, welche von mehreren Uebersetzungen desselben Originals die vorzüglichere sei. Der Geistlose kann, im Leben und in der Kunst, einmal zufällig in einem bestimmten Falle einen bessern Gedanken haben, als der Geistreiche. Aber in Leben und Kunst kommt es darauf an, daſs das, was man leiste, ein Ganzes sei. Und dieses wird durch eine zufällige Einzelnheit weder wesentlich besser noch schlechter.

Wollen wir nun, von diesem Standpunkte aus, die Leser in den Stand setzen, sich einen klaren Begriff von dem Werthe oder Unwerthe der oben angezeigten Bücher zu machen, so müssen wir, da die Urdichtung neu und in Deutschland noch wenig bekannt ist, uns zuförderst über deren Werth aussprechen. Denn indem wir verlangen, daſs eine Uebersetzung zuförderst ein an sich *gutes Buch* seyn, daſs sie aber auch der Urdichtung so treu als möglich folgen solle, haben wir schon ausgespro-

Digitized by Google

chen, dafs die Nation nur für die Uebertragung eines in sich guten Werks dankbar seyn kann. Und hier können wir nicht anders, als die Wahl der Uebersetzer loben, und dem uns stammverwandten Schwedischen Volke zu einer trefflichen neuen Dichtung Glück wünschen.

Der Stoff derselben ist aus einer Sage entnommen, welche in der in Stockholm im Jahre 1737 in Isländischer, Schwedischer und Lateinischer Sprache erschienenen Sammlung Altnordischer Sagen und Geschichten sich abgedruckt befindet. Schon in dieser einfachen Darstellung ist die Fabel sehr anziehend.

König Bele, in der Provinz Sognia in Norwegen herrschend, hatte zwei Söhne, Helge und Halfdan, und eine Tochter, Ingeborg. Leztere liefs er bei einem seiner Vasallen erziehen, und mit ihr zugleich wuchs Frithiof auf, der Sohn Thorstens, eines tapfern und mächtigen, dem Könige treuen und eng befreundeten Vasallen, der den dritten Theil des Reichs verwaltete. Sterbend empfahl König Bele seinen Söhnen, immer die Freundschaft Thorstens und Frithiofs zu erhalten. Eben so gebot Thorsten sterbend dem Frithiof, immer den Söhnen des Königs treu zu seyn.

Aber die Liebe Frithiofs zu Schön-Ingeborg stört bald die Einigkeit. Hochragend in Körperkraft, Macht und Muth, wagt er es, sich der Königstochter gleich zu stellen, und die Brüder derselben um ihre Hand zu bitten. Diese, den gewaltigen Frithiof schon fürchtend und beneidend, weisen ihn stolz ab. Da kündigt Frithiof ihnen an, dafs sie seiner Hülfe entbehren sollten, wenn sie ihrer am dringendsten bedürften.

Als diefs König Ring von Ringaricien erfährt, fordert er von den Söhnen Beles Tribut, und kündigt ihnen, da sie solchen versagen, den Krieg an. Vergebens wird von ihnen Frithiof um Hülfe ersucht, und der Krieg bricht aus. Um sicher zu seyn, dafs Frithiof nichts gegen Ingeborg unternehme, senden die Brüder sie in Baldurs Hain, in welchem Niemand den Thieren oder Menschen Schaden zufügen darf, auch Vertraulichkeit zwischen Mann und Weib verpönt ist. Allein in Frithiof ist die Liebe zu Schön-Ingeborg stärker als die Furcht vor den Göttern. Er schifft hin zu der Geliebten, und beruhigt sie bald über die Vorwürfe ihres Gewissens. Sie wechseln Armbänder und Schwüre der Treue. Frithiof kehrt nun wiederholt zu dem Göttersitze zurück, mit der Geliebten der Liebe zu pflegen.

Indessen haben sich Bele's Söhne genöthigt gesehen, mit König Ring einen nachtheiligen Frieden zu schliefsen, und ihm Ingeborg zur Ehe zu versprechen. Dem Frithiof verheifsen sie Verzeihung, senden ihn aber fort, um den rückständigen Tribut von den Orkadischen Inseln einzutreiben. Kaum ist er abgereiset, so verbrennen sie sein Gut Framnäs, rauben seine Habe, und erregen ihm durch Zauber einen Sturm, um ihn zu verderben. Aber Frithiofs Muth und Kraft, und die Trefflichkeit seines Schiffs Ellida, welches menschlichen Verstand zu haben scheint, besiegen die Gefahr und die Hexen, die auf einem Wallfische ihm nachfolgen. Er kommt, wenn auch nach Verlust vieler seiner Schiffsgefährten, auf einer der Orkadischen Inseln an.

Hier macht ihn seine hohe Gestalt und Körperkraft dem Jarl Arganthyr kenntlich, welcher sich zwar weigert, den Söhnen Bele's Tribut zu zahlen, aber aus Achtung für Frithiof sich erbietet, ihm so viel Geld zu bezahlen, als er verlangen möchte, womit er dann machen könne, was er wolle.

Inmittelst hat König Ring Schön-Ingeborg gefreit, bei ihr Frithiofs Armring entdeckt, und sie genöthigt, ihn abzulegen. Sie giebt ihn der Gemahlin Helge's, um das Kleinod Frithiof zurückzugeben, wenn er zurückkehre. Dieser findet bei seiner Wiederkehr sein Gut Framnäs zerstört, und eilt, von Rache erfüllt, zu König Helge. Er trifft ihn beim Feuer Baldurs, und wirft ihm den Beutel mit dem Tribut so gewaltsam an die Nase, dafs demselben zwei Zähne aus dem Munde springen, und er ohnmächtig niederstürzt. Am Arm der Gemahlin Helge's entdeckt nun Frithiof sein Armband, fafst darnach, und schleift sie, da es zu fest sizt, am Boden hin. Als Halfdans Gemahlin ihr zu Hülfe kommt, fällt in der Verwirrung Baldurs Bild ins Feuer, welches den ganzen Tempel verzehrt.

Nach solchem Frevel flüchtet Frithiof auf sein Schiff, wohin die Könige, deren Schiffe er vorher hatte anbohren lassen, ihm vergeblich zu folgen suchten, und begiebt sich, verbannt und landflüchtig, auf Seeabentheuer.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 17. u. 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1827.

Die Frithiofs-Sage; von Esaias Tegnér, Bischof von Wexiö.

(Beschluss.)

Nachdem Frithiof vier Jahre lang das Meer durchschweift, Seeräuber vertilgt, Bauern und Kaufleute geschützt, dabei auch Ruhm und Schätze erworben hat, kann er der Sehnsucht nicht mehr widerstehen, König Ring und Ingeborg zu besuchen. Er allein, verhüllt, in der Gestalt eines schwachen Greises, tritt in Rings Königshalle, wirft aber bald die Verhüllung ab, wird von der hocherröthenden Ingeborg erkannt, und erwirbt sich die Gunst ihres Gemahls, der ihn länger zu bleiben nöthigt. Auf einer Eisfahrt reifst er, da der Schlitten, auf welchem beide sitzen, durch das gebrochene Eis ins Wasser gestürzt, das Fahrzeug sammt den Pferden und dem Königspaar mit solcher Kraft wieder auf die Eisfläche zurück, dafs König Ring äufsert: selbst Frithiof könne nicht stärker und muthiger seyn. — Im nächsten Sommer legt der König, im Walde allein mit Frithiof, sein Haupt auf dessen Schoofs, und scheint zu schlummern. Frithiof, um sich in die Unmöglichkeit zu versetzen, dem Gemahl seiner Geliebten, dessen Leben in seiner Gewalt ist, zu schaden, schleudert sein Schwert ins Dickigt. Wohl bemerkt diefs Ring, gesteht ihm, dafs er ihn längst als Frithiof erkannt habe, und nöthigt ihn, länger zu bleiben. Aber Frithiof, sich erkannt sehend, will von dannen eilen, und Ingeborg für immer verlassen. König Ring dagegen, welcher seinen Tod nahen fühlt, gestattet diefs nicht, ernennt ihn zum Reichsverweser während der Minderjährigkeit seiner Kinder, und giebt ihm sterbend Ingeborg zum Weibe. Doch können die Söhne Bele's ihm noch immer nicht verzeihen, dafs er ihr Schwager seyn will, und bekriegen ihn. In der Schlacht fällt Helge von seiner Hand, Halfdan aber tritt ihm sein Reich Sognia ab, und erklärt sich für seinen Vasallen.

Diefs die Fabel, wie die obenerwähnte Sammlung sie mittheilt. Dafs sie einen trefflichen Stoff zu einem episch-romantischen Gedichte darbiete, ergiebt schon dieser einfache Umrifs. Die Erzürnung Baldurs in der Entweihung seines Heiligthums durch die Hingebung des Helden an irdische Leidenschaften, und die Versöhnung des Gottes durch Muth, Leiden und Selbstüberwindung, geben der Fabel eine moralische Grundlage, die, ohne als solche ausgesprochen zu werden, sich leicht fühlen und erkennen läfst. Das Ganze ist eine Folge einzelner sich leicht und natürlich an einander anschliefsender, aus der Gesinnung des Helden selbst sich entwickelnder, interessanter Situationen, welche dem Dichter, der sie weiter auszumahlen unternimmt, die Gelegenheit darbieten, die mächtigsten menschlichen Leidenschaften, Ehrgeiz, Liebe, Freundschaft, Zorn und Rache in mannigfaltigem Wechsel der Personen und Charaktere mit allen ihren Vorzügen und Mängeln, bedeutende Naturscenen, Abentheuer, und die Mythen der reichen und oft sehr sinnvollen Nordischen Götterlehre uns darzustellen.

Herr Tegnér hat diesen Stoff mit einer solchen Fülle poetischen Talents bearbeitet, dafs sein Werk sich den ausgezeichnetsten poetischen Schöpfungen würdig anschliefst. Der alten Fabel ist er in den Hauptzügen meistens treu geblieben. Was er an Erfindung von dem Seinigen zugethan, müssen wir zum Theil als sehr glücklich anerkennen, so z. B. den Tod Königs Ring, welchen die alte Fabel vor Alter natürlich sterben, der Dichter aber *dem Odin Runen schneiden*, d. h. ein von Alter schwaches und thatenloses Leben, nach altnordischer Heldensitte, durch freiwilliges Vergiefsen des eigenen Blutes enden läfst — ein Zug, welcher ein höchstbedeutungsvolles Licht auf die poetische Welt wirft, in welche Tegnér uns einführt.

Als minder glücklich müssen wir die Veränderung bezeichnen, welche der Dichter mit dem Schlusse der Fabel vorgenommen hat. Er läfst Helge, den Feind Frithiofs, nicht von diesem erlegen, sondern, indem

Digitized by Google

er einen Tempel stürmt, von einem Götzen-Bilde erschlagen. Weniger vielleicht aus einer Zartheit, deren Mangel uns in diesem kräftigen Gemählde nicht gestört haben würde, läfst er den Bruder Ingeborgs nicht von der Hand ihres Gemahls fallen, sondern um seiner Intention in dem lezten Abschnitte des Gedichts: *Versöhnung* betitelt, desto vollständiger zu genügen. So schön auch dieser ganze allegorisch-didaktische Abschnitt, mit der darin enthaltenen Nutzanwendung, an sich betrachtet, im Ganzen und Einzelnen seyn mag, so können wir doch nicht umhin zu bekennen, dafs er uns zu dem Gedicht, das allenthalben die Nutzanwendung in seinen einzelnen Darstellungen schon klar genug ausspricht, nicht zu passen scheint, und dafs wir glauben müssen, der treffliche Dichter habe hier seinen andern Charakter, den *des Bischofs*, stärker, als es jenem geziemt, hervortreten lassen. Wahr ist es, dafs wir auch *den Bischof* in seinen hier ausgesprochenen moralischen und religiösen Ansichten ehren und lieben, ja oft bewundern müssen, und dafs wir diejenigen glücklich schätzen, welchen er als geistlicher Lehrer seine treue Sorge weiht. Allein *dem Dichter* würden wir dankbarer gewesen seyn, wenn er, höchstens mit wenigen Versen seine Absichten andeutend, den durch die schöne Dichtung angeregten Gemüthern seiner Leser überlassen hätte, sie durch eigne Kraft in sich selbst zu Nutz und Frommen zu verarbeiten.

Die ganze Dichtung ist in vierundzwanzig gröfstentheils romanzenartige einzelne Gedichte abgetheilt, deren jedes eine in sich abgeschlossene Darstellung enthält, dem Ganzen aber einfach und natürlich sich anschliefst. Die Versmaafse sind wechselnd und meist glücklich gewählt. Nur die Hexameter im dritten, die Jamben im achten und die Oktav-Reime im dreiundzwanzigsten Abschnitte haben uns als zu dem Geist und Tone des Ganzen minder passend, als zu antik und zu modern, angesprochen. Denn im ganzen Gedichte sehen wir uns durch den Zauber des Genius in die altnordische fabelhafte Heldenzeit, in jenes Land versezt, in welchem beim kürzesten Tage die Sonne nur aufgeht, um einige schiefe Strahlen über die beeiste Erde zu werfen, und dann wieder zu versinken — am längsten Tage aber noch um Mitternacht die Spitzen der Berge mit ihrem Schimmer vergoldet — in welchem das Leben ein ewiger Kampf um das Leben ist, da ohne Kampf mit lebenden Wesen oder Elementen die Natur nichts herausgiebt, es zu fristen — wo aber durch diesen Kampf gewaltige Naturen an Körperkraft und Gesinnung sich ausbilden — und wo durch diese Natur des Landes und die Gesinnung, die sie hervorbringt, die wunderbarsten Fabeln sich unserer Einbildungskraft als natürliche Erzeugnisse darstellen.

Die Verfasser der angezeigten Uebersetzungen haben ihrem Urbilde mit möglichster Treue in Inhalt und Form zu folgen sich bestrebt, und wir können keiner dieser Leistungen unsere Achtung versagen. Sollen wir aber das Verhältnifs derselben zu einander nach den oben entwickelten Ansichten näher bezeichnen, so müssen wir *der Frau von Helwig*, der geehrten Sängerin der Schwestern von Lesbos, nachrühmen, dafs sich in ihrer Arbeit bei vieler Treue der Hauch poetischen Geistes am lebendigsten verspüren läfst, dafs darin Schönheit, Kraft und ungezwungene Haltung einer dem Gegenstande angemessenen Sprache sich am meisten gleich bleiben, und dafs wir daher ihre Uebersetzung in Hinsicht ihres absoluten Werthes, als deutsches Gedicht, für ein *sehr gutes Werk*, und für das beste der drei vorliegenden Bücher anerkennen müssen — dafs *Herr Mohnike*, wenn auch in Beziehung auf diese Vorzüge im Ganzen hinter Frau *von Helwig* zurück bleibend, doch im Einzelnen zuweilen darin glücklich mit ihr wetteifert, in Hinsicht der Treue aber weit öfter sie übertrifft, als von ihr übertroffen wird — und dafs endlich die Arbeit des *Herrn Schley*, wenn wir auch seine Treue rühmen und manches Einzelne als gelungen anerkennen müssen, doch meistens, besonders wegen der zum Theil sehr vernachlässigten Behandlung der Verse, weit hinter den beiden erstern zurück bleibt.

Damit die Leser selbst urtheilen können, ob der Referent richtig geurtheilt habe, folgt eine gröfsere Stelle in wörtlicher prosaischer Uebersetzung, und dann in der poetischen Uebertragung der drei Verfasser zusammengestellt.

XII.

Frithiofs Rückkehr von den Orkaden.

Doch der Frühling athmet in erblauender Luft und der Erde Grün wird wieder neu; da danket Frithiof seinem Wirth und ziehet von neuem aus über der Wellen Ebenen, und lustig schiefst sein schwarzer Schwan (sein Schiff) seine Silberfurche auf sonnenblanker Bahn. Denn die westlichen Winde singen mit des Lenzes Zunge

Digitized by Google

gleich Nachtigallen im Segel, und Aegirs Töchter (die Wellen) mit Schleiern blau, hüpfen um das Steuer und schieben nach. Es ist so schön, wenn du von ferner Segelfahrt, das Vordertheil wendest nach den Ufern der Heimath, wo der Rauch steiget vom eignen Herd, und Erinnerung ihre Kindheitswelt bewacht, und die frische Quelle deinen Spielplatz badet, aber die Väter sitzen in grünen Hügeln, und voll von Sehnsucht die treue Jungfrau auf ihrer Klippe steht und nach der See sieht. Sechs Tage segelt er, aber am siebenten konnte er am Himmelsrande einen dunkelblauen Streifen erkennen; der wächst heraus mit Klippen, Inseln und Land zulezt. Das ist sein Land, das aus der Welle tritt. Er sieht dessen Wälder in grünem Gewande, und hört die Wasserfälle mit schäumendem Getos, und die Klippe entblößt ihre Marmorbrust.

Frau von Helwig.

Doch blau im Aether haucht Lenzluft frei,
Und frisch ergrünet die Erd' auf's neu;
Da danket Frithiof dem Jarl — von hinnen
Treibt übers Meer ihn sein kühn Beginnen,
Und freudig ziehet sein schwarzer Schwan
Die Silberfurche durch blanke Bahn.
Denn Frühlings-Winde mit Westes Schwingen
Gleich Nachtigallen im Segel singen,
Und Aegirs Töchter im regen Lauf
Sie hüpfen fördernd am Ruder auf.

Süfs ist's dem Segler, vom fernen Lande
Den Kiel zu wenden zum Heimathstrande
Wo Rauch vom Herde, dem eignen, steigt,
Und Wohlbekanntes dem Blick sich zeigt;
Der Kindheit Spielplätz' im Quell sich spiegeln,
Die Väter schlummern in grünen Hügeln,
Und wo voll Sehnsucht die treue Braut
Von hoher Klippe zum Meere schaut.

Sechs Tage schifft er — die Morgenfluthen
Des sieb'ten zeigen am Saum der Fluthen
Ihm dunkeln Streifen, der wächst hervor
Und Inseln steigen und Land empor,
Sein Land ist's, das sich aus Nebeln hebet
Mit frischem Kranze den Hain' umwebet;
Des Stromfalls Brausen er hörts mit Lust
Die Klipp' enthüllt ihm die Marmorbrust.

Herr Mohnike.

Doch Frühling wehet in blauer Luft,
Und Erde grünet mit neuem Duft.
Da danket Frithiof dem Wirth — sie schreiten
Von neuem über der Welle Breiten,
Und fröhlich schiefset sein schwarzer Schwan
Die Silberfurch' auf der Spiegelbahn;
Denn Westens Winde mit Frühlingszungen
Wie Nachtigall'n in den Segeln sungen
Und Aegirs Töchter mit Schleiern blau
Nachschiebend tanzten auf blanker Au.
Es ist so schön, wenn vom fernen Lande
Die Segel kehren zum Heimathstrande,
Wo Rauch aufsteiget vom eignen Herd
Und Kindheitswelt dir ist ewig werth,
Spielplätz' am lieblichen Quell sich spiegeln,
Die Väter sitzen in grünen Hügeln,
Und sehnsuchtsvoll dir die treue Maid
Vom Felsen schaut auf die See so weit.
Sechs Tag' er segelt, am sieb'ten stehen
Konnt' einen dunkelen Streif er sehen
Am Himmelsrande, der wächst und wächst
Mit Klippen, Inseln und Land zulezt.
Das ist sein Land und er sieht sichs heben,
Die Wälder sieht er mit Grün umgeben
Des Sturzes Rauschen sich schäumend löst,
Den Marmorbusen die Klipp' entblößt.

Herr Schley.

Aus blauen Wolken (?) athmet der Mai
Die Erde schmücket mit Grün sich neu,
Da sagen Dank sie dem Wirth und zogen
Zurücke über die Meereswogen.
Wie freudig schiefst Frithiofs schwarzer Schwan
Die Silberfurchen in sonn'ger Bahn,
Denn Westens Winde mit Frühlingszungen
Wie Nachtigallen im Segel sungen
Und Aegirs Töchter schaun aus dem Dach (?)
Ums Steuer hüpfend, und schieben nach etc.

Das Verhältnifs der Uebersetzung des Herrn Schley zu den beiden übrigen wird sich schon aus diesen Zeilen ergeben, daher wir zu Schonung des Raums das Folgende weglassen.

Was aber die Arbeiten der Frau von Helwig und des Herrn Mohnike anlangt, so kann Referent, der die erste in Hinsicht ihres *absoluten* Werthes der zweiten vorzieht, doch nicht umhin zu bekennen, dafs in den beiden ersten Versen des mitgetheilten Bruchstücks Herrn Mohnike der Preis gebührt, dafs wir auch ungern von Frau von Helwig die Westwinde der Lenzeszunge beraubt und Aegirs Töchter ihrer blauen Schleier entkleidet sehn. Aber weit lieber wollen wir doch selbst diese vermissen, als durch Verse wie die des Herrn Mohnike:

Sechs Tag' er segelt, am siebten stehen
Konnt' einen dunkelen Streif er sehen

uns plötzlich in der Folge der Empfindungen, die das

Digitized by Google

schöne Gedicht macht, und die den Gesammteindruck desselben bilden, durch Steifheit und Mattigkeit gestört finden, und bei den Versen:

Die Wälder sieht er mit Grün umgeben
Des Stuzzes Rauschen sich schäumend löst

uns sagen, dafs die Bilder ganz falsch sind, da der Wald nicht mit Grün umgeben, sondern selbst mit Grün *bekleidet* ist (i gröna kläder) und dafs wir nicht einsehen, wie für den, welcher den bekannten Wasserfall eben wieder erblickt, *dessen Rauschen sich schäumend lösen kann*, da ja der Strom immer fort stürzt, das Rauschen daher für den Heransegelnden je näher er kommt, immer stärker wird. Für Mängel dieser Art dürfte schwerlich die gröfsere Treue entschädigen.

Der sehr achtungswerthe Herr Mohnike, welcher, wie die Vorrede uns belehrt, nach einer schweren Krankheit Erheiterung in dieser, im Ganzen schon wohl gelungenen Arbeit fand, wird seine, hoffentlich immittelst wieder erlangte volle Kraft gewifs benutzen, um solche Flecken, welche uns im Genusse seiner Arbeit stören, zu verwischen, und dadurch seiner Treue ein noch gröfseres Verdienst zu geben.

Zum Schlusse theilen wir, um auf das schöne Gedicht selbst noch mehr aufmerksam zu machen, einige Strophen aus dem 19. Abschnitte *Frithiofs Versuchung* betitelt, mit, jedoch, um nicht diesen Aufsatz noch weiter auszudehnen, in der Uebersetzung der Frau v. Helwig, allein mit der Bemerkung, dafs die Uebersetzung des Herrn M. auch hier im Ganzen wohlgelungen, in vielen Einzelnheiten treuer, aber ebenfalls durch einige Flecken entstellt ist.

Frühling kommt, der Vogel zwitschert, Wald belaubt sich, Sonne lacht
Und zum Meere tanzet brausend der gelösten Ströme Macht:
Glühend, wie der Freya Wangen, bricht die Ros' aus grüner Huth,
Und im Menschenherzen regt sich Hoffnung, Lebenslust und Muth.

Jagen will der alte König, Königin soll mit zur Jagd,
Und, ein froh Gewimmel, sammelt sich des Hofes bunte Pracht.
Bogen klingen, Köcher rasseln, Rosse-Tummeln regt den Staub,
Und, die Kappen über'm Auge, schrei'n die Falken nach dem Raub.

Schau, dort kommt des Festes Zierde! Armer Frithiof sieh nicht hin! —
Wie den Stern das Lichtgewölk, trägt weifses Rofs die Königin;
Freya halb ist, Rota halb sie,*) schöner doch die holde Frau,
Und vom leichten Purpur-Hute, wehen hoch die Federn blau.

Sieh nicht in der Augen Himmel, sieh nicht auf der Locken Gold,
Das ihr längs dem schlanken Nacken, reich um vollen Busen rollt;
Blicke nicht auf Ros' und Lilien wechselnd ihr im Angesicht,
Horche der geliebten Stimme, sanft wie Mailuft säuselnd, nicht.

Und die Jägerschaar ist fertig; Halloh! über Berg und Thal
Schmettern Hörner, Falken fliegen grad' empor gen Odins Saal;
Zagend fliehn des Forsts Bewohner tief in Waldes Nacht hinein,
Doch mit vorgestrecktem Spiefse die Walkyre hinterdrein:
u. s. w.

Jeder der Uebersetzungen sind Noten beigegeben, zur Erläuterung dessen, was auf altnordische Sitten und Mythen sich bezieht. Die der Frau von Helwig schmückt ein schönes Gedicht, durch welches sie ihr Buch Goethe'n übereignet. Der des Herrn Mohnike sind einige Kompositionen für Singstimme und Piano von B. Crusell angehängt.

Streckfufs.

VIII.

Geschichte des teutschen Volkes, von Heinrich Luden. Gotha bei Justus Perthes. 1825. *Erster Band XXXIV*, 752 *S. Zweiter Band*, 1826. *XVI*, 600 *S.* 8°.

Die Absicht des Hrn. Verf. bei Abfassung seiner Geschichte der Deutschen ging, wenn Ref. die Aeufserungen desselben nicht ganz mifsversteht, dahin, ein Werk zu liefern, was den Bedürfnissen der Zeit entspräche; nicht ein Geschichtswerk, was für lange Zukunft das Schreiben einer Deutschen Geschichte überflüssig machte. Die Zeit aber verlangte eine Bearbeitung der Deutschen

*) *Freya*, die Göttin der Liebe, *Rota*, eine der Walkyren, der Göttinnen des Kriegs und der Jagd.

Digitized by Google

Geschichte in gebildetem Ausdrucke, in vaterländischer Gesinnung, mit reifem politischen Urtheil und mit gründlicher Kenntniſs, sowohl der Quellen der Geschichte, als der Entwickelung der Deutschen Sprache. Wenn wir die leztere, die Kenntniſs der Deutschen Sprachhistorie abrechnen, hat der gelehrte Hr. Verf. in der That alles geleistet, was in Eines Mannes Kräften stand — daſs er die Schärfe und Gründlichkeit, mit der sich nach Benecke's, Grimm's, Lachmann's und Graff's Arbeiten jezt alles, was die Deutsche Sprache betrifft, behandeln läſst, nicht auf seine etymologischen Forschungen zu übertragen vermochte, oder vielmehr nur nicht übertragen wollte, kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen, da die Schöpfung einer Germanischen Philologie von heute und gestern ist, und Studien dieser Art also schwerlich schon in Hrn. Ludens Plan aufgenommen werden konnten, als derselbe sein Werk zuerst vorbereitete.

Ohngeachtet man aber der Hr. Verf., wie gesagt, in würdiger Darstellung, in Beantwortung der Fragen, die der Politiker thun könnte, und in vaterländischer Haltung alles gethan hat, was sich nur wünschen läſst, wird es doch schwerlich *Einen* aufmerksamen Leser geben, dessen Interesse sich nicht mehr und mehr besonders bei der Beschäftigung mit dem zweiten Theile herabstimmte — nicht etwa, weil der Verf. sich in den späteren Kapiteln schwächer zeigte; nicht etwa, weil er hier weniger den Reichthum, der seinem Geiste zu Gebote steht, benutzen wollte — sondern weil in der Aufgabe selbst ein Widerspruch liegt, der die Ausarbeitung einer nur einigermaaſsen ins Einzelne gehenden Deutschen Geschichte, zu einem wahrhaft verzweifelten Unternehmen macht. Die Deutschen besitzen ohne Zweifel Eigenschaften, welche ihnen den Muth gewähren dürfen, sich unter den Völkern ersten Ranges in der Weltgeschichte einen Platz auszusuchen — allein diese Eigenschaften sind keine solchen, welche dem öffentlichen *Handeln*, dem politischen Leben, mit welchem vorzugsweise die Geschichte sich beschäftigt, Glanz und Interesse zu verleihen vermöchten. Alle bis jezt erschienenen Deutschen Geschichten, sobald sie nicht für Kinder berechnet sind, sind langweilig im höchsten Grade, und die, welche in diesem Augenblicke erscheinen, können die politische Blöſse der Deutschen um so weniger zudecken, je reifer ausgebildet jezt das Bewuſstseyn der Europäischen Welt in politischer Hinsicht ist, und je reinere und schärfere Formen politischer Verhältnisse früher Italien, später Frankreich und die Niederlande, also gerade die nächsten Nachbarländer, wirklich entwickelt haben.

Wenn man die Deutsche Geschichte in ihrem ganzen Verlaufe übersieht, erblickt man in derselben fast überall die Anfänge der politischen Gestaltungen, die dann in der Europäischen Geschichte Epoche machten — aber auch bei keiner einzigen derselben sind die Deutschen diejenigen gewesen, welche diese Gestaltung in ihrem reinsten und vollendetsten Umriſs darzustellen vermocht hätten. Das Lehenwesen hat seine Anfänge in Deutschland — seine strengsten Formen aber hat es durch Franzosen erhalten in England und im Königreiche Jerusalem. Die Städtefreiheit im Mittelalter hat in Deutschen Instituten ihren Anfang, aber ihre vollendetste Gestalt hat sie in Italien erhalten, und der Theil von Deutschland, der nach ähnlicher Vollendung in dieser Richtung strebte, die Niederlande, sind sofort ausgeschieden worden von Deutschland, und haben sich ihrer Bildung nach ganz davon getrennt. In Deutschland war es zuerst, wo die Reformation alle, auch die geringeren Gemeindeglieder, aufrief, selbstständig über kirchlich-gesellschaftliche Verhältnisse zu urtheilen, und im Leben die Aussprüche der Vernunft und der Bibel geltend zu machen — aber nur in England unter Cromwell, und dann durch die Auswanderungen in Amerika, gab diese Richtung eigenthümlichen Staatenbildungen ihr Daseyn. Noch weniger haben die Deutschen irgend eine strenge Verfassungsform, welche von auſsen gebracht ward, zu ertragen vermocht, und die Anstrengungen, die sie in der Wuth darüber, daſs sie ihre gemüthliche Allseitigkeit aufgeben sollten, gemacht haben, bilden zum Theil die glänzendsten Punkte ihrer Geschichte; so die Anstrengungen gegen die Römische Kaiserherrschaft, gegen die päbstliche Hierarchie, gegen Napoleons militärisch-monarchische Verfassung. Wo sich im Innern irgend eine Form streng auszubilden suchte, ward sie zertrümmert; die Feudalmonarchie der Salischen Könige, Karls des Fünften ordnendes Streben, sie dienten nur dazu, das Volk und die Fürsten unter die Waffen zu bringen — hätte Karls des Groſsen starker Arm nicht den Trotz der Sachsen gebrochen, und die Deutsche Nation mit Gewalt, gleich einem wilden Füllen, durch seine persönliche Kraft gebändigt, hätte Friedrich der Groſse nicht durch sein Genie die Deutschen zu zwingen gewuſst, man müſste unsrer Nation sogar die Kraft absprechen, politisch erzogen werden zu können — und auch in diesen beiden Fällen ist der Einfluſs Roms-

Digitized by Google

nischer und namentlich Französischer Sinnes- und Denkungsart auf die Regenten nicht zu berechnen. So drängt uns die ganze Geschichte unsres Volkes die Wahrheit des Taciteischen Urtheils über das Benehmen der Deutschen auf: „Germanos non juberi, non regi, sed cuncta ex libidine agere" — eines Urtheils, was die Deutschen hinsichtlich des politischen *Handelns* in der That auf die niedrigste Stufe stellt.

Da nur höchst selten sich an die Spitze irgend eines, in unserem Vaterlande zu verwirklichenden Gedankens, zwingende Naturen, edle Despoten gestellt haben, haben wir auch von vorn herein bis auf den heutigen Tag überall, wo keine Leidenschaft zu Hülfe kam, eine solche Breite in allem politischen Handeln gezeigt, fast überall hat so lange alle Welt mitgesprochen, bis aus der Sache nichts geworden ist — und während auf der einen Seite diese Beachtung des Einzelnen in so hohem Grade stattfand, dafs ihr nicht selten das Gedeihen des Ganzen aufgeopfert ward, ist doch auch die einzelne Persönlichkeit nur selten zu einer so in sich fertigen und geschlossenen Bildung gekommen, wie wir diefs so oft in Italien finden. Kurz die politische Seite ist die, wenn nicht schmachvolle, doch eminent langweilige des Lebens der Deutschen, und dennoch ist die politische Seite die vorzugsweise der Historie angehörende. Da wir den Stoff selbst für das zu Beschuldigende halten, und keiner der früheren Bearbeitungen der Deutschen Geschichte ein lebhafteres Interesse haben abgewinnen können, so wird uns niemand verargen, wenn wir freimüthig bekennen, dafs es uns unmöglich geworden ist, einen gleich lebhaften Antheil bis an das Ende des zweiten Bandes des zu beurtheilenden Werkes zu bewahren, als in uns anfangs, obgleich uns der Stoff bedenklich vorkam, die Achtung und Verehrung für den so geistreichen als gelehrten Verfasser erzeugt hatte. Das mufs jeder Unbefangene bekennen, dafs die Ludensche Geschichte der Deutschen die beste ist, die wir haben, die am meisten für gebildete und erwachsene Leser berechnete, die im Ganzen auf den gründlichsten Forschungen beruhende — und wer mehr verlangte, würde nicht blos unbillig, sondern selbst ungerecht seyn.

Wie gefährlich es ist, über das politische Leben der Deutschen zu schreiben, zeigt am deutlichsten die Weise, wie der Hr. Verf. über die Germania des Tacitus urtheilt, denn auch hier ist offenbar an der Herabsetzung des Büchleins hauptsächlich nur diefs Schuld, dafs es von den politischen Verhältnissen gerade der Deutschen handelt. Wenn er S. 696 des ersten Bandes sich so darüber äufsert: „Nicht leicht ist sie (nämlich die Schrift des Tacitus von den Deutschen) von Jemandem durchlesen und durchdacht, der nicht irgend einen Anstofs gefunden hätte, und zu den Bekenntnissen genöthigt wäre, dafs er nicht recht wisse, was er aus dem Büchlein machen solle, und dafs demselben der rein-historische Charakter fehle" — so stimmt Ref. ganz ein; aber weiter kann er dem Hrn. Verf., der das Büchlein am liebsten für untergeschoben erklären möchte, und gewissermaafsen nur wider Willen auf diese Erklärung verzichtet, durchaus nicht folgen. Herr Geh. Hofr. Luden erklärt sich folgender Gestalt: „Das Büchlein ist zuverlässig von Tacitus, aber es ist nicht ein schriftstellerisches Werk, und nicht bestimmt gewesen zur öffentlichen Bekanntmachung. Vielmehr sind diese Bemerkungen, die gewöhnlich wie ein Werk aus einem Gusse — im Jahre 98 nach Christo geschrieben — betrachtet werden, blofse Notamina, die der Geschichtschreiber nach und nach, wie Gelegenheit und Zufall sie darboten, gesammelt und niedergeschrieben hat; es sind Studien zu den geschichtlichen Werken des Tacitus, die theils ihre Bearbeitung finden, theils eingeschaltet werden, theils überhaupt als feste Grundlage und Ansicht bei der Darstellung eines beweglichen Lebens dienen sollten." Zuvörderst ist hier zu bemerken, dafs der Hr. Verf. selbst diese Ansicht in ihrer Schärfe festzuhalten, nicht den Muth gehabt zu haben scheint, denn er fährt unmittelbar hernach weiter fort: „Vielleicht ist Tacitus bewogen worden, die kleine Sammlung von Notizen Freunden mitzutheilen, und hat sie deswegen hin und wieder durch kleine Zwischensätze in einige Verbindung gebracht; vielleicht ist dieselbe nach seinem Tode vorgefunden, und ein anderer, das Interesse beachtend, hat diese Mühe übernommen." Ref. sieht sich gezwungen, diesen einschränkenden Zusatz ganz bei Seite zu räumen; denn was die Annahme betrifft, ein anderer habe des Tacitus Schrift gewissermaafsen retouchirt und anderen geniefsbar gemacht, so ist dazu auch nicht der mindeste Grund in ihr selbst vorhanden; nirgends findet sich in ihr die geringste Verschiedenheit der Schreib- und Denkweise, und selbst von den ärgsten Kümmelspaltern unter den Herausgebern ist dergleichen noch nicht im

Digitized by Google

Einzelnen nachgewiesen oder auch nur geahnet worden. Im Gegentheil tragen gerade die Stellen, welche Reflexionen und etwaige Beziehungen auf den Leser enthalten, den Taciteischen Charakter am allerunverkennbarsten an sich. Die andere Annahme aber, Tacitus habe seine Excerpten nur für eine gelegentliche Mittheilung zugestutzt, setzt ein Verhältniſs desselben zu den Freunden seiner Muse voraus, wie es ebenfalls sehr schwer, wo nicht ganz unmöglich zu denken ist. Diese muſsten nothwendig entweder Leute seyn, deren Urtheil nur durch eine gewisse Form gewonnen werden konnte — dann war in der That ein bloſses Aufstutzen nicht genug — oder es waren Männer, denen zunächst nur an dem Inhalt der Notizen gelegen war, dann wäre ein solches stellenweises Zurechtschieben bis zum Lächerlichen geschmacklos gewesen. Entweder war das Buch, *wie* es vor uns liegt, von Tacitus der Lectüre anderer bestimmt oder nicht — und auf jeden Fall ist es ganz von ihm oder gar nicht. Da das Leztere sich durchaus nicht halten läſst, und die Annahme, Tacitus habe das Buch nur seinem Studium zu Liebe componirt, durch eine ganze Reihe von Stellen widerlegt wird; so müssen wir annehmen, er habe es so wie es jezt ist der Welt übergeben. Unter die Stellen, welche eine Bestimmung für einen gröſseren Kreis mit Gewißheit annehmen lassen, gehören namentlich alle diejenigen, welche eine Beziehung auf Rom und Römische Verhältnisse haben. Als ein bloſses Studienblatt betrachtet, wäre das sieben und dreiſsigste Kapitel, welches von den Cimbern handelt, eine lächerliche Declamation, welche sich Tacitus selbst gehalten; und das Ende des drei und dreiſsigsten: „mancat, quaeso, duretque gentibus, si non amor nostri, at certe odium sui! quando, urgentibus imperii fatis, nihil jam praestare fortuna majus potest, quam hostium discordiam" — wäre ein Stoſsseufzer ohne alle Absicht und Bestimmung.

Die neun Gründe, welche der Hr. Verf. zu Unterstützung seiner Ansicht anführt, können nur dann etwas beweisen, wenn man sich in Folge eines zehnten nicht angeführten schon im voraus für dieselbe entschieden hat. Der erste, daſs der Titel der Schrift von Livius entlehnt sei, ist gegen dieselbe gar kein Beweis — ich wüſste nicht, wie ein besserer und bezeichnenderer Titel aufgefunden werden könnte, und auf keinen Fall erlaubt das Vorkommen einiger Worte im Titel eines Buches bei einem anderen Schriftsteller den Schluſs, daſs das Buch selbst bloſse Adversarien enthalte. Der zweite Grund, daſs die anderen drei übrigen Werke des Tacitus im jedesmaligen Eingange eine Beziehung auf den Leser, gewissermaaſsen eine Verständigung mit demselben enthalten, kann ebenfalls nichts beweisen — oder man müſste denn in dieser Weise weiter schlieſsen wollen: „Wir haben drei Werke des Tacitus, welche keine Biographien sind — folglich kann das vierte, eine Biographie, die von ihm herrühren soll, nur untergeschoben seyn." Es wäre in der That eine harte Forderung, wenn ein Schriftsteller, weil der Anfang einiger seiner Werke eine gewisse Aehnlichkeit bietet, nun gezwungen wäre, die übrigen in gleicher Weise zu beginnen, oder sich der Gefahr auszusetzen, auf die gegründetsten Ansprüche auf seine Autorschaft hinsichtlich derselben zu verzichten.

Wenn der Hr. Verf. als dritten Grund seiner Annahme angiebt, daſs Tacitus die Verständigung mit dem Leser auch im Verlaufe des Büchleins nicht nachhole, so läſst sich darauf nur antworten, daſs dazu auch gar weder eine Gelegenheit noch eine Nothwendigkeit vorhanden war. Die Darstellung, welche uns Tacitus von unserem Vaterlande giebt, ist allerdings keine, die unseren Ansprüchen von Gründlichkeit entspricht; Ref. erinnert sich jedoch aus dem Alterthum keiner einzigen Arbeit dieser Art, die gründlicher wäre, und man muſs also annehmen, daſs die Alten diese Art von Gründlichkeit, wie wir sie von politischen, geographischen und ethnographischen Arbeiten verlangen, weder erwarteten noch kannten. Man halte gegen die Germania, um nur dieſs Eine von Tacitus selbst zu erwähnen, die Schilderung der Jüdischen Nation und ihrer Eigenthümlichkeiten im fünften Buche der Historien, die Schilderung eines Volkes also, das den Römern unterworfen war, dessen Glieder zu Tausenden in Rom lebten, über welches selbst und seine Geschichte Tacitus die vollständigste Belehrung zu jeder Zeit haben konnte, wenn er sie in unserem Sinne verlangt hätte, und in der That, man muſs erstaunen, wie es möglich war, daſs der sonst in seinem Urtheile so scharf treffende Hr. Verf. auch nur im mindesten darauf kommen konnte, seinen vierten Grund an die übrigen anzureihen. Auch der fünfte Grund, daſs die Germania nicht den Zustand Deutschlands in einem bestimmten Jahre, sondern überhaupt in der Reihe von Jahren, während welcher Tacitus etwas davon gehört hatte, enthält, daſs sie, wie der Hr. Verf. sich ausdrückt, „das Allgemeine des Deutschen Lebens, das Bleibende im Wechsel" giebt und darstellt, kann nicht im mindesten gegen

Digitized by Google

die Taciteische Ausarbeitung und gegen die Bestimmung der Schrift für ein gröfseres Publikum sprechen — es ist diefs vielmehr der einzig richtige Gesichtspunkt, aus welchem eine solche Arbeit unternommen werden kann und mufs — und selbst wenn Tacitus seiner sonstigen Eigenthümlichkeit zu Folge nicht im Stande gewesen wäre, diesen richtigen Gesichtspunkt zu fassen, wäre er doch durch die Natur des Gegenstandes dazu genöthigt worden. Was war denn in den Deutschen Verhältnissen der damaligen Zeit für ein mannichfacher Wechsel, für eine rege Entwickelung von Geist zu erblicken? — Hr. Ildefons von Arx, einer der gründlichsten Kenner des Deutschen Mittelalters, sagt von den Deutschen des neunten und zehnten Jahrhunderts, also einer Zeit, wo Christenthum, Verkehr und Handel, einige wissenschaftliche und Kunstbildung, und eine wenigstens eben so wohl und streng geordnete Verfassung, wie die Demokratie der adeligen Bauern zu Armins Zeiten, vorhanden waren, von diesen sagt er, dafs sie: „in ihren Leidenschaften nach Art der Wilden auffahrend und veränderlich gewesen seien; ohne erhebliche Ursache, bei geistlichen Ermahnungen, Abschieden, Aussöhnungen hätten sie geweint und sich aufs Angesicht geworfen, aber wegen der geringsten Beleidigungen hätten sie sich erzürnt und einander angegriffen.“ Kurz und mit einem Worte, er stellt sie dar als Leute, die ihres Gemüthes in keiner Weise Herr sind — diefs Bild läfst sich durch die ganze Karolingische und Merowingische Zeit bis auf den König Chlodwig und seine Ahnen zurück festhalten, ohne dafs man irgend ein Besserwerden sieht, im Gegentheil treten die Leidenschaften, je weiter man zurückgeht in der Zeit, je ungezähmter und roher hervor, und selbst Männer, die einer Art Römischer Bildung genossen hatten, wie Theodorich der Grofse, vermochten sich dieses furore tedesco keinesweges überall zu entschlagen. Dafs es bei den noch früheren Deutschen anders gewesen, ist auch nicht der mindeste Grund vorhanden anzunehmen, im Gegentheil ist selbst des Tacitus gebildete Weise zu reflectiren und sich auszudrücken, nicht im Stande die ungezügelte Roheit des früheren Zustandes zu verdecken. Unter Menschen aber, bei denen die Leidenschaft noch so überwiegt, und (*einzelne* Männer etwa, bei denen es weniger der Fall ist, abgerechnet) alle Handlungen bestimmt, wo das Recht selbst noch eine Art Selbsthülfe, und durch die politische Verfassung die Roheit unter dem Namen der Freiheit sanctionirt ist — unter solchen Menschen kann eine Weiterbildung nur durch entsetzliche Noth und Gewalt, nur höchst langsam und unter stetem Kampfe statt finden. Was sollte denn Tacitus in den etwa hundert Jahren, seit denen die Römer die Deutschen in deren Vaterlande näher kannten, für grofse Veränderungen beobachten? Ein gedankenloses Aneinanderreihen solcher Bethätigungen, wie sie Leidenschaft und Willkühr hervorbringen, ein Vorwärtsstürmen solcher, die daheim hungerten, oder die im ruhigen Zustande nicht wufsten, was mit dem unbändigen Gemüthe anfangen — ein ewiges Befehden, Vertreiben, Meuchelmorden der Anführer unter einander — das ist die bewegliche Welt der Germanen, eine in der That so wenige Motive der Bewegung umfassende, dafs man sie auf Jahrhunderte lang für eine trotz aller Bewegung erstarrte halten möchte. Wir haben, gottlob! im fünften Kapitel von Are Frodes Isländerbuch eine zu treue Beschreibung des Herganges auf Germanischen Dingstätten, um den Untergang dieser goldnen Freiheit, die dem wildesten Mörder und seiner Sippschaft, die dem rohesten, ungeschlachtesten Menschen, sobald er ächtes Eigenthum hatte, das Recht gab, vor Gericht zu toben, auch nur im mindesten betrauern zu können. Das Lehenssystem in seiner verknöchertesten Form war noch ein Zustand reicher und mannichfaltiger Entwickelung, wenn man dasselbe gegen jene alte Freiheit des Deutschen Volkes hält — an welcher in der That gar nichts zu loben ist, als dafs sie wenigstens nicht ewig gedauert hat. Man wende nicht ein, „auf Isländischen Dingstätten müsse es, trotz der dorthin geretteten Germanischen Freiheit, doch anders zugegangen seyn als in Deutschland“ — des Tacitus wenige Worte: „Tum ad negotia, nec minus saepe ad convivia procedunt armati. Diem noctemque continuare potando, nulli probrum. Crebrae ut inter vinolentos rixae raro conviviis, saepius caede et vulneribus transiguntur“ — würden allein hinreichen, uns denselben Zustand in Deutschland nachzuweisen. Nur Waffengewalt des Mächtigeren, die unglückseligste Bedrückung des schwächeren Freien, und die nothwendig da, wo es nur Grundbesitz gab, entstehende Brodlosigkeit, sobald viele Brüder sich in geringes väterliches Erbe theilen sollten, — nur diese Mächte brachen zulezt die Schypische Verfassung des alten Deutschlands — und von Tacitus bis zu diesem Bruch war noch ein langer Raum, wenn auch in des Tacitus Zeit sich dem nachforschenden Auge des heutigen Gelehrten die Anfänge jenes Bruches zeigen.

(Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 19. u. 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1827.

Geschichte des teutschen Volkes. Von Heinrich Luden.

(Beschluſs.)

Tacitus konnte also nur das Bleibende im Wechsel darstellen, weil der Wechsel jener Zeit nur ein formeller, und also im Grunde gar nicht vorhanden war. Es ist, als wenn in derselben Mineraliensammlung hundert Stufen desselben Gesteins, ohne irgend etwas vor einander auszeichnendes an sich zu haben, aufbewahrt würden, und der Aufseher dennoch den wiſsbegierigen Forscher Stundenlang bei der Beschreibung der einzelnen aufhalten wollte.

Wenn der Herr Verf. als sechsten Grund seiner Ansicht angiebt, daſs im ersten Theile des Büchleins keine Ordnung zu finden sei; wenn er als Beweis der Unordnung z. B. anführt, daſs bei Gelegenheit der Angabe von der Deutschen Herkunft und von dem Ursprunge ihres Namens auch gesagt werde, Hercules solle bei ihnen gewesen seyn; daſs an die Notiz über den Schlachtgesang auch die Sage von Ulysses geknüpft werde u. s. w., so kann Ref. nicht umhin, zu glauben: *Einmal*, daſs sich der Herr Verf. über die Form, in welcher Tacitus sein Büchlein, was ja kein Compendium seyn sollte, schreiben wollte und konnte, getäuscht habe, und *zweitens*, daſs er fast absichtlich von dem wirklich stattfindenden Zusammenhang keine Notiz habe nehmen wollen. Tacitus beginnt sein Büchlein eben so, wie der Hr. Verf. seine Deutsche Geschichte beginnt, mit einer Angabe der allgemeinsten geographischen Daten, wie sie damals geliefert werden konnten. Herr Geh. Hofr. Luden findet diese Angabe mangelhaft, wenn Ref. das Ausrufungszeichen recht versteht; aber dem Zwecke des Tacitus genügt das erste geographisch einleitende Kapitel wahrhaftig eben so gut, als das erste geographisch einleitende Kapitel in des Hrn. Verf. Deutscher Geschichte diesem überall geordneteren, genaueren und gründlicheren Werke irgend genügen kann. Daſs sich an die allgemeine geographische Notiz die allgemeine ethnographische über Herkunft und Namen der Bewohner des Landes anschlieſst, ist ganz in der Ordnung — und daſs, wenn von der Herkunft des Volkes die Rede ist, die Quellen berührt werden, aus welchen die Notizen über die früheren Schicksale desselben geschöpft werden können, und sich bei dem Volke selbst erhalten, ist ebenfalls in der Ordnung. An diese Quellen, an die alten Lieder der Deutschen, schlieſst sich aber ganz folgerecht ihr anderweitiger Inhalt, von Hercules und Ulysses an. Es ist unmöglich bei näherer Betrachtung in diesem Gange irgend eine Unordnung gewahr zu werden, und auf ähnliche Weise verhält es sich ziemlich mit allen übrigen von Hrn. Luden angeführten Stellen. Wenn man die Natur und Aufgabe antiker Historiker, und namentlich die des Tacitus nicht aus dem Auge lassen will, wird man jede andere, formal strengere Ordnung für Pedanterei erklären müssen.

Es thut Ref. leid, daſs er auch von dem siebenten, achten und neunten Grund sich nicht mehr überzeugen lassen kann, als von den sechs ersten. Der siebente, daſs einige abgebrochene Redeweisen, wie praeponere electos, audire praepositos u. s. w. nur Erinnerungszeichen seyn könnten, kann deshalb keine überzeugende Wirkung haben, weil man sonst leicht einen groſsen Theil auch der anderen Werke des Tacitus würde für Excerpten- und Adversarienbücher erklären können. Der achte Grund, daſs sieben Worte in derselben Verbindung, in welcher einmal drei von ihnen, und dann vier in der Germania vorkommen, auch bei Virgil sich finden — und daſs eine andere Stelle an Lucrez erinnert — ist in der That ganz gering. Wir würden kaum irgend ein historisches Werk behalten, wenn jedes, in welchem sich absichtliche oder unwillkührliche Anführungen von Dichterstellen finden, unter die Adversarienbücher geworfen werden

Digitized by Google

sollte. Endlich der neunte Grund, dafs in den Annalen und Historien die Notizen des Büchleins benuzt seien — vermag ebenfalls die Ansicht nicht zu halten, da es sich zuerst noch fragt, ob nicht die Annalen und Historien für die Germania benuzt worden sind, oder vielmehr ob nicht alle drei Werke an den Kenntnissen und den eigenthümlichen Ansichten ihres Autors zwar eine gleiche, aber bei Ausarbeitung jedes dieser Werke unabhängig sich ergiefsende Quelle haben. — Bedenkt man, dafs von diesen neun Gründen weder ein einzelner Stich hält, noch ihre Gesammtheit auch nur eine Geneigtheit zur Beistimmung hervorbringt, — bedenkt man ferner, dafs der Hr. Verf. sie, wie er S. 701 erklärt, vor Jahren niedergeschrieben hat, dafs es also einem so geistreichen Manne, trotz einer langen dazu vergönnten Zeit, unmöglich gewesen ist, für eine Ansicht, die alle Kennzeichen einer Favoritansicht an sich trägt, bessere Stützen aufzufinden, um sie an die Stelle eines oder mehrer der erwähnten unbedeutenden Gründe zu stellen — so bleibt nur die Annahme übrig, dafs die ganze Ansicht unhaltbar sei. Dieselbe scheint mir auf folgende Weise entstanden: der Herr Verf. erklärt sich S. 428 und 429 so über die alten Deutschen: „Bei Verhandlungen mit den Römern bewiesen sie vielfältig einen gebildeten Verstand; in den Schlachten offenbarte sich ein tiefer, umfassender Blick; und die Grundsätze, nach welchen sie lebten und starben, ihre Haltung in grofsen Augenblicken, ihre ruhige Fassung in Zeiten des Unglückes und der Noth, ihre besonnene Mäfsigung in Tagen des Sieges und des Glückes, ihre Standhaftigkeit und Ergebung bei dem Wechsel des Schicksales, weisen auf eine hohe Sittlichkeit und Tüchtigkeit des Lebens zurück.“ — Es kann als eine alte Erfahrung betrachtet werden, dafs jede Sprache in der Bedeutung und Aneinanderreihung ihrer Worte und der damit ausgedrückten Gedanken zugleich eine gewisse Stufe der Bildung bezeichnet, auf welche alles hinauf oder hinabgezogen wird, sobald man es in dieser Sprache darstellt. Wie viel Fremdes durch jede Uebertragung einem schriftstellerischen Werke unbewufst eingewebt wird, ist hier der Ort nicht zu untersuchen; es kann das Umändern in ein Anderes, sobald lebendiges Handeln in einer den handelnden Personen fremden Sprache dargestellt wird, als ein erwiesenes Factum angesehen werden. Der Deutsche, welcher seine eignen Handlungen in gut gewähltem Französich schreibt, drückt ihnen dadurch unwillkührlich das Siegel Französischer Bildung auf, seien sie ursprünglich auch noch so Deutsch, und so erklärt sich der Römische Verstand, den die Deutschen hie und da vis-à-vis der Römer zeigen, um so leichter, da ein Römer in der Unmöglichkeit auf die Regungen des Deutschen Gemüthes und die Combinationen des Deutschen Verstandes einzugehen, nur die Wahl hatte — das Handeln der Deutschen aus Römischen Motiven zu erklären, oder zu sagen, er sei zu bornirt durch die Eigenthümlichkeit Römischer Sinnes- und Denk-Weise und Sprache, als dafs er diese Deutsche Art zu leben verstehen könne. Das Leztere liefs schwerlich die Eitelkeit des Römers zu, und selbst wenn die Eitelkeit nicht gewirkt hätte, fehlte es den Römern durch den Mangel unseres universeller gebildeten, und darum demüthiger sich Fremden anschmiegenden, Verstandes an dem eigentlichen Organ der eigenthümlichen Auffassung fremder Volksarten. Der Verstand, welchen Ariovist und andere Deutsche Häuptlinge in dem Plan und dem Fortgang ihrer Reden zeigen, würde ohne die Annahme, dafs wir eigentlich den Römischen Autor allein sprechen hören, ein pures Problem bleiben, wenn man nicht alle anderen über die Entwickelung von Völkern gemachten Erfahrungen auf den Kopf stellen wollte. Von allen übrigen Zügen des Gemähldes der alten Deutschen, welches wir so eben mit des Verf. Worten anführten, erscheint uns keiner ähnlich — doch diefs gehört hier nicht zur Sache, wir wollten des Herrn Verf. Ansicht mittheilen. Dieser Ansicht widerspricht nun aber die Germania des Tacitus auf jeder Seite; denn diese stellt die Deutschen dar, zwar als mit den Tugenden eines wilden Volkes begabt, mit Todesverachtung, wo die Wuth erregt ist; mit Ausdauer, wo die Natur zu Hülfe kömmt (nicht gegen Hitze, nicht gegen Durst, also überhaupt nicht als Resultat einer Energie des Verstandes und Willens); mit jener rohen Keuschheit, die sich selbst durch blutige Strafen erzwingt, die der Schypetar von Suli eben so kannte — daneben aber auch mit jener Unstätigkeit des Willens, die alle gebildeten Gesellschaftsverhältnisse im Keime ertödtet, mit jener Ungeschlachtheit der Aeufserung, jener Wüstheit der Genüsse, jener Schwierigkeit höherer Verständigung, an deren Stelle so oft das Beil und der Knüppel tritt — kurz mit allen jenen Eigenschaften, deren Vorhandenseyn ein Volk als gänzlich roh bezeichnen. Die Ansicht des Herrn Verf. läfst sich nur retten, wenn man das Büchlein des Tacitus zu einer unordentlichen fragmentarischen Sammlung zum Theil nicht vollendeter, zum Theil übereilter und zu

Digitized by Google

anderem Zweck unternommener Studien macht — die vielfältig gebraucht und benuzt werden können, denen aber nicht weniger als Alles fehlt — nämlich die ideale Ansicht, welche der Hr. Verf. von dem Zustande und der geistigen Entwickelung der alten Deutschen festhält. So ist der Ref. nach dieser Abschweifung wieder bei seiner früheren Behauptung angekommen, dafs es höchst gefährlich sei, sich mit der politischen Seite des Deutschen Lebens zu befassen, und dafs des Hrn. Verf. Anstrengung und Arbeit, sein Geist und seine Kenntnisse eine bei weitem gröfsere Anerkennung finden würden, wenn er sie nicht gerade der Deutschen Geschichte zugewendet hätte; denn indem er, um die Zeiten vom Krieg des Civilis an bis zum Untergange des Römischen Reiches geniefsbarer, und um überhaupt die Deutschen der ältesten Zeit zu einer unseren Interessen näher stehenden Erscheinung zu machen, eine wahrhaft bewunderungswürdige Kraft des Scharfsinnes entwickelt, kömmt er nicht selten in Gefahr mehr zu bemerken, als sich wirklich bemerken läfst, und erregt bei anderen noch öfter den Verdacht, dafs diefs der Fall gewesen seyn möge.

Den Inhalt des Buches Kapitel für Kapitel anzugeben, kann hier nicht am Orte sein — im allgemeinen kann die behandelte Substanz, die Geschichte nämlich der Deutschen von den Zeiten des Zuges der Cimbern und Teutonen an bis auf Odoaker, als eine jedem gebildeten Deutschen hinlänglich bekannte vorausgesezt werden, und es wird also die Aufgabe des Ref. sich dahin stellen, die Weise zu characterisiren, wie der Hr. Verf. in seiner individuellen Art diese Substanz verarbeitet hat, also die Weise des Ausdrucks, der Erzählung, der Reflexion und der Benutzung des in den Quellen gebotenen Materials. Nur diese eine Bemerkung über den Stoff selbst sei hier vergönnt, dafs alle müfsigen Untersuchungen über den Ursprung der Deutschen, und deren Zusammenhang mit den Nachbarn der Chinesen, auf eine höchst lobenswürdige Weise davon ausgeschieden worden sind —, möchten doch alle Untersuchungen dieser Art für alle Zukunft von anderen gelehrten Innungen in Pofsefs genommen, und die Geschichte ganz und gar damit verschont werden. Es ist nicht zu berechnen wie viel Zeit und Kraft junger Leute verdorben worden ist, durch die Richtung auf solche Faseleien, die eben so spurlos vorübergehen werden, wie die im 17. Jahrhundert endemisch sich verbreitende Sucht, die Deutsche Sprache und Nation recta via von der Jüdischen herzuleiten, und sie als die bei der Israelitischen Erbschaft bevorzugteste Tochter darzustellen.

Wir wenden uns zunächst zu der Characterisirung des sprachlichen Ausdrucks, und finden Hrn. Ludens Schreibweise rein und deutsch; correct bis auf einige Puncte, die, wie es natürlich von einem so gebildeten Manne, wie der Hr. Verf. ist, gar nicht anders angenommen werden kann, mehr aus einem willkührlichen und phantastischen Eingreifen in die Sprachbildung zu erklären sind. Der Hr. Verf. liebt zum Beispiel die breiten Verbalformen wie „verbirget" statt „verbirgt," „gewaget" statt „gewagt;" während er auf diese Weise hie und da Verba, bei denen diese Ausdehnung nie früher versucht worden war, in ihren Beugungen zu dieser weichlich-pathetischen Breite ausdehnt, gewinnt es die Sprache des wirklichen Lebens in anderen Fällen wieder über ihn davon; dergestalt, dafs weder die Linie, welche die Phantasie in der Grammatik gezogen hat, consequent verfolgt, noch auch die Sprache in ihrem wirklichen Bestande geachtet ist. So steht, um nur dies eine Beispiel anzuführen S. 16 des ersten Bandes Zeile 4 die breite Form: „beigeleget" und Zeile 5 die kurze: „gebraucht," ohne dafs sich ein Grund dieser verschiedenen Formation absehen läfst. Auch hinsichtlich der Anwendung der Adjectiven scheint der Hr. Verf. in gewissen Fällen einer willkührlich aufgestellten und dem Sprachgebrauche entgegenlaufenden (obwohl auch von Büsching und anderen neueren deutschen Schriftstellern angewandten) Regel zu folgen; Beispiele solcher Adjectivbeugungen wie S. VI in der Vorrede: „Ruhm deutsches Fleifses" kommen durch das Werk öfter vor, während der Sprachgebrauch durchaus „Ruhm deutschen Fleifses" verlangt. Grammatische Formen sind für eine Sprache nichts gleichgültiges; sie haben einen hohen Werth, und Einmischung fremder Wortstämme schadet bei weitem weniger als Vermengung und Entgeistung der grammatischen Flexionsmittel. In einem Buche, das durch seine nahe an zweitausend Subscribenten sich schon als künftiges Nationalwerk ankündigt, können auch kleine Willkührlichkeiten, die sich der Autor erlaubt, nicht gleichgültig seyn. Der Eindruck, den übrigens die äufsere Darstellungsweise des Hrn. Verf., abgesehen von diesen grammatischen Grillen, macht, ist der eines gewählten Vortrages. Es würde auch nicht das mindeste daran zu tadeln seyn, gäben nicht die breiten Formen den Stellen, in welchen die Rede lebhafter und erhabener sich ent-

Digitized by Google

wickelt, zuweilen den Anstrich des gesuchten, und brächten sie nicht andere Stellen gleichgütigeren Inhaltes (trotz dieses gleichgültigeren Inhaltes) einem leeren Pathos sehr nahe.

Was weiter die Darstellung und Erzählung in ihrem inneren Zuhammenhange betrifft, so läfst sich daran, wenn man bedenkt, dafs der Verf. mit Begebenheiten, wie der Dacische Krieg, die einzelnen Expeditionen der Völkerwanderung u. dgl. zu ringen hat, weder im Ganzen noch im Einzelnen auch nur das Mindeste ausstellen, und Ref. würde sich nicht enthalten können, mehre ausgezeichnet schöne Stellen auszuheben und als Probe mitzutheilen, wenn er nicht mit Grund voraussetzen dürfte, dafs das Geschichtswerk des Herrn Geh. Hofr. Luden keinem gebildeten Kreise Deutschlands fremd, und keinem, der sich dafür interessirt, auch wenn er dasselbe nicht selbst besizt, unzugänglich geblieben ist.

Der Gesichtspunkt, von welchem aus der Hr. Verf. die ersten Zeiten der Deutschen Geschichte betrachtet zu haben scheint, war gewifs der sehr richtige, dafs man die Menschen in der Historie beurtheilen müsse nicht von einem Standpunkte idealer Forderungeu an gesellschaftliche Zustände, sondern von dem ihrer eignen Eigenthümlichkeit; dafs man das Mögliche unter gegebenen Verhältnissen beachten müsse, und nicht so ungerecht seyn dürfe, um das diesen Verhältnissen gerade entgegenlaufende zu verlangen. Es kann ein Volk in einem sehr rohen Zustande und doch sehr ehrenwerth seyn, wie denn solches von den alten Deutschen gar nicht zu läugnen ist, dafs sie auf der einen Seite mit allen jenen Roheiten eines ungeschlachten Haufens reichlich ausgestattet waren, und doch in sich einen solchen geistigen Fond besessen haben, dafs sich die Erben ihrer Natur und ihrer Wohnsitze mit den gebildetsten Völkern auf gleiche Stufe zu erheben, und diesen in mannichfacher Hinsicht voranzuleuchten vermochten. Es ist aber ein ganz gewaltiger Unterschied, ob ich die geforderte Gerechtigkeit des Urtheils zu Wege zu bringen suche dadurch, dafs ich zeige, man könne von dem Ungebildeten nicht gebildetes Benehmen verlangen, oder ob dadurch, dafs ich behaupte, der Ungebildete sei in der That ein Gebildeter gewesen, und es bedürfe nur des schärferen Einsehens und feineren Urtheils, um ihn als solchen zu erkennen. Statt die politische Ungeschlachtheit, die Völlerei, die Armseligkeit des Lebens der alten Deutschen, ihre innere Ungelenksamkeit und Unlenksamkeit, den Mangel an jener tiefer begründeten Festigkeit des Willens, wie sie nur ein in reichem Verkehr erwachsener Verstand zu gewähren im Stande ist, mit einem Wort statt ihre geistige Unfreiheit zuzugeben, und über sie in Folge dieses Zugeständnisses nur solche Urtheile zu fällen, wie sie über ein unerwachsenes und innerlich noch nicht mündig gewordenes Volk billiger Weise gefällt werden können, sucht der Hr. Verfasser unsere Vorfahren vielmehr darzustellen als in einem ziemlich wünschenswerthen Zustande menschlicher Verhältnisse befindlich, und sich innerhalb dieses Kreises mit vollkommen reifem Urtheile und Willen bewegend.

Eine der Nordischen Sagen erzählt, wenn ich mich recht erinnere, dafs Siegfried, der als neugebornes Kind ausgesezt worden war, im Walde später, als er zum Knaben herangewachsen war, von einem kunstreichen Schmidte gefunden worden sei, und dafs er damals weder gewufst, wer seine Aeltern gewesen seien, noch auch die Fähigkeit gehabt habe, seine Gedanken in Worten auszudrücken. Nachher habe ihn der kunstreiche Mann zu sich genommen, und da sei er bald an Körper und trotzigem Willen so erstarkt, die entschieden mächtigere Natur sei so hervorgetreten, dafs keiner von des Schmidtes Leuten ihn mehr zu bezwingen vermocht habe. Ich wüfste kein besseres Bild für das Verhältnifs des Deutschen Volkes zu den Römern, als das des Knaben Siegfried zu dem kunstreichen Schmidte. Nur als ein in der angegebenen Weise ungeschlachter Knabe, der von den Römern erst das Bewufstseyn seiner Natur und Eigenthümlichkeit erhält, kann der alte Deutsche gefafst werden, und man thut diesem Knaben eben so unrecht, wenn man in ihm einen gewandten und mit grofser Ueberlegung handelnden Staatsmann unserer Zeit finden will, als wenn man ihm zum Vorwurf macht, dafs er das nicht gewesen sei. Keinesweges aber kann es für eine Ungerechtigkeit gelten, nachdem man auf den stattgehabten Zustand eingegangen ist, und gezeigt hat, dafs derselbe für die damalige Zeit wirklich der einzig mögliche und folglich beste war, zu erklären und zu beweisen zu suchen, dafs die zerrüttetsten und verknöchertesten Formen späterer Zeiten noch hundertmal gebildeter, geistig höher waren, als jener erste des Knabenalters Deutscher Nation. Es wäre sogar ein fürchterlicher Schimpf und Vorwurf für die Deutschen, wenn das Verhältnifs anders wäre.

Uebrigens würden wir dem Hrn. Verfasser sehr Unrecht thun, wenn wir nicht hinzufügten, dafs er selbst

Digitized by Google

auch theils direct, theils indirect sich dahin erklärt hat, dafs der Zustand der Deutschen zu Tacitus Zeit keinesweges ein solcher sei, nach dem man sich jezt zu sehnen habe — nur die patriotische Freude an dem kräftigen Auftreten der Deutschen gegen die Römer, und an einer gewissen schon damals hie und da unverkennbar hervorleuchtenden sittlichen Tiefe einzelner Deutscher Charaktere, hat ihn also verführt, den allgemeinen Ausspruch bei der Darstellung des Einzelnen oft zu vergessen, und dadurch zu bewirken, dafs der Totaleindruck seiner Geschichtserzählung mit dem, was das tongebende Princip derselben seyn sollte, nicht ganz harmonirt. Die Darstellung einzelner Institute ist daneben, zwar nicht immer mit juristischer Schärfe ausgeführt, aber demohngeachtet in jeder Zeile belehrend, und vor allen in einer Form, die so gebildet ist, um auch andere als Juristen vom Fach mit Vergnügen dabei verweilen zu lassen. Betrachten wir das fünfte Kapitel des dritten Buches, welches sich besonders mit der bürgerlichen Verfassung beschäftigt, etwas näher:

Zuvörderst weist der Hr. Verf. alle Versuche, die gemacht worden sind, die Deutschen der ältesten Zeit als ein unstätes, nomadisch herumwanderndes Volk darzustellen, zurück, und mit siegenden Gründen zurück. Seine Darstellung der Hofverfassung, also der Verhältnisse der Hintersassen und unfreien Stände bei den Deutschen, ist grofsentheils die richtige, wenn auch die etymologischen Bemerkungen über die Namen Lidi und Lassi, deren ersteren er mit dem Neuhochdeutschen Substantivum „Glied," deren lezteren aber mit dem Verbum „lassen" „frei lassen" in Verbindung bringt, nicht ganz treffend zu seyn scheinen. Der in *Sachsen* den dritten, obwohl noch mit politischen Rechten ausgestatteten Stand bezeichnende Ausdruck Lazzi, oder mit Deutscher Endung und Schreibweise „Lassa," bedeutet nichts mehr und nichts weniger, als: „minores" und jene Abtheilung in Edle, Freie und Leute geringeren Standes scheint mit Freilassungen gar nichts gemein zu haben. Läss im Plurali Lasse war noch im Angelsächsichen der unregelmäfsig gebildete Comparativ von „lytel" „klein" „gering." — Die Lidi dagegen, deren Name noch im Isländischen gefunden wird, wo „Lid" oder „Lith" die Dienerschaft bezeichnet, hängt wohl zusammen mit „leida" geleiten, und „lidi" der Gefährte; Lid ist die treue Uebersetzung des Wortes familia im Sinne des Mittelalters, und da der Ausdruck lid oder lidus in der Karolingischen Zeit (cf. Karls des Grofsen Gesetze bei Canciani vol. I. cap. 109) vorzugsweise einen Hintersassen der Kirche, homo ecclesiasticus, bezeichnet, man aber zu der Bezeichnung dieser Hintersassen der Geistlichkeit sich auch des Wortes familia (z. B. familia S. Nazarii) bediente, bleibt wohl kaum eine andere Ableitung übrig als die angegebene, die mit dem Glied schwerlich etwas gemein haben dürfte. Dies beiläufig. Die schärfer ausgebildeten Standesverhältnisse der späteren Sächsischen Verfassung auf altdeutsche Verfassung zu übertragen, war nicht der mindeste Grund vorhanden — ein solcher, mit politischen Rechten, mit Theilnahme an der Versammlung beim Althing begabter Stand, der dennoch geringer war, als gemeine freie Leute — ein solcher Stand ist im ganzen alten Deutschland, und auch später bei keinem anderen, als dem eigewanderten Stamme der Sachsen in Deutschland zu finden. Die Einwanderung der Sachsen ist freilich seit Mösers Hypothese, die gröfstentheils auf einer oberflächlichen, und sprachlich ganz zu verwerfenden Etymologie des Stammnamens beruhte, mannichfaltig bestritten worden, indefs kann es hier nicht der Ort seyn, einen Gegenstand abzuhandeln, der allein einen gröfseren Aufsatz ausfüllen dürfte, wenn alle von so gelehrten als geistreichen Männern erhobenen Widersprüche zu nichte gemacht werden sollten. Was die Darstellung der Gauverfassung anbetrifft, so ist sie im Ganzen wohl die richtige; die Uebertragung aber des Namens „Graf" und aller Functionen der späteren Grafen auf jene ältesten Gaurichter ist ebenso gewifs falsch. Der Name Graf kommt erst in einer Zeit vor, wo die Volksgemeinden ihre Richter von den Königen eingesezt erhielten, also nur bei Volksgemeinden, die sich entweder freiwillig oder durch Gewalt gezwungen einem Heerkönige oder Geleitsführer untergeordnet hatten. *Die* Grafen, welche uns besimmt mit diesem Amtstitel bezeichnet werden, waren *alle* Vasallen; sie gehörten zu dem Gesinde, zu dem Stande der Gefährten des Königs, und der Name Gerafjo oder Gerefa, wie er bei den verschiedenen Deutschen Stämmen mit schwacher männlicher Endung lautet, ist nur eine andere Form des Namens Gefaro oder Gefera. Ich verweise einstweilen auf des Hrn. Dr. Phillips Angelsächsiche Rechtsgeschichte nota 255, und behalte mir vor in einem späteren Artikel über die nächstfolgenden Bände des Ludenschen Werkes auf die von Hrn. Dr. Phillips zuerst gegebene, richtige Erklärung des Namens: Graf, zurück zu kommen, und die Gründe, die mich bestim-

Digitized by Google

men, sie umbedingt anzunehmen, des weiteren zu entwickeln.

Von den Gauen geht der Hr. Verf. S. 506 des ersten Bandes zu den Manneien über. Es ist oft der Fall gewesen, dafs ein politisches Verhältnifs der Vorzeit so lange unklar blieb, und immer mit der Vorstellung verwandter Verhältnisse verschwamm, als noch kein Name gefunden war, der speciell dasselbe bezeichnete und hervorhob — hier aber ist es der Fall, dafs ein Name künstlich geschaffen ist, um gewisse Verhältnisse, Germanische Völkerverbindungen nämlich, zu bezeichnen, welche unläugbar hie und da statt gefunden haben, aber keinesweges so regelmäfsig oder in so ausgebildeter Form, als man zu vermuthen bewogen wird, sobald ein terminus technicus dafür stereotyp wird. Ein solcher bildet sich nur, wo dieselbe Erscheinung nicht nur oft, sondern auch gleichmäfsig wiederkehrt, also in ihrem Dasein den Character des allgemein Vorhandenseins annimmt — so lange Verhältnisse den Anstrich des Zufälligen, durch einzelne Umstände und den Drang der Begebenheiten dann und wann Gebildeten behalten, entstehen zu ihrer Andeutung durchaus keine allgemein bezeichnenden Kunstausdrücke. Ueberdies ist der Name Mannei und Wehrmannei auch nicht einmal frei von dem Character der Affectation, die sich in der Zeit altdeutscher Romane oder solcher Historien, die diesen gleichkamen, gefiel in der Hervorbringung des Anklangs an Worte, welche Vorstellungen des Männlichen und Wehrlichen enthielten. Man sucht den Ausdruck „Mannei" als alt darzuthun; gewifs mit dem gröfsten Unrecht. Der Name Germanen mag immerhin als Deutsch zugegeben werden, obgleich auch dies noch einigermafsen zweifelhaft ist — die Form Germania aber kann nirgends als Deutsch, oder einer Deutschen nachgebildet aufgezeigt werden; sie ist eine aus dem Namen Germani gefolgerte Römische Bildung eines Ländernamens. Eben so wenig erinnere ich mich je den Namen Marcomannia gefunden zu haben in einer Weise, die nur im Mindesten zu dem Schlusse berechtigte, es sei ein altdeutsches Wort, so gern ich auch zugebe, dafs der Name Marcomanni sich an altdeutsche Wortbildungen angeschlossen habe. Die Allemannen treten erst weit später auf, und der Name Allemannia erscheint zu einer Zeit, wo man auf der einen Seite noch gar nicht Deutsch schrieb, und auf der anderen an die Formation Lateinischer Ländernamen auf ia schon zu sehr gewöhnt war, um nicht aus Allemanni ein anderes Appellativum Allemannia zu bilden. Der Name Mannei ist ganz gewifs eine Erfindung des achtzehnten Jahrhunderts, einer Zeit, die um die Deutsche Geschichte und ihre Aufhellung nicht eben die gröfsten Verdienste hat. Völker- und Stammverbindungen mögen und müssen allerdings im alten Germanien statt gefunden haben; aber nur in der Weise, wie überhaupt zwischen rohen Stämmen; keinesweges so, dafs diesen Verbindungen sämmtlich *ein* Schema (— das, welches man mit dem Worte „Mannei" bezeichnet) zu Grunde lag. Diese Vorstellung der Mannei ist ein Werk neuerer, die Verhältnisse früherer Zeit schematisirender Historiker. Die einzige Art stätiger, vielfach sich findender Völkerverbindungen im alten Deutschland ist die religiöse. So erkannten sich noch alle Suevischen Stämme als hervorgegangen aus einer Wurzel und feierten ihre Verwandtschaft im heiligen Hain der Semnonen — wir können diesen Völkerverein recht gut mit dem Ausdruck einer Amphiktyonie bezeichnen, denn ohne zu weltlichen Zwecken verbunden zu seyn, blieben doch die gemeinsamen Opfer, gewissermafsen Familienopfer des zu mehren Völkern erwachsenen Semnonischen Stammes. So vereinte der Gottesfrieden der Hertha mehrere Nationen — diese religiöse Verbindung schlofs aber eben so wenig politische Feindschaft aus, als das gemeinschaftliche Heiligthum der Dorischen Stämme in Delphi die Feindschaft und Kriege der Spartiaten und Messenier verhinderte. Diese Art der religiösen Verbindung findet sich auch im Skandinavischen Norden; ganz Island ist eine solche Amphiktyonie gewesen, wie heftig auch Familienfehden und Partheien den inneren Frieden stören mochten, und die Sachsen in Deutschland scheinen nie ein anderes gemeinschaftliches Band gekannt zu haben, als das, was sich an Gemeinschaftlichkeit des Cultus und des Rechts knüpfte. Wenn also der Herr Verf. S. 509 des ersten Bandes sagt: „die innere Gestaltung einer solchen Wehrmannei ist noch schwerer zu erkennen, als die äufsere Bildung" — so sieht Ref. darin den unwillkührlichen Ausspruch des besseren historischen Sinnes, den der Herr Geh. Hofr. Luden so oft und vielfach bewährt, und der es in diesem vorliegenden Falle nur nicht ganz über sich gewinnen kann, mit den aus dem vorigen Jahrhundert und dem ersten Jahrzehent des laufenden überkommenen Vorstellungen zu brechen, obwohl er ihre innere Unhaltbarkeit als ein unbehägliches Nichterkennen fühlt. Dafs dies Institut der Mannei vollends so gäng und gäbe gewesen wäre, um eine ziemlich allgemeine

Digitized by Google

Form der inneren Gestaltung zu entwickeln, dafür ist auch nicht der Schatten eines Beweises vorhanden.

Was die Gelehrsamkeit des Herrn Verfassers anlangt, so braucht Ref. diese nicht erst zu rühmen; der beste Beweis dafür liegt für das gröfsere Publicum in den jedem Bande beigefügten Noten vor — für den Gelehrten vom Fach giebt es noch ein anderes Criterium; wenn er auch zugiebt, dafs es einer gewissen Uebersicht der Quellen bedürfe, um solche Anmerkungen zu schreiben, wird er doch in dem stillschweigend benuzten, in dem ohne Anführung widerlegten, und in dem durch die Art der Ausführung nothwendig vorausgesezten, ein weit untrüglicheres Zeichen wahrer Belesenheit und Genauigkeit sehen — und hier sind wir dem Hrn. Verf. das Zeugnifs schuldig, dafs ihm derjenige sehr Unrecht thun würde, der seine Gelehrsamkeit nur nach den *citirten* Büchern messen wollte; fast keine Seite des Werkes des Hrn. Geh. Hofr. Luden ist ohne ein inneres Zeichen jener weniger äufserlich hervortretenden Quellen- und Sachkenntnifs, und wer da weifs, was dazu gehört, welcher Wust durchlesen seyn will, um in Beziehung auf einzelne Materien der Altdeutschen Verfassung und Religion und der Völkerwanderung auf eignen Füfsen zu stehen, wird in gleichem Maafse, wie Ref., neben des Hrn. Verf. Gelehrsamkeit auch seine Entfernung von gelehrtem Kram und von eitler Prunksucht bewundern.

Schliefslich sei es Ref. noch vergönnt, eine an sich sehr geringfügige Sache zur Sprache zu bringen — auch das unbedeutende erhält einigen Werth, wenn es mit Sicherheit und Klarheit erwiesen werden kann. Hr. Geh. Hofr. Luden folgt nämlich noch immer der, im vorigen Jahrhundert und besonders in den ersten 18 Jahren des laufenden fast allgemein gewordenen, seitdem vielfach widerlegten Schreibweise „teutsch" und „Teutschland" und bringt diesen Namen mit dem Namen der Teutonen in etymologische Verbindung. Diese Ableitung nebst der vom Gott Thuisko ist sogar die gewöhnliche. Beide Ableitungen aber sind durchaus willkührlich — dafs die Teutonen (ein ganz einzelner, früh vernichteter Stamm) der ganzen grofsen Nation einen Nationalnamen gegeben haben sollten, ist undenkbar (etwas anderes ist es, wenn fremde Völker einer neu entdeckten Nation den Namen beilegen, den sie bei dem ersten, ihnen begegnenden Stamme antreffen, wie die Gallier den Deutschen den Namen der Germanen gaben; allein der Name der Deutschen kömmt zuerst bei den Deutschen selbst zum Vorschein). Ueberdies wird „Deutsch," wo es zuerst vorkömmt, durchaus mit einem th geschrieben, und dieser dentale Laut ist von dem t, selbst für ein Römisches (mit Griechischen Lauten bekanntes) Ohr, bei weitem mehr verschieden als d. Die Ableitung von Thuisco ist nur auf gut Glück und eine bestrittene Lesart hin gemacht. An der Stelle dieser beiden gebe ich folgende historisch begründete.

Die Deutschen Völker hatten ursprünglich gar keinen Gesammtnamen, da sie als kein Völkerganzes erschienen. Als Römer und Deutsche in der späteren Zeit in immer härteren Conflict geriethen, standen sie sich als Christen und Heiden entgegen, und die Germanischen Völker erhielten deshalb in dieser Zeit von den Römern den Gesammtnamen: „Heiden, gentes." So finden wir es noch in der Zeit Theodorichs des Grofsen, der die heidnischen Germanischen Völker unter dem Gesammtnamen gentes begreift, wie unter andern in dem Briefe an den Herulerkönig bei Cassiodor (Buch 4. ep. 2). Uebersetzen wir dieses Wort gentes ins Gothische, so heifst es thiudos, und ein Adjectivum, was davon gebildet würde, und also „gentilis, heidnisch" „Germanisch" bedeutete, würde „thiudisks" heifsen, was ganz Eins und dasselbe ist, mit dem später wirklich vorkommenden theodiscus, deutsch.

So werden bei den Longobarden noch die Leibeignen Deutscher Abkunft „servi gentiles" genannt, die Leibeignen Römischer Abkunft im Gegensatze davon „servi Romani" (legg. Rothar. 194. ap. Canciani vol. I. p. 78.), ohngeachtet die Longobarden und ihre von Deutschen abstammenden Leibeignen damals schon Christen geworden waren. Durch die Jahrhunderte dauernde Identität der Vorstellung eines Germanen und eines Heiden, blieb dem ersteren der Name des lezteren auch nach dem Uebertritt zum Christenthum; wenigstens war es ganz natürlich, dafs man, auch nachdem die Germanen schon zum Christenthum bekehrt waren, die Deutschen Mundarten im Gegensatz der Römischen Kirchensprache „heidnische Sprachen" „Profansprachen" nannte, also von einem sermo gentilis, sermo theodiscus sprach; mit der Zeit dann, als alle, welche diese im Fränkischen Reiche lingua *theodisca* genannte Sprache redeten, sich als ein besonderes Reich, als das Ostfrankenreich absonderten, und von König Arnulph an allein bestanden, begann der Name theodisci, Deutsche, ein besonderer Nationalname für die aus Franken, Schwaben, Baiern, Sachsen und Düringern bestehenden Bewohner des Ostfrankenreiches zu werden.

Als ihrer Art und Gesinnung nach verschieden, treten Franzosen und Deutsche nach Gründung des Frankenreiches zuerst wieder auf im Jahre 830 (cf. vita Ludovici Pii ap. Duchesne II. p. 307.); bis dahin hatte man sie entweder mit ganz particularen Stammnamen: Burgunder, Sachsen u. s. w. bezeichnet, oder unter dem allgemeinen Namen der Franken begriffen, und nicht wesentlich unterschieden; — da der Gesammtname der Franken auch später noch fortdauerte, so gab die Sprache die beste Unterscheidung in Franken „Romanischer (kirchlicher) Zunge" und Franken Deutscher (heidnischer) Zunge. Jene wurden mit der Zeit Franzosen, diese Deutsche.

Diese Ableitung ist sprachlich zugleich vollkommen zu rechtfertigen — das alte dentale th, wie es die Engländer und Isländer von allen Germanischen Völkern al-

Digitized by Google

lein bewahrt haben, ist nämlich überall im Deutschen in ein d übergegangen; das Gothische thankjan ist „danken" geworden; than „dann;" ik tharf „ich darf;" thaurnus „Dorn;" u. s. w. Ganz folgerecht wird also aus thiudisks „diudisks."

Der alte Doppelvocal iu, der im Deutschen nur noch in der Allemannischen Mundart übrig ist, ist überall in der neueren Sprache übergegangen in eu z. B. das Gothische niuja ist „neu" geworden; giutan in älterer hochdeutscher Form „geufsen" später „giefsen;" stiuran „steuren;" siukei „Seuche;" ganz folgerecht wird also aus diudisks „deudisks."

Dafs die Gothische Adjectivendung — isks der Hochdeutschen — isch analog ist, liegt auf platter Hand; deudisks verändert sich also im Hochdeutschen in „deudisch," und da der Gebrauch der Aussprache das zwischenstehende i heraus geworfen und das d unmittelbar vor das sch gerückt hat, mufs dieses natürlich härter werden — so dafs also die Hochdeutsche Form des Gothischen thiudisks keine andere seyn kann als: „deutsch."

Es folgt hieraus, dafs die Schreibart „Teutsch" eben so sprachwidrig ist, als die Ableitung von Teutonen und Thuisko ungeschichtlich.

Die Nordischen Sprachen bestätigen ebenfalls die angegebene Ableitung und Erklärung des Namens der Deutschen, denn im Isländischen, wo das alte dentale th noch ist, und das Gothische iu überall in ein y verwandelt ist, heifst „deutsch" „thysk," und im Dänischen, in welchem Germanischen Dialect das th nicht wie im Deutschen in ein d, sondern überall in ein t übergegangen ist, heifst deutsch „tysk,"

Deutsch bedeutet demnach ursprünglich: gentilis, heidnisch. Auch Karl der Grofse scheint das Wort gentes für Germanische Nationen schlechthin zu gebrauchen, denn in den Gesetzen, welche er für das Longobardische Reich gab, verbietet er Heirathen vor den Jahren der Pubertät „quia multas saepius ex hujusmodi contractu nuptiali ruinas animorum factas audivimus, et tales fornicationes perpetratas, quales inter *gentes* esse non debent." Es ist dies durchaus die Lesart der bessern Handschriften, und die Variante: quales nec inter gentes esse debent, wohl nur daher entstanden, dafs der spätere Abschreiber nicht wufste, dafs die gentes auch die Unterthanen der Germanischen Reiche, also zu Karls des Grossen Zeit, die Bewohner des Frankenreiches sind, sondern gentes und Heiden auch für die Latinität der Karolingischen Zeit für sich vollkommen entsprechende Worte hielt. Das Gesetz ist das 145ste und steht bei Canciani vol. I. p. 168. col 1.

Heinrich Leo.

IX.

Erster Bericht.

Die Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin hat folgende Bücher zu beurtheilen beschlossen, und wird in den nächsten Heften ihrer Jahrbücher die desfalsigen Anzeigen erscheinen lassen.

I. In der philosophischen Klasse. (Philosophie, Theologie, Jurisprudenz.)

V. Cousin, Fragmens philosophiques.
V. Cousin, Oeuvres de Descartes.
Solgers hinterlassene Schriften.
Bergers Grundzüge der Wissenschaft.
Hamanns sämmtliche Schriften.
Ritter, Geschichte der pythagoräischen Philosophie.
Carové, die Alleinseligmachende Kirche.
Möhler, die Einheit der Kirche.
Mühlenbruch, die Lehre von der Cession 2te Ausgabe.
Zimmern, Geschichte des Römischen Rechts.

II. In der naturwissenschaftlichen Klasse. (Naturwissenschaften, Medicin, Mathematik.)

Robert Browns vermischte botanische Schriften.
Burdach, Physiologie.
Blume, Bydragen tot de Flora van Nederlandsch Indie.
Fourier, Theorie analytique de la Chaleur.
Weber, Theorie der Wellen.
Cauchy, Leçons du calcul indifférent et intégral.

III. In der historisch-philologischen Classe. (Philologie, Geschichte, Kunstwissenschaft.)

Rafs, über die Zendsprache.
Bopp, Sanscrit Grammatik.
Böckh, Corpus inscriptionum.
Rosenmüller, analecta arabica.
Wachsmuth, Alterthumskunde.
Rückert, Bearbeitung des Hariri.
Gau, Reise nach Nubien.
Möller, Denkmale alter Baukunst.
Thiersch, Schorn u. s. w. Reise nach Italien.
Rumohr, Italiänische Studien.
Lingard, History of England.
Barante, Histoire des Ducs de Bourgogne.
Gagerns, Antheil an der Politik.

Im Auftrag der Societät
Dr. Gans. Dr. Leo. Dr. Schulz.

Druckfehler.

S. 11 Z. 1 v. unt. lies *Τῆνος*.
S. 12 Z. 13 nach Nymphen setze an.
S. 16 Z. 2 lies *ἀχόλαστον*.
Ebendas. Z. 25 lies und für ad.
Ebendas. Z. 29 schreibe: *λέγεται· Σεαυτῷ.*
S. 25 Z. 17 lies *ῥέων*.
S. 31 Z. 10 v. unt. lies *Λευκαδίων*.
S. 31. Z. 8 v. unt. lies Mykonäer.

Beilage: Umschlag zum Januar-Heft.

Digitized by Google

Nro. 21. u. 22.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1827.

X.

Mein Antheil an der Politik. I. Unter Napoleons Herrschaft. II. Nach Napoleons Fall. Der Kongrefs zu Wien. Stuttgart und Tübingen, 1823. 1826. 236 *und* 393 *Seiten.* 8°.

Dankbar ist es zu erkennen, wenn ein Deutscher, und ein Staatsmann zumal, den grofsen Entschlufs fafst, seine Lebensbahn sammt den Zeitläuften, durch welche sie gegangen, der Welt in Denkschriften darzulegen. Ich sage mit gutem Bedacht: den grofsen Entschlufs; denn der Boden, welchen unsre Nachbarn, die Franzosen, schon seit einem Jahrhundert völlig geebnet und zum anmuthigen Lustwandeln eingerichtet haben, das Feld der Memoiren, ist bei uns Deutschen noch eine peinvolle Wildnifs voll Schwierigkeit und Gefahr, nicht zum Vergnügen, sondern nur in kühner Unternehmung zu betreten. Dort sehen wir alle Klassen der Gesellschaft, Minister und Marschall, Prinzessin und Hofdame, Kardinal und Mönch, Modehändlerin und Zofe, Kammerdiener und Lakai, kurz alles, was nur die Feder zu führen weifs, auf jenem wohlgepflegten Unterhaltungsplatze sich vereint ergehn, jeder nach seiner Weise unter vielen Gleichbeschäftigten bemüht, seinen gewohnten Gang heiter fortzusetzen, durch Erzählung das Erlebte sich und Andern nochmals zu vergegenwärtigen, das Gewonnene zu behaupten, das Verlorene und Verfehlte für die Gedanken herzustellen. Man mufs gestehen, sie bewegen sich Alle mit grofser Leichtigkeit, man sieht, die ganze Nation ist solcher Uebungen gewohnt, eine gewisse Freiheit und Anständigkeit des Benehmens ist Allen gemein; will ein Sonderling, aus ursprünglicher oder angenommener Wunderlichkeit, die bequeme, breite Bahn verlassen, so mag er auf seine Gefahr, zum Staunen oder Lachen der Zuschauer, querfeldein neue Wege suchen, es steht ihm frei, doch gezwungen ist er dazu auf keine Weise. Wohl aber der Deutsche; denn dieser, von solchem Triebe zum Lustwandeln in jener Richtung angeregt, findet nicht bereiteten Boden, nicht aufnehmende Gesellschaft Mit- und Voranwandelnder, nicht anerkannte, sichre Form des Auftretens und Benehmens, nein, über Stock und Stein, durch Busch und Bach, mufs er für sich allein in der Oede sich mühsam durcharbeiten, und soll vor aller Welt Augen, welche nur um so neugieriger und schadenfroher an dem Einzelnen haften, noch in Tracht und Geberde wie in Wort und Meinung stets einen Anstand beobachten und eine Artigkeit darthun, die jedermann desto heftiger von ihm verlangt, je weniger ein Muster dafür noch nachzuweisen ist. Wahrlich es ist kein Wunder, wenn unsere wenigen Memoirenschreiber, unter solchen Umständen, nicht allzuglücklich gefahren, einige durch ihre mühsamen Anstrengungen höchstens Mitleid, andere durch ihr buntscheckig geziertes Wesen nur Lachen erregt haben. Neben Goethe's Dichtung und Wahrheit haben wir nichts anderes Gelungenes zu nennen, und dieses Werk selbst, wie ächt Deutsche Denkwürdigkeiten es auch mitenthalte, steht doch zu dem, was gewöhnlich mit diesem Namen gemeint wird, ungefähr in dem Verhältnisse, wie der Faust desselben Meisters zu anderen Trauerspielen. Wie das politische und höhere gesellige Leben in Denkschriften zu behandeln sei, haben wir noch nicht gelernt. Aber das Mifsgeschick erster Versuche und Uebungen kann deren wirkliches Verdienst nicht schwächen, sie sind gleichsam die Opfer, durch welche die künftige Vollkommenheit erkauft wird; wiederholte, häufigere Beispiele werden mit der auffallenden Seltenheit auch die auffallende Ungeschicklichkeit solcher an und für sich doch stets löblichen Bestrebungen austilgen. Wir haben im Deutschen, mit unverdrossener Müh' und Arbeit, nach vielen schlechten endlich gute Hexameter zu Stande gebracht; wir werden auch noch gute Memoiren bekommen. —

Digitized by Google

In der noch schwachen Zahl solcher verdienstlich Bemühten erscheint jezt Herr von Gagern, mit bedeutenden Vortheilen, wie nicht zu läugnen, über seine Vorgänger, und gewiſs auch, läſst sich annehmen, über manche Nachfolger. Seine Stellung in Lebens- und Weltverhältnissen, die ganze Art seiner Geistesbildung, seine eigenthümliche, selbst in Geschäften höchst bemerkbar gewordene Mittheilungsweise, berechtigen zu ungewöhnlichen Erwartungen. Er geht auch in der That einen ganz besonderen Weg; er will nicht persönliche Lebensdenkwürdigkeiten noch eigentliche Geschichtsdarstellungen liefern, sondern sein Buch kündigt einen noch ganz anderen Zweck durch den Titel an: „Mein Antheil an der Politik.“ Daſs der Name, dem dieses „Mein“ angehört, nicht mitgenannt wird, könnte sogleich stutzig machen, und hier eine unsichre Verknüpfung andeuten, sei es in der Sache oder in den Worten; zwar der Name findet sich glücklicherweise noch bald genug unter der Zueignung, sowohl des ersten als des zweiten Theils, aber nun ist man schon einmal mit dem Titel verfangen, und findet diesen bei näherer Betrachtung eben nicht sehr wohlgegriffen. Die Politik, von welcher ein bestimmter Antheil hier herausgehoben werden soll, bleibt ein etwas unklares Abstraktum, nicht sonderlich geeignet, eine Mannigfaltigkeit von Konkretem, wie doch hier durch Antheil gemeint seyn muſs, als Bestandtheil zu haben. Ginge man auf solche Bezeichnung ein, und wollten Mehrere dergleichen Antheile an der Politik für sich aussondern, so würde die leztere dasselbe kleinste Ergebniſs oft nach vier, fünf, sechs und mehr Seiten zugleich auszahlen sollen, was doch unmöglich angeht. Aber das Wirrniſs löst sich, sobald man das persönlich Geleistete in dem Antheil von dem sächlich Geleisteten in der Politik gehörig unterscheidet, und darnach den Titel ändert. Denn freilich ist es wahr, daſs in der Geschichte von jeher stets weit mehr gethan und erstrebt wird, als eigentlich herauskommt, daher es sehr unbillig wäre, den Antheil an den politischen Bewegungen nur an den Ergebnissen derselben abzumessen. Herr von Gagern selbst käme dabei offenbar zu kurz. Kein Mensch wird bezweifeln, daſs Herr von Gagern diese in seinen Denkwürdigkeiten hier dargelegten Thätigkeiten ausgeübt, diese Ansichten gehabt, diese Gesinnungen gehegt habe; aber so viele Thätigkeiten durchkreuzen einander, heben einander auf, begleiten einander bald hemmend bald fördernd, und dasselbe Zusammentreffen und Widerstreiten gilt von den Ansichten und Gesinnungen, so daſs der einfache Ertrag aus so vielfachem Thun meist in gar keinem Verhältnisse mehr zu diesem steht; besonders sind die Thätigkeiten des Vermittelns, Ausgleichens und Friedenerhaltens ganz unendliche, welchen es nie an Stoff mangelt, deren Wirkung sich nach allen Seiten verbreitet, und gleichwohl in keiner besonderen Gestalt übrig bleibt. Daſs Herrn von Gagerns politische Thätigkeit hauptsächlich von der bemerkten, so leicht verkennbaren und meist wirklich verkannten Art war, bezeugt selbst der geistreiche Freund, dessen Briefstelle Herr von Gagern (Thl. II. S. 11.) mittheilt, nach welcher der wesentlichste Einfluſs auf das Zusammenwirken der mindermächtigen Deutschen Regierungen zur Gestaltung der Deutschen Bundesakte, und ebenso die bedeutendste Mitwirkung zum Ermäſsigen der wegen Polen und Sachsen auf dem Kongresse zu Wien gespannten Gemüther dem Herrn von Gagern eben in Gemäſsheit jener Thätigkeiten zugesprochen wird, ohne daſs man es doch erkennen wolle, vielmehr sei solche Erzählung, sagt der Freund, den Juden ein Aergerniſs, den Griechen eine Thorheit; wobei denn, unter dem Namen der Juden und Griechen, hier die lieben Landsleute selbst die Gescholtenen sind. Ich meinestheils bin weit entfernt, die Verdienste des Herrn von Gagern geringer anzuschlagen, als er selbst und sein Freund, aber der Eifer, in welchen der leztere geräth, und jenes Nichterkennenwollen, und dieses Aergerniſs und diese Thorheit, bestätigen nur die Meinung, daſs, anstatt des persönlich Erlebten lieber das persönlich Geleistete schildern zu wollen, ein minder sicheres Absehen und eine minderbelohnende Arbeit sei, so wie auch, daſs die Miſslichkeit des Titels dem Buche nicht bloſs durch diesen angehöre.

Der Zeitumfang, welchen Herr von Gagern in diesen Denkschriften vor sich hat, begreift den lezten Verfall und völligen Untergang des Deutschen Reiches, und das neue Werden einer andern Gestaltung, zuerst des Rheinischen und dann des Deutschen Bundes, also eine der gröſsten Verarbeitungen und eine der wichtigsten Verwandlungen, welche den politischen Zustand unsrer Nation jemals betroffen haben. Diese Zeit, deren eigenthümliches Leben uns allzusehr in Druck und Störung berührt hat, als daſs wir seine Gestalt immer unbefangen genug zu würdigen bereit wären, wird einst in der Geschichte der Deutschen ein höchstes Interesse auf sich

Digitized by Google

ziehen. Man wird ihren Erscheinungen und Bedingnissen eifrigst nachspüren, und vielleicht, ungeachtet der so ungeheuer vermehrten Hülfsmittel, zu ihrer Aufhellung eben so begierig und vergebens nach ächten und ausreichenden Quellen forschen, als jezt nach denen des Mittelalters. Es ist gewiſs, daſs unsere Gegenwart nicht weniger als frühere Zeiten, unendlich vieles vernachlässigt, miſsachtet oder vergeudet, was uns, wie einst den Nachkommen, in höchstem Werthe stehen würde, wenn wir es, wie jene, als Ganzes aufzufassen im Stande wären. Aber in der Vereinzelung der unmittelbaren Lebensbezüge entgehen uns allzuleicht die allgemeinen Gesichtspunkte, und eine Geschichte der Deutschen als Zeitgenosse wahrhaft *mit durchzuleben*, ist wohl noch schwieriger, als eine solche zu *schreiben*, obwohl auch diese leztere Aufgabe schon als eine fast unlösbare gilt. Das Deutsche Leben des achtzehnten Jahrhunderts, die nächste Zeit vor der völligen Auflösung des Deutschen Reiches, dieses Inbegriffs so vielfach getadelter und seitdem häufig genug wieder angerufener Staatsgebilde, ist in solchem Betreff ganz besonders ausgezeichnet, durch Anziehung sowohl, als auch durch Schwierigkeit; der gröſste Reichthum, der mannigfachste Reiz bietet sich dar, wie jeder bekennen wird, der nur irgendwie in jene Zustände tiefer hineinzublicken vermochte; aber dieses Leben erscheint nirgends beisammen, weder auf dem Markte, noch in der Kirche, weder im Heere, noch am Hoflager, weder in der Schule, noch in der Geselligkeit, sondern überall zerstreut und überall anders, auf keiner Hauptstraſse begegnet man ihm, es will auf tausend verschiedenen, oft kaum noch merkbaren Wegen, in seinen kleinsten Bezügen aufgesucht seyn, sogar der Staat selber, der doch als das zumeist Oeffentliche hervorzutreten hat, nur in den Gedichten, in Stillleben, Träumen. Vorzüglichen Dank haben wir deshalb für jeden Beitrag auszusprechen, welchen irgend Berufene uns zur Kenntniſs einzelner Verzweigungen und Gebilde jenes Lebens aus ihrer persönlichen Erfahrung und Erinnerung mittheilen, und solcher Dank gebührt unserm Verfasser zuverlässig in hohem Grade. Die Verhältnisse Deutscher Staatspersönlichkeiten, — beides, sowohl der Staaten, als der Staatsmänner, — in jenen Zeiten und Schickungen der aus üppigem Frieden aufgährenden Umwandlungsstürme, treten aus den vorliegenden Denkschriften uns lebhaft vor Augen, wir sehen einen bestimmten Strich Deutschen Landes und Karakters unsern Blicken hell beleuchtet. Hier muſs zuvörderst erfreuen, unter allem äuſseren Wechsel, der verhängt seyn mag, so viel Treue des inneren Karakters zu finden, so groſse Nachhaltigkeit, Fortdauer im Gewohnten, Milde, Billigkeit, wie sich an diesen Zuständen überhaupt kund giebt; Eigenschaften, welche auch im Ganzen die des Mannes sind, der diese Zustände schildert; seine Treue gegen das Nassauische Haus, seine Zuneigung für das Deutsche Vaterland, verläugnen sich nie, wenn auch sonst wohl die Spaltungen der Zeit zu mancherlei unerwünschten, ja bedenklichen Rollen nöthigen. Am anziehendsten ist der erste Theil, und von diesem wieder die erstere Hälfte, welche den schon entlegneren Verhältnissen, vor der französischen Revolution und während derselben, gewidmet ist. Ich kann nur das Bedauern ausdrücken, daſs Herr von Gagern grade diese Schilderungen allzu kurz abgefertigt hat; sie brechen fast immer ab, wo das Weitergehen und Ausführen erst recht erwünscht wäre; in Bezug auf diese Sachen hat Herr von Gagern wenigstens von mir nicht den Vorwurf zu gewärtigen, den er im voraus verzeihen will, nämlich: „daſs man hin und wieder das Geplauder des alternden Mannes rüge," im Gegentheil, er hätte meinethalben um ein gutes Theil redseliger seyn mögen!

Herr von Gagern ist im Jahre 1766 bei Worms auf dem reichsritterschaftlichen Schlosse seines Vaters geboren; die Erinnerungen eines Reichsritters, der „keines Fürsten Unterthan," sind in ihm noch lebhaft, und gehen durch das ganze Buch; da sich diese mit dem früheren Geschlecht abschlieſsen, und in keinem nachfolgenden wiederholen, so sind auch sie schon Denkmale einer unwiederbringlich dahingeschwundenen Vergangenheit, und geben dem Buche ihren eignen Reiz. Obwohl Protestant, besucht Herr von Gagern in Worms die katholische, noch dazu von Exjesuiten geführte Schule, und er rühmt sich ihres guten, die Religionssachen gar nicht berührenden Unterrichts. Nachher kommt er auf die Schule zu Zweibrücken, dann in des Dichters Pfeffel Erziehungsanstalt zu Kolmar, welche, gleich vielen andern damaligen, auf militärische Weise eingerichtet war. Im sechszehnten Jahre bezieht er die Universität Leipzig, später Göttingen. Des Vaters Verhältnisse brachten ihn darauf in die Dienste des Herzogs von Zweibrücken; was über Hof und Regierung dieses kleinen Fürsten gesagt wird, ist sehr interessant; die groſsen politischen Bewegungen über die Erlöschung der Bayerischen Kur

Digitized by Google

im Jahre 1777 spielen hier stark ein; Montgelas, damals noch Freiherr, und der Diplomatiker Pfeffel, werden geschildert. Um sich zu einem höheren Staatsamte vorzubereiten, das ihm, als einem jungen Edelmanne, im voraus zu Nassau-Weilburg zugedacht war, geht Herr von Gagern auf einige Zeit nach Wien. In Weilburg steht er bald, erst 21 Jahr alt, neben dem fast gleichaltrigen Fürsten, mit dem er in Leipzig studirt hat, als Präsident an der Spitze des gesammten Landes; eine vortreffliche und musterhafte Ordnung, eingeführt von seinem Vorgänger, einem grofsen Staatsmanne, wie Deutschland ihrer in den engsten Wirkungskreisen so viele zählte, machte ihm die Sache leicht, das Regieren war unter solchen Umständen ein Genufs.

Diese glückliche Lage wird durch die Bewegungen der französischen Revolution erst von fern, dann in der Nähe gestört. Ueber die damaligen Stimmungen in Deutschland, das Benehmen der Höfe, den Antheil, welchen man in den höchsten Kreisen der Gesellschaft, in den Heeren, am wenigsten doch im untern Volke, zu Gunsten der Revolution wahrnahm, kommen merkwürdige Aeufserungen vor. Endlich erscheinen die Französischen Republikaner selbst, den Grafen Custine an der Spitze; diesem gegenüber spielt Herr von Gagern eine sehr barsche, trotzige Rolle, auf die er nicht ohne Wohlgefallen zurückblickt; allein die rauhesten Kriegsleute lassen oft aus Gutmüthigkeit oder Lässigkeit mancherlei so hingehen, was nachher wohl aussehen kann, als habe man ihnen aufgetrumpft, im Augenblicke selbst aber so viel nicht bedeuten mochte. Aber Herr von Gagern erfährt in seiner eignen Denkart die mächtige Einwirkung der Republikaner, er verwahrt sich nur, dafs er ihnen im Sinne des Königshasses und der Erbitterung nie angehört habe; diefs erweist sich auch alsbald, da er die Rettung der Königin von Frankreich, als einer gebornen Deutschen Fürstin, zur Ehre der Deutschen Nation versuchen will; er schreibt in dieser Absicht an die Königin und an den Französischen Nationalkonvent, und bringt den Brief den drei bei den Französischen Truppen in Mainz anwesenden Kommissären des Konvents, wo aber Merlin von Thionville sich bei Tische häfslich mit dem Messer geberdet, indem er sagt, es gefalle ihm nicht auf der Erde, so lange noch ein Edelmann übrig sei; zu schweigen, sagt Herr von Gagern hier, war das Klügste. Uebrigens wollte er die Königin zu Paris im Namen der Deutschen Jugend zurückverlangen, die rothe Kappe, bekennt er, hätte er unweigerlich genommen, mit den Deutschen Handwerksburschen in Paris Kammeradschaft gepflogen, des Geldes nicht gespart, das Aeufserste gewagt; doch dieser Anschlag blieb in unverwirklichten Möglichkeiten stecken, wie so mancher andere. Herr von Gagern mufs bald für seine eigene Sicherheit sorgen, wird aber dadurch nur um so eifriger für das Allgemeine; ein Aufruf zum engeren Verein gegen die Franzosen, ein Keim des Tugendbundes, die zur Sprache gebrachten Urideen von Landwehr und Landsturm, persönliche Drohungen gegen den Kurpfälzischen Minister Grafen Oberndorf, die mächtigsten Hülfsmittel, wie man sieht, zu welchen der erregte Thateifer greifen kann, bleiben ebenfalls ohne Folge; indefs erkennt man, wie früh Herr von Gagern die Anstalten, welche später in Deutschland gegen die fremde Gewaltherrschaft wirklich durchgriffen, in sich getragen, wiewohl er die Ehre solcher Anschläge darum nicht gerade sich selber vorzugsweise beimessen will, sondern dieselben als „Urideen" gern noch früheren Eigenthümern überweiset.

Den Frieden von Basel kann ein Deutscher, sagt Herr von Gagern, nur mit Abscheu nennen; von dem Augenblicke habe es geheifsen: Rette sich wer da kann! und diese Sprache habe er selbst fortan häufig und geläufig geführt. Durch den Fortgang der Ereignisse verliert Herr von Gagern seinen bisherigen Boden und die darauf gegründete Wirksamkeit endlich ganz, er lebt als Vertriebener, bald mehr, bald weniger beschäftigt, bald in Berlin bald in Wien politische Rathschläge anbringend, doch immer ohne Erfolg; er mufs zulezt gestehen, dafs der Frieden von Campo-Formio sich kaum besser ausnimmt, als der von Basel. Vom Kongresse zu Rastatt hat er auch nicht viel Löbliches zu berichten; die Ermordung der Französischen Gesandten durch Szekler Husaren wird hier, öffentlich, so viel ich weifs, zum erstenmal, mit einem bestimmten Verdacht gegen den Grafen Lehrbach verknüpft, weiterer Aufschlufs aber nicht mitgetheilt. In Folge der Verträge, welche den weltlichen Deutschen Fürsten Entschädigungen für ihre an Frankreich gemachten Verluste durch Einziehung Deutscher geistlichen Länder sicherten, ging Herr von Gagern sodann als Nassauischer Bevollmächtigter nach Paris, an den Hof Bonaparte's. Hier lebt er in der grofsen Welt und Gesellschaft; Herr von Talleyrand, Frau von Staël,

Digitized by Google

und andere berühmte Personen treten hervor. Späterhin wird hier der Rheinbund gestiftet, zu welchem Herr von Gagern, des: Rette sich wer da kann! bestens eingedenk, thätig mitgewirkt, sowohl zum Vortheil seines Nassauischen Hofes, als auch den übrigen Deutschen Verhältnissen zum Besten, wie er ausführlich darzuthun bemüht ist; im Grunde freilich war bei diesen Dingen von Deutscher Seite nicht viel auszurichten.

Alle nachfolgende Thätigkeit des Herrn von Gagern ferner im Einzelnen zu begleiten, dürfte hier der Raum schwerlich erlauben; ich will aber die Hauptsachen der Reihe nach kürzlich anführen. Der Krieg des Jahres 1806 gegen Preufsen läfst Herrn von Gagern in seinen diplomatischen Geschäften dem Hauptquartiere Napoleons folgen; die Dienste, welche er hier gelegentlich dem Kursächsischen Hof erzeigt, hätten ihm das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten in Dresden zuwenden können, allein die Sache blieb abermals ohne Verwirklichung. Herr von Gagern kam wieder nach Paris, wo Napoleons gewaltige Stellung und Mittel Anreiz genug zu grofsen Planen seyn konnten, doch da derselbe auf den ihm von fern hinterbrachten Vorschlag, Deutsche oder gemischte Kolonieen durch Herrn von Gagern nach Louisiana führen zu lassen, nicht geachtet hatte, so theilte dieser ihm andere, wichtigere, weil er ihm nicht traute, lieber gar nicht mit; die Aufforderung an Napoleon, nicht halb, sondern lieber ganz Charlemagne zu seyn, sich in Deutschland wählen und krönen zu lassen, da denn gegen die Ungehorsamen die Deutschen Gesetze von der Acht genug sprechen würden, eine Reichskanzlei und den Reichshofrath zu bestellen, sich mit Rechtsgelehrten und Litteratoren zu umgeben, und endlich, dem Herrn von Gagern jährlich in Deutschland zwei Millionen zu vertrauen, um damit in Ritterschaft und drittem Stand dem neuen Kaiser Anhänger zu gewinnen, diese Aufforderung hätte doch gewifs für Napoleon sehr verführerisch seyn müssen, der die Millionen ohnehin verschwendete, aber nicht ahnete, welch zweckmäfsiger Gebrauch davon in Ritterschaft und drittem Stand hätte gemacht werden können. „Es erging fürwahr ganz anders," sagt Herr von Gagern; er selbst mufste in Folge eines Französischen Dekrets, welches im Jahre 1811 alle auf dem linken Rheinufer Geborenen als Franzosen ansprach und aus fremden Diensten zurückrief, das Nassauische Staatsverhältnifs aufgeben, und weil er nicht in Frankreich dienen wollte, zog er sich nach Oesterreich, wo er seinem nunmehr entschiedenen Hasse gegen Napoleon Nahrung zu finden hoffte. Der Minister von Stein schien für Männer in solchen Lagen ein Vorbild, in welchem man sich gern spiegelte, aber den Unterschied von diesem Helden Deutscher Gesinnung zu so manchen Opfern ganz anderer Umstände wird man leicht festhalten.

Napoleons Mifsgeschicke begannen, und Herr von Gagern sah ein erweitertes Feld der Thätigkeit vor sich; die Volksstimme war so kräftig, dafs sie dem Oesterreichischen Kaiser selbst, sagt Herr von Gagern, nicht erlaubt haben würde, ferner Parthei für Napoleon zu nehmen; Herr von Gagern hatte schon gewählt, und machte gemeine Sache mit der Volksstimme; allein das Unglück verfolgt ihn auch hier, immer wird er vor der That gehemmt, und von denen verkannt, für die er thätig seyn will. Seine Aufstandsanschläge schienen, wie er selbst sagt, dem Ansehen und der Hoheit des Oesterreichischen Hofes gefährlich, und ehe sie zur Ausführung gelangen konnten, wurde Herr von Gagern aus den Oesterreichischen Staaten verwiesen! Er tröstet sich mit den Worten: „Allerdings lag in mir auch der Ehrgeiz, zu zeigen, was starke Karaktere vermögen. Das Schicksal hat es nicht gewollt." Indefs wird Herrn von Gagerns redlicher Eifer doch bald eingesehen, und er begiebt sich, mit Oesterreichischen Winken, nach Breslau, wo die von Kalisch dahin gekommenen Monarchen doch ihre innerste Ansicht ihm, wie er selber meint, wohl nicht eröffneten. Von anderer Seite dagegen zeigt sich erwünschtes Zutrauen; in Prag hatte der noch nicht wieder eingesezte Kurfürst von Hessen den Herrn von Gagern in seinen innersten Rath gezogen; nunmehr berief ihn eine Depesche an die Spitze der Angelegenheiten des Prinzen von Oranien, und alsbald trat er in den Verwaltungsrath, welchen die verbündeten Herrscher für die eroberten Länder unter Vorsitz des Ministers von Stein anordneten. Hierauf nahm Herr von Gagern die Nassauischen und Niederländischen Interessen in den Friedensverhandlungen zu Paris, und dann beim Kongresse zu Wien, wohin er neben Herrn von Spaen als zweiter Bevollmächtigter gesandt wurde, mit lebhaftem Eifer und mit allem dem Erfolge wahr, der in den günstigsten Verhältnissen des Oranischen Hauses reichlichst begründet lag.

Der Kongrefs von Wien füllt den ganzen zweiten

Digitized by Google

Theil dieser Denkschriften; in alle Verhandlungen und Verwickelungen dieses wichtigen Zeitraums einzugehen, ist aber hier nicht möglich. Leid ist es mir, sagen zu müssen, dafs hier auch das Interesse der Mittheilungen des Herrn von Gagern merklich abnimmt, sei es, dafs die Gröfse des Gegenstandes weniger leicht zu verarbeiten, oder die Fülle des Mittheilbaren nicht so ergiebig war, oder auch der persönliche Antheil an diesem bedeutenden Stücke Politik mehr in eigentlichen Geschäftsarbeiten, als in grofsen, für die Einbildungskraft anziehenden Entwürfen bestand. Wenigstens wendet sich der Vortrag des Herrn von Gagern hier mehr und mehr auf das Geschäftliche, und sucht dieses hauptsächlich hervorzuheben und zu belegen; Auszüge aus Verträgen, Protokollen, diplomatischen Noten und Depeschen nehmen im Text überhand, abgerechnet was dieser Art in einem grofsen Anhange noch besonders beigefügt ist. Diese Mischung von meist Französischen, auch mitunter Englischen, Aktenstücken und Beweisstellen mit Deutscher Erzählung und Betrachtung, verursacht einiges Unbehagen; den wenigsten Lesern kann dieses wiederholte Ueberspringen aus der Kanzlei in den Salon und aus dem Salon in die Kanzlei gefallen. Der dritte Theil dieser Denkschriften, welcher wahrscheinlich noch folgen, und die Wirksamkeit des Herrn von Gagern am Deutschen Bundestage darstellen wird, möge sich in diesem Betrachte doch ja vor den Bundesprotokollen hüten, deren Ernst und Schwere, bei aller Gleichheit des Idioms, sich nothwendig sträuben mufs, in den immer etwas leichten Styl unterhaltender Denkschriften eingeschoben zu werden, wenn auch die eignen Vorträge und Abstimmungen des Herrn von Gagern hierin zuweilen eine willkommene Ausnahme machen. Zudem sind eigentliche Aktenstücke für die politische Geschichte nicht immer die sichersten Quellen und Belege; man müfste sie vollständiger haben, als diefs gewöhnlich der Fall seyn kann, um ihren Sinn und Zusammenhang jedesmal richtig einzusehen, und das eigentlich Wirksame und Entscheidende bewegt sich im politischen Gebiete meist aufserhalb der Bahnen, auf welchen sich die breiten Verhandlungsschriften fortarbeiten. Dafür sind eben persönliche Denkschriften, dafs sie aus unmittelbarer Lebensanschauung das Erlebte schildern, und ihr ganzer Vortheil geht verloren, wenn sie wieder auf das amtliche Schriftwesen zurückkehren. Aber ein Deutscher, das sehen wir, kann fast nicht anders, so stark die Schwingen der Anmuth ihn erheben, so stark wieder zieht die Aktenschwere ihn herab, und unsere Retz, St. Simon, Ferrieres, Segur, sehen sich verurtheilt, immer auch ein bischen unsere Lünig und Meyern zu seyn! Diefs einmal als Nationalnothwendigkeit zugestanden, wäre es jedoch sehr unbillig, Herrn von Gagerns Sorgfalt nicht anzuerkennen; er war bemüht, seinem Buche jede zuverlässige Bewährung einzuverleiben, und diefs bleibt zu loben, auch wenn der Ertrag nicht immer der Absicht entsprechen sollte. Einige merkwürdige Aktenstücke sind hier zuerst der Oeffentlichkeit übergeben; die Kanzleien und Archive haben manches losgelassen, was sonst festzuliegen pflegt. Von seinem Fürsten hat Herr von Gagern die Vergünstigung erwirkt, seine eigenen Depeschen theilweise abdrucken zu lassen; hier tritt denn freilich die Betrachtung ein, dafs dergleichen Schriften, auf welche, im Augenblick ihres Lebenspunktes, und noch eine Weile hernach von den betreffenden Personen, mit Recht der höchste Werth gesezt wird, späterhin, und für Fremde, gar sehr an Interesse zu verlieren pflegen, es geht damit, wie mit den Zeitungen, nur immer auf die neuesten ist man begierig, obwohl nicht zu läugnen, dafs oft die älteren besser waren. Ferner, als Herr von Gagern sich zu diesen Denkwürdigkeiten entschlofs, bedingte er mit dem Fürsten von Talleyrand, dafs dieser ihm unverfängliche geschichtliche Fragen beantworten sollte; diese Fragen und Antworten sind mitgetheilt; bei dieser Gelegenheit sieht man wieder recht, wie schwer das Fragen ist, und wie leicht das Antworten, wenn man es dabei wie Herr von Gagern und der Fürst von Talleyrand macht, denn in der That ist wenig dabei herausgekommen. Ein zwischen dem Oesterreichischen Gesandten in München, Grafen Friedrich von Stadion, und seinem Bruder, dem gewesenen Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu Wien, geführter Briefwechsel, der nach des Ersteren Ableben auf seltsame Weise in Herrn von Gagerns Hände kam, und von ihm, edler und zarter Weise, dem lezteren zurückgestellt wurde, hätte reichere Ausbeute gewähren mögen, aber Herr von Gagern theilt nur ein paar unverfängliche Stellen daraus mit. In Betreff seiner Unterredungen mit Herrn Bartholdy, von welchem über die Preufsischen Verhältnisse allerlei Aeufserungen beigebracht sind, ist Herr von Gagern weniger zart gewesen, wie er denn überhaupt den Preufsischen Staatsmännern durch das ganze Buch nicht sonderlich gewogen erscheint, und in rücksichtsloser Art von ihnen spricht; viel-

Digitized by Google

leicht aber haben sie vor Anderen es auch um ihn verdient!

An Gelegenheit, die grofsen und kleinen Welthändel kennen zu lernen, und in ihr Getriebe mitthätig einzugreifen, hat es Herrn von Gagern, nach allem Erwähnten, nun allerdings nicht gefehlt; seine Stellungen waren bedeutend genug, seine Verhältnisse mannigfach, seine Hülfsquellen nicht gewöhnliche; gleichwohl scheint seine Auffassung und Darstellung so vielfacher und lebensvoller Gegenstände nur selten diesen gehäuften Vortheilen zu entsprechen. Im entschieden Grofsen wählt er oft nur die kleinsten Gesichtspunkte; die Bezüge der Dinge und der Personen zu einander erscheinen oft völlig aufgelöst, um nur den Einen Bezug, den näher oder entfernter an den Verfasser knüpfbaren, hervorzuheben; Urtheile bedingen sich ihm hieraus oft von so seltsamer Art, dafs zu seiner Meinung aufser ihm schwerlich noch jemand ganz wird stimmen wollen. Ueberhaupt ist das Ganze so gestellt, dafs nicht sowohl die Begebenheiten Licht von der Person, als vielmehr die Person Licht und Glanz von den Begebenheiten empfängt, welche ringsher sich um jene fügsam ordnen, und das Bild derselben von allen Seiten in bunten Farben zurückspiegeln. Diese prachtvolle Heiterkeit ist manchen stilleren Tugenden des Buches nicht günstig. Die Biederkeit, deren wirksame Gegenwart in dem Karakter dieser Denkschriften auch der Mifswollende selbst nicht abläugnen dürfte, kann in der unvermeidlichen Selbstbeschauung, die ihr bereitet ist, einiger Züge zu stark lächelnden Wohlgefallens sich nicht erwehren. Auch die Bescheidenheit hat manchmal von der ihr aufgedrungenen Stellung einiges zu leiden; am wenigsten jedoch die Gutmüthigkeit, welche sich unter so vielfachen Verlockungen doch immer in fast gleicher Haltung zeigt. Wie gegen sich selbst, ist Herr von Gagern auch gegen Andre billig, und wenn er auch Ungunst und Tadel lebhaft genug ausspricht, so findet sich in seinen Urtheilen doch nicht leicht Bitterkeit oder Schadenfreude. Selbst die feindlichen Angriffe eines Lucchesini, der in seinen Denkwürdigkeiten sonnenklar beweisen will, dafs Herr von Gagern in Paris treulos gegen das Nassauische Haus gehandelt habe, der Allemannia, welche ihn einen der ersten Urheber aller revolutionären Gesinnungen nennt, und des Manuscripts aus Süddeutschland, welches behauptet, dafs er zu Wien beim Kongresse nur abgeschmackte Dinge zu Markt gebracht habe, behandelt er mit Glimpf und Milde, und führt sie, den Dilettanten des Tadels zu Liebe, wie er sagt, in seinem Buche selbst, ohne besondre Widerlegung, mit obigen Worten an.

Art und Weise, die Dinge zu sehen und zu nehmen, den ganzen Weltwirrwarr zu behandeln und sich selber darin darzustellen, will man bei dem Schriftsteller immer auch in seinem Stil und in seiner Sprache wiederfinden. Die Schreibart des Herrn von Gagern wäre in dieser Hinsicht, dürfte jene Regel durchaus keine Ausnahme leiden, nicht eben das günstigste Zeugnifs für ihn. Sie hat wenig Gleichmäfsigkeit, im Gegentheil, ihre Wendungen und Sprünge halten ein unbehagliches Erstaunen rege; sie weicht bald nach der einen, bald nach der andern Seite über die Gebühr aus, giebt sich nachlässig der gröfsten Bequemlichkeit hin, und nimmt die gezwungenste Feierlichkeit an, nicht wie es der Gegenstand erfordert, sondern wie es die Laune bringt; die Trivialität herabgekommener Gesellschaftsausdrücke mischt sich mit der schwülstigsten Geschichtschreibersprache; der hohe Aufschwung Johann von Müllers wetteifert mit dem leichten Gesprudel des Herrn von Pradt, dazwischen sucht ein scherzender Witz, der nicht selten bis zum Schalkhaften sich versteigt, die flüchtige Grazie zu haschen. So bekommt denn freilich das Ganze ein ziemlich buntes und wirres Ansehn, man erkennt, wie schwer es noch seyn mufs, im Deutschen bei solchen Mittheilungen Ernst und Anmuth zu vereinigen. Einige Beispiele, wo Herr von Gagern in seiner Erzählung bald kanzleimäfsig „seine Incumbenz erfüllt," bald salonrednerisch „nicht nur die groben Buchstaben, sondern selbst die points sur les J hinreichend sezt," dann feierlich „der biedern Altvordern" gedenkt, dann schalkhaft „der deutschen Dulcinea, die noch ihres Ritters harrt," Erwähnung thut, beweisen hinlänglich, wie zwischen Charybdis und Scylla die steuerlose Fahrt in's Verderben führt. Eine Redensart, wie: „Da ich in Glück und Wohlstand dies Ruder geführt, dies Brot gegessen hatte," die sich sogar mit Vorliebe wiederholt: „Der Herr Fürst von Usingen hat so lange Oesterreichisches Brot und fast kein andres gegessen," sollte billig mit der verwandten: „Wefs Brot ich esse, defs Lied ich singe," mit: „Meiner Wenigkeit," und andern solchen Geschmacklosigkeiten unsres abgelegten Sprachplunders, in guter Gesellschaft nie mehr erscheinen. Dafs aus der Mischung der Tonarten indefs auch gute komische Kraftwirkung hervorgehn

Digitized by Google

könne, beweist Herr von Gagern durch folgende Stelle, wo die gerügten Mängel im Verein fast eine Tugend werden: „In Herrn von Talleyrands Hause, — erzählt er, — wurde ein Pflegkind, die kleine Charlotte, erzogen, mit der gröfsten Sorgfalt und Zärtlichkeit; sie war gleichsam eine wichtige Person. Wie oft habe ich die Matadore, die alten Leute, Aranda, Philipp Cobenzl, Lucchesini, mit diesem Kinde spielen sehen, manchmal ängstlich, ob sie sie konnten lächeln machen, und bemerkt werden. Wie oft sah ich ein kleines Schooshündchen schmeicheln und von einer Stelle zur andern tragen. Mit diesem artigen Kind, jezt einer artigen Frau, an Herrn Talleyrands Vetter vermählt, habe ich auch gern gespielt. *Aber Herr Hans von Gagern hat diese altdeutsche Strafe des Hundetragens dort nicht erlitten.*“ —

Jungen Männern, welche sich dem diplomatischen Fache widmen, pflegt man das Lesen von Denkschriften besonders zu empfehlen; dafs sie aufserdem die gehörigen ernsten Studien betreiben, sezt man wohl ohnehin dabei voraus. In dieser Beziehung darf man sie wohl aufmerksam machen, dafs sie auch hier, neben der höheren Belehrung, manche nutzbare Winke für das persönliche Leben finden, von welchen der Vortheil unmittelbar einleuchtet. Herr von Gagern war bei seinem ersten Erscheinen in Paris nicht förmlich beglaubigt; an allem, was den Diplomaten Angenehmes widerfuhr, — Einladungen, Benachrichtigungen, Auszeichnungen, — nahm er Theil, doch hatte seine Stellung in andrem Bezug auch wieder ihr Unangenehmes, und da giebt er denn die Auskunft: „Diesen Mifsverhältnissen suchte ich früh auch damit zu steuern, dafs ich alsobald als vornehmer Herr zu leben anfing. Denn man gilt häufig an den Posten, wie man sich selbst hinstellt, und es war zeitig mein Augenmerk, mich von der Klasse lästiger Sollicitanten zu scheiden. Damals war es um so bemerkter, da Equipagen und Eleganz noch unter die Seltenheiten gehörten. Alle die, welche etwa hofften, oder Miene machten, das zersplitterte und gedrückte Nassauische Haus in den Hintergrund zu stellen, wo nicht gar zur Beute zu bezeichnen, wurden gleich damit beseitiget und ihnen dies Handwerk gelegt.“ Aber mit Equipagen und Aufwand ist noch lange nicht alles gethan, auch die persönliche Liebenswürdigkeit mufs das Ihre leisten, so bei Madame Recamier in Clichy: „Litteratur, Ritt und Gang im Wald, kleine Spiele, unser Deutscher Plumpsack und blinde Kuh, Gesang und Tanz, waren in beständigem Wechsel. Ein und das andremal kamen sie zu mir nach Bagatelle. Es ist häufig den Diplomaten heilsam, modisch zu seyn. In früheren Jahren war ich ein sehr rascher, bisweilen leidenschaftlicher Tänzer. Die Kriege hatten unsren Nationaltanz, den Walzer, nach Paris gebracht. Scherzweis sagte ich bisweilen, der Friede zu Luneville habe einen geheimen Separatartikel, vermöge welchem der Deutsche Tanz ihnen abgetreten sei. Später ist selbst unser Kehraus vom Nassauischen an den Französischen Hof gekommen.“ Aber ganz unverhohlen kommt endlich, beim Wiener Kongrefs, noch Entscheidenderes zur Sprache. Herr von Gagern erzählt, er habe mit seinem Gesandtschaftsgenossen, Herrn von Spaen, die erste Zusammenkunft in Bad-Embs gehabt; sie durchliefen die Instruktionen, die nicht viel besagen konnten; das Vorbild, die Klugheit der Altvordern, und in der eignen Brust Redlichkeit und Nachdruck, schienen die besten Quellen; gleich aber fährt Herr von Gagern fort, wie folgt: „Meine wichtigere Frage an den Herrn von Spaen war, ob er einen guten Koch habe? Und als er sie verneinte, mit dem Anfügen, er werde erst nach dem Kongrefs dort haushalten, schrieb ich sogleich nach Paris, um mir einen der geschickteren aus Very's Anstalt zu senden, nahm eine weibliche aus meinem Hauswesen zum inhaltschweren Geschäft der Dampfnudeln mit; liefs von Amsterdam fremde Weine in Fülle kommen, und empfing ohne Anstand und genügend die besten Sorten des heimischen Rheinweins aus den Fürstlich Nassauischen Kellern. Diese Vorsicht kam mir zu Statten.“ Und der Verfolg des Buches selber zeigt, dafs diese Versicherung wohlbegründet ist.

Hiemit will ich meine Anzeige des reichhaltigen, belehrend-ergötzlichen Buches schliefsen. Mögen Andre mehr auf das Besondre eingehn, als ich es hier kann; an Stoff zu Bemerkungen fehlt es hauptsächlich in dem zweiten Theile nicht, nur dürfte man oft in Verlegenheit seyn, wie man sie gehörig vorbringen soll, wenn man nicht geradezu Herrn von Gagern selber nachahmen, und zugleich so künstlich figuriren und wieder so natürlich sich gehen lassen will, wie es ihm einzig gegeben ist. Und wer möchte dies zu unternehmen wagen? Ich nicht. —

K. A. Varnhagen von Ense.

Digitized by Google

Nro. 23. u. 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1827.

XI.

Robert Brown's vermischte botanische Schriften. In Verbindung mit einigen Freunden ins Deutsche übersezt und mit Anmerkungen versehen von Dr. C. G. Nees von Esenbeck. Schmalkalden bei Th. G. Fr. Varnhagen 1826. 2 *Bände* 8. 1. *Bd.* 704 *S. mit einer Steindrucktafel.* 2. *Band mit dem Register* 791 *S.*

Die Bereicherungen, welche die Botanik durch die Arbeiten R. Brown's erhalten hat, sind bereits seit längerer Zeit auf mannichfache Weise, theils durch Uebersetzungen in Zeitschriften, theils durch Benutzung derselben in Originalwerken, sowohl in die Deutsche als in die Französische Litteratur übergangen. Das Neue in den botanischen Schriften Brown's ist, wenigstens dem Hauptinhalte nach, also bei uns bekannt und darum scheint eine Uebersetzung aller Brown'schen Schriften einer Entschuldigung zu bedürfen. Indem wir so eben bemerkten, dafs nur der Hauptinhalt, die Resultate, derselben der deutschen Litteratur mitgetheilt worden, findet man das Unternehmen schon hinreichend gerechtfertigt, in dem was der berühmte Herausgeber in seiner Vorrede (S. VI und VII) über R. Brown sagt: „Aber er war nicht „damit zufrieden, blos die Resultate seiner Forschungen „in der besten Form und nach einer guten Methode zu„sammenzustellen, sondern er läfst uns stets zugleich die „Wege schauen, auf welchen er zu seinen Resultaten „gelangt ist; er theilt uns überall die Zwischenglieder „seiner Untersuchungen, die Zweifel, die er zu beseiti„gen, die Dunkelheiten die er aufzuhellen hatte, treu„lichst mit, und macht so nicht nur den von ihm am Ziel „gewonnenen Grundsatz zu unserem eigenen, sondern „er wird dadurch ein Muster und ein Lehrer für Alle, die „ähnliche Untersuchungen anzustellen haben, indem er „ihnen Beispiele gründlicher Forschung auf dem Gebiete „des natürlichen Systems an die Hand giebt und zwar „solche, die ihnen stets mit der Gröfse und Schwierig„keit der Aufgabe wie mit der Warnung vor den zahl„losen Fehlgriffen, deren Elemente damit verwebt sind, „zur Seite stehen."

Wir finden die Resultate der Arbeiten Linnées in den vielen Ausgaben seiner Genera und Species plantarum; wir finden den Hauptinhalt dessen, was er sonst geleistet, in den botanischen Handbüchern aller Autoren nach ihm, sowohl mit Fleifs übertragen als auch mit dem redlichsten Bemühen beurtheilt, gelobt oder getadelt; aber dessenungeachtet behaupte ich, alle diese Werke entfalten uns die Gröfse des Linnéeischen Geistes nicht; ich behaupte, dafs niemand von dem genialen Schwunge der Talente Linnées durchdrungen seyn könne, der seine Amoenitates academicae nicht gelesen hat. Der Grund hiervon liegt eben darin, dafs man erst aus dem Gange der Untersuchung eine wahre, gründliche Einsicht des Resultats gewinnen; das Talent im gründlichen Ueberwinden eingewurzelter Vorurtheile, oder im Erfassen der Wahrheit bei neuen Gegenständen, kurz, den Geist der das Ganze beseelt, schätzen kann. Es ist also eine Hauptregel beim Studium der Naturwissenschaften (und auch wohl bei allen übrigen) dafs man die Meisterwerke aus der Quelle kennen lernen müsse, weil oft die Resultate an und für sich erst dadurch ihr grofses Interesse gewinnen, dafs man sieht wie der Autor zu den Resultaten gelangt ist.

Und darum schon wird das deutsche botanische Publikum es dem Herrn Prof. Nees von Esenbeck zu einem nicht geringen Verdienste anrechnen, dafs er sich der Mühe unterzogen hat, die R. Brownschen Schriften deutsch herauszugeben.

Aber Herr Prof. Nees v. Esenbeck hat sich um diese Uebersetzung noch aus einem anderen Grunde dadurch verdient gemacht, und solche für die jetzige Zeit nützlicher als die Originale es seyn können, zu machen ge-

Digitized by Google

wufst, dafs derselbe, in Anmerkungen bei den betreffenden Gegenständen, die neueren Bearbeitungen derselben (besonders natürlicher Pflanzen-Familien und der Verbreitung der Pflanzen) von Jussieu, v. Humboldt, De-Candolle, Richard, Kunth, Cassini, Turpin, Adr. de Jussieu, August de St. Hilaire, Hooker, Don, v. Martius, Sprengel u. A. hinzugefügt, und selbst wichtige Anhänge und weitere Ausführungen geliefert hat, abgesehen davon, dafs die Benutzung der Originale deshalb viel Schwieriges hat, weil sie überall zerstreut sind, theils als Anhänge zu Reisen, theils in Schriften gelehrter Societäten, und dafs der Gebrauch der Uebersetzung durch ein Register erleichtert ist.

Der erste Band enthält die Pflanzengeographischen Abhandlungen, und Beiträge zu den Floren verschiedener Gegenden der Erde.

Der zweite Band, in der ersten Abtheilung, systematische und monographische Abhandlungen, in der zweiten Abtheilung Abhandlungen zur Morphologie der natürlichen Familien und Gattungen.

Da es bei Gelegenheit der Anzeige dieser Uebersetzung nicht unsere Absicht seyn kann, in die Kritik der Originalabhandlungen einzugehen, so begnügen wir uns nächst der Inhaltsanzeige mit einigen Bemerkungen über das von dem Herrn Herausgeber dem Werke zugefügte.

Der erste Band enthält: 1. Allgemeine geographische und systematische Bemerkungen über die Flora Australiens. Aus Flinders Voyage to terra Australis. Lodon 1814. 2 B. Anhang n. III. von p. 535—613. Uebersezt von Herrn Regierungsrath Dr. Pauls zu Coblenz.

2. Systematische und geographische Bemerkungen über die von Herrn Prof. Christian Smith in der Nachbarschaft des Congostroms gesammelten Pflanzen. Aus: Narrative of an expedition to explore the river Zaire, usually called the Congo, in south Africa, in 1816 under the direction of Captain J. K. Tuckey Q. N. Lond. 1818. Anhang n. r. von p. 420—485. Uebersezt von dem Herausgeber.

3. Verzeichnifs der Pflanzen, welche an den Küsten der Baffins-Bay zwischen 70° 30′ und 76° nördlicher Breite an der Ostseite und der Possessions-Bay bei 73° nördlicher Breite an der Westseite, gesammelt worden sind. Aus: A voyage of discovery, made under the orders of the Admirality in His Majestys Ships Isabella and Alexander, for the purpose of a northwest passage. By John Ross, R. S. C. R. N. etc. London 1819. Anhang v. S. XLI—XLIV. Uebersezt von Herrn Dr. Ernst Meyer in Göttingen (jezt Professor in Königsberg.)

4. Verzeichnifs der Pflanzen, welche von den Offizieren der Engl. Expedition zur Entdeckung einer Nordwestlichen Durchfahrt auf der Melville's Insel gesammelt wurden; nebst den Charakteren und Beschreibungen der neuen Arten. Aus dem Supplement des Anhanges zu Captain Parry's voyage for the discovery of a northwest passage. London 1824. Von p. CCLXI—CCCX. Uebersezt von Herrn Dr. Ernst Meyer.

5. Botanischer Anhang zu Capitain Franklin's Bericht von einer Reise nach den Küsten des Arktischen Meeres von Dr. Richardson, Chirurgen der Expedition. Mit Nachträgen von R. Brown. Aus: Narrative of a Journey to the shores of the Polar Sea, by Cap. Franklin. London 1823. Von p. 729—768. Uebersezt vom Herausgeber.

6. Verzeichnifs von Pflanzen von der östlichen Küste Grönlands mit einigen Bemerkungen von Dr. Hooker, Professor der Botanik zu Glasgow. Aus: Journal of a voyage to the northern Whalefishery; including Researches and Discoveries on the eastern coast of West-Greenland, made in the Summer of 1822, in the Ship Baffin of Liverpool. By William Scoresby junior, Commander. Edinbourgh 1823. 8. Appendix Nro. II.

Da dieses lehrreichen Anhanges in der vorigen Abhandlung mehrmals Erwähnung geschieht, so hat der Herr Herausgeber ihn eingeschaltet und zugleich aus einem Verzeichnifs Labradorscher Pflanzen (von Herrn Kohlmeister gesammelt) vom Herrn G. R. von Schrank (Aufzählung einiger Pflanzen aus Labrador, mit Anmerkungen, in den Denkschriften der Königl. bot. Gesellschaft zu Regensburg 1818. S. 1—30.) die weder hier noch in Herrn Richardsons Verzeichnifs enthaltenen Arten mit kleinerer Schrift eingerückt.

7. Botanischer Theil zu Abel's Reise nach China, Appendix B. enthaltend die Charaktere und Beschreibungen von drei neuen Pflanzenarten (Hamamelis chinensis, Abelia chinensis, Euria chinensis.) Aus: Narrative of a Journey in the interior of China, and of a voyage to and from that country in the years 1816 and 1817, containing an account of the most interesting transactions of Lord Amherst's embassy to the court of Pekin and observations on the countries which it visi-

Digitized by Google

ted. By Clarke Abel, Esq. London 1818. Appendix von S. 374—379. vom Herausgeber.

8. Anhang (zu dem Verzeichnifs der Pflanzen von der Baffins-Bay) über Meteor Organismen vom Herausgeber (von 571—673.)

In den allgemeinen Bemerkungen über die Flor Australiens macht R. Brown bei Gelegenheit der Betrachtung der neuholländischen Euphorbiaceen einen Seitenblick auf den Bau der Blumen bei der Gattung Euphorbia, und theilt eine bereits von Jussieu (Genera plant. 386) angedeutete Ansicht mit, nach welcher die Blume der Euphorbia Arten nicht als Zwitterblumen, sondern gleich den meisten zu dieser Familie gehörigen Gattungen, als monoecisch betrachtet werden. Die Blumenkrone und der Kelch Linnées, sind demnach ein Involucrum, welches mehrere männliche Blumen um eine weibliche gestellt einschliefst. Jeder der gegliederten Staubfäden ist eine einmännige Blume: das untere Glied ist der Blumenstiel, das obere Glied der eigentliche Staubfaden, welcher, da die Einlenkung ganz nackt ist, keinen Kelch oder Blumenkrone hat. Die Schuppen, welche sich im Grunde der Blume zwischen den Staubfäden befinden, sind Deckblätter (Bracteen). Die weibliche Blüthe (der Fruchtknoten) hat gleichfalls einen Blüthenstiel auf dessen erweiterter, in einigen Fällen undeutlich gelappter, Spitze der sitzende Fruchtknoten ruht. Dieser Ansicht R. Brown's sind mehrere deutsche und französische Schriftsteller gefolgt, und zwar führt man ohngefähr folgende Gründe für dieselbe an:

1. Die Blumenhülle ist nicht kronenartig gefärbt, sondern immer grün; folglich ein Involucrum.

2. Die Schuppen am Grunde der Staubfäden, welche einige, welche die äufsere Hülle für den Kelch hielten, für die Blumenblätter genommen haben, sind diesen in Stellung und sonstiger Beschaffenheit nicht ähnlich, sondern Bracteen.

3. Man kennt sonst keine Staubfäden, welche eben so, wie bei Euphorbia, in der Mitte gegliedert wären, und da bei Anthostemma senegalense und einer noch unbeschriebenen Art nach R. Brown, von dem Knoten, durch den sich die beiden Glieder zusammenfügen, ein gezähnter Fortsatz ausgeht, so kann man diesen als die Krone der einmännigen Blume ansehen.

4. Entwickeln sich die Staubfäden nicht gleichzeitig, sondern nach einander wie verschiedene Blumen.

5. Bei Dalechampia pentaphylla, einer wirklich monoecischen Pflanze, finden sich in einer gemeinschaftlichen Hülle, die männlichen Blüthen in Dolden, so dafs jeder Blumenstiel aber mehrere Staubfäden in einem 4—5 theiligen Kelch trägt, welchen man mit dem gezähnten Fortsatz um den Knoten der Staubfäden bei Anthostema verglichen hat.

6. Die meisten übrigen zur Familie der Euphorbiaceen gehörigen Gattungen sind monoecisch oder dioecisch, und der Stiel des Fruchtknotens macht diesen bei Euphorbia auch zu einer ganzen Blume. Ungeachtet der Hochachtung, welcher wir gegen die Arbeiten R. Brown's und Adr. Jussieu's hegen, welcher diese Ansicht in seinen Euphorbiacearum tentamen etc. weiter durchgeführt hat, (auf welchen sich auch der Uebersetzer Herr Reg. Rath Dr. Pauls in Coblenz bezieht) können wir dieselbige durchaus nicht theilen, und können es um so weniger verhehlen, uns darüber auszusprechen, da uns jene Ansicht von denen, welche ihr gefolgt sind, durchaus nicht gründlich genug geprüft erscheint, und da es ferner für die Organisation der Blumen überhaupt, wie für die Klassifikation der Gattung Euphorbia insbesondere sehr wichtig erscheint, sich darüber zu verständigen.

Wir erlauben uns also, dem Urtheile deutscher Botaniker über die oben berührten Punkte folgende Bemerkungen zu empfehlen:

1. Die Gestalt und Farbe einer Blumenhülle entscheidet über ihre Bedeutung im Allgemeinen gar nichts, da bei allen sogenannten apetalen Blumen, doch die grüngefärbte Hülle der Staubfäden und Stempel wenigstens als Kelch angesehen wird. In Bezug auf die Gestalt kömmt die glockenförmige Blumenhülle der Euphorbien viel weniger mit dem Involucro eines Blüthenstandes, als mit einem Kelch oder Blumenkrone überein.

2. Die Schuppen am Grunde der Staubfäden, welche Brown für Bracteen, andere für Blumenblätter halten, stimmen durchaus mit den Nectarien, im allgemeinen Sinn, überein, d. h. es sind Uebergangsformen zwischen Blumenblätter und Staubfäden (Parapetela, parastemones Link, Phycastemones Turpin) wie sie auch an der Basis der Staubfäden bei Sempervivum, Nymphaea u. a. vorkommen.

3. Die gegliederte Form der Staubfäden ist keine so ganz isolirte Erscheinung im Pflanzenreiche, als es beim ersten Blick erscheint. Wir finden nämlich bei

Digitized by Google

den Staubfäden der meisten Pflanzen eine mehr oder weniger deutliche Einlenkung des Verbindungsgliedes (Connecticulum) der beiden Antherenfächer, selbst da wo (Berberis, Nymphaea) der Staubfaden ganz unmerklich in die Antheren übergeht. Von diesem Knoten aus (durch den sich der Staubfaden mit dem Verbindungsglied der Antherenfächer zusammenfügt) sehen wir bei sehr vielen Pflanzen, ähnlich den Blättern aus den Knoten der Zweige, Fortsätze in vielerlei Formen entspringen. So bei einigen Borago-Arten ein Seitenfortsatz, bei Ornithogalum zwei Seitenfortsätze, zwischen denen die Anthere steht, bei Hermannia eine kragenartige Erhöhung rings um den Staubfaden. In anderen Fällen zeigt sich das obere Ende des Staubfadens blos angeschwollen wie bei Thalictrum, Bulbine. Aehnliche Bedeutung kann also auch nur der bemerkte Fortsatz um den Staubfaden bei Anthostemma haben. Nach der verschiedenen Beschaffenheit des Connecticuli, dessen Verbindung mit dem Staubfaden, und der Beschaffenheit der Antherenfächer zeigen die Theile bei innerer Uebereinstimmung in verschiedenen Pflanzen oft ein sehr fremdartiges Ansehen. Bei Tradescantia, Salvia hält das in die Breite ausgedehnte Verbindungsglied beide Antherenfächer aus einander, nur mit dem Unterschiede, dafs dasselbe bei Tradescantia fest auf den Staubfaden eingelenkt, bei Salvia aber ganz beweglich ist. Bei Drosera verlängern sich die Antherenfächer hornartig gespalten über die Spitze des Connecticuli, bei Euphorbia dagegen sitzen die kleinen kugeligen Antherenfächer nur zu den Seiten an der Spitze des Connecticuli selbst, ohne dafs sie bis auf die Basis desselben, womit es auf den Staubfaden eingelenkt ist, hinabreichten, sobald der ganze Staubfaden völlig ausgebildet ist. Im unausgebildeten Zustande findet man aber auch das Connecticulum so kurz, das die Antherenfächer dicht auf dem Gelenkknoten sitzen.

Aus dieser Beschreibung der Staubfadenbildung bei den Euphorbien wird man bereits eingesehen haben, dafs wir den unteren Theil des Staubfadens, welchen R. Brown für den Stiel der einmännigen Blume hält, für den eigentlichen Träger (Filamentum); den oberen Theil aber, welchen R. Brown für den wirklichen auf seinem Blumenstiel sitzenden Staubfaden hält, für das blofse Verbindungsglied der Antherenfächer halten.

Dieses alles stimmt nach Analogie der Bildung bei den übrigen Pflanzen vielmehr mit der Wahrheit überein und schon jede unbefangene Anschauung mufs es gezwungen finden, die Euphorbien nach der Ansicht R. Browns in die Monoecie Linnées klassifiziren zu sehen. Mit demselben Recht könnte man viele andere Zwitterblumen für monoecische erklären, so dafs durch ein solches Verfahren am Ende der Unterschied zwischen beiden ganz aufgehoben werden würde.

Das ganze fremdartige Ansehen der Euphorbienblume entsteht durch den sogenannten gegliederten Staubfaden, aber sobald man die Bedeutung dieses Baues eingesehen hat, hat man zugleich erkannt, dafs man die Fortsätze von dem Knoten bei Anthostemma ebensowenig als die kragenartige Hülle um den Staubfaden bei Hermannia für eine Blumenkrone halten kann.

4. Die Entwickelung der Staubfäden ist bei den wenigsten Pflanzen in derselben Blume gleichzeitig und wir finden die Analogie mit Euphorbia bei Ruta, Parnassia, den Ranunkelaceen etc.

5. Es ist durchaus unrichtig, die einzelnen männlichen, ganzen Blumen bei Dalechampia mit einem Staubfaden bei Euphorbia zu vergleichen. Die ganze Dolde bei Dalechampia ist nicht einer einzelnen Blume bei Euphorbia, sondern ebenso einer ganzen Dolde dieser Pflanze zu vergleichen, und wenn man sich aus einer Euphorbienblume den Stempel wegdenkt, so ist solche einer männlichen Blume bei Dalechampia gleich. Es hat sich keinesweges bei Dalechampia jeder einzelne Staubfaden zu einer Blume ausgebildet, sondern im Gegentheil die ganzen Blumen stehen gegen Euphorbia auf einer tieferen Stufe der Entwickelung. So lassen sich auch nur die Involucra und Blumenhüllen vergleichen, und dieser vorausgesezte Uebergang ist durchaus nicht in der Natur vorhanden.

Dafs die meisten übrigen zur Familie der Euphorbiaceen gehörigen Pflanzen monoecisch oder dioecisch sind, findet sich unbeschadet der Verwandtschaft auch bei Gräsern und vielen anderen Familien. Endlich zeigt sich der gestielte Fruchtknoten bei vielen Silenen, Lychnis, Passiflora, Capparis, Cleome etc. ohne dafs man auf den Gedanken kommen wird, diese Blumen für monoecisch zu halten.

Die weitere Ausführung dieses Gegenstandes behalten wir uns für einen anderen Ort vor, da sie hier zu weit führen würde.

Von grofsem Interesse sind die Bemerkungen, welche Nees von Esenbeck in seiner Anmerkung zu den

Digitized by Google

Pflanzen von der Baffins-Bay (S. 343 der Uebersetzung) und als Anhang zum ersten Bande, sehr ausführlich und umsichtig über den durch die englischen Expedition vom Nordpol mitgebrachten *rothen Schnee* mitgetheilt hat. Man fand diesen rothen Schnee unter 76° 25′ nördl. Breite und 65° westl. Länge von Greenwich in der Nähe des Meeres auf einem Abhang von mehr als 600 Fuſs Höhe und in einer Ausdehnung von 8 engl. Meilen längs der Küste. Die kahlen Spitzen dieser Hügel, welche die Scharlach-Klippen (crimson cliffs) genannt wurden, zeigten einen vegetabilischen Anflug von grünlicher Farbe, der ins Gelbe und Braunrothe spielte. Man traf auch mehr landeinwärts, in einer Entfernung von 6 Meilen von der Küste, auf rothen Schnee.

Nach Beobachtungen von Francis Bauer bildet der geschmolzene Schnee eine rothe Flüssigkeit, aus welcher sich in der Ruhe ein dunkelrothes Pulver zu Boden sezt, während klares Wasser oben auf steht. Die rothfärbende Masse besteht durchs Mikroskop betrachtet, aus dunkelrothen Kügelchen, welche B. für einen kleinen Pilz aus der Gattung Uredo hielt, welcher auf dem Schne wächst (U. nivalis) so daſs er sich gegen den animalischen Ursprung der roth färbenden Masse erklärt. R. Brown äuſserte die Meinung, daſs es eine Tremelle sei (Tremella cruenta). Auch Decandolle hat die in dem Wasser des rothen Schnees gefundenen Körperchen für algenartig und mit Ulven und Nostock verwandt erklärt. Agardh erkannte als Ursache der Färbung eine Alge der tiefsten Stufe, die er Protococcus kermesinus nennt, und dieser Meinung ist auch N. v. Esenbeck. Für diese Meinung vereinigen sich allerdings die wichtigen Gründe, daſs die Pilze nie unter Wasser entstehen und fortleben können, wie es doch mit der färbenden Masse des rothen Schnees der Fall ist, und ferner daſs die Struktur der Pilze nie gallertartig ist, wie man es mehr oder weniger bei allen Algen findet, besonders aber bei Nostock. Daher urtheilt auch Sommerfelt (Magazin for Naturwidenskaberm abyiat of Profess. G. F. Landh, C. Haustaen og Maschmann, Christiania 1824. 4 Hft.) welcher ebenfalls den rothen Schnee fand und beobachtete, sehr richtig, wenn er das färbende Vegetabil zu den Algen rechnet. Er nennt diese Alge Sphaerella nivalis, und Agardh hält dafür, daſs unter Einwirkung des Sonnenlichts auf den Schnee diese Algen entstehen können, wegegen Herr Baron Wrangel auf einen meteorischen Ursprung derselben hindeutet, so daſs sie schon gebildet mit dem Schnee herabfallen.

Dieser Meinung scheint auch unser Herausgeber zugethan und obgleich wir bekennen, daſs diese Ansicht für uns nicht überzeugend ist, da man allen rothen Schnee, Hagel und Regen doch immer erst nach dem Fallen beobachtet hat, und die meisten Beobachtungen, auch die von Sommerfelt auf dem Saltdalischen Felsen in Norrland, sich dahin vereinen, daſs man die rothe Farbe nie über 6 Zoll in den Schnee eindringen sah, da doch, im Fall der Schnee gleich roth gefärbt aus der Luft gefallen wäre, die rothe Farbe sich bis in die ganze Tiefe des gefallenen Schnees erstrecken müſste; — so halten wir doch die Zusammenstellung älterer und neuerer Beobachtungen, (von rothem Hagel durch Humboldt, rothen Schnee auf den Alpen durch Saussure, rothen Regen etc.) welche hiermit zusammenhängen, für höchst dankens- und lesenswerth, indem solche ein rühmlicher Anfang zu ferneren Bemühungen auf diesem Gebiete der Naturforschung ist.

Der zweite Band enthält in der ersten Abtheilung:

1. Genera et species plantarum Orchidearum, quae in horto Kewenssi coluntur. Aus dem Hort. Kewensis Vol. V. p. 188—222.

2. Ueber Jussieu's Proteaceen, Vorgelesen am 17. Januar 1809. Aus den Transact. of the Linnean Society of London. Vol. X. 1811. Uebersezt vom Herrn Dr. Ehrenberg in Berlin.

3. Ueber die Asclepiadeen, eine natürliche Pflanzenfamilie, welche von Jussieu's Apocineen abgesondert werden muſs. Gelesen in der Wernerschen naturhistorischen Gesellschaft am 4. Nov. 1809. Aus den Memoires of the Wernerian society. Vol. 1. 1808—1810. p. 12—78. Uebersezt vom Herausgeber.

4. Gattungen und Arten aus den Familien der Orchideen, der Synanthereen, der Leguminosen. Aus dem Botanical Register und dem Hort. Kewens. zusammengetragen vom Herausgeber.

In der zweiten Abtheilung: 1. Einige Beobachtungen über die natürliche Familie der Pflanzen, welche Compositae genannt werden. Gelesen am 6. und 20. Februar 1816. Aus den Transactions of the Linnean Society of London. Vol. VII. P. 1. p. 76—142. Uebersezt von dem Herrn Rektor Dr. Kapp in Hamm.

2. Nachricht von einer neuen Pflanzengattung, genannt Rafflesia. Gelesen am 30. Juni 1820. Aus den Transact. of the Linnean Society of London. Vol. XIII. P. 1. p. 201.—234. Uebersezt vom Herrn Regierungsrath Dr. Pauls in Coblenz.

Digitized by Google

3. Ueber Woodsia, eine neue Gattung Farrnkraut. Gelesen am 17. Novbr. 1812. Aus den Transact. of the Linnean Society Vol. XI. P. 1. 1816. p. 170—174. Uebersezt von dem Herrn Dr. Ernst Meyer.

4. Einige Betrachtungen über die Befruchtungstheile der Moose nebst den Charakteren und Beschreibungen zweier neuen Gattungen dieser Familie. Gelesen am 20. Juny 1809. Aus den Transactions of the Linnean Society of London. Vol. X. Uebersezt vom Herrn Dr. Ehrenberg in Berlin.

5. Charakter und Beschreibung der neuen Moosgattung Lyellia, mit Bemerkungen über die Abtheilung der Familie, zu welcher sie gehört und mit einigen Zusätzen über Leptostomum und Buxbaumia. Gelesen am 6. April 1819. Aus den Transact. of the Linnean Society of London Vol. XII. P. 2. p. 560—583. Uebersezt vom Herrn Rektor Dr. Kapp zu Hamm.

6. Ueber einige merkwürdige Abweichungen von dem gewöhnlichen Bau der Saamen und Früchte. Gelesen am 5. März 1816. Aus den Transact. of the Linnean Society of London. Vol. XII. P. 1. p. 143—151. Uebersezt von dem Herrn Rektor Dr. Kapp zu Hamm.

7. Nachträglich zu der Abhandlung über die Gattung Rafflesia. Vom Herausgeber.

Dieser Nachtrag enthält einige weitere schätzenswerthe Mittheilungen von Blume aus Batavia, und kritische Andeutungen vom Herrn Präsidenten Nees von Esenbeck. Die Nachricht von der durch Arnold in Sumatra entdeckten Blume der Rafflesia kam zuerst durch den Gouverneur der Engl. Ostindischen Kompagnie, Herrn Stramford Raffles im Jahr 1819 an Herrn Joseph Banks nach London, und Herr Dr. Horsfield überbrachte die davon entworfenen Zeichnungen und einige in Weingeist aufbewahrte Exemplare nach London. Arnold fand die erste Pflanze ohne Blätter und Aeste auf fruchtbarem mit Elefantenmist bedeckten Boden, auf einer schlanken, kaum über zwei Finger dicken horizontalen Wurzel aufsitzen. Die Riesenblume zeigte geöffnet gerade einen Yard (drei englische Fuſs): jedes der halbrunden fünf Blumenblätter war zwölf Zoll lang und der Zwischenraum von der Insertion eines Kronenblattes bis zu jener des entgegengesezten betrug etwa einen Fuſs. Späteren Nachrichten vom Herrn William Jack zufolge findet sich die Blume parasitisch auf Wurzeln und Stengeln einer Cissus oder Vitis Art in verschiedenen Gegenden von Sumatra und die Pflanze wurde als dioecisch angegeben, aber die weibliche unterscheidet sich im Aeuſsern wenig von der (nach London geschickten) männlichen, nur fehlen die kugeligen Antheren. R. Brown schlug die Verbindung der Gattung mit den Asarineen vor.

Herr Dr. Blume, Direktor des botanischen Gartens auf Java, theilte Herrn Prof. N. v. Esenbeck weitere Nachrichten über die Gattung Rafflesia mit, von welcher er eine ansehnliche bei den Eingebornen Patma genannte Species (1824) auf der an der Mündung des Flusses Sjitandny liegenden kleinen Insel Noesa Kombanbang (Residentschaft Cheribon) zu beobachten Gelegenheit hatte. Herr Blume fand eine groſse Menge von Exemplaren (theils als Knospen von 2½ Zoll Durchmesser bis zur Gröſse eines Kohlkopfs, theils im aufgeblühten Zustande), und auch diese von sehr verschiedener Gröſse mit einem Durchmesser von 1¼ Zoll bis zu 2 Fuſs und etwas drüber) seiner Rafflesia in den feuchten und ungesunden Wäldern hauptsächlich am jenseitigen Abhange der Bergkette, welche die Insel durchzieht. Herr Prof. N. v. Esenbeck beschlieſst die weitern Mittheilungen des Herrn Blume mit folgenden Betrachtungen.

1. Nach Herrn Blume's Beobachtungen ist die Rafflesia in ihrem frühesten Zustande von einem vollständigen Sacke, ganz in der Art der Valva mancher Pilze, eingeschlossen, den sie durchbricht und an den Grund zurückdrängt. Sie erschlieſst sich dann selbst vom Stock getrennt, wenn sie auf warme Erde gelegt wird, und die entfaltete Blüthe haucht, gleich den Phallus-Arten, aashaften Gestank aus.

2. Sie lebt parasitisch an Orten, wo der Grund mit vegetabilischem oder animalischem Dünger geschwängert, in lebhafter Zersetzung thätig ist.

3. Herr R. Brown fand keine Spiralgefäſse in ihrer Textur, die nur aus gestrecktem und aus lockerem markigem Zellgewebe besteht.

4. Die Theile, welche Herr R. Brown mit groſsem Scharfsinn als Antheren erwies, sind von allen uns bekannten Antherengebilden noch immer sehr verschieden, in Stelle und Einfügung seltsam versteckt, im Inneren unregelmäſsig abgetheilt.

5. Ein deutlicher bestimmter Fruchtknotenbau ist noch nicht nachgewiesen und nach Herrn Jack besteht die Frucht nur in der von unregelmäſsigen Ritzen durchsezten Säule, die an den Wänden dieser Risse Körner von unbekannter Struktur trägt.

6. Die regelmäſsige Spaltung des Saums und die

Digitized by Google

Fünfzahl der Saumentheile insbesondere, ist kein absoluter Grund für einen phänerogamischen Charakter des Gewächses, da sich auch die Volva von Geastrum und der Körper von Clathrus, regelmäfsig in bestimmten Zahlen spalten. Wie also, wenn die Rafflesia dennoch, wo nicht ein Pilz, doch Herrn Blumes Ansicht gemäfs, keine phänerogamische Pflanze, — wenn ihre sogenannte Antheren nur für die tiefere Stelle der Kryptogamen Fructifikationstheil wäre?

Wir bemerken hierzu, dafs die Gründe, die Pflanze für einen Pilz zu halten, doch kaum einer solchen Vermuthung Raum geben können; denn der aashafte Geruch zeigt sich ja bei vielen Blumen höherer Pflanzen (Stapelien, Arum) und die Ausdünstungen des Pollens bei allen Pflanzen sind mehr oder weniger ammoniakalisch; und was die äufsere Form der ganzen Blume betrifft, so möchte diese doch wohl sich noch weiter von der Gestalt bekannter Pilze, besonders durch die grofse Zusammensetzung unterscheiden, als von der Gestalt der Blumen höherer Pflanzen. Die Hülle, welche die Knospe der R. umschliefst, könnte ihre Analogie auch füglich in dem Kelch oder Bracteen höherer Pflanzen finden. Aber dafs sich keine Spiralgefäfse in der Struktur der Rafflesia finden, beweist offenbar, dafs der Vegetationsprocefs (wenn sich nämlich die Sache weiter bestätigt, bei Untersuchung frischer Exemplare) ähnlich den meisten der Linnéeischen Kryptogamen (nur mit Ausnahme der Farrnkräuter) vor sich gehen müsse, und hierin würde wohl der Hauptunterschied von der Organisation der höheren Pflanzen liegen. In Bezug auf ihre Bedeutung würden dann die von den Blumenblättern eingeschlossenen Theile den Fruktifikationstheilen der Moose ähnlich seyn; aber in Bezug auf die Gestalt derselben würde sich unter den niederen Pflanzen nichts Analoges unter dem Bekannten auffinden lassen. Wir möchten jedoch wegen folgender Bemerkungen Blume's die Analogie der Rafflesia mit den höheren Pflanzen noch nicht gern aufgeben. Die Fortsätze auf dem Scheitel der Columna in der Blume sind Verlängerungen der Gefäfsbündel, welche concentrisch in der Säule gelagert sind. Herr Blume sagt zwar nicht, ob die Gefäfsbündel Spiralgefäfse sind; aber dafs solche concentrisch in der Säule gelagert sind, ist ein Umstand, der nur bei den höhern Pflanzen seine Analogie findet, und vorerst scheint uns eine gründliche Untersuchung des Gefäfsbaues der Pflanze und zwar in allen Lebensperioden das nothwendigste Erfordernifs, um über den Standpunkt, welchen die Pflanze im Reiche ihres Gleichen einnimmt, wahrscheinliche Vermuthungen oder sichere Bestimmungen aufstellen zu können.

Dr. C. H. Schultz.

XII.

N°. 1. *Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes des Menschen und der Thiere, nebst einem Versuche über die Bewegungen der Augen und über den menschlichen Blick; von Dr. Johannes Müller, Privatlehrer (jezt aufserordentlichem Professor) der Medizin an der Universität zu Bonn etc. Mit acht Kupfertafeln. Leipzig bei C. Cnobloch.* 1826. 462 *S. in* 8°.

N°. 2. *Ueber die phantastischen Gesichtserscheinungen. Eine physiologische Untersuchung mit einer physiologischen Urkunde des Aristoteles über den Traum. Von demselben Verfasser. Coblenz bei Jacob Hölscher.* 1826. 117 *S.* 8°.

Die Physiologie, in der Bedeutung, wie sie heutzutage zu nehmen ist, theilt sich von ihrer Erfahrungsseite in vier grofse Gebiete, in denen geregelte wissenschaftliche Beobachtungen und Experimente ihre Anwendung finden, um die Erscheinung des Lebens in seiner Besonderheit und nach allen Richtungen zur Anschauung zu bringen.

Einerseits werden die Formen der Organismen in ihren permanenten Gestaltungen und in ihren Entwicklungsmomenten aufgefafst, verglichen, und gedeutet. Dieses leistet die beschreibende und systematisirende Naturgeschichte, die allgemeine, besondere und die vergleichende Anatomie, sammt der neuerlichst sich daraus hervorbildenden Morphologie. Auch das Fach der mikroskopischen Untersuchungen mufs grofsen Theils hieher gezogen werden.

Das andere Gebiet der Physiologie nimmt die lebendigen Bewegungen der Organismen, nach ihrer Eigenthümlichkeit, ihren äufseren Beziehungen und im Verhältnifs auf ein irritables und sensibles Inneres in Betrachtung. Hieher gehört die Naturgeschichte, inwiefern sie die äufseren Bewegungen des Lebendigen

Digitized by Google

auffafst, und die Vivisection, wo sie die Bewegungen der Organe und der organischen Theile verfolgt.

Ein drittes bis jezt noch sehr dunkles Gebiet umfafst die lebendigen chemischen und physischen Vorgänge im Organismus, an die sich die allgemeinen mechanischen Relationen anschliefsen. Endlich aber zieht sich der Physiolog von dem in der materiellen Welt erscheinenden Leben ganz in die Sphäre des empirischen Bewufstseyns zurück, und verfolgt auch hier, theils in den einzelnen Sinnen, theils in den Vorgängen der Affecte, Triebe, und Leidenschaften, in den Erscheinungen des Gedächtnisses, der Association, der productiven Phantasie, des Urtheilens und Wollens die unmittelbar gegebenen Manifestationen des Lebens, wie sie nur durch die leiseste Selbstanschauung erfahrbar sind.

Dieser leztere Gegenstand schien sich bisher noch immer der strengen Erfahrungsmethode des Naturforschers entziehen zu wollen, indem er als Psychologie und Anthropologie eine zweideutige Selbstständigkeit unter den anderen Doctrinen behauptete. Nunmehr ist aber zu hoffen, dafs die Physiologie als Lebenswissenschaft, von einer ergreifenden empirischen Beobachtung der Sinnenphänomene aus, sich auch die übrigen Seelengebiete, nach ihrer Methode wird zu eigen machen.

Spinoza sagt in seinen Büchern der Ethik zu wiederholtenmalen: ideae, quas corporum externorum habemus, magis nostri corporis constitutionem, quam corporum externorum naturam indicant. Dieser Ausspruch ist für den, in der äufseren sinnlichen Erfahrung vertieften Naturforscher, von der gröfsten Wichtigkeit. Ihm ist zunächst sein Leib, mit seinem Sinnen- und Bewegungsapparat, als Organ gegeben, womit er das weite Reich der im Materiellen thätigen Natur auffasse und erfahre. Ja gerade in diesem Leibe hat sich die Natur an seinen Geist zunächst herangedrängt, und ihm ihr innerstes Getriebe zur unmittelbarsten Anschauung dargeboten. Diese unmittelbarste Erfahrung begleitet ihn dann überall, und begleitet jede andere äufsere.

Er wird daher zunächst aufgefordert, die Reflexion nach der Seite der *Empirie des Subjectiven* hinzuwenden; er mufs sein Werkzeug durchaus kennen lernen, und sich darin vollkommen orientiren, wenn er sich nicht Täuschungen aussetzen, und die äufsern Dinge verzerrt erblicken will.

Die Nothwendigkeit dieser Reflexion leuchtete zuerst den Astronomen ein, sie waren die ersten, welche Gesichtstäuschungen bemerken, und sie näher untersuchen mufsten. Noch allgemeiner wurde man bei dem Gebrauche des Mikroskops auf die Erscheinungen und Gesetze des subjectiven Sehens hingewiesen. Aber auch die andern Sinne, das Gehör, das Getast, und die mit Unrecht vernachlässigten niederen Sinne müssen von ihrer subjectiven Seite der schärfsten Analyse unterworfen werden, wenn eine Menge Täuschungen in die Momente ihrer Wahrheit aufgehen sollen.

Ein, unserer Wahrnehmung gebotener, concreter Gegenstand, indem er als die Einheit der Wechselwirkung des Aeufsern und des Innern, des Realen und Idealen zu nehmen ist, hat zwei Seiten, in denen sich die Erfahrung ausbreiten kann. Er wird entweder als eine Totalität äufserer (objectiver) Eigenschaften und Bestimmungen genommen, und auf materielle Substanzen, Kräfte und Individualitäten bezogen; so gestaltet sich uns die physische Welt. Oder man fafst zunächst die subjective Seite auf, und es löst sich der Gegenstand vor dem Blicke des Geistes in Empfindungen, Gefühle, Anschauungen, Imaginationen, Urtheile etc. auf, und man kann sich eben so gut in der Betrachtung der subjectiven Seite verlieren, wie man insgemein in der Betrachtung des Objectiven verloren ist. Es ist also nöthig, um zur Klarheit und Besonnenheit in der Naturanschauung zu gelangen, nach beiden Seiten sich gehörig umzuthun.

Alle Sinnenerfahrung in der Natur geht ins Grofse und Kleine nur bis zu gewissen Gränzen, und wir werden jeden Augenblick veranlafst, sie in der Imagination, in der mathematischen Anschauung zu ergänzen. So gestaltet sich aus Dichtung und Wahrheit die Welt um uns her, im gemeinen Leben, und in wissenschaftlicher Forschung. Die Geschichte der Natur ist eine Geschichte des menschlichen Geistes. Die Hypothese in ihrer mythischen und wissenschaftlichen Form, spielt in der Entwickelung der Naturanschauungen bei Nationen und in Zeitepochen, ja bei jedem individuellen Leben eine Hauptrolle. Wo es noch am glücklichsten hergeht, da mufs ein gesunder Natursinn, ein sokratischer Genius, ein zartes Gewissen des Wahren das Meiste thun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 25. u. 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1827.

N°. 1. *Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes des Menschen und der Thiere, etc. Von Dr. Johannes Müller.*

N°. 2. *Ueber die phantastischen Gesichtserscheinungen, etc. Von demselben Verfasser.*

(Fortsetzung).

Unsere Zeit, wo die Naturerforschung nach allen Richtungen so lebendig sich regt, ist in dieser Hinsicht besonders merkwürdig. Wir sehen die Physiker in Spiralen und Kreisen, in polarischen Richtungen und Wendungen, in Flächen und Linien und wunderbaren Farbengestalten, Licht- Brechungen- Theilungen- und Verschwindungen ein ganzes Reich unsichtbarer Dinge verfolgen. Auch wo uns diese Kräfte gänzlich entfliehen, werden sie durch den Begriff der Latenz für eine andere Zukunft ihrer Wirksamkeit festgehalten. Wenn gleich die Atomistik früherer Zeiten verworfen scheint, so baut doch wieder der neuere Krystallograph aus integrirenden Moleculen die Krystallgestalten, und so läfst der Chemiker aus Grundtheilen von specifischen Gröfsen das Wechselspiel der Stoffe vor sich gehen.

Auf andere Weise verfolgt die Oscillationstheorie, auf andere die atomistische und dynamische die Wege des Lichtes, des Schalls, der Electricität. Ueberall bis ins Organische und Geistige ist der Begriff der Polarität eingedrungen. Im Reiche des individuellen Lebens wird durch Evolution und Involution, durch Expansion und Contraction, durch organische Grundtheile, Bildungstriebe etc. das Einzelne und das Ganze construirt. Endlich hat eine dichterische Anschauung der Natur Verstand, Sinn, Phantasie und alle Gaben des menschlichen Gemüthes mitzutheilen nicht ermangelt. Von der andern Seite scheinen Viele, durch manchen Unfug in jenem Treiben veranlafst, mit der gröfsten Strenge alles Gedankengemäfse aus der Naturforschung verbannen zu wollen, in dem Glauben, dafs bei einer, bis ins kleinste Detail durchgeführten, und umsichtig ordnenden sinnlichen Anschauung der Naturdinge ihr vollständiger Begriff von selbst aufgehen müsse.

Jenes Treiben sowohl, als diese Opposition, erweckt um so dringender die Aufforderung, den Gesetzen des menschlichen Sinnes und der Imagination auf dem Wege der Erfahrung und der Selbstbeobachtung ruhig nachzugehen, um endlich eine Kritik der Phantasie aufzustellen, welche jene unvermeidlichen Bewegungen um die Naturanschauung deute, regle, und anwendbar mache.

Ein anderes merkwürdiges Beispiel, wie unser Sinn über alle Gränzen materieller Beschränktheit nach der unmittelbaren Anschauung der grofsen Natur hinausstrebt, gewährte uns in den lezten Dezennien die Geschichte des animalischen Magnetismus. An den, wir wollen nicht untersuchen ob wahren oder falschen Erscheinungen dieses, entwickelte sich, wie durch eine Conspiration, bei Gelehrten und Laien der Begriff eines neuen höheren Sinnes, der in verschiedenen Graden fast bis ins Unbegränzte das Innere der Natur im Raume und in der Zeit unmittelbar anschauen sollte. Da wir nunmehr von jenem Rausche beinahe zurückgekommen sind, entsteht die Frage, wie es kam, dafs uns jener Begriff so bald geläufig wurde, so allgemein sich verbreitete? — Nebst dem unendlichen Wunsche nach Wissen, wodurch auch jener Glaube herbeigeführt wurde, ist uns wirklich ein Organ der unmittelbaren Anschauung und Handhabung der Natur, freilich in einem äufserlich sehr beschränkten Umfange, mitgegeben. Es ist unser lebendige Leib; in ihm empfinden wir; in ihm schauen wir an; hier ist keine Nähe oder Ferne; die Erinnerung und Ahnung breitet sich frei nach der Vergangenheit und der Zukunft eines beschränkten Lebenskreises aus.

In diesem Natursinne ist denn auch der Geist aus der Fülle seines Innern thätig und verwirklicht zunächst

Digitized by Google

und unmittelbar seine wissenschaftlichen und Kunstideen, so dafs wir wohl in einer bessern Bedeutung, als man es zu nehmen pflegt, sagen dürfen: nihil est in intellectu, quod non sit in sensu, oder vielmehr: intellectus totus quantus in sensu est. Statt also in magnetischer Ekstase, durch Wände und Siegel und durch Erddurchmesser nach dem Entfernten, oder in die geheimsten Empfindungs- und Denkwerkstätten anderer individuellen Geister dringen zu wollen, dürfte man erst versuchen, mit dem uns gegebenen Naturtheil, den wir unsern Körper nennen, zunächst vorlieb zu nehmen, und hier recht heimisch zu werden, mit der Aussicht, dafs jene erhabene Weltordnung, welche Geister und Atome gegen einander gravitiren läfst, wenn wir der nächsten Generation hier Platz gemacht, uns einen weitern Kreis unmittelbarer Anschauung und Einwirkung im grofsen Naturleben anweisen werde.

Man kann diesem, unserer unmittelbaren Anschauung und Willensbestimmung gegebenen Naturtheil eine organische Subjectivität zuschreiben, indem hier der individualisirte Geist, als Subjectives, auf den Umfang eines endlichen Organismus beschränkt ist. Man wird alle die in diesem Umkreise gemachten Erfahrungen, Experimente und Entdeckungen als *subjective*, den *objectiven* in den äufsern Naturreichen entgegensetzen, und so der gewöhnlichen objectiven, auch eine *subjective Empirie* gegenüberstellen.

Es könnte leicht jemandem einfallen, dieses strenge Beobachten der Vorgänge in den Sinnen, und übrigen selbstständigen Thätigkeiten unseres subjectiven Mikrokosmos, mit dem Brüten der Mystiker über die Rührungen und Anwandlungen des Gemüths, die sie von einer höheren Macht erwarten, zu vergleichen. Gäbe es dergleichen, wir würden sie von unserer Betrachtung nicht ausschliefsen; sonst sei ferne von uns ein dergleichen Beginnen, eben so sehr, als dem Physiker einfallen darf, mit sinnlosen Redeformeln Geister zu citiren, und mit geometrischen Figuren zaubern zu wollen.

Eben so wenig wollen wir unsern Standpunkt als einen Idealismus betrachtet wissen. Wir lassen vielmehr die Realität der Dinge aufser uns, gerade in dem Sinne des gemeinsten Verstandes gelten, ja es ist unsere eigenthümlichste Aufgabe, die Ungetrenntheit des Materiellen und Geistigen bis in die höchsten Functionen zu verfolgen; daher wir auch häufig veranlafst sind, die materielle Existenz des Gehirns und der Sinnorgane in Anspruch zu nehmen, indem uns nicht um ein metaphysisches Gedankensystem, sondern um ein neues physiologisches Erfahrungsreich zu thun ist.

Am meisten verwandt ist unser Beginnen mit dem, was man unter empirischer Psychologie begreift; jedoch auch wieder darin unterschieden, dafs es uns bei unsern Erfahrungen nicht um die Charakterisirung eines hypothetischen Seelenprincips und um Feststellung von Vermögen und Kräften zu thun ist, wir suchen als Physiologen die Erscheinungen und Gesetze des Lebens, unter welcher Form es auch sei; die subjective Empirie gehört nur zu unserm heuristischen Apparat.

Wir reflectiren zunächst, auf empirische Weise, auf die activen und passiven Vorgänge und Zustände des Subjectiven in unserm Organismus, und verfolgen sie beobachtend und experimentirend, indem wir die Organe desselben in künstliche Verhältnisse bringen, oder uns dessen innern Operationen hingeben, um sie desto sicherer zu erforschen. Unser Verfahren ist daher physiologisch in dem eigentlichsten Verstande des Wortes, und wir verschmähen auch keine von den Hülfen, die uns die Kenntnifs des materiellen Organismus gewähren könnte.

Zunächst bieten sich uns im Reiche des Subjectiven, als dessen Elemente, verschiedene Klassen specifischer Gefühle und Empfindungen dar, die in besondere Sinnenkreise zu ordnen sind. Hier hat die Forschung freien Spielraum, die Zahl dieser Elemente, durch immer neue Einwirkung auf die Sinnorgane durch die äufsern Naturpotenzen, ins Unendliche zu erweitern, zu vergleichen, zu classificiren, und ihre Verwandtschaften und Gegensätze auf dem Wege des Versuchs zu erforschen, nicht anders als der Chemiker, Botaniker, Zoolog etc. in der äufseren materiellen Natur zu verfahren pflegt. Doch wie dort, so auch in diesem Elementarreiche offenbart sich ein mannichfaches Spiel von Kräften und Wechselwirkungen in eigenthümlichen Processen und Bildungen, was alles aufzufassen und thätig zu verfolgen ist, um die Gesetze der allgemeinen Natur, wie sie auch im Subjectiven waltet, zu ergründen, mit jenen in der materiellen Welt zu vergleichen, und so ihre Einheit in dem gleichen Wesen zu begreifen. Diefs ist gewissermaafsen die Physik des Subjectiven. Sie behandelt die Anschauungen, Imaginationen, Phantasieen, und die in allen diesen thätigen

Digitized by Google

Begriffe. Diese Gegenstände sind ihr nicht leere Abstractionen, sondern eben so mächtige Kräfte, wie die der Aufsenwelt, gegen die alle Gewalt des willkürlichen Wollens nichts vermag. In diesem Sinne verwandelt sich uns die gesammte Mathesis, und alle a priorischen Versuche in der Naturwissenschaft und Geisterlehre in eine Dynamik unserer Phantasie und ihres materiellen Organs, wo wir experimentirend nach allen Richtungen uns verbreiten können, ohne uns dem Zwange irgend eines besondern Systems unterwerfen zu müssen. So wie in unserm Organismus die Nerven aus ihrer Verflechtung mit der Aufsenwelt nach Innen gehen zur Hirnmasse, wo die Naturthätigkeit allen äufsern Relationen sich entziehend in sich selber thätig ist; so mag auch unsere Betrachtung, nachdem sie die Richtungen des äufsern Sinnes verfolgt und geordnet haben wird, in das innere freie Reich wissenschaftlicher Phantasie einkehren, wo sich dann vielleicht finden dürfte, dafs die Gesetze des Denkens mit denen der ins materielle Denkorgan gebannten Naturkraft dem Wesen nach als gleich zu nehmen sind.

Wir können auch hier, so wie in der äufsern Naturforschung, nicht genug ins Detail gehen, wodurch nur allein die Wissenschaft Körper gewinnen, und sich die sogenannte Exactitude vindiciren kann, womit zugleich die Masse an Mitarbeitern, und somit auch das Quantum des Interesses sich vermehrt.

Sollen wir endlich der hier besprochenen Erfahrungskunde einen Namen geben, der sich im wissenschaftlichen Verkehr bequem handhaben liefse, so ist uns das von Gruithuisen zuerst gebrauchte Wort: „*Heautognosie*," welches er mit Hinsicht auf das: γνῶθι ἑαυτον des griechischen Weisen gebildet, und der Physiognosie als ihrem Correlate gegenüber gestellt hat, seit langem habituell geworden, und es wird vorläufig hinreichend seyn, um *heautognostische* Untersuchungen, *heautognostische* Methode, Objecte, Bedingungen etc. von jeden andern zu unterscheiden.

Von diesem hier beleuchteten Standpunkte haben wir nun seit Jahren zunächst die subjectiven Sinnengebiete nicht ohne bedeutende Anstrengung und Resignation bearbeitet.

Wir haben zuerst den Gesichtssinn, als den geistigsten unter den übrigen, vornehmlich durch Goethe's Farbenlehre aufgemuntert, von seiner empirisch subjectiven Seite, in einer Reihe neuer Erscheinungen der Betrachtung gleichgestimmter Forscher vorgeführt. Doch war es uns, ohnerachtet mancher anregenden und belobenden Stimme, bei unsern Bemühungen nicht selten ein banges Gefühl, aus dem so thätigen wissenschaftlichen Getriebe unserer Zeit, keinen freundlichen bestätigenden oder zurechtweisenden Zuruf in verwandtem Sinne zu vernehmen, um so mehr, da manche unser Unternehmen, aus leerer Zweifelsucht und Erfahrungsträgheit beinahe den Delirien eines Fieberkranken gleichstellen wollen. Es mufste uns daher nicht wenig erfreuen, einen so competenten Zeugen und Mitarbeiter, als der Verfasser der obigen Schriften sich darstellt, gefunden zu haben, und ohne Besorgnifs können wir nun erwarten, dafs die Sache mit immer wachsender Theilnahme sich erhalten und ausbreiten werde.

Die angeführten Werke bestehen aus einer Folge von zehn eigenthümlichen Abhandlungen, welche, wie geschieden sie auch einzeln zu seyn scheinen, dennoch mehr oder weniger aus einem Geiste, einer Grundtendenz hervorgegangen sind. Diese ist, unserer obigen Erörterung gemäfs: die Naturforschung als Empirie des Subjectiven, in ihrer speciellen Anwendung auf die Physiologie der Sinne.

Von diesen Abhandlungen ist nun die erste sammt der Vorrede als einleitende zu betrachten; die zweite erörtert die allgemeinsten Grundsätze, und führt den Leser in die subjective Sphäre des Gesichtssinnes ein; die dritte ist eine organologische Anwendung heautognostischer Erfahrungen zur Deutung des Chiasma der Sehnerven bei Menschen und Thieren und in monströsen Zuständen; die vierte und fünfte betrachtet die Vorgänge beim natürlichen Doppeltsehen und wendet die Resultate zur Erklärung der verschiedenen Arten des Schielens an; die sechste betrachtet das Wesen des menschlichen Blicks als hervorgehend aus den combinirten Bewegungen der Augen; die siebente ist abermals eine Anwendung der Heautognosie, namentlich auf Zoologie zur Erklärung des Sehens der Insecten; die achte ist gemischten Elements, und besteht aus Beiträgen zur Farbenlehre in Goethe's Sinne; die neunte ist ein Versuch, die Metamorphose des Gehörorgans in der Thierreihe zu entwickeln, nebst einigen heautognostischen Bemerkungen für diesen Sinn; das sub N°. 2. angeführte Werk endlich, das wir als die zehnte Abhandlung in dieser Reihe betrachten, führt die Betrachtung des äufsern Sinnes tiefer in das Reich der Psyche,

Digitized by Google

und handelt von den phantastischen Gesichtserscheinungen.

Wir sehen schon aus dieser einfachen Aufzählung der hier abgehandelten Gegenstände die vielartige Bearbeitung und Anwendung der Heautognosie, indem sie theils die Sphäre des Subjectiven erweitert, und uns in uns selber orientirt, theils der eigentlich organologischen Physiologie zu Hülfe kömmt, und die Bestimmung der Gebilde in den thierischen Organismen aufklärt, theils pathologische Zustände erläutert, wobei wir noch ihre Anwendung auf Menschenkunde, objective Naturforschung, und namentlich auf Erziehung und schöne Kunst nicht unerwähnt lassen dürfen, was alles von der Wissenschaft des unmittelbaren Organs aller übrigen vermittelten Erkenntnisse leicht von selbst zu verstehen ist.

Zur Vorrede, welche eine kurze historische Skizze des bisherigen Entwickelungsganges der Physiologie der Sinne liefert, müssen wir bemerken, dafs die empirisch subjective Untersuchungsweise, welche die Energieen des Lebendigen (hier der Sinne) aufdecken soll, wohl das andere Moment zur vollständigen Auffassung des Phänomens hinzubringt, jedoch lange noch nicht die Theorie selbst verwirklicht.

Uebrigens hätte unter denen bei der dritten Periode aufgeführten Namen, vornehmlich auch Gruithuisen eine ehrenvolle Stelle verdient.

Den Anfang der Abhandlungen, woraus das Werk besteht, macht eine im October 1824 auf der Universität zu Bonn gehaltene öffentliche Vorlesung, welche der Verfasser wahrscheinlich zum Antritt seines Lehramts hielt, und worin er seinen Standpunct und Tendenz in der Naturwissenschaft ausspricht; sie handelt über das Bedürfnifs der Physiologie nach einer philosophischen Naturbetrachtung, oder über den Begriff der Physiologie als Durchdringung der Naturforschung vom philosophischen Geiste. Die Physiologie hat keine Bedeutung in sich, wenn sie neben der Philosophie als selbstständig sich stellen will, wie andere sogenannte empirische Wissenschaften, z. B. Botanik, Mineralogie etc., oder auch höhere in sich consequente Doctrinen: Physik, Chemie; sondern, sie ist durchaus nur als eine aufs Empirische angewandte Philosophie zu begreifen. Eine blofs logische Verbindung empirischer Thatsachen nach den Kategorieen des Verstandes giebt noch keine Wissenschaft, sie ordnet blofs das Material dazu. Das Verhältnifs der Theorie zur Empirie, des Allgemeinen zum Besondern ist durchaus ein inneres. Ihre Trennung ist nur für den scheidenden Verstand da, nur eine scheinbare. Die ächte Wissenschaft mufs diese Trennung aufheben, und beide in ihrer Einheit begreifen. Das Mifsverhältnifs der Theorie und Empirie giebt nur verschiedene Formen falscher Physiologie. Die eine behandelt die Erscheinungen des Lebens auf mythische, poetische Weise. Die Idee des Lebens, welche aus der innersten unmittelbarsten Erfahrung des Geistes hervorgeht, unterwirft sich einzelne zerstreute Erscheinungen der materiellen Natur blofs auf eine mehr zufällige Art, sie dienen ihr nur beiläufig zur Verkörperung, als Symbole, ohne dafs sie sich weiter um ihrer selbst willen um sie bemühte. Diese Form ist daher auch mystisch und religiös, aus ihr gingen die alten Cosmologieen und Mythologieen hervor. Die andere Form falscher Physiologie ist diejenige, welche metaphysische Begriffe auf die Erscheinungen des Lebens anwendend mit Analogieen spielt, und so um die Einheit des Wesens nur von Aufsen herumgeht, ohne sie zu begreifen. Anders verfährt die nüchterne verständige Physiologie. Diese will blofs auf dem Wege der Erfahrung, ohne Philosophie zur Erkenntnifs des Lebendigen gelangen. Sie wendet die Kategorieen auf vielfache Weise an, erklärt eine Erscheinung aus der andern, nach mechanischen, chemischen Gesetzen. Ihr Nothbehelf ist die Hypothese, und die teleologische Erklärungsart.

Die wahre Physiologie hat ihr Daseyn erst durch die Philosophie, nur durch diese erhält sie das Organon, Gedanken von lebenden Wesen und Lebenserscheinungen im Geiste zu erzeugen. Sonach mufs der Physiolog mit allen Kräften der Seele und des Körpers die Natur ergreifen. Er mufs sich in allen speciellen Zweigen der Erfahrung umthun, ohne jedoch sich in den einzelnen zu verlieren, mit Geist und mit steter Wiederkehr zu seinem hohen Standpunkte. Im Allgemeinen dienen ihm dazu die Beobachtung und der Versuch. Der physiologische Versuch wird dem chemischen Experiment entgegengesezt, welches jedesmal Producte aus den wechselseitigen Bedingungen liefert, indefs aus dem Lebendigen bei den verschiedenartigsten Bedingungen immer nur Educte hervorgerufen werden, nur dasjenige zur Aeufserung kömmt, was schon in der innern Anlage vorhanden war. Hätte der Verf. eine noch umsichtigere Vergleichung beider Arten des Versuches unternommen, so hätte er wohl bei beiden, so wie auch beim physicali-

Digitized by Google

schen eine gleiche Mannigfaltigkeit der Formen gefunden. Indessen ist die Ansicht über die sich gleichbleibenden Lebensenergieen bei abgeänderten äufseren Bedingungen sehr treffend und fruchtbar. Erfreulich ist der Blick auf die neuere geistigere Bearbeitung der Anatomie als Morphologie. In dieser findet vorzüglich die Beobachtung ihre Anwendung. Zunächst wird von dem ächten Sinn der Naturforschung gesprochen, der überall in den Erscheinungen durch einen glücklichen Takt sogleich das Wesentliche ergreift. Wolff wird als glänzendes Vorbild aufgestellt. Endlich wird die heutige nach Theorie suchende Medizin auf die Physiologie verwiesen, was freilich, bei dem unausgebildeten Zustande der lezteren, noch immer ein frommer Wunsch bleibt. Nun fragen wir, wo jene wahre Physiologie, von der der Verf. im jugendlichen Eifer, wie von einer Himmelsgöttin spricht, zu finden ist? Wir werden wohl noch lange müssen mit jenen aufgeführten falschen vorlieb nehmen, und es wird nur an uns liegen, das Gute, was jenen zum Grunde liegt, für Kunst, Wissenschaft und Leben zu gewinnen. Wir zweifeln übrigens nicht, dafs der Verfasser mit dieser Rede seinen Zweck erreicht hat, eine günstige Meinung und Erwartung für seine künftige Wirksamkeit bei seinen Zuhörern zu erregen. Er hat auch seitdem öffentlich bewiesen, wie ernst es ihm ist, sich als Physiolog vielseitig auszubilden, was kaum ein Fach in dem Grade fordert als dieses.

Der Styl erinnert häufig an Goethe's naturwissenschaftliche Arbeiten, was ihm keineswegs zum Tadel gereicht, wenn er nicht hin und her etwas preciös und schwerfällig wäre. In der zweiten Abhandlung spricht der Verf. von der Vermittlung des Subjects und Objects durch den Gesichtssinn. Ursprünglich hat das Selbst, in seinem Selbstgefühl und Selbstbewufstseyn, nur sich zum Object. Es kömmt nur durch ein Urtheil zu dem Wissen von einem äufsern Gegenstande etc. Diese Ansicht des empirischen Idealismus wird mit Klarheit dargelegt. Man sieht, dafs der Verf. in diesem Erfahrungsfelde ganz heimisch ist. Ganz nach Fichtes Vorgange wird die Kategorie der Causalität als Vermittler zwischen Object und Subject aufgestellt. Die nächste Anwendung geschieht auf den Gesichtssinn. Dieser besizt ursprünglich eine eigenthümliche Subjectivität (ein a priori, angeborne Ideen etc.) bestimmte *Energieen* des Lichten, des Dunklen und des Farbigen, die nicht den äufseren Dingen, den Ursachen der Erregung, sondern der Sehsinnsubstanz selbst immanent sind. Diese kann nicht afficirt werden, ohne in ihren eingebornen Energieen thätig zu seyn. Durch das Aeufsere nur angeregt, bringt sie der Sinn aus sich selbst hervor. Diese Lehre von specifischen (typischen und ektypischen) Lebensenergieen in Hinsicht der Sinne, und überhaupt aller andern Lebensfunctionen, ist nicht blofs dem Verfasser eigenthümlich, sondern sie hat sich seit dem so keken Auftreten der Erregungstheorie, welche ein gesteigertes Bedürfnifs nach qualitativer Erkenntnifs des Lebens herbeiführte, allmählig vorbereitet und in verschiedenen Gestalten ausgebildet. Schon bei dem überreichen Darwin finden sich dazu vielfache Andeutungen; ein verfehltes Streben darnach war die verkehrte Anwendung chemischer Qualitäten auf das Lebendige: auch der Carricatur des Hahnemann'schen Systems liegt eine ähnliche Tendenz zum Grunde. Selbst der Begriff der specifischen Reizbarkeit will wesentlich nichts anderes bedeuten. Auch wir haben anderswo, unter dem Namen gelegenheitlicher Functionen für die pathologische Lehre dasselbe ausgesprochen. Jeder specielle Organismus hat einen innern Typus seiner Existenz. Dieser innere Erfahrungskreis ist zunächst zu ermessen, und im Conflicte mit den äufsern Relationen festzuhalten, wenn wir seine gesammte Lebenserscheinung begreifen wollen. Man kann, dieser Ansicht gemäfs, den Gesammttypus eines speciellen Organismus in untergeordnete Typi, den vegetativen, irritablen, sensiblen, psychischen und geschlechtlichen eintheilen, und jeden von diesen experimentirend und beobachtend bis in sein Innerstes verfolgen, wodurch erst die Naturgeschichte desselben, als Phänomenognosie des Lebens zum Abschlufs kömmt, auf deren Grundlage dann die eigentliche Physiologie als rationelle Wissenschaft gebaut werden mufs.

Die Anwendung der Lehre von den Lebensenergieen auf den Gesichtssinn ist sehr treffend; uns war sie wie aus der Seele geschrieben, und steigerte durch dieses äufsere Entgegenkommen unsere früheren Ueberzeugungen noch zu höherem Grade. Die Kritik der Bewegungsideen Steinbuchs ist gerecht. Wir würden zur äufseren Anschauung des Räumlichen und Zeitlichen nimmermehr gelangen, wenn es nicht unmittelbar mit der ursprünglichen Empfindung schon gegeben wäre.

Was der Verf. von der absoluten physiologischen Gröfse des Auges und seiner Objecte im Verhältnifs zur wahren und scheinbaren Gröfse der Objecte im Sinne

Digitized by Google

der Physiker vorbringt, zeigt, dafs ihm dieser Gegenstand noch nicht ganz klar geworden ist. Die subjectiven Gesichtserscheinungen zeigen sich nie in ihrer wahren Gröfse, sondern werden vielmehr an den anderswoher uns bekannten Maafsen äufserer Gegenstände gemessen; so erscheint schon nach Darwin das Blendungsbild gröfser oder kleiner, je nachdem wir es auf entferntere oder nähere Gegenstände werfen; dasselbe gilt von der Aderfigur, von den feurigen Ringen der Eintrittstelle des Sehnerven etc. Erst wenn uns anatomisch irgend ein Maafs auf der Retina gegeben ist, z. B. die Entfernung des Achsenpunktes von der Eintrittstelle des Sehnerven, sind wir im Stande, die wahre Gröfse der Bilder auf der Retina zu bestimmen. Durch einen sonderbaren Gedächtnifsfehler wird die Entdeckung der Sichtbarkeit der Aderfigur des Auges durch eine vor demselben im Kreise herumgeführte Lichtflamme Steinbuch zugeschrieben, da sie doch uns gehört; das pulsirende Gefäfsgeflechte, das jener durch einen Druck auf die äufsere Seite des Auges sichtbar machte, ist ein ganz anderes Phänomen. *) Zulezt wird noch das alte Problem über das Aufrechtsehen der auf der Retina verkehrt abgebildeten Gegenstände auf heautognostischem Wege zu entscheiden versucht, jedoch, nach unserm Dafürhalten, noch nicht mit voller Befriedigung, weil sich der Verf. noch nicht zu den Gesetzen der räumlichen Anschauung überhaupt erhoben hat.

Derselbe Vorwurf trifft die folgende Abhandlung, welche von der subjectiven Identität und Differenz der Gesichtsfelder beider Augen bei Menschen und Thieren handelt. Ueber der vergeblichen Bemühung, den Gegenstand aufzuklären, erhalten wir eine Reihe trefflicher vergleichend anatomischer Untersuchungen über das Chiasma der Sehnerven bei Rückgratsthieren. Wahrscheinlich wurde der Verf. durch den neuerlichen Versuch Wollastons, das Halbsehen aus einer halbseitigen Lähmung der sich theilweise kreuzenden Sehsinnsubstanz zu erklären, auf seinen Erklärungsversuch geführt. Die Wurzel des Sehnerven an der linken und rechten Seite, wie sie aus ihrem Hirnknoten um die Hirnschenkel herumgeht, bevor sie in das Chiasma eintritt, besteht nach der Ansicht des Verf. aus einem Bündel einfacher Fasern, davon jede einzelne im Chiasma in zwei kleinere gabelförmig sich theilt, deren eine im Sehnerven selbst zur äufsern Hälfte der Retina des einen, die andere zur innern des andern Auges geht. Das Chiasma ist nichts anderes, als die Verschränkung der Gabelungen der einfachen Fasern der Wurzeln. Die Rührungen der einander correspondirenden secundären Fasern in der Retina des einen und des andern Auges werden in der Mutterfaser der Nervenwurzel zur räumlichen Einheit verbunden und somit auch auf identische Stellen des äufsern Raumes bezogen, unbeschadet der specifischen Verschiedenheit der Empfindungen.

Wenn eine der Mutterfasern der Wurzel gelähmt ist, so sind es auch die aus ihr hervorgehenden Stellen der Netzhaut; ist die ganze Wurzel der einen oder andern Seite gelähmt, so entsteht das Halbsehen. Es ist zu verwundern, dafs die Anatomie nie eine Andeutung dieser Halbscheidung in der Netzhaut entdeckt hat, dafs auch die subjectiven Gesichtserscheinungen nichts dergleichen aufweisen, und dafs das Halbsehen nicht bei jeder ungleichseitigen Affection des Gehirns mehr oder weniger sich einfindet, und, wo es krankhaft erscheint, nicht blos die senkrechte, sondern auch die wagrechte, und jede andere Theilung sich zeigt. Ueberhaupt scheint dieses pathologische Phänomen selbst nicht einmal empirisch in der Vollkommenheit aufgefafst, als es die Wissenschaft fordert, und also hinwiederum nicht geeignet, als Mitbedingung wissenschaftlicher Erklärungen zu dienen. Noch müssen wir den Widerspruch bemerken, dafs in der Scheidungslinie auf der Retina die identischen und differenten Stellen der Gesichtsfelder unmittelbar an einander gränzen und somit einander negiren müfsten. Für die anatomische Untersuchung der Nervensubstanz, namentlich des Sehnerven und des Chiasma, sei hier im Vorbeigehen bemerkt, dafs wir die Behandlung derselben mit gemeinem braunen Holzessig am zweckdienlichsten gefunden haben, wodurch diese nicht nur verhärtet, sondern auch das die Fasern verbindende Schleimgewebe braun tingirt wird, so dafs diese ungemein deutlich erscheinen.

Bei der Untersuchung der subjectiven Identität und Differenz der Gesichtsfelder der Thiere, findet man, ausser bei denen, deren Augen wie beim Menschen gerade nach vorne gerichtet sind, die Augenachsen mehr oder weniger divergirend, bis sie bei den Cetaceen und den meisten Fischgattungen einander e diametro gegenüberstehen. Die Sehachsen sind hier von den Augenachsen, die beim Menschen in eins zusammenfallen, wohl zu un-

*) Vergl. Harles Jahrb. d. deutsch. Med. u. Chir. 3 Bd. 2 Hft. p. 270.

Digitized by Google

terscheiden. Mit ihren Sehachsen sind sie eines Contuitus gegen die in der Körperachse liegenden Gegenstände fähig. Diese dienen zugleich zur Auffindung des Achsenpunktes auf der Netzhaut, wo das deutlichste Sehen Statt findet, und welcher bei Thieren von der Augenachse mehr nach Aufsen liegt und von dem aus die Scheidung der einander im subjectiven Gesichtsraum entsprechenden, und differenten Stellen der Netzhäute beginnen soll. Diese Unterschiede der Bildung sollten sich nun auch in der Structur des Chiasma erkennen lassen. Die Extreme wären dann, das Chiasma des Menschen, mit ganz identischen Gesichtsfeldern, andererseits die vollkommene Decussation der Sehnerven ohne Chiasma bei Fischen, mit vollkommen differenten Gesichtsfeldern. Zwischen beiden müfste bei Thieren mit Theils identischen theils differenten Gesichtsfeldern auch die Bildung des Chiasma dem einen oder dem andern, sich nähernd schwanken. Diese Conjectur leitete den Verfasser bei der speciellen anatomischen Untersuchung des Chiasma in der Thierreihe. Vorzüglich gelungen ist die Darstellung der blätterweisen Verschränkung des Chiasma der Vögel. Die Bemerkung, dafs die Durchschnitte der Blätter, in verschiedener Stellung gegen das Licht, dunkler und heller erscheinen, deutet auf bestimmte Structurverhältnisse der zarten Nervenmoleculen, und verdiente wohl eine genauere mikroskopische Untersuchung. Wenn gleich die vorausgeschickte Conjectur durch die erhaltenen anatomischen Resultate nicht ihre vollständige Bestätigung erlangt hat, so widerspricht ihr auch nicht geradezu das organische Gebilde.

Sollte übrigens auch die Ansicht des Verfassers nicht als haltbar befunden werden, so hat er doch damit ein Specimen einer Nervenphysik geliefert, deren Forderung in der Physiologie immer dringender wird, besonders in allen denen Fällen, wo die materielle Substanz mit subjectiven Qualitäten behaftet ist. Dahin gehören die Fragen über das Verhältnifs der Hirnmasse zur Quantität des Bewufstseyns, über den Unterschied der Ganglien und Nervensubstanz, über die Scheidung vegetativer, irritabler und sensibler Nerven, über die Bedeutung der Richtungen und Verzweigungen der Fasern, über den Gegensatz der grauen und weifsen Substanz, über die verschiedenartige Ausbreitung in Membranen, über specifische Sinnqualitäten der Nervenmassen, über die Nothwendigkeit der Bildungen der Hirntheile etc. In der beigefügten Tabelle ist eine werthvolle Uebersicht aller wesentlichen Metamorphosen des Sehorgans in der Thierreihe zusammengestellt.

Noch folgt eine andere sehr sorgfältig ausgearbeitete Tabelle über die Unterschiede der Divergenz der Augen bei den Wirbelthieren. Die Messungen sind an Skeletten des anatomischen Museums zu Berlin angestellt; gemessen wurden die Ebenen des Augenhöhlenrandes, die theils nach vorne, theils nach oben, bei Cetaceen und Meerschildkröten auch nach unten einen Winkel bilden, aus welchen Angaben die auf die Ebene senkrechte Achse des Auges leicht zu ermitteln ist. Auffallend ist die Verschiedenheit der Divergenz bei verschiedenen Arten einer und derselben Gattung. Es ist jedoch anzunehmen, dafs auch nach Verschiedenheit des Alters die Divergenz bedeutend wechseln müsse, was wohl zu berücksichtigen wäre, ehe man voreilig allgemeine Gesetze aufstellte. Die noch folgenden zwei Abschnitte sind eine weitere Anwendung dieser Ansichten zur Erklärung der pathologischen Zustände bei theilweiser Desorganisation der Sehsinnsubstanz, und zur Deutung der monströsen Monophthalmie.

Die ganze Abhandlung ist mit vielem Scharfsinn und grofsem Aufwand von erfahrungsmäfsigen Untersuchungen geschrieben, und es werden gewifs viele Leser in dem hier Ausgesprochenen eine Art Beruhigung gefunden haben. Dennoch können wir sie als ächt physiologisch nicht anerkennen, indem sie eine Hypothese enthält, vermöge welcher eine erst anatomisch zu begründende äufsere Erscheinung einen innern Procefs erläutern soll. Das Haupttheorem ist folgendes: Wenn ein in sich ungetheilter Nerve von innerlich continuirlicher Masse in zwei oder mehrere Fäden sich verzweigt, so werden die von diesen Fäden empfangenen, selbst verschiedenartigen Eindrücke, zwar als different empfunden, ohne zu einer mittleren Empfindung zu verschmelzen, jedoch vermög ihrer Einheit in der Grundfaser an eine und dieselbe Stelle im Empfindungsraume bezogen. Wohin die Consequenzien aus diesem Satze führen, überlassen wir dem Leser selbst zu überlegen. Uns scheint es, dafs dieser ganze Gegenstand noch vom Standpunkte einer höheren subjectiven Erfahrung, die sich die Anschauungen des Raumes zum Ziele sezte, tiefer ergründet werden müsse.

Ohne die Leser mit ins Interesse ziehen zu wollen, machen wir nebenher den Verf. aufmerksam, dafs das

Digitized by Google

aus unsern Beiträgen zur Kenntnifs des Sehens angeführte Experiment über das Zusammenfallen zweier Durchsichtsöffnungen, welche in der Distanz der Pupillen angebracht und bis auf wenige Linien ans Auge gehalten werden, zu einer, unrichtig angestellt, und somit die Polemik gegen uns gröfstentheils ungiltig ist, obgleich wir nicht läugnen wollen, dafs jener Abschnitt in unsrer Schrift einer totalen Umarbeitung bedürftig sei.

Die vierte Abhandlung besteht aus sehr genauen und mit Klarheit abgefafsten Untersuchungen über das natürliche Doppeltsehen. Das Doppeltsehen ist eine subjective Erfahrung, läfst sich aber auch rein geometrisch nach allen seinen Modificationen construiren. Dies hat nun der Verf. mit grofser Präcision ausgeführt. Vorzüglich machen wir auf die schöne Construction des Horopters als einer Kreis-Linie aufmerksam, die durch gleiche Winkel der an ihrer Peripherie convergirenden Augenachsen von der Distanzlinie beider Augen aus, als constanter Sehne beschrieben wird. Die Undeutlichkeit der Doppelbilder hängt davon ab, dafs sie nur durch Seitensicht (durch indirectes Sehen) aufgefafst werden. Merkwürdig ist die Erfahrung, dafs die Ränder der über einander geschobenen Doppelbilder deutlicher gesehen werden, als die einander deckenden Mitteltheile, was wohl davon abhängt, dafs die Ränder als Gegensätze von Gränzen die Aufmerksamkeit mehr aufregen. Die Farbensäume der Doppelbilder, die besonders nach den Versuchen des Verf. bei der Anwendung der Belladonna aufs Auge deutlich zu sehen sind, hängen von dem der Entfernung des Gegenstandes unangemessenen Refractionszustande der brechenden Medien der Augen ab, indem beim Doppeltsehen immer vor oder über den Gegenstand hinaus gesehen werden mufs, also der Brennpunkt nie rein auf die Retina fällt. Dafs das hier angeführte Farbensehen in der Farbenlehre unter den subjectiven dioptrischen Versuchen als Grundphänomen aufgeführt seyn sollte, ist nicht zulässig, indem es, wenn gleich innerhalb der Sphäre des Organismus, eigentlich zu den prismatischen Erscheinungen gehört, und dioptrische Gründe zur Erklärung verlangt.

Die Lehre vom Doppeltsehen findet eine natürliche Anwendung auf die Erklärung der verschiedenen Arten des Schielens, was den Gegenstand der fünften Abhandlung ausmacht. Es ist eine bekannte Thatsache, dafs, so wie der Winkel der Convergenz beider Augen sich der Nähe und Entfernung der Gegenstände gemäfs einrichtet, damit zugleich Verengerungen und Erweiterungen der beiden Pupillen, und angemessene Veränderungen in dem Refractionszustande der Augen auf das innigste verknüpft sind, so dafs selbst bei bedecktem einen Auge die Convergenz und Pupillenöffnung dieses, der Ferne- und Nahesicht des andern entspricht. Da die Convergenz gröfstentheils von den geraden Augenmuskeln und dem ihnen gehörigen nervus oculomotorius abhängig ist, von diesem aber der gröfsere Theil des Ciliarsystems ausgeht, welches in der Iris, und wahrscheinlich auch im Ciliarkörper thätig ist, so wäre hiemit ein anatomisches Datum zur Erklärung jener Association gegeben. Beachtenswerth sind die Gründe, die der Verf. anführt, um wahrscheinlich zu machen, dafs das Corpus ciliare mit der Iris zugleich, der es übrigens so analog ist, sich verändere und somit auf die Ortsveränderung der Linse und den Refractionszustand des Auges Einflufs habe. Es sollte sich dieses auch anatomisch bestätigen, wenn man bei einem Thiere die Pupille des einen Auges durch Belladonna erweiterte, die des andern durch Entzündungsreize verengte. Bis jezt wollten mir jedoch diese Versuche nicht gelingen. Immer erweiterten sich mit dem Tode beide Pupillen aufs äufserste, und die Ciliarkörper waren daher jedesmal in gleichem Stande der Conformation.

Andererseits ist auch die Neigung der Sehachsen von dem Refractionszustande des einen und des andern Auges abhängig. Nur wenn der Refractionsapparat beider Augen gleich ist, treffen sich bei nahen und mittleren Distanzen des deutlichen Sehens die Augenachsen in einem und demselben Gegenstande; sind sie ungleich, so wird nur immer mit einem Auge gesehen, das andere richtet sich gegen denjenigen Punkt der Achse seines Gespans, in dessen Distanz es für sich selbst am deutlichsten sehen würde, der aber dann ins Leere fällt. Dies sind die gewöhnlichsten Vorgänge beim Schielen. Wir haben denselben Gegenstand nach gleichen Grundsätzen an einem andern Orte in Betrachtung gezogen, und freuen uns hier eine Bestätigung unserer Ansichten und Erfahrungen zu vernehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 27. u. 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1827.

N°. 1. *Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes des Menschen und der Thiere, etc. Von Dr. Johannes Müller.*

N°. 2. *Ueber die phantastischen Gesichtserscheinungen, etc. Von demselben Verfasser.*

(Fortsetzung).

Die folgende Auseinandersetzung der verschiedenen Modificationen des Schielens geht grofsentheils aus den eben aufgestellten Grundsätzen hervor. Es sei uns erlaubt, hier eine gedrängte Uebersicht der Gattungen und Arten des Schielens für diejenigen Leser, die es speciell interessiren könnte, mitzutheilen.

Die *erste Gattung*, Strabismus concomitans, beruht auf einem beweglichen Schielen des einen Auges, welches dem gesunden beim Sehen nicht gleichmäfsig zu folgen vermag, um stets einen gemeinschaftlichen Horopter zu bilden.

Diese Gattung enthält mehrere Arten.

1) Geht das Schielen aus einem verschiedenen Refractionsvermögen beider Augen hervor: *Strabismus ciliaris*, weil nach den oben erwähnten Gründen die Refractionszustände beim Nahe- und Fernesehen von der Action des Ciliarnervensystems abhangen.

2) Strabismus amblyopicus. Hier ist das eine Auge schwachsichtig oder amaurotisch, und vermag den Bewegungen des gesunden nicht auf angemessene Weise zu folgen, weil es mit dem andern keinen Punkt des deutlichen Sehens gemeinschaftlich besizt, um damit einen Horopter zu bilden.

3) Strabismus oculomotorius beruht auf einer vorübergehenden krampfhaften oder paralytischen Affection der Augenmuskeln, und kann sowohl convergirend als in verschiedenen Richtungen divergirend seyn.

4) Strabismus assuetus. Hier sind die Augen in jeder Hinsicht gesund, jedoch ist von frühzeitiger Verwöhnung des Nahesehens die Tendenz zurückgeblieben, einen sehr kurzen Horopter zu bilden, wo denn abwechselnd das eine um das andere Auge in die Nähe und in die Ferne gerichtet ist.

5) Strabismus myopum. Die Kurzsichtigen betrachten die nächsten Gegenstände gewöhnlich nur mit einem Auge, während das andere, auch kurzsichtige, mit seiner Sehachse unbestimmt und undeutlich in die Ferne vor sich hinsieht.

Die zweite Gattung begreift den Strabismus lusciosus, Luscitas, dasjenige Schielen, wobei das eine Auge durch Paralyse oder irgend einen organischen Fehler bleibend nach einer Seite gerichtet ist, indefs das gesunde sich frei nach den Gegenständen bewegt.

Die dritte Gattung ist der Strabismus duplex. Hier sind die Augen vollkommen gesund, es ist nur ein unbestimmtes Sehen in die nächste Nähe ohne Fixation irgend eines Gegenstandes, und erscheint nur für einen entfernteren Horopter als ein Schielen. Duplex heifst es, weil hier keines von beiden Augen einen Gegenstand fixirt, sondern die Sehachsen beider schielend sich kreuzen.

Endlich wird als *vierte Gattung* ein Strabismus incongruus unterschieden, welcher auf einer ungleichen Disposition der identischen Stellen in den Netzhäuten beider Augen beruhen soll.

Es kömmt wohl noch eine Gattung des Schielens vor, wobei die brechenden Medien des Auges, Cornea, Linse, eine dem normalen Sehen ungünstige Disposition haben. (Vergl. Ottos selt. Beob. B. 1, p. 111.)

Die *sechste Abhandlung*, von den Bewegungen der Augen und dem menschlichen Blick, ist wieder von einem allgemeinern Interesse, und fordert schon um defswillen eine speciellere Erwähnung.

Die natürliche Bewegung geht in einer Kreislinie, davon der Zwischenraum beider Augen eine Sehne bildet, und in deren Peripherie die Horopteren allenthalben in gleichen Winkeln des Contuitus sich bewegen. Schwierig und unangenehm ists dem Auge, eine gerade horizon-

Digitized by Google

tale Linie zu beschreiben, weil dann die Sehachsen in gleichen Zeiten ungleiche Räume mit ihren Bewegungen beschreiben müssen, wobei zugleich die Refractionszustände des einen und des andern Auges ungleichförmig in leisen Bewegungen wechseln, besonders aber, weil bei gleichen Maafsen der beschriebenen Linie, ungleiche Winkel des Horopters gebildet werden. Andere krumme und gerade Linien sind gleichfalls nach diesem Criterion leichter oder schwerer mit dem Blicke zu beschreiben.

Wenn daher dem Auge eine Mannigfaltigkeit angenehmer Gegenstände, ohne dafs das Einzelne sich vordränge, geboten wird, wie z. B. in der freien Natur, und ihm nicht um die Fixirung des Einzelnen, sondern um die Schönheit der Bewegung in sich, bei einem wohlthätigen Totaleindruck der Gesichtswelt zu thun ist, da bewegt es sich am liebsten und am freiesten in jenen natürlichen Kreislinien des Horopters. So führt das Auge überhaupt gesetzmäfsig fortschreitende und stätige Bewegungen leichter, als unregelmäfsige und springende aus. Bei den krummen Linien ist immer die Gesammtheit der Augenmuskeln in einem abwechselnden harmonischen Spiele beschäftigt, indefs bei den geraden einzelne Muskeln oder Muskelpaare einseitig thätig sind. Dieses innere Leben, diese Musik der Augen wird leicht auf die Gegenstände übertragen, und kömmt uns von diesen in verschiedenartigem Ausdruck wieder entgegen. Daher die ästhetische Einwirkung der Bauarten, der Verzierungen, der geometrischen Figuren und der mannigfachen Naturgestalten.

Wenn die regelmäfsigen fixirten Figuren unser Auge beruhigen, so können dagegen vielfache, den Blick verwirrende Bewegungen, wie die der Schlangen, der Spinnen, der Scolopender etc. dasselbe in Unruhe setzen. Dieses wunderbare innere Leben, welches äufsere Gestalten und Bewegungen der Natur in unserm Sinne anregen, mag auch zu den verschiedenen Wahrsagerkünsten aus den Flammen, dem Rauche, dem Vogelflug etc. Veranlassung gegeben haben; daher wohl auch die bannende Wirkung der Schlangen, der unangenehme Eindruck mancher Thierformen und thierischer Bewegungen, besonders auf Nervenschwache.

So wie aber das Auge, mit seinen Bewegungen die Umrisse äufserer Gegenstände verfolgend, ihre Schönheit oder Unregelmäfsigkeit als ein inneres Gefühl wahrnehmen läfst, so spiegelt sich wieder dieses Innere für den äufseren Beobachter in dem Auge selbst durch die verschiedenen Weisen des regelmäfsigen, zerstreuten, blöden, sanften, wilden etc. Blickes. Es kömmt die Sinnlichkeit, die Thierheit, die Seele des Auges dadurch zur Aeufserung.

Auch die verschiedene Sehweite, die jedesmal von einem eignen Contuitus begleitet wird, ist charakteristisch bei verschiedenen Arten des Blickes. Bei der Meditation oder Zerstreuung starrt das Auge unbestimmt vor sich in die Ferne hin; desgleichen beim Lauern, wo es einen Gegenstand durchs indirecte Sehen erfafst. Auch der Blick der Verachtung besteht in einer seitlichen halben Fixation. Beim scherzhaften, kritischen, ironischen Lächeln ist der Blick schon mehr fixirt. Beim freien ungebändigten Lachen ist der Horopter kurz, ohne Fixation. Die Verwirrung des Blickes deutet auf Verwirrung der Begriffe. So ist auch mit der Erschlaffung des obern Augenliedes bis zur vollkommenen Senkung im tiefen Schlafe eine Verkürzung des Horopters verbunden, daher auch die Pupille des Schlafenden immer verengt ist. Für das verständige bestimmte Sehen hatten die Lateiner das Wort cernere, für das Vertieftseyn im Gegenstande, contemplari. Das ὑγρον der Griechen will der Verf. bei der höheren und niedern Liebe durch einen verschiedenen kürzern oder weitern Contuitus erklären. Uns scheint es in allen Fällen nur eine Art lächelnden Blicks zu seyn, und mehr von der Haltung der Augenlieder abzuhangen, indem alle Arten von Freude, sie mögen nun Liebe, Lust, Liebreiz etc. aussprechen, nur in zarten Modificationen des Lächelns erscheinen; daher auch der vielfältige Gebrauch jenes Wortes bei diesen Zuständen. Wir glauben nicht, dafs der sogenannte durchbohrende Blick des Zornigen, der bannende des Herrschsüchtigen, in einem Wechsel der Sehweite begründet sei, er beruht vielmehr auf der starrsten Fixirung des Blickes des Anderen.

Sehr werthvoll sind die Untersuchungen über den vom Verf. sogenannten Mesoropter, das ist, die mittlere individuelle Sehweite. — Jeder Mensch hat seinen ihm eigenthümlichen Mesoropter, der mit seinen Anlagen und ihm habituellen Augenbeschäftigungen in Beziehung steht. Deren Auge mehr zu einem betrachtenden Schauen (contemplari) disponirt ist, deren Mesoropter ist fernsichtig, die Pupillen sind erweitert, und zum Theil unter das obere Augenlied versenkt, die Augenachsen meist parallel gerichtet, und den Gegenstand gleichsam durchsehend. Anderer Auge ist unausgesezt in der endlichen Beschränktheit der Sinnenwelt begriffen, ihr Blick ist immer ein bestimmtes Sehen (cernere). Die Augenach-

Digitized by Google

sen bilden einen endlichen längern oder kürzern Horopter, die Pupillen sind dem gemäfs vergröfsert oder verkleinert, die Augen weit offen, und dieses alles selbst dann, wenn ihr Blick keinen bestimmten Gegenstand fixirt. Zwischen diese Extreme fällt eine unendliche Zahl mittlerer Sehweiten nach Beschäftigung und Anlage, deren jede dem Blicke etwas Charakteristisches mittheilet.

Auch die verschiedenen Affecte bedingen einen verschiedenen Horopter. Bei Kindern ist der Horopter noch schwankend und unausgebildet, der fixirende Blick mufs erst durch das Spiel und durch Vermeidung des Doppeltsehens berichtigt werden. Der Blick des Greises nähert sich in seinem Charakter wieder dem des Kindes, er hat gleichfalls einen Horopter mit beinahe parallelen Achsen, nur dafs er wirklich fernsichtig und fixirend ist, was dem Kinde abgeht.

Eben so giebt die verschiedene Entfernung der Augen unter einander bei Kindern und Erwachsenen für verschiedene Distanzen des Sehens, dem Blicke einen gar verschiedenen Charakter, indem bei jenen der Winkel des Horopters bei derselben Sehweite kleiner ist, als bei diesen, was denn zur Eigenthümlichkeit des kindlichen Blickes beitragen mag.

Als Nutzanwendung für Künstler wird bemerkt, dafs colossalen Bildern, bei verhältnifsmäfsig grofsem Zwischenraume der Augen, um das Stiere zu vermeiden, und den Eindruck des Erhabenen herbei zu führen, ein entfernter Horopter zukomme.

Zum Schlusse spricht der Verf. von der Energie und dem Erethismus, der Bestimmtheit und Flüchtigkeit des Blickes. Bei verschiedenen Individuen ist die Tenacität der Sehkraft verschieden. Diese besteht in der Fähigkeit des Auges, den Lichteindruck auszuhalten, und anhaltende Anstrengungen des Sehens und Fixirens auszudauern. Je schwächer das Auge, desto früher wird es durch das äufsere Licht geblendet, und es erlöscht der reine objective Eindruck der Farbe; daher eine Flüchtigkeit des Blickes nothwendig, um die Receptivität immer von neuem zu erfrischen. Dasselbe gilt für das Vermögen, den Contuitus für bestimmte Entfernungen fixirt zu erhalten; wird er länger fortgesezt, so treten nach dem Maafse der Reizbarkeit subjective Phänomene hervor, und hindern das deutliche Sehen des Objects. Diese Schwäche oder Festigkeit des Blickes giebt das Maafs des besonderen Erethismus der Augen, und dient wohl auch mit zur Charakteristik des Temperaments.

Diese ganze Abhandlung ist nicht nur mit verständiger Klarheit, sondern auch in vieler Hinsicht geistvoll geschrieben, indem der Gegenstand selbst, der menschliche Blick, der treueste Ausdruck des Geistes, schon für sich so tief ist, dafs er für Schriftsteller und Leser im gleichen Maafse anregend werden mufs.

Die siebente Abhandlung über die Augen und das Sehen der Insecten, Spinnen und Scorpionen ist wohl die vorzüglichste in diesem Buche. Sie enthält eine sehr erfreuliche und gelungene Anwendung der heautognostischen, auf die vergleichende Physiologie.

Diese Anwendung liegt so sehr im Geiste und in der Methode subjectiv empirischer Untersuchungen, dafs wir mit dem Verf. bei einer andern Gelegenheit, wo wir über das indirecte Sehen sprachen, zu ähnlichen Resultaten getrieben wurden, wahrscheinlich ohne dafs einer von des andern Wege (wenn nicht durch die Bulletins der Schlesisch vaterl. Gesellschaft?) Kunde erhalten hätte.

Swammerdam hat sich über diesen Gegenstand nur indirecte vernehmen lassen. Doch hat schon Rudolphi (Physiol. 2. B. p. 235.) eine ähnliche Ansicht ziemlich klar ausgesprochen, jedoch die Sache bei jener Gelegenheit nicht weiter ausgeführt. Auch Treviranus war der rechten Ansicht ganz nahe, nur dafs ihm noch das Pigment hinter der vieleckigen Hornhaut im Wege stand. Marcell de Serres zeigt bei grofsem anatomischen Aufwande nur ärmliche Resultate. Es bleibt also dem Verfasser das Verdienst ungeschmälert, eine richtige Ansicht über das Sehen der zusammengesezten Augen der Insecten mit dem gehörigen anatomischen, physicalischen und physiologischen Zubehör aufgestellt, ins Leben eingeführt, und für alle Zeiten begründet zu haben.

Die leitenden Ideen dieser Untersuchungen gehören der Nervenphysik. Die Sehsinnsubstanz breitet und bildet sich auf dreifache Weise der strahlenden Potenz des Lichtes entgegen. Entweder in einer blofsen Fläche ohne refringirende Medien; jeder leuchtende Punkt des Gegenstandes trifft das ganze Organ, und ohne dafs es zu bestimmten Bildern käme, bildet sich jedesmal eine mittlere Gesammtempfindung von Licht, Schatten oder Farbe, je nachdem die Umgebungen sind. Dahin mag das Sehorgan der Anneliden gehören. Erst durch linsenförmige brechende Medien werden Bilder erzeugt, und die leuchtenden Punkte der Objecte gesondert und geordnet, wobei das Organ mehr oder weniger beweglich ist, um sich den constant ausstrahlenden Lichtkegeln entgegen zu be-

Digitized by Google

wegen; dabei ist die Sehsinnsubstanz als eine hohle Halbkugel ausgebreitet. So bei den Cephalopoden, Rückgratsthieren. Oder endlich sind die einzelnen Momente der Bewegung in eben so viele Sehpunkte getheilt, die auf Halbsphären dem Gesichtsfelde gegenüber verbreitet sind. Hieher gehören die zusammengesezten Augen der Insecten. Die einfachen Insectenaugen, und die der Spinnen und Scorpione halten die Mitte zwischen beiden, indem sie zwar mit einem gröfsern Gesichtsfelde versehen, jedoch gleichfalls unbeweglich, divergirend und in Mehrzahl vorhanden sind. Hier hätte der Verf. füglich noch eine dritte Grundform des Sehorgans in der Natur unterscheiden können.

Eine durchsichtige Sphäre in kleinerer oder gröfserer Entfernung von einer hohlen sphärischen Fläche von Sehsinnsubstanz umfafst, worauf ohne Bewegung beider in allen Durchmessern der Kugel die leuchtenden Gegenstände aus bestimmter Distanz sich abbilden. Diefs wäre eigentlich das einfache Auge der Insecten in seinem Uebergange zu dem der Fische, Amphibien, Vögel und Säugthiere mit immer zunehmender Beweglichkeit, Convergenz der Achsen und Annäherung zur platten Linsengestalt des brechenden Mediums, bis beim Menschen mit der gröfsten Beweglichkeit und dem freiesten Contuitus nur ein Punkt des deutlichsten Sehens in der Achse vorhanden ist.

Wir können in das nähere Detail der Beschreibung der einfachen Augen der Insecten, Spinnen und Scorpione nicht eingehen; nur im Allgemeinen geht hervor, dafs sie in ihrem Bau sich in etwas den Fischaugen nähern. Vermög den sehr convexen Flächen ihrer brechenden Medien in einem so dünnen Elemente, als die Luft ist, müssen sie sehr myopisch seyn. Sie sind auch an den äufsern Hautdecken so vertheilt, dafs ihre Gesichtskreise in der vielleicht ihrem deutlichsten Sehen angemessenen Nähe sich wohl berühren, ohne einander wechselseitig zu decken. Im Vorbeigehen machen wir den Verf. aufmerksam, dafs nach authentischer Aussage die bei der Folpuga aegyptiaca angegebenen gestielten einfachen Augen abgebrochene Borsten sind. Ueberhaupt ist die anatomische Untersuchung der einfachen Augen noch lange nicht als abgeschlossen zu betrachten.

Um dem Leser die Theorie des Verfassers über das Sehen der facettirten Augen der Insecten in Kürze mitzutheilen, denke man sich erst eine glatte lichtempfindende Halbkugelfläche. Auf dieser wird zwar jede Stelle von dem jedesmaligen senkrechten Strahl des gegenüberstehenden Gegenstandes getroffen, und dieser somit, von welcher Qualität er auch sei, im ausgezeichneten Grade empfunden, jedoch wird diese Empfindung verwirrt seyn, indem diese Stelle auch allen andern schief einfallenden Strahlen offen steht. Um diefes zu vermeiden, müfsten diese Strahlen aufser dem senkrechten ausgeschlossen werden. Man denke sich also auf die lichtempfindende Stelle einen Tubulus von verhältnifsmäfsiger Länge senkrecht aufgestellt, dessen innere Wände mit einem dunkelfarbigen Pigment überzogen wären. Um den senkrechten Strahlenbüschel des objectiven Lichtpunktes noch mehr zu sammeln, und seine Intension zu verstärken, könnte die vordere Oeffnung des Tubulus mit einer flachen Linse, die allenfalls an ihrer innern Fläche mit einer Licht reflectirenden Substanz belegt wäre, besezt, und sein Inneres mit einem stark brechenden (die Lichtbewegung beschleunigenden) durchsichtigen Medium erfüllt seyn; endlich könnte auch die Sehsinnsubstanz von der andern Seite länger oder kürzer in sein Inneres fortgesezt seyn, um von der Qualität des gesonderten Lichtstrahls in einem gröfseren Quantum durchdrungen zu werden. Mit solchen verhältnifsmäfsig grofsen Sehröhrchen sei nun die ganze Halbkugelfläche besezt, so werden für jede Stelle die Bedingungen erfüllt seyn, den ihr gegenüberliegenden leuchtenden Punkt des äufsern Gesichtsfeldes in seiner Besonderheit deutlich zu erblicken. Einem solchen Gesichtsorgan wird das ganze Gesichtsfeld als eine hohle Sphärenfläche erscheinen, die mit Punkten von verschiedener Lichtqualität besezt ist, welche unter einander zu Bildern geordnet sind. Alle diese physikalischen Bedingungen treffen nun bei den zusammengesezten Augen der Insecten nach des Verf. und Anderer anatomischen Untersuchungen ziemlich vollständig ein. Die Facetten der sogenannten Cornea sind eben so viele biconvexe (Swammerdam fand sie bei der Biene convexconcav) Linsen, an deren jede sich mit seiner Basis ein kegelförmiger durchsichtiger Glaskörper ansezt, dessen Spitze an das Ende der Sehnervenfaser sich anlegt. Um den Kegel und um die Sehfaser ist das innere meist dunkelfarbige Pigment gelagert; unmittelbar unter der Cornea, jedoch in den wenigsten Fällen (?) ihre Facetten selbst überziehend, befindet sich das äufsere, meist lebhaft gefärbte, nicht selten streifige Pigment. Eine eigentliche Retina giebt es nicht, sondern die einzelnen Sehfasern gehen unmittelbar in den Sehnerven über.

Digitized by Google

Die auf solche Art kugelförmig vertheilte Sehsinnsubstanz der Insecten und Crustaceen empfängt nun ein aufrechtes Bild vom Gegenstande. Es ist hier kein eigener Apparat für das Nah- und Fernsehen nöthig, beides scheidet sich schon durch die verschiedene Intension des Lichtes. Die Vollkommenheit und Deutlichkeit der einzelnen Bilder der Objecte hängt auch von der Menge der Facetten und durchsichtigen Kegel auf gleichen Kugelsegmenten, ferner von ihrer Länge und von der Dunkelheit des innern Pigments ab. Die Gröfse des Gesichtsfeldes jeder Seite wird von der Gröfse des Abschnitts der Sphäre bestimmt, davon das einzelne Insectenauge einen Theil ausmacht. Nie sollen die Augen der Insecten die Gröfse einer halben Sphäre übersteigen, weil sonst ein Theil der Gegenstände doppelt erscheinen müfste. Die scheinbare Gröfse der Gegenstände hängt von der Breite der Augenflächen ab, auf die sie ihre directen Strahlen absenden; was auf gleiche Sphärensegmente fällt, erscheint auch in gleicher Gröfse. Die Beweglichkeit der Augen der Crustaceen ist durch die geringere Beweglichkeit ihres ganzen Körpers nothwendig geworden. So wie der Gesichtssinn überhaupt bei den Thieren mit dem Tastsinne in einer innern Wechselwirkung steht, so scheinen auch bei den Insecten die Palpen, unter der Herrschaft des Nahrungstriebes, mit den einfachen, die Antennen mit den zusammengesezten Augen ein bestimmtes Verhältnifs zu haben. Diese leztern sind so gestellt, dafs in ihre Gesichtsphäre nichts von dem eigenen Körper des Thieres fällt, woran es bei dem Wechsel äufserer Gegenstände sich als Bleibendes unterschiede, um sich als sichtbares Subject dem Objectiven entgegensetzen zu können; nur die Antennen sind es, die mit ihrer freien Beweglichkeit mit einem identischen Leibestheile, auch die eigene Willkür des Thieres zur Erscheinung bringen.

Diefs sei genug, um alle Classen unserer Leser mit den Ansichten des Verf. bekannt gemacht zu haben. Die speciellen werthvollen anatomischen Untersuchungen empfehlen wir den Zoologen ex professo. Gewifs wird jeder Physiolog, ja jeder Liebhaber der Natur es ihm Dank wissen, sich durch seine Arbeit in die Gesichtssphäre auch des kleinsten Insects lebendig eingeführt zu sehen.

Was übrigens von dem Verhältnisse der Gröfse der Augen zur Gröfse der Thiere, von den Augen der lichtscheuen Insecten, von denen der Wasserinsecten, der fleischfressenden und pflanzenfressenden, der Larven, Chrysaliden und vollkommenen Insecten, ihrer Metamorphose, ihrer Häutung, von den Unterschieden bei Männchen, Weibchen und Geschlechtslosen nur andeutend gesagt wird, erregt den innigsten Wunsch, dafs dem Verf. zum Besten der Wissenschaft, die bleibende Lust und Aufgelegtheit, die äufseren Mittel und die unangefochtene Ruhe werden möge, in gleichem Geiste die Naturgeschichte und Physiologie des Gesichtssinnes zur vollendeten Ausführung zu bringen.

Man könnte im Sinne der vorhergehenden Untersuchungen noch folgende Blicke in das innere Anschauungswesen mit Rücksicht auf das unsere wagen. Wenn wir, bei ruhendem Auge in der Gesichtssphäre nur eine einzige Stelle des deutlichsten Sehens und zwar in der Sehachse haben, so ist beim Insectenauge jede Sehfaser ein Organ des directen Sehens, also das Gesichtsfeld allenthalben, ohne Bewegung des Auges von gleicher Deutlichkeit. Wenn wir, um das Bild eines Gegenstandes vollkommen deutlich aufzufassen, das Auge nach seinen Umrissen bewegen müssen, um jeden seiner Punkte nach und nach in die Sehachse zu bringen, und wenn hiebei die Imagination immerfort thätig seyn mufs, um aus den zeitlichen Momenten des Sinnes ein vollendetes Bild in seiner Coexistenz zu schaffen, so ist im Insectenauge diese Coexistenz des Bildes unmittelbar gegeben, und hiemit das Sinnorgan zugleich Organ der Imagination. Wenn endlich bei uns die mit zwei Organen doppelt gesehenen Bilder durch ein Chiasma zur Einheit der Anschauung vereinigt zu seyn scheinen, so ist bei Insecten, deren Augen nur fürs Einfachsehen eingerichtet sind, ein solches verbindendes organisches Mittelglied überflüssig, und ihre Nerven entspringen von einer und der andern Seite. Und so sehen wir abermals, wie bei den Untersuchungen über das Nervenleben sich die innere Naturforschung mit der äufseren begegnen, und einander durchdringen müssen.

Die *achte* Abhandlung enthält einige Fragmente zur Farbenlehre in *Goethe's* Sinne.

Hier spricht der Verf. sein Glaubensbekenntnifs in Hinsicht der Farbenlehre aus: wie die Farbe nichts Aeusseres, immer nur ein sinnlich Empfindbares, eine Energie der Sinnlichkeit sei; wie wir von dem elementarischen Lichte an sich nichts unmittelbar wissen, und nur aus den Energieen, den Reactionen organischer Körper, als Leuchten, Farben, Wärmeempfindung, Wachsthum etc. auf dessen Natur einen Schlufs wagen dürfen, ohne je-

Digitized by Google

doch diese, die uns empirisch gegeben sind, aus jenem erklären zu können. In Hinsicht der physiologischen Farben findet er einen Anstofs an der platonisirenden Aeufserung Goethe's, dafs das Auge sein Daseyn dem Lichte zu danken habe etc., indem man strenge genommen, selbst nach Goethe's Grundansicht, die Farben als dem Auge immanent betrachten müsse. Ferner wird gerügt, dafs bei Goethe noch immer auch gegen sein Princip das Dunkle und Schattige als sinnlich Objectives und zur Verwirklichung der Farbe Mitwirkendes in Betracht komme, da sich vielmehr das Auge ohne directen objectiven Grund nur in seiner eignen Ruhe dunkel anschaue, also das Positive der Dunkelheit subjectiv und nicht objectiv sei. Um daher die Verbreiterung heller Bilder auf dunklem und die Verengerung dunkler auf hellem Grunde objectiv zu erklären, sei es hinreichend eine, wenn auch noch so kleine, Zerstreuung der Brennpunkte auf der Nervenhaut anzunehmen, die in beiden Fällen dann nur gegen das Dunkle entweder vom Centrum nach der Peripherie, oder umgekehrt sich verbreiten, indem das Dunkle, da es nicht objectiv ist, auch keine Brennpunkte, somit auch keine Zerstreuungskreise bilden, noch sich vor oder gegen das Lichte bewegen könne. Sehr richtig sind die Bemerkungen des Verf. über reine Nachbilder bei vollkommen bedeckten Augen, und über solche, die von äufserem Lichte getrübt sind, ferner über dunkle Nachbilder als ruhende oder halbgelähmte Stellen des Auges, und helle als partielle Erregungen der Netzhaut. Der Verf. scheint die nöthigen Versuche nicht mit hinreichender Feinheit angestellt zu haben, wenn er behauptet, dafs das reine Nachbild eines lichten Grundes mit dunklem Felde (Bilde?) dem objectiven Bilde gleicht, wobei diejenige Stelle der Retina, welche ruhend dem dunklen objectiven Felde entsprach, in ihrer Ruhe verharrt; die Erfahrung lehrt vielmehr, dafs die Specificirung einer Stelle der Retina, auch die nächste Umgebung in einer gewissen Breite treffe, wobei also an Ruhe nicht zu denken ist.

Uebrigens wäre zu wünschen, dafs der von uns anderswo aufgestellte Unterschied zwischen Blendungsbild und Nachbild so lange festgehalten würde, als nicht ein anderer passenderer Ausdruck sich fände. Man könnte ja die Sache so stellen, dafs dunkle Felder keine Blendungsbilder geben, sondern blos ihr lichter Grund etc.

Zur Erklärung der aus objectiven Bedingungen entstehenden Farbenempfindung, nimmt der Verf. an, dafs das Elementarische, was wir objectives Licht nennen, die Empfindung des *Lichten* als Energie des Auges nur dann erwecke, wenn es in gleichförmiger Intensität mit den Theilen der Sehsinnsubstanz in Berührung kömmt; wenn es dagegen über die ruhende Netzhaut, die sich als solche dunkel empfindet, zerstreut wird, so entstehe nicht die Empfindung des Grauen, sondern die des Farbigen. Diese Annahme befriedigt durchaus nicht, doch mufs man zugeben, dafs die in Ruhe sich dunkel sehende Netzhaut als Mitbedingung der Farbenentstehung nicht übersehen werden darf. Eine nähere Betrachtung der Chromasie und Achromasie führt zu dem Resultate, dafs das Auge in der Vereinigungsweite des Bildes als achromatisch, aufser dieser aber als chromatisch zu nehmen sei. Die subjectiven Lichthöfe erklärt der Verf., wenn wir ihn recht verstanden haben, aus der Erhellung der Cornea, wodurch ein schwacher Lichtschein um das Lichtbild entsteht; ferner durch Lichtzerstreuung am Rande der Iris, die als farbiger Saum um den trüben Lichtschein sichtbar wird; daher erweitere und verengere sich dieser Lichtschein zugleich mit der Pupille. Diese Erklärung ist durchaus gezwungen und willkürlich. Wir glauben, dafs bei partieller Beleuchtung der verschiedenen Medien des Auges, wobei das Licht gegen die Netzhaut reflectirt wird, auch verschiedene Arten von Lichthöfen entstehen; jedoch mufs die Durchsichtigkeit dieser Medien auf irgend eine Weise getrübt seyn. In den gewöhnlichsten Fällen erfolgt diefs wohl bei der Trübung des Glaskörpers oder der wässrigen Feuchtigkeit, wobei die Gröfse des Lichthofes nothwendig im Verhältnifs der jedesmaligen Weite der Pupille stehen wird, weil der Schatten der Iris nothwendig auch den Lichtzerstreuungsraum des getrübten Mittels beschränken mufs.

Als Beitrag zur Lehre von den chemischen Farben theilt der Verf. seine Beobachtungen über die Verbreitung der Farben unter den Insecten mit, jedoch ohne solche Resultate, die sich fassen, mittheilen und besprechen liefsen.

Die *neunte* Abhandlung wird unter dem bescheidenen Titel einer Aussicht zur Physiologie des Gehörsinns aufgeführt. Zuerst wird der Begriff von der Entstehung des Gehörorgans aus den Gesetzen der Schallleitung entwickelt und an der Metamorphose in der Thierreihe nachgewiesen. Die einfachste Form des Gehörorgans ist ein mit Flüssigkeit erfülltes häutiges *Bläschen*, auf dem sich der Gehörnerve ausbreitet. Die Schwingungen des äus-

Digitized by Google

sern Elements sind durch eine vor das Bläschen gespannte Haut, als *Trommelfell* vermittelt. Diese Form findet sich bei den Krebsen; bei Insecten ist sie noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen. Höher combinirt sich zur Vermehrung der Schallleitung ein knorpliger *Vorhof*, der sich um das Bläschen anlegt, bei der Gattung Petromyzon. Wenn im Innern des Hörbläschens ein freier, solider, die Schwingungen repercutirender Körper niedergelegt ist, so muſs die Erzitterung in noch höherem Grade auf den Hörnerven wirken. Also kömmt zu den vorigen noch ein *Gehörsteinchen* bei den Sepien. Wenn das Gehörbläschen des Trommelfells ermangelt, und in schallleitenden harten Umgebungen eingeschlossen ist, so muſs es dennoch, damit sich in ihm die Erschütterung nicht in sich selbst aufhebe, nach irgend einer Seite an flüssige Theile gränzen; so fügt sich diesem ein *sackförmiger Fortsatz* an. Wenn es überdieſs in den schallleitenden harten Umgebungen canalförmige Fortsetzungen ausschickt, die in dasselbe wieder zurückkehren (*halbkreisförmige Canäle*) und zur Vermehrung der Repercussion mehrere Gehörsteinchen enthält, so muſs die Schallleitung noch um vieles vermehrt werden. So findet sichs bei den meisten Grätenfischen und einigen Knorpelfischen. Die von Weber aufgefundene Verbindung des Gehörorgans mit der Schwimmblase bei einigen Gattungen der Grätenfische, wird dahin gedeutet, daſs durch diese Vorrichtung die mit der Tiefe zunehmende Compression der Luft in der Blase, und somit auch die Tiefe selbst wahrgenommen werden solle. Wenn der membranöse Vorhof und seine Canäle von Knorpelmasse umschlossen und von der Schädelhöhle abgesondert sind, so muſs eine Verbindung des Labyrinths mit dem umgebenden Medium durch eine Membran stattfinden, damit die Schwingungen, die er von den harten Umgebungen empfängt, nicht in diesen wieder aufgehoben werden; so wird ein sinus auditorius externus nothwendig, der die Erzitterung nach Auſsen entladet. Dieſs bei den Knorpelfischen. Bei den höheren Luftthieren würde das Trommelfell, unmittelbar vor das flüssige Medium des Labyrinths gespannt, an seiner schallleitenden Fähigkeit durch den Einfluſs des Flüssigen verlieren; es muſs ganz von Luft umgeben, und seine Verbindung mit jenem durch solide Körper vermittelt seyn. So wird das Trommelfell mit dem ovalen Fenster durch die *knöcherne Columella* verbunden. Damit jedoch die Oscillation in der Flüssigkeit des Labyrinths freien Spielraum habe, ist noch das *runde Fenster* beigegeben. Der Luftraum zwischen dem Trommelfell und dem Labyrinthe (*Paukenhöhle*) würde, völlig verschlossen, selbsttönend und dem Hören störend seyn, wenn er nicht durch die *tuba Eustachii* nach Auſsen geöffnet wäre. Ferner tritt zur Vermehrung der Oberfläche des sich ausbreitenden Hörnerven *die Schnecke* mit ihrem *Spiralblatt* hinzu, deren beide Gänge an der Spitze in einander offen stehen, damit sich die Oscillation im gesammten Labyrinthe frei verbreiten könne. So findet sichs bei Amphibien und Vögeln. Bei den Säugthieren tritt noch eine Gliederung der Columella hinzu, mit einem Muskelapparat, wodurch das Paukenfell gespannt, und der Stärke des Schalls accommodirt werden kann. Somit hoffen wir durch diese gedrängte Mittheilung dieses schönen Versuchs, die Metamorphose des Gehörorgans in der Thierreihe nach physischen und physiologischen Grundsätzen zu entwickeln, dem Leser einen Dienst erwiesen zu haben. Vollendetes läſst sich hier noch nichts erwarten, da uns die Acustik noch nicht hinreichend entgegengekommen ist. — Noch wird über das Vernehmen der Richtung des Schalls und über die Determination der Aufmerksamkeit nach dem einen oder dem andern Gehörorgan einiges kurz berührt. Von gröſserer Bedeutung ist dasjenige, was der Verf. über die Energieen des Gehörsinnes sagt. Die Empfindung des Tones ist der Hörsinnsubstanz als Qualität mitgegeben; jeder Reiz, jede Unruhe derselben, sie werde durch was immer für Ursache von Auſsen oder von Innen hervorgebracht, muſs in der Empfindungssphäre, so lange sie sich nicht zum Schmerz steigert, immer nur als Ton vernommen werden, so wie für die Sehsinnsubstanz jeder Reiz als Farbe etc. Das Haupterregungsmittel des Tones sind jedoch die Schallwellen, welche in ihren primären und secundären Gestalten das Labyrinthwasser und den Nerven nach seinen aliquoten Theilen, in ruhende und bewegte Stellen scheiden, deren Gröſsen höhere oder tiefere, deren Regelmäſsigkeit reine oder unreine Töne bestimmt. Auch unterscheidet der Verf. objective und subjective Töne; zu den lezteren rechnet er mit vollem Rechte den Tartinischen dritten Ton. Die Vergleichung desselben mit den Blendungsfarben würden wir jedoch nicht unterschreiben. Was übrigens über die Symbolik der Töne in Beziehung auf Gemüthszustände, und über die Bedeutung der Instrumental- und Vocalmusik blos andeutend besprochen wird, liegt noch in weitem Felde.

Auch diese Abhandlung zeigt vollkommen, wie der

Digitized by Google

Standpunkt der Physiologie des Subjectiven als eines eigenen wissenschaftlichen Fachs, von selbst die Methode giebt, und bei verschiedenen Beobachtern, auch ohne wechselseitige Verständigung gleiche Resultate herbeiführt. Wir haben in gleicher Tendenz nach der Empirie des Subjectiven arbeitend, ähnliche Resultate über den Tartinischen dritten Ton in einem Bulletin der schlesisch vaterl. Gesellschaft öffentlich bekannt gemacht. Es scheint aber nicht, dafs der Verfasser sie zu Gesicht bekommen hätte.

Das Werkchen sub N°. 2. ist in demselben Geiste geschrieben, gleichfalls eine heautognostische Untersuchung, die jedoch den Sinn, von seiner andern Seite, welche der Psyche zugekehrt ist, zum Object hat. Der Verf giebt sie selbst nur für eine Fortsetzung der vorhergehenden Arbeit aus. Die Vorrede will, auf ähnliche Weise, wie wir es oben gethan, den Begriff dieser Art von Untersuchungen, als ein eigenes Gebiet im Reiche der Physiologie, festhalten. Wir hoffen, dafs der Name *Heautognosie*, den wir dort von Gruithuisen angenommen, auf lange Zeit hinreichend seyn wird.

Wir sind das diesem, so vielfach verdienten, häufig verkannten, immer orginellen und geistreichen Manne als ein kleines Zeichen der Anerkennung schuldig. Schon gegenwärtige ganze Abhandlung ist im Grunde nur eine Variation und weitere Ausführung desselben Themas, das er bereits vor 17 Jahren (Neue oberdeutsche Litteraturzeitung v. J. 1809. Kleine Beiträge zur Eautognosie v. Dr. Fr. v. Paula Gruithuisen No. 6 et seqq.) so glücklich bearbeitet, das aber, wenn auch zweimal in die Welt geschickt, immer ohne Ansprache geblieben ist. Es hat auch dieses Fach nicht geringe Schwierigkeiten, fordert eine so zarte Empfindlichkeit, dabei so ruhige Fassung der innern Aufmerksamkeit, die selbst bei stürmischen Bewegungen des Sinnes und des Gemüthes nicht verdunkelt, nicht mitgerissen wird, beruht überdiefs auf einer eigenen, natürlichen oder methodischen Entwicklung, dafs es für jezt noch immer nur als ein glücklicher Zufall zu nehmen seyn wird, wenn ein Talent von dieser Art zur Ausbildung kömmt. In neuerer Zeit kenne ich vorzüglich an Karl Philipp Moritz Novalis und Friedrich Richter eine dem zusagende Stimmung und Charakter des Geistes. Ihre Schriften sind eine wahre Fundgrube von heautognostischen Bemerkungen.

Der einleitende Gang gegenwärtiger Untersuchungen ist beiläufig derselbe wie in der oben angeführten ersten Abhandlung über die Vermittlung des Subjects und Objects durch den Gesichtssinn, nur noch präciser und gediegener. Es giebt Veränderungen in der Natur, in welchen das Ursächliche seine eigene Wirksamkeit auf das Veränderte überträgt, wie in den *mechanischen* Veränderungen, oder mit der Wirksamkeit des Veränderten zu einem verschieden Thätigen, sich vereinigt, wie in den *chemischen*, endlich, wo das Ursächliche in dem, auf was es wirkt, immer nur eine Qualität des leztern zur Erscheinung bringt, die dem Wesen nach unabhängig ist von der Art der Ursache: diese sind die *organischen*. Das ihnen zum Grunde liegende Wesen oder Inneres kann unter dem Namen besonderer Energieen ausgesprochen werden. Hier wird nun zunächst die Energie der Sehsinnsubstanz in ihrer Eigenheit und Unterscheidung vom äufsern Lichte dargestellt; ihr Organ und Träger ist nicht blos die Netzhaut des Auges, sondern die ganze Fortsetzung des Sehnerven bis ins Innere des Gehirns, was besonders bei Fischen einleuchtend ist. Die Netzhaut ist blos die nach Aufsen gewendete Extremität der Sehsinnsubstanz, deren Energie, wenn auch jene zerstört ist, darum noch nicht aufgehoben seyn mufs. Die Raumlichkeit der Gesichtsanschauungen hat ihren physiologischen Grund in der raumlichen Ausdehnung der Sehsinnsubstanz; daher auch die Fläche der Netzhaut das Grundmaafs aller sichtbaren Gröfse ist. So wie aber das Licht und jeder äufsere Reiz nur als Lichtempfindung im Sehorgan auftritt, so kann auch jede innere sympathische Affection, sie gehe von den Organen des Körpers oder vom Gehirne aus, nicht anders darin als nur leuchtend zur Erscheinung kommen. Vorausgesezt also, dafs es im Gehirn eine eigene vorstellende Energie, ein Phantastikon gebe, so kann diese in ihrer directen oder sympathischen Einwirkung auf die Sehsinnsubstanz in dieser auch nicht anders als unter dem Attribute der Leuchtung sich offenbaren. Dagegen wird die Erhöhung der Energie des Sehsinnes, wo sie sich auf die Organe des Phantastischen, Vorstellenden, Denkenden reflectirt, auch in diesen nur das jedem zukommende Attribut zur Steigerung bringen. In dieser Wechselwirkung erhält das Vorstellende, welches im Sehfelde nur formell thätig war, nur reine Gränzen, mathematische Linien und Flächen producirte, einen leuchtenden farbigen Inhalt, dessen Lebhaftigkeit bis zum Charakter der Objectivität, wie im Traume und im Wahnsinn, gesteigert werden kann.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 29. u. 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1827.

N°. 1. *Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes des Menschen und der Thiere, etc. Von Dr. Johannes Müller.*

N°. 2. *Ueber die phantastischen Gesichtserscheinungen, etc. Von demselben Verfasser.*

(Beschluſs.)

Es kömmt nun darauf an, die unter dem Einfluſs der Phantasie in der Sehsinnsubstanz erfolgenden Erscheinungen zu bemerken und andere darauf hinzuleiten. Insgemein erfolgen sie bei einem passiven Hinschauen in die Dunkelheit, auch beim vollkommenen Wachseyn, noch sicherer vor dem Einschlafen, am allgemeinsten im Traume. Immer wallen erst Nebel und unbestimmte Gestalten flüchtig hin und her (Gruithuisens Traumchaos), bis plötzlich die Erscheinungen Bestimmtheit und scheinbar selbstständiges Leben erhalten, so daſs unsere Willkür nichts hinzuthun oder wegnehmen kann. Jeder äuſsere Reiz, jede freie Reflexion zerstört mit einemmale diese Schöpfungen. Als Gewährsmänner für diese subjectiven Erfahrungen werden Cardanus, Nicolai, Gruithuisen, Nasse und Goethe aufgeführt.

Noch sind hier diejenigen Thätigkeiten der Phantasie zu unterscheiden und auszuschliesen, wo sie äuſsere scheinbar unregelmäſsige Linien und Flecke zu bestimmten regelmäſsigen Gestalten ergänzt, die jedesmal gröſsentheils objectiv begründet, kein inneres Lebensprinzip haben.

In Hinsicht der Frage über den organischen Ort der phantastischen Gesichtserscheinungen, wird gegen Darwin und Gruithuisen, welche ihn in die Retina sezten, aus Erfahrungen an Blinden und Wahnsinnigen wahrscheinlich gemacht, daſs auch die übrige Sehsinnsubstanz bis in ihre Verschmelzung mit dem Gehirne Organ derselben seyn könne. Es hat hiebei nur die Schwierigkeit, daſs wir bei der Aussage der Blinden, da sie unsere Sprache reden, die groſsentheils unseren Gesichtsvorstellungen angehört, uns täuschen, und ihnen unsere Anschauungen unterlegen können, und wie soll uns ein Blinder beweisen, daſs ihm die Vorstellung der Dunkelheit eigen ist? Noch eher läſst der Unterschied zwischen Blendungsbildern, als offenbar in der Netzhaut sich befindend und mit ihr beweglich, und zwischen phantastischen Bildern, die von jener Bewegung unabhängig sind, die Vermuthung zu, daſs diese in einer andern bei der Bewegung der Augen ruhenden Sehsinnsubstanz und zwar im Gehirne ihren Sitz haben mögen.

So weit die Theorie des Verfassers als Inhalt der ersten Abtheilung. In der zweiten folgt die ausführlichere Darlegung und Einordnung der über phantastische Gesichtserscheinungen bisher bekannten Thatsachen. Wir wollen sie in der Kürze mit wenigen Bemerkungen aufzählen. Es gehören hieher: 1. Das plastische Einbilden ohne sinnlichen sensiblen Inhalt, ein bloſses mathematisches Linienziehen auf gleichfarbigem Grunde; es ist rein willkürlich, und gehört der reinen productiven Anschauung. 2. Mehr objectiv bedingt, jedoch subjectiv frei ist diejenige Art des Einbildens, wo wir an unregelmäſsigen Punkten, Linien und Flecken regelmäſsige Gestalten zu produciren, veranlaſst werden. 3. Eine ähnliche Veranlassung des Producirens findet sich, wenn Punkte, Linien und Flecken aus innern sympathischen oder idiopathischen organischen Ursachen im verfinsterten Gesichtsfelde zur Erscheinung kommen. 4. Von den ebenerwähnten drei Formen, die den Charakter der Willkürlichkeit haben, der Gattung nach verschieden sind diejenigen Phantasmen, die mit einer innern Nöthigung vor dem Sinne auftreten. Zuerst verdienen hier Erwähnung, die lebhaft farbigen Gebilde während den Träumereien des Wachens und des Halbwachens, wo wir noch so viel Besinnung haben, sie noch für blos eingebildet zu erkennen. 5. Auch diese geht verloren beim Anschauen der Traumbilder; wir

Digitized by Google

geben diesen objective Realität in verschiedenen Graden, selbst bis zu den höchsten Reactionen des Gefühls und der Thatkraft. 6. Dafs der Verf. nun auf diesem Erfahrungsgange das magnetische Hellsehen nicht nur berührt, sondern auch mitnimmt, halten wir für einen recht glücklichen Griff, der historische Wichtigkeit erlangen könnte, wenn es ihm beliebte, von diesem Standpunkte aus die bisherigen Facta und Ficta des Magnetismus etc. ausführlich zu beleuchten. Vielleicht würde die Reaction der magnetisch Erfahrenen für die Wissenschaft nicht ohne Nutzen seyn. 7. Noch reichhaltiger ist die Anwendung des Phänomens der Gesichtsphantasmen zur Erklärung und wissenschaftlichen Einordnung aller Formen des ekstatischen Hellsehens; dahin gehören die religiösen Visionen, die Erscheinungen von Heiligen und Göttern, ferner das Geistersehen in der magischen und mantischen Ekstase, das Teufelsehen sammt allen Hexenprocessen früherer Zeitalter, endlich auch das second sight, und das populäre Geister- und Gespenstersehen. So sehen wir den, im objectiven Produciren, in Mythen und Visionen anfangs verlorenen menschlichen Geist, allmählig immer mehr zu sich kommen, bis ihm in der Wissenschaft die Anschauung und der Verstand einer äufseren Welt als der eigene klar wird. 8. Noch eine dritte Gattung von Gesichtsphantasmen giebt es, die durch organisch materiellen Einflufs aufs Organ der Phantasie erregt werden, dahin gehört das narcotische Hellsehen, die leuchtenden Erscheinungen (9) bei protopatischen und sympathischen Affectionen des Gehirns und des ganzen Nervensystems, ferner (10) die Phantasiebilder der Irren. (Hier hätte vorzüglich das delirium potatorum, das so nahe an Träumereien gränzt, erwähnt werden können.) Die unter N°. 11 und 12 aufgeführten Gesichtsphantasmen sind wohl nur höhere Grade der sub N°. 4 erwähnten Form, wobei theils die Besinnung, theils die freie Imagination die Oberhand behält, und selbst bis zur künstlerischen Production sich entwickelt. Die Aussicht auf die Phantasmen der übrigen Sinne zeigt sich gegen den Gesichtssinn sehr arm, wahrscheinlich nur darum, weil sie sich der Aufmerksamkeit weniger aufdringen, denn von deren Vorhandenseyn zeugen die Träume und die Delirien der Irren hinreichend. Zur Nutzanwendung wird endlich auf die Wahrheit und Unschuld des Sinnes selbst in seinen Phantasmen aufmerksam gemacht, und alle Schuld und Sünde nur dem Verstande und dem Urtheile zugerechnet.

Die dritte Abtheilung ist voll von Fermenten zu einer noch weiter auszubildenden neuen Lehre von der Phantasie. Diese wird als das Eine und Selbstständige in der empirischen Vielheit der Sinne dargestellt, das rein activ nichts von Aufsen empfängt, was es nicht auch aus sich selbst produciren könnte. In ihr ist das Allgemeine, das Ursprüngliche, aus dessen engerer und engsten Begränzung das Concrete entsteht, und nicht umgekehrt nach den sogenannten Associationsgesetzen aus diesem jenes. Endlich ist sie das eigentliche Organ des Naturforschers und Künstlers, welches nach nothwendigen Begriffen die Metamorphose der Naturgebilde auffafst und endlich zu Idealen des Schönen verklärt. Auch hier wird zulezt auf den einen in beidem grofsen Goethe hingewiesen. Und so schliefst der Verf. mit einer wahrhaft glänzenden Darstellung desjenigen Natursinnes, den er noch in der ersten Abhandlung nur wie aus dunkler Ahnung gesucht und gefordert hat.

Für diejenigen nun, die ihm bis hieher mit Interesse gefolgt sind, kann die kleine physiologische Urkunde über den Traum, aus den Schriften des Aristoteles, nicht anders als eine willkommene Zugabe seyn, indem uns eben durch seine Arbeit auch hier ein neues Verständnifs geöffnet ist. Die Uebersetzung ist treu und zugleich den Begriffen und der Sprache unserer Zeit angemessen. Wir lernen hier abermals den schlichten Sinn der Alten für das Wahre und Richtige, auch in den schwierigsten Aufgaben der Forschung, bewundern.

Purkinje.

XIII.

Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen von Fr. Thiersch: in drei academischen Abhandlungen: die erste vom Jahr 1816, *die zweite vom Jahr* 1819 *und die dritte vom Jahr* 1825. 4°. *Text* 96 *S.*, *Anmerk.* 128 *S. München bei M. Lindauer.*

Herr Fr. Thiersch hat seine Studien und seine Forschungsgabe in den Alten vielseitig beurkundet, und seit mehreren Jahren her auch die Kunstgeschichte bei den Griechen und Römern zum Gegenstand seiner Forschungen gemacht. Er legte die Ergebnisse hievon in

Digitized by Google

drei academischen Abhandlungen nieder; und da nun das Ganze vor uns liegt, so glauben wir dem Verf. einen Beweis unserer Achtung zu geben, wenn wir hier eine Anzeige davon machen. Herr Thiersch hat nicht versäumt, auch durch eigenes Anschauen sich die Kenntnifs der alten Denkmäler zu verschaffen. Aufser den vortrefflichen Werken alter Kunst, die München und Dresden einschliefsen, sah er Paris und London, und zulezt noch den classischen Boden Italiens. Gern leihet man sein Ohr einem so viel gebildeten Mann, der sich der schwierigen Forschung über alte Kunstgeschichte unterzieht.

So viel wir es vermögen, werden wir den Gang und die Ergebnisse seiner Forschung in aller Kürze darlegen, und dann über das Wesentliche unsere Bemerkungen folgen lassen.

Der Verf. theilt die ganze Geschichte der Bildkunst bei den Griechen in drei Epochen: die erste enthält die Uranfänge derselben bis auf Ol. 50; die zweite die Entwicklung der Bildkunst von Ol. 50 bis Ol. 72; und die dritte von Ol. 72 oder von Phidias bis auf Hadrian und Marcus Aurelius umfafst die Periode der vollendeten Kunst, während welcher sie auf derselben Höhe sich erhalten haben soll.

In Rücksicht der ersten Epoche meint der Verf., dafs die Griechen die Elemente der Kunst nicht aus sich selbst geschöpft, sondern durch fremde Einwanderung, und durch den Verkehr mit andern Völkern erlangt hätten, hauptsächlich durch die Colonieführer Cecrops, Danaus, Cadmus und durch andere Niederlassungen der Phönizier auf den nahen Küsten und Inseln. So bildete sich ein bleibender Zustand der Kunst bei den Griechen von der ältesten Zeit an, aber ohne irgend eine Abänderung oder Verbesserung, so dafs bis auf Dipoenus und Scyllis um Ol. 50, und bis zu Croesus und Cyrus die Kunstübungen sich noch in ihren rohesten Anfängen zeigten. Die Beweise für einen so alten, lange anhaltenden und rohen Zustand der Kunst sind ihm: erstlich die Holzbilder, theils mit Farben bemalt, theils mit natürlichen Stoffen, wie unsere Puppen, angethan, welche alte Schriftsteller da und dort erwähnen, zweitens die Homerischen, auch Hesiodischen Gedichte, welche nicht blos von Metallwerken, sondern auch von künstlichen, mit Figuren verzierten Geweben sprechen, und drittens die Erfindung des Bildgiefsens durch Rhoecus und Theodorus von Samos, welche bereits in den Anfang der Olympiaden fallen soll.

Die Gründe aber, warum während einer so lang — mehr denn tausend Jahre — anhaltenden Periode die Kunst keine Fortschritte machte, und noch um Ol. 50 auf demselben Punkte stand, findet der Verf. in dem steten Character der alten griechischen Völker, in ihrer Liebe zum Herkömmlichen, und in der Bildung hauptsächlich religiöser und heiliger Gegenstände, von deren ursprünglichem Typus abzugehen die religiöse Scheu dem Künstler nicht erlaubte.

Hierauf antworten wir: dafs erstlich genannte Erfinder des Erzgusses nicht so früh, sondern erst um Ol. 60 — im Zeitalter des Croesus und Polycrates — lebten, wie der Recensent in dem I. Bande der Amalthea in der Anmerkung A. p. 266 zur Genüge gezeigt hat; und mit gleicher Evidenz hat der Recensent anschaulich gemacht: dafs die Nachrichten von Kunstwerken, welche bei Homer vorkommen, keinen Kunstzustand bei den Griechen erweisen (S. Amalthea. Band II. p. 52.)

Die hölzernen Bilder aber, die da und dort erwähnt werden, bilden keinen Kunstzustand bei einem Volke, weil solche rohen Schnitzereien keiner Lehre und keines Meisters bedürfen, und jedes rohe Volk solche hervorbringt.

Hiernach können wir dem Verf. in Hinsicht eines so alten und langanhaltenden Kunstzustandes nicht beistimmen; wohl aber in dem, dafs die Kunstpflege bei den Griechen zwar nicht erst um die 50ste, sondern bereits um die 30ste Olympias begann, das heifst: in dem Zeitalter, wo den Griechen unter Psammetichus und seinen Nachfolgern der freie Zutritt in Aegypten, und der Verkehr mit diesem seit lange hochgebildeten Volke verstattet ward. Jezt entsteht auf einmal, und in allen Gegenden, wo Griechen wohnen, ein reger Kunstbetrieb in allen Techniken. Aber wie der Verf. selbst angiebt, waren die Werke noch roh, und Nachrichten zeigen hinreichend, dafs die Griechen noch um Ol. 60 im Sinne und nach den Regeln der ägyptischen Künstler bildeten (vergl. die acad. Abhandl. von Hirt: über das Material, die Technik und den Ursprung der verschiedenen Zweige der Bildkunst bei den Griechen in der Amalthea B. I. und II. und dabei besonders den 7ten und 8ten Abschnitt.)

Doch wenn wir die Meinung kund geben, dafs die Griechen die wesentlichen Techniken der Kunst, das Bearbeiten der Steine zu Bildwerken, das Treiben und Giefsen der Metalle zu demselben Zwecke, das Schnei-

Digitized by Google

den der Edelsteine, das Zeichnen und Mahlen u. s. w. erst von gedachter Zeit an, und hauptsächlich von den Aegyptern erlernten, und in mancher Rücksicht auch die Maximen des Bildens, wie es bei den Aegyptern üblich war, befolgten, so ist indessen hiemit keinesweges gemeint, dafs die Griechen auch die Darstellungsweise der Gegenstände von den Aegyptern mitnahmen. Das Nationale, was die Aegyptischen und Aethiopischen Völker unterschied, so wie ihr Costum und ihr Abweichendes im Religiösen, konnte nicht zu den Griechen übergehen; sondern nur die Techniken in der Behandlung des verschiedenen Materials, und das Bilden der Figuren nach gewissen Verhältnissen. Es war allerdings ein ägyptisirender Stil, den man in den frühern Werken der Griechen wahrnahm, aber nicht das ägyptische nationelle in der Körperbildung und in dem Costum. Was die Griechen von den Aegyptern erlernten, war die Grundlage zur Kunstübung.

Die zweite Abhandlung beschäftigt sich mit der zweiten oder der Entwicklungsepoche der Griechischen Kunst von Ol. 50 bis Ol. 72, oder von Dipoenus und Scyllis bis auf Phidias.

Da nun während der langen ersten Kunstperiode, wie der Verfasser annimmt, der Typus unverändert blieb, und jezt erst, mit dem Beginn der zweiten, die Fortschritte zur Verbesserung und Vervollkommnung der Kunstwerke eintraten; so erwartet man von dem Verf. hauptsächlich zwei Dinge: erstlich die Motive, welche ein solches Abgehen von dem hergekommenen alten Typus veranlafsten, und zweitens auf welche Weise, und durch welche Künstler vornehmlich ein solches allmähliges Fortschreiten bewirkt ward, so dafs Phidias und seine Zeitgenossen in der dritten Epoche das werden konnten, was man ihnen aneignet.

Allein wir sind gezwungen, zu gestehen, dafs wir die Leistungen des Verf. in solchen wesentlichen Hinsichten den Erwartungen nicht ganz entsprechend gefunden haben.

Der Verf. nennt den Stil seiner ersten Epoche den symbolischen, weil man bis spät nur Götterbilder darstellte. Wie aber die Arbeiten für die Auszierung der Tempel häufiger wurden, und die Götter vielfach neue Beinamen erhielten, und man auch anfieng, Bildnifsstatuen von Athleten und andern um den Staat verdienten Männern aufzustellen; so soll man sich gedrungen gefühlt haben, von dem Symbolischen abzugehen, und mehr zu dem Wahren und Charactervollen sich hinzuneigen.

Allein diese Gründe möchten schwerlich hinreichen, solche Erscheinungen — von dem Abgehen von dem Symbolischen zu einer verbesserten Darstellungsweise — zu erklären. Denn wenn gleich auch die Aegypter sehr häufig Bildnifssäulen ihrer Priester und Könige zugleich mit ihren Thaten bildeten und aufstellten; so blieben die Künstler des Landes doch bei dem Hergebrachten im Stil, so dafs man nicht unterscheiden konnte, was früher und was später gemacht war.

Wenn also die Kunst bei den Aegyptern durch Maximen, die dem Volke eigen waren, durch alle Jahrhunderte unverändert und stät blieb, und die Griechen dagegen in ihrem Bestreben fortschritten, und nicht ruhten, bis sie das Höchste erstrebt hatten; so mufs man annehmen, dafs die Kunst bei den Griechen nie so gebunden war, wie bei den Aegyptern, und dafs sie ein Princip in sich trug, welches die Künstler begünstigte, immer weiter zu streben, und das Vollendete darzustellen.

Ungeachtet dessen kann man nicht in Abrede seyn, dafs auch bei den Griechen die Nachahmung eines ältlichen Typus vorhanden gewesen sei. Eine nicht geringe Zahl noch vorhandener Kunstwerke, und besonders die zulezt noch in Aegina aufgefundenen Bildwerke, erweisen dies augenscheinlich. Man gewahrt darin ein Conventionelles, besonders in den Gesichtsbildungen, in dem Haare, Bart, und in der Gewandung, welches sich nur durch die Nachahmung alterthümlicher Vorbilder erklären läfst. Man sieht in den meisten dieser noch vorhandenen Werke, dafs die Meister Besseres zu machen verstanden, und das Conventionelle daran nicht Unbeholfenheit, sondern Absichtlichkeit der Künstler war. Indessen haben wir keinen Grund zu glauben, dafs diese Nachahmung alterthümlicher Unbeholfenheit in einem gesetzlichen Ausspruche, sondern glauben, dafs sie mehr in der Liebe zum Altmodischen und in der Volksempfindung gelegen habe. Neuerungen in solchen Fällen finden nicht immer leicht Eingang. Das Vorurtheil strebt dagegen, das nur allmählig besiegt wird, bei einem Volke früher, bei dem andern später. So scheint die Liebe zu dem Herkömmlichen bei den Bewohnern von Aegina, die dorischen Stammes waren, länger geherrscht zu haben, als bei ihren Nachbaren, den Attikern, von dem jonischen Stamm. (Vergl. in den Ana-

Digitized by Google

lecten von A. Fr. Wolf: die äginetischen Bildwerke Heft III. p. 174.)

Zweitens hätte man in Hinsicht der Künstler und der Werke, die beitrugen, die Entwicklung der Kunst allmählig herbeizuführen, mehr Zusammenhang erwarten dürfen. Aber der Fehler lag zum Theil schon in dem frühern Zuschnitt. Hätte der Verf. anstatt einen so alten Kunstzustand bei den Griechen anzunehmen, denselben erst um Ol. 50, — worauf alle Nachrichten hinweisen, — entstehen lassen, und zwar dadurch, dafs den Griechen vergönnt ward, in dem für sie eröffneten Aegypten sich frei umzusehen; so hätte es nicht fehlen können, wahrzunehmen, dafs die verschiedenen Techniken, zwar verhältnifsmäfsig in kurzer Zeit, doch nur allmählig unter den Griechen verbreitet wurden, und auch die Kunstübungen nur allmählig unter den Griechischen Völkern gedeihen und vorwärts schreiten konnten.

Gleich im Anfange genannter Epoche zeigen sich unbezweifelte Spuren von Kunstübungen in der Plastik und in der Linearzeichnung. In Corinth übte Dibutades die erstere, und Plastiker, wie Euchir und Eugrammus zugleich mit dem Zeichner Cleophantus ziehen bereits mit dem von Cypselus vertriebenen Bacchiaden Demaratus nach Tarquinium in Hetrurien. Nicht lange darnach entsteht auch das Treiben der Metalle zu Kunstwerken mit dem Hammer, und die Verfertigung aufgelegter Arbeiten. Von Beiden geben die Weihgeschenke der Cypseliden in Olympia Zeugnifs, nämlich die mit dem Hammer in Gold getriebene Statue Jupiter's, und die Kiste des Cypselus, wo die bildlichen Gegenstände auf einen Grund von Cedernholz mit Gold und Elfenbein aufgelegt waren. Dies geschah vor Ol. 50, wo Dipoenus und Scyllis den Marmor zu bearbeiten anfiengen, zugleich mit der Familie des Anthermus und Bupolus von Chios. — Dafs aber solche Meister von Creta und Chios noch keine grofsen Fortschritte gemacht haben konnten, zeigt wieder die in Erz getriebene Statue Jupiter's von Learchus von Rhegium, der ein Schüler von Dipoenus und Scyllis war, und dann die Statue des Apollo, welche Telecles und Theodorus gemeinschaftlich verfertigten, und zwar der eine die eine Hälfte zu Ephesus, und der zweite die andere zu Samos. Sie behalfen sich hiebei mit der Verhältnifslehre, welche sie von den Meistern in Aegypten erlernt hatten. Sie blühten aber um Ol. 60, zur Zeit des Polycrates, und ein Weihgeschenk dieses Fürsten ist jezt noch vorhanden, welches uns anschaulich belehrt, dafs die Kunst der Griechen damals noch gänzlich ägyptisirte. Dies Weihgeschenk besteht in einem kleinen, in Erz gegossenen Telamon, mit der Inschrift, die den Weihenden namentlich angiebt. Dies höchst wichtige Denkmal sahen wir früher in der Sammlung Nani in Venedig, wo wir es aber vor zehn Jahren nicht mehr fanden. Wir hören jedoch, dafs es jezt wieder mit der Sammlung vereinigt seyn soll. Die Abbildung sehe man im Museo Nani N°. 276, und das Nähere über die Inschrift bei Böckh (Inscript. Grecc. N°. 6.) Statuen von Athleten in diesem Stil erwähnen wir nicht näher. Hiernach läfst sich mit Sicherheit annehmen, dafs die Künstler, die zwischen der Ol. 50 und Ol. 60 lebten, gröfstentheils Schüler des Dipoenus und Scyllis, die Grenzen der Aegyptischen Kunst noch nicht überschritten hatten.

Vortheilhafter müssen wir von der Kunst der Meister denken, welche im dritten Gliede aus der Schule des Dipoenus und Scyllis stammen, wie der Aeginete Callon, und die überhaupt in den sechziger Olympiaden blühten, wozu wir Gitiadas, Eutelidas und Chrysothemis von Argos, Endoeus und Antenor von Athen rechnen: welcher leztere die ersten Bildnifsstatuen in Erz Ol. 67, 4. aufstellte. Wir müssen aber bedauern, kein sicheres auf uns gekommenes Denkmal aus dieser Zeit nennen zu können. Noch bedeutender mufs sich die Kunst unter den Meistern gebessert haben, welche von Ol. 70 bis 80 blühten, doch nicht so, dafs in ihren Werken nicht noch bedeutende Härten und Unvollkommenheiten vorkommen. Indessen bereiteten sie alles vor, dafs bereits in den achtziger Olympiaden jene grofsen Männer, wie Phidias, Myron, Polyclet und Pythagoras, hervorgehen konnten, welche die erste Stufe der schönen Blüthe griechischer Kunst bezeichnen. Unter jenen, die hauptsächlich nach den Perserkriegen zur Entwicklung der Kunst beitrugen, verdienen vorzugsweise Critias und Hegesias, Aristocles und der ältere Canachus, Calamis und Aristomedon, Dionysius und Glaucus, Diyllus, Amiclaeus und Chionis, ferner die Aegineten Synnoon, Polichus und Anaxagoras bis Onatas, und Ageladas von Argos genannt zu werden, welchem leztern die Ehre ward, die drei grofsen Meister Phidias, Polyclet und Myron aus seiner Schule zu entlassen. Zwar ist manches Alterthümliche, besonders im äginetischen Stil, auf uns gekommen, welches wir der Zeit jener Altmeister zuschreiben könnten; aber da die historische Sicherheit fehlt, übergehen wir solches. Nur

Digitized by Google

die in Aegina aufgefundenen Bildwerke lassen sich mit hoher Wahrscheinlichkeit an das Ende der Entwicklungsepoche setzen, nämlich in die Zeit, wo Onatas blühte, und dann eine Statue in der Sammlung Giustiniani in Rom, welche wir in unserm Bilderbuch Vesta nannten. —

Die dritte Abhandlung umfängt die dritte Epoche von Phidias bis Hadrian oder Marc Aurel, während welcher Periode die Kunst auf derselben Höhe von Vollendung gestanden haben soll.

Wenn der Verf. uns, von einem Kunstzustand bei den Griechen sprechend, der über tausend Jahre ohne fortzuschreiten fortdauerte, überraschte; so befremdete uns jedoch noch mehr zu hören, dafs die vervollkommnete Kunst der Griechen in stetem Streben und ohne Rückgang ein so langes Leben durchlaufen habe.

Die Meinung war bis dahin, dafs die Kunst der Griechen selbst in ihrer Vervollkommnungsperiode nur allmählig bis auf ihren höchsten Gipfel stieg, dafs sie alsdann allmählig wieder sank, bis neue glückliche Zustände sie wieder anregten, und zu neuer Blüthe belebten; dafs aber auch diese zweite Blüthe der ersteren nicht gleich zu setzen sei, und sodann auch diese Nachblüthe allmählig wieder ausartete und erstarb. Dergestalt gab es ein Wogen in der Kunst, wie in der Natur: was sich aber nur recht erfassen läfst, wenn man das Geschichtliche genauer zu Rathe zieht. Dies wollen wir versuchen, doch auf einem Umwege, oder vielmehr auf einem bekanntern Wege, um dann den Faden für unsere Ansicht desto leichter wieder zu finden.

Werfen wir zuerst einen Blick auf die neuere Kunst von der Mitte des 13ten Jahrhunderts, oder von Nicolò da Pisa, und Cimabue bis auf unsere Zeit.

So wie die Kunst der Griechen aus der Ansicht der Aegyptischen hervorging, so die neuere aus der Ansicht der Werke des Mittelalters, welches die Techniken der Alten auch in den finstersten Zeiten noch erhielt. Die Techniken in der Mahlerei, in der Bildkunst in Stein, im Treiben, und Giefsen des Erzes, im Stein- und Stempelschneiden, hatten sich nie ganz verloren; und antike Ueberreste konnten noch forthin belehren. So entstand ein neues Streben, die gleichsam verlorne Kunst wieder aufleben zu lassen; und so haben wir vom 13ten Jahrhundert an eine Folge von Meistern, deren Werke uns den Gang der neuern Kunst anschaulich darlegen. Sechs Epochen lassen sich aber deutlich unterscheiden.

In der ersten Epoche vom dreizehnten bis in's fünfzehnte Jahrhundert zeigen die Arbeiten nur geringe Fortschritte, und stehen noch nicht über den Byzantinischen. Die schönen Talente des Giotto und des Nicolò da Pisa, bleiben durch die ganze Epoche vorherrschend.

Die zweite Epoche im fünfzehnten Jahrhundert eröffnet aber auf eine viel bedeutendere Weise den Gang. Nähere Studien nach der Natur und nach den Antiken, und selbst das Studium der Zergliederung tritt jezt ein, zugleich mit den Studien der Geometrie, der Perspective und Optik. Mit glücklichem Erfolg setzen die Mahler das Streben des Masaccio und Angelico von Fiesole durch eine Reihe von Meistern bis auf D. Ghirlandajo, P. Perugino und andere fort, und ebenso die Bildner von L. Ghiberti, Brunelleschi, Donatello, Andrea Verrocchio bis Antonio Pollaiuolo, Luca della Robbia, und Tullio Lombardo. So ward die Kunst in der zweiten Epoche durch eine Reihe denkender Meister (wir übergehen hier das überwiegende Talent der Eyckischen Schule) begründet und vorbereitet, so dafs

in der dritten Epoche des sechzehnten Jahrhunderts jene Meister erstehen konnten, welche der Kunst der Neuern die Vollendung gaben (wie weit diese Vollendung gegen die der grofsen Alten zurückstehen mochte, ist hier nicht der Ort zu erörtern). Leonardo, Michel Angelo, Raphael, Titian und Coreggio vollendeten die Mahlerei; Michel Angelo, Francesco Rustici, Sansovino die Bildnerei; in den unmittelbaren Schülern erhält sich der Geist der Meister; aber gegen das Ende des Jahrhunderts — wie sehr zeigt sich schon das Erschlaffen und Sinken. — Doch

in der vierten Epoche, um den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, erhebt sich ein neues Streben und Treiben durch die Schule der Eklektiker und Naturalisten; und gleichen Geist zeigt Algardi und seine Zeitgenossen in der Bildnerei. Aber in welchem Abstande von dem grofsen der dritten Epoche? — und kaum 50 Jahre später zeiget sich gleichsam ein gänzliches Auseinanderfallen der höhern Kunst (von der Landschaftsmahlerei und den mancherlei Leistungen der Holländischen Schule darf hier nicht die Rede seyn), welches wir

durch die fünfte Epoche bezeichnen. Die Mahlerei wird eine gehaltlose Farbentafel unter Pietro da Cortona, und die Bildnerei unter Bernini ein Steinklumpen verdrehter Figuren, worin die menschliche Gestalt jeder Willkür preisgegeben ist.

Nach einem trostlosen Jahrhundert von 1650 bis

Digitized by Google

1750 beginnt endlich wieder sich ein günstiger Geist zu regen, hauptsächlich durch Mengs und Winckelmann, und eine neue

die sechste Epoche tritt ein, die wir gerne die critische nennen möchten. Aber mit dem bessern Streben geht die Ausübung noch nicht gleichen Schritt. Die Critik ist mehr räsonnirend als fruchtbringend. Wir sahen in Canova nur eine antikisirende Gehaltlosigkeit entstehen. Besser ergreifen lebende Meister die Kunst, wie Thorwaldsen und vorzüglich Rauch durch die Verbindung eines sorgfältigern Naturstudiums in dem Porträt, worin sich der antike Geist der besten Zeit ausspricht.

Sollte die Kunst der Alten einen von der neuern verschiedenen Gang, weniger Perioden, und ein geringeres Schwanken gehabt haben? — Gewiſs ging alles eben so im Wesentlichen, wenn gleich nicht in gleichem Maaſse von Höhe und Sinken, und so bezeichnet die Sache auch die Geschichte, so viel uns davon zu wissen vergönnt ist.

Die erste oder Anfangsepoche der griechischen Kunst geht von der Ansicht des Aegyptischen aus. Von dorther holt sie die Kenntniſs ihrer Techniken und das frühere Unbeholfene in der Darstellungsweise. Nur in der Bildung des Nationalen gingen die Griechen sogleich von dem Aegyptischen ab. In diesem Zustande des Aegyptisirenden blieb ihre Kunst von Ol. 30 bis Ol. 60; und so verhielt sich die erste Epoche der neuern Kunst zu der Byzantinischen.

Die zweite Epoche, die wir mit Callon in den sechziger Olympiaden beginnen, geht fortschreitend im Naturstudium (wozu den Alten allerdings die gymnischen Uebungen die beste Gelegenheit darboten) durch eine Reihe von Meistern bis auf Phidias und seine groſsen Zeitgenossen, deren schöne Blüthe in die achtziger Olympiaden fällt. In dieser zweiten Epoche waren Porträte schon häufig im Gange, und Perspective und Szenenmalerei strebte die Kunst auf der andern Seite zu fördern.

Die dritte oder Vervollkommnungsepoche treibt sich durch mehrere Generationen fort, bis sie im Zeitalter Philipps und Alexanders den Scheitelpunkt ihrer vollendeten Gröſse erreicht. Von den vier Häuptern, welche im Zeitalter des Pericles an der Spitze dieser Epoche stehen, zeiget sich in Phidias erfinderischer Geist mit Groſsheit gepaart. Die Charactere seines Jupiter und seiner Minerva blieben unübertroffen. Die Reliefs an dem Parthenon aber, welche unter seiner Aufsicht hervorgingen, zeigen noch etwas Mageres, und die Centaurengruppen noch Mangel an Ausdruck, wenn wir sie mit den Phigalischen (die wir als aus seiner Schule kommend betrachten) und mit andern spätern vergleichen. Daher habe ich mich schon anderswo — in der Geschichte der Baukunst II. p. 14 — dahin erklärt, die Statuen in den Giebeln dieses Tempels wegen ihrer Fülle und Naturwahrheit nicht als Werke der Phidiaschen Zeit ansehen zu können. In Rücksicht der drei andern, des Polyclet, Myron und Pythagoras ist es merkwürdig zu hören, wie alle drei sich das Studium und die Verfeinerung der Verhältnisse angelegen seyn lieſsen, und der erste selbst einen Canon hierüber hinterlieſs (S. meine Abhandl. über den Canon Polyclet's in den Schriften der K. Acad. der Wissenschaften zu Berlin: Jahrg. 18¹⁴/₁₅), und von Pythagoras besonders angegeben wird, daſs er zuerst die Sehnen und Adern ausdrückte, und die Haare natürlicher behandelte, worin gerade Myron noch getadelt wird, als nicht besser, denn die frühern Alten. Dies nimmt man zwar jezt in den vorhandenen Copien seines wundervollen Discobolus nicht wahr; aber was Plinius mit seinem Tadel sagen will, kann man in der Bearbeitung der Haare an der erzenen Statue des Jünglings sehen, der sich den Dorn aus der Fuſssohle zieht — wahrscheinlich ein Sieger im Wettlauf unter den Knaben — jezt in den Sälen der Conservatoren auf dem Capitol aufbewahrt. Das Werk wäre übrigens eines Myrons würdig. Ich berühre aber dergleichen blos im Vorübergehen, um anzudeuten, daſs nur durch die Bemühung Vieler die Vervollkommnung allmählig gedieh. Auch unter den groſsen Schülern der vier groſsen Meister ward das höchste Streben noch nicht erreicht. Scopas, Euphranor und Praxiteles, so wie Bryaxis, Timotheus und Leochares bis Lysippus fanden noch immer neue Ansichten und neue Grade der Verfeinerung; und die Schüler derselben bis Ol. 120 hielten auf diesem hohen Standpunkt fest.

Aber nach dieser dritten Epoche, worin sich die Kunst nahe an 40 Olympiaden in anhaltendem Streben auf der höchsten Stufe erhielt; wie konnte Plinius sagen: Cessavit deinde ars, ac rursus Olympiade quinquagesima quinta revixit, cum fuere longe quidem infra praedictos, probati tamen, Antaeus, Callistratus, Polycles, Athenaeus, Callixenus, Pythocles, Pythias, Timocles? —

Versteht hier Plinius unter dem cessavit die gesammte Kunst, oder nur die ars statuaria — das Bilden in Erz? — im leztern Falle hätte das Aufhören blos ei-

Digitized by Google

nen Zweig der Technik betroffen. Man hätte demnach von Ol. 120 bis Ol. 155 keine Bildwerke mehr in Erz gemacht. Diefs konnte Plinius aber nicht meinen, denn er selbst nennet gleich darauf die Künstler, welche die Schlachten des Attalus und Eumenes gegen die Gallier in Erz darstellten.

Meinte er aber unter dem: cessavit ars, die gesammte Kunst; so konnte er hierunter nur eine veränderte Art, wie jezt die Kunst betrieben zu werden anfing, verstehen. Denn der Kunstbetrieb hörte nicht auf, sondern ward unter den Nachfolgern Alexanders vielmehr weiter ausgebreitet. Macedonien, Epirus, Pergamos, Syrien und Alexandria beschäftigten jezt eine Unzahl von Künstlern. Aber der Scheitelpunkt war zugleich auch der Wendepunkt für die Kunst. Die Künstler, auf mehrern Punkten zerstreut, athmen überall die Hofluft, und werden die Diener eines nie gesehenen Luxus. An die Stelle des strengen Studiums und des Wetteifers trat jezt Oberflächlichkeit und Streben nach Gunst. Der Künstler wanderte aus dem verarmten Griechenland nach den üppigen Höfen von Alexandria und Antiochia, nicht um wetteifernd die Kunst zu fördern, sondern im Dienst verschwenderischer Pracht Geld zu verdienen, indem er sich überall die Arbeit leicht machte, (hat doch die neuere Kunst ähnliche Beispiele aufzuweisen). Was Wunder also, wenn die Kunst sich in solchen Zeitläufen namenlos umhertreibt, immer mehr verweichelt und sinkt. — Diese vierte Epoche der Griechischen Kunst, welche man mit einem Worte die Alexandrinische nennen könnte, schwach in eigner Erfindung, begnügt sich, nur den Schein des Vortrefflichen der frühern Meister in ihre Werke überzutragen. Doch ist dieses mehr unter den spätern als unter den frühern Ptolemäern zu verstehen. Die drei ersten Regenten dieses Fürstenhauses waren ausgezeichnete Männer, unter denen sich auch Litteratur und Kunst kraftvoll erhielt.

Aber eine neue fünfte Epoche tritt ein: Die Kunst lebte Ol. 155 wieder auf. Aber wo und wie, und warum gerade um die angegebene Zeit? — Diefs sind nicht minder schwer zu erörternde Fragen. — Jene Olympiade zeichnet sich durch nichts Vorstechendes aus. Wir kennen weder einen Fürsten, noch eine Stadt, wo damals die Kunst besonders begünstigt worden wäre, und die Namen der meisten Künstler, die zu einer solchen Wiederbelebung beigetragen haben sollen, werden weiter nicht wieder genannt. Nur Polycles kommt wieder vor, als einer der Mitarbeiter an den Bildsäulen, welche Metellus Macedonicus in seinen zwei in Rom von ihm erbauten Marmortempeln aufstellte (Gesch. der Bauk. II. p. 211.) Aber diese ersten in Rom berühmten Baue waren hauptsächlich Griechische Künstlerarbeiten, sind etwas später als genannte Olympiade. Doch da Polycles, einer der genannten Restauratoren der Kunst, daran arbeitet; so scheint dieser Meister den Sinn des Plinius zu enthüllen.

Die Römer hatten damals die bedeutendsten Eroberungen der Griechischen Welt gemacht, und eine bedeutende Anzahl Kunstwerke waren bereits als Beute nach Rom gewandert. Paulus Aemilius hatte früher schon den Mahler Metrodorus nach Rom gebracht; und das Bedürfnifs nach Griechischen Künstlern mufste um so mehr steigen, da das durch Beute Erworbene nicht blofs zu ordnen war, sondern die vielen neuen Baue, mit denen Rom sich zu schmücken anfing, auch Hände verlangten, um dieselben mit neuen Werken zu zieren. An den Monumenten des Metellus arbeitete mit Polycles zugleich sein Bruder, und ihr Vater der Athener Timarchides nebst andern Griechen, wozu auch Pasiteles gehörte, der aufser dem Jupiter aus Elfenbein, dabei noch mehrere Statuen arbeitete, wenn wir in der Stelle des Plinius (36, 4. §. 10.) anstatt: Cetera Signa Praxiteles — den Namen Pasiteles lesen dürfen.

Unter den genannten Restauratoren war auch Timocles, von dem wir aber nur erfahren, dafs er zugleich mit Timarchides, dem Vater des Polycles und Dionysius, arbeitete (Paus. 10, 74.). Auch Timocles war ein Athener; und so scheint es, dafs hauptsächlich Athen jene Künstler nach Rom sandte, denen man ein neues Aufleben der Kunst verdankte. Um jene Zeit läfst sich auch der Erbau des Windthurmes in Athen setzen, worauf die acht Haupt-Winde hohen Geist in der Erfindung zeigen, doch nach dem Zeugnifs der Reisenden weniger sorgsam ausgeführt seyn sollen.

Der Ort also, wo das neue Aufstreben der Griechischen Kunst wieder begann, war Rom, wo um den Anfang des siebenten Jahrhunderts dieser Stadt, die Griechischen Künstler zusammenflossen, und ein neues Feld für ihre Wettkämpfe fanden. Allein, obgleich vortrefflich, blieben sie doch hinter denen zurück, welche die Epoche von Pericles bis Alexander bezeichnen. — Longe quidem infra praedictos, probati tamen. — So wie in den neuern Zeiten die Schule der Eklektiker, der Carracci, sich zu Raphael und den andern grofsen Meistern des sechszehnten Jahrhunderts verhält; so lassen sich die Griechen, welche die Kunst nach Rom, als ihrem Hauptsitz, verpflanzen, zu Phidias, Praxiteles und Lysippus betrachten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 31. u. 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1827.

Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen; von Friedrich Thiersch.

(Beschluſs.)

Diese Epoche hatte ohne Zweifel längern Bestand, da die Kunst- und Prachtliebe in Rom immer mehr stieg. Aber verhehlen läſst sich nicht, daſs unter bedeutende Meister sich gar zu bald auch bloſse Praktiker mischten, die mehr als Handwerker, denn als Künstler, sich mit der Kunst befaſsten. Die frühern Werke der groſsen Mahler und Bildner füllten die Tempel, die Pinacotheken und Musea Roms; aber die Mahlerei ward immer mehr zur Decoration herabgewürdigt, und die meiste, wo nicht vornehmste, Beschäftigung der Bildner waren Bildnisse und Copien der groſsen Werke früherer Zeit, wenn gleich man nicht in Abrede seyn kann, daſs unter Lucullus, Pompejus und Caesar, so wie unter Augustus bis Hadrian noch manche bedeutende Künstler auftraten — probati quidem, sed longe infra praedictos. —

Nach Hadrian wird die Abnahme, so in der Litteratur wie in der Kunst, merklicher. Diese sechste Epoche, die nun folgt, bezeichnet nur ihren Fall, und im Zeitalter Constantin's erscheint ihre Lebenskraft gleichsam erloschen.

Einzelnes.

S. 22. Ueber das Alter des Phidias: wir haben uns gewöhnt, wegen des schönen Pantarces, der Ol. 86. den Sieg im Ringen unter den Knaben davontrug, und dessen Bild der Künstler nicht bloſs am Throne Jupiter's anbrachte, sondern auch dessen Siegerstatue verfertigte, anzunehmen, daſs Phidias den Jupiter später als die Minerva im Parthenon gemacht habe. Hiernach folgt, daſs dieser Künstler die colossale erzene Minerva Ol. 72. noch nicht aufgestellt haben konnte. Ueberdem, wie lieſse sich denken, daſs Xerxes bei der Zerstörung von Athen dieſs Bild verschont haben würde. Indessen, obgleich wir die Thätigkeit des Phidias viel später setzen, als der Verf., so sind wir doch keinesweges der Meinung, daſs er von seinen groſsen Zeitgenossen, Polyclet, Myron, Pythagoras, der jüngere gewesen sei, und Pythagoras (S. 42). schon um Ol. 70. thätig war; er, der zuerst die Nerven und Adern angab, das Haupthaar natürlicher darstellte, und sich im Ausdruck hervorthat. Auch scheinen die Gründe des Verf., zwei Polyclete anzunehmen, nicht zulänglich (S. Anmerk. 137.)

S. 25. wird der Bau des Dianatempels von Ephesus mit den Architekten Ctesiphon und Metagenes gegen den Anfang der Olympiaden gesezt. Der Rec. hat in seiner Abhandlung über diesen Tempel gezeigt, daſs dieser Bau unter genannten Architekten erst im Zeitalter des Croesus begann.

S. 31. „Die kunstreiche Kiste des Cypselus soll vor den Cypseliden verfertigt seyn.“ Wir sind der Meinung, daſs die Bildwerke erst im Zeitalter der Cypseliden, welche sie weihten, gemacht seien, und das alte Gefäſs, das den Cypselus als Kind barg, zum Andenken bloſs darin eingeschlossen war. Auch ist das Gefäſs nicht als eine Kiste vierseitig, sondern als eine Lade cylinderförmig anzunehmen. Demnach liefen die aufgelegten bildlichen Zierden nicht in einer Folge an den vier Seiten (wie man sie bei Quatremere sieht) umher, sondern sie umgaben die cylinderförmige Lade in vier Streifen über einander, mit noch andern Zierden auf dem Deckel. Doch mehr hievon zu einer andern Zeit.

S. 34. Ueber das Alter des Bathycles läſst sich schwer etwas sicheres ausmitteln. Zuverlässig läſst sich aber annehmen, daſs der erzene Coloſs des Apollo in der Zeit des Croesus gemacht sei. Da nun Pausanias denselben im Verhältniſs zu den Arbeiten des Thrones als alt und ohne Kunst verfertigt angiebt; so lassen sich die Bildwerke des Bathycles nicht wohl vor den Anfang der vervollkommneten Kunst setzen — vielleicht erst nach den groſsen Siegen von Lysander.

S. 40. Als sicherste Zeitbestimmung für Callimachus

Digitized by Google

möchte wohl gelten, dafs er die goldene Lampe für den Tempel der Polias (Ol. 92.) verfertigte.

In der Anmerk. 185 nimmt der Verf. in Hinsicht der Aeginetischen Bildwerke mit mir an, dafs die Statuen in dem einen Giebelfelde wohl den Kampf des Hercules und Telamon gegen Laomedon vorstellen möchten. Im andern Giebelfelde will er aber nicht den Kampf um die Leiche des Patroclus, sondern um die des Achilles sehen. — Hierauf diene zur Antwort: dafs sich hier schwerlich an Achilles denken lasse, weil derselbe zwar ein Aeacide, aber kein Aeginete war; zweitens, warum sollten eher Unfälle der Aeaciden vorgestellt seyn, als Thaten, die ihre Ehre bezeichnen? Dann will der Verf. die Figur des Laomedon — allerdings die bedeutendste von allen — zu Achilles machen. Allein diese Figur gehört in dasselbe Giebelfeld mit der Figur des Hercules. Vermuthlich wird jezt der Verf., seitdem er die Werke in Rom selbst sah, anderes Sinnes seyn.

Zu den von uns gegebenen Gründen, dafs der Tempel erst nach den Perserkriegen erbaut sei, und dafs sich der Styl, der in den Bildwerken herrscht, wohl in der Zeit des Aegineten Onatas, als eines Zeitgenossen von Phidias, nicht aber in der des bedeutend ältern Callon, denken lasse, haben wir nichts weiteres beizufügen.

S. 48. ist gesagt, dafs nach der Aufstellung der Statuen von Harmodius und Aristogiton eine solche Ehre in Athen erst wieder dem Conon Ol. 96. zu Theil ward. Aber standen nicht auch die Bildsäulen des Miltiades, Themistocles, Autolycus am Forum, oder was dasselbe ist, im Prytaneum, das ein Theil des Forum war? —

In der Anmerk. 7. p. 30. wird die ausgezeichnete Kunstkenntnifs des Pausanias gerühmt. Wir möchten dagegen fragen: hätte es je einen trocknern, blofs auf dunkle Mythen und Historien versessenen, und für die eigentliche Kunst weniger empfänglichen Alterthümler geben können? —

In der Anmerk. 16. p. 36. wird Hegias, Hegesias in Agasias umgewandelt, und so der Borghesische Fechter in jene Epoche hinaufgerückt, wo dem Styl noch allgemein Alterthümlichkeit und Härte vorgeworfen wird. Welchem Werke liefse sich aber der höchste Styl eher aneignen, als dieser unvergleichlichen Statue? — Dann bleibt es eine ganz eigene Ansicht, aus einer offenbar athletischen Porträtstatue einen Achilles machen zu wollen. Die ganze Stellung bezeichnet die eines Sphaeristes; und der Ausdruck im Gesicht ist nicht der eines Zornmüthigen und um das Leben Kämpfenden, sondern der eines Ballspielers, der mit aufmerksamem Blick den Ball in der Luft erfafst, um ihn geschickt auffallen zu lassen, und dann zurückzuschlagen. — Diese einzig wahre Erklärung der Statue gehört einem Franzosen an. — -

Nach dem Verf. p. 95. soll das Aeufserste der Anstrengung und der Ermattung auf dem Gesichte zu sehen seyn! —

Nach der Anmerk. 23. p. 37. soll der Kampf des Hercules mit der Amazone auf der Vase bei Tischbein I. 12. eine Nachbildung des alten Bildners Aristocles seyn. — Wir sehen darin eine der elegantesten Compositionen der blühendsten Kunstzeit.

In der Anmerk. 71. p. 51. wird gegen Levezow der schöne Jüngling in Erz zu Berlin für einen Spartanischen Bomonica erklärt. Allein hätte Herr Thiersch nur die *Stellung* und den Ausdruck der Statue näher in Erwägung gezogen; so würde ihn wohl die Scheu angewandelt haben, eine solche Erklärung zu geben. Das ganz ähnliche Bild in Erz in der Sammlung des Palazzo Publico in Venedig ist gleichfalls, obgleich ohne Arme, von vortrefflicher Arbeit. Nur die Haare sind schlecht gemacht, und zeigen, dafs man die Bildsäule zu Berlin als das Original anzusehen hat.

S. 71. dritte Abhandlung. Die Statue des Pompejus ist kein passendes Beispiel des grofsen Styls, und einer vollendeten Arbeit. Das Nackte hat jene unangenehme Härte der Römischen Porträtstatuen, wovon die meisten, wie nach einem Canon, handwerksmäfsig gemacht sind. Diese Art Achilläischer Porträtbildsäulen, wie sie Plinius (34, 10.) nennt, hat nichts Erfreuliches, weil sie selten ein naturgemäfses Individuelles zeigen.

Nach S. 71. und Anmerk. 17. sollen die Spartaner Saurus und Batrachus berühmte Bildhauer seyn, die als Architekten unter Augustus die beiden Tempel in den Denkmälern der Octavia erbauten. — Der Verf. vermischt hier manches. Die beiden Tempel erbaute Hermodorus für Metellus Macedonicus, und die beiden Laconer, weder Baumeister noch Bildhauer, arbeiteten dabei blofs als geschickte Steinmetzen die feinern architektonischen Zierden, und so schnizten sie auch an den Basen Eidechse und Frosch als Embleme ihrer Namen. Columnarum Spirae heifsen nicht die Schneckenwindungen am Säulenkopf, sondern die Base — Säulenfufs. Wozu dient es also, das Winckelmann'sche Mährchen wieder aufzufrischen, und das schlecht gearbeitete Ionische Kapitäl

Digitized by Google

in der Kirche St. Lorenzo, woran Eidechse und Frosch kaum kenntlich und eine sehr späte Arbeit sind, wieder in Erinnerung zu bringen? —

S. 72. mit Anmerk. 25. Auch wir stimmen gern bei, dafs der Colofs des Nils im Vatican ein treffliches Werk sei, obwohl wir denselben nicht als ein Originalwerk ansehen, sondern als eine Nachbildung der Statue des Nils in Basalit, welche Vespasian als ein seltnes Werk in dem Tempel der Friedensgöttin aufstellte, wahrscheinlich ein Werk unter den ersten Ptolemäern gemacht, das der Kaiser aus Aegypten nach Rom versezte (Plin. 36, 11.)

S. 74. Ob die Colossen auf Monte Cavallo Originalwerke, und in welcher Zeit sie gemacht seien: lassen wir auf sich beruhen. Die Zwillinge, Castor und Pollux, fanden sich mehrmal zu Rom im Freien aufgestellt, vor dem Tempel des Caesar, vor dem Heiligthum der Castoren am Forum, vor dem Tempel des Jupiter tonans — alle aus der Zeit des Augustus, und ohne Zweifel in bedeutender Colossalität. Die Stellung, die solche Pferdebändiger haben, kommt früh vor. Die Arbeit der noch vorhandenen ist vortrefflich, aber keinesweges in der Art, dafs man nicht leicht glauben könnte, dafs sie im Römischen Zeitalter gemacht seien. Wir haben anderswo unsere Vermuthung kund gegeben, dafs es die beiden Colosse seyn möchten, welche Augustus vor dem Tempel Caesar's aufstellen liefs, da dieser Kaiser sich hauptsächlich im Grofsen gefiel, und die mächtigen Marmormassen ihn schon ansprechen konnten. In Stein möchten nicht leicht ähnliche Bilder irgendwo gesehen worden seyn.

Eben allda: In Rücksicht des Apollo von Belvedere müssen wir trotz aller Widersprüche bei dem verbleiben, was wir früher in den Horen, Jahrg. 1797. St. 10. hievon sagten, nämlich dafs sich nach den Grundsätzen der alten Kunst seine Bewegung und sein zornmüthiger Ausdruck allein daraus erklären lasse, wenn man ihn mit der Gruppe der Niobiden zusammen aufgestellt denke. Dafs ich denselben aber nicht als ein Originalwerk von Scopas oder Praxiteles ansehen könne, verbietet das Vorhandenseyn anderer zur Gruppe der Niobiden gehörigen Statuen, die den Apollo in Beziehung der Arbeit weit übertreffen, wie vorzüglich der eine Sohn, früher Herrn Dr. Barth in Wien angehörig, und jezt die Zierde der Münchner Sammlung, und dann eine der Töchter in dem Museo Chiaramonti, die als Gewandfigur, und in ihrer Bewegung nicht weniger bewunderungswürdig ist.

S. 74. mit der Anmerk. 95. In Rücksicht Laocoons sollte ich dem Verf. danken, dafs er, weit entfernt, mit andern in der hochbewegten Gruppe eine Idylle zu wittern, mit uns glaubt, dafs darin sich die höchste Spitze des Ausdruckes darstelle, — doch mit dem Tadel, dafs das Maafs dabei überschritten sei! — Ueber die Zeit, worin das Meisterwerk gemacht sei, streiten wir nicht. Aber wo kämen die Gründe her, zu glauben, dafs man in der Römischen Epoche noch solche tiefstudirte Werke, wie der Laocoon, der Sphaeristes Borghese, und der Barberinische Faun, jezt in München, sind, habe machen können. Ich möchte wissen: welche Vorzüge denn man den frühern Altern des Pericles und Alexanders über die des Metellus Macedonicus und des Augustus aneignen könnte? — Dann wäre freilich die Kunst der Augusteischen Zeit eben so grofs, als die des Lysippus und Apelles unter Alexander.

S. 75. Den Rumpf des ruhenden Hercules für ein Werk der besten Zeit zu halten, wird uns die Form eines runden Omega in der Inschrift nicht hindern. Dafs nicht blofs die Neuern, sondern auch die Alten diese Statue schon als ein ausgezeichnetes Werk ansahen, zeigt die sorgsame Restauration, welche sie, wahrscheinlich durch Feuer leidend, im Alterthum erhielt, die seitdem aber wieder abgefallen ist. Uebrigens ist eine solche Form des Omega keinesweges so jung, wie Winckelmann und andere glauben. Inschriften aus den Zeiten des Ptolemaeus Evergetes I. zeigen sie bereits, und warum nicht schon früher unter dessen Vater und Grofsvater? — Doch sei es nur bestimmt unter Evergetes. In solcher Zeit läfst sich der gute Bestand der Lysippischen Schule noch wohl denken, besonders unter den ersten Ptolemäern, welche die besten Köpfe aus Griechenland in Alexandria sammelten. Erst wie die Fürsten allda ausarteten, verschlechterte sich auch die Kunst. Aber Apollonius war ein Athener, und in Athen findet sich ein solches Omega erst unter den spätern Kaisern: — richtig! — Allein Apollonius arbeitete in Aegypten; und dann hat der Meister solche Arbeit nicht selbst verrichtet, sondern von einem Gehülfen einhauen lassen. Wann die Statue die Wanderung von Alexandria nach Rom machen mufste: ob unter Augustus schon, oder Nero, oder Vespasian? läfst sich freilich nicht angeben.

S. 89. Die beiden Musen in Venedig, Melpomene und Thalia, wie sie auch der Verf. nennt, tragen, nach unsern Bemerkungen darüber, nicht blofs in der Stellung, sondern auch in der Arbeit den Styl der Caryatiden am

Digitized by Google

Erechtheum an sich. — Der schöne barberinische Apollo Musagetes aber schien uns immer ein Römisches Werk nach Griechischen Vorgängern. — Die Phrasen, die hier aus Französischen Kunstrichtern beigebracht werden, näher zu erklären, möchte Herrn Thiersch viele Mühe kosten. Wir sind nicht so glücklich, einen Sinn hinein zu legen.

S. 94. „Die Bilder des Menander und Posidonius — Posidippus — sind ein Ausdruck der Ueppigkeit und der Verweichlichung, und eines Gemüthes, das mehr von behaglichen und leichten, als von grofsen und ernsthaften Gedanken bewegt wird.“ Betrifft dieser Ausspruch über zwei Statuen der besten Zeit die dargestellten Männer, oder die Künstler? —

S. 95. Die Urtheile über die Menge schöner Venusstatuen haben sich so wundersam gestaltet, dafs es schwer wird, davon zu sprechen, ohne einer Masse von Widersprüchen zu begegnen. Ich classificirte sie ehedem in meinem Bilderbuch. Seitdem ist auch die von Melos hinzugekommen. Ihre Arbeit ist in vielen Beziehungen vernachlässigt zu nennen, obwohl wir gerne zugeben, dafs ihr ein sehr schönes Original zum Vorbild diente.

Nach Anmerk. 1. p. 82. soll Aristocles, der Vater des Bildners Cleoetas, der die kunstreichen Schranken für den Hippodrom zu Olympia erfand, nach einer wunderlichen Berechnung in Ol. 50. hinaufwandern. — Da aber dieser Aristocles zugleich mit Canachus und Ageladas in den siebenziger Olympiaden arbeitete; so war wohl der erfinderische Cleoetas ein Zeitgenosse des Phidias. Diese Meinung über die Lebzeit des Cleoetas hat aufser Visconti auch Boeckh (Inscr. graec. N°. 23.) Ueber den Bau der Schranken selbst zu einer andern Zeit.

Nach der Anmerk. 5. p. 89. soll der Tempel der Felicitas von Lucullus, dem Zeitgenossen des Mummius, erbaut seyn, und der Gewährsmann ist Strabo (8. p. 381.); und wirklich erzählt der Geograph ein Histörchen der Art. Aber dem Verf. durfte man eine nähere Forschung zutrauen. Der Erbauer des Tempels der Felicitas ist L. Lucullus, der Besieger des Mithridates, und sein Freund, der Bildner Arcesilaus, der die Statue der Göttin dafür arbeitete, verfertigte auch für Julius Caesar das Bild der Venus Genetrix, das er im Tempel der Göttin auf seinem Forum aufstellte. Diefs erzählt der Zeitgenosse Varro bei Plinius (35, 45.).

Anmerk. 8. p. 93. Die schöne Gruppe von dem Bildner Menelaus in der Villa Ludovisi, in welcher Winckelmann mit Recht die Electra und Orestes erkannte, wandelt jezt der Verf. zur Octavia und ihren Sohn Marcellus um. Wir können zwar wohl glauben, dafs der Meister des schönen Werkes aus der Schule des Pasiteles stamme, und die Gruppe in der Römerepoche gemacht sei. Aber Octavia und Marcellus? — Man denke die Schwester des Augustus im Sklavencostum mit abgeschnittenen Haaren. —

Anmerk. 28. p. 102. Dafs die Griechen die Metallmischung so inne gehabt hätten, um durch die Farbe des Erzes die Charactere der verschiedenen Gottheiten kenntlich zu machen: ist wahrlich eine neue Notiz. Schade, dafs der Verf. nicht angiebt, wo er sie gefunden hat. —

Was der Verf. über den Gang der Via sacra beibringt, beweiset nicht, dafs er sich sehr mit der Topographie Roms beschäftigt habe.

In der Anmerk. 31. p. 104. erklärt sich der Verf. gegen die Meinung derer, die so vieles Copiren alter Werke in der Römerzeit annehmen. Wie er meint und hofft: werde eine solche Meinung bald zu den veralteten gehören. Wir streiten nicht: aber wir bekennen, sehr der Meinung derer zu seyn, die an das viele Copiren glauben.

Anmerk. 66. p. 120. An eine Aufstellung der Niobiden in einem Giebelfelde glauben wir nicht, denn wo sollten die Götter stehen, welche der blühenden Familie den Tod bringen? — Es giebt zwar Alterthümler, die es als etwas Gleichgültiges ansehen: ob ein Mythus corrupt, oder in seiner Wesenheit dargestellt werde. — Auch will der Verf. zu dem Ganzen noch eine Gruppe mehr haben, und daher mufs die schöne fragmentirte Gruppe im Mus. Pio-Clem., Cephalus und Procris vorstellend, sogleich auch zu den Niobiden gehören.

Noch Einiges.

S. 36. übersezt der Verf. die Stelle des Plinius (36, 4. 2.) Romae signa eorum sunt in Palatina aede Apollinis in fastigio. — „In Rom sind von ihnen Bildsäulen in dem Palatinischen Hause, in dem Giebelfelde des Apollo und —“ Hiernach wäre also das Palatinische Haus und der Giebel des Apollo verschiedene Orte. Eine genauere Ansicht der Stelle hätte den Verf. ohne Zweifel belehrt, dafs hier von dem allbekannten Tempel des Apollo auf dem Palatin die Rede ist, und die Statuen auf dem Giebel dieses Tempels standen.

S. 70. kommt der ähnliche Verstofs vor: in aede Metelli (Plin. 36, 4. 12.) „im Hause des Metellus,“ wo

Digitized by Google

von dem Tempel des Jupiter Stator, durch Metellus erbaut, die Rede ist. —

Und gleich darauf, wo Plinius (§. 13.) von einem Werke des Arcesilaus, wo Liebesgötter mit einer Löwin spielen, die Worte gebraucht: „Alii calcearent soccis" (wo freilich in den Ausgaben gewöhnlich succis steht): „Andere trieben sie mit den Füfsen an," anstatt: Andere zogen ihr Schuhe an — beschuhten sie.

S. 73. Von dem Colofs des Nero sagt Plinius (34, 18.): Mirabamur in officina non modo ex argilla similitudinem insignem, verum et ex parvis admodum surculis, quod primum operis instar fuit. Diefs heifst doch klar nichts anders, als: Wir — Plinius — bewunderten in der Werkstatt nicht nur die vortrefflich gelungene Aehnlichkeit (des Nero) im Thon, sondern auch das Modell im Kleinen, das gleichsam als erstes Vorbild diente, — so wie aus Setzlingen den werdenden Baum. — Und wie der Verf., „wir bewunderten in seiner Werkstatt die ausgezeichnete Aehnlichkeit nicht nur in Thon, sondern auch in den sehr kleinen Stäbchen, welche (um das hölzerne Sparrwerk und Geripp) die Grundlage des Modelles bildeten." — Anstatt hier an das kleine Modell für den werdenden Colossen, das Plinius hier mit den Baumsetzlingen vergleicht, zu denken, denkt sich Herr Thiersch — aus den sehr kleinen Stäbchen die Grundlage des Modelles — mit dem Erklärungsbeisatz: um das hölzerne Sparrwerk und Geripp! — Offenbar fehlte dem Uebersetzer die Kenntnifs, wie die Alten bei Verfertigung so mächtiger Colossen verfuhren, so wie ich es in meiner Abhandlung über die Bildkunst in Metall (Boettiger's Amalthea I. p. 252.) nach Philo von Byzanz von dem Colofs von Rhodus erklärt habe.

In der Anmerk. 1. p. 78. wird Tectorium durch Dach, anstatt durch Maueranwurf übersezt. — Wir führen dergleichen Versehen nur an, um zu zeigen, mit welcher Flüchtigkeit unser Verf. die Kunstepochen bearbeitet hat, und dafs grammaticalische Kenntnisse zur Behandlung antiker Kunstzustände nicht immer zureichen.

Am Ende — in den Anmerk. p. 124. — wird ein anderer Herausgeber einer Kunstgeschichte bei den Alten bemitleidigt, und mit dem Namen Technologus bezeichnet. — Doch welche Bewandtnifs es auch mit dieser neuen Geschichte haben möge; wird man doch gestehen, dafs sie nicht übereilt geschrieben, und die Arbeit vieler Jahre ist; dafs Herr Heinrich Meyer aufmerksam sah und sammelte, und ihm auch die Schriften der Alten nicht unbekannt waren, woraus irgend eine Nachricht für seinen Zweck zu schöpfen sich vorfindet. Ein Beweis hievon liegt schon in der Sorgfalt, mit welcher er in Verbindung mit gelehrten Freunden die neue Ausgabe der Schriften Winckelmanns sich angelegen seyn liefs. Spricht er wenig von dem, was seit Winckelmann in dem Fache der Archaeologie und der alten Kunstgeschichte geschehen ist; so kommt es nicht daher, als wenn er dergleichen nicht gelesen, oder beachtet hätte. Er umgeht dergleichen nur: friedliebend, um nicht anzustofsen, und sich Gegnern gegenüber zu stellen. Werden seine Aussagen genügend gefunden; so liegt wenig daran, auf welchem Wege er sich solches zu eigen machte. Dabei ist ja alles auf ein Lesebuch für die gröfsere Welt berechnet, und da scheint es der Klugheit gemäfs, nicht zu keck aufzutreten, Schwieriges auf eine geschickte Weise und mit schönen Wendungen und klingenden Phrasen zu umgehen, oder nur so anzudeuten, dafs jedem die Wahl bleibt, dabei zu denken, was er Lust hat.

Ferner war Herr Meyer von früh an gewöhnt, Winckelmann als sein Vorbild zu betrachten, und sich an solche Männer anzuschliefsen, die mit ihm gleichen Sinnes und Forschens sind. Aus Verehrung des grofsen Mannes, der zuerst mit wirklicher Genialität den bessern Weg zum Studium des Alterthums bahnte, ward demnach ein Milderungsprincip gegen dessen Schriften beliebt. Zwar sollte das Ordnungslose und die gehäuften Irrthümer nicht fortdauern, denn dagegen hatten sich schon zu viele kräftige Stimmen erhoben; aber man fand es nicht angemessen, die allmählige Umschmelzung andern, als sich selbst anzuvertrauen. So entstand ein Umgehen der Schriften anderer. Wenigstens mufsten diese im voraus zurecht gelegt, und dem früher Bestehenden assimilirt werden. Wenn also Herr Meyer nicht gern von andern spricht, so entgieng ihm doch von ihren Schriften nichts. Anspielungen finden sich genug; nur hüllt sich die naiv gehaltene Sprache gern in ein Helldunkel, welche manchmal bis zum Manierirten gesteigert wird. Ein solches leise Auftreten verliert aber seinen Zweck bei der Lesewelt nie, und die Ixione fehlen zu keiner Zeit, die sich glücklich fühlen, die Wolken anstatt der Göttin zu umarmen. Dabei möchte Herr Thiersch selbst leicht eingestehen, dafs es keine geringe Kunst ist, das Geheimnifs aufzufinden, die Kunstgeschichte ihrer schroffen Seiten — ohne dadurch in das Ungelehrte und Bodenlose nach Art unserer Nachbaren

Digitized by Google

zu verfallen — zu entkleiden, und für einen gröfsern Kreis von Lesern populär zu machen. Diefs Geheimnifs gefunden zu haben, wird der Münchner Gelehrte den Weimarischen Kunstfreunden gern zugestehen, und zugleich zugeben, dafs diefs, um den Sinn für Kunst und Alterthum allgemeiner anzuregen, kein geringes Verdienst ist. Dafs aber andere, die an Strengeres gewöhnt sind, sich auch damit begnügen sollen, werden jene kaum fordern. Friedlich gesinnt scheinen sie vielmehr den Wahlspruch zu haben: verwirre unsere Zirkel nicht; wir wollen auch die deinigen nicht stören: wenigstens nicht in offener Fehde; und im bedeckten Fechten ist immer ein Anstandskrieg. Also walte der Technologus in seiner Sphäre; er hat über den Grammaticus immer den Vortheil, manches Detail an den Kunstgegenständen genauer zu beobachten; und diefs ist nicht wenig. Denn nur hiedurch entwickelt sich in dem Gemüthe ein feinerer Kunstsinn, und ohne geläuterte Ansicht läfst sich mit aller gelehrten Kenntnifs wenig Erfreuliches über Kunstgeschichte hervorbringen. Sollten aber in dieser neuen Kunstgeschichte bei den Alten offenbar geschichtliche Irrthümer, oder seichte Urtheile und gehaltlose Grundsätze vorkommen; so dürfte freilich solches nicht verschwiegen werden. — Das Werk geht bis jezt nur auf die Zeiten Alexanders; man hat also noch einen zweiten eben so starken Band zu erwarten.

A. Hirt.

XIV.

Deutsche Grammatik von Dr. Jacob Grimm. Zweite Auflage. Göttingen in der Dieterich'schen Buchhandlung. Erster Theil. 1822. *XIX und* 1082 *S. Zweiter Theil.* 1826. *XII und* 1020 *S. in* 8.

Erster Artikel.

Es kann als eine Thatsache angenommen werden, welche durch die vergleichende Sprachen-Geschichte, wozu das vorliegende Werk einen sehr schätzbaren Beitrag liefert, erwiesen wird, dafs die grammatischen Formen und der gesammte Organismus der Sprachen das Erzeugnifs ihrer frühesten Lebens-Periode sind, wo sie, bei voller Jugendkraft, gleichsam wie Blumen und Früchte aus jungem Stamm hervorsprofsten. Die Sprachen sind nämlich als organische Naturkörper anzusehen, die nach bestimmten Gesetzen sich bilden, ein inneres Lebensprinzip in sich tragend sich entwickeln, und nach und nach absterben, indem sie, sich selber nicht mehr begreifend, die ursprünglich bedeutsamen, aber nach und nach zu einer mehr äufserlichen Masse gewordenen Glieder oder Formen ablegen, oder verstümmeln, oder mifsbrauchen, d. h. zu Zwecken verwenden, wozu sie ihrem Ursprunge nach nicht geeignet waren. Wie lange die Sprachen in ihrer vollen Lebens- und Zeugungskraft sich erhalten, läfst sich nicht bestimmen, eben so wenig als die Zeit, die sie brauchen, um zu ihrer vollendeten Ausbildung zu gelangen; gewifs aber ist es, dafs der Zustand, in welchem wir die vollkommensten Sprachen des Alterthums durch Litteratur festgehalten finden, nicht derjenige ist, in welchem dieselben, in grammatischer Beziehung, erst ihrer Reife entgegen gingen, und die Aufgabe, die sie zu lösen hatten, noch zu lösen im Begriffe waren, sondern ein Zustand, in welchem sie das ihnen bestimmte Ziel bereits überschritten hatten. Wir ergreifen sie nämlich in einem Zustande, wo sie syntaxisch zwar sich noch vervollkommnen mochten, in grammatischer Beziehung aber schon mehr oder weniger von dem verloren haben, was zu der vollendeten Einrichtung gehörte, in welcher die einzelnen Glieder in genauem Verhältnisse zu einander standen, und alles Abgeleitete noch durch ein sichtbares, ungetrübtes Band an das, wovon es ausgegangen, sich anschlofs.

Wenn wir bei den ältesten und vollkommensten Sprachen nicht selten genöthigt sind, da wo wir Bruchstück und Zusammenhangloses, für sich Unerklärbares wahrnehmen, uns nach verschwundenen Mittelgliedern umzusehen, durch Vermuthungen zu ergänzen, die auf den sorgfältig erforschten Entwickelungsgang der Sprache gegründet sind, oder, was einen zuverlässigeren Erfolg verspricht, in alten stammverwandten Sprachen Aufschlufs zu suchen, die seit undenklichen Zeiten allein stehen, geschichtlich den Zusammenhang läugnend, den sie durch ihren innern Bau dem Forscher um so unumwundener kund thun; — wenn dieses der Weg ist, den wir bei den ältesten Sprachen einzuschlagen haben: so wird man um so mehr bei den neueren, deren Bau viel weniger durch sich selbst verstanden werden kann, einen ähnlichen Weg verfolgen müssen. Eine Grammatik in höherem, wissenschaftlichem Sinne soll eine Geschichte und Naturbeschreibung der Sprache seyn; sie soll, so weit es möglich ist, geschichtlich den Weg ausmitteln, wodurch sie zu ihrer

Digitized by Google

Höhe emporgestiegen oder zu ihrer Dürftigkeit herabgesunken ist; besonders aber naturhistorisch die Gesetze verfolgen, nach welchen ihre Entwickelung oder Zerrüttung oder die Wiedergeburt aus früherer Zerstörung vor sich gegangen. Grammatik hat aber keinen selbstständigen und rein wissenschaftlichen Werth, wenn sie sich blos zur Aufgabe macht, den Weg zu bahnen zu einer vollkommenen Einsicht in den Sinn der Schriftsteller, die in der behandelten Sprache geschrieben haben, und wenn sie blos zu diesem Zwecke alle gewöhnliche und seltene Formen, die sich auffinden lassen, zusammenstellt und ordnet; obwohl auch auf diese Weise viel Schätzbares geleistet, viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit entwickelt werden kann.*) Wir müssen jedoch ganz vorzüglich für das Sprachstudium einen Satz geltend machen, den Goethe in seinen Wanderjahren ausgesprochen hat: „Was nüzt, ist nur ein Theil des Bedeutenden. Um einen Gegenstand ganz zu besitzen, zu beherrschen, muſs man ihn um sein selbst studiren."

Zu einer wissenschaftlichen Behandlung und Naturbeschreibung der Deutschen Sprache bedurfte es nicht nur einer kritischen Beleuchtung der alten Dialekte, sondern auch die aus der Urzeit verwandten und mehr fremd erscheinenden Sprachen muſsten berücksichtigt und zur Aufklärung der Germanischen Formen benuzt werden. Auch hat dies unser Verf. mit groſser Umsicht und glücklichem Scharfblick gethan, und nicht nur die klassischen Sprachen nebst dem Littauischen, Lettischen, Slavischen, sondern auch die an der Spitze dieser groſsen Sprachfamilie stehende alte Asiatische Sprache hat er, mit gutem Erfolg, in den Kreis seiner fruchtbaren Untersuchungen gezogen. „Nachdem das Studium der Orientalischen Sprachen (sagt er in der Vorrede zum zweiten Theil), so lohnend und lehrreich es an sich selbst seyn mag, in unmittelbarer Beziehung auf die Europäischen immer unfruchtbar geblieben war, ist nunmehr endlich die Reihe an das Sanskrit gekommen, dessen unläugbarer, naher Zusammenhang mit den lezteren ein weites Feld eröffnet. Seine fast alles übertreffende Form-Vollkommenheit sezt in den Stand, ja nöthigt, von dem engeren Gesichtspunkt abzuweichen, auf welchen uns die Gewohnheit der Griechischen oder Lateinischen oder die noch gröſsere Beschränkung der einheimischen Landessprachen gebannt hatte. Alle Vergleichungen erhalten nun erst ihren festen Hinterhalt, und es scheint bald ein Regulativ gewonnen werden zu müssen, nach welchem die Verwandtschaft zwischen dem Deutschen, Lettischen, Slavischen, Griechischen, Lateinischen und Celtischen Sprachstamm, anders als es bisher zu thun möglich war, auszuführen ist. Wenn aber dadurch selbst die übliche Behandlungsart der Griechischen und Lateinischen Grammatik, in denen zumal die Wortbildungslehre ungebührlich verabsäumt worden war, einen Stoſs, vielleicht eine Umwälzung erhalten muſs; so ist vorauszusehen, daſs die heilsamen Wirkungen dieser Erschütterung am wenigsten für die Deutsche Sprache ausbleiben können."

Die heilsamen Wirkungen, die Hr. Gr. erwartet, sind durch seine geistreichen Bemühungen der Deutschen Sprache in groſsem Maaſse schon zu Theil geworden; allein der Vermuthung, welche er auf obige Bemerkungen folgen läſst, daſs die Erscheinungen unseres Lauts und Ablauts mit der Indischen Vocal-Veränderung durch Guna und Wriddhi zusammenhängen, und daſs keine der übrigen genannten Sprachen sich hierin so genau mit dem Sanskrit berühre, können wir nur mit groſser Beschränkung unseren Beifall schenken. Es scheint uns zweckmässig, diesen Gegenstand, den der Verf. nur andeutet und reiflicher zu prüfen verspricht, hier vorläufig etwas näher zu beleuchten, und unsere Ansicht über die Veranlassung des Germanischen Ablauts und der Indischen Vocal-Veränderung durch Guna und Wriddhi auseinander zu setzen. Da der Verf. den Ablaut mit Recht die Seele der Deutschen starken Conjugation nennt, und bei der Sanskritischen Conjugation auch die Guna-Veränderung eine wesentliche Rolle spielt; so knüpfen wir an diesen Gegenstand unsere Bemerkungen über den Entwickelungsgang des Germanischen Verbums überhaupt, und behalten uns vor, in einem folgenden Artikel über die Declination, Wortbildung und das von unserem Verf. so gründlich abgehandelte Laut-System zu berichten.

Guna und Wriddhi sind im Sanskrit zwei Arten von Diphthongirungen, die sich beide durch den Vortritt eines a vor einfache Vocale, kurze oder lange, besonders vor i und u erklären. In der ersten Art verschmilzt das a mit dem folgenden Vocal, so daſs daraus ein dritter Laut entsteht, in welchem weder der erste noch der zweite der

*) Es versteht sich von selbst, daſs Lehrbücher alter, schwieriger Sprachen nicht geeignet sind, in alle Speculationen einer höheren vergleichenden Sprachforschung einzugehen, sondern daſs sie nur benutzen dürfen, wo jene zuverläſsige Resultate an die Hand bietet.

Digitized by Google

verbundenen Vocale gehört wird; aus i wird durch Guna ein langes e (französisch ai) und aus u wird ô (französisch au). Im Wriddhi sind beide verbundene Vocale hörbar, aber nur eine Sylbe bildend, wie in den Deutschen Diphthongen ai und au. Nun gibt es noch einen dem Sanskrit allein eigenthümlichen Vocal, nämlich R-Vocal, welcher keiner Diphthongirung fähig ist, sondern, zu nahe an die Consonanten-Natur gränzend, durch Guna und Wriddhi in den Consonanten R übergeht, und zwar so, dafs er im ersteren Falle mit einem kurzen und im lezteren mit einem langen a sich verbindet: ăr ist Guna und âr Wriddhi des R-Vocals. Es wird hierdurch, was man an den Diphthongirungen von i und u nicht wahrnehnehmen kann, klar, dafs Guna in der Vortretung eines kurzen und Wriddhi in der eines langen a besteht.*) Natürlich ist est auch, dafs â zu tonvoll ist, als dafs es in den Diphthongen sich so verläugnen könnte, dafs es wie das kurze a mit dem Vocal, dem es vortritt, in einen vom Vor- und Nachlaut verschiedenen Mittel-Ton überginge.

In der Grammatik spielt aber besonders die erste Art von Diphthongirung, nämlich Guna, oder wie wir glauben bewiesen zu haben, Vorschiebung eines kurzen a, eine wichtige Rolle; aber, worauf wohl zu achten ist, niemals hat Guna auf die Bedeutung Einflufs, es ist von dieser Seite nicht wesentlich, sondern begleitet blos die für grammatische Verhältnisse charakteristische Flexion.

Da das Sanskrit kein kurzes e und o, oder wenigstens keine Buchstaben für diese Laute hat, sein kurzes a aber in verwandten Griechischen Wörtern meistens durch ε, seltener durch ο und am seltensten durch α vertreten wird: so hat man ganz das Indische Guna, wenn im Griechischen einem wurzelhaften ι oder υ ein ε vorgesezt wird, wie wenn λείπω aus ΛΙΠ, φεύγω aus ΦΥΓ sich entwickelt, gerade wie im Sanskrit vêdmi = vaidmi *ich weifs* aus vid, bôd'âmi = baud'âmi *ich verstehe* aus bud' entsteht. Auch wo ο einem wurzelhaften ι vortritt, hat man im Griechischen Guna, wie in λέλοιπα und πέποιθα. Obwohl das Sanskritische ă zuweilen auch durch das Griechische α vertreten wird, so entspricht doch niemals αι und αυ dem Indischen Guna; denn da wo αι und αυ von dem wahren Wurzel-Vocal sich unterscheidet, wie in φαίνω, βαίνω, μαρμαίρω, ἐλαύνω, ist ein ι oder υ dem wurzelhaften α nachgesezt, während in dem Sanskritischen Guna stets a der Fremdling ist, welcher der Wurzel sich aufgedrungen hat. Nur in einem einzigen vom Guna wesentlich unterschiedenen Falle wird i einem radikalen a nachgesezt und mit demselben in ê zusammengezogen, nämlich um durch diesen Zusatz die Reduplication des Präteritums zu ersetzen.

Für die Theorie des Guna ist es noch wichtig zu bemerken, dafs die Indischen Zeitwörter in dieser Beziehung in zwei Hauptklassen sich theilen; die erste (Conj. 1. meiner Gr.) diphthongirt entweder den Wurzel-Vocal in allen Personen und Zahlen sämmtlicher Tempora, die an den Klassen-Unterschieden Theil nehmen, oder läfst ihn, was der seltenere Fall ist, überall unverstärkt, wie tudâmi, nicht tôdâmi, von tud verwunden, quälen (das Lateinische tundo, tutudi). Mit dieser Hauptklasse lassen sich die meisten Griechischen Zeitwörter vergleichen, deren eigentlicher Stammvocal ι oder υ gewöhnlich durch ein vortretendes ε verstärkt wird, wie λείπω, φεύγω; analog dem Sanskritischen unverstärkten tudâmi sind δύω, δύνω, κύρω. Die zweite Haupt-Klasse (die 3 lezten Conj. meiner Gr.) zeigt eine Theilung in verstärkte und reine Formen, läfst jedoch den reinen, nicht diphthongirten, bei weitem das Uebergewicht, da Guna vorzüglich nur auf den Singular einiger Temporum der ersten Activ-Form beschränkt ist. Es tritt also hier ein Gegensatz zwischen dem Singular und den beiden Mehrzahlen ein, wovon sich noch ein merkwürdiges Beispiel an dem Griechischen εἶμι von der Wurzel *I*, nicht *E*, erhalten hat, dessen Präsens durch Theilung in verstärkte und reine Formen mit dem gleich bedeutenden Indischen Verbum ganz auffallend übereinstimmt:

èmi	εἶμι	ivas	imas ἴμεν
ès'i	εἶς	it'as ἴτον	it'a ἴτε
êti	εἶσι	itas ἴτον	janti ἴασι.

Die Tempora, welche die Conjugations-Eigenschaften ablegen, theilen sich im Sanskrit wieder in solche, denen durchgreifende Diphthongirung durch Guna charakteristisch ist, wie dem Futurum, daher ês'jâmi, *ich werde gehen;* und in solche, welche einen Gegensatz zwischen verstärkten und reinen Personen bestehen lassen, wie das reduplicirte Präteritum, dessen Singular in der ersten Activ-Form sich verstärkt, während die beiden Mehrzahlen und das ganze Medium den Wurzel-Vocal ungetrübt lassen, daher tutôda *ich verwundete*, Du. tutud-i-va, Pl. tutud-i-ma, Medium tutudê.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieses bestätigt sich auch dadurch, dafs ê und ô vor Vocalen in ăj, ăv, ai und au aber in âj und âv übergehen.

Digitized by Google

Nro. 33. u. 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1827.

Deutsche Grammatik von Dr. Jacob Grimm.

(Fortsetzung.)

Das Griechische bewahrt hiervon einen Ueberrest in ἔικτον für ἐοίκατον, und vielleicht in ἴδμεν oder ἴσμεν u. s. w., wenn man dieses als synkopirten Plural von οἶδα ansieht und nicht lieber als Präsens dem Sanskritischen vidmas, *wir wissen*, (sing. vêdmi) an die Seite stellt, so dafs ἴδμεν analog mit ἐσμέν wäre, welches aber, so lange man *E*, und nicht *ES*, dem Indischen as entsprechend, als Wurzel ansah, keinen Aufschlufs über das gleichbeschaffene ἴδμεν geben konnte. Das Futurum zeigt, wie im Sanskrit, Neigung zur Diphthongirung, da es sich bei Zeitwörtern, wie λείπω, φεύγω nicht an den reinen Wurzel-Vocal des zweiten Aorists anschliefst.

Betrachten wir nun den Germanischen Ablaut. Der Verf. bezeichnet durch diesen Namen einen Wechsel des Wurzel-Vocals, der vom Umlaut sich dadurch unterscheide, dafs er nicht durch den Einflufs des Vocals der Endung herbeigezogen wird, denn Umlaut ist eine blofse Trübung des Urlauts, wodurch derselbe dem Vocal der Endung mehr homogen wird, während er im Ablaut ohne *anerkannte* äufsere Veranlassung einem anderen, meistens völlig verschiedenen, Platz macht, wie im Gothischen nima *ich nehme*, nam *ich nahm*. Wir sagen: ohne anerkannte äufsere Veranlassung, weil wir glauben beweisen zu können, dafs auch der Ablaut von der Beschaffenheit der Endungen herbeigezogen werde. Man mag aber im Präsens oder im Präteritum den Wurzelvocal suchen, so ist der Wechsel dennoch ein ganz anderer, als bei dem Indischen Guna oder Wriddhi, und zwar eben darum, weil es ein Wechsel ist, während im Sanskrit der Wurzelvocal nicht wechselt, sondern nur einen Zuwachs und zwar immer einen und denselben Zuwachs erhält, mit dem er sich diphthongirt, wie im Griechischen ι und υ mit ε, in λείπω, φεύγω. Der Bedeutung nach besteht ebenfalls Verschiedenheit zwischen dem Germanischen Ablaut und dem Indischen Guna und Wriddhi, denn der Ablaut hat Bedeutung gewonnen für die Grammatik, wenn er sie gleich, unserer Meinung nach, ursprünglich nicht hatte; der Gegensatz zwischen Gegenwart und Vergangenheit scheint auf demselben zu beruhen; es hat den Anschein, dafs leztere durch diesen Wechsel ausgedrückt worde. Im Sanskrit hat Guna und Wriddhi auch keinen Schein von Bedeutung, sondern diese Diphthongirungen begleiten blos die für grammatische Verhältnisse bedeutsamen Flexionen.

Es soll jedoch hier nicht aller Zusammenhang des Ablauts mit dem Indischen Guna geläugnet werden, wir wollen ihn aber, im Gothischen, auf den Fall beschränkt wissen, wo i und u durch den Vortritt eines a verstärkt werden, denn offenbar steht bei der achten und neunten Conjugation der Singular zum Plural in einem völlig gleichen Verhältnifs, wie im Sanskrit Guna zum einfachen Wurzellaut, und wir zweifeln nicht, dafs bei Zeitwörtern wie fteiga *ich steige*, hiufa *ich weine*, der Wurzelvocal sich im Plural des Präteritums zeige, denn es verhalten sich ftigum *wir stiegen*, hufum *wir weinten*, zu ihrem Singular ftaig, hauf, wie im Sanskrit vivis'ima *wir gingen ein*, bub'ugima *) *wir bogen*, zu ihrem durch Guna verstärkten Singular vivês'a = vivais'a, bub'oga = bub'auga, von den Wurzeln vis', b'ug. Mit lezterem hängt das Gothische biuga *ich biege* zusammen, dessen Wurzel man in bug-um *wir bogen* zu suchen hat, und dessen Participium pass. bugans überraschend mit dem Sanskritischen gleichbedeutenden Participium b'ugna (Nom. masc. b'ugnas) übereinstimmt. Auch läfst sich das Althochdeutsche ruzumes,

*) Wegen der innigen Verwandtschaft der Sanskritischen Palatinen mit den Gutturalen k und g scheint es uns passend, und für die Sprachvergleichung bequemer, sie mit diesen Buchstaben, die wir zur Auszeichnung durchstreichen, zu bezeichnen. k und g sind wie im Italiänischen c und g vor e und i auszusprechen, oder wie im Englischen ch und j. Den lezteren Buchstaben behalten wir für die Bezeichnung des eigentlichen Halbvocals j bei

Digitized by Google

wir weinten, sg. rôz, Präs. riuzu mit den im Sanskrit gleichbedeutenden Formen rurudima, rurôda, rôdimi, von der Wurzel rud, vergleichen; anderer Uebereinstimmungen ähnlicher Art nicht zu gedenken. Natürlich scheint es auch, dafs man in Wurzeln einfache Vocale suche, und wo in den Germanischen Sprachen das Präsens einen Diphthong *) zeigt, sind wir geneigt, darin eben so gut als im Griechischen λείπω, φεύγω und im Sanskritischen vêdmi, bôd'âmi eine Diphthongirung des Wurzelvocals anzunehmen; nur dafs das Germanische, selbst schon im Gothischen, die gesetzmäfsige Einfachheit und Mäfsigung des Sanskrits verlassen hat, in welchem kein analoger Fall für die Steigerung von u zu iu vorkommt.

Ein merkwürdiges Beispiel von Bewahrung eines wurzelhaften i im Plural, während der Singular analog dem Indischen Guna, mit a sich diphthongirt, zeigt sich an dem Gothischen vait *ich weifs*, welches unser Verf. S. 1065 passend mit dem Sanskritischen vêda aus vid, vergleicht. Beide Sprachen stimmen mit οἶδα darin überein, dafs sie die Endungen des Präteritums mit der Bedeutung des Präsens setzen **):

Sanskrit:		Gothisch:			
vêda	vidima	vait	vitum	οἶδα	ἴδμεν
vêtt'a	vida	vaist	vituth	οἶσθα	ἴστε
vêda	vidus	vait	vitun	οἶδε	ἴσασι

Es bleibt nun noch übrig, einen Grund auszumitteln, auf welchem der dem Sanskrit mit dem Germanischen gemeinschaftliche Vocal-Wechsel beruhe. Zu diesem Zwecke müssen wir darauf aufmerksam machen, dafs in der zweiten Hauptklasse Indischer Zeitwörter, wo Guna in den vier ersten Temp. eine Spaltung in verstärkte und reine Formen veranlafst, die Verstärkungen sich da zeigen, wo die Endungen kürzer sind, und die reinen Formen, wo das umgekehrte der Fall ist. Wir bezweifeln daher nicht, dafs es die Endungen sind, welche einen Einflufs auf den Wurzelvocal äufsern, ihn erweitern, wo sie schwach sind, und ihn in seine ursprüngliche Einfachheit zurückführen, wo sie selber sich mehr ausdehnen. Man vergleiche in diesem Gesichtspunkt vêdmi *ich weifs* mit vidvas, *wir beiden wissen*, vidmas *wir wissen*, vêtti *er weifs* mit vittas, *die beiden wissen*, vidanti *sie wissen*, und es wird kaum mehr ein Zweifel gegen den angegebenen Grund der Vocal-Verstärkung übrig bleiben. Das Medium hat, mit Ausnahme der ersten Person, die durch die Entbehrung des wesentlichen Kennzeichens m und durch die Vergleichung mit dem Griechischen leicht als eine spätere Verstümmelung sich zu erkennen gibt, auch im Singular stärkere Endungen als die erste Activ-Form, daher behält es den Wurzelvocal rein. Ein ähnliches Gesetz waltet im Griechischen, wo bei den Zeitwörtern auf μι der kurze Wurzelvocal an denselben Stellen verlängert wird, wo das Sanskrit Guna erfordert *) δίδωμι, δίδομεν, δίδομαι, und wo die Anhängungssylbe νυ, welche dem nŭ der Sanskritischen 5ten Klasse entspricht, im Singular des Activs sich verlängert, während im Sanskrit an den entsprechenden Stellen nŭ durch Guna zu nô=

*) Wir verstehen hier wirkliche Diphthonge im gewöhnlichen Sinne, und nicht auch alle lange Vocale, welche der Verf. zu den Diphthongen zählt.

**) In den Annals of Oriental literature, S. 44, wo ich vêda mit οἶδα und dem Deutschen *ich weifs* verglichen habe, habe ich den Plural von vêda nicht angegeben, was unseren Verf. zu dem Irrthum verleitet haben mag, dafs es in demselben nicht gebräuchlich sei. Die vielverbreitete Wurzel vid hat aber auch das vollständige eigentliche Präsens, Sing. vêdmi, Du. vidvas, Pl. vidmas, womit das Griechische ἴδμεν identisch ist, wenn man es analog mit ἐσμέν erklärt, und nicht, was wir weniger billigen, als synkopirt aus οἴδαμεν darstellt. Da vid im Sanskrit blos *wissen* heifst, so wird das Alter und die Ursprünglichkeit dieser Bedeutung hierdurch, wie auch durch die Germanischen Sprachen gesichert, und es ist also nicht nöthig, in οἶδα das Wissen als eine Folge des gesehen habens zu betrachten. Auch ist vêda im Sanskrit nur in Bezug auf die Endungen ein Präteritum, entbehrt aber der charakteristischen Reduplication, wie οἶδα des Augments.

*) Die Vergleichung mit dem Sanskrit würde zu der entgegengesetzten Ansicht berechtigen, nämlich dafs δίδωμι, ἵστημι, τίθημι von Natur lange Vocale hätten, die sich in der Conjugation vor starken Endungen verkürzten; denn δίδωμι und ἵστημι entsprechen dem Indischen dadâmi, tis'tâmi, von den langen Wurzeln dâ, st'â. Ersteres hat mit dad'âmi *ich halte*, von d'â, die Unregelmäfsigkeit, dafs es seinen Wurzelvocal in allen Personen abwirft, welchen keine Verstärkung durch Guna zukommt, und wo das Griechische δω sich zu δο verkürzt, man vergleiche dadâmi, dadmas, dadâsi datsê (für dadsê) mit δίδωμι, δίδομεν, δίδως, δίδοσαι. Die Aoriste ἔδων, ἔστην, ἔθην entsprechen vollkommen der 5ten Bildung des vielförmigen Präteritums (R. 412 meiner Gr.), welche die Personal-Endungen unmittelbar an die Wurzel anschliefst, wie adâm *ich gab*. Doch hat nur ἔστην den Urzustand treu bewahrt, da es seinen langen Vocal in den beiden Mehrzahlen nicht verkürzt. So verhält es sich auch mit ἔγνων, ἔγνωμεν, ἔδρᾱν, ἔδρᾱμεν, ἔφῡν, ἔφῡμεν, welche sich an Sanskritische Wurzeln mit langen Vocalen anschliefsen: gnâ *erkennen*, b'û *seyn*, *werden*, (ab'uv-am *ich war*, ab'û-ma *wir waren*) drâ *fliehen*.

Digitized by Google

nau wird; man vergleiche δείκνυμι, δείκνυς, δείκνυσι, δείκνυμεν u. s. w. mit si-nômi (ich binde) si-nôs'i, si-nôti, si-nûmas; ἐδείκνυς mit asi-nôs, ἐδείκνυτε mit asi-nûta, δείκνυται, ἐδείκνυτο mit si-nûtê, asi-nûta. In der zweiten P. pl. act. hat zwar das Griechische wie das Sansk. eine schwache Endung (t'a oder ta = τε); allein hier erklärt sich der kurze Wurzelvocal durch die Wirkung der Analogie der beiden übrigen Personen, deren Einfluſs durch den ganzen Dual noch verstärkt oder unterstüzt wird. Die 2. P. sg. des Imperativs behauptet ebenfalls, in beiden Sprachen, den kurzen Wurzelvocal vor einer schwachen Endung (d'i oder hi = θι); hierzu berechtigt die Eile, die der Willenskraft des Gebieters natürlich ist, und die im Hebräischen die zweisilbige Wurzel durch Zusammenziehung einsilbig macht, im Sansk. und Griech. aber zur Erweiterung des Wurzelvocals keine Zeit läſst. Warum aber macht sich im Sanskrit die 1. P. imper. so breit, daſs das Guna seine natürlichen Gränzen überschreitet, und in den Dual und Plural und in das ganze Medium eindringt? Vielleicht meint man es mit einem Befehl, den man sich selber gibt, nicht so streng, und läſst sich, ehe man ihn gibt, zur Besinnung hinlänglich Zeit. Auch suche man in Sprachen keine Gesetze, die festeren Widerstand leisten als die Ufer der Flüsse und Meere. Was aber das aufgestellte Princip des Sanskritischen Guna vorzüglich bestättigt, und verbietet, einen anderen geheimniſsvolleren Grund für diese grammatische Erscheinung zu suchen, ist der Umstand, daſs gewisse Verstümmelungen und Veränderungen einiger unregelmäſsiger Wurzeln unter dem Einflusse desselben Gesetzes stehen, und mit dem Guna insofern gleichen Schritt halten, als die vollere Form der Wurzel vor den schwachen Endungen, die Guna zu lassen, sich zeigt, die unregelmäſsig verkürzte aber, wo das Gegentheil der Fall ist (R. R. 361, 455 m. Gr.). Durch zwei schlieſsende Consonanten wird der Einfluſs der Endungen auf den Stammvocal gehemmt, so daſs kein Guna statt finden kann.

Aus dem Princip, worauf im Sanskrit die Scheidung zwischen den Guna- und reinen Formen beruht, erklärt sich auch, wenn davon irgend eine Erklärung möglich ist, der von dem Verf. S. 1066 in Erwägung gebrachte Vocalwechsel in den Romanischen Sprachen: man vergleiche tiens, tiens, tient mit dem Plural tenons und dem Imperfect tenois. Die 3. P. pl. präs. folgt der Analogie des Sing., vielleicht wegen der Verstummung der Endung im Französischen, und im Spanischen (duermo, dormimos, duermen) wegen der Abschleifung des Personal-Charakters t. Im Futurum tiendrai (romanisch tenrai) scheint die Zusammenziehung des Infinitivs, der im Futurum enthalten ist, zur Diphthongirung des Wurzelvocals Anlaſs gegeben zu haben; das d vor dem r hat denselben euphonischen Grund, wie im Griechischen ἀνδρός für ἀνρός, δρόσος für ῥόσος (Sanskrit, rasas).

Auf dem Princip des Indischen Guna beruht im Germanischen, bei der 8ten und 9ten Conjugation, die Vocal-Verschiedenheit des Singulars und Plurals des Präteritums; die Einsilbigkeit des ersteren veranlaſst nämlich die Diphthongirung des von lezterem rein bewahrten Wurzelvocals: ſtaig, ſtigum, hauf, hufum. Was aber den Vocal-Wechsel im Allgemeinen anbelangt, so steht das Sanskrit darin im Vorzug vor dem Germanischen, daſs es seine Wurzelvocale nur auf die angegebene Weise verstärkt, und niemals gegen ganz heterogene vertauscht, während eine Germanische Wurzel die ganze primitive Tonleiter des Vocal-Systems durchlaufen kann, ohne ihre Gränzen zu überschreiten, oder ihre Grundbedeutung zu ändern, wie im Gothischen nima, nam, numans. Im Sanskrit würden diese drei Formen nur drei verschiedenen Wurzeln angehören können, wie tap *brennen*, tip *besprengen*, tup *tödten* — nicht aber als Modificationen einer und derselben Wurzel auftreten dürfen. Wir sehen also in einem Sprachstamme, der ursprünglich ein so groſses Gewicht auf die Vocale legte, daſs sie ohne Verletzung der Grundbedeutung nur auf eine sehr beschränkte Weise modifizirt werden konnten, die Natur der Vocale nach und nach so verändert, ihre Kraft so gelähmt, daſs sie ihrer wahren Bestimmung, ihres wesentlichen Antheils an der Grundbedeutung nicht mehr bewuſst, ganz geschmeidig und biegsam unter dem Einflusse der Endung auf die mannigfaltigste Weise sich umgestalten; so daſs in dieser Beziehung die Germanischen Wurzeln mehr den Semitischen gleichen, wo alles auf die Consonanten ankommt, die Vocale aber nur grammatische Functionen haben, und des gröſsten Wechsels fähig sind. Wir finden bei dem Germanischen einen Satz, den wir anderswo in Betreff der Flexionen geltend zu machen suchten, auch auf die Wurzeln sich ausdehnen: *Je weiter die Sprachen von ihrem Ursprunge sich entfernen, desto mehr gewinnt die Liebe zum Wohllaut an Einfluſs, weil sie nicht mehr in dem klaren Gefühl der Bedeutung der Sprach-Elemente einen Damm findet, der ihrem Anstreben sich entgegen stellt.*

Wo aber, wenn wir bei den Germanischen Sprachen

Digitized by Google

einen Wurzel-Vocal annehmen wollen, zeigt sich derselbe? Welcher von den vielen Vocalen, die bei einem Verbum starker Conjugation zum Vorschein kommen, ist der ursprüngliche und reine, von dem die übrigen als Ablaute zu betrachten sind? Es scheint uns keineswegs nothwendig, ihn im Präsens oder Imperativ, oder Infinitiv, oder überhaupt immer an einer und derselben Stelle zu suchen; denn obwohl der Infinitiv die Bedeutung am freisten von allen Nebenbegriffen zeigt, so geht doch hier schon das Sanskrit mit einem schlechten Beispiel voran, da es den Wurzelvocal, wenn er dessen fähig ist, im Infinitiv diphthongirt, daher êtum = aitum, von i *gehen*.

Die Vergleichung mit den alten stammverwandten Sprachen wird bei Aufsuchung des Germanischen Wurzel-Vocals mit Recht berücksichtigt werden dürfen; und wir haben aus diesen und anderen Gründen bei der 8ten und 9ten Conjugation den Wurzel-Vocal im Plural des Präteritums erkannt. Dagegen scheint er im Singular desselben Temp. zu liegen, wenn dieser a hat, denn a ist der natürlichste und einfachste aller Vocale, den unser Verf. mit Recht den edelsten und vollkommensten nennt, der die erste Stelle behaupte, und daher vorzugsweise dem Masculinum auszugehören pflege. Auch zeigt sich im Sanskrit a am häufigsten als Stamm-Vocal, und nicht selten da, wo die entsprechenden Germanischen Wurzeln a im Singular des Präteritums haben; man vergleiche band' *binden* mit dem Gothischen band ich band, gam *gehen*, *kommen* mit quam ich kam, ad *essen* mit at ich afs, mas *messen* (wovon màsa der Monat) mit mat ich mafs, fad *sinken* mit fat ich safs und fatja ich setze, kat' *sprechen*, *erzählen* mit qvath ich sprach, vas *wohnen* mit vas ich blieb, b'ang *brechen*, b'agna *gebrochen* mit ga-brak ich brach, prak' *fragen* mit frah ich fragte; man *denken*, *dafür halten* mit man ich meine (ein Präteritum mit gegenwärtiger Bedeutung). Bei Wurzeln mit R-Vocal schliefst sich das Gothische Präteritum an die Form, welche die Indische Wurzel durch Guna annimmt, daher bib'armi *ich trage* (φέρω fero), bib'rmas wir tragen, Gothisch bar ich trug, daritum *zerreifsen*, Goth. ga-tar ich zerrifs u. s. w. Erkennt man nun in diesen und ähnlichen Zeitwörtern den Wurzelvocal im Singular des Präteritums, so fragt sich, warum er sich im Präsens in i umwandelt oder ein i sich beigesellt, welches leztere vor r oder h der Fall ist, wie nima aus nam, vairpa aus varp. Wir werden, um diese Frage zu beantworten, unseren Blick auf die Endungen richten müssen, an denen wir bereits einen rückwirkenden Einflufs auf die Gestaltung der Wurzel wahrgenommen haben. In den Endungen des Präsens ist i vorherrschend, da es im Gothischen in zwei Personen des Singulars und in einer des Plurals sich zeigt, und wahrscheinlich früher auch auf die dritte Pluralperson und auf die erste des Singulars sich erstreckte. Zu dieser Vermuthung berechtigt das verbum fubftantivum, sind *sie sind*, im *ich bin*, im Althochdeutschen bim oder pim, 3. Pl. sint; ferner das der Germanischen Sprache sehr nahestehende Littauische, welches in einer kleinen Anzahl von Zeitwörtern, deren alterthümliche Form durch die überraschende Uebereinstimmung mit dem Sanskrit sich bewährt, die 1ste Singular-Person durch mi und die 3te beider Zahlen durch ti bezeichnet; wie esmi ich bin, Sanskrit asmi, dumi oder dudu ich gebe, Sanskrit dadâmi.*) Unsere Ansicht in Betreff der im Gothischen schon herrschenden Einwirkung des Vocals der Endung auf die Wurzel wird durch das Althochdeutsche bestätigt, wo sich das i von nimu, nimis nur im Singular behauptet, im Plural aber, wo durchgehends a herrscht, durch e ersezt wird, daher nemames, nemat, nemant; bei der 9ten Conjugation übt sogar das a des Plurals eine volle Assimilationskraft aus, daher giazames, giazat, vom Singular giuzu, giuzis. Im Alt-Nordischen, wo die Personal-Endungen sehr abgestumpft sind, und in den Singular-Endungen kein i mehr zum Vorschein kommt, hat sich auch das i aus dem Stamme verdrängen lassen, nur dafs es sich noch vor 2 Consonanten, wie in bind, behauptet hat. Dafs aber früher die erste Singularperson i und die zweite und dritte ir gehabt habe, folgert unser Verf. mit Recht aus der bei einigen Conjugationen gebliebenen Rückwirkung. Warum sollte man nicht auf gleiche Weise, wegen des i des Gothischen nima, auf eine ältere Form nimim oder

*) Bei der 3ten Person Pl. läfst sich die allmählige Umgestaltung durch den Einflufs des folgenden Vocals auf den vorhergehenden so darstellen: Die älteste Form war anti, welche im Sanskrit besteht; daraus konnte durch Rückwirkung des schliefsenden i inti entstehen. Nach Abschleifung des schliefsenden i konnte die Wirkung fortdauern, wie in sind, Althochdeutsch, sint, oder aufgehoben werden, wodurch, zufälliger Weise, der ursprüngliche Vocal wieder hervortreten konnte, wie in nimend aus nimind oder nimint, und dieses aus niminti, von dem ursprünglichen namanti. Gewifs scheint es mir, dafs das verbum fubstantivum sein i den abgeschliffenen Endungen verdanke, im aus ismi, Sansk. asmi, Litt. esmi, is aus isi Sansk. asi für assi, Litt. essi, ist aus isti, Sansk. asti, Litt. esti.

Digitized by Google

mmi schliessen dürfen? oder warum sollten die Personal-Endungen, die im Althochdeutschen und den anderen alten Dialecten so grofsen Einflufs gewonnen haben, nur im Gothischen noch aller Einwirkung auf den Stamm sich enthalten haben?

Wir wollen jedoch nicht so feindlich gegen den Vocal i auftreten, dafs wir ihn niemals als wurzelhaft einem a des Präteritums entgegenstellen dürften. Derselbe Grund, welcher ein ursprüngliches a in dem einsilbigen Singular des Präteritums bewahren, gegen Umgestaltung schützen konnte, war auch dazu geeignet, ein ursprüngliches i an dieser Stelle in a umzuwandeln. Im Sanskrit gilt das lange a für einen kräftigeren Vocal als das lange i, was wir unter andern dadurch beweisen, dafs bei einigen unregelmässigen Zeitwörtern ein wurzelhaftes a sich nur da behauptet, wo, wegen der schwachen Endungen, Diphthongirung durch Guna herrscht, während vor den stärkeren, lautreicheren Endungen das lange a von einem langen i abgelöst wird, daher gahâmi *ich verlasse*, gahimas *wir verlassen*, von der Wurzel hâ. Auf dieselbe Weise mochte im Gothischen das kurze a für stärker als das kurze i gelten, und daher in dem einsilbigen, nach vollerem Wurzellaut strebenden Singular des Präteritums sich behaupten, wo es ursprünglich, oder an die Stelle eines i treten, wo dieses der primitive Vocal ist. Gröfstentheils glauben wir aber, dafs die Wurzeln mit ursprünglichem i der 8ten Conjugation anheim fallen, die dieses i im mehrsilbigen Plural des Präteritums bewahrt, im einsilbigen Singular aber mit a diphthongirt, und im Präsens ei sezt, welches im Gothischen nach Grimm S. 38, dem langen i der übrigen Mundarten entspricht. Wenn aber, was sich mit Grund vermuthen läfst, die erste und dritte Singularperson des Präteritums ursprünglich, wie bei der schwachen Conjugation, mit a endete, und die zweite Person statt des blofsen t die vollere Endung ta hatte, wodurch das oben erwähnte vait, vais-t, vait in vait-a, vais-ta, vait-a erweitert und dem Sanskritischen vêd-a, vêt-ta, vêd-a und dem Griechischen οἶδα, οἶσθα, οἶδε näher gerückt würde: so konnte das á der Endung bewirkt haben, was oben durch die Einsilbigkeit zu erklären versucht worden. In jedem Fall wird die äufserliche Veranlassung, die von den Endungen oder dem Mangel an Endungen abhängige Gestalt des Präteritums dadurch merkwürdig bestätigt, dafs im Althochdeutschen, Altsächsischen u. s. w. die zweite Singularperson an den Plural, gewifs aus keinem anderen Grunde, sich anschliefst, als weil der Gothische Personal-Charakter t durch einen Vocal ersezt wird; man vergleiche halp, halpt, hulpum mit dem Althochdeutschen half, hulfi, hulfum; gaut, gaust, gutum mit gôz, guzi, guzum.*)

Bei der 7ten Conjugation erkennen wir den Urvocal in dem a des Präsens; denn da der Einflufs der Endungen auf den Stamm, besonders die Kraft, Assimilation oder Umlaut zu erzeugen, nur nach und nach überhand nimmt, so kann es nicht befremden, dafs bei einer gewissen Anzahl von Zeitwörtern das a im Gothischen gegen die Endungen des Präsens sich völlig zu behaupten gewufst hat, während es im Althochdeutschen dem i der zweiten und dritten Person durch Umwandlung in e sich zwar nähert, aber nicht, wie bei der elften und zwölften Conjugation, vollkommen assimilirt. Das Gothische flaha, flahis, flahith lautet daher im Althochdeutschen, flahu, flehis, flehit. Das ô des Gothischen Präteritums flôh *ich schlug*, erklären wir aus der schon früher erwähnten Neigung den Stamm zu verstärken, und bemerken, dafs nach Grimms gelehrten Untersuchungen das a im Gothischen immer kurz ist, dafs aber, was wir beweisen können, das Sanskritische lange a im Gothischen gewöhnlich durch ô vertreten wird, so dafs dem Femininum im Gothischen ô, wie im Sanskrit â am meisten zusagt, während beide Sprachen für das Masculinum das kurze a lieben: man vergleiche das Pronomen dritter Person sas, sâ, tad mit sa, sô, thata.*) Die Gothische Veränderung des a in ô im Präteritum, läfst sich also füglich mit der Verlängerung des Indischen â in der ersten und dritten Singularperson des reduplicirten Präteritums vergleichen, in welchen, nach dem Princip, woraus wir die Guna-Vorstärkung erklärt haben, die Schwäche der Endung eine Erweiterung des Stammvocals veranlafst: daher uvâha *ich* oder *er wuchs* von vah, wie im Gothischen vôhs *ich wuchs* von vahsja *ich wachse*. — Eine nicht unbedeutende Anzahl von Wurzeln endet im Sans-

*) Wahrscheinlich war das i, welches das Gothische und Alt-Nordische t ersezt, ursprünglich blos Bindevocal zur Anschliefsung des Personal-Charakters t, und es verdient hier bemerkt zu werden, dafs im Sanskrit die entsprechende Endung t'a meistens durch ein verbindendes i angeschlossen wird, z. B. tutôda, tutôd-i-t'a, tûtôda. Dafs der Modusvocal des Conjunctivs im Indicativ die Stelle einer Personal-Endung vertrete, scheint mir nicht annehmbar.

*) Selbst im Sanskrit steht einigemal ô unregelmäfsiger Weise statt â, daher s'ôdas'a *sechzehn* für s'âdas'a aus s'addas'a, fôd'um *ertragen* für fâd'um aus fa'ddum (R. rôz. meiner Gr.)

Digitized by Google

krit mit langem à, wovon mehrere in verschiedenen Europäischen Sprachen sich erhalten haben, wie dâ *geben*, stâ *stehen*, gâ *gehen*, gnâ *kennen*, pâ *trinken*, blâ *glänzen*, vâ *wehen* u. s. w. Das Gothische läfst nur mit der lezten Wurzel eine Vergleichung zu, in einem Verbum, wo das dem Indischen à entsprechende ô, nebst der alterthümlichen nur sparsam aufbewahrten Reduplication im Präteritum sich zeigt, während das Präsens, unter dem Einflusse des i der Endungen, das ô in ai umwandelt, daher vaia, vaiis, vaiith, Prät. vaivô. Man wird also bei laia, lailô, faija, faisô ebenfalls im Präteritum den Urvocal zu suchen haben. Dafs das ô des Präteritums — es mag eine Verstärkung des Stammlauts seyn wie in vôhs, oder wurzelhaft wie in vaivô — sich im Plural vor den mit u anfangenden Endungen nicht ändert, erklärt sich leicht aus der nahen Verwandtschaft der Vocale ô und u, welches leztere nach dem Indischen Laut-System in ô enthalten ist. Wo die Reduplication im Gothischen erloschen ist, da hat es den Anschein gewonnen, dafs der Vocalwechsel, der ursprünglich nur als Nebensache die bedeutsame Reduplication begleitete, die Andeutung der Vergangenheit übernommen habe. Auf ähnliche Weise ist im Deutschen Conjunctiv Prät. der Umlaut zu Ansehen gekommen, nachdem der alte Modusvocal sich entartet, und seine Bedeutsamkeit verloren hatte; denn da im Plural die Endungen mit denen des Indicativs ganz identisch geworden waren, so mufste, im Gefühle der Sprechenden, der ganze Nachdruck auf den Umlaut fallen, und der Gegensatz zwischen *gäben* und *gaben*, *föchten* und *fochten*, *würden* und *wurden* mufste einzig aus dem Umlaut empfunden werden. Im Altnordischen steht der Umlaut dem ahnenstolzen Modusvocal i, der im Sanskrit und Griechischen seine Blutsverwandten findet, demüthig zur Seite, ihn als seinen Erzeuger anerkennend und keinen Anspruch machend als Herrscher über den Conjunctiv zu gelten. Man wird also, wenn es darauf ankommt, der Geschichte und Urbedeutung der Sprachformen nachzuforschen, durchaus dem mifsleiteten Gefühl späterer Sprachperioden kein Gehör geben dürfen, und wohl beherzigen müssen, dafs auch das Alte im Verhältnifs zum Aelteren jung ist.

In den Conjugationen II, III, IV und VI, welche ebenfalls im Gothischen die Reduplication bewahren, finden wir in Uebereinstimmung mit dem Verf. (Th. 2. S. 74.) den ursprünglichen Vocal überall verstärkt, in welcher Beziehung die 1ste und 10te Klasse im Sanskrit, welche überall Guna erfordern, eine ähnliche Erscheinung darbieten. Die Conjugationen IV und VI leitet der Verf. aus der elften (nam, nima) ab, und es wird durch die Vergleichung mit den alten verwandten Sprachen bestätigt, dafs jene Conjugationen von einem wurzelhaften a ausgegangen seien, den das Sanskrit und Lateinische in entsprechenden Stämmen wirklich zeigen, denn flêpa *ich schlafe*, ist offenbar das Indische svapimi*) und têka *ich berühre* das Lateinische tango, tactum. Wir brauchen aber nicht anzunehmen, dafs têka, flêpa jemals in Analogie mit nima, nam, im Präsens tika, flipa gelautet haben, oder dafs sie im Präteritum der Reduplication entbehrt hätten. Das angestammte a konnte sich im Präsens, um sich nach dem i der Endungen zu bequemen, statt sich demselben völlig zu assimiliren, in das verwandte ê umwandeln. Da têka im Präteritum taitôk bildet, analog mit flôh von flaha, so deutet es auch hierdurch auf einen älteren Stammvocal a. Schwer aber ist es zu erklären, dafs flêpa im Präteritum nicht faiflôp, sondern faiflêp bildet. Vielleicht ist in zu früher Sprachperiode das a von flap in ê übergetreten, so dafs dieses ê gleichsam erstarrte und unbeweglich wurde, daher nicht der Analogie von têka folgen konnte. Es verdient einer Beachtung, dafs das Indische svap zu den wenigen Wurzeln zweiter Klasse gehört, welche die Consonanten der Personalendungen mit einem Bindevocal i anschliefsen, daher svapimi, svapimas für svapmi, svapmas. Dieses i konnte sehr frühzeitig eine Trübung des wurzelhaften a veranlassen, so dafs das ê von flêpa nicht von Personal-Endungen erzeugt, sondern aus dem Asiatischen Stammsitze mitgebracht war.

Die erste Conjugation (falta, faifalt) erklärt der Verf. aus der zwölften (hilpa, halp) und wir läugnen nicht den Zusammenhang beider, möchten aber lieber umgekehrt die zwölfte aus der ersten entstehen lassen, da offenbar falta, faifalt auf einer älteren, vollkommeneren Stufe der Sprachenentwickelung stehen geblieben ist, wo der später immer mehr um sich greifende Einflufs der Endungen auf den Stamm noch keine Geltung gewonnen hatte. Die Erweiterung des a in ô, im Präteritum, wurde durch die Verbindung zweier Consonanten gehemmt, ein Umstand,

*) Der Uebergang von v in l kann kein Bedenken machen; das Althochdeutsche hat aber neben flâfu auch ein schwaches Verbum insuepju *ich schlafe ein*, durch den Umlaut aus insuapju entstanden. Im Sanskrit verändert sich svap in mehreren Formen anomalisch in sup, wie supta *geschlafen*, an welche verkürzte Form das Lateinische sopio sich anschliefst.

Digitized by Google

der auch im Sanskrit die Erweiterung des a im reduplicirten Präteritum unmöglich macht, daher nanarda nicht nanarda von nard *tönen*. Zu Gunsten des alterthümlichen Baues von falta, faifalt spricht auch die beibehaltene Reduplication. Wir können nämlich durch unsere Untersuchungen über die Veranlassung des Ablauts den Satz nicht bestätigt finden, womit der Verf. Th. 2. S. 73 die im 1sten Theil S. 1039 und 1056 ausgesprochene Vermuthung über Zusammenziehung des Ablauts aus früherer Reduplication zurücknimmt, indem er bemerkt: „Die ablautenden Conjugationen sind älter als die reduplicirenden, und diese, wie schon ihr schwerfälliger langer Vocal und ihre doppelte Consonanz zu erkennen gibt, aus jenen entsprungen." Weiter unten nimmt der Verf. drei Abstufungen (Entfernungen von der primitiven Conjugation) an, auf welchen er den Sprachgeist vorrücken läfst, indem er sagt: „Die erste erkenne ich in als reinen ablautenden Wurzeln gezeugten einfachen, dennoch wieder ablautenden Verbis. Als diese Kraft erlosch, wandte sich die Sprache zur Reduplication, ohne von den Formen starker Flexion sonst etwas nachzulassen. Mit der schwachen Conjugation entsprang die dritte Stufe."

Es wäre also nach dieser Theorie die Reduplication nur ein Ersatz für den Ablaut, ein Ersatz zu dem die Sprache ihre Zuflucht genommen hätte, als die Kraft, durch Vocalwechsel Vergangenheit auszudrücken, erloschen war. Der Zusammenhang der Gothischen Reduplication mit der Alt-Indischen und Griechischen müfste also aufgehoben, oder so gefafst werden, dafs beide Sprachen bereits auf der zweiten der vom Verf. aufgestellten Abstufungen sich befänden, indem sie der Fähigkeit, durch Vocalwechsel grammatische Verhältnisse zu bezeichnen, sehr frühzeitig beraubt geworden wären, und daher durch Reduplication die Vergangenheit bezeichneten, die sie in einem vollkommneren Zustand durch Vocal-Wechsel mochten angedeutet haben. Obwohl wir keiner der mit dem Sanskrit verwandten Sprachen die Möglichkeit absprechen wollen, in manchen Punkten treuer als jenes den Urzustand der Sprache aufbewahrt zu haben; so können wir doch diesen Vorzug nicht dem Ablaut der Germanischen Sprachen zugestehen, den wir als ein Erzeugnifs euphonischer Einwirkung ansehen müssen, von welcher die Sprachen in ihrem Lebenslaufe in dem Maafse mehr und mehr abhängig werden, als das Bewufstseyn des wesentlichen Antheils sich schwächt, den jeder Bestandtheil der Wurzel, besonders der Stammvocal, an der Grundbedeutung nimmt.

Was die Vocal-Verschiedenheit zwischen Singular und Plural des Präteritums anbelangt, so wird man nach den vorangehenden Untersuchungen dem u der Plural-Endungen leicht die Fähigkeit zugestehen, das dem Singular gebliebene und ursprüngliche a sich zu assimiliren, daher hulpum von halp, von varp kommt varpum für varpum, wie im Präsens vairpa für virpa, wegen der dem r und h gemeinschaftlichen Neigung, den vorhergehenden Vocal zu diphthongiren. Im Althochdeutschen nimmt die zweite Singularperson wegen der Endung i an dem Vocal des Plurals Antheil, da u und i verwandte Vocale sind, ein Umstand, der auch im Lateinischen das Perfect pepuli von pello erzeugt hat. Von älterem, nicht Germanischem Ursprung scheint aber die Vertauschung des Gothischen a mit ê, bei der elften Conjugation, wie nam nêmum. Schon im Sanskrit wird, woran der Verf. S. 1056 erinnert, ein wurzelhaftes a vor einfachen Consonanten im reduplicirten Präteritum in ê umgewandelt, und zwar so, dafs bei der ersten Activ-Form ein Gegensatz zwischen Singular und den beiden Mehrzahlen besteht, daher nanâma oder nanama, Plural nêmima, von der Wurzel nam *sich beugen*, wie im Gothischen von der gleichlautenden Wurzel, nam *ich nahm*, nêmum *wir nahmen* kommt. Dieser Wechsel des a mit ê, der vom Guna wesentlich unterschieden ist, scheint uns im Sanskrit einen ersten Versuch zu beurkunden, den die Endungen machten, um den Vocal der Wurzel ihrer eigenen Natur anzupassen, und darum umzugestalten. Diese Ansicht wird dadurch unterstüzt, dafs zwei schliefsende Consonanten das ursprüngliche a in Schutz nehmen und den Einflufs der Endungen abwehren. Denn es kann nicht als Zufall angesehen werden, dafs der Genius der Sprache der Verwandlung des a in ê die Bedingung sezt, dafs die Wurzel nicht mit zwei Consonanten schliefsen dürfe, da bei der Erklärung von allem, was nach natürlichen Gesetzen wirkt, Zufall und räthselhafte Willkühr ausgeschlossen bleiben müssen. Es verdankt also der ursprüngliche A-Laut im Singular dem a der Endungen seine Bewahrung. Hierbei ist der Umstand zu beachten, dafs in der zweiten Person, nur wenn die Endung t'a durch den Bindevocal i angeschlossen wird, die Reduplication durch die Umwandlung des a in ê ersezt wird, daher kommt von tan *ausdehnen*, 1. P. tatâna oder tatana.*) 2. P. têniṭ'a oder tatanṭ'a, 3. P, tatâna. Im Me-

*) In der ersten Person ist die Veränderung des a in â willkührlich, in der dritten nothwendig.

Digitized by Google

dium, welches dem schliefsenden a von tatâna ein ê entgegenstellt, scheint durch diesen und keinen anderen Grund der Umlaut und die damit verbundene Aufhebung der Reduplication herbeigezogen zu seyn; daher têne, tênis'ê, têne. Im Dual der ersten Activ-Form folgt die zweite und dritte Person der Analogie der ersten, obwohl nicht dieselbe Veranlassung zum Umlaut da ist, daher têniva, tenat'us, têna tus. Da aber das Wesen dieser Endungen in den Silben t'us und tus liegt und a nur ein Bindelaut zur Anknüpfung dieser Endungen ist, so wäre es möglich, dafs dieser ursprünglich in Analogie mit der ersten Person du. und pl. und den meisten Personen des Mediums i gewesen wäre. Die zweite Plural-Person têna ist offenbar verstümmelt, da der eigentliche Personal-Charakter mangelt, nach dessen Herstellung etwa tênita und tutupita genauer mit τετύφατε übereinstimmen würden. *)

Es verdient bemerkt zu werden, dafs, während im Sanskrit der Umlaut des wurzelhaften a in ê durch die Endungen herbeigezogen wird, im Gothischen ohne diese Veranlassung die uralte Umwandlung fortdauert, als eine Erscheinung, die den Beweggrund, der sie hervorbrachte, überlebt hat. Denn natürlicher wäre es und mit den Endungen mehr im Einklange, dafs nam im Plural numum bildete, in Analogie mit hulpum; das u der Endungen hätte bei nam um so leichter Einflufs gewinnen können, als es nicht wie bei halp zwei Consonanten zu überwinden hatte. Um so merkwürdiger und begründeter mufs also die Verwandschaft der Form nêmum mit ähnlichen Indischen, wie tênima, nêmima, erscheinen und ein neuer Beweis der Ursprünglichkeit des a des Germanischen Präteritums darin erkannt werden. Weiter als das Gothische erstreckt sich aber die Verwandlung dieses a in ê nicht, die im Conjunctiv, durch den Modusvocal i unterstüzt, auch auf den Singular sich ausdehnt. Im Althochdeutschen, Altsächsischen und Altnordischen entspricht dem Gothischen ê immer ein langes a, das aber, man könnte sagen, an jenem ê Standhaftigkeit eingesogen hat, da es sich von den Endungen nicht trüben läfst, obwohl im allgemeinen diese Sprachen den Endungen viel gröfseren rückwirkenden Einflufs als das Gothische gestatten. Nur der Conjunctiv bringt im Altnordischen durch seinen Modusvocal i den Umlaut ä hervor.

Wir haben gesehen, dafs, wo im Sanskrit Guna in der Conjugation eine Spaltung in verstärkte und reine Formen hervorbringt, die Theilung nicht willkührlich vor sich geht, sondern dafs, wie es natürlich ist, die verstärkte Wurzel den schwachen Endungen und die reine den lautreicheren anheim fällt. Ein ähnliches Princip zeigte sich uns im Griechischen und Germanischen. Man könnte erwarten, dafs dasselbe Princip auch bei der Wortbildung vorwaltete, so dafs schwache Ableitungssuffixe den verstärkten Wurzelvocal und lautreiche den reinen Vocal herbeizögen. Dieses ist aber im Sanskrit nicht der Fall, denn obwohl die Diphthongirung durch Guna auch der Wortbildung sich mittheilt, so wirkt doch keineswegs dasselbe Princip. Wurzelwörter, welche den Stamm durch gar kein Suffix unterstützen, zeigen den Vocal rein, wie nud *Freude*, vis' *Glanz*, und unter den Ableitungssuffixen erfordert das eine den ursprünglichen das andere den diphthongirten Wurzelvocal, ohne dafs man von dem Umfang des Suffixes auf die eine oder andere Form des Vocals schliefsen könnte: so kommt von dvis' mit a, dvês'a Hafs, mit ta, dvis'ta gehafst, mit tum und tavja, dvês'tum hassen, dves'tavja der zu hassende, mit tvâ, dvis'tvâ nach Hassung. Man darf sich daher nicht wundern, dafs im Germanischen bei der Bildung der Nomina, wozu hier auch die Participia und der Infinitiv, welcher declinirt wird, zu rechnen sind, in Bezug auf die Gestaltung des Wurzelvocals nicht mehr das beim Verbum wahrgenommene Princip obwaltet, dafs die Vocale der Ableitungssuffixe nicht gleiche Gewalt mit denen der Personal-Endungen haben, dafs sie weder den Stammvocal, im Fall er zu ihnen stimmt, in Schutz nehmen, noch, wenn er heterogen ist, ihn sich assimiliren können. Auch kommt es nicht auf die Ausdehnung oder Dürftigkeit oder den gänzlichen Mangel eines Suffixes an, und jeder beim Verbum durch den äufseren Bau veranlafste oder unterstüzte Vocal kann, ohne gleiche Veranlassung, auch in der Wortbildung vorkommen, wie driuso *Absturz*, drausu *Trume, Abfall*, drus *Fall*, analog mit driusa *ich falle*, draus *ich fiel*, drusum *wir fielen*; fvults *der Tod*, analog mit fvoltum *wir starben*; ſtaiga *der Pfad*, bandi *das Band*, thlauhs *die Flucht*, fröds *verständig*, frathi *verstand*, analog mit ſtaig *ich stieg*, band *ich band*, thlauh *ich floh*, fröth *ich verstand*, frathja *ich verstehe*.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wie sehr noch in dem erhaltenen Zustand der Sprache i und ê in den Personal-Endungen des reduplicirten Präteritums überwiegend sind, zeigt das vollständige Paradigma: Sing. tatâna oder tatana, tênit'a oder tatant'a, tatâna. Du. têniva, tênat'us, têna tus. Pl. tênima, têna, tênus. Medium Sing. têne, tenis'ê, têne. Du. tênivahê, tênat'ê, tenâtê. Pl. tênimahê, tênid'vê, tênirê.

Digitized by Google

Nro. 35. u. 36.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1827.

Deutsche Grammatik von Dr. Jacob Grimm.

(Fortsetzung.)

Es bestätigt sich hierdurch aufs neue, wenn es noch einer ferneren Bestätigung bedarf, dafs die Vocale des Präteritums demjenigen des Präsens nicht als Stützen der Vergangenheit entgegengestellt werden, denn sonst würden sich an dieselben keine Wortformen anlehnen können, die mit Vergangenheit nichts zu thun haben, so wenig als im Sanskrit und Griechischen Augment und Reduplication auf die Wortbildung übergehen, es sei denn, um mit lezterer ein Participium der Vergangenheit zu bezeichnen.*) Einen Anstofs könnte die elfte Conjugation geben, welche beim Verbum nirgends ein u zeigt, da nam im Plural nêmum nicht numum bildet, aber dennoch in der Wortbildung nicht minder ein u in den Stamm aufnimmt, wie numans genommen, andanumfts Annehmung, arbinumja Erbnehmer. Zur Erklärung dieser Erscheinung wird es hinreichend seyn zu beachten, dafs das u bei Wurzeln der elften Conjugation seine euphonische Veranlassung hat, da es nicht als Zufall angesehen werden kann, dafs bei dieser Conjugation im Gothischen nur die Liquide l, m und r als Endbuchstaben vorkommen. Diesen mufs also eine Neigung zum Vocal u zugeschrieben werden (dem jedoch r den Diphthong au vorzieht), eine Neigung oder Verwandschaft, die wir auch aus anderen Sprachen beweisen könnten, wie durch das Französische, wo l in u übergeht, daher animaux für animals, au für a'l, du für d'l. Im Althochdeutschen hat die Neigung zu dem u oder dem verwandten o noch weiter um sich gegriffen, und ist besonders auf hh übergegangen, daher fprohhanêr gesprochener, fpruh Spruch, fprahha Sprache.

Die Erscheinung, dafs im Sanskrit, Griechischen und Germanischen der Vocal beim Verbum durch die äufserliche Beschaffenheit der Form bedingt wird, in der Wortbildung aber mehr nach Willkühr bald dieser bald jener der vom Verbum gesetzmäfsig erzeugten Vocale zum Vorschein kommt, erklären wir dadurch, dafs die Personen, Zahlen, Tempora eines Verbums nicht blos in den Paradigmen der Grammatiken, sondern auch in der Wirklichkeit eine Art von Körperschaft ausmachen, in einem engen Familienverhältnifs zu einander stehen, was in ihnen gewissermaafsen ein natürliches Ordnungs- und Rang-Gefühl erzeugt, wodurch sie sich wechselseitig unterstützen, und, von einem angeborenen Instinkt geleitet, nach Maafsgabe des Gewichtes der Endungen den ausgedehnteren oder eingeengteren Wurzelvocal sich einverleiben. Die Nomina stehen mehr vereinzelt und losgerissen da, sind selbstständiger für sich als die Personen und Tempora eines Verbums, werden daher auch der Wurzel, wovon sie abstammen, leichter entfremdet und etymologisch unerklärbar; wo sie aber des Stammes, dem sie angehören, sich bewufst bleiben, und ein Familien-Band mit dem Verbum gleiches Ursprungs anerkennen, da lassen sie sich dieses zum Muster dienen, sehen irgend einen Zustand, in welchem das Verbum bei dieser oder jener Person, Zahl, Tempus sich zeigt, als den ursprünglichen, wurzelhaften an und nehmen ihn in sich auf. Das Germanische ist aber in der Wortbildung wie in dem Vo-

*) Ich betrachte das Germanische Passiv-Participium als unabhängig von dem Prät. act.; da es aber in seiner Wurzel einen Vocal enthalten mufs, so trifft es sich, dafs viele Participia einen Vocal des Prät. zeigen, und zwar den des Pl., wenn er vom Sing. verschieden ist; während andere (Conj. V, VI, VII und X) den Vocal des Präsens oder wie Conj. XI einen Vocal sich aneignen, der dem Präsens wie dem Prät. fremd ist. Dafs dieses Part. jemals Reduplication gehabt habe, was der Verf. S. 1008 vermuthet, läugne ich, weil auch im Sanskrit das entsprechende Part. wie b'ugna-s *gebogen*, b'agna-s *gebrochen*, nicht aus dem Verbum entspringt und keine Reduplication hat. Dagegen hat ein actives Part. prät. den Charakter des entsprechenden Temp. ind., wie tutud-i-vas (nom.-vân) *gequält habend*. Wenn faifah im Gothischen ein Part. entwickelt hätte, so würde dasselbe, wie mich dünkt, qui cepit und nicht captus bedeuten.

Digitized by Google

cal-Wechsel des Verbums viel zügelloser als das Sanskrit, welches nur die Diphthongirung durch Guna und Veränderung der Quantität in der primitiven Wortbildung zuläfst,*) aber nicht den die Stelle der Reduplication vertretenden Umlaut des a in ê, während im Gothischen andanêms *angenehm* an nêmum *wir nahmen* oder nêmjau *ich nähme* sich anschliefst.

Wir glauben nicht, dafs aus dem Imperativ, dessen wir bisher keine Erwähnung gethan haben, in dem man aber gewöhnlich gerne die Wurzel sucht, ein Einwand gegen unser System, in Betreff des Germanischen Vocalwechsels, sich erheben könne. Der Imperativ schliefst sich immer an das Präsens ind. an, ist im Plural und im Gothischen Dual damit identisch, und im Singular blos durch die Abwerfung der Personal-Endung davon unterschieden. Dadurch nähert sich derselbe allerdings der Wurzel, indem er bei der starken Conjugation ohne alle äufsere Umgebung ist. In Bezug auf den Vocal kommt es aber darauf an, ob das Präsens den Urvocal nicht mit einem anderen vertauscht oder diphthongirt habe; wo diefs nicht der Fall ist, wie bei flaha ich schlage, da ist der Imperativ Sing. wie flah, wirklich die reine Wurzel; dagegen wird, wer den früher entwickelten Gründen Gehör gegeben hat, leicht zugeben, dafs biug *biege* aus biugis *du biegest* um ein i zu reich sei, um als Wurzel gelten zu können.

Unter den alten Sprachen hat das Lateinische in Bezug auf die Veränderlichkeit des Stammvocals am meisten Aehnlichkeit mit dem Germanischen, da es ein ursprüngliches a unter rückwirkendem Einflufs der Endnungen in i oder e und u umwandeln kann, so dafs also das Lateinische wie das Gothische a die ganze primitive Tonleiter des Vocal-Systems zu durchlaufen im Stande ist. So hat sich z. B. in tetigi das a der Wurzel dem schliefsenden i assimilirt, während in pepuli durch eine ähnliche Rückwirkung das e von pello in u sich umgewandelt hat, da u im Lateinischen besser als e zu i stimmt. In perennis aus annus erkennt auch unser Verf., welcher sich über den Grund des Vocalwechsels in tetigi nicht ausspricht, einen Umlaut d. h. eine von der Endung herbeigezogene Veränderung an (S. 1056). Der Umlaut soll nach Grimm die Quantität nicht ändern, darum ist ihm cepi, egi ein Ablaut und kein Umlaut; wir würden aber, wenn Umlaut nach S. 9 durch den Vocal der folgenden Sylbe erzeugt wird, auch bei egi, cepi die Benennung Umlaut vorziehen, da ja neben der folgenden Sylbe noch ein anderes Gesetz, auf eine Wurzel wirken kann, so dafs zu gleicher Zeit neben dem Umlaut auch Veränderung der Quantität statt finde. Merkwürdig ist es, dafs im Lateinischen, bei Zusammensetzungen, auch ohne andere äufsere Veranlassung ein ursprüngliches a in e, i oder u umgewandelt wird, wie in condemno, tubicino, conculco. Wir wissen diese Erscheinung nicht anders zu erklären als dadurch, dafs in einfachen Wurzelwörtern der Stammvocal mehr Kraft und Bedeutung hat als in den zusammengesezten, wo durch die verschiedenartigen Elemente, die zusammen ein Ganzes bilden, die Individualität der verbundenen Theile geschwächt wird, so dafs das von unserem Verf. mit Recht als edelster Vocal erklärte a zu stark und bedeutsam ist, als dafs es sich bei der durch die Verbindung geschwächten Persönlichkeit behaupten könnte. Der Geist der Sprache findet daher passend, es durch Umwandlung in e, i oder u zu schwächen. Eine Folge der durch die Zusammensetzung gehemmten Kraft ist es auch, dafs die meisten Zeitwörter, welche die Reduplication, ein uraltes, organisches Mittel zur Bezeichnung der Vergangenheit, bewahrt haben, dieselbe durch Verbindung mit Präpositionen verlieren.

Weniger als im Lateinischen und viel weniger als im Germanischen, wechseln im Griechischen die Vocale. Wenn man die Dialekt-Verschiedenheiten und Contractionen ausschliefst, so findet man den durch die Endungen veranlafsten Wechsel hauptsächlich auf Veränderung der Quantität beschränkt, nach dem Princip, welches bei dem Indischen Guna wirkt, wie *δίδωμι, δίδομεν*, vêdmi, vidmas. Hierbei ist zu berücksichtigen, dafs *η*, welches sehr häufig dem Indischen langen a entspricht, nicht nur die Länge des *ε*, sondern auch die des kurzen *α* ist (*ἵστημι, ἵσταμεν*). Ausgestofsene Consonanten werden durch Verlängerung des vorhergehenden Vocals ersezt, oder durch Vermehrung desselben durch ein beigefügtes *ι* oder *υ**); daher *τύπτων* aus *τυπτοντ, τύπτουσι* aus *τύπτονσι* für *τύπτοντι, τιθείς* aus *τιθεντς*. Den Wechsel zwischen *ε* und *α* (*τρέφω, τέτροφα, τέθραμμαι, τρέπω, ἔτραπον, ὁ τρόπος*) möchten wir nicht mit dem Germanischen Ablaut vergleichen; er erklärt sich aus der früher bemerkten ursprüngli-

*) Derivativa verstärken den ersten Vocal des primitiven Nomens gewöhnlich durch Wriddhi.

*) Die erste Methode gebraucht auch das Sanskrit nach R. 102 meiner Gr.

Digitized by Google

chen Identität dieser Vocale; da ε, ο und das kurze α in dem Sankritischen kurzen a zusammen treffen. Doch dürfte vielleicht der Umstand, dafs ο besonders gerne im Perfect das ε ablöst, zu der Vermuthung berechtigen, dafs dieses unter dem Einflusse des α, welches die Personal-Endungen anknüpft, geschehe, so dafs man daraus folgerte, dafs ο besser als ε zu α stimme. Für die Grammatik ist dieser Wechsel in jedem Fall bedeutungslos, denn das Wesen des Perfects ist die Reduplication, die im Griechischen wie im Sanskrit zur Bezeichnung der Vergangenheit vollkommen hinreicht. Im 1. Aor. scheint das σ der Rückwirkung des folgenden α den Weg zu versperren, weshalb hier ein wurzelhaftes ε niemals durch ο ersezt wird. Der Verf. vergleicht S. 1057 λείπω, λέλοιπα, ἔλιπον passend mit dem Gothischen leiba, laif, libum; wir erklären aber das Zusammentreffen des Gothischen Plurals prät. mit dem Griechischen Aorist blos daraus, dafs die beiden Sprachen an diesen verschiedenen Stellen den sonst erweiterten Wurzelvocal rein bewahren. Anders spricht sich hierüber der Verf. aus: „Dafs ich den deutschen Pl. mit dem gr. Aorist 2. vergleiche, thut nichts, indem die Verschiedenheit des Ablauts im Sing. und Pl. möglicher Weise aus ursprünglich feinerer allmählig verflossener Tempuseintheilung herrühren kann."

Wir wenden uns nun zu Fulda's erster Haupt-Conjugation, welcher unser Verf. mit Recht den zweiten Rang anweist, und die er als die spätere gehemmtere und mehr äufserliche der starken Form als der älteren, kräftigeren, inneren entgegenstellt (S. 1040). Wenn man mit dem Namen abgeleiteter Zeitwörter alle diejenigen belegt, deren Wurzel etwas beigefügt ist, was nicht zur Bezeichnung grammatischer Verhältnisse nothwendig ist, sondern als Vermittlungsglied zwischen Wurzel und Endungen da steht: so sagt der Verf. S. 839 mit Recht, dafs die schwache Conjugation unerläfslich abgeleitete Wörter enthalte. Wollte man aber dieses Eintheilungsprincip auch auf die älteren Sprachen ausdehnen, so würden dem Sanskrit sehr wenig primitive Zeitwörter zukommen, da nur die zweite Conjugation meiner Grammatik, deren drei Klassen zusammen etwa 110 Wurzeln begreifen, in den Temp. welche an den Conjugationsunterschieden Theil nehmen, die Personal-Endungen unmittelbar mit der Wurzel verbindet. Auch in den übrigen Temp. herrschen fast durchgängig zwei Methoden zur Anknüpfung des Charakteristischen: unmittelbare und die vermittelst eines Bindevocals i. Da aber die Zeitwörter erster Conjugation dennoch von der Wurzel selbst ausgehen und nicht von anderen Zeitwörtern oder Nominen, so ziehen wir vor, sie mit den eingeborenen Grammatikern zu den primitiven zu rechnen, die Benennung abgeleiteter Zeitwörter aber für solche zu versparen, die wie Desiderativa, Intensiva, Causalia andere ursprüngliche Zeitwörter voraussetzen, oder wie Denominativa aus Nominal-Stämmen entspringen. Der Grund warum, im Gegensatz zu dem Germanischen, im Sanskrit nur wenige Zeitwörter ohne Verbindungs-Vocale oder Sylben sind, ist wahrscheinlich der, dafs die meisten Personal-Endungen mit Consonanten anfangen, die den schliefsenden Consonanten der Wurzel einen harten Widerstand darbieten, so dafs, um nicht unverträgliche Verbindungen zuzulassen, der Consonant des Stammes gewöhnlich nach bestimmten Wohllautsgesetzen sich umändern mufs, nicht selten zugleich mit dem der Endung. Um aber einen solchen Kampf zu vermeiden, um nicht den unverträglichen, starrsinnigen Endungen die Stirne bieten oder an denselben sich die Stirne verstofsen zu müssen, haben die meisten Wurzeln es bequemer gefunden, Verbindungs-Vocale oder Sylben anzunehmen, welche die Anknüpfung ganz leicht machen. Die meisten Zeitwörter begnügen sich mit einem blofsen kurzen a, daher vad-a-ti *er spricht*, für vadti, vad-a-si *du sprichst*, für vadsi. *) Dem Indischen kurzen a entspricht hier, wie in unzähligen anderen Fällen, das Griechische ε, welches als Bindevocal mit ο wechselt. Lezteres scheint den Nasalen μ und ν besser als ε zuzusagen, daher steht

*) Die Sanskritische Wurzel vad erkennt man wieder in dem Althochdeutschen var-wâzu (maledico); es gehört zur 4. Conj., wo das Gothische blos flepa hat, und bestätigt das früher gesagte, dafs dieser Conj. ein ursprüngliches a, in der Wurzel, zukomme. Das Prät. ist var-wiaz, und dieser Ablaut ist, nach Grimms scharfsinniger Erklärung, von anderer Art als der eigentliche, gewöhnliche, da das Gothische in den 4 ersten Conj. blos Reduplication ohne Ablaut hat. Man mufs daher dem Verf. darin beistimmen, dafs in diesen Conjugationen das i des Prät. von der Reduplicationssylbe herrührt: var-wiaz entstand aus var-wi-waz. Den Uebergang zeugt deutlich heiait aus heihait (Goth. haihait) bei Kero. Bei der 3. Conj. ist das Altsächsische verständlicher als das Althochd., indem jenes aus hlôpu hliop bildet, dieses aus hloufu hliaf. Wahrscheinlich konnte sich das i der Reduplicationssylbe mit einem folgenden Diphthong nicht vertragen, darum blieb von dem Gothischen ai und au blos das erste Element, fkaifkaid wurde fkiad und hlaihlaup wurde hliaf. So entstand Gleichheit im Ablaut der 4 ersten Conj. (vergl. Grimm S. 863).

Digitized by Google

ἔλεγ-ο-ν ἐλέγ-ο-μεν im Gegensatze zu ἔλεγ-ε-ς, ἔλεγ-ε, ἐλέγ-ε-τε, ἐλέγ-ε-τον, ἐλεγ-ε-την. Im Sanskrit haben m und v, wenn sie Vocale nach sich haben, den Einflufs, den vorhergehenden Bindevocal zu verlängern; sonst aber lautet das erste Augment Präteritum gleichförmiger als im Griechischen: avadam,*) avad-a-s, avad-a-t, avad-â-ma, avad-a-ta, avadan, Dual: avad-â-va, avad-a-tam, avad-a-tâm. Der Singular des Präsens ist im Griechischen wenig geeignet, die Natur der Verba auf ω in ihrem wahren Licht zu zeigen, weil die Verstümmelung der Personal-Endungen, wie es scheint, eine Erweiterung des Bindevocals hervorgebracht hat. Da aber die abgeleiteten Formen nicht selten Aufklärung geben über die primitive Gestalt der Formen, wovon sie in der Urperiode der Sprache ausgegangen sind, und da das Passiv aus dem Activ offenbar durch Erweiterung der Personal-Endungen sich entwickelt hat, und zwar beim Präsens in vier Personen durch Verwandlung von ι in αι; so führen die passiven Formen λέγ-ο-μαι λέγ-ε-σαι (verstümmelt zu λέγῃ) λέγ-ε-ται, λέγ-ο-νται zu den activen λέγ-ο-μι, λέγ-ε-σι (wie das Dorische ἐσσί), λέγ-ε-τι, λέγ-ο-ντι, was genau zu dem Alt-Indischen vad-â-mi, vad-a-si, vad-a-ti, vadanti stimmen würde.

In den Zeitwörtern auf ω die Sanskritische erste Conjugation wieder zu erkennen, berechtigt auch der Umstand, dafs sie, wie diese, die zweite Singularperson des Imperativs, ohne Personal-Charakter, mit der Verbindungssilbe schliefsen; man vergleiche vad-a mit λέγ-ε, im Gegensatz zu vag-d'i (von vak sprechen), φά-θι; ferner, dafs sie, wie die Sanskritische erste Conjugation, auf den Modus-Vocal i des Optativs unmittelbar die Personal-Endungen folgen lassen, während sonst im Sanskrit noch ein langes a, und im Griechischen η hinzutritt: man vergleiche vadês (aus vadais)**) mit λέγοις, vakjâm, vakjâs mit φαίην, φαίης. Bei der Conjugation auf ω fällt wie bei der Sanskritischen ersten Conjugation der Einflufs der Endungen auf den Stammvocal weg, weil Stamm und Endungen durch die zwischentretenden Verbindungs-Vocale oder Silben zu weit aus einander gerückt werden, als dafs ersterer durch das Gewicht der lezteren sich brauchte beengen oder stören zu lassen. Es verhält sich daher mit bôd'âmi = baud'âmi von bud', wie mit φεύγω von ΦΥΓ; der angewachsene, gleichsam aus seinem Ufer getretene Stammvocal kann durch den Wachsthum der Endungen nicht wieder in seine natürlichen Schranken zurück gewiesen werden. Die Indischen Grammatiker würden gewifs bôd' und nicht bud' als Wurzel aufgestellt haben, wenn sie nicht berücksichtigt hätten, dafs in den Temp., welche an den Conjugationsunterschieden keinen Antheil nehmen, bôd' und bud' sich so zu einander verhalten, als gehörte das Verbum zur 2. Conj., welcher bud' als Wurzel zukäme. Auch ist es natürlich, wenn an einer Wurzel der Stammvocal in zwei Formen sich zeigt, die einfachste als die ursprüngliche anzusehen, wenn nicht triftige Gründe für das Gegentheil sprechen; denn das Aufsuchen der Wurzeln hat den Zweck, die einfachsten Elemente, die den Sprachformen zum Grunde liegen, darzustellen. Im Griechischen wird man besser ΦΥΓ als ΦΕΥΓ als Wurzel betrachten, weil jenes im 2. Aor. sich zeigt, welcher einen feinen Takt bewährt, aller Erweiterungen und Zusätze, welche die Wurzel in anderen Temp. sich aufbürdet, sich zu entledigen. Warum aber, könnte man fragen, sagt man im Präsens bôd'âmi und nicht bud'âmi, φεύγω und nicht φύγω? Dieses dürfte, wenn gleich schwer, dennoch leichter zu begreifen seyn, als die Ursache, warum man τύπτω und nicht τύπω, λαμβάνω und nicht λάβω sage. Alle Geheimnisse der Sprachentwickelung zu ergründen ist nicht möglich, wo sich aber ein Gesetz für eine Erscheinung zu erkennen gibt, mufs man es auffassen, und dieses ist der Fall bei der Vocalveränderung der Sanskritischen zweiten Conjugation; man mag in dem Singular vêdmi oder im Plural vidmas den Wurzelvocal erkennen, so zeigt sich seine Veränderung immer abhängig von der Beschaffenheit der Endungen, man

*) Die erste Person hat am, und nicht blos m zur Endung, was den beiden übrigen Personen und dem Griechischen ν analoger wäre. Eben so hat die 3. P. pl. an und nicht blos n, und im Präsens anti nicht nti, im Gegensatz zu dem Griechischen ν, ντι. Vor den meisten mit Vocalen anfangenden Endungen wird der Bindevocal abgeworfen.

**) Ich setze die zweite Person, weil die erste weniger zur Vergleichung geeignet ist; die volle Personal-Endung ist am und zwischen diese Endung und das aus a und î entstandene è wird ein euphonisches j gesezt, daher vadê-j-am. Das Griechische λέγοιμι stimmt eben so wenig zu dem Charakter der Neben-Tempora, welche in der ersten P. sg. ν erfordern, als zu dem Passiv λεγοίμην, nach Analogie von ἐλεγόμην aus ἔλεγον gebildet ist. Die 3. P. λέγοι für λέγοιτ, woraus λέγοιτο entsprungen, deutet ebenfalls auf eine 1. P. λέγοιν für λέγοιμι, welches leztere der Urperiode der Sprache nicht angehören kann, da es für die Ableitung unfruchtbar geblieben ist und kein Passiv λέγοιμαι erzeugt hat.

Digitized by Google

mag dem Guna von vêdmi einen Einfluſs auf die Bedeutung nachweisen, so wird seine Aufhebung in den beiden Mehrzahlen und im ganzen Medium dennoch nicht anders als aus dem Gewichte der Endungen erklärt werden können.

Was im Sanskrit die zweite Conjugation meiner Grammatik, ist im Griechischen die Conjugation auf μι (mit Ausnahme der Zeitwörter auf νυμι, υ ι). Beide haben ein gleiches Recht für die ursprüngliche Conjugation zu gelten, und vergleichen sich am besten mit der Germanischen starken Form. Aber nur wegen der unmittelbaren Anschlieſsung und nicht in Bezug auf den Vocalwechsel, der im Germanischen einen anderen Charakter annimmt, indem die Personal-Endungen häufig Assimilationskraft ausüben, während im Sanskrit und Griechischen der Stammvocal und die Endungen sich so zu einander verhalten, daſs das Gewicht des ersteren zu dem der lezteren in umgekehrtem Verhältnisse stehen muſs; die Veränderung ist quantitativ, im Germanischen aber meistens qualitativ.

Merkwürdig ist es, daſs die Griechischen Verba auf μι, ohne zwischentretendes νυ oder υ, auſser dem verbum substantivum, keine mit Consonanten endigende Stämme zeigen, so daſs die Wurzeln, welche im Sanskrit zur zweiten Conjugation sich bekennen, im Griechischen, wenn sie mit Consonanten enden, entweder zur Conjugation auf ω übergetreten sind, oder νυ anfügen; man vergleiche admi, admas mit ἔδω, ἔδ-ο-μεν. Der Infinitiv ἴδμεναι für ἐδέμεναι ist jedoch, wie das analoge ἴδμεναι, welchem das Sanskrit die zur zweiten Conj. gehörende Wurzel vid entgegenstellt, ein Ueberrest der alten Form ohne Bindevocal, die auch das Littauische edmi getreu bewahrt hat. Dem Indischen junagmi *ich verbinde*, pl. jungmas, von der Wurzel jug, Futurum, jôksʿjâ-mi, entspricht das Griechische ζεύγνυμι, ζεύξω von ZYΓ. Die zur unmittelbaren Anschlieſsung der mit Consonanten anfangenden Flexionen nöthige Kraft scheint das Griechische für das Futurum, Aorist 1. und besonders für das Perfect pass. verspart zu haben, wo daher auch euphonische Verwandlungen und Assimilationen nicht vermieden werden können.

Im Germanischen wird die unmittelbare Anschliessung der Personal-Endungen an den Stamm dadurch erleichtert, daſs sie ihre ursprüngliche Gestalt so umgeändert haben, daſs sie sämmtlich mit Vocalen anfangen. Vergleicht man aber das Althochdeutsche ames der ersten Pluralperson mit der entsprechenden Indischen Endung mas, dem Griechischen μεν, μες und dem Lateinischen mus, so verfällt man leicht auf die Vermuthung, daſs das a von lesames seinem Ursprunge nach ein Bindevocal seyn möge, und vielleicht auch das a der zweiten Person lesat, welche einen Schluſsvocal verloren zu haben scheint, und in dieser Beziehung zu dem Sanskritischen vad-a-tʿa und dem Griechischen λέγ-ε-τε in einem ähnlichen Verhältniſs steht wie lesant zu vadanti, λέγ-ο-ντι. Noch mehr bestätigt sich diese Ansicht durch den Gothischen Conjunctiv, dessen Modusvocal i mit dem Bindevocal a sich verbindet, so daſs lisais, lisai, lisaima, lisaith, lisaina genau mit vadês (aus vadais), vadêt, vadêma, vadêta, vadêjus und mit λέγοις, λέγοι u. s. w. übereinstimmt.

Die erste schwache Conjugation begreift viele Causalformen und Denominativa, wie im Gothischen, ſkaftjan *bereiten*, von ſkaft-s Schöpfung, lagjan legen, liegen machen, von lag *ich lag* (als Wurzel), drausjan *herabstürzen, fallen machen*, von der Wurzel drus (driusa, draus, drusum), ur-raisan *aufrichten, aufstehen machen*, von der Wurzel ris *) (ur-reisa *ich stehe auf*, ur-rais, ur-risum). Es läſst sich mit Grund vermuthen, daſs ursprünglich die Germanische Sprache aus allen Zeitwörtern Causalformen bilden konnte, und es muſs diese Fähigkeit als eine ihrer schönsten Zierden angesehen werden. Die angegebenen Beispiele bestätigen unsere Theorie des Vocalwechsels, daſs nämlich der reine Wurzelvocal nicht immer an derselben Stelle, aber sehr häufig im Präteritum sg. oder pl. sich zeige. Warum sollte die Causalform vom Präteritum ausgehen, wenn sein Vocal der Bezeichnung der Vergangenheit angehörte? Mit den Indischen Causalformen stimmen die Gothischen in so fern überein, als auch jene den Vocal des Stammes diphthongiren, daher vêdajâmi (= vaidajâmi) *ich mache wissen* von vid, bôdʿajâmi (= bʿau..) *ich wecke*, von budʿ *wissen*, (prati-budʿ *wachen*); wie ur-raisja, drausja von ris und drus. Auch in dem äuſserlichen Zusatz ist Uebereinstimmung, da dieser im Sanskrit aus aj besteht, welchem im Präsens ind. und den entsprechenden Modis, und im ersten Präteritum, noch ein a bei-

*) Im Gothischen kommt die Wurzel ris ohne Verbindung mit der Präposition us nicht vor, allein im Althochdeutschen hat risan die Bedeutung *fallen*. Wenn dieses die primitive Bedeutung ist, so bietet das Sanskrit eine überraschende Analogie dar, indem pat *fallen* (πέτω) durch die Präposition ut *auf* die Bedeutung *aufspringen, auffliegen* erhält. Risan fallen erinnert an die gleichbedeutende Indische Wurzel bʿrs, mit R-Vocal, welches wie r mit kaum hörbarem i ausgesprochen wird.

Digitized by Google

gefügt wird. Auch ist dieses die Form einer grofsen Anzahl von Zeitwörtern, welche, ohne causale Bedeutung, als Primitiva gelten; zugleich aber auch ein gewöhnliches Mittel, Denominativa zu bilden, wie jôktrajâmi *ich umschlinge* von jôktra *Strick*, ksʿôdʿajâmi *ich empfinde Hunger* von ksʿudʿ *Hunger*. Näher als den erwähnten Causalformen steht aber die Germanische erste schwache Conjugation den Sanskritischen Zeitwörtern der vierten Klasse, welche ja ansetzen, das a aber vor den meisten Vocalen der Endungen abwerfen; es vergleicht sich daher das Gothische tamja *ich bezähme* am besten mit dem gleichbedeutenden dâmjâmi, von der Wurzel dam.*)

Präsens ind.

Sanskrit		Gothisch	
dâmjâmi	dâmjâmas	tamja	tamjam
dâmjasi	dâmjatʿa	tamjis	tamjith
dâmjati	dâmjanti	tamjith	tamjand

Conjunctiv.

dâmjêjam	dâmjêma	tamjau	tamjaima
dâmjês	dâmjêta	tamjais	tamjaith
dâmjêt	dâmjêjus	tamjai	tamjaina.

Erkennt man nach oben ausgesprochener Vermuthung in lisam, lisaima einen Bindevocal a, so ist auch das volle Ableitungssuffix von tamja die Sylbe ja, deren a vor Vocalen der Personal-Endungen wegfällt, mit dem i des Conjunctivs aber sich vereinigt, und während also die starke Conjugation der Sanskritischen ersten Klasse entspräche, würde die erste schwache Form in der Indischen vierten Klasse ihr genaues Vorbild haben. Die Personal-Endungen haben bei der Gothischen schwachen Conjugation keinen Einflufs auf den Stamm, da er durch das dazwischen tretende j oder andere Buchstaben gehemmt wird, dagegen bringt dieses j in den späteren Dialekten eine Trübung des Wurzelvocals hervor, so dafs nasja *ich rette* im Althochdeutschen nerju lautet.

Im Plural des Gothischen Präteritums schwacher Form habe ich längst die Verwachsung eines Hülfszeitworts, welches *thun* bedeutet, mit dem Stamme erkannt, und diese Ansicht in meinem Conjugationssystem S. 151-157 zu entwickeln gesucht. Der Verf. stimmt derselben in der ersten Ausgabe bei, und macht auch in der zweiten von dieser Erklärung Gebrauch, die er aber auch auf den Singular und die späteren Dialekte ausdehnt. Wir sind nicht im Stande diese gleichförmigere Erklärung zu widerlegen, und müssen den hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zugestehen, dafs fôkida *ich suchte*, und fokidêdum *wir suchten* aus gleicher Quelle entsprungen seien, so dafs ersteres eine Verstümmelung, etwa von fôkidad oder fôkidada, oder fokidêda wäre. Eine Bedenklichkeit könnte freilich aus der wirklichen oder scheinbaren Verwandtschaft mit dem Participium pass. sich erheben. Statt der gewöhnlichen Ableitung haben wir früher (Conjugationssystem S. 118.) umgekehrt das Präteritum fôkida von dem Participium fokiths, Gen. fokid-is, abgeleitet. Der Verf. nimmt einen Zusammenhang der beiden Formen an, läfst aber das Participium aus dem Präteritum indic. entspringen, indem er S. 1009 sagt: „Das Part. prät. schwacher Conj. wird analog dem Prät. indic. gebildet." In der ersten Ausg. drückt er sich S. 556 ausführlicher über diesen Gegenstand aus: „Die Beschreibung des schwachen Prät. liefse sich practisch auch so fassen: dem Part. Prät. das sich nicht wie in der starken Conj. auf —an sondern auf —id, —aid, —od endet, wird die Personenendung angefügt, z. B. fokid, fokida; falbod, falboda; habaid, habaida. An sich scheint diefs jedoch ein unrichtiger Ausdruck, weil das Particip erst aus oder neben dem Indicativ entspringt, und die auch in jenem herrschende Eigenheit der schwachen Form, die Sylbe id, aid, od nämlich, gleichfalls erklärt werden müfste. Ueber dieses id, aid, od, welches mir ein an die verschiedenen Ableitungsvocale i, ai und o wachsendes Hülfswort zu seyn scheint, werde ich mich erst bei der besonderen Erwägung der Gothischen Conj. näher auslassen können."

Der Verf. scheint also das Hülfszeitwort *thun*, welches wir dem Gothischen Präteritum nachzuweisen gesucht haben, auch auf das Part. einwirken zu lassen, da er es als aus oder neben dem Ind. d. h. aus gleichem Princip entsprungen darstellt. Nun ist aber dieses Participium von sehr alter Herkunft, da es im Sanskrit und in allen verwandten alten und neuen Sprachen besteht (der Verf. vergleicht S. 1066 blos das Lateinische), also nicht auf Deutschem oder Europäischem Boden gewachsen ist; man vergleiche: Sanskrit damitas oder dântas *bezähmt*, Goth. tamiths (Gen. tamidis), Lat. domitus, Persisch jâfteh *gefunden*, pors-i-deh *gefragt*, Littauisch mylétas *geliebt*, Altflawisch povit*), Griech. πλεκτὸς *geflochten*. Auch das ϑ des Aorists, τυφϑείς, δοϑείς, dürfte vielleicht eine

*) Die Verlängerung des wurzelhaften kurzen a findet nur bei einigen Wurzeln statt (R. 233 m. Gr.).

*) Dobrowsky, S. 568.

Digitized by Google

Modification des alten Suffixes ta seyn, das ϑ ist aber schon mehr mit dem Stamme verwachsen, und τυφϑ, δοϑ stellen sich gewissermaafsen als secundäre Wurzeln dar, die durch das ϑ ihre passive Bedeutung haben und daher das Suffix des Part. präs. act. annehmen. Vielleicht aber ist in ἐτύφϑην, τυφϑείς die Wurzel von τίϑημι enthalten, so dafs das Griechische in dieser Beziehung eine Analogie zu dem Gothischen fokidêdum *wir suchen-thaten*, und zu dem Lateinischen vendo, darböte. Auf diese Weise erklärt sich am besten die genaue Uebereinstimmung von ἐτύφ-ϑην, τυφ-ϑῶ, τυφ-ϑείην, τυφ-ϑήσομαι u. s. w. mit ἔϑην, ϑῶ, ϑείην, ϑήσομαι. *) Die passive Bedeutung wäre nun blos durch den Sprachgebrauch, der oft weiter geht als seine Mittel reichen, gegeben, durch die Form aber eigentlich nicht begründet. Dafs aber nach dieser Ansicht τίϑεμαι im Aorist und Futurum sich mit sich selber verbände, kann um so weniger befremden, als in den Romanischen Sprachen, wo, nachdem das Präsens des Hülfszeitworts *haben* in Verbindung mit dem Infinitiv das Futurum zu bezeichnen übernommen hatte, nunmehr auch das Verbum *haben*, der allgemeinen Analogie folgend, sein Futurum durch Verbindung mit sich selbst bildete; **) weil das r von aimerai, lirai u. s. w. ganz den Charakter einer dem Futurum zukommenden Flexion annahm, das Hülfszeitwort aber sich in den Personal-Endungen verlor. Ist diese Erklärung richtig, so wird der zweite Aorist, ἐτύπην, den wir anderswo für eine Verstümmelung des ersten darstellten, füglich für die Verbindung mit dem Verbum substantivum ἦν gelten können. Es mag passend seyn hier daran zu erinnern, dafs im Bengalischen und Hindostanischen das Passiv durch ein Hülfszeitwort *gehen* ausgedrückt wird, *) so dafs *geschlagen werden* als das Gehen in das Schlagen, was eben so gut activ seyn könnte, ausgedrückt wird. Ein ähnlicher Ideengang erzeugte im Lateinischen die Zusammensetzung der Wurzel ven mit eo (veneo). Anders verhält es sich mit der Zusammenstellung des Supinums mit iri, — amatum iri *in das Lieben gegangen werden* — weil hier das Passiv formell durch iri ausgedrückt, und nicht blos durch den Sprachgebrauch gerechtfertigt ist.

Um nun wieder zu unserem Participium zurückzukehren, so mufs bemerkt werden, dafs im Sanskrit die Participia zum Theil von entsprechenden Temp. des Ind. ausgehen; in diesem Falle tragen sie die Merkmale dieser Temp. an sich, wie die Reduplication als Zeichen der Vergangenheit, und unterscheiden zwei active Formen (Activ und Medium). Zum Theil aber sind sie ganz unabhängig vom Verbum, gehen von keinem Tempus aus, tragen von keinem die Merkmale, und unterscheiden keine zwei Formen; sondern alles liegt in der Bedeutung, die der Sprachgebrauch dem Suffix, wodurch sie gebildet sind, gegeben hat, und so verhält es sich mit dem Participium auf ta. Da das Indische vasita *gekleidet*, damita oder dânta *bezähmt*, von keinem Temp. des Ind. ausgegangen ist, so kann das entsprechende Gothische vasith-s (Gen. vasidis), tamith-s, nicht von einer den alten Sprachen fremden Form des Präteritums abhängig seyn, sondern wenn ein Band der Verwandtschaft da ist, so wird man das neuentstandene Tempus ind. aus dem Participium ableiten müssen, dessen Alter durch sein Bestehen in allen verwandten, alten und neuen Sprachen Asiens und Europas hinlänglich begründet ist. Dafür scheint noch besonders das Neu-Persische zu sprechen, welches ein ganz ähnliches Präteritum hat, aber kein dem Germanischen *thun* ähnliches Hülfszeitwort kennt, womit es verwachsen seyn könnte, wohl aber das erwähnte Participium, wie berdeh *getragen*, porsideh *gefragt*, an welches sich berdem *ich trug*, porsidem *ich fragte* eben so eng anschliefst als im Althochdeutschen pranta *ich brannte* an ki-pranter *gebrannt*, nerita *ich rettete*, neriter *gerettet*.

Der Verf. erklärt das i von nerita, neriter, Gothisch nasida, nasiths, aus dem j von nerju, nasju *ich rette*, **) und

*) Dafs ἐτύφϑην in den beiden Mehrzahlen durch die Beibehaltung des η von ἔϑετον, ἔϑεμεν sich absondert, kann keinen Einwand begründen. Es scheint vielmehr der Ursprache angemessener, dafs ἔϑην in Analogie mit ἔστην seinen langen Vocal als den ursprünglich wurzelhaften behaupte; denn wie ἵστημι, στήσω an das Indische tis'ṭâmi, stâsjâmi sich anschliefst, so scheint τίϑημι ϑήσω mit dad'âmi, d'âsjâmi verwandt. Die Wurzel d'â, mit langem Stammvocal, bedeutet zwar für sich *halten*, allein in Verbindung mit den Präpositionen vi und ni berührt sie sich auch in der Bedeutung mit τίϑημι. Zu Gunsten der ursprünglichen Länge des Wurzelvocals spricht auch das Homerische τιϑήμενος, τιϑήμεναι. Ein ϑ an der Stelle eines Indischen d' findet man auch in der Imperativ-Endung ϑι, daher φάϑι analog mit vag-d'i (s. R. 315 meiner Gr.)

**) Raynouard, grammaire romane avant l'an 1000, S. 82.

*) Haughton's Bengalische Gramm. S. 68 und 95.

**) Nur das Gothische unterscheidet in der Schrift das j vom i, allein der Verf. führt mit gutem Grund auch in den andern Dialekten diese Unterscheidung ein und läfst sich in dieser Beziehung vom Gothischen leiten.

Digitized by Google

diese Erklärung ist vielleicht die natürlichste, wenn man das Germanische aufser Beziehung mit den verwandten Sprachen betrachtet, und hat besonders den Umstand für sich, dafs auch die zweite und dritte Conj. den Ableitungsvocal des Präsens im Präteritum und Part. Pass. beibehalten. Allein bei Bestimmungen der Ableitungen grammatischer Formen darf niemals die Vergleichung mit den alten stammverwandten Sprachen aufser Acht gelassen werden, da es ausgemacht ist, dafs oft Formen die sich sehr nahe zu stehen scheinen, wenn man ihr Entstehen geschichtlich verfolgt, sehr weit auseinander liegen. Bei unserem Verf., der die Aufklärung welche die Sprachvergleichung darbietet, anerkennt und vielfältig mit Scharfsinn benuzt hat, wird es um so weniger einer Entschuldigung bedürfen, wenn wir in Bezug auf das i von nasiths, neriter, von seiner Erklärung abweichen, weil uns die aus der Urzeit verwandten Sprachen eine andere Ansicht einflöfsen.

Im Sanskrit werden die meisten mit Consonanten anfangenden Suffixe, und auch das im Futurum und vielförmigen Präteritum mit dem Stamme verwachsende verbum substantivum, entweder unmittelbar oder mittelst eines Bindevocals i angeschlossen, und die lezte Methode, welche die Reibung zusammentreffender, oft mit einander unverträglicher Consonanten aufhebt, ist die beliebteste, am häufigsten gebrauchte. Das Lateinische folgt in dieser Beziehung in reichem Maafse der Analogie des Sanskrits, und wir sind geneigt anzunehmen, dafs auch im Germanischen der alte Bindevocal i sich behauptet habe, und zwar so, dafs das Gothische, nach dialektischer Eigenheit, im Präteritum und Part. pass. der ersten schwachen Conj. fast immer den Bindevocal annimmt, während andere Dialekte eine mehr gleichmäfsige Theilung bestehen lassen. Doch ist diese Theilung nicht willkührlich, sondern im Althochdeutschen wird die Länge oder Kürze des Wurzelvocals berücksichtigt, und in ersterem Fall der Bindevocal gewöhnlich unterdrückt. Eben so sehr als das Gothische den Bindevocal liebt, scheint ihn das Alt-Nordische zu verabscheuen; es räumt ihm daher im Präteritum niemals einen Platz ein. Am natürlichsten aber ist es, dafs man das i des Gothischen tamiths *bezähmt* für identisch erkläre mit dem des Sanskritischen damitas und des Lateinischen domitus. Was verhindert uns anzunehmen, dafs der eigentliche Charakter der ersten schwachen Conj. nicht i sondern j sei, welches zwar in uralter, nicht Germanischer Zeit, aus i hervorgegangen seyn mag, wobei aber der Umstand zu würdigen ist, dafs in dem j das Germanische mit dem Sanskrit sich begegnet? Nichts steht der Annahme im Wege, dafs es mit dem j von tamja eine gleiche Bewandnifs habe wie mit dem von bidja, vahsja u. s. w., nämlich dafs es nur in den aus dem Präs. ind. gebildeten Modis sich behaupte, vom Präteritum aber ausgeschlossen bleibe, gerade wie im Sanskrit das j von dâmjâmi nur im Präsens ind. und in seinen entsprechenden Modis, und aufserdem im ersten Augment-Präteritum, sich behauptet, im reduplicirten Präteritum aber wegfällt, an welches das Germanische sich um so enger anschliefst, als es im Gothischen selbst die Reduplication noch häufig bewahrt hat. Der Bindevocal des Part. pass. aber hat im Sanskrit durchaus nichts mit dem j von dâmjâmi gemein, da alle zehn Klassen daran Theil nehmen, das j aber auf die vierte Klasse beschränkt ist.

Wir wollen dem Germanischen Sprachstamm die Erscheinung des Rückumlauts, d. h. Rückkehr des ursprünglichen Vocals, wenn die Veranlassung zum Umlaut wegfällt, noch nicht streitig machen, allein wir gestehen, dafs wir nicht wohl begreifen können, dafs z. B. pranta *ich brannte*, früher prennita gelautet habe, analog dem Gothischen brannida, und dafs diese Form in früherer Periode etwa Jahrhunderte bestanden haben konnte; dafs aber nach Ausstofsung des i der Geist der Sprache sich noch hätte bewufst seyn können, dafs das e von prennita ein durch das folgende i getrübtes a gewesen sei, weshalb nunmehr das a wieder an seine Stelle hätte treten können. Der Verf. fühlt sehr wohl diese Schwierigkeit; seine Gründe sie zu beseitigen sind scharfsinnig aber nicht überzeugend. Er sagt nämlich S. 870: „Dafs das Gewicht langer Wurzeln das i der Ableitung hemme begreift sich: warum aber hat nicht auch im Präsens Rückumlaut des e statt? Ich glaube α) weil im Prät. ein rein vocalisches i (—ita) herrschte, dessen Aufhebung viel fühlbarer war und darum den gebundenen Vocal befreite; das consonantische j des Präs. überhörte sich, und seine Auslassung blieb ohne Wirkung. Auch bei den kurzsylbigen zog die das lj, rj vertretende Gemination ll, rr keinen Rückumlaut nach sich; β) in II. III. präs. ind. und II. imp. sg. hätte das i der Flexion den Rückumlaut doch gehindert, diese Formen stüzten den Umlaut auch in allen übrigen des Präsens; γ) vermuthlich erfolgte die Synkope des i prät. nicht gleichzeitig mit der des j präs., sondern früher."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 39. u. 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1827.

Ardschuna's Reise zu Indras Himmel, nebst andern Episoden des Mahâbhârata; in der Ursprache zum erstenmal herausgegeben, metrisch übersezt und mit kritischen Anmerkungen versehen von Franz Bopp.

(Beschluſs.)

Was in der Vorrede (S. VIII — XIX. vergl. die Anmerkung S. 91.) über den Zusammenhang des Ganzen gesagt wird, hat bloſs den näheren Zweck, das Verständniſs der hier mitgetheilten Bruchstücke zu erleichtern. Wir erfahren daraus, daſs die drei lezten dieser Episoden aus dem ersten der zwölf groſsen Theile oder Bücher des Mahâbhârata entlehnt sind, und deswegen in einem näheren Verhältniſs zu einander als zu dem aus dem dritten Buche entnommenen ersten Bruchstücke stehen.

Jener erste Theil des Mahâbhârata enthält die Jugendgeschichte der fünf Söhne des Königs Pândus, bis zu der Zeit, da sie mit ihrer Mutter Kunti vor den Drohungen ihres Oheims Duryodhanas entweichen, und in nächtlicher Einsamkeit Schutz suchen. Mit der Schilderung ihrer nächtlichen Flucht aus der Wohnung, in der die Gefahr verbrannt zu werden sie bedrohte, eröffnet sich die Episode „*Hidimba's Tod.*“ Wir finden die Fliehenden in der Gegend des Ganges, wo sie, bald mit den Wellen des reiſsenden Stromes, bald mit dem Waldesdickicht der Ufer kämpfend, angeschmiegt an den starken Bhîmas, ihren mühsamen Weg verfolgen. Von Ermüdung und Durst erschöpft beschlieſsen sie endlich, unter einem groſsen Feigenbaume auszuruhen, indeſs Bhîmas abgesendet wird, um aus einem nahen Teiche Wasser für sie zu schöpfen. Zurückkehrend findet er sie von Schlaf überwältigt, und beschlieſst, die Schutzlosen zu bewachen. Da erscheint die Schwester des menschenfressenden Râkschasas (Riesen) Hidimbas, von dem Bruder abgesendet, um der willkommenen Beute sich zu versichern. Aber durch Bhîmas Anblick plötzlich mit Liebe erfüllt, vereitelt sie des Bruders Vorhaben, indem sie zu schleuniger Flucht räth, zu der sie selbst hülfreich zu werden sich erbietet. Indeſs kommt Hidimbas selbst heran, und es entsteht nun zwischen ihm und Bhîmas im Angesicht der erwachenden Brüder ein Zweikampf, in welchem endlich der Râkschasas erliegt.

Die nächstfolgenden Gesänge sind der Anfang einer ähnlichen Episode, die in den Handschriften den Namen Bâkavaddha, die Ermordung des Bâkas, führt. Sie beschreibt den verborgenen Aufenthalt der Kunti und ihrer Söhne in dem Hause eines armen Brahmanen. Es ist eben an ihn die Reihe gekommen, dem in der Nähe hausenden Riesen Bâkas einen Menschen zur Speise zu senden. Bhîmas vernimmt die wechselnden Klagen des Brahmanen, seiner Gattin und seiner jungen Tochter, deren jedes sich für die andern dem Râkschasas aufopfern will, und beschlieſst, den Riesen zu bekämpfen. Wegen der Aehnlichkeit des Ausgangs dieser und der nächstvorhergehenden Episode hielt der Verf. es für angemessen, nur den Anfang derselben mitzutheilen, und bezeichnet diesen deshalb mit dem Namen „*des Brahmanen Wehklage.*“

Die lezte Episode unseres Werkes stellt eine alte Sage dar, welche den Söhnen des Pândus zur Warnung und als Ermahnung zu brüderlicher Eintracht erzählt wird. *Sundas und Upasundas*, zwei Brüder aus dem gegen die Herrschaft des Indras überall feindlich auftretenden Geschlechte der Daitya's, haben durch fortgesezte Buſsübungen (nach einer häufig wiederkehrenden Vorstellung) so groſse Macht erlangt, daſs sie im Vertrauen auf dieselbe die von Indras beherrschte Welt zu bekämpfen beschlieſsen. Vergebens sucht Indras mit seinen Göttern sie durch grauenvolle Erscheinungen von ihrem Vorhaben zurückzuschrecken. Brahma erscheint und ertheilt den Brüdern, als Lohn ihrer ausdauernden Buſse,

Digitized by Google

die Berechtigung, nur einer durch den andern, sonst von Niemand besiegt und getödtet werden zu können. Nun beginnen sie einen weltstürmenden Krieg; allgemeine Verheerung folgt ihrer Spur. Da wenden sich die erschreckten Götter an Brahma mit der Bitte um Schutz, um Vertilgung der gewaltigen Brüder. Brahma, der ertheilten Berechtigung eingedenk, entzweiet sie durch die Schönheit eines Weibes. Im Kampf um deren Besitz finden beide den Tod.

Aus dem dritten Buche des Mahâbhârata entlehnte der Verf. die Episode „Ardschunas *Himmelreise*," die erste des vorliegenden Bandes. Sie beschreibt, wie einst Ardschunas, der Sohn Kunti's und des Indras, seinen göttlichen Vater in dessen himmlischem Wohnsitze besucht habe. Der Wagen des Gottes führt ihn im Fluge empor zu der dem menschlichen Auge unerreichbaren Region. Chöre himmlischer Wesen empfangen ihn am Thore der Götterstadt, wo der nördliche Weltelephant Wache hält, und geleiten ihn die Sternenstrafse hinan zu dem Throne des erweckenden Vaters. Den Inhalt der lezten Gesänge dieser Episode bildet die Schilderung eines während Ardschunas Dortseyn angestellten Götterfestes; Indras bestimmt die schönste der Nymphen, Urwasi, dem Ardschunas zur Gefährtin; dieser widersteht aber ihren Reizen, und zieht dadurch den Zorn und den Fluch derselben sich zu.

Schon nach dieser Uebersicht wird man erwarten, dafs der Inhalt unsrer Episoden in mannichfacher Rücksicht fruchtbar für die Aufklärung unserer Begriffe von Indischem Alterthum, besonders von Indischer Mythologie, seyn müsse. Wir glauben diesen Gesichtspunkt hier etwas weiter verfolgen zu dürfen, um so mehr, da das Interesse für Indische Mythologie seit Kurzem allgemeiner zu werden anfängt, und die bisherigen Darstellungen derselben nicht immer den Forderungen strenger Wissenschaftlichkeit genügen möchten. An eine planmäfsige Benutzung der schriftlichen Urkunden, auf deren Studium, vereinigt mit dem der alten Bildwerke, eine kritische Darstellung der Indischen Mythologie einzig begründet werden sollte, ward lange Zeit hindurch kaum gedacht, und tiefere Kenner des classischen Alterthums hatten um so gegründetere Ursache, gegen das Zusammenstellen, oder gar das gegenseitige Ableiten Indischer und Griechischer Mythen zu protestiren, als sie bei den Darstellungen ihrer eignen Wissenschaft einen so unvergleichbar sorgfältigeren Weg einzuschlagen gewohnt waren. Es durfte und mufste sie befremden, wenn man sich zur Begründung der aufgestellten Behauptungen bald auf die Aussagen jezt lebender Panditen, bald auf abgerissene Stellen aus Indischen Büchern berief, deren Ursprung man, so oft ohne klar entwickelte Gründe, in eine graue Vorzeit zurückversezte. Man könnte wünschen, ja man wäre, strenge genommen, zu der Forderung berechtigt, dafs zuerst die literarischen Quellen, auf die es hier ankommt, vor Allem die Veda's und Purana's in kritisch genauen Ausgaben vorgelegt, ihr Alter und ihre gegenseitigen Zeitverhältnisse ermittelt, und dann endlich zur Zusammenstellung der einzelnen Data fortgeschritten würde. Je weniger aber an einen so ausgedehnten literarischen Apparat und an eine so methodische Entwickelung der Indischen Alterthumswissenschaft fürs Erste zu denken seyn dürfte, desto gewissenhafter müssen wir jedem nach und nach erscheinenden Bruchstück der Sanskrit-Literatur irgend eine nähere Bestimmung über diese oder jene Seite des Alterthums zu entlocken trachten.

Unter den vorliegenden Episoden ist besonders die erste und die vierte mythologisch-lehrreich; sie lehren uns die von Indras beherrschten niederen Götter, und ihr Verhältnifs zu Brahma näher kennen. *Ardschunas Himmelreise* führt uns recht eigentlich in den Indischen Olymp, den Wolkensitz des Indras hinein, und wir müssen um so mehr diese sich darbietende seltene Gelegenheit benutzen, uns in jenen überirdischen Räumen etwas einheimischer und mit dem Leben der Götter vertrauter zu machen, als uns jene sonst nur von fern gezeigt zu werden, und die Himmlischen selbst nur in einzeln dastehenden Erscheinungen auf Erden sich zu zeigen pflegen. Jede Zeile ist hier von Wichtigkeit. Gleich im Eingange der Episode wird der dem Ardschunas gesendete Wagen des Gottes beschrieben, den, von Mâtalis gelenkt, zehntausend lichtgelbe Rosse ziehen. Wolken und Nacht entweichen, wo er sich zeigt. Ein Laut wie der des Donners folgt ihm. Glänzende Waffen, vor allen der dem Indras eigenthümliche Donnerkeil, sammt einer Menge

Digitized by Google

von Blitzen, Schlangen mit Flammenköpfen, Feuerkugeln und andern Meteoren, sind auf ihn gehäuft, und über ihm weht die blaue Standarte Vaidschayanta. Es ist nicht schwer, den Indras aus dieser Schilderung seines Wagens für eine Gottheit der Atmosphäre zu erkennen. Zugleich wird man auch bei dieser dichterischen Beschreibung an jene schon mehrfach bemerkte Eigenthümlichkeit der Indischen oder wohl überhaupt der Asiatischen Plastik erinnert, dafs überall, wo es einem Symbol gilt, nur die möglichst vielfache und tiefe Bedeutsamkeit im Auge behalten, und dagegen die Forderung, die etwa der Schönheitssinn an eine auch ihn befriedigende Form zu machen hätte, zurückgesezt werde. — Den Indras selbst erblicken wir, von himmlischen Wesen umringt, auf einem Throne sitzend; über ihm ragt ein gelber Sonnenschirm mit goldenem Stabe; ein Fächer umweht ihn mit Wohlgerüchen. Unter seinen Attributen wird auch hier der Donnerkeil ausgezeichnet, und dabei erwähnt, dafs von den Schwingen desselben seiner Hand ein Mal eingedrückt ist. Zahllos ist die Menge der niederen Gottheiten, die wir in der himmlischen Stadt Amaravati, und in dem Haine Nandanam beisammen finden. Manche davon sind uns nur dem Namen nach bekannt. Von den tanzkundigen Gandharven wird Ardschunas in himmlischen Tänzen und Gesangweisen unterrichtet. — Aber vor Allem verdient hier eine Stelle ausgezeichnet zu werden, die der aus dem irdischen Leben verklärt Hervorgegangenen erwähnt, welche nun in diesem Himmel des Indras ein seliges Leben führen. Es heifst in Bezug auf sie (nach Hrn. Prof. Bopp's Uebersetzung):

Dort scheinet Sonne nicht, Mond nicht, dorten glänzet das Feuer nicht,
Sondern in eignem Glanz leuchtet allda durch edler Thaten Kraft,
Was in Sternengestalt unten auf der Erde gesehen wird,
Ob grofser Ferne gleich Lampen, obwohl es grofse Körper sind.
Allda waren vereint Siddha's, kampferschlagene Helden auch,
Fürstliche Weisen und Büfser waren daselbst zu Hunderten . . . .
Sämmtlich mit eignem Glanz leuchtend; sie sehend staunte Ardschunas.
Den Mâtalis entzückt fragt' er; dieser gab ihm zur Antwort drauf:
„Vollbringer edler That sind es, welche da stehn an ihrem Ort,
„Die in Sternengestalt, Edler, du gesehn von der Erde hast. —

Auf eine andere Stelle machen wir nur deswegen aufmerksam, weil sie uns einen Blick in die muthmaafsliche Jahreseintheilung der alten Indier thun läfst. Es wird nämlich gesagt, dafs Indras und Ardschunas im Himmel strahlten, *wie Sonne und Mond, wenn sie am vierzehnten* (Tage) *über dem Horizont stehen.* Man kann diefs nicht anders als von dem vierzehnten Tage nach dem Neumond verstehen, wo der Vollmond um die Zeit des Sonnenuntergangs aufzugehen pflegt; und dann ist der Schlufs gewifs nicht zu gewagt, dafs die Indier in der Eintheilung des Jahres in Monate sich ganz an die Mondeswechsel anschlossen.

Die Episode von *Sundas und Upasundas* stellt eine Begebenheit dar, die sich in der Indischen Mythologie mehrmals zu wiederholen scheint. Das Erlangen grofser geistiger Macht durch lange fortgesezte Bufse, die Ertheilung eines Segens dafür durch Brahma, die Furcht der Gottheiten in Indras Himmel, deren Herrschaft hierdurch gefährdet wird, und endlich die Unterbrechung jener Andachtsübungen, und damit die Aufhebung der drohenden Macht der Büfsenden, häufig auf eine ähnliche Weise, als hier, vermittelt — alle diese Momente kehren unter verschiedenen Gestalten häufig wieder. Es wird genug seyn, hier unter vielen Beispielen nur an die „*Einsiedelei des Kandu*“ im ersten Bande der Indischen Bibliothek zu erinnern. Der ganze Inhalt unsrer Episode ist auf diese Weise mythologisch wichtig. Auszeichnung verdient jedoch besonders eine Stelle, die uns mit einem merkwürdigen Charakter der niederen Gottheiten bekannt macht. Das irrende Umherblicken der Augen nämlich ist unter ihrer Würde; ihr Blick ist starr und unbeweglich. Die Art, wie diefs hier zur Sprache kommt, ist allerdings wunderbar genug. Die Schönheit der auf Brahmas Befehl zum Verderben der beiden Daitya's geschaffenen Tilottama, heifst es, war so grofs, dafs selbst die Götter aufs Lebhafteste davon hingerissen wurden:

Indem jene im Umkreise rechts umwandelte jene so,
Sahen Indras, der Gottkönig, und Sivas stets entgegen ihr.

Digitized by Google

Als zur Seite sie ging wurde dem sehr zu schau'n Begierigen
Siva, lotos-geaugt jetzo erzeugt ein südlich Angesicht.
Tausend Augen bekam Indras, rückwärts, seitwärts und vorn vertheilt, u. s. w.

Wir werden hiernach das Prädicat stabdhalotschanâh zu deuten haben, das im Nalas (Buch 5. S. 25.) die Götter erhalten, im Gegensatz des Nalas selbst, von welchem es gleich nachher heifst, dafs er nimischena sûtschitah, mit beweglichen, irrend umherblickenden Augen begabt gewesen sei. — Es ist auffallend, dafs auch Siva und Vischnu den Reizen der schönen Tilottama nicht zu widerstehen vermögen, da doch Brahma, wie bald hernach gesagt wird, seine göttliche Majestät behauptet.

Die Episode „*Hidimba's Tod*" macht uns mit dem so oft auftretenden Geschlechte der Râkschasa's näher bekannt, die unter dem Namen Ifrit auch in den aus Indien stammenden Mährchen der tausend und einen Nacht erscheinen. Sie haben die Macht, ihre Gestalt beliebig zu verändern; die Schwester des Hidimbas nimmt, ehe sie dem Bhîmas sich zeigt, eine schöne menschliche Gestalt an. Ihr Gang ist nicht, wie der der Menschen, an den Boden geheftet, sondern sie wandeln nach Gefallen frei durch die Luft empor. Die Riesin spricht zu Bhîmas:

„Retten werd' ich dich, Machtvoller, vor dem Riesen, der Menschen frifst.
Auf Höh'n werden wir froh wohnen; sei mein Gatte, o Trefflicher!
Ich durchwandre der Luft Räume, wo mich's lüstet, da zieh ich hin.
Unaussprechliche Lust koste, hier und dorten mit mir vereint!"

Und weiter unten abermals:

„Wo mich's lüstet, dahin geh' ich, begabt bin ich mit Riesenkraft.
Steig' auf die Schultern mir, Starker, ich entführe dich durch die Luft.
Wecke sämmtlich, die hier schlafen, deine Brüder und Mutter, Held!
Alle werd' ich sie aufladen, und mich schwingen zur Luft empor."

Vorzüglich grofs ist ihre Macht in der Stunde der Dämmerung; Bhîmas wird deshalb von seinen Brüdern gebeten, den Kampf mit dem Hidimbas so sehr als möglich zu beschleunigen. *)

Mehr in die Kreise des häuslichen und bürgerlichen Lebens führt uns die dritte unsrer Episoden, *des Brahmanen Wehklage*. Doch gewahren wir auch hier öfters das Hervortreten religiöser Ideen. Die an Familiensacra geknüpfte Grundlage der Verfassung kommt mehrmals zur Sprache. Es scheint dabei die Vorstellung zum Grunde zu liegen, dafs von dem darzubringenden Ahnenopfer die Fortdauer von der Vorfahren seligem Zustande im Himmel des Indras abhange. Daher der Wunsch jedes Vaters, einen Sohn zu besitzen, der in männlicher Linie die Stamm-Sacra fortsetze, und zugleich die Sorge für fortdauernde Reinerhaltung der Geschlechter, damit nicht durch Vermischung derselben eine Verwirrung der Sacra herbeigeführt werde. Aus diesem Grunde verabscheuet Ardschunas im Eingang der Bhagavad-Gitâ den Kampf, weil die hinterbleibenden Gattinnen der gefallenen Krieger genöthigt werden könnten, Ehen einzugehen, die diesem religiösen Institut zuwider laufen. — Noch verdient bemerkt zu werden, dafs die an jene Vorstellung geknüpfte Etymologie des Wortes putra (Sohn) eine sehr geläufige gewesen zu seyn scheint; in den Gesetzen des Manus (IX, 138.) und in einer Stelle des Ramayana (Th. III. S. 427.) kommt dieselbe fast mit den nämlichen Worten vor.

Was der Charakter dieser Dichtungen sei, geht zum Theil schon aus den obigen Bemerkungen hervor. Ein bestimmteres Urtheil wird sich erst dann fällen lassen, wenn nun je mehr und mehr Theile des Mahâbhârata ans Licht getreten seyn werden. Auch in der Alt-Indischen Poesie zeigt sich jenes Vorwalten eines religiösen Principes, welches einen Hauptzug im Charakter des gesammten Indischen Alterthums ausmacht. Wir finden dasselbe nicht so sehr in dem Be-

*) Da diese Stelle (Ges. IV. S. 46. 47.) einige noch nicht ganz zu hebende Schwierigkeiten hat, so sei es erlaubt, die Leser des Originals auf eine Parallelstelle im Ramayana (Thl. I. S. 283. der Serampor. Ausg.) aufmerksam zu machen:

Vadhyatâm tavad evaischâ, purâ sandhyâ pravartate;
Rakschânsi sandhyâkâle tu durddharschani bhavanti hi.

Digitized by Google

seeltwerden der Natur durch eine Anzahl mehr und minder mächtiger Gottheiten, welches sich ja auch in dem Polytheismus andrer Nationen findet, — als vielmehr in dem innigen Durchdrungenseyn des ganzen Lebens von dem Glauben an jene übersinnliche Welt. Alle Entschlüsse und Handlungen treten in eine Beziehung auf dieselbe, ihr Wohlwollen oder ihren Zorn; auf einen Zustand nach dem Tode, der durch das Verhalten in diesem irdischen Daseyn eben so bedingt wird, wie die Schicksale des gegenwärtigen Lebens von dem Verhalten in einem früheren, der Geburt vorangegangenen Daseyn abhangen. — Aber auch bestimmter, und in den ihm eigenthümlichen Formen tritt das Religiöse hervor. Opfer und Gaben werden oft erwähnt und empfohlen; der segensreiche Erfolg ernster Bufse, häufiger stiller Betrachtung, des Bades in dem heiligen Ganges, des Lesens der Veda's, wird oft mit lebhaften Farben geschildert, und Ehrfurcht gegen die Priesterkaste der Brahmanen ist ein allgemeiner Hauptzug im Charakter der als Muster auftretenden Helden.

Man wird nach der Bekanntschaft mit den gedruckten Bruchstücken des Mahâbhârata kein Bedenken tragen, denselben zu den epischen Gedichten zu zählen. Nur erwarte man nicht, das Indische Epos auf der ausgebildeten Kunsthöhe zu finden, auf welcher das Griechische bei Homer sich darstellt. Schon jenes unverkennbare Streben, das religiös Bedeutsame immer am meisten auszuzeichnen, gestattet diefs nicht. Ueberhaupt aber ist es ein mifsliches Unternehmen, das Indische mit dem Griechischen Epos zu vergleichen, da bei einer solchen Zusammenstellung jenes nothwendig verlieren mufs. Jede Leidenschaft drängt sich hier freier hervor, nicht selten mit einem Ungestüm, den die ruhigere Würde des Homerischen Epos nicht zugelassen hätte. Diefs gilt eben sowohl von dem Zorn der durch Ardschunas strenge Tugend beleidigten Urwasi, als von den Klagen der im Walde verlassenen Damayanti, und von dem Schmerz des Bhîmas, als er die Brüder auf dem Erdboden schlafend findet, eben so sehr, als von den Klagen des armen Brahmanen oder des Ardschunas, der im Augenblicke des beginnenden Kampfes plötzlich zu verzagen anfängt. Der Dichter erlaubt sich in solchen Fällen sogar Abweichungen von der sonst gewöhnlichen und der Regel angemessenen Sprachweise, um den Seelenzustand seiner redend eingeführten Personen desto lebendiger darzustellen. (Vergl. Nalas XII. 59. und daselbst die Erklärung des Scholiasten, und des Brahmanen Wehklage II. 27. nach des Verf. Auslegung.) Nicht minder dürfte die oft angewendete Form des Dialogs und die dabei häufig eingeflochtenen Sentenzen dem Charakter des Homerischen Epos widerstreiten. Das Gespräch der auftretenden Personen verliert sich dabei oft in weite allgemeine Betrachtungen, indefs die Handlung ruht: die Bhagavad-Gitâ zeigt, wie sich ein solches Gespräch zu einem ganzen philosophischen Lehrgedicht erweitern konnte, in welchem man nur durch die öfters wiederkehrende Anmahnung zum Kampfe an den Anfangspunkt erinnert wird, von welchem aus dasselbe sich entspann. Es ist dabei immer auffallend, dafs im Mahâbhârata wie bei dramatischen Gedichten die Angabe der redenden Person aufserhalb der metrischen Verbindung steht; im Ramayana ist sie mit in die Verse selbst verflochten. Das Indische Epos enthält auf diese Weise selbst der Form nach ein Element, das sich späterhin zur dramatischen Poesie entwickelte. Eben so möchten wir in den häufig vorkommenden Selbstgesprächen einen Ausgangspunkt der lyrischen Poesie erkennen. Zwei berühmte uns bekannt gewordene lyrische Gedichte, der Meghaduta des Kalidasas, und das Gedicht Ghatakarparam erinnern sowohl durch die Wahl des Stoffs als durch den ganzen Ton der Behandlung nicht undeutlich an manche der hier vorkommenden Monologe. — Gleichnisse und Bilder finden sich oft. Der Dichter entlehnt dieselben gern von grofsen Naturgegenständen, wo möglich von solchen, die zugleich eine religiöse Bedeutung haben, wie die Lotosblume. Gewöhnlich ist das Bild nur kurz angedeutet, und dann fast immer in die lezten acht Sylben eines Verses zurückgedrängt, z. B.

Sich werden um die Hülflose, deine Tochter, Unwürdige,
Mich nicht achtend, bemühn gierig, *wie Sudra's um das Wort der Schrift.*
Und wenn ich selbst sie nicht gebe, deiner Tugenden eingedenk,
Werden sie sie mit Macht rauben, *wie Krähe die Opferspeis.* . . . .
Meiner beraubt die zwei Kinder, deiner Stütze entbehrend auch
Werden beide gewifs sterben, *Fischen gleich, denen Wasser fehlt.* —

Digitized by Google

Getroffen von den Streitkolben, stürzten sie hin die Schrecklichen,
Blutumflossen die zwei Daityas, *zwei laftentfall'nen Sonnen gleich.*

Die Charaktere der auftretenden Personen sind fast immer sehr unbestimmt gelassen, und nur mit wenigen allgemeinen Zügen angegeben. — Schilderungen finden sich weit häufiger, als bei Homer; doch können wir sie im Ganzen nicht von dem Vorwurf der Uebertreibung freisprechen. Der Dichter liebt es, die Theile des ihm vorschwebenden Bildes blofs zu nennen, und oft mit sehr treffenden Ausdrücken zu bezeichnen; aber er überläfst es der Phantasie des Lesers, den so gegebenen Stoff zu ordnen und zu einem bestimmten Ganzen zu vereinigen. Namentlich fehlt es den Naturschilderungen durchaus an bestimmter Gruppirung. Sehr charakteristisch ist an solchen Stellen (z. B. Nalas XII. zu Anfang, Hidimbas Tod I. 18. 19.) der Gebrauch der Dwandwa-Composita, wodurch die Unordnung der angehäuften Massen nur noch gewaltiger sich aufdrängt.

Ueber die Art, wie der Verf. den gegebenen Text erlangte und kritisch prüfte, ertheilt die Vorrede kurzen Bericht. Unsere Episoden wurden unter einer grofsen Anzahl anderer Stücke des Mahâbhârata zuerst in Paris aus dortigen Handschriften abgeschrieben, und hernach mit Londoner Manuscripten verglichen. Unter den lezteren werden besonders die mit den Scholien des Nilakanthas versehenen ausgezeichnet. Wo eine bedeutendere Abweichung in den Lesarten Statt fand, geben die der Uebersetzung angehängten Anmerkungen darüber Auskunft. Auch sind darin, wie beim Nalas, die wichtigern Scholien des Nilakanthas mitgetheilt.

Als Hülfsmittel der Interpretation giebt uns der Verf. theils eine deutsche dem Metrum des Originals folgende Uebersetzung, theils eine Sammlung schätzbarer Anmerkungen, in welchen er durch Erläuterung schwieriger Stellen, so wie durch ausführlichere grammatische Erörterungen den Ansprüchen der Kenner zu genügen suchte. So veranlafst die schwierige Stelle der ersten Episode, Ges. I. S. 16. b., eine genaue Untersuchung über den Gebrauch des Sanskritischen Infinitivs, welche man mit um so gröfserem Interesse lesen wird, als die Ermittelung des ursprünglichen Begriffs der Infinitivbildungen kürzlich der Gegenstand mehrerer gelehrter Abhandlungen geworden ist. Das Resultat einer anderen Erörterung, über den Gebrauch des Genitivs, fassen wir mit des Verf. eignen Worten so zusammen: „Der Genitiv drückt im Sanskrit das „Verhältnifs des Dativ's häufiger als der Dativ selbst „aus, und es ist daher richtiger, die Pronominalfor„men me und te, die beiden Casus gemeinschaftlich „sind, für Genitive, als für Dative anzusehen." Unter den zahlreichen übrigen Sprachbemerkungen zeichnen wir hier nur noch aus: die über den Gebrauch der Expletivpartikel sma, die der Verf. besonders häufig da beobachtete, wo eine erste Pluralperson des Verbum substantivum vermifst wird; ferner die über den zuweilen eintretenden grammatischen Einflufs der in einem Compositum enthaltenen Elemente auf die davon regierten Wörter; über den Gebrauch des Potentialis für den Ausdruck der vollkommensten subjectiven Ueberzeugung, der Anwendung des Griechischen Optativs mit ἄν aufs Genaueste entsprechend; über die Wohllautsverhältnisse beim Zusammentreffen von Vocalen nach Ausstofsung eines s oder Visarga, so wie über den Gebrauch des Apostroph's in diesen und ähnlichen Fällen; und endlich über das Vorkommen eines passiven Participium Praesentis auf yat, in Analogie zu dem entsprechenden activen auf at, wozu der Verf. in dem bald erscheinenden dritten Hefte seines Lehrgebäudes der Sanskrita-Sprache noch mehrere seitdem von ihm beobachtete Beispiele nachtragen wird.

In der Erklärung einer Stelle möchten wir von der Auslegung des Hrn. Verf. abweichen. Es ist der schwierige Vers der Himmelsreise, Ges. 2. S. 3. Die Schwierigkeit des ungewöhnlichen Instrumentalis drumaih, welchen der Verf. bei nochmaliger Vergleichung mehrerer Londoner Handschriften durchaus bestätigt fand, läfst sich entfernen, wenn man die Wurzel hve in Verbindung mit der Präposition â in der Bedeutung des *Einladens* nimmt. Der Götterhain, von dem in jener Stelle die Rede ist, erscheint dann geschmückt „mit himmlischen Blumen, und gleichsam *einladenden* (in ihren Schatten *einladenden*) Bäumen." So ladet Bhîmas die Fürsten zu Damayanti's Männerschau: âdschuhâva mahîpalân heifst es, Nalas, Ges. 5. S. 1.

Friedrich Rosen.

Digitized by Google

XVI.

Jupiter Imperator. In einer antiken Bronze des K. Museum zu Berlin; von Konrad Levezow. Berlin 1826. in gr. 4. S. 38. Mit zwei Tafeln und einer Vignette. Auf Kosten des Verfassers.

Das Denkmal, welches der durch mehrere ähnliche Schriften seit lange bekannte Verfasser, der würdige Vorsteher des K. Antikencabinets, hier erklärt, ist in drei Beziehungen merkwürdig: in Rücksicht des Fundortes, der Technik und der Vorstellung.

Das erzene Bild ist im Laufe des Jahres 1826 unweit Berlin bei dem Dorfe Lichtenberg zwischen Altgermanischen Aschenurnen gefunden worden; und so viel dem Recensenten bekannt ist (S. seine Abhandl. in den Schriften der K. Academie der Wissenschaften zu Berlin, Jahrg. 1798: Ueber die Nordischen Denkmäler.), läfst es sich als das einzige statuarische Monument ansehen, von welchem man nun mit Sicherheit weifs: dafs es zwischen Germanischen Todtenköpfen entdeckt ist, und zwar auf dem rechten Ufer der Spree in einer Gegend, bis wohin die Römer nie vorgedrungen zu seyn scheinen.

Die erzene Figur 5½ Zoll hoch ist auf zwei Tafeln sehr genau dargestellt, und giebt sich auf den ersten Anblick als ein Römisches Werk aus den Zeiten der Antoninen — später möchte es der Rec. nicht setzen — zu erkennen. Mehr als die Kunst bewährt sich daran eine Technik, die dem Rec. an statuarischen Werken nur selten vorgekommen ist, nämlich durch die deutlichen Ueberreste einer Plattirung in zwei Metallen, und wovon die eine aus einem dünnen Plättchen rothen Kupfers besteht, welches den Harnisch und die davon herabhängenden Riemen deckt. Die andere, aus Silberplättchen bestehend, umzieht nur die strickartig gewundenen Säume an dem obern Theil des Harnisches zunächst dem Halse, und die Achselbänder, so wie den Saum, der unterwärts den Harnisch von den Riemen trennt. Das Uebrige an dem Bilde giebt sich als ein gemeines gelbliches Erz kund. — Was der Verf. an der Rückseite des Gesesses als eine spätere Restauration ansehen möchte, scheint dem Rec. blofs der gelöthete Einsatz in der Oeffnung zu seyn, welche bei dem Gusse gelassen ward, um den Kern herauszuziehen, wie solches bei jedem Hohlgufs der Fall ist.

Wegen der Seltenheit antiker Standbilder die plattirt sind, ergreift der Rec. die Gelegenheit, ein paar andere anzuführen, die ihm vorgekommen sind. Dieselben befinden sich beide in der überaus reichen und seltenen Antikensammlung der Kaiserl. Burg zu Wien. Das erste, auch in Kleinerz, stellt gleichfalls einen Krieger im Harnisch dar (ob ein Gott oder Heros, ist ihm nicht mehr erinnerlich), dessen ganze Figur mit einem dünnen Silberplättchen überzogen ist. Das andere ist ein kleiner sitzender Osiris von geschlagenem Kupfer, der einen ähnlichen Ueberzug, aber von einem dünnen Goldplättchen, hat. Das Bild ist im Altägyptischen Styl, und daher läfst sich mit Sicherheit schliefsen, dafs die Technik des Plattirens auch zu den Erfindungen der sinnreichen Aegypter gehört. Diefs wird bestätigt durch ein anderes Denkmal, welches R. Payne Knight in dem Prachtwerke: Specimens of Ancient Sculpture, als erste Vignette edirt hat. Es stellt einen Osiris-Kopf vor, dessen Kern von Holz äufserlich mit einem dünnen Plättchen von Erz belegt ist.

Der Verf. läfst sich dann umständlich auf die Erklärung des wichtigen Denkmales ein, worin er zu erweisen sucht, dafs das kleine Bild den Jupiter Imperator vorstelle, und ursprünglich zu den Götterbildern gehörte, welche die Römer, auf den Spitzen ihrer Standarten befestigt, im Kriege mit sich führten, und dafs es so als ein erobertes Feldzeichen in die Hände des tapfern Germanen kam, bei dessen Aschenurne man es fand. Die Erklärung, welcher wir gerne beipflichten, mufs man in der Schrift selbst nachlesen. Auch der Jupiter Imperator erscheint hier unter den Monumenten zum erstenmal.

Nur S. 19 können wir ein Versehen des Verf. nicht unbemerkt lassen. Livius 6, 29. giebt die Stelle an, wo das Bild des Jupiter Imperator, das Cincinnatus als Beute aus Praeneste nach Rom brachte, in dem Tempel des Capitolinischen Jupiter aufgestellt war mit den Worten: Dedicatum est (signum) inter cellam Jovis et Minervae. — Diefs *inter* überträgt der Verf. durch *Innerhalb*. Der Sinn ist aber, dafs das Bild *zwischen* der Zelle des Jupiter und der Minerva aufserhalb in dem Pronaos an der Mauer aufgestellt war, welche inwendig die Scheidewand zwischen der

Digitized by Google

Zelle des Jupiter und der Minerva machte. S. meine Abhandl. über den Tempel der Capitolinischen Gottheiten in den Schriften der K. Academie der Wissenschaften zu Berlin: Jahrg. 1813. Auch in meiner Gesch. der Bauk. I. Taf. 8. Fig. 1., wo die Stelle im Grundrisse mit G. bezeichnet ist.

S. 27. nennt der Verf. in der Note die Denkmäler der Juno Lanuvina, wobei er vergessen hat, den überaus merkwürdigen Kopf dieser Göttin in gebrannter Erde und bemalt, in dem K. Antikencabinet zu Berlin, und edirt in meinem Bilderbuch, Vignette 10., anzugeben. Hiezu fügen wir noch ein nicht weniger wichtiges Denkmal in Kleinerz in der Grofsherzogl. Sammlung zu Florenz. Diefs kleine Bild ist um so denkwürdiger, da es so wie eben der genannte Kopf in gebrannter Erde, den Aeginetischen Styl an sich trägt, und also eine Verwandtschaft mit irgend einer Griechischen Göttin zu zeigen scheint. — Oder sollte der Aeginetische Styl vor den Italischen oder Sicilianischen Griechen schon so früh zu den Völkerschaften des Latium übergegangen seyn? — Diefs ist uns das Wahrscheinlichste.

Uebrigens läfst sich die kriegerisch dargestellte Juno der Lanuviner als das Gegenstück zu dem Jupiter Imperator der Praenestiner ansehen: welche beide auch Verehrung in Rom hatten.

A. Hirt.

XVII.

Zweiter Bericht.

Im Laufe des Monats Januar sind der Societät für wissenschaftliche Kritik präsentirt, und in dieselbe aufgenommen worden.

Se. Excellenz Herr General-Lieutenant Freiherr von Müffling; Se. Excellenz Herr Freiherr von Malchus in Heidelberg; Herr Professor Lachmann; Herr Oberbibliothekar und Professor Welker in Bonn; Herr Professor Friedrich Rückert in Erlangen; Herr Geheime Justizrath und Professor Mühlenbruch in Halle; Herr Professor Meckel in Halle; Herr Professor Lange in Schulpforta; Herr Freiherr von Rumohr.

Herr Geheime Medicinalrath Professor Link ist in die Zahl der redigirenden Mitglieder getreten.

Die Societät für wissenschaftliche Kritik hat folgende Werke anzuzeigen beschlossen.

I. In der philosophischen Klasse. (Philosophie, Theologie, Jurisprudenz.)

Umbreit, Commentar über die Sprüche Salomonis.
Möhler, die Einheit der Kirche.
v. Savigny, Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter. 4ter Band.
Krug, Schulz, Schuderoff, Stephani, über Kirchenrecht, als Gesammtschriften.

II. In der naturwissenschaftlichen Klasse. (Naturwissenschaften, Medicin, Mathematik.)

Burdach, über das Gehirn, verbunden mit dem Werk von Laurencette.
Lebret, Recherches sur la digestion.
Clapperton, Reisen in Afrika.

III. In der historisch-philologischen Klasse. (Geschichte, Philologie, Kunstwissenschaft.)

Pertz, Monumenta historiae germanica.
Franz v. Sickingens, Johann v. Werths, Pirkheimers Leben, als Gesammtschriften.
Varnhagens biographische Denkmale. 3ter und 4ter Band.
Heinrich v. Kleist, sämmtliche Werke.
Streckfufs und Kannegiefsers Uebersetzung der göttlichen Komödie des Dante.
v. Malchus, Statistik.
Panofka, Vasi di Premio.
Chambray, Segur, Gourgaud und Butturlin, Geschichte der Feldzüge, als Gesammtschriften.

Berlin, den 5. Februar 1827.

Dr. Gans. Dr. Leo. Dr. Schultz.

Beilage: Umschlag zum Februar-Heft.

Digitized by Google

Nro. 37. u. 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1827.

Deutsche Grammatik von Dr. Jacob Grimm.

(Fortsetzung.)

Was hier der Verf. sinnreich bemerkt, hebt die oben ausgesprochene Bedenklichkeit nicht auf, und wenn wir voraussetzen wollten, dafs pranta früher prennita gelautet habe, analog mit quelita von quellu für quelju (S. 870), dafs aber das i von prennita früher ausgefallen sei als das j von prennju: so bleibt immer die Annahme sehr bedenklich, dafs die Form prennita im Althochdeutschen nur so kurze Zeit bestanden habe, dafs das Andenken an ein älteres prannita noch hätte fortleben können, so dafs nach Ausstofsung des i das noch nicht vergessene ursprüngliche a wieder zum Vorschein gekommen wäre. Viel natürlicher scheint uns die Annahme, dafs prennu ein e habe, weil es früher prennju gelautet, dafs aber pranta den ursprünglichen Vocal behaupte, weil er hier niemals durch ein folgendes i getrübt worden. Das Gothische brannida nöthigt nicht ein Althochdeutsches prannita vorauszusetzen, da das Althochdeutsche nicht die Fortsetzung des Gothischen, sondern ein von demselben verschiedener Dialekt ist, der uns manche grammatische Formen treuer überliefert hat, und der unmittelbaren Anschliefsung des t, welche dem Gothischen nicht fremd ist, von jeher eine grössere Ausdehnung mochte gegeben haben. Die wenigen Gothischen Formen wie mosta *ich mufste* von mot *ich mufs*, ohta von og *ich fürchte*, thahta von thagkja *ich denke*, bauhta von bugja *ich kaufe* u. s. w. sind um so merkwürdiger wegen des Zusammentreffens unverträglicher Consonanten, weshalb eine Verwandlung des Endbuchstaben der Wurzel nothwendig wurde. Einen auffallenden Beweis der Unabhängigkeit des i des Präteritums von dem j des Präsens liefert auch das Gothische gaggida *ich ging*, weil das Präsens nicht gaggja sondern gagga lautet. Dieses gagga, was hier gelegentlich bemerkt werden mag, trägt eine Spur der Verwandtschaft mit der Indischen Intensiv-Form. Diese bildet sich durch Reduplication, und wenn die Wurzel mit einem Nasal endet, so wird derselbe mit in die Reduplicationssylbe aufgenommen; von gam *gehen* kommt daher gangam, wovon das Gothische gagga, dessen zweites g den gutturalen Nasal bezeichnet, nur durch den Verlust des schliefsenden m sich unterscheidet. Ueberhaupt, könnte man sagen, haben die Zeitwörter welche *gehen* bedeuten, die Beweglichkeit, welche ihnen ihre Bedeutung gibt, zu benutzen gewufst, da sie wie das oben erwähnte êmi nach allen Weltgegenden sich verbreitet haben.*)

*) Wenn im Althochdeutschen das Part. auf t ohne Flexion steht, so dafs t das Wort schliefst, so wird immer ein vom Umlaut begleiteter Bindevocal i eingeschoben; man sagt daher kipran-t-er, und ohne Flexion kiprennit. Es fragt sich nun, ob man von lezterer Form schliefsen könne, dafs auch die erstere ursprünglich kiprenniter gelautet habe? Ich glaube nicht, denn der Gebrauch flexionsloser Adjective in Sätzen wie „*die Stadt ist verbrannt*" für „*verbrannte*" ist von späterem Ursprung, und kommt im Gothischen so wenig als im Sanskrit, Griechischen und Lateinischen vor: das neuerzeugte kiprennit kann also nicht als Maafsstab für das der Ursprache angemessene kipranter dienen. Warum aber entwickelte sich nicht aus kipranter, durch Ablegung der Endung, kibrant? Dieses erkläre ich aus einem euphonischen Gesetze: das Althochdeutsche liebt nicht die unmittelbare Verknüpfung eines schliefsenden t mit vorhergehenden Consonanten, darum wurde in der zweiten Singularperson des starken Prät. das Kennzeichen t mittelst eines i (analog dem Sanskrit) angeschlossen; es blieb aber nach Abschleifung des t blos der Bindevocal übrig. Bei den formellen Präteriten mit gegenwärtiger Bedeutung (S. 831.) hat sich das unmittelbar angeschlossene t, in bequemer Verbindung mit s, h, l und f behauptet, daher weis-t, analog dem Indischen vêt-t'a *du weifst*, mah-t *du kannst*. Diesen Formen entsprechen euphonisch die flexionslosen Participia ohne Bindevocal, prâht, kidûht, kiworht (S. 1011). Im Altnordischen fliefst der Bindevocal in talidhr, talit und ähnlichen Nominativen masc. und neut. im Gegensatz zu den obliquen Casus ohne Bindevocal, aus gleichem Princip wie im Alth., nämlich aus der Ermangelung eines auf das dh oder t folgenden Vocals, den der Genitiv, was die Vergleichung mit dem Gothischen zu

Digitized by Google

Unsere Behauptung, dafs j und nicht i der eigentliche Charakter der ersten Conjugation sei, bestätigt sich noch dadurch, dafs es im Althochdeutschen in g oder ig übergehen und sogar dem vorhergehenden Consonanten sich assimiliren kann, wie in nergan, purigen, quellan u. s. w. (S. 870). Ein ursprüngliches i würde sich mit der Verwandlung in j begnügen, wo sie euphonisch nothwendig wird, schwerlich aber sich noch weiter in die Consonanten-Natur vertiefen. Die Ableitungsvocale der zweiten und dritten schwachen Conj. welche fester als das j an der Wurzel haften, gleichen in dieser Beziehung dem a und i der Lateinischen ersten und vierten Conjugation, welche ein so enges Bündnifs mit der Wurzel eingehen, dafs sie dieselbe in allen ihren Bildungen begleiten; darum vergleichen wir das lange i von vest-itus nicht mit dem kurzen der gleichbedeutenden Indischen und Gothischen Formen vas-i-tas, vaf-i-ths; denn das i von vesti-tus entspricht ganz dem a von amatus. Anders aber verhält es sich mit dem e der zweiten Conj., welches nicht einmal auf das Perfect übergeht, und mit dem Bindevocal i von monitus, monitum nichts gemein hat. Mit diesem e theilt also unser Germanisches j ein gleiches Loos, und tamja und tamiths sind von einander eben so unabhängig, als im Lateinischen moneo und monitus. Das kurze i welches der Lateinischen dritten Conj. als Bindevocal zur Anknüpfung der Personal-Endungen dient (leg-i-mus, leg-i-tis) entspricht demjenigen, welches im Sanskrit nur bei fünf Zeitwörtern der zweiten Klasse, welche sonst die Endungen unmittelbar anschliefst, zu gleichem Zwecke dient;*) und dieses i ist allerdings mit dem Bindevocal der Participien und anderer Wortformen identisch. Nur bei der zweiten und dritten Conj. und bei Zeitwörtern die sich theilweise zu ihnen bekennen, findet im Lateinischen, bei der Wortbildung, eine dem Sanskrit gleichartige Spaltung zwischen unmittelbar und mittelbar angeschlossenem Suffixe statt. Man vergleiche coctus, vomitus mit dem gleichbedeutenden paktas, vamitas. Das Sanskrit ist aber für diejenigen, welche diese Sprache erlernen wollen, dadurch weniger bequem als das Lateinische, dafs es nicht überall das gleiche Princip befolgt, wie das Lateinische, wo man von coctus auf coctum, coctio, coctor, cocturus, coctivus schliefsen kann, und von genitus auf genitum, genitor, genitivus. Das Sanskrit hat dem Irrthum vorgebeugt, wozu man im Lateinischen verleitet werden kann, dafs die Suffixe, die mit demselben Buchstaben anfangen, darum miteinander verwandt seien, oder dafs eines aus dem anderen entstanden sei. Bei der Wurzel pak trifft es sich jedoch, dafs alle Suffixe sich unmittelbar anschliefsen, so dafs den erwähnten Lateinischen Formen folgende entsprechende zur Seite gestellt werden können: pakta-s *gekocht*, paktum *kochen*, pakti-s das Kochen, paktâ Koch und kochen werdend (Nom. pl. paktâras), paktavja-s was zu kochen ist, gekocht werden mufs.**) Dagegen kommt von gan zwar ganitum *erzeugen*, und ganitâ (pl. ganitâras) *Erzeuger* oder *erzeugen werdend*, aber nicht ganitas sondern gâtas erzeugt, und ganti-s Erzeugung. Das Suffix ti (Nom. tis) welches weibliche nomina actionis bildet und mit dem Griechischen σι-ς in ποίησις, λέξις, γέν-ε-σις zusammenhängt, gebraucht niemals den Bindevocal i, ist aber immer dem Part. pass. auf ta analog, wenn dieses Suffix unmittelbar mit der Wurzel sich verbindet, wie ukta *gesagt*, ukti *das Sagen*, unregelmäfsige Bildungen von vak *sagen*, *sprechen*. Im Althochdeutschen gibt es ähnliche durch ein Suffix ti gebildete weibliche Substantive, ihre Anzahl ist aber sehr beschränkt, und diejenigen, welche der Verf. Th. 2. S. 261 und 262 anführt, sind von dem Part. pass. vollkommen abhängig, und nehmen daher bei der ersten schwachen Conj. auch an dem

erkennen gibt, ursprünglich wird gehabt haben. Der Verf. nimmt an der Abwesenheit des Umlauts Anstofs, den das i hätte erzeugen müssen, und fragt: „Sind es Ueberbleibsel aus einer früheren Zeit, die (gleich dem Goth.) noch keinen Umlaut kannte? denn organisch ist hier i und dasselbe welches im Inf. telja, berja aus talja, barja zeugt, um so viel mehr sollte es telidhr, beridhr, dylidhr zeugen" (S. 1012). Diefs sollte und würde es, sei mir erlaubt zu antworten, wenn das i von telidhr wirklich identisch wäre mit dem j von telja, was ich läugne, und zwar neben vielen anderen Gründen auch aus dem, weil es nicht wie dieses j den Umlaut zeugt. Der Nicht-Umlaut braucht aber gar nicht zu befremden, weil nicht jedes i im Altnordischen Umlautskraft hat; diese fehlt z. B. dem inn des Part. pass. starker Form und dem id zweiter Pluralperson präs., daher aukinn, aukid, nicht eykinn, eykid. Auf gleiche Weise fehlt die Umlautskraft dem Bindevokal i von talidhr im Gegensatz zu dem j von telja mit dem er keine historische Gemeinschaft hat.

*) Es sind: svap-i-mi ich schlafe, rôd-i-mi ich weine, s'vas-i-mi und an-i-mi ich athme, und gaks'-i-mi ich esse. Lezteres ist eigentlich aus g'as *essen* durch Reduplication entstanden (R. 364 m. Gr.)

**) Dem Sanskritischen Suffix tavja (Nom. tavjas, â, am) entspricht das Lateinische tivus und das Griechische τέος, dem man, wegen der Uebereinstimmung mit den beiden ersten ein ursprüngliches Digamma zugestehen mufs.

Digitized by Google

Bindevocal i Theil, wie erweliti *Erwählung*, analog mit erweliter *erwählter*. Da im Sanskrit weibliche Substantive dieser Art aufserordentlich zahlreich sind, und fast aus jeder Wurzel gebildet werden können, so läfst sich mit Grund vermuthen, dafs sie auch im Germanischen ursprünglich mehr verbreitet und vom Part. pass. unabhängig, auch auf die starke Conj. sich erstreckt haben. Wir zweiflen nicht, dafs (was der Verf. Th. 2 S. 415 mit Recht aus zusammengesezten Wörtern schliefst) abstracte Feminina wie im Gothischen gafkafts Schöpfung, fragibts Verlobung, im Althochdeutschen hlouft Lauf, vluht Flucht, slaht Ermordung u. s. w. ein der Grundform ursprünglich zukommendes i im Nom. und Acc. Sing. verloren haben, und dafs überhaupt die vierte Decl. starker Form von Wortstämmen auf i ausgegangen sei, welches aber in sehr früher Zeit vom Nom. und Acc. sg. gewichen seyn mufs, weil es im Althochdeutschen keinen Umlaut hervor gebracht hat. Offenbar deutet aber im Gothischen der Genitiv und Dativ ga-fkaftais, ga-fkaftai auf eine Grundform ga-fkafti, wie in der That handaus, handau von der Grundform handu kommen, da überhaupt die Diphthonge au und ai, aus u und i, sich immer parallel laufen. Die Genitive auf auf ais und aus von Stämmen auf i und u sind den Sanskritischen von Grundformen gleiches Ausgangs völlig gleich; man vergleiche ga-fkaftais mit srs'têsʼ = srs'tais aus srs'ti *Schöpfung*, handaus mit d'ênôs = d'ênaus von d'ênu Kuh. Die Dative ga-fkaftai und handau sind eigentlich, ohne Casus-Charakter, blos die dem Guna entsprechende Diphthongirung der Grundform, darum kann auch handau als Vocativ gebraucht werden, gerade wie im Sanskrit d'ênô, srs'tê, welche blos Vocative sind. Im Gothischen ist zwar ai die Dativ-Endung der Feminina, da thivi Magd (reine Grundform und Nominativ) im Dativ thiuj-ai bildet; allein die vierte weibliche Declination steht den Masculinen näher, und die Analogie mit den Stämmen auf u darf nicht unbeachtet bleiben. Obwohl es hier nicht unsere Absicht ist, tiefer in die Betrachtung der Declination einzugehen, die wir für den folgenden Artikel versparen, so können wir doch die Bemerkung nicht unterdrüken, dafs wir in der zweiten weiblichen Declination die Indischen Feminina mit langem i erkennen, die meistens des Nominativzeichens s entbehren, während die vierte an die Sanskritischen Stämme mit kurzem i sich anschliefst, die im Nominativ das s behaupten, und überhaupt das Fem. weniger vom Masc. unterscheiden. Man vergleiche, unter Berücksichtigung dafs ô gewöhnlich dem Sanskritischen â entspricht, thivi, thiuj-ôs, thiuj-ai mit dêvî (Göttin, Königin), dêvj-âs, devj-ai, und dagegen gafkaft (i)-s, gafkaftai-s mit srs'ti-s, srs'tê-s. Im Plural stimmt wiederum gafkafti-m, gafkafti-ns zu handu-m, handu-ns, und im Nom. erklärt sich gafkafteis aus gafkaftjis wie sôkeis *du suchest* aus einem älteren fôkjis. Dagegen ist im Gen. ga-fkaftê das i verloren gegangen, während es sich im Althochdeutschen enstjo noch erhalten hat, welches daher zum Gothischen in umgekehrtem Verhältnifs von hirtô zu hairdjê steht.

Wenn sich einige Zeitwörter der ersten schwachen Conjugation mit Lateinischen der vierten vergleichen lassen, wie infuepju *ich schlafe ein* mit sopio, so läfst sich daraus nicht der Zusammenhang jenes j mit diesem i folgern, da man sonst ein gleiches von dem a der Lateinischen ersten Conj. sagen könnte, wegen der Uebereinstimmung von arare und arjan, domare und tamjan. Auch die Lateinische dritte Conj. bietet sich nicht selten zur Vergleichung dar. Fester steht aber die früher auseinander gesezte Verwandtschaft mit der vierten Klasse Indischer Zeitwörter. Diese bietet neben dem schon erwähnten dâmjâmi noch folgende überraschende Vergleichungen dar: sivjâmi *ich nähe*, Goth. fiuja (Prät. fivida), trs'jâmi *ich durste*, Goth. thaursja, vasjâmi *ich hefte*, nach der ersten Klasse vasê *ich kleide*, Goth, vasja *ich kleide*, kusjâmi *ich umarme*, Altf. kussju, Goth. kukja *ich küsse*, b'râmjâmi *ich wandere*, Alth. vremju *ich bringe fort*, klâmjami *ich werde müde, erschöpft*, Alth. lemju *ich schwäche*, tasjâmas *wir werfen*, Altnord. tysjum.

Die Analogie zwischen dem Präteritum der schwachen Form und dem Participium pass. ist einleuchtend, und wir glauben bewiesen zu haben, dafs, wenn eines von dem anderen abstammt, lezteres das erstere hervorgebracht hat. Wir haben uns aber bereits dagegen verwahrt, dafs Formen, welche mit gleichen Buchstaben anfangen und darum auf gleiche Weise mit der Wurzel sich verbinden, aus diesem Grunde nothwendig für verwandt oder auseinander entsprungen gelten müfsten*). Wir können daher das Präteritum vom Part. vollkommen unabhängig machen und mit dem Verf. annehmen, dafs das Hülfszeitwort, welches wir an dem Gothischen Plural, an welchen sich der ganze Cunjunctiv anschliefst, entdeckt haben, in verstümmelter Form auch auf den

*) Mehr hierüber in meinem Conjugationssystem S. 153.

Digitized by Google

Singular und die jüngeren Dialekte sich ausdehne, so dafs z. B. dem ta des Althochdeutschen pran-ta einerlei Ursprung zugeschrieben werde mit têdum, thêdum oder dêdum des Gothischen oh-têdum, mun-thêdum, fkul-dêdum, brann-i-dêdum. Der Umstand, dafs nur bei der schwachen Conjugation ein Part. pass. auf t, th, oder d vorkommt, könnte freilich auf eine unwiderlegbare Weise den geschichtlichen, wirklichen Zusammenhang dieser Form mit dem Prät. ind. zu beurkunden scheinen. Der Entwickelungsgang mag sich aber auch so verhalten: Im Germanischen hatte ursprünglich das Part. auf t, th oder d so grofse Ausdehnung als im Sanskrit das entsprechende auf ta-s, im Lateinischen das auf tu-s; daneben bestand aber eine seltenere Form auf n, in welcher das Germanische ebenfalls dem Sanskrit begegnete, wie die Uebereinstimmung des Gothischen bugan-s mit dem Indischen b'ugna-s *gebogen* zeigt. Im Sanskrit ist diese Form im Verhältnifs zu der oben genannten sehr selten, im Germanischen konnte sie aber in dem Maafse um sich greifen als die andere abnahm. Zwischen dem Präteritum der schwachen Form und dem Part. pass. konnte wegen der äufserlichen Uebereinstimmung der Form durch ein mifsleitetes Gefühl späterer Sprachperiode, die weder den Ursprung der einen noch den der anderen Form begriff, eine Art von Schutzbündnifs geschlossen werden, weil sich beide Formen von einander abhängig, eine auf die andere gestüzt fühlten. Wo das Präteritum starker Form erlosch, da fühlte nämlich das Participium auf t, th oder d an dem neuen, durch ein mit gleichem Laut anfangendes Hülfszeitwort gebildeten Tempus eine Stütze, an die es sich im Laufe der Zeit so gewöhnte, dafs es ihren Mangel nicht mehr ertragen konnte. Alle im Zustande der starken Conjugation sich haltenden Zeitwörter mufsten daher das Suffix an sich zueignen, welches vielleicht ursprünglich nur einer kleinen Anzahl von Zeitwörtern zukam, wie im Sanskrit das entsprechende na nur nach Vocalen und den drei Consonanten g, r und n vorkommt, wie mlâna erschöpft, b'agna gebrochen, pûrna angefüllt, b'inna (füs b'idna) gespalten. Im Germanischen wurde durch die Umstellung von na in an die Anschliefsung dieses Suffixes und somit auch seine Verbreitung erleichtert. Merkwürdig ist es, dafs das früher erwähnte weibliche nomen actionis, welches gewöhnlich der Analogie des Part. auf ta folgt, zuweilen auch an das Part. auf na sich anschliefst, z. B. glâni Ermüdung, glâna ermüdet, girni Alter, Verwelkung, girna alt, verwelkt. Sollte man nicht auch umgekehrt im Gothischen von gafkaft-s (gafkaft-(i)-s) *Schöpfung* auf ein untergegangenes Part. gafkafts-gafkafta, gafkaftata (analog mit thaurfta) schliefsen dürfen? Die Sanskritischen Abstracta auf ni, welche mit dem Part. pass. auf na in äufserlicher Analogie stehen, — ohne jedoch, wie es scheint, in eigentlichem Sinne davon abzustammen, da in den meisten Fällen einem Part. auf na ein Abstractum auf ti zur Seite steht; — diese Abstracta auf ni haben, wie die auf ti im Althochdeutschen ihr treustes Ebenbild gefunden, welches aber mit dem Part. pass. der starken Form stets gleichen Schritt hält, z. B. var-lâzani (relictio), ir-ftantani (resurrectio), untar-worfani (fubjectio). Viele andere Beispiele dieser Art gibt der Verf. Th. 2. S. 162. Das Gothische hat seine weiblichen Abstracta auf ni von dem Part. pass. unabhängig gemacht und sie mit demselben gleichsam in Widerspruch gestellt, dadurch, dafs es nur der schwachen Conjugation Abstracta auf ni gestattet, welche wie die auf ti im Nom. und Acc. das i der Grundform verloren haben, durch Erhaltung des Nominativzeichens s aber genauer als die erwähnten Althochdeutschen zu dem Sanskrit stimmen, z. B. faur-lageins (propositio) falbôns (unctio). Th. 2. S. 157.

Einen schwerer zu überwindenden Einwand gegen die völlige Unabhängigkeit unseres schwachen Prät. von dem ähnlich gebildeten Part. erhebt das schon früher erwähnte Persische Präteritum, welches mit dem Germanischen genau übereinstimmt, aber ebenfalls mit dem Part. pass. in so engem Verhältnisse steht, dafs man mit Sicherheit von einem auf das andere schliefsen kann. Es steht zwar auch der Infinitiv, dessen Suffix im Persischen wie im Sanskrit mit demselben Buchstaben anfängt wie das gedachte Part., mit dem Präteritum ind. in gleicher Form-Uebereinstimmung, z. B. ber-dem ich trug, ber-den tragen, ber-deh getragen; allein es läfst sich keine Veranlassung denken, warum das d oder t des Infinitivs einem davon abstammenden Tempus vergangene Bedeutung verleihen sollte. Das genannte Participium aber hat zwar ursprünglich passive, vergangene Bedeutung, allein schon im Sanskrit kommt es bei verbis neutris mit activer vergangener Bedeutung vor, wie ga-tas *wer gegangen ist*, sup-tas, *wer geschlafen hat;* zugleich aber verläugnet es auch hier seine ursprünglich passive Natur nicht, da man, unpersönlich, sagen kann: gatam asti tvajâ *es ist gegangen worden durch dich.* Merkwürdig ist es, dafs von diesem passiven Part. durch das Suffix vat, wel-

Digitized by Google

ches *habend* oder *begabt* ausdrückt, ein actives Part. der Vergangenheit ganz regelmäfsig und aufserordentlich häufig gebildet wird, so dafs hatavat (nom. hatavân), von hata *getödtet*, denjenigen bezeichnet, der mit getödtetem begabt ist, d. h. getödtet hat. Es ist also der Gebrauch des Hülfszeitworts *haben* in Verbindung mit einem passiven Part. gewissermaafsen schon durch das Sanskrit vorbereitet, denn *ich habe ihn gesehen*, ist nichts anders, als *ich habe ihn den gesehenen* (eum visum habeo), im Sanskrit, tan drstavân asmi *ich bin mit dem ihn gesehenen begabt* *). Wir billigen daher nicht, dafs man unsere Participia wie *gesehen, gesagt*, blos Participia prät. nenne und sie so darstelle, als gehörten sie dem Activ an und liefsen sich darum auch von einem Prät. des Activs ableiten. Im Persischen ist aber dieses Particip viel mehr als in irgend einer anderen der verwandten Sprachen in das Activ herüber gezogen, und berdeh heifst viel häufiger *getragen habend* als *getragen;* man verbindet es daher auch im Perfect mit dem verbum substantivum, und niemals mit einem Hülfszeitwort, welches *haben* ausdrückt; man sagt, berdeh em, *ich bin getragen habend* für *ich habe getragen.* Es läfst sich daher mit Grund vermuthen, dafs das für einfach gehaltene Präteritum berdem *ich trug*, eine Verwachsung jenes Particips mit dem verbum substantivum sei, zumal da lezteres mit jedem Substantiv oder Adjectiv auf ähnliche Weise sich zusammensezt, wie merd-em ich bin ein Mensch, busurk-em ich bin grofs. Es wäre also anzunehmen, dafs das Part. in dieser Zusammensetzung seine Endung eh ablege, auf eine Weise wie auch im Infinitiv berd für berden gesagt wird und wie die Negation neh *nicht*, und die Präposition beh, wenn sie als Präfixe gebraucht werden, ihr h ablegen. Mit der dritten Singularperson berd verhielte es sich nun wie im Sanskrit mit b'artâ *er wird tragen*, d. h. sie ist einfach, während die anderen Personen, nach der Erklärung, die wir anderswo von diesem Indischen Tempus gegeben haben *), zusammengesezt sind (b'artâsmi, b'artâsi, b'artâ nicht b'artâsti, berdem, berdi, berd nicht berdest **). Ist diese Auflösung gegründet, so sinkt der Einwand den das Persische der Unabhängigkeit des Germanischen schwachen Präteritums von dem Participium pass. entgegen zu stellen scheint. Wegen der activen Natur des ersten und der passiven des lezten ist auch im Germanischen die Erklärung der einen Form aus der anderen an sich schon lästiger als im Persischen, wo das entsprechende Participium seine primitive Bestimmung in so fern verlassen hat, dafs es nicht nur bei intransitiven, sondern auch bei transitiven Zeitwörtern mit dem Activ sich so vertraut gemacht hat, dafs es in der Construction viel häufiger thätig als leidend sich zeigt. Besonders beliebt ist sein Gebrauch in Zwischensätzen, wo es nicht selten absolut steht, ohne einen Casus zu regieren, und in so fern ganz die Stelle des Sanskritischen Gerundiums vertritt; z. B. bei Mirchond: ô fermûd keh ân mâhîra, girifteh, ârend; er befahl, dafs sie diesen Fisch, gefangen habend (Sansk. grhitvâ nach Fangung) brächten. Sollte girifteh hier passivisch auf den Fisch bezogen werden, so müfste es das Casuszeichen râ nach sich haben, da dieses, nach den Gesetzen der Grammatik, immer dem lezten der zu einander gehörenden Wörter beigefügt wird.

Eine grofse Schwierigkeit macht die Erklärung der Conjugation des Germanischen Hülfszeitworts *thun*, wel-

*) Der Ausgang tavân von drs'-tavân erinnert an das Littauische Präteritum auf dawau z. B. budawau *ich pflegte zu seyn*, Sanskrit b'ûtavân (qui fuit). Doch ist die Uebereinstimmung wohl nur scheinbar, und ich wäre mehr geneigt in budawau ein angewachsenes Hülfszeitwort zu erkennen, von dem dawau sehr frühzeitig sich müfste entfremdet haben, so dafs es als Flexion mit diesem Hülfszeitwort selbst sich vereinigen konnte. Man denkt leicht an du-mi *ich gebe*, dann wäre budawau analog dem Lat. vendo. Das u von du mochte sich in aw erweitern, wie im Sanskrit b'avâmi *ich bin* von b'u; und wirklich kommt von dumi *ich gebe*, das Perfect dawjau, wovon Ruhig bemerkt, dafs es gleichsam von duju komme. Die Wurzel bu bildet im Perfect buwau.

*) Conjugationssystem S. 26. und in meiner Gr. R. 460.

**) Das Verbum subst. hat im Persischen, beim Präsens, nur in der 3. P. S. das wurzelhafte s bewahrt, die übrigen Personen bestehen eigentlich nur aus dem, was bei anderen Zeitwörtern die Endungen sind, Singular: em, i, est; Pl. îm, îd, end. Man könnte daher leicht zu weit gehen, und auch im Präsens berem eine Verbindung der Wurzel mit dem verb. subst. suchen, allein die 3. P. bered widersezt sich dieser Ansicht, auch ist kein Grund anzunehmen, dafs das Persische nicht, wie die anderen verwandten Sprachen, einfache Tempora habe. Wo aber der Geist der Sprache wirklich Zusammensetzung gewählt haben mag, da fehlt dem Beobachter die Sicherheit, die das Sanskrit in ähnlichen Fällen gibt, weil hier das verbum subst. mehr Körper hat. Die obige Erklärung von berdem aus berdehem kann sich daher nur durch das Beispiel, welches das Sanskrit in einem analogen Fall gegeben hat, geltend machen, und sie wird sich über den Charakter einer Vermuthung nicht erheben können.

Digitized by Google

ches der Verf. S. 1040. mit Recht die dunkelste aller Anomalien nennt. Schwerlich dürfte es gelingen, einen ganz befriedigenden Aufschlufs über den Ursprung seines Präteritums zu geben, weil sich zwei Erklärungsarten darbieten, wovon keiner ein recht entschiedener Vorzug vor der anderen zukommt. Das Präsens lautet im Althochdeutschen tuom, tuos u. s. w. als wäre tu die Wurzel und o der Ableitungsvocal der dritten Conj. Man müfste demnach im Präteritum tuota erwarten, welches sich als die Verbindung der Wurzel mit sich selber darstellen würde, so dafs sie an der zweiten Stelle den Charakter einer Flexion hätte, was uns weniger als dem Verf. S. 1042 Anstofs geben würde, weil wir einen ähnlichen Fall am Futurum des Romanischen Hülfszeitworts *haben* sich ereignen sahen. Statt tuota findet man aber teta, 2. P. tati, Pl. tatum u. s. w. wobei sich nicht begreifen läfst, wie te und ta aus der Wurzel tu oder tuo entstanden sei; es könnte aber auch hier das Hülfszeitwort zweimal enthalten seyn, und teta somit der schwachen Conjugation angehören, was die zweite Person tati nicht hinlänglich widerlegt, weil man füglich annehmen kann, dafs das schwache Präteritum ursprünglich auch im Singular gleiche Endungen mit dem starken hatte, zumal da die 1. und 3. P. durch ihre gemeinschaftliche Endung a dem Sanskrit näher als bei der starken Form stehen. Im Altsächsischen heifst dedôs *du thatst*, ganz nach der schwachen Form, aber mit dem Vorzug vor dem Alth. dafs die zweite Sylbe mit dem Präsens dôs genau zusammen trifft. Es scheint annehmbar, dafs die Wurzel dô im Präteritum ihren Vocal vor den Vocalen der Endungen abwerfe, vor dem Kennzeichen s aber behalte, daher deda für dedô-a, dedô-s, dadun für dadô-un. Das Germanische würde in dieser Beziehung mit dem Sanskrit übereinstimmen, wo die mit â oder einem Diphthong endigenden Wurzeln im reduplicirten Prät. ihren Vocal vor den Vocalen der Endungen verlieren, z. B. dadit'a *du gabst*, dadima *wir gaben*, für dadâ-it'a, dadâ-ima. Im Präsens verschlingt dagegen das ô von dô die Vocale der Endungen, daher dôs *du thust* für dôis. Mit dem Althochdeutschen Präteritum teta, tati scheint das Substantiv tat *die That* (Th. 2. S. 261.) Gen. und Dat. tati, im Zusammenhang zu stehen, welches in die Klasse der früher erwähnten weiblichen Abstracta gehört, die in Uebereinstimmung mit dem Sanskrit durch das Suffix ti gebildet sind. Wegen des erwiesenen Alters dieses Suffixes können wir natürlich nicht, wie der Verf. Th. 2. S. 261. zu thun geneigt ist, die damit gebildeten Substantive als Verbalia in dem Sinne gelten lassen, dafs sie wirklich aus dem Präteritum entsprungen seien. Wir beschränken daher die Verwandtschaft zwischen tatum *wir thaten*, und *tat die That* darauf, dafs beide Formen, wenn nicht die nachfolgende Erklärung die richtige ist, ta als Wurzel zeigen, und damit ein t verbinden, wozu beide auf verschiedenem Wege gelangt sind, das sie aber auf ähnliche Weise mit dem Stamme verbinden. Im Gothischen hat sich das entsprechende Substantiv nur in dem Compositum missadêth-s (für missadêdi-s) erhalten. Da nun dieses genau zu manasêth-s (wörtlich, virorum satio) stimmt, so könnte saija, saisô, vaia, vaivô zu einem erloschenen verbum, daia, oder daija, Prät. daidô führen, wovon nach früherem Ergebnifs dô als Wurzel gelten müfste, welche dem Sanskritischen dâ *geben* entspräche (vgl. S. 1063.) Im Althochdeutschen entspricht uo dem Gothischen und Sächsischen ô, daher erklärt sich tuom aus der aufgefundenen Wurzel dô. Vor dem Vocal des Infinitivs und des Part. pass. verkürzt oder vereinfacht sich das Altsächsische ô zu u, anstatt wie im Prät. wegzufallen, oder wie im Präsens den Vocal der Endung zu verschlingen, daher duan *thun*, giduan *gethan;* das Althochdeutsche gibt, weniger folgerecht, im Infinitiv den Vocal der Endung und im Part. den der Wurzel auf, so erklärt sich tuon *thun* und kitan. Das vorausgesezte Gothische daia, daidô *) führt zu der Vermuthung, dafs auch teta und deda durch Reduplication entstanden seien; der Vocalwechsel in der Reduplicationssylbe ist zwar schwer zu begreifen, (das Angelsächsische hat gleichförmig überall i) nöthigt aber nicht zur Verwerfung dieser Erklärung, die uns von den beiden allein möglichen die befriedigendste scheint. Der Verf. bemerkt, in dieser Beziehung, S. 1042: „Um den Inf. dieser Anomalie mit dem Prät. und das Prät. mit der starken Conj. in Einklang zu bringen, möchte man Reduplication, etwa nach dritter Conj. annehmen, aus einem gothischen dôan, Prät. daidô, Pl. daidôun, Part. dôans müsse sich allmählig daida, dida, Pl. dêdum; alth. teta, tatun entfaltet haben? aber dann wäre, das Bedenkliche solcher Veränderung abgerechnet, ein Substantiv deds

*) Das Präsens mochte unregelmäfsiger Weise auch dôa, dôs, dôth gelautet haben, so dafs das unterdrückte i der Endungen der Umwandlung des wurzelhaften ô in ai vorgebeugt hätte. Dêdum, dêdut, dêdun in sôkidêdum stimmt zu dem altsächsischen dadun in Betreff der Abwerfung des ô vor den Vocalen der Endungen.

Digitized by Google

(alth. tat) aus reduplicativer Form erwachsen, was S. 1039. geleugnet wurde! und warum entfernt sich das schwache Part. prät. so entschieden von jenem Part. kitân, gedôn? Statt kisalpôtêr, gesealfod wäre kisalpôtaner, gesealfodon zu erwarten?" —

Der Verf. erschwert sich die Erklärung dadurch, dafs er auch im Part. pass. ein mit der Wurzel verwachsenes Hülfszeitwort sucht, was wir mit vielen Gründen von uns gewiesen haben, weshalb wir auch keinen Anstofs an der Verschiedenheit des Suffixes te-r in kisalpôte-r von dem Part. ki-tane-r nehmen. Wir verweilen daher mit Vorliebe bei der vom Verf. in Anregung gebrachten Reduplication und verweisen auf seine scharfsinnige Vergleichung unseres Hülfszeitwortes mit δίδωμι, do (dedi) und dem Littauischen dumi (auch dudu), wozu wir noch das Sanskritische dadâmi beizufügen haben. Man erwäge die Bedeutung des Lateinischen reddo, und die Neigung des einfachen do, Verbindungen mit Verbal-Wurzeln, Präpositionen und anderen Wortformen einzugehen (vendo, venundo, pessundo, perdo). Ferner berücksichtige man die bei dieser Wurzel in den meisten der stammverwandten Sprachen vorherrschende Neigung zur Reduplication, die bei dem Sanskritischen dâ so grofs ist, dafs sie, was sonst niemals der Fall ist, sogar auf das Part pass. übergeht, daher dat-ta für dad-ta gegeben, wie dat-tas für dadâtas die beiden geben. *) Es liefse sich also begreifen dafs im Germanischen diese Wurzel länger als alle andern die Reduplication des Präteritums bewahrt hätte; man braucht aber darum in dem Substantiv dêth-s (Acc. pl. dedins) keine Reduplication anzunehmen, es ist dieses nicht einmal zuläfsig, da sich von dem schliefsenden d dieses Substantivs, welches vor dem s des Nominativs in th übergeht, bereits ein anderer Ursprung ergeben hat, nach welchem es mit dem t, th, und d von gafkafts, gakunths und gamunds in eine Klasse fällt.

Es bleibt nun noch übrig ein Wort über das Gothische Passiv zu sagen, an welchem wir, vor der Erscheinung der ersten Ausgabe der vorliegenden Grammatik, das Bildungsprincip des Sanskritischen und Griechischen Mediums erkannt haben, was uns bewog in unserer Erklärung von Hickes und Fulda abzuweichen, wovon uns ersterer theilweise, lezterer gänzlich auf dem Abwege schien. *) Auffallend ist es, dafs Hickes, welcher dadurch, dafs im Plural die Endung anda von der dritten Person auch auf die beiden ersten überging, sich nicht irre führen liefs, die Singularformen auf da und za, wovon erstere der dritten und ersten P. gemeinschaftlich ist, als Participia darstellt, welche zugleich männlichen und sächlichen Geschlechtes seien. Die Verkennung des Ursprungs von haitaza (vocaris) ist um so befremdender, weil er den Conjunctiv haitaizan richtig durch eine regelmäfsige euphonische Umwandlung des s in z aus dem Activ haitais ableitet. Es ist also wahrscheinlich der den Personalzeichen vorhergehende Vocal, wodurch Hickes zu seiner ungleichartigen Erklärung des Passivs verleitet wurde, denn wenn haitis und haitith im Passiv haitiza, haitida statt haitaza, haitada bildeten, so würde er gewifs auch hier das z als eine euphonische Veränderung des s erklärt und in dem d von haitida das th von haitith erkannt haben, da th vor Vocalen gerne in d übergeht, wenn es nicht richtiger ist umgekehrt anzunehmen, dafs d mit vorhergehendem Vocal am Ende eines Wortes und vor s gerne in th übergehe.

Dafs das i von haitis, haitith im Passiv in a umgewandelt wird, erklärt sich vielleicht, nach dem früher aufgestellten Princip des Germanischen Ablauts, am besten durch die Assimilationskraft des schliefsenden a von haitaza, haitada. Man könnte zwar auch das Passiv vom Activ in so fern unabhäng machen, als man seine Entwickelung aus diesem in eine Zeit versezte wo dasselbe noch nicht seine vorliegende Gestalt oder Entfernung von der Urform angenommen hatte, wie z. B. im Griechischen ἐτύπτετο nicht von ἔτυπτε sondern von ἔτυπτετ kommt; allein da nach früherer Erklärung nimis nimith, durch den Einflufs der Endungen aus namis namith entstanden, so beweist das i der Passivformen nimaza, nimada, dafs zur Zeit ihrer Entstehung das Activ schon ein i in den Endungen hatte, und nicht namas, namath, oder gar, was die Urform scheint, namasi, namati gelautet habe. Weiter als Hickes verirrt sich Fulda in seiner Erklärung des Passivs, der Verf. aber scheint der in meinem Conjugationssystem entwickelten Ansicht Beifall geschenkt zu

*) Die unregelmäfsige Wurzel dâ wirft in vielen Formen, obwohl nach einem bestimmten Gesetze, ihren Wurzelvocal ab, worin ebenfalls das Germanische dô Uebereinstimmung zeigt.

*) Die Entwickelung der Gründe in meinem Conjugationssystem S. 122 — 131.

Digitized by Google

haben, oder auf seinem eigenen Wege zu derselbsn Ansicht gelangt zu seyn.

Was die Uebertragung der dritten Person in die erste, und im Plural auch in die zweite, anbelangt, so kann man sich neben anderen ähnlichen Verwechslungen im Germanischen, auch auf die Semitischen Sprachen berufen, die sämmtlich im Singular des Präteritums, das Pronomen zweiter Person als Suffix, auch auf die erste übertragen, denn es gibt in keinem der Semitischen Dialekte ein Pronomen der ersten Person, woraus man das Hebräische katal-ti, Arabisch katal-tu, erklären könnte. Was aber vorzüglich meine Vermuthung bestätigt, dafs ta von der zweiten Person in wenig veränderter Gestalt auch auf die erste übergegangen sei, ist der Umstand, dafs das Aethiopische in der zweiten Person ka, zugleich aber auch in der ersten ku, dem Arabischen ta und tu von katalta, kataltu entgegenstellt, z. B. gabarka *du machtest*, gabarku *ich machte*. Die erste Form erklärt sich von selbst, denn ka ist im Semitischen Sprachstamme ein als Suffix gebrauchtes Pronomen, welches nach Substantiven den Genitiv und nach Zeitwörtern den Acc. der zweiten Person ausdrückt. Da im Aethiopischen dieses Suffix der zweiten Person neben seiner ursprünglichen Bestimmung auch als Verbal-Endung das isolirt gebrauchte an-ta *du* abgelöst hat, so ist es natürlich dafs es wie dieses auch in die erste Singularperson eingedrungen ist.

Bopp.

XV.

Berlin bei W. Logier: Ardschuna's Reise zu Indras Himmel, nebst andern Episoden des Mahâbhârata; in der Ursprache zum erstenmal herausgegeben, metrisch übersezt und mit kritischen Anmerkungen versehen von Franz Bopp, Prof. an der Universität zu Berlin. 1824. 4. *XXVIII S. Vorrede*, 78 *Text*, 122 *Uebers. u. Anmerk.*

Hr. Prof. Bopp fährt in dem vorliegenden Bande fort, ausgewählte Stücke des grofsen Indischen Heldengedichts Mahâbhârata, zu deren Sammlung ein mehrjähriger Aufenthalt in Paris und London ihm Gelegenheit bot, in Text und Uebersetzung, und mit erläuternden Anmerkungen begleitet, herauszugeben. Er eröffnete die Reihe derselben bereits im Jahre 1819 durch die Herausgabe der Episode vom Nalas, die mit einer wörtlichen Lateinischen Uebersetzung, dem Bedürfnifs der ersten Anfänger angemessen, erschien. Die gegenwärtigen Episoden glaubte er um so mehr mit einer freieren Deutschen und metrischen Uebersetzung begleiten zu dürfen, als dadurch für das erste Erzeugnifs der in Berlin eingerichteten Sanskrit-Druckerei eine gröfsere Theilnahme gehofft werden konnte. Gewifs ist auch die ganze Auswahl des hier Dargebotenen sehr geeignet, dem Studium der Alt-Indischen Sprache und Literatur unter uns allgemeineren Eingang zu verschaffen: hier findet der Sprachforscher die alte heilige Sprache der Brahmanen, wo nicht in ihrer ältesten, doch in einer sehr alten Gestalt, noch einfach und ungekünstelt, und in dem einfachen Sylbenfalle der Sloka's dahinfliefsend; dem Freunde fremder Literatur stellt sich ein Kreis alter epischer Dichtungen dar, welcher allem Anschein nach auf die spätere Entwickelung der Indischen Poesie einen ähnlichen Einflufs ausübte, als Homer auf die Griechische; dem Historiker öffnet sich ein näherer und hellerer Blick auf jene Wunder des Indischen Fabellandes, von denen das Griechische Alterthum eine Ahnung hatte, und deren Ruhm aus den Berichten Arabischer Pilger und verschlagener Schiffer des Mittelalters so mährchenhaft wiedertönt. Alt-Indisches Leben, Religion, Verfassung, Sitte, entfaltet sich hier in seiner eigensten, selbstgeschaffenen Gestalt, und umwoben von dem Zauber einer Dichtung, die schon durch ihre erhabene Einfalt das Gemüth des Unbefangenen unwiderstehlich fesseln wird.

Ungern vermissen wir bis jezt einen aus dem Studium des Originals geschöpften übersichtlichen Bericht über den Plan und Zusammenhang des ganzen Mahâbhârata. Die bisherigen Notizen darüber sind fast ausschliefslich aus der unter Akbar's Regierung und auf dessen Befehl verfertigten Persischen Uebersetzung (Resm-Nâmeh, s. Gladwin's Ayeen Akbery, T. I. p. 102 — 104.) entlehnt, und diese ist, so weit wir nach der Vergleichung einiger Gesänge der Episode vom Nalas urtheilen dürfen, keineswegs frei von Mifsverständnissen. Möchte es mit der Zeit dem Hrn. Verf. gefallen, etwas dergleichen bekannt zu machen! Gewifs könnte nicht leicht aus einer andern Hand ein solcher Bericht willkommener seyn; denn schwerlich dürfte ein zweiter jeztlebender Gelehrter den ganzen Umfang dieses gröfsten aller bekannten Heldengedichte mit so unausgesezter Aufmerksamkeit bis in seine kleinsten Theile verfolgt haben. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 41. u. 42.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1827.

XVIII.

Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter; von Friedrich Carl von Savigny. Vierter Band. Das zwölfte Jahrhundert. Heidelberg bei J. C. W. Mohr. 1826. *XX. und S.* 487. *in gr.* 8°.

Früher. Erster Band 1815. *Zweiter Band* 1816. *Dritter Band* 1822.

Die Fortsetzung eines jezt seit eilf Jahren erscheinenden Werkes anzeigen zu wollen, dem der bereits anderweitig berühmte Name des Verfassers eine ehrenvolle Aufnahme gesichert hat, könnte um so weniger zweckmäfsig erscheinen, als in Gang und Haltung, in Ansicht und Verarbeitung, dieser vierte Band des Werkes von seinem unmittelbaren Vorgänger auf keine Weise verschieden ist, dessen particulaire Interessen aber so sehr von allgemeiner wissenschaftlicher Theilnahme entfernt sind, dafs ihre Zergliederung mehr den Zeitschriften anheimgestellt werden dürfte, die sich dem strengen Dienste des schlechthin Einzelnen, auch in Beziehung auf die Aufsenwerke der Wissenschaft, gewidmet haben. Aber theils heischt der mit Recht geehrte Name des Verfassers, dafs nichts, was von demselben ausgeht, unberücksichtigt bleibe, theils ist in diesem vierten Bande so sehr die Richtung von dem angegeben, was noch im fünften und sechsten erfolgen könnte, dafs man von dem Werke, als von einem fertigen, und von dem Plane und Geiste desselben, als von einem vollständig mitgetheilten, sprechen darf. Somit wird die Stellung, die die gegenwärtige Anzeige zu dem Werke des Herrn v. *Savigny* annimmt, verändert, indem nunmehr die Aufgabe die seyn kann, zu beurtheilen, was für die Anforderungen einer wissenschaftlichen Rechtsgeschichte mit dem vorliegenden Buche geleistet ist.

Man mufs zugestehen, dafs es nicht füglich einen anziehenderen rechtsgeschichtlichen Stoff geben kann, als die Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter. Vom Mittelalter kann man sagen, dafs hier die Geschichte von vorne anfangend sich aus unhistorischen Naturzuständen entwickele, und zwar nicht blofs eine neue Welt, wie Amerika, aus den abstracten Resultaten der Zeit hervortreibt, sondern die Welt selbst aufs Neue beginnt. Drei Verbindungszustände aber bleiben zwischen der neuen Welt und der alten, zwar von ungleichem Werthe und ungleicher Bedeutung, aber als Vermächtnisse des Alterthums zusammenzustellen. Zunächst empfangen die Völker *ihre* Religion aus den Händen des Alterthums, dem sie aber nur äufserlich, es selbst nicht zu durchdringend Vermögendes, und darum es selbst Auflösendes, angehörte. Diese empfangen sie sogleich: sie leitet die Geschichte ein und ist ihre Grundlage. Dagegen bleiben Wissenschaft und bürgerliches Recht nur schwach erkannte, vernachlässigte Schätze, weil für diese erst ein Bedürfnifs mit erwachsen mufs, das nach ihnen sucht. Als aber die Anforderungen an Wissenschaft und Privatleben fast zu gleicher Zeit laut werden, da zeigen sich beide als längst vorhandene Güter, die man nur anzunehmen und zu geniefsen habe. Eine Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter, geistig und in ihrer wahrhaftigen Bedeutung aufgefafst, hat das Privatrecht von seiner absoluten Höhe und Alleinherrschaft im fünften und sechsten Jahrhundert ab in sein allmähliges Sinken und Verfallen gegen die Macht anderer Interessen zu begleiten, dann aber zu zeigen, wie man sich demselben wieder nähert, es aufnimmt, sich desselben als eines Vorgefundenen freuet, und wie dasselbe wieder mit Recht in seine alte Bedeutung, wenn auch nicht in seine Alleinherrschaft wieder eingesezt wird. Eine solche Geschichte beginnt also nothwendig mit dem Aufweisen des Rechtszustandes gegen das Ende des westlichen Reiches: Privatrecht und öffentliches Recht müssen in ihren wirklichen Beziehungen und Verhältnissen dargestellt, und die

Digitized by Google

überwiegende Herrschaft des Privatrechts begründet werden. Man hat zu zeigen, warum die lezten Zuckungen des Alterthums die des Privatlebens sind, warum das Privatrecht sein leztes Werk ist. Dann ist in die Zustände der Germanischen Völker überzugehen, und diese sind von der Seite ihrer Verträglichkeit und Empfänglichkeit für Römische Verhältnisse zu beurtheilen. Je mehr Ununterschiedenheit hier zwischen Staats- und Privatrecht herrscht, je mehr das Privatrechtliche von dem schon über es selbst hinausgehenden Charakter der Treue abhängig ist, desto mehr wird das Römische oder das eigentliche Privatrecht zusammengedrängt, und erhält sich nur noch spurweise, am meisten beim Clerus, welcher ja, wie eben gezeigt worden, den unmittelbaren Zusammenhang mit dem Alterthum bildet. Aber Staaten entstehen, das bürgerliche Leben in den Städten wird rege, und somit entsteht auch die Forderung des Privatrechts als solchen, unterschieden vom Privatrecht feudalistischen Inhalts. Dieses Privatrecht aber wird nicht erzeugt, es wird vorgefunden, und wenn man sich gegen das Römische Recht sträubt, so ist diefs ein Sträuben gegen den Privatsinn überhaupt, der nur im Römischen Recht seine Befriedigung finden konnte. Indem hier von dem erwachenden Studium des Römischen Rechts, von seiner Blüthe u. s. w. zu sprechen ist, wäre der Ort eben so darzuthun, warum sich nicht aus den gegebenen Germanischen Elementen ein eigenes, in allen Beziehungen gegliedertes Privatrecht entwickeln konnte, sondern auch hier in subsidium eine Zuflucht zu dem Erzeugnisse einer gewesenen Welt genommen werden mufste. An dieser Stelle tritt eben die Bedeutung des eigentlichen Römischen Privatrechts (wir begreifen das Familienrecht hierunter nicht), als des Privatrechts für alle Zeiten auf, das zwar manchen Abänderungen und Modificationen unterworfen ist, aber nur da, wo das Privatrecht höheren Anforderungen zu weichen hat. Mit dem Erkennen dieser Bedeutung hört auch die Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter, was seine äufsere Stellung betrifft, auf: die Aufgabe verwandelt sich in die andere, die einzelnen Lehren des Römischen Rechts durchzugehen, ihre Bedeutung für die Zeit, die Ansichten, die darüber herrschen; darzuthun, kurz in das, was man mit anderem Worte *Dogmengeschichte* nennt. Ist diese Dogmengeschichte endlich bis gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts fortgeführt, so wäre dann in die einzelnen Gesetze der nun gebildeten Europäischen Staaten einzugehen, und das Römische Recht als Grundlage des Civilrechts zu charakterisiren. Wichtiger wie in Deutschland, wo das Römische Recht überhaupt den Charakter eines subsidiarischen und daher selbstständigen annimmt, wäre diese Untersuchung für das statutarische Recht der meisten Italiänischen Städte, für das Land des geschriebenen Rechts in Frankreich, endlich für die Spanische Gesetzgebung, wie sie sich aus dem *Fuero juzgo*, *Fuero real*, aus den *siete Partidas* und den *leyes del Foro* bis in die *Nuevissima Recopilacion* verarbeitet. Es wäre dann aber am Schlusse eines solchen Werkes noch ein Blick auf die Länder zu werfen, auf die das Römische Recht keinen wesentlichen Einflufs geübt, wie England und die Scandinavischen Länder.

Es kann schwerlich geläugnet werden, dafs dieses der einzig innerliche Gang ist, den eine Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter zu nehmen habe. Wie verschieden auch die Ausführung nach dem philosophischen oder unphilosophischen Sinne, nach den Kenntnissen, Studien, nach der Darstellungsgabe seyn kann, so dürfte dieser Standpunkt selbst von denen unangefochten bleiben, die für sich keine Lust verspüren, sich auf denselben zu stellen. Je mehr nun einem so hochverdienten Manne, wie Herr von *Savigny*, mit Recht der wahre und richtige Standpunkt zugemuthet werden mufs, desto strenger wird die nachfolgende Untersuchung sich in den Gang des vorliegenden Werkes einlassen, und ihm gleichsam auf der Ferse zu folgen bemüht seyn müssen.

Herr von Savigny beginnt sein Werk, wie diefs oben als nothwendig dargestellt worden ist, mit einer Geschichte des Rechtszustandes im fünften Jahrhundert. Schade, dafs hier mehr von dem äufseren Zusammenhang der *Rechtsquellen* bis zu der Justinianeischen Compilation hin gesprochen wird, als von einer inneren Charakteristik des Römischen Rechts und der Darlegung der Principien seines Inhalts. Freilich wird sich unten die Gelegenheit darbieten, die Consequenz dieses blofs äufserlichen Anfanges zu rechtfertigen; er bleibt aber darum nicht weniger äufserlich, und man entbehrt eine vorbereitende Grundlage für die weitere Betrachtung des Römischen Rechts im Mittelalter. Was etwa von Gedanken über das Römische Recht vorkommt, dafs dasselbe eine isolirte Trefflichkeit der Kaiserzeit gewesen sei, habe ich bereits an einem anderen Orte bekämpfen müssen. Wenn der Verfasser die Justinianeische Sammlung gegen ihre Angreifer mit Recht in Schutz nimmt, so dürfte man be-

Digitized by Google

haupten, dafs diese Vertheidigung damit noch nicht abgethan sei, wenn man sagt, die Arbeit sei mit „*Liebe und Sinn*" unternommen worden, sie sei besser wie die vorangehenden Unternehmungen der Barbaren, — sondern dieselbe würde erst ihre wahre Vollendung darin gefunden haben, wenn der Verfasser es unternommen hätte, die Justinianeische Compilation in ihrer innerlichen Bedeutung gegen den früheren Rechtszustand zu bestimmen. An diese Zusammenstellung der Rechtsquellen reiht sich eine Abhandlung über die *Römische Gerichtsverfassung*, welche sicherlich eine der besten und verdienstlichsten Seiten des Werkes ist. Der Verfasser gibt mit dem ihm eigenen Talente einer leichten und angenehmen Darstellung ein übersichtliches Bild dieser Verfassung, wie sie in Italischen und Provinzialstädten verschiedentlich sich gestaltet. Zu bedauern ist nur wiederum, dafs diese Abhandlung und die in ihr verarbeiteten Gegenstände zu sehr den Charakter selbstständiger Geschlossenheit tragen, und dafs weniger der Fortgang und der Faden der ganzen Aufgabe als das Interesse an episodischem Einzelnen durchblickt. Von dieser Betrachtung Römischer Zustände geht der Verfasser, wie diefs auch schon als nothwendig bezeichnet worden, zu dem Germanischen Recht und zur Germanischen Gerichtsverfassung über. Obgleich der Mangel, der oben beim Römischen Recht bemerklich gemacht wurde, sich hier in Ueberschrift und Behandlung wieder findet, dafs nämlich, statt von einer Charakteristik der Germanischen Rechte, von den Rechtsquellen in den neu Germanischen Staaten gesprochen wird; so hat sich hier Herr von Savigny doch wenigstens um ein äufserliches Princip bemüht, und dieses sogar an die Spitze der Abhandlung gestellt. „Als die Gothen, Burgunder, Franken," sagt Herr von Savigny I. Band, S. 90., „und Lombarden neue Staaten gründeten, wo die Römer nicht „mehr die Herrschaft zu führen vermochten, konnten sie „den überwundenen Stamm nach verschiedenem Plane „behandeln. Sie konnten die Nation vertilgen, indem sie „alle Freien ausrotteten oder zu Sklaven machten. Sie „konnten, um die Zahl des eigenen Volkes zu vermehren, „ihre Sitte, Verfassung und Gesetzgebung den Römern „aufdringen, welche dann zu Germanen umgebildet wor„den wären. Keines von Beidem ist geschehen: denn „obgleich unzählige Römer getödtet, verjagt oder zu „Sklaven gemacht wurden, so traf dieses Loos dennoch „nur Einzelne, niemals die Nation in Masse, nach einem „gleichförmigen Grundsatz. Vielmehr haben beide Natio„nen zwar örtlich vermischt, aber in Sitte und Recht ver„schieden zusammengelebt, und daraus ist der Zustand „des bürgerlichen Rechts hervorgegangen, welchen wir „mit dem Ausdruck der persönlichen Rechte oder persön„lichen Gesetze im Gegensatz der Territorialrechte be„zeichnen." Es scheint zwar wenig fruchtbar, dafs *Herr von Savigny* uns die Möglichkeiten herrechnet, wie die Barbaren hätten verfahren können, da schon in der einen Anführung der Wirklichkeit ihres Verfahrens diese Möglichkeiten eben so wohl mit aufgenommen als ausgeschlossen gewesen wären; indessen ist doch das Princip angegeben, welches das leitende war, nämlich jeden Besiegten nach seinem Rechte beurtheilen zu lassen. Dieses Princip bedarf einer Erklärung. So hat z. B. Montesquieu bisher in der Freiheitsliebe der Germanen diese Erklärung finden wollen. Herr von Savigny kann nicht glauben, dafs Freiheitsliebe hier eine Grundlage abgebe. Das Gestatten persönlicher Rechte sei nur Humanität gegen Fremde, die man den Barbaren nicht zumuthen dürfe. Die Erklärung der Thatsache müsse anders gefafst werden; sie habe in dem Bedürfnifs der gröfseren Germanischen Staaten gelegen, denn sie habe überhaupt nur Statt finden können, wo gröfsere Massen durch einander gemischt wurden, also zwischen den siegenden Stämmen und Römern. Indem der Verfasser unsere Thatsache auf das Bedürfnifs und das Verhältnifs des siegenden Staates zurückgeführt hat, und eine Erklärung, wie er sagt, aus inneren Gründen (I, S. 94.) gegeben zu haben glaubt, findet es sich, dafs hierdurch in der That keine Erklärung gegeben ist, welche erst in der Darstellung des bestimmten Verhältnisses und Bedürfnisses der in Frage stehenden Staaten gelegen hätte, während wir jezt blofs mit der Angabe *Verhältnifs, Bedürfnifs* abgefertigt werden. An die Stelle einer Erklärung des Grundes der persönlichen Rechte, ist nun vielmehr eine Modification dieser Annahme behauptet, dafs nur zwischen dem siegenden Stamme und den Römern solches Verhältnifs Statt gefunden. Dafs die Römer aber diese Begünstigung getroffen, soll früher aus ihrer bedeutenderen Anzahl hervorgehen, da später viele Stämme neben einander ihr Recht als persönliches Recht behaupteten, nachdem auch Germanische Nationen als Besiegte vorhanden waren. Der Boden, den Herr von Savigny durch diese Auseinandersetzung gewinnt, ist auf solche Weise gering. Die Römer behalten bei den Barbaren ihr Römisches Recht, ist die schon längst bekannte Thatsache: „weil sie in

Digitized by Google

grofser Anzahl waren," sezt Herr von Savigny hinzu. Aber sollte für diese vorzugsweise Beibehaltung des Römischen Rechts wirklich kein besserer Grund gefunden werden? Ist nicht anzunehmen, dafs jeder Germanische Stamm sich unendlich leichter mit dem an Armuth, an Bestimmungen und Geist verwandten Rechte des verwandten Stammes begnügen konnte, als die unausgerotteten Römer, denen mit einem Theile ihrer früheren Habe unstreitig ihr Privatrecht gelassen werden mufste, das sie keinen Falls mit gleicher Leichtigkeit gegen ein Germanisches vertauschen konnten? Hätte Herr von Savigny dieses Privatrecht als den Zustand selbst gefafst, den die Barbaren eroberten, dann würde hier schon die Abhandlung eine andere Verfassung gewonnen haben, und neben der Aufweisung, dafs Römisches Recht hier immer fortgedauert, wäre auch die Forderung entstanden, von der *Bedeutung* dieser Fortdauer zu sprechen. So aber läuft der Inhalt dieses Capitels auf die allerdings richtige Angabe ab, dafs im Westgothischen, Burgundischen, Fränkischen Reiche, eben so im Lombardischen Römisches Recht fortbestanden habe. Selbst bei der so wichtigen und auch äufserlich gut dargestellten Lehre der Professiones in Italien, wo viele Ergänzungen zu Lupis Ansichten mitgetheilt werden, geht die Absicht auf keine Weise dahin, Aufschlufs zu geben, in welchem Zusammenhang diese vielfache Freiheit in Beziehung auf das Recht, das gelten soll, zum Ganzen des Rechtszustandes sich befunden habe. Wir fordern hiermit nicht etwa eine philosophische Durchdringung des Gegenstandes, — eine Anforderung, die nicht unumgänglich nothwendig wäre, — sondern dafs die Sache selbst so nach ihrem Inneren zu herausgekehrt und dargestellt sei, dafs wir neben der Thatsache der Professiones auch etwas davon merkten, dafs dieses Institut wesentlich den Germanischen Völkern angehöre. Wie unterscheiden sich diese Professiones von den vielfachen Rechten, die auch im Orient neben einander gelten, von denen, die das alte Rom gestattete? Diefs wären Erörterungen gewesen, die dem sonst magern und nackten Gegenstand weltgeschichtlichen Reiz verliehen und ihn in die Sphäre allgemeinen Interesses herübergeführt hätten. Bei dem Uebergang von den persönlichen Rechten zu den Territorialrechten tritt die Forderung von selbst so mächtig auf, das Wesen beider in ihrem Unterschiede aufzuweisen, dafs nichts unbefriedigender ausfallen kann, als der Versuch einer äufserlichen Lösung. Der Uebergang von den persönlichen Rechten zu den Territorialrechten ist nämlich nichts Geringeres, als der Uebergang der Völkerwanderung in den Germanischen Staat. Das Römische Recht, welches unter der Herrschaft der persönlichen Rechte den Charakter eines allgemeinen und staatsmäfsigen hat, und seine nächste Erhaltung diesem Charakter verdankt, wird den zu Territorialrechten und organischen Verhältnissen erwachsenden Germanischen Zuständen gegenüber nur ein fremdes Recht, und hat die schwerere Aufgabe, sich nunmehr seinem Inhalte nach als fremdes Recht zu behaupten. Der Kampf des Römischen und Germanischen Rechts ist zwar weniger offenbar und unscheinbar, als der des Staates und der Kirche, aber auf keine Weise unwichtiger und weniger für die Zeit bezeichnend. Dieser Kampf, der in Italien die Niederlage der Germanischen Rechte und die förmliche Einführung des Römischen Rechts in die neuen Statuten zum Resultate hat, der in Spanien nach langem Hafs und langer Verpönung den Sieg des Römischen Rechts entscheidet, Frankreich aber in zwei Rechtshälften zertheilt, — dieser Kampf war der eigentliche Gegenstand einer Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter. Herr von Savigny hat diesen wichtigsten Theil seines Werks in wenigen Seiten abgethan: ihn fesseln andere Interessen und andere Forschungen. So wird der Uebergang der persönlichen Rechte in Territorialrechte mit der Verwandlung der Volksgemeinden in Dienstgefolge weniger erklärt, als angegeben. Der Rechtsunterschied des südlichen und nördlichen Frankreichs, der tief in die Geschichte des Französischen Volkes eingreift, ein Gegensatz, welcher sich durch alle anderen Beziehungen, selbst durch die religiösen, durchführt, und den die Revolution nicht vollständig ausglich, wird hier äufserlich damit erklärt, dafs im Norden die Einwanderungen in gröfserer Anzahl geschahen, und besonders für die Reichen und Vornehmen drückender und vertilgender waren, im Süden aber, wohin sie später gekommen seien, beides, Anzahl der neuen Bewohner und Härte gegen die alten, geringer ausgefallen sei. Aber es ist vielleicht zu voreilig, dafs wir an diesem Orte suchen, was seinem Wesen nach Gegenstand der folgenden Bände seyn mufs, und nach folgender Versicherung auch seyn soll. „Dafs aber das Römische Recht," sagt der Verfasser S. 154. „nicht blofs dunkel fortbestand, sondern eine neue „Blüthe erlebte, erklärt sich aus dem Leben der neu „aufblühenden Städte, welche durch inneres Bedürfnifs „und durch Verwandtschaft der Zustände zu diesem Recht „hingezogen wurden: in den Städten und für die Städte

Digitized by Google

„konnte es in verjüngter Gestalt wieder aufleben. Darum war „es nicht zufällig, sondern durch innere Nothwendigkeit „bestimmt, dafs die Erneuerung in Italien, wo zuerst die „Städte mächtig wurden, anfing, und von da, bei gleichem „Bedürfnifs, nach Frankreich und Deutschland überging. „Diese Wiedergeburt des Römischen Rechts, deren Wir„kung noch in unserer Zeit fortdauert, *soll in den fol„genden Theilen dieses Werkes dargestellt werden.*"

Der Verfasser geht, nachdem er so von der Fortdauer des Römischen Rechts in den Germanischen *Staaten* gesprochen hat, zu der ursprünglichen Germanischen Gerichts-Verfassung über. Diese Abhandlung (I. S. 155—246), welche schätzbare Beiträge für die äufsere Kenntnifs des Gegenstandes enthält, von dem sie handelt, obgleich wiederum vieles Einzelne bestritten werden könnte, hat in Beziehung auf den Hauptgegenstand des Buchs, die Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter, einen geringeren Werth. Die Untersuchung der Germanischen Rechte in dem in Rede stehenden Buche, sollte sie sachgemäfs werden, durfte nie den Charakter verläugnen, nur als Gegensatz des sich fortwindenden Römischen Princips vorhanden zu seyn. So aber nimmt sie ein selbstständiges Interesse in Anspruch, und wenn man ihr ihr Resultat zugeben wollte, so sollte doch niemals ein Ergebnifs, das nur als dienend zu betrachten ist, mit der ganzen Zurüstung der Untersuchung vorgetragen werden. Dieses Resultat ist hier z. B. (S. 157), dafs die Germanischen Nationen aus der Gesammtheit der freien Männer bestanden, von welchen alle Gewalt und alles Recht ausging. An der Spitze jedes Gaues sei ein Graf gewesen, der im Nationalkrieg anführte und in den Gerichten den Vorsitz hatte. Die Entscheidung im *Gericht* wäre aber den Freien zugekommen, die erst zu Carl des Grofsen Zeiten in besondere Urtheiler sich verwandelten. Dieses Resultat ist in dem weiteren Verlaufe der Untersuchung zu nichts Anderm benuzt, als dafs in dem folgenden Capitel, welches von der Gerichtsverfassung der Römer seit der Germanischen Herrschaft handelt, gesagt wird: Germanische Grafen treten an die Stelle der Rectoren oder des Präses. Um dieses zu erlangen, war eine so weitläufige Episode über den Grafen nicht nöthig, da das, was überhaupt ein Graf war, auch vorher keinem Zweifel unterworfen gewesen ist. Wenn ein solcher Vorwurf etwa unwesentlich scheinen sollte, so mufs bemerkt werden, dafs dieser Mangel des Verhältnisses episodischer Darstellung zum Hauptgegenstand des Werkes gerade ein Cardinalmangel der Savignyschen Behandlungsweise überhaupt ist. Wenn die Bedeutung des Stoffes das Hauptwesen eines Werkes ausmacht, so ist von selbst ausgeschlossen, dafs Episoden eine unverhältnifsmäfsige Selbstständigkeit annehmen dürfen; dagegen wenn ein Buch bei Gelegenheit eines Stoffes geschrieben wird, so scheint ein Ergehen in die Umgebungen desselben erlaubter, weil es mit dem Fortgange nicht eilt, oder derselbe eine Nebensache ist. Es wird sich unten ergeben, dafs, was hier nur erst den Charakter der Unverhältnifsmäfsigkeit trägt, am Ende, und, wie wir gestehen werden, auf consequente Weise, dazu führt, dafs der Verfasser seinen Stoff vollkommen *abandonnirt,* und nachdem er zwei Bände lang einen Zweck anscheinend verfolgt hat, sich entschieden zu einem Nebenzweck wendet, um denselben im weiteren Verlaufen festzuhalten. Wie schon gesagt worden, betrachtet der Verfasser am Schlusse des ersten Bandes die Gerichtsverfassung der Römer seit der Germanischen Herrschaft. Gegen die gewöhnliche Meinung glaubt er *überall* die Fortdauer derselben darthun zu können (S. 248), und zwar theils aus raisonnirenden, theils aus historischen Gründen. Die raisonnirenden Gründe sind, dafs man den Römern ihr Landeigenthum zum Theil gelassen habe; dafs die Romanischen Sprachen so viel Römische Elemente enthalten; dafs ja Römisches Recht ohne einen Theil der Römischen Gerichtsverfassung nicht erhalten werden konnte; dafs endlich die städtische Gerichtsbarkeit der Römer leicht der Germanischen Verfassung eingefügt werden konnte. Für sich ist schon die Form solcher Gründe, dafs etwas leicht gewesen sei, dafs dieses nicht ohne jenes gedenkbar sei u. s. w. zu vag und abstract, als dafs Historiker sich mit solchen Compassen auf die offne See der Untersuchung wagen sollten: das Weitere ist dann freilich, dafs Herr von *Savigny* diese Römische Gerichsverfassung *überall* aufweisen zu können glaubt. Aber schon im ersten Reiche, von dem er spricht, dem Burgundischen, ist er gezwungen (S. 256), diesen Beweis aufzugeben; für das Westgothische Reich soll die Interpretation zum Theodosischen Codex des Breviarii dieser Beweis seyn, wobei das practische *Bestehen* dessen, von dem die Interpretation spricht, einem weiteren Beweise unterworfen wäre; im Fränkischen Reiche sollen sich die unläugbarsten Spuren finden, aber dafs von einem *Senatus Viennensis* (S. 267), von einem *Senemurium castrum,* von *respublica, municipales,* selbst von *curiales* die Rede ist, zeigt nur überhaupt von städtischer Ver-

Digitized by Google

fassung, nicht von Römischer, und dafs die entsprechenden Römischen Namen, wenn lateinisch geschrieben wird, vorkommen, ist hier ein gar geringer Beweis, da die Bedeutung eine ganz andere seyn kann. Im Ostgothischen Reiche sind es auch wiederum nur die Namen Defensor, Curator, die den Beweis für diese Fortdauer abgeben. Im Lombardischen Reiche war es die bisher auf vielfachen Thatsachen gegründete Meinung des *Lupi*, *Fumagalli*, *Muratori* und aller neueren Historiker, dafs die ältere Städteverfassung durch die Lombarden zerstört und erst unter Otto I. wieder aufgelebt sei. Herr von Savigny behauptet das Gegentheil. Für die Fortdauer der Städteverfassungen soll erstens (S. 356) die Analogie des Burgundischen, Westgothischen und Fränkischen Reiches sprechen. Aber S. 256 hatte Herr von Savigny zugestanden, dafs von städtischer Verfassung sich in den Gesetzen des Burgundischen Reiches keine Spur finde: wie kommt 100 Seiten später, S. 356, das Burgundische Reich dazu, für das Lombardische eine Analogie abzugeben? Wie zweifelhaft diese Thatsachen im Westgothischen und Fränkischen Reiche sind, ist vorhin bemerkt worden. Ein weiterer Grund für die Fortdauer der Römischen Verfassungen soll darin liegen, dafs es schwer zu glauben sei, die spätern Republiken, die den Römischen Municipien so ähnlich gewesen seien, wären ganz neu und frisch erdacht worden, ohne früheren geschichtlichen Zusammenhang. Diefs eigentlich ist die im Charakter der historischen Schule liegende ungegründete Furcht, es möchte jemanden einfallen anzunehmen, solche Republiken oder irgend etwas anderes seien aus dem Stegreif entstanden, während es doch mit etwas zusammengehangen haben müsse. Dafs hier ein Causalnexus war, ist sicher, nur wäre es die Aufgabe gewesen, denselben zu zeigen, nicht aber blofs anzunehmen, dafs weil ein Zusammenhang nothwendig wäre, so sey es auch dieser bestimmte Zusammenhang, nämlich die Fortdauer der Römischen Städteverfassung. Während sich der Verfasser im Exarchate (S. 330, 357) dabei beruhigt, dafs ein Haupttheil städtischer Verfassung, wie er selbst sagt, nämlich eigene Gerichte unter selbstgewählten Obrigkeiten, seit Jahrhunderten völlig verschwunden gewesen, hat er diese Beruhigung im Lombardischen Reiche nicht, sondern will alles daraus herleiten, dafs doch fünf Jahrhunderte nicht ohne Städteverfassung hätten zugebracht werden können. Aber konnte nicht hier eine dunkle Städteverfassung bestehen, die, ihre Haupttheile entbehrend, eben darum kaum des Namens werth war? Neben den raisonnirenden Gründen gibt aber Herr von Savigny auch historische unmittelbare Zeugnisse, und zwar sind diese Zeugnisse zuvörderst die Briefe Gregor des Grofsen. Dieser schreibt an die Städte *Perusia*, *Mevania*, *Nepet*, *Ortona*, *Messana* und *Tadina*, und die Ueberschriften sind: *ordini et plebi*. Der Verf. spricht von diesen Städten geradezu, als seien sie Lombardisch gewesen, aber ohne diese Voraussetzung anders als durch das Zeugnifs des *Beretta*, eines neueren Schriftstellers, zu beweisen. Aber eine nähere Betrachtung der Briefe, abgesehen von ihren Ueberschriften, hätte daran zweifeln lassen müssen, ob diese Städte wirklich zur Zeit, von der er spricht, Lombardisch gewesen. So ist es z. B. von *Perugia* gewifs, dafs im Jahre 591, als Gregor schrieb, dasselbe wiederum Römisch gewesen, da die Longobarden erst unter Agilulph es wieder eroberten. Der Brief enthält die Aufforderung, einen katholischen Bischof für die Stadt zu erwählen; aber die Lombarden waren in offenbaren Krieg gegen die katholische Geistlichkeit: sie hatten die Besetzung des Bisthums von Insi gehindert, (lib. IX, ep. 90.) und nur erst als sie vertrieben waren, konnte, eine solche Aufforderung von Seite Gregors möglicherweise geschehen. Eben so wenig aber wie Perugia war Nepi zur Zeit Lombardisch, wie sich aus dem 11. Briefe des zweiten Buches beweisen läfst, wo Gregor von der *utilitas reipublicae* spricht, das bei ihm jederzeit die Bedeutung des Römischen Reiches hat. Auch von den übrigen Städten läfst sich die Lombardische Herrschaft um diese Zeit auf keine Weise darthun, und so mufs man annehmen, Gregor habe den eben wieder zurückgekehrten früher vertriebenen Decurionen, nicht aber Lombardischen Stadtbehörden schreiben wollen. Wie wenig die S. 361 angeführte Placentinische Urkunde für den Zweck des Herrn von Savigny beweiset, ist schon anderwärts dargethan worden (S. *Leo* Entwickelung der Verfassung der Lombardischen Städte im Mittelalter S. 39). Ganz entschieden aber gegen Herrn von Savigny spricht der Umstand, dafs Gregors Ueberschrift an diejenige Stadt, von der man sicher weifs, dafs sie Lombardisch war, an Mailand, folgende ist: *presbyteris, diaconis et clero Mediolanensi*. Warum aber gerade diese Städte eines *ordo* entbehrt haben sollten, wenn alle andre einen hatten, ist nicht einzusehen. Ja es ist selbst nicht unmöglich, dafs die Ueberschrift für die Römischen Städte: *ordini et plebi*, die Bedeutung habe: der Geistlichkeit und dem Volke. Nicht glücklicher wie die angeführten Beweise mufs uns der scheinen, dafs der Codex *Utinensis* das Staats-

Digitized by Google

recht und Privatrecht der Römer des Lombardischen Reiches zu Ende des neunten oder zu Anfang des zehnten Jahrhunderts enthalte.

Der erste Band des vorliegenden Werkes war der Ausmittelung der Thatsache gewidmet, dafs Römisches Recht und Römische Gerichtsverfassung bis zum zehnten Jahrhundert ununterbrochen fortgedauert haben. Der zweite Band ist mehr damit beschäftigt, das Wie dieser Fortdauer darzuthun: er wird somit seiner Natur nach der inhaltvollste des Werkes; denn wenn bisher erwiesen worden, dafs sich im Burgundischen, Westgothischen, Fränkischen Reiche Römisches Recht vorgefunden habe, so entsteht nun die schwierigere Aufgabe, das Verhältnifs des Römischen Rechts zum Germanischen anzugeben, das heifst: die eigentlich innerliche Seite des Werks. Der Verfasser sagt mit Recht in der Vorrede zum zweiten Bande S. 7: „dafs nämlich Römisches Recht das Mittelalter hindurch stets in Uebung geblieben ist, haben *viele eingesehen*, ja es ist „in neuern Zeiten *die herrschende Meinung* geworden: „allein *diese allgemeine Ueberzeugung ist wenig fruchtbar;* alles kommt darauf an, durch Quellenanschauung „zu wissen, *welche Theile unserer Rechtsbücher, und in „welchem Maafse ein jeder derselben, gebraucht* worden „sind. Diese anschauliche Kenntnifs ist vorzüglich für „die Entwickelung des späteren Rechtszustandes aus dem „des gegenwärtigen Zeitraums, von grofser Wichtigkeit.“ Bei allem Richtigen, welches in dieser Aeufserung liegt, ist dennoch zugleich der mangelhafte Standpunkt nicht verhehlt, auf den sich der Verfasser auch in diesem zweiten Bande gestellt hat. Er sagt mit Recht, die Ueberzeugung, dafs Römisches Recht in Uebung geblieben sei, wäre eine allgemein angenommene und in dieser Allgemeinheit wenig fruchtbringend: es komme hier auf das *Wie* dieser Uebung an. Aber wenn er dieses Wie näher dahin erläutert, dafs man durch Quellenanschauung wissen müsse, welche Theile der Rechtsbücher und in welchem Maafse jeder derselben gebraucht worden, so möchte man meinen, damit sei nur das Aeufserlichste vollbracht, und die eigentliche Aufgabe, den inneren Charakter des Römischen Rechts, wie es sich in dieser Zeit darstellt, den Charakter jeder Lehre im Verhältnifs zu dem gegenüberstehenden Germanischen Rechte anzugeben, sei damit noch gar nicht berührt. Man darf daher zwar dem Verfasser ohne Ungerechtigkeit das Zeugnifs nicht versagen, dafs er in der eben angeführten Vorrede nicht mehr versprochen habe, als er wirklich zu leisten gedenkt, kann aber hinzuzusetzen nicht umhin, dafs es dem Versprechen wie der Leistung an dem wesentlichsten Bestandtheil gebreche. Ein grofser Theil des genannten Bandes ist der äufserlichen Kritik der Römischen und Germanischen Rechtsbücher gewidmet, die der Verfasser mit der fleifsigsten Gründlichkeit besorgt. Was Herr v. *Savigny* über das Burgundische Gesetzbuch, über das Vaterland, das Zeitalter und die Entstehung des Papians, über den Verfasser und den Titel desselben sagt, ist trefflich in seiner Art zu nennen; kein minderes Lob verdient die darauf folgende äufsere Kritik des *Breviarii.* Aber wir vermissen im Burgundischen Reiche sowohl wie im Westgothischen, dafs uns der Verfasser nichts über das Verhältnifs des Papians zum Burgundischen, so wie über das Verhältnifs des *Breviarii* zum Westgothischen Gesetzbuch mittheilt. Denn dafs er im Burgundischen Gesetzbuche einige Verordnungen aufweist, die dem Römischen Rechte entnommen, oder mit Kenntnifs desselben abgefafst zu seyn scheinen (S. 5—9), dafs die zahlreicheren Stellen Römischen Inhalts, die sich im Westgothischen Gesetzbuch befinden, aufgezählt werden, macht noch so wenig das aus, was wir verlangen, dafs wir erst recht das Bedürfnifs fühlen, die wahre Stellung und Farbe dieser beiden Rechte über das blofse Gerippe der Nomenclatur hinaus zu erfahren. Zwar sagt der Verfasser vom Westgothischen Gesetzbuch: „Der Charakter dieses Gesetzbuchs ist von dem „der übrigen Germanischen Rechtsbücher wesentlich „verschieden. Hier allein ist Anspruch auf Bildung, „Beredsamkeit, selbt auf Philosophie sichtbar, zugleich „auch auf die ausschliefsende Beherrschung des practischen Rechts“, aber dem vorliegenden Werke wäre es eben angemessen gewesen, durch Eingehen in die einzelnen Lehren, die Sache selbst statt dieser kurzen raisonnirenden Bemerkung sprechen zu lassen. Auch im Fränkischen Reiche begnügt sich der Verfasser damit, die Römischen Stellen des Bairischen, Ripuarischen, Allemannischen Gesetzbuchs so wie der Capitularien aufzuzählen, und von einzelnen Urkunden zu sprechen, die Bekanntschaft mit dem Römischen Recht voraussetzen. Dasselbige wird durch Studium und Schriftstellen, namentlich durch ein dem zweiten Bande in vollständiger Weitläuftigkeit angehängtes Buch: *Petri exceptiones legum*, erwiesen; in gleicher Weise wird von den weni-

Digitized by Google

gen Spuren in England, vom Ostgothischen Reiche, von der Griechischen Herrschaft und vom Lombardischen Reiche gesprochen. Nimmt man nun zusammen, was dem Wesen nach in diesem Bande geschehen ist, und was seinen Inhalt ausmacht, so ist im Grunde wiederum in demselben nur einzelner und genauer dargethan, *dafs* Römisches Recht fortgedauert habe. Dem Inhalte nach ist man also durchaus nicht weiter, als in dem ersten Bande, und das *Wie* der Fortdauer, das in demselben aufgezeigt werden sollte, hat statt einen qualitativen, lediglich einen quantitativen Charakter in Beziehung auf das, was schon mitgetheilt war, angenommen. Aber indem der Verfasser in der Vorrede auch weiter nichts angekündigt hatte als zu zeigen, welche Theile der Römischen Rechtsbücher und in welchem Maafse sie gebraucht worden, hat er im Grunde sein Versprechen erfüllt, und der eben ausgesprochene Vorwurf kann in diesem Sinne eben so sehr für eine Rechtfertigung gelten.

Wenn wir bisher nur gegen die zu äufserliche Behandlung des Stoffes zu erinnern hatten; wenn sonst in jeder Weise zugegeben werden mufste, dafs Herr von *Savigny* mit vielfachem Fleifse gesammelt, mit seltener Gewandtheit die formelle Kritik seines Gegenstandes gefördert, überhaupt innerhalb desselben, gleichviel in welchen Richtungen, gearbeitet; wenn wir selbst in der Beschäftigung mit dem Buche in seiner jetzigen Gestalt hinreichende Freude und Belehrung gefunden: so müssen wir gestehen, in die gröfste Verlegenheit zu gerathen, wenn wir über den weiteren Verlauf des Werkes im dritten und vierten Bande berichten sollen. Nicht als wenn hier der Verfasser seine gewöhnliche Gründlichkeit und Klarheit verläugnet hätte, oder sonst ein anderer Abstand vorwaltete, sondern weil wir nicht umhin können uns zu gestehen, mit Einem Male, wie durch Verwandlung, in einem andern Werke uns zu befinden, als das ist, was wir ausgegangen waren zu recensiren. Herr von *Savigny* beginnt die Vorrede seines dritten Bandes also: „Der zweite Haupttheil dieses Werks ist dazu bestimmt, die Schicksale des römischen Rechts vom zwölften Iahrhundert an, bis zum Schlufs des Mittelalters darzustellen. In diesem ganzen Zeitraum ist der wissenschaftliche Charakter im Römischen Recht vorherrschend, und die gegenwärtige Rechtsgeschichte nimmt daher von jezt an die Gestalt einer Literargeschichte an.“ Unter Literargeschichte versteht man bekanntlich die äufsere Geschichte und Beziehungen einer Wissenschaft, und weil das römische Recht im zwölften Jahrhundert einen wissenschaftlichen Charakter annimmt, das heifst studiert wird, soll nun auch die Geschichte dieses Rechts in die blofse Geschichte dieses Studiums sich verwandeln. Jezt aber fängt dieses Recht eigentlich erst an, sich zu befestigen und stark zu werden; in Deutschland und Frankreich, Italien und Spanien gewinnt es Einflufs und Kraft; in Statuten der Städte, in Gesetzgebungen der Staaten dringt es mit Macht unaufhaltsam vorwärts: jezt ist eine reiche Gelegenheit, zu zeigen, wie es in Italiänischen Statuten, in Spanischer Gesetzgebung, in Deutschland als Subsidiarrecht, in Frankreich als *raison écrite* ins Leben tretend, in jedem Lande eine andere Gestalt annimmt: die dürftigen Einzelnheiten, die mit Mühe in den *leges Barbarorum* vom Verfasser aufgesucht wurden, hätten sich in eine reiche unübersehbare Ernte gewandelt; aber Herr v. *Savigny* verschmäht diese Ernte, und behauptet, die ganze folgende Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter sei Literargeschichte. Wie wenn jemand der mit Mühe einen Stoff gepflegt, da wo er recht unergiebig und dürftig ist, von dem Augenblicke an, wo er voll und bedeutend wird, über den Reichthum, der erfreuen sollte, betroffen, sich lieber zur Betrachtung derer wendet, die ihn auch behandelt haben, und ihre Geschichte zur Geschichte seines Gegenstandes machen wollte. Es ist allerdings nicht zu läugnen, dafs die Geschichte des Studiums und des Römischen Rechts als Wissenschaft hier bedeutender, als es bisher geschehen, eintritt, was jedoch eben so nicht *pure* anzunehmen, sondern zu erklären ist. Aber was heifst denn hier wohl die Geschichte des Römischen Rechts als Wissenschaft? Etwa welche von den Formen für den Namen Irnerius, ob *Warnerius, Wernerius, Guarnerius, Gernerius* oder *Hyrnerius* die richtigen seien; welches die äufseren Kennzeichen der Glossen sind; wie sich die Geschichte mit dem geschenkten Pferd verhalten habe u. s. w.? Oder heifst eine wahre innerliche Geschichte dieses Studiums nicht vielmehr die Betrachtung wie die Glossatoren das Römische Recht seinen verschiedenen Lehren nach betrachtet; wie jede dieser Lehren zur Zeit sich verhalten; kurz die Zergliederung der Glosse, so wie aller anderen Schriften über Römisches Recht oder *Dogmengeschichte?*

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 43. u. 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1827.

Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter; von Friedrich Carl von Savigny. Vierter Band.

(Beschluſs.)

Hier sind wir zu einem Hauptpunkte gekommen, auf den wir schon im Eingange aufmerksam machten: In einem bestimmten Zeitraum verwandelt sich die Geschichte des Römischen Rechts in *Dogmengeschichte.* Wollte Herr von *Savigny* eine Fortsetzung seines Werkes liefern, so muſste er jezt diese *Dogmengeschichte* geben: es wäre ihm sicherlich vergönnt gewesen auch äuſsere Notizen über die Universitäten, die Glossatoren, die Glosse hinzuzufügen; aber diese *Dogmengeschichte* zu ignoriren, und aus dem ganzen übrigen Werke eine Literargeschichte zu machen, war wohl nicht vergönnt, falls Herr v. *Savigny* nicht den plötzlichen Entschluſs gefaſst haben sollte, sein bisheriges Werk beim dritten Bande aufzugeben.

Eine gründliche Kritik hätte daher jezt wohl zu untersuchen, ob unser Verfasser wirklich der Meinung ist, mit dem dritten und vierten Bande sein Werk fortgesezt zu haben, oder ob er nur in diesen zwei Bänden ein neues habe beginnen wollen. Für beide Ansichten könnte man gewichtige Gründe vorbringen, nämlich für die erste, die oben angeführte Stelle der Vorrede zum dritten Bande, worin Herr v. *Savigny*, als könnte sich die Sache gar nicht anders verhalten, ohne Weiteres und recht in der Sache zu seyn vermeinend, behauptet: „*die gegenwärtige Rechtsgeschichte nimmt daher von jezt „an die Gestalt einer Literargeschichte an.*“ Bestärkt muſs diese Ansicht namentlich schon durch die Vorrede zum ersten Bande des Werks werden, worin es heiſst: „Die „Rechtsgeschichte des Mittelalters nun, deren Begriff „hier begründet worden ist, besteht aus zwei verschie„denartigen Haupttheilen, deren jeder wieder als ein „selbstständiges Ganze betrachtet werden kann. Der „*erste* umfaſst die sechs Jahrhunderte vor Irnerius, in wel„chen zwar die Fortdauer des Römischen Rechts in „groſser Vollständigkeit nachgewiesen werden kann, von „wissenschaftlicher Thätigkeit aber nur geringe Spuren „vorkommen. Der zweite Haupttheil enthält die vier „Jahrhunderte seit Irnerius, worin die wissenschaftliche „Verarbeitung durch Lehre und Schrift gerade das Ue„berwiegende ist, so daſs dieser Theil unserer Rechts„geschichte vorzugsweise in Literargeschichte bestehen „wird. Der erste Haupttheil, d. h. die Zeit vor Irne„rius, wird in den zwei ersten Bänden des gegenwär„tigen Werkes abgehandelt werden, so daſs beide Bände „für sich ein Ganzes ausmachen, und einen und den„selben Zeitraum zum Gegenstand haben.“ Das merkwürdige Schisma, das wir also eben zwischen den zwei ersteren und den zwei lezteren Bänden aufgewiesen haben, wird hier im Voraus angekündigt. Die Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter zerfalle in zwei Theile, jeder dieser Theile bilde aber ein selbsständiges Ganze. Soll dieses etwa so viel heiſsen, da nichts zur Erläuterung dieses Satzes hinzugefügt ist: jeder dieser Theile ist so selbstständig, daſs keiner zum anderen kommt; jeder ist für sich ein Ganzes; es gibt aber kein höheres Ganze, wovon diese selbstständigen Ganzheiten nur Theile wären: dann hätte Herr von *Savigny* zwar immer selbst bestätigt, was wir eben angeführt: er wäre aber zugleich in die andre Ansicht eingegangen, die man von seinem Plane haben kann, nämlich daſs er von Hause aus zu zweien verschiedenen Werken sich entschlossen hatte. Der erste und zweite Theil wären dann ein Ganzes für sich: eben so der dritte und vierte Theil, und das gemeinsame Ganze, das nun doch Theile haben müsse, wäre dann und bliebe der gemeinschaftliche Titel des Buches „*Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter.*“ Die verschiedenartigen Ansichten, die man also über die Meinung des Herrn von *Savigny* haben könnte, sind somit verschiedenar-

Digitized by Google

tige Ansichten, die er selbst hat; sie sind begründet in seiner Ansicht vom Ganzen, dessen Theile nicht zu einander kommen, wenn nicht diefs etwa die Verbindung ist, dafs sie durch einen unmotivirten Ausspruch getrennt bleiben. Wir sind aber hier zu dem Hauptcriterium des vorliegenden Buches gelangt, welches nichts anderes als der Widerspruch ist, der von vornherein darin herrscht, ob es eine Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter, oder eine Literargeschichte seyn solle. Wer in ein voreiliges *desinit in piscem* verfallen wollte, dem würde man Unrecht geben müssen, indem man ihm schon in den ersten Bänden die entschiedene, in den lezten Theilen aber erst consequent werdende Neigung auch die innerlichsten Stoffe literarhistorisch zu behandeln, aufweisen könnte, und wer behaupten wollte, es sei hier von zwei ganz verschiedenen Werken die Rede, dem könnte man die oben auch schon als das Land der Verheifsung mitgetheilten Worte des ersten Bandes anführen: „Diese Wiedergeburt des Römischen „Rechts, deren Wirkung noch in unserer Zeit fortdau„ert, soll in den folgenden Theilen dieses Werks dar„gestellt werden.“ Hier, bei diesen Worten, kann der Verfasser unmöglich im Sinne gehabt haben, dafs diese Theile lediglich aus Literargeschichte bestehen sollten. Herrn von *Savigny* darf indessen die Gerechtigkeit auf keine Weise versagt werden, dafs er den Widerspruch, in den er mit seinem Werke verfallen war, beim vierten Bande einigermaafsen gefühlt hat, indem dieses Gefühl ihn, wie man glauben darf, bewog, diesen vierten Band mit einer eigenen einleitenden Apologie der Gelehrtengeschichte zu versehen. Lag diese Gelehrtengeschichte in dem natürlichen und sachgemäfsen Gange des Werks, so wäre eine Vertheidigung überflüssig gewesen, oder es hätte denn eine Vertheidigung der Geschichte des Römischen Rechts überhaupt seyn müssen. Dafs hier *ex professo* vertheidigt wird, sezt das vielleicht nur dunkle Gefühl voraus, der Verfasser behandle etwas Anderes, als er zu behandeln versprochen habe. Schon in der Vorrede S. IV. meint er: „Vielleicht wer„den manche an solchen Untersuchungen oder Angaben „dieses Bandes Anstofs nehmen, deren Inhalt blofs ne„gativer Art ist, (so z. B. die Angabe der nicht lehrrei„chen Schriftsteller, eben so die Untersuchung über die „Vicarenwürde des Bulgarus). Ein solcher Tadel würde ei„nigen Schein haben, indem der Leser mit Recht die „Frucht der Arbeit zu erhalten, und nicht die Arbeit „selbst zu sehen verlangt. Die Darstellung einer histo„rischen Forschung hat aber nicht blofs den Zweck, „dafs ihre Resultate verbreitet und benuzt werden mö„gen, sondern sie soll zugleich Anderen zur Begrün„dung und Erleichterung fortschreitender Forschung die„nen; dafs aber diesen solche negative Angaben gros„sen Vortheil gewähren, leuchtet von selbst ein. Mag „nun auch die Zahl derjenigen, welche ein Buch zu die„sem Zweck benutzen, in Vergleichung mit der Zahl „der blofsen Leser sehr gering seyn, so sind doch Jene „für den Fortschritt der Wissenschaft so wichtig, dafs „eine besondere Rücksicht auf dieselben, anstatt einer „Entschuldigung zu bedürfen, vielmehr in jedem histo„rischen Werk zu wünschen seyn möchte.“ Herr von *Savigny*, indem er zwar die vorgebrachte Entschuldigung für unnöthig hält, gesteht hier ein, seine Leser, — denn für solche hatte er sicherlich seine Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter anfänglich bestimmt —, abandonnirt, und die einigen Männer, die sich für Literargeschichte aus Gemüthsneigung interessiren, ins Auge gefafst zu haben. Er hat aufgegeben, was seine Leser bisher interessirte, nämlich den beabsichtigten objectiven Gang der Entwickelung, um an die Stelle zu setzen, was für einige von gröfserer Nützlichkeit seyn könnte, nämlich einen Wegweiser, der die Männer vom Fach belehren soll, gewisse Forschungen aufzugeben, weil sie hier blofs leere und nichtige Resultate gewinnen würden. Herr von *Savigny* glaubt aber mit der eben angeführten Vertheidigung noch nicht alle Pflichten erfüllt zu haben: in der eigens vorgesezten apologetischen Einleitung heifst es: „Indem jezt dieses Werk bis zu einem Punkte vor„geschritten ist, wo es eine lange Reihe literarhistori„scher Untersuchungen in sich aufnehmen mufs, ist es „an der Zeit, einige Betrachtungen über das Wesen und „die Bestimmung solcher Arbeiten vorausgehen zu las„sen. Denn diejenigen, welche sich diesen Arbeiten „widmen, dürfen sich nicht verbergen, dafs dieselben „im Ganzen nur wenig Ansehen geniefsen, ja dafs sie „oft selbst von Freunden geschichtlicher Forschungen „mit Geringschätzung behandelt werden. Insbesondere „in unsrer Rechtswissenschaft glauben manche sonst „fleifsige Forscher, wenn es auch nicht unnütz sei, die „Meinungen Anderer zu Rathe zu ziehen, so sei doch „die unmittelbare Beschäftigung mit den Quellen so sehr „die Hauptsache, dafs wenigstens die genauere Erfor„schung der Gelehrtengeschichte als ein Raub an dem

Digitized by Google

„eigenen Studium betrachtet werden müsse. Sie mögen „also wohl etwas Bücherkunde zulassen, aber die Ge„lehrtengeschichte ist nach ihrer Meinung der eigentli„chen Aufgabe unserer Wissenschaft fremd, ja hinder„derlich.“ Referent muſs gestehen zu der Classe der vom Verfasser bezeichneten Gegner der Gelehrtengeschichte zu gehören, und wiewohl er von sich sagen darf, daſs er für jede umfassendere vielseitigere Auffassung der Rechtswissenschaft, so wie für eine Ergreifung derselben in allen ihren Theilen von jeher zu arbeiten sich bemüht hat, so hat er die Gelehrtengeschichte doch immer für das unbedeutendste Aufsenwerk der Wissenschaft gehalten, zu dem man noch immer zu früh kommt, und das meistens denen überlassen werden müſste, die die Innenwerke zu bearbeiten weder Beruf noch Neigung haben. Geistreiche Biographien, die zugleich als Kunstwerk gelten, wie sie neulich Herr *von Varnhagen* geliefert hat, kann man mit Dank und Freude annehmen; auch literarhistorische Notizen, Zusammenstellungen, Bibliotheken-Uebersichten und so weiter, soll man mit groſser Dankbarkeit gegen ein wichtiges Hülfsmittel wohlwollend aufnehmen; aber wo die Gelehrtengeschichte das vornehme Kleid umnimmt, und auf Ehre versichert, jezt sei die Reihe an sie gekommen, jezt sei sie es, die das groſse Wort zu führen habe, da müssen selbst Wohlwollende, selbst Dankbare, selbst wenn diese Gelehrtengeschichte nicht edlere Disciplinen verdrängt, sich mit allen Kräften entgegenstemmen, und sie in die Schranken verweisen, in denen sie verbleiben muſs. Es wird daher nicht mit Gleichgültigkeit angesehen werden dürfen, wenn ein so hochverehrter Mann, wie Herr von *Savigny*, die besondere Wichtigkeit der Gelehrtengeschichte anpreist, und seine Gründe verdienen eben, weil es die seinigen sind, eine verdoppelte Aufmerksamkeit. „Die Gelehrtengeschichte also ist es,“ sagt Herr von *Savigny*, „deren wissenschaftlicher Werth, „deren Verhältniſs zur Rechtswissenschaft selbst nunmehr „festgestellt werden soll. Zuvörderst besteht eine wichtige, „zur Rechtswissenschaft gehörende Aufgabe in der Auf„stellung der Dogmengeschichte, durch welche unser „eigenes Besitzthum in seine geschichtlichen Elemente „zerlegt werden soll. Und zwar ist diese Dogmenge„schichte schon aus einem allgemeinen, auch für andre „Wissenschaften geltenden Grunde wichtig, indem diese „genetische Behandlung unseres eigenen Wissens zu ei„ner gründlichen Kritik deſselben hinführt. Dazu kommt „aber noch ein besonderer, unserer Rechtswissenschaft ei„genthümlicher Grund. Da nämlich in der fortgehenden „Entwickelung der Rechtswissenschaft das positive Recht „selbst sich entwickelt und umbildet, so ist besonders für die „neueren Jahrhunderte die *Dogmengeschichte* zugleich der „reichhaltigste Theil der Rechtsgeschichte. Die Gelehrten„geschichte nun ist nicht selbst Dogmengeschichte, *wie „denn auch das gegenwärtige Werk gar nicht den Anspruch „macht*, die Stelle einer solchen zu vertreten: aber sie ist „die unentbehrliche Grundlage einer jeden Dogmenge„schichte, und leistet dadurch, daſs sie diese möglich macht, „der Rechtswissenschaft einen wesentlichen Dienst.“ Herr von *Savigny* hat hier die Absicht, die Gelehrtengeschichte anzupreisen. Diese führt er ein, indem er den unbestrittenen Vortheil und Nutzen der Dogmengeschichte zeigt, und am Ende einer weitläuftigen Vertheidigung der Dogmengeschichte, die keiner Vertheidigung bedurfte, wenige Worte hinzusezt, worin er nichts weiter sagt, als: „aber „die Gelehrtengeschichte ist die unentbehrliche Grundlage „einer jeden Dogmengeschichte, und leistet dadurch, daſs „sie diese möglich macht, der Rechtswissenschaft einen „wesentlichen Dienst.“ Dieſs aber, daſs die Gelehrtengeschichte eine solche Grundlage ist, war nicht bloſs zu behaupten, sondern zu erweisen; es war eben zu zeigen, wie so die Dogmengeschichte die Gelehrtengeschichte voraussezt. Freilich wird die Entwickelung der Ansicht der Glosse vom Römischen Recht, Kenntnisse über das äuſsere Verhalten der Glossatoren zur Glosse in Anspruch nehmen, aber ob dazu das ganze breite, kleinliche Detail einer Literargeschichte erfordert wird, möchten wir bezweifeln. Man kann des Cujacius Schriften und Meinungen sehr wohl in sich aufnehmen, ohne seine, oder wohl gar seiner Tochter Schicksale zu kennen, mit denen die Literargeschichte sich zu beschäftigen ja auch nicht verschmäht hat. Wenn der Herr Verfasser übrigens sagt, daſs sein Werk nicht den Anspruch mache, die Stelle einer Dogmengeschichte zu vertreten, so muſs man zwar die Richtigkeit dieser Anspruchslosigkeit ohne Weiteres zugestehen, darf es aber als den eigentlichen Mangel des Werkes betrachten, daſs es diese Ansprüche nicht mache, und sich zu dem nicht erheben wolle, was es seinem Titel, seinem Anfang und seiner Bestimmung nach von Hause aus hätte seyn sollen.

Das Mandat des Referenten, welches darauf hinausging, eine Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter anzuzeigen und zu beurtheilen, hört mit dem Au-

Digitized by Google

genblicke auf, wo diese Geschichte in eine Literargeschichte übergeht, sich in einem Nebenzwecke festhaust, und den eigentlichen Fortgang der Sache aufgibt. Referent gehört ohnehin nicht zu denen, deren Fach eine besondere Beschäftigung mit der Literargeschichte ist, sondern vielmehr zu den Lesern, die leider in diesen lezten Bänden so unverantwortlich zurückgesezt worden. Da nun auch die Zeitschrift, für die diese Anzeige bestimmt ist, im Allgemeinen ihre Leser berücksichtigt, und sich nur dem, was innerlicher wissenschaftlicher Theilnahme fähig ist, unterziehen soll; so muſs hier das wiederholt werden, was schon im Eingange dieses Aufsatzes gesagt worden, daſs die Zergliederung der particulairen Interessen des dritten und vierten Bandes vor ein anderes Forum als das gegenwärtige zu verweisen sind. Indem wir uns so für völlig incompetent erklären, dürfen wir jedoch die baare Anzeige dessen, was in diesen Bänden enthalten ist, nicht unterlassen. Der dritte Band soll „aus dieser literargeschichtlichen Untersuchung alles Allgemeine enthalten, d. h. alles, was in der chronologischen Darstellung des Einzelnen keine Stelle finden kann;" er handelt weniger von der Literargeschichte des Römischen Rechts, als von der Literargeschichte überhaupt, also von den Quellen der Literargeschichte, von den Schriftstellern über Literargeschichte, und, nach einer Episode über Wiederherstellung der Rechtswissenschaft und die Lombardischen Städte seit dem zwölften Jahrhundert, von den Universitäten Bologna, Padua, Pisa, Vicenza, Vercelli, Arezzo, Ferrara, Rom, Neapel, Paris, Montpellier, Orleans und den anderen Universitäten, von den Rechtsquellen der Glossatoren, von denselben als Lehrern und Schriftstellern, und von dem äuſseren Bücherwesen. Der vierte Band beschäftigt sich mit den einzelnen Glossatoren, mit Irnerius, den vier Doctoren, mit Rogerius Albericus, Aldricus, Wilhelmus de Cabriano, Odericus, Placentinus, Henricus de Baila, Johannes Bassianus Pillius, Cyprianus Galgosius, Otto und seinen Zeitgenossen, Burgundio und Vacarius.

Wir hätten jezt Motive genug gesammelt, um uns zusammen zu nehmen, und ein Urtheil über das Werk des Herrn von Savigny fällen zu dürfen. Geht man davon aus, hier nur eine äuſsere Geschichte von Rechtsquellen, so wie eine bloſse Literargeschichte, die damit verbunden ist, vor sich zu haben, so würde man im höchsten Grade ungerecht verfahren, wenn man nicht die vielfache Gelehrsamkeit, die Gewandtheit der Darstellung, das mühsame Studium und doch die Mühlosigkeit, mit der anscheinend die Resultate desselben vorgetragen sind, bewundern wollte. Man behauptet nicht zu viel, wenn man Herrn von Savigny den vorzüglichsten Stylisten unter den Deutschen Schriftstellern an die Seite sezt, unbedingt aber für den besten Stylisten unter allen juristischen Schriftstellern erklärt. Es ist merkwürdig, mit welcher unglaublichen Sorgfalt und Gewandtheit er auch die trockensten Gegenstände zu behandeln, und ihnen eine Weile lang die Langeweile zu nehmen weiſs, die ihnen sonst eigen ist. Geht man aber davon aus, hier eine Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter vor sich zu haben, so muſs man andererseits erstaunen, wie der geistigste innerlichste Stoff, der sich einem Historiker bieten kann, auf eine Weise veräuſserlicht worden, daſs seine Bedeutung vollständig verloren gegangen, und nirgends in demselben zum Vorschein gekommen ist. Was die Römische und Germanische Welt von einander trennt, und dann wiederum näher bringt, dieses ewige Privatrecht, das, seinen Staat überlebend, für alle Zeiten gegeben zu seyn scheint, und Rom, wie die Kirche in ihrer Welt, auch im wirklichsten Leben zum anderen Male erscheinen läſst, *die tiefen Fragen, die dieser Stoff* sich aufwirft, *und die er allein sich* wiederum beantwortet, werden wir vergebens in dem gegenwärtigen Werke suchen. Nirgends können wir es der Darstellung anmerken, daſs es sich eigentlich um einen Gegenstand vom höchsten weltgeschichtlichen Interesse handelt, überall ist das Ganze dem Einzelnen und Particulairen geopfert, und wenn eine gewisse Klarheit zu rühmen ist, so hat diese bei dem Mangel an Gedanken und an geistvoller Hervorhebung des inneren Sinnes der Institute einen geringeren Werth. Aus dem Hochlande und den Tiefen, die dieser Boden darbietet, ist die Untersuchung in eine einförmige Ebene verlegt worden, die keine Befriedigung gewährt, und so bleibt eine *innerliche* Geschichte des Römischen Rechts nach allen Bemühungen des Herrn von *Savigny* noch zu schreiben.

Eduard Gans.

Digitized by Google

XIX.

Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur; von Friedrich Christoph Schlosser. Ersten Theils erste Abtheilung S. VIII. 428. Zweite Abtheilung S. IV. 307. Frankfurt am Main bei Franz Varrentrapp. 1826.

Wenn man die Weltgeschichte in ihren grofsen Umrissen beschaut, so bietet sie in allen Perioden dem Auge den Gegensatz eines vorzugsweise gebildeten Kreises von Staaten und Völkern zu einer Reihe, wenn auch hie und da äufserlich zusammengehaltener, doch innerlich in keiner näheren Beziehung stehender Nationen. Dafs jener Kreis des vorzugsweise gebildeten Staatslebens immer nur einer, nicht mehre zugleich seyn können, liegt darin, dafs es eben Charakter des gebildeten Lebens ist, ein allgemeines Interesse für alles geistig sich regende zu enthalten, und dafs also, wenn auch die Anfänge politischer Bildung in verschiedenen Staaten zu gleicher Zeit und isolirt anzutreffen sind, doch die erste Berührung dieser aufstrebenden Staaten sie so fest aneinander kettet, dafs sie einander nicht wieder aus den Augen verlieren können, und entweder ein System gegenseitiger Verhältnisse ausbilden, oder einer den anderen verschlingen müssen. Nur das ungebildete Volk, nur Barbaren können isolirt und in ihrer bornirten Nationalität eingezwängt bestehen, ohne das Streben, ihre Blicke und Aussichten nach allen Richtungen hin zu erweitern.

Wie aber jede Kraft, die in einem grofsen Raum zur Anwendung vertheilt ist, schwächer wirkt, als die auf einen Punkt zusammengedrängte, so auch die Kraft des Staates, und alle politischen Kreise, die, ohne mannichfaltige Anhaltepunkte zu haben, sich über weite Länderräume ausdehnen, werden dadurch im Inneren schwach; — die Mannichfaltigkeit der Anhaltepunkte hört auf, sobald ein lebhafter Verkehr die Mannichfaltigkeit des Lebens aufgehoben, und die entferntesten Sphären der gebildeten Welt innerlich so verschmolzen hat, dafs sich dieselben Interessen in allen wiederholen, und diese einzelnen Sphären nicht mehr gegen einander Gegensätze bilden, sondern alle dieselben Gegensätze in sich einschliefsen, also auch nicht gegen einander in Kampf treten können, ohne dem Feind zugleich einen Anhaltepunkt in sich selbst zu gewähren, wodurch die Opposition aufgehoben und alle Verschiedenheit neutralisirt ist. Wie kleine Quecksilbertropfen in einem einzigen grofsen, so sind von Zeit zu Zeit die Staaten, welche die gebildete Welt ausmachten — mit einziger Ausnahme des neuesten, des Europäisch-Germanischen, Staatensystems — in grofse Weltstaaten, die schon ihres Umfanges wegen *nur* Monarchien seyn konnten — zusammengeflossen; und in wiefern ein solches Zusammenfliefsen ganz unmöglich gewesen wäre, ohne ein gewisses Abgelaufenseyn und Ausgelebthaben der Motive der Einzelnen so vereinten, kann man diese Weltmonarchien als die aus der Natur der Sache selbst hervorgegangenen Abschnitte der Weltgeschichte betrachten.

Einem sehr richtigen Tact zu Folge wurde die Weltgeschichte lange Zeit nur als eine in die Felder der Weltmonarchien zerfallende Composition behandelt, und Gatterer wird es neuerdings als ein Verdienst angerechnet, sich in Deutschland zuerst entschieden von diesem richtigen Tact losgesagt zu haben. In der That kann man es Gatterer als ein Verdienst anrechnen, wenn man auch den Schritt selbst, abgesehen von vorbereitenden Umständen, nicht loben kann. Die Deutschen Gelehrten waren seit den Zeiten des dreifsigjährigen Krieges ganz ohne Antheil an Staatsgeschäften, und also auch ohne Theilnahme dafür, zulezt ohne Urtheil darüber. Staatsmänner und Juristen studirten und bearbeiteten blofs neuere Staaten- oder allenfalls die Römische Geschichte; so fielen die vier Monarchien einer Menschenklasse anheim, welche diesen Rahmen, den sie aus früheren Zeiten überkommen hatten, mit den trockensten Notizen und dem leersten Sentenzengeklapper auszufüllen suchten, und namentlich für das eigenthümliche Leben der kleineren Staaten, aus welchen allmählig jene gröfseren Massen sich gebildet hatten, gar keinen Sinn, oft nicht einmal Studium mitbrachten. So war der Zuschnitt im Ganzen; einzelne Ausnahmen geben wir zu — sie waren aber selten, und ihr Talent auf keinen Fall eminent genug, um mit der Langeweile, die sich allmählig mit den vier Monarchien associirt hatte, zu versöhnen. Unter diesen Umständen mag es für ein Verdienst gelten, durch das Betreten einer neuen Bahn Sinn und Studium angefrischt zu haben.

Seit dem Verschwinden der vier Monarchien, unter deren Fahne die früheren Historiker fochten, sind der Fähnlein viele erhoben worden; es glich darin das Treiben der Historiker der ganzen Mitwelt, die eben auch in

Digitized by Google

einer revolutionären Gährung begriffen war, und wie in dieser sich allmählig alles wieder in gröfsere Massen ordnet, unter allgemeineren Interessen vereint, so stehen auch in der historischen Welt zwei Paniere einander entgegen. Die, welche unter dem einen Paniere fechten, erklären, dafs sie auf alle Schemata in der Geschichte verzichteten, dafs es ihnen um die nackte Wahrheit zu thun sei, dafs sie das Uebrige Gott befehlen — die Gegner hingegen erklären, die nackte Wahrheit des Geschehenen sei überhaupt keine Wahrheit, sondern Wahrheit sei nur im Geist zu finden, und man müsse also die geistige Bedeutung des Geschehenen nachweisen, oder man sei selbst wahrheits- und geistlos. Sei es mir vergönnt, einen Augenblick bei diesen verschiedenen Betrachtungsweisen zu verweilen.

Zunächst mufs es wunderbar erscheinen, wie jemand es noch für nöthig halten kann, die Ausmittelung der Wahrheit des Geschehenen als Zweck historischer Studien aufzustellen, da ja die Historie schlechthin nur auf dieser Wahrheit beruht, und ohne dieselbe aufhört das zu seyn, was sie ist; Dichtung, Roman oder vielmehr etwas ganz eitles und inhaltsloses wird. Wenn demnach dennoch diese Wahrheit so entsetzlich heftig in Anspruch genommen wird, müssen wir billigerweise auf den Gedanken kommen, dafs von beiden Seiten unter Wahrheit ganz verschiedenes verstanden wird; denn dafs sie die Wahrheit nicht wolle, wird auch die leztere unter den angeführten Ansichten nicht von sich zugeben. Untersuchen wir demnach, was eine jede jener beiden Ansichten von der Wahrheit nicht blofs aussage, sondern wie sie sich auch in dem Streben nach Auffindung der Wahrheit bethätige.

Die Arbeit der zuerstgestellten besteht nun besonders darin, das Geschehene 1) chronologisch nicht etwa blofs zu ordnen (denn als geordnet kann man die Geschichte im Ganzen schon lang ansehen, und nur einzelne Partien würden dieser Nachhülfe noch bedürfen) — sondern bis ins kleinste Detail zu bestimmen. 2) Dasselbe in Beziehung auf die localen Verhältnisse zu thun, und endlich 3) die Thätigkeit des Menschen unter diesen chronologischen und localen Bestimmungen ihrem äufseren Zusammenhang nach darzustellen; alles Uebrige aber Gott zu befehlen.

Im Allgemeinen kann man von chronologischen Angaben aussprechen, dafs man zu bedenken habe, einmal, dafs alle Chronologie auf willkürlichen Annahmen beruht, sodann aber, dafs selbst die sonst genauesten Schriftsteller in dieser Hinsicht in tausend Irrthümer gerathen können. Enthält doch ein vor kurzem erschienenes Geschichtswerk eines bedeutenden Deutschen Gelehrten, dem es noch dazu sehr um Wahrheit dieser Art zu thun ist, in Friedrichs des Grofsen Geschichte, also bei naheliegenden Begebenheiten, eine Reihe kleiner Fehler und Ungenauigkeiten chronologischer Daten, wie sollte man hier in früheren Werken immer diplomatische Genauigkeit fordern.

Aber wenn auch diese diplomatische Genauigkeit statt fände, würde sie durch die Willkürlichkeit der Zeitrechnung selbst doch immer wieder zu etwas vagem. Bei allen gebildeten Völkern ist als Maafsstab der Zeiteintheilung der Lauf der Himmelskörper angenommen; die Allgemeinheit dieser Annahme macht sie aber noch nicht zu einer nothwendigen; vielmehr zeigt schon allein das Schwanken darin, ob der Stand des Mondes oder der Sonne der Jahreseintheilung zu Grunde liegen soll, die Willkürlichkeit der ganzen Einrichtung, und streng genommen ist keine dieser von Himmelskörpern hergenommenen Bestimmungen rein durchgeführt in der Chronologie, mit der es die Geschichte zu thun hat, d. h. in dem bürgerlichen Jahre: denn die Zeit von einem Mondsstande bis zu der Wiederkehr desselben geht nicht in Tagen rein auf, und eben so wenig die Zeit von einem Sonnenstande bis zu der Wiederkehr ebendesselben.

So weit also chronologische Bestimmtheit nicht zu Verhütung völliger Unordnung nothwendig ist, hat sie für die Geschichte gar keinen Werth, und auch dann nicht als ein geistig erfülltes, sondern als ein anerkannt vages, auf willkürlichen Bestimmungen beruhendes, folglich von Hause aus von höherer Wahrheit entblöfstes und aller Substanz entleertes. Was wissen wir, wenn uns jemand beweist, es sei etwas im J. 400 nach Christo geschehen — welch' vage Bestimmung ist ein Jahr; und wiese man uns in dem Jahre den Tag, und in dem Tage die Stunde nach — welch' vage Bestimmung ist eine Stunde für die Bewegungen nur einer energischen Persönlichkeit. Sobald man sich in Untersuchungen dieser Art einläfst, tritt immer eine bestimmte Schranke ein, wo das pedantischeste Studium nicht hinüber kann, und jenseits dieser Schranke, wäre es auch die Bestimmung einer Minute, liegt immer noch ein vages und unwahres Jenseits.

Eben so vag und folglich eben so unwahr sind locale

Digitized by Google

Angaben, denn auch sie beruhen auf willkürlichen Voraussetzungen. Zuweilen enthalten sie eine That und ein Terrän als ein Ensemble; sie reden von einer Schlacht und einem Schlachtraum von Leipzig, von Salamis — und in diesem Falle wird der noch erwartet, der der That und dem Terrän eine so haarscharfe Grenzlinie zu ziehen vermöchte, dafs er sagen könnte, der Marsch dieser Compagnie, der Ritt dieses Adjutanten, die Bewegung dieses Schiffes zu dieser Minute, auf diesem Punkte der Gegend gehört noch zur Schlacht von Leipzig, von Salamis, der aber jener oder jenes anderen, fünf Minuten später, fünf Schritt weiter davon gehört nicht mehr weder zu der Schlacht noch zu dem Terrän der Schlacht. Also auch hier ist alles eine vage, eine willkürliche Zusammenfassung, zufällig mehr, zufällig minder detaillirt — für die Ordnung ist die Annahme fester Namen gut, aber diesen Namen liegen vage Vorstellungen zu Grunde, und wer dahinter Wahrheit sucht, spielt in der That um taube Nüsse.

Gibt nun aber auch die historische Darstellung zuweilen diese Vagheit auf, das heifst, giebt sie nicht scheinbar begrenzbare, geographische Gröfsen, nicht ein Thal, eine Ebene, eine Meerenge u. s. w., sondern einen Punkt, so kann dieser Angabe dann wieder niemand froh werden, als wer sich eben unmittelbar auf diesem Punkte befindet, vorausgesezt, dafs er genau diesen Punkt findet; sobald diefs Minimum des Locales auf eine Karte, sei sie noch so detaillirt, übertragen werden soll, ist die Schärfe der Angabe ohne weiteres verloren; sie wird nun wieder eine ganz inhaltslose, die etwas enthält, wobei man keine richtige Vorstellung hat — ganz zu geschweigen, dafs eine auf diese Weise in Punkte zersprungene Geschichte gar keine Geschichte mehr wäre, gar keine Wahrheit mehr hätte, wenn auch ein solches unerdachtes Wesen sich bewerkstelligen liefse.

Nachdem so die Vagheit und Unwahrheit chronologischer und localer Angaben aufgezeigt ist, ist noch von dem dritten Punkt, von der nackten Wahrheit der That selbst, zu reden. In wiefern eine That immer auch ein Ensemble von Veränderungen und Zuständen und in dieser Beziehung eben so vag ist, als eine chronologische oder locale Annahme, ist oben schon gezeigt worden; wer will die Secundenlinie ziehen, wo eine That begonnen, wo sie geendet hat? — Allein es ist *in* der That noch etwas anderes enthalten, als ihre chronologische oder locale Bestimmtheit, es ist Seelenbewegung, Absicht, Wille und Thatkraft, mit einem Wort, es sind moralische Bestimmungen dabei, von denen sich reden läfst. — Man lese nur von Thaten, die fast vor unseren Augen vorgegangen sind — und man wird die Erfahrung machen, dafs die, welche handeln, sobald die That einigermaafsen bedeutend ist, immer so von ihr hingerissen, eingenommen werden, dafs ihnen selbst darüber hintennach theils das Bewufstseyn über die Vollbringung der That mangelt (man lese nur Schlachtenberichte von verschiedenen Personen abgefafst), theils die Unbefangenheit, das, was geschehen ist, in seiner sogenannten Nacktheit wieder erzählend zu produciren. Diefs lezte ist in der That das schwierigste, und unter Millionen Menschen ist erst einmal einem eine bedeutendere Kraft objectiver Behandlung gegeben; die Reflexionen des Verstandes, und die Combinationen der Phantasie werden fast immer die reine Darstellung der Thatsache trüben. Scheinbar liefse sich diese Trübung sofort dadurch vermeiden, dafs ein dritter, der nicht selbst gehandelt hat, die Erzählung übernimmt. In diesem Falle nun wird die Nacktheit der Thatsache ganz verschwinden, denn eben die Natur, die Anlage, der Verstand, die Auffassungsweise des Erzählers wird ihr ein Kleid anziehen, sträube man sich auch mit Händen und Füfsen dagegen. Ueberhaupt fragt sich nun, was ist eine nackte Thatsache?

Soll es ein Geschehenes seyn nur in seiner äufserlichen Gestalt? ohne Einmischung eines Inneren? eines anderen, als des äufserlich erschienenen? — dann müfste der Historiker erst überhaupt nicht blofs in der Abstraction, sondern in der Substanz des Lebens die Linie ziehen, wo ein Inneres zu seyn aufhört, und ein Aeufseres zu seyn anfängt; dann müfste er zeigen, wo der Schnitt ist, der die Welt in zwei Hälften theilt.

Soll es aber das nicht seyn, so kann man nichts darunter verstehen, als die Darstellung des Geschehenen, gleichgültig, ob innerlich oder äufserlich bedingt, aber so wie es im Moment seiner Vollbringung war, nicht wie es reflectirt wird im Augenblick der Darstellung. Nun ist aber die Darstellung immer ein Reflex, sie ist nie die That selbst, und die abstracte Auffassung der momentanen Beschaffenheit der That eben so sehr ein Ding der Unmöglichkeit, als die abstracte Scheidung der Geschichte in Inneres und Aeufseres, als ihre abstract-chronologische und ihre abstract-locale Aus- und Aneinandersetzung. So mufs man nothgedrungen der anderen Ansicht Recht geben, wenn sie behauptet, dafs die nackte

Digitized by Google

Wahrheit des Geschehenen überhaupt nicht nur keine Wahrheit, sondern gar Nichts, und dafs alle Geschichte, welche diese prätendirt, eine sonderbare, aus Gutmüthigkeit oder Bornirtheit hervorgehende Täuschung sei. Wer in der Geschichte nichts sieht, als jene reinen Facten, der mufs nothwendig zulezt (wenn er in seiner Danaidischen Arbeit es bis zu einem „zulezt" bringt) der öfter, von Franzosen besonders, aufgestellten Behauptung beitreten, dafs die Geschichte nicht die Wahrheit des Geschehenen, sondern die angenommene Wahrheit desselben enthalte; dafs sie eine geistlose Anhäufung von Notizen sei, über Facten, deren Wahrheit man als ausgemacht annehme, deren Wahrheit aber nie auszumitteln sei. Die Wahrheit des Geschehenen mufs demnach in etwas anderem zu suchen seyn, als in der nackten, d. h., abstracten Auffassung desselben.

Indem ich nun dazu übergehe, das Streben der Gegenpartei zu charakterisiren, mufs ich im voraus bemerken, dafs ich mit obigem nicht mifsverstanden seyn, nicht gesagt haben will, dafs es dieser nur darum zu thun sei, das Geschehene nicht in seiner Wahrheit aufzufassen; sondern eben weil sie die Wahrheit will, aber um diese Erkenntnifs reicher ist, als die nackten Historiker, dafs Wahrheit in deren Sinn keine Wahrheit ist, eben aus diesem Grunde tritt sie ihnen feindlich entgegen. Auch diefs soll nicht gesagt seyn, dafs chronologische Ordnung und geographische Bezeichnung *überflüssig* seien und entbehrt werden könnten, oder dafs bei der Darstellung der Facten die historische Kritik nicht mit Gewissenhaftigkeit zu befragen wäre — vielmehr soll alles diefs eben so gut geleistet werden, als von denen, welche nach nackter Wahrheit streben, nur mit dem Bewufstseyn, dafs dadurch blofses todtes, dienendes Material geliefert, und nimmermehr jenes Unding der nackten Wahrheit erreicht wird; dafs man in der nackten Wahrheit der Historie von vorn herein die Vexiraufgabe des Wettlaufs der Schnecke mit dem Achilles stellt, und sie dadurch ganz ihrer Würde als Wissenschaft beraubt.

Es sei mir vergönnt, zu Behuf der Aufweisung des zulezt bezeichneten Standpunktes für Behandlung der Geschichte eine geringe Diversion zu machen; sie wird uns um so schneller zum Ziele führen.

Das Medium, durch welches wir über die Vorzeit belehrt werden, ist die Schrift, die Sprache. Alle anderen Quellen der Geschichte verschwinden in Verhältnifs zu den schriftlichen Ueberlieferungen, und sind ohne dieselben unauflösbare, oder, was dasselbe ist, tausendfach verschiedenartig auflösbare Räthsel.

Die Sprache ist nun aber ihrer Entstehung und ihrer Bestimmung nach nur geeignet zu Bezeichnung des Allgemeinen. Für das blofs Einzelne, pur Individuelle hat sie keinen Ausdruck, und wenn diefs zur Sprache kommen soll, mufs es entweder als ein Gegenwärtiges, auf dessen Anschauung man sich bezieht, aufgezeigt, oder seines Charakters als pur Individuellen beraubt, unter allgemeine Bestimmungen gebracht, mufs beschrieben, und somit zu etwas anderem gemacht werden, als es vorhin war. Geschichte, die Darstellung des Geschehenen, kann kein Gegenwärtiges, Individuelles zu ihrem Gegenstande haben, sondern in der Gegenwart nur das allgemeine, das einer Beschreibung fähige behandeln. Von der Geschichte ist somit — weil sie als Medium und Vehikel die Sprache braucht — die reine Einzelnheit ausgeschlossen.

Dennoch gibt es einen Punkt, bei dessen Behandlung der Historiker immer und immer wieder die Versuchung fühlen wird, jede allgemeine Bestimmung zu verschmähen, und nach der Erkenntnifs des rein Individuellen zu streben — und dieser Punkt ist: „*die That.*" Jede That ist auf der einen Seite ein Resultat anderer äufserlich hervorgetretener Begebenheiten, Gesinnungen, Verhältnisse, und sie wirkt ebenso durch *ihr* Hervortreten weiter zu anderen Thaten, sie ist also insofern nothwendig ein aus überliefertem, besprochenem hervorgegangenes, und wird selbst im Moment, wo sie vollbracht ist, zu einem überlieferten, besprochenen, also zu einem unter allgemeine Bestimmungen gebrachten, der Sphäre des individuellen Lebens entzogenen, sie wird ein *allgemeines.*

Auf der andern Seite erscheint dieser, ihr nothwendig inhärirende, Charakter der Allgemeinheit leicht als die blofs äufserliche Schale, unter welcher als ein tief Innerliches die wahre Bedeutung der That verborgen liege. Jede That ist nämlich dadurch, dafs sie des einzelnen Individuums bedarf, um in die Erscheinung zu treten, selbst auch ebensosehr mit dem Charakter der Individualität in der Gegenwart, als mit dem Charakter der Allgemeinheit in der Vergangenheit bekleidet, und die gefährliche Klippe für den Historiker besteht hier darin, dafs er sich leicht versucht fühlt, das Individuelle, was sich nicht in einer verständig klaren Ueberlieferung erhalten liefs, mit dem Genie des Dichters wieder herauszutasten, und so einen tiefern Grund der Geschichte ahnen zu wollen, als welchen der durch dieses Genie nicht unterstüzte darin zu finden vermag.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 45. u. 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1827.

Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur; von Friedrich Christoph Schlosser.

(Fortsetzung).

Der Historiker, welcher von diesem Standpunkte ausgeht, verzichtet nothwendig sehr bald auf eine wissenschaftliche Behandlung seines Gegenstandes, und erklärt die Geschichte für ein Fragment, dessen innerste, tiefste Bedeutung sich nur hie und da ahnen, nie klar und genügend aussprechen lasse. Er thäte besser der Historie ganz den Rücken zu kehren, denn — gestehen wir ihm auch den naivsten Tastsinn zu — unmöglich kann er, da seine Fähigkeit die eines einzelnen Subjectes ist, und er sich gerade auf das subjectivste Leben einläfst, allen Individualitäten der Weltgeschichte in gleicher Vollkommenheit als dichterischer Exponent dienen; er läfst uns also überhaupt in der Ungewifsheit, ob er nur irgend einmal vollkommen gedient habe, und so zieht er durch seine Bemühungen die Historie ganz in das Reich des subjectiven Urtheiles, des Gefühles, in das Reich der Zufälligkeit und Faselei. Wir wollen nicht in Abrede stehen, dafs diese Faselei zuweilen liebenswürdig werden könne, nur ist Liebenswürdigkeit kein Ziel für den Historiker, und *diese* Liebenswürdigkeit überhaupt von der Gattung weiblicher Anmuth, die dem einen anmuthet und dem andern nicht, so dafs in Beziehung darauf der alte Spruch: quisquis amat ranam, ranam putat esse Dianam, seine volle Geltung erhält.

In einer noch bei weitem gröfseren Entfernung bleiben wir von jenem als tieferer Grund der Historie bezeichneten Elemente des individuellen Lebens, wenn die Begebenheiten nicht in der Sprache der handelnden Personen dargestellt auf uns gekommen sind, denn es wird dann von ihnen nur das überliefert, dessen Bedeutung sich auch in Worten der fremden Sprachen ausdrücken läfst, also nur das, was zweien Völkern ein allgemein verständliches ist — und fast ganz in demselben Verhältnifs wie verschiedene Völker stehen in dieser Hinsicht die Glieder eines und desselben Volkes aber von verschiedenen Jahrhunderten zu einander.

Sehen wir aber auch hiervon ab, und betrachten wir jedes Volk mit seiner Sprache in einem bestimmten Zeitalter allein, so mufs man doch folgendes zugeben:

Die Sprache eines Volkes stellt in ihren einzelnen Worten, Theilen und Verhältnissen den Geist desselben dar, als ein zerlegtes, dirimirtes — in ihrer lebendigen Bewegung wird sie selbst dieser Geist. Das Material, in welchem sich dieser Geist fassen läfst, in welchem er lebt und ist, ist nur die Sprache.

Da nun ein Volk seine Thaten (wenn man nicht eine völlige Incohärenz seiner geistigen Facultäten, also Verrücktheit bei ihm voraussetzen will) nur in demselben Geiste vollbringen kann, in welchem es denkt, — da ein Volk nur das ist, als was es sich ausspricht, folgt von selbst, dafs seine Geschichte nicht ein Gewebe von Zufälligkeiten seyn kann, sondern nur dasselbe, obwohl weitläuftiger ausgeführte, in seinen verschiedenen Theilen entfernter auseinandergelegte, doch nothwendig und innig zusammenhängende System von Gedanken, welches in dessen Sprache nur geistiger und auch der Form nach dem Denken näher stehend erscheint.

Ein Volk, dessen Geschichte dieses innern Zusammenhanges ermangelte — würde auch weder selbst eine Sprache, noch das Verständnifs irgend einer anderen Sprache haben; es wäre also kein Volk und hätte also auch keine Geschichte — oder mit anderen Worten, es ist unmöglich, dafs je ein Volk so stupid war, als die, welche eines Volkes Geschichte zu erforschen meinen, ohne Anerkennung und Sinn für einen *vernünftigen, geistigen* Zusammenhang in dem Leben desselben.

Was hier über das Leben eines einzelnen Volkes gesagt ist, gilt in eben dem Grade von dem Leben der Menschheit, so weit es für uns ist. Nur in wie weit ein Volk

Digitized by Google

von dem anderen verstanden wird, d. h. in wie weit das eine zu dem anderen in einem geistigen Zusammenhang, in einem geistigen Verhältnifs steht, kann diefs andere von der Geschichte desselben wissen, und für uns ist die Geschichte der Vorwelt nichts, als der Inbegriff der früher entwickelten Begriffe unserer Sprache, der Inbegriff der früheren Momente der Entwickelung des Geistes, den wir kennen, und aufser welchem es für uns keinen gibt. Alles was man anderes darin suchen und finden will, ist nur ein eingebildetes Unding, die Empusa, die in hundert verschiedenen Gestalten, aber immer an dem Mifsfufse kenntlich, zum Vorschein kömmt. Ein Volk, was mit seinem Leben, ohne verstanden, ohne als ein Moment der Entwickelung des Geistes anerkannt zu seyn, einen Platz in der Geschichte einnehmen wollte, würde einem Bienenstocke und Wespenneste an Bedeutung vollkommen äqual seyn, und von der Geschichte eines solchen Volkes könnte also überhaupt niemand sprechen, als wer es etwa in seinen Resten als ossemens fossiles zu behandeln das Glück hätte.

Das pur Eigenthümliche der Völker also wie der Einzelnen ist für die Geschichte verloren. Es könnte seinen Sinn anderen Geistern, es könnte sich dem Geist überhaupt nur aufschliefsen, insofern es sich zu einem mit diesem anderen gemeinsamen, zu einem allgemeinen machte, also das nicht wäre, was es ist. Das ist unmöglich. Lautlos, oder, wenn nicht lautlos, doch geistlos geht es in der Geschichte an uns vorüber und macht keinen organischen Theil derselben aus.

Die Geschichte ist somit ein geistiges Ganzes und sie ist der Geist der Menschheit selbst — der Procefs des Geistes ist der Procefs der Geschichte und dieser *Procefs* ist die *Wahrheit* und *allein* die Wahrheit. Die Wahrheit der Geschichte ist nicht ein bestimmtes, bornirtes, auf Grenzen und Zahlen beruhendes, was der Mensch einmal, für immer gewinnen, wobei er dann ruhen und rasten könnte; will er es gewinnen, so mufs er es als das rastlos sich bewegende erfassen.

Es folgt aus dieser Ansicht der Geschichte unmittelbar, dafs es nicht die Bestimmtheit des Geschehenen als eines blofs Geschehenen ist, welches das geistig Interessante daran ist, sondern diese andere, dafs das Geschehene ein geistig reflectirtes, ein vom Geist durchdrungenes und von ihm Zeugnifs ablegendes sei.

Die Schlacht von Salamis, als diese einzelne Begebenheit, meinetwegen des Jahres 480 vor Christo, ohngefähr auf dem Meerraum zwischen der Insel Salamis und dem Attischen Festlande — an dieser ist wahrhaftig nicht das mindeste Interessante: so mögen tausend andere Treffen gehalten worden seyn vor aller Geschichte; aber sie als die vom Griechischen Geiste belebte, gefeierte, reflectirte ist eine welthistorische Begebenheit und ihr Andenken eine Festfeier aller, denen die Freiheit und Schönheit des Geistes göttliche Gedanken sind.

Herodot soll, den neuesten Untersuchungen zu Folge, zu Anfange des 5ten Jahrhunderts vor Christo, etwa ans Jahr 408, geschrieben haben, also angenommen 72 Jahre nach dem angenommenen Schlachtjahre — man sehe zu, wie viel schiefes jezt schon über Schlachten, die vor zwölf, vierzehn Jahren geschlagen, über die fast im Augenblick der That Berichte aufgesezt worden sind, geschrieben seyn, wie vieles ungewifs seyn und bleiben mag; lassen wir Herodot nun auch dreifsig Jahre früher schreiben als oben angenommen war, lassen wir ihn noch so gute Erkundigungen einziehen, dennoch ist es unmöglich, dafs er nackte Wahrheit gegeben hat; die war weder im ersten Siegesrausch, noch kurz nachher, noch überhaupt jemals zu geben, weil sie ein Unding ist — ja unser Verständnifs des Herodot ist nicht einmal ein nackt wahres, denn uns schwebt bei seiner Lesung die ganze spätere Entwickelung des Griechischen Geistes nicht nur, sondern des Weltgeistes vor, und dagegen mangelt uns die ganze Anschauung der Person und des Lebens Herodots selbst und die lebendige Anschauung seiner Mitwelt — wir verstehen Herodots Schriften auf keinen Fall in dem ganz individuellen Sinn, in den ganz individuellen Vorstellungen, mit denen er sie schrieb, und dennoch ist nicht die *nackte* Schlacht von Salamis, sondern die von Herodot, von anderen, ja! von allen Griechen und von unserem Verständnifs *bekleidete* es ganz allein, welche in der Entfaltung und in der Geschichte des Geistes, also in der wahren Geschichte einen Platz hat; so *allein* hat sie Wahrheit.

Für das Gedeihen der Behandlung der Geschichte als eines geistigen, in sich organischen Ganzen, dessen Momente überhaupt die Momente geistiger Bewegung sind, waren die ersten in dieser Art in Deutschland gemachten Versuche ungünstig. Sie fielen in eine Zeit, wo die neuere Philosophie noch hie und da über die Haltung und Schranken philosophischen Denkens hinaus schweifte, und es sind grobe Geschichtsfaseleien mit einem Gesicht aufgetreten, als würden sie aller

Digitized by Google

künftigen Forschung die Wege richten. Gegen diese verfehlten Versuche sieht man in der Regel die nackten Historiker fechten: eine eitle Arbeit, da niemand sich die Mühe nimmt jene zu schützen, und dennoch haben jene wenigstens *Einen* Vorzug noch immer vor ihren Feinden: auch zugegeben, dafs sie das Material auf das willkürlichste behandelt, und die Geschichte wahrhaft ans Kreutz genagelt, mit Efsig und Galle getränkt haben, so erkannten sie in der Geschichte immer noch die Nothwendigkeit eines inwohnenden geistigen Zusammenhanges, während ihre Gegner davon ausgehen, in der Geschichte im allgemeinen weder Sinn noch Verstand finden zu wollen. Zugegeben dafs es eine nackte Wahrheit gäbe, würde diese Eigenschaft für jede Begebenheit, für jede Beobachtung gleichermaafsen in Anspruch genommen werden können, und keine vor der anderen einen Vorzug verdienen; es wird bei dieser Darstellungsweise vollkommen gleiche Wichtigkeit haben, ob jemand ausmittelt, von welchem Stoff die Schuhe der alten Deutschen waren — wenn er nur die nackte Wahrheit trifft — oder ob er ausmittelt, wie sich das Princip des Lehenwesens allmälig zum System entwickelt hat. Der beste Beweis dafür sind die Producte dieser Ansicht, welche bei einer nicht genug zu bewundernden Gelehrsamkeit am Ende doch nichts enthalten, als was dem schreibenden Gelehrten *subjectiv* interessant war — denn da kein nothwendiges Princip die Auswahl des Geschehenen, was dargestellt werden soll, leitet, bleibt das subjective Interesse des Historikers allein als Wahlprincip übrig.

Ref. hielt es für nöthig obige Erklärungen einer Recension des bezeichneten *Schlosserschen* Werkes vorauszusenden, denn ob zwar Herr *Schlosser* weder der einen noch der anderen der bezeichneten Richtungen entschieden folgt, ist es doch durchaus nothwendig diesen Gegensatz klar zu fassen, um des Verfassers eigenthümliche Stellung allgemein verständlich bezeichnen zu können.

Die früheren Werke desselben Verfassers hatten, so weit sie Ref. bekannt sind, bestimmte einzelne Zwecke, und diese einzelnen äufserlich zu realisirenden Absichten (z. B. denen die sich mit historischen Studien beschäftigten, ein Handbuch zu liefern, was ihnen zugleich eine feste und zusammenhängende Reihe der Begebenheiten vor Augen führen und sie mit den Quellen bekannt machen und zu deren Studium reizen sollte) gaben dann der ganzen Arbeit ihre Haltung. So haben auch die Abhandlungen über Vincent de Beauvais ihren bestimmten einzelnen Zweck, und nur die Geschichte der bilderstürmenden Kaiser, deren sich jedoch Ref. nicht mehr im Detail erinnert, neigt, ohne einem vereinzelten Zwecke zu dienen, sehr zu jener reinen Darstellung der Facten hin. Die universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur scheint nun plötzlich Herrn *Schlosser* als einen den philosophisch historischen Bestrebungen zugewandten Geschichtschreiber zu bezeichnen, und Ref. erlaubt sich die Stelle, wo Herr *Schlosser* selbst über den Standpunkt, von welchem aus er sein neues Werk angesehen wissen will, spricht, wörtlich mitzutheilen: „Zu erforschen, was in jeder Zeit geschehen ist, die Ursache warum, und die Art, wie es geschehen, der Nachwelt aufzubewahren, oder aus der Masse des Aufbewahrten das seinem Urtheile nach für seine Zeit Brauchbare zusammen zu stellen, ist das Geschäft dessen, der die politische Geschichte schreibt, und, seine eignen Gedanken so wenig als möglich einzumischen, sein höchstes Gesetz. Wer aber die Verbindung des Einzelnen mit dem Ganzen zeigen, *einen* Gedanken durch seine Erzählung durchführen will, der mufs seine eigne Meinung aussprechen, er mufs darauf verzichten, aus Urkunden, Nachrichten, Denkmalen dasjenige enthüllen zu können, was seiner Natur nach nur errathen, nicht bewiesen werden kann; er wird daher behutsam und bescheiden sein Urtheil nicht mit der Geschichte selbst verwechseln dürfen."

Mit diesen Worten erkennt zuerst Herr *Schlosser* die höhere Bedeutung der Geschichtsbehandlung an, welche in der Geschichte die Entwickelung *eines* Gedankens sieht, denn er bezeichnet das entgegenstehende Treiben als ein Suchen nach dem Brauchbaren, also als eine Sache, die erst durch ein drittes, dem sie dient, Werth erhält. Allein indem er weiter diesen *einen* Gedanken der Geschichte nicht als einen nothwendigen zu fassen wagt, und die Organisation des diesem Gedanken einwohnenden Geistes als von zufälligem eignem Meynen abhängig darstellt, zieht er seine ganze Arbeit wieder in das Reich subjectiven und zufälligen Beginnens, wodurch zugleich diefs andere festgestellt ist, dafs diese Arbeit niemand in ihrer Vollkommenheit zu würdigen vermag, als wer des Verfassers Subjectivität ganz kennt,

Digitized by Google

auf das innigste mit ihr vertraut ist — und da ein solches Vertrautseyn unmöglich ist ohne ein freundliches Anschmiegen, so dürfte ein Recensent, mit welchem Herr *Schlosser* selbst zufrieden seyn könnte, nur unter seinen nächsten Freunden zu finden seyn, unter welche sich zählen zu dürfen, Ref. in keiner Weise die Ehre hat, obwohl er nicht glaubt verschweigen zu dürfen, dafs er Herrn *Schlosser* für das, was er aus seinen verschiedenen Werken gelernt hat, sehr viel Dank schuldig ist, und dafs er sich, wo er irgend denselben näher zu berühren das Vergnügen hatte, allezeit freundlicher Beziehungen erfreute.

Ref. glaubt zuerst im allgemeinen bemerken zu müssen, dafs die Ausführung, welche Herr Schlosser seinem Werke gegeben hat, deutlich beweist, dafs er nicht die Völker, wie er sie nach und nach dem Leser vorüberführt, selbst als die Substanz der Bildung ansieht, sondern die Bildung gewissermaafsen als ein von dem Volke verschiedenes, als einen Gegenstand, welchen die Völker produciren, und den sie zerstören oder einander überliefern, wie eine einzelne Notiz. Es kann bei dieser Ansicht nicht Wunder nehmen, dafs auch die Bildung der Erde in diese Universalgeschichte, die nur *ein* Gedanke seyn soll, hereingezogen wird, denn das Geschehene ist ja nicht selbst dieser Gedanke, (welche Ansicht die Entwickelung der Natur vor dem Hervortreten des Menschen ganz aus der Geschichte verbannen müfste) sondern der Gedanke ist in dem Geschichtschreiber, der natürlich kein äufseres Ende des Gegenstandes findet, den er behandelt, und von dem er sich bis zu den Anfängen alles Seyns fortlocken läfst, wenn auch nur, wie es hier geschehen ist, um die grofsentheils widersprechenden Resultate der Forschungen anderer in trockener Kürze neben einander zu stellen. Referent versteht von dieser naturwissenschaftlichen Partie, welche sich an die Geschichte anreihen, und derselben gewissermaafsen als Rahmen vorsetzen läfst, ohngefähr eben so wenig als der Herr Verfasser, doch selbst wenn er Meister darin wäre, würde er bei der Beurtheilung eines historischen Werkes lieber diesen Theil ganz aus dem Spiele lassen, um von dem eigentlich historischen Inhalt des Buches zu reden.

An die naturwissenschaftliche Partie, welche unter der Ueberschrift: *Vorweltliche Zeit*, den ganzen ersten Abschnitt bis S. 57 einnimmt, schliefst sich eine erste Abtheilung des zweiten Abschnittes: die *Urweltliche Zeit*, eng an, welche von den verschiedenen Völkerstämmen Bericht gibt, und der Anfänge des Staatslebens kurz gedenkt. Jede Menschenverbindung beginnt natürlich zuerst durch das Einanderangehören bestimmter Individuen, an einem bestimmten Orte und zu einer bestimmten Zeit, und dieser bestimmte Anfang gemeinschaftlicher Interessen hängt mit dem Hervortreten bestimmter Bedürfnisse zusammen. Es mag bei der Forschung nach dem Entstehen des einzelnen Staates interessant seyn, auch diese bestimmten äufseren Bedingungen seines Gedeihens aufzuzählen; aber wo von dem Entstehen des Staates überhaupt die Rede ist, hätte billig nicht bei diesen blofs äufserlichen und zufälligen Dingen stehen geblieben werden sollen. Man kann den Staat eher ein Ereignifs nennen als ein entstandenes, denn so wenig die Lehrsätze der Mathematik erst durch ihre zufällige Anwendung entstehen, so wenig jemand den Schlaf erfindet, so wenig ist der Staat ein blofs durch einzelne Bedürfnisse gebildetes und hervorgerufenes, wenn es auch einmal ein zuerst Daseiendes war. Das menschliche Wesen, der Geist des Menschen in seiner Ausdehnung über das einzelne Subject hinaus, als die gemeinsame Materie, in der sich alles regt und lebt, hätte an der Spitze einer Universalgeschichte in seinen organischen Theilen betrachtet werden müssen, das wäre der einzige Anfang gewesen, der die Geschichte als die Entwickelung dieses Geistes wissenschaftlich hätte einleiten können, und dann wäre dieser Abschnitt über die Anfänge menschlicher Vereine von selbst in ein ganz anderes Licht getreten, denn es hätte sich gezeigt, dafs jeder menschliche Verein eine geistige Substanz ist, deren höchste Ordnung und leztes Verhältnifs der Staat ist — es hätte sich gezeigt, dafs vor dem wirklich vorhandenen Staate auch gar keine Geschichte zu finden ist. Selbst da, wo scheinbar die Geschichte in einen Zustand hinaufreicht, der ohne künstliche Staatsinstitute ist, war der Mensch nicht ohne Staat, und in den patriarchalischen Zeiten also, wo die Familie selbst der Staat war, hatten die Familienbeziehungen noch eine weit andere Bedeutung, da innerhalb ihrer die höchsten Spitzen des menschlichen Lebens zusammen liefen, kurz! sie selbst der Staat waren, als jezt, wo sie ein einzelnes und untergeordnetes Moment des Lebens im Staate sind.

Die zweite Abtheilung des zweiten Abschnittes enthält in vier Capiteln die Geschichte des fernen Ostens,

Digitized by Google

der Mongolen, China's und Japans, sodann Indiens, Ostpersiens, Babyloniens, Assyriens und des ältesten Aegyptens. Es erscheint fast überflüssig, in Beziehung auf diesen Theil des Werkes wie auf das Ganze noch in Sonderheit zu erwähnen, dafs nicht leicht irgend ein anderer Mensch so wie der Hr. Verfasser alles kennt und gelesen hat, was Quelle oder Hülfsbuch genannt zu werden verdient — die *Schlossersche* Gelehrsamkeit ist allmälig in ganz Deutschland anerkannt, und es wäre unbillig und ungerecht, wenn wir nicht erklären wollten, dafs nicht nur sehr viele einzelne höchst schätzenswerthe Bemerkungen und Darstellungen in dem vorliegenden Buche zu finden sind, sondern auch dafs die Lectüre des Buches, sobald dieses nur bei seiner ganz subjectiven Haltung nicht die Prätension machte, die Geschichte als *einen Gedanken* behandeln zu wollen, nicht uninteressant seyn könnte. Mit *dieser* Aufgabe an der Spitze liefert es überall zu wenig und überall zu viel.

Wir wollen diefs durch einige Beispiele zu erläutern suchen. Zu wenig liefert das Buch, weil es weder im Ganzen den Gedanken der Geschichte ausspricht und entwickelt, noch die Gedanken des Lebens der einzelnen Völker; auch stellt es die einzelnen Gedanken, die sich hie und da ausgesprochen finden, nicht als ein innig und nothwendig verbundenes dar. So, indem es zwar zeigt, wie eine gewisse Masse von Notizen, Fertigkeiten und guten Gesinnungen almälig entsteht, sich vergröfsert und von einem Volke an das andere kömmt, läfst es doch dem Leser fortwährend den Zweifel, ob nicht diese Bildung in der Weise, wie sie entstanden ist, zu theuer erkauft sei, ob sie nicht auf einem anderen menschlicheren Wege auch habe producirt werden können. Als Beispiel führe ich hier die Weise auf, wie Herr *Schlosser* die Castenverfassung behandelt — er sagt von ihr bei den Indern S. 108: „Die Beschaffenheit Indischer Einrichtung, wie sie bis auf die Zeiten des Muhamedanischen Einfalls bestanden hat, ist ganz dem Charakter der Urwelt gemäfs.“ Wie dieser Charakter der Urwelt beschaffen sei, wird S. 65 in Beziehung auf die Casten folgendermafsen erklärt: „Wie der Gute und Schwache im Zustande der Natur die Beute des Starken und Gewaltsamen war, so wird er im Beginn des gesellschaftlichen Zustandes leicht die Beute von Schlauen, von Schamanen, von Bonzen. So entstanden zwei Classen, die sich eines Vorrechtes vor andern zu bemeistern wufsten. Gewöhnlich bildete sich aber ein natürlicher und nothwendiger Zusammenhang zwischen diesen beiden Menschenclassen, daher die beiden oberen Casten der Staaten der Urwelt so eng zusammenhängen.“ — Die Nothwendigkeit dieses Zusammenhangs wird nun nirgends weiter dargethan, und nachdem in dem nächstfolgenden das Entstehen einer Priestercaste theils mit Hülfe der Neuseeländischen Menschenvereine, theils mit Hülfe einer Stelle der Metaphysik des Aristoteles gezeigt worden ist, fährt der Herr Verf. also fort: „Ist nun das Volk ein ackerbauendes, also ein angesiedeltes, so bildet sich natürlich auch ein Krieger- oder Ritterstand, so wie ein Theil, der die Verwaltung führt, wenn diefs die Priester nicht thun; und so haben wir vier natürliche Abtheilungen des ganzen Volkes, eine denkende und erfindende, eine wehrhafte, eine verwaltende, eine arbeitende. Diese Sätze sind unbestreitbar gewifs, man wird aber die genauere Entwicklung der einzelnen Einrichtungen der ältesten theokratischen, hierarchischen und streng in Casten getheilten Staaten und deren Ursprung hier nicht weiter abgeleitet zu sehen verlangen, wenn man die neuesten Berichte von Botany-Bay und Port Jackson über die rohen und cannibalischen Neuseeländer und die Caste der Rungatidas, der Frei- oder Edelgebornen unter ihnen gelesen hat.“ — Dafs das Entstehen der Casten nicht auf übernatürlichem Wege zu Stande gekommen sei, daran hat in Europa, so viel Ref. bekannt ist, noch niemand gezweifelt, auch ehe die Neuholländische Weisheit zu Hülfe kam; aber wenn alles blofs natürlich seyn soll in der Geschichte, wenn die Wissenschaft keine höhere Versöhnung gewähren kann, mit dem, was in der Geschichte das Gefühl des Subjectes verletzendes vorkömmt, dann wohnt kein göttlicher Geist in der Geschichte, und wir wollen jedem rathen von diesem pur weltlichen Treiben, was höchstens oberflächlich unterhält oder äufserlich nüzt und klug macht, die Hände zurückzuziehen. Auch was über das Entstehen der bestimmten Indischen Casten gesagt ist, beschränkt sich auf die Aufzeigung natürlichen Entstehens; es heifst S. 117: „Sind sie (nämlich die verschiedenen Zweige eines Stammes) an Kraft und Geist ungleich, dann wird ein Zweig oder eine Familie des Hauptstammes nach der andern in ein dauernd abhängiges Verhältnifs gebracht, gewöhnt sich daran, und betrachtet endlich seinen Zustand als ein nothwendiges

Digitized by Google

Naturgesetz. Eine solche Ungleichheit finden wir fast bei allen Völkern, aber Gesetz, Natur wird sie erst durch priesterliche Schlauheit, durch eine Generationen hindurch beharrlich durchgeführte Lehre und Regel, welche von den Weisen und Priestern als *göttliche* Lehre gepredigt wird. Diefs geschah in Indien, weil die Natur den Indischen Zweig der Caucasier, wie den Aegyptischen, mit wilder Phantasie und mit starker Neigung zu mystischem Grübeln begabt hatte."

Bei dieser ganzen Erklärungsweise bleiben am Ende die Rungatidas der Neuseeländer und die Braminen der Inder auf ein und derselben Stufe stehen, und ihre grössere oder geringere Bedeutung ist nur von zufälligen äufseren Umständen abhängig gewesen. Diefs Verhältnifs aber, dafs Castenstaaten in der Urwelt *welthistorische* Bedeutung hatten, und dann nie wieder, dafs die *höhere* Bildung solcher Völker, welche nicht mit Casten ausgerüstet waren, *erst* entstehen konnte, als die mit dergleichen versehenen ihre Aufgabe *gelöst hatten* — diefs Verhältnifs bleibt ein Problem, an welchem Herr *Schlosser* stillschweigend vorübergeht. Bei dieser Betrachtungsart ist es denn auch kein Wunder, wenn sich der Herr Verfasser über die Leiden empört, welche die Castenverfassung dem einzelnen Subject auflegte. Er spricht sich hierüber S. 128 folgender Gestalt aus: „Wir haben es, unserem Zwecke nach, hier nur mit dem einzigen Satze zu thun, dafs der menschliche Geist auch hier durch das theokratische und hierarchische Wesen in eine feste Form geschmiedet war, die viel Schönes haben mag, die aber von dem, was wir den gröfsten und schönsten Charakter der Menschheit nennen, in zwei Hauptzügen abweicht. Zuerst ist der grofse Charakter der menschlichen Natur, dafs sie etwas Gemeinsames sei, durchaus vernichtet; jeder Classe ist eine Bildung, eine Form durch Geburt zugetheilt; jede andere Form als die ihrige bleibt etwas Unerlaubtes, Unreines. Daraus folgt dann, dafs mit diesem hierarchischen Wesen der für uns tröstende Gedanke, oder, wenn man lieber will, der selige Traum von einer durch alle Gegenden, Zeiten und Völker durchgehenden Entwickelung des menschlichen Geschlechts, die wir in der Geschichte Hellenischer und Germanischer Stämme nachzuweisen suchen, durchaus unverträglich ist. Dazu kommt noch ein Zweites; es schwebt nämlich über allem ein Halbdunkel, welches ohne Frevel nicht gestört werden darf; dem Haufen ist nur eine Erkenntnifs im Bilde vergönnt, und dieses Bild wird, je tiefer es herabkommt, immer unreiner. So täuscht eine geheime Lehre, deren Sinn, wie gewöhnlich der Inhalt geheimer Lehren, wenn man ihn endlich gefunden hat, nicht des Suchens werth war, durch ein stets nur halberscheinendes, und wenn man es greifen will, schnell verschwindendes Bild Alle, die an solchem Versteckespielen Vergnügen haben. Durch diefs Spiel mit Bildern und Worten ward schon in der Urzeit das Leben dieser Völker für die oberen Casten ein angenehmer Traum, für die unteren eine Abwechselung drückender Mühsal mit schändlicher Sinnenlust, für alle ein Einwiegen in den sanften Schlummer entmannender Weichlichkeit."

Der Herr Verfasser hätte es doch nicht als ein so blofs äufserlich bemerkbares behandeln sollen, dafs gerade die welthistorisch bedeutenden Castenstaaten die ungeheuersten Baue hinterlassen haben — Hr. *Schlosser* führt diese zwar an, verweilt zum Theil bei ihnen; ausführlich aber, als das diese Staaten rechtfertigende, führt er sie nicht an. Auch dafs das Ansehen einer Priestercaste zuerst den Welthandel eröffnete, was wahrhaftig schwerer war als Felsenbohren, und was *Heeren* auf das klarste und folgenreichste entwickelt hat, bringt Herr *Schlosser* sehr wenig in Anschlag. Die erste grofsartige Anwendung von Menschenkräften auf die Gestaltung und Unterwerfung der umgebenden Natur, und der erste grofsartige Völkerverkehr ist ein Werk, was ganz in die Castenstaaten Indiens, Meroe's und Aegyptens fällt. Neben der Anerkennung dieses Werkes mufs man freilich zugeben, dafs Millionen Menschen selbst fast nur als Naturproducte behandelt wurden, dafs Millionen Menschen zum Behuf dieses Werkes von einem allgemein menschlichen Interesse und Bewufstseyn ausgeschlossen wurden. Allein diefs Werk mufste die nothwendige Grundlage aller späteren Bildung abgeben. Wenn man die Geschichte nur in dieser Beziehung betrachtet: „in wiefern sie den dem Subject einwohnenden Geist respectirt," — ist freilich nicht immer Fortgang und nothwendige Verbindung in ihr — betrachtet man aber die Geschichte als *Einen Gedanken*, d. h., als ein Werk, woran die Menschheit denkt und arbeitet, was ihr aufliegt, sie drängt und zur Thätigkeit nöthigt und zwingt, wie der Gedanke sich einen genialen Menschen unterwirft — betrachtet man ferner die einzelnen Hauptterscheinungen der Geschichte als die Hauptstationen bei der Vollbringung des vorgeschriebenen Weges, zu deren Erreichung der Mensch im Strome des

Digitized by Google

Gedankens fortgerissen wird, deren festeste Puncte erstürmt seyn wollen mit aller Energie, die sich entwickeln läfst — endlich dafs das Urtheil über einen Staat nicht davon abhängen kann, ob er das Subject gewürdigt, etwa dem edlen, gefühlvollen Gemüth des Einzelnen Raum zu breiter Entwickelung gewährt hat, sondern davon, ob er das geleistet, was nothwendig an der Zeit war, ob er die Schwierigkeiten überwunden, die in den Weg gelegten, feindlichen Hinderungen im Sturm oder mit Verstand besiegt, welche zu überwinden, zu besiegen zu seiner Zeit Aufgabe der Menschheit, Forderung des Gedankens war — so erscheint es als ein unbedeutendes Opfer, was kaum der Rede werth ist, wenn zu Behuf jenes ersten Pas, den der Mensch auf dem ihm zur Besiegung angewiesenen Terrän gewann, Millionen Mitarbeiter wie Faschinen in die Gräben geworfen wurden, um über den Damm, den ihre gemifshandelten Leichname bildeten, zu dem Zielpunkt ihres Strebens zu gelangen, und den späteren Generationen und Völkern die Aufpflanzung ihrer Siegesfahnen möglich zu machen. Das, was Ref. unter dem zu Wenig in der Arbeit des Hrn. *Schlosser* verstanden hat — ist in obigem wohl klar ausgesprochen; das zu Viel läfst sich kürzer angeben. Wozu in aller Welt jene vielen ganz einzelnen Notizen aus Reisebeschreibungen u. s. w., wie z. B. die aus Belzonis Beschreibung seines neu entdeckten Königsgrabes, aus welcher sogar mit gesperrten Lettern die Notiz abgedruckt ist, dafs die Vorzeichnungen zu den Reliefs zuerst mit *rother* Farbe von minder geübter Hand angefertigt, dann von geübterer mit *schwarzer* nachcorrigirt worden seien? Sind solche Quisquilien auch bedeutend genug, um in einer universalhistorischen *Uebersicht* einen Platz zu finden?

Es ist übrigens, um auf die Castenverfassung nochmals zurückzukommen, ein eitles Gerede, wenn man sich im allgemeinen gegen eine Form menschlicher Vereine erklärt, und ganz von selbst mufs es da wegfallen, wo diese Vereine nicht betrachtet werden als Objecte, die durch den Gedanken zu Stande kommen, sondern selbst als Gedanken, als Geister, die in dem einzelnen Subject nur die Glieder ihrer Entwickelung, und alle das Subject blofs zu dem bestimmten Behufe haben, zu dem es wirklich in jedem Augenblick gebraucht wird. Wenn von unserer Zeit die Rede ist, ist von einer in geistiger Gährung begriffenen, in Gegensätze zerrissenen Zeit die Rede, wo die ehemaligen Unterschiede nach Völkern allmälig immer mehr ihre scharfen Kanten und ihre Bedeutung verlieren, und wo innere, geistige Gegensätze in den einzelnen Völkern hervortreten — da ist es also an der Zeit, sich für den einen oder anderen Gegensatz, der *jezt* zur Herrschaft geführt werden soll, zu erklären, und Ref. seiner Seits trägt gar kein Bedenken, als Protestant in den entschiedendsten Hafs gegen alles, was auch nur entfernt an Theokratie und Hierarchie erinnert, von ganzem Herzen einzustimmen; aber von solchen Einflüssen der jetzigen Zeit sollte eine universalhistorische Behandlung der Aegyptischen und Indischen Geschichte billigerweise ganz frei bleiben. Unsere Stellung und Aufgabe im Augenblick ist so gut eine bornirte, als es die der Aegypter im Augenblick ihrer Geltung war, der Historiker sollte sich aber nie durch zeitlichen Eifer borniren lassen.

Unsere Recension würde zu einem dreifach dickeren Buche anschwellen, als das des Verf. ist, wenn wir in ähnlicher Weise auch nur alle Hauptknoten in der Entwickelung der Geschichte der alten Welt durchsprechen wollten; um aber doch unseren Lesern ein deutliches Bild der historischen Behandlung Hrn. *Schlossers* an einem gröfseren Abschnitt aus seinem Geschichtswerk zu geben, eilen wir zu den Griechen, deren Geschichte der Hr. Verf. am ausführlichsten behandelt, zwischen welchen und den Aegyptern er aber unter der Aufschrift: „Zeiten der Blüthe des Israelitischen Staates, der Persischen und Medischen Herrschaft" — einen dritten Abschnitt gestellt hat, den wir hier überspringen müssen. Um weder einen Gegenstand zu wählen, der aus Mangel an betreffenden Notizen einer halbdunkeln Zeit angehört, noch auch einen, der, wie so viele aus der Griechischen Geschichte, zum Gemeinplatz geworden ist, bleiben wir bei den Zeiten von Thebens Gröfse stehen, und um nicht, wie so oft in Recensionen geschieht, blofs das Gegebene hie und da tadeln zu müssen, ohne etwas den Tadel rechtfertigendes positives im Zusammenhange entgegen zu stellen, sei es uns vergönnt, den Zeitraum, welchen wir seinen politischen Hauptbeziehungen nach in Hrn. *Schlossers* Darstellung verfolgen wollen, selbst zuvor in seinen Umrissen dem Leser vor Augen zu führen.

Durch Athens Unterliegen war ganz Griechenland unter Spartas Hegemonie vereint — nie erscheint Griechenland einiger, als kurz nach Beendigung des Peloponnesischen Krieges. Was aber Athen zuerst den Unter-

Digitized by Google

gang gebracht hatte, mufste nothwendig auch Sparta wieder von seiner Höhe stürzen. Athen war unterlegen, weil es dem Lysander mit Cyrus besser geglückt war, als dem Alcibiades mit Tissaphernes, Persiens Geld zu Unterjochung der feindlichen Stadt zu gewinnen.

Da die Freiheit kleiner Staaten ein Gleichgewicht der gröfseren nothwendig fordert, und da die Feigheit und Furcht, die mit der Schwäche kleiner Staaten nothwendig verbunden ist, das Gleichgewicht der gröfseren Staaten immer wieder durch das Anschliefsen der kleineren herbeiführt, würde ohne Persiens Dazwischenkunft der Peloponnesische Krieg in Griechenland einer Schraube ohne Ende zu vergleichen gewesen seyn.

Der Peloponnesische Krieg mufste nothwendig so lange dauern, bis das Interesse und die Macht des einen oder des anderen bedeutenden Nachbarfürsten ein Uebergewicht, was die kleineren Griechischen Staaten alle überwog, in die eine oder die andere Schale legte.

Indem also der Sieg Spartas über Athen durch Persien herbeigeführt, und Sparta gewaltsam an die Spitze von ganz Griechenland gelangt war — mufste eine Veränderung des Interesses der Persischen Statthalter Sparta nothwendig auch wieder stürzen. Die mifsliche Lage, in welcher sich Sparta befand, sobald es in Griechenland eine gewaltsame Stellung erlangt hatte, deren Fundament das Interesse eines Fremdlings war, konnte den Spartanern nicht verborgen bleiben, und sie mufsten den unglücklichen Folgen zuvorkommen. Diefs konnten sie dadurch, dafs sie fortwährend ihr Interesse dem Interesse Persischer Statthalter unterordneten — doch stand die innere Unmöglichkeit, dafs der in Griechenland herrschende Staat den Gedanken des Sich-fügen-müssens unter Barbaren hätte ertragen können, entgegen — so blieb nur die Wahl, entweder die gewaltsame Stellung in Griechenland aufzugeben, oder diese gewaltsame Stellung in dem Augenblicke, wo sie noch Hülfsmittel gewährte, zu benutzen, und Persien von sich in so weit wenigstens abhängig zu machen, als man es bedurfte, um in Griechenland sicher zu stehen.

Die Energie, die zu einem glücklichen Kriege mit Persien in allen kriegerischen Unternehmungen erforderlich war, konnte bei der damaligen Beschränktheit der Spartanischen Könige nur erreicht werden, wenn ein Mann König war, der sich ganz dem Haupte der ziemlich revolutionär in Sparta aufstrebenden Partei, dem Lysander, hingab. In Agesilaus glaubte Lysander seinen Mann zu erkennen, und Lysanders Partei schlofs Leotychides von der Thronfolge aus.

Agesilaus fing aber bei dem Heere damit an, Lysanders Partei zu besiegen, und dann erst die Persischen Statthalter zu bekämpfen. Lysanders (der alle Knoten zwischen Sparta und Persien geschürzt hatte) Schlauheit und Erfahrung ging Agesilaus ab, und indem er sich von Tithroustes hinhalten liefs, gewann Timokrates Zeit, in Griechenland den Wunsch der kleineren Staaten nach Herstellung des Gleichgewichts mit Geld zu unterstützen. Theben, Korinth, Argos, Athen erhoben sich — von Persien wurden sie durch die Kononische Flotte unterstüzt, und Sparta, ob es wohl allen einzelnen Griechischen Staaten überlegen war, war doch ihrem Bunde und Persien zugleich nicht gewachsen — wenn es also anfangs die Partie ergriffen hatte, Asien zu erobern, mufste es nun die ergreifen, auf seine gewaltsame Stellung in Griechenland zu verzichten. Sparta gab Asien auf, und vereinzelte die Griechischen Staaten durch den Antalcidischen Frieden. So, indem es die Einheit fahren liefs, gewann es die Herrschaft von neuem, denn von den Griechischen nun wieder durch die verschiedensten Interessen getrennten Staaten war kein einzelner Sparta an Macht gleich.

Nach dem Antalcidischen Frieden geht Sparta's ganzes Streben darauf, keinen kleineren Griechischen Staat mächtiger werden, keinen Staatenverein entstehen zu lassen. Diefs gelang vollkommen in Sparta's Nähe, aber unbemerkter wuchs die innere Kraft Olynths, bis es einen Theil von Macedonien eroberte, eine Partei in Theben gewann, und seine Griechischen Nachbarstädte unterwerfen wollte.

Sofort tritt nun Sparta in Bund mit Amyntas von Macedonien, mit einer anderen Partei in Theben, mit Olynths Nachbarstädten Akanthus und Apollonia. Olynth wird besiegt — und in Theben liefert der Polemarch Leontiades (von der Spartanischen Partei) die Kadmea an Phöbidas aus. Die Folge ist in Theben die durch Sparta geschüzte Tyrannei der siegenden Parteihäupter. Theben erschien als das empörendste Opfer der egoistischen Politik Spartas.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 47. u. 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1827.

Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur; von Friedrich Christoph Schlosser.

(Beschluſs.)

Theben, was in dieser Zeit noch nicht innerlich so aufgerieben, geistig noch nicht so abgeschliffen war, wie Athen; Theben, in dessen Bürgern noch Pietät und Anhänglichkeit an frühere Freiheit wohnte, bildete im Gegensatze des Unrechts, was ihm widerfuhr, den Gedanken der Gerechtigkeit, im Gegensatze der schnöden Gewalt, die ihm angethan ward, den Gedanken der aufopfernden Freundschaft bis zum Tode, des Hingebens jedes sinnlichen Gutes für geistige Interessen aus. Ein heiliger Geist des Zornes und der Rache nährte während der Unterdrükung alle Energie, deren der Mensch durch sich selbst ohne Beihülfe äuſserer Institute fähig ist.

In dem Morde der Tyrannen macht sich dieser Geist zuerst freie Bahn. In Epaminondas, Pelopidas, Gorgidas und seiner heiligen Schaar tritt die Tugend als wirkliche Gestalt ins Leben.

Der Griechische Staat ist überall ein solcher, der die Rührigkeit der Individuen anerkennt, der von geistig freien Gliedern zusammengesezt wird — die Interessen des Individuums sind in diesem Staate immer so weit berücksichtigt als sich äuſsere Verhältnisse nur irgend besiegen lassen, und da die Identität des Privatinteresses mit dem Staatsinteresse denjenigen Staat constituirt, welchen wir Demokratie nennen, muſs man sagen, daſs der Gedanke des Staates in Griechenland überhaupt der der Demokratie gewesen sei, und daſs dieser Gedanke nur nicht in allen Staaten eine so reine Durchführung erhalten habe, als in Athen.

Allein die Demokratie ist wesentlich und nothwendig mit einem Gegensatz behaftet, denn indem es in ihrem Wesen liegt, daſs sich je nachdem sich die Zusammensetzung der Interessen der Individuen ändert auch die Staatsinteressen ändern sollen, aber unter den zu jeder Zeit bestehenden Verhältnissen gewisse Personen einer gedeihlicheren Stellung genieſsen, die sie auch fortan zu behalten wünschen, erzeugt jede Demokratie ein ihr entgegenstehendes insofern aristokratisches Streben, als es dessen Aufgabe ist, die Vortheile der Demokratie für einen gewissen abgeschlossenen Kreis zu vertheidigen und andere davon auszuschlieſsen. Obwohl sich im äuſserlichen dieser Gegensatz so auf eine ganz natürliche Weise bildet, liegt ihm doch zugleich eine tiefere Nothwendigkeit zu Grunde. Die Demokratie ist der Staat, dessen Interesse am meisten den Charakter des zufälligen Entstehens und Beginnens an sich trägt — leicht wendet sich der edlere Mensch von diesem bunten Treiben der bürgerlichen Welt mit Ekel weg, und sucht in seinem Geist ein ewiges Gesetz, welches er, obwohl es ein abstractes ist, als das ewig sich gleiche, in sich harmonische, göttliche, dem weltlichen Gewühl entgegen sezt; — mit jener aristokratischen Gesinnung verbindet sich gern dieſs edle Gefühl, welches jener eine geistige Berechtigung zu verleihen scheint, und in Athen sehen wir immer die sehr tüchtigen Männer, sehen wir Aristides, Cimon, den älteren Thucydides der aristokratischen Parthei angehörig. Aber der Gegensatz, der hier bezeichnet worden ist, sollte eine groſsartigere Verwirklichung finden, in dem Verhältniſs von Athen und Sparta.

Zu der reinen Durchführung einer Demokratie gehört immer ein groſser Geld- und Handelsverkehr, denn nur durch diesen kann sich über alle Classen der Gesellschaft eine gleichmäſsige Wohlhabenheit verbreiten, während ein Staat, der vorzugsweise auf Grundbesitz verwiesen ist, also auf etwas, was von der Natur in einem gewissen Umfang gegeben ist, und sich über diesen nicht erweitern läſst, was sich auch nicht ins Unendliche theilen läſst — während ein solcher Staat alle-

Digitized by Google

zeit eine Classe des begüterten Adels, eine höhere Gemeinde, untergeordneteren entgegenstellen, und wenn das demokratische Streben vorhanden ist, die Demokratie für die höhere Gemeinde allein in Anspruch nehmen, also eine Aristokratie gründen wird. So stand Sparta in der Griechischen Welt, und die aristokratische Haltung war allezeit mit jener als edler bezeichneten Gesinnung vereint gewesen, bis der Peloponnesische Krieg auch Spartas Grundfesten erschütterte.

Dafs die beiden Extreme, dafs Athen und Sparta mit einander kämpfen mufsten, bis ihr Gegensatz sich innerlich mehr neutralisirt hatte, war nothwenig, so nothwendig als die Feindschaft des Aristides und Themistokles, des Perikles und Cimon. Beide Musterstaaten Griechenlands hatten in den Zeiten, wo Theben sich erhob, ihre Energie und frühere Bedeutung verloren, und die Thebaner, welche jezt hervortraten, verwirklichten, geleitet von dem Pythagoräer Epaminondas, den Gedanken des Griechischen Staates, die Identität des Staats- und Privatinteresses auf einem durchaus geistigen Fundamente, sie verwirklichten den Staat, nicht mehr wie Sparta durch Gemeinsamkeit des Obereigenthums über das Land, und Verweisung des Privatinteresses und Privatverkehres in niedere Sphären, nicht mehr wie die Athenienser durch die Einsicht, dafs Sicherheit und Gröfse des Geldbesitzes und Verkehres und der daran geknüpften Segnungen nicht besser erreicht werden können, als wenn jeder dem Staate lebe — sie verwirklichten vielmehr ihren Staat als eine Forderung der Gerechtigkeit und Tugend, als eine Forderung der Philosophie.

Das, was Theben war, war es durch die Energie geworden, welche die Unterdrückung in seinen Bürgern erzeugt hatte — die Tugend bedarf aber des Lasters, um es zu bekämpfen — sie existirt nur im Kampfe und ist ein Nichts ohne das Laster — sie ist die gebrechlichste, flüchtigste Grundlage politischer Verhältnisse.

Der Thebanische Geist ruhte eben so nur auf der *Generation*, die *wirklich* gegen Unterdrückung gekämpft hatte, und schwand mit ihr. Pelopidas und Epaminondas sind die Repräsentanten dieses Geistes, der mit ihrem Tode auslöscht, wie er mit ihrem Wirken entstanden war. Grundbesitz und Geldinteresse sind ein materielles, bleibendes, und lange nachdem Athens und Spartas reine Gestalten verstümmelt waren, blieb noch ein kenntlicher Rest ihrer Umrisse — Thebens grofser Charakter war auf geistigen Schwung berechnet, und unkenntlich ist Theben, nachdem der Aufschwung geendigt hat.

Aber drei Folgen hatte diese Gröfse hinterlassen, die Griechenlands Schicksal bestimmten.

Sparta, obwohl früher schon oft besiegt, war doch durch eine gewisse Scheu, die noch um dasselbe schwebte, durch sein grofses Gebiet, und durch die Kleinheit und Vereinzelung seiner nächsten Nachbarn der bedeutendste Staat Griechenlands. Theben, indem das unendliche geistige Streben auch seiner kriegerischen Expedition eine Schnelligkeit, eine Mannichfaltigkeit und Gewandtheit verlieh, die bisher ohne Beispiel war — *brauchte* weder äufserlich jene Scheu zu haben — noch *konnte* es dieselbe innerlich haben, da ihm Sparta das Schlechte und es gegen daselbe unendlich berechtigt war. Epaminondas Züge gegen die Stadt Sparta selbst zerrissen vor ganz Griechenland den Schleier der Achtung, der Sparta noch umgeben hatte. Theben, indem es als der vorzugsweise gerechte Staat auch als Verfechterin der ungerecht unterdrückten auftrat, stellte Messenien her, und raubte dadurch Sparta die Hälfte seines Gebietes. Theben, indem es mit Verstand alles berechnete, was Sparta schaden konnte und dessen militärisches Gewicht herabsetzen, that alles um die Vereinigung der Arkadier in eine grofse Stadt zu begünstigen und überhaupt Einheit der Arkadier herzustellen. Wenn diefs auch nicht ganz gelang, erhielt Sparta doch jezt an den Arkadiern bedeutendere, selbstständigere Nachbarn, als früher ehe Megalopolis erbaut war.

Spartas Macht ward also vollständig gebrochen. Diefs ist die *eine* Folge.

In den früher bedeutend hervortretenden Staaten Griechenlands, in Sparta und Athen, bildeten äufserliche Besitzgegenstände, Grundeigenthum oder durch Handel und Gewerb gegebenes Geldvermögen, das Fundament der Verhältnisse des bürgerlichen Lebens. Diese Verhältnisse erhielten dadurch einen rein weltlichen Charakter, ohne Berechtigung gegen die geistige Welt. Diese geistige Welt, in ihrer äufseren Gestalt als Cultus, in ihrer inneren als Volksglauben, ward von der bürgerlichen Welt als ein höheres anerkannt.

In Theben dagegen war die Tugend und Weisheit Fundament des weltlichen Lebens geworden. Dieses Fundament, als das innerlichste und höchste der geistigen Welt, gab eine Berechtigung gegen die äufserliche Darstellung geistiger Verhältnisse, gegen den Cultus. Der

Digitized by Google

Staat mit dieser Erfüllung, wie in Theben, durfte sich des Kirchengutes zu Erreichung seiner Zwecke bedienen ohne Frevel, denn er selbst war ein heiliges, er war sich selbst höchster Zweck, und kannte keinen aufser sich.

Mit Recht konnte also Epaminondas die Arkadier schützen bei der Verwendung der olympischen Weihgeschenke zu Bezahlung der Miethtruppen gegen Sparta. Es galt ja den Kampf des Guten gegen das Schlechte. Aber indem die Scheu vor dem Heiligen dadurch einmal getilgt war, ward, auch nachdem jene geistige Berechtigung des Thebanischen Staates wegfiel, Tempelraub nicht mehr als Frevel geachtet, wo er zum Besten des Staates geübt ward. Die lezte Garantie der Legitimität, der lezte Anhalt der Pietät verschwand — die heiligen Kriege wurden möglich, und indem durch den Verbrauch der Tempelschätze in Griechenland der aufgehäufte Reichthum vieler Jahrhunderte in Umlauf gesezt ward, ward das Privatleben so mit Genüssen bereichert, dafs es des öffentlichen kaum noch, oder nur noch zum Dienst des Privatlebens bedurfte. Staat und Haus bildeten nicht mehr wie früher in Griechenland ein schönes Ganzes. Damit aber brachen alle sittlichen Schranken des Griechischen Lebens ein. Diefs ist die *zweite* Folge von Thebens Handeln.

Indem das Griechische Leben auf einige Zeit in Theben seinen geistigen Mittelpunkt erhielt, rückte der Norden überhaupt dem Griechischen Staatsleben näher. Wie durch Athen Persien, so ward durch Theben Macedonien allmählig Griechenland genähert.

Athen hatte die Asiatischen Städte durch den Antalcidischen Frieden für immer verloren, und dadurch alle Aussicht auf politische Gröfse. Die neue zu Thebens Schutz gestiftete Athenische Bundesgenossenschaft verlor mit Thebens Gröfse ihre Bedeutung, und hörte durch den s. g. Bundesgenossenkrieg auf. Sparta hatte durch Theben alle Grundlagen seiner ehemaligen Bedeutung verloren. Theben hörte mit Epaminondas Tode auf etwas zu seyn. Auf Griechischer Seite standen also eine Reihe ohnmächtiger Staaten, von denen keiner durch sich selbst grofs genug gewesen wäre, um einen Mittelpunkt zu bilden; und die äufserlich vereinzelten waren innerlich ausgehöhlt und entsittlicht.

Das durch Theben Griechenland näher geführte Macedonien mufste also nothwendig in Griechenland überwiegenden Einflufs gewinnen, und wenn (als sich die Macedonischen Reiche spalteten, und später die Römer in die Bahn traten) *dadurch*, dafs die kleineren Staaten eine Art Wahl hatten, wem sie sich anschliefsen wollten, eine scheinbare Freiheit zurückkehrte, so war diese doch bedeutungslos, da sie keinen Zweck mehr hatte.

Macedoniens Einführung in Griechenland ist also die *dritte* Folge von Thebens Gröfse, und man kann sagen, dafs mit des Epaminondas Tod das Griechische Staatsleben beendigt sei. Die Griechische Volksthümlichkeit zuerst durch den Kampf und die Heldenabentheuer verschiedener Stämme unter patriarchalischen Königen gebildet, in dem Streben die Demokratie auszubilden in sich selbst in *den* Gegensatz zerrissen, von welchem Sparta und Athen die Spitzen bilden, fafst sich noch einmal, als die von allen sinnlichen Einflüssen befreite, Griechische Tugend und Weisheit zusammen in Theben. Demosthenes ist später nur die lezte Lebenskraft, die schon mit dem Tode ringt, der unaufhaltbar hereinbricht.

Ueber diesem gestorbenen Volke schwebt, als der reine, wissende Geist, der, was jenes durchgekämpft und durchgelebt hat, noch einmal durchdenkt und der Nachwelt als ewiges Resultat hinterläfst — Aristoteles. Was nach ihm noch kömmt, ist die Theilung der Erbschaft unter die benachbarten Völker, die Macedonier, Asiaten, Africaner und Römer. Alle erhalten ihr Theil aus dem reichen Hause des gefallenen Heros.

Wenden wir uns nun zu der Darstellung desselben Zeitraumes der Griechischen Geschichte, wie sie sich am Ende der zweiten Abtheilung des ersten Theiles des *Schlosserschen* Werkes unter der Aufschrift: „Vom Ende des Peloponnesischen Kriegs bis auf Philipp von Macedonien" findet.

Zuerst sind hier die Begebenheiten in Athen unter den 30 Tyrannen, und was sich daran anschliefst, erzählt. Wir lassen dieses bei Seite liegen, indem wir uns blofs auf dieselben Begebenheiten beziehen wollen, deren Zusammenhang wir oben verfolgt haben. S. 167 fährt Herr *Schlosser* fort: „Die Spartaner erscheinen in dieser Zeit an der Stelle der Athener, sind aber aus ihrer Verfassung gerissen, welche durchaus nicht auf ein eroberndes Volk berechnet war, und gerathen in eine unruhige Bewegung, die zu ihrem Charakter und ihren Einrichtungen durchaus nicht pafst. Zuerst liefsen sie die Eleer und die Reste der unglücklichen Messenier, die in fremden Gegenden einen Wohnsitz gefunden, ihren Groll fühlen, dann richteten sie ihr Auge nach Asien." — Glaubt man nicht, wenn man die Spartaner, ohne dafs ein Grund, eine höhere Nothwendigkeit aufgezeigt ist, plötzlich als Athe-

Digitized by Google

ner auftreten, aus ihrer Verfassung gerissen, als ein eroberndes Volk, und in unruhiger Bewegung sieht, man habe einen Fieberkranken oder Trunkenen vor sich, der plötzlich in wahnsinniger Wuth zu zittern anfängt, das Gleichgewicht verliert, und nicht mehr auf den Beinen stehen kann — während sich doch sehr leicht zeigen liefs, wie diefs andere Benehmen Sparta's nur die Folge der Neutralisation seines Gegensatzes zu Athen, welche nothwendig erfolgen mufste, und durch den Peloponnesischen Krieg wirklich erfolgte, gewesen ist. Sparta in der Anstrengung des Kampfes mit Athen hatte Seemacht werden, hatte in seinem Inneren, um nur nach aufsen genug Energie entwickeln zu können, eine Partei sich bilden lassen müssen, welche, so wie die Oligarchen in Athen, gegen die althergebrachte Verfassung in Sparta interessirt war. An der Spitze dieser revolutionären Partei stand, wie Herr *Schlosser* an einem anderen Orte S. 169 selbst sagt, Lysander, und das sich Regen dieser neuentstandenen Interessen der Festhaltung einer über die See ausgedehnten Herrschaft und der Niederwerfung der alten in der Spartanischen Verfassung enthaltenen Schranken, liefs Sparta's Politik eine Zeitlang verändert und wechselnd, selbst unruhig erscheinen. Diese Combination, die allein zur Erklärung dienen kann, gibt Herr *Schlosser* nicht, und er fafst in der That den neueren Charakter Sparta's als eine Art Wahnsinn, welcher sich nur in Wuth ausläfst, zuerst gegen Eleer und Messenier, und dann gegen Asien. Wenn die Richtung aller historischen Begebenheiten so einfach abgemacht wäre, wie es Herr *Schlosser* mit der erobernden Richtung Sparta's gegen Persien thut, wäre es in der That leicht Geschichte zu schreiben: nachdem sie ihren Groll gegen Eleer und Messenier ausgelassen — *„richteten sie ihre Augen auf Asien.“* War es denn ein so geringes, mit dem Persischen Reiche in Feindschaft zu treten? Oder fafsten die Spartaner ihre politischen Entschlüsse im Opium-Rausche, so dafs sie selbst nicht wufsten, was sie thaten? Herr *Schlosser* gibt zwar S. 168 die einzelnen äufseren Veranlassungen, wie sich nach und nach der Krieg mit Persien machte, an — allein diese äufseren Veranlassungen sind hier durchaus das Gleichgültigere. So würde auch der Streit Korinth's und Korcyra's um Epidamnus nie den Peloponnesischen Krieg veranlafst haben, hätte nicht der geistige Gegensatz von Athen und Sparta, der ganz Griechenland spannte, einer Entladung, eines Krieges bedurft, um sich zu neutralisiren; und nie würden die Unternehmungen Sparta's gegen Persien einen solchen Umfang gewonnen haben, wie sie unter Agesilaus gewannen, hätte nicht ein tieferer Grund Sparta zu dieser Rolle genöthigt. Auch der Zwist des Agesilaus und Lysander beim Heere wird dann behandelt, wie irgend ein persönlicher Zwist zwischen zwei Männern, und Lysanders weitere, gewaltsamere Bestrebungen gegen die alte Verfassung von Sparta, die ihn, den Repräsentanten der neuen Zeit, auf allen Seiten hinderte, und die er vorher friedlich dadurch zu annulliren suchte, dafs er einem Manne die königliche Würde verschaffte, von welchem er glaubte, dafs er neben ihm Null seyn werde — auch diese Bestrebungen, die gar nichts neues, sondern nur die mit veränderten Mitteln fortgesezten früheren sind, stellt Herr *Schlosser* dar, als die Folge persönlicher Erbitterung. Der Gedanke des Spartanischen Staates mufste allmählig zu diesem Gegensatz der alten Institute, und des neu sich entwickelnden Privatinteresses gelangen — jener Gegensatz, der sich in Athen und Sparta früher aus dem Gedanken des Griechischen Staates entwickelt hatte, war in der Griechenwelt überhaupt neutralisirt, und diese Neutralisation hatte nur dadurch Statt gefunden, dafs jedes der früheren Extreme den Gegensatz in sich selbst gefunden hatte.

Das Weitere wie Tithroustes den Rhodier Timokrates mit Geld nach Griechenland sendet, und wie das Sparta untergeordnete Griechenland sich mit Persiens Hülfe erhebt, wird S. 171 bis S. 173 im Detail erzählt. Wichtig ist die Bemerkung, dafs Athen die Begebenheit dieser Zeit benuzte, um seine Flotte einigermafsen herzustellen, wichtiger noch die Bemerkung, dafs in diesen Zeiten das Kriegswesen im eigentlichen (?) Sinn eine Wissenschaft geworden sei; aber der Grund dieser Entwickelung, nämlich dafs der Krieg seinen Mann durch den Gebrauch der Miethtruppen zu nähren anfing und das Soldaten-Handwerk als Lebensart ergriffen, und oft von den geistreichsten Männern aus Neigung, Noth oder um sich zu bereichern ergriffen ward, ferner dafs die Miethtruppen in diesem Umfange nur durch Persiens Eingreifen in Griechische Interessen möglich wurden — diefs wird nicht angegeben. Auch später nicht, wo S. 254 und folgende ausführlicher von der Entwickelung des Griechischen Kriegswesens die Rede ist.

S. 174 bis 175 folgt dann die Geschichte des Antalcidischen Friedens. Alles, was Herr *Schlosser* erzählt, ist, um diefs allgemeine Urtheil hier einzuschalten, so reich an einzelnen Notizen, selbst die entferntesten Quellen

Digitized by Google

sind so fleifsig und treu benuzt, dafs, sobald es blofse Erzählung gilt, sich nichts vollkommeneres wünschen läfst — selbst die äufsere Form, auf welche doch der Herr Verfasser, anderweitigen Erklärungen zu Folge, nie grofsen Werth gelegt hat, ist so einfach und correct als man nur irgend verlangen kann, ohne unbilliges und ungehöriges zu fordern.

Von S. 177 an wird dann die Politik Sparta's nach dem Antalcidischen Frieden vollkommen richtig charakterisirt, und die Besetzung der Cadmea nebst den sich daran knüpfenden Begebenheiten dargestellt; der Olynthische Krieg von S. 180 an ausführlich erzählt. Was nun aber das weitere anbetrifft, so hat Xenophon, welchen hier Herr *Schlosser* auf das prosaischste tadelt, den Grund, warum Theben plötzlich so hervortrat, weit besser angegeben, als er selbst. Denn die durch den Meineid der Spartaner beleidigten Götter und ihre Rache sind keine Maschinerie, zu der man seine Zuflucht nimmt, wenn andere Gründe nicht mehr zu finden sind: es ist der durch Sparta beleidigte Geist des Griechischen Volkes, der sich in Theben erhebt, und diese beleidigten Griechengötter, sie sind es, und wahrhaftig sie allein, die Theben zu etwas machen. Der Verf. schreibt Thebens Gröfse dem persönlichen Wirken des Epaminondas und Pelopidas zu, so wie er fast alles nur durch persönliche Thätigkeit in der Geschichte zu erklären, und so den natürlichen Gang der Dinge mit dem Verstande des gemeinen Lebens zu verfolgen sucht — dafs jene beiden Männer mit allen ihren glänzenden Eigenschaften ohne die beleidigten Götter Griechenlands, die sich in ihren Mitbürgern, in allen anderen Griechen gegen Sparta regten, Nullen in der Geschichte seyn würden, erkennt er nicht — so wie er Geister überhaupt nur da annimmt, wo sie ein *Leib* beurkundet; von den Geistern, die sich, ohne einzelne körperliche Repräsentation zu haben, in den mannichfaltigen Weisen menschlichen Zusammenlebens bethätigen, von dem Geist, der selbst die Geschichte ist, weifs er nichts oder will er nichts wissen, und sieht die Geschichte an als ein Getriebe, welches allenfalls ein Geist beschaut, auf welches und innerhalb dessen allenfalls ein Geist wirkt, welches aber selbst kein Geist ist. Die Befreiung Thebens und die daraus hervorgehenden Begebenheiten in Griechenland, werden S. 182 und folgende beschrieben. Ref. kann sich nicht enthalten hier eine Bemerkung einzuschalten, die sich auf das ganze vorliegende Werk ausdehnen läfst. Bei allem nämlich, was Herr *Schlosser* erzählt, läfst er das bekanntere, selbst wenn es das wichtigere oder wenigstens gleichwichtige ist, absichtlich in den Hintergrund treten, und hebt dagegen bis jezt weniger herausgekehrte Seiten, selbst wenn sie die unbedeutenderen wären, hervor. Wir glauben deshalb, dafs sich seine Thätigkeit auf dem Felde der Geschichte dem Geschäft des Pflügens am schicklichsten vergleichen lasse, wodurch auch die bisher blofsgelegten Theile des Bodens verdeckt, und dagegen die bisher verdeckten aufgewühlt und der äufseren Luft blofsgelegt werden. Die universalhistorische Uebersicht hätte in dieser Hinsicht schicklicher den Titel universalhistorische Umwühlung erhalten können, denn eine Uebersicht gewährt das Buch nur in wie fern es sich über die ganze Zeit erstrecken wird, welche man das Alterthum nennt, nicht in wie fern es geistig orientirt. Es ist, um es noch einmal zu wiederholen, überall zu wenig und zu viel, und an die Stelle eines leitenden Grundsatzes, welchem Herr *Schlosser* streng bei der Auswahl und Zusammenstellung des darzustellenden hätte folgen können, finden wir überall des Autors persönliches, subjectives Interesse, welches die zu gebenden Notizen auswählt. Herr *Schlosser* hat in seiner Selbstbiographie erklärt, dafs ihm seine subjective Art und Weise, so unangenehm sie anderen in der Regel sei, so wenig sie zu den meisten Menschen passe, doch in dem Grade das Liebste sei, dafs sie ihm weder durch die Strafen der Lehrer, noch durch sonstige Schicksale habe geraubt werden können. Es wäre unter diesen Umständen zu viel verlangt, wenn man dem Verfasser des Werkes, mit dem wir uns beschäftigen, zur Pflicht machen wollte, sich als Schriftsteller einem anderen Princip als seinem persönlichen Penchant unter zu ordnen.

Gegen die frühere Behauptung des Rec., Theben sei als der vorzugsweise gerechte Staat in Griechenland hervorgetreten, läfst sich das Verfahren Thebens gegen die anderen Städte Böotiens anführen, wovon S. 185 die Rede ist. Allerdings erscheint das Verhältnifs zu seinen Nachbarn gegen den Charakter, den Theben im Ganzen annimmt; allein es mufs hier erwähnt werden, dafs, so wenig ein einzelner stets und jeden Augenblick seine Handlungen den Consequenzen eines Gedankens, der sich übrigens in seiner Eigenthümlichkeit ausspricht, gemäfs einrichten kann, eben so wenig es auch einem Staate in diesem Grade möglich sei. Das Leben ist ein Spiel mannichfacher Kräfte, und die in demselben auf-

Digitized by Google

tretenden Charaktere bieten selten oder nie ganz scharfe Ecken — allein dieses Ineinanderfliefsen der Erscheinungen des Lebens ist nur Eine Eigenschaft derselben, und gerade die Eigenschaft, welche dem individuellsten Bethätigen angehört; die andere, entgegengesezte, ist die, dafs eine eben so starke Kraft sich im Leben äufsert, die einzelnen Figuren in ihrer geistigen Bedeutung streng gesondert aus einander zu halten. Es ist diefs gewissermafsen ein dialektisches Spiel, was der ordnende Geist mit der in scheinbarer Zufälligkeit sich regenden Mischung der niederen Lebenskräfte treibt, in welchem jener diese und diese jenen zu Schanden zu machen suchen, und welches das Hervortreten concreter Gestalten zur Folge hat. Diese in ihrer concreten Individualität zu fassen, ist für immer unmöglich, sobald der nächste Augenblick das Daseyn des früheren verdrängt hat, und der geistigthätige und sich bethätigende wird sich allezeit vorzugsweise berufen fühlen, auch nur jene rein geistigeren Gestalten der in concreto da gewesenen Erscheinungen zu verfolgen, weil diefs Bestreben allein ein vollkommenes Resultat bietet. Diefs ist gewifs, dafs das Betragen der Thebaner gegen die Böotier jene eben so wenig in ihrem gerechten Zorn gegen Sparta als in der sonstigen Haltung ihres Staates störte — und so wenig alle Thebaner der damaligen Zeit Epaminondas und Pelopidas an Vortrefflickeit gleich kamen, so wenig konnten alle Maafsregeln des Thebanischen Staates gleich untadelhaft erscheinen. Der Zorn gegen Sparta dehnte sich wenigstens auf einige Böotische Städte, die früher fortwährend Theben entgegengearbeitet hatten, und zwischen denen und Theben eine Erbfeindschaft bestand, aus.

Dafs die Feldzüge Thebens gegen Sparta des lezteren Staates Ansehen vernichtet haben, erkennt der Herr Verf., wie jeder, der noch über diesen Theil der Griechischen Geschichte geschrieben hat, an: S. 189; dafs aber des Epaminondas neue Taktik nur möglich wurde durch die Energie, deren in Folge des geistigen Schwungs die Thebaner fähig waren, erkennt er nicht an, sondern betrachtet sie als des Epaminondas Erfindung S. 255. Es folgt dann die Darstellung der Verhältnisse, welche Arkadien und Messenien betreffen, S. 189 und 190, der Unterhandlungen des Pelopidas am Persischen Hofe bis S. 193. Dann folgen die Verhältnisse zu Thessalien, deren folgenreichere Bedeutung (das Griechische Staatsleben Macedonien immer näher geführt zu haben) hier übergangen ist; und S. 196 die späteren Begebenheiten in Arkadien, bei deren Darstellung aber der Schutz, welchen Epaminondas der Partei, welche den Tempel zu Olympia geplündert hatte, angedeihen liefs, und durch welchen das erste Beispiel eines Tempelraubes, den man nicht als Frevel behandelte, in Griechenland statt fand, nicht weiter erwähnt wird. Die Schlacht von Mantinea ist S. 167, der darauf folgende Friede in Griechenland S. 198 dargestellt, und damit endigt die erste Abtheilung des ersten Paragraphen desjenigen Abschnittes, dessen Ueberschrift oben mitgetheilt worden ist.

Wenden wir uns nun zu dem zweiten Paragraphen, welcher S. 218 beginnt, und Staat und Leben überschrieben ist. Wir werden in demselben die Erklärung finden, warum Theben sich nicht längere Zeit in der Stellung erhalten konnte, zu welcher es seit seiner Befreiung emporgekommen war. S. 224 heifst es in dieser Beziehung: „Ein Volk, wie die Böotier, wo von Essen und Trinken so viel die Rede ist, vermag kein geistiger Aufschwung auf die Dauer mit Kraft zu grofsen Anstrengungen auszurüsten. Wir wollen zugeben, dafs Polybius ungerecht gegen Theben ist, wenn er dessen Staatsverfassung keiner Betrachtung werth hält. Er würdigt auch die Athenische Verfassung aus demselben Grunde (weil man stets daran geändert habe) keiner Aufmerksamkeit, da er doch die Verfassung von Mantinea neben die Kretische, Spartanische und Karthagische stellt: in der Hauptsache stimmen aber doch auch andere Schriftsteller mit ihm überein. Polybius behauptet und andere haben es nachgesprochen, man müsse es nicht den Thebanern zuschreiben, wenn in dieser Zeit ihr Staat glänzte, sondern nur ihren beiden grofsen Männern Epaminondas und Pelopidas. Diefs ist aber nicht unbedingt richtig.“ — Polybius wird dann S. 225 fort und fort zu Hülfe geholt, und aus ihm mitgetheilt: „In Böotien ergaben sich die Bürger nach der Leuktrischen Schlacht ganz dem übermäfsigen Essen und Trinken, und um diefs leichter und wohlfeiler thun zu können, errichteten sie Brüderschaften und Clubbs. Für diese Clubbs machten die Mitglieder Stiftungen, aus denen an einem gewissen Tage ein Schmaufs gegeben ward. Diefs gieng so weit, dafs viele Mitglieder solcher Clubbs, wenn sie gleich rechtmäfsige Erben hatten, doch den gröfsten Theil ihrer Güter durch Testament unter verschiedene Efsgesellschaften, deren Mitglieder sie gewesen waren, vertheilten, so dafs man sagte, es gäbe viele Böotier, welche jeden Monat zu mehr Schmäufsen berechtigt wären, als der Monat Tage habe.

Digitized by Google

Rec. erlaubt sich nach dieser Anführung die Frage, warum diese Efslust über die Thebaner erst seit der Schlacht von Leuktra gekommen sei, und früher nicht in einem Grade vorhanden war, der politische Rührigkeit ausschlofs — doch wohl nur weil auf der einen Seite ein grofser Aufschwung vorhanden war, und auf der andern diesem Aufschwung durch Sparta's erbärmliches Zusammensinken alle Aufforderung, sich auf eine ungewöhnliche Weise zu bethätigen, geraubt worden war. Die Kraft des Geistes, welche einmal aufgeregt war, äufserte sich nun in lustigem Zusammenleben, wobei das Essen natürlich nicht fehlen durfte — aber nicht, wie Herr *Schlosser* will, weil man übermäfsig afs, ging der Staat zu Grunde, sondern weil das Fundament, worauf Theben's Gröfse und die Energie der Einzelnen beruhte, durch diese Energie selbst so schnell zerstört war, ging der Charakter des Staates zu Grunde, *und* afs man. Wäre das Fundament überhaupt ein solches gewesen, was länger als ein Menschenleben vorhält, so würde man mit der Zeit am lustigen Leben und Essen und Trinken auch recht ordentlich Geschmack gefunden, und der Thebanische Staat dennoch seinen Charakter behalten haben.

Höchst anziehend wegen der Reichhaltigkeit und der geordneten Zusammenstellung der einschlagenden Notizen ist das, was der Hr. Verfasser weiter in diesem Abschnitt über das Privatleben, und die Wirkungen des Geldes auf dasselbe in der damaligen Zeit in Griechenland beibringt. Man sieht wie es nothwendig ward, dafs bei diesem Zustand zulezt jedem sein Privatverhältnifs weit höher stehen mufste als das irgend eines Griechischen Staates — während sittliche Ausgelassenheit allein noch keinen Staat verdirbt, im Gegentheil dadurch, dafs sie (wie in den blühendsten Zeiten Venedigs) den einzelnen von dem Gefühl für und dem Wunsch nach häuslichem Glück entwöhnt, und gegen die Genüsse des Privatlebens abstumpft, also den schärfsten, gefühllosesten Verstand und die kühnste Energie entwickelt, dem Staate vielmehr oft zu tüchtigen Dienern verhilft.

Im Allgemeinen haben wir über die Einrichtung des beurtheilten Werkes noch diefs hinzuzufügen, dafs jeder Abschnittt gewöhnlich in drei Paragraphen zerfällt: in einen, welcher die Uebersicht der politischen Geschichte eines gewissen Zeitraumes enthält; in einen, welcher von Staat und Leben in dem behandelten Zeitraum spricht, und in einen dritten, welcher die Literatur berüchsichtigt. Die Abschnitte, welche die Literatur behandeln, sind im Durchschnitt die besten, weil hier der Reichthum der Notizen ganz am Ort war, weil Hr. *Schlosser* auch in dieser Parthie die umfassendsten Kenntnisse hat, endlich und vorzüglich, weil rein subjective Urtheile hier nicht so weit vom Ziele abführen können; da die Literatur selbst immer auch mehr als der Staat den Charakter des subjectiv hervorgebrachten an sich trägt. Die schwächsten Partien sind die, welche den Staat behandeln; eine Erscheinung, die niemanden mehr Wunder nehmen wird, der das, was Hr. *Schlosser* in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts über Französische Staatsmänner und Feldherren gesagt hat, kennt. Mit moralischem Eifer lassen sich in der Behandlung politischer Gegenstände keine Wunder thun.

Zulezt glaubt Rec. ein Verdienst des Herrn Verfassers nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen; er ist nämlich, so viel Rec. bekannt ist, der erste, der die Resultate der neuesten kritischen Forschungen über das Hebräische Alterthum als Historiker aufgenommen, und danach seinen Abrifs der Jüdischen Geschichte bearbeitet hat. Bisher waren die Resultate nur in den Händen einiger biblischer Philologen, und schienen trotz ihrer Unbestreitbarkeit (sobald man nämlich nicht das alte Testament mit anderen Augen als denen für anderweitige historische Kritik geeigneten betrachtet) keinen Eingang in die Handbücher der Geschichte gewinnen zu wollen.

Indem wir das, was wir über Hr. *Schlossers* universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur glaubten aussprechen zu müssen, hier beschliefsen, sei es uns vergönnt noch einmal den Gegenstand, den wir früher fallen liefsen, die Behandlung der Universalhistorie, (hinsichtlich welcher Hr. *Schlosser* die blofse Erzählung nackter Thatsachen durch seinen Ausspruch, die Darstellung der Universalgeschichte aber als eines in seine Momente zerlegten Gedankens durch sein Buch selbst von sich abgelehnt hat) aufzunehmen. Wir haben nämlich oben schon bemerkt, dafs die Weltmonarchien, die aus der Natur der Sache selbst hervorgehenden Abschnitte der Universalgeschichte seien. Es hat diefs nicht seinen Grund in der blofs äufserlichen Erscheinung, dafs nach der Zertrümmerung des einen dieser Weltreiche es immer ganz neue Völker sind, welche in die Bahn treten, und dem weiteren Geschichtsver-

Digitized by Google

lauf auch einen neuen Charakter verleihen, sondern tiefer darin, dafs es unmöglich ist, dafs ein Kreis von Staaten ganz verschiedener Völker, der in eine politische Masse zusammen geschmolzen ist, noch weiter ein neues Princip entwickle. Wenn zwei Gemeinwesen in Eines verschmelzen, wird jedes von seiner Eigenthümlichkeit etwas aufgeben müssen — kömmt ein drittes hinzu, so wird die Verringerung des Individuellen noch gröfser, und so fort, bis in einem grofsen aus Mangel an innerer Spannkraft keiner weiteren Vergröfserung mehr fähigen Weltreiche sich alles auf so allgemeine Verhältnisse und einen so reinverständigen Charakter reducirt, als deren das herrschende Volk oder der herrschende Stand nur irgend fähig ist. (Wir verstehen hier unter einem Weltreiche die in ein politisches Ganzes vereinten vorzugsweise gebildeten Völker und Länder, und schliefsen damit das Bestehen Barbarischer Gemeinwesen aufserhalb dieses Kreises nicht aus.) Sobald ein Staat diesen Charakter angenommen hat, zeigt er auch das ihm einwohnende Princip am allgemeinsten und abstractesten dargestellt, also auf einer Stufe, wo es weiterer Ausbildungen und Productionen nicht mehr fähig ist; die erste frische Volksindividualität, welche darauf stöfst, stürzt die Gestalt, die ihren ganzen Inhalt nun offenbart hat, und dadurch selbst ein äufserliches, alles frischen Lebens beraubtes geworden ist, zusammen.

Die vier Hauptniedersetzungen, welche der menschliche Geist in dieser Weise zu Stande gebracht hat, sind in der neuesten Zeit sowohl ihrem Charakter als einzelne, als ihren gegenseitigen Beziehungen nach auf das tiefsinnigste von Hrn. Professor Hegel in seinen Grundlinien der Philosophie des Rechts bezeichnet worden. Es gehört die betreffende Stelle unter jene Erscheinungen, welche sich dem Ei des Kolumbus vergleichen lassen: ihr Inhalt spricht sich so schlagend und natürlich aus, dafs man kaum begreifen kann, wie man irgend einmal diese Grundlage des historischen Wissens hat verkennen können, und gern bekennen wir, dafs wir es mit den vier Weltreichen in der Universalhistorie halten.

Heinrich Leo.

XX.

Die Einheit in der Kirche, oder das Prinzip des Katholizismus, dargestellt im Geiste der Kirchenväter der drei ersten Jahrhunderte. Von Joh. Adam Möhler, Privatdocenten bei der katholisch-theologischen Facultät zu Tübingen. Tübingen, bei Heinr. Laupp. 1825. 8. IV. und 363 S. (1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.)

Wenn das sogenannte wirkliche Leben so manche unserer Wünsche, Hoffnungen und Bestrebungen verkümmert, dann wendet die müde, unbefriedigte Seele sich gerne zurück in die frühe Jugend, welche, wie jede Ferne, in verschönerndem Dufte vor unsern Blicken liegt. So hat auch die Menschheit in gewissen Epochen, wenn winterliche Dürftigkeit einzubrechen schien, bald nach dem Paradies und der goldenen Zeit, bald nach der ersten Christenheit sich sehnsüchtig zurückgewendet, nicht bedenkend, dafs der Erstgeborne der Menschen ein Brudermörder, dafs selbst unter den Aposteln ein Verräther gewesen, und dafs nicht nur die ersten Christen, sondern auch fortwährend die erleuchtesten Kirchenväter ihre Zeit als reif zum lezten Gerichte angesehen haben. — Es begibt sich aber auch, dafs Menschen, die in unbefangener Jugendzeit sich grofse Verdienste erworben, in der Folge dadurch auf die äufsersten Abwege gerathen, dafs ein falsches Ehrgefühl, oder die falsche Maxime unbedingter Consequenz, sie von einer kleineren Verirrung zu immer gröfseren hinfortreifst, da dann ihrem Anwalte vor Gericht nur diefs übrig bleibt, das Augenmerk der Richter auf die ursprüngliche Vortrefflichkeit des Angeklagten hinzuziehen, und diese so geltend zu machen, dafs selbst die Vergehen nur mehr als unglückliche Aeufserlichkeiten erscheinen, welche dem edlen Kerne des Verirrten keinen wesentlichen Eintrag mehr thun können. — Endlich gibt es auch kluge Unterthanen gewaltiger Fürsten, welche dadurch ihre Oberherren zu bessern trachten, dafs sie in ihren Lobreden das wahrhafte Bild eines edeln Fürsten entwerfen, und dann behaupten, dafs, weil jeder Fürst diesem Musterbild entsprechen *soll*, dasselbe gewifs auch das wirkliche Abbild ihres Gebieters sei. — Ob nun die vorliegende Schrift als ein solcher *Besserungs-*, oder etwa nur als ein *Vertheidigungs-Versuch* anzusehen, ob sie nur aus unbestimmter *Sehnsucht nach vergangener Kindheit* hervorgegangen sei, oder ob zugleich das Eine und das Andere derselben zu Grund liege, darüber gibt nicht die Vorrede, wohl aber die Schrift selbst, und besonders der Schluss-Abschnitt (§. 71. S. 272—277), hinreichenden Aufschlufs, und wir glauben ihrem scharfsinnigen und gelehrten Verfasser weder Unrecht, noch zu viel Recht angedeihen zu lassen, wenn wir gleich zum Eingang als höchst wahrscheinlich annehmen, dafs alle drei Motive zur Abfassung dieser Schrift zusammengewirkt haben; die bessere Sehnsucht und das Besserungsstreben desselben werden unzweideutig durch die ausschliefsliche Rückkehr zum Geist der *ersten* Kirche, und ausdrücklich durch die S. 274 bis 277 zum Schlusse hingeworfenen Behauptungen, die wir selbst zum Beschlusse anführen werden, beurkundet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 49. u. 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1827.

Die Einheit in der Kirche, oder das Prinzip des Katholizismus, dargestellt im Geiste der Kirchenväter der drei ersten Jahrhunderte; von Joh. Adam Möhler.

(Fortsetzung.)

Das Streben hingegen, die wirkliche katholische Kirche, in welcher der Verfasser als öffentlicher Lehrer, — ob *mit*, oder ohne *Sendung*, ist uns unbekannt, — aufgetreten ist, in dem von uns angedeuteten Sinne zu vertheidigen, wird durchgängig und schon durch die Ueberschrift des Werkes selbst an Tag gelegt, indem die, im Geiste der Kirchenväter der drei „ersten Jahrhunderte," dargestellte „Einheit in der Kirche" — als gleichbedeutend mit dem „*Prinzip des Katholizismus*" bezeichnet wird. Es führt diese Bezeichnungsweise nun allerdings den Schein mit sich, als sollte auch noch der jetzigen *römisch*-katholischen Kirche alles das *Gute und Idealische* als wirklich eigen zuerkannt werden, was, den Aeufserungen der ersten Kirchenväter zu Folge, der ersten christlichen Kirche, wenn auch nicht wirklich durchaus zukam, doch ihr zukommen *sollte*; denn unter *Katholizismus* mufs man, um den Sprachgebrauch nicht zu verwirren, noch zu verdrehen, das *Wesentliche*, nämlich die gesammte *Glaubenslehre* der Römisch-katholischen Kirche verstehen, wie sie sich, den übrigen *christlichen* Kirchen gegenüber, allmählig und zulezt vollständig im Tridentinischen Concilium und dem daraus hervorgegangenen Symbolum und Römischen Katechismus, — amtlich und urkundlich explizirt, und demnächst auch *thatsächlich* sich gestaltet hat. *) Dafs nun diesem Katholizismmus jenes *Idealische* keineswegs mehr zu eigen gehöre, ist vom Verfasser selbst in den Stellen, die wir deshalb am Schlusse *in extenso* mittheilen werden, zugestanden, an welcher Selbstrüge wir uns nachgerade genügen lassen dürfen. Anderntheils aber hat, wie wir bei Darlegung des Inhaltes der vorliegenden Schrift zeigen werden, ihr Verfasser den Geist der ersten Kirchenväter grofsentheils *so aufgefafst*, dafs allerdings der wirkliche (Tridentinische) Katholizismus, sammt allen vom Verfasser gerügten Mängeln und Fehlgriffen der *Hierarchie* nur als die *nothwendige* und *folgerichtige* Entwickelung des kirchenväterischen Katholizismus angesehen werden kann, womit dann freilich nicht blofs jene Gleichstellung, sondern noch vielmehr die Rüge des hierarchischen Verfahrens als unstatthaft erscheinen mufs.

Gleichem, wenn nicht noch schärferem Tadel möchte demnächst das Verfahren des Verfassers unterliegen, insoweit er das angebliche *Prinzip des Katholizismus* zum gröfsten Theil aus den Schriften solcher Kirchenväter schöpft, welche theils von der wirklichen katholischen Kirche aus der Zahl der kanonischen Schriftsteller ausgeschlossen worden, wie Justin, Clemens von Alex., Irenäus, Chrysostomus und Lactanz, *) theils, wie Tertullian, von ihr abgefallen, theils, wie Cyprian, sich in Opposition gegen ihr Oberhaupt gesezt, theils endlich, wie Origenes, von ihr „reprobirt" und noch im Grabe von ökumenischen Conzilien anathematisirt worden sind. **) Denn welche Gewähr kann diesemnach der rechtgläubige Katholik, oder auch jeder andere, haben, dafs gerade die vom Verfasser benuzten Stellen *katholisch* sind, d. h. dafs sie nichts enthalten, was nicht von Anfang an bis auf den heutigen Tag von „den mit dem Römischen Pabste

*) S. *Bossuet's* („von der ganzen Kirche gutgeheifsene") Darstellung der Lehre der katholischen Kirche. A. d. Franz. Luzern 1823. S. 3, 6, 15 etc. etc. *Butler*, *l'Église Romaine, défendue etc. Paris* 1825. *p.* 24. 25. Bisch. *Ziegler's* kathl. Glaubensprinzip, Wien 1823, *passim*, und *Leo's des Zwölften* sämmtliche Bullen und Briefe.

*) *Decr. I. P. dist.* 15. *c.* 1.

**) *Augustin.* de Civ. Dei. L. 21. c. 17. und *Concil. Constantin. II.* (ao. 553) can. XV. *Conc. Const. III.* (ao. 680) Decr. fid. und *Conc. Nicaen. II.*

Digitized by Google

„in Einigkeit lebenden und die Kirche regierenden Bi„schöfen als Glaubens- und Sittenlehre gehalten und ge„lehrt*) worden sei?" Stützen doch auch die Lehrer der anderen christlichen Religionsverwandtschaften ihre Behauptungen grofsentheils auf die Schriften jener Kirchenlehrer der drei ersten Jahrhunderte, die man deshalb richtiger *christliche*, als *katholische* Kirchenväter nennen würde. So nützlich es daher zur Herstellung des allgemeinen christlichen Friedens, oder doch zur Erweckung eines freieren und verträglicheren Geistes in der Römischen Kirche erscheinen mag, an die Denkungsweise jener hochbegabten Männer zu erinnern, welche noch in gröfserem Maafse allgemeiner Bildung und christlicher Milde theilhaftig waren, so ungeeignet ist es, diefs auf eine Weise zu thun, welche die Mehrzahl der Leser über den eigentlichen Katholizismus und dessen Ursprung und Quellen zu unrichtigen Ansichten veranlassen kann. Vergeblich möchte übrigens zur Entschuldigung dieses Verfahrens angeführt werden, dafs der Lehrer in der Römischen Kirche jezt in ähnlicher Stellung sich befinde, wie die ersten Kirchenväter, indem auch er mehr auf Bekehrung Ungläubiger als auf Belehrung Gläubiger zu denken habe. Seine Stellung ist in der That eine andere und vielmehr die der jüdischen und heidnischen Alexandriner, welche, den Grundmangel ihrer Religion nicht einsehend, oder den eingesehenen nicht zugestehend, dieselbe dadurch aufrecht zu halten suchten, dafs sie das Verlebte und Erstarrte durch äufserliche *Einflöfsung***) eines höheren, zum Theil der neuen Religionslehre entlehnten, Geistes wieder lebendig zu machen sich abmühten. Liest man die geistreichen Schriften eines Philo, eines Plotin, und anderer ähnlicher Apologeten vorchristlicher Religionen, so mufs man ihre Darstellungen bewundern, und um so mehr, je näher sie vielfältig die christliche Weltansicht bestreifen. Aber die alte Zeit war erfüllt, und so universal auch jene Männer zu seyn glaubten, — sie waren doch in der Wurzel in Dualismus befangen. Unwiderstehlich deshalb breitete das Christenthum sich aus, weil es das alte Chaos zerstörte, und dem menschlichen Herzen freier zu schlagen, und *Unendliches zu hoffen* *) gestattete. Auf ähnliche Weise verhält es sich in der neuesten Zeit. Der wahrhaft *allgemeine* Geist ist in der gebildeten Welt aufgegangen, und hat die Fesseln gelöfst, welche von Barbarei geschmiedet, und dann von Beschränktheit, zulezt nur noch von Eigennutz dem Herzen wie dem Geiste angelegt worden. Schon ist es im Stillen Religion geworden, *Gott* im vollsten Sinne des Wortes und ohne Vorbehalt als *allmächtige, unendliche Liebe* zu verehren, und wie geistreich auch der Römische Dualismus von Gott und Teufel, von Himmel und Hölle, von alleinseligmachender Kirche und unseligwerdender Draufsenwelt, von Erwählten und ewig Verworfenen, dann auch von Priester und Laie, Kirche und Staat, Geistlichem und Zeitlichem, Ewigkeit und Welt, — vertheidigt und bemäntelt wird, der *neue Glaube* wird dennoch siegen, und die Palme des ewigen Friedens über den Trümmern der alten Separatkirchen aufpflanzen. Die Apologeten und Restauratoren der beschränkten Kirchenlehren aber, und wenn sie die Beschränktheit derselben auch noch so kunstreich zu verhüllen verständen, sie werden doch von der Nachwelt nicht als Kirchenväter verehrt, sondern höchstens, wenn sie es redlich meinten, um der verlornen Mühe, oder doch um des gröfstentheils fruchtlosen Strebens willen bedauert, um ihres Scharfsinns und ihrer Beharrlichkeit willen bewundert werden.

Dieses Bedauern und diese Bewunderung werden denn wohl auch einem französichen *Fraissinous* und vielleicht auch einem *de la Mennais*, einem englischen (Carl) *Butler* und *Challoner*, so wie dem deutschen von *Weiller* und dem Verfasser der vorliegenden Schrift, wie dem europäischen *de Maistre* höchst wahrscheinlich nicht vorenthalten werden, wenn gleich die Nachwelt vielleicht strenger, als die Mitwelt, die mannigfaltigen Paralogismen, Reticenzen und Sophismen rügen wird, denen man in den Schriften dieser Männer begegnet.

Wie dem aber auch sei, — soviel ist gewifs, dafs die Schriften dieser Männer, und besonders die vorliegende, in mehr als einer Hinsicht, zu den erfreulicheren Zeichen dieser Zeit gehören; vor Allem, indem sie den sachlichen Erweis liefert, dafs die gebildeten Anhänger selbst derjenigen Kirche, welche ihre Herrschaft früher auf *physische* Gewalt, dann auf *blofs historische* Autorität —

*) „*Das kathol. Glaubensprinzip*" von *Ziegler* (Bisch. zu Tyniez.) S. 264.

**) Auch der Verfasser sagt am Schlusse S. 274: „dahin „mufs alles arbeiten, dafs die Formen mit dem Leben „gefüllt seien, aus welchem sie hervorquollen."

*) S. z. B. *Justin's* 2te Apol.

Digitized by Google

eigentlich auf ihre eigene Versicherung oder Existenz — stüzte, ebenwohl das allgemein erwachte Bedürfnifs empfinden, auch ihre Kirche durch allgemein-fafsliche *Vernunft-* und *Gefühls-Gründe* zu rechtfertigen. Alles *äufserlich Gegebene* ist bekrittelt, und, wenn es auch noch thatsächlich besteht und zu gelten scheint, dennoch in der Tiefe erschüttert; denn jederlei Autorität hat zu vielfach sich selbst ihres formellen Ansehens verlustigt. Was jezt dem Menschen *gelten* soll, mufs seine reelle *Gültigkeit* darthun; woraus er sich ein *Gewissen* machen soll, diefs mufs ihm innerlichst *gewifs* geworden seyn. Wie räumlich die Menschheit von ihrer Wiege aus bis wieder zu ihr hin — an das Ende der Erde gedrungen und sich ausgebreitet hat, so ist sie auch in ihrer zeitlichen Entwicklung bis zur äufsersten *Individualisirung* fortgeschritten, so dafs der Einzelne, wie er im Anfang unmittelbar Herr, und nur Gott unterthan, und als Familienhaupt ursprünglich Herrscher und Priester, Gesetzgeber und Richter, Wissender und Künstler war, nun mit Bewufstseyn mehr oder weniger seinen Antheil an Allem verlangt, und nur dasjenige mehr *anerkennt* oder *glaubt*, was seinen Anspruch auf Anerkennung entweder wirklich ihm, oder denen, die er sonstwie achtet, erweist, oder doch zu erweisen sich bereit zeigt. Diese, immer allgemeiner werdende Stimmung (διαθηκη) entweder klar einsehend, oder doch deutlich fühlend, haben denn auch die Sprecher der katholischen Kirche, je nach ihrer Individualität, und nach dem Publikum, für das sie schrieben, verschiedene Wege eingeschlagen, um ihrer Lehre erneuerte Anerkennung zu verschaffen. So haben die Apologeten in *England* und *Irland*, wo der Gegensatz am dürftigsten entwickelt, wo aber ihre Kirche *ecclesia pressa* ist, sich nicht damit begnügt, die Härten und Anstöfsigkeiten blofs zu bemänteln, und durch Deutlungen und Reticenzen *) zu mildern; sondern sie haben sogar früheren allgemeinen Conzilienbeschlüssen und Katechismuslehren **), ja sogar sich selbst *) zu widersprechen für nothwendig erachtet. In *Frankreich*, wo die Jansenisten und — oder Gallikaner, wie z. B. der Bischof von Hermopolis, die ebenfalls unter der früheren ungläubigen Regierung eine *ecclesia pressa* waren, seitdem aber unter Ultramontanern und ihrem Römischen Oberherrn immer mehr niedergedrückt werden, — haben diese, durch viele Rücksichten gebunden, fast ein ähnliches Verfahren, wie die Britannischen Apologeten ergreifen müssen; — die rechtgläubigen Curialisten hingegen, welchen in der Masse nur ein einseitig verbildeter Verstand gegenübersteht, haben diesen, wie die Inconsequenz der Gallikaner, durch blendende Darstellungen der Consequenz ihres Systems und durch willkürliche Benutzung der Geschichte niederzuschlagen versucht. Jedoch hat auch diese die Gewalt der Dinge zum *Raisonniren*, und den Abbé *de la Mennais* sogar zur Berufung auf *allgemeine* menschliche *Uebereinstimmung* — hingetrieben, wodurch sie denn unausbleiblich in Widersprüche und Unrichtigkeiten sich verloren haben. — In *Deutschland*, wo sich immer die *Membra disjecta* zusammen, oder doch *nebeneinander*, finden, sind auch Englische und Französische Apologie-Versuche gemacht worden; hinzu aber kamen noch Poesie, Naturphilosophie, und, wir möchten sagen, *Magie*, und brachten eigene Arten, nämlich *phantasirende*, *construirende* und *schwärmende* Apologien zu Stand. Welchen Weg der Verf. der vorliegenden Schrift einzuschlagen für rathsam gefunden, wollen wir so kurz, als die nothwendige Vollständigkeit uns gestattet, anzugeben versuchen.

Der Verf. geht von der ächt katholischen Ansicht aus, dafs unter *Kirche* überhaupt genommen **), um eine wahrhaft christliche zu seyn, nicht blofs ein unsichtbarer, unermittelbarer Verein von Heiligen, sondern eine wirkliche, *sichtbare* Gemeinschaft von Gleichgläubigen zu

*) So gibt z. B. *Butler* l. c. p. 21. das Tridentin. Glaubensbekenntnifs; — aber nur bis zum ersten Amen; die drei übrigen Viertheile, von „*apostolicas et ecclesiasticas traditiones etc.*" — läfst er weg. Freilich heifst es im Ausgelassenen auch: *Romano pontifici — veram obedientiam spondeo ac juro.* —

**) Die Erklärung der Irländischen Bischöfe und Erzbischöfe vom 25. Jan. 1826 (Art. 2. 10. 11 und 12.) widerspricht den Conzilien vom Lateran, von Florenz, und von Trient, so wie dem Röm. Katechismus.

*) Der siebente Art. sagt: *les catholiques croient que pour être sauvé il faut necessairement appartenir à la véritable église;* — die nicht obstinirten Ketzer überliefsen sie hingegen au *jugement équitable d'un Dieu de miséricorde*," was doch wohl zugeben soll, sie *könnten* gerettet werden, während es zuerst hiefs: man *müsse nothwendig* der kathol. Kirche angehören. Entweder ist diefs Widerspruch, — oder Mifsbrauch der Sprache aus Blödigkeit, oder aus Furcht, oder aus Schlechtigkeit. —

**) Denn auch der Verfasser, wie alle kathol. Schriften und Urkunden, versteht unter *Kirche* fast immer nur das unter dem Papst vereinigte Episkopat.

Digitized by Google

verstehen sei. Um daher die ursprüngliche, oder doch kirchenväterliche „*Einheit in der Kirche*," und die anfängliche Gestaltung der *Römisch-katholischen* Kirche als ein nothwendiges, vernunftgemäfses Erzeugnifs der drei ersten Jahrhunderte dazustellen, geht er in der ersten Abtheilung von der „*Einheit des Geistes in der Kirche*" aus, stellt im ersten Cap. die *mystische*, im zweiten die *verständige Einheit* derselben dar, d. h. die *innere* Einheit des geheiligten Geistes und die *äufserliche* der Lehre, als der „Verkörperung" dieses heil. Geistes, geht im dritten von Licht zum Schatten, von der Einheit der Kirche zum Egoismus der „Schulmeister" (Häretiker) über, und verwirft alles von der Kirche Abweichende als „*Vielheit ohne Einheit*," und sucht im vierten (lezten) das unabweislich Individuelle des Menschen dadurch gleichsam zu beschwichtigen, dafs er die Kirche nun auch zu charakterisiren sucht als „*die Einheit in der Vielheit*." — Nachdem hiermit die Auseinandersetzung des inneren Wesens, oder des Geistes der Kirche vollendet, soll dann die zweite Abtheilung „*die Einheit des Körpers der Kirche*" darlegen, und die sichtbare Kirche als „ein Erzeugnifs des christlichen Glaubens, als eine Wirkung der in den Gläubigen „durch den heil. Geist lebendigen Liebe" erweisen. Zu diesem Behuf wird im ersten Cap. „*die Einheit im Bischof*," im zweiten „*die Einheit im Metropoliten*," im dritten „*die Einheit des gesammten Episkopats*," im lezten „*die Einheit im Primas* (*oder Pabste*)" dargelegt. In einem Schlufs-Paragraphen werden (v. S. 272 — 274) die Hauptresultate der beiden Abtheilungen kurz zusammengefafst, und in einem flüchtigen „Ueberblick der gesammten Verfassungsgeschichte der Kirche" und ihres *Gesetzes* (v. S. 274 — 277) die Leser über den „traurigsten und verwirrtesten „Zustand der Kirche," über die „verkehrte, umsichtslose „Reformation" vom zwölften Jahrhundert an hinübergeführt *einerseits* zur Selbsttäuschung der Hierarchie, und zur Zeit, in der ihre bisherige „Stellung unnöthig," — „die Reformationen verspottet," und veraltete Ansichten steif behauptet, — *anderseits* von den Reformatoren das kirchliche Leben zerrissen, und „Grundsätze aufgestellt „wurden, die allem Gemeinleben und in ihrer Consequenz „nothwendig allem Christenthum zuwider sind." Das Ganze schliefst mit der Behauptung, dafs „das bildende „Prinzip," „der innere Charakter der Kirchenverfassung „beiden Parteien unklar" sei. Angehängt sind (v. S. 278 — 363) „*Zusätze*," in welchen einzelne wichtige Sätze aus der vorhergehenden Darstellung ausführlicher entwickelt, und durch Zeugnisse geschichtlich erhärtet werden.

Die Anlage des Ganzen zeugt beim ersten Blicke schon von einer Art wissenschaftlichen Sinnes des Verfassers, und wenn er, wie es den Anschein hat, bei Entwerfung und Ausführung seines Planes mehr durch Schriften nichtkatholischer Kirchenlehrer, und namentlich Schleiermachers und Neander's, als durch Schriftsteller seiner Kirche influenzirt worden ist, so dürfte ihm weit eher diese Hingabe zum Lobe, als die geschmälerte Eigenthümlichkeit zum Tadel gereichen.

Das erste Cap. beginnt mit der Bemerkung: „Jesus „habe das Bekenntnifs Petri (Matth. 16, 16. 17.) nicht als „das Werk des *sich selbst überlassenen* menschlichen *Geistes* betrachtet, sondern es von *göttlichen Thätigkeiten*, „die auf den Schüler *einwirkten*, abgeleitet;" — überhaupt habe „die Ueberzeugung in der unmittelbar auf die „Apostel folgenden Periode festgestanden, dafs der „*Glaube* an Christus und das damit Zusammenhängende „durch *Einwirkung* des *heil. Geistes* bedingt sei." Bald darauf heifst es: „dieser, *alle* Gläubigen nun *durchdringende* und *belebende* Geist *mufste* eben deswegen diese „zu einem grofsen Gesammtleben verbinden, eine geistige „Gemeinschaft *erzeugen*, eine Einheit Aller hervorbringen." — (S. 3 und 4.) Hier ist also der *heil. Geist* als auf die Ungläubigen *einwirkend*, also aufser ihnen bestehend, und als *alle* Gläubig-gewordenen durchdringend und belebend und sie mit *Nothwendigkeit* zu einer Gemeinschaft verbindend vorgestellt.

Der Verf. hält sich besonders an die, auch von *Cyprian* bestätigte, Ansicht des Irenäus, welcher zu Folge die Kirche die *ausschliefsliche* Vorrathskammer des göttlichen Geistes ist; „deswegen die keinen „Antheil an ihm haben, die nicht an den Brüsten der Mutter (nämlich der Kirche) zum Leben genährt werden." Er sucht dann (§. 3. S. 9) auch noch durch Analogie mit der einzigen *unmittelbaren* Schöpfung des ersten „*sinnlichen* Menschen," zu erweisen, dafs das „neue „Lebensprinzip," welches der göttliche Geist den Aposteln *unmittelbar* mitgetheilt, — seitdem *nur* „*von* „*ihnen* aus sich mittheilen sollte, so dafs keiner mehr „unmittelbar, wie sie, dasselbe erhalten möge; — sondern das neue göttliche Leben ein *Ausströmen* aus dem schon Belebten seyn sollte." Nun hebt er zwar gleich darauf diese Behauptung wieder theilweise auf, indem er der „*unmittelbaren* Mittheilung des heiligen Geistes" an

Digitized by Google

den Apostel Paulus gedenkt; er glaubt aber diese Aufhebung dadurch unscheinbar zu machen, dafs er behauptet, „dieser unmittelbar mitgetheilte Geist müfse „ein befreundeter, ja derselbe Geist seyn, und darum „der von ihm durchdrungene *mit Unwiderstehlichkeit* „zu dem Verwandten sich hingezogen fühlen; — mit„hin die Bildung eines abgesonderten Lebens, der Man„gel eines Bedürfnisses sich (mit der Kirche) zu eini„gen — den *neuen sich offenbarenden* Geist als einen „falschen und Lügengeist darstellen.“ — Jene „in der Kir„che (näml. der Römischkathol.) sich fort*pflanzende*, „fort*vererbende* geistige Lebenskraft“ hingegen nennt der Verf. (S. 10) die *innere „geheimnifsvolle Tradition,“* die unsichtbare Seite der gesammten Ueberlieferung. Wie nun aber, wenn der *neue sich offenbarende* Geist in der wirklichen Kirche, die er um sich her vorfindet, nicht mehr jene ursprüngliche Liebe, nicht mehr jene evangelische Freiheit wahrnimmt, zu denen er sich hingezogen fühlt? Wenn er die einfachen Wahrheiten des Evangeliums entstellt und wieder ein alttestamentarisches Gesetz, eine israelitische Feindseligkeit, eine heidnische Sinnlichkeit herrschend findet? Wenn, wie diefs schon frühe geschehen, die Brudergemeinde in geistliche Herrscher und unterwürfige Laien zerfallen, der Gottesdienst ein Fetischismus, das Gebet ein Mechanismus, die Kirchenversammlung ein Schlachtfeld von Intrigen, und die Kirchenhäupter zu Schwertführern der Unduldsamkeit geworden sind? Wenn jener Geist vergeblich auf Herstellung der alten Ordnung, der ersten Sittenreinheit, der anfänglichen Prüfungsfreiheit dringt, — und nun endlich eine neue Gemeinde bildet neben der alten, die nur mehr äufserlicher Weise als die Forsetzung der ersten Christengemeinde angesehen werden kann? Wird dieser Geist dann doch als ein Lügengeist zu verwerfen seyn? — Augustin, den unser Verf. auch (S. 11) zu diesem Behufe anführt, verwarf, auf dieselbe Weise wie der Verf., schon Alle, welche ihm nicht rechtgläubig schienen; die spätere Römischkatholische Kirche brandmarkte als *Lügengeister* Alle, welche neben ihr christliche Vereine auf den Grund des Evangeliums, oder der ersten apostolischen Kirche, oder der ersten sieben Jahrhunderte aufbauen wollten. Wenn man freilich von allen den Gräueln und dem Faustrecht und dem widerchristlichen Unfug, welche die Römischkatholische Christenheit über tausend Jahre lang befleckt haben, absehen will, um sich blofs entweder an die *formelle* dogmatische *Einheit*, oder an die *unsichtbare* Gemeinschaft der wirklich im *Glauben und der Liebe Einigen* zu halten, dann kann man im ersten Falle die sichtbare *Römische* Kirche für eine Fortsetzung der Nizänischen im 4ten Jahrhunderte ausgeben, oder im zweiten Falle die erste Gemeinde der Heiligen als sich auch in der Römischen Kirche fortsetzend, ansehen. Dafs man aber nach Belieben das Eine oder das Andere thun kann, kömmt daher, dafs fortwährend 1) durch *Kirche* bald das Ideal derselben, bald die wirkliche Gesammtheit der Römischkatholischen Glaubensbekenner bezeichnet wird, und 2) der *h. Geist* bei jeder Gelegenheit in eine andere Gestalt verfliefst.

Von diesem stäten Schwanken der geistigen Bestimmungen gleichsam geistig seekrank geworden, und ermüdet von dem Bemühen, diese chaotische Masse zu entwirren und festes Land zu gewinnen, nehmen wir unsere Zuflucht zu den *Zusätzen*, in welchen der Verf. „einzelne Punkte mehr aufzuklären“ in der Vorrede verheifsen hat. Aber auch da bleibt sich der Verf. in seiner dogmatischen Unbestimmtheit gleich. Läfst es sich also einestheils nicht zu einer klaren Vorstellung erheben, was der Verf. unter der sogenannten „mystischen Einheit der Kirche“ versteht, so mufs anderntheils behauptet werden, dafs, falls man mit ihm Einigkeit, Heiligkeit und Wahrheit als Wahrzeichen solcher Einheit annimmt, keiner wirklich auf Erden bestehenden Kirche diese Einheit zugeschrieben werden kann, da es Wortmifsbrauch wäre, einem Vereine von Menschen Prädicate beizulegen, welche nur den wenigsten Mitgliedern desselben zukommen. Ein gleicher Mifsbrauch würde es seyn, alle auf Erden zerstreute, wirklich Heilige durch das Wort „Kirche“ in Eines zusammenzufassen, da man hierunter einen Verein, der als solcher auch äufserlich wahrnehmbar vorhanden ist, versteht. Wollte sich aber eine der wirklich vorhandenen christlichen Gemeinschaften anmaafsen, sich für die allein „einige, heilige und wahre“ in dem Sinne auszugeben, dafs nur in ihr allein „der heilige und heiligende Geist“ sich finde, dafs dieser Geist nur durch ihre Mitglieder sich fortleite, und sich aus denjenigen zurückziehe, welche in irgend einem, von ihr wesentlich ausgegebenen Glaubenspunkte von ihr abweichen und deshalb von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen werden, — so könnte man einer solchen Einheit wohl das Prädicat einer „*mystischen*“ zugestehen, um damit etwas sehr verborgenes, ja unbegreifliches und unrechtfertigbares

Digitized by Google

zu bezeichnen. Es würde aber eben damit als zwecklos erscheinen, von ihr zu sprechen; da das Gesprochene für die mystisch-Vereinten *überflüssig*, für Fremde (*hostes*)*) aber nothwendigerweise *unverständlich* seyn müfste.

Aus allem diesem geht hervor, dafs *Mangel an Bestimmtheit* der Hauptvorwurf ist, welcher die Darstellungsweise des Verfassers trifft. Einestheils gebraucht er die wesentlich verschiedensten Kategorien, um ein und dieselbe Beziehung des heil. Geistes zum Menschen damit zu bezeichnen, so dafs „*Seyn, Daseyn, Grund, Ursache,* „*Kraft, Lebensprinzip, Einwirken, Einfliefsen, Erzeugen, Sichmittheilen, Sichfortpflanzen, Beleben, Beseelen, Fortvererben, Ergreifen, Durchdringen, Bilden*" u. s. w. chaotisch in einander überfliefsen. In dieser Hinsicht dürfte es dem Herrn Verfasser höchst erspriefslich seyn, wenn er nicht verschmähen wollte, bei einem jener von ihm sogenannten „Schulmeister" in die Schule zu gehen, welche zwar von der Kirche κατ' εξοχην, nämlich der Römischen, abgewichen, dagegen aber sich bemüht haben, durch Analyse der Gedankenbestimmungen Ordnung in den Geist zu bringen, und hierdurch ein gediegenes Einverständnifs unter den Menschen möglich zu machen. Anderntheils sondert auch der Hr. Verfasser nicht die sehr verschiedenen Bedeutungen, welche die Ausdrücke „*Geist*" und „*heil. Geist*" in den heil. Schriften, bei den Kirchenlehrern und in spätern Zeiten bis auf jezt nach und nach gehabt haben, und haben mufsten.

Das Resultat des ersten Kapitels war, der Meinung des Verfassers zu Folge, so scheint es uns, Folgendes: „Einigkeit (oder) Liebe, Wahrheit und Heiligkeit seien „Gaben des heil. Geistes;" dieser Gaben spendende Geist sei „*immer*" und „*nur*" in der *Kirche*; die Kirche aber bestehe *nur aus solchen*, welchen diese Gaben unmittelbar durch diejenigen mitgetheilt worden, die sie durch gleiche Mittheilung von den Aposteln oder ihren geheiligten Nachfolgern herab übernommen haben. Die hierdurch bewirkte innere Einheit sei die mystische Einheit der christlichen Kirche. — Hiervon geht der Verfasser im 2ten Kap. aus, welches er durch die Behauptung eröffnet: „die *christliche Lehre* sei (nur) der be„griffsmäfsige Ausdruck des christlichen Geistes, und „könne eben deshalb *nicht ohne diesen* Geist verstan„den werden. Man müsse also *zuvor* das *neue Lebensprinzip* empfangen haben," — ehe man die christliche Lehre, oder die kirchliche Ueberlieferung verstehen könne. (S. 24.) Auf diese Voraussetzung, — welche von der Thatsache abstrahirt, dafs man auch etwas verstehen könne, ohne es zur Richtschnur des Wollens und Handelns zu machen, wodurch allein Böses möglich ist, — sezt er nun (S. 25) die noch abstractere Behauptung: dafs „*derselbe Geist*, der die Apostel erfüllte, ewig die „Kirche erfüllen wird." Fafste man nämlich nur diejenigen durch den Collectiv-Begriff von Kirche zusammen, welche wirklich von „demselben apostlischen Geiste" erfüllt wären, dann würde die katholische Kirche in eine zerstreute unsichtbare Gemeinde verwandelt, und die zahllose Menge von Kirchengläubigen wohl auf ein kleines Häuflein reducirt. Begreift man hingegen unter Kirche die *sichtbare* katholische, dann wird jener Voraussetzung durch jedes Blatt der Kirchengeschichte widersprochen.

Der Verfasser behauptet nun zwar: „wo der Geist „ist, da befindet sich auch die Kirche;" — aber er sezt gleich hinzu: „und *wo die Kirche, dort der Geist,*" und gibt durch das Leztere, wie durch vieles Andere, zu erkennen, dafs *er* unter Kirche — die seinige — nämlich die Römisch-katholische versteht. Er folgert dann aus dieser Annahme den bekannten Römisch-katholischen Grundsatz: „die *Kirche erkläre*" *die Bibel.* Aus der Voraussetzung aber, dafs der heil. Geist in *allen* Gläubigen und *immer* derselbe ist, folgert er, dafs auch die Lehre und ihre Erklärung *allenthalben* und *immer* dieselbe *sei* und seyn *müsse.* (26—29.) Diese *Allenthalben- und- immer- dieselbigkeit* wird ihm hierdurch zum Kriterion der Wahrheit. „So kann," heifst es S. 32, „der wahre Ausdruck des innern Glaubens, die wahre „Lehre, nur durch die *Gesammtheit bestimmt* und *er„halten* werden; d. h. der Christ ist hinsichtlich der Be„stimmung dessen, was die wahre Lehre ist, an die *Ge„sammtheit* der mit ihm gleichzeitig Gläubigen und al„ler früheren bis zu den Aposteln hinauf angewiesen." Mit anderen Worten S. 33: „Die Frage, was ist Christ-Lehre, ist *durchaus historisch;* sie heifst: wie lautet „die *allgemeine*, *immerwährende* Ueberlieferung?"

*) Der Verfasser selbst beruft sich S. 53 auf Tertullian, der den Rechtgläubigen zu den Häretikern sagen läfst: „Ich bin „der Erbe der Apostel. — Euch haben sie für immer „enterbt, euch haben sie als *Fremdlinge*, als *Feinde* ab„gewiesen."

Digitized by Google

Dafs aber die *Gesammtheit* nicht irren könne, gründet er auf die Bemerkung: weil sonst „der in ihr thätige Geist als *unthätig gesezt* würde" oder als sich selbst *widersprechend.* Wir bemerken hier nur das Wenige, dafs, wenn der heil. Geist wirklich — als die Gesammtheit immer gleicherweise influenzirend — angenommen wird, nicht abzusehen ist, wie ein Mitglied derselben zur *Frage* nach der Wahrheit einer Lehre kommen kann, die ihm von seiner Kirche überliefert worden. Wäre er aber dennoch in Zweifel an der Wahrheit einer solchen Lehre gerathen, so wäre nicht abzusehen, wie und wann seine Forschungen enden könnten, da die *Gesammtheit* von den Aposteln an nicht eine continuirliche Gesammtgeschichte ihres inneren Lebens geschrieben hat. — Endlich ist hier anzuführen, was der Verfasser selbst S. 118 bemerkt: „die *Gesammtheit* der Gläubigen war „*nie christlich genug,* um *rein* die Idee der kathol. Kir„che im Leben *darzustellen.*" Warum also: zu *überliefern?* Da nun dem Verfasser die *Altheit* Kriterion der Wahrheit, so folgt nothwendig, dafs „jede egoistische „(d. h. unkirchliche) Entwickelung widerlegt wird durch „Nachweisung der *Neuheit.*" (S. 35.) Nun ist freilich Neuheit nicht blofs ein sehr formeller und relativer Begriff; sondern da mit *neu* hier bezeichnet werden soll: „nicht alt," so ist es auch ein blofs *negativer* Begriff, welcher nie zureichend von etwas nachgewiesen werden kann. Nun behauptet zwar der Verfasser, „diese Nachweisung „geschah vermittelst der *ununterbrochenen bischöfli„chen* Reihenfolge von den Aposteln an; d. h. man zeigte „dadurch, dafs die Häresien erst während der schon be„gonnenen Reihe entstanden seien, mithin *nicht von ei„nem der Apostel* ihre Lehre empfangen hätten." (S. 36.) Hiermit wird also zuerst die Glaubwürdigkeit einer Lehre von der des *Lehrers,* diese von dessen factischer Uebereinstimmung mit der *gesammten* Kirche abhängig gemacht, und somit die Ueberzeugung von einer *endlosen historischen Untersuchung,* die nur in der Infallibilität des Pabstes zur Ruhe kommen kann. Allein womit wird die *ununterbrochene Reihenfolge der Bischöfe* nachgewiesen? Warum wird blofs von den *Bischöfen* gesprochen, da eben die *Gesammtheit* aller Zeiten entscheiden und erhalten sollte? Konnte nicht ein Apostel auch Nicht-Bischöfen die angeblich neue Lehre überliefert haben? Aber es ist bekannt, dafs schon lange vor Ablauf der drei ersten Jahrhunderte die *Bischöfe* sich als die alleinigen oder bevorzugten Träger des apostolischen Geistes angesehen *), und nicht mehr von Heiligkeit und selbstaufopfernder Liebe auf Reinheit des Glaubens und der Lehre, sondern umgekehrt von Uebereinstimmung mit bischöflicher Glaubensmeinung auf Reinheit der Sitten geschlossen wurde. Uebrigens erklärt der Verfasser selbst jene Nachweisung für *unmöglich,* indem er hinzusezt: „dadurch sollte „keineswegs gesagt werden, dafs *jeder* der Bischöfe für „*immer* und *allezeit* im Besitz der ächten apostolischen „Lehre sich befinden mufste, schon darum, weil er in „eine apostolische Reihe versezt sei, und ihm schon „jene Eigenschaft durch die leztere gleichsam *ma„gisch* zufliefse. Diefs wäre eine höchst materielle Auf„fassung." (S. 36, 37.) Denn, abgesehen davon, dafs der Verfasser selbst die Wirksamkeit des heil. Geistes durchgängig als eine magische charakterisirt, **) können Laien und blofse Priester nicht die mindeste *Beruhigung* haben, wenn sie nicht *glauben dürfen,* ja *müssen,* dafs der „allezeit gleich thätige heil. Geist oder die die *Kirche* „selbst *bildende* göttliche Kraft" (S. 43) — den Bischof *jederzeit* im Besitz der ächten Lehre erhalte. Doch hier, wo es nur gilt, das *Neue* abzuweisen, interessirt der Verfasser sich nicht für die *Beruhigung* des Gläubigen; sondern erklärt sogar ausdrücklich: (S. 43) „der ein„zelne Gläubige *beruhige sich nur dann,* wenn die Identi„tät seiner mit *allen vergangenen Reihen* ihm zum *klaren* „Bewufstseyn komme." Zu „dieser Verständigung, meint er dann, „sei die äufsere schriftlich gewordene Tradition „das Mittel," und weil der Gläubige diesemnach das „*Angesezte*" auswerfen könne, — darum sei „sein Glaube *kein Autoritätsglaube.*" (45.) Hier mufs man in der That über die Kühnheit erstaunen, mit welcher einem allgemein bekannten Ausdruck ein ihm völlig fremder Sinn zugemuthet wird; denn, wenn ich etwas nur darum glaube, weil es *alt* ist, oder weil es von *Anderen,* und wären diese andern die ganze Vorwelt, geglaubt worden, so ist das Alterthum, oder die Vorwelt Autorität für mich, und mein Glaube ein Autoritätsglaube. —

*) Vermittelst der „*magischen* Weihe der Ordination." S. *Neander's* allgem. Geschichte etc. I. 297. ff. 330 u. 562.

**) Wir erinnern an S. 1 und an S. 64, wo es heifst, dafs „der Mensch *für sich immer nur* irren kann." — Ohnehin hätte ja auch die *Kindertaufe,* die schon in der Mitte des dritten Jahrhunderts in der Nordafrikanischen Kirche als allgemein angenommen erscheint, keinen Sinn, wenn man derselben nicht eine *magische* Wirksamkeit zuerkennte.

Digitized by Google

Aber die „verständige Einheit" in der Kirche begreift nicht blofs die heil. Schriften und die apostolische Tradition, sondern auch noch alles dasjenige, was *später*, nach und nach, als *Deutung*, *Entwickelung* und *Ausführung* jener primitiven Tradition als „Entfaltung der hö„heren Lebenskeime" von der sogenannten Kirche fest„gestellt, und demnächst *auch* als kirchliche Tradition beibehalten worden, — eine Entwickelung, welche „in „herrlicher Blüthe auf den *grofsen Synoden* (auch zu „Chalzedon? und im Lateran?) erschienen" seyn soll. (S. 47 48.) Hierbei kann natürlich das „von Anfang an," das „Immer-da-gewesen-seyn" nicht mehr als Kriterion dienen. Wenn nun Einzelne sich gegen eine solche, ihnen etwa nicht christlich scheinende *Entwickelung* auf die heil. Schrift, die doch als apostolische Tradition anerkannt war, als auf etwas „*immer-da-gewesenes*" beriefen, so wurden sie, bemerkt der Verfasser (S. 53) hiervon „als Fremdlinge, als Feinde," überhaupt als solche abgewiesen, die die Schrift „nicht verstanden, indem die„selbe nur *in* der Kirche verstanden würde." Hier erhält also der Glaube eine andere Grundlage, und wie vorher das Alterthum, die *bisherige* Kirche, so soll nun die blofse *Mehrheit* der *gegenwärtigen* Kirche, oder auch nur derjenigen Gemeinden, die sich für rechtgläubig halten, — *Autorität* für die Abweichenden werden! Die Arianer und später die Griechischen Christen verstanden also die heil. Schrift nicht, weil sie von den Römischen Christen, die sich für die alleinige Kirche hielten, *abwichen*. Aber konnten jene nicht auch sagen, die Römer seien von ihnen abgewichen, wie diefs schon im Streit hinsichtlich der Osterfeier, der Ketzertaufe, dann auch hinsichtlich des Filioque und des Bilderdienstes geschehen? — Die Römische Kirche behauptet allein die „*rechte Auffassung* der christlichen Lehre — die allezeit dagewesene" (?) zu besitzen; aber die Griechische Kirche behauptet dasselbe, und auch in ihr hat sich die Einheit bisher erhalten. Hier bleibt der Verfasser seinen Lesern das Kriterion schuldig, durch welches die beiderseitigen Ansprüche geschlichtet werden könnten; denn das blofse „*Abgewichenseyn* von der Kirche" kann mit gleicher Befugnifs der Römischen von der Griechischen zu Last gelegt werden. Spätere Reformatoren behaupteten ja sogar, beide seien von der wahrhaften christlichen, nämlich von der in beiden verborgenen *unsichtbaren* Kirche abgewichen.

Hier ist also nicht mehr die Rede von *Gesammtheit* der Gläubigen, von *Immer-da-gewesen-seyn*, von *Bischöfl. Reihenfolge*; sondern man mufs der ebendaseienden, proponirenden und Glauben-gebietenden Kirche, d. h. *Geistlichkeit*, (oder vielmehr dem eben vorhandenen Geistlichen) dasjenige glauben, *was* und *weil* sie es glauben heifst. Es zeigt sich hiermit die Nothwendigkeit, auf die anfängliche Voraussetzung des Verfassers zurückzukommen, auf die Behauptung nämlich, dafs der *heil. Geist* die Kirche erzeuge und erhalte. und der *Glaube* dem Einzelnen *durch Einwirkung* des heil. Geistes mitgetheilt werde; *) denn ohne eine solche Influenz ist nicht abzusehen, wodurch der Einzelne sich bestimmen lassen sollte, der Versicherung der katholischen Kirche, dafs die Griechische u. a. *von ihr* abgewichen sei, Glauben beizumessen. Wirklich gibt es aufser und zwishen dieser lezteren Annahme und dem Grundsatze unbedingter individueller Glaubensfreiheit keinen anderweitigen Ruhepunkt. Soll einmal die Religionslehre nur als wunderbar und historisch *gegebene* gelten, so mufs die einmal gegebene auch fortwährend mittelst *wunderbarer* Einwirkung *erklärt*, die erklärte im Munde des Ueberliefernden *wunderbar erhalten* werden, endlich aber auch dem *Hörer* ein unwiderstehlicher Glaube an die *Unfehlbarkeit* des Ueberliefernden eingegeben seyn. Denn wird einmal an der *h. Autorität* des einzelnen Lehrers gezweifelt, dann breitet der Zweifel sich unaufhaltsam über alles von aufsen Gegebene aus. Zunächst wird an der Autorität des geistlichen Standes, also der Ueberlieferer und Erklärer, dann an der Autorität dessen, der ihnen die Autorität verliehen, und so rückwärts an allen äufserlichen Urkunden gezweifelt, und die Einheit der Lehre und des Glaubens wird eben so unmöglich, als eine gleichmäfsige Beendigung und ein gleiches Resultat der Nachforschung.

(Fortsetzung folgt.)

*) Alles dieses ist denn auch ausdrücklich in den *röm. kathol. Katechismen* allem Uebrigen zu Grund gelegt. In den *Institut. doctr. christ. sec. norm. p. Canisii.* (*Manhem.* 1751.) heifst es: *credit catholicus soli Deo revelanti: scit autem Deum revelasse, quia Ecclesia id testatur et proponit.* Als „*Recta fidei regula, quâ Catholici ab haereticis discernuntur,*" wird angegeben: *christi fidem, atque Ecclesiae autoritatem integram profiteri, illudque ratum ac fixum tenere oportere, quod Ecclesiae catholicae pastores atq. doctores credendum definierunt.* Der Glaube (*fides*) aber wird bestimmt als *donum Dei ac lumen, quo illustratus homo firmiter assentitur omnibus, quae Deus revelavit, et nobis per ecclesiam credenda proponit, sive scripta illa sint, sive non sint.* (Also — *aufs Wort glauben.*)

Digitized by Google

Nro. 51. u. 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1827.

Die Einheit in der Kirche, oder das Prinzip des Katholizismus, dargestellt im Geiste der Kirchenväter der drei ersten Jahrhunderte; von Joh. Adam Möhler.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser mag nun wohl selbst gefühlt haben, dafs durch das Bisherige die *verständige Einheit* in der Kirche noch nicht *verständlich* genug geworden sei; denn er eröffnet das *dritte Capitel*, S. 63. mit der Bemerkung: „das Prinzip der Einheit der Kirche „wird uns um vieles klarer werden, wenn wir die *Ei-„genthümlichkeit der Häresie*" (der Verfasser übersezt es durch „Schulmeisterei") „gegenüberstellen." Wie unpassend zunächst der Ausdruck „Schulmeisterei" sei, um als gleichbedeutend mit Häresie zu gelten, lassen wir dahin gestellt seyn, um den auffallenden Irrthum zu bemerken, welchen der Verfasser begangen, indem er (S. 126) auch das *Rabbi* bei Matth. XXIII. 8. mit „Schulmeister" übersezt, weil hier Christus „das abgesonderte „und sondernde Schulwesen der Juden im Auge gehabt „habe." Offenbar ist vielmehr die allgemein angenommene Uebersetzung von „Lehrer" oder „Meister" die richtige, da Christus selbst sich als den *einzigen* Lehrer (oder *Rabbi*, *Καθηγητης*, (vergl. 8 und 10) bezeichnet, und sich auch sonst von Petrus, wie von den anderen Jüngern oftmals *Rabbi* nennen läfst. Marc. IX. 5. Joh. I. 39. 50 etc.) Die *Häresie* selbst wird vom Verfasser (S. 65) im Allgemeinen bestimmt als „das Bestre-„ben, das *Christenthum* durch blofses *Denken*, ohne „Berücksichtigung des gemeinsamen christl. Lebens und „des durch dieses Bedingten, *auszumitteln*." Wie mangelhaft diese Definition sei, zeigt sich bei dem flüchtigsten Nachdenken, und besonders dadurch, dafs die zwei vom Verfasser angegebenen Arten von Häresie, (nämlich die willkürliche Speculation und der separatistische Mystizismus) sich nicht unter jenen Gattungsbegriff zusammen fassen lassen, und er überhaupt auf die wenigsten sogenannten Häresien anwendbar ist. Bemerkt doch der Verfasser selbst, dafs namentlich die *speculirenden* Häretiker fast durchgängig mit allen Christen *Frieden hielten* und die Einigkeit des christl. Lebens nicht durch einzelne Glaubensverschiedenheiten gestört glaubten; so dafs es oftmals die sogenannte Kirche war, welche ohne Berücksichtigung des liebreichen Miteinanderlebens *blofs* um *Gedanken*-Unterschiede die Kirchengemeinschaft aufkündigte. Hier tritt dann wieder die schon im Früheren von uns gerügte Confusion von Glauben und Liebe hervor. „Den Glauben," bemerkt nämlich der Verfasser (S. 66), „und die die Kirchengemeinschaft erzeugende „*Liebe* hält der *Schulmeister* für zwei völlig verschie-„dene Dinge, *) und meint, man könne die *Gemein-„schaft* ohne denselben Glauben besitzen. — Nach ka-„thol. Betrachtungsweise (hingegen) sind Wahrheit und „Liebe *identisch*;" und nach S. 96 „betrachtete die ka-„thol. Kirche das den *Glauben* erzeugende Princip mit „dem die *Gemeinschaft* gründenden als schlechthin das-„selbe; — *sie nahm deshalb an, dafs, wer den er-„steren nicht gemeinsam habe, auch die leztere nur „getrübt besitzen könne.*" Diese Voraussetzung hebt den Unterschied des Denkens und Wollens auf, und macht den Menschen zum völlig unfreien Werkzeuge des Einen heil. Geistes **) Nur von ihr aus ist es dann folgerichtig mit dem Verfasser (S. 71) zu behaupten, dafs „was „den obersten Grundsatz (der Häretiker?), die *Unter-„suchungsfreiheit* über das, was *Christenthum* ist, be-„trifft, so mufste er den Katholiken alles Sinnes und al-

*) Wir haben oben schon nachgewiesen, dafs nicht nur der Apostel Paulus, sondern Jesus selbst den Glauben von der Liebe ausdrücklich unterschieden haben.

**) Wir erinnern an des Verfassers Aeufserung, welcher S. 92 es als „Verwegenheit menschlicher Speculation „bezeichnet, das Göttliche oder eigenthümlich *Christliche* „durch das Menschliche messen, oder dasselbe auch nur, „wenn es angeboten wird, durch *eigene Kraft* in sich „*aufnehmen* zu können."

Digitized by Google

„ler wahren Bedeutung zu entbehren scheinen, wenn „von ihm als einem *christlich-kirchlichen* die Rede ist.“ „Denn,“ führt er aus *Tertullian* an, „war der Häretiker „*Christ*, wie konnte er *erst untersuchen wollen*, was „das Christenthum ist.“ Untersucht er, so ist er noch kein Christ. Was aber den rechtgläubigen *Christen* ausmache, darüber meinte der juristische Tertullian, und nach ihm die canonische Römische Kirche, darüber entscheide die bisherige kirchliche Ueberlieferung, welche vermittelst anhaltenden Besitzes durch *Praescription* ein unerschütterliches Recht gegen alle Abweichungen (Häresien) erworben habe. Wir sehen hier davon ab, dafs, was nicht *besessen* werden kann, auch nicht durch Präscription zu erwerben ist, und dafs selbst, wenn man die *Fiction* einer moralischen Person der Kirche zulassen wollte, dieselbe durch stetes Fortbestehen von Häresien stets in *mala fide* constituirt ist — wir sehen hiervon ab, um Wesentlicheres einzuwenden. Es ist nämlich zu bekannt, als dafs wir es hier nachzuweisen uns veranlafst finden könnten, dafs von Zeit zu Zeit immer *Mehr* und mitunter *Anderes* unter „*Christenthum*“ verstanden wurde. Denn ein anderes war es, wenn in den ersten Zeiten zuerst nur Glaube an den Messias oder den gesandten Sohn Gottes, dann ein christliches *Leben* als allein wesentliche Bedingung des Christseyns, wenn später auch getaufte Kinder als Christen angesehen wurden, und in der Folge das Athanasische, endlich ein Tridentinisches Glaubensbekenntnifs zum Römischen Katholiken stempelte. Wenn nun ein Origenes, ja selbst ein Tertullian der Ansicht ihrer Zeitgenossen nach auch dann noch *Christen* blieben, als jener gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen schrieb, und dieser in seiner verständigen Consequenz bis zum Montanismus fortging, hätten diese da nicht untersuchen müssen, ob das auch Christenthum sei, was von den andersgläubigen Römischen *Christen* auch für Christenthum ausgegeben wurde? Mufste nicht der h. Cyprian auf mehreren Conzilien untersuchen, ob die, von Rom aus inconsequenter Weise für wirksam erklärte, Ketzertaufe christlich sei oder nicht? — Wir bemerken daher abermals, weil es noch jezt nie oft genug gesagt werden kann, — nur aus der genauesten Bestimmung der einzelnen Grundbegriffe kann die Klarheit des Ganzen hervorgehen, und weil Hr. M. nicht zuvor sich klar gemacht, was in den verschiedenen Zeiten unter *Christenthum*, *Kirche*, *Glaube* u. s. w. verstanden wurde, so sind auch seine Darstellungen durchgängig so confundirend und unhaltbar.

Wir können uns deshalb auch nicht darauf einlassen, alle die einzelnen Paralogismen und Formalismen aufzudecken, durch welche der Verfasser zu erweisen sucht: „der *Kirche* (? der Gesammtheit der Getauften, oder der Kleriker, oder der Bischöfe, oder der uniform-Gläubigen, oder der Kirche *κατ' εξοχην*, nämlich der päpstli„chen oder..?) *könne nicht zugemuthet werden, das* „*Untersuchungsprinzip anzuerkennen;*“ (S. 72.) — wir müfsten sonst ein Buch schreiben. Diefs glauben wir aber bemerken zu müssen, dafs solche Beweisführung als völlig überflüssig erscheint, wenn einmal vorausgesezt ist, dafs, wer nicht durchaus dasselbe *glaubt*, was Alle oder gewisse Mitglieder einer Gesellschaft glauben, deshalb *lieblos* und *egoistisch* sei, und dafs, weil er diesemnach egoistisch ist, er auch nicht im Stande sei, dasjenige zu verstehen und zu glauben, was jene Gesellschaft lehrt und glaubt. Diefs wird aber mit anderen Worten vom Verfasser (S. 101) behauptet, wo es heifst: „Wie man „die *kirchliche Gemeinschaft* und die *wahre Erkennt*„*nifs* sich gegenseitig *bedingen* liefs, so auch flofsen die „Vorstellungen von *selbstsüchtiger Trennung* und *Irr*„*thum* aufserhalb der Kirche in einander, und dieser wird „aus jener abgeleitet.“ —

Gleiche Confusion, wie bei der Definition der Häresie im Allgemeinen, herrscht bei Beschreibung ihrer beiden Hauptarten. S. 92 und 93 heifst es nämlich: „bei der „willkürlichen Speculation“ sei „die *Vernunft* nicht zum „Glauben, *oder* die Vernunft nicht zu sich selbst gekom„men; im separatist. Mystizismus komme der Glaube „nicht zur Vernunft, oder was auch dasselbe sei, der „Glaube nicht zu sich selbst.“ In beiden werden Vernunft und Glauben einander gleich gemacht, und hierdurch ihr Unterschied aufgehoben. Bald darauf (S. 94) werden beide wieder streng gesondert, indem die „Gabe des „Glaubens“ für sich allein genommen als „*blinde Kraft*,“ die „*Erkenntnifsgabe*“ für sich als „eine *helle Schwä*„*che*“ charakterisirt wird.

Aber nicht nur im *Denken* und *Sprechen*, sondern auch im *Benehmen* selbst zeigt sich der Verfasser nicht folgerecht. Denn S. 105 bis 108 klagt er über die „*eng*„*herzigen, lieblosen* Urtheile der Häretiker über die „Katholiken,“ welche von jenen „Einfältige, Autoritäts„gläubige, Idioten, Kirchlinge, Werkheilige, Unreine, „Sinnliche“ genannt würden; er selbst berichtet aber

Digitized by Google

klaglos S. 125, dafs man „die Anhänger der Schulmei-„ster auch *Gefangene* nannte, solche, welche zu *Knech-„ten* der Menschen und des *Bösen* gemacht wurden," und behauptet nicht nur S. 109: „dafs das System der „Gnostiker aus ihrer *Selbstsucht* hervorgegangen sei, „möchte nicht zu bezweifeln seyn, weil jeder zu ihnen „übertretende Katholik sogleich ein *Samen der Auswahl „war*;" (halten die Katholiken sich nicht für εκλεκτοι?) — sondern auch S. 110: „im Protestantismus sei das *egoisti-„sche* Prinzip consequent durchgeführt." Eben so, während er ausdrücklich behauptet hat, aufserhalb der katholischen Kirche würden die heiligen Schriften *nicht* verstanden, wirft er S. 84 den Häretikern *Hochmuth* vor, weil sie behauptet hätten, die Katholiken seien „unfähig, „ihre eigenthümlichen Lehren zu verstehen." Ja, nicht blofs zu *hochmüthigen Egoisten* (d. h. zu gemeinen Teufeln), macht er die Häretiker, sondern sogar zu *Antichristen*, indem er S. 98 bemerkt: „da, nach Cyprian, „das gemeinsame Leben der Kirche nur durch die fort-„dauernde Einwirkung Christi und des heil. Geistes un-„terhalten wird, so ist ihm Trennung ein *Kampf gegen „Christus*." —

Hiermit sind wir aber an dem Wendepunkt der strengen Römischen Orthodoxie unseres Verfassers angelangt; denn auch ihr bleibt er nicht treu, und gerne wird man diese leztere Treulosigkeit als die schönere Seite der vorliegenden Schrift ansehen; indem sie die Uebermacht des freien Geistes der neueren Bildung über frühere Beschränktheit auch bei dem Verfasser unzweideutig beurkundet.

Aus dem Bisherigen wird zwar zuvörderst noch S. 117 die richtige Schlufsfolgerung gezogen, dafs „die „älteste Kirche die Häresie für etwas *Böses*, ja in ihrer „Wurzel betrachtet, für das *Böse selbst* hielt." Allein völlig unerwartet — sind nun die gleich darauf folgenden Bemerkungen, und zwar 1. (S. 117) „es *versteht sich „von selbst*, dafs hier nicht der *einzelne Häretiker* ge-„meint seyn kann. — Denn der Einzelne *kann* recht wohl „ein *gläubiges* Gemüth aus der Kirche erhalten haben; „aber die Strahlen desselben brechen sich auf eine ver-„kehrte Weise im Verstande u. s. w. Wer die Häresie „verdammt, verdammt noch nicht den Häretiker; das „erste fliefst aus dem Geist des *Christenthums*, *das lez-„tere selbst wieder aus dem Geiste dieser Welt*."*) Wie sich solche unkirchliche und unwirkliche Unterscheidung von selbst verstehe, ist nicht abzusehen, und eben so wenig wie nach der früheren Ansicht des Verfassers jemand vom heil. Geiste den Glauben empfangen haben könne, und dennoch von der Einheit abweiche, noch wie „die Strahlen eines gläubigen Gemüthes sich im Ver-„stand verkehrt brechen können?" Diefs aber ist klar, dafs hiermit *allen Conzilien*, vom ersten an bis zu dem lezten (Trident.), das mit: „*Bannfluch allen Irrlehrern*" (Häretikern) schlofs, so wie der Ueberzahl der Bischöfe, die ja so oft noch die Todten im Grabe verflucht haben, der *Geist* des *Christenthums* abgesprochen wird. —

S. 118 heifst es 2. „die Häresie ist, wie das Böse, „eine blofse Negation, blofs vorhanden, *um* das eigent-„lich Seiende zu immer *klarerem Bewufstseyn* zu brin-„gen, die Kirche zu *erheben* und *fester* zu *gründen*." Ja, nicht bofs *nützlich*, sondern sogar *nothwendig* wird gleich darauf die Häresie. „Da (nämlich) das *göttliche* „den Gläubigen mitgetheilte *Lebensprinzip* blofs *mitge-„theilt*, nicht *ursprünglich* (?) ist, so *bedürfen* sie im-„mer des Gegensatzes *), — durch welchen die Ent-„wickelung alles *Endlichen bedingt* ist; — (wie denn) „durch das Böse überhaupt das Gute uns, den Endlichen, „erst zum Bewufstseyn kömmt" **). — Da aber die Bedingungen der Entwickelung und Selbstbewufstwerdung vom obersten Gesetzgeber gesezt sind, so wäre diesemnach nicht nur der erste Sündenfall, sondern auch die Häresie, als in den Weltplan *gehörig* zu betrachten? S. 120 wird 3. auch die wirkliche Ursache der Häresie in die Kirche selbst versezt. „Man kann (nämlich) in gewis-„ser Beziehung sagen, die Häresie werde nur möglich durch „das Böse *innerhalb der Kirche*; denn eine *jede* Ver-„dunkelung der Wahrheit wird durch *Sünde* ***) *bedingt*, „und bevor die Häresie aufserhalb der Kirche war, war

*) S. 122 wird noch bemerkt: „der *Irrthum* soll nicht durch „*Gewalt* verhindert werden" (was freilich unmöglich ist); „dadurch wird zugleich die Entwickelung der Wahrheit „gehemmt, und *Heuchelei* erzeugt." Damit ist aber der Kirche „zugemuthet, das Untersuchungsprinzip anzuer-„kennen." (?)

*) S. 177 werden vom Verfasser die Worte „des Gegensatzes" in des „*Widerspruches*" berichtigt, warum nicht gleich?

**) Zur Bekräftigung wird aus Origenes angeführt: „Nimmst „du den *Teufel* selbst und die uns bekämpfenden widri-„gen Mächte hinweg, so werden sich die *Tugenden* unse-„res Geistes *ohne den Kampf nicht entwickeln*."

***) Dann wäre aber wieder jeder Häretiker *Sünder*, und als solcher zu verdammen.

Digitized by Google

„sie ja in ihr.“ — „Die Wirkung ist (aber) immer gleich „ihrer *Ursache;* je mehr *Irrthum* (oder, nach S. 179, „*Böses,* die *Quelle des Irrthums*) also bei einer *grofsen* „Anzahl *in* der Kirche ist, desto zahlreicher werden die „entgegengesezten Irrthümer (?) in der getrennten Partei.“ Wie viel Böses und Irriges müfste diesemnach in den vier ersten und den vier jüngsten Jahrhunderten *in* der Kirche gewesen seyn! wie Weniges im Mittelalter, in welchem so wenig Häresien, aber so viele und schwere Klagen über die Sündhaftigkeit des *Klerus,* der doch, nach Römischen Begriffen, fast ausschliefslich die Ecclesia oder Kirche bildet! Wenn ferner Irrthum und Böses sich *in* der Kirche findet, so ist diefs nicht abstracter Weise, sondern in *Mitgliedern* der Kirche vorhanden; wenn aber diefs, wer bürgt dann, dafs es sich nicht in denjenigen Geistlichen finde, welche die Stimmenmehrheit in dem Gerichte bilden, das eine Lehre als Häresie verdammt? Ja, mufs man nicht vielmehr, sogar dem Verfasser zufolge, (s. oben 1. die Stelle v. S. 117) glauben, dafs die Römisch-katholischen Conzilien und Kirchenhäupter geirrt, ja gesündigt haben, als sie durch Verfluchung auch der *Häretiker,* ja durch Erregung von Kriegen gegen dieselben den Beweis gegeben, dafs sie „aus dem Geiste *dieser* „Welt gehandelt haben?“ — Wir bemerken hierbei noch, dafs, wenn dem Verfasser (S. 178) zufolge *Kirche* und *Häresie* sich einander gegenüber stehen, wie „*Liebe* „dem *Egoismus*“ *), — der Egoismus aber das eigentlich Böse, das Böse erst „die Quelle des *Irrthums,*“ das *Häretische* aber das Egoistische, also Böse ist, — dafs alsdann nicht sowohl der *Irrthum,* sondern vielmehr jede selbstsüchtige Willensbestimmung zum *Häretiker* mache, mithin, da die Selbstsucht in keinem Sterblichen als völlig überwunden anzusehen ist, auch die *Kirche* hienieden gar nicht zu Stande kommen kann. Noch mehr; genöthigt im vierten Capitel, seine Kirche gegen den Vorwurf zu retten, als unterdrücke sie alle Individualität, scheint der Verfasser zur Anschauung zu kommen, dafs die edeln Kirchenväter der ersten Jahrhunderte, die in so vielen Punkten in Widerspruch gegen das kirchliche Lehrgebäude stehen, nicht nur nicht aus Egoismus, sondern aus eifrigem Wohlwollen sich in ihre wissenschaftlichen Erörterungen eingelassen haben, und dafs diefs noch immer so Statt finden könne. Er bemerkt daher S. 154 noch 4.) folgendes: „das *blofse selbstsüchtige* Element in den „häretischen Parteien klärt nicht Alles auf;“ — und aus Clemens v. Alex. wird angeführt: „dafs jemand ohne er„leuchtenden Unterricht *zwar gläubig,* aber seinen „*Glauben* nicht verstehen könne, und deswegen *un„fähig sei, Richtiges von Irrigem zu unter„scheiden*“; — daher nenne Clemens die „*Gnosis* *) ein „Bollwerk des Glaubens“ — „eine unerschütterliche Gestal„tung desselben,“ — „daher wurde das Studium der *Phi„losophie* so dringend empfohlen.“ S. 156 wird hinzugesezt: dafs die *Gnosis,* „indem sie vertheidigt, zugleich „*reinigt,*“ und S. 157: „wie die Beeinträchtigung der „Kirche durch häret. Parteien besonders auch dadurch „möglich wurde, dafs man *Widersprechendes, „ohne es zu bemerken, in sich aufnahm;* so „*besteht* auch *innerhalb* der Kirche immer *bei Vielen* „*Widersprechendes* nebeneinander, was nur dadurch „geschieden wird, dafs die *Wahrheit als solche er„kannt* wird, wodurch der Irrthum als die Negation von „selbst verschwindet.“ **) — Hiermit wird dann der früheren Theorie nicht blofs in Betreff der Häresis, sondern auch hinsichtlich der verständigen und der mystischen Einheit der Kirche widersagt; denn was ist ein vom heil. Geist mitgetheilter Glaube, wenn er den Gläubigen nicht in Stand sezt, unmittelbar das Irrige von dem geglaubten Wahren abzuscheiden? Kann man aber — *Irriges glaubend* — dennoch *in* der Kirche seyn, warum

*) Diefs ist jedoch nicht zuzugeben, da Liebe *über* dem Egoismus steht, und nicht *gegenüber,* und da, dem Verfasser S. 64 zufolge, manche Häretiker sich „durch *re„ligiöse* Innigkeit und Tiefe auszeichneten.“ Was ist überdiefs liebreicher: mit anderen Menschen Gemeinschaft zu halten, und sie als Brüder anzusehen, obgleich sie in einigen Lehren von einander abweichen; oder, wie die Römische Kirche gethan, völlige Uniformität zur Bedingung der Gemeinschaft, und den Bischöfen die Verfolgung der Häretiker und Schismatiker zur *Pflicht* zu machen?

*) Wie wenig streng bei den Uebersetzungen sich Hr. M. an den Text halte, zeigt sich auch hier, wo Clemens nicht von γνωσις spricht, sondern sagt: ἡ της διαλεκτικης δυναμις. — Freilich erfordert *Dialektik* scharfe Begriffsbestimmung . . . .

**) Oben soll der *Glauben* von der Wissenschaft gereinigt und in Einklang gesezt werden, mithin *richten.* S. 148 dagegen heifst es: „Auch die Philosophie mufste vom Glau„ben durchdrungen werden; — die Ideen der Vernunft „sich mit dem Glauben vermählen, — wobei der *Glaube* „als *maafsgebend* erschien.“

Digitized by Google

nicht, wenn die *Gnosis* theilweise irrig ist? Soll aber das einander Widersprechende von der Kirche nur dadurch ausgeschieden werden, dafs die *Wahrheit* durch *Dialektik*, wie Clemens sagt, (oder durch Gnosis, wie Hr. M. meint,) *erkannt* wird, wie ist dann Einstimmigkeit der *Gesammtheit* möglich? Woran kann der einfältige Gläubige die *richtige* Gnosis von der irrigen unterscheiden? Ist das Christenthum noch etwas rein *Historisches*, Gegebenes, wenn es besonderen *Erkennens* und namentlich einer Gnosis bedarf, wie die der ersten Kirchenväter, eines Justin's, Clemens v. Al. und Origenes, war? Und war es *Glaube* oder *Gnosis*, vermittelst dessen die Synoden vorgeblich das Wahre vom Irrigen unterschieden? Ist endlich die Kirche *einig* und *heilig*, worin Böses und einander Widersprechendes sich findet? — Möge der Hr. Verfasser diese Fragen zu beantworten sich hierdurch veranlafst finden, alsdann aber vor allem angeben, was er unter *Erkennen*, unter *Wahrheit* und unter *Philosophie* verstanden wissen will. Für jezt wird er uns noch erlauben, aus der statuirten Nothwendigkeit der Gnosis die Nothwendigkeit der Untersuchungsfreiheit *innerhalb* der christlichen Kirche zu folgern, und hiermit die *Häresis*, nämlich das Festhalten an demjenigen, was der Einzelne — durch Gnosis für wahr zu halten — sich geistig genöthigt findet, — als von der früheren Anklage des *Böse* seyns durch den Verfasser losgesprochen zu betrachten.

Diese Folgerung sehen wir aber noch besonders gerechtfertigt, wenn wir S. 175 (5.) lesen: „da die „Rede wahr ist, dafs die *Religion* nach verschiedenen „Zeitaltern, Culturstufen, Völkermassen, Geschlechtern, „Familien, Individuen, ja in diesen selbst nach ihren „verschiedenen Entwicklungen *verschiedene* Anschau„ungen *erzeuge*, und dafs sie in einer *Unendlichkeit* „solcher Verschiedenheiten nur *ganz* sich kund thue, „so mufs *diese Unendlichkeit in* der Einheit *möglich* „seyn, insofern sie sich in wahren *Gegensätzen* dar„stellt. Wie aber diese wahren Gegensätze möglich „sind, so müfsen sie auch *wirklich werden dürfen*, „weil das wahre Leben nur in der Durchdringung des „sich Entgegengesetzten besteht." Abgesehen davon, dafs hier eine bisher ungebrauchte Personification eingeführt wird, und es nicht einsichtlich ist, wie *Religion*, die selbst zum Theil aus Anschauungen besteht, diese erst *erzeugen* soll, — so geht doch so viel aus dieser modernen natur-historischen und natur-philosophischen Bemerkung hervor, dafs sie den früher ausgesprochenen orthodoxen Ansichten des Verf. auf das Entschiedenste widerspricht. Denn nun ist *Religion*, — worunter so im Allgemeinen doch wohl *die selbstbewufste Beziehung des Menschen zu Gott* zu verstehen seyn möchte, — Religion ist das *Allgemeine*, welches sich je nach der Particularität des Menschen *besondert*, so dafs sogar entgegengesetzte Besonderungen statt finden dürfen. Damit sind aber die früheren Kriterien des *Historisch-gegeben-seyns*, der *durchgängigen Immer-* und *Ueberall-Gleichheit* aufgegeben, und es ist die Möglichkeit, ja die *Nothwendigkeit* einer wahrhaft allgemeinen Kirche ausgesprochen, in welcher alle Mitglieder einer unbedingten theoretischen Freiheit theilhaftig sind, und die „*unendlich* verschieden" Anschauenden nur allein von *wechselseitiger Achtung und Liebe*, oder richtiger, von wechselseitiger *Anerkennung* und *Wohlwollen* — zur Einheit verknüpft werden. — Der Verf. scheint zwar im Folgenden (S. 177) die Consequenzen jenes Satzes nicht so weit ausdehnen zu wollen, indem er behauptet, die von der Röm. Kirche abgeschiedenen Häresien verhielten sich zu ihr nicht als Gegensätze, sondern als *Widersprüche*; allein welche *Verschiedenheiten* bleiben dann noch als *Gegensätze* innerhalb der Kirche, wenn *jegliche* Abweichung *) von einem ausführlichen Glaubensgebäude als Widerspruch gegen die Gemeinschaft qualifizirt wird? Wenn der Verf. aber fragt, worin die *Einheit* liege, „wenn Artemon sagte, *Chri*„*stus* ist nicht wahrer Gott, und die Kirche lehrte, er „sei es?" So antworten wir mit den Worten Christi selbst: (Joh. XIII. 35.) „dabei wird Jedermann erkennen, „dafs ihr meine Jünger seyd, so ihr *Liebe unter ein*„*ander habt*," und (Joh. XV. 8.) „darin wird (der) „*Vater* geehrt, dafs ihr viel Frucht bringet." Oder wäre denn innigste Liebe zu Gott dem *Vater*, und selbstverläugnende Liebe zu allen Menschen, womit doch das Gesetz und die Propheten erfüllt sind, wäre innige Liebe zu Jesus Christus, (abgesehen von der Weise seiner Erzeugung) und hiermit die Würde eines Christen, unvereinbar mit der wörtlichen Interpretation von *Joh.* XVII. *v.* 3., wo es heifst: „das ist das ewige „Leben, dafs sie dich, den *allein* wahrhaften Gott (τον

*) Der angeführte Lat. Catech. sagt pag. 5: fides sit integra: quicunque offendat autem in uno, factus est omnium reus, i. e. coelo excluditur.

Digitized by Google

„μονον αληθινον), und den du *gesandt* hast, Jesum „Christum erkennen.“? —

Wir schliefsen aber unsere Betrachtungen über das 3te Cap. der 1sten Abth. mit der Frage, ob, wenn es (nach S. 140) „Grundanschauung der Kirche ist, dafs sie „zur *reinen Erkenntnifs Gottes* eine *reine heil. Seele* „verlangt, *) was nur *Gott zu geben im Stande* ist,“ **) — ob dann irgend ein Mitglied der Kirche, oder vollends ein ganzes Conzilium sich anmafsen dürfe zu behaupten, es besitze die *reine* Erkenntnifs, und alle Andersglaubenden seien Häretiker, also Egoisten, unreine, *unheilige*, die Entscheidenden aber alle *reine heilige Seelen*? —

Das 3te Capitel *sollte* darthun: „die Häresie komme vom „*Bösen*“ (S. 63); — wirklich dargethan aber hat es einerseits: dafs sie wirklich von der natürlichen, also vom Schöpfer gesezten, Beschaffenheit des Menschen und *aus* der Kirche selbst herkomme, und dafs sie dieser nützlich und nothwendig sei; anderseits: dafs sie, selbst dem Verfasser zufolge, nicht sowohl vom Bösen, als vielmehr von *Armuth*, nämlich blofs davon herkomme, dafs Gott den sogenannten Schulmeistern eben keine „reine „heil. Seele *gegeben*“ habe. Das 4te Capitel soll nun erweisen, dafs „ungeachtet alle Gläubigen eine Einheit „bilden, jeder derselben *seine Individualität* bewahre; „— die *gröfste* Mannigfaltigkeit bestehe in der Kirche in „Bezug auf die christliche *Sitte*, — *Freiheit im Cul-„tus* u. s. w. (S. 129.)

Jeder, auch nur wenig mit der Kirchengeschichte der drei ersten Jahrhunderte Befreundete, wird nun allerdings, auch ohne besondere Nachweisung, zugeben, dafs in jenen Zeiten, in denen sich noch keine Orthodoxie durch angeblich *allgemeine* Kirchenversammlungen, durch *Römische Suprematie* und durch Beihülfe des *weltlichen Armes* constituirt und organisirt hatte, — auch noch durchgängig grofse Freiheit in der christlichen Kirche geherrscht; wie denn alle Schriften aus jenen Jahrhunderten, selbst die eines *heiligen* Justin's, h. Irenäus, und h. Clemens, gar manche Sätze und Ansichten enthalten, welche die Folgezeit zu Häresien gestempelt hat, und in Gebräuchen und Cultus keineswegs jene Uniformität urgirt wurde, welche Rom später zum eisernen Gesetz gemacht. In dieser Beziehung also wäre es überflüfsig, auf dieses 4te Cap. näher einzugehen. Da aber der Verf. jener Jahrhunderte nur zu gedenken scheint, um seine Kirche, nämlich die Röm. kath., überhaupt genommen zu rechtfertigen, so müfsen wir auch hier nachsehen, in wieweit ihm diefs hier gelungen seyn möchte.

Das 4te Cap. beginnt wieder mit einer naturphilosophischen Betrachtung. „Wenn das katholische Prinzip,“ heifst es S. 129, „alle Gläubigen zu einer Einheit ver-„bindet, so darf die Individualität des Einzelnen nicht „aufgehoben werden; denn der Einzelne soll als ein „*lebendiges* Glied im ganzen Körper der Kirche fort-„dauern. Das *Leben* des Einzelnen als solchen ist aber „bedingt durch seine *Eigenthümlichkeit*, die mithin „im Ganzen nicht untergehen darf. — Gerade durch „die *mannigfaltigen* Eigenthümlichkeiten der Einzel-„nen, durch die *freie* Entwicklung und *unverkümmerte Bewegung* derselben, wird es (das Ganze) „ein lebendiger Organismus herrlich blühend und ge-„deihend.“ Gegen die Richtigkeit dieses Grundsatzes scheint nun allerdings nichts zu erinnern. Das gleich darauf folgende zeigt aber, wie gefährlich es sei, Bestimmungen aus einer niederen Sphäre analogisch auf eine höhere anzuwenden. „Denn,“ heifst es gleich darauf, „wären aber alle einzelnen *Glieder* thätig, ohne dafs „die besondere Thätigkeit der Einzelnen durch *Ein „bewegendes Prinzip bestimmt* würde, so wären sie „in einer wilden, jedes Einzelne und das Ganze auf „gleiche Weise *vernichtenden* Geschäftigkeit begriffen.“ Also: „ungehemmte Entfaltung der *Eigenthümlichkei-„ten* der Einzelnen, die durch einen *Geist beseelt* wer-„den, so also, dafs zwar verschiedene *Gaben* sind, aber „*Ein Geist*.“ — Hier ist zuvörderst auf den Paralogism aufmerksam zu machen, der daraus entsteht, dafs der allgemeine Begriff eines animalischen Organismus auf einen kirchlichen angewendet wird. Die *Glieder* des Leibes sind unpersönliche Organe der Einen Lebensseele, und dem Einen persönlichen Willen des Menschen als *Mittel* zu seinen Zwecken unterthan, ohne Selbstzwecke zu seyn. Die *Mitglieder* einer Kirche hingegen sind alle *Persönlichkeiten*, und, als solche,

*) Wo bleibt dann die famöse Unterscheidung vom amtlich unfehlbar entscheidenden Papste und dem dabei etwa unsittlichen Menschen? Ist nicht nach Römisch-katholischer Ansicht die Inspiration der Väter auf dem Conzilium eben so unabhängig von ihrer Heiligkeit, wie die sakramentalische Wunderwirksamkeit jedes Priesters von seiner sittlichen Beschaffenheit? —

**) *Giebt* nur Gott die Heiligkeit, wo bleibt dann das Verdienst der Heiligen? —

Digitized by Google

keinem sichtbaren Haupte unterthan, von keinem Willen aufser ihnen *bestimmt*; sondern von ihrem Oberherrn freigelassen, und eine jede — *Selbstzweck*. Die *Gemeinschaft* der Einzelnen Mitglieder aber ist, wie das Gesetz, *für* den Menschen, nicht dieser *für* Jene; deshalb auch das die Gemeinschaft bildende und erhaltende Prinzip den Einzelnen immanent, d. h. ihr wahrhaftes Wohl an die Gemeinsamung geknüpft ist, aber nicht absolut an *diese* oder *jene*; sondern an diejenige, welche der besonderen Beschaffenheit und *Entwickelungsstufe* des Einzelnen entspricht. Beiläufig mag dann noch daran erinnert werden, dafs jene Vergleichung der einzelnen Christen mit Gliedern des Einen Leibes Christi vom Apostel Paulus (1. Cor. XII.) in anderem Sinne gebraucht worden, als es oben geschehen; dafs aber bei späteren Kirchenlehrern diese Analogie so beliebt wurde, — nicht wegen der *Gleichstellung* und *Sympathie* der Glieder, sondern um daraus die Nothwendigkeit eines sichtbaren Kirchenhauptes und der *Unterthänigkeit* der Glieder unter dasselbe zu demonstriren. —

Fragen wir demnächst, was der Verf. denn eigentlich unter *Individualität* und unter dem *Einen* Prinzip und Geiste versteht, so wäre hier kürzlich zu bemerken: 1) In der angeführten Stelle wird „*Individualität*" synonym gebraucht mit „den *Eigenthümlichkeiten* des Einzelnen," und diese schliefslich als „verschiedene *Gaben* des Einen Geistes" bezeichnet. — Hiernach könnte man einen Augenblick glauben, unter Eigenthümlichkeit seien alle, dem Einzelnen vom Schöpfer *zu eigen* gegebenen, geistigen und psychischen Vermögen zu verstehen. S. 142 heifst es aber 2) „in der „christlichen Kirche könne nur von der freien Entwickelung einer *christlichen Individualität* die Rede seyn." Die Frage ist hiernach nicht mehr, was unter Individualität überhaupt, sondern was unter *christl.* Individualität zu verstehen sei. Nun heifst es 3) S. 167: „die *Individualität* ist ihrer Natur nach etwas *Beschränktes*; sie ist „nicht das Geistige, sondern nur *am* Geistigen, und eine „*Form* desselben; sie ist oft sogar *local*, *temporär*, „also (!) *rein zufällig*, mithin in soweit im *Sinnlichen und Vergänglichen* gegründet." Und: „das ziemt „der *christlichen* Demuth: das Christenthum (welches?) „ganz in sich aufnehmen; was in den *eigenen Ansichten* dem *Evangelium* widerspricht, als *kein* nütze „wegzuwerfen, was mit ihm zusammen seyn mag, *durch* „*dessen Geist* zu bilden und zu verklären." Hiernach wäre also die Individualität überhaupt nur eine „*Form*," und diese an das „Christenthum," oder näher an das „Evangelium," als an ihren Inhalt gebunden; die *christl. Individualität* bestände nun nicht in der „freien *Entwicklung* und unverkümmerten Bewegung der mannigfaltigen Eigenthümlichkeiten des Einzelnen;" sondern vielmehr in der *Verwerfung* der *eigenen* „Ansichten," sofern diese dem Evangelium widersprechen. — Die Folgerung liegt dann nahe, dafs, wenn *diese* christl. Individualität nicht aufgehoben werden soll, doch wohl die freie Bewegung einer Individualität verkümmert werden darf, welche sich nicht entschliefst, die *eigenen* Ansichten wegzuwerfen; — denn diese ist, wie es auch Römische Kirchenlehrer scharfsinnig bemerkt haben, noch unfrei, und wird frei gemacht, indem sie *gezwungen* wird, in die Kirche einzutreten. Wenn dann oben nur die Uebereinstimmung mit dem *Evangelium* gefordert wurde, so wird diese, nur erst *evangelische*, Forderung anderwärts zur *Römisch-katholischen* berichtigt, indem S. 146 aus Origenes beifällig angeführt wird: „*Das allein* sei für Wahrheit zu halten, was *in Nichts* „von der *kirchlichen* und apostolischen *Lehre* abweiche;" — worunter, nach S. 150, „das Anerkannte-Gemeinsame und Immergewesene," *) besonders „die „Symbole," als „die Gesammt- und *Urspeculation* der „Gläubigen" zu verstehen sind. Der Grund aber, warum der Einzelne seine *eigenthümliche* Ansicht vor der kirchlichen *verwerfen* müsse, — (angenommen, dafs diefs überhaupt möglich sei) — ist wohl darin zu suchen, dafs „die *Kirche* (? Papst und Conzilien ?) sich als eine „*unmittelbare* **) göttliche Kraft betrachtet, als ein „Leben in und durch den h. Geist." (S. 149.) Der Verf. giebt zwar nicht an, *wer* der *Träger* dieser Gotteskraft ist, *woran* er unfehlbar zu erkennen, und in wem die Kirche „zum Bewufstseyn ihrer Kraft" komme? — Solcherlei Fragen gehören aber wahrscheinlich nicht zur christlichen Individualität, und sind deshalb unentwickelt wegzuwerfen. Die eigentlich christlichen Eigenthümlichkeiten, nämlich die *Weisheit*, die *Gnosis*, und, für die

*) Wir erinnern nochmals daran, dafs beide Ausdrücke, so angewendet, eine petitio principii enthalten; denn eben die Schulmeister wollen auch für *Etwas* gezählt werden und sind *Zeitstücke*, so wie anderseits auch, wenn sie nicht mitgerechnet werden sollen, das *Anerkannt*-gemeinsamseyn etc. unbewiesen ist.

**) Oben (S. 118 b. Möhl.) war das Lebensprinzip nur ein *mitgetheiltes*, nicht ursprüngliches. —

Digitized by Google

Einfachsten, der *Glaube* sind (nach S. 160) Geschenke des *heil. Geistes*, und diese stimmen natürlich unmittelbar mit der *Kirchenlehre* überein. Daher hat denn der Verfasser auch (S. 74) Tertullian Recht gegeben, der (*de praescript.*) behauptet, das Christenthum könne nicht Gegenstand eines immerwährenden Untersuchens seyn; „stelle man das *Untersuchen* als Grundsatz auf, so sei „keine Aussicht, jemals zum *Glauben* zu kommen."

Man sieht aus allem diesem, wie jene schönen Worte von „freier Entwickelung und unverkümmerter Bewegung der Eigenthümlichkeiten" zu nehmen sind. Die *Kirche*, als unmittelbare Gotteskraft, *) *gibt* einerseits den *Stoff* in der von ihr überlieferten und erklärten Lehre; anderseits, durch Mittheilung des heil. Geistes, die *Erkenntnifs* dieser Lehre oder den *Glauben* an dieselbe, und somit auch die *Form*. Da aber im Grunde beides etwas Allgemeines ist, so ist nicht abzusehen, was noch Eigenthümliches zu entwickeln bleibe? — Eben so wenig ist abzusehen, wozu dem Menschen die *Vernunft* und der *freie Wille* gegeben, und weshalb der Verfasser ihrer noch zuweilen gedenkt, da, nach dem Bisherigen, *alles* Christliche ein Werk des heil. Geistes ist, und jede eigenthümliche Selbstthätigkeit des Individuums aufserhalb der Kirche fällt. — Aber auch in diesen Vorstellungen bleibt der Verfasser sich nicht treu, und es wird, um diefs nachzuweisen, genügen, wenn wir folgende Stellen einander nahe bringen.

1) S. 131 bemerkt er, das Christenthum „sei bald „auch als Gegenstand der Speculation aufgefafst worden; „ — die Angriffe auf dasselbe von Seiten der Ungläubi„gen haben Veranlassung und Aufforderung gegeben, es „ihnen von Seiten seiner *Vernunftmäfsigkeit* darzustel„len." Diefs heist denn, dem unverkümmerten Sprachgebrauch nach, doch wohl nichts Anderes, als *a*) dafs die *Vernunft* ein Maafs enthalte, oder selbst sei, wodurch sie ermessen könne, ob eine Lehre ihren Forderungen gemäfs, oder angemessen sei oder nicht; *b*) dafs das *Christenthum*, (zum wenigsten das jener ersten christlichen Apologeten) sich als der Vernunft angemessen darstellen liefs, und *c*) dafs jene ersten Lehrer und Bekehrer noch glaubten, durch die Vernunft auf das Gemüth wirken zu können, was, beiläufig bemerkt, ganz gegen des Verfassers oft geäufserte Ansicht ist. — 2) Gedenkt er S. 136 sogar des „über *alle* Menschen ausgestreuten *Samens*, des *Logos* bei Justin," welchen er auch bezeichnet als „innere Fähigkeit, die wahre Gotteserkenntnifs „aufzunehmen." Abgesehen davon, dafs bei Justin nicht von einem *über* d. M. ausgestreuten, sondern von einem „dem ganzen Menschengeschlecht *eingebornen* Samen „des Logos" die Rede *) ist, fragen wir den Verfasser nur, ob dieser Same nicht die Vernunft sei, und wenn er es ist, wie dann die Thätigkeit dieses Logos, nämlich die Gnosis und das Glauben, erst als *spätere Gaben* des heil. Geistes angesehen werden können? — Während er dann 3) S. 133 sagt: „es war vordersamst ausgemacht, dafs es ohne *besondere* Offenbarung *kein* Wissen von Gott gebe," (was übrigens in geradem Widerspruch steht gegen Röm. I. 19—21,) — und S. 137: „der *Vernunft*„*glauben*, (also doch ein durch Thätigkeit der Vernunft „vermittelter Glaube), bedürfe des *Offenbarungsglau*„*bens*," — bemerkt er S. 139, die Kirchenväter vom Beginne des zweiten Jahrhunderts an seien von der Voraussetzung ausgegangen, das Christenthum „dürfe *nur* „unter der Voraussetzung der gehörigen sittlichen Dis„position dargelegt werden, — um zu bewirken, dafs „der Mensch zum klaren Bewufstseyn *seiner* höheren *Na*„*tur* erhoben und die *Vernunft* zu sich *selbst gebracht* „*werde*." Hiermit wird also der Unterschied von Vernunft- und Offenbarungsglauben wieder aufgehoben, und das Christenthum zum *Selbstbewufstseyn der Vernunft* gemacht, wie es ausdrücklich eben dort heifst: „die hö„heren Bedürfnisse des Menschen und die *sich selbst be*„*wufste Vernunft* wurden mithin als völlig *gleichbeden*„*tend* mit *Christenthum* und dieses mit jenen betrachtet." Und dennoch hiefs es wenige Zeilen zuvor: „dafs die *sich* „*selbst überlassene* Vernunft **) das Christenthum *richten* „könne, dessen wurde gar nicht gedacht, ja das Gegen„theil ausgesprochen, dafs diesem nämlich zustehe, alle „Productionen jener zu *prüfen*." Sollte also früher das Christenthum als *vernunftmäfsig* dargestellt und die Vernunft zu sich selbst gebracht werden, so soll umgekehrt jezt die persönliche Vernunft sich als *Christenthum* d. h. näher: *Kirchenlehr-mäfsig* legitimiren, und von dem unpersönlichen Christenthum sich *prüfen*, mithin auch nöthigenfalls von sich dasjenige ausscheiden lassen, was dem Christenthum — (welchem?) — nicht gemäfs wäre. —

(Fortsetzung folgt.)

*) *Dafs* sie diefs sei, bezeugt, dem Verfasser zufolge, die Kirche selbst. Und (nach S. 89, 90) „*glaubt die Kirche sich selbst, und weifs warum.*"

*) Die vom Verf. gemeinte Stelle ist doch wohl keine andere als *Apol. I.* — *δια το εμφυτον παντι γενει ανθρωπον σπερμα τȣ̃ λογου*, — wo auch die Vernunft bezeichnet wird als: *σπερματικȣ̃ λογȣ μερος*.

**) Wo und wann *war* jemals die Vernunft sich selbst überlassen hinsichtlich der *Anregungen* von aufsen? wo und wann war sie *nicht* sich selbst überlassen hinsichtlich des obersten *Richteramtes*, das sie im Menschen zu vollziehen vom Schöpfer selbst berufen ist? Diese Fragen hätte der Verfasser sich zuvörderst beantworten sollen, — ehe er das Obige niedergeschrieben.

Digitized by Google

Nro. 53. u. 54.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1827.

Die Einheit in der Kirche, oder das Prinzip des Katholizismus, dargestellt im Geiste der Kirchenväter der drei ersten Jahrhunderte; von Joh. Adam Möhler.

(Fortsetzung).

Dann heifst es aber S. 148 wieder: 4) Es habe sich „bald innerhalb der Kirche eine *Opposition* durch „die mehr mystischen Theologen gebildet, welche die „*schlichte* Auffassung des Christenthums im *Glauben* der „*Speculation* (doch wohl gleichbedeutend mit Gnosis?) „vorzogen, und darum diese selbst zuweilen als eine „*eitle* und verwegene züchtigten.“ Er bemerkt dann noch, „*Irenäus* habe an der Spitze *dieser* Partei, die *Kirche* „*selbst* aber mit würdevoller Ruhe in der *Mitte* gestanden.“ Hier wird also einestheils als *Opposition* qualifizirt, wenn das schlichte Glauben dem Speculiren vorgezogen wird; anderntheils wird Irenäus als ein von der Mitte, welche die Kirche innehält, abweichender dargestellt, während er vom Verfasser aufserdem durchgängig als Zeuge für die Kirchlichkeit der Lehren angeführt wird. Wir bemerken diefs, ohne uns darüber zu verwundern, da solches Verfahren ein altherkömmliches in der Römischen Kirche ist. Was ein Kirchenvater, ein Bischof oder Papst, ein Heiliger u. s. w. that, oder sprach, in Uebereinstimmung mit der Lehre, die eben von der Kirche durchgesezt oder behauptet werden sollte, das that und sprach er als vom heil. Geist inspirirter Vater, Papst oder Heiliger; inwieweit er hingegen that oder sprach, was von der Kirche verdammt oder abgelehnt werden soll, in so weit war er eben nur *gewöhnlicher Mensch* (wie z. B. der heil. Pius V), *) oder „eine *Opposition*“ (wie Irenäus), oder ein *Schismatiker* (wie Cyprian und Tertullian), oder gar ein *Ketzer* (wie Origenes), u. s. w. — So confundirend, falsch und tadelnswerth übrigens ein solches Spiel mit juristischen Fictionen überhaupt jedem Unbefangenen erscheinen mufs, so geht doch das wichtige Resultat daraus hervor, dafs selbst von *Autoritätsgläubigen* am Ende doch die Autorität von den einzelnen menschlichen *Personen* weg in die *Sache* (in das Objective) versezt werden mufs, — welche dann nur so lange eine eigentliche Autorität bleibt, als sie das eigentliche *Auto*, die *Persönlichkeit* des Individuums befriedigt. So hat der Glaube der Menschen sich von der *Priesterschaft*, die sie für Organe eines *höheren Auto* hielten, zur *geheiligten Ueberlieferung* hingewendet, als die Priesterschaft sich vielfach ungöttlich gezeigt hatte. Und die Ueberlieferung hat dann bald aufgehört, *absolute* Autorität zu seyn, als die Vernunft sie nicht durchgängig einig erfand, und so sieht selbst ein *de la Mennais* heutzutage „den *allgemeinen* Con„sensus des Menschengeschlechtes“ als höchstes Kriterion der Wahrheit an, womit die vorlezte Stufe zur Anerkennung der *Vernünftigkeit*, als höchsten Kriterions, bereits erstiegen ist.

Auf *ähnliche* Weise nun, wie der Verfasser „die „Einheit in der Vielheit“ in Beziehung auf die *Lehre* oder den Glauben nachzuweisen sich bemüht hat, sucht er sie auch noch in Beziehung auf das christliche „*Leben*,“ und auf den *Cultus* darzuthun. Indem er dann (S. 129) behauptet: „die gröfste *Mannigfaltigkeit* be„stehe in der Kirche in Bezug auf die christl. Sitte,“ — wird zuerst daran erinnert, dafs viele der ersten Christen — durch ihre *sittliche* „*Strenge*“ (sinnliche Enthaltsamkeit) „einen wohlthätigen Eindruck auf die in Weichlichkeit *zerflossene* Welt gemacht;“ wobei jedoch der

*) Merkwürdig ist, dafs Pius V vorzüglich wegen seines *fanatischen Eifers* gegen die Reformirten im 16ten Jahrhundert *heilig* gesprochen worden, während die vorgeblich Orthodoxen im 19ten Jahrhundert jenen fanatischen Eifer vom Papste (Pius V) weg auf den *blofsen Menschen* (*Ghislieri*) abwälzen wollen.

Digitized by Google

Verfasser sowohl der zahlreichen Stoiker als der Essäer, Therapeuten und Gymnosophisten zu erwähnen vergifst; — dann bemerkt er in Beziehung auf spätere *Rigoristen,* wie *Marcian* und *Montan,* welche z. B. „eine *gesetzli-* „*che* und gänzliche Enthaltung von gewissen Speisen, „strenge, langwährende Fasten einführten:" — „sie mach- „ten ihre Individualität zu einem allgemeinen Gesetze; „diefs erschien als egoistisch, und dieser unchristliche „Charakter wurde auch aus der Kirche *hinaus versezt.*" Er führt sogar an, *Tertullian* (der vom Verfasser so oft zum Zeugen aufgerufene), nachdem er Montanist geworden, habe geklagt: „die *Katholiken* stofsen uns „*blofs deswegen* aus, weil wir öfters zu fasten, als zu „heirathen lehren." Indem aber der Verfasser gleich darauf berichtet, dafs in der katholischen Kirche von den apost. Zeiten her „an einigen Tagen der Woche weniger Speise genossen", und vor Ostern „vierzigtägiges Fasten" gehalten wurde, — und da es bekannt ist, dafs dieses Fasten, eben so wie die *Ehelosigkeit* des *heiligen* Standes, zum katholischen *Kirchengesetz* erhoben worden, ja dafs die Römische Kirche sogar *Trappisten* unter ihre Ordensgeistliche aufgenommen, und es noch immer den lutherischen Geistlichen als *fleischliche,* egoistische Gesinnung vorwirft, dafs sie sich verehelichen, — so ist nach Allem diesem die Nachweisung der kirchlichen Liberalität schon hinlänglich zu würdigen. Es lautet daher auch fast ironisch, wenn der Verfasser es demselben Tertullian zum *Vorwurf* macht, dafs er der katholischen Kirche vorgeworfen, sie lehre: „der Herr selbst habe im Evan- „lium *alles* ängstliche Wesen in Betreff der Speisen kurz „abgewiesen, — — *das allein* thue noth, dafs wir von „ganzem Herzen *glauben, Gott und den Nächsten lie-* „*ben.*" Denn dieser Vorwurf ist ja gerade derjenige, welchen die Römische Kirche so manchen Reformatoren — und demnächst auch den Deisten — stets gemacht hat, wie denn jene Lehre sogar in der Bulle *Unigenitus* als ketzerisch verworfen wird. —

Schliefslich soll auch die „*Freiheit des Cultus*" in diesem Capitel nachgewiesen werden, oder „das Ver- „hältnifs des Einheitsprinzips zur *freien* Bildung des äufsern Cultus der Einzelnheiten." (S. 129, 179.) Worin aber diese Freiheit bestehen könne, wird aus dem vorausgeschickten Begriffe des Cultus erhellen. „Wie die „Lehre (heifst es S. 180) der in *Begriffe* gefafste Glaube „der Kirche ist, so der genannte Cultus in einem be- „deutenden Theile (?), derselbe in bedeutsamen *Zeichen* „sich reflectirende Glaube." „Aus dieser innern *Identität* „des Cultus mit der Lehre," heifst es gleich darauf, „ist es „zu erklären, warum die Christen schon im 2ten Jahrhun- „dert wie auf *Einheit* der Lehre so des Cultus drangen, „und sich diefs Streben noch in *keiner* Zeit verloren „hat." — Es wäre nun zuvörderst mehreres gegen die Richtigkeit der Begriffs-Bestimmung des Cultus einzuwenden, und besonders, dafs die katholische Kirche fast durchgängig nichts von „*Zeichen*" und „Symbolen" wissen will, sondern alle Benehmungen und Gebräuche ihres Cultus als wirkliche und wirksame, mehr oder minder *magische* Beziehungen und *Thathandlungen* betrachtet. Der Verfasser spricht nun zwar nur von einem „be- „deutenden Theile" des Cultus, und so schiene es möglich, dafs er jenen wichtigeren *magischen* Theil hier bei Seite gestellt wissen wollte; da er aber (S. 181) auch von der *Taufe* als einem Theile des Cultus spricht, und die Taufe, als Kindertaufe und durch Exorzismus, wesentlich zu den magischen Gebräuchen zu rechnen ist: so können wir jene Möglichkeit hier nicht gelten lassen. Wie es sich dann mit der Freiheit im Gebrauche dieser „Zeichen" verhielt und wie der Verfasser darüber denkt, ergibt sich aus der, jener Begriffsbestimmung gleich nachfolgenden Stelle, wo das Benehmen des Papstes *Victor* bei der Irrung hinsichtlich des Tages der Osterfeier nach jenem Grundsatz der *Einheit* des Cultus beurtheilt werden soll. Es habe sich „nicht so fast um den „*Tag,* als um die *Gesinnung,* um die *Annäherung* an „den Judaïsmus nämlich, — gehandelt." Auf ähnliche Weise sucht der Verfasser S. 181 das Benehmen des Papstes *Stephan* gegen Cyprian hinsichtlich der Wiedertaufe der von Häretikern Getauften damit zu rechtfertigen, dafs er behauptet, der Papst habe keine Wiedertaufe gewollt, weil er „auch bei den Häretikern eine Vergebung der „Sünden, und Seligkeit durch ihre Gesinnung und in- „dividuellen Glauben möglich erachtet habe." Warum aber, fragen wir 1) mit Irenäus, hatte Victors Vorgänger, Aniketus, die Kirchengemeinschaft nicht von jener verschiedenen Osterfeier abhängig erachtet? „Die „Apostel," schrieb derselbe Kirchenvater an Victor, „ha- „ben verordnet, dafs wir Niemand Gewissen machen über „Speise oder über Trank, oder über bestimmte *Feiertage.* „Wir feiern Feste, — indem wir die Kirche Gottes *zer-* „*reifsen* u. s. w." Wir fragen ferner, wer denn den Römischen Bischof zum Richter der *Gesinnung* in solchen Dingen gemacht habe? Ob solche nebensächliche Anmä-

Digitized by Google

herung an das Judenthum nicht viel vereinbarer mit der christlichen Liebe und Freiheit sei, als die Ausschliessung von der Gemeinschaft um solcher Feier willen, die überdiess das Beispiel Christi und die *Ueberlieferung* (s. S. 187) für sich hatte?*) — Was das Benehmen Stephans betrifft, so ergibt sich aus dessen Briefen, dass er seine Ansicht *vorzüglich* auf den von den Bischöfen von Kleinasien, Cappadozien, Galatien, Cilicien und Nordafrika, von Tertullian und Cyprian **) bestrittenen Irrthum gründete, als genüge zur Wirksamkeit der Taufe der Gebrauch der *Formel*, nämlich die wörtliche Anrufung des Einen Gottes und des Einen Christus; während jene Bischöfe folgerichtig behaupteten, dass nur in der rechtgläubigen Kirche und von dem rechten Glauben aus, und im wirklichen Besitz des heil. Geistes, die Religionshandlungen ihre eigentliche Wirksamkeit hätten, — eine Ansicht, welcher, genau genommen, das Tridentinische Conzilium beistimmt, indem es (*sess. VII. de bapt. can.* 4.) zur Gültigkeit der Taufe „die Absicht, *das* zu „thun, *was* die *Kirche* thut," erfordert. Jenen Grund aber machte Stephan nicht sowohl aus milder Rücksicht für die Ketzer geltend, — warum hätte er sonst alle jene Bischöfe durch Aufkündigung der Kirchengemeinschaft zu Ketzern gemacht; — sondern *ausdrücklich* aus Rücksicht auf das Ansehen der *Römischen Observanz.* ***)

Uebersehen wir nun noch die weiteren Erörterungen unseres Verfassers über die Freiheit des Cultus in der Kirche, so begegnen wir abermals jener, wir möchten sagen, erfreulichen Inconsequenz, welche die eigenen Bestimmungen und die anfängliche Absicht aufgibt, — um der Wahrheit zu huldigen, selbst auf Gefahr, von strengen Kirchengläubigen der Heterodoxie, von freien Denkern des Widerspruchs geziehen zu werden. So heisst es nämlich S. 184: „*Weniges* wurde von den Aposteln in „dieser Beziehung (nämlich auf den Cultus) angeordnet, „und ihre Anordnungen waren selbst *nicht überall gleich.* „Es lässt sich hierin überhaupt nichts so geradezu vor„schreiben. Es *soll Alles* eine *freie Darstellung* des „Religiösen nach aussen seyn, die sich darum im Laufe „der Jahrhunderte *von selbst den Bedürfnissen gemäss* „*entwickeln* musste." Und noch entschiedener heisst es S. 188: „das wäre doch wohl nicht nur lächerlich, son„dern *unverantwortlich*, wenn man um der äussern „Einheit willen die *innere* zerstörte oder nur nicht be„förderte." — In welchem Lichte erscheint nach solchen Grundsätzen das äusserlich-zwingende Verfahren der Römischen Kirche in Betreff des Bilderdienstes, des Gebrauchs der lateinischen Sprache bei der Messe, der Darreichung des Kelches beim Abendmahl u. s. w. u. s. w.? Wie unchristlich war es diesemnach, den Waldensern und den später sich aus innerem Bedürfniss reformirenden Christen die *Vereinfachung des Gottesdienstes* als Ketzerei zum Vorwurf zu machen? Wie unchristlich wäre diesemnach der 13te Canon der 7ten Sitzung des Conziliums von Trient (v. den Sacr. im allg.): „Wenn Jemand sagt, die „von der kathol. Kirche angenommenen und genehmigten, „in der feierlichen Verwaltung der Sacramente zu beobach„tenden üblichen Gebräuche können entweder missachtet, „oder, *ohne Sünde*, von den Verwaltern nach Belieben „weggelassen, oder von jeglichen Kirchenhirten in andere, „neue umgeändert werden, der sei im Banne;" — ebenso das 5te Cap. und der Beschluss der 22sten Sitzung von den Ceremonien der Messe?

Der Verfasser glaubt dieses vierte Capitel und die ganze erste Abtheilung seiner Schrift mit einer Stelle aus Eusebius schliessen zu können, worin es u. a. heisst: „die Wahrheit empfohl (empfahl) *sich selbst;* und glänzte „im Verlaufe der Zeit in *immer grösserem* Lichte. — „Die allgemeine und allein wahre Kirche *verherrlichte* „und erweiterte sich *immer mehr*; ihr freier *grossartiger Sinn*, ihr edles *reines Leben* und ihre *göttliche* „*Philosophie überstrahlte* das ganze Geschlecht der „Griechen und der Barbaren; — unsere Lehre blieb *allein herrschend* bei allen; — so dass Niemand bis jezt „sich *untersteht* unsern Glauben zu schmähen etc." — Diese Stelle lautet nun allerdings sehr schön, und wenn man sich an die orientalischen Hyperbeln und an die Alexandrinisch-Römischen Redefloskeln jener Jahrhunderte gewöhnt hat, dann findet man sogar einige Wahrheit darin. Wird sie aber von einem *philosophirenden deutschen Theologen des 19ten Jahrhunderts* für baare, unverblümte Wahrheit ausgegeben, dann bleibt uns nur übrig, ihn auf die Kirchengeschichte überhaupt, näher

*) Der Verfasser selbst erklärt S. 186: „Christus hatte alle „Handlungen des Cultus aus schon vorhandenen *jüdi*„*schen* Gebräuchen genommen;" und S. 188: „man kann „immerhin die Ostern mit den Juden halten, ohne jü„disch gesinnt zu seyn." —

**) Auch muss noch bemerkt werden, dass Cyprian seine Ansicht nicht zum „allgemeinen Gesetz" machen wollte; sondern nur *allgemeine Freiheit* hierin verlangte.

***) S. u. a. *Dupin, hist. des ant. eccles. I. p.* 151. *ff.*

Digitized by Google

auf die des Eusebius selbst, oder auch nur auf seine eigenen Zugeständnisse zu verweisen. Hier wird er finden, dafs zur Zeit des Eusebius die *geistige Einheit* der Kirche darin bestand, — dafs die Wahrheit, d. h. die *kirchliche Lehre* sich nicht sowohl als Wahrheit, als vielmehr als *kirchlich überliefert* empfahl; dafs das *Licht* der Kirchenväter schon sehr zu ermatten anfing in dem Maafse, als es brennender wurde; dafs die *allgemeine* Kirche schon in viele verschiedengläubige christliche Kirchen und zulezt in die, fast zahlreichere, Arianische und die Nizänische zerfallen war; dafs der *freie grofsartige Sinn* sich in verdammende Intoleranz verwandelte, welche die Seligkeit vom Glauben an Unbegreiflichkeiten abhängig machte; dafs Bischöfe ihre Theorien durch weltliche Macht geltend zu machen suchten; die sittenreinen Kirchenlehrer (wie schon Cyprian) das *Sittenverderbnifs* der Christen so *grofs* fanden, dafs sie das Ende der Welt nahe glaubten, und dafs die freie Philosophie schon damals zur Sklavin der Priesterschaft herabgewürdigt, und weit unter die der früheren Griechen herabge*sunken* war.

Die *zweite Abtheilung*, zu deren Betrachtung wir übergehen, verbreitet sich über die „*Einheit des Körpers „der Kirche*," und wir begegnen hier derselben phantasirenden Verfahrungsweise, wie in der ersten Abtheilung.

Das erste Capitel behandelt „die Einheit im Bischof," und geht hier von der sehr unbestimmten Voraussetzung aus: „die *Kirche* ist ein *Erzeugnifs* des christlichen Glau„bens, eine *Wirkung* der in den Gläubigen *durch den „heil. Geist lebendigen Liebe*. — War also diese gegeben, „so war die Kirche zugleich gesezt." (S. 193, 194.) „Mufs die Kirche (nun) als der Körper eines *sich selben* (?) „*schaffenden Geistes* aufgefafst werden, so ist sie aller„dings auch, und zwar nothwendig, diefs (?) Institut, „durch welches und in welchem der wahre Glaube und „die wahre Liebe *erhalten* und *fortgepflanzt* werden." (196) „Da aber der göttliche Geist, durch dessen Mit„theilung der christliche den Gläubigen wird, *nie ver„schwinden kann und darf, so kann er auch nie den Kör„per verlassen*; von dem er also bis zum Weltende fort„getragen wird. In ihm pflanzt sich mithin der *Glaube „ausschliefsend* fort." (197.) (q. e. d.) Man wird nun vor Allem fragen, was denn der Verfasser unter jener vorausgesezten „*Kirche*" verstehe? Und, der Beschreibung derselben nach zu urtheilen, verstünde er hier das ganze kirchliche Gebäude darunter, welches die katholischen Gläubigen nach und nach aufgeführt haben. Eben so wird man meinen, der Verfasser habe hiermit die Souverainetät des Christenvolkes, als des, „die Organe „seiner Thätigkeit," setzenden Erzeugers angenommen. Allein beiden Vermuthungen wird alsbald widersprochen. Denn 1) wird S. 207 „die *Kirche*" näher bestimmt, als „ein in einem Bischof vereintes Volk," oder, wie gleich darauf genauer bestimmt wird: „*eine in einem Bischof „vereinte Gemeinde*." 2) wird S. 199 eine Genesis der ersten christlichen Kirchen bezeichnet, welche der oben beschriebenen geradezu entgegengesezt ist; denn hier ist es Christus, der die zwölf Apostel aus der *Masse* seiner Schüler wählt, und als Lehrer und Aufseher über seine Gläubigen aufstellt; — hier sind es diese Auserwählten, welche „den durch sie gestifteten Gemeinden „besondere Männer *vorsezten*, die in ihre Stelle traten, „so dafs das *apostolische Amt* nie untergehen sollte." — „Es versammelten sich um den einen *Mittelpunkt* herum „eine Menge von Angehörigen u. s. w." Und hiermit erst ist die eigenthümlich Römisch-katholische Kirchengestaltung angedeutet, wonach die Kirche nicht ein Erzeugnifs der gesammten Gläubigen, sondern umgekehrt die Gläubigen ein Erzeugnifs der Priesterschaft sind, welche rückwärts in ununterbrochener Linie ihre Einsetzung von den Aposteln, und — von Christus selbst ableitet. Freilich findet sich in den Kirchen der drei ersten Jahrhunderte auch in dieser Beziehung noch gar manches Nicht-Römisch-katholische vor, und dieses ist es, was den Verfasser immer wieder von der strengen, aber consequenten Ansicht seiner Confession zu allgemein-christlichen Ansichten überführt. Zu diesen lezteren gehört dann besonders der schöne, durchaus poetische Gedanke, den *Bischof* „als „die *persongewordene Liebe der Gläubigen* zu einander" aufzufassen, daher dann auch (nach S. 201) „nicht so fast „die *Person* der Bischöfe als solche, auch mit der gröfsten „Lehrfähigkeit gedacht, sondern ihre *Eigenschaft* als „*Mittelpunkt der Einheit Aller* das Hauptmoment sei."

Aber weder die eine, — Römische (Orientalische), noch die andere, — protestantische (Abendländische) Ansicht ist durchgeführt, — und eben so wenig sind beide in eine höhere Einheit verschmolzen, gerade, wie auch die kirchlichen Formen in den drei ersten Jahrhunderten noch ineinander überschwanken, bis erst in der Folge nach und nach die inneren Inconsequenzen ausgeschieden, und das Gebäude der Römischen Kirche *vollendet*, — aber freilich damit auch seinem *Ende* zugeführt wurde; — weil *das Römische Haupt immer Orientalischer, die die-*

Digitized by Google

nenden Glieder immer Abendländischer wurden. — Wir werden nachgerade noch einige jener Selbstwidersprüche des Verfassers näher angeben, und den Anfang machen bei der von ihm S. 195 aufgestellten Behauptung, „der Gedanke einer *unsichtbaren* von Christus „auf Erden gestifteten Kirche sei dem Christenthum zu„wider.“ Denn ist, wie der Verfasser selbst behauptet, „die Kirche eine Wirkung der in den Gläubigen durch „den heil. Geist lebendigen *Liebe*,“ — so ist sie nothwendig für jeden Einzelnen *unsichtbar*, indem er von *keiner* mit ihrem Bischof versammelten Gemeinde, von keiner sichtbaren Gemeinschaft mit Gewifsheit wissen kann, ob und inwiefern sie *solche* Wirkung — solcher *Liebe* sei. Der Verfasser selbst mufs ja (S. 219) zugestehen: „das „älteste Verhältnifs des Bischofs zur Gemeinde mufste „*sehr geändert* werden, nachdem sich der *Charakter der* „*Gemeindeglieder* selbst sehr geändert hatte. — Es gab „sofort geborne Christen, die dennoch oft dem Christen„thum *völlig entfremdet waren;* — es traten Viele aus „*unreinen Absichten* über; — (es kamen) Zeiten langer „Ruhe, in welchen die *Christen erschlafften* und sinnli„chen Genüssen erlagen; *) — der Bischof verhielt sich „jezt immer mehr zu der Gemeinde, wie das *Gesetz* zum „*Menschen;* — er erscheint darum jezt oft handelnd *ohne* „und *gegen* den Willen der *Mehrzahl* der Gemeinde.“ (220, 221.) Wo ist also *seitdem*, — und diefs war, eingestandener Maafsen (S. 220), schon zu Cyprian's Zeiten der Fall, — wo ist seitdem die *sichtbare* Kirche? In der „Mehrzahl“ nicht. Vielleicht denn im Bischof? Aber die *Mehrzahl wählte* ja, und der Verfasser führt selbst aus *Cyprian* (de laps. f. 59) S. 223 die Stelle an: *episcopi plurimi, — divina procuratione contemta, procuratores rerum secularium fieri, derelicta cathedra, plebe deserta — negotiationis quaestuosae nundinas aucupari; — esurientibus in ecclesia fratribus non subvenire, habere argentum largiter velle, fundos insidiosis fraudibus rapere, usuris multiplicantibus foenus augere;* und (*eod. fol.* 88) *non in sacerdotibus religio devota, non in ministris fides integra etc.* Nun war also der Bischof der persongewordene Eigennutz der Gemeinde. Wer liefs aber die Gemeinde so tief sinken? Wenn die Bischöfe, wer diese? Wenn aber der Bischof und die Mehrzahl der Gläubigen lieblos und falschgläubig, ist dann nicht die Kirche unsichtbar geworden, und zwar in demselben Sinne, in welchem die, bei dem Verfasser übel berüchtigten, Schulmeister, von den Novatianischen und Donatistischen Rigoristen an bis zu den Reformirten hinab, eine *unsichtbare* Kirche glaubten und lehrten? — Und dennoch soll 3) „die *christliche Gemeinschaft* ein *fortgesezter* „*Wunder* des göttlichen Geistes, ein Beweis seines ste„ten, unmittelbaren Einwirkens seyn,“ — und nur *in ihr* „der *Einzelne* sich zurecht finden und erfahren, wie „er leben (d. h. *lieben*), *und* Gott und Welt *betrachten* „müsse, um Christ zu seyn,“ und hiermit „die *Einheit und* „*Nachweisung* der Einheit der Lehre, — und *dadurch* „die *unbesiegbare Autorität* derselben möglich werden, „die, wie Augustin sehr schön und tief sage, für alle Zu„kunft die *Stelle der Wunder* vertrete etc.“ (S. 220)? — Wäre nun hieraus nicht zu folgern, dafs, seitdem die frühere christliche Gemeinschaft sich in Griechische und Römische, dann wieder in Protestantische und Römische Gemeinschaften u. s. w. gelöst hat, welche neben einander fortbestehen, so doch, dafs vorzüglich die Römische alle übrigen unchristlich verflucht, — dafs seitdem die Wunderkraft des göttlichen Geistes sich von der Römischen abgewendet, oder er doch seine Wirksamkeit in verschiedene Wirkungsstrahlen getheilt habe? Worin besteht aber diese *Wunderwirksamkeit*, wenn „die Christen „in ruhigen Zeiten sinnlichen Genüssen erlagen?“ und worin die *christliche Gemeinschaft*, wenn das Bild derselben, — der Bischof, — „*ohne* und *gegen* den Willen „der Einzelnen handelt?“ Wer *erhält* und überliefert die angeblich immer gleiche Lehre, wenn der bestellte Lehrer „den *Predigtstuhl* verläfst, um Wuchergeschäfte zu „besorgen?“ Wo ist die „*unbesiegbare Autorität*“ anzutreffen, wenn die kirchliche Obrigkeit selbst ihr Ansehen tödtet, indem sie aufhört „das Vorbild christlicher Tu„genden, der Vater, der Bräutigam der Kirche, das Alle „belebende und befruchtende Organ Christi“ zu seyn? (S. 208.) Wenn ein Cyprian mit 87 Bischöfen in der *Lehre* dem ersten Bischof der Christenheit widerspricht, und dieser mit *Schmähreden* antwortet? —

*) Der Verfasser beruft sich *hier* auf *Cyprian. de laps.* und *Euseb. l. VIII. c.* 2. — Als es aber S. 246 gilt, die hierarchische Einheit des Episkopats etc. zu begründen, heifst es: „das ist die Construction der Erscheinung, dafs *so* „*bald* nach den *Cyprianischen* Zeiten, wo die *Einheit* der „Kirche am *lebendigsten* hervortritt, die Gottheit Christi „am vollesten ausgesprochen wurde, zu Nizäa, wo das „erstemal alle Gläubigen versammelt waren in den *Abbil*„*dern ihrer Liebe. Jezt* waren sie *fähig* zu erkennen, „Christus in seiner *ganzen* Gröfse, *nachdem sie selbst* „*grofs genug geworden waren.*“

Digitized by Google

Ist denn die in der heiligen Schrift niedergelegte Lehre so wenig ergreifend, so unverständlich, dafs nicht schon durch sie allein der Mensch zum höheren Leben erweckt werden könne, wie ja der heil. Augustin selbst durch sie bekehrt worden ist? — Freilich ist die, nicht blofs theoretische, sondern practische Erfahrung davon, was *christliche Liebe* ist, einestheils an das Zusammenseyn mit anderen christlich Liebenden, anderntheils an Selbst-christlich-lieben gebunden; aber — wer christlich liebt, ist darum noch kein *kirchlich*-Rechtgläubiger, und — wenn man einem solchen Orthodoxen glauben mufs, wenn er behauptet, solche Liebe sei göttlich, denn sie mache wirklich selig, so wird man doch Bedenken tragen dürfen, ihm zu glauben, wenn er behaupten sollte, — man könne nicht christlich lieben und nicht selig werden, wenn man nicht das Athanasische Glaubensbekenntnifs annehme.

Aber 4) verfällt der Verfasser in noch unpractischere Phantasien, wenn er zu den Folgerungen übergeht, welche er, im Römisch-katholischen Sinne, aus seiner Bischofsidee entwickelt. Weil nämlich der Bischof die „person-gewordene *Liebe* der Gläubigen zu einander" — ist, *darum* a) „wird die Gemeinschaft der Gläubigen zu „einander nach ihrer Verbindung mit dem Bischof bemes„sen;" — *darum* „wer mit ihm verbunden, ist mit Allen „in Gemeinschaft, und wer getrennt von ihm, hat sich „der christlichen Gemeinschaft Aller entzogen, und ist von „der *Kirche* getrennt;" — und „da sich im Bischof das „*Christliche* Aller vereinigt," spricht b) „er es aus, und „*ist dessen Organ;* — er ist der öffentliche und *ordent*„*liche Lehrer;*" — und weil die Gemeinde in ihm „und „er in ihr, wird c) beides gesagt, die *Schlüsselgewalt* sei „der *Gemeinde* gegeben und dem Bischofe; *sie wird* „*nämlich* (?) die von Gott der *Kirche* verliehene Gewalt, „durch *ihn ausgeübt*" (wer hat ihm diefs aufgetragen?): „es „heifst aber diefs auch nichts anders, als: durch die Liebe „wird die Sünde vergeben;" daher denn auch „von dem „Bischof, dem *Bild* der Liebe Aller, die Wiederver„söhnung geschieht;" — und „*als* das Bild der Liebe der „Gemeinde, als das schönste *Erzeugnifs* derselben, „*ist* er darum d) das *Vorbild aller christlichen Tugen*„*den;*" — und „zu ihm, dem *Ideale*, dem *Vorbild* der „Gemeinde, *sollen* alle hinblicken;" — und, weil „seine „*Rede* ein Strom inneren Lebens, seine *Handlungen* „einen unerschöpflichen Reichthum göttlicher Gnade of„fenbaren, — darum ist er e) der *Vater*, auch der „*Bräutigam* der *Kirche*, das Alle *belebende* und *be*„*fruchtende Organ Christi.*" (207, 208.) „Dafs „also f) die Erhaltung der *Lehre*, der *Liebe* und des „*ganzen Christenthums von diesen Organen im Körper* „*Christi* abhänge, geht aus diesen Betrachtungen deutlich „hervor." (S. 214.)

Ob nun der Verf. zu dieser poetischen Deduction durch eine Begeisterung für die wahrhafte christliche *Gemeinschaft*, die er selbst (S. 185) als „das Wesen der „katholischen Kirche," und als „ein *unaussprechliches* „*Gefühl*" — bezeichnet, getrieben worden, — oder ob ihn zu dem Sophistischen dieser Schlufsreihe die Ueberzeugung verleitet, dafs das ganze Gebäude seiner Kirche auf der absoluten, göttlichen Autorität der Bischöfe beruhe, oder ob Beides zusammengewirkt, diefs lassen wir dahin gestellt seyn. Wir bemerken nur Folgendes über die Sache selbst: Jener Deduction zu Folge wäre einerseits der Bischof nicht blofs die persongewordene Liebe, sondern auch die persongewordene *Wahrheit*, *Schlüsselgewalt*, *Tugend*, und eben sowohl Erzeugnifs als *Erzeuger* der Gemeinschaft, ja sogar nicht blofs Organ des *Christlichen in der Gemeinde*, sondern auch noch viel mehr, nämlich Organ *Christi*, — eigentlich eine *Incarnation* der Gottheit selbst; — anderseits wäre die Erhaltung des Abgebildeten vom *Abbilde*, die der erzeugenden Christengemeinde von ihrem *Erzeugnisse* abhängig! Aber was der Bischof *seyn soll*, ist nicht sowohl die Frage, als was er *wirklich war*, was er *seyn kann*, und als was er in der gemeinen Wirklichkeit von seinen Schafen anzusehen *ist*. Was er seyn *soll*, hat der Verfasser zum Theil aus Cyprian entnommen; wir haben aber schon angeführt, was dieser Kirchen-Vater von den „*mehrsten*" seiner Mitbischöfe berichtet. *) Da überdiefs der Verfasser selbst bemerkt, wie bald jenes älteste Verhältnifs „des Bischofs zur Gemeinde" sich so geändert, dafs jener nur noch als *Gesetz* sich zu dieser verhielt, — so wäre hieraus zu schliefsen, einestheils, dafs jene Bischofsidee nicht durch die Erfahrung, noch durch den Erfolg be-

*) Nachträglich noch, was S. 210 aus Ep. 52 angeführt wird: (*Cornelius ep. rom.*) *episcopatum nec ipse postulavit*, — *nec ut caeteri quos arrogantiae et superbiae suae tumor inflat, invasit etc. etc., non ut quidam vim facit, ut episc. fieret etc.*

Digitized by Google

stätigt wird, und anderntheils, dafs, da sich die *Organe* qualitativ verändert haben, auch der sie *bildende Geist* sich verändert haben müsse. Wer bürgt diesemnach dafür, dafs jene, theils weltlich und lieblos, theils „Gesetz" gewordenen, Bischöfe die ursprüngliche Lehre und Liebe erhalten haben? —

Wie ist dann 5) in sich selbst und mit Geschichte und katholischer Kirchenlehre alles in Uebereinstimmung zu setzen, was der Verfasser hinsichtlich der *Production* jenes *Organes Christi* im Text und in den Noten beibringt? Jener Bischofsidee zufolge „müssen *Alle* bei seiner Wahl „*thätig* seyn; *Alle* müssen Zeugnifs geben, dafs er *Alle* „*übertreffe* an *Liebe* zu Christus, und an *Kraft*, ihn zu „verkünden; *) *Alle* müssen in ihm den erblicken, der „die Liebe *Aller* auch besitzen müsse. — Er ist nicht „heiliger als andere, weil er Priester ist; sondern er „wurde Priester, weil er heiliger war" (S. 208) und „der „heil. Geist wird in der Ordination nicht sowohl erst *mitge-* „*theilt*, als vielmehr anerkannt, dafs er sich schon vorher „mitgetheilt habe." (S. 255) **) Nimmt man hierzu noch die zur Bekräftigung (S. 209, 210 und 216) angeführten Stellen aus *Cyprian:* (*ep.* 67. *ille sacerdos vice Christi vere fungitur, qui id quod Christus fecit, imitatur*, und *ep.* 68. *in ordinationibus sacerdotum non nisi immaculatos et integros antistites eligere debemus qui sancte et digne Deo offerentes audiri in precibus possint; — nec sibi plebs blandiatur, quasi immunis esse a contagio delicti possit, cum sacerdote peccatore communicans;* ***) und aus *Origenes*, der den Bischöfen „nur dann die *Schlüsselge-* „*walt* zugesteht, wenn sie wie Petrus heilig lebten;" und dem zufolge jeder Getaufte, der seine Selbstsucht zum *Opfer* bringt, ein wirklicher Priester ist; — u. s. w. —

*) Das *Conc. Trident. sess.* 23. *cap.* 4. „lehrt: es werde „zur Weihung der Bischöfe etc. weder die Einstimmung, „noch die Berufung, noch das Ansehen des Volkes etc. „so erfordert, dafs ohne sie die Weihung nichtig sei."

**) Ebend. *can.* 4. „Wenn jemand sagt, durch die heil. „Weihung werde der heil. Geist nicht *mitgetheilt*, oder „durch selbige werde *kein Charakter eingeprägt*, der „sei im Banne."

***) Hätte der heil. Cyprian 13 Jahrhunderte später gelebt, so würde er durch den 12ten Canon der 7ten Sitz. (von den Sacr.) des hochheiligen Conziliums von Trient dem Anathem verfallen seyn.

dann glaubt man einen Waldus, einen Hufs oder Zwingli reden zu hören. Aber die Täuschung währt nicht lange; denn schon S. 211 wird berichtigt: „Wenn der Bischof „auch auf die genannte Weise ein Erzeugnifs der Gemeinde „sei, die ihn darum *wähle*, so *handle er dennoch nicht* „*aus Auftrag des Volks*, und sein Amt — sei positiv, „und göttlichen Ursprungs;" gezeigt sei ja auch, „dafs „die Apostel selbst *allenthalben* (?) die Bischöfe ange- „ordnet." Dafs aber „alle bei der Wahl des Bischofs *thä-* „*tig* seyn müssen," empfängt (S. 212) seine katholische Berichtigung durch die Distinction der Gläubigen in *Vollendete* und *Nicht-Vollendete*. Bei diesen „erscheine „das bischöfl. Amt als *Gesetz*, und das *Daseyn* des Bi- „schofs soll ihnen sagen, was sie werden sollen;" — „bei „Vollendeten und der Vollendung nahen, sei *er erst* eine „freie Production des durch den heil. Geist *selbsthätig* „gewordenen Menschen." Noch entschiedener endlich kehrt der Verfasser zur reinen Römisch-katholischen Ansicht zurück, wenn er S. 217 bemerkt: „der Unterschied „zwischen *Clerus* und *Laien* heifse nichts anders, als: „es ist ein *durch den heil. Geist* bestehender *Unter-* „*schied der Gaben* in der Kirche. Es ist eine Verbin- „dung der Gläubigen nothwendig, die nur durch *Organe* „und Verbindungsglieder erreicht wird, womit *jener Un-* „*terschied* der *Gaben genau* zusammenhängt; nur in „der Anreihung an die Gemeinschaft Aller, *also in der* „*Bewahrung dieser Organe* wird die wahre Christen- „würde gesichert." Diefs heifst aber mit andern Worten: der Clerus ist der vom heil. Geist Begabte, — und nur der Begabte kann weiter geben, oder überliefern; daher ist dieser Clerus die eigentliche sichtbare *Ecclesia*, und der Laie nur als Unterthan — im Bering dieser Kirche, etwa wie bei den heidnischen Römern die Sklaven nur als Dienende die Unterlage des *Staates* bildeten, der an und für sich nur aus den, durch die Gnade der Götter höher genaturten, und hierdurch zur *Selbstthätigkeit* berufenen Bürgern bestand. Jener kirchliche Gebrauch also, welchem zufolge die Laiengemeinde noch den Bischof wählte, mufs diesemnach vom Römischen Standpunkt aus eben so sehr als ein jugendlicher Uebermuth angesehen werden, welchen die reifere Kirche beseitigen mufste, — wie sie auch die Glaubens- und Schreib-Freiheit, deren ein Justin, Origenes, ja selbst noch Cyprian genofs, dadurch gleichsam entschuldigt, dafs sie die Abschliefsung und Vollendung der Lehre erst dem späteren, *reiferen* Alter der Kirche zuschreibt.

Digitized by Google

Von dieser *Römischen* Ansicht, welche, wie wir gesehen, im 1sten Cap. dieser Abth. mehrfach hervorgetreten, wendet der Verfasser im Anfang des 2ten Capitels, welches die Einheit im Metropoliten deducirt, sich wieder zu jener abstracten, welche die Dinge nicht von oben herab und von aufsen nach innen, sondern von unten nach oben und von innen nach aufsen sich gestalten läfst; — bleibt aber auch hier keiner von beiden Constructionsweisen treu. Zuerst wird (S. 223, 224) das *Römische* Resultat wieder aufgenommen, dafs der „Bischof *nach apostolischer Institution* den gemeinsamen „Mittelpunkt bildete, — so jedoch, dafs die ganze Gemeinde an den sie betreffenden Berathungen *der Idee „und ältesten Geschichte nach* (d. h. juristischer Fiction „nach, d. h. gar nicht) Antheil nahm.“ Dann aber wird zur anderen Auffassungsweise übergegangen und bemerkt, „der heil. Geist, — der in allen Christen derselbe,“ — (wie er sich in der Erzeugung des Bischofs) „als bildendes und vereinigendes Prinzip ausgesprochen,“ habe die Gemeinden der verschiedenen bischöflichen Diözesen „zusammenfügen, und diese so gewordene Verbindung sich „aus *innerem Triebe* wieder ein *Organ* geben müssen, „wodurch sie *zum klaren Bewufstseyn ihrer selbst* gekommen, und durch dessen Functionen und Thätigkeiten ihr *eigenes* Leben wieder genährt und befördert „wurde.“ (S. 224). Was aber mit diesem klaren Selbstbewufstseyn, Genährt- und Gefördertwerden gemeint sei, wird alsbald (S. 229) deutlich auseinandergesezt.

Erstens nämlich „*durfte* der Bischof, der seine Kirche mit den übrigen verband, *ohne diese Verbindung „nichts Bedeutendes unternehmen.*“ — Hiermit war also der einzelne Diözesen-Verein der ephemeren *Mehrzahl* seiner Verbündeten unterworfen, und nicht mehr sollte er sich von innen heraus bilden, sondern von aussen herein bestimmen lassen.

Zweitens „wurden willkürliche, ja unchristliche „*Handlungen von Seiten der Bischöfe,* deren sich „frühe schon finden, jezt beseitigt; der einzelne Bischof „fand in der *Masse* der übrigen ein Gegengewicht.“ Der einzelne Bischof war also nicht nothwendig *Organ* des heil. Geistes? Die Masse bestand aber aus *Einzelnen,* und Cyprian klagte ja über die Masse? —

Drittens „waren die einzelnen bischöflichen Gemeinden öfters in Gefahr, sich selbst den *unangemessensten „Bischof* zu geben; — da hatten denn alle (den Metropolitan)-Körper bildenden Gemeinden in ihren Bischöfen mitzusprechen, die Reinheit des Glaubens, Heiligkeit der Sitten, Lehrfähigkeit des Gewählten zu *prüfen;* und erst, wenn sie sich von dem Daseyn dieser „Eigenschaften überzeugt hatten, stimmten sie der Wahl „bei; und diefs hiefs die *Bestätigung,* und es wurde „*Gesetz,* dafs ohne den *Metropoliten* die Ordination „eines Bischofs *keine Gültigkeit* habe.“ (229, 230.)

Viertens „bestand die einzelne *Kirche* — (in irgend einer Angelegenheit) auf *ihren Planen,* so zogen „sich die übrigen Kirchen, als von einem *egoistischen* „Gliede zurück, wodurch es excommunizirt war;“ — und da „*in* dem *Bischofe* seine gesammte Gemeinde erschien,“ — so war also auch mit dem Bischofe die ganze Gemeinde aufser Gemeinschaft gesezt. Diefs also war das Selbstbewufstseyn des Metropolitanvereines, die Nährung und Förderung seines Lebens! Der einzelne Gläubige, um nicht als Egoist excommunizirt zu werden, mufste seine eigene religiöse Ueberzeugung dem Bischof, nämlich der persongewordenen Liebe und Wahrheit unterwerfen; eben so der einzelne Bischof die seinige, oder (*ficte*) die seiner Gemeinde, dem bischöflichen Metropolitanverein, — oder ihrem Organ, dem Metropoliten. So war der Bischof nur nach unten zu Norm der Wahrheit, nach oben aber der Normirung durch Andere unterworfen. So konnte es daher kommen, dafs ein einzelner Gläubige in Beziehung auf *seinen* Bischof als Egoist, — dagegen in Beziehung auf seinen Metropoliten — als in der Gemeinschaft lebend anzusehen war. Die Mehrheit der einzelnen Gläubigen sollte irren und fehlen können, nicht aber die Mehrheit der Bischöfe jenes Vereines, welche ja eben diese Irrthümer und Fehler berichtigen — und strafen sollten? — Beiläufig mag dann noch bemerkt werden, dafs das *Apostolische* dieses Metropolitanverbandes (S. 225) aus der Stelle eines Briefes des heil. Clemens von Rom erwiesen werden soll, wo es heifst, die Apostel hätten die Anordnung getroffen, „dafs bei der *Verwaisung „einer Kirche* Vorsteher der Nachbarkirche für sie *Sorge „tragen* sollten, damit, wenn die Bischöfe entschlafen „sind, andere geprüfte Männer ihre Nachfolger im Dienste „seien.“ —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 55. u. 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1827.

Die Einheit in der Kirche, oder das Prinzip des Katholizismus, dargestellt im Geiste der Kirchenväter der drei ersten Jahrhunderte; von Joh. Adam Möhler.

(Beschluss.)

Aber „der Metropolitanverband sollte," — so beginnt das dritte Cap. über die Einheit des gesammten Episcopats, S. 245, — „er sollte nur die Stufe seyn, auf welcher die „Verbindung mit allen Gläubigen und somit ein *Gemein-„leben aller* Christen möglich werde." Die „Erzeugnisse „der Liebe," die einzelnen Bischöfe waren „Organe der „Liebe," und erzeugten in der Metropolitanverbindung „gleichsam einen Ruhepunkt, in dem sich die Kraft zur „Vereinigung aller Gläubigen sammelte." — Während dann „die unmittelbaren Schüler der Apostel vermöge „*ihrer persönlichen Würde* die höheren Vereinigungs-„punkte sämmtlicher Kirchen noch bildeten, hatte sich „ein *ordentlicher* Zusammenhang dieser unter sich schon „entwickelt. Die entferntesten *Bischöfe* (nicht Metropo-„liten) hatten sich in eine unmittelbare *schriftliche* Ver-„bindung gesezt, worin sie sich von den wichtigsten „*Vorfällen* in ihrer Kirche benachrichtigten." — Dieser (allerdings sehr oberflächlichen) Verbindung ungeachtet „war in der Mitte des dritten Jahrhunderts die Kirche „einer grofsen Gefahr ausgesezt, zerrissen zu werden," durch „die Novatianische Spaltung." (S. 243.) „Beide „Parteien waren von *Märtyrern* und *Confessoren* unter-„stüzt. Es gab nämlich *Viele* unter diesen, die in *schul-„lichem Hochmuth* durch ihre, *wie sie meinten*, *über-„fliessenden Verdienste*,*) den Mangel an solchen bei „anderen ersetzen zu können glaubten; — andere be-„handelten die Abgefallenen mit *unchristlicher Härte*. — „Es war das engste Aneinanderschliefsen aller Bischöfe „und aller Edelgesinnten erforderlich." (S. 244.) — „Die „Gesammtheit der Bischöfe (ist aber) eine Gesammtpro-„duction aller Gläubigen, *schlechthin untrennbar* und „eins, wie die Gläubigen, deren Einheit sie darstellen." (Wie aber, wenn sie sich, wie oben gemeldet, spalten, und, wie Römer und Griechen und Protestanten, immer gespalten bleiben?) — „Dieser Zusammenhang wurde „jezt gefühlt;" (S. 245) und so ist „die *gesammte Kir-„chenverfassung* Nichts anders, als die *verkörperte Lie-„be*; — einerseits der *Ausdruck* der innern nach Verei-„nigung strebenden Bewegungen der Gläubigen, ander-„seits die *Rückwirkung* auf diese, um sie selbst zu fixi-„ren," und in ihrer *Reinheit und Kraft zu bewahren*." „Die *Kirche selbst*" (hier also nicht mehr blofs eine in ihrem Bischofe vereinigte Gemeinde, sondern die ge-sammte Hierarchie) „ist die *real gewordene* Versöhnung „der Menschen durch Christus mit Gott. — Das *ist* das „*innere* Wesen der katholischen Kirche; der Episcopat, „die Verfassung der Kirche ist nur die äufsere Darstel-„lung jenes Wesens, nicht dieses selbst." „Die *Kirchen-„verfassung* folglich ist auch die *Concentration der Liebe*, „um in ihrer ganzen Stärke auf einzelne Glieder des gro-„fsen durch die Liebe verbundenen Körpers und gegen „den Geist der Welt zu wirken." (S. 248) Sehr poetisch wird (S. 250) noch hinzugesezt: „die *Verbindung* der *ir-„renden* Glieder mit den übrigen zeigte jenen den richti-„gen Weg: der einwirkenden Liebe konnten sie nicht „widerstehen: an der Flamme der Liebe entzündete sich „das Licht des Verstandes, und *mit der Sünde verschwand „der Irrthum*." — Zurückgekehrt wird endlich S. 251 auf den anfänglichen doppelsinnigen Satz: „wir finden Chri-„stus und bleiben in der Wahrheit, wenn wir in der „*Liebe*, in der *Einheit*, in der *Gemeinschaft* bleiben." — Hier, wie in den früheren Deductionen, wird nämlich absolute Meinungsgleichheit mit Einheit, Einheit der

*) Was sind denn „die Hülfleistungen, die von lebenden „Gläubigen (dem *Concil. Trid. sess.* 25. *de purg.* zu Folge) „*für andere hingeschiedene Gläubigen*" verrichtet werden sollen u. s. w.?

Digitized by Google

Doctrinen mit Einigkeit der Gemüther, Orthodoxie mit Wohlwollen, Wahrheit mit Liebe identisch genommen, ein Irrthum, der nur durch den überboten wird, dafs die angeblich irrenden Mitglieder der Kirche durch Einwirkung der *Gesammtliebe* auf den richtigen Weg geführt worden seien; denn von der ersten gröfseren Synode an bis zur lezten ist gegen die, von der Meinung der Mehrzahl Abweichenden, d. h., Irrenden, nur das *Schwert des Anathems* gebraucht, und ihren Gründen nur das dürre: „so hat es der *hochheilige allgütige* und allgemeine, rechtmäfsig im heil. Geiste versammelte Kirchenrath beschlossen," — entgegengesezt worden. —

Der frühern Behauptung des Verfassers aber, dafs die Metropoliten die Verbindungsorgane der gesammten Kirche gewesen, widerspricht dasjenige, was er selbst S. 252 f. berichtet: „Nachdem der Metropolit — sich von „den — geforderten Eigenschaften des Gewählten *über*„*zeugt* und ihn ordinirt hatte, sezte er sofort die ge„sammte Kirche davon in Kenntnifs;" (hierfür bleibt der Verfasser den Beweis schuldig) — „*der Gewählte selbst* „*aber begann die Gemeinschaft* mit dieser durch seine „Briefe, welche er an die *Bischöfe* sendete. — Die An„nahme und Erwiederung dieser Friedensbriefe hiefs „dann eine *Bestätigung* des Neugewählten durch die ge„sammte Kirche; — dieses Bestätigungsrecht besafs be„greiflich *auch die kleinste Kirche*." *) Hiernach war also ein unmittelbarer Verkehr von Bischof zu *Bischof*, und es konnte der Fall eintreten, und ist oft eingetreten, dafs ein durch den heil. Geist erzeugter, d. h. gewählter, und durch den heil. Geist, der den Metropoliten und seine Bischöfe leitete, bestätigter und ordinirter Bischof, „dem „also die *gesammte* Kirche im Ordinator die *Sendung* er„theilt hat," — dafs ein solcher dennoch von einem oder mehreren anderen nicht anerkannt wurde, und dann „sich „schlechthin nicht zu halten im Stande war." (S. 253) So war denn auch, nach des Verfassers Meinung, „wie „die Verbindung mit einem Bischofe seine Bestätigung „enthielt, so in der Entziehung dieser Verbindung seine „*Absetzung* enthalten." — Diese absolut republicanische, aber durchaus unpractische und unrömische Theorie sucht der Verfasser als historisch begründet nur allein durch einige Stellen aus *Cyprian* zu erweisen, von dessen hyperbolischer Redeweise u. a. aus dem (S. 257) angeführten zweiundfünfzigsten Briefe zu urtheilen steht, wo er sagt: *ut Cornelium nobiscum verius noveris, non de malignorum mendacio, sed de domini Dei judicio, qui episcopum fecit et testimonio episcoporum, quorum numerus universus per totum mundum concordi unanimitate consentit.* Völlig entgegengesezt jenem Republicanismus, welcher jeder *einzelnen* Kirche ein *veto* ertheilt, völlig consequent hingegen aus jener absoluten Uniformität folgend, — sind dann die Behauptungen, erstens dafs „Niemand für alle Zukunft sich selbst den „Auftrag zur *Predigt* des Evangeliums ertheilen könne," — sondern er ihn von der *gesammten* Kirche erhalten müsse; und zweitens dafs, „weil der Ordinirte seine „Sendung und Bestätigung durch das Ganze erhalten; er „die Verpflichtung übernehme, *nicht seine*, sondern die „*Lehre des Ganzen*, d. h. die *Kirchenlehre*, die durch „den heil. Geist erhalten wird, zu verkünden." (S. 255) Die erste Behauptung constituirt eine eiserne Priesterkaste, die zweite eine eiserne Priesterlehre, und hierdurch wird dann allerdings eine mathematische *Einheit des gesammten Episcopats* erzielt, — insofern nämlich von der Gemeinschaft immer diejenigen ausgeschlossen werden, welche unordinirt, oder aufserordentlich zu predigen sich unterfangen. Als Inconsequenz ist es aber zu rügen, dafs der Verfasser S. 259 behauptet, „die Wirksamkeit „ausgezeichneter Bischöfe *und besonders begabter Gläu*„*bigen* — sei keineswegs beengt worden." Denn wie kann aufserhalb des Clerus von besonderen Gaben die Rede seyn, da der Unterschied der Gaben mit dem von Clerus und Laien wesentlich zusammenhängt? —

Der Verfasser äufsert nun zwar noch (S. 257) die Besorgnifs, dafs „bei jener Einheit und Geschlossenheit" des Episcopats „doch das *Eigenthümliche gröfserer Glieder* „*der Gesammtkirche* leiden, oder untergehen zu müssen „scheinen könnte." — Allein er löst sich selbst diese Besorgnifs, indem er bemerkt: „die Gesammtheit des Epis„copats werde als das höchste und geistigste Erzeugnifs „der Gläubigen *gedacht*, über alle blofs *örtliche* Verhält„nisse, wodurch das Eigenthümliche der Particularkirchen „bedingt wird, *erhaben*," — und „die *Einheit* der Kirche „komme zu Stande, indem sie alle *endliche* Schranken „überfliege." — Da der Verfasser aber nicht angibt,

*) Würde aber nicht die Kirche, welche den von der *Mehrzahl* anderer Kirchen anerkannten Bischof nicht anerkennen wollte, als *schismatisch* betrachtet? Einmal soll der Einzelne nur Glied der Kirche seyn durch unbedingtes Anschliefsen an die Uebrigen; ein andermal soll wieder das Ganze nur ein solches seyn durch Anschliefsen an *alle* Einzelne?

Digitized by Google

was er unter „Eigenthümlichem, Oertlichem und endlichen „Schranken" versteht, — (die früher besprochene *Individualität* bezog sich nur auf Einzelne, nicht aber auf ganze Massen von Einzelnen) — so wird nicht leicht ein Anderer sich durch solche Allgemeinheit beruhigt finden, besonders wenn er sich etwa erinnert, dafs sogar ganz unschuldige Gesuche vieler Kirchen, wie z. B. den Gottesdienst in der Landessprache halten zu dürfen, vom Römisch-katholischen Episcopat abgeschlagen worden sind. —

Nach allem Vorhergehenden wird man es verwunderlich finden, dafs der entschiedene Verfechter der Einheit und Uniformität das vierte und lezte Cap. der zweiten Abtheilung, welches die *Einheit im Primat* behandeln soll, folgendergestalt eröffnet: „Ob der Primat einer „Kirche zur Eigenthümlichkeit der katholischen Kirche „gehöre, war mir sehr lange *zweifelhaft*; ja ich war ent„schieden, es zu verneinen; denn die *organische* (!) Ver„bindung aller Theile zu einem Ganzen — schien durch „die Einheit des Episcopats — völlig erreicht; anderseits „ist es augenfällig, dafs die Geschichte der drei ersten „Jahrhunderte sehr karg ist an Stoff, der allen Zweifel „geradezu unmöglich machte." — „Allein," fährt er fort, „eine *freiere*, tiefere Betrachtung des biblischen Petrus „und der *Geschichte*, ein lebendiges Eindringen in den „*Organismus* der Kirche erzeugte in mir mit Nothwendig„keit seine Idee." — Diese Nothwendigkeit geht ihm aber daraus hervor: — — „Es fehlt — der Schlufsstein des „Ganzen, — nämlich — die *Darstellung der Einheit* aller „Bischöfe in lebendigem *Bilde*," (S. 261) oder „der per„son-gewordene *Reflex* dieser Einheit." (S. 262) — Wir lassen diese naturphilosophische Poesie dahingestellt seyn, um zur historischen Begründung dieses Reflexes überzugehen, die dem Verfasser deshalb wesentlich scheint, weil er geneigt wäre, jenen Centralpunkt „als *Menschen*„*werk* zu betrachten, im Fall sich dessen *Grundzüge* nicht „auch in der Geschichte Jesu und der Apostel *vorgezeich*„*net* fänden." Er nimmt nun (S. 262) den Primat des Petrus als unbestreitbar an, und weist die Forderung, aus der nächsten Folgezeit „unwidersprechliche histori„sche Beweise" für die Fortsetzung desselben zu verlangen, als *ungebührlich* ab, „weil es nach dem Gesetz einer „wahren Entwickelung *nicht möglich* ist." Erst „müssen „sich," (bemerkt er S. 265) „*Bedürfnisse* gestaltet haben; „diese sprechen sich in der Geschichte als Thatsachen „aus, und aus diesen wird der Begriff erst abgezogen. — „Was sollte der todte Satz: ihr müfst einen Mittelpunkt „der Einheit haben, *auch von Christus gesprochen*, „wenn diesem keine in dem Innersten der Gläubigen vor„handene *Bedürfnisse* entsprechen?" Hier zeigt sich denn abermals, dafs der Verfasser den Geist seiner Kirche nicht vollständig erfafst hat. Indem er den Römischen Primat aus einem inneren *Bedürfnifs* der Gläubigen ableiten will, leitet er ihn eben damit zu Grabe. Denn alsdann sind die Griechen keine Schismatiker mehr, und die offenen und *verdeckten* Widersprüche gegen den Primat durch Deutsche, Engländer und Franzosen sind eben nur Aussprüche eines veränderten *Bedürfnisses*, und die historische Motivirung fällt mit den Motiven selbst. Die Kirche dagegen sagt: „*weil Christus* den Primat „*eingesezt*, und dieser sich durch ununterbrochene Fol„genreihe bis auf den heutigen Tag *fortgesezt* hat, *darum* „mufs er von allen Rechtgläubigen anerkannt, d. h. er „mufs ihnen *Bedürfnifs* seyn." —

Eben so unkräftig ist ferner die bekannte, vom Verfasser S. 267 zur Begründung angeführte Stelle aus Irenäus, „*ad hanc enim ecclesiam*" (*sc. romanam*; — die Römische Kirche ist aber etwas mehr, als blofs ihr Bischof) „*propter potiorem principalitatem* „*necesse est omnem convenire ecclesiam.*" Abgesehen nämlich davon, dafs diese, nicht mehr im Urtext vorhandene Stelle mehrfache Deutungen zuläfst, — darf selbst im Römischen Sinne derselben gefragt werden, ob das „*necesse est*" — nicht in: *non necesse est*, verwandelt werden mufste, als im eilften und späteren Jahrhunderten die frömmsten Männer der Kirche — gegen die Römische „*propter potiorem perversitatem*" protestirten? Ueberdiefs wird ja in jener Stelle das normative Ansehen der Römischen Kirche nur *daraus* abgeleitet, dafs dort „die apostolische Ueberlieferung der allenthalben zer„streuten Gläubigen aufbewahrt werde." Da aber diese Ueberlieferung längst durch Schrift und Druck überall gleichmäfsig verbreitet worden, so fällt auch diese Rücksicht weg.

Der Verfasser beruft sich endlich S. 270 noch auf das Zeugnifs Cyprian's, der vom „Stuhle Petri" als von „der „ersten Kirche spricht, von woher die *Einheit* der Bi„schöfe *entstanden* ist," indem Christus dem heil. Petrus, also *Einem* zuerst die Schlüsselgewalt übergeben; *) und

*) *Cypr. de unit.* „*ut unitatem manifestaret, unitatis ejus* „*dem originem ab uno incipientem, sua auctoritate* „*disposuit.*"

Digitized by Google

bemerkt, die Römische Kirche, die *Petri Stuhl erbte*, sei dem Irenäus das fortdauernde *lebendige Bild* der bischöfl. Einheit. Versteht nun der Verfasser darunter ein „*wirkliches* Entstehen der Einheit, und ein Forterben dieser Eigenschaft, der Quellpunkt der Einheit zu seyn," — dann hätte er sich zwar durchaus curialistisch ausgesprochen, zugleich aber seine anfängliche Ansicht selbst wieder aufgegeben. Soll aber der Stuhl Petri nicht der energische Einheitsquell, sondern nur das *Bild* der Einheit seyn, so läfst einerseits das Bild gar oft einen traurigen Schlufs auf die vorgebildete Einheit ziehen, und die immer gröfsere Divergenz der christlichen Oberhirten ein allmähliges Ueberflüssigwerden des Bildes selbst vermuthen. Der Verfassr selbst schliefst aber S. 271, fast ironisch, das vierte Capitel mit folgender Betrachtung: „Zwei Extreme im kirchlichen Leben sind möglich, und „beide heifsen Egoismus, sie sind: wenn *ein Jeder*, oder „wenn *Einer* Alles seyn will; im lezten Falle wird das „Band der Einheit so eng, und *die Liebe so warm*, dafs „*man sich des Erstickens nicht erwehren kann*; im „ersteren fällt alles so auseinander, und es wird so kalt, „dafs man erfriert; *der eine Egoismus erzeugt den andern*;" (NB. die Bildung der absoluten päpstlichen Gewaltherrschaft ist der Reformation lange vorhergegangen) „es mufs aber weder Einer, noch Jeder Alles seyn wollen; *Alles können nur Alle seyn*, und die Einheit „Aller nur ein Ganzes. Das ist die Idee der katholischen „Kirche." — Wir aber halten dafür, es sei jenes *nur* die Idee der katholischen Kirche, in dem Sinne, wie man in Frankreich Idee mit *Phantasiebild* gleichbedeutend nimmt. Versteht man hingegen unter Idee eine *lebendige wirkende Form*, so müssen wir behaupten, es sei jenes die Idee — nicht der katholischen, sondern der wahrhaft *allgemeinen* Kirche, welche nicht durch eiserne *Lehre* und *Priesterschaft*, durch Verdammung aller *Neuerung*, und durch despotische, unrepräsentative *Verfassung* die Kirche zu einer Antiquität macht, und ihre Glieder in herrschende und dienende, d. h. in zwei Hälften spaltet, deren eine alles, die andere nichts seyn soll. —

Diese, wie mehrere früheren Bemerkungen, zu denen wir uns veranlafst gefunden, finden sich aber noch grofsentheils durch den Schlufsabschnitt der vorliegenden Schrift bestätigt, aus welchem wir um so mehr einen Auszug hier zu geben uns verpflichtet fühlen, als er zeigt, wie nahe der Verfasser der Wahrheit dadurch gekommen, dafs er die Kirchengeschichte nicht blofs als Autoritätsgläubiger, sondern mitunter auch als philosophirender, oder doch als nach Gründen fragender, Forscher angesehen hat. Er gesteht zunächst (S. 272) zu, dafs „der Primat in den drei ersten Jahrhunderten sich „nicht über die ersten Ansätze hervor zu erheben beginnt, dafs er formlos noch sich bewegt, und dafs er „*nie allein erscheint*, sondern immer mit andern Bischöfen und Kirchen nur thätig ist." — „In der ältesten Kirche — bewufstlose Einheit des Lebens der „Gläubigen." — „Eher als man es vermuthen sollte, wurde „dieses paradiesische Leben unterbrochen; *Egoismus* „drohte die Bande zu zerreifsen;" (von welcher Seite der Egoismus ausging, wird nicht angegeben) — „eng „schlofs man sich daher zusammen und klammerte mit „bewufster Nothwendigkeit an dem fest, zu welchem „hin ein lebendiger Zug bisher geführt hatte." — „Dem „Egoismus mufste eine unendliche, mit *Allgewalt* sich „im Leben offenbarende *Liebe* entgegengesezt werden." Bischof, Metropolit, Primas. — „Je mehr die innere lebendige Einheit aller Christen angefochten wurde, desto kräftiger sprach sie sich aus: „*Je mehr Egoismus, „desto mehr Liebe.*" Hier widerspricht sich nun allerdings der Verfasser, da nach dem früheren, „der eine „Egoismus den anderen erzeugt," nämlich der häretische und schismatische den orthodoxen und hierarchischen. — „Je störender die Anfälle, *desto concentrirter* und „aufgeregter die *Kraft*." Diesemnach wäre die liebreichste und kräftigste, also *blühendste* Zeit der Kirche diejenige, in welcher die Angriffe am heftigsten und der Primat am wirksamsten. Gerade das Gegentheil davon behauptet aber gleich darauf der Verfasser S. 274: „Je „*blühender* der Zustand der Kirche, desto mehr wird „sich der früheste Verband der Kirche durch den *Episcopat* darstellen, und die andern werden in den Hintergrund zurücktreten, die Metropoliten und der *Primas*;" war aber die Reformation nicht eine Rückkehr so vieler Gemeinden zur Darstellung der Einheit blofs durch das Episcopat? — „Im traurigsten und verwirrtesten Zustand der Kirche wird der *Primat* am ausgeprägtesten erscheinen, die ganze, sonst vertheilte Kraft der „Kirche wird sich in *Einem concentriren*; um allem „ihrem Gedeihen Widerstrebenden desto energischer „entgegenwirken zu können." — War denn die Bulle *in coena Domini* Ausdruck der Liebe oder nicht vielmehr des allerendlichsten Egoismus? — Völlig stimmen wir

Digitized by Google

hingegen mit dem Verfasser überein, wenn er so fortfährt: „das aber ergibt sich zugleich, dafs keine Anwendung jener Formen die allgemeine Einheit darzustellen „gleichsam einen absoluten Gehalt habe, sondern nur insofern sie einem gewissen *Bedürfnisse* entspricht; dahin „aber mufs alles arbeiten, dafs die Formen mit dem Leben „gefüllt seien, aus welchem sie hervorquollen," — (sollen denn umgekehrt, die Formen nicht noch jezt aus dem lebendigen Bedürfnifs hervorquellen?) — „auf dafs wir „die ursprüngliche Einheit des christlichen Lebens, *die „Liebe erhalten mit Bewufstseyn, die ehedem war „ohne Bewufstseyn,* gleichwie *wir alle* (? Priester oder „Laien) uns bemühen müssen, dafs die *Lehrbegriffe „der Kirche* sich bei jedem Gläubigen wieder in's *Ge„müth* zurückversenken, und hier als eine *Einheit* mit „dem *hellesten Bewufstseyn,* angeschaut und festgehal„ten werden, *von wo aus* sie sich entwickelt haben." (Um diese leztere Voraussetzung gelten zu lassen, müfste man die Geschichte der Conzilien nicht kennen, noch das Prinzip der Römischen Kirche, welche nur glaubt und zu glauben befiehlt, *quia traditum est.*)

Der Verfasser bemerkt dann weiter (S. 275) „die „Reformatoren vom 12ten Jahrhundert an haben die be„stehende Kirchenverfassung immer als die Ursache des „*Elendes der Kirche* angesehen; allein jene Verfassung" (die Concentration der Liebe im Primat!) „war die *Folge* „des Elendes, nicht die Ursache. Da sie aber beides ver„wechselten, richteten sie nichts aus." — Also die *Kirche* — war *elend* — ungeachtet des allezeit in allen gleichwirkenden heil. Geistes? — Mufste aber nicht die souveraingewordene Hierarchie ihrer Souverainetät beraubt werden, als sie den *Bedürfnissen* der Zeit nicht gutwillig weichen wollte? Und haben die Reformatoren diese Beschränkung nicht ausgerichtet? Der Verfasser selbst gesteht ja S. 276: „Um ihr Verhältnifs zur Zeit „zu begründen, und es nicht als ein *zufälliges* (sondern „absolutes) aufzufassen, leitete die Hierarchie es aus all„gemeinen und darum als schlechthin nothwendig anzu„erkennenden Gründen ab, sie brachte ihre *aus den Um„ständen hervorgegangene* Bildung in ein System, mit „einer den *Menschen*" (aber doch wohl nicht dem waltenden heil. Geiste) „so geläufigen *Täuschung,* nicht aus „Betrug." (was zu beweisen wäre!) „Was für jene Zei„ten nothwendig war, wurde sofort als *allgemeingültig* „und von keinem vorübergehenden Zeitverhältnifs ab„hängig angeschaut. Als daher die unter der damaligen „Kirchenverfassung gepflanzten *schönen* Keime (etwa die Ketzergerichte?) „herangereift waren, sollte sich die „*steife Form* der Hierarchie mit den Umständen — auch „anders gestalten; — allein — das *Leben war* den Prin„zipien und der *Schule* *) entwichen; *die Hierarchie be„griff sich selbst nicht;* sie selbst hatte durch ihre Pflege „der Cultur (?) ihre bisher eingenommene Stellung *unnö„thig gemacht: diefs sah sie nicht.* So kam sie in einen „Kampf mit dem Leben. Der Widerspruch mit diesem „wurde um so greller, je *ausschweifender* sie ihre „Gewalt jezt anwendete. Denn gleich *als wollte der „göttliche, die Kirche leitende Geist zeigen,* dafs der „Zustand vorüber sei, wo alle Kraft der Kirche in Ei„nem sich vereiniget, gab er auch keine solche Träger „der Gesammtkraft mehr, *die sie mit Würde verwaltet* „hätten. — Die *Reformationen,* die in der ersten Hälfte „des fünfzehnten Jahrhunderts *innerhalb* der Kirche ab„gedrungen wurden oder werden sollten, *wurden ver„spottet.* Man *reformirte nun aufserhalb.*" — „Aber," (fährt er bald darauf fort,) „man hatte sich getrennt, also „stellte man trennende und zerreifsende Prinzipien auf. (?) „Während diese festgehalten wurden, beharrte man auf „der andern Seite" (also doch auch trennend und widerchristlich) „*grofsentheils* steif auf den Ansichten, die „sich im Mittelalter noch, in und unter ganz andern Um„ständen, entwickelt hatten. Das *bildende Prinzip,* der „innere Charakter der Kirchenverfassung" (also, nach früherem, der heil. Geist, die Liebe, die Einheit in der Vielheit etc.) *„ist beiden Partheien unklar,"* (wo wirkt denn der heil. Geist? und lautet eine solche Bemerkung nicht — im Sinne des Verfassers — etwas *schulmeisterlich?*) „jedoch der getrennten *gröfstentheils bei wei„tem* mehr als der *steif-mittelalterlichen,* die jedoch in „Deutschland kaum noch Anhänger in dem Sinne hat, „dafs die damalige Verfassung für alle Zeiten nothwen„dig sei." (*Wo* ist denn jezt die *Einheit in der Kirche?*)

Hiermit schliefst der Verfasser seine construirende Deduction; denn die nun folgenden Zusätze sollen nur einzelne Punkte derselben noch ausführlicher begründen. Auch diese Zusätze würden uns noch zu manchen Einwendungen Veranlassung geben; allein wir glauben bereits durch das Bisherige unserer Pflicht sowohl gegen

*) Macht der Verfasser hier nicht die Päpste und ihre Curialisten selbst zu — Schulmeistern?

Digitized by Google

das Publikum als gegen den Verfasser dieser Schrift Genüge gethan zu haben; — gegen das Publikum, indem wir auf das Nützliche und Schätzbare, wie auf das Irrige und Gefährliche dieser Abhandlung aufmerksam gemacht, — gegen den Verfasser, indem wir seinen Fleifs und zum Theil auch sein Streben mit Freuden anerkannt, übrigens ihn gröfstentheils nur durch seine eigenen Behauptungen gerichtet haben. Möge der Verfasser in der Ausführlichkeit und Genauigkeit, mit der wir diefs gethan, die Achtung erkennen, welche seine Arbeit, im Ganzen genommen, uns für den Unbekannten eingeflöfst; möge er aber auch hierdurch die Unhaltbarkeit des Standpunktes inne werden, welchen er eingenommen, und er sich dadurch veranlafst finden, noch tiefer, als er bisher gethan, in das Wesen des *Menschen*, des *Katholizismus* und der gesammten *Geschichte* einzudringen. — Dann dürfte er wohl vor allen Dingen die Ueberzeugung gewinnen:

1) dafs *Liebe* und *Erkennen*, oder auch Glauben, wie sie sich wechselseitig erfordern und ergänzen, dennoch immer auch in ihrer Unterschiedenheit festzuhalten sind; —

2) dafs *Liebe*, für sich genommen, nur das energische, uneigennützige *Wollen* des Wohles ihres Gegenstandes ist, welches erst durch das *Erkennen* dessen, worin das *wahre* Wohl desselben besteht, seinen *bestimmten* und *wahrhaften* Inhalt erhält; —

3) dafs jede wirkliche *Liebe*, von der Liebe zur Lebenshälfte und zu den Kindern an — bis zur höchsten und reinsten Liebe zu Gott, sich wesentlich durch *Opfern* eigenes zeitlichen Genusses, also durch eine *relative Selbstbeschränkung*, *) kund gibt; — dafs hingegen jedes *Glauben* und *Erkennen* durchaus und wesentlich eine *Selbsterweiterung*, eine unmittelbare, positive Verwirklichung intellectueller Vermögen oder Anlagen ist;

4) dafs *Liebe* verschiedene besondere Interessen voraussezt, während das *Erkennen* selbst ein schlechthin allgemeines Interesse ist, nämlich das allgemeine Bewufst- und Gewufst-werden, — das allgemeine Zu-Tag-kommen der *Wahrheit*, und zwar des *Richtigen*, Wirklichen im Reich der Natur, der Geschichte und der vorhandenen Kunst- und Geistes-Werke, des *Wahrhaften*, zu *Verwirklichenden* im Reich des Staates, der Kirche und der Menschheit; —

5) dafs also *Liebe* ein *Hingeben* des besondern an das allgemeine *Wesen*, und nur erst vermittelst dieses ersten Aufgebens, ein Zurückempfangen des verklärten Selbstes ist; dagegen das *Erkennen* gleich im Anfang das Allgemeine, Wahre, gleichsam in das Selbst aufnimmt, und nur in der Folge, im Sprechen, Wirken und Thun des erkannten oder geglaubten Wahren wieder dem allgemeinen Wesen zurückgegeben wird; —

6) dafs also *Liebe* überhaupt im substanziellen *Verallgemeinern* des besonderen Selbstes, im Gliedwerden des Eigenlebens; das *Glauben und Erkennen* hingegen im *formellen Verselbsten* des Allgemeinen, — jenes im Eingehen des Selbstes in das Allgemeine, — dieses gleichsam im Einziehen des Allgemeinen in das Selbst, besteht; —

7) dafs die *Liebe* an und für sich eine *allgemeine* Bestimmung des Willens zum Wohlwollen, das *Erkennen* ein besonderes Thun des denkenden Geistes, — jenes ein *Aufgeben* des Selbstischen, dieses eine *Thätigkeit* desselben, daher jenes ein durchaus *freies*, das lezte mehr ein *nothwendiges* Thun ist, mithin nur jenes *zugerechnet* werden kann; — wie denn auch das Gewissen nur Lieblosigkeit, nicht aber Mangel an Glauben oder an Erkenntnifs, zum Vorwurfe macht; —

8) Dafs die *Aufgabe* der Liebe eine schon hier völlig und für alle gleicher Weise lösbare, die des *Erkennens* hingegen, — wie sein Gegenstand, — eine schlechthin *unendliche* und nicht von allen gleichmäfsig lösbare ist; —

9) dafs *Liebe* in jedem Menschen einen *neuen* Anfang nimmt, indem es gerade auf die Wendung *seines* einzelnen Willens ankömmt; dagegen das Erkennen, als *productiv*, zwar noch Unerkanntes erkennt, aber das bereits Erkannte zur Voraussetzung hat, in Beziehung auf welches es nur *reproductiv* ist.

Der Verfasser wird sich aber auch überzeugen:

10) dafs die *Liebe* um so weitgreifender, allgemein-verbreiteter, fester und reiner werden kann, je weiter, je gewisser, je schärfer die *Erkenntnifs*, je klarer die Einsicht in das innere Wesen der Dinge, in die Natur des Menschen und das Walten Gottes wird; — wie

*) Die Sprache deutet diefs an durch das „Un-eigennützig," welches die Negation eines Wirklichen, aber freilich auch das Aufheben einer Schranke, also die Position des Unbeschränkten andeutet.

Digitized by Google

denn anderseits allerdings auch das wirkliche Lieben selbst — nicht nur dem Geiste neue Gegenstände des Erkennens darbietet, sondern es auch durch Erzeugung des heitersten *Seelenfriedens* dem Geist die höchste *Freiheit* gewährt und die Kraft seiner Organe stärkt und steigert; —

11) dafs wirklich die Geschichte der Menschheit zu jeder Zeit zwar das Vorhandenseyn *dynamisch gleicher* Liebe aufzeigt, insofern zu allen Zeiten Menschen gesegnet, Almosen gespendet, geopfert, und Leidenschaften aus Wohlwollen überwunden, sogar aus Liebe freiwillig Leiden für andere übernommen, ja selbst das Leben für sie aufgeopfert haben; — dafs aber der *persönliche Gegenstand* der Liebe sich in dem Maafs *quantitativ* erweitert hat, in welchem die Einsicht an Ausdehnung gewonnen; so dafs die Liebe von der Familie zum Stamme, zum Volk, zum Staat, zur Kirche, — endlich zur Menschheit, — und gleichmäfsig vom Familien-, Stamm-, Volks-, Staats-Gott, zum Gott der Gleichgläubigen — und endlich zum Vater aller Menschen fortgeschritten ist; wie denn auch die Göttlichkeit der Liebe immer gewisser und allgemeiner anerkannt wird, je freier in alles eingedrungen, je allgemeiner die erkennende Selbstthätigkeit erweckt und frei gelassen wird; —

12) dafs also allerdings *Christus* die *höchste* und *allgemeinste, personifizirte Wahrheit* ist, insofern er einerseits die *allgemeinste* Liebe, und die Liebe als das schlechthin Allgemeine, gelehrt hat, nämlich Gott selbst als Liebe, die Liebe aller Menschen und ihres gemeinsamen Vaters als Pflicht aller Menschen, und die Vereinigung des Menschen mit Gott in und durch die Liebe als höchste Seligkeit, als das Himmelreich auf Erden und diefs als Endzweck der Welt; insofern er anderseits auf die irdischen Freuden um Gottes, — um der Liebe willen verzichtet, die bittersten Leiden, ja den Tod freiwillig übernommen hat, um seine Lehre als heilige Wahrheit zu erweisen; —

13) dafs aber *Christus* nicht diese allgemeinste Wahrheit, die personifizirte göttliche Liebe wäre, wenn er mehr als das *allgemein-* und mit innigster *Gewifsheit Erkennbare*, überhaupt — das *wirklich Allverbindende* selbst — zum alleinigen unveränderlichen Grunde der Kirche gemacht hätte, wie er denn wirklich das positive Religions*gesetz* aufhebend und nur die *natürlichen* Pflichtgebote bewahrend, seine Absicht, dem Menschen die *Freiheit*, soweit sie mit der *Liebe* verträglich, wiederzugeben, genügsam beurkundet hat; —

14) dafs also in der christlichen Kirche das *Erkennen* schlechthin freigegeben seyn mufs, da es nicht nur die wahre Liebe, die Eintracht unter den Menschen nicht stört, sondern die Liebe erst zur wahrhaft zweckmäfsigen, d. h. vernünftigen macht, und sie fordert, indem es darauf ausgeht, das schlechthin Allgemeine, die *Copula* in allem, die Idee des Universums, das ewig in Offenbarung begriffene Wort Gottes zu finden, das Gefundene zur Gewifsheit zu erheben, das Gewifsgewordene allgemein fafslich zu machen, und das Fafslichgemachte allen mitzutheilen; —

15) dafs es also nicht *unchristlich*, — und, wenn man unter *Kirche* die Vereinigung von Menschen zur Herbeiführung des Himmelreichs, nämlich der allgemeinen Herzenseinigkeit, versteht, — dafs es nicht *unkirchlich* ist, alles Gegebene der Prüfung zu unterwerfen, und nur das Beste zu behalten; dafs es wohl aber beides ist, den Gebrauch der geistigen Vermögen beschränken zu wollen, welche dem Menschen zur *Einverständigung* mit seinesgleichen gegeben sind;

16) dafs mithin diejenigen zuerst die *Einheit* der *allgemeinen, christlichen Kirche* zerrissen haben, und als die eigentlichen Häretiker (oder Rabbinen, oder — dem Verfasser zufolge — Schulmeister) anzusehen sind, welche die Theilnahme an der Gemeinschaft an gleichförmiges Bekennen von unerkannten, oder unerkennbaren, oder vollends von widersinnigen Glaubenssätzen geknüpft haben; so dafs also gleich der erste, sich für unfehlbaren und absoluten Canon ausgebende, Beschlufs der ersten sogenannten allgemeinen Kirchenversammlung auch als der erste entschiedene Rückfall in die Gesetz-Religion, und als das erste Schisma der christlichen Kirche anzusehen ist.

Diefs und noch vieles andere wird der Verfasser einsehen, und dann nicht mehr in die Widersprüche verfallen, die den Genufs des vielen Guten, welches in vorliegender Schrift sich vorfindet, verkümmern, nothwendig aber zum Vorschein kommen müssen, wo Autorität und Selbstdenken, Zwang und Freiheitsstreben, beschränkte und unbeschränkte Liebe sich um die Herrschaft in Einem und demselben streiten.

Fried. Wilh. Carové.

Digitized by Google

XXI.

Almanak ten Dienste der Zeelieden voor het jaar 1823 *op last van Zyne Mayesteit den Koning der Nederlanden etc.*

(*te Amsterdam by de Weduwe G. H. van Keulen*), 108 *Seiten dem eigentlichen Kalender und* 224 *Seiten den Beiträgen gewidmet.*

Es ist erfreulich zu sehen, wie die Niederländische Regierung und namentlich die Commission, welche daselbst mit der Prüfung der Seeoffiziere, der Entwerfung hydrographischer Karten und der Anfertigung der Schiffs-Kalender beauftragt ist, den Geist der Zeit und deren Bedürfnisse richtig aufgefafst hat; und wie damit eine weise Sparsamkeit verbunden ist, ohne die Sicherheit der Schifffahrt zu gefährden.

Man hat bereits *vier* Almanache — den Englischen *Nautical-Almanac*, die *Connaissance des temps*, die Mailänder *Ephemeriden* und die von *Caturegli*. Hierzu kann man noch rechnen, die vom Dänischen Gouvernemente überdiefs noch veranstaltete Berechnung der Planeten-Abstände vom Monde. Die Nordamerikanischen Almanache sind ein blofser Nachdruck des vorerwähnten Englischen — der *Almanac nautico de Cadiz*, *ganz* aus diesen gezogen, enthielt aber doch manche nützliche Aufsätze für Geographie und Hydrographie. Die Ephemeriden von Coimbra (so viel mir bekannt ist) erscheinen nicht mehr, und die schönen Wiener Jahrbücher haben nur das verhängnifsvolle Jahr von 1806 überlebt.

Aber *alle diese* Kalender sind nicht für den Geist der Nautik berechnet, welcher doch die Mehrzahl derselben gewidmet seyn soll. So schätzbar sie in anderer Rücksicht auch seyn mögen, so hat, dünkt mich, *von Zach* doch Recht, wenn er behauptet, dafs der Seemann in den europäischen Gewässern, wie im mittelländischen Meere, in der Nord- und Ostsee aus allen jenen „dickleibigen" Büchern nur eine einzige Colonne, die Sonnen-Declination gebrauchen kann, und, was die Hauptsache ist, das Unbrauchbare theuer bezahlt.

Sehr richtig wissen dagegen die Niederländer die Masse ihrer Erfahrungen ins bürgerliche Leben, d. i. auf Handlung und Schifffahrt practisch überzutragen. Hiervon gibt der *Almanac ten Dienste etc. voor* 1823 den sprechendsten Beweis.

Professor *Schröder* (ein Deutscher, aus Ostfriesland herstammend) redigirt und ordnet den wesentlichsten Theil, die Beiträge.

Der erste Theil des Holländischen Kalenders enthält die gewöhnliche Festtagsrechnung und die Anzeige der Sonnen- und Mondsfinsternisse. Dann folgen die gerade Aufsteigung, Abweichung der Sonne, die Zeitgleichung, Halbmesser, stündliche Bewegung der Sonne. Ferner die Rectascension des Mondes, seine Abweichung, Durchgang durch den Meridian, Parallaxe für θ und 12 Uhr. Dann die Abstände des ☽ von ☉ und von den bekannten Sternen, welche nämlich eine schickliche Lage gegen die Mondsbahn für Längenbestimmungen haben. Endlich die Verfinsterungen der Jupitersmonde und die geozentrischen Oerter der älteren Planeten.

Zu den Eigenthümlichkeiten des Nautical-Kalenders gehört es, dafs die ersten Artikel für Sonne und Mond aus dem englischen Almanach *in der* Art reduzirt worden sind — dafs solche für 1 Uhr 6′ 40″ wahrer Zeit von Greenwich gelten. Die Mondsabstände dagegen sind ganz unverändert geblieben, und man mufs eine Stunde 6′ 40″ von den im Holländischen *Almanac* angegebenen Zeiten abziehen, wenn sie für Greenwich gelten sollen.

Zum Beispiel am 8. Januar 1821 ist zu *Greenwich* um 3 Uhr Nachmittags der Abstand des Mondes von α Arietis 50° 9′ 39″. Der Holländische Kalender sezt dafür: 50° 9′ 39″ um 1 Uhr 53′ 20″.

Am 10. Januar 1821 ist für 12 Uhr Mittags die Abweichung des ☽ nach dem Holländischen Kalender 7° 21′ nördlich, und nach dem Englischen 7° 3′ nördlich, die stündliche Abnahme etwa 17′. Die 7° 3′ gelten hier also für 10 Uhr 53′ 20″ wahrer Zeit zu Greenwich. Man würde solchemnach viel Mühe erspart haben, wenn man die ☉ und ☽ Aufsteigungen und Abweichungen ganz einfach weg, wie bei den ☽ Abständen, durch Aenderung der Zeit übertragen hätte. So pflegte man es in *Cadiz* zu machen.

Die Haupt-Ursache dieser Abweichung liegt wohl darin, dafs die Holländer die geographischen Längen vom Pik von Teneriffa an zu zählen pflegen. Diese verschiedene Art und Weise den sogenannten *ersten* Meridian festzusetzen, ist eine Quelle mancher geographischen Verwirrungen, und die Franzosen hatten ganz Recht, der allgemeinen Willkür zu steuern, und ihn 20° westlich von Paris, über die Insel Ferro zu legen. Ptolomäus, der Vater der besseren Geographie, zog ihn über die glückseligen Inseln; Gerhard Mercator (*Kramer*) über die Azoren; *Engländer* und *Dänen* über Greenwich; *Spanier* theils über Alt-, theils über Neu-Cadiz, (Isla Leon). Da leztere beiden Meridiane nur etwa 5 Bogenminuten von einander abweichen; so ist es oftmals schwer zu errathen, auf *welchen* von diesen die Ortsbestimmungen sich beziehen. Selbst mit dem Greenwicher und Pariser kann ein solcher Fall eintreten. Denn es gibt Oerter genug, deren Länge noch nicht bis auf 2⅓ Grad genau bestimmt worden ist. Uebereinstimmung darin, in Annahme irgend eines fixen ersten Meridians, wäre sehr zu wünschen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 57. u. 58.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1827.

Almanak ten Dienste der Zeelieden voor het jaar 1823 op last van Zyne Mayesteit den Koning der Nederlanden etc.

(Beschluſs.)

Vorzüglich gut gewählt und geordnet ist der Anfang, unter dem bescheidenen Titel von „Beiträgen.“ Er beginnt mit der 60sten Numer dieser schätzbaren Ephemeriden. Die Holländischen Seeoffiziere nämlich sind angewiesen, die Masse ihrer Erfahrungen, Beobachtungen, welche sie auf ihren Reisen zu sammeln Gelegenheit hatten, für den Seefahrts-Kalender einzureichen. Dadurch entsteht ein löblicher Wetteifer und ein fruchtbringender Austausch von Ideen. Der Englische *Nautical-Almanac* dagegen scheint auf dem Standpunkt stehen zu bleiben, worauf sein Gründer, der verstorbene Maskelyne, ihn vor 50 Jahren hinsezte. Nur von Zeit zu Zeit, gleich Meteoren, sieht man darin eine Abhandlung, welche auf Nautik Beziehung hat.

Hier in dem Holländischen dagegen erscheinen dergleichen zweckdienliche Aufsätze ganz regelmäſsig.

Den Anfang macht der Lieutenant *I. C. Koopmann* mit seinen *„Anmerkungen über einige Häfen in West-„indien und über die Fahrt dahin und zurück.“*

Eine Fortsetzung der in dem Jahrgange von 1821 enthaltenen See-Berichte; begleitet mit Bemerkungen der Redactoren, und namentlich des Präsidenten *Schröder*, welche den Werth jener Abhandlungen sehr erhöhen.

Herr Lieutenant *Koopmann* gibt zuvörderst eine Darstellung des Curses, um nach *S. Eustatius* und *San Martin* zu segeln. Dann eine Beschreibung dieser Inseln, wie auch der Insel *Saba*. Der Niederländische General *van den Bosch* hat ein sehr schätzbares Werk über die vereinigten Holländischen Colonien, in geographischer, historischer und statistischer etc. Hinsicht herausgegeben.

Dann: *über den Cours um nach Curaçao zu segeln*, durchflochten mit Bemerkungen über die Sorge für Gesundheit des Schiffsvolks, wobei das Loos der Fregatte Kenau Hasselaar (im Jahre 1803) in traurige Erinnerung gebracht wird, deren ganze Mannschaft aufgerieben wurde.

Ferner: *über die Fahrt von Curaçao nach Porto-Cabello und La Guayra.* Zwei der vorzüglichsten Seepläze, in frühern Zeiten wenig von Holländischen Schiffen befahren. Aber die Handels-Conjuncturen haben sich seitdem ganz anders gestaltet. Selbst Preuſsische Wimpel wehen in diesen Gewässern. Daher der Aufsatz von doppeltem Interesse.

Das unvergleichliche Spanische *Deposito hydrografico* hat von Porto Cabello, La Guyara und Barcelona Pläne herausgegeben; gegründet auf die Beobachtungen des sehr geschickten Fregatten-Capitäns Don Juaquin Franzisco Fidalgo, den Portulano von Amerika, schöne Ansichten von La Guayra und Porto Cabello. Das Meisterwerk der Spanier, die *Derrotero de Las Islas Antillas* gibt eine vollständige Beschreibung nicht allein der bessern Häfen, sondern auch der ganzen benachbarten Küsten-Gegend.

Dann handelt der verdienstvolle Lieutenant etc. *Koopmann von der Fahrt von Porto Cabello nach La Guayra, von der Reise nach Carraccas und von da zurück nach Curaçao.*

Ueberall erblickt man in diesem Aufsatz den gewandten Seemann, „der frisch herumspäht mit gesunden Sinnen.“ Er beschlieſst seinen Bericht mit Bemerkungen über *Strömungen* in diesen Gewässern. Früher schon hatten die Spanier (1794) *Don Cosme Churrucca*, in der sogenannten Karaibischen See, ähnliche, oder vielmehr vollständigere Beobachtungen darüber angestellt.

Der folgende (LXIste) Aufsatz ist von *Byl de Vroe: Bemerkungen über einige Häfen und Fahrwasser in Westindien.*

Vortreffliche nautische Nachrichten über

Digitized by Google

Grofs- und Klein-Curaçao und über das Fahrwasser zwischen beiden Inseln.

Ferner: *über das Eiland Bonayre, Porto Cabello, La Guayra, und Aruba.*

Die Redacteure bemerken, dafs die geographische Lage von La Guayra noch nicht mit erwünschter Schärfe bestimmt worden. Allein die Beobachtungen des *Don Juaquin de Ferrer* sind gröfstentheils an die Städte Philadelphia, New-Orleans, Washington und andere, mittelst See-Uhren, geknüpft worden — und die geographischen Längen dieser Oerter selbst sind nicht genau bestimmt. Die Correspondance etc. von Zach, Tome XV, Cahier 1ier liefert Beweise dafür. So ganz vollkommen, wie man es wähnt, sind, überhaupt genommen, unsere Ortsbestimmungen nicht. Die *Connaissance des Temps pour* 1827 z. B. gibt die Länge von *Rio Janeiro* noch um einen halben Grad — d. i. dreifsig Bogenminuten zu weit nach Osten vorgerückt. Und dieser Fehler ist um so gefährlicher, weil Schiffe, die ihre Länge kennen, sich noch über 7 Deutsche Meilen von der Küste entfernt glauben, während sie schon an derselben stranden.

Dann folgen: Bemerkungen über einige Seebücher und Karten vom Vice-Admiral *van Braam.*

In den Karten des *Mediterranean Pilot* sind viele Fehler. *Kagliari* z. B. liegt 23′, 5¾ Deutsche Meilen zu weit nach Süden. *Tofiño's* Karten von Spanien werden sehr gerühmt. Auch erhalten die *Lapie*schen Karten ein Lob — aber wie es scheint, mit Einschränkungen. In der Zach'schen Correspondenz wenigstens wird die Karte ganz anders und mit *kritischerem* Auge beurtheilt. Von *Gauttier's* Arbeiten haben wir nur *Resultate* — keine *Data*, worauf sie sich gründen. Und darauf, auf dictatorische Angaben, mufs die Geographie nicht gebaut werden.

„*Hoc ego* (sagt *Cicero de Divinatione II.* 11.) *phi-*
„*losophi non arbitror, testibus uti qui casuant veri . . .*
„*. . . aut falsi esse possunt. Argumentis, et rationibus,*
„*quare quidquid ita sit docere, non eventis.*"

Ein würdiger Nachfolger ist der Capitain *Cn. Eeg, in seiner Abhandlung Nro. LXIII. über verschiedene Seekarten und Instrumente, welche auf der Kriegs-Brikk, Courier, in den Jahren* 1819 *und* 1820 *gemacht worden sind.*

Lieutenant van Eeg tadelt zuförderst die Karte von *W. Heather* von der *Nordsee*, welche ich ebenfalls sehr falsch befunden habe, (wie ich in der Folge, bei Anzeige des Jahrgangs für 1824 zeigen werde.) Der Grund dieser grofsen Ungenauigkeit liegt wohl vorzüglich mit in der grofsen Freiheit im Handel und Wandel mit allen Kunstproducten bei den Engländern. Die Regierung selbst ist aufmerksam darauf geworden, und, nach Capitains *Smyth's* Versicherung, soll dem Unwesen in Zukunft ein Ziel gesezt werden. Sehr kräftig drückt sich auch der, leider! zu früh verstorbene Contre-Admiral *von Löwenörn* darüber aus, und rügt es mit Recht, dafs auf den Englischen Karten nicht allein Leuchtfeuer ganz fehlen, sondern dafs solche auf einigen Karten angegeben werden, auf andern nicht, wodurch denn die Verwirrung und mit ihr die Gefahr noch vergröfsert wird. Herrn *van Eeg's* Bemerkungen bestätigen die Richtigkeit jener Aeufserung.

Die Niederländische Regierung hatte dem mehrerwähnten Capitain auch zwei Chronometer zur Prüfung mitgegeben, einen von *Berthoud*, den andern von *Knebel*, einem Holländischen Künstler. Die Französische Seeuhr entsprach der Erwartung keinesweges — desto mehr aber die Holländische. Hr. *van Eeg* bemerkt mit Recht den grofsen Nutzen, welchen gute Längen-Uhren vorzüglich in der Nordsee gewähren, wo die Strömungen und der mehrtägige Mangel von Sonne die gewöhnliche Schiffs-Rechnung (Besteck) oft ganz unbrauchbar machen.

Das von dem Engländer *Massey*, zu New-Castle, erfundene Patent-Lood wird sehr gerühmt. Defsgleichen die vom Amsterdamer Künstler *Kleemann* verfertigten See-Barometer, Compässe und Septanten. Leztere geben die Längen stets sehr genau mit der Wahrheit übereinstimmend an.

Dann folgen: (N°. LXIII.)

Die Beobachtungen mit dem Sympiesometer, angestellt vom Schout by Nacht Musquetier an Bord der königlichen Fregatte van der Werff.

Der Jahrgang von 1821 gibt eine vollständige Beschreibung dieses von dem Edimburger Optiker, *Alexander Adie*, erfundenen neuen Barometers. Herr *Musquetier* prüfte ein solches Instrument in den Jahren 1819 und 1820 auf seiner Reise nach Rio Janeiro. Die Resultate davon sind umständlich angegeben worden. Der Sympiesometer zeigte sich besonders brauchbar zwischen den Wendekreisen. Ueber den Nutzen der Seebarometer hat namentlich Herr *von Krusenstern* sich sehr kräftig ausgesprochen. Der Sympiesometer hat noch den grofsen

Digitized by Google

Vorzug vor dem gewöhnlichen Seebarometer, dafs er den Schwankungen des Schiffs nicht so stark wie dieser ausgesezt ist.

(N°. LXIV.)

Ueber die Richtung der Magnetnadel, und insbesondere über die Abweichung.

Ein von Herrn *Schröder's* Meisterhand entworfener Aufsatz. Ueber den natürlichen und künstlichen Magnet. Anziehung des Eisens durch den Magnet. Richtung oder Polarität des Magnets. Polarität der Magnete, wie sie sich in ihrer gegenseitigen Wirkung auf einander darstellt. Körper, welche vom Magnete angezogen werden. Richtung der Magnetnadel im Allgemeinen. Beobachtung und Berechnung der Abweichung des Compasses. (Die nautischen Lehrbücher geben hierfür nur sehr verworrene Regeln. Man stellt deswegen eine ganz einfache auf.) Unterschied der Abweichung an verschiedenen Orten. Jährliche Veränderung der Abweichung. Tägliche und monatliche Aenderung derselben. Ueber die Linie *ohne* Abweichung, und über die von gleicher Abweichung.

Der ganze etwa 90 Octav-Seiten starke Aufsatz — mit grofser Umsicht und Belesenheit entworfen — ist keines weiteren Auszugs fähig.

(N°. LXV.)

Verschiedene die Seefahrt betreffende Berichte.

Ueber die See-Compasse.

Der früher erwähnte Dänische Contre-Admiral *von Löwenörn* hatte auf den Umstand aufmerksam gemacht, dafs die Compasse, deren man sich auf Holländischen, Englischen und andern Schiffen bedient, nur schlecht seien. Er rühmt besonders die Dänischen Compasse. Denn die Verfertiger derselben stehen gleichsam unter wissenschaftlicher Aufsicht. Dadurch werden die Compasse keine simpele Fabrik-Waare. Die Engländer selbst gestehen diesen Mifsbrauch ein. *Barlow*, z. B., in seinem *Essay on magnetic attractions* p. 78 erzählt, dafs er auf den Werften von Woolwich eine grofse Menge von See-Compassen untersucht, und sich schwer davon überzeugt habe, dafs so schlechte Werkzeuge auf königlichen Schiffen gebraucht werden. Die sogenannte Schiffs-Rose, Nadel etc. waren alle gleich schlecht. „*Shey seem all worthy of each other, equally clumsy* „*and imperfect.*" Ja! — bricht er in gerechtem Unwillen aus — es scheint mir unverantwortlich zu seyn, dafs Schiffe von so grofsem Werthe und das Leben so vieler achtungswerthen Personen Werkzeugen anvertraut werden, welche der Kunst, wie sie vor hundert Jahren war, *zur Unehre* gereicht haben würden. *Barlow* ereifert sich mit Recht. Aber lange vor ihm hatten der Infant *Don Henrique* und der Kosmograph Maestro *Jayme*, die Gründer der Navigations-Schule von Sagres in Algarbien, die Idee einer Verbesserung des Seewesens noch kräftiger aufgefafst. Denn man prüfte sogar die Mefswerkzeuge, welche den Schiffern mitgegeben wurden. Und in der That, noch heut zu Tage möchte man diese wohlmeinende Vorsicht auf Seekarten ausdehnen, welche der ehrliche Schiffer auf Treu und Glauben, blofs nach hochtönenden Titeln kauft, und wo ihn die Lobpreisungen der Fabrikanten und Verleger nur noch mehr mifsleiten.

Uebrigens werden die neuen Compasse von *Stebbing* und *Kleemann* sehr gerühmt, desgleichen auch *Walkes* Azimuth-Compafs. Er kostet aber auch über 100 Thaler.

Untersuchung der Compasse vor der Abreise.

Die Vorsicht erfordert es, dafs man in dem Hafen, aus welchem man segeln will, untersuche, ob der Compafs auch die wahre örtliche Abweichung zeigt. Denn man kann mehrere Beispiele aufzählen, dafs Schiffe bereits in den ersten Tagen ihrer Abreise verunglückten, eben deswegen, weil sie den Fehler ihrer Compasse nicht kannten. Im Canal (zwischen England und Frankreich) ist dieser Umstand von grofser Wichtigkeit.

Reduction der scheinbaren Abstände des Mondes von Sonne und Sternen auf wahre.

Man hat bekanntlich mancherlei Methoden in Vorschlag gebracht, um dem Seemann die Berechnung der *gemessenen* ☽ Abstände zu erleichtern, d. ist: sie auf diejenigen zurückzuführen, wie sie sich ihm, im Augenblicke der Beobachtung, am Mittelpunkte der Erde gezeigt haben würden.

Die hier vorgetragene *graphische* Methode ist von dem Engländer *Kelly*. Sie lehrt, blofs durch Zirkel und Lineal das Gewünschte zu finden. Begreiflich ist das Resultat nicht vollkommen genau — aber der Fehler vielleicht oftmals kleiner, als der in den Messungen selbst begangene. Zur Controlle der Rechnung mag *Kelly's* Construction immer dienen.

Digitized by Google

Länge und Breite mehrerer durch Hrn. Oltmanns bestimmten Punkte in Ostfriesland.

Sind auch in *Bode's* Jahrbüchern und in *Schumacher's* astronomischen Nachrichten abgedruckt.

Ueber die Dänischen Tafeln der ☽ Abstände von Planeten für Erfindung der Länge zur See, vom Professor Hrn. Schumacher.

Sind bereits aus andern Anzeigen hinlänglich bekannt.

Hydrographische Vermessungen in dem Indischen Meere.

Es ist sehr erfreulich, zu sehen, wie der General-Gouverneur von Indien diese Vermessungen anbefohlen hat, um endlich den sogenannten Ostindien-Fahrern genaue Karten von diesen Gewässern zu liefern. Zu diesem Ende sind, nach einem Beschlusse vom 13. Octbr. 1821, die zweckdienlichsten Vorkehrungen getroffen; Instrumente, als Chronometer, Septanten und Peil-Compasse angeschafft worden; die Behörden angewiesen, den See-Offizieren allen möglichen Beistand zu leisten.

Von dieser wissenschaftlichen Sendung darf man schöne Früchte der Geographie und Nautik erwarten. Ja, in diesem Augenblicke kreuzen (oder haben doch gekreuzt) noch zwei ähnliche Expeditionen an den Küsten von Chili und Peru — wie an der Küste von Guinea und im Antillischen Meere.

Den Beschluſs machen die Preisfragen (Seefahrt betreffend), auf welche ich bei Anzeige der nächstfolgenden Jahrgänge eines Almanac's zurückkommen werde, der, durch seine zweckdienlichen Aufsätze, unter den, der Nautik gewidmeten, vielleicht den ersten Rang behauptet.

J. Oltmanns.

XXII.

A History of England from the first invasion by the Romans by John Lingard. D. D. 10 *Vol. Third Edition. London* 1825.

Erster Artikel.

Es ist bereits von mehreren Seiten auch in Deutschland auf *Lingard's* Geschichte von England aufmerksam gemacht worden; auch sehen wir einer nächstens erscheinenden Deutschen Uebersetzung dieses Werkes entgegen, für dessen günstige Aufnahme in seinem Vaterlande schon der Umstand spricht, daſs die angegebene Ausgabe nicht mehr die lezte ist.

Es kann nicht leicht Jemand, der irgend Sinn für das Studium der Geschichte hat, darüber im Zweifel seyn, daſs man nur *dann* durch dasselbe zu einem möglichst richtigen Resultate gelangen könne, wenn man mit Miſstrauen gegen die neuern Schriftsteller auf die Quellen selbst zurückgeht und, streng an sie sich haltend, aus ihnen ein Bild *der* Zeit entwirft, der *sie* gerade angehören. Orginalurkunden, Schriften von Augenzeugen, von Zeitgenossen oder solchen Personen, die nicht lange nach den Ereignissen gelebt haben, die den Gegenstand ihrer Beschreibungen ausmachen, sind es daher vorzugsweise, die man um Rath zu fragen hat. Von diesem Pfade ist man leider in neuerer Zeit nur zu sehr abgewichen; theils nämlich haben sich Historiker lediglich auf die Autorität ihrer nächsten Vorgänger gestüzt, theils, wenn sie ihre Werke wirklich auf Studium der Quellen begründeten, Vorstellungen in diese hineingetragen, die jener früheren Zeit durchaus fremd waren und die allerdings ein Bild gewähren, das aber nicht ein treues genannt werden kann, sondern allein in dem Gehirn dieser Historiker seinen Ursprung gefunden hat. Gerade *diese* Schriften sind der Wahrheit am verderblichsten; sie nehmen den Schein groſser Gründlichkeit an, da der Eifer, der den Verfasser belebt hat, nicht zu verkennen ist, und sind um so gefährlicher, je geübter dieser in der Feder ist. Daher findet es sich so oft, daſs Werke, die durchaus aus den nämlichen Quellen geschöpft sind, ganz und gar von einander abweichen, indem jeder der Verfasser vorgefaſste Meinungen in dieselben hineintrug.

Grade dieſs Schicksal hat aber ganz besonders *die Englische Geschichte* betroffen. So ausgezeichnet auch die Talente vieler der Bearbeiter derselben gewesen sind, so ist es diesen doch nicht gelungen, sich in die frühern Zustände hineinzudenken, sondern entweder haben die Schriftsteller des zehnten, eilften und zwölften Jahrhunderts selbst die Ansichten des achtzehnten haben müssen, oder man hat sie oft sammt und sonders Lügen gestraft und sich selbst mehr Einsicht und Verstand zugetraut, als ihnen, Thatsachen, die durch eine Reihe von Jahrhunderten verdunkelt sind, zu beurtheilen. Es ist dieſs namentlich ein Vorwurf, der *Hume* trifft, dessen

Digitized by Google

in vieler Hinsicht bewundernswerthes Werk doch das Gepräge einer grofsen Oberflächlichkeit und Parteilichkeit an sich trägt; falsche Citaten und Anführungen von Stellen, die grade das Gegentheil von dem sagen, was seine Worte, kommen nicht selten in seiner Geschichte von England vor; Fehler, die freilich oft genug durch den Zauber seiner Schreibart verdeckt werden. —

Es war daher dringendes Bedürfnifs, dafs sich ein gründlich gelehrter Mann an die Quellen der Englischen Geschichte heranwagte, um dieselbe in ihrer Reinheit seiner Mitwelt darzustellen. Diefs ist das grofse Verdienst, das sich *John Lingard* um die Geschichte seines Vaterlandes erworben hat. In seinem ganzen Werke wallet eine Ruhe und Klarheit, wie man sie nicht leicht in einem andern antreffen wird, und Jeder, der Gelegenheit hat, es *näher und gründlich* zu prüfen, wird sich von der Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Verfasser bei seiner Arbeit verfahren ist, überzeugen. Hat *Lingard* vielleicht nicht den Schmuck der Rede erreicht, der *Hume's* Werk auszeichnet, so übertrifft er ihn doch, abgesehen von jener Gründlichkeit, an Deutlichkeit und Verständlichkeit. —

Lingard's Geschichte von England ist noch nicht vollendet, sondern sie umfafst in zehn Bänden nur die Zeit bis zum Jahre 1648, bis zur Enthauptung König Karls I; es steht daher nicht *die neuere Zeit*, wohl aber *das Mittelalter* als *ein Ganzes* vor uns da, und wir sind daher zunächst nur im Stande, über dieses ein gehörig begründetes Urtheil zu fällen.

Man hat *Lingard* wohl den Vorwurf gemacht, er sei, vermöge der Confession zu der er sich bekennt, in seinem Urtheile befangen gewesen. Diese Behauptung könnte nach dem Plane des Verfassers, sich unabänderlich an die Quellen zu halten, den derselbe consequent durchgeführt hat, möglicher Weise nur *da* ihre Stelle finden, wo die Quellen selbst, vermöge der verschiedenen Confession ihrer Verfasser, die Ereignisse aus verschiedenen Gesichtspunkten darstellten. In wiefern *hier* der Vorwurf *Lingard* trifft, dafs er allein oder vorzugsweise den katholischen Schriftstellern Glauben beigemessen habe, soll weiter unten in dieser Recension gehörigen Ortes untersucht werden. *Der* Umstand indessen scheint doch auch *hier* nicht eben für eine Parteilichkeit von Seiten *Lingard's* zu sprechen, dafs, so sehr auch grade das Volk der Engländer an Vorurtheilen hängt, dennoch das protestantische England auch *da* die gelungene Arbeit bewundert, wo Personen, die in der Reformationsgeschichte des Landes eine wichtige Rolle gespielt haben, in einem weniger günstigen Lichte erscheinen, als diefs nach den bisherigen Darstellungen der Fall war. Es gilt diefs namentlich von *Thomas Cramer*, dem Erzbischof von Canterbury. Der Engländer, im Vertrauen, dafs die gute Sache doch siegt, gibt gern seine Vorliebe für eine einzelne Person auf. Was nun aber die Zeit des Mittelalters anbetrifft, so ist nicht einzusehen, wie da ein solcher Vorwurf der Parteilichkeit statt finden solle; consequenter Weise müfste man ja dann auch das blofse *Uebersetzen* der Quellen für ein Befangenseyn in den Lehren der katholischen Kirche halten; jene Leute, die bis zum sechzehnten Jahrhunderte hin ihre Werke verfafsten, kannten ja gar nichts Andres. Gibt man also mit unverbrüchlicher Treue *das* wieder, was *sie* sagen und erzählen, so wird jene Zeit allerdings als von einem katholischen Gesichtspunkt aus betrachtet erscheinen, allein das *will* sie ja auch; es bleibt ja dann noch immer *unserm Raisonnement* überlassen, es zu ermitteln, in wie weit die Ansichten jener Schriftsteller die richtigen waren oder nicht. Jeder gute protestantische Christ würde bei dem Vorsatze, die Quellen treu darzustellen, wenn sonst mit der Gabe der Geschichtschreibekunst begabt, für *das Mittelalter* zu den nämlichen Resultaten gelangt seyn, ohne sich jenen Vorwurf zugezogen zu haben. Auch kann ja dadurch der guten Sache gar kein Schaden geschehen, denn was *vor* der Reformation *Gutes* da war, soll nicht verworfen werden, und was als Mifsbrauch von den Reformatoren verworfen worden ist, lernen wir grade durch eine solche treue Darstellung der Quellen am ersten erkennen. —

Sodann ist noch ganz besonders die Abneigung (*a marked antipathy*) *Lingard's* gegen *Wales* und *Schottland* getadelt worden, die sich ganz unläugbar in seinem Werke aussprechen soll. Eine so herrliche Tugend der Patriotismus auch ist, so hat er doch grade in England von jeher der Wahrheit der Geschichte einigen Eintrag gethan. *) Jener Tadel ist denn auch von einem patriotischen Schotten erhoben worden, der, um doch nicht allein in den Schranken zu erscheinen, auch noch Hülfe in Wales aufbietet. Diefs kann die *alleinige* Ursache seyn, aus der er *Lingard* jenen Vorwurf in Betreff von Wa-

*) Diefs gilt namentlich schon von Galfridus Monemutensis, einem Schriftsteller des 12ten Jahrhunderts.

Digitized by Google

les macht; vergeblich wird man in dem ganzen Buche nach etwas suchen, was diesen begründen könnte. Was Schottland anbetrifft, so ist es allgemein bekannt, wie noch bis auf den heutigen Tag sich eine gewisse Abneigung zwischen den Engländern und Schotten erhalten hat; ob auch *Lingard* persönlich diese theilt, ist dem Recensenten unbekannt, indessen so viel ist gewiſs, daſs man in seinem Werke nicht auf etwas stoſsen wird, was man, bei Kenntniſs der Quellen, auf diese Weise deuten könnte. Freilich ist es bei denen, die weniger mit der Geschichte bekannt sind, noch immer eine Streitfrage, ob Schottland auch schon vor Edward III Englisches Lehn gewesen sei, oder ob der König von Schottland nur wegen einiger Besitzungen in England die Lehnshoheit seines mächtigern Nachbarn anerkannt habe. Diejenigen, die nur das Leztere zugeben wollen, werden freilich bei *Lingard* die entgegengesezte Meinung ausgesprochen finden; allein es fragt sich, ob wir das, was wir bei gleichzeitigen Schriftstellern ausdrücklich bezeugt finden, oder das, was besser in den Kram jener Leute paſst, als das Wahre annehmen wollen. Ja, wer selbst jenen Schriftstellern nicht Glauben beimessen will, der kann sich durch ein Originaldocument aus der Zeit Heinrichs II, das in der seit dem Jahre 1816 auf königlichen Befehl zu London im Druck erscheinenden Sammlung von dergleichen Actenstücken *) anzutreffen ist, davon überzeugen. — So wie ferner die Dichtung bisweilen in die Geschichte Personen hineingewebt hat, die das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen, z. B. Blondel, den Befreier Richard's I, so hat sie oft auch die Verdienste Mancher, und besonders solcher, die auf dem Felde der Ehre glänzten oder gar als Vertheidiger ihres Vaterlandes auftraten, so sehr viel höher gestellt, als der es zugeben kann, der die Quellen der Geschichte um Rath gefragt hat. Grade da hat aber die Dichtung so viel Aufnahme gefunden, daſs es dem Darsteller der Geschichte schwierig wird, der Wahrheit Eingang zu verschaffen. So ist denn namentlich jener löwenherzige Richard und besonders *Wallace*, der Vertheidiger Schottlands, von der Nachwelt viel über die Gebühr gepriesen worden; zollt man ihm also nicht dieses Lob, so braucht man deshalb noch nicht gegen das Land, das ihn gebar, parteiisch zu seyn.

Der erste Band des vorliegenden Werkes führt die Geschichte Englands bis zur Schlacht bei Hastings im Jahre 1066 fort. Die älteste *Britische Geschichte* schöpfen wir theils aus Nachrichten, die uns bei Griechen und Römern aufbewahrt sind, theils auch schon aus einheimischen Quellen, namentlich aus dem *Liber querulus de excidio Britanniae*, des die Verworfenheit seines Zeitalters betrauernden mürrischen *Gildas*, und aus einer Schrift, die einen dem vorhin angeführten ziemlich entgegengesezten Titel führt, nämlich aus dem *Eulogium Britanniae* des *Nennius*, das Recensent aber nicht, wie es gewöhnlich geschieht, in das Jahr 620, sondern vielmehr, nach einigen chronologischen Angaben in dem Buche selbst, lieber in den Anfang des 9ten Jahrhunderts setzen möchte. Obschon nicht nothwendig, so wäre es zum Wenigsten nicht unzweckmäſsig gewesen, wenn *Lingard* bei den einzelnen Perioden der Englischen Geschichte eine kurze Uebersicht und Beurtheilung der Schriftsteller, aus denen er seine Darstellung schöpfte, gegeben hätte, damit auch der Leser, der nicht mit den einzelnen Quellen bekannt ist, schon aus den bloſsen Citaten die gröſsere oder mindere Kraft des Zeugnisses hätte entnehmen können.

Es bildet die *Britische Geschichte* mehr einen Beitrag zu der Geschichte des groſsen Volksstammes der Celten überhaupt, als daſs sie als eine Grundlage der Geschichte Englands zu betrachten wäre. Es haben sich allerdings auch nach der Einwanderung der Angeln, Sachsen und Jüten Ueberbleibsel der besiegten Briten, unter den Eroberern, wenn auch nicht in dem Maaſse wie mehrere Schriftsteller annehmen, *) erhalten. **) Ihre Anzahl war nicht so groſs, daſs sie irgend einen bedeutenden Einfluſs auf den Gang der Dinge in den neuen Staaten, die die Angelsachsen in Britannien stifteten, gewonnen hätten, noch daſs durch *sie* in dem von den Eroberern

*) *Foedera, Conventiones etc. ab ingressu Guilelmi I. in Angliam A. D.* 1066. *ad nostra usque tempora habita aut tractata, ex autographis etc. fideliter exscripta;* zuerst unter Königin Anna herausgegeben von Thomas Rymer, jezt von Adam Clarke und Fred. Holbrocke.

*) *Millar, historical view of the Constitution of England.* (*Tom. I. p.* 66. 67.

**) Vorzüglich in Sommerset — und Devonshire. Dieſs wird besonders deutlich aus einer Stelle des Testaments König Alfreds wo es heiſst: *that synd ealle, the ic on weal, cynne haebbe butan triconscire* d. h. dieſs, gewisse Orte in den erwähnten Graſschaften sind alle (meine Besitzungen), die ich auſserhalb Triconshire (Cornwallis) unter Britischem Volke habe.

Digitized by Google

nach jener Insel verpflanzten rein Germanischen Rechtszustand irgend eine andere Modification eingetreten wäre, als dafs die Classe der unfreien Leute etwas vermehrt wurde. Wir dürfen jedoch nicht, wie *Lingard* (S. 105) thut, annehmen, dafs die Unfreiheit *aller* derjenigen Personen, die im eilften Jahrhunderte bei den Angelsachsen in diesem Verhältnifs sich befanden, ihren Ursprung allein in der Unterjochung der Briten habe; unstreitig waren nicht nur den Eroberern auch viele Unfreie aus ihrem Vaterlande gefolgt, sondern im eilften Jahrhunderte war auch schon eine bedeutende Anzahl von freien Leuten in das Verhältnifs der Unfreiheit hinübergetreten. — Wichtiger hingegen werden diejenigen Briten, die, nicht von den Eroberern unterjocht, in den Gebirgen im Westen der Insel eine starke Schutzwehr fanden. Sie bieten eine höchst auffallende Erscheinung in der Geschichte dar, um so auffallender, da gerade in England selbst ebenfalls ganz das Gegentheil derselben sich vorfindet, und darum der Contrast um so stärker hervortritt. Wenn wir nämlich die Streifzüge der Normannen seit der Zeit Karls des Grofsen bis in das zwölfte Jahrhundert hinein verfolgen, so finden wir, dafs überall, wo diese sich niederliefsen, sie mit dem von ihnen unterjochten Volke in nicht gar langer Zeit zu einem Ganzen verschmelzen. Schon der zweite Herzog von der Normandie, Wilhelm I Langdegen, mufste seinen Sohn Richard von seiner Residenz, Rouen, entfernen, damit derselbe nicht blofs die Französische Sprache, sondern auch die bis dahin von den Normannen gesprochene Dänische, erlerne, und als Wilhelm II, der Bastard, nach England hinüberkam, waren kaum hundert und funfzig Jahre seit der Niederlassung der Normannen im nördlichen Frankreich vergangen, und schon war in der Sprache kaum eine Spur mehr vorhanden, die den Germanischen Ursprung der Ankömmlinge verrathen hätte. Auch in England verflofs nicht eine gar lange Zeit, bis Normannen und Angelsachsen sich zu einem Volke vereint hatten, und eine völlige Mischung der Sprache, bei der das Angelsächsische das Vorherrschende blieb, entstanden war. Ganz anders aber ist das Verhältnifs der Briten. Beinahe fünfzehn Jahrhunderte sind verflossen, seit die Angeln und Sachsen nach Britannien kamen, und mehr denn sechs, seit Briten und Engländer unter einer Herrschaft vereinigt sind, und noch bis auf den heutigen Tag stehen beide in Sprache und Sitte verschieden sich gegenüber. Gleichsam Fremdlinge sind diese, wie die übrigen Ueberreste Celtischer Stämme, in der neuen Germanischen Welt, und schon darum ein Gegenstand würdig der Aufmerksamkeit. Allerdings genügt es zum Verständnifs der Geschichte von England, wenn der Darsteller derselben nur die Kämpfe und Kriege anführt, welche von den Bewohnern von Wales gegen die Angelsachsen und die Normannen mehrere Jahrhunderte hindurch geführt worden sind. Es kann daher also ein tieferes Eindringen in die innern Verhältnisse jenes Volkes, wie sich dieselben seit der Einwanderung der Sachsen und Angeln gestaltet haben, von einer Darstellung der Geschichte von England füglich ausgeschlossen bleiben. Allein an *wen* sollen wir sonst die Anforderung machen, dafs er uns etwas über den Zustand der bis auf die Zeit Heinrichs II ununterjocht gebliebenen Briten mittheile, wenn es nicht der Verfasser der Geschichte Englands ist! Wenn wir daher auch z. B. erfahren, es sei unter Heinrich II in Wales der Anfang mit der Einführung des Englischen Rechts gemacht, und dieselbe besonders durch Edward I bewerkstelligt worden, so wird natürlich der Wunsch rege, wenn auch nicht ein vollständiges Rechtsystem, so doch einige allgemeine Bemerkungen über das hier früher herrschende mitgetheilt zu erhalten, so wie auch darüber, ob nicht manche der neuern durch die bereits bestehenden Einrichtungen Modificationen erlitten haben. Es würde sich hierüber wohl mancherlei mit Benutzung der seit König Hywel dem Guten (940) aufgezeichneten Walischen Gesetze (*Cyfreuthjeu Hywel Dda ac eraill*) haben sagen lassen; *Lingard* ist aber in dieser Hinsicht nicht von dem Wege seiner Vorgänger abgewichen. Wenn wir daher bei ihm auch nicht über die Geschichte der Briten *seit* dem Jahre 449 eine sehr vollständige Auskunft erhalten, so hat der Verfasser doch für die *frühere* Zeit viel Mühe darauf verwandt, alle vorhandenen Nachrichten zusammenzustellen und aus ihnen ein klares Bild jener Zeit zu entwerfen. Die Aehnlichkeit des Zustandes der *Briten* in der vorchristlichen Zeit mit dem, den wir bei ihren Stammesgenossen, den *Galliern*, vorfinden, fällt in die Augen. Wie Gallien zerfiel auch Britannien in viele Staaten, von denen mehrere in Abhängigkeit von einzelnen mächtigern zu stehen pflegten; hier ist jedoch das monarchische Princip das vorherrschende. Einer der interessantesten Gegenstände aber, welche die Geschichte der Celtischen Stämme überhaupt darbietet, ist das *Druidenthum*, für dessen Sitz man zu Cäsar's Zeit Britannien hielt. Dafs es hier seinen Ursprung gehabt

Digitized by Google

habe, dürfte wohl in Zweifel zu ziehen seyn, vielmehr hat die Annahme mehr Wahrscheinlichkeit für sich, dafs es sich wegen der Abgeschlossenheit Britanniens von dem übrigen Europa, in gröfserer Reinheit daselbst erhalten habe. Die Druiden waren Priester, Naturforscher und Sänger, und haben sich in der lezten Eigenschaft, in welcher sie den Namen *Barden* führen, am längsten erhalten. So kommt namentlich noch in den Walischen Gesetzen (I. 19.) der *Barda Teulu* (Hofbarde) vor, der eines von den vierundzwanzig bedeutenderen Hofämtern bekleidet. Die Druiden lehrten eine Unsterblichkeit der Seele, verbunden mit einer Seelenwanderung, welcher diejenigen Seelen unterworfen seyn sollten, die in diesem Leben sich durch sündhafte Handlungen befleckt hatten. Dafs sie die nämlichen Gottheiten, wie die Griechen und Römer, nur unter andern Namen, verehrt haben, wie *Lingard* annimmt, ist wohl zu bezweifeln; schon eine ganz zufällige Aehnlichkeit, öfters eine blofse Lautähnlichkeit im Namen, die sie bei einem fremden Gottesdienste vorfanden, genügte den Römern der ausländischen Gottheit den Namen einer Römischen beizulegen; sonst müfsten wir ja auch annehmen, die Deutschen hätten Mercur und Herkules auch blofs unter andern Namen verehrt. — Seitdem die Römer, besonders seit den Feldzügen des Julius Agricola, auf der Insel festen Fufs gefafst hatten, wandelt sich die Britische Geschichte fast ganz in einen blofsen Zweig der Römischen um. Zwar werden uns Könige genannt, die auch unter der Römerherrschaft hier regiert haben sollen und haben, allein das Land wurde doch gänzlich romanisirt und die Geschichte Britanniens im vierten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung ist beinahe weiter nichts, als die Geschichte der Streitigkeiten um die Römische Kaiserkrone. Es ist überhaupt eine Eigenthümlichkeit der Geschichte des Britischen Eilands, dafs sie aus so höchst verschiedenartigen Elementen zusammengesezt ist, mehr, als diefs bei irgend einem andern Lande der Fall ist. Die Deutsche Geschichte bleibt stets die Geschichte des Deutschen Volkes auch bei dessen Kämpfen mit den Römern; allein in Britannien greift das Römerwesen vollständig durch, und kaum haben die Römer die Insel aufgegeben, als Deutsche Stämme hier auftreten und fortan ihre Schicksale die eigentliche Geschichte des Landes ausmachen. Eben so ist die spätere Geschichte Englands nicht verständlich, wenn man nicht auf die Geschichte der Normannen seit ihrer Niederlassung im nördlichen Frankreich zurückgeht; allein, obschon die Normannen allerdings einen wesentlichen Einflufs auf manche Verhältnisse in England gehabt haben, so können wir doch nicht behaupten, seit dem Jahre 1066 sei die Geschichte von England zur Geschichte der Normannen geworden — (das Land würde denn auch seinen bisherigen Namen: *Engläland* eingebüfst haben) — wenn auch Viele geneigt seyn dürften, dieser Ansicht zu huldigen. Es ist wenigstens eine in England ziemlich gewöhnliche Vorstellung, nach welcher man den Ursprung aller derjenigen staats- und privatrechtlichen Einrichtungen, bei denen sich kein neuerer beweisen oder wahrscheinlich machen läfst, schlechthin auf die Zeit der Ankunft der Normannen zurückführt, während man, wenn man doch nicht im Stande ist, die frühere Existenz mancher Institute zu läugnen, von diesen behauptet, sie verdanken dem grofsen Alfred ihre Entstehung. Der Name dieses sowohl als Wilhelms des Bastards werden nach dieser höchst unhistorischen Ansicht fast ganz zu wahren Collectivnamen gemacht. In dergleichen Irrthümern werden die Engländer so lange befangen bleiben, bis sie zu einer bessern oder vielmehr überhaupt zu einer Auffassung Germanischen Rechts gelangen werden; bis jezt haben sie es nicht viel weiter als bis zu einem sehr sparsamen Allegiren einiger Stellen aus *Sljiernhook de jure Sueonum* gebracht, die sie eben so wenig als ihr eigenes älteres Recht verstehen. Allerdings mufs Recensent auch hierin *Lingard* einen unbestreitbaren Vorzug vor seinen Vorgängern einräumen, und so schmeichelhaft es jenem auch ist, mehrere der von ihm in seiner Angelsächsischen Rechtsgeschichte aufgestellten Ansichten von dem tiefdenkenden Geschichtsforscher *Lingard* bestätigt zu sehen, so kann er doch nicht umhin zu bemerken, wie dieser, wenn er auch von dem oben erwähnten Irrthume sich rein erhalten hat, doch so manche Verhältnisse in der Geschichte von England bis zur Ankunft der Normannen bei weitem richtiger beurtheilt haben würde, wenn er Gelegenheit gehabt hätte, die Angelsächsischen Quellen mit andern Germanischen zu vergleichen. Oefters ist es ein einziges Wörtchen, das allen Zweifel darüber raubt, wie *Lingard* durchaus nicht zu einer deutlichen Auffassung und Auschauung des Germanenthums, der eigentlichen Grundlage Englischer Verfassung und Englischen Rechts, gelangt ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 59. u. 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1827.

A History of England from the first invasion by the Romans by John Lingard.

Erster Artikel.

(Beschluſs.)

So würde namentlich nicht davon die Rede gewesen seyn, daſs König Aethelbert von Kent seine Weisheit ganz besonders dadurch an den Tag gelegt habe, daſs er bei der unter seiner Regierung vorgenommenen Aufzeichnung des in seinem Reiche herrschenden Gewohnheitsrechtes das System der Compositionen und dergleichen nicht abgeschafft habe. Wie hätte er auch darauf kommen sollen? Dieſs lag damals noch gar nicht in der königl. Gewalt, sondern bei allen wichtigen Angelegenheiten muſste der König die Groſsen seines Reichs befragen. Dieſs schreibt sich daraus her, daſs die Angelsächsischen Staaten sämmtlich von einzelnen Gefolgschaften gestiftet worden waren. Diese Verhältnisse der Gefolgschaften berührt Lingard allerdings, allein wegen ihrer groſsen Wichtigkeit für die Angelsächsische Verfassung hätten sie wohl verdient mehr hervorgehoben zu werden. Die Könige bei den Angelsachsen waren die ehemaligen *Gefolgsherren*, der Adel die *Gefolgsgefährten*, die von jeher bei allen erheblichen Angelegenheiten, die das Gefolge betrafen, von jenem zu Rathe gezogen wurden. Die Gefährten wählten nach dem Tode ihres Herrn sich einen Nachfolger, und da man sich dabei gewöhnlich durch die Eigenschaft des zu Wählenden bestimmen lieſs, daſs, wenn er auch nicht der nächste Verwandte des Verstorbenen, er doch wenigstens durch die Bande des Bluts mit ihm verbunden war, so wurde die Würde des Gefolgsherrn eine bei *Einem Geschlechte sich erhaltende*, eine *cynelice, königliche*, denn *dieſs* ist das von von dem Substantiv *cyn*, welches *Geschlecht* bedeutet, abgeleitete Beiwort. Was schon Tacitus von den Gefolgschaften der Germanen bemerkt: *gradus quin etiam comitatus habent*, das finden wir auch bei den Angelsachen wieder, indem der Adel in mehrere Classen zerfällt, unter denen die höchste von denjenigen Personen gebildet wird, die den Angelsächsischen Reichstag ausmachen. Daſs wir unter diesen schon frühzeitig auch die christliche Geistlichkeit antreffen, darf uns nicht wundern und glauben machen, diese Reichstage verdankten erst dem Christenthume ihren Ursprung, es traten vielmehr die christlichen Prälaten nur an die Stelle der heidnischen Priester, die wir nach dem ausdrücklichen Zeugnisse Beda's ebenfalls zu den Gefolgsgefährten zu zählen haben. Ganz auſserordentlich interessant ist in dieser Hinsicht die Stelle bei Beda, welche von der Einführung des Christenthums in Northumberland spricht. Es lebt das Wort, womit man diese Gefährten in jener Zeit zu bezeichnen pflegte, noch heut zu Tage in unsrer Deutschen Sprache fort, nämlich *Graf*, hervorgegangen aus *gerefa*, welches *per anagramma* entstanden ist aus *gefera* d. h. *Gefährte*, was sich aus mehreren Stellen der Quellen des Angelsächsischen Rechts beweisen läſst; es ist daher eben so wenig an die gewöhnliche Ableitung des Wortes von *grau*, als daran zu denken, daſs die Gauvorsteher in *den* Germanischen Staaten, die *nicht* durch Gefolgschaften entstanden waren, den Namen *Graf* geführt hätten, sondern, daſs die Würde jener Beamten vielmehr dadurch den Namen erhalten hat, daſs der König die Gauvorsteher aus seinen Gefährten erwählte.

Lingard befolgt bei seiner Darstellung der Angelsächsischen Geschichte folgenden Gang: Nachdem er die Kämpfe der Eroberer mit den unterliegenden Briten geschildert, und die Stiftung der einzelnen Angelsächsischen Staaten mitgetheilt hat, knüpft er zunächst seine Erzählung an die Regierungsgeschichte mehrerer einzelnen Könige, dann an die Schicksale der drei wichtigsten unter jenen Staaten, *Northumberland*, *Mercia* und *Wessex*, bis zu der Zeit, wo auch die beiden ersten derselben die

Digitized by Google

Oberhoheit *Egberts* von Wessex anerkennen. Hierauf theilt der Verfasser die Regierungsgeschichte der einzelnen Könige seit dieser Zeit bis zum Tode Haralds, des Sohnes Godwins, mit, und gibt endlich in einem Anhange von einigen der wichtigsten Angelsächsischen Rechtsinstitute Nachricht.

Es läfst sich allerdings nichts dagegen einwenden, wenn man die Angelsächsische Geschichte in der ersten Zeit nach der Stiftung der sieben (acht) Staaten in Britannien, an die Regierung einzelner mächtigen Könige anknüpft; im Gegentheil gewährt diefs Verfahren eine klare Uebersicht, und wird noch ohnediefs durch die Quellen gerechtfertigt, die *grade diese* Fürsten der Reihe nach aufzählen, und von ihnen sagen, sie hätten einen Principat, über die übrigen behauptet. Diefs ist von Beda zuerst erwähnt und dann von andern Schriftstellern nachgesprochen worden. Aelfred drückt in seiner Uebersetzung diefs so aus: diese Fürsten seien Bretwalda's gewesen. *Lingard* hat diefs für einen wirklichen Titel genommen, und überhaupt einen Sinn in diese Stelle hineingelegt, der wohl nicht darin zu suchen ist. Es ist augenscheinlich nur von einem *Principat de facto* die Rede, nicht aber *de jure*, wie der Verfasser mit vielen andern Historikern, namentlich *Rapin Thoyras*, der die Sache wirklich in's Lächerliche treibt, angenommen hat. An der ersten Stelle, an welcher *Lingard* darüber spricht, läfst er die Sache noch unentschieden, aus allen folgenden indefs geht seine Ansicht ganz deutlich hervor. Die ältre Angelsächsische Geschichte dreht sich allerdings um die Thaten dieser Könige; daraus folgt aber noch nicht, dafs nothwendig immer ein solcher Oberkönig habe da seyn müssen. Dafs jene Geschichte höchst uninteressant sei, ja sogar in einem noch höhern Grade als die Erzählung der Kriege der Raben und Krähen, hat zwar *Milton* behauptet, und viele haben es ihm nachgesprochen. Eine solche Ansicht indessen zeigt, wie wenig Geschmack diejenigen, die sie theilen, überhaupt an dem Studium der Quellen finden. Grade *Beda* ist es, der über diese Zeit geschrieben hat, und man kann wohl nicht leicht eine anziehendre Lectüre finden, als seine *Historia ecclesiastica Anglorum* sie darbietet, eben weil sie uns erlaubt, einen tiefen Blick in die innern Verhältnisse des Volk's zu thun. Es ist aber *diese* die Periode, wo dem Christenthum bei den Angelsachsen, das vor ihnen auf der ganzen Insel nur in den Gebirgen eine Zuflucht hatte finden können, sich der Eingang öffnete. Wir erfahren bei *dieser* Gelegenheit manche nicht unbedeutende Aufklärungen über den frühern Zustand des Volks. Es tritt grade um *diese* Zeit so Manches hervor, was sich auch nach Einführung des Christenthums erhalten, und was man nur aus Unkenntnifs der Quellen erst in die christliche Zeit gesezt. Diefs unhistorische Verfahren hat freilich oft dazu beigetragen, die frühere Zeit ihres Schmuckes und Interesses zu berauben, um nachfolgende Jahrhunderte damit zu zieren. Grade das Studium dieser Periode der Krähen- und Rabenkriege deckt uns die Grundzüge der Englischen Verfassung auf, und es ist blofs Vornehmthun und Unwissenheit der meisten Englischen Historiker, dafs sie diese Periode, so wie die Angelsächsische Geschichte überhaupt, so wenig ihrer Aufmerksamkeit würdigen. Erst *Turner* ist es, der durch sein Werk *History of the Anglo-Saxons* diesem Unwesen Einhalt gethan hat, und *Lingard's* Darstellung dieser Zeit wird gewifs ebenfalls dazu beitragen, jenem abgeschmackten Vorurtheile ein Ende zu machen. Schon aus dem sechsten, siebenten und achten Jahrhunderte sind uns mehrere interessante Aufzeichnungen des Gewohnheitsrechtes aufbehalten worden, namentlich von *Kent* (wo Aethelbert's Beispiel von dem Könige Lothar und Withraed befolgt wurde) und von *Wessex*; König Offa in Mercia hatte eine ähnliche Arbeit vornehmen lassen, die aber verloren gegangen ist. Den Namen dieses Staats, um es beiläufig anzuführen, leitet *Lingard* gewifs mit Unrecht vom *Marsch* (der Boden soll hier zum grofsen Theile Marschland seyn) ab; offenbar kommt der Name her von *merc*, *mearc*, unser Deutsches *Mark*, wofür ganz besonders der Umstand spricht, dafs Dänemark in den Chroniken öfters *Danemercia* genannt wird, und dafs Mercia schon lange von Angelsächsischen Ansiedlern bewohnt war, ehe es zu einem Königreiche wurde, und daher gar leicht von den Bewohnern der übrigen früher gestifteten Staaten „*die Mark*" genannt seyn kann. Von den Staaten, die zur Heptarchie gehörten, traten die vier kleinern, *Sussex*, *Kent*, *Essex* und *Ostangeln* allmählig ganz in den Hintergrund; die drei übrigen haben daher auch natürlich mehr die Aufmerksamkeit der Geschichtschreiber auf sich gezogen. Northumberlands Macht begann zuerst zu sinken; im Innern herrschten beständige Thronstreitigkeiten, die es behinderten, an den Kämpfen zwischen Mercia und Wessex Theil zu nehmen, aus welchen das Leztere, was es blofs der Persönlichkeit Egberts dankte, als Sieger hervorging.

Digitized by Google

Man ist gewohnt in der Unterwerfung der Northumbrier unter Wessex im Jahre 827 den Schlufsstein der *sogenannten Vereinigung der Heptarchie* zu suchen; indessen auch damit hat es seine eigenthümliche Bewandnifs; in jener Zeit hat kein Mensch die Sache so angesehen, denn in Mercia sowohl, als in Northumberland bestanden eigne Könige fort, die freilich in einer gewissen Abhängigkeit von Wessex standen; ja selbst in Ostangeln finden wir in der Mitte des neunten Jahrhunderts einen König. Es fällt auch keinem Schriftsteller damaliger Zeit ein, *Egbert* oder seine nächsten Nachfolger mit dem Titel *Rex Anglorum* zu bezeichnen, sondern sie heissen (und nennen sich selbst so) bis auf Aelfred den Grofsen schlechthin „*Könige von Wessex.*" Erst diesem nennen einige Schriftsteller den *primus Monarcha*, obschon er sich selbst in seinen Gesetzen nur den Titel: *Westseaxna Cyng* beilegt. Fest begründet ist die Herrschaft der Könige von Wessex über ganz England erst seit *Aethelstan*, *Aelfreds* Enkel. *Lingard* ist der erste Schriftsteller, der den Charakter *Aelfreds* des Grofsen recht gewürdigt hat. Er zollt der Gröfse desselben die gebührende Achtung, allein er weiset uns auch auf mehrere Nachrichten hin, die nicht unglaubwürdig sind, und es ziemlich unzweifelhaft machen, dafs der Charakter dieses Königs, wenigstens was seine Jugend- und ersten Regierungsjahre anbetrifft, nicht *so* ohne Flecken gewesen ist, wie es gewöhnlich, namentlich in der schönen Stelle bei *Hume*, dargestellt wird. *Aelfred* hatte vielmehr in jenen Jahren einen sehr unmoralischen Lebenswandel geführt, und war nichts weniger als ein die Gerechtigkeit handhabender Regent gewesen; er vernachlässigte nicht nur diese, sondern liefs sich auch zu vielen despotischen Handlungen durch seine Leidenschaften hinreifsen. Unstreitig trug das Unglück, welches durch die seit *Egbert* häufig gewordenen Einfälle der Dänen über England hereingebrochen war, und dem auch *Aelfred* am Anfange seiner Regierung unterlag, viel zur Besserung des jungen Fürsten bei. Die grofsen Verdienste dieses Monarchen bestehen aufser dem eifrigen Schutze, den er, selbst ein für seine Zeit gelehrter Mann, den Künsten und Wissenschaften angedeihen liefs, und aufser mehrern zweckmäfsigen Anordnungen, die er traf, hauptsächlich darin, dafs er die Grundlagen Germanischer Verfassung, die in seinem Reiche durch die Dänen in ihrem Fundamente erschüttert worden waren, wieder belebte und aufrichtete; ihm ist daher mit gröfserm Rechte der Beiname eines *Restitutor*, als der eines *Conditor legum Anglicarum* zuzusprechen, der ihm frühzeitig in den Chroniken beigelegt wird, indefs man mit jenem *Edward* den Bekenner beehrt. Ob man auch der Nachricht, die wir in dem unter *Edward* I. oder *Edward* II. verfafsten *Miroir des Justices* finden, dafs *Aelfred* mehrere Richter wegen Vernachlässigung ihrer Pflicht habe hinrichten lassen, Glauben beimessen dürfe, scheint deshalb in Zweifel zu ziehen seyn, weil frühere Quellen nichts davon, weder von Aelfred, noch etwas Aehnliches von einem der Angelsächsischen Könige überhaupt erzählen, namentlich aber ist diefs auch nicht durch Aelfreds Gesetze sanctionirt. Die Kämpfe mit den Dänen, deren Anführer *Gothrun* von *Aelfred* als König in Ostangeln und Northumberland anerkannt worden war, dauerten auch unter den folgenden Angelsächsischen Königen fort. Schon *Edward* übertraf seinen Vater *Aelfred* an Macht, zu deren Gipfel das Reich der Angelsachsen unter *Edgar* in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts emporstieg. *Edgar* liefs sich ganz besonders von einem Manne leiten, der auch schon unter der Regierung seiner beiden Vorgänger von bedeutendem Einflusse gewesen war. Dieser Mann war der Abt *Dueston*, der nachmalige Erzbischof von Canterbury; das Benehmen desselben gegen König Edwi und diejenige Person, die gemeinhin für dessen Gemahlin angesehen wird, ist von jeher der Gegenstand sehr heftigen Tadels gewesen. Dafs die Quellen jener Zeit, von Geistlichen verfafst, Dueston haben in Schutz nehmen wollen, und die ganze Sache günstiger für ihn dargestellt haben, als sie wirklich sich verhielt, das wäre allerdings *möglich*; indessen soviel scheint gewifs, dafs man sich, *wenn* die Quellen die Wahrheit sprechen, keine andre Vorstellung von der Sache machen darf, als *die*, dafs König *Edwi* sich wirklich sowohl an seinem Krönungstage durch ein höchst unzüchtiges Benehmen verächtlich machte, als auch während seiner kurzen Regierungszeit durch seine ganze Handlungsweise, und besonders durch die Verfolgung des ihn wegen seines Zusammenlebens mit einer Concubine öfters tadelnden Dueston, sich die allgemeine Abneigung des Volkes in einem so hohen Grade zuzog, dafs man seine Absetzung beschlofs, die denn auch in Mercia wirklich erfolgte, indefs sein Tod ihr in Wessex zuvorkam. *Lingard* hat für nöthig befunden, sämmtliche auf diesen Gegenstand Bezug habende Stellen besonders in einem Anhange abdrucken zu lassen. — In der weitern Darstellung der Angelsächsischen Geschichte seit dieser Zeit, bieten sich bei *Lingard* nicht erhebliche Abweichun-

Digitized by Google

gen von andern Historikern dar, es sei denn, dafs man bei ihm nichts von den wunderlichen Vorwürfen hört, die man sonst wohl Edward dem Bekenner wegen seiner Enthaltsamkeit gemacht hat. Es schliefst diese Darstellung mit dem Tode Haralds. Dieser, der Sohn Godwins, des mächtigen Herzogs von Wessex, nicht mit der bisherigen Herrscherfamilie verwandt, war nach dem Ableben jenes Edwards beinahe einstimmig von den Grofsen des Reichs auf den Angelsächsischen Königsthron erhoben worden. Diese Würde machte ihm Herzog *Wilhelm* von der Normandie streitig. Dieser begründete seine Ansprüche auf seine Verwandtschaft mit Edward (von der Weiberseite her durch Edwards Mutter *Emma*, der Tochter Herzogs *Richards* I. von der Normandie) und auf den lezten Willen dieses Königs, der ihn ausdrücklich zu seinem Nachfolger ernannt haben sollte. Wenn dergleichen Gründe, wie die Angelsächsische Geschichte lehrt, sonst auch allerdings Einflufs auf die Wahl geäufsert haben, so geht doch unläugbar aus den Quellen hervor, dafs die Wahl von Seiten der Angelsächsischen Grofsen etwas unerläfslich Nothwendiges gewesen sei, denn jeder der Angelsächsischen Könige, obschon verwandt mit seinen Vorgängern, ist ausdrücklich *erwählt* worden; es hätte daher auch bei Wilhelm einer *besondern Wahl* bedurft, diese hatte sich aber zu Gunsten Haralds entschieden. Von mehr Gewicht ist aber wohl ein anderer Grund, auf welchen Wilhelm sich stüzte, nämlich der, dafs ehedem Harald bei seinem Aufenthalte in der Normandie ihm den *Lehnseid* geschworen, und ihn als König von England nach dem Ableben Edwards anzuerkennen versprochen habe. Haralds Anwesenheit in der Normandie, so wie auch die Leistung des Lehnseides sind unläugbare Facta; nur darüber sind die Nachrichten abweichend, was Harald veranlafst habe, nach der Normandie zu gehen. *Lingard* entscheidet sich dafür, dafs er durch Zufall an die Küste von Frankreich verschlagen sei; wahrscheinlicher ist es wohl, dafs er kam, um seine Verwandten auszulösen, die bei Wilhelm sich als Geiseln befanden. Diese waren, nämlich bei Gelegenheit der Beilegung der Uneinigkeit zwischen Edward dem Bekenner und Godwin von diesem gestellt, und von jenem, weil er sie dort sicher glaubte, nach der Normandie zu Wilhelm gesandt worden.

Der Anhang endlich enthält eine ziemlich unsystematische Zusammenstellung einiger der wichtigsten Rechtsinstitute, über die wir in den Gesetzen dieser Zeit Nachricht erhalten. Es gilt von diesen das bereits oben Bemerkte, dafs den Engländern in dieser Hinsicht vieles verschlossen bleiben wird, so lange sie nicht andere Germanische Rechtsquellen bei dem Studium der ihrigen zu Hülfe nehmen. Dafs das Lehnswesen schon *vor* der Ankunft der Normannen bei den Angelsachsen in einem hohen Grade ausgebildet gewesen ist, ist auch des Rec. feste Ueberzeugung; er kann aber nicht allen von *Lingard* in dieser Beziehung aufgestellten Ansichten beistimmen. Namentlich ist es wohl nicht zuzugeben, dafs die Vasallen in England damals insofern in zwei Classen zerfallen seien, als *die Einen* solche Vasallen gewesen seien, die frei sich ihren Herrn gewählt, und dann bei seinem Tode zu einem andern gezogen wären, *die Andern* hingegen vermöge des Besitzes von Ländereien, die sie von ihren Herren erhielten, zum Lehndienst verpflichtet gewesen seien. *Lingard* begründet die Existenz jener Vasallen der ersten Art auf eine Stelle aus dem Testamente Aelfred's, die aber einen ganz andern Sinn hat, und sich lediglich auf die Einsassen einer königlichen Domaine bezieht; sodann beruft *Lingard* sich auf die *Focamenni* im *Domesday-book*; diese sind aber auch nichts weniger als Vasallen, sondern ebenfalls Einsassen auf königlichen oder herrschaftlichen Gütern, und wenn von ihnen gesagt wird, „sie könnten gehen, „wohin sie wollten," so werden sie damit blofs in einen Gegensatz zu den *glebae adscriptis* gestellt. Dafs die Lehen *fololand* genannt worden seien, ist ebenfalls unrichtig, so wie die Ableitung des Wortes von *folgian* (folgen). Dieselbe Ableitung des Wortes finden wir bei *Luden* (Gesch. des Mittelalters Bd. I. S. 337), wo auch noch eine andere hinzugefügt wird, nämlich *bocland* (d. h. das Land, welches vermittelst einer Urkunde übertragen wird, von boc, Buch, wie bei den Longobarden der Besitz *libellario nomine* von *libellus*) sei so viel als: Bauchland; die Besitzungen nämlich, die der Angelsächsische Than für sich behielt, sollten darnach sein Bauch- oder Leibland gebildet haben, diejenigen hingegen, die er bedingungsweise weggab, das Folgland gewesen seyn. Alsdann müfste ja auch *folcriht*, welches „Volksrecht" bedeutet, das Lehnrecht seyn. —

George Philipps, Dr.

Digitized by Google

XXIII.

1) *Philipp Melanchthon, der Glaubenslehrer. Eine Streitschrift, verfasset von Ferdinand Delbrück. Nebst einem Sendschreiben des Herrn O. C. R. und Prof. D. Augusti an den Verfasser. Bonn, bei Adolph Marcus.* 1826. 221 *S. in* 8.

2) *Ueber das Ansehen der heiligen Schrift und ihr Verhältniſs zur Glaubensregel in der protestantischen und in der alten Kirche. Drei theologische Sendschreiben an den Herrn Professor D. Delbrück in Beziehung auf dessen Streitschrift: Philipp Melanchthon der Glaubenslehrer, von D. K. H. Sack, D. C. J. Nitzsch und D. Fr. Lücke. Nebst einer brieflichen Zugabe des Hrn. D. Schleiermacher über die ihn betreffenden Stellen der Streitschrift. Bonn, bei Eduard Weber.* 1827. 216 *S. in* 8.

Mit Uebergehung des mannigfaltigen Schönen und Guten, welches Herr Prof. Delbrück in seiner Schrift darbietet, und mit ehrender Anerkennung des christlichen und philosophischen Geistes, der aus derselben anspricht, halten wir uns hier ausschlieſslich an dasjenige, um dessentwillen und dem entgegen die andere Schrift entstanden ist. Es ist erfreulich, den kleinen, eben so prinzipienlosen, als effectlosen Krieg zwischen der protestantischen und Römisch-katholischen Kirche, wie er in den gewöhnlichen Journalen und Tagesblättern ohne Unterlaſs geführt wird, und nur der Ausbruch blinder Leidenschaft ist, endlich einmal vermieden und den Streit vielmehr unmittelbar an die Prinzipien hingespielt zu sehen. Deshalb können wir uns nicht versagen, daran den lebhaftesten Antheil zu nehmen, und die Ergebnisse desselben, wie die Verhandlung selbst auch dem gröſsern, gebildeten Publicum zur Kenntniſs zu bringen, gemäſs der Voraussetzung, daſs in der protestantischen Kirche das Interesse auch der nicht unmittelbar in der Wissenschaft lebenden an dieser, selbst stets groſs und lebendig genug ist.

Die Römisch-katholische Kirche hat von jeher und noch zulezt auf ihrer allgemeinen Kirchenversammlung zu Trient den Grundsatz behauptet, daſs die christliche Wahrheit eben so sehr in der mündlichen als schriftlichen Ueberlieferung enthalten, und die Kenntniſs derselben gleich sehr aus der einen, als aus der andern (*libris scriptis et sine scripto traditionibus*) zu schöpfen sei. Mit gleicher Ehrfurcht (*pari pietatis affectu*), sagt sie, nehme sie beide an. Unter der mündlichen Ueberlieferung verstand sie nicht bloſs den Inbegriff des christlichen Glaubens, die *regula fidei* der alten Kirche, welche sich nachmals im *Symbolum apostolicum* fixirte, sondern auch alles, was in der weiteren Entwickelung der Kirche der göttliche Geist in dem menschlichen auſser und neben der Schrift von christlichen Wahrheiten erzeugen möchte. Sofern nun jener Geist der Geist der Wahrheit und Heiligkeit ist, der in alle Wahrheit leitet, und die christliche Kirche, seiner Verheiſsung gemäſs, stets regieret, hatte die evangelische Kirche, wiederholten Erklärungen zufolge, nichts dagegen zu erinnern; die Thesis an sich hatte sie in ihrer Bestreitung der Römischen Kirche nicht angefochten: aber um so mehr hatte sie in allen Bewegungen des Streites, wie auch in ihren öffentlichen Glaubensbekenntnissen ihren Widerspruch gegen das gerichtet, was unter dem Namen und Vorwand jenes heiligen Geistes Falsches und Unwahres, Neues und Verderbliches sich in die christliche Kirche eingeschlichen, gegen das, was eine eben so tyrannische, als unwissende Clerisei in und auſser Rom Eigenmächtiges dem christlichen Glauben aufgedrungen, gegen alle die Miſsbräuche und Irrlehren, welche die christliche Kirche verunstaltet hatten. Also dieses nur, daſs die vorgeblichen christlichen Lehren und Gebräuche wirklich den Geist Gottes zum Urheber und Ursprung hätten, wurde von der evangelischen Kirche in Anspruch genommen; dieses, daſs sie der heiligen Schrift so auffallend widersprachen, war der Grund ihrer gerechten Verwerfung; gegen die geschichtliche Erscheinung der Kirche in dieser ihrer mit der Schrift streitenden Gestalt erhob sich zürnend der göttliche Geist selbst in allen, welche noch dem wahren, christlichen Glauben treu geblieben waren; die *traditiones humanae* mit einem Wort sind es, welche man in der evangelischen Kirche verwarf, und denen gegenüber man erklärte, die Schrift sei *sola norma, solus index etc.*, d. h. es dürfe in der christlichen Kirche nichts geglaubt und gelehrt werden, was der Schrift widerspreche. Dieser Grundsatz ist seitdem das Fundament der protestantischen Kirche gewesen und geblieben.

Es ist wohl hauptsächlich dem unbestimmten Ausdrucke: Tradition zuzuschreiben, daſs die angegebene

Digitized by Google

Stellung des Gegensatzes in der Folge verschoben wurde, und unter den protestantischen Theologen die unbestimmte Vorstellung aufkam, die protestantische Kirche sei allein auf die schriftliche Autorität gegründet, die Römisch-katholische aber zugleich auf die Tradition: denn dadurch, dafs die Tradition eine schriftliche ist, hört sie an und für sich noch nicht auf, Tradition zu seyn. Selbst der Unterschied zwischen mündlicher und schriftlicher Tradition half der Unbestimmtheit nicht ab; denn auch in diesen beiden ist die protestantische und katholische Kirche nicht so getheilt, dafs jene nur die eine, die schriftliche, diese beide zugleich hätte: auch nach der Lehre der protestantischen Kirche und dem Zeugnifs der Schrift selbst ist das christliche Lehramt eine unmittelbar göttliche Stiftung durch Christum, und vorzüglich zur mündlichen Verkündigung des göttlichen Wortes eingesezt, und wie sehr diese auch den Inhalt der Schrift zu ihrem Inhalte hat, ist sie doch von der schriftlichen als die mündliche zu unterscheiden. Eine unmittelbare Folge jenes veränderten Gegensatzes war nun, dafs die apostolische Glaubensregel, welche zu jener mündlichen Ueberlieferung mit gehört, und gleichsam der dogmatische Anfangs- und Ausgangspunkt derselben ist, alles Ansehens für die protestantische Kirche zu entbehren schien. Von dieser Unbestimmtheit und Verwirrung der Vorstellungen aus wurde endlich in den neuern Zeiten die protestantische Kirche mit ihrem Grundsatz von der Schrift als der höchsten Autorität in Glaubenssachen, in einen Widerspruch mit sich selbst hineingezogen durch die Behauptung, welche ihre Rechtfertigung in den Anmaafsungen des Römischen Stuhls hat, dafs die protestantische Kirche auch von allem menschlichen Ansehen frei sei: denn da man sich doch nicht verhehlen konnte, dafs auch die Verfasser der Schrift Menschen seien, so war nun entweder auch die Schriftautorität aufzugeben, oder der Beweis des göttlichen Ursprunges und Ansehens der Schrift desto strenger zu führen; von dieser Lehre aber hatte man sich in den rationalistischen Schulen längst losgemacht, und selbst die supernaturalistischen Theologen führten diesen Beweis auf eine höchst ungenügende Art nur aus der Schrift selbst wieder: die Bündigkeit des Beweises und das Siegel der Wahrheit dieser Lehre beruhte darauf, dafs sie es ja selten sage, dafs es in ihr geschrieben stehe.

Je mehr nun die protestantischen Theologen von jeher, mit Ausnahme des einzigen *Calixtus*, der auch hierin seiner ganzen Zeit überlegen war, das Verhältnifs der schriftlichen zur mündlichen Ueberlieferung, insonderheit aber zur apostolischen Glaubensregel näher zu bestimmen unterliefsen, um so merkwürdiger ist es, dafs sie nun schon zu wiederholten Malen durch geistreiche Nichttheologen dazu gezwungen worden, sich über diesen Punkt bestimmter und genügender zu erklären. Der erste war *Liessing*, der in dem Streit mit dem Hauptpastor *Götze* zu Hamburg behauptete, das Wesentliche des christlichen Glaubens sei in der Glaubensregel uns überliefert, welche nicht aus den Schriften des N. T. gezogen worden, vielmehr früher vorhanden gewesen, als irgend ein Buch des N. B., ja sogar älter, als die Kirche u. s. w. Ihm trat unter den Theologen besonders *Walch* entgegen: aber zu einem bestimmten Resultat wurde der Streit dadurch noch nicht gebracht, und man schien sogar in der protestantischen Kirche froh darüber zu seyn, dafs Lessing, durch den Tod verhindert, den Faden der Untersuchung nicht zu Ende gesponnen: denn seit der Zeit ist es im Wesentlichen bei dem Alten geblieben, oder höchstens die historische Notiz dadurch gewonnen worden, dafs das Verhältnifs der schriftlichen und mündlichen Ueberlieferung in den ersten Jahrhunderten etwas anders anzusehen sei, als man gewohnt war, ohne irgend eine Folge davon für die protestantische Kirche abzuleiten, welche doch, nach ihren eigenen wiederholten Erklärungen, die Absicht hatte, sich in allem Wahren und Wesentlichen, durch ihr Reformiren, der Kirche der ersten Jahrhunderte zu conformiren.

Es ist ein wahres Verdienst des Hrn. Prof. *Delbrück*, durch die vorliegende Schrift diesen Gegenstand aufs neue angeregt und zur wiederholten Untersuchung hervorgehoben zu haben, und es gereicht nicht minder den drei Gottesgelehrten, welche sich hier in den Streit begeben, zum grofsen Ruhm, bei dieser Erschütterung des Schriftfundaments der evangelischen Kirche nicht gleichgültig geblieben zu seyn. Aber auch durch gegenwärtige Streitschriften ist, wie jeder Unbefangene bald erkennen wird, der Streitpunkt noch nicht erledigt und ein befriedigendes Resultat herbeigeführt worden, indem einerseits die Lessingsche Behauptung nur erneuert, mitunter verstärkt und noch übertrieben, anderseits die Berichtigung derselben zur reinen Negation geworden, und so auf beiden Seiten die Sache nur stärker, als zuvor, in den Gegensatz und Gesichtspunkt der Partei, und somit auch in den bestimmtesten Widerspruch eingetreten ist. Eben dieses, wie es an ihm selbst zeigt, dafs die Behandlung

Digitized by Google

auf beiden Seiten noch mit starken Mifsverständnissen behaftet ist, so erleichtert es auch zugleich einer vermittelnden Kritik ihr Geschäft, die erst so völlig reif gewordene Angelegenheit vielleicht zu einem reineren und bestimmteren Resultat zu bringen. Doch ist noch der Unterschied in der gegenseitigen Behandlung der Sache zu berühren, dafs Herr D., obwohl er in starken Aeufserungen gegen die protestantische Kirche hervorbricht, doch bescheiden sich nur als den fragenden, zweifelnden und Gewifsheit suchenden darstellt, und an die Wissenden appellirt; die Gegenschriften hingegen mit grofser Sicherheit und der festen Ueberzeugung von der Richtigkeit ihrer Ansichten auftreten.

Gehen wir also zunächst nach der einen Seite hin, so finden wir da die Lessing-Delbrück'sche Behauptung, dafs nicht die Schrift, sondern die Glaubensregel für den Fels anzusehen sei, auf den die Kirche Christi erbauet worden; dafs die apostolischen Schriften alle auf mündlicher Ueberlieferung fufsen, und an dieser ihre Quelle haben; dafs es leichter sei, eine unmittelbare göttliche Eingebung der Glaubensregel zu erweisen, als der gesammten Schriften des N. B., und dafs in diesem allen die älteste Kirche Nachahmung verdiene. Lassen wir nun diese Behauptungen vor der Hand auf sich beruhen, und sehen vielmehr, wie Herr D. sie vertheidigt, so finden wir ihn nicht nur mit den wirklichen, sondern auch mit den *wahren* Grundsätzen der protestantischen Kirche, und eben so auch noch mit sich selbst im Widerspruch. Dieses zeigt sich besonders in folgenden Punkten:

1) Er bezweifelt mit Unrecht die Reinheit des Ueberganges der christlichen Religion aus der mündlichen in die schriftliche Ueberlieferung, oder die göttliche Eingebung. Von ihr sagte Lessing nur, sie sei in Ansehung der Glaubensregel *leichter* zu erweisen, als in Ansehung der Schrift; Herr D. aber ist geneigt, sie dieser ganz abzusprechen, mit Ausnahme höchstens der Offenbarung Johannis, und zwar aus dem Grunde, weil sie selbst es sagt. „Niemand wird läugnen, sagt er, dafs durch den steten Einflufs des heiligen Geistes, unter welchem die Apostel standen, in ihr gesammtes Dichten und Trachten eine Begeisterung kam, welche ihr Leben in immerwährenden Gottesdienst verwandelte. Ob aber jene Begeisterung bei ihren schriftlichen Mittheilungen eben so wirksam gewesen, wie bei den mündlichen, läfst sich fragen." (S. 24.) Mit diesem Zweifel ist Herr D. über seine eigene Lehre hinausgeführt worden, und in Widerspruch mit sich selbst und seiner sonstigen grofsen Verehrung der Schrift. Wir gehen hier füglich nicht tiefer ein in den Begriff der göttlichen Eingebung, von der er nur die gewöhnlichen, hergebrachten Vorstellungen zu haben scheint; wir halten uns hier nur an das, wofür sie allein die Bürgschaft seyn soll, nämlich die Reinheit des Ueberganges der christlichen, apostolischen Lehre aus der mündlichen in die schriftliche Ueberlieferung, deren innerste Einheit sie ist. Ist jene Reinheit zu bezweifeln oder zu läugnen aus dem Grunde, weil die mündliche Verkündigung auch eine schriftliche geworden, und wollten die Apostel wohl etwas anderes dem schriftlichen Wort und Buchstaben anvertrauen, als was sie auch mündlich lehrten; wo zeigt sich etwas der Art, entweder in ihren eigenen Erklärungen, oder in dem wirklichen Verhältnifs des apostolischen Glaubens zur Schrift? Oder schlofs die Begeisterung die Besonnenheit aus, die doch auch nach Plato ein wesentlich Element derselben ist? Er selbst gibt mit *Lessing* jene Uebereinstimmung der mündlichen und schriftlichen Darstellung zu. (S. 194.) Was berechtigte ihn also, den Vorzug der Glaubensregel vor der Schrift in dieser Weise zu behaupten? Er selbst gibt ebenfalls mit *Lessing* die völlige Schriftmäfsigkeit der Glaubensregel zu; (S. 195.) wie kann er nun die Apostel als mündliche und schriftliche Zeugen mit sich selbst in solchem Widerspruch finden, und sich, den so Urtheilenden, mit sich selbst in solchen Widerspruch setzen? Der Begriff der Sache selbst, welcher die Wahrheit derselben ist, nöthiget ihn nicht dazu, sondern einerseits die von ihm behauptete Priorität der Glaubensregel, der er auch gern den Primat zuwenden möchte, und anderseits das Vertrauen auf den Buchstaben der Bibel, welche in ihrem N. T. die göttliche Eingebung nur auf das A. T. zu beziehen scheint, von sich selbst aber in den meisten dieser Schriften dieses nicht bezeugt. Es wäre dagegen zu bedenken gewesen, wie überhaupt der wahrhaft Begeisterte nicht wohl dessen fähig ist, von sich zu sagen, er sei es, sondern es lieber durch die That erweiset, und der fremden Reflexion das Urtheil überläfst. Herr D. hingegen schliefst sich an diejenigen Theologen an, welche die göttliche Eingebung durch eine Consequenz aus jenen Erklärungen über das A. T. herauszubringen suchten. (S. 204.) Er nämlich erlaubt sich aus ihnen selbst die Consequenz, dafs es um die Reinheit und Identität der mündlichen Lehre in der Form der schriftlichen schlechter stehe, als um jene ohne die Schrift. Hier sucht er den von ihm behaupteten Vor-

Digitized by Google

zug der apostolischen Glaubensregel vor der Schrift ganz an der unrechten Seite. In der Stelle, Gal. 1, 7. 8.: „aber so auch wir oder ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen anders, denn als wir euch gepredigget haben, der sei verflucht," scheint ihm die Möglichkeit zu liegen, dafs Paulus in späteren Mittheilungen etwas lehre, welches der früheren, aus der Fülle der *höchsten und reinsten* Begeisterung geflossenen Mittheilung *widerstrebte*. Wer wird mit ihm so etwas in der Stelle finden, und träfe selbst jene Möglichkeit, wenn man sie zugeben wollte, die mündliche spätere Lehre weniger, als die schriftliche? Ja, Herr D. geht soweit, diesen Widerspruch der mündlichen und schriftlichen Lehre bei den Aposteln für mehr als blofs möglich zu halten; denn er sagt: „jede aus der Schrift gezogene Lehre, welche den in der apostolischen Grundregel enthaltenen Grundwahrheiten widerspricht, ist verwerflich; verwerflich, *gesezt auch*, dafs sie wirklich in der Schrift enthalten wäre, und nicht erst durch ungeschickte Auslegung in sie hineingetragen worden." (S. 26.) Das Aeufserliche, Menschliche, das Gelegentliche und Zufällige in der Entstehung und Gestalt der einzelnen Bücher des N. T. verdeckt ihm das Innere, Göttliche, Allgemeine und Gleiche, worin die Glaubensregel durchaus nichts vor der Schrift voraus hat. Er sagt: „die Glaubensregel ist etwas Ursprüngliches, Einfaches, Bestimmtes, die Schrift etwas Abgeleitetes, Zusammengeseztes, Schwankendes." (S. 46.) Hat sie dieses Schwankende an ihr von ihr selbst und ihren Verfassern, so sind sie mit sich selbst eben so sehr im Widerspruch, als Herr D., der hier durch Verstärkung der Lessingschen Gedanken über die Gränzlinie der Wahrheit hinübergeführt worden; liegt aber das Schwankende in ihr, sofern sie des Verständnisses und der Auslegung bedarf, so hat auch darin die Glaubensregel durchaus nichts voraus vor der Schrift; wie denn bekannt ist, dafs die Socinianer sogar ihre an sich dem Christenthum widersprechende Lehre mit der Annahme des apostolischen Symbolums zu verbinden wufsten, welches allein möglich war so, dafs sie die Glaubensregel als eine an sich starre, geistlose Formel betrachteten, der sie *ihren* Geist einhauchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXIV.

Dritter Bericht.

Im Laufe des Monats Februar sind der Societät für wissenschaftliche Kritik präsentirt, und in dieselbe aufgenommen worden:

Herr Prof. Hornschuch in Greifswalde; die Herren Oberbibliothekare Jacob und Wilhelm Grimm in Cassel; Herr Prof. Kosegarten in Greifswalde; Herr Generalmajor von Pfuel in Magdeburg; Herr Prof. Zumpt, Herr Prof. Leupold in Erlangen.

Die Societät hat folgende Werke anzuzeigen beschlossen:

I. In der philosophischen Klasse. (Philosophie, Theologie, Jurisprudenz.)

Fr. Heinr. Jacobi, auserlesener Briefwechsel.

Locré, législation civile, criminelle et commercielle de la France.

Ewers russisches Recht.

Hallam, constitutional history of England.

Biener, Beiträge zur Geschichte des Inquisitionsprocesses.

Code civil de Haïti.

II. In der naturwissenschaftlichen Klasse. (Naturwissenschaften, Medicin, Mathematik.)

Berzelius, Lehrbuch der Chemie.

Gamba, Voyage dans la Russie méridionale.

Freycinet, Voyage autour du monde.

Franz v. Hildebrand, Annales Scholae Clinicae Ticinensis.

L. C. Richard, de Conifereis.

Roscoe, Monandrian plants.

III. In der historisch-philologischen Klasse. (Geschichte, Philologie, Kunstwissenschaft.)

Menzel, Deutsche Geschichte seit der Reformation.

Walter Scott, life of Napoleon.

Lucilii junioris Aetna, ed. Jacobs.

Aeschylus, übersezt von Vofs.

Bumouf et Lasseu essai sur le Pali.

Hamasa, Arabische Heldenlieder.

Hölderlin, Gedichte.

Schaubach, Anaxagorae Fragmenta.

Peter Suchenwirth, Gedichte.

Connybeare, Illustration of Anglosaxon Poetry.

Webers elegische Dichtungen der Griechen.

Dr. Gans. Dr. Leo. Dr. Schultz.

Beilage: Umschlag zum März-Heft.

Digitized by Google

Nro. 61. u. 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1827.

1) *Philipp Melanchthon, der Glaubenslehrer etc. Von Ferdinand Delbrück.*

2) *Ueber das Ansehen der heiligen Schrift etc. Von D. K. H. Sack, D. C. J. Nitzsch und D. Fr. Lücke.*

(Fortsetzung).

2) Er erkennt auch in der Erhaltung der heiligen Schriften weder eine Absicht ihrer Verfasser, noch einen göttlichen Gedanken. (S. 25.) Hierzu hätte ihn schon das, was die heilige Schrift, seitdem sie vorhanden, als Reinigungsmittel der Kirche geleistet, und worin sie sich als ein unschätzbares Gnadenmittel erwiesen hat, bewegen sollen. Mag auch die Berechnung, wie lange diese Schriften in der Welt existiren sollten, dem Geiste der heiligen Schriftsteller fern gelegen haben, so haben sie doch nicht in der Absicht geschrieben, dafs ihre Schriften nach dem ersten, unmittelbaren Gebrauch sollten vernichtet werden oder verloren gehen; sie fodern selbst zum Theil die Verbreitung derselben in andern Gemeinden, und so ist kein Zweifel, dafs sie ein bleibendes Denkmal ihres Geistes und ihrer Lehre daran der Welt hinterlassen wollten. Am wenigsten läfst sich doch wohl aus den Schwierigkeiten, zu einer gründlichen Einsicht in die Schriften des N. T. zu gelangen, der Schlufs ziehen, die Verfasser würden diese Schwierigkeiten, wo nicht weggeräumt, doch vermindert und in ihren Schriften wenigstens gröblichen Mifsverständnissen vorgebeugt haben, wenn sie geahnet hätten, dafs ihre Werke auf die Nachwelt gelangen würden. (S. 25.) Wie sollten sie das angefangen haben, und welcher Schriftsteller in der Welt kann sein Werk gegen Mifsverstand und Unverstand schützen. Wie leicht liefse sich dieselbe Argumentation gegen die Glaubensregel wenden, wenn wir sie so isolirt hinstellen wollten, als der Verf. es hier mit den heiligen Schriften thut? Oder ist das ungeschriebene Wort, von Mund zu Mund weiter getragen, weniger der Verunstaltung ausgesezt, als das im Buchstaben und Schrift fixirte? Ja vielmehr noch unendlich mehr, und eben diefs ist eine der vorzüglichsten und göttlichsten Motive zur Abfassung heiliger Schriften gewesen. Ueberhaupt nicht ihr Ungeschriebenseyn und der Mangel einer äufserlichen, bestimmten Form in den ersten Zeiten kann ein Vorzug der Glaubensregel seyn. In dieser äufsern Formlosigkeit hatte sie vielmehr, je mehr sich die christliche Kirche erweiterte, das Bedürfnifs der festen und unbeweglichen Form, welche sie erst in der Gestalt des *Symb. apost.* vom vierten Jahrhunderte an erreichte, und erst in dieser bestimmten Gestalt ist sie das auch äufserlich gleiche Band aller christlichen Kirchen geworden. Was aber die Glaubensregel weder so noch so hat verhindern können, dafs die Kirche Christi durch alle möglichen Mifsbräuche und Irrthümer entstellt und verunstaltet wurde, dem hat allein die heilige Schrift oder Gott durch sie ein Ziel gesezt, und diese göttliche Wohlthat, welche durch sie und die Reformation der Welt geleistet worden, welche sie aus ihrer Verachtung und Vergessenheit wieder hervorzogen, ja dafs sie darin ein wahres Gericht Gottes über die Welt und die verweltlichte Kirche geworden — dieses alles wird von Herrn D. noch sehr verkannt.

3) Er verkennt überhaupt die eigentliche Bedeutung des protestantischen Grundsatzes von dem Schriftfundament, welche nicht ist, dafs der christliche Glaube dadurch erst gestiftet, sondern vielmehr der gestiftete in seiner Wahrheit und Lauterkeit bewahrt, in sich befestiget und erhöht werden soll. Er hält unter andern der protestantischen Kirche ein Dilemma entgegen in folgender Weise: „Die Stifter unserer Kirche thun an uns eine zwiefache Forderung, deren eine darin besteht, die heilige Schrift als die einzige Richtschnur unseres Glaubens anzuerkennen; die andere darin, die apostolische Glaubenseinfalt der ältesten Kirche in den ersten drei Jahrhunderten herzustellen. Sind diese beiden Forderungen vereinbar, oder nicht? Sind sie vereinbar: was läfst sich

Digitized by Google

den für das Gegentheil beigebrachten Zeugnissen entgegenstellen? Sind sie nicht vereinbar: welches von beiden sollen wir aufgeben, den Grundsatz des Schriftglaubens oder das Streben, die apostolische Glaubenseinfalt der ältesten Kirche herzustellen?" (S. 203.) Diefs leztere, die Wiederherstellung der apostolischen Glaubenseinfalt, ist ihm, wie man leicht sieht, identisch mit dem ausschliefslichen Bekenntnifs zur Glaubensregel; auf die Zeit, wo diese noch ohne heilige Schriften des N. T. war, beschränkt er die apostolische Glaubenseinfalt, als ob durch Abfassung und Verbreitung, Benutzung und Heilighaltung der Schrift jene apostolische Glaubenseinfalt verdrängt worden wäre; er zweifelt, dafs die beiden Forderungen: die Schrift für die einzige Richtschnur unseres Glaubens anzuerkennen, mit der andern, die apostolische Glaubenseinfalt der ersten Jahrhunderte herzustellen, wie sie sich in der Glaubensregel ausspricht, zu vereinigen seien; die von ihm angeführten Zeugnisse davon, dafs man, da die Schriften des N. B. theils noch nicht waren, theils noch nicht gesammelt und genugsam verbreitet waren, sich mit der Glaubensregel begnügte, hält er für so viel sagend, als nun seien sie auch gewifs unnöthig und hätten, wenn gleich allerdings nicht erst durch sie das Christenthum in der Welt gestiftet worden, gar keinen Einflufs auf die Reinigung und Läuterung, die Sicherung und Vervollkommnung unserer christlichen Erkenntnisse, da doch der protestantische Grundsatz selbst sie nur für die Richtschnur erklärt, wonach sich der anderweitig schon gestiftete, entstandene und vorhandene Glaube eines Jeden richten und einrichten soll, welches nur sie und nicht die kirchliche Glaubensregel leisten kann, deren Bestimmung eine andere ist, weshalb die heilige Schrift mit Recht für die *einzige* Richtschnur und den *höchsten* Richter in Glaubenssachen erklärt worden ist. Er selbst hält sie doch für eine Wegweiserin im Glauben, für eine Erläuterung und weitere Ausführung der apostolischen Glaubensregel; wie stimmt nun damit die gefoderte Nothwendigkeit überein, eines von beiden aufzugeben, entweder den Grundsatz des Schriftglaubens oder das Streben, die apostolische Glaubenseinfalt der ältesten Kirche wieder herzustellen? Oder sind diese heiligen Schriften selbst nicht Marken und Zeugen jener apostolischen Glaubenseinfalt, und kann man also nicht so, dafs man sie zur einzigen Richtschnur des Glaubens nimmt, zu jener apostolischen Einfalt gelangen? Herr D. mischet hier ein *aut aut* ein, welchem das wirkliche Verhältnifs der Schrift zur Glaubensregel nicht entspricht, und wodurch das wahre Verhältnifs beider zu einander in einen falschen Gesichtspunkt gestellet wird. Er ist der Meinung, dadurch, dafs die protestantische Kirche die Schrift für die einzige Richtschnur des Glaubens erklärt, habe sie dieselbe zum Stiftungsgrunde des christlichen Glaubens gemacht, den in der Glaubensregel enthaltenen christlichen Glauben von sich ausgeschlossen, er gibt also dem Grundsatz von der Schrift als der einzigen Richtschnur des Glaubens nicht seine *wahre* Beziehung auf das stets vorhandene Bedürfnifs der Vervollkommnung im Glauben, sondern die falsche auf die Glaubensregel. Und nur in diesem Irrthum konnte Herr D. so weit gehen, zu sagen: „Die alte Kirche, die sich auf die apostolische Glaubensregel stüzte, war auf einen Felsen gebauet. Die protestantische, welche zu ihrer Grundlage an der Stelle der Glaubensregel die heilige Schrift macht, ist auf Sand gebauet." (S. 201.) In dem von ihm selbst angenommenen Unterschiede beider, der Schrift und Glaubensregel, hätte er wohl selbst leicht erkennen mögen, dafs die heilige Schrift eine andere Bestimmung hat, als die Glaubensregel, mithin auch die protestantische Kirche jene nicht an die Stelle von dieser gesezt hat. Wie schwer sollte doch Herrn D. werden, dieses aus den ächten Denkmalen der Glaubensverbesserung, den Glaubensbekenntnissen unserer Kirche, ja selbst aus der Jugendschrift von Philipp Melanchthon, welch' ein starkes Gewicht er auch auf die Bibel legt, zu beweisen. Gegen ihn selbst ist besonders geltend zu machen, dafs er nicht weit davon ist, den Unterschied der Glaubensregel und Schrift zu einer solchen Verschiedenheit zu machen, in der sie beide ganz gleichgültig gegen einander wären, und hierin ist er freilich leider einerseits in der Uebereinstimmung mit denjenigen protestantischen Theologen, welche nur auf das eine von beiden, nur auf die Schrift halten und alles Gewicht legen, wie er nur auf die Glaubensregel, andrerseits aber entfernt er sich damit nicht nur von den Grundsätzen der protestantischen Kirche, sondern auch der Römisch-katholischen: in beiden ist der Unterschied der Schrift und der Glaubensregel nicht ein gleichgültiger, nicht eine innere und wesentliche Verschiedenheit, sondern, um es mit Einem Worte zu sagen, *das wahre Verhältnifs beider Kirchen in diesem Punkt ist allein dieses, dafs in der katholischen Kirche die heilige Schrift zur Glaubensregel in einem untergeordneten Verhältnifs, in der protestantischen die hei-*

Digitized by Google

lige Schrift über der Glaubensregel steht, und das ist der Grund der in jener vorzugsweise herrschenden Einheit und Gebundenheit, und der in dieser herrschenden Mannigfaltigkeit und Freiheit. Nicht aber hat dieser Unterschied hier Bedeutung in Ansehung des Ursprunges der Schrift und Glaubensregel, sondern allein in Ansehung ihrer Bestimmung, welche ist, dafs der durch den Glaubensinhalt der Glaubensregel überhaupt erst gestiftete Glaube nur in dem Maafs rein und lauter, von Irrglauben und Wahnglauben frei und gegen alle Verunstaltungen geschüzt ist, als er der heiligen Schrift entspricht und seine Uebereinstimmung mit ihr nachweisen kann. Wer also, seitdem und für den die heiligen Schriften vorhanden sind, die Glaubensregel noch zur höchsten, ja einzigen Erkenntnifsquelle des Christenthums machen kann, und an ihr mehr, als die nothwendige Grundlage des christlichen Glaubens hat, von welcher sich nicht zu entfernen ist, der erkennt das protestantische Princip nicht an. S. 51 gibt Herr D. selbst die Abzweckung der Glaubensverbesserung bestimmt genug an, welche keine andere war, „als die alte Kirche der ersten Jahrhunderte in ihrer Reinheit wieder herzustellen, und vor den Ausartungen zu sichern, welche dieselbe im Laufe der Zeiten erfahren hatte.“ Er behauptet nur noch dazu, dafs dieses auf dem von Melanchthon vorgeschlagenen und eingeschlagenen Wege nicht zu erreichen gewesen sei. Es kommt hier nicht auf einzelne Aeufserungen Melanchthons an, sondern auf den Geist und Begriff der Kirchenverbesserung selbst. Dieser war kein anderer, als mittelst der Schrift zu jenem wahren Glauben zurückzuführen, der als ein todtes Capital in der überlieferten Glaubensregel lag und durch die Reformation erst wieder zu Kraft und Leben gekommen ist. In der protestantischen Kirche also, mufs man sagen, ist die Glaubensregel erst zu ihrer wahren Wirksamkeit gelangt und ihr Inhalt wieder zum wahren Glauben der Welt geworden. In der protestantischen Kirche, heifst aber eben so viel, als durch die Schrift und deren eben so glaubensgemäfse als vernunftgemäfse Auslegung. Nicht hat sie daher, wie ihr von ihren Feinden noch täglich vorgeworfen wird, von dem „christlichen Glauben“ sich getrennt, sondern vielmehr ihn stets an die Spitze ihres Bekenntnisses gestellt; nicht nur ist in ihr jederzeit die Aufnahme der Neugebornen in die Kirche geschehen auf das apostolische Symbolum, sondern auch stets auf den Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes die Taufe verrichtet worden; nicht hat sie ihn auch in ihrem Hauptcatechismus ausgelassen, sondern ihn dadurch nicht allein für die Jugend, sondern für das ganze christliche Leben in der Bedeutung bewahrt, die er seiner Bestimmung nach hat. Es ist sehr merkwürdig, wie das Bewufstseyn dessen, was die protestantische Kirche ist und besizt, nicht nur unserm Verfasser, sondern sogar berühmten Theologen abhanden gekommen ist. Herr D. trägt darauf an, durch Anerkennung der Glaubensregel unsere Kirche neu zu unterbauen (S. 202.), und S. 52 gibt er selbst einen Beitrag zur nothwendigen Verbesserung der Kirchenverbesserung, als ob das Wesentliche und Wahre davon die protestantische Kirche nicht von ihrem Beginnen an schon geleistet hätte! Es hat daher auch fürwahr keine Noth mit der S. 202 geäufserten Besorgnifs, es werde sich binnen der Frist eines Menschenalters die Zahl derer sehr vermehren, welche an der Haltbarkeit unsrer Kirche verzweifelnd, aus Furcht vor nahem Einsturze, wenn auch nicht äufserlich, doch im Herzen sich von ihr lossagen. Dieses könnten sie doch nur thun in der Selbsttäuschung, als ob sie in der protestantischen Kirche nicht das Wahre und Gute der Römisch-katholischen eben so gut haben könnten, ja vielmehr besser und reiner! Aber freilich da die protestantische Kirche so wenig als die Römische Kirche die Stiftung des Christenthums in der Welt seyn konnte, sondern jene nur die Wiederherstellung des gestifteten, in der Glaubensregel vorhandenen, aber durch den Mangel der Bibel und durch unlautere Zusätze der herrschenden Kirche in den Widerspruch mit der Bibel getretenen Glaubens seyn wollte, so konnte sie nicht sich auf die Glaubensregel gründen, worauf das Christenthum überhaupt und an sich gegründet ist, sowohl in der katholischen, als protestantischen Kirche, sondern sie mufste sich vorzugsweise auf dem Schriftfundament erbauen, und somit zeigen, dafs weder die Stiftung der christlichen Kirche an sich, noch auch die Glaubensregel an sich jene hätten bewahren können vor Irrthümern, Neuerungen und Verfälschungen des christlichen Inhaltes der Glaubensregel, und dafs alle Verirrungen und Mifsbräuche in der Römischen Kirche lediglich darin ihre Quelle gehabt hätten, dafs sie an der Glaubensregel in solcher Weise festgehalten, welche mit der heiligen Schrift im offenbaren Widerspruch stand.

Auf diese drei Punkte läfst sich füglich zurückführen, was in den Delbrück'schen Aeufserungen Falsches und Irriges ist, und sehr zu wünschen wäre gewesen,

Digitized by Google

die verehrten Verfasser der Sendschreiben hätten sich darauf beschränkt, die nicht unbedingt falschen Vorstellungen ihres collegialischen Gegners nur von diesen wesentlichen Mängeln zu befreien; dann würde die Wahrheit reiner und klarer, als es wirklich der Fall ist, zum Vorschein gekommen seyn. Statt dessen aber stellen sie sich, wie schon gesagt, in die reine Negation; sie weisen die Grundgedanken des Gegners als ganz unstatthaft ab, sie behaupten in dieser Weise das reine Gegentheil nur, welches Hr. Delbrück sich ohne Zweifel meist selbst schon gesagt hat, und schwächen dadurch die Wirkung ihrer Kritik. Was nun die Kritik gegen diese Kritik zu erinnern hat, würde ungefähr folgendes seyn:

1. Es wird nicht anerkannt, dafs die erste Gemeinde des Herrn und die christliche Kirche überhaupt d. h. der christliche Glaube in ihr nicht durch die Schriften des N. B., sondern durch die mündliche Ueberlieferung der apostolischen Glaubensregel gestiftet worden. Die Einmischung des A. T. und die Berufung darauf, als eines Beweises, dafs doch auch in den ersten Zeiten des Christenthums die mündliche Verkündigung desselben nicht ohne Schriftwort gewesen, (S. 7.) gehört ganz und gar nicht hieher, wo es sich lediglich um das Verhältnifs der christlichen Schriften zur christlichen Glaubensregel handelt, und selbst darauf eingehend und um dieses abzuweisen, darf man nur fragen: was konnte den Christen das A. T. seyn ohne den ihnen in der mündlichen Verkündigung überlieferten Geist Jesu Christi? Dieser war der Schlüssel zu jenem, durch diesen hatte es erst Bedeutung für sie. Dieses wird auch S. 30 anerkannt. Auch die allgemein anerkannte, in der Natur der Sache liegende Wahrheit, dafs nämlich die mündliche Tradition überall der schriftlichen vorhergeht, wird hier wohl zugegeben, die Behauptung hingegen, auf die apostolische Glaubensregel sei die Kirche Christi gebauet, abgewiesen, obwohl nicht widerlegt. Es wird sich nämlich blofs an die äufsere Form, ja an den Ausdruck: Regel gehalten, das Innere und Wesentliche hingegen, worauf es ankommt, übersehen. Es wird von dem Inhalt der Glaubensregel ganz abstrahirt, welcher dessen innere, wesentliche Form selber ist. Daher nun ein grofser Theil der Mifsverständnisse in den drei Sendschreiben. „Aber eine Regel (heifst es S. 30) ist ja kein Grund, sondern das vom Grunde entlehnte; eine Regel ist ja keine Quelle, sondern selbst etwas abgeleitetes und eine innerliche, blofs bewufste Regel ist ja noch keine Formel, und eine zufällige Formel keine nothwendige. Dafs der grofse Dareinsprecher (Lessing) in so vielfältige Verhandlungen, dafs der grofse Deutsche Kritiker, voll wie er war, von Einer Unterscheidung die übrigen und in diesem Falle gerade die wichtigsten vernachläfsigt habe, und dafs allein durch die mannigfaltigste Verwechselung der oben bezeichneten unterschiedenen Dinge das bezeichnete Glied des Lessing'schen Hauptsatzes bestehe, versuche ich jezt darzuthun" u. s. w. Das Treffende der Lessing'schen Kritik war vielmehr, wie man gestehen mufs, dafs sie nicht eine blofs abstracte, um den Inhalt sich gar nicht bekümmernde, sondern sich überall in das Wesentliche einlassende war. Ist unserm Verfasser das Wort Regel so anstöfsig, dafs er daran fast allen seinen Widerspruch knüpft, so lasset uns lieber die gleichbedeutenden wählen, womit die ältesten Kirchenlehrer eben so oft die Glaubensregel (*regula fidei*) bezeichnen; sie nennen sie auch oft, wie Luther in seinem Catechismus, „den christlichen Glauben" (*fides*, πιστις), auch „die Wahrheit" und von ihr sagten sie, mündlich sei sie zuerst verkündiget worden. So wie wir hier, über die äufserliche, zufällige Form hinausgehend, uns auf die Sache selbst einlassen, fällt ein grofser Theil der Argumentationen von S. 31, wie auch der dort gemachte Unterschied zwischen Glaubensgrund und Glaubensregel, zwischen constitutivem und regulativem Princip von selbst hinweg: es ist nun gleichgültig geworden, wie die äussere Form beschaffen sei, ob diese die spätere, feste des apostolischen Symbolums ist, oder die frühere, noch unstete und mobile, wie wir sie den Worten, dem Mehr oder Weniger nach, bei Irenäus, Tertullian, Origenes, noch im Unterschiede gegen einander finden: auf das nur in allen Formeln gleiche, auf den wesentlichen Inhalt kommt es an. Und welches ist dieser? Es ist der Glaube an Gott als Vater, Sohn und Geist; wie auch die äufsere Form als gleichgültig und noch der mündlichen Ueberlieferung hingegeben, schwanken mochte, an diese *prima stamina* der christlichen Lehre schliefst sich Alles andere, welches ein Mehr oder Weniger ist, an, und dieses Wesentliche kommt, nach dem logischen Gesetz, dafs das Allgemeine auch in dem Besondern und Einzelnen, das Besondere in dem Allgemeinen und Einzelnen, das Einzelne auch in dem Allgemeinen und Besondern enthalten sei, sogar wieder vor, wenn auch, wie in manchen Exemplaren bei den Kirchenlehrern, nur vom

Digitized by Google

Vater und Geist oder vom Sohn allein die Rede ist: es ist in und mit dem Sohn zugleich nothwendig an den Vater und Geist, in und mit dem Geist nur an den Geist des Vaters und Sohnes zu denken. Nun enthält die heilige Schrift selbst die Notiz, vor seinem gänzlichen Abschied von seinen Jüngern habe der Herr zu ihnen gesagt: „gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, und des Sohnes und des heiligen Geistes." Ist es wohl anders zu denken, ist es nicht glaubhaft im höchsten Grad, was die ältesten Kirchenlehrer berichten, an diesen Auftrag nicht nur, sondern auch an diesen bestimmten Inhalt der Lehre werden sich die Apostel gehalten haben bei ihrer mündlichen Verkündigung des Evangeliums, daran alles übrige angeknüpft, darauf alles zurückgeführt, dieses als den eigentlichen Kern und Mittelpunkt des Evangeliums nach allen Seiten hin überliefert haben? Und eben das ist im Wesentlichen der Inhalt der Glaubensregel, der Inbegriff des christlichen Glaubens, wie er sowohl vor dem Daseyn aller heiligen Schriften des N. T., als nacher neben ihnen mündlich sich fortpflanzte. Diesen Inhalt, diese Substanz des christlichen Glaubens im Auge habend, kann und muss man mit dem sogenannten apostolischen Symbolum, welches folglich dieser seiner geschlossenen Form nach nur ein sogenanntes apostolisches ist, nicht, wie S. 53 geschieht, bei Justinus zu E. seiner *Apolog. maj.* stehen bleiben, sondern man muss es auch nicht einmal nur auf die Apostel, sondern auf Christum selbst zurückführen. Sollte das Christenthum die Wiedergeburt der Welt bewirken, die es beabsichtigte, von der geglaubten, erkannten Wahrheit musste sie ausgehen, die wesentliche Form der Lehre musste sie zu ihrer Vermittelung haben, und diese Lehre hatte zu ihrem sehr bestimmten Inhalt die Wahrheit von Gott, als Vater, Sohn und Geist. Dadurch unterschied sich das Christenthum erst vollkommen vom Juden- und Heidenthum, und die grosse Bedeutung der *fides* ist also hier zunächst diese, dass sie zeigt, was auch in den heiligen Schriften die Hauptsache, die Grundlage sei. Sehr wenig befriedigend ist uns daher vorgekommen, was S. 35 ff. gegen die Nothwendigkeit der Erkenntniss der Wahrheit und die bestimmte Form der Lehre und Satzung, in der sich doch die gestiftete Religion allein objectiv machen konnte, bei welcher an und für sich zwar nicht stehen geblieben werden, ohne die es aber auch zu keiner subjectiven Wirkung und Einswerdung mit der ganzen Gesinnung kommen konnte. Es kam zuerst auf die Erkenntniss der Wahrheit an. Das lebendige Wirken des Christenthums durch den Geist war ein solches zunächst nur durch Lehren und Lehrsätze, die der Verfasser als „das fertige Ding und abgeschlossene Wesen" abfertigt. So sicher der Verfasser hier spricht, so kommt es doch nicht darauf an, wie wir es mit der Stiftung der christlichen Kirche gemacht haben würden, in welchem Falle es bunt und subjectiv genug zugegangen seyn würde, zu einem wahrhaft objectiven Leben im Glauben aber nimmer gekommen wäre; sondern wie es war, und wirklich gewesen, ist die Frage. Es ist erwiesen, und erhellet aus den heiligen Schriften selbst, dass Jesus Christus in bestimmten Lehren und Lehrsätzen sich mittheilte, und seine Jünger ebenso bestimmt anwies, was sie die Welt lehren sollten. Es ist entschieden, dass die Apostel ein ungleiches Gewicht auf die verschiedenen Lehren legten und eine der andern unterordneten, und ebenso gewiss ist auch, dass sie die genannten Grundlehren als Gesetz der Lehre, des Glaubens und Bekenntnisses ansahen und feststellten, und dass man keinesweges die christlichen Grundwahrheiten dem subjectiven Belieben überliess und überlassen durfte, sollte die christliche Gemeinschaft wahrhaft und fest gegründet werden, oder in ihrem Beginnen nicht schon wieder in sich zerfallen und sich auflösen. Vom äusserlichen Zwang war freilich nicht die Rede, sondern von demjenigen, wozu sich die Freiheit und Liebe in der Erkenntniss der Wahrheit gezwungen wusste. Es wäre doch wohl in Beziehung auf Christum und die Apostel wenig bedacht, wenn man behaupten wollte, sie hätten von der mündlichen, lebendigen Wirksamkeit, deren Inhalt doch eben der aufgezeigte in der *regula fidei* war, übergehend zur Satzung die Spur des Lebendigen verlassen. Der Verfasser theilt hier noch ganz jene Abneigung der Zeit, wie wir sie seit dreissig Jahren gewohnt gewesen sind, vor allem, was bestimmte Lehre im Glauben und in der Wissenschaft Dogma heisst, und meint, das gehe nur das Gedächtniss an. Gerade nur das historische, nicht das dogmatische Wissen hat es nur mit dem Gedächtniss zu thun. Er erkennt die ursprüngliche Weise der Mittheilung des Geistes und des göttlichen Lebens auf dem Wege der bestimmten Erkenntniss und Lehre nicht an. (S. 35.) Er kennt den apostolischen Glaubensinbegriff nur als Werk des anordnenden Verstandes, ja untergeordneter Kräfte, (S. 55) und hält sich hier ganz abstract nur an die äusserliche, leibliche, todte Formel, und nachdem er sie als eine von al-

Digitized by Google

lem Geist und Inhalt ausgeleerte dargestellt, kann er leicht behaupten, sie sei ohne Werth. (S. 44.) Wie wenig aber der alten Kirche gerade auf diese Buchstäblichkeit, Leiblichkeit und Aeufserlichkeit der Glaubensregel angekommen, und wie sie bei aller Nothwendigkeit, Unbeweglichkeit und Unveränderlichkeit des wesentlichen Inhalts sich dennoch mit der gröfsten Freiheit darin bewegte, zeigt der Charakter der mündlichen Ueberlieferung selbst, den sie hat, in welcher sie weit weniger als eine heilige Schrift in Gefahr stand, nur todtes Wort und Buchstabe zu seyn, und wie wenig die Glaubensregel eine solche todte Satzung war, zeigt auch die Mannigfaltigkeit der Formen und Formeln, in denen sie bei den ältesten Kirchenlehrern erscheint. Wenn aber die äufserliche Form noch häufig wechselte, und man „den Glauben" bald in die Kürze, bald in die Länge zog, wie es der mündlichen Verkündigung verstattet ist, folgt daraus eine Unbestimmtheit des Inhalts und der Glaubensartikel, wie der Verfasser S. 52 zu denken scheint? Wenn spätere Kirchenlehrer, wie Origenes, die Glaubensregel ihren speculativen Erörterungen voranstellen und sagen, von ihr nur dürfe man nicht abweichen, bezog er das nur auf die Worte und Buchstaben? so wäre er ja schon wirklich abgewichen, wenn er sie nicht, wie Irenäus oder Tertullian wiederholte; oder wenn Tertullian sie *irreformabilis* oder *immobilis* nennt, und sie selber in verschiedenen Formen bei ihm sich findet, so zeigt das wohl, worauf er das Unbewegliche eigentlich bezieht, wie überhaupt, dafs er keine angenommene *Formel*, keinen *wörtlich* geschlossenen Cirkel, wogegen hier S. 39 allein gestritten wird, und dennoch etwas gar sehr Bestimmtes meint. Es ist zwar leicht gesagt: weder die Liturgie, noch das Dogma, noch der Bischof macht den Glauben. (S. 36.) Aber wenn der Glaube kein in sich unbestimmter, sondern der wahre christliche Glaube ist, dann zieht er jenes alles nach sich, und eben so gewifs ist dann, dafs kein wahrhaft gemeinschaftliches Leben ohne Dogma, wie kein Gottesdienst ohne Liturgie, und dafs unter allen Verfassungen der Kirche die Episcopalverfassung die beste ist. Was bei allen drei Verfassern hier im Wege steht, das Wahre zu erkennen, ist das Phantom von einem *geformten* Inbegriff, von einem äufserlichen *Formular*, dergleichen die spätere Form „des christlichen Glaubens" im apostolischen Symbolum, auch ohne Nachtheil ihres Inhaltes, war. Denn dafs hier die christliche Lehre auch eine bestimmte und äufserliche Gestalt erreichte, kann man ebensowenig für ein Unglück halten, als dafs sie den Buchstaben der Bibel erreichte oder der Canon derselben endlich abgeschlossen wurde. Aus Origines soll z. B. folgen, „dafs er sich unter der Glaubensregel nicht einen den Aposteln von Christo unmittelbar anvertrauten *bestimmt geformten* Inbegriff der unabänderlichen Grundlehren gedacht habe, sondern nur den Inbegriff und Ausdruck des bis dahin in der Kirche aus dem Worte Gottes genommenen, allgemein anerkannten und einstimmig angenommenen Lehrsatzes." (S. 30) Wäre hier nur über die äufserliche Erscheinung ein wenig hinausgegangen, so hätte sich leicht der wesentliche Inhalt, die Lehre von dem dreieinigen Gott, als dessen wesentliche Form dargestellt, die, wie sie auch äufserlich in Worten und Wendungen variiren mochte, immer dieselbe bleiben sollte; dafs sie aber aus dem Worte Gottes genommen, dieser zweideutige Ausdruck hätte dem bestimmten Platz gemacht, dafs unter dem Worte Gottes die göttliche Offenbarung, der Sohn Gottes, und nicht die Schrift zu verstehen sei. Und so hat auch die Behauptung S. 41: „dafs die christliche Kirche nicht auf die Regel, sondern auf das Wort Gottes in der apostolischen Predigt gegründet sei, vom Anfang an und bis ans Ende bleibe" ihre Wahrheit erst darin, dafs vor dem Daseyn der heiligen Schriften eben der Inhalt der Regel der Hauptinhalt des Wortes Gottes und der apostolischen Predigt war. Im Folgenden gibt der Verfasser nun zwar so viel zu, dafs, ehe es apostolische Schriften gab, man das Christenthum lediglich aus mündlicher Ueberlieferung erkannte; so aber mufs es doch einen Inhalt, einen bestimmten Inhalt gehabt haben, und welches war, denn dieser? An die Stelle der Regel oder als eigentlicher Ursprung der Glaubensregel wird das (sogenannte) christliche Bewufstseyn gesezt, an welchem die Apostellehre haftete (aber welchen Hauptinhalt hatte denn diese?) und zwar zur Abhaltung von Irrungen (also nicht zum innern Zweck der Lehre in der Gemeinde?) habe man sich solcher Zusammenfassungen bedient, wie sie auch von den Aposteln schon gegeben (also doch, diefs war die Hauptsache und der nähern Untersuchung werth), und in jeder Gemeinde bei den Taufbekenntnissen (doch gewifs nicht blofs zu dem negativen Zweck der Abhaltung von Irrungen) üblich geworden waren." (S. 43.) Verstehen wir diese Meinung über den Ursprung der christlichen Glaubensregel recht, so ist es die gewöhnliche, welche dieselbe kurzhin für Menschenwerk erklärt, nämlich in einem Sinne, wie es die

Digitized by Google

heilige Schrift nicht ist; (S. 8: Die Glaubensregel ist das Werk der Menschen zu ihrer äufsern Vereinigung unter einander und Scheidung von der Welt; ferner S. 16: ein Werk der Kirche zur Abwehrung des Irrthums, zur äufsern Anerkenntnifs durch Bekenntnifs. S. 10.) Die Glaubensregel ist aus dem christlichen Bewufstseyn entstanden, in welchem die Apostellehre haftete; diese ist also nur unmittelbar, durch jenes christliche Bewufstseyn, und dieses also eigentlich, obwohl erst ermittelt durch den apostolischen Ursprung der Glaubensregel. Die eigentliche und bestimmte Frage war aber: woher ist der mit seinem Inhalte identische „christliche Glaube" gekommen, durch wen zuoberst und in wem zunächst gestiftet und sodann weiter überliefert worden? Wir nun sind der Ueberzeugung, durch Christum ist er, in diesen seinen bestimmten Inhalt concentrirt, zunächst in den Aposteln und durch sie demselbigen Inhalt nach und zwar zunächst ebenso mündlich weiter überliefert, in andern gestiftet worden. Nach jener Ansicht hingegen ist er *von diesen andern*, ihrem christlichen Bewufstseyn ausgegangen; bei diesem dritten Moment seines Daseyns wird hier stehen geblieben, — diefs hiefse also: von den Christen ist der christliche Glaube ausgegangen, und diefs wäre analogisch der politischen Meinung vieler, dafs das Wahre und Gute von unten nach oben, die Intelligenz von den Füfsen zu Haupte gehe.

2. Es wird auch die historische und dogmatische Bedeutung der Glaubensregel in ihrem Verhältnifs zur Schrift nicht anerkannt. Nicht nur die Erscheinung des apostolischen Glaubens vor der Schrift, sondern auch die Erhaltung oder das bleibende Daseyn desselben in der Kirche neben der Schrift in der Gestalt des apostolischen Symbolums hätte wohl eine genauere Untersuchung verdient, und diese hätte dann auch über Abzweckung und Bestimmung desselben Aufschlufs gegeben, welche nicht die der Schrift ist, sondern eine davon sehr verschiedene. Man würde in der Natur der Sache, der kirchlichen Gemeinschaft und ihrem Verhältnifs zur Schrift, Gründe entdeckt haben, welche die Nothwendigkeit eines solchen Glaubensinbegriffs neben der Schrift fodern, also das Daseyn desselben über die Zufälligkeit seiner Erscheinung und die Willkürlichkeit seines Gebrauchs erheben, am wenigsten aber dann noch der gewöhnlichen Meinung bleiben können, durch die Schrift habe die Glaubensregel allmälig in Abnahme kommen können, habe sie an Werth und Ansehen verloren; welchem schon die Geschichte widerspricht, der zufolge die Bibel Jahrhunderte lang unter die Bank gestellt war, aber nicht der apostolische Glaubensinbegriff. Gleichwie vielmehr das Christenthum bei seinem Anfang in der Welt nicht durch die heiligen Schriften ist gestiftet worden, sondern durch die mündliche apostolische Glaubensverkündigung, so wird es auch jezt noch in einem jeden nicht erst durch das Lesen der Bibel gestiftet, sondern in dem Element des Glaubens mufs sich ein jeder schon befinden, um auch nur ein Interesse an ihr zu nehmen, geschweige gar sie für eine heilige Schrift zu erkennen, oder sie als eine solche in diesem ihrem heiligen Inhalte zu verstehen. Nicht auf die heilige Schrift geschieht die christliche Taufe, sondern auf das apostolische Glaubensbekenntnifs: die dogmatische Nothwendigkeit dieser allgemeinen, geschichtlichen Thatsache beruhet offenbar darin, dafs, ohne überhaupt erst den Glauben der Kirche zu theilen, durch denselben geweihet, und der Gemeinde der Gläubigen einverleibt zu seyn, auch kein Wachsen und Fortschreiten im Glauben möglich ist, und dafs man, ohne erst überhaupt ein Christ zu seyn, es auch nicht immer mehr werden kann: man ist es aber erst, indem man überhaupt erst in das Licht des Glaubens versezt worden, und kann es dann immer mehr werden durch die heilige Schrift; bei diesem Licht allein läfst sich die heilige Schrift in ihrem Glaubensinhalte lesen und verstehen: ohne dieses Licht fehlt es dazu ganz und gar an dem erleuchteten Auge: wie sollte sie ohne dasselbe und etwa durch sich allein eine heilige Schrift zu seyn vermögen: durch sie allein müfste es entweder auf mechanische oder magische Weise geschehen. Schwer dürfte daher zu beweisen seyn, was hier S. 65 gesagt ist: wer die Grundbegriffe (des Glaubens) nicht in den Schriften selbst findet, dem hilft es auch nicht sie mitzubringen. Es geschieht vielmehr dann auch in Folge der Taufe der christliche Unterricht der Jugend nicht so, dafs man ihr nur die Bibel hingibt, sondern zunächst durch lebendige, mündliche Entwickelung des christlichen Glaubens, auf den sie getauft worden, und die Absicht ist, dafs sie zur eigenen Einsicht und Erkenntnifs der Wahrheit desselben gelange, die Uebereinstimmung desselben mit der heiligen Schrift erkenne, und so zum Lesen und Verstehen derselben immer geschickter und geneigter werde. Ihren Vorzug vor der Schrift hat die Glaubensregel an dieser Seite besonders darin, dafs sie in gedrängter Kürze und Einfachheit gleichsam in einen Brennpunkt vereinigt

Digitized by Google

alle wesentlichen Wahrheiten des christlichen Glaubens enthält, welche in der heiligen Schrift zerstreut und gleichsam aus einander gefallen sind. So treffend daher ist, was unsere Verfasser von der heiligen Schrift als Bewahrerin des Glaubens in seiner Reinheit und Lauterkeit gegen ihren Gegner behaupten und rühmen, so untreffend ist alles, was die Stiftung des Glaubens durch die Schrift beweisen soll, denn wie auch durch sie der wahre Glaube sich fortpflanze, so unrichtig ist, dafs sie ihn erst pflanze. Eine Behauptung, welche dem ganzen christlichen Alterthum widerspricht, wie auch der Geschichte der Anpflanzung des christlichen Glaubens in den neuen Staaten des Abendlandes, ist die: „es würde nicht möglich seyn, dafs das apostolische Glaubensbekenntnifs ohne beständige Zurückbeziehung auf die Schrift oder auf das Ganze der innern und äufsern Tradition auch nur verstanden, geschweige denn glaublich gemacht oder geglaubt werde; wie soll es nun gar den Grund der Kirche und des Glaubens abgeben?" (S. 55.) So weit dieser Satz die nothwendige Zurückbeziehung auf die Schrift betrifft, ist er offenbar unrichtig; denn hiemit wäre gesagt: der christliche Glaube sei eben in den ersten und schönsten Zeiten des Christenthums, wie in denen der Kindheit und Jugend eines Jeden, welches freilich dieselbigen sind, wo die Schriften des N. B. so gut, wie gar noch nicht existiren, der unvollkommenste, ja unglaublichste gewesen, und glaublich geworden sei die apostolische Lehre erst durch ihr Geschriebenseyn, durch die Form der Bibel. Und ebensowenig hat das mündliche zuerst verkündigte Wort der Apostel, in der Glaubensregel überliefert, wie auch jezt noch, dadurch, dafs es eine heilige Schrift sich gegenüber hat, „im Bewufstseyn der Christenheit seine Säulenhaftigkeit und Festhaltigkeit verloren", wie S. 196 behauptet wird. Dieses wäre sehr schlimm, wenn die Schrift solche Wirkungen hätte, als ihr hier im gutmeinenden Eifer zugeschrieben werden. Der liturgische und catechetische Nutzen der Glaubensformel wird dann S. 59 wohl zugegeben, aber der dogmatische und theologische Gebrauch der Formel fruchte wenig, heifst es eben daselbst. Wenn von christlicher Wahrheit die Rede ist, so mufs sie wenigstens schon catechetisch und liturgisch anfangen; sie kann der Substanz nach da nicht eine andere seyn, als die spätere dogmatische oder theologische, oder gar mit dieser im Widerspruch stehen; es ist vielmehr der an sich wahre Glaubensinhalt, wie er im Jugendunterricht und Gottesdienste herrscht, welcher nachher sich zum Inhalt der Wissenschaft macht, und welcher, wenn er sich nicht in dieser oder dogmatisch rechtfertigen und aus dem Glauben zum Wissen hinüberführen liefse, auch kein Recht hätte, im Jugendunterrichte und Gottesdienste zu seyn. Es ist mit Einem Wort die Lehre von Gott, als Vater, Sohn und Geist, welche im Glauben anhebt und sich im Wissen vollendet, und welche auch nicht zum Wissen gelangen kann, wenn sie nicht zuvor im Glauben gewesen wäre. Im Glauben aber ist sie nicht blofs subjectiv, sondern auch objectiv, als Lehre der Kirche, so ist sie die kirchliche Lehrnorm, die Regel des Glaubens. „Justinus, „heifst es S. 185, „gedenkt der Glaubensregel nicht als Regel, sondern nur als Bekenntnifs," als ob sie nicht in dem einen und andern Gebrauch dieselbige wäre. S. 193 heifst es gar: „die sogenannte Glaubensregel der alten Kirche, in der wir die ersten Spuren bei Justin dem Märtyrer finden, ist erweislich aus dem Taufsymbol entsprungen." Von diesem Taufsymbol wird dann zwar zugestanden, dafs es auf einem Herrenworte im Evangelium (Matth. 28, 19) beruhe, womit angedeutet werden soll, dafs es auf der Schrift als solcher beruhe, aber dann gleich wieder hinzugesezt: „die innere Wurzel und der wesentliche Inhalt dieser Regel war das allgemeine christliche Glaubensbewufstseyn und Lehrbekenntnifs der Kirche." Aus welcher Wurzel kam denn aber vor Entstehung der Schriften diefs allgemeine christliche Glaubensbewufstseyn und Lehrbekenntnifs der Kirche her? Diesen Glauben zu stiften, und das natürliche Bewufstseyn zum Bewufstseyn Gottes in Jesu Christo zu bringen und zu bilden, war der Zweck des christlichen Glaubensinbegriffs, es wird somit hier die Wirkung mit ihrer Ursache verwechselt. Die Verfasser unterscheiden so wenig, als ihr collegialischer Gegner, was der Stiftung und was der Reinhaltung und Bewahrung des christlichen Glaubens angehört. In dieser Verwechselung konnte S. 61 gesagt werden: „Die Kirche ist auf das Wort des Herrn in der apostolischen Ueberlieferung gegründet, diese Ueberlieferung ist aber seit wenigstens siebzehn Jahrhunderten aufser den Schriften der Apostel nicht mehr unmittelbar und ursprünglich vorhanden;" hier sieht man wohl, dafs gemeint ist, die Schriften seien an die Stelle der kirchlichen Glaubensregel getreten, und dafs das Daseyn von dieser, wenigstens die Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit derselben, ganz ignorirt oder geläugnet wird; es wird also bezweifelt und geläugnet, dafs man von den drei Artikeln des apostolischen Symbolums noch sicher und genau den Rückweg finden könne bis zur unmittelbaren und ursprünglichen Stiftung des christlichen Glaubens durch Jesum Christum selbst in den Aposteln, und hierin hat der Verfasser die Wahrheit gegen sich, und diese Wahrheit mufs man besonders den neologischen Exegeten entgegenhalten, welche sagen, sie könnten die Lehre von Gott als Vater, Sohn und Geist, oder die Lehre von dem Dreieinigen als Basis des christlichen Glaubens, in der heiligen Schrift nicht finden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 63. u. 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1827.

1) *Philipp Melanchthon, der Glaubenslehrer etc. Von Ferdinand Delbrück.*

2) *Ueber das Ansehen der heiligen Schrift etc. Von D. K. H. Sack, D. C. J. Nitzsch und D. Fr. Lücke.*

(Beschluſs.)

Enthält das apostolische Symbolum, der äuſsern Form seines Inhalts nach, nur die Anfangsgründe unsres christlichen Glaubens, so zeigt es doch darin schon, was in der heiligen Schrift die wesentliche, leitende, alles bestimmende Grundwahrheit sei, und zeigt sich besonders auſser seinen liturgischen und catechetischen Zwecken darin auch als Regel und Norm des Glaubens, indem es uns bewegen muſs, auch im Lesen und Auslegen der Schrift uns nicht davon zu entfernen, und nichts dem apostolischen Glauben zuwiderlaufendes aus der heiligen Schrift herauszulesen. „Den einmal gefaſsten Grund und Anfang immer wieder aufzugeben und von neuem zu suchen, führe zur völligen Grund- und Anfangslosigkeit, habe die alte Kirche geglaubt," heiſst es hier S. 147. Ist sie darin zu tadeln und nicht vielmehr, als die Wahrheit bekennend, zu loben und nachzuahmen? Konnte doch auch die protestantische Kirche nicht anfangen, ohne ihre Anhänglichkeit an den „alten Glauben" zu erklären, und das apostolische Glaubensbekenntniſs allen ihren Glaubensbekenntnissen zum Grunde zu legen, ja nur auf dem Grunde desselben sich und ihren Glauben an die höchste Autorität des Schriftglaubens erbauen. Dieses ist nicht geschehen, um dem „christlichen Glauben," der apostolischen Glaubensregel oder dem Glaubensgrunde, sondern demjenigen nur zu widersprechen, was man an Holz, Heu und Stoppeln darauf gebauet hatte, in der Unwissenheit der Schrift und ihr entgegen. Ist es ein Römisches, dieses Symbolum, weil es allerdings sehr früh und nun schon sehr lange in der Römischen Kirche gebraucht worden ist, so müſste man wenigstens unsere heiligen Schriften eben so sehr Römische nennen, da die Römische Kirche sie wenigstens länger besessen, obgleich nicht so benuzt hat, als die unsrige. Ist es ein bischöfliches, synodalisches, (S. 62) sollten dann die Bischöfe und Synoden sich dem „christlichen Glauben" entziehen? Lieben Freunde, lasset uns die Wahrheit nicht durch Irrthümer vertheidigen, sondern um jene recht zu vertheidigen, diese vor allen Dingen von uns thun.

3. Es wäre der Unterschied in der Form eben so sehr, als die Identität des Geistes in der Glaubensregel und Schrift anzuerkennen gewesen. Der Unterschied ist das historische, die Identität das dogmatische Moment an der Sache. Entstanden ist geschichtlich die Glaubensregel nicht aus der Schrift, wie die mündliche Ueberlieferung überhaupt nicht entsteht aus der schriftlichen, sondern umgekehrt. Aber der wesentliche Inhalt der Glaubensregel ist auch der wesentliche Glaubensinhalt der Schrift, nur in ausführlicher, zerstreuter, unverbundener Weise. Indem sich also die in der Schrift zerstreuten Glaubenselemente in der Glaubensregel concentrirt darstellen, ist die Form derselben allerdings eine andere, aber der Geist der Wahrheit in beiden der eine und selbige. Auf diese Identität sehend, konnten spätere Kirchenväter aus dem vierten Jahrhundert, ein Cyrillus von Jerusalem und Augustinus, sagen, die Glaubensregel sei aus der Schrift zusammengesezt, um die völlige Einheit der christlichen Lehre in beiden dadurch anzuzeigen. Diese Aeusserungen, wie die äuſserliche Uebereinstimmung der Worte der Glaubensregel mit denen der Schrift, haben nicht verfehlt, die Kritiker zu verwirren, indem sie die innere Uebereinstimmung, die dogmatische Identität nun als äuſserliche, historische nahmen, und so den geschichtlich verschiedenen, von der Schrift unabhängigen Ursprung der Glaubensregel verkannten, sie selber nur zu einem Auszug aus der heiligen Schrift machten. So kommt nun auch in diesen drei Sendschreiben die Voraussetzung vor, die Glaubensregel sei aus der Schrift

Digitized by Google

gezogen. Allein obgleich beide demselbigen Geiste entflossen und so an sich identisch, gehen sie doch in diesen äufsern Unterschied ein, dafs die Glaubensregel, obwohl der späteren Schrift gemäfs, also schriftgemäfs, doch auch schriftlos für sich existirt, dafs sie das Ursprüngliche, die auch ohne heilige Schrift in sich klare und gewisse authentische Darstellung des göttlichen Wortes ist, und so geht sie auch jezt noch im Leben und Glauben eines Jeden dem Lesen der heiligen Schrift voran, ist die nothwendige Bedingung und Grundlage zum Verständnifs von dieser. Schon *Walch* hat sich dagegen gesezt: aber was hat er in seiner ermüdenden Weitläuftigkeit mehr bewiesen, als dafs man, von Entstehung der Schriften an, sich auch auf diese berief, um nicht nur die Grundwahrheiten des Evangeliums daraus zu erläutern, sondern auch zu beweisen? Nun, das bedarf nicht so grofser Mühe; es liegt in der Natur der Sache, dafs, wo Schriften sind, man sie auch lieset und gebrauchet. In dem dritten dieser Aufsätze wird das Nämliche gleichfalls ausführlich dargethan, und überhaupt, was die älteren Kirchenväter zu Gunsten der heiligen Schrift sagen, zum Nachtheil der Glaubensregel gedeutet. Ein solcher Gegensatz beider ist aber ein den Vätern fremder, ganz nur abstracter, nur in der Reflexion vorhandener und in sie hineingetragener. Wenn z. B. Origenes die göttliche Eingebung der Schrift zu beweisen sucht, so soll daraus folgen, dafs nun gewifs die Glaubensregel der gleichen Abkunft aus dem göttlichen Geist Jesu Christi entbehre, obgleich er selbst versichert, nur dasjenige sei für Wahrheit zu halten, was in keinem Stücke von der kirchlichen und apostolischen Lehre abweicht. (S. 135.) Diese aber steht als bestimmte Regel seinem Werk *de princ.* oben an, und welch' eine Vorstellung von der göttlichen Inspiration müfste Origenes haben, um sie der heiligen Schrift so zu vindiciren, dafs sie der apostolischen Glaubensregel abgesprochen würde! Der freien, Alexandrinischen Lehre wäre das wenigstens nicht gemäfs; auf den Buchstaben und die äufserliche Form und Erscheinung beschränkte sie die göttliche Eingebung am allerwenigsten, wie hier S. 194 geschieht, wo es heifst: „der Inhalt habe zwar wie natürlich für apostolisch gegolten, die Form aber um so weniger auf inspirirten Ursprung Anspruch gemacht, da dieselbe willkürlich und sehr verschieden, zum Theil augenscheinlich aus dem als inspirirt anerkannten Schriftworte genommen war.“ Hier wird wieder nur bei der äufserlichen Form stehen geblieben; ist denn nur in Beziehung darauf die Inspiration der h. S. zu nehmen und anzunehmen? Hier zeigt sich gar nicht die freiere Vorstellung von der Inspiration, womit sonst die liberale Exegese innerhalb der Schrift selbst mit diesem Begriffe umgeht, und die doch auch dem Verfasser nicht fremd ist, da er S. 187 treffend in der Anmerkung die Beschränkung bestreitet, in der sein Gegner diesen Begriff nimmt, und er selbst S. 189 sagt: „Kurz, waren die Apostel und Jünger des Herrn in ihrer Lehrthätigkeit überhaupt inspirirt, so waren sie es in ihrer schriftlichen so gut, als in ihrer mündlichen.“ Heifst das nicht aber eben so viel, als: sie waren es in ihrer mündlichen eben so gut, als in der schriftlichen? Bei den Erörterungen aus dem Origenes aber zeigt der Verfasser dieselbige Verkennung des an sich gleichen Geistes der Glaubensregel und Schrift, die er nachher an seinem Gegner tadelt, und welche bei Hrn. D. sich als Läugnung der göttlichen Eingebung der Schrift, bei ihm als Läugnung des göttlichen Ursprungs der Glaubensregel zeigt. Zu Gunsten dieser vorgefafsten, vom Inhalt der Glaubensregel abstrahirenden Meinung wird Origenes lieber in den Widerspruch mit sich selbst gesezt, als zugegeben, dafs er unter „den eigenen Worten und der Lehre Christi, aus der die Erkenntnifs, welche die Menschen zu einem frommen und seligen Leben antreibt, zu nehmen ist,“ eben so sehr den Inhalt der Glaubensregel, als der Schrift, also die Identität des Geistes beider verstanden habe; denn hier wird, der Erklärung des Origenes zu Anfang seines Buches ganz entgegen, gesagt: „Origenes erkannte als authentische Offenbarungsurkunden nur die vom göttlichen Geiste eingegebenen Schriften des A. und N. T. an; diese, als das Wort Gottes und Christi enthaltend, (also die Glaubensregel enthielt für ihn nicht authentisch Wort Gottes und Christi?) waren für ihn Quelle und Canon aller gründlichen und vollständigen Erkenntnifs und Lehre.“ (S. 137.) Schlofs denn der Reichthum und die Vollständigkeit oder Gründlichkeit der Lehre in der Schrift die Authentie und Göttlichkeit des Inhalts der Glaubensregel aus? Nun, was verstand er dann im Unterschiede von der Schrift unter der Glaubensregel? „Unter der Glaubensregel aber oder der kirchlichen apostolischen Predigt verstand er den allgemeingültigen Ausdruck des allgemein klar und evident gewordenen christlichen Bewufstseyns (hier haben wir das entlehnte, schon im vorigen Sendschreiben gewesene Wort wieder) von den im Schriftworte enthaltenen und mit unweiger-

Digitized by Google

licher göttlichen Auctorität beglaubigten Grundlehren des Christenthums." (S. 137.) Durch die Formel: Ausdruck des christlichen Bewufstseyns von den im Schriftwort enthaltenen Grundlehren, soll die apostolische Glaubensregel als das secundäre, die Schrift als das primäre bezeichnet werden — eine Unterscheidung und Stellung beider, die dem christlichen Alterthum eben so fremd ist, als sie der innern Wahrheit entbehrt. Eben so wenig läfst sich beweisen, was S. 138 behauptet wird, dafs der Nicäische Lehrstreit *nur* aus der Schrift geführt worden, dafs nicht nur *Arius*, sondern auch *Athanasius nicht anders*, als aus der heiligen Schrift des A. und N. T. darüber disputirt und argumentirt habe. Hat Lessing das zugegeben und gar behauptet, so hat er eben so sehr die Wahrheit gegen sich als der Verfasser. Wer auch nur etwas von den Verhandlungen der Synode zu Nicäa gelesen hat, mufs wissen, dafs die Väter dort in allen speculativen Bewegungen des Streites sich nicht ausschliefslich auf die Schrift, sondern stets auf die einstimmige Lehre der Kirche, auf die überlieferte, apostolische Lehre berufen, worunter sie ebensowohl die nicht geschriebene als die geschriebene verstehen: der ihnen angedichtete Gegensatz und die vorgebliche Ausschliefslichkeit ist ihnen völlig fremd, auch mit ihrem speculativen Standpunkte in der Idee des lebendigen Geistes gar nicht vereinbar.

Wir können uns hier nicht mehr bei demjenigen aufhalten, was der Verfasser noch aus Irenäus macht; er hat sich offenbar besser in denselben hinein- als ihn aus ihm selbst herausgelesen. Wie sehr der Verfasser mitunter hier in fast spafsendem Ton der Sicherheit spricht, so kann man es doch wenig zureichend finden, um einen Gegner davon zu überzeugen, dafs *Irenäus*, wie auch *Tertullian* und *Clemens* von *Alexandrien* das nicht sollten gesagt haben, *was sie sagen*. Ueberhaupt ist die Kritik wohl eine gute und unentbehrliche Wehr und Waffe gegen den Irrthum, aber nur, wenn sie selber die Wahrheit zu ihrem Anfangs- und Ausgangspunkt hat; von der leitenden Idee und derselben Begriff verlassen, wird sie leicht, wie Irenäus es nennt, die Kunst, aus Allem Alles zu machen.

Wir fragen zum Schlufs: Was ist denn nun gewonnen durch die Anerkennung der apostolischen Glaubensregel und die nähere Bestimmung ihres Verhältnisses zur Schrift? Zuerst ist wohl zu merken, dafs damit der protestantischen Kirche kein neues Princip aufgedrungen, sondern nur ihr Begriff, der nicht blofs ein abstracter Gedanke, sondern zugleich das Bewufstseyn ihrer concreten Wirklichkeit ist, bestimmter gefafst worden, also nur das zum bestimmten Bewufstseyn gekommen ist, was sie wirklich ist und hat. Durch die Anerkenntnifs des wirklichen Vorhandenseyns der apostolischen Glaubensregel in ihr und ihres lebendigen Verhältnisses zur Schrift hört man nicht auf, ein Protestant zu seyn; dieser Irrthum mufs verschwinden; die Furcht vor solchem Vorwurf ist so eitel als dieser selbst; die protestantische Theologie darf also nicht fürchten, hiermit von dem reichsten Felde ihrer Thätigkeit im mindesten einzubüfsen; die protestantische Kirche kann und mufs, nach wie vor, fortfahren, ihrem Grundsatz treu zu bleiben, nichts als christliche Lehre anzuerkennen, was der schriftlichen Glaubensregel widerspricht. Zum andern ist dadurch gewonnen, dafs dem Buchstaben der Bibel nicht mehr eine Herrschaft verliehen wird, die er nicht hat, indem das Daseyn des apostolischen Glaubensinhalts in der kirchlichen Glaubensregel stets die lebendige Erinnerung seines Ursprunges ist aus dem einen und selbigen Geiste, und auch in Ansehung des Glaubensinhalts der Schrift eine bestimmte Hinweisung ist auf das Wesentlichste und Wichtigste in dieser. Endlich ist auch der Fortschritt der protestantischen Theologie daran geknüpft, dafs sie zum Zweck der Wissenschaft einerseits nicht ausschliefslich mehr in der schriftlichen oder kirchlichen Glaubensregel ihren Standpunkt nimmt, sondern in dem höhern gemeinsamen Geiste, aber andrerseits in allen Bewegungen vorwärts zugleich rückwärts ihre nothwendige Uebereinstimmung nachweiset mit beiden. In dieser Beziehung haben und behalten beide für die höhere Theologie als Dogmatik die Dignität der Glaubensnorm. Der geistreiche Verfasser des zweiten Aufsatzes hat hievon die bestimmteste Ahnung. Er beruft sich auf die innere Erfahrung, auf die der evangelische Protestantismus als auf seinen lezten Grund sich zurückzieht, und wodurch er uns auch über den Schriftglauben als Buchstabenglauben erhebt. „Denn mit jener innerlich bezeugten lebendigen Wahrheit," sagt er, „besitzen wir zugleich eine Glaubensregel und eine kritische Gabe, mittelst welcher wir die von der Kirche uns überlieferten Schriften selbst gewissermafsen richten". (S. 66.) Er beruft sich auf das unmittelbare Bewufstseyn als den Ort, von wo die neuere Theologie ausgehe. (S. 99.) Und allerdings ist das ja gegen die Oberflächlichkeit des neologischen Verstandes ein Fortschritt zu nennen. Aber eben

Digitized by Google

so wenig ist andererseits noch mit dem unbestimmten Berufen auf das unmittelbare Bewufstseyn, wie mit dem Berufen auf die Idee, wirklich ausgerichtet, wenn es nun doch wieder nur bei dieser Unmittelbarkeit bleibt, in der das Verschiedenste und Entgegengesezteste noch verborgen ist, also nur bei dem Erfahren und Vorstellen des Erfahrenen oder bei dem subjectiven Gefühl gar, als der ursprünglichen und einigen Form des Bewufstseyns Gottes, die Vermittelung aber des unmittelbar gegebenen dann nur im kritischen oder dialectischen Erkennen, d. i. im negativ-vernünftigen stehen bleibt, also jenes unmittelbare sich nicht wahrhaft vermittelt und in seiner Wahrheit erweiset durch den Begriff. Jener Standpunkt, auf welchem der Herr Verfasser noch zur Zeit steht, ist noch nicht wesentlich verschieden von demjenigen, von welchem wir hergekommen und hat an ihm selbst das Bedürfnifs und die Nothwendigkeit des Fortschrittes aus dem negativ-vernünftigen in das positiv-vernünftige; dieser aber ist die Bewegung aus dem Glauben in das Wissen im Glauben und dieses in der Wissenschaft das speculative Wissen.

Marheineke.

XXV.

Lehrbuch der Chemie von J. Jacob Berzelius. Nach des Verfassers schwedischer Bearbeitung der Blöde-Palmstedt'schen Auflage übersezt von F. Wöhler. Erster Band in zwei Abtheilungen. XIV. 844 *S. Zweiter Band in zwei Abtheilungen.* 995 *S.* 8vo. *Dresden in der Arnoldischen Buchhandlung.* 1825. 1826.

Indem wir an die Beurtheilung dieser Schrift gehen, bietet sich uns schon auf den ersten Blick eine Bemerkung dar, die wir, ihrer scheinbar äufserlichen Beziehung ungeachtet, dennoch aus inneren Gründen hier gleich am Eingange festhalten zu müssen glauben. Sie betrifft, unter Beseitigung weniger Ausnahmen, die immer mehr wachsende und bis zur entschiedensten Unverhältnifsmäfsigkeit anschwellende Fülle des Volumens unserer neuesten Lehrbücher der Physik und Chemie. So besteht der äufsere Umfang des hier in Betrachtung gezogenen, als Grundlage bei Vorlesungen bereits häufig benuzten Lehrbuchs aus vier Theilen, von denen die beiden ersten uns vorliegenden, welche allein die sogenannte unorganische Chemie enthalten, wiederum in vier Unterabtheilungen zerfallen, die zusammengenommen einen Raum von vier und einem halben Alphabet ausfüllen.

So wenig man es dem beginnenden Lehrling der Wissenschaft verargen kann, wenn er gleich anfänglich mit einiger Scheu vor so gehäuften Massen des Wissens zurückschreckt, durch welche er, nur um den ersten Eintritt in das verschlossene Heiligthum zu gewinnen, sich schon hindurch zu arbeiten hat, so natürlich ist es zugleich, dafs dem Laien in diesen äufserlichen Zeichen des Reichthums ein neues Bekräftigungsmittel des überall an unserer Zeit so mächtig gepriesenen Fortschrittes der Naturwissenschaften entgegen treten mufs, das er mit ehrerbietig schweigender Achtung und Anerkennung betrachtet. Um so mehr wird es also dringende Pflicht einer unbestechlichen Kritik, den innern Werth dieser äufserlichen Fülle zu prüfen und mit Strenge zu untersuchen, ob dieser extensive Wachsthum auch die reine Folge eines wahrhaft intensiven Fortschritts der Wissenschaft sei, oder ob er nur das Erzeugnifs eines dem eigentlichen Ziele entfremdeten Beginnens ausmache, das den blofs äufserlich erfafsten Stoff nicht mit durchgreifender Kraft zu einer gediegenen Einheit umzuarbeiten vermag, und sich daher nur in eine unförmliche Massenproduction nach aufsen hin verliert; es handelt sich um die Entscheidung, ob die Pflanze, deren Gröfse den Unkundigen abschreckt oder mit staunender Bewunderung erfüllt, das weithin verflochtene Gewebe ihrer zahllosen Zweige und Blätter einem angemessenen Boden und einem gesunden energischen Triebe verdanke, oder ob sie diesen Umfang blofs erreicht habe, weil sie in einem fremdartigen Elemente und mit ungeregelten Kräften nur auf eine üppige, abnorme Weise ins Kraut geschossen ist, das zwar zu mannigfachem Bedarf verbraucht und dem gemeinen Leben unter mancherlei vielfältig gepriesener Gestalt zu gut kommen kann, aber dennoch der edleren Blüthen und Früchte ermangelt, welche der höheren und wahrhaften Forderung an die Wissenschaft gemäfs sind.

Wenn wir uns im Verfolg unserer gegenwärtigen Darlegung für die Bejahung des leztgenannten Theils dieser Alternative entscheiden müssen, so wünschen wir zugleich, dafs schon in der Wahl des Bildes, dessen wir uns zur Bezeichnung der grofsen, zur Zeit noch herrschenden Abweichung der Wissenschaft von einer natur-

Digitized by Google

gemäfseren Richtung derselben bedienen, im voraus die Angemessenheit und Treue des Urtheils verbürgt seyn möge, die wir unserm Gesichtspunkte in allen Momenten der Entwickelung zu sichern bemüht sind. In der Vergleichung des gegenwärtigen Zustandes der chemisch-physikalischen Wissenschaften mit dem eines krankhaft wuchernden Organismus wird das Vorhandenseyn eines regen Entwicklungstriebes nicht nur nicht geläugnet, sondern vielmehr recht eigentlich anerkannt, und in den seltsamen Erzeugnissen eines von der rechten Bahn gewichenen Strebens erkennt der krankheitskundige Blick das rastlose Ringen nach dem wahrhaften Ziele nicht selten um so deutlicher, je schroffer und widernatürlicher der herrschende Grad der Verirrung sich ausspricht. Wir ehren den Fleifs und die Betriebsamkeit, mit denen die einzelnen Naturforscher für die Vervollkommnung der Wissenschaft zu wirken bemüht sind, wie wir müssen und lassen ihren Bestrebungen und den reinen, durch keine falschen Reflexionen entstellten Resultaten derselben die Gerechtigkeit widerfahren, welche sie verdienen; unsere Mifsbilligung trifft nicht die Anstrengung und den Eifer der Forschung, sondern nur die falsche Richtung derselben und den Starrsinn ihrer Abweichung; unser Tadel bezieht sich nicht auf Personen, sondern nur auf die Sache, welche die gemeinsame Angelegenheit aller Naturforscher ist, und bei deren Mängeln wir uns selbst mit allen, denen die Förderung der Wissenschaft wahrhaft am Herzen liegt, auf völlig gleiche Weise betheiligt ansehen.

Wenn wir daher mit unserm Urtheile über das vorliegende Werk einen grofsen Theil dessen, was darin in Bezug auf Behandlung, Combination und Ansicht als fehlerhaft, irrig und der Würde einer höheren Naturanschauung völlig zuwiderlaufend erkannt werden mufs, unumwunden als solches hervorheben, so bleiben wir andererseits weit davon entfernt, der Achtung, welche dem berühmten Verfasser bei seinem unbezweifelten Verdienste um die Wissenschaft in grofsem Maafse zu Theil geworden, unsere Anerkennung entziehen zu wollen. Die bereits ausgesprochene Tendenz dieser Darlegung, vermöge welcher wir uns des Buches als Mittels zum Zwecke bedienen, um an ihm und mit seiner gewissenhaften Beurtheilung zugleich das Krankhafte des gegenwärtig herrschenden Zustandes der Physik und Chemie überhaupt aufzuzeigen, ist eine reinwissenschaftliche Aufgabe, und die Auflösung derselben, die uns vom gegenwärtigen Augenblicke an beschäftigen soll, liegt bereits an und für sich und für immer aufser allem Verhältnisse zu irgend einer persönlich subjectiven Beziehung.

Wir beginnen unsere Entwickelung mit der Hinweisung auf einen mathematischen Gegenstand, der durch Anschaulichkeit und Tiefe seiner Bedeutung gleich sehr geeignet ist, als ein fruchtbares Vorbild für naturwissenschaftliche Speculation überhaupt, so wie insbesondere für eine Betrachtungsweise, die namentlich in der Chemie herrschend seyn sollte, angewendet zu werden.

Bei der numerischen Entfaltung einer Function von einer veränderlichen Gröfse wird zuvörderst durch den gleichmäfsig stufenweisen Fortschritt in der Variation der Functionalgröfse eine Reihe von Gliedern erzeugt, die zwar als gesonderte, mit bestimmten Unterschieden auseinander liegende, aber zugleich durch die ideale Einheit des in derselben Function enthaltenen gemeinsamen Gesetzes auch als eben so viele innig mit einander verbundene Erscheinungen betrachtet seyn wollen. So oft die Natur jener Function es mit sich bringt, dafs die als ihre lebendige Offenbarung hervortretende Reihe auf irgend einem Punkte der Evolution in sich zurückkehrend und der äufserlichen Erscheinung entzogen zu einem blofs relativen Null sich gestaltet, so ist damit nothwendig auch beim weiteren Verlauf der Entwickelung über dieses Zero hinaus, zu beiden Seiten desselben, ein Gegensatz bedingt, kraft dessen die Glieder der einen Seite unter entgegengesezter Bezeichnung als negirende Bestimmungen denjenigen der andern sich gegenüber stellen, so lange bis mit einem neuen Uebergange durch den Zustand des unendlich Kleinen oder unendlich Grofsen die Rückkehr zur ursprünglichen Bejahung wiederum gewonnen ist.

Für eine gesonderte Anschauung, die nur in der sinnlichen Wahrnehmung des Einzelnen der Erscheinung besteht, geht aber dieser innere Zusammenhang der beiden Seiten der Reihe und das wechselseitige Bedingtseyn der einen durch die andere gänzlich verloren; das relative Null zwischen beiden wird für sie zu einem absoluten Nichts oder zu einer unergründlich tiefen Kluft, und in dem einen wie im andern Falle sind ihr die entgegengesezten Sphären der Evolution, in denen sich die Identität eines und desselben Princips manifestirt, so wie die einzelnen Glieder jeder Seite für sich, nur discrete, im gleichgültigen Nebeneinander befindliche Objecte der Erscheinung. Der unwissenschaftliche Sinn bleibt verschlossen gegen den Gedanken an eine innere Einheit dieses sich scheinbar gegenseitig ausschliefsenden Mannigfalti-

Digitized by Google

gen; er begreift es nicht, wie dieselbe ununterbrochen nach durchaus gleicher Richtung und in ungestörter Gleichmäfsigkeit fortschreitende Wirkung der fungirenden Gröfse unter so contradictorischen Formen sich zu offenbaren vermöge, dafs sie bald wachsende, bald abnehmende, bald positive, bald negative Resultate erzeugen, oder selbst auch, der endlichen Wahrnehmung entrückt, in ein völlig leer scheinendes Zero verschwinden könne, und statt der begriffsmäfsigen Anerkennung eines in sich lebendigen, unter allem Wechsel der Erscheinung identisch fortschreitenden Processes trägt er vielmehr in die äufsere Mannigfaltigkeit desselben die unwahre Voraussetzung einer ursprünglichen Geschiedenheit und eines zufälligen, indifferenten Nebeneinanderliegens seiner Glieder hinein.

Alles, was er demnächst über die lezteren an Kenntnissen zu erlangen vermag, ist eben darum auch niemals geeignet, das Wesentliche in den Erscheinungen als solches zur Anschauung zu bringen, sondern kann nur vereinzelte Prädicate an ihnen hervorheben, bei welchen es an einem Princip zur Unterscheidung des Zufälligen und Nothwendigen gänzlich mangelt. Ueber die Summen und Differenzen dieser Glieder, über ihre Verhältnisse zu einander, so wie über die Verhältnisse der Resultate oder anderweitig möglichen Combinationen derselben, ferner über die Verhältnisse dieser Verhältnisse, und so fort, kann eine unerschöpfliche Menge von Untersuchungen angestellt werden, die nie zu Ende kommt, weil die Zahl der Glieder an sich unendlich seyn kann, oder weil auch bei einer beschränkten Anzahl derselben die Menge aller möglichen, willkürlichen Verhältnifsbestimmungen an ihnen unendlich grofs ist, und die Ergebnisse dieser Untersuchungen, so viel deren gewonnen sind, können nach irgend einem, gleichfalls nicht anders als nur mit Willkür zu bestimmenden, Schema in eine systematische Verknüpfung gebracht werden, welche dem Ganzen das oberflächliche Gepräge und den Schein einer Wissenschaft verleihen kann, mit dem jedoch für das wahrhafte Wissen über die Natur der Objecte der Untersuchung nichts gewonnen ist, weil diese nur als Glieder der Reihe eine Bedeutung haben, und in dieser Bedeutung, nur insofern vor allem zuerst die Einheit des Gesetzes der Reihe selber zur klaren Anschauung gebracht worden, auf eine wahrhafte Weise erkannt zu werden vermögen.

Wir haben diesen Zügen einige Ausführlichkeit gegeben, weil in der That zur Veranschaulichung des Grundcharakters unserer heutigen Physik und Chemie nichts geeigneter zu seyn scheint, als die Vergleichung des hier eben entworfenen Bildes. Die Art und Weise der Forschung, wie sie gegenwärtig auf diesen wissenschaftlichen Feldern als die herrschende sich darstellt, ist vollkommen dieselbe, welche wir in dem angeführten Gleichnisse so eben erblickt haben: eine Forschung, die es mit endlosen, nur durch die Willkür und den Eigensinn der Reflexion ergriffenen äufserlichen Bestimmungen zu thun hat, die den Stoff des Erkennens nach allen Richtungen herumwälzt und wendet, ihn von tausend und aber tausend Seiten betrachtet, nur gerade nicht von derjenigen, auf welcher allein das eigentliche *punctum saliens* sich befindet, und die in ihrem rastlosen Suchen zwar zufälliger Weise Resultate und Vortheile in Menge, nur nicht von derjenigen Beschaffenheit und Genüge zu finden vermag, wie sie dem innersten Triebe des Forschens gemäfs erheischt und vorausgesezt werden.

Dem reinen Erkennen ist die Natur eine Sphäre der unablässigen Selbstoffenbarung des absoluten Geistes des Lebens, der aus seiner Identität mit sich in unendlich mannigfaltigen Formen, als eben so vielen Beschränkungen und Negationen seiner selbst, aus sich heraus tritt, und zugleich durch die unaufhörlich fortschreitende Auflösung und Vernichtung dieser Schranken wiederum mit dem Rückgange in sich die lebendige Affirmation seines ewigen Wesens vollbringt. Dieser Geist des Lebens ist das fungirende Urelement, an dessen Seyn ein Fortschreiten, und an dessen Fortschreiten eine Unermefslichkeit von Erscheinungen geknüpft ist, deren jede einzelne alle übrigen, und die wiederum alle jede einzelne unter ihnen fordern und voraussetzen, die sich wechselseitig verneinen und bejahen, in ihrer unablässig fortschreitenden Entwickelung sich einander hemmen und fördern, binden und lösen, verdunkeln und erleuchten, so dafs in keiner von ihnen ein Rückschritt oder Fortschritt ohne eine angemessene, in gröfsere oder kleinere Kreise verschwimmende Rückwirkung auf mehr oder weniger der übrigen möglich ist, dafs jede einzelne, so wie jede aus mehr oder weniger einzelnen gebildete gröfsere Totalität derselben, die Momente dieses Fortschreitens und Gehemmtseyns und des relativen In-sich-seyns an sich trägt, und dafs alle insgesammt die Einheit der Wirksamkeit des in ihnen erscheinenden ewigen Geistes als eine unablässige und bei allem Wechsel, unter allen scheinbaren Wi-

Digitized by Google

dersprüchen der Offenbarung dennoch sich selbst gleich bleibende Fortbewegung desselben manifestiren.

Es ist die Aufgabe der Naturwissenschaften, in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen diesen ewigen Zusammenhang historisch zu versichtbaren, so dafs durch sie eine ihm gemäfse Erkenntnifsstufe dargeboten werde, auf welcher die lebendige Einheit des Naturlebens vernehmlich abgespiegelt und der Geist des Erkennenden in einem Acte seiner eigenen Selbstbefreiung zur Anschauung der wahrhaften Identität in allem Erscheinenden vorbereitet und befähiget werden möge.

Einzelne Gebiete der Naturkunde, unter ihnen insonderheit die von der Atomistik gereinigte Krystallonomie und die vergleichende Anatomie der Pflanzen- und Thierorganismen, sind als solche zu nennen, welche bereits dieser ursprünglichen Richtung auf eine sinnige Weise und mit Erfolg zu entsprechen begannen; nur die eigentliche Physik und Chemie hält sich, mit wenigen Ausnahmen, noch fortwährend auf einem Punkte, dessen Versunkenseyn in die ganz alltägliche Weise des sinnlichen Auffassens den Blick für Einheit und tiefer begründeten Zusammenhang in den Erscheinungen gänzlich gefangen nimmt, und die Zerklüftung des Anschauens im gemeinen Bewufstseyn, das in seiner ihm zugefallenen Beschränkung die Sinnenwelt und ihre Unterschiede als absolute sezt und festhält, nicht nur nicht aufhebt, sondern vielmehr noch mit endlosen Steigerungen erweitert.

Dieser Standpunkt ist es denn auch, welcher durchgehends die Grundlage der vorliegenden Schrift bildet und vermöge dessen sie als ein entschiedener Repräsentant aller der Irrthümer und Widersprüche zu betrachten ist, die mit dem Festhalten an eine der Wissenschaft so unwürdige Basis nothwendig verknüpft sind. Eine Forschung, welche die höchste Wissenschaftlichkeit und ihr Hauptverdienst darein sezt, dafs sie einzig und allein nur auf Erfahrung und Beobachtung sich stützen will, während sie gleich von vorn herein, in der gänzlichen Gewalt und unter dem absolutesten Despotismus der Sinnlichkeit, die Materie als ein in sich schlechthin Indifferentes und Todtes neben das Leben hinstellt, kann sich zu diesem ihr unbekannten und beziehungslosen X, den mannigfaltigen Aeusserungen, Processen und Uebergängen seines wirklichen Lebens gegenüber, nicht anders verhalten, als dafs sie entweder, im abermaligen Widerspruche mit ihrem Beginnen, die lezteren für etwas absolut Unbegreifliches erklärt, oder dafs sie, ihrem Vorsatze eben so gedankenlos und willkürlich zuwider handelnd, aus dem Egoismus der sinnlichen Reflexion neue Substrate in der Form von Kräften, Verwandtschaften, Atomen, Imponderabilien, hervorbildet, die zusammen genommen und einzeln den *Deus ex machina* darstellen, welcher als der Vermittler und Regulator des Naturlebens betrachtet werden soll. Aber diese aus der Einheit einer heiteren und unbefangenen Naturansicht gänzlich herausgetretenen Fictionen bedürfen selbst von allen Seiten der Vermittelung, ohne sie irgend woher zu erhalten, und weit entfernt, dafs sie den flüchtigen Proteus der Naturoffenbarung zu Geständnissen seiner Geheimnisse führen sollten, stellen sie vielmehr nur die Netze dar, mit welchen der Unbezwingliche selbst diejenigen äfft und umgarnt, welche sich in einen so vergeblichen und thörichten Kampf mit ihm einzulassen versuchen.

Dieses Mifsverhältnifs tritt an dem hier betrachteten Lehrbuche der Chemie dadurch unter dem höchsten Grade der Härte und Rücksichtslosigkeit hervor, dafs darin jene leeren Reflexionsbestimmungen, nicht wie es etwa sonst noch zu geschehen pflegt, nur als formale Momente und blofse Vehikel der Darstellung, sondern vielmehr sogleich auf synthetische Weise, als völlig ausgemachte Facta und reelle Objecte an die Spitze gestellt werden, auf welche sodann alles übrige, wie Wirkung auf Ursache, bezogen wird. Sogleich auf der Anfangsseite des Buches gibt sich uns wenigstens diese Art des Dogmatismus auf das vernehmlichste in folgenden Worten zu erkennen:

„*Die ganze uns umgebende Welt mit allen bis ins Unendliche von einander verschiedenen zusammengesezten Körpern, woraus sie gebildet ist, besteht aus einer unbedeutenden Anzahl einfacher Stoffe, welche durch eigenthümliche Kräfte, die man Verwandtschaften nennt, in mannigfaltigen Verhältnissen mit einander vereiniget sind.*“

Weiterhin werden von zusammengesezten Körpern die einfachen auf folgende Weise unterschieden:

„*Einfache Körper nennen wir diejenigen, von welchen wir mit völliger Zuversicht zu wissen glauben, dafs sie nicht zusammengesezt sind, und die wir allenthalben als Bestandtheile der übrigen Natur antreffen.*“

Obgleich es nicht zu begreifen ist, wie eine so vage, aller Willkür Preis gegebene Bestimmung als Motiv zur Verwerfung eines lebendigen Gedankens der älteren Physik dienen könne, mit dem jene nichts als nur ein in viel

Digitized by Google

engerem Sinne gebrauchtes Wort gemein hat, so lesen wir doch gleich nach jener Erklärung die folgende Reflexion:

„*Unsere Voraltern nannten sie* (die einfachen Körper) *Elemente und nahmen an, dafs alle Körper aus vier einfachen Grundstoffen oder Elementen, nämlich aus Erde, Feuer, Luft und Wasser zusammengesezt wären. Jezt wissen wir, dafs die meisten dieser alten Elemente zusammengesezt sind, und dafs folglich die Begriffe unserer Voraltern unrichtig waren.*"

Bald darauf werden sodann unter den einfachen Körpern das Licht, die Wärme, die Electricität und der Magnetismus als solche aufgeführt, die sich von den übrigen hauptsächlich durch das Merkmal der Imponderabilität unterscheiden, die jedoch, wie es wörtlich und wieder im entschiedensten Widerspruche mit der obigen Bestimmung von ihnen heifst,

„*so viel mit einander gemein haben, dafs man wohl vermuthen sollte, dafs einer oder der andere aus den übrigen zusammengesezt sei, oder dafs sie sämmtlich aus gemeinschaftlichen, einfachen und gänzlich unbekannten Grundstoffen bestehen.*"

Was unter zusammengesezten Körpern, im Gegensatze der bisher nur als ihre Negation behandelten einfachen zu verstehen sei, wird nirgend gesagt; im Gegentheil beginnt das Buch sogleich mit einer Definition, welche dem Leser bereits die vollkommenste Freiheit gestattet, über den Inhalt dieser Vorstellung nach Gutdünken zu verfügen. Die Chemie wird nämlich definirt als: „*die Wissenschaft von der Zusammensetzung der Körper und von ihrem Verhalten gegen einander.*" Da hierin die Art der Zusammensetzung und des gegenseitigen Verhaltens völlig unbestimmt gelassen ist, so könnte danach also auch ein jedes System von mechanischen Potenzen als solches, ein Uhrwerk z. B. und die Art, wie die einzelnen zusammengesezten Theile desselben in ihrem wechselseitigen Ineinandergreifen sich zu einander verhalten, als ein zum Gebiet der Chemie gehöriges Object der Betrachtung angesehen werden.

Bei so viel Aeufserlichkeiten, welche hier an die Stelle eines lebendigen, tiefer geschöpften wissenschaftlichen Gehaltes treten, fehlt also gerade diejenige, welche auch bei der untergeordnetsten wissenschaftlichen Darstellung nicht vermifst werden darf, — die Integrität der gemeinen logischen Consequenz, und es heifst vielleicht noch ein zu vortheilhaftes Bild von demjenigen entwerfen, was hier unter der ausdrücklichen Bemerkung: „*dafs die Chemie nicht längst erst zur Wissenschaft geworden sei,*" als Grund und Boden derselben dargeboten wird, wenn man sagt, dafs es sich zu dem eigentlichen Schauplatze der Wissenschaft nur wie ein gemaltes Theater verhalte, auf welchem Stricke und Hebelbäume, noch überdiefs in mangelhafter Anordnung, als die Aequivalente der geistigen Triebfedern des wahrhaften Naturlebens vorgezeigt werden.

Folgen wir dem Buche weiter in seine nächsten Abschnitte über das Licht und die Wärme, so begegnen wir überall derselben Herabgezogenheit der Wissenschaft, mit welcher jede innere und höhere Bedeutung der Erscheinungen in dem blofs sinnlichen Elemente der Betrachtung völlig zu Grunde gegangen ist. Die Sonne wird zuvörderst als Hauptquelle des Lichts und der Wärme mit einer Eisenkugel verglichen, die im Zustande des Weifsglühens aus dem Heerde genommen worden; dann aber, als wenn das Charakteristische eines Standpunktes, der Vergleichungen solcher Art zuläfst, nur noch greller hervorgehoben werden sollte, tritt die Bemerkung hinzu: dafs dieses Gleichnifs aus dem Grunde nicht völlig passend sei, weil die Eisenkugel ihre Eigenschaft zu leuchten und zu wärmen sehr schnell wieder verliert, während sie bei der Sonne ohne Abnahme fortdauert.

Dieselbe Reflexionsweise, welche die Thätigkeit des Lichts und der Wärme überhaupt als Stoffe sezt, und sodann später bei den Widersprüchen, die aus diesen grundlosen Satzungen fliefsen, in Klagen über Unbegreiflichkeiten ausbricht, mischt nun ferner die Sonnenstrahlen aus beiden Materien zusammen; läfst da, wo in der heiteren Beleuchtung vom Sonnenlichte Erwärmung entsteht, die Lichtmaterie verschluckt und den Wärmestoff ausgeschieden werden, und stellt es, Willkür durch Willkür potenzirend, nach einer oberflächlichen Betrachtung des Farbenspectrums und einiger von den Thatsachen, welche auf eine chemische Polarität des lezteren hindeuten, dem Schüler anheim, ob er das farbenlose Licht abermals wieder aus sieben ursprünglich verschiedenen Lichtstoffen, oder aus mehr oder weniger in verschiedenen Verhältnissen gemachten Mischungen des Licht- und Wärmestoffs sich vorstellen wolle. Das sind die Maximen und Resultate einer Disciplin, die einzig und allein nur auf dem zuverlässigen Boden der Erfahrung mit Treue und Gewissenhaftigkeit sich zu bewegen vorgibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 65. u. 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1827.

Lehrbuch der Chemie von J. Jacob Berzelius. Uebersezt von F. Wöhler.

(Fortsetzung.)

Die Wärme hat in dieser paradoxen Empirie, aufser dem, dafs sie als eine wirksame Dienerin des Schmelztiegels und Destillirapparats beachtet wird, vornämlich nur noch in so fern eine Bedeutung, dafs sie in der Eklipse des Latentseyns sich zwischen die Molecüle drängt, und die Stoffe zu tropfbaren Flüssigkeiten, zu coërcibeln und unbeständigen Gasen auseinander treibt, so wie in dem auf S. 60 zu noch gröfserer Versinnlichung dieser Vorstellung ausdrücklich angeführten Versuche das Wasser in den porösen Stoff eines Bindfadens eindringt und darin zurückbleibt. „*Diefs mag sich nun* (heifst es am Schlusse des Abschnittes) *so verhalten oder nicht, so erleichtert es doch die Erklärung aller durch die Wärme hervorgebrachten Erscheinungen, wenn man annimmt, dafs der Wärmestoff ein besonderer, unwägbarer Stoff, wie der Lichtstoff, sei, welcher zu einer grofsen Anzahl von Körpern Vereinigungs-Verwandtschaft besizt, und mit ihnen bald festere, bald losere Verbindungen eingeht.*"

Das Argument dieser Apologie ist das gewöhnliche, welches nicht blofs in Bezug auf den Wärmestoff, sondern zur Rechtfertigung des Gebrauchs der Imponderabilien und Hypothesen in der Physik und Chemie überhaupt immer angeführt zu werden pflegt, und nicht selten geht dabei die Defension gegen diejenigen, welche auf die Verwerfung dieses Gebrauchs dringen, in den offensiven Vorwurf über, dafs sie die Wissenschaft eines wenigstens ganz unschädlichen Verdeutlichungsmittels berauben, und ihr dafür eine über empirische Forschung, so wie über gewöhnliche Fassungskräfte ganz hinaus liegende Gestalt aufzudringen trachten. Wir glauben daher dem Zweck unserer Darstellung zu entsprechen, wenn wir durch die obige Bemerkung des Verf. Veranlassung nehmen, jener allgemein geführten Waffe hier mit Bestimmtheit zu begegnen, obgleich sie schon an sich so schwach erscheint, dafs man sie für keine ernstliche halten und sie eben daher unberücksichtigt lassen dürfte, wenn nicht der Standpunkt überhaupt, von dem aus und für den sie geführt wird, von solcher Art wäre, dafs auf ihm Vorstellungsweisen, die mindestens in die Kategorie des Scherzes hinein gehören, in vollem Ernste geltend gemacht würden.

Wenn die Physik oder Chemie ihre hypothetischen Substrate als ganz unschuldige Maafsregeln in Schutz nehmen will, weil sie lediglich nur auf Veranschaulichung der wissenschaftlichen Darstellung berechnet seyn sollen, so mufs sie einen ihr zugehörigen Boden des Erkennens vorzuweisen haben, auf welchem ein wissenschaftlicher Bau aus reellen Materialien auch völlig ohne jene symbolischen Bestandtheile aufgeführt werden könnte. Aber darin eben liegt die Schwäche ihres Wesens, dafs es ihr überall, so weit sie sich nicht auf dem Felde der Mathematik bewegt, an solchem Boden völlig gebricht, und auf der trügerischen Oberfläche, welche die Grundlage ihres Erkennens ausmacht, sind für sie überall keine andern Erzeugnisse möglich, als allein die haltungslosen Gestalten, welche aus dem Nebel naturwidriger Hypothesen zusammen geronnen sind. Jene Blendwerke, deren sie sich nur als Mittel zum Zwecke zu bedienen wähnt, gehören zu ihrem eigentlichen Wesen; sie hat durchaus nichts von solidem Gehalt an deren Stelle zu setzen, und mufs zu ihnen in jedem Augenblicke ihre Zuflucht nehmen, wenn sie nach ihrer Weise etwas erklären, das heifst, etwas ihr Unbegreifliches auf eine Supposition, die in der Regel noch unbegreiflicher als das zu Erklärende ist, zurückzuführen beabsichtigt.

Wo ein Organismus aus einem Gesichtspunkte betrachtet wird, der das innere Leben desselben anzuerkennen verbietet, während er dennoch zugleich Rechenschaft über die vor Augen liegenden Aeufserungen dieses Lebens fordert, da bleibt, wenn man, dem Widerspruche einer

Digitized by Google

solchen Aufgabe zum Trotz, ihre Lösung dennoch erzwingen will, in der That nichts als nur der Schein der lezteren übrig, indem man unsichtbare, erdichtete Seile an die sich regenden Glieder knüpft, und die aus dem innern Leben hervorgehenden Bewegungen fälschlich als solche, die nur auf diesen oder jenen äufserlichen Zug dieser Seile erfolgen, daraus herleitet. So gewifs es nun ist, dafs mit solchen Zurückführungen, die im Sinne der gewöhnlichen Physik Erklärungen genannt werden, nicht nur nichts gewonnen, sondern dafs vielmehr durch eine solche Behandlung oder Mifshandlung eine in sich lebenskräftige Gestalt zum dürftigen Zerrbilde einer todten Gliederpuppe herabgezogen worden; so widersinnig ist es zugleich, wenn man noch obenein einen solchen völlig leeren Formalismus als Symbolik eines tiefer liegenden Erkennens, das mit ihm gegeben und durch ihn nur erleichtert werden soll, geltend zu machen trachtet.

Es heifst vollends zum Gipfel der Verkehrung hinaufsteigen, wenn man eine ernstliche Forschung, die Erdichtungen und Trugbilder nicht gelten läfst, wo es um ein Erkennen im Geist und in der Wahrheit zu thun ist, als eine feindselige, übermüthige Richtung gegen die bisherige Stellung der Wissenschaft bezeichnet, und von einer unstatthaften Erhöhung ihres Standpunktes spricht, da wo es vor allen Dingen nur darauf ankommt, einen schlechthin falschen und unwürdigen mit dem eigentlichen und angemessenen zu vertauschen. Das wahre Verhältnifs zwischen beiden besteht einzig und allein darin, dafs der leztere, mit unbefangener Hingebung an die Natur, das Leben, wie es durch sie offenbart wird, mit Treue erfafst und in der Einheit seines organischen Zusammenhanges zu verfolgen trachtet, während es jener in der egoistischen Entfremdung des gemeinen Bewufstseyns ursprünglich verläugnet, und sodann durch die abentheuerlichste Willkür der Fiction, in vergeblichen und immer weiter vom Ziele abführenden Versuchen, auf eine mittelbare Weise wiederum hervorkünsteln will.

Gerade der Standpunkt, den der Vorwurf eines unberufenen Hinausgehens über die Gränzen der Erfahrung treffen soll, bildet also vielmehr durch das arglose Hingegebenseyn an die Erscheinungen und durch das Entfernthalten aller trüben, metaphysischen Voraussetzungen, welche die unbewufste Selbsttäuschung der gemeinen sinnlichen Anschauung zwischen sich und die Gegenstände befestigt, das eigentliche Centrum einer lauteren, erfahrungsmäfsigen Forschung, die die Natur in ihrer wahrhaften Gestalt erkennen und den Gang ihrer Entwickelung nur in treuen, ewig gültigen Enunciationen zu bewahren trachtet.

Wer aber an die Täuschungen eines blofs persönlichen Standpunktes eben so fest, wie die Schnecke an die Wände ihres Gehäuses gebunden ist, dafs er sie überall mit sich führen mufs, und lediglich nur dasjenige als Erfahrung und Thatsache anzuerkennen vermag, was bereits den einseitigen Stempel dieser Täuschungen an sich trägt, wer nicht stark und muthig genug ist, die Schranken der persönlichen Selbstsucht, des blofs sinnlichen Ich zu einer anspruchlosen und sittlichen Gesammtanschauung der organischen Einheit des Naturlebens zu durchbrechen, dafs er sich heimisch und heiter in ihr fühle, der mag als Techniker blofs positive, äufserlich aufgefafste Data der Wissenschaft zu seinem und anderer Vortheile in Anwendung setzen, oder er mag selbst als geschickter Experimentator, durch künstliche Verbindungen und Zerlegungen mancherlei Art, auf mittelbare Weise zum Vortheile der Wissenschaft sich wirksam erweisen; — für den innerlichen Aufschlufs derselben ist er ohne Beruf, er steht unter ihr, und die Wissenschaft, welche allein Resultat und Ziel der Erhebung ist, kann und darf sich weder zu ihm, noch zu irgend einem herablassen, der sich nicht eben so wohl zu ihr und durch sie empor zu richten vermag.

Die folgenden Abtheilungen des Buches, welche dem eigentlichen chemischen Inhalt desselben unmittelbar vorangehen, behandeln die Elektricität und den Magnetismus. Ein geistreicher Physiker sagte noch zu Anfange dieses Jahrhunderts von diesen Capiteln der Naturlehre, dafs die ältere mechanische Physik sie nur wie unwürdige, spielende Kinder eine geraume Zeit hindurch hinter sich her geschleppt habe. Es wäre thöricht, zu läugnen, dafs diese Kinder seitdem bedeutend herangewachsen sind; aber es ist eben so gewifs, dafs man bei aller äufserlichen Ausbildung, die ihnen während der Zeit geworden, wenig für ihre innere Entwickelung gethan hat, und die Anerkennung ihrer vielversprechenden Erscheinung ist fast immer nur auf ein vages hin und her Versuchen beschränkt geblieben, alles mögliche aus ihnen zu machen, so dafs man, nachdem sie lange genug im Gefolge der älteren Physik mechanisch nachgezogen worden waren, sie dafür nun selbst wiederum bald dieses bald jenes physikalische Phänomen auf eine eben so äufserliche, aber eben daher auch stets erfolglos gebliebene Weise, wollte ziehen und tragen lassen.

Digitized by Google

Kein Mifsgriff dieser Art aber ist härter und schreiender zu nennen, als derjenige der allerneuesten Zeit, welcher der sogenannten Elektrochemie ihre Pseudo-Existenz bereitet hat. Die körperliche Elektricität, die an der galvanischen Kette den chemischen Processs nur flüchtig umspielt, ist wie ein trabendes Zugthier an seinen Wagen gefesselt worden, und der Magnetismus, seitdem er in derselben Region offenbar geworden, hat unter Vernichtung seiner ganzen bedeutungsreichen Eigenthümlichkeit sich demselben Joche fügen sollen. Zu diesem ursprünglich inneren Widerstreit der Verbindung hat sich dann noch, wie von uns an andern Orten mehrmals gezeigt worden, ein äufserer gesellt, indem man durch eine merkwürdige Vernachläfsigung und Verkehrung der Prämissen, dasjenige, was, dem schon in andern Beziehungen bestehenden Sprachgebrauch gemäfs, und nach der Absicht einer solchen widersinnigen Combination, wenigstens das Elektropositive heifsen müfste, gerade umgekehrt zum Elektronegativen gemacht, und gegenseitig das elektronegativ zu nennende als das Elektropositive gestempelt hat.

Bei so grofsen Verirrungen in den Ansichten über diese Gegenstände ist von den sie betreffenden Lehren der heutigen gemeinen Physik wenig richtiges und wahres zu erwarten, und das vorliegende Lehrbuch liefert dafür die Beweise in solcher Menge, dafs wir die verhältnifsmäfsigen Gränzen dieser Beurtheilung bei weitem überschreiten müfsten, um nur die gröfsere Zahl derselben als solche hervorzuheben und zu charakterisiren. Zu den wenigen, auf deren kurze Anführung wir uns hier beschränken müssen, zählen wir zuerst die auf S. 78 gegebene Darstellung von der Wirkung einer elektrischen Verstärkungstafel. Sie schliefst mit folgenden Worten:

„*Wenn ein Mensch die Verbindung* (beider Seiten der belegten Glastafel) *mit den Händen bewirkt, so fühlt er eine starke Zuckung in dem Arm. Dieser sogenannte elektrische Schlag oder Stofs entsteht dadurch, dafs die auf beiden Seiten des Nichtleiters angehäuften beiden Elektricitäten sich mit aufserordentlicher Heftigkeit ins Gleichgewicht setzen und zu dem unbemerkbaren elektrischen Stoffe verbinden. Mit ihnen zugleich verschwinden auch alle Spuren von Elektricität in der Scheibe.*“

Wir erlauben uns fürs erste der kategorischen Entscheidung des vorlezten Satzes nur die folgende Frage entgegen zu setzen: Wenn ein Unbefangener die mit Verbrennung, Zersetzung und Zerstäubung begleiteten Wirkungen einer hinlänglich kräftigen elektrischen Entladung vor Augen hat und man fordert sein Urtheil darüber, ob er die Commotion des die Kette schliessenden Organs einer innern, auf ähnliche Wirkung hingerichteten momentanen Erregung desselben oder einem unsichtbaren Stoffe zuschreibe, der sich wie ein Kobold durch seine Glieder hindurch stürzt: auf welche Seite wird seine Entscheidung fallen? Freilich sezt die Physik jene Verbrennungs-, Zersetzungs- und Zerstörungsprocesse ebenfalls auf Rechnung dieses nämlichen unsichtbaren Geistes und befolgt hierin ihre Maxime, vermöge deren sie es sich überall erlaubt, der erfahrungsmäfsigen Anerkennung immanenter Thätigkeiten ein leeres, aus der Luft gegriffenes Phantom auf eine erfahrungswidrige Weise zu substituiren; aber wie nun weiter mit diesem Hirngespinnste jene lebendigen Processe zu realisiren seien, das ist ihr, neben dem allgemeinen metaphysischen X der Materie, ein eben so unauflösliches Y als der fabelhafte, dämonische Stoff selbst ein absolut unbekanntes Z für sie ist. Fürs zweite wird in dem lezten Satze der eben angeführten Stelle des Lehrbuchs die nach der Entladung bekanntlich sich jedesmal wieder erzeugende zweite, schwächere Ladung entweder geläugnet oder verschwiegen, obgleich sie, wenn nicht das wichtigste, doch eins der sprechendsten Phänomene der verstärkten Elektricität für die Theorie bildet. Woher entsteht diese zweite Ladung? Wenn sie ein blofser Rückstand nicht ausgeglichener Elektricität ist, warum ist sie so constant und warum ist sie nicht unmittelbar gleich nach der ersten Entladung vorhanden, sondern weshalb bedarf sie zur vollständigen Ausbildung immer erst wieder einer verhältnifsmäfsigen Zeit nach jener?

Die gemeine Physik hat gar keine befriedigenden Antworten auf diese Fragen, weil sie überhaupt, ungeachtet ihrer beliebten Theorien von den elektrischen Wirkungskreisen noch zu keiner, nur einigermafsen wesentlich zu nennenden Ansicht über die Wirkung der elektrischen Batterie, so wie des Elektrophors und Condensators gelangt ist, und alles, was im vorliegenden Lehrbuche über diese Gegenstände gesagt worden, ist von einer Art, als wenn es darauf berechnet wäre, das oberflächliche der gewöhnlichen Darstellungen aus diesem Gebiete zu noch gröfserer Verflachung herabzusetzen. Es liegt so nahe, die genannten Apparate in ihrer Wirksamkeit als modificirte galvanische Elemente zu betrachten,

Digitized by Google

in welchen das Glas oder Harz der unvollkommene aber analog fungirende Stellvertreter der Flüssigkeit ist, wie wir diese entschieden richtige Ansicht in unserem: *„Procefs der galvanischen Kette"* ausgeführt haben. Aber zu ihrem Verständnisse gehört zuvörderst ein Blick in das Wesen der eigentlichen galvanischen Kette, um den sich die Physik unserer Tage nie ernstlich bemüht hat; sie hat vielmehr, statt die Wirkung der gemeinen Elektricität aus der galvanischen begreiflich zu machen, umgekehrt nur den durch und durch lebendigen Procefs der galvanischen Kette auf die viel niedrigere Sphäre der gemeinen Elektricität zu reduciren gesucht, und ist hier, wie überall, in die verkehrte Richtung verfallen, die vom Körper zum Geist, vom Tode zum Leben gelangen und dieses aus jenem begreiflich machen will.

Auf der 81sten und folgenden Seite des Lehrbuches soll ein Hauptbeweis für die Materialität der Elektricität aus einem Versuche von *Davy* gezogen werden, nach welchem die Elektricität den luftleeren Raum zu durchbrechen nud sich einen Weg bis zum nächsten Leiter durch ihn hindurch zu bahnen vermag. Aber abgesehen davon, dafs das Resultat dieser vereinzelten Beobachtung mit früheren, namentlich mit den Ergebnissen einer Reihe sorgfältiger Untersuchungen von *Morgan* (*Phil. Transact.* 1785) in geradem Widerspruche steht, und dafs es zugleich unmöglich ist, die Wirkungen der Gränzwände des Glases und irgend eines Minimums von Quecksilberdämpfen in dem angeführten Versuche zu beseitigen, so ist der Schlufs, welcher aus der Möglichkeit der elektrischen Erscheinungen im luftleeren Raume eine materielle Grundlage der Elektricität deduciren will, schon an sich ohne alle bindende Kraft, und von derselben vagen Beschaffenheit, als wenn die Anerkennung eines materiellen Substrats der Schwere deshalb, weil diese auch durch das Vacuum fortwirkt, als eine folgerechte Nothwendigkeit gefordert würde.

Gleiche Bewandtnifs hat es mit allem, was von etwanigen Argumentationen ähnlicher Art an die Erwähnung der sogenannten unipolaren elektrischen Leitung, des sogenannten Ausströmens der Elektricität aus Spitzen und des Durchlöcherns dünner Körper, beim sogenannten Durchgange der verstärkten Elektricität durch sie, angeknüpft wird. — Eine reelle Fortleitung der Elektricität findet nur statt in der Verbreitung der elektrischen Erregung durch eine und dieselbe homogene Masse; alles übrige, was man bisher unter einer verwirrenden, ganz unverantwortlichen Entfernung von der Erfahrung, als eine während des Geschlossenseyns der Kette gleichfalls bestehende Fortleitung der Elektricität unter der beliebten Phrase des elektrischen Stroms, bezeichnet hat, ist etwas ganz anderes als Elektricität, es ist der bereits beginnende, mehr oder weniger ausgebildete chemische Procefs selbst, als dessen nur überwiegend versichtbarte Tendenz die Elektricität aufserhalb des geschlossenen Kreises der Kette, so wie der Magnetismus innerhalb desselben, sich auf das vernehmlichste ankündigt. Die unipolare elektrische Leitung existirt daher als solche gar nicht, ihre Annahme steht vielmehr in entschiedenem Widerspruche mit der Erfahrung, welche offenbar zeigt, dafs die sogenannten unipolaren Leiter die positive Elektricität eben sowohl als die negative aufserhalb der geschlossenen Kette fortleite und das Verhalten, welches man übereilter Weise als eine einseitige Elektricitätsleitung derselben betrachtet hat, ist lediglich nur eine der jedesmaligen individuellen Beschaffenheit angemessene einseitige Theilnahme an der chemischen Thätigkeit, welche der geschlossenen Kette als eigentlicher und wesentlicher Gehalt ihrer Wirksamkeit angehört.

Eben so ist die sogenannte elektrische Strömung aus den Spitzen und zugeschärften Theilen der Leiter nur die Folge der galvanisch-chemischen Thätigkeit einer Kette mit ungleichen Berührungsflächen, deren Natur freilich vorher auf eine erfahrungsmäfsige Weise erkannt werden mufs, an die unter den Trugbildern hypothetischer Fictionen in dem vorliegenden Lehrbuche nicht auf entfernte Weise gedacht ist.

Endlich wird das erwähnte Durchlöchern des Glases, Pergaments und anderer geeigneter Substanzen hier als eine pfriemenartig von der Elektricität bewirkte Durchbohrung betrachtet, und sodann unter dieser anticipirten Satzung gefolgert, dafs die Elektricität wohl etwas materielles seyn müsse. Die gemifshandelte Natur des Herganges ist bereits zur unwürdigsten Gestalt herabgezogen und verurtheilt, noch ehe sie geprüft worden. Für diese Trivialität der Ansicht ist der Elektromagnetismus und seine naturgemäfse Enunciation eine vergebliche Offenbarung gewesen. Der denkende Naturforscher hat durch ihn vernommen, dafs die Masse der geschlossenen Kette in kreisend polaren Richtungen, die auf der Ebene des in sich zurück laufenden Umfanges derselben senkrecht oder beinahe senkrecht sind, angetrie-

Digitized by Google

ben werde, dem lebendigen Entwickelungsdrange ihres Processes zu genügen, und dafs so die Masse des durchlöcherten Kartenblattes an der Stelle, welche sich im Umfange des geschlossenen Kreises der Kette befindet, *nach Richtungen, die in der Ebene des Blattes selbst liegen,* unter rotirender Bewegung mechanisch zerstiebt werde, sofern sie nicht das Vermögen besizt, der momentanen Gewalt der Erregung zur chemischen Thätigkeit einerseits schnell genug Folge zu leisten, andererseits durch Festigkeit oder Zähigkeit des Zusammenhangs ihr hinlänglich zu widerstehen. Dem entsprechen allein auch, jede andere Ansicht illudirend, die wulstförmig erhöhten Ränder zu beiden Seiten der gebildeten Oeffnung, und es ist hier, wie überall, die mechanische Wirkung nur das partielle Resultat eines auf Chemismus hingerichteten Erfolgs, gleichwie der Chemismus wiederum nur vereitelte Ergebnisse des Dranges zur vegetabilischen und animalischen Organisation darstellt.

Der den eigentlichen Galvanismus betreffende Theil des Lehrbuchs beginnt mit einem Ausspruche, welcher gleich unzuläfsig ist, sowohl in den Augen der rohesten Empirie, wie vor dem reiflichen Urtheile höherer Naturforschung. Es wird gesagt (S. 92), dafs bei einer durch den Contact heterogener Substanzen bewirkten elektrischen Erregung 1) *der Grad der Elektricität von dem Grade der chemischen Verwandtschaft der Körper abhängig zu seyn scheine, so dafs sie bei starken Verwandtschaften ebenfalls stark, bei schwächeren aber unbedeutend oder gar null ist*; und dafs 2) *die Art der Elektricität auf der chemischen Natur der Körper beruhe, in denen sie beim Contact frei werde, so dafs der mehr oxydable, der entweder selbst oder dessen Oxyde die gröfseste Verwandtschaft zu den Säuren im allgemeinen besitzen, positiv, der andere negativ elektrisch werde.*

Die Behauptung steht hier lediglich zu Gunsten des elektrochemischen Systems, welches die constanten chemischen Relationen der verschiedenen Stoffe aus den flüchtigen und veränderlichen elektrischen Erregungen herleiten will, die sie in der wechselseitigen Berührung mit einander zeigen; aber welch eine Grundansicht der Chemie ist es, die solche Beziehungen suchen mufs, von denen sie, ungeachtet des Bedürfnisses, sie zu constatiren, doch kaum nur den *Schein* der Wirklichkeit zu prädiciren wagen darf; und welch eine Behandlung der Wissenschaft ist es, bei welcher, unter dem Vorgeben der strengsten Erfahrungsmäfsigkeit, solche Behauptungen ausgesprochen werden, die von der Wahrheit so weit entfernt sind, dafs selbst der blofse Schein derselben schon durch die gemeinste Beobachtung sofort auf das entschiedenste vernichtet wird! Dafs die Intensität der erregten Contactelektricität bei den Metallen in der Regel viel beträchtlicher sei, als bei den Flüssigkeiten, ungeachtet die Neigung zur chemischen Einigung bei den lezteren die möglich gröfseste seyn könne, während sie bei den erstern nur ein Minimum oder gänzlich Null ist, weifs man seit der nämlichen Zeit, welche Volta's Fundamentalversuche selbst kennen gelehrt hat; und was die Art dieser elektrischen Erregung anbetrifft, so ergibt sich aus einer umsichtigen Vergleichung, dafs ihr Verhältnifs zur constanten chemischen Relation bei den Metallen gerade das umgekehrte von demjenigen sei, was bei den Flüssigkeiten statt findet. Von zwei Metallen wird dasjenige, welches die gröfsere Neigung zur Oxydation hat, wie z. B. Zink in Berührung mit Silber, positiv; von zwei Flüssigkeiten hingegen wird diejenige, welche das gröfsere Bestreben sich zu oxydiren zeigt, wie z. B. eine alkalische Solution in Berührung mit einer Säure negativ. (*Procefs d. galvan. Kette. S. 22 ff.*) Nun steht aber die negativ-elektrische Erregung irgend eines Körpers überall in der Bedeutung eines momentan erregten Strebens dieses Körpers, sich zu oxydiren: folglich entspricht die Contactelektricität zweier Flüssigkeiten in der Regel ihrer chemischen Relation, sie ist progressiv; die Contactelektricität zweier Metalle dagegen ist ihrer eigentlichen chemischen Relation in der Regel gerade entgegengesezt, sie ist regressiv, und dieses in Folge einer höheren Gesetzlichkeit, vermöge welcher das regulinische Metall überall, je weniger es noch in den Fortschritt der allgemeinen Entwicklungsmetamorphose des Naturlebens eingegangen, um so mehr jeder Aufforderung zu diesem Fortschritte bis zu einem gewissen Punkte widerstrebt, und durch Reaction gerade eine Tendenz nach der entgegengesezten Richtung der starren Unveränderlichkeit, in welcher die Schwere und Indifferenz der Masse vorwaltet, so lange als es nur vermag, geltend zu machen trachtet. Aber indem diese Reaction, auch wo sie in der hartnäckigsten Gestalt sich zeigt, unter bestimmten Bedingungen dennoch ihre Gränze findet, so kann auch die elektrische Relation, welche dieselben Stoffe im Contact zeigen, unter veränderten Umständen das eine Mal regressiv und ein anderes Mal progressiv seyn; es kann z. B.

Digitized by Google

durch eine erhöhte Temperatur des Zinks seine Tendenz zur Oxydation im Contact mit dem Silber in solchem Grade gesteigert werden, dafs die Reaction dadurch überwältigt und seine elektrische Erregung, dem gewöhnlichen Verhalten entgegen, die negative, die des Silbers die positive wird, womit vollends jene Grundlage der Elektrochemie, nach welcher die chemische Thätigkeit als die Folge einer permanenten elektrischen Erregung der verschiedenen Stoffe betrachtet wird, in ihrer ganzen Nichtigkeit auf das entschiedenste hervortritt.

Als erstes Beispiel der Darstellung einer aus zwei differenten Metallen und einem flüssigen Mittel gebildeten einfachen galvanischen Kette hebt das Lehrbuch nicht unzweckmäfsig den allbekannten Versuch heraus, welcher die Zunge an verschiedenen Stellen mit Zink und Silber verbindet, und beim Contact der Metalle unter sich die Thätigkeit der geschlossenen Kette durch die Einwirkung auf die Geschmacksnerven zur Wahrnehmung bringt. Aber die Motivirung dieser Thätigkeit, in deren Entwickelung, wie weiterhin sehr wahr und richtig bemerkt wird, der Schlüssel zur Theorie der Chemie liegt, ist leider in dem gewöhnlichen Schematismus noch so tief befangen, und von jeder lebendigeren Ahnung der eigentlichen Bedeutung des Herganges noch so weit entfernt, dafs es mit dem wirklichen Aufschlufs der theoretischen Chemie beim Gebrauche eines so unangemessenen Schlüssels nicht wohl anders als nur überaus mifslich und schlecht bestellt seyn kann. Nach der allgemein beliebten Vorstellungsweise ist die Contactelektricität beider Metalle das *fac totum* des ganzen Processes; der Zink wird fortdauernd mit positiver, das Silber mit negativer Elektricität geladen und: „*die Folge dieser Ladung* (so heifst es wörtlich S. 98) *ist aufser dem Gefühle, welches der Durchgang der Elektricitäten in den Nerven verursacht, eine Veränderung in der Feuchtigkeit selbst, indem gewisse Bestandtheile derselben sich nach dem Silber, andere nach dem Zinke hinziehen u. s. w.*"

Woher? Wie und auf welche Weise? sind Fragen, um deren Beantwortung die heutige Physik und Chemie sich hiebei weniger, als irgend eine frühere kümmert, obgleich schon *Lichtenberg* seinen chemisch-physikalischen Zeitgenossen vorhielt, dafs sie sich endlich schämen sollten, die Elektricität bei chemischen Untersuchungen gerade nur so, wie die Feuerzange beim Ofen zu gebrauchen. Sollte der geistreiche Mann es für möglich gehalten haben, dafs ein halbes Jahrhundert nach ihm sogenannte Riesenschritte der Chemie zu einem Resultate führen könnten, welches unter dem Namen des elektrochemischen Systems dem Gegenstande jener bittern Satyre sogar eine förmliche wissenschaftliche Sanction zu verleihen streben würde?

Wir glauben verpflichtet zu seyn, die erfahrungsmäfsigen Hauptmomente der Thätigkeit einer aus Zink, Silber und Flüssigkeit zusammengesezten galvanischen Kette hier in gedrängter Kürze darzulegen. Der Zink und die Flüssigkeit erregen sich auf progressive Weise; die Flüssigeit, in der Tendenz, den Zink zu oxydiren, wird positiv, der Zink zur Empfänglichkeit für Oxydation negativ elektrisch erregt. Gegen die Flüssigkeit tritt hingegen das Silber ursprünglich reagirend mit negativer Erregung hervor, während die Flüssigkeit in der Berührungsfläche mit ihm positiv erregt wird. Diese Erregungen sind als die normalen für die genannten Metalle zugleich sehr constant, die Flüssigkeit sei alkalisch oder eine Säure, und sprechen sich, obgleich leise und zart, unter der Hand eines umsichtigen Experimentators dennoch rein und unzweideutig am Condensationselektrometer aus. Sie sind indefs in allen bisherigen galvanischen Theorien unberücksichtigt geblieben, weil man da, wo erfahrungsmäfsig zu prüfen war, zu Gunsten der Hypothese nur fälschlich annahm, dafs die Contactelektricität der Metalle diese schwächern Erregungen zwischen der Flüssigkeit und jedem einzelnen Metalle beherrsche oder gänzlich verdränge. Dafs dem aber nicht so sei, ist durch directe Versuche in unserm *Procefs der galv. Kette*, S. 61, ff. dargethan worden.

Wenn die Kette durch den wirklichen Contact der Metalle geschlossen wird, so macht sich allerdings die regressive Erregung geltend, in Folge deren der Zink, der in der Berührung mit der Flüssigkeit negativ ist, durch die Berührung mit dem Silber positiv zu werden getrieben wird, und so umgekehrt. Aber die Erregungen an den Berührungsstellen der Flüssigkeit werden durch den Entwicklungsweg der Contactelektricität den Metalle nicht nur nicht aufgehoben, sondern vielmehr nur zu noch gröfserer Intensität angereizt; diese wirkt wiederum steigernd auf den Entwicklungstrieb der Erregung in der Wechselberührung der Metalle zurück, und wird durch ihn, je weniger er zur vollständigen Ausbildung zu gelangen vermag und je mehr eben darum der Drang, den Gegensatz zu entwickeln, in ihm erhöht wird, zum entschiedenen Chemismus angefacht.

Digitized by Google

In jedem Gliede der Kette ist dieselbe Function, welche bereits vor der Schliefsung nur durch den leisen elektrischen Anklang verkündigt wurde, jezt in den laut und kräftig ausgehaltenen Ton der chemischen Thätigkeit, ohne die mindeste Veränderung der Richtung übergegangen; der Zink ist während der Schliefsung der Kette noch ebenso, wie vor ihr, negativ, seine frühere Tendenz zur Oxydation wird jezt realisirt, und der acide Factor der Flüssigkeit geht als ein positives mit ihm, als einem negativen, zur Einheit des Oxydes zusammen, während auf der andern Seite der basische Theil der Flüssigkeit als ein negatives dem positiven Silber entgegen tritt. Die Glieder der Kette aber, welche vor dem Processe sich nur von aufsen her und einseitig erregten, sind jezt während desselben innerlich und allseitig für einander thätig; die Kette ist ein in sich abgeschlossenes Individuum, und jeder Punkt in ihr ist von der Oxydations- und Desoxydationsthätigkeit zugleich auf lebendige Weise ergriffen. Aber indem diese nur überwiegend an den Berührungsstellen der differenten Glieder geübt wird, spricht sich die allseitige Tendenz zu gleicher Thätigkeit in allen übrigen Punkten als Magnetismus in der Form der Circularpolarität aus. Die Elektricität ist der überall vereinzelt hervortretende Trieb zur chemischen Umgestaltung, die nur in einem zu selbstständiger Individualität geschlossenen galvanischen Kreise erfolgt; aber indem auch hier ihre Realisirung nur an den Berührungsstellen des Differenten mit überwiegender Thätigkeit und so also ebenfalls unter dem abermaligen Gegensatze des Individuellen und Universellen im Individuum vor sich geht, tritt der Magnetismus von Innen nach Aufsen, als Tendenz hervor, welche alle Punkte des Kreises zu gemeinsamer Theilnahme an jener Thätigkeit lebendig durchdringt, fördernd für das Universelle, hemmend gegen das Individuelle des Processes, und er ist eben daher in den Metallen um so kräftiger, je weiter diese ihrer ursprünglichen Natur nach von der Realisirung des Chemismus entfernt gehalten sind.

In dieser Ansicht gibt es kein einseitiges hypothetisches *prius*, so wenig eines vereinzelten chemischen Processes, wie es in den sogenannten Oxydationstheorien der Fall ist, als der Contactelektricität der Metalle. Der Versuch, welcher S. 128 des Lehrbuchs als ein so entscheidendes Document aufgeführt wird, dafs, wie es dort heifst, „*die Wahrheit, ungeachtet ihre endliche Entscheidung so viel Mühe kostete, jezt aufser Zweifel gesezt werde,*“ beweist nur, dafs die Oxydationstheorien unrichtig sind; aber er beweist darum noch keineswegs, wie dort ganz fälschlich und übereilt gefolgert worden, dafs die Theorien, welche dagegen die Contactelektricität der Metalle zur Triebfeder der Wirksamkeit der Kette machen, richtig seien. Beide Hypothesen sind vielmehr gleich verwerflich, weil eine jede von ihnen ein wesentliches Moment des Herganges von der Betrachtung ausschliefst, und weil keine von beiden diese Momente für sich, und in ihrem Verhältnisse zu einander richtig würdigt. Unsere Ansicht fafst dieses Verhältnifs, wie es die Natur selbst offen vor Augen legt, und läfst beiden Momenten zugleich das Recht und den Antheil am Ganzen, die ihnen gebühren; sie ist nur die schlichte, erfahrungsmäfsige Enunciation des Processes der galvanischen Kette und indem die leztere nichts, als der differenzirte chemische Procefs selbst ist, so bildet diese Ansicht zugleich die wahre Grundlage einer rein wissenschaftlichen und naturgemäfsen Darstellung der Chemie überhaupt. Sie hat aufserdem für die Naturwissenschaft und insbesondere für die Physiologie die wesentliche Bedeutung, dafs sie die innere Geschichte der Bildung eines Individuellen, wie dieses aus einzelnen Elementen eines allgemeinen Organismus zu einem für sich bestehenden wird, und jenem als ein in sich selbstständiges gegenüber tritt, mit Bestimmtheit erfafst, so dafs sie für dafs Verständnifs von mehr zusammengesezten und freieren Organismen ein anschauliches und lehrreiches Vorbild darbietet.

Wir sehen uns genöthigt, hieran, bevor wir die weitere Beurtheilung des Buches wieder aufnehmen, zur Motivirung derselben noch die folgenden Betrachtungen anzuknüpfen.

Die Umbildungen, welche unmittelbar an den Fortschritt in dem grofsen, allgemeinen Organismus des Naturlebens geknüpft sind, erfolgen in Epochen, welche die Verhältnisse des Maafsstabes unserer empirischen Wahrnehmung bei weitem überschreiten. Für uns ist diese Sphäre daher eine relative unveränderliche, — die physische Astronomie betrachtet ihre Unveränderlichkeit unrichtig als eine absolute, — wir sehen nicht sowohl die reellen Ergebnisse ihres universellen Processes, sondern lediglich die Symptome und Verkündiger ihrer Wirksamkeit in den grofsen planetarischen Bewegungen, die sich zu den productiven Resultaten ihres Lebens nur etwa so wie die elektromagnetischen Bewegungen ein-

Digitized by Google

zelner Theile der galvanischen Kette zu dem eigentlichen Inbegriff ihrer chemischen Thätigkeit verhalten. Die klar ausgesprochenen Grundmomente dieser allumfangenden Naturwirksamkeit aber sind das Licht und die Schwere, jenes als der ewig rege, lösende Trieb fortschreitender Entwickelung, diese als der unaufhörlich reagirende, bindende Zug, der unter allem Wechsel bestehenden, fest gehaltenen Einheit des Ganzen, und zwischen diesen beiden polaren Momenten oscillirt in unbestimmbar grofsen Bildungsepochen die Materie, als das Moment des relativen Insichseyns, theils unter der Form des Flüssigen, des Wassers, auf der Seite des Lichts, theils unter der Form des Starren, des Metalles, auf der Seite der Schwere.

Jede specifische Umgestaltung der Materie aber, die als solche innerhalb der kleinen Epochen unserer Wahrnehmung von uns angeschaut wird, gehört bereits einer individuellen Sphäre an, die mit jener kosmischen innerlich verbunden, aber zugleich, wie die entgegengesezten Seiten einer entwickelten Function, durch einen Uebergangspunkt, ein relatives Null, von ihr geschieden ist, diesseits dessen sie jener als eine andere, negirende Welt gegenüber steht, und diese Sphäre der Negation, des Anderswerdens und Umbildens schlechthin, im Gegensatze des relativen Bestehens, ist der Chemismus. Nichts vermag ein Anderes zu werden, als nur sofern es innerhalb eines eigenthümlichen Lebensprocesses, um einen eigenen Mittelpunkt, der Totalität gegenüber, sich selbständig bewegt, und seine Metamorphose in sich vollführt. Jeder chemische Procefs bildet während seiner Dauer einen solschen lebendig geschlossenen Kreis, und die Art und Weise, wie diese seine Sonderung und Selbstständigkeit als ein sich selbst tragender Microcosmus im Macrocosmus zu Stande kommt, ist in der oben entwickelten Ansicht über den Procefs der galvanischen Kette mit Bestimmtheit erfafst, wie vollends klar wird, wenn damit dasjenige sich verbindet, was über das Verhältnifs des chemischen Processes schlechthin zu dem der galvanischen Kette im 6ten Abschnitte unserer erwähnten Schrift gesagt worden ist. In diesem Anderswerden durch den Chemismus sind nun zugleich jene polaren Momente des kosmischen Processes, welche die Seite des Fortschreitens und Gesammtseyns bezeichnen, gleichfalls zu andern geworden; das Licht wird darin durch die Elektricität und die Schwere durch den Magnetismus repräsentirt, während das fortdauernde Eingreifen jener ursprünglichen Momente in den chemischen Procefs die Macht des universellen, die wechselseitige Beziehung beider Sphären und die Relativität ihrer Sonderung zu erkennen gibt.

Während aber die Sphäre des Chemismus, als die blofse Negation der Schranken der universellen Sphäre, bei der Umbildung allein stehen bleibt und in ihren Producten endigt, bildet sich ihr gegenüber, abermals diesseit eines Uebergangspunktes, welcher für die endliche Anschauung zur unübersteiglichen Kluft wird, die dritte individuellste Sphäre lebendiger Affirmation, deren Geburten den immanenten Keim der Selbsterhaltung und Reproduction in sich tragen, — die Sphäre der vegetabilischen und animalischen Organisation, in welcher an der Stelle des Lichts und der Elektricität die Irritabilität, und an der Stelle der Schwere und des Magnetismus die Sensibilität, in dem umfassenden Sinne eben dieser Bestimmung als polare Grundmomente, zu beiden Seiten des Centralmoments der Reproduction hervortreten.

Zufolge dieser nur in der kurzen Andeutung hier verstatteten Grundlegung bestimmt sich der Begriff einer jeden von den drei Hauptabtheilungen des gesammten Gebiet sder Naturwissenschaften folgendermafsen: Die sogenannte mechanische oder eigentlich kosmische Physik soll das Naturleben erfassen, sofern es sich lediglich unter den Momenten des Lichts und der Schwere offenbart. Die Physiologie hat den ganzen Umfang seiner Bildungen, welche unter den Momenten der Irritabilität und Sensibilität, in der obigen Bedeutung, stehen, zu verfolgen. Die Chemie endlich soll die Metamorphose der Naturwirksamkeit kennen lehren, in wiefern sie bereits den Momenten des Lichts und der Schwere sich *relativ* entzogen hat, ohne auf der andern Seite bis zum Uebergange in das Gebiet der Offenbarungssphäre gediehen zu seyn, deren organische Bildungen unter den Momenten der Irritabilität und Sensibilität stehen; sie soll mit einem Worte die Metamorphose, welche die materiellen Erscheinungen unter den vorherrschenden Momenten der Elektricität und des Magnetismus durchlaufen, dem Gange der Natur getreu verfolgen und anschaulich darlegen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 67. u. 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1827.

Lehrbuch der Chemie von J. Jacob Berzelius. Uebersezt von F. Wöhler.

(Beschluſs.)

Diese einfache Bestimmung spricht den ganzen Umfang des zu Leistenden auf eine angemessene, der Wissenschaft würdige Weise aus, und der Grad der Ausbildung, der bereits so manchen andern Zweigen der Naturwissenschaft unserer Zeit geworden, das Bedürfniſs der Physiologie insonderheit, welche Vorarbeiten fordert, die im Geiste ächter und tiefer Naturforschung unternommen und durchgeführt sind, die Bedeutsamkeit endlich und der Charakter der sprechendsten Entdeckungen, welche dem Gebiete unserer heutigen Physik und Chemie zu Theil geworden, dringen mit der höchsten Entschiedenheit auf die Anerkennung und Lösung dieser Aufgabe, in dem Sinne ihrer ursprünglich einfachen, unentstellten, naturgemäſsen Bedeutung.

Aber wie verhält sich dagegen die Chemie unserer Tage, dieselbe Chemie, welche uns in diesem Lehrbuche als eine Disciplin von so hoher Vollendung vorgeführt wird, daſs sie einer Stelle des Buches zufolge (S. 126) selbst als ein Unterpfand des sicheren Ganges betrachtet werden soll, mit welchem das gegenwärtige Geschlecht schneller als jemals seiner geistigen Veredlung entgegen schreitet? — Sie ist nicht nur aus der Richtung einer directen Befriedigung dieser Forderung völlig hinausgetreten, sondern selbst durch die ganze Art und Weise ihres Beginnens von vorn herein im entschiedensten und gewaltsamsten Widerspruche mit derselben begriffen. In der verrufenen Periode alchymischer Bestrebungen war die Chemie ihrem Ziele getreuer als jezt, da sie es damals zwar unter einem bloſs particulären Gesichtspunkte, aber doch wenigstens nach dieser besondern Seite hin unter der wahren Voraussetzung eines lebendig wirksamen Umbildungsvermögens der Natur verfolgte; aber in ihrer gegenwärtigen Gestalt hat sie, der reinen Erfahrung zum Trotz, jeder Anerkennung einer innern, lebenskräftigen Einheit der Erscheinungen entsagt, und sich auf eine Leerheit und Erstorbenheit der Ansicht reducirt, die, wie eine höhnende Opposition gegen die Natur und Vernunft, viel lieber auf den dürftigsten und zwecklosesten Satzungen umherschweift, als daſs sie mit klarem Blicke und mit reinem, von Achtung für die Natur durchdrungenem Sinne die wahre Tiefe der Bedeutung und des Zusammenhanges ihrer Schöpfungen zu erfassen bemüht seyn sollte. Statt die chemische Metamorphose in den Erscheinungen erfahrungsmäſsig anzuschauen und in ihrem gesetzlichen Gange, der Natur getreu, zu verfolgen, fängt sie vielmehr ihr gepriesenes Werk damit an, diese Metamorphose gänzlich zu läugnen, und stellt sodann alles, was der Wahrheit nach das Erzeugniſs lebendiger, innerer Umbildungsprocesse ist, als das Resultat äuſserlicher Zusammensetzung und Scheidung dar, die ungeachtet der zu Hülfe gerufenen Fictionen der chemischen Affinität, der Molecüle, Zwischenräume u. dergl. doch immer nur die Veränderung des Quantitativen, niemals die des Qualitativen begreiflich zu machen vermögen.

In andern auf gleicher Stufe stehenden Lehrbegriffen der Chemie wird daher mindestens die Unbegreiflichkeit des chemischen Durchdringungsactes und die Unzulänglichkeit jener hypothetischen Hülfsvorstellungen, den factischen Unterschied zwischen Mengung und Mischung gehörig zu begründen, unumwunden ausgesprochen; in dem hier vorliegenden bleibt dagegen diese Unbequemlichkeit auf dieselbe Art beseitigt, wie man sich im gewöhnlichen Leben und in der Sphäre des Handwerks lästiger Vorstellungen ohne Weitläufigkeit zu überheben pflegt, nämlich dadurch, daſs ihrer weder gedacht, noch von ihnen gesprochen wird. In dem ganzen voluminösen Buche findet man nicht Eine Stelle, auf welcher der unendlich groſse Abstand zwischen dem bloſs äuſserlichen Durcheinander der mechanischen Mengung und der

Digitized by Google

schlechthin innerlichen ungetheilten Einheit in dem Product der chemischen Mischung mit Bestimmtheit hervorgehoben und mindestens versuchsweise als eine der ganzen Disciplin zum Grunde liegende Anschauung mit Nachdruck bemerklich gemacht wäre. Die ganze Betrachtungsweise ist vielmehr, schon von der ersten Zeile an, dergestalt in die Fesseln des Atomismus gebannt, dafs die absolute Homogenität des chemischen Products entweder gar keine Realität für sie hat, oder dafs sie den Gegenstand, selbst in dem Falle seiner aufgedrungenen Anerkennung, bei ihrem Unvermögen, eine genügende Rechenschaft über ihn zu geben, als eine unnütze Speculation aus den Augen sezt, und ihn wie einen gar nicht vorhandenen behandelt. Jedes Erzeugnifs der chemischen Synthesis gilt ihr als ein Aggregat von unzähligen, differenten, in einander verschränkten Molecülen. Wie der Widerspruch dieser Vorstellung gegen die erfahrungsmäfsige Homogenität des chemischen Products zu lösen sei, das ist eine Frage, mit deren Beantwortung diese Erfahrungswissenschaft sich nicht befafst. Nach ihrer Art zu sehen, hat die Natur nicht das Vermögen, das kleinste Stäubchen der Materie in sich zu einem anderen zu machen, sondern dieses kann nur ein anderes werden, dadurch, dafs ein zweites, schon ursprünglich anderes, seine Molecüle in die leeren Räume zwischen den Molecülen des ersteren einzwängt. Statt von der einfachen Ansicht auszugehen, dafs in der Einheit der Naturwirksamkeit kein Fortschritt auf der einen ohne rückgängige Bewegung auf der andern Seite möglich sei, und dafs in der Wechselbestimmung zweier Stoffe die progressive Metamorphose des einen auch eine regressive des andern so weit bedinge, bis beide im Verlauf des lebendigen, durch und durch polaren Processes sich auf gleicher Stufe begegnen, und so, ohne alle Molecüle und örtliche Dislocation, ein in allen Punkten schlechthin gleichartiges Product darstellen, häufen sich in jener Vorstellungsweise Widersprüche und hypothetische Unbegreiflichkeiten, um eine noch gröfsere Unbegreiflichkeit, ein Gemenge von Molecülen, das doch kein Gemenge seyn soll, zu erzeugen.

Andererseits wird, wie es gerade nöthig ist, die Heterogenität des Products wiederum auch geflissentlich festgehalten, um das Auseinandergehen desselben in differente Factoren zu motiviren. Denn so wenig der Naturwirksamkeit das lebendige Vermögen zugestanden wird, die chemische Synthesis durch die gleichmäfsige innere Umbildung der Glieder des Processes zu bewirken, eben so ohnmächtig ist sie in den Augen dieser Naturforschung auch, einen polaren Differenzirungsact in einem durchgehends gleichartigen Stoffe von innen heraus zu erzeugen; sie kann das Differente nur aus dem vorher bereits äufserlich Zusammengesezten entstehen lassen, indem sie es aus seinen früheren Verschränkungen wiederum herauszerrt, wie wenn der Entwicklungsprocefs einer Pflanze als ein Hervorgezogenwerden derselben aus der Erde, in der sie vorher schon fertig gebildet und eingescharrt verborgen lag, betrachtet werden sollte. Die Physiologie hat sich aus der Schmach der Präformations- und Einschachtelungshypothesen herausgearbeitet; aber die Chemie, die vielmehr Vorgängerin und Wegweiser seyn sollte, weil sie es mit unendlich einfacheren Zeugungen zu thun hat, wühlt sich täglich tiefer in den Wust jener unwürdigen, elenden Vorstellungsarten hinein. Was für Früchte können es seyn, die von einer Wissenschaft zu ihrem eigenen und zum Gedeihen der Schwesterdisciplinen erzielt werden, nachdem sie die Bestellung des eigentlichen und ersten Feldes ihrer Thätigkeit auf diese Art gleich ursprünglich von der Hand gewiesen hat?

Wir sind berechtigt, Aufschlüsse über den innern Zusammenhang der Erscheinungen, im Umkreise der ihr zugewiesenen Sphäre von ihr zu erwarten; aber statt deren finden wir in ihr nur Combinationen der Willkür und Verhältnifsbestimmungen dieser Erscheinungen, die über das Wesen derselben nicht nur keine Auskunft geben, sondern dasselbe vielmehr nur noch durch die abentheuerlichsten, naturwidrigsten Vorstellungen, unter denen sie aufgefafst sind, verdunkeln und entstellen. Wir wollen den Organismus der chemischen Wirksamkeit in den Grundzügen seines Wesens als ein Lebendiges aufgefafst und an ihnen die Eigenthümlichkeiten seiner bedeutungsreichen Offenbarungsformen auf eine von innen heraus geregelte und zusammenhängende Weise weiter verfolgt sehen; aber statt dessen gewahren wir nur eine Menge von sogenannten einfachen Stoffen und ihren endlosen Zusammensetzungen, gleichsam nur als die gesonderten, zu Präparaten verbundenen, und in einem äufserlichen Fachwerk aufgestellten Glieder des todten Leichnams, den wir in der Einheit und Kraft frischer Lebensfülle kennen zu lernen wünschten.

Was kann es nutzen, diese todten Sammlungen täglich vermehrt und ihre Menge zur Unzahl erweitert zu sehen, wenn die innere Ordnung und das geistige Verständnifs

Digitized by Google

derselben nicht nur gänzlich mangelt, sondern durch die ganze Art und Weise des Beginnens, durch die in sich von Hause aus verkehrte Richtung desselben schon ursprünglich aufgehoben und ganz unmöglich gemacht ist? Freilich findet die Industrie der Gewerbe und Künste in diesen Vorräthen die Gelegenheit zu einer ihren Zwecken ersprieſslichen Auslese; aber dieser Vortheil, der, so schäzbar und erfreulich er wirklich ist, doch immer nur als ein zufälliger betrachtet werden muſs, würde durch eine sinnige und veredelte Behandlung der Wissenschaft nicht nur nicht aufgehoben, sondern vielmehr noch recht eigentlich gesichert und gefördert werden. Wie mancher Techniker würde unter einer unbefangenen Ansicht von der wissenschaftlichen Seite seines Berufs den Weg zu Verbesserungen finden, der ihm jezt durch den beengenden Formalismus seiner geistlosen Schule versperrt bleibt! Aber was soll vollends der Gelehrte, den das Bedürfniſs einer gründlichen und umfassenden wissenschaftlichen Bildung zu den Naturwissenschaften und zur Chemie führt, was soll insonderheit der Arzt und der Physiolog mit einer Wissenschaft, die ihm die Natur nur unter unwahren und monströsen Formen darstellt, den Blick in ihre Tiefen nicht nur nicht öffnet, sondern im Gegentheil gewaltsam verschlieſst, und statt eines lebendigen Bildes ihrer Wirksamkeit nur weitläufige Register von Stoffen und deren Verbindungen mit den Berichten der eigensinnigen Proceduren ihrer Bereitung ihm vorführt?

Diese Chemie empfindet selbst das Miſsverhältniſs ihrer Leistungen wenigstens von der Seite, daſs sie die mit der Anomalie ihrer Richtung unzertrennlich verbundene Schwerfälligkeit möglichst zu verstecken bemüht ist. In der Vorrede hören wir den Verfasser des Lehrbuchs sagen: „*daſs er sorgfältig die häufigen Unterabtheilungen vermieden, welche die Beschreibung eines jeden Körpers gleichsam zu einer Anfüllung eines gedruckten Formulars machen, und so viel als möglich war und es die Natur der Materie zuließ, das Lehrbuch zu einem unterhaltenden Lesebuch zu machen gesucht habe.*“ Aber dieses unter der Würde der Wissenschaft liegende Bestreben vermag höchstens Gebrechen zu verhüllen, nicht zu heilen; ja es wird selbst der lezte Rest von Wissenschaftlichkeit, der so lange wenigstens noch in einer strengen, äuſserlichen Anordnung bestand, dadurch vernichtet und das Ganze nur zu noch gröſserer Seichtigkeit herabgezogen.

Die stöchiometrischen Bestimmungen fehlen in den hier vorliegenden Bänden gänzlich oder sind nur hier und da im Vorbeigehen berührt, theils, wie gleichfalls die Vorrede zu erkennen gibt, aus Rücksicht auf den durch die Zahlen gestörten Fluſs der Erzählung, theils weil der Gegenstand in sich noch nicht hinlänglich begründet und groſsentheils nur noch hypothetischer Natur ist. Der Raum erlaubt es uns nicht mehr, unsere Ansichten über diesen wichtigen Punkt der chemischen Aequivalente und über sein Verhältniſs zur Chemie überhaupt noch an diesem Orte auseinanderzusetzen, zumal da das Buch, so weit wir es hier zu beurtheilen haben, eben nichts Wesentliches darüber enthält, sondern, laut der Vorrede, erst im vierten Theil diese Materie mit mehreren andern theils theoretischen, theils practischen Artikeln nachträglich und zwar in lexicographischer Form behandeln soll. Um so weniger aber können wir das Befremdliche dieser eben genannten Maaſsregel: einem Lehrbuche ein Wörterbuch als Lückenbüſser der Omissionen des ersteren einzuverleiben, hier mit Stillschweigen übergehen. Wäre unser Urtheil über das Buch und den durch dasselbe repräsentirten Zustand der Wissenschaft nicht von Innen heraus bereits so vollkräftig begründet, so würde schon eben diese Maaſsregel allein geeignet seyn, es in hohem Grade zu motiviren. Denn in der That spricht sich die reine Aeuſserlichkeit dieser Art des wissenschaftlichen Treibens, der Mangel an innerem Verbande, das gleichgültige Nebeneinander und der chaotische Charakter seiner Resultate so vernehmlich darin aus, daſs sie in Beziehung zu unserer Kritik ganz füglich, so wie die Probe zu einer Rechnung, als bestätigende Zusage ihrer Richtigkeit betrachtet werden könnte.

Wir unterziehen uns schlieſslich noch, so weit der Raum es gestattet, einer gedrängten Uebersicht des chemischen Details, in einer Stimmung, mit welcher man etwa den Demonstrationen eines Docenten folgen würde, der, statt physiologische Aufschlüsse über den Vegetationsproceſs zu geben, nur eine lange Reihe kunstreich präparirter Pflanzen, ohne innere Einheit und Wahrheit des Zusammenhanges vorzeigte.

Zuerst werden uns von den sogenannten einfachen Stoffen die nicht metallischen unter dem Namen der *Metalloïde*, der *Sauerstoff* an ihrer Spitze, nach ihm die übrigen in folgender Ordnung oder vielmehr Unordnung: *Wasserstoff, Stickstoff, Schwefel, Phosphor,*

Digitized by Google

Chlor, *Jod*, *Fluor*, *Kohle*, *Bor*, *Kiesel*, nebst ihren binären Verbindungen unter einander, mit Ausschluſs der Oxyde und Säuren aufgezeigt. Das *Selen* finden wir erst im zweiten Theile unter den Metallen, also in der Region der aristokratischen Stabilität der Natur, wohin wir in des Verfassers Stelle unser eigenes Kind gewiſs nicht verstoſsen hätten. Unterdeſs wird durch das jüngst von Balard dargestellte *Brom* die Eilfzahl der übrigen fürs Erste bereits wieder zu einem Dutzend gerundet.

Hiernächst folgt die umständlichere Betrachtung der Oxyde und Säuren dieser Metalloïde. Die Säuren sind zuvörderst nach der Beschaffenheit des Radicals in Säuren mit einfachem und zusammengesezten Radical unterschieden und in jeder von diesen beiden Abtheilungen werden sie wieder, je nachdem das säuernde Princip als Oxygen oder Hydrogen gesezt wird, nach den Kategorien der Sauerstoffsäuren und Wasserstoffsäuren von einander gesondert.

Wir glauben hiebei die Veranlassung zu einer besonders wesentlichen Bemerkung nicht übergehen zu dürfen, indem wir uns gegen die Aufnahme dieser Rubriken mit Bestimmtheit erklären: gegen die erste, weil die eine Hälfte der Abtheilung gar nicht mehr der hier behandelten unorganischen Chemie, sondern lediglich der Phytochemie und Zoochemie angehört; gegen die zweite, weil sie eigentlich schon in sich selbst ohne Haltung ist, und nicht weiſs, was sie will oder soll. Zwar gilt die Absonderung zwischen den Gebieten der organischen und unorganischen Chemie für einen mehr geläuterten Zustand der Wissenschaft nur als eine relative, aber um so mehr muſs bei der Beschaffenheit der durch das Lehrbuch repräsentirten Chemie der Gesichtspunkt geltend gemacht werden, daſs diese die ihr nöthigen Gränzen beobachten, und durch Vermengung des Organischen mit dem Unorganischen ihre beschränkten Vorstellungen, die schon der lezteren Sphäre schlechthin unangemessen sind, nicht unversehens auch auf jene übertragen möge. Sie hat nach ihren eigenen Voraussetzungen nur ein Recht, dasjenige als ein ihr zugehöriges und unterworfenes zu betrachten, was sie, sofern es keins ihrer Elemente ist, in zwei oder mehr dieser Elemente unter bestimmten Verhältnissen zerlegt, und zugleich aus denselben unter den nämlichen Verhältnissen wieder zusammengesezt hat. Jene Säuren mit zusammengesezten Radicalen, wenn wir die einzige Classe der Säuren des Cyans, und auch diese nur bedingungsweise, ausnehmen, weiſs aber bekanntlich die Chemie höchstens nur in Elemente von bestimmter Quantität zu zersetzen, ohne daſs sie es vermag, sie direct aus ihnen und unabhängig von organischen Ingredienzen wiederum darzustellen. Diese Substanzen gehören einer Bildungsstufe an, welche die Chemie niemals auch nur äuſserlich erreichen, geschweige auf eine befriedigende und zuverlässige Weise zu erhellen oder sich gar zu unterwerfen im Stande seyn wird, so lange sie nicht den leeren Schematismus ihrer jetzigen Art mit einem lebendigen Verständnisse der Erscheinungen, das gar nicht auf eine solche äusserliche Unterwerfung ausgeht, zu vertauschen sucht. Aus denselben Gründen müssen wir miſsbilligen, daſs auch unter den Säuren des Kohlenstoffs die Sauerkleesäure aufgeführt ist. Schon dieses, nach der gemeinen Ansicht so wenig zusammengesezte, nur binäre Product illudirt eben darum durch den völlig abweichenden Charakter seines specifischen Verhaltens alle bisherige chemische Taktik; es gehört einer Sphäre an, die über den unmittelbaren Bereich dieser beschränkten Macht weit hinaus liegt, und mit demselben Rechte, mit dem es hier im Lehrbuche unter die übrigen Präparate gestellt ist, hätten in dem vorhergehenden Abschnitte unter den Rubriken der binären Verbindungen des Wasserstoffs und der Kohle auch das Terpentin- und Steinöl nebst dem Coagulat aus dem Rosenöl aufgeführt werden müssen.

Was den Gegensatz der Säuer- und Wasserstoffsäuren anbetrifft, so kann er von der Chemie, wie sie jezt ist, nur so lange als ein wichtiger Gegensatz festgehalten werden, so lange sie ihn nicht versteht. Er ist da, wo es nur auf eine Zusammenstellung der Säuren als Säuren abgesehen ist, eben so relativ und bedeutungslos, als wenn man Basen in gleicher Beziehung, je nachdem sie durch Oxydation oder Hydrogenisation eines Radicals entstanden, unterscheiden wollte. Die Extreme auf der Linie vom Basischen zum Aciden sind eben nicht ein Alkali und eine Säure, in denen vielmehr immer noch die lebendige Individualität eines bestimmten Stoffes fortdauert, sondern es sind die abstracten, ohne Unterschied der materiellen Individualität gültigen Tendenzen des Oxygens und Hydrogens. Innerhalb derselben liegen erst auf zwei andern Stellen seiner Linie die beiden Punkte der gröſsesten in-

Digitized by Google

dividuellen aciden und basischen Thätigkeit, und zwischen diesen und den respectiven Extremen sind begreiflich, nach einer in tausend Fällen anderer Art eben so klar ausgesprochenen Analogie der Reaction, die ungleichnamigen Wirkungen in Beziehung auf das benachbarte Extrem nicht progressiv, sondern regressiv, das heifst: so wie auf der Hydrogenseite gerade durch eine Oxydation die basische Thätigkeit vermehrt wird, so wird auf der Oxygenseite durch Hydrogenisation, oder, nach der einseitigen Vorstellungsweise unserer Chemie, durch die Verbindung des Radicals mit Hydrogen, gerade das Umschlagen zur Tendenz der Selbstdesoxydation d. h. die Thätigkeit zur Säurebildung gesteigert, ohne dafs darum auf beiden Seiten durch eine Verstärkung der gleichnamigen Richtung eine Vermehrung der gleichnamigen Thätigkeit gehindert wäre. Es mag nun die Bildung der Säure auf dem progressiven Wege oder durch Reaction zu Stande gebracht seyn, so wirkt die Säure nicht wie ein zusammengeseztes, sondern gleich jedem chemischen Product, als eine lebendige Einheit nach einer und derselben Richtung, und das Princip der Säurebildung ist so wenig das Hydrogen, als das Oxygen, sondern nur die lebendige, sich selbst gleiche Thätigkeit des sogenannten Radicals selbst, in wiefern dieses vorzugsweise nach dem einen Extrem hin oder vom andern abwärts strebt und diese Tendenz auf eine thätige, bereits über den blofsen elektrischen Reflex weit hinaus greifende Weise zu erkennen gibt.

Nachdem uns das Lehrbuch an den sogenannten Metalloïden und ihren angegebenen Verbindungen vorübergeführt hat, stellt es uns endlich, nach mancherlei Vorkehrungen, auch die wirklichen Metalle und die binären Verbindungen zwischen ihnen und den Metalloïden, mit Einschlufs ihrer Oxyde und Säuren der Reihe nach, und zwar unter drei Hauptabtheilungen zur Ansicht dar. Die erste Abtheilung zeigt Metalle, deren Oxyde Alkalien und Erden bilden, wohin mit der Consequenz der Atomistik auch das, als binäre metalloïdische Verbindung bereits in den ersten Abschnitt gehörige Ammoniak, unter Hindeutung auf ein metallisches Radical, verwiesen ist. In der zweiten Abtheilung, mit welcher zugleich der zweite Theil des Lehrbuchs beginnt, folgen Metalle, die als solche bezeichnet werden, welche eine gröfsere Neigung haben, Säuren zu bilden, unter der in jeder Beziehung falschen Benennung der elektronegativen Metalle; in der dritten Abtheilung dagegen diejenigen, welche vorzugsweise Salzbasen bilden, wieder unter der eben so unrichtigen Benennung der elektropositiven Metalle.

Endlich liefert uns der lezte Hauptabschnitt eine speciellere Beschreibung von derjenigen Classe chemischer Erzeugnisse, über deren eigentliche Bedeutung und Umfang bekanntlich nirgend eine gröfsere Unentschiedenheit geherrscht hat, als in der Chemie selber, nämlich der Salze. Während man einerseits die Gränzen derselben bis über die Säuren und Alkalien hinaus geführt hatte, sah man sich andererseits wieder durch den festgehaltenen Gegensatz der Sauer- und Wasserstoffsäuren und das fortbestehende Mifsverständnifs desselben gedrängt, diejenigen Substanzen, welche, wie das Kochsalz, Jahrtausende lang von der ganzen Welt Salze genannt worden sind und die gerade der ganzen Classe gleichartiger Stoffe den Namen verliehen haben, für Nicht-Salze zu erklären.

Statt diesen nur zu vernehmlichen Fingerzeigen zur Entfernung des Ursprungs der Verkehrtheiten zu folgen, hat man sich höchstens zu halblauten, kaum wahrnehmbaren Erklärungen verstanden, von solcher Art, wie diejenige, welche im ersten Theil des Lehrbuchs auf S. 712 in zwei Zeilen abgefertigt ist, und wörtlich so lautet: „*es möchte in der Theorie etwas enthalten seyn, was von der Natur verläugnet wird.*“ Dagegen hat es, wie gewöhnlich, nicht an Versuchen gefehlt, welche die Verwirrung durch eine abermalige noch gröfsere Verwirrung zu heben trachten. In unserm Lehrbuche wird jedoch der Knoten auf eine eigenthümliche Weise dadurch zerhauen, dafs die sogenannten Radicale der Wasserstoffsäuren: *salzbildende Stoffe* genannt werden, weshalb denn natürlich ihre neutralen Producte mit basischen Substanzen auch nach wie vor Salze heifsen. Damit jedoch dem Gegensatze der Sauer- und Wasserstoffsäuren das Recht der Spaltungen, immer wieder neue Spaltungen bis ins Unendliche aus sich zu erzeugen, auch hier bleibe, so werden diese Salze von den *Sauerstoff-*, *Oxyd-* und *Schwefelsalzen* durch die Benennung der *Haloïdsalze* unterschieden.

Nach einer berichtigenden Anmerkung auf S. 453 ff. des zweiten Theils, deren Inhalt sich dem Verfasser des Lehrbuchs erst später darbot, ist es aber wieder anders, und, wie wir aus voller Ueberzeugung hinzusetzen müssen, leider nicht besser. Wir lesen darin zuerst, lange nachdem vorher von den Wasserstoffsäuren als bereits ganz vertrauten Erscheinungen die Rede gewesen: „*dafs*

Digitized by Google

es nicht verstanden werden konnte, wie ein mit Wasserstoff verbundener Körper eben so gut sauer schmecken, und auf Pflanzenfarben sauer reagiren kann, als wenn er mit Sauerstoff verbunden ist." Der Verf. hält nun jeden Anstofs der Art durch die Gleichartigkeit elektrochemischer Relationen für gehoben, und sieht alle Salze, den Hauptumrissen nach, als binäre Verbindungen an, aus einem elektronegativen salzbildenden Stoffe und einer elektropositiven Basis. Die Salze theilen sich ihm demnach in *Haloïdsalze* und *Amphidsalze*, von denen die ersteren blofs durch einen einfachen, die lezteren durch einen zusammengesezten salzbildenden Stoff erzeugt sind. Merkwürdig ist mitten unter dem Dunkel aller dieser Particularitäten der Blitz eines treffenden Gedanken, gegen den Schlufs dieser Anmerkung, wo es heifst, dafs es gleichgültig sei, ob man sich die Amphidsalze so oder nach den früheren Vorstellungsweisen denken wolle, *weil in dem Salze weder Säure, Basis, noch zusammengesezter salzbildender Stoff vorhanden, sondern vielmehr das Salz selbst das Product vom Gleichgewicht der entgegengesezten Kraftäufserungen sei.* Wenn dieser Gedanke nicht unter dem trüben Lichte des Systems der Elektrochemie coocigirt, wenn er mit Klarheit ergriffen, mit Kraft festgehalten, und mit Besonnenheit nur einen oder einige Schritte rückwärts verfolgt worden wäre, so würde er dem Verfasser zu seinem Erschrecken die Gebrechlichkeit und Nichtigkeit des ganzen theoretischen Gerüstes vor Augen gestellt haben, in dessen Fach- und Sparrwerk die Wissenschaft in ihrer gegenwärtigen Gestalt sich so zufrieden und wohlbehalten fühlt, wie ein bedauernswürdiger Stubenvogel innerhalb der Sprossen seines engen Käfigs. Aber so ist es ein Blitz von zu geringer Dauer und Helligkeit, um dem Gefangenen die Wände seines Kerkers zum deutlichen Bewufstseyn zu bringen. Welch ein Gewinn für die Wissenschaft würde es seyn, wenn ein Naturforscher mit dem Eifer, mit den Talenten und der Beobachtungsgabe des Verfassers unsers Lehrbuches die Fesseln der gewöhnlichen Vorurtheile zu zerbrechen und mit freiem Blicke die Erscheinungen des Naturlebens im Geist und in der Wahrheit zu schauen vermöchte.

Wir müssen hiebei noch eines Mangels in der Uebersetzung des Lehrbuches gedenken, der als ein mit einer sprachwidrig gebildeten Terminologie sich oft wiederholender Anstofs, in der That zu einem unangenehmen Makel des Buches geworden, indem nämlich der Begriff der salzbildenden Stoffe durch das Wort *Salzbilder* wieder gegeben worden; aber Salzbilder sind einmal nach dem Sprachgebrauche, der sich von Niemand und am wenigsten vom Chemiker Vorschriften machen läfst, keine *corpora halogenia*, sondern es sind Bilder von Salz, *imagines e sale fictae.* Blieb vielleicht die passende und so leicht sich darbietende Form: *Salzzeuger* verschmäht, weil sie nicht prosaisch genug sich darstellte?

Was nun das specielleste Detail der chemischen Einzelnheiten des Lehrbuchs betrifft, sofern sie durch den Fleifs und die Kunst der chemischen Darstellung diesen Grad der Ausbildung und Vollzähligkeit gewonnen haben, den man von particulären Gesichtspunkten aus so hoch veranschlagt, so glauben wir bei der Eröffnung dieser Beurtheilung, und hoffentlich noch mehr durch sie selbst, genugsam gezeigt zu haben, dafs wir gegen die Anerkennung dieser bedingten Verdienstlichkeit nichts weniger als verschlossen sind. Die angelegentliche Hervorhebung derselben und die speciellere Nachweisung, wiefern durch sie nichts oder hie und da noch etwas zu wünschen übrig bleiben möchte, überlassen wir aber solchen etwanigen anderweitigen Beurtheilungen, die innerhalb derselben Täuschungen und auf dem nämlichen Standpunkte stehen bleiben, gegen welche, wie gegen Uebel, ohne deren Beseitigung alles übrige weder gesund seyn, noch zu reellen Aufschlüssen führen kann, unsere Kritik vornehmlich gerichtet gewesen ist.

Bevor wir indefs unsern Bericht über das Lehrbuch schliefsen, müssen wir noch einiger Mittheilungen desselben über allgemeine theoretische Ansichten Erwähnung thun, die, sofern der Verf. nicht für gut fand, sie für das Wörterbuch des vierten Theils aufzusparen, hie und da an einzelnen Stellen, wo sich beim Mangel an innerem Zusammenhange, wenigstens ein äufserlicher Anknüpfungspunkt für sie darzubieten schien, beigebracht worden sind. Dahin gehören die dem Hauptabschnitte über die Metalle einverleibten Capitel, welche eine Vergleichung älterer und neuerer Ansichten theils in Hinsicht der phlogistischen und antiphlogistischen Periode, theils in Bezug auf den Streit des Chlorinismus und Antichlorinismus zur Sprache bringen. Ferner hat in dem Abschnitte über die Oxyde der Metalloïde das Wasser zu allerlei Mittheilungen aus dem Gebiete der Hygrometrie, Meteorologie und physischen Geographie die Gelegenheit darbieten müssen, die

Digitized by Google

ihrerseits uns wiederum manche Gegenbemerkung abzunöthigen vermöchten, wenn der Raum es gestattete, und es überhaupt thunlich wäre, hier auf Gegenstände einzugehen, die eben so gut oder vielmehr noch besser in einem Lehrbuche der Chemie fehlen könnten, als sie darin aufgenommen sind. Endlich befindet sich ganz zu Anfange des nämlichen Abschnittes (S. 326. Theil 1.) noch ein Capitel unter der Ueberschrift: die *Atmosphäre*, welche der Verf. zugleich mit der Note begleitet, dafs er die atmosphärische Luft zwar nicht als eine chemische Verbindung von Sauerstoff und Stickstoff betrachte, aber keine geeignetere Stelle zu ihrer Beschreibung als diese neben dem gleich folgenden Artikel über das Wasser gefunden habe. Auch hier müssen wir manches aus der Eudiometrie und Meteorologie Beigebrachte auf sich beruhen lassen, bis auf die Bemerkungen über den Verbrennungs- und Athmungsprocefs, welche von der Art sind, dafs sie von einer gewissenhaften Kritik nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen.

Wenn zuvörderst die einzelnen Gründe Anderer den Verf. nicht überzeugen konnten, dafs die atmosphärische Luft ein Oxyd des Stickstoffs sei, so mufs dagegen erinnert werden, dafs die von ihm angeführten, in ihrer Particularität, auch eben so wenig das Gegentheil zu beweisen vermögen. Wer aber das Factum auf lebendige Weise vor Augen hat, dafs die Luft alles sich zu assimiliren trachtet, und von allem zehrt, ohne unter den verschiedensten Umständen aufzuhören, dasselbe constante Verhalten gegen dieselben chemischen Reagenzen zu zeigen, der mufs wohl mächtigere Functionen, ja vielmehr die höchste Gewalt des chemischen Umbildungsvermögens in ihr anerkennen, als dafs es ihm möglich seyn sollte, sie nur als ein Gemenge differenter, in träger Gleichgültigkeit neben einander ruhender Bestandtheile zu betrachten.

Schon früher ist bei der Betrachtung des Sauerstoffs an einer Stelle des Lehrbuchs (S. 177. Theil 1.), auf die wir hiermit zugleich zurück geführt werden, der Gedanke geäufsert, dafs das Feuer eine elektrische Erscheinung seyn müsse, und dafs es beim Verbrennungsprocesse auf dieselbe Weise entstehen müsse, wie bei der Entladung der elektrischen Batterie. Diese Consequenz ist der Form nach allerdings richtig; aber der bestimmte Gehalt der Vorstellung fehlt theils gänzlich, theils wird er durch die falschen Voraussetzungen von elektrischer Materie, ihrer Strömung, Ausgleichung u. s. w. gänzlich vernichtet und unmöglich gemacht. Die Hauptmomente zu einem soliden Verständnisse des Gegenstandes sind kürzlich folgende. Zuvörderst ist die Elektricität überall nur die Tendenz einer ungeschlossenen galvanischen Kette, sich zu schliefsen. Im Geschlossenseyn der Kette als solcher aber ist nicht mehr Elektricität, sondern Chemismus die herrschende Thätigkeit, und jeder chemische Procefs, also auch der Verbrennungsprocefs, ist eine Thätigkeit unter dem Typus derjenigen, welche in der geschlossenen galvanischen Kette Statt findet; aber die leztere verhält sich zum chemischen Procefs schlechthin, wie sich Differential und Integral einer und derselben Function zu einander verhalten; und erst nachdem diese Unterschiede in einer klaren Anschauung erkannt worden, wie wir bemüht gewesen sind, diese in unserm bereits erwähnten Werke über den Procefs der galvanischen Kette zu geben, sieht man, in wiefern der elektrische Funke und das Feuer beim Verbrennungsprocesse ein und dasselbe, und in wiefern sie zugleich von einander verschieden sind. Auf dieselbe Weise, wie im elektrischen Funken ein helleres, rothes und ein dunkleres, blaues Licht, den Diremtionsrichtungen der sich zersetzenden, oder zur Zersetzung angeregten Luft, nach der Seite des Sauerstoffs und Stickstoffs hin, sich unterscheiden, zeigt auch die Flamme bei der Verbrennung, als eine unendliche Menge in unzähligen Punkten zugleich blitzender und dem Raum und der Zeit nach in eine stetige Continuität zusammenfliefsender elektrischer Funken, den nämlichen Gegensatz; und die Behauptung einerseits, welche im Lehrbuche (S. 337) ausgesprochen worden, dafs diese Verschiedenheit beim Verbrennen einfacher Stoffe nicht Statt finde, ist dahin zu berichtigen, dafs sie unter besonderen Umständen allerdings wohl nur in sehr geringem Grade bis zu einem der Wahrnehmung fast entzogenen Minimum vorhanden seyn, aber niemals gänzlich fehlen könne; andererseits ist die gepriesene Davy'sche Zurückführung der verschiedentlich gefärbten Theile der Lichtflamme auf das Verbrennen von Kohlenoxyd- und Kohlenwasserstoffgas für das tiefer gefafste Verständnifs der Erscheinung ein Moment von durchaus untergeordneter und unbefriedigender Bedeutung. Eben so unzureichend ist die auf S. 336 versuchte Herleitung der Erleuchtungsintensität aus dem Zutritt glühender, nicht gasförmiger Substanz zur Flamme; sie mufs vielmehr, so wie die mannigfache Abwechselung in der Gesammtfarbe verschiedener Flammen, in den inneren Re-

Digitized by Google

lationen der beim Verbrennungsprocefs in Wechselthätigkeit begriffenen Glieder gesucht werden.

Nicht leicht kann endlich die grofse Entfernung von der Naturansicht, welche ein rein wissenschaftlicher Standpunkt fordert, härter und unzweideutiger ausgesprochen werden, als in der Art und Weise, wie sich das Lehrbuch über das Verhältnifs der atmosphärischen Luft zum Respirationsprocesse äufsert. „*Bestände die atmosphärische Luft* (so heifst es S. 345) *blofs aus Sauerstoffgas, so würden die Thiere durch die übermäfsige Oxydation des Bluts in ihren Lungen schnell darin sterben, und die geringste Unvorsichtigkeit mit Feuer würde den gröfsesten Theil der Erdoberfläche schnell in Brand setzen. Auf welche Weise übrigens das bei allen organischen und unorganischen chemischen Processen unaufhörlich verzehrt werdende Sauerstoffgas wieder ersezt werde, ist uns völlig unbekannt. Wir kennen keinen einzigen desoxydirenden Procefs, welcher zur Wiederentwickelung alles gebundenen Sauerstoffs und zur Erhaltung der niemals veränderlichen Proportionen zwischen den beiden Gasen grofs und allgemein genug wäre. Die Auflösung dieses Problems ist von der höchsten Wichtigkeit für die chemische Theorie; vielleicht dürfte auch dieses Geheimnifs mit der Zeit der in so vielen Fällen geheimnifsvollen Natur abgelockt werden.*“ Und zur Bekräftigung, dafs das Oxygen in der Luft wirklich nicht abnehme, wird noch auf der folgenden Seite 346 hinzugefügt: „*Die Weltgeschichte macht uns mit keinem Umstande bekannt, aus welchem sich die Vermuthung ableiten liefse, dafs die Atmosphäre in früheren Zeiten reicher an Sauerstoff gewesen sei, als jezt.*“

Es ist weniger die Unbekanntschaft mit den Ansichten und Resultaten neuerer physiologischer Forschungen über die Respiration, oder die Verläugnung derselben, welche diesen Aeufserungen zum Vorwurfe gereicht, als vielmehr die Oberflächlichkeit des Raisonnements, das eine harmonische Einheit des Naturlebens weder begreift, noch ahnet; die Kurzsichtigkeit der Reflexion, welche von der wechselseitigen Bedingung aller Erscheinungen, von der Tiefe des für alle Zeiten gesicherten Einverständnisses der Functionen des Lebens in ihren Verhältnissen und wechselseitigen Bedürfnissen keine Vorstellung hat; die Erstorbenheit der Ansicht, welche da, wo sich die höchste innere Macht des Chemismus im Kampfe mit dem siegenden Forschritte des Lebens der individuellen Organisation, als eine durch Jahrtausende unveränderliche Gewalt vernehmlich offenbart, nur nach Räthselauflösungen sucht, weil sie nichts als todte Massen sieht, die ohne Bestimmung von innen, ohne alle Kraft, Zustände und Thätigkeiten in sich selber fest zu halten oder zu ändern, nur einer äufserlichen Ab- und Zunahme fähig sind. So pflegt sonst nur der unwissenschaftliche Sinn zu urtheilen, dessen Anschauungskraft nicht weiter als bis zu den nächsten Beschränkungen der Sinnlichkeit zu dringen vermag, so kann nur eine Chemie sprechen, welche die ganze Welt zu einem blofsen Haufwerk einfacher und zusammengesezter Stoffe macht, der die Erde höchstens ein Destillirkolben voll gährender Substanzen und die Atmosphäre die Vorlage dazu ist, so dafs in beiden nichts gefunden und wahrgenommen werden kann, als was nun einmal darin ist, und was sie sich wechselseitig geben und einander entziehen.

Wir haben es, unbekümmert um jede niedriger liegende Rücksicht, als eine Pflicht für die Wahrheit erachtet, durch unsere Beurtheilung einen der gegenwärtigen Zeit, den Fortschritten und Bedürfnissen der übrigen Wissenschaften so unangemessenen und unwürdigen Standpunkt mit allen daran haftenden Hauptgebrechen und Irrthümern um so bestimmter nachzuweisen, je verbreiteter die Herrschaft des Vorurtheils, und je anspruchvoller der Grad der Selbstgenügsamkeit zu werden beginnt, mit welchem untergeordnete Bestrebungen zu dominirenden Normalrichtungen zu werden trachten. Zwar wird Niemand befürchten, dafs die Wahrheit aus einer wissenschaftlichen Sphäre jemals ganz verdrängt werden könne, und andererseits ist Niemand, der die Wahrheit wahrhaftig liebt, so eitel zu glauben, dafs sein vereinzeltes Wort allein einen Damm gegen den Strom der alltäglichen Irrthümer und Unwahrheiten bilden werde; aber um so ernstlicher wird er nach dem Maafse seiner persönlichen Kraft an der Unterhaltung desselben zu arbeiten bemüht seyn, und, so oft es gilt, für die Wahrheit das Wort zu nehmen, dieses auch so zu führen versuchen, wie es einem festen Standpunkte gebührt, der eben, weil er für immer höher liegt, als die trüben Fluthen vernunftwidriger Vorstellungen, auch schon in sich selber vor ihrem Getreibe und der Gefahr ihres Andranges für immer gesichert ist.

G. F. Pohl.

Digitized by Google

Nro. 69. u. 70.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1827.

XXVI.

1) *Franz von Sickingens Thaten, Plane, Freunde und Ausgang. Durch Ernst Münch. Stuttgart und Tübingen,* 1827. *Erster Band. XIV. und* 366 *S. gr.* 8. (*Der zweite Band, die Urkunden enthaltend, wird nachgeliefert.*)

2) *Bilibald Pirkheimers Schweizerkrieg und Ehrenhandel mit seinen Feinden zu Nürnberg. Nebst Biographie und kritischem Schriftenverzeichniſs. Durch Ernst Münch. Basel,* 1826. 288 *S.* 8.

3) *Charitas Pirkheimer, ihre Schwestern und Nichten. Biographie und Nachlaſs. Durch Ernst Münch. Nürnberg,* 1826. 152 *S.* 8.

4) *Johann von Werth im nächsten Zusammenhange mit der Zeitgeschichte. Dargestellt von Friedrich Wilhelm Barthold. Berlin,* 1826. 216 *S. gr.* 8.

Zweien groſsen und inhaltschweren Zeiträumen unsrer Deutschen Geschichte, den Zeiten der Kirchenreformation und des dreiſsigjährigen Krieges, gehören die Gestalten an, deren Betrachtung uns in den vorliegenden Büchern dargeboten wird. Beide Zeiten, welche in genauer Verbindung denselben inneren Kampf und die entschiedenste Umwandlung der Nation umfassen, sind reich an groſsen und eigenthümlichen Helden, an bedeutenden Männern von höchster persönlichen Wirksamkeit, eingreifend durch Geist, Gesinnung, Befehlsmacht, That. Die allgemeinen Begebenheiten zeigen jedoch den Einzelnen nur im Gedränge des heftigbewegten Lebens, im kurzen Augenblicke der höchsten Erscheinung, im blendenden Lichte bestimmter Auftritte, und ein näherer Antheil an der Persönlichkeit selbst, welche so erscheint und wirkt, bleibt unbefriedigt, es sei denn, daſs ihr, in veränderter Betrachtung, das Allgemeine untergeordnet, und sie aus dem aufzuräumenden massenhaften Gewirr, von welchem sie groſsentheils überschüttet liegt, hervorgearbeitet werde. Schlimm ist es, wenn die Zeitgenossen dieſs verabsäumt haben, und spätere Nachlebende diese Mühe tragen sollen; die Unmittelbarkeit des Lebens, in welcher mit dem Gegenstande der Gleichzeitige sich befindet, ist bei der späteren Auffassung nicht mehr zu erreichen. Leider ist solches in Betreff der angeführten Zeiträume sehr der Fall; für sie ist fast alle biographische Arbeit noch jezt auszutheilen, das Bedürfniſs derselben wird lebhaft von jedem gefühlt, der die vaterländische Geschichte mit nicht allzu flüchtigem Blicke zu durchschauen wünscht. Zwar fehlt es nicht an mannigfachen Bemühungen, an mehr oder minder glücklichen Versuchen, besonders in Absicht der Reformatoren und ihrer gelehrten Hülfsgenossen; allein wo wäre, zum Beispiel, selbst von *Luthers* Leben die Darstellung, die an Gründlichkeit und Anmuth mit den Werken wetteifern dürfte, welche Frankreich in den Lebensbeschreibungen *Fénélons* und *Bossuets* durch den Kardinal *Bausset* besizt? Mit andern Helden jener Zeiträume steht es nicht besser, nur schlimmer. In Ermangelung der Geschichtschreiber haben unsre Dichter noch das Beste gethan, und uns die leibhaften Gestalten eines Götz von Berlichingen und eines Wallenstein so lebendig vor Augen gestellt, daſs der Geschichtschreiber nur wünschen kann, in seinem Gebiet eben so wahr und treu darzustellen, als es in ihrer Art jene gethan.

Aus dieser Ansicht müssen wir die Wahl der Gegenstände, welche die Verfasser obiger Schriften, so wie den Sinn, in welchem sie dieselben bearbeitet haben, ausgezeichnet loben. Ihr Verdienst ist zuvörderst in Betreff des gelehrten Forschens und der sorgfältigen Arbeit, sodann aber auch in Betreff der geistigen Auffassung und Richtung, so wie überhaupt des Strebens nach gerechter und angemessener Darstellung, höchlich anzuerkennen. Bevor wir hierüber Einiges noch Anzumerkende beifügen,

Digitized by Google

wollen wir die dargestellten Bilder selbst in schnellem Ueberblicke zusammenfassen.

Franz von Sickingen, eines uralten Rheinländischen Rittergeschlechts, wird im Jahr 1481 auf dem Schlosse Ebernburg bei Kreuznach geboren. Erziehung und Unterricht empfängt er, wie sie der Zeit entsprechend seinem Lebenslaufe die brauchbarsten und förderlichsten seyn konnten; dem kriegerischen Muthe dient Waffenübung, dem offnen, hellen Kopfe mannigfach wirksame Geistesthätigkeit zur Ausbildung; Gailer von Kaisersberg, Johann Reuchlin, und selbst der Schwarzkünstler Doktor Faust, werden ihm durch Unterweisung nützlich. So erwirbt er bald alle Vortheile der Kenntnifs und Gewandtheit, welche in den gelehrten Formen auf die Welt einwirkt. Denn merkwürdig ist es, wie in jener Zeit die Kunst des Sachwalters und die staatskluge Red- und Schreibfertigkeit nicht minder, als Schwert und Lanze, dem Ritter zur Waffe dienen. Zwar sein Vater, in gewaltthätige Händel verwickelt, die unglücklich ausfallen, hat das Geschick, als Hochverräther nach Kaiserlichem Spruch enthauptet zu werden; doch den Sohn hemmt diefs in seiner Bahn auf keine Weise. Früh begibt er sich, nachdem er geheirathet, in den Dienst des Kurfürsten von der Pfalz und dann des Kaisers Maximilian I., dem er in den Krieg gegen die Venetianer folgt, und dessen Zuneigung er für die ganze Folgezeit seines Lebens gewinnt. Heimgekehrt, findet er bald Anlafs, die von Parteien zerrüttete Reichsstadt Worms, welche seine Rechtsansprüche nicht beachtet, mit Krieg zu überziehen. Reiter und Landsknechte sammeln sich zahlreich in seinen Dienst, angesehene Ritter ziehen ihm mit ihren Mannschaften zu, theils Verbündete, theils Söldner; er belagert die Stadt, aller Abmahnung von Kaiser und Reich zum Trotz, bestürmt sie wiederholt, mufs aber, da seine Mittel nicht ausreichen, endlich abziehen. Die über ihn ausgesprochene Acht hindert ihn nicht, seinem Unternehmungsgeiste bald andern Raum zu finden. Die ihm befreundeten Herren von der Mark, welche in den Gränzbezirken Frankreichs und Deutschlands eine selbstherrliche Macht zu behaupten wagten, erfreuen sich seines Beistandes gegen den Herzog von Lothringen, die Fehde wird indefs beigelegt, und Sickingen knüpft mit dem Herzog ein vortheilhaftes Dienstverhältnifs an. Seine Freunde bringen ihn ferner mit dem Könige von Frankreich, Franz I., in Verbindung, er besucht denselben in Amboise, wird sehr hoch gehalten, gewonnen, und empfängt, als Feldherr in des Königs Diensten, ansehnliche Geschenke und ein Jahrgehalt von 5000 Franken; fühlt sich jedoch dem Vertrauen des Königs allzu fern gehalten, und als ihm dieser keine Truppen zum eignen Gebrauch überlassen will, verläfst er unzufrieden den Hof. Seine nächste Fehde ist gegen die Reichsstadt Metz gerichtet; wie in Worms, gab es dort Parteien; der einen, verdrängten, nimmt Sickingen sich an, mit fast 20,000 Mann zu Rofs und zu Fufs rückt er vor die Stadt, welche hart geängstigt in alles Verlangte willigt, und aufser andern Summen für Sickingens Heer, ihm selbst 30,000 Goldgulden Abzugsgeld erlegt. Nun gedenkt er auch der Acht, die gleich seiner Fehde gegen Worms noch immer fortdauert, nach vielen Kämpfen und Schriften wird ein zweijähriger Stillstand vermittelt, Sickingen zum Kaiser nach Innsbruck eingeladen, wo er gnädigst aufgenommen, der ganze Handel für einen Mifsverstand erklärt, und die Acht aufgehoben wird. Er weifs trefflich vor dem Kaiser zu reden und seine Sache zu verantworten, verläfst die Dienste des Königs von Frankreich, und tritt in die des Kaisers, der einen solchen Anführer und Truppensammler sogleich gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg zu verwenden hat. Aber kaum ist Sickingen wieder am Rhein, so heben auch neue Händel mit der Stadt Worms wieder an, sie verwickeln sich mit Streitigkeiten der Geistlichkeit, andre Fehden gegen den Landgrafen von Hessen, gegen die Reichsstadt Frankfurt, kommen hinzu, auf allen Seiten macht Anspruch und Weigerung sich durch Gewalt geltend, und im Uebermaafse dieser verschwindet auch das anfängliche Recht; die Behörden selbst, welche den Frieden sichern, das gemeine Wesen verwalten sollen, müssen als kriegführende Parteien auftreten. Endlich kommt der Zug gegen Würtemberg zur Ausführung; Sickingen, der unter allen Umständen seine Waffen und seine Geldkräfte mehrt, und dessen Namen und Mittel schnell jede Truppenzahl herbeischaffen, bringt 8000 Mann, und führt mit Georg von Frundsberg in des Kaisers Auftrag das Heer des Schwäbischen Bundes, der Krieg gewährt schnellen Erfolg und grofse Beute; Sickingen, bei dem Sturme von Stuttgart benachrichtigt, dafs Reuchlin sich in der Stadt befinde, trifft nachdrückliche Maafsregeln zu dessen Schutz. Inzwischen stirbt im Januar 1519 der Kaiser Maximilian, und der König von Frankreich bewirbt sich um die Kaiserkrone. Sickingen, der dem Könige bereits in einer Angelegenheit Deutscher Kaufleute, deren Rechtsansprüche gegen Französische Unterthanen er an sich gekauft und durch Gewalt bezahlt gemacht, auf dessen Zurede-

Digitized by Google

stellung barsch geantwortet, „ihm habe aufserhalb Deutschland in Rechtssachen niemand etwas zu befehlen," sezt sich dem Französischen Einflusse kräftigst entgegen, erklärt sich, wie auch seine Freunde von der Mark, für den König Karl von Spanien, rückt mit 15,000 Mann auf den Fürstentag nach Höchst, dann vor Frankfurt, und drückt den Französischen Anhang durch diese Macht so völlig nieder, dafs die Wahl Karls, nunmehr als Kaiser Karl V. genannt, ohne Hinderung erfolgt. Auch mit Geld unterstüzt Sickingen grofsmüthig den neuen Kaiser, der dankbar dem kriegsmächtigen Ritter seine Huld bezeigt. Die Erhebung in den Reichsgrafenstand lehnt Sickingen ab, wird aber des Kaisers oberster Hauptmann, Rath und Kämmerer. Zu einem Kriegszuge gegen den Herzog von Bouillon und die demselben verbündeten Franzosen borgt er dem Kaiser 20,000 Goldgulden, und stellt 16,000 Mann; er selbst und ein Graf von Nassau befehligen die gesammte Heeresmacht. Nach einigen Vorfällen kommt es zur Belagerung von Mézières, welches Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, so klug als tapfer vertheidigt; durch seine List wird Sickingen zu falscher Besorgnifs verleitet, die Belagerten nutzen den Vortheil, und die Kaiserlichen, durch Mangel und Krankheiten schon bedrängt genug, sehen sich zum Rückzuge genöthigt, welchen Sickingen meisterhaft anordnen hilft. Die Truppen müssen, da der Kaiser die Zusagen wegen des Soldes nicht erfüllt, gröfstentheils abgedankt werden; aufser diesem hat Sickingen noch vielfachen andern Grund zur Unzufriedenheit. Sein Kriegsruhm und seine Reichthümer, die sich nur stets vermehren, erheben ihm den Muth zu gröfseren, selbstständigen Unternehmungen. Lebend in und mit dem Geiste seiner Zeit, und dessen Wendung und Vortheil scharf wahrnehmend, hat Sickingen den Anfängen der kirchlichen Reformation alsbald Gunst und Theilnahme geschenkt, sich mit den Männern, die wirksam in jener Richtung auftreten, kräftigst verbündet, und baut nun grofse Plane, für die Sache sowohl, als für sich selbst, auf den allgemeinen, für grofse Entscheidungen reifen Zustand der Dinge. Die Macht der Fürsten, schon längst dem Kaiser wie der Ritterschaft und den Städten furchtbar, soll gebrochen werden, zunächst die der geistlichen Fürsten, welche der Reformation und der mächtigen, von dieser entzündeten Volksstimmung entgegenstehen. Sickingen sucht die zerstreuten Elemente zu einer grofsen Gesammtwirkung zu vereinen; er nimmt Luthern offenbar in Schutz, Ulrich von Hutten findet eine sichre Freistätte auf der Ebernburg, die heftigsten Schriften werden dort geschrieben und gedruckt, Sickingen selbst nimmt die Feder, und nicht ohne Glück. Die Ritterschaft am Rhein, in Schwaben und Franken, beruft er zu einem Konvent nach Landau, und macht daselbst Eröffnungen zu einem Bunde, der unter dem Vorwande gegenseitiger Schutzgewährung weitaussehende Plane verhüllt; die Verbündeten wählen ihn zum obersten Hauptmann. Die Verwandlung der geistlichen Kurfürstenthümer in weltliche dünkt so zeitgemäfs für die Nation, als vortheilhaft für den kühnen Unternehmer; dem gelingenden Werke wird, so hofft man, die offene Zustimmung des Kaisers nicht fehlen. Das erste Absehen ist auf den Kurfürsten von Trier gerichtet, der ohnehin als Anhänger Frankreichs von jeher dem Kaiser feind war, und in dessen Gebiete die Stimmung zur Reformation schon stark arbeitet. Sickingen, welcher verschmähte, Reichsgraf zu werden, darf hoffen, als Kurfürst von Trier sich und sein Geschlecht verherrlichend zu erheben. Der Vorwand zum Kriege findet sich leicht; Sickingen läfst von andern Rittern sich deren Ansprüche gegen Trier abtreten, und ungesäumt macht er sie geltend. Mit 10,000 Mann zu Fufs und 5000 Reitern, die sein Name und sein Geld in gröfster Schnelle sammelt, rückt er in's Feld, erobert Blieskastel und St. Wendel, zieht dann vor Trier, und belagert die Stadt mit äufserster Gewalt. Allein der Kurfürst bietet der fünfmaligen Bestürmung Trotz, Sickingens erwartete Hülfsgenossen bleiben aus, der Landgraf von Hessen und der Kurfürst von der Pfalz, der gemeinsamen Gefahr inne, verbünden sich gegen den unternehmenden Ritter, über welchen der Kaiser abermals die Acht aussprechen mufs, und die vereinte Fürstenmacht rückt in aller Stärke gegen ihn an. Sickingen mufs die Belagerung aufheben, doch führt er auf andern Seiten den Krieg lebhaft fort. Unfälle, welche seine Sache erleidet, beugen ihn nicht, die heftigsten Schmerzen an der Fufsgicht hemmen kaum seine Thätigkeit. Neuer Entwürfe und grofser Aussichten voll, zieht er sich auf seine festen Schlösser. Die verbündeten Fürsten aber sind bedacht, einen grofsen Schlag zu thun, rasch ziehen sie, da er es am wenigsten vermuthet, vor seine Burgen mit grofser Macht, in Landstuhl wird er selbst eingeschlossen und belagert. Zwar hält er sich tapfer, aber der Entsatz bleibt aus, die Mauern werden zerschossen, er selbst, als er an der Gicht leidend sich zur Besichtigung des Mauerbruches führen läst, schwer verwundet. Schon sterbend unterzeichnet er die Uebergabe. Mit Seelenstärke empfängt

Digitized by Google

er an seinem Sterbelager die siegreichen Feinde, bespricht sie mit heldengrofser Milde, und stirbt, unerschrocken und frei, wie er gelebt, im Mai 1523. Die Fürsten vollenden die Eroberung seiner Schlösser, theilen sich darein, und erst nach Jahren erlangen die Söhne, auf Fürsprache des Kaiserlichen Hauses, dieselben zum Theil wieder. Mit Sickingen starben seine grofsen Entwürfe, die neue Gestaltung des Reiches, die daraus hervorgehen konnte, blieb aus; die Reformation nahm ihren Gang in andrer Entwicklung, die Macht des Kaisers und die der Fürsten blieben im Kampf, aber die Ritterschaft kam seitdem nie wieder zu selbstständiger Kraft, sie blieb als Stand noch ansehnlich, aber weder im Einzelnen noch in Genossenschaft als kriegsmächtig bedeutend.

Ganz andrer Art erscheint *Bilibald Pirkheimer*, Zeitgenosse und Freund Sickingens, aber in durchaus verschiedener Lebensrichtung. Zu Eichstädt, wo sein Vater, eines patricischen Geschlechts von Nürnberg, in des Bischofs Diensten lebte, im Jahre 1470 geboren, empfängt er eine gleichfalls den Zeitverhältnissen und seiner vorausgesezten Laufbahn vollkommen angemessene Erziehung. Auch er wird in ritterlichen und gelehrten Uebungen bestens unterwiesen. Sein Vater, in Gesandtschaften und andern Staatsgeschäften zu grofsem Ansehen gelangt, denkt ihn vor allem zum gründlichen Rechtsgelehrten und für den höhern Staatsdienst anszubilden, er hält dem Knaben die besten Lehrer, er nimmt ihn auf Reisen mit, zu dem bewegten Leben der Höfe, der Reichsstädte. Hierauf bezieht er die Universität zu Pavia, und neben der Rechtsgelehrsamkeit betreibt er zugleich mit Vorliebe die schönen Künste, besonders die Tonkunst, und die Literatur der Griechen; um jedoch strenger lediglich den Rechten obzuliegen, mufs er die Universität von Pavia mit der zu Padua vertauschen. Nach sechs Jahren kehrt er aus Italien nach Nürnberg heim, wo sein Vater unterdefs wieder seinen Wohnort genommen; er denkt am Hofe Kaisers Maximilian I. sein Glück zu suchen, aber die Heirath mit einer Patricierin von Nürnberg hält ihn daselbst fest, er tritt in den Rath, und ist sogleich in der Mitte der vielfachen Regierungsgeschäfte dieser damals auch politisch höchst bedeutenden Stadt. Nach zwei Jahren (1499) wird er zum obersten Feldhauptmann der Truppen erwählt, welche die Stadt dem Kaiser und dem Schwäbischen Bunde zu dem Kriege gegen die Schweizer sendet. Er hält den nachtheiligen Krieg tapfer und ehrenvoll aus, ist menschenfreundlich und grofsmüthig, zügelt die Ausgelassenheit der Krieger, steht in Gnaden bei dem Kaiser, erduldet aber auch manchen Unglimpf und Hafs, wird verläumdet, ja des Einverständnisses mit den Schweizern beschuldigt, und wenn auch der Kaiser seine Verantwortung gelten läfst, so bleibt doch eine tiefe Störung zurück, die sich weit hinaus fühlbar macht. Nur Maximilian zeigt sich ihm stets gewogen, würdigt ihn seines Vertrauens, und erweckt durch Mittheilungen in ihm das Verlangen, eine vollständige Regierungsgeschichte dieses Kaisers zu verfassen, was jedoch, da die näheren Hülfsmittel ausbleiben, nicht zur Ausführung gelangt. Mit den ehrenvollsten Empfehlungsbriefen des Kaisers kommt er nach Nürnberg zurück. Hier nimmt er, des Staatswesens überdrüssig, seine Entlassung, und lebt nun ganz in seinen wissenschaftlichen Neigungen. Sein grofses Vermögen, wie sein vornehmer Stand und seine weitverzweigte Bekanntschaft, dienen ihm trefflich, um kostbare Handschriften und erste Druckausgaben von allen Orten herbeizuschaffen; damals noch seltne Griechische Autoren werden von ihm in's Lateinische übersezt, und so zuerst in Deutschland bekannt gemacht. Die Schmerzen des Podagra's, an welchem er furchtbar leidet, überwindet er mit heitrer Laune, indem er dessen Apologie schreibt; ein geistvoller Scherz in beredtem Latein. Auch in's Deutsche übersezt er viele Stücke Griechischer und Lateinischer Autoren, und erwirbt sich dadurch ein neues Verdienst. Für Münz- und Alterthumskunde gleichfalls zeigt er sich thätig bemüht. Nach dreijähriger solcher Mufse verliert er seine Gattin, tritt wieder als Rathsherr ein, und unterzieht sich mit Eifer wieder den Geschäften, besonders zahlreichen Gesandtschaften, wo er als kräftiger und einnehmender Redner glänzt. Noch durch Kaiser Maximilian wird er zum kaiserlichen Rath ernannt; auch bei Karl V steht er sehr in Gnaden. Durch zunehmendes Podagra genöthigt, nimmt er im Jahre 1513 abermals seine Entlassung, und lehnt eine Ehrenbesoldung ab. Gebildet, rechtlich, wohlhabend, wird er in seiner neuen Mufse der thätige Mittelpunkt eines ehrenwerthen, geistvollen, bürgerlich und literarisch tief einwirkenden Kreises. Seine Schwester Charitas, Konrad Celtis, Cuspinian, Trithemius, Hutten, Luther und Melanchthon, insonderheit aber Reuchlin, Erasmus, und sein grofser Landsmann Albrecht Dürer, sind die vorzüglichsten Theilnehmer dieses regen Verkehrs, der nicht ohne einen bedeutenden Briefwechsel Statt findet. Mit den Reformatoren befreundet, ist er ihrer Lehre im Ganzen günstig, aber

Digitized by Google

mit Eifer den gewaltsamen Zerrüttungen entgegen, welche dadurch in den weltlichen Zuständen des Deutschen Reichs, und auch Nürnbergs, hervorgerufen werden. Nachdem er so viel Widerwärtiges noch erleben müssen, von manchem Unmuth gedrückt, vom Podagra gepeinigt, stirbt er im Jahre 1530 überdrüssig, doch getrost im Beginn des Alters. Ein solcher Mann verdient wohl, dafs sein Leben geschildert, sein Wirken angeschaut werde; jedoch kann diefs auf genügende Weise schwerlich anders, als in Gestalt von Denkwürdigkeiten und ausführlichen Betrachtungen geschehen, wozu die gegenwärtige Arbeit, durch Ueberblick und Stoffmehrung, vorbereitend mitwirken mag.

Charitas Pirkheimer, Bilibalds ältere Schwester, ist ein nicht weniger anregendes Bild. Sie wird in Nürnberg im Jahre 1466 geboren, empfängt eine nicht minder edle Erziehung, als ihr Bruder, der mit Konrad Celtis ihren Unterricht im Lateinischen besorgt. Sie liest mit Geschmack die alten Schriftsteller, und schreibt selbst mit Anmuth; von der schönen Literatur geht sie, dem Bedürfnifs und der Neigung damaliger Zeit gemäfs, auch zur Theologie über, früh schon besucht sie das Kloster St. Klara, worin sie Nonne und bald nachher Aebtissin wird. Fromme Uebungen und strenge Sitten bewähren ihren geistlichen Beruf; mit der Welt bleibt sie in geistreicher Verbindung, mit ihrem Verwandten Tucher, mit den Pflegern des Klosters, Nützel und Imhof, mit Bilibald, und besonders mit Celtis; sie wird verehrt als ein Muster von Tugend und Bildung, Erasmus sezt sie über alle Frauen Deutschlands. Grofse Störungen bringt indefs die Reformation; Versuche, das Kloster der neuen Lehre zuzuwenden, werden fast gewaltsam wiederholt, Charitas besteht harten Kampf, sie wird zulezt öffentlich in kirchlichem und literarischem Streite hervorgestellt! Auch mit dem Bruder, der sich zwischen beiden Parteien findet, gibt es Verdriefslichkeiten, gekränkt und zurückgezogen stirbt sie, bevor noch die Sachen sich entschieden haben. Ihre Schwester Klara folgt ihr als Aebtissin, dieser die zweite Tochter Pirkheimers, Katharina, mit welcher, da das Kloster aussterben soll, die Reihe schliefst. Die Briefe von Charitas, Klara und Katharina, theils aus dem Lateinischen übersezt, theils in ihrem ursprünglichen Deutsch mitgetheilt, sind merkwürdig und anziehend, und wir sehen durch sie die Stürme der Reformation, wie vorher in ehrgeizigen Kriegsunternehmungen und politischen Verhältnissen, auch in friedlichen Klosterzellen eingedrungen walten.

Mit den Kämpfen des Ausbruchs der Reformation bilden die des dreifsigjährigen Kriegs einen mächtigen Gegensatz. Was in jenen Geistiges emporstrebt, sinkt in diesen zu rohester Weltlichkeit hinab, das höhere Ziel verliert sich in niederen Zwecken, und die religiöse Parteiung wird mehr und mehr politische; das Deutsche Vaterland schwindet, statt seiner und in ihm und mit seinen Kräften treten gegeneinander ausländische Gewalten auf. Waffen und Geistesbildung, früher so nah verbunden, trennen sich, und die leztere erscheint nur noch dienend; die Ritter mit ihrem Gefolg und Anhang sind verschwunden, an ihrer Statt finden wir Kriegsbefehlshaber, die aus jedem Stande, auch aus dem niedrigsten, zu den höchsten Würden aufsteigen, deren Macht aber nur von höherer Obergewalt ausgeht, und dieser entgegenstrebend nur um so sicherer verdirbt. Läge hier Wallensteins Leben uns vor, so hätten wir das vollkommene Gegenbild zu Sickingen; allein auch in andern Gestalten jener Zeit blickt dasselbe durch, und nicht am schwächsten in dem Helden, der hier gegeben worden.

Johann von Werth, um das Jahr 1602 zwischen Rhein und Maas in dem Orte Werth, von dem er den Namen führt, als Sohn armer katholischer Bauern geboren, und ohne Erziehung aufgewachsen, verläfst zwanzig Jahr alt den Feldbau, und begibt sich zu den Fahnen des in der Nähe gegen die freien Niederländer kämpfenden Spanischen Feldherrn Spinola. Erst gemeiner Reiter, dann durch Thaten ausgezeichnet, alsbald Offizier geworden, thut er sich durch kühnste Wagnisse, durch glücklichste Ausführungen hervor. Nach einer Anzahl von Jahren erscheint er als Oberst bei den Bayerischen Truppen der katholischen Liga unter dem Feldherrn Tilly. Im ferneren Kriegsgetümmel, gegen die Schweden, gegen den Herzog Bernhard von Weimar, durch ganz Deutschland hin, bewährt er seine Kühnheit, sein Glück. Gegen seine nächtlichen Ueberfälle, sein unwiderstehliches Anstürmen, sichern weder Mauern, noch Entfernung, noch Vorsicht und Tapferkeit; die Werth'schen Reiter werden das Schrecken der Feinde, in der Schlacht von Nördlingen nehmen sie den Schwedischen Feldmarschall Gustav Horn gefangen, weitumher sind sie die Geifsel des Landes für Freund und Feind. Werth, in Kriegswürden aufsteigend und durch Kaiser Ferdinand II zum Freiherrn erhoben, folgt mit zahlreicheren Schaaren den grofsen Kriegsbewegungen, wüthet in der Rheinpfalz, in Lothringen, verübt die gewaltig-

Digitized by Google

sten Reiterstreiche, macht grofse Beute, zieht mit Ottavio Piccolomini nach den Niederlanden, bedrängt grausam die Lütticher, welche einen Preis von 1000 Thalern auf seinen Kopf setzen. Ein gröfseres Unternehmen reizt, und Werth, dessen Truppen freilich in des Kaisers Sold stehen, schliefst sich, ohne erst den Kurfürsten von Bayern zu fragen, den Kaiserlichen unter Piccolomini zu einem neuen Zuge an. Beide vereint dringen durch die Niederlande in die Picardie ein, Werth ist unaufhaltsam voran, er treibt alles vorwärts, dringt bis Compiegne, gerade auf Paris los, seine Reiter streifen bis Pontoise und St. Denys, nur die eigenen Verbündeten hemmen ihn; Paris bekommt Zeit sich in Vertheidigungsstand zu setzen, der Kardinal Richelieu rückt mit 50,000 Mann ins Feld; Werth übt dennoch kühne Schläge aus, aber das Hauptunternehmen ist verfehlt, der Rückzug wird angeordnet, und ruhmvoll und beutereich ausgeführt; der Kurfürst von Bayern mag das Geschehene nicht tadeln. Andere Ereignisse rufen nach dem Oberrhein, nach Schwaben, Bernhard von Weimar wird bei Rheinfelden geschlagen, wendet sich aber unvermuthet, und drei Tage später ist er der Sieger; vergebens hat Werth die kaiserlichen Mitfeldherren gewarnt, er wird das Opfer ihrer Säumnifs, zu Fufs kämpfend, verzweiflungsvoll widerstrebend, mufs er sich gefangen geben. Bernhard empfängt ihn nicht ohne Vorwurf, und liefert ihn nebst andern Gefangenen, trotz deren heftigen Widerspruchs, auf des Königs von Frankreich Begehren in dessen Gewahrsam nach Paris. Aber die Schmach unsers Helden wird sein Triumph; überall in Frankreich, wo er durchkommt, ärntet er Ehren und Bewunderung, aller Orten wird er haranguirt und herrlich bewirthet; in Vincennes wird ihm prächtige Tafel gehalten, die ganze vornehme Welt besucht ihn, vorzüglich die Damen, bald darf er auf sein Wort in Paris frei umhergehn, dann besucht er den Hof in St. Germain, das Volk jubelt ihm entgegen, und Lieder besingen seine Thaten und seine Gefangennehmung. Erst nach vier Jahren wird er gegen Gustav Horn mit grofsen Ehrenbezeigungen ausgewechselt. Er begibt sich nach München und Wien, der Kurfürst und der Kaiser ernennen ihn zum General der Reiterei. Zunächst wieder kämpft er am Niederrhein gegen die Franzosen, darauf in Schwaben, durch Ueberfälle und Gewaltstreiche stets furchtbar. Aufser den Bayerischen Truppen hat er eine eigne Schaar, meistens Landsleute vom Rhein, die nur ihm dienen, von ihm bezahlt werden. Gegen die Schweden unter Torstenson und Wrangel, gegen die Franzosen unter Turenne, wechselt er in rastlosen Hin- und Herzügen den Kampfplatz, auch zuweilen im Nachtheil, wie es das Glück und das Benehmen der Mitfeldherren, an die er gebunden, deren Befehl er untergeben ist, fügen mag. Denn, wie grofs auch sein Verdienst und wie furchtbar sein Name sei, er selbst wird nie des oft erledigten Bayerischen Oberbefehls theilhaft, man hält ihn dessen nicht fähig, ihn für zu wild und ungestüm, vielleicht auch, bei schon wankender Politik des Kurfürsten, für zu anhänglich an den Kaiser. Wie darauf der Kurfürst wirklich mit Frankreich und Schweden zum Vertrage kommt, empfängt Werth kaiserliche Briefe, die ihn mit seinen Truppen zum Gehorsam gegen den Kaiser auffordern, Jesuiten entbinden ihn des dem Kurfürsten geleisteten Eides, er folgt mit Eifer diesem Sinne, er will das ganze Bayerische Heer zum Kaiser überführen, den Kurfürsten selbst und dessen Räthe in kaiserliche Gewalt liefern. Schon ist der Anschlag im Werk, allein er scheitert an den Maafsregeln des Kurfürsten, dessen Boten die schon im Marsch befindlichen Truppen zur Treue zurückbringen; Werth wird als meineidiger, ehrloser Verräther ausgerufen, sein Vermögen eingezogen, auf seinen Kopf einen Preis von 10,000 Thalern gesezt, mit etwa zwanzigen seiner Reiter flüchtet er nach Böhmen, wo ihn Kaiser Ferdinand III. dem Heere als seinen General der Reiterei vorstellt, ihn zum Grafen ernennt, und ihm für die verlornen Besitzungen eine Herrschaft schenkt. Früher mit einer Gräfin Sparr vermählt, heirathet er jezt eine Gräfin Kuffstein; aber kein häusliches Leben ist ihm bereitet; gegen die Schweden unter Wrangel kommt es bei Eger zum Kampf; Werth hilft den Kaiser bei einem Ueberfalle retten; viele neue Gefechte zeigen seine Tapferkeit. Auch hier jedoch gelangt er nicht zum Oberbefehl; der General Melander, aus Hessischen Diensten zum Kaiser übergetreten, und von diesem zum Grafen von Holzapfel erhoben, führt das Heer. Als darauf der Kurfürst von Bayern wieder auf die Seite des Kaisers tritt, mufs Werth sogar in Ungnade das Heer verlassen. Doch die Unfälle der Kaiserlichen rufen ihn bald zurück, an der Spitze der Reiterei kämpft er tapfer bis zum Schlusse des Krieges, lebt darauf zurückgezogen noch vier Jahre in Böhmen auf seiner Herrschaft, und stirbt daselbst am Fieber, fünfzig Jahre alt, ohne Nachkommenschaft. Diefs Bild einer dem dreifsigjährigen Kriege eigenthümlichen Gattung von Feldherren wird sich in keiner späteren Zeit nach allen seinen Zügen wiederholt finden.

Digitized by Google

Man erkennt schon aus dieser Uebersicht, dafs Hr. Münch in Betreff der Bedeutung den ergiebigeren Stoff gehabt; diefs gilt auch rücksichtlich der Hülfsmittel. Mit grofsem Fleifse hat der Verfasser alles zusammengebracht, was irgend für seinen Zweck dienen konnte, neuen Quellen hat er mit Eifer und Erfolg nachgeforscht, wenn auch manches Bemühn, bei fast unzweifelhaft sichrer Spur, durch Umstände fruchtlos geblieben. Die Lebensbeschreibung Sickingens ist ein vollständiges, reichhaltiges Gemälde, mit frischen Zügen nach dem Leben, so weit dieses noch zu ergreifen war, entworfen, und mit Kraft und Wärme ausgeführt. Nur dringt in dem Vortrage noch öfters eine Art unwillkommener Deutschheit hervor, das Ueberbleibsel früherer Jahre, und um so störender, da dieselbe überhaupt weder als die ächte, noch insbesondre als die dem Stoff eigne, sich rechtfertigen kann. Bisweilen dürfte auch durch mehr Abwendung von unerspriefslichen Einzelnheiten und durch freiere Richtung auf das Allgemeine die Lesbarkeit des Buches sehr gewinnen. Weniger befriedigend, als das Leben Sickingens, sind die Schriften über Bilibald und Charitas Pirkheimer abgefafst. Aufser den eigentlichen biographischen Abrissen geben sie vermischte Materialien, bisher noch ungedruckte in ihrer ursprünglichen Gestalt, schon bekannte in Uebersetzungen; die erstern hätten besser ihre Stelle in einer historischen Zeitschrift, z. B. in *Hormayr's* Archiv, gefunden; die leztern entsprechen schwerlich irgend einem richtigen Absehn; Pirkheimers Bücher vom Schweizerkriege, wegen deren man ihn den Deutschen Xenophon hat nennen wollen — wir bitten nachzulesen, was neuerlich *Ranke* in seiner so geist- als sachreichen Schrift „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber, Berlin, 1824" davon rühmend gesagt hat — wird nicht leicht jemand lesen wollen, der nicht eben so gut und lieber das Werk in seiner ursprünglichen Latinität genöfse.

Hr. Barthold fand für seinen Gegenstand nur dürftige Quellen vor, auch ist wenig Hoffnung, dafs deren neue zu finden seien; uns dünkt nicht, dafs er eine der vorhandenen übersehn oder unbenuzt gelassen, ausgenommen die Memoiren des Kardinals von Richelieu, die erst vor einigen Jahren aus den königlichen Archiven zu Paris, durch freisinnige Gewährung der Staatsbehörde, vollständig in zehn Bänden zum Druck befördert worden. Ausser der fleifsigen Forschung zeigt das Buch unsers Verfassers einen gesunden Sinn und freie, klare Ansicht; der Vortrag ist mild und gehalten, von Uebertreibung und Abschweifung entfernt. In der Anordnung wäre vielleicht mehr Beweglichkeit, mehr Sondern und Zusammenfassen, mit Einem Worte mehr Behandlung zu wünschen. Zum Schlusse möge noch die Berichtigung zweier militärischen Ausdrücke hier Platz finden. Der Verfasser meint, der Name „General - Feldmarschall - Lieutenant" bezeichne eine Kriegswürde, welche ungefähr zwischen unserem Generalmajor und Generallieutenant in der Mitte stehe; allein sie ist vielmehr ganz dieser lezteren gleich, welche noch heutiges Tages in Oesterreich nur jene Benennung führt. Ferner vertheidigt er seinen Helden wiederholt mit wohlmeinendem Eifer gegen die Schmach, welche die Schriftsteller ihm dadurch anthun, dafs sie ihn nur immer als „Parteigänger" oder „Partisan" bezeichnen, und glaubt, es werde damit lediglich dessen Uebergehn von dem Kurfürsten von Bayern zu dem Kaiser hervorgehoben, da doch dieser Schritt in den damaligen Verhältnissen auch einer günstigen Auslegung fähig bleibe; aber der Name bedeutet bekanntlich nichts anders, als einen Anführer, dessen Talent sich hauptsächlich darin erweist, auf Partei zu gehn, das heifst mit besonderen Schaaren kühne, gewagte Unternehmungen auszuführen, Ueberfälle, Streifzüge, Wegnahmen, und die Benennung wird, wenn auch im Gegensatze zu dem Feldherrn, welcher die Haupttruppen befehligt, immer durchaus ehrenvoll gebraucht.

K. A. Varnhagen von Ense.

XXVII.

1) *Das Buch Hiob. Uebersetzung und Auslegung von Dr. Friedrich Wilhelm Carl Umbreit, Prof. an der Universität zu Heidelberg. Heidelberg bei J. C. B. Mohr.* 1824. *XLVI u.* 318 *S.* 8.

2) *Philologisch - kritischer und philosophischer Commentar über die Sprüche Salomo's, nebst einer neuen Uebersetzung und einer Einleitung in die Morgenländische Weisheit überhaupt und in die Hebräisch - Salomonische insbesondere, von Dr. Friedrich Wilhelm Carl Umbreit, ordentl. Prof. der oriental. Sprachen an der Universität zu Heidelberg. Heidelberg bei J. C. B. Mohr.* 1826. *LXVII u.* 414 *S.* 8.

Die Uebersetzung und Auslegung der biblischen Schriften läuft auf paralleler Linie mit dem Entwicke-

Digitized by Google

lungsgang des menschlichen Geistes. Es ist unmöglich zu behaupten, dafs dieser unbedingt auf grader Bahn fortschreite. Der Weg der Vollkommenheit geht durch die Irrgänge der Erfahrung; aber die Krümmen und Anstöfse sichern die endliche Erreichung des Ziels, und der Wanderer bringt dahin eine Ausbeute mit, welche er auf den Nebenwegen finden sollte, und ohne die ihm das Ziel weniger vergnüglich und weniger begreiflich seyn würde. Denn eine liebevolle Leitung schwebt über dem Ganzen, und über dem Einzelnen, der es redlich meint. Redliche Meinung aber spielt oft mit träumerischen Wünschen, und vermifst sich, ihrer Würde bewufst, einen Vorsprung erlangt zu haben, und eine Macht zu besitzen, die sie bei erweiterter Erkenntnifs zu belächeln pflegt.

Ueber die Reformationszeit herab ging das Bibelstudium im traditionellen Wege, wonach die Hauptdogmen der ererbten Kirchenlehre gemäfs geglaubt, diese nach dem Buchstaben und nach der Uebereinstimmung der Väter gereinigt, im Gehorsam unter dieser doppelten, unverbrüchlichen Autorität die Exegese fortgebildet, und vor allen Dingen der zwiefache Schriftkanon als Gottes eigenes Wort behandelt wurde. Noch in diese Periode fällt die Bereitung des grofsen Schatzes exegetischer Hülfsmittel, an welchem auch unsere Zeit noch zehrt; und sie mehrten und besserten sich in demselben Geiste der Forschung, bis immer lauter, immer muthiger, und immer allgemeiner, der Zweifel sich dem Glauben, und das Selbstvertrauen der Vernunft sich der Ueberlieferung entgegenstellte. Die Vernunft sprach hier wie überall die Rechte der Mündigkeit an, und vertheidigte sie mit einer Menge von Waffen aus dem eröffneten Rüsthause der Gelehrsamkeit. Sie ging ungleich weiter als dazumal, wo man das Recht des eigenen Urtheils in Glaubenssachen wider eine äufsere gesetzgebende Behörde zu erstreiten suchte, ohne die Lehre der Väter und den Glauben an das Wort zu verlassen. Da die Metaphysik der Bibel sich als Offenbarung dem Selbstvermögen menschlicher Erkenntnifs überordnete, und der wichtigste Theil der biblischen Geschichte wunderbarer Natur war, so wurde nach den Gründen der Nothwendigkeit eines unbedingten Zutrauens zu solch einer fremdartigen Erscheinung gefragt, die vermeinte Entstehung der einzelnen dogmatischen Auslegungen kirchenhistorisch bestimmt, die Wunder natürlich gemacht oder der Ansicht des Schriftstellers zugeschrieben, der Judaismus als Nationalität bemessen, seine Produkte mit denen andrer alten Völker verglichen, und wegen der sinnlichen Unerweislichkeit ihrer höhern Bedeutung ihr unmittelbarer göttlicher Ursprung verworfen. Zugleich bemühte sich die niedere Kritik den Text von dogmatischen Stellen zu entleeren, und die höhere, die Einheit und Aechtheit der Schriften und das Alter ihrer Redaktion zu bekämpfen. Heilige Bücher kannte nun die Wissenschaft nicht mehr; sie waren höchstens noch für die Kirche als Volksinstitut übrig, und man blieb mit ihr nur über die Achtungswürdigkeit ihrer moralischen Theile einverstanden. Forthin waren diese Urkunden historisch-philologische Merkwürdigkeiten und Kunsterzeugnisse, über die man ohne Anstand und in jedem Betracht zu richten, und ihnen Alles, was man wollte, vorzuziehen sich erlauben konnte.

Diese Umwälzung der theologischen Meinungen war nicht ohne Nutzen, und war fortwährend mit Bereicherungen des gelehrten Materials der Hermeneutik vergesellschaftet. Es mufste der grofse Bau, welchen Moses angefangen und Johannes geendigt hatte, also erschüttert werden, damit offenbar würde, ob irgend ein Rüstzeug zu finden sei, das ihn sprengte und fällete. Es mufste sich zeigen, dafs sein Grund, welchen er in der Welt gefafst hatte, nicht blofs in dem Boden der Erde, sondern in dem tiefsten Bedürfnifs des Menschen ruht, welcher eine Offenbarung der Gottheit von Natur erheischt, wie das Kindlein der Mutter Milch, und sich hiebei weder mit der sinnlichen aufser ihm, noch mit der dunkeln und streitenden in ihm begnügen, überall aber keine von aussen gegebene finden kann, die der Israelitisch-christlichen an die Seite zu setzen wäre. Es mufste sich zeigen, dafs dieses Gewächs, vor Jahrtausenden in einem kleinen Lande gepflanzt, und von dannen, selbst wider der Menschen Willen, die Erde überrankend, allein zur Gesundheit der Völker dient; dafs es das Urbild von dem ist, was in dem menschlichen Geiste sich trübe spiegelt; dafs es unter sinnlichem Schein das geistigste und reinste, dafs es unter nationaler Form, und eben durch sie, das allgemeingültigste ist; endlich dafs dieser grofsen, zu vielen Blättern angewachsenen Urkunde eine für sich unbegreifliche Nation als ein lebendiges historisches Siegel angehängt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 71. u. 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1827.

1) *Das Buch Hiob. Uebersetzung und Auslegung von Dr. Fr. Wilh. Carl Umbreit.*
2) *Philologisch-kritischer und philosophischer Commentar über die Sprüche Salomo's etc.*

(Fortsetzung.)

Es mufste sich zeigen, dafs die niedere Kritik dieser innig verbundenen Urkundensammlung nichts Wesentliches oder Unentbehrliches mit Bestand der Wahrheit rauben konnte, dafs die sogenannte höhere ihr skeptisches System nicht ohne neue Hypothesen, die wieder Glauben an Autorität verlangten und so zur neuen Tradition wurden, durchführen konnte, dabei aber stets gegen eine urkundliche verstiefs, deren Alter in jedem Fall grau genug ist, um Achtung zu gebieten. Es mufsten dabei Nebendinge hinwegfallen, damit die Hauptsache desto fester würde; es mufsten die Sachbegriffe schärfer bestimmt, die Farben des göttlichen Charakters in der irdischen Erscheinung ohne Abbruch der Einheit unterschieden, und schliefslich eine Menge von kleinern Räthselfragen aufgeworfen werden, die etwas vorschnell beantwortet, doch noch immer ungelöst sind, und die gelehrte Aufgabe der jetzigen und nächsten Zeit, unstreitig zur immer stärkern Beglaubigung der Aechtheit und Heiligkeit unsers ehrwürdigen Besitzthums, bilden sollen. Es wurde dabei die Sprache des Heiligthums zugleich mit den Alterthümern, der Natur und den Sitten seines irdischen Vaterlandes philologisch und antiquarisch beleuchtet, fleifsig herausgearbeitet, emsig Alles was dahin einschlug zusammengetragen. Das Studium des Glaubensgegenstandes gewann an Leben, während der Glaube sterben zu wollen schien. Schliefslich beweist eben diese wunderbare Fügung, und einzelne Strahlen eines nicht mehr zweideutigen Lichts, dafs wenn der Mensch in guter Meinung wider das zuvorgegebene Göttliche arbeitet, er seiner Absicht entgegen, ihm nur die Bahn öffnet, um im hellern Glanze seiner Göttlichkeit hereinzutreten.

Gott ist höher denn kein Mensch, und sein Wort, für solches erkannt, sei es auch in verschiedenen Graden seiner selbst, fordert Unterwerfung, demüthige Annahme. Es gibt keine Vernunftkritik, die Gott meisterte; es gibt nur ein Verstandeslicht, welches ihn erfafst, ihn in der Form seiner Aeufserungen deutet, eine mit der andern vergleicht, ihren versteckten Sinn entwickelt, und einen Tag anzündet, welcher zeigt, dafs, obgleich in mancherlei Gefäfse ausgegossen, doch der Geist, welcher uns gegeben ist, immer er, immer lauter bleibt, und eben mit seinen vielfachen Gestaltungen eine bewundernswürdige Vollständigkeit seines Worts bewirkt hat, welche sich nur mit dem reichen Inbegriff der sichtbaren Natur und mit dem vielgestaltigen Geschlecht von denkenden und empfindenden Geschöpfen vergleichen läfst, dessen verschiedenartigen Bedürfnissen es entsprechen sollte. Es ist das Licht, welches die Einheit in der Mannigfaltigkeit offenbart, und wird zwar schwer im Menschen für sich helle; den Erleuchteten aber von eben dem Geist, welcher der Schreiber des zwiefachen Israels ist, ist es so innig nahe, dafs die Gewifsheit von solcher Zusammenstimmung sie nicht mehr verläfst, und ihnen ein Schlüssel der göttlichen Geheimnisse wird. Sie haben dabei die Ansicht desjenigen Theils des grofsen Buchs für sich, an welchem unser Glaube unablösbar hängt, und ohne dessen absolute Annahme wir aufhören müssen, uns Christen zu nennen. Nicht blofs die Apostel als Jüdische Gelehrte (sofern sie es waren), sondern der Herr, der von seiner eigenen Gottheit zeugt, zeugt zugleich von dem alten Kanon Israels. Er zeugt von Stücken als ächt und wahr, welche jene höhere Kritik des christlichen Lehrstuhls unbegreiflicherweise verjüngern und zu unzuverläfsigen Mythen stempeln wollte, wie die Urgeschichte in der Genesis. Mit dieser höchsten Autorität, in deren Geist die ersten Jünger und deren Nachfolger fortlehrten, wird uns jener ganze alte Kanon, den derselbe Geist der Vorgemeinde durch ihre Häupter sammelte, eigen;

Digitized by Google

er wird ein Buch für uns, der erste Band von dem zweiten, worin unser Name steht, und enthält ihn schon im Vorbilde. Wir dürfen in ihm nur unterscheiden, aber ihn nicht zerreifsen, nicht auflösen; wir dürfen seine Herkunft untersuchen, aber sie ihren wesentlichen Theilen nach nicht aus vorgefafster Meinung antasten; und er hat noch Anhängsel von Schriften weiser Männer, welche auf verschiedene wohlthätige Art jenen Zwischenraum ausfüllen, der zwischen dem lezten unter den öffentlichen Propheten des Volks und der Geburt des göttlichsten unter allen, in Glauben an das Gegebene und in der Hoffnung des Zukünftigen, nicht ohne Einflüsse von oben durchlebt worden ist. So haben wir nun wirklich eine Bibel, ein Buch aller Bücher, ein Buch von Gott; und dieses, das Werk des Verborgenen, hat nothwendig seine Geheimnisse, nicht genannt um unverstanden zu bleiben, sondern um unsern erhabensten Theil, unsern Geist, diesen schlummernden Funken der Gottheit, zu erwecken, zu beschäftigen, sich ihm zu vertrauen, und ihn gleichsam auf ihren Flügeln von einem Himmel der Erkenntnifs zum andern emporzutragen. Diese Erkenntnifs ist mit der völligsten Besonnenheit verbunden, und ist sie selbst in hellem Maafse; sie verschmäht nicht die Hülfe der menschlichen Wissenschaft, sondern sie erfordert sie als nothwendig zum sicheren Aufschwung; sie leistet aber unendlich mehr, als dieser niedere Theil der Sachbehandlung, und gebiert zugleich die unerschütterliche Ueberzeugung, dafs eben dieser Geist des Worts Eins, und dafs dieser Geist die Wahrheit ist. Man nenne nun im Gegensatz von der philologischen Methode jene andre die mystische (ein Wort, mit welchem in lezter Zeit viel abentheuerliche Mifsbräuche getrieben worden sind), oder man gebe ihr irgend eine Benennung, worunter jedoch die der christlich-theologischen die angemessenste seyn möchte: so wird sie für den, welchem Gottes Wort nicht Menschenwort ist, und da der Mensch im Ganzen ein Gotteswort postulirt, auch für den Menschen überhaupt unentbehrlich seyn, und so endlich mit aufgeklärtern Augen die Zeit sich in den Kreislauf zurückbewegen, den sie mit schwächern und kindlichen begonnen hat. Es gibt auch keine andere philosophische Methode als eben diese, oder die sich an selbige anschliefst. Ist keine Wahrheit als von Gott, so mufs der menschliche Verstand sich in dem erkannten Worte Gottes wiedererkennen, nach allen seinen innersten Gesetzen und Bedürfnissen; er mufs von ihm annehmen, um sich nach ihm in immer höherer Würde zu gestalten; und will er den umgekehrten Weg, den der Selbstforschung einschlagen, so wird ihm dieses zugelassen, damit er sich am Ziel, vielleicht bereichert, aber nie ganz durch sich selbst befriedigt, mit demjenigen zusammenfinde, was ihm Gott auf leichtere Weise habhaft gemacht hat. Denn es gibt keine zweierlei wahren Weisheiten als reine Parallelen, gleichwie Gott keinen zweiten neben sich hat. Sie sind, sollen sie ächter Art seyn, eins, gleichwie auch die Naturwissenschaft in höchster Potenz eine symbolische Theologie ist, und noch in den Mythen der Völker sich das Dogma des doppelten Israel durch Vermittlung des Naturlichts abgeschattet findet, und auch hierin wahre Philosophie einst lebendig war. Eine aber ist die Hauptquelle, der fast unscheinbare, verschlossene Brunn, der Viele geirrt hat, und ist — mag ein Jeder von einem eigenen Punkt aus vielleicht selbst von einem ästhetischen zu ihm wallen — für alle Menschen; selig ist, wer früher oder später sich ihm kindlich naht. Denn das Wasser des Lebens vom Himmel ist ein Mittel für das innere Auge; Niemand bleibt in der Finsternifs, auch wenn die Wolke des Geheimnisses Anfangs noch so dicht wäre, der sich ihm zuversichtlich naht.

Es war demnach unphilosophisch, in der Urgeschichte nur phantastische Sagen, in den Wundern nur Dichtung, in den Propheten blofs menschlich entflammte (man pflegt zu sagen begeisterte) Redner, vielleicht Politiker, in den Psalmen die nackte Lyrik, in dem Hohenlied weiter nichts als ein Schäferspiel u. dergl. mehr zu finden. Gottes Geist gebraucht in der Natur alle von ihm urständende Formen, um sich deutlicher auszusprechen als wir insgemein verstehen; er gebraucht in der Offenbarung durch das Wort alle Formen, die in dem menschlichen Gemüth begründet liegen; und wenn seine Aesthetik weder Griechischer, noch weniger moderner Regel folgt, so ist seine Formschöpfung um so gewisser der Urnatur verwandt, und über alle Flachheit oder Spitzfindigkeit niederer Geburten und Systeme erhaben. Er läfst hiebei allerdings, wenigstens zum Theil, den Menschen selbst spielen (dasjenige ausgenommen, was die *Nebuah* im höchsten Sinne begreift); aber wie z. B. kein weises und frommes Kirchenlied ohne Geist Gottes seyn kann, obgleich der Dichter wissentlich auf das Metrum und den Reim arbeitete: so sind selbst die akrostichischen Psalmen Israels noch als Gottes Wort, ein Hiob und ein Hoheslied als göttliche Dramen anzusehn, von weit höherer Würde, als die würdige kirchlich-politische *Divina co-*

Digitized by Google

media des Dante. Wie sich die Philosophie hiebei, besonders im Hiob und in den Salomonischen Lehrbüchern, poetisch-räthselhaft ausspricht, dieses ganz eigene mystische Gnomenwesen, wird erst vollkommen mit allen Hülfsmitteln und mit höherer Hülfe erkannt. Denn es ist wahrhaftig der Geist des Ewigen, von tiefer Tiefe, im änigmatischen Schleier, in der weisen Plastik des Worts.

Folgt nun die Uebertragung und Erklärung der biblischen Schriften diesen Grundsätzen nicht, so kann ihr darum das Verdienst nicht abgesprochen werden, zum richtigern Verständnifs philologisch beigetragen und das Buch zugänglicher gemacht zu haben, wenn der Verfasser die vorräthigen Hülfsmittel mit Fleifs und Scharfsinn benuzt hat, um eine Hebräische menschliche Antike menschlich zu erläutern. Aber es wird seiner Arbeit jene Krone der Weisheit fehlen, welche ihn gelehrt hätte, sie zu beherrschen, und in deren Glanz die Tiefe des göttlichen Reichthums sich kund gibt. Er wird nur für die Gelehrten gearbeitet haben, deren Kritik, auf ihren verschiedenen besondern Vorstellungen beruhend, sich durch seine Begriffe nicht binden läfst. Er wird nicht überall zu der Harmonie der glaubigen Kenner stimmen, die sich auf einen gemeinsamen höhern Verstand gründet, welchen der Glaube einem Jeden mit eigenen Ausbildungen darreicht, ohne dafs diese einander hindern oder widerstreben, vielmehr sich wechselseitig bestätigen, bereichern und verklären; zu jener Harmonie, wovon der Nachhall in den Herzen aller Kirchengenossen erbaulich wiedertönt, auch sie vereint, und sie reizt nach den Gründen der Wahrheit aufzustreben. Er wird den Apparat vermehren, und ein gelehrtes Buch, aber kein Bibelbuch, kein Gotteswort liefern, weil er diese Eigenschaft nicht an ihm erkennt, oder nur unter Modifikationen zugibt, welche nicht viel besser als eine Läugnung derselben sind.

Nach diesen, hoffentlich klaren Vorausschickungen über das Materielle, wenden wir uns zu der Form, nämlich zu den Erfordernissen einer Verteutschung der biblischen, besonders der poetischen Bücher unter ihnen. Unsere Uebersetzungskunst ist so weit gediehen, dafs sie den verschiedensten Nationalcharakteren und Genien nachzusprechen, allerlei Idiome und Weisen abzuformen vermag; sie ist überaus nachbilderisch geworden. Allein diese ästhetische Magie scheitert mehrentheils an Einem Original, und das ist gerade der biblische Hebraismus: Unendlich sinnvoll, wo immer er es seyn will, trozt er mit kurzen Lauten dem Redekünstler, seine Sprachhieroglyphen zu erschöpfen. Er gibt ihm meistens Einen äufserlichen, Einen kanonischen Sinn dahin, und glücklich, wenn dieser sich rein abdruckt; ein Mehreres kann man von dem Uebersetzer mit Recht nicht fordern. Auch würde, wenn die Methode sich gleicher Räthselhaftigkeit beflisse (wie sie es wohl mitunter kann) kein Text für den gemeinen Gebrauch entstehen. Diese künstlerische Aufgabe ist jedoch so wenig wegzuwerfen, als die gelehrten Zurüstungen aus allerlei Wissenschaft. Was aber die einfachere Verteutschung anlangt, so hat Luther, als der Hieronymus der Teutschen, ein Muster gegeben, das noch heute fortlebt. Poetisch durch seine Natur und durch seine Zeit, ist er im Ganzen noch unübertroffen, und kann für den Bedarf der Gemeine nur in seinem Styl verbessert, sehr schwer ersezt, kaum je verdrängt werden. Die berichtigte Uebersetzung der Bibel macht unsere Meinung deutlich. Es waltet bei ihm auch ein musikalischer Sinn, womit er manchmal dem Original nachsingt, öfter noch eine stellvertretende Melodie spielt, so gut sie seine Sprache zu erlauben schien. Sie ist nicht allzeit korrekt, nicht allzeit volltönig, und auch hierauf hat unsere Berichtigung (wir erlauben uns ihrer zu gedenken) Rücksicht genommen; aber wir haben von ihm lernen müssen, wie man auch die Klänge der Hebräer verteutscht. Kein Werk ist vollkommen, und keine Kunst ist vollendet, es sei denn als Natur in sich selber. Darum ist noch ein Schritt möglich für die Bibelübersetzung, der aber nie zur Popularität führen kann: ein noch engeres Anschliessen an den Hebraismus, in Wort und Weise, in Gedrängtheit und Tiefe, auch noch vor jenem obgedachten Nachräthseln, womit er aber oft unwillkürlich zusammentreffen wird. Es ist sehr schwer, was wir uns hier vorstellen, zumal wenn die Deutlichkeit vorherrschen soll, und es ist schon mancher Versuch dieser Art mifslungen. Die Bindung der Rede betreffend, so sind metrische Uebersetzungen der Hebräischen Poesie überhaupt mifslich; sie entfremden sie. In der späteren Bildung der Teutschen ist die Liebhaberei an der Griechischen Metrik und an dem Englischen reimfreien Jambus eine der ersten Erscheinungen gewesen, und man hat es in beidem weit gebracht. Aber auf die Uebersetzung Hebräischer Werke angewandt, wurde dadurch die ästhetische Oberflächlichkeit, womit man sie auffafste, nur um so widerlicher für den Kenner, der es in allem Betracht schwer ertrug, dafs man den Morgenländer in einen zierlichen Hellenen oder in einen Britten verwandelte.

Digitized by Google

Besser als diese fremdartigen artistischen Elemente dient der freie Rhythmus, der auch Versabsätze erlaubt, und der Gliederung wohl zu Statten kommt, aber ein sehr gutes Ohr, viel Empfindung, Dichtergabe und Sprachgewalt erfordert. Er muss so selten wie das Original sich in fühlbaren metrischen Fesseln bewegen, und sein Tritt muss gleichermaassen ein Schweben seyn, das uns nie zu Boden fallen lässt, und an keine Schwierigkeit erinnert.

Wir wenden uns nun zu dem Urtheil über die oben angezeigten Werke.

I. *Das Buch Hiob.* Hr. Professor *Umbreit*, unstreitig ein gelehrter Orientalist, hat diese Arbeit hauptsächlich zu seiner und seiner Zuhörer Hülfe herausgegeben, um nämlich in seinen Vorlesungen über ein so schweres und wichtiges Buch kürzer seyn, und darauf hinweisen zu können. Diesem Zweck gemäss ist die Uebersetzung wörtlich und klar; die Anmerkungen heben aus den vorhandenen Commentaren und Wörterbüchern Vieles aus, was der Verf. zu seinen Erklärungen benützt und beurtheilt, betreffen Sprache, Sinn und Inhalt. Zwischen der Uebersetzung läuft Entwickelung des Planes durch. Die Brauchbarkeit eines so fleissigen Werks für den gelehrten Exegeten ergibt sich schon bei flüchtiger Durchsicht, wenn gleich vorhin durch *Rosenmüllers* reichhaltige Scholien zum Hiob (woneben seines Vorgängers *Joh. Heinrich Michaelis uberiores annotationes* auch noch gute Dienste thun) ein Hauptgrund gelegt war, und ferner nicht zu entbehren seyn wird. Für Nichtgelehrte wird diese Uebersetzung seyn, sofern sie solche mit andern vergleichen wollen, und ihnen für ein wissenschaftliches Buch überhaupt eigenes Urtheil beiwohnt. Wir haben hier die Arbeit im Ganzen empfohlen, und glauben den verschiedenen Lesern überlassen zu dürfen, die Vortheile zu würdigen, die der gelehrte Verfasser ihnen im Einzelnen gewährt. Wir sind schuldig, auch unsern Tadel auszusprechen, und beziehen uns dabei auf obige Grundsätze.

Der Uebersetzung als solcher mangelt es an demjenigen Geschmack, welcher sie zu einem Kunstwerk erheben würde. Sie bleibt auch hinter Luthers Kraft und Wohllaut zurück. Rec. ist nicht unerkenntlich dafür, dass der Verf. scharfe Bestimmung des Sinns, die dem Ausleger und Orientalisten zustand, der Form vorgezogen hat, welche die entferntere Aufgabe war. War aber die Uebersetzung nicht artistisch gemeint, so fragt sich, warum sie einen Rhythmus mit Versabsätzen angenommen, der am häufigsten jambisch wird. Um diese Behandlungsart anmuthig zu machen und dem Original anzupassen, ist, wie schon bemerkt, grosses Geschick nöthig. Nur der geübte Verskünstler besizt die dazu nöthige Gewandtheit, und nur der wirkliche Dichter die comparative Einsicht, um, ohne dem Genius des Originals zu schaden, für Gemüth und Ohr seiner Leser befriedigend zu seyn. Indessen hat der Verf. auf dieses Lob nicht ausdrücklichen Anspruch gemacht; es wäre unrecht, ihn hierin überbieten und anders nehmen zu wollen, als er sich selber gibt.

Ein wichtigerer Punkt ist das Urtheil über die Entstehung und über das Absehen des Buchs. Keine biblische Schrift ist von langem her in so verschiedene Zeitalter gesezt worden, als der räthselhafte Hiob. Die Kritik der Neuern hat, wie schon angedeutet, für ihn und andre Bücher gewisse Sach- und Worterscheinungen als entscheidende chronologische Merkmale angenommen, die es nicht sind; und was als Vermuthung statthaft war, um darüber zu berathen, wurde, wie gewöhnlich, ausgemachter Lehrsatz, über welchem neue Hypothesen sich zu thetischem Ansehn erhoben. Das Sprachliche hiebei, und die geschichtliche Spur, erlaubt noch am meisten Bedenken, ob es gleich unmöglich ist, auf apodiktische Resultate darüber zu kommen, und der Gebrauch von Formen, die in entschieden spätern Schriften häufig und gewöhnlich sind, noch nichts beweist, so wenig wie die Atticismen im Homer ihn verjüngern. Zudem wird ja so viel auf die spätere Redaktion gebaut: warum nicht lieber ihr zuschreiben, was ursprünglich anders gelautet haben kann? Man bringt auch hiebei viel zu wenig die schriftstellerische Fähigkeit in Anschlag, Styl und Worte mit Absicht zu wählen, die jeder gewandte Künstler besizt, und die bei dem mystischen Geist des Hebräischen Alterthums doppelt zu berücksichtigen ist. Man sieht als nothwendiges Naturerzeugniss an, was in der Willkür und vielmehr in dem Witz des Autors lag. Manche Dinge sind (wir reden jezt im Allgemeinen, nicht vom Hiob insonderheit) vollends unbedeutend, z. B. das bekannte ע für עד, eine Abkürzung aus der Mundart des gemeinen Lebens, die vermuthlich in die Wüste und an Abraham hinaufreicht, und einzeln in den ältesten Schriften steht, ähnlich dem, was auch im Teutschen und in allen Sprachen an oft vorkommenden Kleinigkeiten schon von den Urvätern her gekürzt wurde. Das Dogmatische aber erlaubt gar kein Bedenken; denn das Dogma oder die Metaphysik ist; sie ist nicht entstanden; sie ist auch bekannt gewesen den Weisen und von ihnen in Winke gelegt wor-

Digitized by Google

den, ihre Offenbarung aber geschah mit der Zeit. In welcher Zeit nun sie sich näher und näher offenbaren sollte, das haben wir aus den Urkunden abzunehmen, wie sie nach ihrer unbezweifelten Zeitrechnung vor uns liegen, aber nicht aus einer frühen Erwähnung ein spätes Datum zu bilden.

Unser Verfasser sieht den Inhalt des Buchs Hiob „als skeptisch-philosophischen Widerspruch gegen die positiv-dogmatische Religion des Mosaismus" an (S. XXX unten). Rec. verkennt das Wahre nicht, was in dieser Behauptung liegt, wie überhaupt die Einleitung mehrere richtige Blicke eröffnet, und einen gründlichen Abrifs von dem Aeufsern des Buches gibt. Wenn wir den Verf. recht verstehen, so ist die Polemik des Hiob nach ihm nicht sowohl läugnend, als näher bestimmend und bestätigend. Es ist nämlich bei Moses der Befolgung des Gesetzes zeitlicher Lohn verheifsen, dem Ungehorsam zeitliche Strafe gedroht. Hiemit steht Hiobs Geschick von dem Augenblick seiner Prüfungen an im Widerspruch, und diesen macht der erschrecklich Leidende geltend. Der Ausdruck: „skeptisch-philosophischer Widerspruch gegen die positiv-dogmatische Religion des Mosaismus," könnte nur mancherlei Mifsverstand veranlassen. Moses und Hiob vertragen sich auf das Vollkommenste mit einander, und während das Gesetz eine äufsere Vergeltung ausspricht, schildert uns dieselbe Thora mehrere Patriarchen und den Gesetzgeber selbst als grofse Dulder, läugnet nirgends die Möglichkeit schwerer und anhaltender Versuchungen der Frommen, und polemisirt auf diese Weise schon faktisch mit sich selbst. Die Polemik findet aber überall, im Hiob und bei Moses, dadurch ihre Auflösung, dafs Gott, als der Treue und Wahrhaftige, nach ausgestandener Prüfung immer der Erlöser wird. Eben diefs ist wahrer Mosaismus. Der Israelitische Verfasser des Buchs hat sogar dadurch, dafs er die Scene nach Arabien legte (wo ein historischer Stoff sich dargeboten haben kann), bewiesen, dafs er es nicht mit dem „Mosaismus" zu thun habe, sondern mit der allgemeinen Morallehre, von den Altvätern des Menschengeschlechts und aller Völker fortgeerbt, wahr in sich, und sich immer am Ende bewährend, aber oft unweise angewandt. Wir sagen noch mehr: die Geschichte konnte sich, eben um der Verheifsungen des Gesetzes willen, ganz wie sie geschildert ist, nicht in Israel begeben; Hiob ist Mensch und Abrahamite, aber er gehört nicht zu dem Volk, das vor allen Völkern in Lohn und Strafe ausgezeichnet seyn soll, und das im Zaun seines Gesetzes zugleich den seines äufsern Friedens finden kann. Unter ihm selbst sind gleichwohl die würdigsten Menschen oft sehr schwer in ihrer Art heimgesucht, wie die Psalmen und die Propheten bezeugen; sie tragen fremde Schuld, weil Israel nicht Israel ist, und werden dadurch zugleich Vorbilder; aber so wunderlich und gräfslich, wie mit Hiob, wurde mit ihrer keinem gehandelt, so doch dieser Leidende keinen besondern Gottesbund für ein Volk des Gesetzes mit zu verantworten hatte. Die ewigen Aussichten übrigens, des Mosaismus sowohl als des Hiob, die ganz gewifs im Bilde liegen, wenn schon vom Zeitlichen die Rede ist und der finstere Scheol vortritt, lassen wir hier unerörtert, und machen nur darauf aufmerksam, dafs hiebei eben im Hiob eine gewisse Ironie (*dissimulatio*) vorwaltet, welche so wenig wie manche andre Feinheit scheint gefühlt worden zu seyn.

Es ist schon gewissermaafsen zugestanden, dafs der Hiob nicht vormosaisch zu seyn braucht. Ueber die Zeit der Entstehung des Buchs stellt der Verf. zuerst eine bescheidene Untersuchung an, worin er besonders *Bertholdts* Gründe für das vormosaische Alter beleuchtet, und drückt sich dann (S. XXXIX der Einleitung) etwas bilderreich also aus: „In so ferne nun in dem Buche Hiob der Hebräisch-philosophische Geist zur glänzenden Pyramide höchster Vollendung aufgestiegen, fühlt man sich zu der Annahme gedrungen, dafs die Idee zu einem solchen Riesenwerke der Literatur von dem schöpferischen Wunder-Athem der gestaltenden Zeit in die empfängliche Seele des kraftvollen Bildners gehaucht worden, der, nur die Strahlen des aufgeregten Volksgeistes in sich aufnehmend, das bedeutungsvolle National-Denkmal in's Daseyn zauberte," (also ist die Meinung vermuthlich die: das Buch Hiob ist ein Produkt seiner Zeit, und diese ist zugleich die der höchsten philosophischen Ausbildung der Hebräer). „Und senken wir den Blick tiefer in die Seele unsers Hebräischen Weisen, so sehen wir auf ihrem Grunde alle Thränenquellen des Schmerzes zur verheerenden Ueberschwemmung des Lebens gewaltsam geöffnet und in starken Strömungen sich ergiefsend, endlich aber doch von der hemmenden Kraft der philosophischen Weisheit zur heitern Ruhe zurückgedrängt." (Soll hiemit die Katastrophe erklärt werden? Es wäre unzulänglich.) „Forschen wir nun nach der Zeit, deren eindringliches Thränenbild sich in der bewegten Seele des Israelitischen Verfassers unsers Buches mit solcher ergreifenden Lebendigkeit ab-

Digitized by Google

gespiegelt habe, so bietet sich uns unmittelbar die Leidens-Epoche des Hebräischen Volks im Babylonischen Exile dar." — „Dieser aus dem Geiste des Buchs geschöpften Ansicht von der späten Abfassung desselben im Exil, zu welcher sich überdiefs die Erwähnung des *Satans*, als einer vorzugsweise Chaldäisch-Persischen Personifikation, wohl schickt, widerspricht nun auch nicht die äufsere Sprachform. Denn obgleich solche durch eine gewisse *innere* Frische mannigfaltig anzieht, so ist sie doch *äufserlich* von der fremden Zunge Chaldäas unverkennbar befleckt" u. s. w. Bei diesem starken Wort mufs sich der Zweifel aufdringen, ob nicht ein so vollendeter Dichter und Denker, wenn er gewollt hätte, auch im Exil hätte rein-Hebräisch schreiben können, wie der Verfasser selbst gleich darauf an einem „in gleiche Zeit gehörigen, dem Propheten Jesaias fälschlich zugeschriebenen Buch (Jes. Kap. 40—66)" nachweist, „in welchem wir auch eine verhältnifsmäfsig sehr rein-Hebräische Sprache finden," so dafs sich nicht entgegnen lasse, „dafs unsere Schrift als eine im Exil verfafste noch immer zu geringen Einflufs des feindlichen Schwester-Dialekts auf ihre Diktion verrathe."

Rec. läugnet, dafs Kap. 40 — 66 des Jesaias ein diesem Propheten fälschlich zugeschriebenes Buch sei, und hat für die Aechtheit einen Beweis, der mehr ist, als philologische Hypothesen, nämlich das Ansehen des Neuen Testaments (Matth. 3, 3. Luc. 4, 17 ff.). Er läugnet, dafs die Zeit des Exils die gewesen, wo, nach dem Ausdruck des Verf.: „der Hebräisch-philosophische Geist zur glänzenden Pyramide höchster Vollendung aufgestiegen," indem die Blüthe der wahren und positiven Philosophie der Hebräer (was sie auch für kritischen oder skeptischen Schein haben mag) schon im Salomonischen Zeitalter und noch weit früher vorhanden gewesen ist. Er läugnet, dafs die Leidensperiode der Nation hieher zu ziehen nöthig sei. Er läugnet endlich, dafs der Satan eine Personifikation, und zwar eine vorzugsweise Chaldäisch-Persische sei, da dessen persönliche Existenz aus den Büchern der zweiten Offenbarung Gottes am allerwenigsten zu verdrängen ist, und unter andern die Stelle Joh. 8, 44 sich wunderlich zu einer Personifikation des sogenannten bösen Princips schicken würde. Gerade hier zeigt der Verfasser, dafs ihm der eigentliche Sinn und Grund des Buchs Hiob nicht offenbar geworden ist. Da es aber schwer seyn möchte uns mit ihm hierüber so wie über sein ganzes System nach obigen Grundsätzen zu verständigen, und das Nöthige anderwärts entwickelt ist, so wollen wir drittens einige schwere Stellen vornehmen, und des Erklärers Verdienst bei selbigen prüfen, das wir im Ganzen, von Seiten der philologischen Bemühung, auch der zusammengetragenen Literatur insonderheit, nicht zu verringern gemeint sind. Wir sagen jedoch nicht, dafs seine Arbeit die Vergleichung mit andern entbehrlich macht, indem der Verf. häufig nur die von ihm ausgewählte Erklärung vorträgt, und wir seinen Ansichten auch im Wortverstand nicht überall beistimmen können.

Das 28ste Kapitel fängt bei U. also an:

1. Fürwahr! dem Silber ist ein Ausgangsort,
Und ein Platz dem Golde, das man schmelzet.

Gleich hier zeigt sich das an sich lobenswürdige Bestreben strenger Wortbestimmung, das nach dem oben angegebenen Zweck der Arbeit beurtheilt werden mufs. Statt des so allein stehenden *Fürwahr!* hätten wir jedoch כי im Gegensatz von V. 12 durch *zwar* oder *wohl* wiedergegeben, und für das buchstäbliche *Ausgangsort* würde eine künstlerische Uebersetzung mit Luther *Gang* sagen. *Platz* ist wegen des vorhergegangenen *Ort* gewählt; aber מקום ist Fundort im engern Sinn, Schacht, Gestein, Stufe, s. V. 6. *Das man* oder *da man's schmelzet*, ist gleich.

2. Eisen wird dem Staub entnommen,
Und den Staub giefst der Mensch als Erz dahin.

נחושה ganz gut substantivisch, und das Ganze einfach, aufgegriffen, obwohl vor אבן auch מ wiederholt werden kann.

3. Ein Ende setzet er der Finsternifs,
Und ganz durchforschet er den Stein des Dunkels und der Todesnacht.

Hier sind nur zwei Glieder anerkannt, Rec. würde drei daraus machen, doch ohne scharfen Abschnitt. Nun folgt eine vorzüglich schwere Stelle.

4. Es bricht ein Strom aus an des Fremdlings Seite,
Als Vergessene vom Fufse hängen sie,
Wo nicht Menschen weilen, wanken sie.

Diese von Schultens herrührende Erklärung ist bekannt; aber wie gesucht sie sei, ist nicht zu verkennen. Ueber die erste Zeile sagt der Verfasser: „Poetisch-witzig wird der unter der Erde Arbeitende ein גר genannt, weil er sich da nur als ein Fremdling aufhält etc." Weit näher scheint uns zu liegen, dafs man מעם גר mit מני רגל parallelisire. Und wie abgerissen sind die beiden folgenden Zeilen nach der gegebenen Uebersetzung der ersten!

Digitized by Google

„Vergessene vom Fuſse" sollen Bergleute seyn, die sich an Seilen hinablassen, denen also der Fuſs nicht zum Hinuntersteigen dient; ohne Noth sind die Punkte überschritten, דלו („hängen sie") zum Vorigen genommen u. s. w. Ungleich Hebräischer ist es, das Verbum medium דלל mit מ passivisch construirt zu denken. Der schwache Mensch (אנוש) kann den Schwall der Gewässer ableiten, von denen schon im ersten Glied die Rede ist.

5. Aus der Erde sproſst die Nahrung auf,
Und doch wird ihre untre Gegend wie vom Feuer umgewendet.

Der Verf. nimmt die Erde in umfassenderm Sinn vom Erdkörper, nicht einzeln, wie Andre. Die zweite Zeile ist ein acht Fuſs langer Jambicus mit überschlagender Sylbe; *ihre untre Gegend*, nicht gut ausgedrückt.

6. Des Sapphirs Ort ist das Gestein der Erde,
Und den Goldstaub findet da der Mensch.

Ueber *Erde* s. zum vorigen Vers. לו kann auch auf מקום gehen.

7. Den Weg dahin kennt nicht der Adler,
Und es erspäht ihn nicht des Geiers Auge.

8. Es betraten ihn nicht die kühnsten Thiere,
Es schritt nicht stolz auf ihm daher der Löwe.

V. 8 ist weder treu noch bündig übersezt. — V. 12, 20 und 28 ist mit *Weisheit* parallelisirt *tiefe Einsicht* (בינה): „Doch die Weisheit, wo wird sie gefunden? und wo denn ist der Ort der tiefen Einsicht?" Wir hätten dieses prosaische Erklärungswort anstatt *Verstand* auf keinen Fall in den Text aufgenommen. — Und weil wir eben bei diesem schönen, für den Uebersetzer leichtern Kapitel sind, so stehe hier ein Versuch, unsere Idee von einer gedrungenern rhythmischen Nachbildung des Originals im Beispiel zu zeigen. Hr. Prof. Umbreit hatte, wir erkennen es wiederholt an, sich eine andre Aufgabe vorgesezt; aber unsere Recension ist nicht bloſs Beurtheilung seines Werks. Man vergleiche übrigens das Original auch für den Rhythmus.

1. Wohl ist sein Gang dem Silber,
Dem Gold ein Ort zum Gusse.

2. Eisen aus Staub man bringet,
Und Stein schmelzt man zu Erz.

3. Ziel setzet man dem Dunkel,
Spürts gar zur Vollkommenheit aus,
Den Stein der Nacht und der Schatten.

4. Da bricht fremdher ein Bach,
Vergeſsnes Wasser vom Grunde,
Aus schöpft es der Mensch, es entwallt.

5. Ein Land, aus ihm geht Brod hervor,
Sein Untres kehrt sich um wie Feuer.

6. Sapphires-Ort sind seine Steine,
Und seine Stäublein Gold.

7. Den Steig kein Geier erkannt hat,
Und keines Falken Aug' erschauet.

8. Es betraten ihn nicht des Stolzes Kinder,
Es wandelte kein Löwe darauf.

9. An Kieselgestein legt man die Hand,
Wälzt aus der Wurzel Berge.

10. In Felsen Ströme spaltet man,
Und alles Köstliche sieht dein Auge.

11. Man bindet die Thränen der Bäche,
Und bringt was verschlossen ans Licht.

12. Doch die Weisheit, wo ist sie zu finden?
Und der Ort des Verstandes, wo da?

13. Der Mensch weiſs ihren Preis nicht;
Sie findet sich nicht in der Lebenden Lande.

14. Tiefe spricht: Sie ist nicht in mir;
Meer spricht: Sie ist nicht bei mir.

15. Um sie wird nicht Feingold gegeben,
Zum Kaufgeld nicht Silber gewogen.

16. Nicht Gold von Ophir wiegt sie auf,
Nicht köstlicher Onych und Sapphir.

17. Gleich schäzt sich ihr Gold und Demant nicht,
Ihr Tauschpreis ist nicht gülden Kleinod.

18. Korallen und Bernsteins wird nicht gedacht;
Der Weisheit Zug ist mehr denn der Perlen.

19. Gleich schäzt sich Kuschiter Topas nicht,
Auf wiegt sie nicht lauteres Gold.

20. Und die Weisheit, woher doch kömmt sie?
Und der Ort des Verstandes, wo da?

21. Verhohlen vor aller Lebendigen Augen,
Den Vögeln des Himmels verborgen ist sie.

22. Es sagen Verderben und Tod:
Mit den Ohren hörten wir ihr Gerücht.

23. Gott weiſs den Weg zu ihr,
Er kennet ihren Ort.

24. Denn er schaut an die Enden der Erde,
Kann unter alle Himmel sehn.

25. Da er machte dem Wind sein Gewicht,
Und die Wasser wog mit dem Maaſs;

Digitized by Google

26. Da er machte dem Regen die Satzung,
Und den Weg dem donnernden Strahl:

27. Da sah und zählt' er sie,
Bestellt' und forschte sie,

28. Und sprach zum Menschen: Siehe,
Furcht des Herrn, die ist Weisheit,
Meiden das Böse, das ist Verstand.

Unbekümmert, ob wir von Jemand übertroffen worden sind oder noch werden, haben wir diese Zeilen hingeschrieben, und wollen auch die gebrauchten Worte nicht einzeln rechtfertigen, wiewohl wir es könnten; wissen zugleich, dafs dabei Dunkelheiten vorkommen, worüber wir aber auf die Prämissen verweisen.

Bei unserm Uebersetzer ist ferner K. 7, 4 מרד ערב gegeben: „es dehnet sich lang die Nacht." Rec. kennt kein Beispiel, wo ערב schlechthin die *Nacht* bedeutete, und zwar in ihrer *Ausdehnung*. Es ist anderwärts etwas über dieses מרד bemerkt, was der Verfasser nicht zu kennen scheint, und was wir bitten wollen in den „Bibeldeutungen" nachzusehen. — K. 36 ist der Schlufs übersezt:

32. Seine beiden Hände bedecket er mit Licht,
Und gibt Befehl ihm gegen seinen Feind.
33. Er thut kund ihm seinen Freund,
Das Vieh und das Gewächs.

Die drei lezten Zeilen meist unwahrscheinlich. V. 32 kann עליה nicht wohl auf אור gehen, das männlich ist, was auch z. B. Rosenmüller sagen mag. מפגיע und רע, *Feind* und *Freund* schlechthin, sehr bedenklich. אף blofs *und*? Ferner was heifst: er thut ihm das Vieh und das Gewächs kund? Unstreitig, dafs er, der Blitz, es nicht verletzen soll; aber die Ellipse ist hart. *Vieh* und *Gewächs* an sich ist richtig. Aber vor עולה steht noch einmal על, das Umbreit gar nicht ausdrückt; nach ihm hiefse der Text: מקנה ועולה. Dieser Stelle ist also nicht genug gethan, wiewohl sie sich gut erklären läfst. Man sehe auch hierüber das angeführte Buch. — Noch einiges Weitere, zum Beweis, dafs Rec. den Verf. nicht ungelesen gelassen hat, und dafs er seine Arbeit zu schätzen weifs.

K. 1, 20: „und nahm die Stellung des Betenden an," anstatt kurz mit Luther: „und betete an." — K. 2, 4: „Haut um Haut," erklärt der Verf. „Eins für das Andre, ein *äufseres* Gut für das andre; aber das Leben, das *innere* Gut, gibt der Mensch für nichts hin." Scharfsinnig, wir wissen nicht ob wahr; Hiob hatte nichts von äufserm Gut übrig behalten. — K. 3, 8 heifst ערר nicht *beschwören* sondern *aufwecken*. — Daselbst V. 17: „Dort hören *die von Leidenschaft Empörten* auf zu beben," mit der Anmerkung: רשעים nehmen wir hier in seiner Grundbedeutung" etc. Auf allen Fall ist der Ausdruck verfehlt. Eben so V. 24: „mein *Gebrüll*," und V. 26: „*stürmische Erregung*." — K. 4, 13: „Zu der *Gedanken Zeit, noch vor* (מ) den Nachtgesichten", verdient erwogen zu werden; vielleicht besser ausgedrückt: „Im Sinnen vor der Nacht Gesichten." — K. 6, 15: „wie der *Bäche Thäler*, die vorübergehen," scheint heifsen zu müssen: „der *Thäler Bäche*. — V. 26 ist רוח für *Gesinnung* genommen. — Nach der Anmerk. zu K. 7, 9 soll der Scheol nur poetische Volksvorstellung seyn; eine bekannte Zeitvorstellung, wie so manches Andre, aber von der Wahrheit sehr fern. Man lerne doch von seiner Bibel, man belehre sie nicht. Wir sind ja von gestern und wissen nichts (s. Einleitung S. XXX). Ein Offenbarungsbuch der himmlischen Weisheit, wovon allerdings auch der Hiob einen Theil ausmacht, kann uns keine leere Phantasmen bieten. Auf diesem Wege wird die ganze übersinnliche Welt ein Mährchen. — V. 15: „Tod *von* meinem eigenen Gebein," Selbstmord. In diesem Fall würde bei עצמותי die substantive Bedeutung *Gebein* zurücktreten, und die particulare (von עצם *selbst*) vorherrschen, gleichwohl der Ausdruck von sinnvoller Zweiseitigkeit seyn. Der Form nach wäre es dann wohl ein ἅπαξ λεγόμενον, was aber keinen Anstand macht. — V. 21: „schon (jezt) liege ich" — also Futurum für Präsens. — K. 8, 17: „Um Haufen Steine winden seine Wurzeln sich, *schauen steinernes Gebäude an*" — müfste denn doch heifsen: *er schauet etc.*, wie auch die Note will: „er rankt an der Mauer umher, umklammert sie," mit den *obern* Ranken. Allein in diesem Sinn würde Rec. lieber das בית אבנים in der Tiefe suchen: „er schaut (mit seinen Wurzeln) den Felsengrund," bis in die tiefsten Lager hinab. — K. 9, 23: Wenn die Geifsel (den Schuldigen) plötzlich tödtet, so spottet er allmähliger Verzehrung der Unschuldigen" — als einziger Unterschied zwischen Gottlosen und Frommen; schön gesehen, Rec. weifs nicht ob neu; auch bleiben andere Ansichten dabei statthaft. — V. 24: „wenn nicht — nun wer ist dann der *Er*?" — etwas unedel, im Original nicht erfordert. — Merkwürdig ist K. 12, 5: Eine Fackel ist Verachtung (verächtlich) den Gedanken des Ruhenden in Sicherheit, sie die wohlbereitet war für die Wankenden des Fufses", (die da hätten straucheln können), als Sprichwort oder bildliches Beispiel; der einfachen Wortstellung sehr gemäfs. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 73. u. 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1827.

1) *Das Buch Hiob. Uebersetzung und Auslegung von Dr. Fr. Wilh. Carl Umbreit.*
2) *Philologisch-kritischer und philosophischer Commentar über die Sprüche Salomo's etc.*

(Beschluſs.)

Zu K. 14, 4 enthält die Note das Anerkenntniſs: „Uebrigens liegt in dem Verse allerdings die ächt-orientalische Idee der Erbsünde, als der durch die natürliche Fortpflanzung von den Eltern den Kindern angebornen menschlichen moralischen Unvollkommenheit; aber nicht im Sinne der subtilen Bestimmungen der Dogmatik.“ Was der Verf. unter diesen leztern versteht, ist weiter nicht angegeben. Uns dünkt, daſs menschlich scholastische Subtilitäten so wenig eine Dogmatik bauen als zernichten können, da sie im Buche der göttlichen Offenbarung gediegen vorliegt, und nur des Hervorförderns bedarf, besonders was den Artikel von der Erbsünde betrifft (in rationalistischer Sprache nicht übel und sogar biblisch das *radicale Böse* genannt), welcher vom Anfang bis zum Ende jener Schriftensammlung sich in Lehren und Thatsachen ausspricht. — Daselbst V. 9: *Pflanzung.* Hierunter pflegt man sich aber einen Inbegriff von Pflanzen zu denken. — V. 13—17 ist anders als gewöhnlich verstanden. — K. 15, 10: „deine Väter,“ wird heiſsen müssen: *dein Vater.* — K. 16, 3: „oder was mattet dich so ab, zu widersprechen?“ — unklar, aus Liebe zu der bei K. 6, 25 gegebenen Erklärung von מרץ. — V. 15: *wählen*, kein gut gewählter Ausdruck. K. 19, 26. 27 wird übersezt:

„Ja, wenn meine Haut nicht mehr ist, wenn dieses da zerschlagen ist,
Und selbst noch ohne Fleisch, werd' ich Gott schauen;
Ihn werd' ich schauen mir zugethan,
Und meine Augen sehen ihn, doch nicht als Gegner!“

Rec. kann nicht beistimmen, wenn gleich das Meiste hievon sich schon bei frühern Auslegern findet. Er hat sich anderwärts ausführlich über diese Stelle erklärt. Man will die Auferstehungslehre daraus entfernen, und thut es mit Zwang, während ein leichterer Weg wäre, bei dem sie aber allerdings im Hintergrunde stehen bleibt. Schon die vielen Versuche darüber beweisen ihre geheimniſsreiche Natur, und man sollte doch den Hebräer als Hebräer, d. i. als Räthselsprecher nehmen, und nicht als logischen Abendländer, wovon aber die neuere Exegese so häufig das Gegentheil thut. — K. 24, 1: „Warum werden vom Allmächtigen nicht böse Zeiten aufbewahrt?“ ist unverständlich; zudem wird hier die sehr seltene Construction des Niphal mit מ als dem Zeichen der wirkenden Ursache angenommen, während צפן מן, etwas *vor* Jemand verbergen, eine gewöhnliche Redensart ist. Am besten nimmt man, wie auch der Accent will, מדוע absolut: „Wie doch? (wie kommt's doch?) vor dem Allmächtigen sind die Zeiten (und ihre Unordnungen) nicht verborgen, und, die ihn fürchten, sehen (gleichwohl) seine Tage nicht?“ In den folgenden Versen werden die עתיקי geschildert. — K. 26, 13: „seine Hand *erwürgt* die flüchtige Schlange;“ also er verdeckt dieses Sternbild; wäre Gegensatz des vorigen Hemistichs. — K. 27, 1: „Hiob fuhr in seiner *bilderreichen Rede* fort,“ ist prosaische Erklärung, nicht Uebersetzung, und wenn die Note sagt: „die gewöhnliche Erklärung des Worts durch *Spruch* paſst hier nicht,“ so ist das ein Miſsverstand. — Zu K. 29, 4 *Herbst*, und der Note, wäre zu bemerken, daſs mit diesem schönen Ausdruck allerdings die Fülle sinnlicher Kraft und Glückseligkeit im Jugendleben nach dem Bilde des Jahresanfangs angedeutet wird. — Ueber K. 32, 2: „gerechter denn Gott“ scheint uns Rosenmüller richtiger gesehen zu haben; vergl. K. 35, 2 u. daselbst die Note des Verf. — K. 33, 20: *Appetit*, in der Uebersetzung nicht schön. — Zu V. 23 sagt der Verf. es sei dem prahlerischen Charakter Elihu's angemessener, daſs er unter dem auserwählten Dolmetscher Gottes einen Menschen, und zwar in Beziehung auf Hiob *sich selbst* verstehe, als ei-

Digitized by Google

nen Engel. Das ist zwar schon von Andern behauptet worden, aber eine solche grobe Anmafsung in allem Betracht nicht hergehörig, und die Ausleger möchten sich wohl an dem Charakter Elihu's einigermafsen versehen. Sein jugendlicher Stolz hat einen Boden, und hat geniales Leben; er ist weniger leer als die altväterischen Urtheile der übrigen Freunde. Diese verharren lediglich bei der alltäglichen Morallehre, bei dem Grundsatz von der göttlichen Gerechtigkeit und bei der Ueberlieferung; Elihu tritt wirklich zwischen sie und Hiob in die Mitte, strafft beide, und legt sogar neues Gewicht in die Wagschale des leztern, indem er die geheimen Wege Gottes zu enthüllen versucht; denn Hiob hatte auch nach unserm Verf. nie an verborgenen Absichten Gottes bei seinem Verhängnifs gezweifelt (Einl. S. XIX), so unbegreiflich er sie auch fand. Diefs lezte macht Hiobs Recht und sein Lob vor Gott aus neben seiner Rechtschaffenheit, und Hiob schweigt auf Elihu's Rede nicht weil er ihm nichts, sondern nur weil er ihm zu wenig zu sagen scheint, dabei auch eine heimliche Verachtung des Jüngern dem Alter eigen ist. Was Elihu als Mensch nur schwach, und auf seine Weise so kühn wie Hiob, aber nicht ohne Wahrheit angefangen hat, weshalb er keinen Tadel davonträgt, das vollendet Gott, und überbietet weit sie alle. Die innere Oekonomie des Werks ist überaus fein in ihren Theilen gegen einander abgewogen, und es gehört grofse Vorsicht zu ihrer Beurtheilung. Uebrigens ist in dem angezogenen Verse selbst (C. 33, 23) מלאך mit אדם in Gegensatz gestellt, und die Annahme des Verf. wird durch den ganzen Zusammenhang widerlegt. — V. 26: „und läfst sein Antlitz Jubel schauen," ist dem sonstigen Sprachgebrauch nicht gemäfs aufgefafst. — K. 36, 20 würden wir, nach der Ansicht des Verf., lieber so nehmen: „dadurch Völker auffahren unterwärts," wiewohl das Doppelsinnige עלות den Witz etwas leiser spielen läfst, gleich dem Lateinischen *tollere, tolli;* aber nicht: „hinaufzusteigen zu den Völkern, die doch unten wohnen." Dieses ist gezwungener und weniger Hebräisch als jene Construction.

Unser Urtheil ist also im Ganzen dieses: dafs durch die Umbreitische Bearbeitung des Buchs Hiob die Orientalische Literatur einen Gewinn gemacht und das Studium des Buchs gefördert worden, die Arbeit aber noch mancher Verbesserung fähig ist, die Uebersetzung nicht als Werk der Kunst gelten kann, und jener Gewinn sich nicht auf die theologischen Sachansichten erstreckt.

* * *

II. *Die Sprüche Salomo's.* In der Vorrede bemerkt der Verf. einiges Allgemeine über seine Arbeit und die vorgefundenen Schwierigkeiten, sowohl in Absicht auf die philosophische und namentlich psychologische Deutung der Sprüche, als in philologischer Beziehung. Seine Uebersetzung, sagt er, sei nach denselben Grundsätzen, wie bei Hiob, verfertigt worden, und werde eben so kunstlos, als dort, vielleicht nur etwas geschmeidiger erscheinen. „Was endlich die vorangestellte Einleitung betrifft," heifst es weiter, „so hat sie keinen andern Zweck, als den Sieg der Hebräischen Weisheit in ihrer hohen Einfachheit und klaren Verständlichkeit über alle vieldeutige Geheimlehre und dunkle Theosophie des übrigen Morgenlandes kürzlich darzuthun, wobei man mir, als einem biblischen Orientalisten, die theilweise stark vordringende Wärme in der Darlegung meiner Ueberzeugung wohl nachsehen wird." — Hierauf folgt nun die „Einleitung in die Weisheit der Hebräer, insonderheit in die der Sprüche Salomo's nach ihrem Verhältnifs zu der Morgenländischen überhaupt." Das erste Kapitel handelt von der Weisheit des Morgenlandes überhaupt. Die Weisheit (des Orientalen), heifst es hier, sei bestimmt, den vorzugsweise elegischen Klageton der Morgenländischen Poesie in einen ewigen Freudengesang des innern Friedens zu verwandeln. Von dieser Weisheit aber sei die Religion nicht zu trennen, nach dem Spruch: „Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang." Zur weitern Aufklärung der Frage: was Orientalische Weisheit sei? diene unsere Eintheilung in theoretische und praktische Philosophie, oder in *Metaphysik* und *Ethik.* Beides fände sich im Orient, wiewohl in andrer Form als bei uns. Religion (S. VIII) als unmittelbares Gefühl des Daseyns der Gottheit, gehöre dem Orient recht eigentlich heimatlich an, und (S. XIII) die metaphysische Seite der Morgenländischen Weisheit verhalte sich daher zu der Abendländischen so, dafs jene von Religion ausgehe, um zur Philosophie zu gelangen, diese aber durch sich selber erst die Religion erobern wolle. Die Religion aber (S. XIV) könne als Gefühl nur dann erst den gesuchten Frieden geben, wenn sie vor dem Verstande ihre Rechtfertigung dargethan. Die Weisheit habe darin ihre eigenste Bestimmung, dafs sie jenes Gefühl der Abhängigkeit mit dem Streben des menschlichen Geistes nach Freiheit versöhne. (S. XV) Bei der doppelten Erscheinung der Philosophie, der *historisch-objektiven* und der *subjektiv-freien,* unter deren ersterer die alt-Asiatische Mytholo-

Digitized by Google

gie und Symbolik verstanden wird — wird (S. XVII) für eben diese als billiges Zugeständnifs gefordert, dafs die Priesterweisheit im Verhältnifs zur Naturreligion des ungebildeten Volks eine *gedachte* gewesen; und hier (S. XVIII) trete uns das System der Emanation oder Evolution (Entwickelung, Selbstoffenbarung der Gottheit nach ihren Eigenschaften in unzähligen Wesen) entgegen. So poetisch diese Darstellung der Welt in ihrem Hervorgehen aus dem Schoofse der Gottheit der Phantasie erscheine, so betrübend sei sie doch in ihrem innersten Wesen für das Gemüth, in so ferne mit der Idee jenes metaphysischen Lehrsatzes praktisch sich nothwendig der Glaube an einen Abfall vereinbare, so dafs das Geschöpf in der Betrachtung seines Zustandes, seiner beschränkten und bedrängten Lage, „von ewiger Sehnsucht nach einer höhern Vollkommenheit getrieben, und ohne Befriedigung derselben durch den Schmerz des Todes wieder hinweggerafft, sich und überhaupt alles Gewordene wie aus der Seligkeit der unerschaffenen Urkraft herabgesunken und so mit dem traurigen Gefühl unverdienter Schuld beladen zu beklagen gedrungen" sei. „Daher denn auch in Aegypten und Indien, wo wir vorzugsweise jenes System steter Verschlimmerung des Daseyns in seinem fortwährenden Ausflufs aus der ewigen Quelle des Schöpfers in das Leben der Menschen eingedrungen finden, ein dunkler Nachtgeist sich über dasselbe ergossen." — Dieses System sei also nicht geeignet, die Seele zur Ruhe der Weisheit zu erheben — ungeachtet der Idee von der Rückkehr aller Dinge in Gott und deren bestimmenden Einflusses auf das gesetzmäfsige Leben des Menschen — die sich überdem mit der Lehre von der Seelenwanderung verbinde, mit der furchtbaren fatalistischen Lehre von der unwillkürlichen Bewegung aller Geschöpfe durch den Anstofs der obersten Grundursache, und ihrem Anhang von astrologischen und finstern magischen Künsten. — (S. XXIII) Günstiger der freien sittlichen Entwickelung des menschlichen Geistes, und darum auch dem wahren Frieden förderlicher, erscheine der Persische Dualismus — aus ihm habe sich aber (S. XXIV ff.) das System des moralisch-verderblichen Pantheismus und Mysticismus hervorgebildet, die neuerer Zeit in konsequentester Entfaltung im Sufismus erschienen. In den Wüsten Arabiens findet dann der Verf. (S. XXXI) den Boden der *praktischen* Weisheit — welche am Hofe Salomo's im höchsten Glanze geleuchtet. — Das zweite Kapitel handelt sodann von der Weisheit der Hebräer und der Sprüche Salomo's insbesondere. Sie (S. XXXV) „hat die mannigfaltigen Hüllen nun abgeworfen, und leuchtet in der innern Wahrheit *reiner Religion und Sittlichkeit.*" Durch das *Gesetz* Israels, das nach Sirach mit der Weisheit gleichbedeutend ist, wird die theoretische und praktische Philosophie, bei andern Orientalischen Nationen auseinander gehalten, vereinigt.

Nachdem wir diesen kurzen Abrifs des Ideengangs des Verf. aus seinem wort- und bilderreichen, dadurch aber etwas unklaren Vortrag so weit hervorgefördert haben, bemerken wir erstlich, dafs wir den aufgestellten Gegensatz zwischen ethischen Verirrungen und der wahren und göttlichen Weisheit Israels, welche Ethik und Metaphysik schon im Mosaischen Gesetz innigst verbindet, unmöglich bestreiten können. Zweitens aber hat der Verfasser eigentlich nur das Bild der Verirrung, und auch dieses nicht überall treffend gezeichnet, und ist weder in den Ursprung, noch in den doktrinellen Grund der Aegyptisch-Orientalischen Symbolik als Form, die zum Verderben der Religion und wahren Philosophie mit dem Wesen verschmolz oder dafür gehalten wurde, eingegangen. Denn schon von Abraham und Moses an bis auf Salomo, und selbst bis auf die Propheten, erscheinen Aegypter und Orientalen in der heil. Schrift als Völker, bei denen Weisheit heimisch ist, und mit denen deswegen auch die Weisesten des geheiligten Volks in philosophischem Verkehr stehen können. Ueberall in der Weisheit des Alterthums ist reiner Ursprung und spätere Verkehrtheit, selbst die Israelitische nicht ausgenommen; der heidnischen gereichte nur die ererbte Bildlichkeit zum Anstofs, weswegen der Verf. von ihr in der Vorrede tadelnd als von einer „vieldeutigen Geheimlehre," und in dem Sinne mit Recht redet, dafs die wahre Bedeutung der Symbole vergessen und ihnen vermöge ihrer Empfänglichkeit für mehr denn eine Auslegung ein falscher, oder auch gar kein Verstand mehr beigelegt wurde, weil man den rechten wiederzufinden verzweifelte. Drittens hat der Verf. S. XXVIII ff. von der *Mystik* gesprochen, und sie unter andern „die Metaphysik mit verschlossenen Augen" genannt. Sowohl bei ihm, als in neuern Zeiten bei so Vielen, wird — und zwar zu nicht geringer Verunglimpfung von Sachen und Personen — kein Unterschied zwischen wahrer und falscher Mystik, und sodann zwischen Mystik der Empfindung und des Verstandes oder des Herzens und des Geistes gemacht. Es heifst auf der angeführten Seite: „So verschieden nun auch die Begriffsbestimmungen der Mystik ausfallen mögen, darin stimmen

Digitized by Google

sie doch alle überein: dafs darunter eine Geistesrichtung zu verstehen sei, welche da, wo nur der Verstand ein Recht zu reden habe, das blofse Gefühl als entscheidend an seine Stelle setze, und so ist denn die Sprache des gemeinen Lebens allerdings befugt, die sogenannten Gefühlsmenschen, welche sich in den Angelegenheiten, wo nur die vernünftige Ueberlegung gebieten sollte, stets auf das Gefühl zu berufen nicht aufhören, als Mystiker zu bezeichnen, während es durchaus ungerecht ist, diejenigen, welche in der reinen und rechtmäfsigen Sphäre des Gefühls mit einer besondern Innigkeit und Lebendigkeit sich bewegen, mit jenem Namen, wie man meint, zu brandmarken, wonach man folgerichtig aber auch die ganze lyrische Poesie in das Gebiet des Mysticismus ziehen müfste." In diesem lezten Punkt sehr gerecht, und in obigem Tadel der Verwechselung des Verstandes und Gefühls nicht ungerecht, schliefst jedoch der Verf. den Begriff der Mystik in viel zu enge Gränzen ein, daher wir mit ihm in dessen Bestimmung keineswegs übereinstimmen. Die Mystik betrifft ihrem Wortverstand nach Geheimnisse. Nun hat jede Empfindung ihr Geheimnifs, das Andern nur bis auf einen gewissen Grad mittheilbar, nennbar ist, selbst das Gefühl körperlicher Krankheit oder Gesundheit. Die Innigkeit des geistlichen oder gottseligen Lebens hat es denn um so gewisser, da ihr Gegenstand ein übersinnlicher ist; und so sind alle würdigen frommen Menschen und Schriftsteller von Empfindung, wie ein Thomas von Kempis, ein Tauler, ein Luther, ein Joh. Arnd, Herzensmystiker, nach dem biblischen Wortgebrauch reine und wahre *Gnostiker*, indem das Wort *γνῶσις*, Erkenntnifs, das Hebr. בינה, als der Inbegriff der praktischen Erfahrungen im Umgang der Seele mit Gott, bei den heil. Schriftstellern eben diese Gefühlsmystik bezeichnet, und sich der *σοφία*, Weisheit, Hebr. חכמה, entgegenordnet, welche aber nie ganz getrennt werden können, daher so oft *Weisheit* und *Erkenntnifs* zusammen genannt werden. Wo aber die Weisheit, als die eigentliche höhere Wissenschaft vorherrscht, da ist der Mystiker ein theoretischer Philosoph, ein Metaphysiker, ein Verstandesmystiker, wie wir zum Beispiel (man mag ihn lieben und achten oder nicht, welches zur Feststellung des Begriffs gleich gilt) einen Jacob Böhm nennen wollen. Man hat dieser Weisheit *in specie s. d.* auch den Namen *Theosophie* oder *mystische Theosophie* gegeben, nach dem biblischen Ausdruck *θεοῦ σοφία ἐν μυστηρίῳ*, 1 Korinth. 2, 7. und damit bald gelobt, bald getadelt, wie sie denn auch an sich bald Wahrheit, bald Schwärmerei war. In der Bibel ist die praktische Mystik, die in ihren Früchten die höchste Ethik wird, und die theoretische innigst mit einander verknüpft, und zwar, wie der Verf. mit Recht sagt, schon von der Thora her. Denn das Buch, welches die Schöpfung erzählt, welches das: „Höre Israel" etc. und so viel andres Theoretische buchstäblich und im Bilde ausspricht, sagt auch: „Du sollst lieben den Ewigen, deinen Gott, von ganzem Herzen, von ganzem Gemüthe" etc. und: „Ihr sollt heilig seyn, denn ich bin heilig." Die Bilder aber, worin sich die Theorie unläugbar kund gibt, erfordern als Geheimnisse, wie sie namentlich David erkennt (נפלאות, Ps. 119, 18.), eine mystische Auslegung, wozu nach dem angeführten Spruch ein von Gott geöffnetes Auge des Verstandes gehört. Und hier schreiten wir hinüber zu den Mysterien der Völker, welche in Naturbildern höhere Wahrheiten, und zwar sowohl der theoretischen als auch der ihr innig verwandten, ja mit ihr symbolisirenden praktischen, mit Bewufstseyn darstellten. Denn man würde ungemein irren, wenn man die Geheimnisse der alten Völker von einem dunkeln träumenden Gefühl herleitete, und ihnen nicht vielmehr eine klare und besonnene Verstandesmystik, eine wissentliche Verhüllung und sinnvolle bildliche Bezeichnung von Verstandesbegriffen, zuschriebe, die aber im poetischen Ergreifen der natürlichen Bezeichnungsmittel geschah. Dieses ist der Ursprung, und die Oberhand, welche ein träumendes Gefühl gewann, gehört, von der bacchischen und korybantischen Raserei und noch ältern Rasereien her, dem Verfall und der Erblindung des Verstandes in denselben Mysterien an, wovor die Hebräische Weisheit durch das von Zeit zu Zeit neu einfallende, unmittelbare göttliche Licht geschüzt wurde. Man wird dieses Alles erst erkennen, wenn man besonders die in der Bibel gerühmte Weisheit der Aegypter, wie auch die der Kinder des Morgenlandes, wieder versteht, wovon in unserer Zeit erst ein kleiner, zum Theil wirklich träumender Anfang gemacht worden ist. Die Weisheit des Alterthums kann aber vermöge ihrer Bildlichkeit und der Naturgemäfsheit ihrer bündigen Wortsprache gar nicht anders als vieldeutig seyn, weil ein jedes Bild, und ein jedes Originalwort, als ursprünglich ebenfalls Bild, eben so verschiedenen Sinn und Beziehungen hat, als die Natur und ihre Bestandtheile, woraus jene entlehnt sind. Ja es ist mit aller Anstrengung kaum möglich auch heute noch, wenn man kurz redet, anders

Digitized by Google

als zweideutig und vieldeutig zu reden, daher wir so viele Worte brauchen, unsere Gedanken festzustellen, und Andern fafslich zu machen, und sie vor Mifsdeutung zu schützen. Man verzeihe folgendes scherzhafte Beispiel um des Auffallenden willen, das es hat. Ein Sprichwort sagt: „Ländlich sittlich." Es könnte aber Jemand erwiedern: Nein, ländlich unsittlich. Die Wörter *sittlich* und *ländlich* lassen von ihrer Abstammung her, und vermöge des verschiedenen Gebrauchs, durch welchen sie gegangen sind, gar mancherlei Verstand zu. Und diese Vieldeutigkeit läfst sich bei aller Reinheit, Wahrheit und Klarheit der Hebräischen Offenbarungen, besonders der Hebräischen Sinnsprüche am wenigsten absprechen. Der Hebräer schafft keine Idole, aber seine Worte sind vielsinnige Plasmen. Davon zeugen selbst die unzähligen Auslegungen, die viele Stellen der Schrift von den würdigsten Exegeten erhalten haben, und die welche ihnen zuweilen auch im N. Testament auf eine gewissermaafsen paradoxe Weise zu Theil werden. Wir wollen einen Spruch ausheben aus den Sprüchen Salomos (K. 11, 13): „Ein Verläumder verräth, was er heimlich weifs; aber wer eines getreuen Herzens ist, verbirgt dasselbe." Unser Uebersetzer gibt diesen Vers übereinstimmend und noch schärfer also:

„Wer auf Verläumdung ausgeht, deckt Geheimnifs auf,
Wer aber treuen Sinnes, verbirgt die Sache."

Wenn wir die Hebräischen Wörter in ihren Grundbedeutungen nehmen, die auch in andern Sprachen und in der unsrigen mannigfachen Sinn haben, so kommt heraus:

Wandelgänger entdeckt Geheimnifs,
Und treu am Geist bedeckt das Wort.

Nun wie verschieden läfst sich diefs nicht auffassen! Wir wissen sehr wohl, dafs הלך רכיל *auf Verläumdung ausgehen* bedeutet; aber רכיל heifst auch *Handel und Wandel,* und רכל ursprünglich *herumziehen,* besonders denn als Kaufmann herumziehen, Handel treiben. Wir muthen auch keinem Uebersetzer und Exegeten zu, das was er als nächsten Sinn des Autors nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch erkannt hat, zu verläugnen, und uns Mysterien statt einer verständlichen Version zu geben. Aber wer ohne Verletzung der Grammatik noch weitern Sinn in einem solchen Spruche findet, und den hineingelegten Witz entwickelt (wer als הולך רכיל Geheimnifs entdeckt), den schelte man darum nicht einen träumenden Mystiker, ob er allerdings wohl ein scharfsinniger mystischer Deuter seyn mag. Man thue diefs um so weniger, da z. B. obiger Spruch nach der gemeinen, ganz richtigen Interpretation keine besonders tiefe Wahrheit enthält. Nimmt man noch die Möglichkeit hinzu, das Hebräische überall anders zu punktiren, Sätze und selbst Buchstaben anders abzutheilen, die in der ursprünglichen Art der schriftlichen Aufzeichnung gegeben ist, so steigert sich die Macht einer solchen Auslegungsweise noch sehr, wird aber in gleichem Grade gefährlich, endlich träumerisch und falsch, und ist parallel mit der verirrten Gefühlsmystik, in die sie dann auch zerfliefst; weswegen die vernünftigern Rabbinen die geheimnifsvolle Auslegung (die sie Kabala nennen) keinem Talmid erlauben, der nicht schon in reifem Alter und in der kanonischen Interpretation fürerst wohl gegründet ist.

Wir haben Anlafs genommen hievon etwas ausführlicher zu handeln, um zugleich voraus zu erklären, dafs wir die nichtmystische Auslegung, welcher auch der Verfasser folgt, im Ganzen (denn einigermaafsen kann sie sich der Mystik kaum entschlagen) vollkommen gutheifsen, und keinen weitern Anspruch in dieser Hinsicht an ihn oder einen andern Uebersetzer machen, als er zu befriedigen sich vorgesezt hat, und als der Wortgebrauch, der Zusammenhang und die wahrscheinliche nächste Absicht des Schriftstellers mit sich bringt. Nur hiernach werden wir seine Arbeit beurtheilen, unbeschadet demjenigen was unten weiter vorkommen wird.

Im zweiten Kapitel der Einleitung nun beginnt eine Abhandlung, welche in ihrer Art wahrhaft lobenswürdig ist; denn es ist das Element des Glaubens darin, welches den Exegeten allein zu seinem Amte befähigen kann. Die Begeisterung, mit welcher sich hier der Verf. erklärt, ist wahr und innig, und dieser Eigenschaft verdankt dieser zweite Theil der Einleitung auch eine verhältnifsmäfsig gröfsere Klarheit und Schönheit des Styls. Der Verfasser äufsert sich hiebei auch weniger bedenklich über die Hebräische Skepsis, als in seinem Hiob geschehen ist, und seine Einsicht ist seitdem offenbar weiter fortgeschritten, und sichert ihm in gleichem Maafse das Anerkenntnifs des Werths seiner Bemühungen von Seiten deren, welche die göttliche Weisheit als solche in ihren Urkunden lieben und verehren, oder mit andern Worten, welchen die Bibel Gottes Wort ist. Sollte er sich nicht ganz nach dem Sinn Mehrerer unter ihnen ausdrücken, und noch auf der Schwelle zu stehen scheinen, so werde man darum weder an dem, was hier wirklich gesagt ist, noch an seinem ernstlichen Willen irre, in dessen Bewufstseyn er auch

Digitized by Google

am Schlusse der Vorrede sagt: „Den Grundsinn der heiligen Schrift in Form und Geist immer reiner und umfassender zu erkennen, ist meines Lebens höchste Freude und meines wissenschaftlichen Strebens vorwaltende Begeisterung.“ Er gibt also auf diesem weitern Wege ein Beispiel jenes durch Reinheit und Klarheit ehrwürdigen Mysticismus, der mit keiner Träumerei vermengt werden kann, und Geist und Gemüth in den Sonnenschein des göttlichen Lebens fördert, und löst hiemit zugleich die Aufgabe, die in unsern Prämissen dem Ausleger, der ein theologischer seyn will, vorgehalten ist.

Wir geben keine Auszüge aus diesem Stück der Einleitung, um es nicht zu zersplittern. Wir müssen aber auf die Billigkeit und Bescheidenheit aufmerksam machen, womit sich der Verf. unter andern auch über den Urheber der Proverbien erklärt. Er sagt hier (S. LX f.) sehr gut: „Es muſs zum Mindesten sehr kühn genannt werden, nach Inhalt und Sprache negativ zu bestimmen, welche Sprüche nicht Salomonisch seyn könnten; wenigstens traue ich mir diese sonderbare Spürkraft nicht zu, indem ich überhaupt der Ueberzeugung bin, daſs grade bei unserm Buche die sogenannte höhere Kritik am ersten Gefahr laufen könnte, sich ihres Amtes zu überheben.“ — Den Schluſs der Einleitung macht drittens ein Verzeichniſs auserlesener Hülfsmittel zur Erklärung der Sprüche. Wir gehen zum Buche selbst über.

Wenn der Verf. im Anfang des ersten Kapitels der Sprüche und schon in der Einleitung (S. LII f.) sich mit unserer obigen Erklärung von חכמה und בינה nicht ganz übereinstimmend zeigt, so macht dieses keinen bedeutenden Unterschied, indem wir gerne zugeben, daſs beide Wörter auch in anderm Sinne genommen werden, während unsre obige Angabe für sich aus beiden Testamenten erweislich bleibt. — K. 1, 6. kann מליצה sowohl den *Spruch* als die *Deutung*, die ja im Spruche selbst liegt, bezeichnen. — V. 17. 18. sind die verschiedenen Annahmen der Ausleger über die Ideenverbindung mehrentheils statthaft, und wir müssen hier noch ausdrücklich erinnern, daſs auch ohne jenen tiefern Vielsinn, von dem oben die Rede war, der äuſsere Verstand ohne Nachtheil öfters verschieden genommen werden kann, so lang er nur nicht sich selbst widersprechend wird, und daſs er nur durch dieses, von den meisten Exegeten vernachlässigte und verschmähte Gesetz in ganzer Fülle begriffen wird. Jeder Uebersetzer mag sich dann für das entscheiden, was ihm am meisten zusagt. — S. 9 in der obersten Anmerkung ist es ein Versehen oder ein Druckfehler, wenn es heiſst: „בצל כנף Herr des Vogels für Vogel überhaupt;“ es muſs „Herr des Flügels für Vogel“ heiſsen. — רנן (s. S. 10 oberste Anmerk.) kann eben so wohl einen Klageruf als einen freudigen bezeichnen, wie aus Klagl. 2, 19. erhellt, daher Luther *klagen* gewählt hat. Auſserdem geht es mit dem Wort *klagen* umgekehrt von der *Elegie*; es ist mit *klingen* verwandt. — Zu S. 20, K. 2, 22. Anmerk. y, wäre zu bemerken, daſs die Verheiſsung vom Besitz des Landes sich im N. T. (als Entwickelung des tiefern Sinns) erweitert und erhöht. — K. 3, 3. Anmerk. a, חסד ואמת sind nicht nur „die beiden Haupteigenschaften des als ethisch vollendet gedachten Menschen,“ sondern auch Gottes, besonders in seiner Vorsehung und Leitung, was hier sehr anwendbar ist. Sie bilden in der Schrift überhaupt gewissermaaſsen Correlate von חכמה und בינה. — V. 13: „welcher Klugheit *ausgibt*,“ יפיק. Vielleicht hilft der Ausdruck *profiteri* mit zum Verstande des Worts. — V. 20 wird נבקעו vollständiger gefaſst, wenn man Hiob 28, 10. vergleicht; doch ist die Ansicht des Verf. darum nicht falsch. — V. 32 ist Luthers (und Döderleins) Uebersetzung so wenig gezwungen, als die des Verf. Er spaltet noch immer die Begriffe zu sehr, nach Abendländischer, oder vielmehr nach modern-logischer Weise; das Geisteswort verbindet sie. Man vergleiche, was er selbst zu V. 31 Anmerk. f bemerkt. Eben so verhält sich's K. 4, 5 mit Erwerben und Kaufen, und anderwärts, z. B. V. 16 „zu Falle brachten“ (כשיל), wo nicht bloſs zur Sünde verführen, sondern auch andres Unheil stiften gemeint ist; desgleichen V. 17, wo beide Erklärungen statthaft sind. Diese Art der Interpretation ist kein oberflächlicher Indifferentismus, sondern eine *Makrologie*, die streng genug ist, um alles Hergehörige zu umfassen, und alles Fremde auszuschlieſsen. — K. 6, 3 wird התרפס durch *stampfe mit dem Fuſs* gegeben. — Der Verf. hat im Ganzen den Rhythmus freier gehalten als im Hiob, und das mit Recht. Durch die strenge Wortbestimmung in der Uebersetzung sind zwar öfters Anstöſse entstanden, welche des Zwecks wegen unbeachtet blieben; dagegen fällt die Uebersetzung wieder oft in den fortlaufenden Jambus, wie am Ende des 6. Kap. V. 30 ff. Wörter aber wie *Appetit* (K. 6, 30) und *Jalousien* (K. 7, 6) gehören durchaus nicht in eine edle Verteutschung. — K. 7, 22: „Er folgte ihr mit einem Male, vergleichbar einem Stiere, der zur Schlachtbank geht, und der Fuſsfessel zur Züchtigung des Böſewichts,“ mit der Note: „Eine sehr verschieden erklärte Stelle,

Digitized by Google

die aber nach der einfachsten sprachlichen Auffassung den vortrefflichsten Sinn zu geben scheint. Was ist *passiver* bei der Züchtigung eines Verbrechers, als die Fessel, die seinen Fuſs umschlieſst? Ein bloſses *todtes Werkzeug* ist sie, und ein solches auch der Jüngling, welcher der Buhlerin folgt, ihren Lüsten zu dienen. Ich finde diese Vergleichung in ihrer Originalität höchst treffend, sobald man nur als *tert. compar. reine Passivität* heraushebt." In diesem Fall wäre es zu verwundern, daſs grade eine Fuſsfessel genannt wird, wofür ja auch der Verf. עכס nimmt. Der Sinn ist bedeutender; was hier darüber gesagt werden könnte, hat unter Andern schon Gesenius im Wörterb. S. 855 gesagt. — Das. V. 27 gibt עצומים wieder ein Beispiel möglicher zwiefachen Auffassung ohne Ausschluſs der andern, indem Luther mit Vulg. Chald. und Syr. hat: „und sind allerlei Mächtige von ihr erwürgt;" der Verf. aber sagt: „aber nach dem Parallelismus richtiger die 70 etc. — *stark an Zahl etc.*" Das ist eben die Schönheit des Parallelismus, wenn er nicht bloſs Synonyme nennt, zur völligen Tautologie, sondern denselben Gedanken auf eine oder die andre Weise nachdrücklich ausbildet. Wer beim ersten Lesen *stark an Zahl* versteht, findet beim zweiten dieselben Erwürgten auch *stark an Wesen*, oder umgekehrt; diese lezte Erklärung aber wird von der Wortstellung (רעצ" כל ה") unterstüzt. — K. 8, 2 wird בית נתיבות wörtlich verstanden: „an das Haus, wo Wege kreuzen," möglich allerdings, obgleich auch der bekannte bildliche Gebrauch des Worts בית für *Behälter* (man kann ihn auch den allgemeinsten nennen) die ältere Erklärung statthaft macht, und als Hebraismus vorzüglicher. — V. 71 Anmerk. „das allgemeine רשע muſs hier אמת gegenüber die specielle Bedeutung von *Lüge* haben." Nach obigen Grundsätzen keineswegs; warum wollen wir ein weises Wort beschränken? Lüge als ein groſses רשע, gewissermaaſsen der Grund alles Bösen, wie אמת die Mutter aller Tugenden, liegt nur mit darin. Ein groſser Theil der Kraft, welche an Luthern bewundert wird, beruht eben auf der bedeutungsreichen Allgemeinheit, womit er die Ausdrücke des Originals ihrem wahren Charakter nach wiedergibt, und welche seine Zeit richtiger faſste als die unsrige. Wir spalten und hauen nur Splitter vom Baum, indem wir es gar zu scharf treffen wollen. Dagegen hat der Verf. V. 12 durch die Erklärung: „Ich, Weisheit, bewohne die (nämlich das schützende Haus der) Klugheit," eine bedeutende Seite dieser Stelle bemerkbar gemacht. Die Note zu V. 22 kann zeigen, wie Einseitigkeit der Exegese von jeher der Grund alles Zanks in der Theologie war. Hätte man die Weisheit als eine erschaffene durch die unerschaffene, bei dem weisen Salomo erkannt, so würde man sich beruhigt haben. — K. 10, 2: „Nichts nützen Unrechts-Schätze, aber *Gutthat* rettet vom Tode" — hier und in der Parallele K. 11, 4 scheinen unbewuſst die beiden Bedeutungen von צדקה zusammengegriffen zu seyn, worunter jedoch der Verf. in der Note die der *Gerechtigkeit* als die nächste für die Stelle mit Recht hervorhebt, und die der *Wohlthätigkeit* oder Mildthätigkeit zurückstellt. — V. 5 ist בן buchstäblich genommen und mit sinnreicher Bemerkung unterstüzt. Alle solche Ansichten, die sich mit der Sprache vereinigen, können der Umfassung des Ganzen immer nur förderlich seyn, schlieſsen aber andre nicht aus; weshalb in dergleichen Fällen zwar zu wählen aber nie zu hadern ist, und auch hier wahre Weisheit den Streit schlichtet. — V. 29 steht nicht aus Versehen *Jehova* anstatt *der Weg Jehova's;* die Note erklärt's, und verbindet תם-דרך. Kann nun nicht beides oder alle drei Erklärungen recht seyn, da sie alle sprachrichtig, keine unwahr ist, und jede einen heilsamen Sinn gibt, welcher den andern vervollständigt? Man denke doch nicht, daſs der Autor nicht alles das gewuſst habe, was jezt verschiedene Ausleger gleich richtig in ihm lesen. Das war eben sein Scherz (s. K. 8, 30) bei der Abfassung. — C. 11, 9 ist gegen den Accent übersezt, und überdem gegen den Numerus, gibt aber auch so einen guten Sinn, der nur nicht für nothwendig angesehen werden darf. — K. 12, 8: „Nach seinem *klugen Munde* wird der Mann gelobt," hätte doch in der Note gerechtfertigt werden müssen. לפי שכלו ist nämlich wörtlich verstanden: „nach dem Munde seiner Klugheit," während es nach dem sonstigen Hebraismus nur bedeuten würde: „nach Maaſsgabe seiner Klugheit." Beides möglich, und darum der Spruch im Original sinnreich. — K. 15, 19: „Des Faulen Weg gleicht einer spitzen Dornenhecke," mit der Anmerk.: „Es ist zu verwundern, wie man den klaren Spruch so häufig miſsverstehen konnte. Am einfachsten: Faulheit führet in Ungemach (auf dornichte Bahn) etc." Darum ist jedoch die Erklärung Andrer von den vermeinten Hindernissen, die der Faule findet, kein Miſsverstand. Ein wirklicher Miſsverstand aber zeigt sich in der Note zu V. 33 — — K. 16, 1 hat Luther: „Der Mensch setzet ihm wohl vor im Herzen; aber vom Herrn kommt, was die Zunge reden soll." Da מענה sowohl Antwort als jede Rede (*rad.* ענה) bedeuten kann, so ist dieser Verstand des Sentenz nicht nur für viele Fälle zureichend, sondern auch wirklich weise. Der Verf. hat: „Dem Menschen gehören die Entwürfe des Herzens, aber von Jehova kommt Gewährung dessen, was die Zunge spricht;" verwirft in der Note alles Weitere, und nimmt schlechthin den Sinn für: „Der Mensch denkts, Gott lenkts;" mit dem Zusatz: Herz sei als *Sitz* der Entwürfe, Zunge als *Werkzeug* sie zur Ausführung zu bringen genannt — im Grunde mit der Uebersetzung nicht harmonirend. Auch Gesenius hat unter

Digitized by Google

מענה: „doch von Jehova kommt Gewährung der Bitte.“ Inzwischen läfst sich Salomo auf eine oder die andre Weise nicht so kurz abfertigen, und würde dann viel deutlicher geredet haben. Man hält gewöhnlich für blofse poetische Eleganz, was bei dem Hebräer von tiefer Bedeutung ist. Vielleicht würde der Streit über den nächsten Sinn — so viel sich auch gegen den Verf. anführen liefse — vergeblich seyn, und wir bestreiten also lieber nur die absprechende Beschränkung. — V. 14: „Der Grimm des Königs — *Todesbeben*,“ wird ein Druckfehler seyn für *Todesboten*. — K. 18, 17 ist nur obenhin für *audiatur et altera pars* genommen; „verschoben“ sind andre Auffassungen keineswegs. — K. 19, 6: „Viele schmeicheln einem Freigebigen, und Jeder ist ein Freund dem Manne, welcher schenkt,“ mit der Note: „auch neuere Ausleger geben נדיב hier wieder unrichtig durch *Fürst*.“ Vermuthlich haben sie das mit gutem Bedacht gethan, aber nicht unrichtig. Der Verf. hat nicht in Acht genommen, dafs der *Fürst* vermöge des doppelsinnigen נדיב als freigebig (*liberalis*) gedacht und im andern Hemistich näher bezeichnet wird, und dafs mit dem Ganzen auch gesagt ist, ein Freigebiger und Schenker sei gleich einem mächtigen Fürsten, dem die Leute den Hof machen. Aufserdem wäre der Parallelismus leere Tautologie. — K. 20, 1 ist für שכר einseitig *Bier* in die Uebersetzung aufgenommen. — K. 22, 19 gibt der Verf. das אף אתה so: „Dafs dein Vertrauen auf Jehova sei, lehr' ich dich heute — *aber du?*“ („achtest du auch recht auf meine Lehren?“ etc.) Die gewöhnliche Erklärung: „ich lehre dich, *ja dich!*“ erkennt er zwar für grammatisch richtig, „aber, sagt er, warum auf dem אתה ein solcher Nachdruck liegen solle, ist doch wenigstens nicht ganz deutlich, warum er denn grade diesen lehre und keinen Andern; wir müfsten denn den ganzen gegenwärtigen Abschnitt für ein moralisches Sendschreiben an eine bestimmte Person halten, die wir natürlich nicht kennen.“ Hier ist ihm der Salomonische Witz abermals verborgen geblieben; wo steht denn, dafs er keinen Andern lehre? Jedermann ist die Person, die S. anredet; allein es ist nichts gewöhnlicher, als dafs der Mensch, welchem Moral gelesen wird, nur an Andre und ihre Fehler, nicht an sich und die seinigen denkt. Salomo greift seinen Leser oder Hörer durch das היום und durch das אף אתה doppelt stark an, ihn zur Besinnung über sich selbst zu bringen. — K. 23, 18: „Denn wenn schon das *Ende* da ist, wird deine Hoffnung nicht zu Grunde gehn,“ ist schwerlich der nächste Sinn; das כי ist dafür zu nachdrücklich, כי אם ist Betheurung, und אחרית will mehr sagen. Besser: „Denn es ist wahrlich eine Zukunft,“ ein Ausgang zum Guten etc., ja (wie der Verf. selbst in der Note anerkennt) ein künftiges Leben. Hierauf folgt der zweite Halbvers parallelisch mit ו: „und deine Hoffnung wird nicht abgehauen“ oder vertilgt werden. Man vergleiche z. B. Ps. 37, 37: כי אחרית לאיש שלום. Unten K. 24, 14 übersezt der Verf. abermals: „Wenn du sie findest und *dein Ende* da ist“ etc. und tadelt in der Note die Erklärung: „wenn du Weisheit findest, so werden die Folgen gut seyn,“ mit den Worten: „was ziemlich schleppend klingt.“ Allein seine Ansicht ist wirklich weniger Hebräisch als diese, die grade nicht an den Ausdruck: „so werden die Folgen gut seyn,“ gebunden ist. אחרית hat im Teutschen kein vollgültiges Aequivalent für alle Fälle, und läfst sich oft noch am besten mit unserm Wort *Aussicht* vergleichen. So K. 24, 14: „wenn du Weisheit findest, so ist (für dich) אחרית,“ d. i. eine gewisse Aussicht auf eine glückliche Zukunft vorhanden. Man wird hier zugleich sehen, dafs Rec. für den Sprachgebrauch keineswegs indifferent ist. Noch weiter irrt der Verf. in dem Wort אחרית K. 24, 20 vermöge seiner Erklärung in der Note, wonach es „eigentlich hier das *gewöhnliche Lebensende*“ seyn soll, obgleich die Uebersetzung nicht übel sagt: „Denn es wird kein gutes Ende mit dem Bösen nehmen;“ eigentlich: „Denn der Böse wird keine (gute) Zukunft haben,“ keinen guten Ausgang oder Lohn finden; Luther: „hat nichts zu hoffen.“ Abermals aus Liebe zu dieser Worterklärung, nämlich der angenommenen Synonymität von אחרית mit קץ, steht K. 25, 8: „wenn er (der Streit) zu End' ist,“ wo אחריתה mit Mappik nicht zu ה pafst, wie die Note selbst sagt, und es richtig neutralisch nimmt, was aber dann besser unbestimmt aufgefafst wird: „am Ende, in der Folge (davon), *hernach*, welches lezte Luther hat. — K. 28, 16. kann Rec. nicht beistimmen. — V. 26: „Wer sich auf *sein Gefühl* verläfst, der ist ein Thor,“ mit der Note: „לב das *unmittelbare Gefühl* steht der חכמה als der *vernünftigen Besonnenheit* gegenüber.“ Ist modern, wenigstens einseitig aufgefafst und ausgedrückt. Hebräischer ist's, לב für gleichbedeutend mit *Verstand* zu nehmen, und בוטח בלבו ist also vielmehr ein mit Eigendünkel Behafteter, der nicht auf den Wegen der göttlichen wahren Weisheit geht, wie das Folgende sagt. — C. 30, 31. תיש ist nicht *Widder*, sondern *Bock*.

Unser Urtheil von diesem Werk im Ganzen ist: dafs neben den vielen Sprachbemerkungen und Vergleichungen der Vorgänger und Wörterbücher, die man hier findet, die Uebersetzung mit einigen Ausnahmen gründlich und klar, vollendeter als die des Hiob ist, wiewohl die scharfbestimmte moderne, zuweilen elegante Diktion sich im Tone nicht mit der Gediegenheit messen kann, welche Luthers Behandlung gerade dem Sinnspruch verleiht; ferner dafs der Verf. die rechte Einsicht in den Geist der Hebräischen Räthselsprache noch nicht erlangt hat, seine Totalansichten aber zu derjenigen Erkenntnifs hin fortgewachsen sind, und weiter fortwachsen werden, welche den theologischen Ausleger von dem blofs philologischen unterscheidet, und dafs er hiedurch einen Beleg liefert für die bereicherte Rückkehr, welche wir unserm Zeitalter im Vertrauen auf Den, der mehr ist als Salomo, verheifsen.

J. F. v. Meyer.

Digitized by Google

Nro. 75. u. 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1827.

XXVIII.

Almanac ten dienste der Zeelieden voor het jaar 1824 *op last van Zyne Majesteit den Koning der Nederlanden, berekend en nytgegeeven door de Kommissie tot het examineren der Zeeofficieren, het Zaamenstellen en verbfeteren der Zeekaarten, en het jaarlyks vervaardigen van eenen Zeealmanac, met alles wat tot het vinden der Lengte op Zee betrekkelyk is.* (*te s'Gravenhage*) 1823. 8vo. 108 Seiten Calender und 296 Seiten Beiträge.

Die Commission erlitt im Jahre 1822 einen sehr empfindlichen Verlust an dem Herrn *van Bemmelen*, der am 22. August, im Haag, sein eben so nützliches als thätiges Leben endete. Herr *Ekama*, Professor der Mathematik, leider auch bereits verstorben, trat an seine Stelle.

Die Einrichtung des eigentlichen Calenders hat diesmal keine Aenderung erlitten. Die Festrechnung, ☉ und ☽ Finsternisse und die gewöhnlichen Flecke der Sonne, Mond und Planeten, Alles ist beim Alten geblieben. Was von dem Jahrgang für 1823 gesagt worden ist, gilt auch von diesem, jezt näher zu beurtheilenden.

Aber der *zweite* Theil des *Almanac pro* 1824 hat eine wesentliche Verbesserung erhalten. Er erscheint fortan unter dem besonderen Titel:

Berigten en Verhandelingen over eenige onderwerpen der Zeevart verzameld en vervaardigd door J. F. L. Schröder.

Wiederum ein Beweis, mit welchen loyalen Gesinnungen der würdige Präsident der Commission auch den Gebrauch dieses *Almanac* allgemeiner zu machen weifs. Denn auf seinen Antrag werden, von jezt an, die schätzbaren Beiträge als ein für sich bestehendes Ganze abgedruckt werden; dergestalt, dafs die früheren Berichte (die ersten beiden Theile) auch besonders zu haben sind, und zwar ohne die alten Calender mit in den Kauf zu debitiren. „Diese Beiträge" (fügt der einsichtsvolle Gelehrte hinzu) „beweisen, dafs in unserer Marine Offiziere von Talenten und wissenschaftlicher Bildung gefunden werden. Wahrlich! nicht durch eitle Klagen über den Verfall der Holländischen Schifffahrt, nur durch Aufmunterung, durch Erweckung der Talente und schlummerden Kräfte kann grofser Nutzen gestiftet werden."

No. LXI.

Auszug aus einem Tagebuche des ersten See-Lieutenants van den Bosch, an Bord der königlichen Brick de Courier, während eines Kreuzzugs in der Ost- und Nordsee, im Jahre 1821.

Zuerst sehr schätzbare Bemerkungen über die Untiefen und See-Gaaten von Texel. Dann über Bauart der Brick selbst, auf welcher er diese Beobachtungen anstellte. Ueber die Wells, Doggers- und Vischers-Bänke-Küste von Jütland etc. wie über die davon vorhandenen Karten. (Die Karten des Contre-Admirals *von Löwenörn* werden sehr gerühmt, desgleichen die vom Schwedischen Seeoffizier *Gustav Klint* herausgegebenen. Ferner über das *Kattegat*. (Auch hiervon ist eine gute Karte von dem, so eben genannten, See-Offiziere vorhanden.) Ueber den Sund und Kopenhagen. (Sehr zweckmäfsige Bemerkung über die Strömungen in diesen Gewässern. Auch hier werden die Dänischen Karten sehr gerühmt.) Ueber das Seegeln Falsterböe, Bornholm und Christiansöe vorbei. Fahrt in den Finnländischen Meerbusen. (Mit vortrefflichen nautischen Bemerkungen.) Ueber Kronstadt's Werfte, Institut für angehende Steuerleute, Dampfboote, Admiralität zu Petersburg, kaiserliche Fabrik zu Kolpino. Rückreise nach der Ostsee durch den Finnländischen Busen. Anziehung der Magnetnadel durch die im Schiffe befindlichen Eisenmassen. (Die Regel, welche der Englische Seekapitain *Flinders* neuerdings zur desfallsigen Verbesserung angegeben hat, ist auf *andern* Schiffen als rich-

Digitized by Google

tig nicht befunden worden.) Es hätte wohl bemerkt werden können, dafs *lange vor Flinders* schon der Dänische Commandeur *Lous* (1767), *Bayly und Wales* (1777) und der Contreadmiral *v. Löwenörn* (1782) auf seiner Reise nach Westindien zur Prüfung der See-Uhren (siehe die Reisebeschreibung S. 127); ferner in den Jahren 1786, und der Dänische Seecapitain *Stockfleth* im Jahre 1784 ähnliche Versuche angestellt haben. (Neue Abhandlungen der k. Acad. d. W. 5ter Bd.) Die neueren Versuche der Engländer, eines *Vancouver*, *Barlow*, *Parry*, *Rofs*, *Sabine* und anderer hier aufzuzählen, würde uns zu weit vom Ziele führen.

Rückreise nach dem Texel. Mit sehr zweckdienlichen nautischen Bemerkungen.

Ueber die Anlegung der Dokken zu Karlskrona.

N°. LXVII.

Ueber die Leuchtfeuer an den Dänischen und Norwegischen Küsten.

Mit sehr vieler Umsicht geschrieben. Keines *Auszugs* fähig, aber das schönste Denkmal, welches der verdienstvolle *v. Löwenörn* der Seefahrt hinterlassen konnte. Ihm war nämlich die Leitung des Lootsen-Wesens, die Leitung und Aufsicht über die Küstenfeuer anvertraut — und wie schön sich unter der Aufsicht eines so erfahrnen Seemanns alles zum Vortheil umgestaltet: „*Exegi monumentum aere perennius,*“ das wissen die seefahrenden Nationen, wie wir gesehen haben, dankbar zu erkennen.

Die N°. LXVIII

enthält ein Verzeichnifs der von dem französischen Seecapitain *Gauttier* im mittelländischen Meere angestellten astronomischen Beobachtungen.

Es war allerdings ein verdienstvolles Unternehmen, die Geographie und Hydrographie des Mittel-Meeres zu berichtigen. Denn hingewiesen war man, bis vor wenigen Jahren noch, auf die dürftigen Kenntnisse von der Lage und Gestalt des grofsen Binnen-Wassers, das einst die Wiege einer verbesserten Schifffahrt war, und von wo aus die kühnen Phönizier den Weg zu den Cap-Verdischen Inseln, wie der Genueser *Christoval Colon* zur sogenannten neuen Welt sich bahnte.

Noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts mufste der französische Geograph *de l'Isle* die Länge des Mittel-Meeres um hundert Meilen verkürzen. Die sparsamen Beobachtungen eines Pater *Feuillée*, *Chazelles* und einiger anderen lieferten nicht hinlängliche Materialien, um darauf neue oder vielmehr verbesserte Karten gründen zu können. Seefahrer bekümmerten sich wenig um geographische Längen-Bestimmungen, eben weil sie dort Erkennungs- und Anhaltspunkte genug haben; theils auch weil sie nicht im Stande sind, dergleichen anstellen zu können. Und *von Zach* hat nicht Unrecht, wenn er behauptet, dafs die heutige Schifffahrt im mittelländischen Meere noch eben so beschaffen sei, wie zu des grofsen *Colon's* Zeiten.

Die Beobachtungen eines *Cassini*, *Zannoni* und anderer beziehen sich gröfstentheils blofs auf die Französischen und Italienischen Küstenpunkte. Die weltbekannte Expedition der Franzosen nach Aegypten hat nur dürftige Ortsbestimmungen an den Nil-Mündungen machen können.

Erst mit den Bemühungen der *Spanier* ging für die Hydrographie der Levante ein neues Licht und Leben auf. *Don Vicente Tofiño* relevirte die Spanischen Küsten. *Don Gabriel Ciscar* und *Don Dionisio Alcala Galiano* zeichneten die Küsten des nördlichen Afrikas, die Hauptpunkte des Mittelmeeres und des Griechischen Archipels, mit einer bis dahin noch unbekannten Genauigkeit. Darauf sind die schönen Karten gegründet worden, wovon Hr. Galiano, am Vorabend der Schlacht von Trafalgar, gleichsam im dunkeln sokratischen Vorgefühle des nahen Todes, die Zeichnungen und Materialien ans Festland sandte. Zu bedauern ist es immer, dafs dennoch ein grofser Theil der Original-Beobachtungen in jener Schlacht, auf dem Bahama, Galiano's Schiffe, verloren gingen. Denn, wie der grofse und gelehrte Seemann an *Espinosa* schrieb, so seien nur *wenige* Punkte im Archipelagus, die er *nicht* besucht hätte. Man würde sonst auf diese Art eine zweckdienliche Vergleichung mit den Resultaten neuerer Beobachtungen haben anstellen können.

Warum die *Holländer* der Beobachtungen ihres Landsmanns, des Capitains *Franz Smeer*, der den Archipelagus besuchte, mit keiner Sylbe erwähnen; ist um so weniger zu begreifen, als doch ein lesenswerther Aufsatz von 60 Octavseiten darüber im Almanac für 1795 abgedruckt worden ist. Doch hievon abgesehen; so hat es nie an graphischen Darstellungen des Mittelmeers gefehlt. Eben so wenig an Anamorphosen desselben.

Der Französische Geograph *Lapie* gab noch ums Jahr 1810 eine:

Carte reduite de la mer méditerranée etc.

heraus, welche sogar seinem damaligen Kaiser, *später-*

Digitized by Google

hin (wenn ich mich nicht irre) einem Bourboniden gewidmet wurde.

In *von Zach's* monatlicher Correspondenz ist sie mit vieler Umsicht und Belesenheit gewürdigt worden, worauf, der Kürze halber, hier verwiesen werden darf.

Die Englischen Karten vom Mittel-Meere scheinen, bei allen hochtönenden Titeln, aber eben so wenig als die Französischen den heutigen Bedürfnissen der Nautik zu entsprechen. Wenigstens ist noch im Jahre 1818 der Englische Seecapitain *William Henry Smyth* beauftragt worden, die Jonischen Inseln und Siciliens Küsten aufzunehmen, bei welcher Gelegenheit er (gleichsam als wäre er in der unbekannten Südsee) Inseln entdeckte, deren Existenz sogar dem Senat von Jonien gröfstentheils unbekannt war.

Ihm folgte, Hrn. *Rumker's* fragmentarische Bestimmungen abgerechnet, *Gauttier*, ein Französischer See-Capitain. Die Resultate seiner Beobachtungen stehen in der *Connaissance des temps.* Hr. *Schröder* stellt sie hier mit den Beobachtungen der Spanier und anderer zusammen. Die neueren Tags-Blätter wetteifern gleichsam in Lobeserhebungen über die Genauigkeit von *Gauttier's* Ortsbestimmungen. Beim *Vesuv* habe *ich* sie nicht gefunden, wenn sie gleich bei diesem *Erkennungs-Punkte* billigerweise zu suchen war.

Hr. *Schröder* gibt darauf in N°. LXIX noch einige *biographische Nachrichten* von den zum Theil schon angeführten Geographen und Astronomen, welche sich um die Kunde des Mittelmeers verdient gemacht haben, als der berühmte *Fr. von Zach, Cassini, Feuillée, Chazelles, Zannoni, Inghirami, Anton von Zach, Triesnecker, Tranchot* und die grofsen Spanier *Tofiño, Ciscar* und *Galiano.* Den *Deutschen* Lesern sind diese Skizzen gröfstentheils aus *v. Zach's* Correspondenz schon bekannt, dürfen also hier übergangen werden. Ich erlaube mir jedoch ein paar Worte über des grofsen *Galiano's* Lebens-*Ende* hier nachzufügen. Als der unvergleichliche Seemann von seinem geographischen Kreuzzuge (1805) am 2. Octbr. in Cartagena zurückkam, mufste er das Commando des *Bahama-Schiffs* übernehmen. Wie ruhmvoll im Leben, so endete er im Tode. Die Britten selbst gestehen, dafs in der Spanischen Linie die Bahama mit beispielloser Hartnäckigkeit gefochten. Denn dreimal wurde die Englische Flagge aufgepflanzt, und dreimal wurde sie wieder heruntergerissen. Dreihundert Todte und Verwundete lagen auf dem Vordecke, und nicht früher, als der heldenmüthige *Galiano*, von einer Kanonenkugel getroffen, sank, ergab sich die Bahama den Siegern von Trafalgar.

So starb *Galiano* als ein zweiter *Ruyter.*

Neun schöne Karten von verschiedenen Gegenden des Mittel-Meeres sind die Früchte seiner *dortigen* Anstrengungen (vergleiche ad N°. LXVIII), und seine nautischen Schriften werden noch lange von den Seefahrern dankbar benuzt werden.

N°. LXX.

Einige Bemerkungen über hydrographische Aufnahmen von Küsten und Seegaaten; vom Capitain Lieutenant *J. C. Riyk.*

Ein sehr lesenswerther Aufsatz von einem der verdienstvollsten Holländischen Offiziere; war keines weiteren Auszugs fähig.

N°. LXXI.

Ueber die Seekarte von den Maafs-Mündungen und von Goeree, welche der (so eben erwähnte) Capitain *Riyk* aufgenommen und entworfen hat.

Hierbei wurde die trigonometrische Aufnahme von Hrn. *Krayenhoff* zum Grunde gelegt — auch mittelst des sogenannten Problems der drei Punkte die Lage vieler Ortschaften bestimmt. Seiten und Winkel sind im Detail angegeben worden — die Arbeit ist für eine Triangulirung vom zweiten Range anzusehen. Dafs die Soeden mit aller Sorgfalt aufgenommen wurden, bedarf wohl keiner Erwähnung.

N°. LXXII.

Bericht des Capitains *J. H. Bolken* über die Compasse, welche ihm, von Seiten des Ministeriums, auf seinem Kreuzzuge in der Ostsee, im Jahre 1822, zur Prüfung übergeben worden.

Die Compasse waren von *Kleemann* und Sohn in Amsterdam verfertigt worden. Hr. *Bolken* liefert zuvörderst eine Beschreibung von der verbesserten Einrichtung, welche Hr. *Kleemann* seinen Compassen gegeben hat. Der ans Ministerium darüber abgefafste Bericht ist sehr günstig für die Niederländischen Künstler. Man gibt den sogenannten *Steuercompassen* sogar den Vorzug vor den Englischen. Auch wird der neue Peilkompafs sehr gerühmt. Selbst der Dänische Contreadmiral *von Löwenörn* mufste ihm den Rang vor den von *Weilbach* in Kopenhagen erfundenen einräumen.

N°. LXXIII.

Bericht des See-Capitains *J. H. Bolken* über einige

Digitized by Google

Seekarten, welche, auf dem Kreuzzuge im Jahre 1822 gebraucht wurden.

Herr *Bolken* beurtheilt zuvörderst die Englischen Seekarten, und namentlich die von *Heather* und *John Knight*. Während meines Kreuzzugs in der Nordsee (sagt *Bolken*) mufste ich mich immer der *Englischen* Karten bedienen. Aber ich rathe Jedem ihren Gebrauch ganz ab, sobald er in das Kattegat und in die Ostsee kommt. Bei aller Eleganz und vielversprechendem Titel, geben sie eben so wenig Genauigkeit als Wahrheit. Sie sind blofs unvollkommene Copien.

Den Dänischen und Schwedischen Karten wird dagegen ein grofses Lob ertheilt.

Eben so ungünstig, als das vorige, ist auch *Bolken's* Urtheil über die „*North-Sea of Sir John Knight. Third edition.*

Herr *Bolken* bemerkt mit Recht, dafs der schlechte Zustand der Englischen See-Karten hauptsächlich seinen Grund in dem speculativen Geiste der Fabrikanten habe, und dafs nur eine höhere Censur für den Debit getreuer und richtiger See-Karten sorgen könne.

Und das mufs wahr seyn! — man versteht sich dort meisterhaft auf das Aushänge-Schild. So zum Beispiel führt die ebenerwähnte Karte folgenden Titel:

An improved Mercators Chart of the North-Sea. On which the longitudes and latitudes of the principal Points have been laid down from astronomical observations and constructed with the most carefull attention from the recent and valuable surveys of John Knight Esqr. Ve. Admiral of the Red. From those of Mr. Murdo Downie, master in the royal navy, original communications of other experienced Masters and from the most authentic danish, dutch and french documents. Third Edition.

Approuved and selected by the Chart-Committee of the admiralty for the use of the officers in the royal navy.

Durch eine Analysis, welche diese Karte begleitet, wird die Erwartung noch höher gesteigert.

„*Diese Karte* (heifst es darin) *war nicht das Werk* „*der Eile; sondern das Resultat mühsamer, die Ge-* „*duld in Anspruch nehmender Untersuchungen. Wenn* „*Arbeiten dieser Art Personen anvertraut werden,* „*welche nur schnöde Gewinnsucht beseelt; so ist die* „*wahre Wissenschaft in ihrem Fortkommen nur behin-* „*dert. Das Bestreben der Herausgeber dieser Karte* „*aber war, etwas, dem Character unserer Seefahrt* „*Würdiges zu liefern.*"

Soll man sich über den arroganten Ton jezt wundern oder sich entrüsten!?

Diefs ist jezt etwas näher zu untersuchen, um Jedem Data zur Auswahl zu liefern. Wir brauchen uns dabei nicht einmal in die höhere Breite des Kattegat's zu verfügen, sondern nur die Hydrographie vom Texel bis zur Weser und Elbe etwas näher zu beleuchten.

Der Vlielander Fanal ist eine Meile zu weit nach Süden, und um mehr als eine Deutsche Meile zu weit nach Westen gesezt worden. Der Leuchtthurm von Borcum eine halbe Meile zu weit nach Norden; die Stadt Dockum anderthalb Meilen zu weit nach Osten.

Die Ostfriesische Küste ist übrigens auf dieser Karte nicht viel besser, als auf der von Hrn. *Heather* dargestellt, auch ist ihre Configuration nicht genau getroffen worden. Die Westküste des Pewsumer- und Greetmer-Amts biegt sich nicht, wie die Karte sie darstellt, mit einer Krümmung nach *Osten*, sondern vielmehr mit einem flachen Halbbogen nach Westen herum. Ferner dehnt die Karte das Bremer-Gebiet bis an den Dollart aus, ohne Ostfriesland auch nur *mit einer Sylbe* zu erwähnen; wozu wir in der That doch keinen vernünftigen Grund absehen können. Ferner der Winkel an Emden ist bei Delfzyhl und Rysum fast um drei volle Compafsstriche zu grofs. Das Borkumer Leuchtfeuer ist gar nicht auf der Karte verzeichnet. Freilich konnte man einwenden, dafs solches etwa im Jahre 1813 nicht unterhalten worden sei. Aber wenn diefs die Ursache davon gewesen; so mufste, schon der Consequenz halber, das Wangerooger Feuer auf eben dieser Karte doch nicht *in hellen Flammen* stehen, welches bekanntlich während der Französischen Besitznahme von Norddeutschland nicht mehr unterhalten worden ist, und erst im Herbste 1814 durch ein Lampen-Feuer ersezt werden sollte.

Die mehr erwähnte Englische Karte gibt die perspectivischen Ansichten (Vertooningen) der Ostfriesischen Inseln, Borcum, Juist, Norderney, Baltrum, Spikeroog mit dem benachbarten Wangerooge an.

Solche Ansichten dienen dazu, den Schiffer in unbekannten Gewässern *zu orientiren*. Denn nur aus der *Physiognomie* mufs er die Gegend erkennen, weil er begreiflich nicht wie auf der *Landstrafse* Gelegenheit hat, sich anderweit zu befragen, *wo* er denn eigentlich sei. Und wenn er für seinen Theil auch weifs, wo er

Digitized by Google

der Länge und Breite nach sich befindet; so ist er noch wenig dadurch gesichert, wenn seine Karten die Küsten-Punkte, Klippen und Untiefen nicht *mit gleicher Genauigkeit* bezeichnen. Denn wie der gelehrte Spanische Marine-Minister *Don Luis Maria de Salazar* sagt: „die beste Art einer Gefahr auszuweichen, ist *die*, sie zu kennen," und noch kräftiger bei einer anderen Gelegenheit: „*Alles* „fehlt dem Piloten, sobald als er seine relative Lage gegen „den Punkt, wohin er fährt oder von welchem er absegelte, „wie ihren gegenseitigen Abstand, nicht mehr kennt. Ge„rade deswegen ist es unumgänglich nothwendig, die Ge„stalt und Umgebungen der Küsten zu wissen — die An„sichten, wodurch die Punkte *sich kenntlich machen* („*Superspectiva ó aspecto que las distinga*"); ihre „Entfernungen, Fluthzeiten und Strömungen; Einbuchten „und Sonden (Meerestiefe) und alle die verborgenen Klip„pen und Bänke, welche in dem Fahrwasser etc. sich be„finden mögen."

Gegen alle menschen-mögliche Erwartung entsprechen aber die vorerwähnten Karten solchen gerechten Forderungen *nicht*. Denn bei den darauf bemerkten perspectivischen Ansichten sind weder die Entfernungen noch die Compafsstriche (*Bearings*) angegeben worden, unter welchen diese *Vertooningen* (Vues) *so und nicht anders* sich zeigen, und, wie leicht zu begreifen, ändern sich diese gar sehr mit der Lage und Richtung, woraus man sie betrachtet.

Diefs gilt denn auch von *Heathers* Karte, die, wenn sie gleich *noch schlechter* ist, als die vom Vice-Admiral bekannt gemachte, doch wenigstens von den Herausgebern nicht in solchem Posaunenton angekündigt wird, als jene. Ihre ausführliche Kritik versparen wir — an *einem* Beispiel uns genügend, das aus Erfahrung oder dem sogenannten practischen Leben (zur Unterstützung oder vielmehr zur Rechtfertigung von Hrn. *Bolken's* Urtheil) herausgehoben ist; „*crimine ab uno disce* .... (*Virgil Aen. II.* 65.)

Doch einer anderen Englischen Karte mufs hier noch, gleichsam *pour rareté du fait*, Erwähnung gethan werden. Eine sehr schön gestochene und vortrefflich illuminirte Karte: *The island of Heligoland etc. published by Testolini*, welche im Jahre 1810 zu London herausgekommen ist, sezt die Breite der Insel 54° 11′ 30″, die Länge 25° 14′. Durch einen sonderbaren Mifsgriff aber findet man die Abweichung der Magnet-Nadel auf der einen Windrose zu *einem* Strich (11¼°), auf der andern zu etwa zwei Strichen angegeben, wodurch denn eine Ungewifsheit von mehr als 10 (zehn) Graden zurückgelassen ist — und zwar dieses alles auf einer und derselben Karte.

Die Länge von *Helgoland* ist nach meinen neuesten Untersuchungen 25° 33′ 4″. Sie gründen sich auf Beobachtungen, welche längst *vor* Erscheinung der Karte *öffentlich* und *allgemein* bekannt waren (nämlich schon 1800 in *von Zach's* monatlicher Correspondenz). *Testolini* macht sie 25° 14′. Der Unterschied beträgt fast *ein Drittel-Grad.*

Es ist mir übrigens sehr wohl bekannt, dafs die Engländer vortreffliche nautische Karten, wie z. B. die von *Smyth*, *Popham* und anderen besitzen. Aber hier ist nur die Rede von den gewöhnlichen *See-Karten*-Fabrikanten — den *diis minorum gentium.* — Und diese gerade wirken um so schädlicher aufs practische Leben ein, weil die gewöhnlichen Schiffer oft weder Sinn, noch Mittel haben, um die besseren oder oft kostbaren Karten sich anzuschaffen. *Diese* zahlreiche Klasse wird dann durch den hochtönenden Titel und ein buntes Aeufsere zum Ankauf der Karten verleitet. *C'est tout comme chez* ....

N°. LXXIV.

Bericht über die Anwendung eines vom Admiral *von Löwenörn* erfundenen Fernrohrs am Septanten, um nämlich dadurch bei Nacht die Höhen der Gestirne zu messen.

Deutschen Lesern ist diese Erfindung des grofsen Dänischen See-Offiziers aus *von Zach's* monatlicher Correspondenz zur Genüge bekannt. Der Capitain *Bolken* rühmt den Gebrauch des Fernrohrs mit weitem Sehfelde sehr, vorzüglich bei hochgehender See, wo es oft schwierig ist, den Stern auf den Kimm (Horizon) zu bringen.

N°. LXXV macht den Beschlufs dieser vortrefflichen Ephemeride.

Beobachtungen über die Strömungen auf der Fahrt von Holland nach Java, desgleichen über die Mifsweisungen etc. vom See-Lieutenant erster Klasse *L. Pieterse.*

Vortreffliche, mit grofser Klarheit und Umsicht aufgestellte Bemerkungen, welche allen nach Ostindien segelnden Schiffern sehr nützlich seyn werden. Für diese Blätter sind sie keines Auszugs fähig.

Auf die zulezt noch mitgetheilten nautischen Preisfragen werde ich zurückkommen.

J. Oltmanns.

Digitized by Google

XXIX.

Die Verwandlungen des Ebu Seid von Serûg oder die Makâmen des Harîri in freier Nachbildung von F. Rückert. Erster Theil, XXIV und 672 S. 8. In der Cotta'schen Buchhandlung.

Zu den wichtigsten neueren Erscheinungen in der Literatur der Orientalischen Philologie gehört ohne Zweifel Silvestre de Sacy's Ausgabe der Makâmen des Harîri. Schon ihrem Umfange nach bedeutend, ist dieselbe völlig einzig in ihrer Art durch den Arabischen Commentar, in welchem der Herausgeber das Wichtigste vereinte, was theils Arabische Scholiasten, theils eigne weit ausgedehnte Belesenheit ihm zur Erklärung darboten. Hrn. Rückert führten seine Orientalischen Studien an diefs Meisterwerk Arabischer Sprachgelehrsamkeit. Er suchte sich dasselbe lebendiger zu machen, indem er hin und wieder das Gelesene in Deutscher Uebertragung nachbildete. So entstand das im vorliegenden Bande begonnene Werk, eine interessante Bereicherung der Deutschen Literatur und ein willkommenes Hülfsmittel beim Studium des schwierigen Originals.

Der Arabische Verfasser, Harîri, lebte in Basra, um die Zeit der ersten Kreuzzüge. Von seinen Lebensumständen wissen wir wenig; aber aus den Anekdoten, die von ihm aufgezeichnet sind, sieht man, wie grofs schon unter den Zeitgenossen der Ruhm seiner Sprachgewandtheit war, welchen die Makâmen bald durch die ganze Arabisch redende Welt verbreiten sollten.

Seit den ältesten Zeiten war der Araber stolz auf den Reichthum und die bezeichnende Fülle seiner Sprache. Nächst Tapferkeit und Gastfreiheit galt keine Tugend von jeher dem Beduinen höher als die Gewalt der Rede. War die Glut des Tages unter dem Weiden der Heerden oder Jagd und räuberischen Streifereien vorübergegangen, dann versammelten sich Abends gern die rauhen Bewohner der Wüste um den gewandten Erzähler, der mit begeistertem Munde die Thaten der Väter pries, und durch eingewebte Dichtung den Ruhm des Stamms verherrlichte. Manch schönes Lied der Hamâsah bekundet, dafs es zu Muhammed's Zeiten so war, und Reisende versichern, dafs der Gebrauch noch jezt fortdauere. Diesen Abendversammlungen der unstät herumziehenden Beduinen entsprechen bei den städtebewohnenden Arabern die Zusammenkünfte an öffentlichen Orten. Hier wie dort schliefst sich gern ein Kreis um den unterhaltenden Redner, der, was etwa dem ärmeren Stoff an dichterischem Gehalt gebricht, durch Witz und Redekunst zu ersetzen weifs. Ein volltönender Reim schlingt sich selbst durch die prosaische Rede, künstliche Verse werden hineingewebt, Wortspiele aller Art erhascht, und indefs so die sprachliche Form die Oberhand gewinnt, tritt der darzustellende Stoff immer weiter zurück. Nun bleibt die Erzählung schon nicht mehr Erzeugnifs des begeisterten Augenblicks. Was in der Wüste aus dem an poetischem Moment so reichen Leben wie von selbst hervorquoll, wird hier zu einem Gegenstande planmäfsiger Uebung. Die Worte, die Wendungen wollen sorgfältig gewählt und erwogen seyn; ja es hat sich allmählig ein System von Regeln gebildet, in dem nur ein vertrauter Kenner des gesammten Sprachreichthums sich mit Sicherheit und Leichtigkeit zu bewegen vermag.

Die zulezt bezeichnete Richtung der Arabischen Poesie repräsentirt uns Harîri. Die Dichtungsform der Makâmen *) ist schon vor ihm mehrfach schriftstellerisch angewendet und bestimmter ausgeprägt worden, namentlich von Hamadâni, den er selbst sein unerreichbares Vorbild nennt. Harîri selbst war (wie schon sein syntaktisches Gedicht *Molhat alirab* bezeugt, wozu er selbst einen Commentar schrieb) grammatisch und lexicalisch tief in seine Sprache eingedrungen, und der Beweglichkeit seines Geistes gelang es, dem einförmigen Inhalt seiner Erzählungen eine oft überraschende Mannichfaltigkeit zu geben. Wir sehen funfzig Mal in verschiedenen Situationen den schlauen Abentheurer Ebu Seid von Serûg auftreten, der mit dem Schein der Dürftigkeit unter mannichfach wechselnden Masken an öffentlichen Orten erscheint, immer durch die Gewandtheit und den Witz seiner Reden die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer gewinnt, von seinen Bewundrern beschenkt und zulezt immer von dem Erzähler Hâreth Ben Hemmâm erkannt wird. Welche Veranlassung ihn bestimmte, diesen Stoff für seine Makâmen zu wählen, darüber hat ein Scholiast Harîri's eigne Worte aufbewahrt (S. 563 bei *de Sacy*). „Jener Serûger," erzählt Harîri, „war ein gewandter Mann von grofser Beredtsamkeit und Witz, welcher in Basra zu uns stiefs. Man traf ihn eines

*) „Makâme bedeutet einen Ort, wo man sich aufhält und „sich unterhält, dann eine Unterhaltung selbst, einen „unterhaltenden Vortrag oder Aufsatz, nach unserer Art „eine Erzählung oder Novelle." *Rückert*, Vorrede S. VII.

Digitized by Google

Tags in der Moschee der Benu Harâm, wo er sich unterredete und die Anwesenden um ein Geschenk bat. Es waren mehrere Vornehme und Gelehrte zugegen; er aber sezte alle in Erstaunen durch die Eleganz und den Flufs seiner Rede. Er erzählte, dafs die Griechen seine Tochter gefangen genommen hätten, wie auch wir es in der Harâmischen Makâme (die 48ste bei *de Sacy*) berichtet haben. Am Abend jenes Tages kamen einige der Vornehmen und der angesehensten Gelehrten aus Basra zu mir. Ich sagte ihnen, welch einen seltsamen Bettler ich kennen gelernt, und wie geschickt derselbe durch feine Winke und leise Andeutungen seinen Zweck zu erreichen gewufst. Da erzählte mir ein jeder der Gegenwärtigen, dafs er in andern Moscheen noch anders und weit kunstreicher gesprochen, als was ich gehört hatte; und wie er in jeder Moschee seinen Anzug und sein ganzes Aeufseres vertauscht, und der verschiedensten Kunstgriffe sich bedient habe. Solch ein freier Lauf in der Bahn der Rede, und so grofse Geschicklichkeit sezte mich in Erstaunen. Ich fing noch an demselben Abend an, die Harâmische Makâme niederzuschreiben, indem ich seine Art nachzuahmen suchte. Vollendet, las ich dieselbe einigen Vornehmen vor, welche sie schön fanden, und sie dem Wessir Scherfeddin Anuschirwan Ben Châled zeigten. Dieser befahl mir, mehrere dergleichen zu machen, und ich gehorchte."

So entstanden unsre Makâmen, die, unter einander lose verknüpft, uns eine Reihe interessanter Ansichten des Arabischen Lebens gewähren, je nachdem wir den verschmizten Serûger unter den Zelten der Beduinen oder in den Moscheen der Städte, bei den Sammelplätzen der Karawanen oder in dem wogenden Gedränge der Märkte antreffen.

Es bedarf keiner weiteren Erörterung, um zu zeigen, wie sehr Hrn. *Rückert's* Arbeit die Aufmerksamkeit gebildeter Leser verdiene. Er nennt dieselbe eine *freie Nachbildung* des Arabischen Originals, und erklärt sich in der Vorrede näher über den Unterschied des von ihm Beabsichtigten gegen eine eigentliche *Uebersetzung*. Wir stimmen ihm, der in diesem Fache eine so hohe Meisterschaft bewährt, unbedingt dahin bei, dafs „die Grundsätze, nach denen man Homer und Shakespeare verdeutscht, bis jezt auf einen Arabischen Dichter kaum anwendbar sind. Dazu gehört eine nähere Verwandtschaft, oder eine innigere Aneignung eines fremden Bildungskreises, als deren wir uns bis jezt in Bezug auf den Orient rühmen können." Der durchaus anschauliche und bildliche Charakter der Arabischen Sprache, der auf die Entwickelung der Arabischen Poesie einen so mächtigen Einflufs ausübte, widersezt sich hartnäckig jeder genaueren Uebertragung. Jedes Wort bezeichnet hier eine Anschauung, einen sinnlichen Gegenstand, und fast immer nur aus dem engen Kreise, in welchem das einfache Beduinenleben sich bewegt. Alles Fernerliegende wird durch den metaphorischen Gebrauch jener Anschauungswörter bezeichnet, und indem diese zugleich noch die Vorstellung ihrer Urbedeutungen mitbringen, drängt sich schon in die einfachsten Sätze eine Menge von Bildern zusammen, die ein eigenthümlich regsames Leben hervorruft. An dieser Fülle der Bedeutung hängt nun oft das Interesse eines Wortspieles; es wird im Hintergrunde hinter dem darzustellenden Hauptgedanken das durch ein gebrauchtes Wort zufällig veranlafste Bild weiter fortgesezt, und jener erscheint vielleicht flach und unbedeutend, so lange man diefs nicht entdeckt, oder es unberücksichtigt läfst. Alle die Schwierigkeiten, die hieraus für den Uebersetzer erwachsen, verdoppeln sich bei Harîri, der geflissentlich nach neuen, ungewöhnlichen Bildern hascht, und seine Anspielungen oft sehr künstlich im Verborgenen fortzuspinnen weifs. Jede Uebertragung wird hier fast nothwendig in die Gränzen einer solchen freien Nachbildung zurückgewiesen, wie hier Hr. *Rückert* sie gibt.

Als wesentliches Erfordernifs, um den Gesammteindruck des Originals wiederzugeben, behält er vor allen Dingen in der Erzählung die eigenthümliche Form der gereimten Prosa bei. Durch zu grofse Länge der reimenden Glieder würde der hierdurch bezweckte Wohllaut wirkungslos verhallen: Hr. *Rückert* sah sich deswegen genöthigt, in der sylbenreicheren Uebertragung die Anzahl der Reime zu vermehren, und öfters *ein* gereimtes Glied des Originals in der Nachbildung in mehrere zu zerlegen. Der Anfang der dritten Makâme (im Original der fünften) z. B. würde wörtlich übersezt, und die Reimstellen des Originals durch Striche angedeutet, etwa so lauten:

„Ich brachte in Kufa eine zur Hälfte mondhelle „Nacht zu, — deren Mond ein hufeisenförmiges Silber„amulet war." — Hr. *Rückert* gibt diefs so:

„Ich brachte in Kufa ohne Nachtruh — eine schöne „Nacht zu, — deren Farbe ein Dunkelklar — und deren „Mond eine Silberspange war."

Und einige Zeilen weiter:

„Das Nachtgespräch hielt uns wach, — bis der Mond

Digitized by Google

„unterging — und Ermüdung uns übermannte. — Als sich „nun die einfarbige Nacht ausbreitete, — und nichts übrig „blieb als der Schlummer, — da hörten wir vor der Thür „den Laut eines Gebell-Nachahmenden — welchem der „Lärm eines um Einlafs Pochenden nachfolgte."

Hr. *Rückert*, diefsmal allerdings sehr frei:

„Sprech- und Hörlust hielt uns munter — bis der „Mond ging unter, — ohne dafs der Mund versiegte — „oder Schlaf das Auge besiegte. — Als nun die grofse „Lampe war ausgegangen — im Zelte der Nacht, und nur „die kleineren blieben hangen, — die auch zu verlöschen „zitterten, — weil sie das Nahen des Frühhauchs witter„ten; — als die eilende Nacht zuwinkte den Blicken, sich „nun zu schicken, — wenn sie wollten vor Tags noch ein „Stündlein nicken; — hörten wir draufsen im Finstern „einen andern, der wachte, — der erst vom Weiten ein „Hundegebell nachmachte, — dann, genaht, an unsern „Pfosten krachte."

Der Eingang der drei und zwanzigsten Makâme (im Original die 27ste) ist wörtlich übersezt folgender:

„Mich gelüstete, als die Blüthe meiner Jahre noch dauerte — zu wohnen unter dem Volk der Zelte — um kennen zu lernen ihre angeerbten Sitten — und ihre Arabischen Mundarten. — Ich eilte mit dem Eifer eines Unverdrossenen — und begann zu durchtraben der Erde Tiefen und Höhen, — bis ich erworben hatte eine Anzahl Kameele — und eine Heerde Schafe."

Hr. *Rückert* gibt diefs folgendermaafsen:

„Mich trieb in meiner Jugend ein Gelüste — aus den Städten in die Wüste, — zum Umgang mit den freien Leuten, — welche wohnen unter den Häuten *), — um zu lernen ihre Sitten die ungefärbten, — und ihren trotzigen Stolz den angeerbten, — sammt ihrer Zunge Reinheit, — der Arabischen Rede Feinheit. — So zog ich entschlossen — und unverdrossen, — hinauf und hinunter, — rüstig und munter, — durch Heideland, — und Weideland, — gebirgiges und niedriges, — erfahrend Frohes und Widriges; — bis ich durch Glück und durch Beschwerde — mir erworben hatte zwei Schätz' auf der Erde, — von Kameelen einen Trieb und von Schafen eine Heerde."

*) Zelten.

Beim Uebertragen der metrischen Stellen, der in die Erzählung verwebten Gedichte, behält Hr. *Rückert* sowohl die Zahl der im Original sich findenden Verse, als die Form des gemeinschaftlichen Endreims aller Strophen bei, und entsagt dagegen der Nachbildung des Arabischen Sylbenmaafses, dessen Charakter er jedoch durch ein entsprechendes Deutsches Metrum darzustellen sucht. Als Beispiel dienen folgende Verse aus der zwanzigsten (bei *Sacy* 24sten) Makâme, die wörtlich so lauten:

„Untersagt hat mir das Alter den Genufs; wie sollt' ich nach dem Wein meine Hände ausstrecken?

„Sollte nicht mein Morgentrank ohne Wein seyn, da doch das Lichtwerden meines Hauptes zu meiner Bekehrung leuchtet?

„Geschworen hab' ich, dafs nie Wein mich benetzen soll, so lange noch meine Seele im Körper weilt; (meine Worte sind deutlich!)

„Dafs nie mir eine Hand den Becher des Mostes halten soll, und dafs ich nie abwechseln will zwischen den Bechern mit Würfelspiel."

Hrn. *Rückerts* Uebersetzung ist folgende:

Das Alter hat mich abgemahnt, dafs ich mich zugeselle
Der Lust, und mich gemahnt, dafs ich mit Ernst mein Haus bestelle.
Wie dürfte sich den Morgentrunk des Weines der erlauben,
Dem aufgegangen, in der Nacht des Haars, des Morgens Helle?
Geschworen hab' ich, dafs mich nie das geist'ge Nafs soll netzen,
So lange wohnen wird der Geist in seines Leibes Zelle;
Dafs nie die Hand mir halten soll den schaumgekrönten Becher,
Und nie bewandeln Mostesduft der Lippen trockne Schwelle.

Mit vorzüglichem Glück nachgebildet fanden wir die künstlichen Verse der ersten (bei *Sacy* 2.), so wie die durch den schnell wiederkehrenden Reim schwierigen Gedichte der dritten (bei *Sacy* 5.) Makâme. Aber die gröfste Sorgfalt verrathen dennoch die in den Anmerkungen mitgetheilten Uebersetzungen von gröfsern und kleineren Fragmenten, die die Scholien des Originals darboten, und vor allen Dingen von zwei herrlichen Gedichten der Hamâsah (S. 236 und 667.)

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 77. u. 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1827.

Die Verwandlungen des Ebu Seid von Serûg oder die Makâmen des Harîri in freier Nachbildung.

(Beschluſs.)

Um den Leser in den Stand zu setzen, den Geist unsrer Makâmen und das Verdienst dieser Nachbildung näher kennen zu lernen, theilen wir hier eine ganze Makâme mit. Wir wählen dazu die zwölfte (bei Sacy 14.), als eine der kürzesten und schönsten, von der Hr. *Rückert* selbst gesteht, daſs sie ihm in der Nachbildung mehr als die übrigen gelungen sei.

Wörtliche Uebersetzung.

Hareth Ben Hammam erzählt: Ich machte mich auf von der Stadt des Heils — zur Wallfahrt des Islam. — Als ich nun durch Gottes Beistand die Entsagungszeit zurückgelegt hatte — und Wohlleben wieder erlaubt war, — da begegnete die Pilgerversammlung zu Mina — der Gluthitze des Sommers. — Ich suchte hervor gegen die Bedrängniſs — (Alles) was abwehren könnte die Hitze des Mittags. — Indeſs ich nun unter dem Lederzelt mich befand — mit einer Gesellschaft von Freunden — (es glühte der Ofen des Sandes — und der Mittag blendete das Auge des Chamäleon); — siehe da kam zu uns gerannt ein Alter, ein abnehmender, — welchem nachfolgte ein Knabe, ein zunehmender. — Der Alte grüſste mit dem Gruſse eines Gebildeten, Gewandten — und redete uns an mit der Anrede eines Verwandten — nicht Fremden. — Er sezte uns in Erstaunen durch das was er abstreifte von seinem Faden; — wir wunderten uns über seine Unbefangenheit, ehe wir ihn entlassen hatten der Befangenheit. — Wir sprachen zu ihm: Wer bist du? — und wie tratest du herein ohne zu fragen? — Er sprach: Fürwahr, ich bin ein Wohlthat-Suchender, — um Hülfe Bittender; — das Geheimniſs meiner Noth ist ohne Hehler; — ein Blick auf mich ist ein hinlänglicher Fürsprecher. — Was aber mein Hereintreten betrifft, an welchem ein Bedenken haftet, — so ist dasselbe nicht wunderbar, — da ja die Edeln keine Thürvorhänge haben. — Wir fragten ihn, wie er nach uns geführt worden, — und wodurch er zu uns geleitet sei. — Er sprach: der Edelmuth hat einen Duft, dessen Hauch sich verbreitet — dessen Blumengerüche zu dem Garten desselben leiten.

Hr. Rückert.

Hareth Ben Hemmam erzählt: Ich fuhr von des Tigris Well' und dem Wall von Baghdad, — um die Wallfahrt zu thun wie Gott gesagt hat. — Als nun, nach Ertragung der heiligen Beschwernisse, — wieder erlaubt waren die sinnlichen Begehrnisse, — traf der Rückzug der Pilger zusammen — mit des Sommers Entflammen. — Da gebraucht' ich die Mittel in meinem Besitze, — um mich zu schützen gegen die Mittagshitze. — Und als ich nun war unter dem Zelt von Fellen, — mit einer Gesellschaft seltner Gesellen; — als der Glutofen der Sandwüste sprühte, — und das Auge des Chamäleons glühte; — da überfiel uns ein Alter in der abnehmenden Kraft, — gefolgt von einem Jungen in zunehmendem Saft. — Und der Alte that seinen Gruſs wie ein gewandter Gesandter, — und begann sein Gespräch wie ein alter Bekannter, — nicht wie ein fremd hergerannter. — Uns gab Vergnügen wie er auslegte seinen Kram, — und nahm Wunder die Freiheit, die er ungegeben nahm; — wir sprachen: Wer bist du, und was ist das du bringst? — und woher dein Eintritt ehe du Einlaſs empfingst? — Er sprach: Was ich bin, ist ein Besuch, — und was ich bring', ist ein Gesuch; — das Geheimniſs meines Nothstandes ist offen, — und darf auf des Blickes Fürsprache hoffen. — Daſs ich aber hereingetreten, — eh ich ward hereingebeten, — das geschah nach des Sprichworts Vorgang: — daſs die Thüre der Groſsmuth ist ohne Vorhang. — Wir fragten weiter, wie er zu uns gefunden den Weg, — und was ihn gewiesen zu unsrem Geheg? — Er sprach: Freigebigkeit hat einen Odem der sich verbreitet, — einen Blumenhauch der zu ihrem Garten leitet; — mich

Digitized by Google

— Mich führte der Odem eures Wohlgeruchs — zu dem Aufblühn eures Verdienstes; — und es verkündete mir der Duft eurer Staude — die Schönheit des Looses bei euch. — Wir fragten ihn nun um sein Begehr, — damit wir uns verbürgen könnten für seine Unterstützung. — Er sprach: Mir ist ein Bedürfnifs — und meinem Knaben ein Gesuch. — Wir sprachen: beide Wünsche werden erfüllt — ihr beide sollt befriedigt werden. — Nun denn, dem Alter die Ehre! — Er sprach: Wahrlich, bei dem, der die sieben Erden *) geschaffen hat. — Dann sprang er heran zum Reden — wie ein gebundner Hengst aus den Stricken — und sprach:

führte die Spur eurer Gerüche — zur Flur eurer Küche, — und der stäubende Duft eurer Balsamstaude — meldete mir die Milde, die von euch thaute. — Da erkundigten wir uns nach seinem Anliegen, — dem unsre Bereitwilligkeit sich möchte anschmiegen; — er sprach: Ich komme mit einem Anspruche — und mein Sohn mit einem Ansuche. — Wir sprachen: Beide Forderungen sollen seyn berichtigt — und beide Parteien beschwichtigt; — doch dem Alter gebührt der Vortritt. — Er sprach: Ja! bei dem, auf dessen Wink die Sonn' emportritt! Dann nahm er seinen Anlauf zum Sprechen, — wie ein Hengst, dem die Koppelstricke brechen, — und trug vor:

Ich bin ein Mann, der sein Kameel verlor,
Nach Verwundung des Hufs und Ermüdung.
Das Ziel meiner Reise ist fern;
Gekürzt ward mir dazu der Trab.

Nicht ist bei mir ein Senfkorn,
Ein geprägtes von Gold.
Verstopft ist meine List,
Meine Verlegenheit spottet meiner.

Reise ich zu Fufs,
So fürchte ich die Anrufung des Todes;
Bleibe ich zurück hinter
Der Karawane, dann ist mein Entkommen schwierig.
Mein Seufzen ist im Aufsteigen
Und meine Thränen im Niederströmen.

Ihr aber seid eine Weide der Hoffenden,
Ein Ziel der Suchenden.
Euer Schützling ist im Sichern,
Euer Reichthum in der Vertheilung.

Nie flüchtete ein Geschreckter zu euch,
Und fürchtete noch den Zahn der Beifsenden.
Nie erflehte ein Hoffender
Eure Geschenke, ohne beschenkt zu werden.
So neiget euch denn zu meiner Geschichte,
Und beglücket mein Schicksal.

Wenn ihr kostetet mein Leben,
In meiner Speise und meinem Trank,
Gewifs, euch kränkte die Noth, welche
Mich hing ab den Bekümmernissen.

Ich bin ein Pilger, dessen Thier
Erlegen ist den Wegbeschweren;
Zum ferngesteckten Reiseziel
Mufs ich des Trabes hart entbehren.

Und zum Ersatz ist mir von Gold
Kein Senfkorn grofs im Sack, dem leeren.
Mein spottet die Verlegenheit,
Der sich mein Rath nicht kann erwehren.

Fahr' ich zu Fufs, so schreckt der Tod
Mich zwischen den berittnen Heeren;
Und lass' ich die Gefährten ziehn,
Wird mich der Weg allein verzehren.
Im Steigen ist mein Seufzen und
Im Niederströmen meine Zähren.

Ihr aber seid ein Weideplatz
Dem Hoffen, und ein Ziel dem Gehren.
Der Aufgufs eurer Mühle rinnt,
Beschämend Wolken im Gewähren.
Asyl ist eure Nachbarschaft,
Und eure Füll ist ohne Wehren.

Noch kein Gescheuchter floh zu euch,
Und bebte vor des Unglücks Speeren;
Noch lockt' ein Wünscher euere
Geschenke, dem versagt sie wären.
So neigt euch meinen Kunden zu,
Und kehrt zum Besten meine Mähren.

Versuchtet ihr mein Leben nur
In Speis' und Trank, wie mich mufs nähren;
Verdriefsen würd' euch mein Geschick
Wie es mich schlug mit Kummerschwären.

*) Arabische Dichter reden von sieben Erden wie von sieben Himmeln. In einem Verse des Feresdak, welchen der Kamus unter *sab'aton* anführt, heifst es:

wa kaifa achâfa 'nnâsu, wa'llâho kâbidon
ala 'nnâsi wa'ssab'aini fi râhati 'lyadi.

„Warum fürchten sich die Menschen, da doch Gott die Menschen und *beide Sieben* in der Fläche der Hand umfängt." Die *beiden Sieben* sind nach Firusabadi die sieben Erden und die sieben Himmel.

Digitized by Google

Kenntet ihr meinen Adel,
Mein Geschlecht und meine Herkunft,
Und wie viel meine Kenntnifs umfafst
Von erlesenen Wissenschaften:
Gewifs, euch bliebe kein Zweifel,
Dafs meine Krankheit die Bildung sei.

O dafs ich doch nimmer
Gesäugt wäre an der Brust der Weisheit!
Nun hat mich der Fluch derselben getroffen;
Uebel berieth mich darin mein Vater.

Und wenn ihr kenntet mein Geschlecht
Und Recht, mein Seyn und meine Ehren;
Was meine Kenntnifs hält umfafst
Von Wissenschaften, tiefen, hehren;
Kein Zweifel blieb euch, nur *die Kunst*
Für *meine Krankheit* zu erklären.

O hätte nie mich diese Kunst
Gesäugt aus ihrer Brüste Meeren,
Die jezt mit Gunst mir kargt! Ja that
Mein Vater schlimm, mich das zu lehren.

Wir sprachen zu ihm: Nun, was dich betrifft, deine Verse haben uns dargethan deine Armuth — und den Tod deines Kameels; — wir wollen dir ein Thier geben, das dich zur Heimath bringe. — Aber was ist nun das Gesuch deines Knaben? — Er sprach zu ihm: stehe auf, o mein Söhnchen, so wie dein Vater aufstand, — und sprich was in deiner Seele ist, — und möge Nichts deinen Mund hemmen! — Da sprang er hervor, wie ein Kämpfer auf den Kampfplatz springt — und zückte eine Zunge gleich einem schneidenden Schwerte; — und sprach im Gedicht:

Da sprachen wir: Nun was dich betrifft, deine Verse haben's uns erläutert, — dafs dein Kameel gefallen und dein Glück gescheitert; — und du sollst uns beritten gelangen zu deinen Genossen. — Doch was ist nun das Gewerb deines Sprossen? — Da rief er: Auf Söhnchen, stehe wie dein Vater stund, — und thu deines Herzens Begehren kund, — kein Schlofs sei an deinem Mund! — Da sprang der Junge, als ob ein Vorkämpfer ins Treffen springe, — und zückte eine Zunge wie eine scharfe Klinge; so stimmt' er an:

Ihr Herrn auf den Höhen (des Glücks),
Die ihr hohe Gebäude besitzet,
Die ihr, wenn das Schicksal drängt,
Bereit stehet zur Abwehr der List,
Die ihr gering achtet
Das Vertheilen gehäufter Schätze;
Ich bitte euch um Gebratenes,
Um-Kuchen und Mehl mit Melonen.
Ist diefs zu kostbar, dann eine Brodrinde,
Mit welcher ein Braten umkleidet war.
Ist diefs nicht und jenes nicht da,
Dann eine Mahlzeit Brodkrumen:
Ist auch daran durchaus Mangel,
Dann Datteln und Rahm.
Gebet, was ihr leicht entbehret,
Wären's auch Schnitzeln trocknen Fleisches.

Eilet damit; denn meine Seele
Ist mit dem was vorhanden, zufrieden.
Der Zehrung entbehren kann ich nicht,
Für meine Reise die weite.
Ihr seid die beste Gesellschaft,
Die man anruft in der Noth.
Eure Hände, alle Tage
Spenden sie reichliche Wohlthaten.

Eure Hände gewähren
Allen Bitten Erfüllung.
Der Wunsch meines Innern
Ist ein Geringes, was ihr mir geben wollet.

Ihr hohen Herrn auf den Höhen,
Die in Gebäuden gebieten,
Und die in Krieges Gefahren
Mit starkem Arme befrieden;
Ihr, denen Schätzeverschwendung
Wie Staubverstreum gilt hienieden;
Ich wünschte etwas des Guten
Aus eurer Küche Gebieten,
Ein Küchlein, das sie gebacken,
Sammt einem Lamm, das sie brieten;
Und ist es das nicht, ein Süpplein
Sammt einem Stück, das sie sieden.
Und wo nicht dieses, so sei mir
Ein Brei, der sättigt, beschieden;
Und fehlts an Allem, so bin ich
Mit Rahm und Datteln zufrieden.
Lafst mir nur reichen, was da ist,
Und seien's Schnitzel und Schnieden;
[Die Futtersäcke zu füllen
Die längst des Inhalts entriethen;]
Weil ohne Zehrung die Weisen
Die weite Fahrt mir verbieten.
O ihr, die besten Beschützer,
Davor je Schützlinge knieten,
Die vollsten Hände der Wohlthat,
Die je den Mangel beriethen;
Nie von des Gebens Gewohnheit
Sei eure Rechte gemieden!
Was ich erbitt' ist ein Kleines
Aus eurer Milde Gebieten.

Digitized by Google

Auch hab' ich, als Lohn und Vergeltung
Für Erleichterung meiner Mühsal Lobgesang,
Und Wohlgerüche der Gedanken,
Welche alle Kassiden beschämen.

Und Lohn auch hab' ich für Edle,
Wo sie vom Kummer mich schieden:
Erlef'ne Keime der Reime
Beschämend alle Kassiden. *)

Hareth Ben Hemmam spricht: Als wir nun sahen, wie der junge Löwe dem alten Löwen glich — machten wir den Vater beritten und speiseten den Sohn. — Sie erwiederten die Wohlthat durch Dank, dessen Schmuck sie weckten — und dessen Gebühr sie entrichteten. — Als sie sich nun bereiteten zum Abschied, — und zur Abreise die Gurte ihrer Gewänder schürzten, — sprach ich zu dem Alten: War wohl unser Versprechen ähnlich dem Versprechen Orkob's — oder blieb ein Wunsch noch zurück in der Seele Jakob's? — Er sprach: Verhüt' es Gott! durchaus nicht, sondern — eure Wohlthat ist grofs und (Alles) übertreffend. — Ich sprach: So zahle uns, wie wir dir gezahlt, — und bedenke uns, wie wir dich bedacht: — wo ist dein Häuschen? — uns ergreift Staunen über dich. — Da seufzte er wie einer, der nach der Heimath sich sehnt — und stimmte an, indem Schluchzen die Zunge ihm hemmte:

Serûg ist meine Heimath, jedoch
Wie führt ein Weg zu ihr?
Feinde haben sich gelagert
In ihr und sie verwüstet.
Bei der Kaba, zu der ich wallfahrtete, um zu erflehen
Die Tilgung meiner Schuld neben ihr!
Nicht erheiterte meinen Blick Etwas
Seit ich verschwand aus ihrer Umgegend.

Da strömten seine Augen von Thränen über; — seine Wimpern wehrten den Strömen; — er wollte sie nicht entfliefsen lassen; — aber er vermochte nicht, ihnen Einhalt zu thun. — So brach er seinen süfsen Gesang ab, — und beschleunigte den Abschied und verschwand.

Hareth Ben Hemmam spricht: Da wir also gewahrten die gleiche Art — an des Jungen Locken und des Alten Bart, — gaben wir dem Vater das Reitthier schon, — und die Reisezehrung dem Sohn. — Worauf sie die Wohlthat nicht um den Dank verkürzten, — den sie mit dem Dufte des Lobes würzten, — und sodann sich zur Abfahrt schürzten. — Doch ich sprach zum Alten: War unser Versprechen wohl ein Versprechen Orkob's? — oder ist ein Wunsch noch zurück in der Seele Jakob's? — **) Er sprach: Verhüt' es Gott! nein und mit nichten; — sondern euer Edelmuth gehört zu den Wundergeschichten. — Ich sprach: So gib zur Belohnung — nun Kunde von deiner Wohnung. — Da seufzt' er wie ein Kranker in der Fremde, — und hub an, indem ihn Schluchzen beklemmte:

Serûg ist meine Heimath, doch wie
Soll ich gelangen dahin?
Zum Lager hat sie genommen der Feind,
Es ist ihr Prangen dahin.
Beim heiligen Haus! (die Bürde der Schuld
Trag ich mit Bangen dahin.)
Mein Leben ist, seit ich schied von dort
In Schmerz gegangen dahin.

Aber seine Augen quollen — und liefsen die Thränen rollen; — er wollte die Wellen hemmen, — und konnte den Strom nicht dämmen: — da brach er seinen süfsen Gesang ab, — und ging mit beeiltem Gang ab.

Diese Probe wird hinreichend seyn, unsern Lesern einen näheren Begriff von der Dichtungsart unsrer Makâmen, und von dem Charakter der Rückertschen Nachbildung derselben zu geben. Freilich sind nur wenige Theile des Ganzen mit der Sorgfalt übertragen worden, die wir an dem hier mitgetheilten Abschnitt anerkennen müssen: Hr. *Rückert* begnügt sich oft, nur im Allgemeinen dem Verlauf der Erzählung zu folgen, ohne sich an den Zusammenhang der einzelnen Sätze und an die Wendungen des Originals zu binden. Könnte es ihm auch etwa den Tadel der das Arabische vergleichenden Leser zuziehen, wenn er z. B. im Eingang der sechsten (im Original der siebenten) Makâme eine Schilderung der Mohamedanischen Fastenzeit einlegt, oder der zehn-

*) Gedichte, Lobgedichte.

**) Anspielung auf Jakob's Freude, nachdem er Joseph wieder gefunden, und auf den treulosen Versprecher Orkob, in der Arabischen Sage.

Digitized by Google

ten (im Original der zwölften) Makâme eine ganz neue Auflösung gibt, so wird ihm doch Niemand den Ruhm versagen, in den Geist eines eben so schwierigen als berühmten Dichterwerkes tief eingedrungen zu seyn, und ein treues, lebendiges Bild desselben der Deutschen Literatur übergeben zu haben.

An Lesern wird es dem Werke, dessen baldiger Vollendung wir entgegensehen, nicht fehlen. In der That ist der Serûgische Abentheurer, wie Hariri ihn darstellt und Hr. Rückert ihn verdollmetscht, sehr geeignet, die Aufmerksamkeit der Unterhaltungslustigen zu fesseln. Man vergifst über der Mannigfaltigkeit der äufsern Umkleidung das Einförmige des Stoffs; und selbst die mit Bildern überhäufte Erzählung, die Wiederkehr ähnlicher oder verwandter Gedanken und Gemeinplätze, gewinnt an Frische und Reiz durch das tönende Band des Reimes, das sich überall verknüpfend hindurchschlingt.

Der Anmerkungen, die Hr. Rückert jeder Makâme beigefügt, haben wir schon oben erwähnt. Er theilt darin aus den Scholien der Arabischen Ausgabe, und aus eigener Gelehrsamkeit dasjenige mit, was zum vollständigeren Verständnifs des Textes nothwendig, oder sonst für den Leser interessant seyn konnte. Sein Werk wird durch diese wichtige Zugabe ebenso mannigfach lehrreich, als schon der Text anmuthig unterhaltend ist.

Fr. Rosen.

XXX.

Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte. Von Karl Adolph Menzel, königl. Preufs. Consistorial- und Schul-Rathe. Erster Band. Vom Anfange des Kirchenstreits bis zum Nürnberger Religionsfrieden. Breslau, Druck und Verlag von Grafs, Barth und Comp. 1826. 8. 484 S. und XVI S. Vorrede.

Wenn der Geschichtschreiber einen solchen Stoff, als ihm die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts darbietet, behandeln will, so kann er sich, der Natur der Sache nach, in einen zwiefach verschiedenen Standpunkt stellen. Es ist die Geschichte eines sich bildenden und bis zur äufsersten Trennung fortschreitenden Gegensatzes, und er kann also seinen Standpunkt entweder *in* demselben selbst, oder *über* demselben nehmen. In dem erstern Falle wird sein Standpunkt der confessionelle und als solcher wiederum ein zwiefacher seyn: der Geschichtschreiber verläugnet die Ueberzeugung der Kirche nicht, der er angehört, und wie der Inhalt an sich polemischer Art ist, so wird das Polemische wenigstens als apologetisch sich auch in die Weise seiner Behandlung hineinziehen und darin vorwaltend seyn. In diesem Geiste ist die Reformationshistorie vom Anfang an bis tief ins achtzehnte Jahrhundert hinein behandelt worden, und wenn das übrigens mit historischer Treue, mit frommer Gewissenhaftigkeit und redlicher Selbstverläugnung geschieht, so ist es in seiner Art ehrenwerth. Die Beschränktheiten, Uebertreibungen und Mängel an der einen Seite, wie sie von solchem Standpunkt unzertrennlich sind, werden unfehlbar durch ähnliche an der andern nicht nur aufgewogen, sondern auch ausgeglichen. So steht dem Jesuiten *Maimbourg* der ehrwürdige *Seckendorf* gegenüber. Es kann sich aber der Historiker auch *über* seinen Gegenstand stellen; wir wollen diesen Standpunkt den philosophischen nennen, und dieser kann gleichfalls wieder ein zwiefacher seyn, ein positiver und negativer. Der erstere ist der Standpunkt des Begriffs, als in welchem allein die mehr als nur thatsächliche Wahrheit, welches nur die der Erscheinung ist, vielmehr die Idee zur Erkenntnifs kommt, wie sie nicht mehr mit dem Gegensatze und dessen Erscheinungen und Zufälligkeiten behaftet ist, sondern nur in der Vermittelung desselben ihre eigene innere Nothwendigkeit offenbart. Wo irgend die Idee einen Einflufs gewonnen in die Behandlung der Geschichte der Reformation, da ist auch die Nothwendigkeit der lezteren eingesehen, und sie selbst als das reife, durch Jahrhunderte vorbereitete Produkt ihrer Zeit erkannt worden, welche aus der Unmittelbarkeit des herrschenden Gefühlslebens im Glauben, gleich der Pflanze in der naturgemäfsen Bewegung von der Knospe zur Blüthe, sich dem Gedanken und dessen Herrschaft entgegendrängte und das Ansehen der allgemeinen Vernunft jedem andern vorgeblichen entgegensezte. In dieser Betrachtung zeigt sich, dafs der Mann, welcher die Reformation unternahm, den Geist der Nation, den Germanischen Geist am reinsten und kräftigsten in sich darstellte, und dafs diese Nation vor allen andern berufen war, das reine Licht des Evangeliums und eine

Digitized by Google

demselben angemessene Verfassung der Kirche aus den überlieferten, aber verfälschten Elementen in sich wieder herzustellen, die reine, evangelische Lehre und die ächte, bischöfliche Verfassung unmittelbar an das noch rein gebliebene und unverdorbene anzuknüpfen. Was in andern Völkern Germanischer Herkunft vollständig durchgeführt wurde, blieb in Deutschland auf der Mitte des Weges stehen, und weder brachte die evangelische Lehre es hier zur allgemeinen Geltung im Reich, noch auch in sich sonst zu einer festen und bestimmten Kirchenverfassung. Es ist so grausam als unüberlegt, wenn, wie täglich geschieht, von Freunden und Feinden ein Hauptvorwurf gegen die evangelische Kirche von diesem Mangel einer völligen Ausbildung und Durchführung derselben hergenommen wird. Der nothwendige Kampf und Gegensatz gegen die herrschenden Irrlehren und Mifsbräuche fixirte sich allerdings zu einer auf Jahrhunderte bleibenden Trennung, welche aber nicht in den Absichten der Glaubensverbesserung lag, sondern lediglich eine Folge des Widerspruchs war, der den Lauf des Evangeliums hemmte. Wie aber auch nun Leidenschaft und Parteigeist von allen Seiten sich einmischen mochte, der Grundgedanke war heilig und wahr, und *Luther* hatte Recht, dafs dieses Werk nicht das eines Einzelnen, noch auch nur Eines Volkes, sondern Gottes sei. — Es gibt nun aber auch neben dieser positiv-vernünftigen Betrachtung noch eine andere, welche ihren ganzen Vorzug vor jener ersteren polemischen Behandlungsweise darin hat, dafs sie sich nur nicht mehr so herbe mit ihrem Urtheil einmischet in den Streit des Inhalts, sondern sich dagegen ganz negativ verhält, lediglich bei der Erscheinung, als solcher, und derselben Aeufserlichkeiten und Zufälligkeiten stehen bleibend. So hat sie allerdings den grofsen Vortheil der Unparteilichkeit voraus: aber an diesen Segen knüpft sich unmittelbar der Unsegen der Gleichgültigkeit, und weil diese, als das Element der Leerheit und Gedankenlosigkeit in sich selbst keinen Bestand und keinen sichern Boden unter sich hat, und sich doch auch rechtfertigen will, so füllt sich der leere Raum an mit flachen Raisonnements, psychologischen Reflexionen, pragmatischen Herleitungen der Thatsachen und Meinungen aus den gewöhnlichsten, meist schlechten Motiven, und so nimmt dann die objective Geschichte in dieser ihrer Bewegung durch das Bewufstseyn ganz und gar die Farbe der subjectiven Denkart des Historikers und seines eben so flachen Zeitalters an. Ist aber nun der Gegenstand selbst von der Art, dafs der Streit sich um die heiligsten Interessen des Geistes, die Ideen der Religion, bewegt, so wird der Inhalt selbst bei jedem Schritt zur Beschämung solcher Form und Gewalt, die ihm angethan wird, und in diesem Mifsverhältnifs des Geschichtschreibers zu seinem Gegenstande bleibt endlich auch das nicht aus, dafs er ein Aergernifs nimmt an seinem Gegenstande; er sezt sich in Opposition gegen denselben und die schöne Unparteilichkeit, von der er ausgegangen war, verwandelt sich nun in die gröfste Parteilichkeit selbst, und zwar in eine viel schlimmere, als die der erstern, confessionellen Weise, nämlich zwar nicht in die Parteilichkeit für die Lehre der eigenen Confession und gegen die entgegengesezte, sondern für keine von beiden, aber destomehr gegen die christliche Wahrheit selbst, und an sich gegen die beiden gemeinsame substanzielle Idee. Für diese Behandlung der heiligen Dinge in der Weise der Welt hat schon *Gibbon* in seiner Geschichte des Römischen Reichs ein rhetorisches Muster gegeben, und den ähnlichen Ton haben nachher *Spittler* und *Henke*, *Plank* und *von Woltmann* angestimmt.

Leider finden wir auch den Verfasser der vorliegenden Schrift in dieser untheologischen Denkweise, welche noch eine der bittersten Früchte der leztvergangenen Zeit der Aufklärung ist, und aus dem Standpunkte derselben die Religionsgeschichte behandelnd nicht ermangelt, eine völlige Verfälschung derselben zu seyn. Je mehr nun diese Schrift durch ihre übrigen, ausgezeichneten Eigenschaften, durch ihre glänzende Darstellung und äufserlich historische Kunst, wie auch durch ihren vermeintlich höhern Standpunkt einen Eindruck zu machen geeignet ist, um so mehr werden wir uns angelegen seyn lassen, das falsche Licht der Beurtheilung, in welches hier die Thatsachen der Reformation gestellet sind, als in der That von der Finsternifs selbst nicht verschieden nachzuweisen. In einer frühern Schrift, die wir nicht gesehen haben, soll der Verf. sich in ganz entgegengesezten Sinne haben vernehmen lassen, nämlich zur Ehre der Reformation bei Gelegenheit ihres lezten Jubelfestes. Durch die gegenwärtige ist er hingegen darauf ausgegangen, sie zu verunehren. Wie diese Zweideutigkeit sich in sich selbst auflöse, lassen wir dahingestellt. Zulezt ist er

Digitized by Google

von der Geschichte der Französischen Revolution unmittelbar zur Geschichte der Deutschen Reformation übergegangen, und dieser Uebergang ist nicht ohne Folgen für seine Bearbeitung der lezteren geblieben: denn der Unterschied zwischen beiden ist, wie überhaupt der Unterschied des Politischen und Theologischen, nicht zu seiner Erkenntniſs gekommen. Er behandelt die Geschichte der Reformation nur als eine Geschichte der Revolution in andrer Manier, und man könnte damit füglich den eigentlichen Standpunkt des Verfassers bezeichnen. Das scheinbare Bestehen und Bestandhaben jeglichen Irrthums und Miſsbrauchs, zumal wenn dieser ein paar Jahrhunderte für sich hat, ist ihm heilig und unantastbar selbst auf dem Gebiete des Geistes und der Wissenschaft. Ihm genügt das äuſserliche Daseyn und die Erscheinung: den Unterschied des Wahren und Guten von dem Falschen und Schlechten, wie auch den Unterschied der Berechtigung, die das Wahre vor dem Falschen hat, in der Welt zu seyn, läſst er nicht gelten und an sich kommen. Damit es aber nicht scheine, als sei ihm die Gleichgültigkeit gegen diesen Unterschied etwa wider Willen begegnet, wird sie selbst als die Frucht philosophischen Nachdenkens, ja als der Triumph der Philosophie selbst vorgestellt. In der Vorrede schon spricht der Verfasser von dem äuſsern Triebwerk der Leidenschaften und Meinungskämpfe, in welchem die kirchliche Bewegung der Geister geschah, und es kommt ihm gar seltsam vor, daſs, nachdem die Nation mehrere Menschenalter hindurch ihre Neigung ganz andern Gegenständen zugewendet hatte, religiöse Ideen und kirchliche Verhältnisse jezt wiederum Angelpunkte des Deutschen Lebens geworden sind. Dieser Gang, sagt er, ist so lebhaft, daſs eine trübsinnige Betrachtung desselben leicht zu der Meinung führen könnte, der Deutsche Geist habe sich über jenes Triebwerk noch gar nicht erhoben, und sei in die Verstrickung des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts zurückgesunken. Allein der Trübsinn verschwindet, des Verfassers Geist hat sich über jenes Triebwerk erhoben; es gibt, nach ihm, ein hohes Maaſs der Erkenntniſs und des Lichts heutzutage in Beziehung auf die Ideen des Christenthums und dieses ist nicht etwa nur, daſs im Schooſs der Parteien Milde der Gesinnung und Beurtheilung mehr und mehr die Gemüther gewonnen, sondern auch, daſs dem künstlichen Bau der Gegensätze, den die Begriffsweisheit zu retten sich abmüht, immer gewaltiger *die* Idee (!) entgegenwirkt, daſs der Mensch auf der zeitlichen Stufe seines Daseyns das Wesen der göttlichen Dinge nicht zu erkennen vermag, sondern, daſs er durch die in der Offenbarung gegebenen Erscheinungsformen derselben nur für eine dereinstige Erkenntniſs vorbereitet, und dabei an eine höhere, gottverwandte Gesinnung und Handlungsweise gewöhnt werden soll. (S. 7.) Unter den Ideen also, welche als göttliche Gedanken auch der Mensch zu haben vermag, gibt es nach dem Verfasser auch eine, nach denen er keine haben kann; denn in und mit ihnen wäre er ja in der Erkenntniſs der göttlichen Wahrheit selbst, die ihm hier abgesprochen wird. Von dieser Weisheit wird dann weiter gesagt, daſs sie von den Wittenberger Reformatoren verkannt worden, und daſs sie erst das Verdienst nicht der Theologie, sondern der Philosophie sei. Philosophie nennt der Verfasser, was man ungefähr sonst in Frankreich Philosophie nannte, und höchstens in Deutschland zur Zeit der Kantischen Philosophie: auf dieser Stufe ist er stehen geblieben; da holt er sein Licht her zur Beleuchtung der kirchlichen Reformation: es ist die groſse Lehre, daſs der Geist von der ewigen Wahrheit und derselben Erkenntniſs wohl abstrahiren und in sich verfinstern und verarmen dürfe, dabei aber zum Trost und Ersatz dafür doch noch moralisch genug seyn könne. Ihm ist es fremd und unbekannt, daſs das Beste in der Theologie die Philosophie, aber auch das Beste in der Philosophie die Theologie, und jede wahre Philosophie nur eben darauf ausgegangen sei, das im Christenthum gegebene als ein Vernünftiges, ja als das innerste Wesen der Vernunft selbst zu begreifen. Es läſst sich nun billig fragen, mit welcher inneren Berechtigung Einer, der so offen die trivialste Vorstellung von der Philosophie und Theologie hat, und dem diese seine triviale Vorstellung selber schon Philosophie ist, sich an die Geschichte eines Streites machen kann, der nach Aller Zugeständniſs einen heiligen Inhalt hat, in welchem es sich um die Herrschaft des Gedankens und der Vernunft, des reinen christlichen Glaubens und der ursprünglichen Lehre des Evangeliums handelte, und dem doch diese Dinge so gut, wie ganz fremd, ja selbst soviel wie nichts oder höchstens solche sind, die er nicht in dieser Welt erkennen will, sondern um sie für diese Welt loszuwerden, einem andern zuschiebt, wo nach

Digitized by Google

diesem schlechten Anfang auch nicht viel daraus werden wird. Ist ein solcher Historiker wohl im Stande, die Persönlichkeit eines *Luther*, eines Markgrafen *Georg von Brandenburg* oder eines Fürsten *Wolfgang von Anhalt*, zu begreifen, von denen der leztere auf dem Reichstage zu Augsburg sagte: er wolle lieber fremden Leuten die Stiefeln putzen, sich seiner Land und Leute begeben und an einem Stecken davon gehen, als andere und falsche Lehren dulden und annehmen; mufs ihm, da er von der Macht der allgemein gültigen Ideen, die mehr als nur subjective Vorstellungen sind, so ganz und gar keinen Begriff hat, nicht alles Licht dafür mangeln, und ihm in diesem Mangel das schlechteste Motiv gut genug seyn, um es den handelnden Personen unterzuschieben; ja kann bei solchem Mangel an theologischer oder philosophischer Wahrheit und bei der Gleichgültigkeit gegen diese die historische Wahrheit und Treue noch wirklich bestehen oder ihr Recht finden? Denn diese Negativität kann nicht dabei bleiben, ihr Nichtwissen und Nichterkennen der göttlichen Wahrheiten und Ideen nur zu bekennen und sich nun, was doch das Natürlichste wäre, alles weiteren Urtheils darüber und über das Verhältnifs der Erscheinung zu ihr zu enthalten, sondern indem sie ihre eigene Kahlheit und Hohlheit selbst für einen philosophischen Standpunkt hält, so fängt sie nun erst recht an, zu urtheilen; hiemit aber sind alle ihre Urtheile in Wahrheit auch nichts als Vorurtheile. Davon ist denn diefs Buch fast auf jeder Seite voll, und das würde also zuerst, wiewohl nur beispielsweise, nachzuweisen seyn. Gleichwie nun aber weiter die wahrhaft erkannte Wahrheit ihrer Natur nach, auch unsere Zuneigung und Liebe gewinnt, und diese in solcher Weise einen wahrhaftigen, objectiven Inhalt und Grund der Berechtigung hat, so wird hingegen das Vorurtheil seinerseits, da es in sich keinen andern Halt hat als die Subjectivität, mithin sich stets durch andere Gründe, als in der Sache selbst liegen, bestimmen und leiten läfst, nothwendig zur Liebe aus Vorurtheilen d. i. zur Vorliebe, zur blinden Parteilichkeit und Ungerechtigkeit. Das wäre also das zweite, was hier, obgleich gleichfalls nur beispielsweise, nachzuweisen wäre. Der Kunstgriff der Darstellung aber ist nun der, bei aller Herrschaft des Vorurtheils und der Vorliebe so zu thun, als gingen beide aus der objectiven Geschichte selber hervor, als hätten sie lediglich und allein in ihr ihren Grund, und somit wäre der Versuch, das Vorurtheil und die Vorliebe nachzuweisen, in der That nur die Aufgabe, jenen Kunstgriff in seiner Armuth und Grundlosigkeit aufzudecken.

Also 1) *Vorurtheile.*

Gleich von vorn herein wird die reine evangelische Lehre als eine nur in der Vorstellung und Subjectivität *Luthers* haftende vorgestellt, so, als ob sie durchaus nichts weiter, als diese, für sich hätte. Der *Tezel*'schen Lehre vom Ablafs werden *Luthers* Vorstellungen über die Macht des Glaubens, über die Sündenvergebung und über das Unvermögen des Menschen zum Guten gegenübergestellt als solche, die sich seiner eigenthümlichen Stimmung und Ansicht (nach *Plank*) empfahlen, und obwohl als unumstöfsliche Wahrheiten vorgetragen doch höchst zweifelhaft und in ihren Folgerungen vielleicht nicht minder bedenklich erscheinen konnten, als die von der Kirche angenommene Lehre vom Ablafs. (S. 33.) Hier urtheilt der Verfasser mit dem Schein gar tiefer theologischer Erkenntnifs, es ist aber in Wahrheit nichts dahinter, als die vollkommene Unwissenheit über den eigentlichen dogmatischen Gehalt jener evangelischen Lehren. Es ist der Weisheit dieser Welt gar leicht, auch die tiefsten und speculativsten Dogmen des Christenthums als zweifelhaft, leer und nichtig vorzustellen, wenn sie ihnen zuvor den Geist genommen und das in ihnen selbst enthaltene Licht ausgeblasen hat. Diefs Licht wird nur vom Lichte gesehen; dem Flachen hingegen präsentirt sich alles flach. Unser Verfasser befindet sich noch so sehr im Dunkeln über die ersten Anfänge der Theologie, dafs ihm erklärtermaafsen diese Region viel zu hoch liegt und er verlangt, die wahre Religion solle sich zu der Schwäche des menschlichen Verstandes gehörig herablassen, und darin gibt er ausdrücklich der Römischen Kirche einen Vorzug, den wir ihr nicht beneiden. Er sagt: je höher *Luther* seinen Standpunkt auf den höchsten Höhen des religiösen Glaubens genommen hatte, desto leichter verlor er die mittleren Regionen der menschlichen Sinnesweise, Schwäche und Unempfänglichkeit aus den Augen, Regionen, welche die Kirche bei ihren Einrichtungen vornehmlich berücksichtiget hatte, desto weniger waren seine Behauptungen geeignet, der natürlichen (!) und verständigen (!) Ansicht (!) der Dinge (!) einzuleuchten. (S. 50.)

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 79. u. 80.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1827.

Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte. Von K. A. Menzel.

(Beschluſs.)

Eben so äuſsert er sich S. 77 höchst naiv über die Lehre Luthers von der Freiheit des Christen durch den Glauben: „diese Ansicht bezeichnet den höchsten Standpunkt religiöser Erhebung, welchen der Geist des Menschen auf den Schwingen heiliger Gefühle (!) und geläuterter Andacht zu erreichen vermag. Aber wie schon ganz unbefangene (?) Beurtheiler der menschlichen Schwäche und Bedürftigkeit bezweifelt hätten, ob dieselbe auf solcher Höhe dauernde Wohnung machen könnte, so fanden, begreiflicherweise (ja wohl!) die Häupter und Inhaber eines Kirchenthums, dessen ganzer Bestand durch die aus dieser Lehre flieſsenden Folgerungen vernichtet, wenigstens unsicher und wankend gemacht ward, in derselben einen Gegenstand des Abscheus, einen Weg des allgemeinen sittlichen Verderbens, eine Ankündigung und Vorläuferin des Umsturzes aller kirchlichen und bürgerlichen Ordnung auf Erden.“ Man sieht es dem Feuer des Ausdrucks an, mit welcher Herzlichkeit der Verf. die leztere Ansicht theilt, und eben daselbst sagt er auch noch, in dem Buch Luthers von der christlichen Freiheit seien gegen die Lehre vom Glauben alle die Mittel und Formen, deren sich die Kirche zur Erregung und Erhaltung frommer Gesinnungen in den Herzen der Menschen bedient, für werthlos erklärt. Nach ihm gibt es also dergleichen Mittel und Formen, die auch ohne den wahren, christlichen Glauben Werth haben. Diese und andere Grundlehren der evangelischen Kirche kennt er nur als Lieblingssätze Luthers, (S. 91) und damit, daſs er sie zur Subjectivität heruntersezt, glaubt er sie abgethan zu haben. Bei Gelegenheit der Verbrennung des kanonischen Rechts hält sich der Verfasser zwar in der Schwebe zwischen den entgegengesezten Urtheilen über die That, aber so, daſs man wohl sieht, nach welcher Seite er für seine Person sich hinneigt, und so ist auch hier alles in seinem Urtheil ganz subjectiv gehalten, und ohne objective Wahrheit sowohl, indem er die evangelische Wahrheit auch hier nur als Ansicht Luthers behandelt, und sagt: er habe sich nicht verpflichtet gehalten, dem kirchlichen Oberhaupt in Sachen des Glaubens Gehorsam zu leisten, so bald die von demselben aufgestellte (!) Lehre und Verfassung mit der Ansicht (!) nicht stimmte, die er aus Lesung der Schrift sich zu eigen gemacht hatte; als auch indem er sagt: das Urtheil über die Rechtmäſsigkeit der That hänge an einer Streitfrage, um deren Entscheidung die Weisheit dreier Jahrhunderte sich vergebens abgemüht habe. (S. 84.) Für die, welche es zur wirklichen Erkenntniſs der evangelischen Wahrheit und der Nothwendigkeit ihrer Freiheit gebracht haben, sie mögen auch das Leidenschaftliche in der That Luthers zugeben oder die That selbst unnöthig finden, ist diese Entscheidung längst vorhanden, und auch hier zeigt der Verfasser nur, wie sehr es ihm an dieser Erkenntniſs fehlt. Er würde, nach seinen Grundsätzen, auch den Propheten des A. B., ja dem Stifter des N. selbst alle Befugniſs streitig gemacht, selber aber ein Apostel des Herrn zu werden, gewiſs abgelehnt haben. In ähnlicher Weise spricht er über Luthers Verhör zu Worms. Die Streitfrage (ob nämlich jemand fordern könne, über eigene (!), von der Kirchenlehre und den Aussprüchen der Conzilien abweichende Meinungen (?) durch Stellen der Schrift eines andern überzeugt werden zu müssen), welcher man hier, in der Aufregung des frischen Parteigeistes, ein Ziel zu setzen für möglich hielt, sollte nach drei Jahrhunderten von demselben noch ferne seyn. (S. 93.) Unserm Verfasser wenigstens liegt die Entscheidung dieser Frage gewiſs sehr fern, da er sie selbst nur so verkehrt und verdreht kennt, als habe es sich um eigene Meinungen Luthers gehandelt; die Frage war vielmehr: ob Gottes Lehre und Wort ein Recht habe

Digitized by Google

über und gegen Menschenlehre und Menschenwort. Dagegen aber zeigt sich der Verfasser so gleichgültig und stumpf, dafs auch das Grofse und Erhabene, welches die Haltung Luthers vor Kaiser und Reich hatte, auf ihn den Eindruck nicht macht, den sie damals selbst auf seine erbittertsten Feinde machte, und er auch der ewig denkwürdigen Worte Luthers daselbst mit keiner Sylbe gedenkt; den ungünstigen Eindruck vielmehr hebt er hervor, den Luthers Erscheinung auf den Kaiser machte, (der freilich nicht einmal Deutsch verstand) und die Aeufserung Carls, dieser Mann werde ihn schwerlich zu seinem Glauben bekehren. „Das Ansehen der Wortführer," sagt er, „gilt in der neuen Kirche nicht weniger, als in der alten das Ansehen der Kirchenväter, Päpste und Conzilien und die in der Schrift dargebotene Belehrung mufste sich den wissenschaftlichen Folgerungen fügen, welche jene, nach dem besonderen Standpunkte ihrer theologischen Einsicht, zogen, und für allgemeingültige Glaubenswahrheiten erklärten." (S. 135.) Gegen diese Gefahr, irgend etwas für allgemeingültige Glaubenswahrheit zu halten, hat sich der Verfasser hinlänglich geschüzt. Daher zeigt er sich überall am rührendsten, wo er sich irgend einmal in die Lehre selbst einläfst, z. B. S. 159 in die Lehre der Römischen Kirche von der Messe. Hier offenbart der Verfasser auf einmal eine gewisse Theilnahme und Wärme. Diese Feier ist ihm eine geheimnifsvolle *Versinnlichung* und ihr setzet er die reine Lehre des Evangeliums nur als die ganz subjective Vorstellung Luthers entgegen. S. 242 sagt er: „die Namen Messe und Hochamt blieben für den sonn- und festtägigen Hauptgottesdienst: aber der geheimnifsvolle Act, durch welchen, nach dem Glauben der alten Kirche, der Priester am Altar das von Christo dargebrachte Opfer seines Leibes und Blutes vor der betenden Gemeinde wiederholte, und deren gläubige Versammlung zum lebendigen Gefühle der Nähe dessen, der freilich in jedem Punkte des Raumes und der Zeit gleich gegenwärtig ist, erhob, ward nicht mehr vollzogen." Allein, wie schon hier in den lezteren Worten die anerkennende Frömmigkeit durch die hineinsprechende Aufklärung unterbrochen ist, und die Art, wie er über heilige Dinge sich äufsert, immer zugleich, weil man den Mangel an Einsicht bemerkt, einen komischen Eindruck macht, wie z. B. auch S. 251, so zeigt sich, wie kühl und schaal selbst dieses Interesse an der Messe ist, erst S. 277. Denn hier ist ihm der ganze Streit der verschiedenen Vorstellungen vom Abendmahl nur ein Wortstreit, er meint sogar, es sei dabei nur auf die Bestimmung der äufsern Verhältnisse des Altarsacraments angekommen (darunter versteht er die Gegenwart Christi); er lehrt sogar, dafs die Streitenden alle dasselbige bekennen; ja von der Lehre der Synode zu Trient sagt er unter andern: bei aller Anstrengung, die Gegenwart des Erlösers auf das Stärkste zu verkörpern, werde doch durch das unvermeidliche Wort: *sub specie*, in die bildliche Form zurückgewiesen, auf welche alle irdische Erkenntnifs göttlicher Dinge beschränkt ist. Er hätte auch noch anführen können, dafs die Synode ausdrücklich sagt: *visibile hoc sacrificium* sei *propter naturam hominis* nöthig geworden. Nachdem er nun durch den Gedanken der *Bildlichkeit* die Lehre der Römischen Kirche hinlänglich in Sicherheit gebracht zu haben denkt, wofür wir ihr den Dank gegen ihn überlassen, wenn sie ihn nicht dafür in den Bann thut, so richtet er um so mehr seinen Zorn gegen Luther, der statt der Kirche und des Papstes die Lehre Eines Mannes habe aufrichten wollen. Mit den hier folgenden schönen Ermahnungen, von allem näheren Erkennen und Bestimmen der Glaubenslehren abzulassen, sich auf Gefühle zu beschränken und sich mit Bildern zu begnügen, da der Menschengeist nicht einmal der sichtbaren Dinge inneres Wesen erkenne (wer denkt hier nicht an jenes: In's Innre der Natur etc.) mit diesen Grundsätzen zeigt sich der Verfasser erst recht auf der Höhe des Tages und eines Zeitalters, durch welches die Flachheit und Unwissenheit gerade für die einzige wahre Philosophie erklärt wird, er zeigt sich als der ächte Historiker, der seine subjective Denkart und die Erbärmlichkeit seiner Zeit für die Norm und das Ziel aller früheren erklärt. Er sagt: es sei damals die Zahl der Unbefangenen noch überhaupt sehr gering gewesen, welche die Glaubenslehren bestimmen wollten, ohne das Verhältnifs der menschlichen Erkenntnifskraft zur Offenbarung göttlicher Dinge einer tiefern Prüfung zu unterwerfen. Hiemit gibt der Verfasser zu verstehen, woran es der Glaubensverbesserung gefehlt habe, und wie er dagegen Bescheid wisse um *Kants* Kritik der reinen Vernunft und *Fichtes* Kritik der Offenbarung, auch wie er mit seinem Zeitalter fortgeschritten und den Bilderdienst und das Gefühlswesen der *Jacobi-Friefsischen* Philosophie anerkenne, und von dem allem in der Geschichte der Reformation Gebrauch zu machen wisse.

Digitized by Google

Hier also finden wir das Princip seiner ganzen Beurtheilung des Gottesdienstes und der Kirchenlehre der Römisch-katholischen, wie der protestantischen Kirche. Man würde daher Hrn. M. eben so sehr, als der katholischen Kirche Unrecht thun, wenn man behauptete, der Standpunkt seiner geschichtlichen Darstellung sei der der Römisch-katholischen Kirche; sondern es ist die schaalste Weltweisheit der neuern Zeit, die aus ihm spricht, es ist die völlige Gedankenlosigkeit selbst, welche durch ihn lehrt: die aus der Sinnenwelt entlehnte Bildersprache sei die geeignetste Mittheilungs- und Anschauungsform der übersinnlichen Wahrheit und zu verwerfen sei jede Lehre, die dafür hält, der endliche Geist komme dem Unendlichen auf der Leiter der Begriffe um ein Beträchtliches näher: denn dieses ist, nach ihm, eine durch den Verstand gegebene und beherrschte Betrachtungsweise der göttlichen Dinge. (S. 258) Das Eigenthümliche der christlichen Offenbarung setzet er in bildliche Formen und Symbole, in denen sie die höheren, dem Begriff unerfaſslichen, dennoch aber den menschlichen Geist über sich selbst erhebenden Ideen vorgetragen hat, und seinen Vorwurf, die Offenbarung zu einer Verstandeserkenntniſs gemacht zu haben, wiederholt er mehrmals gegen die evangelische Kirche. Die Verstandeserkenntniſs schüzt aber wenigstens vor der Gefahr, sich lächerlich zu machen, so bald man ernstere, theologische Gegenstände berührt, wie es dem Verfasser z. B. auch S. 349 widerfährt. Denn hier bei Gelegenheit des Inhalts der Augsb. Conf. kommt er unter andern auch auf die Lehre von der Dreieinigkeit zu sprechen und sagt da: „die vier ersten Conzilien hätten unter andern weit über den Buchstaben der Schrift hinaus (also die Schrift soll wirklich gelten, und gar der Buchstabe entscheiden?) über die drei Offenbarungsformen (!) des göttlichen Wesens festgesezt, daſs jede derselben, als für sich bestehend unter dem Wort Person verstanden werde, und doch verbunden (!) nur ein einziges Grundwesen bilden (!). Ungeschickter kann über das Dogma wohl kaum gesprochen werden; doch gibt er sich das Ansehen, die evangelische Lehre, wie sie in der Augsb. Conf. enthalten ist, zu richten, indem er sagt: „was den Protestanten als helle Schrift und Wort Gottes erschien (?), war, nach der Mittelbarkeit des menschlichen Erkennens (!) immer nur bedingte Auslegungs- und Verständniſsform, nicht unbedingt gültige Anschauung höherer Wahrheit.“ (S. 358) Am einsichtslosesten zeigt sich der Verfasser in dem Lehrpunkt von der Kirche. Diesen kennt er allein im Sinne der Römischen; von einer heiligen, allgemeinen oder katholischen Kirche, über den ganzen Erdboden zerstreut, zu der alle gehören, die in und nach dem Bekenntniſs Christi leben, sei es unter dem Papst oder dem Türken, weiſs er nichts; sondern er kennt sie nur als das äuſserliche Gerüst, als Form und Verfassung, gleichviel von welchem Geiste bewohnt, und daran überträgt er ganz im Sinne der Römischen Lehre den christlichen Begriff selbst. Er zeihet daher Luthern, dessen Lehre hierüber von ihm völlig unverstanden geblieben, eines Widerspruchs mit sich selbst, indem er, der sich im Anfang der Glaubensverbesserung geweigert, seine Ueberzeugung dem Ansehen der Kirche zu unterwerfen, nachher erklärt habe, die Bestimmung der Lehre sei durch das Ansehen der Kirche gegeben und verbürgt. (S. 456.) Er erkennet nicht, wie Luther darin vollkommen mit sich einig war, daſs er einerseits die Römische Kirche verwarf, als die falsche, und andererseits und ebendamit nur desto sicherer der uralten und ursprünglichen, auch zu allen Zeiten vorhanden gewesenen, wahren Kirche sich zuwandte, ihr Ansehen und ihre Lehre nur um so mehr vertheidigen konnte gegen die bisherige Verfälschung und Unterdrückung derselben. Es läſst sich hiernach ermessen, welche Verwirrungen und Miſsverständnisse über die Geschichte seiner Kirche ein Mann zu verbreiten im Stande ist, der von ihr selbst, der er doch äuſserlich angehört, keine klare und vernünftige Vorstellung hat, und welch einen Werth besonders seine so zahlreichen invidiosen Urtheile und Seitenblicke haben können. In dieser ganzen Geschichte kommt eigentlich nur einmal eine das Unternehmen Luthers ehrende Bemerkung vor (S. 130). Aber auch hier läſst er es doch bei der Unbegreiflichkeit bewenden und bei der Unmöglichkeit, den Beifall, den diese Lehre in Deutschland fand, aus äuſserlichen Momenten allein vollständig zu erklären, erklärt er auch dabei, daſs es um so schwerer sei, zu begreifen, wie er die Groſsen und die Völker habe an sich fesseln können, da seine Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Willens, von der Sünde, Rechtfertigung und Gnade so wenig der natürlichen Ansicht (!) zusagendes habe. Freilich auf diese war sie nicht berechnet. Diese natürliche Ansicht, die der Verf. hier der Lehre Luthers entgegensezt, ist die des natürlichen

Digitized by Google

Menschen, von welchem die Schrift sagt: er vernehme nichts (habe keine Vernunft) vom Geiste Gottes, und dieser sei ihm eine Thorheit. —

2) *Vorliebe aus Vorurtheil.*

Nicht selten tritt diese höchst naiv hervor, wie bei Gelegenheit der Schrift Luthers an den Kaiser und an den christlichen Adel deutscher Nation. „Die Ausstellungen," sagt er, „welche Luther zu diesem Ende vortrug, griffen das geistliche Reich, welches aus religiösen und politischen Elementen erwachsen, seit einem Jahrtausend die abendländische Christenheit als einen grossen Gesammtstaat unter dem Hirtenstabe des Römischen Bischofs vereinigt gehalten hatte, in seinen Grundfesten an, und machten eine ganz andere Form der kirchlichen Verhältnisse, als die wahre, dem ursprünglichen Geiste des Christenthums angemessene, geltend." (S. 65) Wie keck stehen hier die Worte: eine andere, als die wahre, dem ursprünglichen Geiste des Christenthums angemessene. Muss man nicht denken, der Verfasser kenne diesen Geist besser, als Luther und die gesammte evangelische Kirche? Mit seiner Vorliebe für die Hierarchie hat überhaupt der Verf. gar kein Hehl, aber auch nicht aus einem bestimmten Wissensgrunde, sondern wahrscheinlich nur, weil solche Vorliebe bei neuern Historikern seit Joh. Müller Mode geworden, und sich der Nutzen und die Nothwendigkeit derselben allerdings für eine solche Zeit, welche dieselbe hervorbringen und aufrecht halten konnte, nicht verkennen lässt. Nachdem sie aber gegen die Lehre des Evangeliums standhafte Opposition genommen, und allem freien Denken gram geworden war, war sie auch ebenso sehr und nothwendig ihr eigener Untergang. Der Verf. führt zwar noch an, die Geschichte habe den äussern Standpunkt nicht zu vergessen, auf welchem sich die Päpste befanden, als auch die Aufrichtigkeit ihres Glaubens an die Idee, deren Vertretung sie führten, nicht zu bezweifeln. (S. 70) Inzwischen ist jene blosse Aeusserlichkeit ihres Standpunktes in der That kein hinreichend entscheidendes Moment für die Wahrheit der Lehre, auf der dieser Standpunkt selber ruhte, und eben so wenig selten sind die Päpste, welche weder Aufrichtigkeit, noch Glauben, noch eine Idee hatten, sondern von dem allen vielmehr das Gegentheil. Der Verfasser verkennt aber hier überhaupt ganz, dass es auf die Umstürzung der Form an sich mit der Glaubensverbesserung gar nicht abgesehen war, sondern einerseits, weil man die reine Lehre des Evangeliums und derselben Bekenner innerhalb dieser Form nicht leiden wollte, sondern hinausbannte, wurde sie von diesen verworfen, und andererseits, weil der Missbrauch sich an den Gebrauch so fest gekettet hatte, dass er mit diesem identisch geworden war, so gab die Form in sich selbst den Geist auf. Aber das Alte als solches und seiner blossen äusserlichen Erscheinung nach, wenn es auch das Alte und Verjährte des Irrthums und Missbrauchs ist, findet an unserm Verfasser einen Fürsprecher und Vertheidiger; das Neue in der Erscheinung, und wenn es auch das an sich Alte, Ursprüngliche, Wahre ist, ist ihm als solches schon zuwider. Die Parteilichkeit und Zweideutigkeit des Verfassers, wie sie auf leeren Vorurtheilen beruht, und ohne alle wissenschaftliche Einsicht und den Begriff ist, so streitet sie auch nicht selten gegen sich selbst: denn es ist nur der Wahrheit und ihrem Begriff gegeben, mit sich selbst eins zu seyn. Während er seiner Vorliebe für den päpstlichen Stuhl freien Lauf lässt, hauptsächlich aus dem Grunde, weil für ihn das Alter von mehreren Jahrhunderten entschieden hat, bringt er dieses nicht etwa nur nicht in Anschlag bei der evangelischen Kirche, die ja nun auch schon drei Jahrhunderte für sich hat, sondern diese von der Zeit allein und dem äusserlichen Bestande in ihr hergenommene Argumentation macht er auch gegen diese geltend. Wenn Luther, von dem Erzbischof von Trier befragt, sagt: er kenne keinen andern Rath, als den, welchen Gamaliel gegeben: ist das Werk aus Menschen, so wird's bald untergehen; ist es aber aus Gott, so werdet ihr's nicht dämpfen, so macht der Verfasser hier die schöne, ihn selbst mit seiner Vertheidigung der Hierarchie am meisten treffende Bemerkung: „damit legte Luther freilich, auf das Ansehen eines unerleuchteten jüdischen Lehrers (das war Gamaliel gerade am wenigsten), der Dauer im Zeitenlauf eine allzugrosse Beweiskraft bei: denn die göttlichen Rathschlüsse lassen bekanntlich auch den Irrthum z. B. Muhameds Lehre, Jahrhunderte bestehen." Hingegen wo Erasmus aus dem Alter der Römischen Neuerungen gegen die uralte und ursprüngliche christliche Lehre der evangelischen Kirche argumentirt, macht der Verfasser die Bemerkung: diess habe scharf in das Herz der neuen Religionsansicht getroffen. (S. 143.) Die Befangenheit des Verfassers ist so gross, dass er selbst in Ansehung der Kindertaufe, obgleich Luther darin mit der Römischen Kirche einig blieb, die Wiedertäufer vertheidigt,

Digitized by Google

bloſs, weil die Kindertaufe, soviel sich auch dafür sagen lasse, doch eine Abweichung von der ursprünglichen Form des Sacraments gewesen sei. (S. 123.) Auch hier zeigt sich der Verf. in seinem Urtheil ganz rathlos: in Ansehung der Sache und Wahrheit selbst ist er sich keines vernünftigen Grundes wider die Kindertaufe bewuſst: aber Abweichung, Abweichung nicht sowohl von der reinen Lehre, als nur von der äuſserlichen Beziehung des Sacraments, das ist ihm genug, um seine Römische Kirche, die wenigstens zur Zeit der Reformation die gröſseste Abweichung vom reinen christlichen Glauben war, im Stich zu lassen. So wird auch das Begehren eines freien Conziliums ganz aus den Principien der Römischen Kirche als Auflehnung gegen die höchste Kirchengewalt vorgestellt und politisch parallelisirt. (S. 153, 181, 184.) Der Verfasser hat keine Ahnung von einem vernünftigen Staat, dessen Wesen nicht ist, sich irgend einer äuſsern Macht zu unterwerfen; nach ihm hätten die Deutschen Fürsten immer unter der Vormundschaft und Botmäſsigkeit des Römischen Stuhls bleiben können; daſs überhaupt erst durch die Reformation die Bildung eines wahrhaftigen Staates möglich geworden, erkennt der Verfasser nicht an. Wie sorgsam hütet er sich nicht vielmehr, an dem Groſsen und Herrlichen, dessen die Reformationsgeschichte voll ist, an der göttlichen Glaubenskraft, die aus den Reformatoren und so vielen Fürsten der Zeit spricht, irgend einen näheren, billigenden oder gar lobenden Antheil zu nehmen; wie ängstlich fügt er selbst bei dem stärksten Nachdruck, den sie auf die Grundwahrheiten des Heils legen, hinzu, so sei es ihnen nur erschienen; wie gewissenhaft fügt er immer die meist durch Haſs und Leidenschaft eingegebenen Urtheile der Gegner über Luthers Handlungsweise bei oder legt seine eigene Miſsgunst ihnen in den Mund. Oft vergiſst der Verfasser seine Stellung als Historiker so sehr, daſs er sich ganz in den Standpunkt der Gegner der Glaubensverbesserung verliert, und diese mit dem Parteinamen, den ihre Gegner ihr gaben, eine Neuerung, Luthern den Wortführer der Neuerung, seine Anhänger Neuerer nennt. Hingegen jene Gegner nennet er durchgängig nicht mit dem bezeichnenden Namen der Papisten, der ihnen dazumal beständig von ihren Gegnern gegeben wurde, und der zugleich den reinen Gegensatz der evangelischen Kirche nicht gegen die katholische oder allgemeine christliche Kirche, sondern gegen das Papstthum allein ausdrückte, als die erste gröſseste Degravation der katholischen Kirche, sondern er nennet sie, gleich einem wahren Sohn dieser Kirche, mit dem ehrenden Namen der katholischen, auf den doch die evangelische Kirche auch ihre gerechten Ansprüche nie aufgegeben hat, noch öfter, nach einem auch unter Protestanten üblichen schlechten Sprachgebrauch kurzweg *die Kirche*, als hätte er uns auf der Straſse gefunden. Hätte der Verfasser irgend Einsicht in das wahre Verhältniſs beider Kirchen zu einander gehabt, so würde er sie als Römisch-katholische und protestantisch-katholische einander entgegengesezt, und so das Unterscheidende eben so sehr als das Gleiche und Gemeinsame ausgedrückt haben. Eine andere Form der auffallenden Vorliebe und Parteilichkeit unseres Verfassers ist die, daſs er selbst das Wahre und Christliche der evangelischen Kirche bei ihrer Entstehung auf Rechnung der verlassenen Kirche bringt, hierin ausschlieſslich den einseitigen Vorstellungen der Gegner der Reformation folgend, die es in ihren Schriften damals, wie jezt noch, beständig wiederholen, nur mittelst der Ueberlieferung aus ihrer Kirche habe die evangelische christlichen Glauben, Frömmigkeit, heilige Schrift, Gelehrsamkeit und alles Gute. Das Wahre an der Behauptung ist, daſs die Reinigung des christlichen Glaubens und die Verbesserung des kirchlichen Zustandes nur an das wirklich rein und unverdorben gebliebene anknüpfen und davon ausgehen konnte: daher fiel alles, was diesen christlichen Glauben noch in irgend einem Maaſs besaſs, der evangelischen Lehre zu; aber in dieser Krisis, in diesem Läuterungsfeuer sonderte sich auch das Gold von der Schlacke. Nachdem der Verfasser S. 15 die triviale Bemerkung gemacht hat, es dürfe das Verderben der Geistlichkeit vor der Reformation keineswegs als ganz allgemein und unbedingt gedacht werden, setzet er hinzu: es sei bei der Reformation eine groſse Fülle von Kraft, Frömmigkeit und Gelahrtheit zum Vorschein gekommen, die doch nirgends anders als im Schooſs der Kirche und ihrer Geistlichkeit genährt worden sei, und so hebt er auch S. 134 (nach *Plank*) die edlere Seite des Klosterwesens hervor. Den ebengenannten Theologen führt er auch, wie man heutiges Tages in der Römisch-katholischen Kirche vielfältig pflegt, gewissenhaft an, wie er bei Gelegenheit der Streitschrift des Erasmus gegen Luther sagt: die Macht Luthers sei damals schon so groſs gewesen, daſs zehn Erasme Luther's Aussprüche nicht mehr verdächtig gemacht hätten, wenn sie auch mit allen Künsten der Beredsamkeit gezeigt hätten, daſs diese Aussprüche falsch seien. Selbst die

Digitized by Google

handgreiflichste Sophisterei ist dem Verf. gut genug, um die häfslichen Flecken des Papstthums und päpstlichen Kirchenwesens damit zu bedecken oder in Schönheiten zu verwandeln. Ein solches Loblied ist z. B. S. 233 eingelegt, wo es noch dazu ganz ohne Sinn und Zusammenhang ist. Die schlechte Beschaffenheit des Schul- und Erziehungswesens, wie sie auch in den Ländern, welche die evangelische Lehre angenommen, noch aus den Zeiten des herrschenden Papstthums stammte, und der Versuch zu einer bessern Einrichtung derselben, gibt ihm Gelegenheit zu dem Vorwurf gegen Luther, dafs er der Verstandesrichtung Bahn gemacht. Auch das Verdienst Luthers, zuerst wahrhaftiges gutes Deutsch geschrieben zu haben, verkleinert er, indem er sagt: auch die Gegner desselben wufsten dasselbe zu schreiben. (S. 236.) Er nennt aber keinen; war es etwa *Cochläus*, *Emser*, *Eck* oder selbst *Erasmus*? oder wer war es sonst? In das lezte Capitel endlich stellet er noch mannigfaltiges aus früherer Zeit hergeholtes künstlich zusammen, um einen recht ungünstigen Eindruck für Luther und sein Unternehmen zu hinterlassen. Die innige Theilnahme ist sichtbar, womit er fälschlich und ganz ohne Grund der Wahrheit behauptet, Luther habe durch seine eigene Lehre seinen Gegnern schlagende Waffen gegen sich in die Hände gegeben, sich selbst in Widersprüche mit sich verwickelt und das leztere auch wohl gefühlt. Was er aber zu diesem Behuf anführt mit Luthers eigenen Worten, ist von der Art, dafs ein unverblendeter Sinn nur die strengste Consequenz und den lebendigsten Zusammenhang mit allen seinen sonstigen Grundsätzen darin finden kann. Er geht hier zulezt so weit, zu sagen: „*Die Lehrherrschaft des Lutherthums war weit härter und strenger, als die der Römischen Kirche, und schnitt jeder Erhebung zur Idee, jeder geistigen Auffassung und Behandlung der Dogmen den Weg ab.*“ (S. 469.) Solche Urtheile sind aber bei ihm so sehr leere Einfälle, lediglich durch blinden Parteigeist eingegeben, dafs er einige Seiten weiter, von der Wahrheit bezwungen, auch das Gegentheil mit derselbigen Naivität ausspricht, indem er sagt: „*Die neue Kirche nahm vornehmlich das Denkvermögen, als Stütze und Träger der religiösen Ideen, in Anspruch und förderte dadurch in der Schule und im Leben eine höhere Schätzung und sorgfältigere Ausbildung derselben.*“ (S. 479.)

Schlufs.

Die Verwirrung der Meinungen, das Hängen an der lediglich historischen Erscheinung als solcher, von denen freilich jede an und für sich gleiche Berechtigung hat, dabei die Unwissenheit über das an und für sich Wahre und Ewige, wie auch die Stellung der höchsten Interessen des Geistes in den Dienst der Subjectivität und Leidenschaft, ist gegenwärtig so grofs und ausgebreitet, dafs auch das Unerwartetste nicht mehr befremden darf, und dafs zu derselbigen Zeit, da die Römisch-katholische Kirche in Schlesien laut nach Licht und Freiheit seufzt, ein protestantischer Historiker, ein evangelischer Consistorial- und Schulrath zu Breslau zwar nicht mehr *unter*, aber um so mehr *nach* den alten, verrosteten Fesseln der Hierarchie und Barbarei schmachtet. Die christliche Kirche, in ihrer Wahrheit die evangelische, ist darin dem Staat gleich, dafs sie die ungeheure Macht ist, die verschiedenste Persönlichkeit in sich zu ertragen, und jeden, auch den stärksten Angriff auf sich auszuhalten. So lange sich vollends auf Seite derer, die sich unter uns zur Römischen Kirche hinneigen, solche Unkunde des wahren evangelischen Geistes und Wesens, wie hier hervorthut, wird es auch mit dem oft geweissagten Untergange der protestantischen Kirche noch nichts zu sagen haben. So mag denn auch dieses Buch in seiner Gesinnungslosigkeit neben so vielen andern hingehen. Aber erlaubt ist auch der Wunsch, es möchte der Verfasser seine so ganz unreife, subjective und auf dem Mangel an gediegener Einsicht beruhende Darstellung der Reformationsgeschichte für sich behalten haben, und der Schmerz in dem Gedanken, dafs diese Darstellung so sehr geeignet ist, den Ungewahrsamen zu täuschen, und in den Gemüthern der Jugend besonders alle Ehrfurcht vor dem einzig Grofsen und Herrlichen, was die Geschichte des Vaterlandes hat, zu vertilgen und auszurotten.

Marheineke.

XXXI.

Anaxagorae Clazomenii Fragmenta, quae supersunt, omnia collecta commentarioque illustrata ab Eduardo Schaubach. Accedunt de vita et philosophia Anaxagorae commentationes duae. Lipsiae 1827.

Es ist als recht verdienstlich anzuerkennen, dafs uns Herr *Schaubach* die bisher nur zerstreut bekannten Fragmente des Anaxagoras vollständig zusammengestellt hat.

Digitized by Google

Auch hat Anaxagoras unter den älteren Griechischen Philosophen, von denen nur Bruchstücke auf uns gekommen, sowohl durch die Stellung zu der wirklichen Welt, mit der er verflochten gewesen, als auch durch seine Lehre, welche als ein Wendepunkt in der Geschichte des Denkens erscheint, einen grofsen Anspruch darauf. Vertraut mit dem Umfang des Stoffes, mit den Quellen der Alten, welche uns theils seine Lehre rein aufbewahrt, theils Zeugnifs von ihr gegeben haben, wie mit den mannigfaltigen Bearbeitungen der Neueren, hat der Herr Verfasser die Arbeit begonnen. Es kommt demnach nur darauf an, wie dieser Stoff verarbeitet und begeistigt worden ist. Darin liegt unmittelbar die Forderung ausgesprochen, dafs das herbeigeführte Material innerhalb des Baues nicht mehr als Material erscheint, sondern vereinfacht und geläutert dasteht. Aufserdem, dafs uns eine Vorführung aller einzelnen Steine, wie sie mühsam herbeigeschafft worden, bei der Lesung gröfserer Werke fast erdrücken würde, so hemmt diese Art und Weise auch den freien und leichten Ueberblick, läfst das Wesentliche und Unwesentliche ineinander verschwinden, und lenkt den Blick, anstatt ihn auf den Mittelpunkt und die nothwendigen Umgebungen zu richten, auf eine grofse Weite, wo er an dem aufgehäuften Stoffe unstät umherschweift. Ohnehin erscheint diese Methode in unserer Zeit, wo der Sammlerfleifs nicht mehr den Maafsstab des Werthes bildet, als bereits verschollen.

Von dem Vorwurfe dieser Methode hat sich Herr *Schaubach* nicht frei gehalten. So werden uns in der Abhandlung über das Leben des Anaxagoras die äufseren Lebensumstände mit einer ermüdenden Breite wörtlicher Quellenanführung aufgezählt. Diese, ein und dasselbe wiederholende wörtliche Quellenanführung hat aber nur da ihre Bedeutung, wo ein wichtiges Factum, ein Gedanke hervorgehoben, oder eine für die Darstellung des Ganzen wichtige und etwa angezweifelte Nachricht bestätiget werden sollen. Sonst ist ein solches Zusammenfahren aufgehäufter, ein und dasselbe wiederholender Notizen ein durchaus werthloser Prunk. So hat es nicht die geringste Bedeutung, wenn uns Herr *Schaubach* für die Nachricht, dafs Anaxagoras, von Eifer für die Wissenschaft getrieben, sein Vermögen vernachlässigt habe, alle Stellen der Alten von Plato bis zum Philo und Libanius wörtlich aufzählt, um so weniger, da diese späteren Schriftsteller eine solche Nachricht nur aus den früheren geschöpft haben können.

So bringt Herr *Schaubach* von p. 17 — 20 in wörtlicher Anführung der Stellen darauf hin, dafs Perikles mit dem Anaxagoras einen sehr vertrauten Umgang gehabt habe. Dieselbe Methode finden wir in der Aufzählung seiner anderen Schüler und Vertrauten. Mit gleicher Würde oder vielmehr Gleichgültigkeit erscheinen dann andererseits die des Anaxagoras Lehre am tiefsten auffassenden Stellen der Alten, denn wo jedem geringfügigen Umstande, jedem überflüssigen Zeugnifs eine gleiche Ehre mit den gewichtigsten Zeugen für den Mittelpunkt des Gedankens widerfährt, wird alle Schattirung in das einfache Licht verwandelt, in welchem man wegen der Unterschiedslosigkeit nicht sieht, und das Ganze gleicht einer Rede, in der man durch die gleiche Betonung jedes Wortes jegliche Betonung aufhebt.

So vollständig uns aber auch die Nachrichten aus dem Leben des Anaxagoras in gegenwärtiger Abhandlung aufgeführt, und wie genau uns auch alle seine Umgebungen aufgezählt werden, so vermissen wir doch in dieser Darstellung das innere Band des Gedankens, welches uns den Anaxagoras in dem Verhältnisse zur wirklichen Welt zeigte. Es ist nicht genug, dafs die Verbindung mit dem *Perikles*, dem *Thucydides*, dem *Euripides*, dem *Socrates* äufserlich aus den Zeugnissen aufgenommen wird; in der Darstellung eines Philosophen des Alterthums fordern wir auch, dafs uns das Gemeinsame, welches die ihn umgebenden Individuen mit ihm theilen, bezeichnet werde, und er als nothwendig mit seiner Zeit verflochten erscheine. Um diefs wenigstens hier anzudeuten, so beginnt mit dem Auftreten des Anaxagoras, wodurch der Sitz der Philosophie nach Athen versezt wird, das Wanken des alten einfachen Glaubens, sowohl in der Natur als in der Götterwelt. Nicht allein, dafs das Forschen nach den Gesetzen der Natur und ein Erklären ihrer als göttlich verehrten Erscheinungen, wodurch er das als Wunderzeichen Betrachtete aufhob, ihm den Namen ἄθεος zuzogen, (*Diog. Laert.* 2, 12. *Plut.* über den Aberglauben c. 9 und dort *Wyttenb.* p. 1027.) sondern er entkleidete auch die concreten Gestalten Homers ihres göttlichen Glaubens, und verflüchtigte sie durch die allegorische Deutung zu Abstractionen des Verstandes. (*Diog. Laert.* 2, 11. *Wolf prolegg.* p. 162.) Ja selbst die den Anaxagoras umgebenden Individuen waren mit einer Art ἀσέβεια behaftet, wie *Thucydides*, der um seiner Ueberhebung willen über die heiligen Orakelsprüche ebenfalls ἄθεος genannt wurde, wie *Euripides*, der wegen seiner Anaxagoräischen Natur-

Digitized by Google

betrachtungen häufig von den Komikern gegeifselt worden. Ja selbst die Verbindung mit dem *Socrates* scheint den Zeitgenossen sehr bekannt gewesen zu seyn, wie sich diefs aus *Plato's* Apologie p. 26 (1. 2 p. 108 *Beck*) ergibt, und Neuere haben sich sogar verleiten lassen, diese Vereinigung soweit auszudehnen, sie als Grund für die Verspottung des *Socrates* in den Wolken anzusehn, eine Ansicht, zu der auch Herr *Schaubach* mit grofser Sicherheit zurückkehrt. Diese kurze Zusammenstellung zeigt uns den Anaxagoras als den Beginn des Gegensatzes gegen die bestehende Welt, des Glaubens, der sich endlich im *Socrates* auf seine höchste Spitze getrieben hat. Diesen Beginn des Gegensatzes hätte Herr *Schaubach* in dem Leben des Anaxagoras hervorheben, und die dahin gehörigen Erscheinungen auf diesen Grundgedanken zurückführen sollen.

(Der Beschlufs folgt.)

XXXII.

Vierter Bericht.

Im Laufe des Monats März sind der Societät für wissenschaftliche Kritik präsentirt, und in dieselbe aufgenommen worden:

Sr. Excellenz Herr Staatsminister von Goethe in Weimar; Herr Director und Professor Carus in Dresden; Herr Professor Biener; Herr Professor A. W. von Schlegel in Bonn; Herr Professor von Baer in Königsberg; Herr Professor Abegg in Breslau; Herr Geheime-Rath Nebenius in Carlsruhe; Herr Musikdirector Klein; Herr Bibliothekar Spiker.

Die Societät hat folgende Werke anzuzeigen beschlossen:

I. In der philosophischen Klasse. (Philosophie, Theologie, Jurisprudenz.)

Neanders Kirchengeschichte.
Marheineke, Dogmatik.
Tigerström, de judiciis, in Verbindung mit Hefftters Institutionen.
Unterholzner, Lehre von der Verjährung. 2te Auflage.

II. In der naturwissenschaftlichen Klasse. (Naturwissenschaften, Medicin, Mathematik.)

Pohl, Procefs der Galvanischen Kette.
Spix, Karte von Südamerika.
Bory St. Vincent, Essai zoologique sur le genre humain.

III. In der historisch-philologischen Klasse. (Geschichte, Philologie, Kunstwissenschaft.)

Thiers, histoire de la révolution.
Montgaillard, histoire de la révolution.
Niebuhr, Römische Geschichte. 2te Auflage.
Fain, Manuscrit de 1812.
Bötticher, Geschichte der Carthager.
Ewald, Hebräische Grammatik.
Orelli, Ausgabe des Cicero.
Beneke und Lachmann, Iwein.

Druckfehler.

Seite	457	Zeile	15 v. o.	statt	wallet lies: waltet.
—	458	—	6 v. o.	—	Cramer lies: Cranmer.
—	459	—	13 v. o.	—	Edward III. lies: Edward I.
—	462	—	19 v. u.	—	Cyfreuthjeu lies: Cyfreithjeu.
—	463	—	10 v. o.	—	Barda lies: Bardd.
—	470	—	9. 20. 25. v. u.	statt	Dueston lies: Dunstan.
—	471	—	6 v. u.	—	sicher lies: sichrer.
—	472	—	22 v. o.	—	Focamenni lies: Socamanni.
—	—	—	28 v. o.	—	fololand lies: folcland.
—	—		lezte Zeile	—	Philipps lies: Phillips.
—	474	—	6 v. u.	—	Index lies: Judex.
—	475	—	5 v. u.	—	selten lies: selber.
—	482	—	2 v. o.	—	eine lies: eins.
—	482	—	19 v. o.	ist das Wort: Reformation wegzustreichen.	
—	483	—	5 v. u.	—	Marken lies: Werke.
—	489	—	5 v. u.	hinter Satzung ist hinzuzusetzen: gesagt wird.	
—	—	—	22 v. u.	—	folglich lies: freilich.
—	492	—	10 v. o.	—	Lehrsatzes lies: Lehrschatzes.
—	493	—	8 v. o.	—	unmittelbar lies: mittelbar.
—	—	—	9 v. o.	—	ermittelt lies: vermittelt.
—	—	—	10 v. o.	—	den apostolischen lies: die Apostellehre.
—	494	—	2 v. o.	—,	gestellt lies: gesteckt.
—	503	—	16 v. o.	ist zwischen: wir und hergekommen, einzuschalten: alle.	

Beilage: Umschlag zum April-Heft.

Digitized by Google

Nro. 81. u. 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1827.

Anaxagorae Clazomenii Fragmenta, quae supersunt, omnia collecta commentarioque illustrata ab Eduardo Schaubach.

(Beschluſs.)

Wir wenden uns jezt zu den Fragmenten. Die Forderung, welche wir an die Abhandlung über das Leben des Anaxagoras machten, den Zusammenhang desselben mit der objectiven Welt nachzuweisen, gestaltet sich hier in die Forderung der systematischen Anordnung der Fragmente um. Auſserdem, daſs durch eine systematische Ordnung das Ganze an Kürze wie an leichtem Ueberblick gewinnt, indem vielfältige Zurückweisungen und nothwendig entstehende Wiederholungen dadurch wegfallen, so liegt auch bei einer Fragmentsammlung und namentlich der eines Philosophen in der Zusammenstellung das wesentliche Verdienst, und es zeigt sich darin eine gewisse schaffende Kraft, welche die durch das Schicksal auseinander gerissenen Glieder in das Leben zurückruft, und es durch das Band des Gedankens so herstellt, daſs uns das Licht aus den vielfach gebrochenen Strahlen dennoch hindurchscheint, und das ursprüngliche Leben uns daraus entgegenströmt. Herr *Schaubach* hat sich weder über das Bedürfniſs eines solchen inneren Zusammenhanges ausgesprochen, noch es durch seine Darstellung beurkundet. Die Anordnung unserer Fragmente muſs offenbar die beiden Grundprincipe, die Materie und das Scheidende und Gestaltende, den νοῦς zum Maaſsstab haben, und zwar so, daſs mit dem Materiellen und den Bestimmungen der Materie der Anfang gemacht, und dann zu den das Moment des νοῦς und sein Wesen erläuternden Fragmenten fortgeschritten wird. Hieran würden sich dann die wenigen uns aufbehaltenen Fragmente, welche die Naturerscheinungen betreffen, anschlieſsen. Aber weder diese, noch eine nach einem anderen Principe gemachte Anordnung nehmen wir in dieser Sammlung wahr. Die in den ersten drei Fragmenten, welche die Grundbestimmungen der Materie, die unendliche Vermischung aller Dinge enthalten, sich gut anlassende Ordnung wird mit dem vierten Fragmente sogleich aufgehoben, welches uns eine durchaus concrete Bestimmung vorführt. Die hierauf folgenden Fragmente gehören ihrer Natur nach den ersteren an, welche mit Fragmenten, deren Inhalt der νοῦς, in groſser Willkür, abwechseln, und wenn wir dem Materiellen bereits entflohen zu seyn glauben, werden wir plötzlich wieder zu dem Inhalt der ersten Fragmente zurückgeschickt.

Dieſs tritt noch deutlicher hervor, wenn wir einen Augenblick die Stellung betrachten, welche den einzelnen Fragmenten zukommt. So schlieſst sich unmittelbar an die drei ersten Fragmente das 6te an, welches nur den Ausdruck ὁμοῦ πάντα χρήματα verdeutlicht, und daher ganz dem ersteren angehört. Daran reiht sich das 5te Fragment, die Materie bestimmend als die absolute Vermischung von Allem. Eben dahin gehören das 15te und 16te Fragment, Aehnliches auf ähnliche Weise wiederholend. Hierauf hätte das 12te und 13te Fragment folgen müssen, deren ersteres die Unterschiedslosigkeit der Gröſse und Kleinheit in der unendlichen Vermischung hervorhebt, lezteres den reinen Gegensatz desselben bildet, indem es die absolute Ungleichheit von Allem ausspricht. Endlich hätte mit dem 22sten Fragment, welches das γίνεσθαι und ἀπόλλυσθαι, als Scheidung und Vermischung darstellt, das Princip der Materie abgeschlossen werden können. Eine ähnliche Ordnung muſste den Bestimmungen des νοῦς zu Theil werden. In die dritte Classe gehörten dann diejenigen Fragmente, welche uns die Auffassung einzelner Naturerscheinungen und Naturmächte aufbehalten haben, deren leider nur sehr wenige sind.

Hieran schlieſst sich noch eine Abhandlung über die Philosophie des Anaxagoras, worüber wir noch einige Bemerkungen folgen lassen. Der Herr Verfasser hätte uns hier zuvörderst den Grundgedanken aller jener, das

Digitized by Google

Materielle betreffenden Aeufserungen auseinander setzen sollen. Offenbar ist est, dafs alle jene in den ersten Fragmenten enthaltenen Bestimmungen des ὁμοῦ πάντα χρήματα nichts Anderes geben, als den Gedanken der abstracten formlosen Materie, welche vom Anaxagoras in der Form der Vorstellung aufgefafst worden, und daher bisweilen grelle Widersprüche bei ihm erzeugt hat. Auf den Begriff der abstracten Materie weiset uns aber Alles hin, besonders die Worte des ersten Fragments πάντων ὁμοῦ ἐόντων οὐδὲν εὔδηλον ἦν ὑπὸ σμικρότητος, eben wie der Inhalt des fünften Fragments, dafs nichts grofs und klein genannt werden kann, sondern dafs in dem, was das Kleinste scheint, noch ein Kleineres als es selbst ausgeschieden wird, und das, was grofs scheint, in einem Gröfseren als es selbst befindlich ist. Dahin weiset uns auch der Ausdruck des *Aristoteles*, der in der *Metaph.* 1, 6 das materielle Princip des Anaxagoras τὴν τῶν ὁμοιομερῶν ἀπειρίαν nennt. Einen ähnlichen Ausdruck braucht auch *Sextus Empiricus adv. Mathem. IX*, 6. ἡ τῶν ὁμοιομερῶν πολυμιγία. Auf die abstracte Materie weisen uns endlich noch Stellen des *Aristoteles* ausdrücklich wie *Metaph.* 3, 4. 5, 7 und besonders 11, 2, wo *Aristoteles* den Ausdruck ἦν ὁμοῦ πάντα dahin erklärt, dafs Alles aus dem nach Vermögen Seienden geworden. Damit können noch verglichen werden *Plut. de plas. philos.* 1, 3. *Stob. eclog. phys. T. I. p.* 297. *Heer. Philop. ad Aristot. de anima* 5, welche Alle von der ὕλη des Anaxagoras reden. Aber indem Anaxagoras diefs Princip nur der Vorstellung nach auffafste, so kam auch viel Widersprechendes und Willkürliches hinein, denn es wird das, was der abstracten Materie zukommt, zugleich auch auf etwas ganz Empirisches ausgedehnt. So im ersten Fragment, wo es heifst, dafs die Luft und der Aether (beim Anaxagoras das Feuer) Alles umgäben: ἀμφότερα ἄπειρα ἐόντα· ταῦτα γὰρ μέγιστα ἔνεστι ἐν τοῖς σύμπασι καὶ πλήθει καὶ μεγέθει. Auf diesen Widerspruch mit der abstracten Materie hätte Herr *Schaubach* aufmerksam machen sollen.

Hierbei mufs noch einer falschen Vorstellung gedacht werden, welche den Gesichtspunkt für das Princip der Materie beim Anaxagoras leicht verrücken kann. Herr *Schaubach* vergleicht nämlich p. 79 und p. 94 die Atome des *Leukippos* und *Demokritos* mit den Homöomerien des Anaxagoras, und sezt ihren Unterschied nur darin, dafs die Atome nicht wie die Homöomerien Farbe und Gestalt haben, sondern durchaus von einander getrennt gewesen sind. Aufserdem, dafs diese Bestimmung der Homöomerien nur auf den Worten des dritten Fragments beruhe, welches sehr wohl zuläfst, dafs die ἰδέαι, χροιαὶ und ἡδοναὶ, deren dort erwähnt wird, nur der δυνάμει nach, nicht aber als wirklich existirend aufgefafst werden, so werden durch diese Vergleichung die Atome mit der Anaxagoräischen Materie auf einen Boden gesezt. Die Atome sind aber vielmehr Unsinnliches, und es macht grade das wesentliche Verdienst der Gründe dieses Systems aus, Alles auf die Bestimmung der Atome, die reine Identität mit sich, und das Negiren der Beziehung auf Anderes zurückgeführt zu haben. In ihnen ist aber auch der Quell der Bewegung, der dem Materiellen des Anaxagoras durchaus fehlt, und erst dem νοῦς zukommt, denn das Atome ist nicht ohne das Leere, das Leere aber ist das Negative, das Bedingende der Bewegung, daher auch das πλῆρες und κενὸν das ὄν und μὴ ὄν genannt werden *Aristot. Metaph.* 1, 4. 3, 5 und besonders *de gener. et corrupt.* 1, 8., wo das ὄν als das Unbewegte, das κενὸν aber als das Bedingende der Bewegung ausgesprochen wird. Hieraus ergibt sich die Unstatthaftigkeit der Vergleichung der Atome mit den Homöomerien. Da im Anaxagoras der νοῦς das Bewegende der ungeordneten und unbewegten Materie ausmacht, bei den Atomistikern hingegen eine solche Scheidung nicht eingetreten, sondern das Atome und das Leere Eins und Alles waren, so ist vielmehr das Princip der Atomistiker mit dem Princip des νοῦς zu vergleichen, indem Beide den Quell der Bewegung in sich haben, nur darin auseinander gehn, dafs bei den Atomistikern das Negiren der Beziehung auf Anderes oder die durch die Negation sich auf sich beziehende *Einzelnheit* das Princip ausmacht, der νοῦς des Anaxagoras aber die thätige *Allgemeinheit* ist.

Hierauf handelt Herr *Schaubach* vom νοῦς. Aus den mannigfaltigen Prädicaten, welche dem νοῦς des Anaxagoras beigelegt werden, ergibt sich sowohl seine Unsinnlichkeit, reine Sichselbstgleichheit und sein Princip der Bewegung, als auch, wie abstract und unentwickelt derselbe noch auf dieser Stufe ist. Auch erscheint sein Ordnen, wie sich aus den Ausdrücken des 8ten Fragments ergibt, als ein allmähliger Fortgang. Dieser Punkt des Unentwickelten im Anaxagoräischen νοῦς hätte *hier* seinen Hauptstellen aus *Plato* und *Aristoteles* nach betrachtet werden sollen, da das dahingehörige nur zerstreut entweder bei Erläuterung des 8ten Fragments oder am Schlufs dieses Abschnitts, wo Herr *Schaubach* von der ψυχὴ handelt, angeführt worden, wobei es denn wesentlich war,

Digitized by Google

die Hauptstellen aus *Plato* und *Aristoteles* nicht nur aneinander zu reihen, und dem denkenden Leser das Urtheil darüber zu überlassen, sondern selbst die Erläuterung zu übernehmen. Aus den Stellen des *Aristoteles*, in welchen der νοῦς des Anaxagoras mit der ψυχή identificirt wird, geht genugsam hervor, wie dieser νοῦς zwar die thätige Allgemeinheit, aber noch nicht die in Form des Selbstbewufstseyns thätige Macht ist. Vor Allem hätte Herr *Schaubach* die von ihm nicht berührte Stelle der *Aristotelischen Metaph.* 1, 6 erläutern sollen, da in ihr *Aristoteles* das Princip des Anaxagoras in den Gedanken zusammenfafst, und die beiden Principien desselben ihrer Wesenheit nach entwickelt. Ἀναξαγόραν εἴ τις ὑπολάβοι δύο λέγειν στοιχεῖα μάλιστ' ἂν ὑπολάβοι κατὰ λόγον, ὃν ἐκεῖνος μὲν οὐ σαφῶς διήρθρωσε. Diese Stelle zeigt deutlich, dafs Anaxagoras die beiden Principien, welche er angenommen, noch keinesweges mit Nothwendigkeit ausgesprochen, sondern durch die unvollkommene Form der Vorstellung auch viel Zufälliges und Widersprechendes in den wahrhaften Gedanken hereingebracht hat. Daher sagt *Aristoteles* sehr treffend, dafs Anaxagoras denen, welche zwei Principien aufstellen wie er, gewifs gefolgt wäre, da er in ihnen nur die seiner Vorstellung zum Grunde liegenden Gedanken wiedergefunden hätte. Dasselbe spricht er ebendaselbst noch bestimmter aus: ἐκ δὴ τούτων συμβαίνει λέγειν αὐτῷ τὰς ἀρχὰς τό τε ἓν (τοῦτο γὰρ ἁπλοῦν καὶ ἀμιγὲς) καὶ θάτερον, οἷον τίθεμεν τὸ ἀόριστον πρὶν ὁρισθῆναι, καὶ μετασχεῖν εἴδους τινός· ὥστε λέγεται μὲν οὔτ' ὀρθῶς οὔτε σαφῶς, βούλεται μέντοι τι παραπλήσιον τοῖς τε ὕστερον λέγουσι καὶ τοῖς φαινομένοις μᾶλλον. Solche und ähnliche Stellen, welche die Anaxagoräische Lehre nach ihrer positiven und negativen Seite auffassen, hätte Herr *Schaubach* einer näheren Erläuterung unterwerfen, und sie mit den uns aufbehaltenen Fragmenten vergleichen sollen. Aus der Auseinandersetzung der Arbeit des Herrn *Schaubach* hat sich ergeben, dafs wenn uns auch der ganze Schatz der Nachrichten von der Lehre des Anaxagoras übergeben worden, welches übrigens die anderen fleifsigen Arbeiter sehr erleichterten, dennoch die höchsten Forderungen, welche der Standpunkt der Wissenschaft macht, nicht erfüllt worden sind. Mag die empirische Vollständigkeit der Nachrichten noch so grofs seyn, mag auch die gröfste Genauigkeit in den Einzelnheiten herrschen, unser heutiger Standpunkt der Wissenschaft begnügt sich daran nicht mehr, sondern verlangt wie in den umfassendsten und begränztesten Stoffen, dafs der Gedanke sich desselben bemächtige, und ihn durchdringend ganz zu dem unsrigen mache.

H. Th. Roetscher.

XXXIII.

Frankfurt am Main. Verlag der Hermann'schen Buchhandlung: Die elegischen Dichter der Hellenen, nach ihren Ueberresten übersezt und erläutert von Dr. Wilhelm Ernst Weber, des Gymnasiums der freien Stadt Frankfurt Prorektor und Professor. 1826. XX und 786 S. 8.

Der Verfasser vorliegender Uebersetzung überreicht in derselben dem Publikum eine Arbeit, welcher er, wie er selbst angibt, seit länger als zehn Jahren ununterbrochene Liebe und die Mufse seiner besten Stunden gewidmet. Sie soll Alles umfassen, was die Zeit, welche gerade auf diesem Felde recht schonungslos zertreten und zerstäubt hat, uns von den Blättern und Blumen der reichen Blüthe der Griechischen Elegie übrig gelassen hat. Dabei gesteht jedoch der Uebersetzer ein, dafs es leicht seyn würde, einzelne noch übersehene Bruchstücke nachzuweisen. Denn es sei die verdrüfsliche Natur alles Fragmentsammelns, dafs man nie sagen könne, man sei zur Vollständigkeit gelangt, indem man noch täglich sogar neue Entdeckungen mache. Es würde eine für den Zweck dieser Anzeige wenig geeignete Mühe seyn, über dergleichen vermifste Fragmente zu rechten, besonders, da die Ausschliefsung des elegischen Epigramms, bei der Aufnahme der elegischen Gnomen, es sehr schwierig machen dürfte, die Gränzlinien zu entdecken, in welche Herr Dr. *Weber* die elegische Poesie der Griechen eingeschlossen hat. Denn, wenn wir, zwischen Form und Gehalt schwankend, die Gnomen mit in das Gebiet der Elegie im engern Sinne überziehen, so ist es durchaus willkürlich, die alten Epigramme, welche nur durch ihre ursprüngliche Bestimmung als Inschriften von jenen verschieden sind, als besondere Klasse abzutrennen, und die Anthologie bietet eine Unzahl von elegischen Stücken dar, welche eben so vollgültige Ansprüche auf die Sammlung des Herrn Dr. *Weber* machen können, als *Theognis* oder auch das, was die Späteren, *Julianos* und *Agathias*, dazu geliefert haben.

Wir wollen daher im Gegentheil gegen das *Zuviel*

Digitized by Google

der Sammlung sprechen. Der Uebersetzer hat so etwas vorausgesehn, und will sich dagegen in der Vorrede verwahren. Er bemerkt: „Manche werden zwar an diesem Buche tadeln, dafs es selbst die kleinsten kümmerlichen Reste, gesezt auch, sie erinnerten an grofse Namen, gesammelt hat. Denn nur ein für den Geist des Alterthums erschlossener Sinn vermag in so abgebrochenen und verstümmelten Gedanken etwas mehr als werthlose Scherben zu erkennen, aus dem Vereinzelten und Zerstückten die Regel und die Wirkung des Ganzen zu beurtheilen, und das klassische Gepräge, den Werth unverwüstlicher Grofsheit und Schöne auch in Ruinen zu schauen. Aber keine Uebersetzung antiker Schriftwerke kann sich als blofses Unterhaltungsbuch betrachten lassen. Es strömt in den Werken des Alterthums ein unerschöpflicher Bildungsquell, welchen auf den Lebensboden der Mitwelt überzuleiten allein ein vernünftiger Grund des mühsamen Uebertragens in die Muttersprache seyn kann. Von diesem Gesichtspunkte aus sind auch die Trümmer genialischer Schrifterzeugnisse, nicht minder als die der bildenden Kunst, reich an Belehrung, und helfen uns dahin führen, dafs wir das Bild jenes wunderbaren, aus den mannigfaltigsten, oft seltsamen, furchtbaren, dämonischen, immer aber ungemeinen und grofsartigen Elementen zusammengesezten Daseyns aufbauen, das für alles menschlich Gute und Schlimme Beispiel, Rath und Warnung hat. Aus dem Vollständigen läfst auch für das Fragmentarische sich Geschmack aneignen, und wo für ein ungeübteres Auge das Verständnifs erschwert ist, da stelle sich die Ehrfurcht ein, dafs hier sich die Spur einer heiligen Vergangenheit zeige, über welche gleichgültig hinwegzutreten nur ein gemeiner Sinn über sich gewinnt.“ Wir lassen diese Bemerkungen an und für sich gelten. Wenden wir sie aber auf den vorliegenden Fall an, so genügen sie nicht, um Fragmente, wie z. B.

Schenke dem Volk Smyrne's Barmherzigkeit —
Wie die Stadt ja den Mann lehrt.
Dort Tyrrhenia's Volk, Zauber zu mischen gewandt.

als Genufs oder Belehrung in einer Uebersetzung gewährend zu beschützen. Dergleichen Fragmente lassen sich nicht mit Ruinen des Alterthums vergleichen, sondern mit kleinen abgebröckelten Steinen dieser Ruinen. Sie haben freilich auch als solche einen Werth, aber einen nur materiellen, und in Bezug auf Schrift, einen sprachlichen, metrischen oder auch geschichtlichen, welcher nur den Philologen berührt. Da nun aber eine Uebersetzung, wie die vorliegende, mehr seyn will und mufs, als ein philologisches Hülfsmittel zum Verständnisse der Urschrift, so hätte Hr. Dr. *Weber* billig bedenken sollen, für welches Publikum er seine Arbeit drucken liefs, eine Mahnung, welche überhaupt den Deutschen Uebersetzern nicht oft genug eingeschärft werden kann.

Die elegischen Dichter der Hellenen werden uns in der vorliegenden Sammlung nach chronologischer Ordnung gegeben. *Kallinos* aus *Ephesos* führt sie an, und *Makedonios*, der Zeitgenosse des *Agathias* von *Myrine*, macht den Schlufs. Ungefähr die Hälfte des Ganzen nimmt *Theognis* ein, welcher uns hier — ein nicht geringer Vorzug — nach der neuen *Welcker*'schen Anordnung und Recension geliefert wird. Eine Anzahl übersezter Stücke, nämlich die Elegie des *Kallinos*, das erste und neunte Stück des *Archilochos*, die erste Elegie des *Tyrtaios*, die beiden ersten des *Mimnermos* und Einiges aus *Solon* und *Theognis*, erscheint grofsentheils in der Gestalt, wie sie der Herr Professor *Passow*, ein Lehrer des Herausgebers, in der Zeitschrift Pantheon 1810 mitgetheilt hat. „Der Geist und die Kunst dieser Proben,“ heifst es in der Vorrede, „erweckten damals den gerechten Wunsch, von einer solchen Hand die sämmtlichen Ueberreste Hellenischer Elegie übersezt zu sehen. Da indessen Hr. Professor *Passow* sich zu andern Beschäftigungen veranlafst sah, überliefs er mir sein Eigenthum für meine Sammlung, und ich konnte des Lesers Interesse nicht glücklicher verwahren, als indem ich dieselbe nach Vornahme einzelner Veränderungen, zu denen mich der Verfasser selbst aufforderte, mit einem so werthen Gastgeschenke schmückte.“

Wir gehen zu der Beurtheilung des in der Uebersetzung Geleisteten über. Sie trägt, im Ganzen betrachtet, das Gepräge einer Arbeit, welche mit reger Liebe unternommen, und mit besonnenem Fleifse durchgeführt worden ist, und gibt uns in ihrem Urheber einen Mann zu erkennen, welcher Gründlichkeit in der Auffassung der Urschrift mit Begeisterung, Geschmack und Fertigkeit in der sprachlichen Umgestaltung derselben verbindet. Die Griechische Elegie gehört zu den zartesten Gebilden der Poesie, und ihre fast nachlässig erscheinende Anspruchslosigkeit im Ausdrucke und in der Bewegung schliefst strenger als irgend eine andre poetische Gattung vornehmen Pomp und steifen Schritt aus. Nun ist aber leider durch *Vofs* für die Uebersetzungen aus der Griechischen Poesie ein gewisser Ton und Tact herrschend geworden, wodurch das Original, immer um viele Grade in die Höhe

Digitized by Google

geschroben, sich in einen bausbäckigen und gespreizten Charakter fügen muſs. Am ärgsten haben das die homerischen Gesänge und Aristophanes empfunden, mehr und minder aber alle Griechen, welche der unermüdliche Uebersetzer verdeutscht hat. In neuester Zeit ist freilich dieser Voſsische Miſsgriff vielfach gerügt und sogar verspottet worden, aber dennoch hat sich der Einfluſs seines Beispiels noch nicht ganz unterdrücken lassen, und je populärer der Voſsische Homer unter dem Deutschen Publikum geworden ist, desto schwieriger wird es seyn, einem mehr homerischen Homer mit seiner kindlich groſsartigen Einfachheit einen Weg in dasselbe zu bahnen. Herr Dr. *Weber* gehört keinesweges zu der Voſsischen Uebersetzerschule, und wir haben vielmehr Andeutungen in seiner Vorrede, welche ihn als einen Opponenten derselben zeigen. Nichts desto weniger versteigt er sich aber doch zuweilen über den Ton und Tact seines Originals. Die elegische Grazie der Griechen nähert sich oft der Prosa mit einer so sorglosen Leichtigkeit, daſs nur die sprachliche und metrische Form sie von derselben zu trennen scheint. Diese Scheidewand fehlt uns nun aber in der Deutschen Sprache: die Jonischen Sprachformen, die eigenthümliche poetische Wortstellung und der metrische Rhythmus trennen bei den Griechen, wenn auch jeder andre Unterschied dazwischen wegfiele, die Elegie mit der entschiedensten Sicherheit von dem Numerus der schönsten attischen Prosa: aber, wie im Deutschen? Hier scheint mir die schwierigste Aufgabe für einen Deutschen Uebersetzer Griechischer Elegien zu liegen: die Mittelstraſse zu halten zwischen dem Hinabsinken in die Prosa, und dem Versteigen in einen hyperelegischen, der Ode sich nähernden Sprachcharakter. Nehmen wir, ohne viel zu suchen, die Uebersetzungen aus dem *Tyrtaios* und dem *Theognis* zur Hand. Die erste Elegie des ersten beginnt mit folgenden Versen:

Ja, ruhmwürdig erlag, wer ein tapferer Mann bei der Streiter
Vordersten fiel, in dem Kampf schirmend das heimische Land.
Aber entflohn aus *befreundeter* Stadt und *gesegneten Fruchtaun*
Betteln zu ziehn, das *nagt herbe vor jeglichem Gram:*
Wenn mit dem *grauen Erzeuger* er schweift und *der lieben Erzeugrin,*
Ballenden Kindern dazu und mit dem jungen Gemahl.
Denn er erscheint ein *Gräul* jedwedem ja, welchen er antritt
Durch *schwerlastender* Noth *harte Bedrängniſs* verführt etc.

Zu viel Aufwand theils in Zusätzen, theils in Steigerungen für das einfache Original, welches *τεθνάμεναι γὰρ καλὸν* (schön zu sterben), *τὴν αὑτοῦ πόλιν* (seine Stadt), *πίονας ἀγρούς* (fette Aecker), *πάντων ἐστ' ἀνιηρότατον* (ist das schmerzlichste oder kränkendste von Allem), *σὺν μητρὶ φίλῃ καὶ πατρὶ γέροντι* (mit der lieben Mutter und dem alten Vater), *ἐχθρος* (verhaſst), *χρησμοσύνῃ τ' εἴκων καὶ στυγερῇ πενίῃ* (dem Bedürfniſs und der fürchterlichen Armuth weichend), statt der unterstrichenen Stellen darbietet. Nun ist zwar unter diesen Abweichungen der Uebersetzung von den Worten des Originals keine einzelne, welche, als störend und geradezu aus dem Tone fallend, verworfen werden könnte: aber, alle zusammengenommen, verändern sie doch den Charakter desselben durch eine, wenn auch nur mäſsige Steigerung zum Gesuchteren und Geschmückteren. Dasselbe bemerken wir auch im *Theognis*, wo z. B. gleich im ersten Stück: *κακοῦ ἀνδρὸς πλουσίου* durch: *des verächtlichen Mannes, praſst er nur*, übersezt ist. Im zweiten Stück der Schluſs:

ἐπεὶ κρατερὴ μιν ἀνάγκη
ἐντύει, ἥ τ' ἀνδρὸς τλήμονα θῆκε νόον.
Eherne Noth ja
Treibet ihn, welche den Geist *sinniger Männer verstört.*

Noch stärker aufgetragen ist im siebenten Stück (bei *Welcker* das 6te):

Νῦν δὲ τὰ τῶν ἀγαθῶν κακὰ γίγνεται ἐσθλὰ κακοῖσιν
ἀνδρῶν etc.
Aber der Edelen Noth wird *Jubel* anjezt für des Volkes *Auswurf* etc.
Νικήσασα δίκην γῆν κατὰ πᾶσαν ἔχει.
*Frech*obsiegend dem Recht *tummelt* im Lande sich *ab.*

Wir verwahren uns hier nochmals gegen den Vorwurf einer kleinlichen Sylbenstecherei. Das Einzelne dient hier nur als Probe jener durchgängigen Abweichungen, deren Gesammtheit erst einen Tadel begründet. Dahin rechnen wir auch in der Uebersetzung des *Theognis* den aus einem Verschönerungskitzel hervorgehenden Wechsel in der Verdeutschung der Parteiwörter *ἐσθλὸς* oder *ἀγαθὸς* und *κακὸς*, wodurch die Classen der *Megarensischen* Optimaten und Plebejer bezeichnet werden. Der Uebersetzer hat für *κακὸς* z. B. *niedrig, verächtlich, Schurke, Schelm, schandbar, feige, schlecht, schnöde, des Volkes Auswurf, frevele Männer, lose Gesellen,* und für *ἐσθλὸς* und *ἀγαθὸς: gut, edel, belobt, getrost, wacker, würdig, fehllos* etc. Dieser Wechsel ist aber

Digitized by Google

hier um so verwerflicher, da er eben jene eigenthümliche Bedeutung der beiden Parteien verwischt. Warum wollen wir uns in Deutschen Versen scheuen, *edel* und *unedel*, oder *gut* und *schlecht*, oder *wacker* und *lose* drei, vier, fünf Mal hinter und neben einander zu gebrauchen, wenn der Grieche, den wir übersetzen, ein Gleiches gethan hat? Soll denn *Theognis* nicht mehr gelten, als *Adelungs* Lehre vom Deutschen Styl?

Mit diesen Bemerkungen haben wir Alles umfaſst, was uns in dem Geiste und Gehalte der *Weber*'schen Uebersetzung fremdartig und störend berührt. Was die metrische Form derselben angeht, so erkennen wir darin eine auch neben den gröſsten Mustern nennenswerthe Befleiſsigung, den Hexameter und Pentameter von Trochäen rein zu halten, ohne doch zu oft den leidigen Ausweg des dehnenden *e* in den Infinitiven oder vor dem *t* der dritten Person der Einheit im Präsens und Imperfectum einzuschlagen, um aus Trochäen eben so matte oder noch mattere Daktylen zu bilden, z. B. *schilderen*, *lebete*, *häufete*, *thuet* etc. Fast nur in der Nachbildung der schwungvollen bukolischen Cäsur im vierten Fuſse hat sich Herr Dr. *Weber* dieses, wie er es selbst nennt, dünnlichen und arglistigen Mittels bedient, wie z. B.

Ohne den Kampf der Titanen zu schilderen.
Loben, o Wein, dich muſs ich und tadelen.

Einen empfindlichen Anstoſs geben uns auſserdem einige Daktylen, deren zweite Stelle die mittelgeistigen Bildungssylben *sam*, *bar* etc. einnehmen, die freilich im trochäischen oder jambischen Rhythmus als Kürze zwischen zwei Längen mit fortgezogen werden, aber dem leichteren Schritt des Daktylus beschwerlich fallen, in welchem eine Länge zwei Kürzen zu tragen hat. Die Mittelzeitigkeit dieser Sylben neigt sich bekanntlich um so entschiedener zur Länge, wenn ihnen das bildende *e* angehängt wird, und daher können wir uns mit Daktylen, wie folgende, nicht befreunden:

Daſs nicht un*heilbarer* Gram etc.
Oftmals gegen Versehn und Ver*muthbarkeit* etc.
Mutter un*wegsamer* Noth etc.

Eben so wird zuweilen der enklitische Gebrauch der einsylbigen Mittelzeit zu weit ausgedehnt. In der Zusammenstellung: *schaun*, *wie ihr Ziel*, wirft *ihr* seinen Ton auf *wie* und nicht über *wie* hinweg auf *schaun*. Daher ist der Daktylus:

Schaun, *wie ihr Ziel*

ein schwerfälliger. In einem Verse des *Tyrtaios* (S. 25) begegnen uns gar zwei Kretiker als Anfangsfüſse:

Fort und fort | unversagt | aushaltenden Muth etc.,

welche Herr Dr. *Weber* so miſst:

Fort und | fort unver | zagt etc.

Aber wir verweilen vielleicht zu lange bei solchen kleinen und nur sehr spärlich der Feile des Uebersetzers entschlüpften Unebenheiten des Verses, welcher, im Ganzen gefaſst, sich mit kräftig lebendigem Schwunge der überlegenen rhythmischen Gewalt seiner Originale nachbewegt. Welch ein männlich fester Schritt in der zweiten Elegie des *Tyrtaios*:

Nicht vor der Menge der Männer erbebt, nicht wendet zur Flucht euch,
Nein auf die Vordersten rasch hebe die Tartsche der Mann,
Feindlich dem Leben gesinnt und die finsteren Loose des Todes
Wenn sie in Helios Strahl nahen, begrüſsend mit Lust.

Und weiter unten:

Dulde denn wohl ausschreitend ein Jeglicher, beide die Füſse
Fest aufstemmend im Grund, Zähn' in die Lippen gedrückt;
Hüften sodann und die Schenkel hinab und die Brust und die Schultern
Hinter des räumigen Schilds Bauche nach Wunsche gedeckt.
Und in der Rechten erheb' er zum Schwung den erdröhnenden Schlachtspeer,
Und graunregend daher wehe vom Haupte sein Busch.

Dagegen vernehmen wir einen sanfter und ruhiger bewegten Rhythmus in den Versen nach *Mimnermos* und *Theognis*:

Wär' er der schönste gewesen; sobald ihm die Jugend vorbeifloh,
Bleibt kein Vater dem Sohn, Keiner dem Freunde noch werth.

Einer betrüget den andern und höhnt den belisteten Nachbar,
Weder der würdigen That, weder der schnöden gedenk.

Keinen, der völlig ein guter und rechtlicher Mann sich erwiese,
Mag jezt Helios Licht unter den Lebenden schaun.

Die Erläuterungen (von S. 407 bis 786) sind eine reichhaltige Zugabe der Uebersetzung, und, obgleich auf Sacherklärung beschränkt, überschreiten sie doch wohl hier und da die Gränzen der Bedürfnisse desjenigen Publikums, welches Uebertragungen liest, weil ihm die Originale verschlossen sind. Daſs bei *Theognis* die geistrei-

Digitized by Google

chen und gründlichen Prolegomenen der *Welcker*'schen Ausgabe nicht vollständig benuzt werden konnten, bedauern wir mit dem Uebersetzer, welcher sich damit begnügen mufste, von den handschriftlichen Mittheilungen jenes Gelehrten Gebrauch zu machen.

So gewährt denn diese Arbeit, welcher sich, wie die Vorrede verheifst, eine Nachlese aus der Anthologie anschliefsen soll, sowohl dem Gelehrten vom Fache, wie auch jedem Leser, dessen Streben nach Bildung sich über die flüchtige Mode des Zeitgeschmacks erhebt, einen an ächtem Genufs und fruchtbarer Belehrung reichen Ueberblick eines Feldes der Griechischen Poesie, dessen Trümmern zwar weniger grofs und ehrfurchtgebietend dastehen, als die epischen und dramatischen, aber dennoch vollgültige Zeugnisse geben von der allseitig vollendeten Bildung jenes ewigen Volkes, dem es gelungen ist, im Leben wie in der Kunst die Aufgabe zu lösen, das Gute mit dem Schönen, und das Schöne mit dem Guten gleichbedeutend zu machen.

Wilhelm Müller.

XXXIV.

Hellenische Alterthumskunde aus dem Gesichtspunkte des Staates, von Wilhelm Wachsmuth, ordentl. Professor der Geschichte an der Universität zu Leipzig. Erster Theil: Die Verfassungen und das äufsere politische Verhältnifs der Hellenischen Staaten. Erste Abtheilung: Die Zeit vor den Perserkriegen. **Halle, bei Hemmerde und Schwetschke. 1826. XXII und 329 S. 8.**

Je mehr in unserer Zeit die Kenntnifs des Griechischen Alterthums in einzelnen Theilen durch gründliche und sorgfältige Untersuchungen gefördert ist, und noch täglich gefördert wird, desto unverkennbarer ist auch das Bedürfnifs, die Masse des Einzelnen nun einmal wieder zu der Einheit eines Gesammtbildes verbunden und in seiner Beziehung auf einen gemeinsamen Mittelpunkt dargestellt zu sehen. Ist ja doch die Erkenntnifs des Ganzen überall der lezte und höchste Zweck der Erforschung des Einzelnen, und mufs doch jeder, der an einzelnen Theilen arbeitet, den Blick auf das Ganze gerichtet haben, um für seine besonderen Bestrebungen den richtigen Standpunkt und das gehörige Maafs ihrer Würdigung zu gewinnen. Freilich sezt die Aufgabe einer umfassenden Schilderung des gesammten Griechischen Alterthums, um vollständig gelöst zu werden, Bedingungen voraus, an deren Erfüllung noch lange zu arbeiten seyn wird; nichts desto weniger aber ist ein Versuch, wie weit sich mit dem bisher geleisteten kommen lasse, eine dankenswerthe Arbeit, indem sie uns theils die Bedeutung und den Werth des Ergebnisses der bisherigen Forschungen richtiger schätzen, theils die Partieen, die noch der sorgfältigeren Bearbeitung bedürfen, deutlicher erkennen und so uns dessen, was wir haben und was noch fehlt, klarer bewufst werden läfst. Das vorliegende Werk des Hrn. W. kommt deswegen ohne Zweifel einem Bedürfnisse der Zeit entgegen; und wenn auch der Standpunkt, den der Verf. sich für seine Darstellung gewählt hat, nicht der höchste ist, auf welchen sich die wissenschaftliche Forschung in diesem Gebiete zu erheben hätte, so ist er doch hoch genug, um von ihm aus das meiste wirklich Bedeutende und Beachtenswürdige im Leben der Griechen übersehen und zu einem organisch verbundenen Ganzen zusammenstellen zu können. Denn der Staat ist den Griechen nicht blofs die Form des äufserlichen Zusammenlebens, sondern er umfafst ihnen mehr oder weniger den ganzen Menschen in allen seinen Beziehungen, er wirkt belebend und bildend, befruchtend und erhaltend auf alle Thätigkeiten, und ist Bedingung und Mittelpunkt des Gröfsten und Schönsten, was der Griechische Geist auch in den Gebieten des höheren Lebens hervorgebracht hat.

Der gegenwärtige erste Band enthält nur erst einen kleinen Theil des ganzen Werkes. Er schildert die Verfassungen und das äufsere politische Verhältnifs der Griechischen Staaten vor den Perserkriegen; der nächste wird eine Darstellung derselben Gegenstände in der späteren Zeit enthalten; und für die Schilderung des inneren Lebens der Staaten in allen seinen Richtungen, von der Sorge für leibliches Bedürfnifs, für sicheren und friedlichen Genufs der äufseren Güter, bis zur Pflege der edleren Humanität in Kunst, Wissenschaft und Religion wird in den folgenden Bänden wohl noch gröfserer Raum erfordert werden.

Natürlich darf an ein Werk wie dieses nicht die Forderung gemacht werden, dafs sein Verf. über jeden ein-

Digitized by Google

zelnen Gegenstand, der in den Kreis seiner Darstellung gehört, selbst vollständige Untersuchungen angestellt und neue Ergebnisse ausgemittelt habe; es wird hinreichendes Lob seyn, wenn man ihm nachrühmen darf, dafs er mit selbstständigem Urtheile die Resultate früherer Forschungen benuzt, das Einzelne durch seine Verbindung mit dem Uebrigen in das gehörige Licht gestellt und von dem Ganzen ein, wenn gleich natürlich nicht überall vollständig ausgeführtes, doch wahres und unentstelltes Bild gegeben habe. Und auf dieses Lob darf Hrn. W's. Arbeit mit vollem Rechte Anspruch machen. Uns wenigstens ist kein Hauptpunkt aufgefallen, der uns zum Widerspruche veranlafste; aber es liegt in der Beschaffenheit der Gegenstände und unserer Quellen, dafs über manches Einzelne sich auch bei der redlichsten Forschung keine vollkommene Uebereinstimmung der Ansichten erwarten läfst, und wenn es auch mitunter scheinen dürfte, als ob, auch auf weniger sicherem Boden, sich dennoch zu anderen und sicherern Ergebnissen hätte gelangen lassen, so sind wir dabei doch weit entfernt zu verkennen, theils wie schwer es in Dingen dieser Art ist, sich vor Selbsttäuschungen zu bewahren und das, was man selbst gefunden zu haben glaubt, ohne einige parteiische Vorliebe zu betrachten, theils wie sehr bei einer solchen Aufgabe einzelne Mifsgriffe in Nebendingen auf Verzeihung Anspruch haben. Indem wir uns demnach in der Hauptsache auf eine möglichst gedrängte Uebersicht der Darstellung des Verfs. zu beschränken haben, erbitten wir uns die Erlaubnifs, über einige Einzelheiten, wo es der Mühe werth scheint, unsere abweichenden Ansichten, soviel der Raum es hier gestattet, auseinandersezen zu dürfen.

Hr. W. beginnt mit einer geographischen und ethnographischen Uebersicht des Landes und seiner Bewohner als nothwendiger Einleitung zu der folgenden Schilderung. Mit Recht erklärt er sich gegen die einst auf *Herodots* Autorität allgemein herrschende Ansicht, die in den Pelasgern einen barbarischen, von den Hellenen an Sprache, Sitte und Sinn verschiedenen Stamm fand; eine Ansicht, für die zwar noch vor Kurzem ein Vertheidiger aufgetreten ist, die uns aber demungeachtet schon hinreichend abgethan und beseitigt scheint. Ueberhaupt dürfte schwerlich irgend ein Theil der ältesten Bevölkerung Griechenlands (abgesehn von einzelnen wenig zahlreichen Einwanderern aus dem Orient, die alsbald mit der Masse der Einheimischen verschmolzen) mit einiger Sicherheit als entschieden barbarisch angesprochen werden. Hämonier freilich, Hektener, Hyanter, Temmiker und einige andre, die von den Alten für barbarisch ausgegeben werden, sind nichts als Namen, die sich jeder historischen Forschung entziehen, und von denen sich nichts behaupten oder läugnen läfst; aber Abanten, Laukonen, Kureten, Dryoper, die nicht weniger oft Barbaren heifsen, sind unzweifelhaft den Pelasgern und somit den Hellenen aufs engste verwandt. Eben so unverkennbar erscheinen uns auch die Leleger als ein Zweig desselben Stammes; und durch sie treten auch die Karier, obgleich wir sie später in Asien entartet und den Barbaren näher stehen sehn, als den Hellenen, doch für die frühere Zeit, wo sie in vielen Theilen des Griechischen Festlandes und auf den Inseln sefshaft waren, in den Kreis der näheren Verwandtschaft. Denn Karier und Leleger galten manchen selbst für identisch; und selbst diejenigen, die sie von einander sondern, läugnen doch ihre nahe Verwandtschaft nicht. Vergl. *Herodot.* I, 171. *Strab.* VII, 7 p. 114 *Tauchn.* XIII, 1 p. 127. *Pausan.* VII, 2, 4. Leleger werden aber nicht nur in einigen Theilen Griechenlands als Urbewohner genannt, wie in Lakonien und in Lokris, *Pausan.* III, 1. *Strabo* VII, 7 p. 115, sondern mit ihnen wird selbst der eigentlich und ursprüglich Hellenische Stamm in die nächste und unmittelbarste Verbindung gebracht. — Endlich auch die mythischen Thraker dürfen wir zuversichtlich mit Hrn. W. S. 33 als Stammesgenossen der ursprünglichen Bewohner von Griechenland und als gänzlich verschieden von den barbarischen Völkern ansehn, die späterhin mit jenem Namen bezeichnet wurden. — Was ferner den Namen der Pelasger betrifft, so scheint uns allerdings die Ansicht, der auch Hr. W. anhängt, und die unseres Wissens zuerst von *K. O. Müller* ausgesprochen ist, dafs er nämlich ursprünglich Pelarger gelautet habe, und von *πέλειν* und *ἄργος* abzuleiten sei, die wahrscheinlichste und einfachste; nur möchten wir nicht eben dieses *ἄργος* auch in den Namen *Ἀργόλας* und *Ἀργάδεις* (S. 29 und 228) finden, welche vielmehr von *ἄργον* und *ἀργάζεσθαι* (f. *ἐργάζ.*) abzuleiten sind, wie sich denn auch die Form *Ἐργάδεις* findet. *Plut. Solon* c. 23. Aber eben jene Ableitung und die Bedeutung des Pelasgischen Namens macht es leicht begreiflich, wie er so weit verbreitet seyn, und die Bewohner so vieler verschiedenen Gegenden bezeichnen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 83. u. 84.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1827.

Hellenische Alterthumskunde aus dem Gesichtspunkte des Staates, von Wilhelm Wachsmuth.

(Fortsetzung.)

Diese weite Verbreitung ferner machte ihn denn auch vorzugsweise geeignet, späterhin als Gesammtname zu dienen und die vor-Hellenischen Bewohner Griechenlands überhaupt und ohne Rücksicht darauf, ob sie wirklich eigentliche Pelarger d. h. ackerbauende Bewohner der Ebenen waren, in Bausch und Bogen zu bezeichnen; wie denn auch *Herodot* II, 56 den Namen Pelasgia als den alten Namen des gesammten Griechenlandes aufstellt. Schwerlich aber dürfen wir annehmen, dafs alle jene Völkerschaften, welche bei den Schriftstellern ausdrücklich Pelasger genannt werden, diesen Namen wirklich einmal geführt haben, und dafs die Gemeinschaft des Namens auf eine nähere Verwandtschaft derselben unter einander als mit andern, anders benannten Völkerschaften zu schliefsen berechtige. Wenn also auch wirklich Egeer, Aetolier, Lokrer, Leleger niemals Pelasger hiefsen, wie *Müller* behauptet, *Dorier* I, p. 13, so möchten wir daraus nicht folgern, dafs z. B. die alten Bewohner von Attika oder Argolis und die Epiroten, welche gemeinschaftlich als Pelasger aufgeführt werden, sich einander näher gestanden hätten, als jene. Aber in der That nennt *Steph. Byz.* und *Νινόη* auch die Leleger Pelasger; und wir bezweifeln sehr, dafs jene andern ein weniger gegründetes Recht haben sollten, der Masse Pelasgischer Völker ebenfalls zugezählt zu werden. Eben dieser Umstand aber, dafs bald alles Vorhellenische überhaupt Pelasgisch genannt wird, bald wieder einzelne Stämme unter besonderen Namen von den Pelasgern unterschieden und ihnen gegenüber gestellt werden, mufs nothwendig eine unauflösliche Verwirrung hervorbringen, und es, unseres Erachtens, vollkommen unmöglich machen, über das wahre Verhältnifs zwischen dem, was eigentlich und speciell Pelasgisch sei und was nicht, zur Klarheit zu kommen. Dazu kommt, dafs späterhin auch einzelne Stämme, den ursprünglichen Bewohnern Griechenlands wirklich oder vermeintlich verwandt, den spätern Hellenen aber entfremdet und aufser Verbindung mit ihnen, mit jenem allgemeinen Namen des Vorhellenischen belegt wurden, wie z. B. das räthselhafte Volk der Tyrrhener; und nun, um die Verwirrung noch gröfser zu machen, von ihnen auf die alten Pelasger Rückschlüsse gemacht wurden, wie denn *Herodot* offenbar allein durch solchen Rückschlufs zu seiner Vorstellung von dem Barbarenthum der leztern gekommen ist.

Nur kurz wird S. 35 der Einwanderungen aus dem Orient gedacht. Erörterungen über die Geschichte der einzelnen schlofs Hr. W. mit Recht als überflüssig und nicht hierher gehörend aus. Die Thatsache der Einwanderungen an sich, was man auch über die Persönlichkeit eines *Kekrops* oder *Kadmus* denken möge, wird sich nicht abläugnen lassen; aber eben so wenig läfst sich läugnen, dafs, wenn auch Griechenland vielfältig vom Orient aus angeregt seyn mag, doch nirgends der Einflufs des Fremden so bedeutend gewesen sei, dafs er die Eigenthümlichkeit des Griechischen Wesens entstellt oder überwältigt hätte; dafs vielmehr die Griechische Bildung überall als ein selbstständig aus der eigenen Natur des Volkes hervorgegangenes Erzeugnifs erscheine, und dafs, was späterhin Fremdes, namentlich im Kult, Eingang fand, sich immer deutlich als fremdartig und dem wahrhaft Griechischen Charakter fern liegend zu erkennen gebe.

Wenden wir uns hierauf mit unserm Verf. S. 37 ff. zur Betrachtung des eigentlich Hellenischen Stammes, so ist dieser schon durch das oben Angedeutete als den Pelasgern ursprüglich nicht entgegengesezt bezeichnet. Vielmehr war es nur die Wirkung besonderer Veranlassungen, dafs einer unter den verwandten Stämmen mit entschiedenem Uebergewichte sich über die übrigen ausbreitete, und sich und seinen Namen allmählig überall herrschend machte. Die ersten Hellenen erscheinen uns bei Homer in dem

Digitized by Google

Thessalischen Phthiotis, in der Landschaft Hellas. Ohne Zweifel aber müssen zu den ältesten Hellenen auch die benachbarten Myrmidonen und ihre Stammväter, die vor-Dorischen Bewohner von Aegina, gezählt werden, wie *Müller*, dem Hr. W. beistimmt, gezeigt hat, *Aegin.* p. 18. *Proleg.* zur *Myth.* p. 168; und vielleicht waren auch die Phthier des Protesilaus und Philoktetes ursprünglich des Hellenischen Namens theilhaftig. Unter denen, die zunächst den Hellenen zugezählt wurden, dürfen wir mit Zuversicht die Lokrer obenan stellen. Ihr Land macht der genealogische Mythus über die Anfänge des Hellenischen Volkes zum ersten Wohnsitze des Deukalionischen Geschlechts; hier wohnten Deukalion und Pyrrha, als sie vom Parnafs hinabgestiegen waren, *Pindar. Olymp.* IX, 64, unter dem Volke Lelegischer Männer, welche Zeus ihnen aus der Erde hatte aufstehen lassen. *Hesiod. ap. Strabon.* VII, 7 p. 115. — Bei der Frage nach dem Ursprung des Hellenischen Namens selbst werden wir aber in die westlichen Gegenden Griechenlandes hingewiesen. Hier trägt das uralte Dodonäische Heiligthum den Namen *Ἑλλά*, der sich bei den Lakoniern auch späterhin noch im Gebrauch erhielt; mit diesem Heiligthum erscheint uns bei Homer der Hellenische Stamm in der engsten Verbindung, und die Aehnlichkeit der Namen *Ἑλλά* und *Ἑλλάς* darf gewifs nicht als zufällig angesehen werden. — Die Uebersicht der Stämme, die in der historischen Zeit das Hellenische Gesammtvolk ausmachten, S. 45 ff., beschränkt sich auf blofse Aufzählung der einzelnen, ohne sich auf genauere Erörterung der herkömmlichen Abtheilung in drei Hauptmassen, Aeolier, Dorer und Jonier einzulassen, und ihren historischen Grund kritisch zu untersuchen. Nur über die Jonier lesen wir die Aeufserung, sie seien nebst den Achäern durch erkünstelte Genealogie, vermittelst zweier mythischer Enkel des Hellen, Jon und Achaeus, hellenisirt worden; wobei wir aber zweifelhaft bleiben, ob Hr. W. damit blofs eine erdichtete Verknüpfung meine, oder ob er an eine wirkliche Vermischung des Altjonischen mit dem Hellenischen glaube, die uns wenigstens zu bezweifeln kein Grund vorhanden zu seyn scheint. Nämlich wir läugnen keinesweges, dafs die Genealogie von Jon sicherlich aus dem Bestreben hervorgegangen sei, den Jonischen Stamm mit dem Hellenischen in Verbindung zu bringen; aber wir glauben, dafs Kunde von alten Hellenischen Einwanderungen in Attika dabei zum Grunde lag, welche die Sage auf mehr als eine Weise andeutet. Hierher rechnen wir, dafs nach einigen schon Deukalion, der mythische Stammvater des eigentlich Hellenischen Stammes, zu dem Pelasgischen Kranaus nach Attika gekommen seyn soll, *Pausan.* I, 18, 8. *Marm. Pas. ep.* 4; nach andern Amphiktyon, Hellens Bruder, König über Attika wurde. *Apollod.* I, 7, 2, 7. vergl. *Meurs. Reg. Ath.* I, 15. — Denn diesen in Attika herrschenden Amphiktyon für verschieden von dem Bruder des Hellen zu halten, scheint uns ein offenbares Mifsverständnifs, obwohl manche unter den Alten selbst diefs gethan haben, und auch Hr. W. S. 41 Anmerk. 26 dieser Ansicht beitritt. — Später treten diese Sagen vor der vom Xuthus in Schatten, ohne dafs wir deswegen in ihr eine sicherere historische Ueberlieferung zu haben glauben dürften, als in jenen. Uebrigens hätte wohl bemerkt zu werden verdient, dafs ganz dieselbe Art der Hellenisirung durch eine mythische Genealogie auch bei den übrigen beiden Hauptstämmen, dem Dorischen und dem Aeolischen, statt finde, nur dafs sie sich hier nicht gleich so klar zu erkennen gibt. Der Hesiodischen Sängerschule namentlich ist das Bestreben zuzuschreiben, die Gesammtheit der Griechischen Völkerschaften in die drei Hauptstämme zusammenzufassen, und sie durch die Genealogie von Deukalion und Hellen mit einander in Verbindung zu setzen, und auf einen gemeinschaftlichen Urstamm zurückzuführen, wobei denn andere widerstrebende Sagen ignorirt und beseitigt wurden, und endlich, da sich die Hesiodische Stammtafel immer mehr geltend machte, gänzlich in den Schatten traten. Dennoch sind solche abweichende Sagen nicht gänzlich verschollen. Nicht nur ward Hellen selbst, statt vom Deukalion abgeleitet zu werden, unter die Nachkommenschaft des erdgebornen Pelasgus gebracht, vergl. *Steph. Byz.* von *Ἑλλάς* mit *Apollodor.* III, 8, 1, 3., sondern auch Aeolus heifst bei Euripides im Jon nicht Sohn des Hellen, sondern Sohn des Zeus, Dorus Sohn des Apollon, *Apollod.* I, 7, 6, und die Achäer namentlich erscheinen in den genealogischen Mythen vielfältig als Pelasger. So glauben wir es auch als höchst wahrscheinlich ansehn zu dürfen, dafs aufser dem von Hellen entsprossenen Jon andere alten Mythen irgend einen andern Stammvater des Jonischen Volkes und Namens genannt haben, worauf auch *Buttmann* hindeutet; indem er diesen Namen in Jasos, Jasion, Jo wiederfindet, über die mythischen Verb. v. Griech. und Asien, Abh. der Ak. der W. 1818—1819. Auch möchten wir nicht bezweifeln, was Hr. W. zu bezweifeln scheint, dafs der Jonische Stamm im ganzen Peloponnes und in manchen Theilen des übrigen Hellas ursprünglich verbrei-

Digitized by Google

tet gewesen sei, wobei wir zugleich die enge Verwandtschaft dieses Stammes mit dem Achäischen festhalten, welche nicht bloſs die Hesiodische Stammtafel ausspricht, indem sie Jon und Achaeus zu Brüdern macht, sondern die uns auch die alte Benennung des Peloponnes, Ἴασον Ἄργος gleichbedeutend mit Ἀχαϊκὸν Ἄργος anzudeuten scheint. Vergl. *Hellanic. Fr.* p. 49 *Sturz. Strab.* VIII, p. 196 *T. Schol. ad Odyss.* XVIII, 246, wozu noch kommt, daſs einmal bei Hesychius von Ἴωνες die Achäer selbst unter dem Namen der Jonier mitbegriffen werden, und endlich, daſs auch von späteren Forschern diese Verwandtschaft ausdrücklich anerkannt wird. *Pausan.* II, 37, 3.

Der nächste Abschnitt schildert §. 14 die Naturbeschaffenheit der Wohnsitze der Hellenen auſserhalb des Mutterlandes; der darauf folgende §. 15 den Charakter des Hellenischen Volkes im Ganzen und nach den einzelnen Völkerschaften. Hiermit ist die Einleitung geschlossen, und es beginnt nunmehr die Darstellung des politischen Zustandes, zunächst der heroischen Zeit, mit Betrachtungen über die Anfänge der Hellenischen Staaten. Es versteht sich wohl von selbst, daſs Hr. W. die Entstehung des Staats nicht von einer vorhergegangenen Uebereinkunft ableite; vielmehr ist ihm der Staat etwas ohne planmäſsige Einrichtung in Folge natürlicher, im Wesen der Menschheit selbst liegender Bedingungen unter mannichfaltig mitwirkendem Einfluſs der Umstände aus dem Familien- und Geschlechtsverein allmählig Hervorgegangenes, an dessen weiterer Ausbildung und Gestaltung indessen allerdings gar bald auch Nachdenken und bewuſste Absicht mehr oder weniger sichtbaren Antheil nahmen, während auf der andern Seite die natürliche und selbstständige Entwickelung durch Mischung mit fremden Bestandtheilen, durch Eingriffe und Berührungen von auſsen her vielfältig gehemmt oder anders gerichtet wurde. — Die Ungleichheit zwischen den Gliedern des Staates, insofern sie sich im Innern desselben selbst, ohne Hinzutreten fremder, von auſsen her einwirkender Ursachen, wie durch Ueberwältigung eines Volkes durch ein anderes gestaltet hat, liegt ihrem Ursprung nach überall über den Anfängen der Geschichte. Die poetische Sage kennt keine andere Entstehungsart des Adels, als Abstammung von Göttern und Heroen, und zwischen ihm und dem niederen Volke erscheint die Kluft desto gröſser, je weiter wir die Anfänge der Geschichte hinauf verfolgen. Die Edlen allein sehen wir als die eigentlichen Inhaber der herrschenden Gewalt; das niedere Volk steht in einem Mittelzustande von Selbstständigkeit und Dienstbarkeit, und seine Selbstständigkeit ist nicht sowohl eine feste, rechtlich verbürgte, als eine factisch bestehende und deswegen nach den Umständen und nach der Persönlichkeit der Häupter bald mehr bald weniger hervortretend. Dahin gehört die Gegenwart des Volkes bei öffentlichen Verhandlungen, nicht damit es eigentlich mitberathe, sondern damit es höre, was beschlossen ist oder eben jezt beschlossen wird, und damit man seiner Zustimmung oder Abneigung gewiſs werde bei Dingen, die man gegen den entschiedenen Willen der Menge zu unternehmen nicht für thunlich hält. Mit Recht miſsbilligt Hr. W. die entgegengesezte Ansicht, die schon in der heroischen Zeit eine förmlich demokratische Theilnahme des Volkes an den öffentlichen Berathschlagungen annimmt; aber er scheint eine solche Theilnahme an der öffentlichen Rechtspflege, wenigstens über Ebenbürtige, anzuerkennen, mit Beziehung auf die bekannte Homerische Stelle *Il.* XVIII, 497 ff. Wir können aber diese Stelle nicht als Beweis dafür gelten lassen; die Rechtspflege war überall ausschlieſsliches Eigenthum der Edlen, βασιλῆες, (vergl. auſser bekannten Hom. Stellen *Hesiod. O et D.* 38. 84. 260.) die Theilnahme des Volks hiebei war von keiner andern Art, als bei andern vor einer Volksversammlung verhandelten Gegenständen; eigentliche Volksgerichte finden wir nirgends, auch in jener Stelle nicht. Denn daſs zu dem auf dem Markte gehaltenen Gerichte sich eine zahlreiche Menge einfindet, auch wenn sie nur zuzuhören hat, ist ganz natürlich; eben so, daſs die Streitenden sich in ihrem Vortrage nicht ausschlieſslich an die zu Gericht sitzenden Edlen (γέροντες), sondern auch an die umstehende Menge wenden (δήμῳ πιφαύσκων v. 500.), die, obgleich die Entscheidung nicht von ihr abhängt, doch ihre Theilnahme laut und lebhaft zu erkennen gibt. Am deutlichsten aber erhellt die eigentliche Bedeutung wenigstens eines groſsen Theils dieser umherstehenden Menge aus den Worten v. 502: λαοὶ δ' ἀμφοτέροισιν ἐπήπυον ἀμφὶς ἀρωγοί, welche unverkennbar zeigen, daſs wir uns dieselbe nicht als Richter, sondern vielmehr als Beistände der einen oder der andern Partei zu denken haben, die ihre Ueberzeugung von der Gerechtigkeit der Sache desjenigen, für den sie erschienen sind, durch lautes Geschrei zu erkennen geben und jenen dadurch beistehn und helfen, indem ohne Zweifel auch bei den Richtern für den ein günstiges Vorurtheil entstehen muſs, für den sich so viele erklären. Etwas ähnliches finden wir anderswo vielfältig wieder: die παράκλητοι im Attischen,

Digitized by Google

die *advocati* im Römischen Processe sind gewissermaafsen auch solche ἀρωγοί, nur dafs sie freilich nicht in solcher Masse vor Gericht erscheinen; und noch ähnlicher sind im Altgermanischen Processe die Eideshelfer, nur dafs hier die theilnehmenden Freunde ihren Glauben (nicht ihr Wissen) von der Gerechtigkeit der Sache dessen, für den sie auftreten, auf eine förmliche und feierliche Weise durch einen Eid aussprechen müssen, also gleichsam δι' ὅρκον ἀρωγοί.

Aus der Zahl der Edlen ragt überall einer als der erste, als Fürst, hervor. Das monarchische Princip ist durchgängig vorherrschend; auch bei den Phäaken ist nicht deutlich, ob die zwölf βασιλῆες, die neben dem Alkinous im Lande walten, in einem andern Verhältnisse zu jenem stehen, als anderswo die Häuptlinge, denen ja der Name βασιλῆες überall auch zukommt, zu dem Oberkönige. Andere haben an eine Wechselregierung gedacht, und für diese Ansicht auch den Eustathius p. 1198 R. als Gewährsmann angeführt. Diefs würde nun freilich auf jeden Fall eine nichtsbedeutende Auctorität seyn; aber die Worte des Eustathius κατὰ μέρος ἄρχοντες lassen sich auch auf blofsen Antheil an der Herrschermacht deuten, ohne dafs gerade an abwechselnde Ausübung derselben zu denken wäre. Eben so wenig ist im Hymnus auf Demeter eine unzweideutige Andeutung solcher Wechselregierung vorhanden; und selbst wenn diefs der Fall wäre, würden wir mit Hr. W. S. 83 darin nichts anders als Uebertragung aus späterer Zeit in eine frühere finden.

Bei der Bestimmung der fürstlichen Würde und Macht mufs man offenbar den Fürsten als einzelnen, und den Fürsten in gemeinschaftlichem Wirken mit den übrigen Häuptlingen unterscheiden. Es ist unverkennbar, wie sehr jener durch diese beschränkt und an ihre Zustimmung gebunden war. Also scheint uns, was Hr. W. S. 87 über die grofse Macht und Würde des Fürsten sagt, wie sie das Gesetz ihrer Geltung in sich allein getragen, wie sein Recht in der Ungehindertheit seines Thuns gelegen, wie er sich unbeschränkter Willkür erfreut habe, höchstens nur von der Fürstenwürde zu gelten, die nicht er ausschliefslich besafs, sondern mit den übrigen Häuptlingen theilte, als der erste unter Gleichen. Gegen diese steht der Fürst keinesweges so erhaben; und auch in Beziehung auf das niedere Volk sehn wir ihn für sich allein keinesweges so hoch gestellt, sondern es theilt sich die Verehrung des Volkes unter ihn und die anderen Häupter, so dafs, wo unter ihnen keine Einigkeit ist, jeder theils durch sein persönliches Gewicht, theils durch die bewirkte Ueberzeugung vom besseren Rechte seiner Sache sich eine Partei verschaffen, und der eine bei den Anhängern des andern auf keine Unterwürfigkeit rechnen konnte. Ein anderes Verhältnifs läfst sich durchaus nicht nachweisen; am klarsten freilich tritt es in der Odyssee hervor, aus leicht begreiflichen Gründen, ohne dafs wir deshalb hierin mit Hrn. W. S. 92 hervorbrechende Regungen des Adels gegen das sinkende Fürstenthum erkennen möchten. Wohl aber ist es ersichtlich, dafs hierin eben der Keim zum Verfall des Fürstenthums und die ersten Anlässe zu einer vertragsmäfsigen Beschränkung lagen. — Die Idee einer Verbindung der königlichen Gewalt mit der priesterlichen wird von unserm Verf. nur gelegentlich S. 80 berührt, doch so, dafs man erkennt, wie er sich entschieden gegen die Ansicht erkläre, nach welcher das Königthum ursprünglich einen priesterlichen Charakter gehabt und mit dem Priesterthum nicht blofs verbunden gewesen seyn, sondern von dieser Verbindung eben seine Würde und Heiligkeit bekommen haben soll. Das Fürstenthum hat bei den Griechen nur einen kriegerischen, nicht einen priesterlichen Charakter; und will man von einer Verbindung priesterlicher und königlicher Macht reden, so mufs man dabei nicht vergessen, den Begriff dessen, was den Griechen das Priesterthum war, vor allen Dingen scharf und bestimmt zu fassen, wo sich denn finden wird, dafs ein Priester bei ihnen und ein Priester bei Indern, Aegyptern, Juden und wo sonst priesterliche Herrschaft stattfand, wesentlich von einander verschieden waren, und dafs sich bei jenen in der That gar keine von den Bedingungen vorfand, auf welchen solche Herrschaft ruhen konnte. — Den Beschlufs dieses Abschnitts macht S. 92 die Darstellung des äufsern Staatenverhältnisses, d. h. der ersten Spuren völkerrechtlicher Grundsätze und Ansichten, die im gegenseitigen Verkehr der verschiedenen Staaten befolgt wurden, der Verbindungen theils zu Opfern und Festgemeinschaften, theils zu gemeinsamen Unternehmungen, endlich der Stellung der Hellenen gegen die Barbaren; gegen welche indessen in dieser frühen Zeit noch kein deutlicher Gegensatz hervortrat und gefühlt ward, wie es denn auch selbst noch an allgemeinen Namen fehlte, die die Gesammtheit der Hellenischen und der un-Hellenischen Völker einander entgegengesezt hätte.

Der nächste Abschnitt schildert zuvörderst, was nach der heroischen Zeit bis auf die Perserkriege die Hellenischen Staaten vereinzelte und was sie wiederum mit ein-

Digitized by Google

ander verband. Als vereinzelnd betrachtet Hr. W. zunächst die zahlreichen Wanderungen theils innerhalb des Stammlandes, theils ins Ausland, wodurch vielfältig alte Bande zerrissen wurden, ohne dafs immer neue dafür leicht anzuknüpfen gewesen wären, besonders wenn neue Staaten von alten Stammesgenossen entfernt und so allmählig ihnen mehr und mehr entfremdet wurden. Indessen läfst sich im Allgemeinen schwerlich behaupten, dafs in der heroischen Zeit eine gröfsere Vereinigung stattgefunden habe, als späterhin; in manchen Landschaften, wie in Attika, Böotien, Thessalien, möchte eher das Gegentheil glaublich seyn. Auch scheint uns Hr. W. zu wenig auf die natürlichen Ursachen der Vereinzelung, auf die Beschaffenheit des so vielfach getheilten Landes, auf die Ungleichheit selbst der nächstgelegenen Landschaften und die dadurch bewirkte Ungleichheit der Bewohner, auf diese absondernden Scheidewände, wodurch das Land von der Natur selbst zum Wohnplatz einer Menge kleiner unverbundener Völkerschaften bestimmt scheint, aufmerksam gemacht zu haben. Diese Ursachen mufsten um so stärker wirken, je schwächer die Bevölkerung noch war, und je weniger höhere Kultur durch mildere Sitte und wechselseitiges Bedürfnifs die Menschen einander näherte. Vergl. *Thucyd.* I, 2 und 6. Und wenn wir auch zugeben, dafs bei der Vermehrung der Städte und der Entwickelung des städtischen Lebens sich die Absonderung vielfältiger zeigte und schärfer aussprach, als sich diefs bei dem früheren Leben κατὰ κώμας nachweisen läfst, indem jede Stadt sich zu vereinzeln und für sich selbst ein abgeschlossenes Ganze zu bilden strebte, so dürfen wir dagegen nicht aufser Acht lassen, theils dafs dafür nun auch in den Städten engere Vereinigungspunkte für eine gröfsere oder geringere Anzahl von Gauen entstanden, wogegen die früheren Staaten, wenn auch im Durchschnitt gröfser, doch dafür in sich selbst um so schwächer vereinigt waren, theils dafs es auch zwischen den einzelnen Städten keinesweges an manchen vereinigenden Banden fehlte, welche, so schwach sie auch seyn mochten, doch schwerlich schwächer waren, als die, wodurch im heroischen Zeitalter die Staaten mit einander verbunden waren. Was endlich die Kolonien betrifft, so ist freilich ihre Verbindung mit den Mutterstädten immer nur eine sehr lockere gewesen; aber die Bewohner des Mutterlandes wurden doch durch sie nicht mehr vereinzelt, als sie es ohnehin gewesen seyn würden; ja es möchte sich behaupten lassen, dafs, indem durch sie die Hellenen überall mit Nichthellenen in nähere Berührung kamen, das Gefühl der nationalen Einheit durch den sichtbarer werdenden Gegensatz gegen die Barbaren eher gestärkt werden mufste, so wenig diefs freilich politische Eintracht zu bewirken vermochte. — Was der Verf. über die Vereinigungsmittel der vereinzelten Staaten sagt, Festgemeinschaften, wie die heiligen Nationalspiele, Gaugenossenschaften mit einem Bundesrathe an der Spitze, wie der Jonische, Dorische u. a. Vereine, Bundesgenossenschaften, nicht blofs zu einzelnen gemeinschaftlichen Unternehmungen, sondern auf die Dauer, zum Theil mit einem an der Spitze stehenden Hauptorte, und anderes dergleichen, müssen wir hier der Kürze wegen unbesprochen lassen. Dafs keine unter diesen Verbindungen ein festes und dauerndes Zusammenhalten unter ihren Mitgliedern bewirkte, und namentlich der Amphiktyonenbund weit entfernt war, eine nationale Einigung zu vermitteln, lehrt die Geschichte hinlänglich. Gelegentlich bemerken wir, dafs die S. 119 vorgetragene Vermuthung, die Thessaler möchten nach dem ersten heiligen Kriege an die Stelle der Krissäer in den Bund der Amph. aufgenommen seyn, nur dann Wahrscheinlichkeit haben würde, wenn sich erweisen liefse, dafs die Krissäer für sich allein und nicht als ein Theil des Phokischen Volkes Bundesglied gewesen seien. — Dafs in dem Verzeichnisse der amphiktyonischen Völker Oetäer und Aenianen als eins anzusehen seien, halten wir ebenfalls für sicher. Da indessen anderswo Oetäer und Aenianen neben einander genannt werden, *Xenoph. Hellen.* III, 5, 6., so kann man vermuthen, dafs der eine dieser beiden Namen theils in engerer, theils in weiterer Bedeutung gebraucht worden sei, einmal als zweien Völkerschaften gemeinschaftlich, dann aber auch als specielle Benennung einer von beiden. — Den Beschlufs dieses Abschnittes machen Bemerkungen über den Charakter der Hellenischen Staaten im politischen Verkehr, über die völkerrechtlichen Grundsätze in ihren Verhältnissen unter einander, worüber bekanntlich Hr. W. früher in einer eigenen kleinen Schrift ausführlicher gesprochen hat, über die politische Sinnes- und Handlungsweise der einzelnen Staaten, endlich über die politische Stellung der Hellenen gegen die Barbaren; kurze, aber gediegene und treffende Bemerkungen, die indessen eines Auszuges nicht wohl fähig sind.

Die folgenden Abschnitte haben die Schilderung der Verfassungen, wie sie sich in dem Zeitraum von der Dorischen Wanderung bis zu den Perserkriegen gestalte-

Digitized by Google

ten, und zwar erstens im Allgemeinen der allmähligen Umgestaltung des Personenstandes, darauf der allgemeinen Grundzüge der Aristokratie und Demokratie als factischer Gestaltungen, dann der durch Gesetzgebung geordneten Verfassungen, natürlich vorzugsweise der Spartanischen und der Athenischen, und endlich der Tyrannis, gleichsam einer fast überall in einem gewissen Zeitraum hervortretenden Krankheitserscheinung der Staaten, zum Gegenstande.

Der allmählige Verfall des alten Königthums ist ein Ereignifs, das nach dem Gesetze natürlicher Entwickelung früher oder später nothwendig überall erfolgen mufste, und keinesweges befremden kann. Das alte Königthum ruhte vorzüglich auf der Einigkeit des Fürsten mit den ihn umgebenden Edlen, und jede Störung derselben war dem Ansehn des Königs gefährlich. Wie leicht aber konnte diese gestört werden bei dem schwankenden und unbestimmten Rechtsstande, wo das gegenseitige Verhältnifs nicht verfassungsmäfsig festgestellt, sondern je nach der Persönlichkeit des Fürsten und der Edlen stetem Wechsel unterworfen war. Der schwache und untüchtige Fürst durfte auf keine Anerkennung seiner Herrschermacht rechnen; das hohe und kraftlose Alter trat deswegen selbst von der Fürstenwürde zurück und machte jüngern und kräftigeren Söhnen Platz. Da Erbfolge, wenn auch factisch bestand, doch keinesweges ausdrücklich bestimmt war, so konnte leicht auch ein anderer als der Sohn auf den ersten Platz treten; nicht weniger leicht aber konnte auch, wenn kein einzelner Ansehn und Macht genug besafs, um die erledigte Stelle einzunehmen, die königliche Würde gänzlich eingehn. Wie wenig nothwendig eigentlich dem Bestehen der alten Staaten ein König war, erhellt aus dem Beispiele von Ithaka, wo des abwesenden Odysseus Stelle zwanzig Jahre lang ohne eine Stellvertretung unbesezt bleibt. Der gleiche Fall trat während des Troischen Zuges auch in andern Staaten ein. Anderswo sehen wir die königliche Würde durch Unwillen über Verbrechen der Fürsten vernichtet. In Argos blieb dem Vatermörder Knisos vom Königthume nur der Name übrig; und auch dieser ward nachher seinem Enkel entzogen. — Vorzüglich mufsten die Wanderungen nach dem Troischen Kriege dem Königthume gefährlich werden. Hier gesellten sich fremde Schaaren zu einander, die keine alten und gewohnten Bande an einen gemeinschaftlichen Fürsten fesselten. Es konnte nicht an Streitigkeiten zwischen den Führern fehlen; der Fürst konnte nur durch persönliches Uebergewicht gelten, und in stürmischen und gefahrvollen Zeiten mufste sich natürlich der Gedanke immer lebendiger regen, dafs nur der Tüchtigste und Würdigste an der Spitze stehen dürfe. Daraus erfolgten denn Beschränkungen der königlichen Würde, oder auch gänzliche Abschaffung. Dasselbe indessen würde ohne Zweifel auch ohne die Wanderungen früher oder später haben erfolgen müssen; wir können in jenen nicht die einzige Ursache, sondern nur ein vorzüglich wirksames Moment erkennen, welches die Erscheinung beschleunigte. Die Gewalt ging nunmehr in natürlicher Folge an den Adel über. Alle Staaten zeigen uns einen bevorrechteten Herrenstand, gestüzt auf Glanz der Abstammung von alten Heroen- und Königsgeschlechtern oder von staatengründenden Helden, auf reichen Güterbesitz und auf kriegerische Tüchtigkeit; in ihm allein concentrirt sich die Fülle bürgerlicher Rechte; das Volk lebt ohne Theilnahme an der Verwaltung zum Theil selbst in Klientenabhängigkeit. Wohl überall wird die Scheidewand zwischen den Edlen und der Masse durch Enthaltung von verwandtschaftlichen Verbindungen befestigt. Indessen konnten solche Vorzüge des Geschlechtsadels sich unmöglich auf die Dauer erhalten. Bei fortschreitender Kultur konnte der Reichthum nicht vorzugsweise in den Händen adelicher Grundbesitzer bleiben; auch Männer des niederen Volkes bekamen Antheil an ihm, und damit erwachten Ansprüche auf Theilnahme an den politischen Rechten. Der Adel konnte sich weder ohne Reichthum im ausschliefslichen Besitze derselben behaupten, noch der Nichtadeliche, mit Reichthum begabt, auf die Länge davon ausgeschlossen werden. Diefs führte allmählig zur Verwandlung der Adelsherrschaft in eine Herrschaft des Reichthums; doch erfolgte diese Wirkung ziemlich spät; frühestens im nächsten Jahrhundert vor den Perserkriegen. Die Elegien des Theognis sind voll des Unwillens, den ein aristokratisch gesinntes Gemüth über die Gleichstellung des Reichthums mit den Vorzügen der Geburt empfindet, die ihm eine schmachvolle Herabwürdigung des Adels scheint. *Welckers* treffliche Arbeit hat uns erst neulich diese Bedeutung jener Elegien in das gehörige Licht gestellt, und wir bedauern, dafs Hr. W. diese Arbeit nicht hat benutzen können. — Die Zustände des niederen Volkes zeigen verschiedene Modificationen, von der Gränze des Vollbürgerthums bis an die der Leibeigenschaft. In den Staaten, denen Ackerbau die Grundlage des Staatshaushalts ist, erscheint uns, während die

Digitized by Google

Herrscher Bewohner der um die alten Burgen her angelegten Städte sind, das Volk, als Umherwohnende, auf das Land gewiesen und von den Leibeigenen nur durch persönliche Freiheit unterschieden, doch gleich ihnen tributär und ohne politische Geltung; in den Seestädten dagegen als Mitbewohner der Stadt, als gewerbtreibende Classe, Schiffsleute, Handwerker und dergl. Aber eben hier erzeugt sich bei dem leichter möglichen Erwerb gröſseren Besitzthums, bei der unmittelbareren näheren Berührung mit dem herrschenden Stande, bei dem dadurch genährten Kraftgefühl auch eher keckes demokratisches Aufstreben, besonders wo die Kriegsmacht des Staates sich vorzugsweise zur Seemacht gestaltete. Das Wesen des Bürgerthums überhaupt, insofern auch das niedere Volk daran Antheil hatte, möchte sich demnach bestimmen lassen als Rechtsstand vor den öffentlichen Gerichten, Recht des Grundbesitzes und Theilnahme an den Volksversammlungen, deren Bedeutung aber jezt noch dieselbe ist, wie im heroischen Zeitalter. Durch den Besitz dieser Rechte unterscheidet sich der Bürger auf der einen Seite vom Leibeigenen, auf der anderen vom Fremden. Einbürgerung Fremder darf im Allgemeinen nicht als häufig angenommen werden; wenn gleich anfänglich die Masse der Bevölkerung in manchen Staaten aus verschiedenartigen Elementen zusammengesezt und Zukömmlingen der Zutritt nicht gewehrt wurde, so schloſs doch späterhin das Bürgerthum sich strenger gegen Fremde; selbst Ehegenossenschaft mit dem Auslande war mehr oder weniger strenge meistentheils untersagt. Ueberhaupt aber war der Stand des politischen Fremdlings nur der der Duldung. Der Knechtstand aber war entweder Leibeigenschaft, wo die Bewohner einer Landschaft durch eindringende Schaaren gewaltsam unterworfen waren, wie Penesten, Mariandyner, Heloten (von ἑλεῖν, welche Ableitung Hr. W. S. 168 mit Recht festhält), theils Kaufschaven. Eine besondere Gattung von Knechten sind die Hierodulen.

Fragen wir nun nach dem Organismus der Verfassung in den einzelnen Staaten für diese Periode, so gibt uns die Geschichte darüber meist nur dürftige und abgerissene Notizen. Das Bestehen eines bevorrechteten Herrenstandes läſst sich fast überall ausdrücklich nachweisen; nur in Achaja und Arkadien scheint er entweder gar nicht bestanden zu haben oder sehr früh verschwunden zu seyn. Die Vertheilung und Ausübung der Gewalt läſst sich aus zerstreuten und einzelnen Angaben nur im Allgemeinen auffassen. In den meisten Staaten finden wir einen hohen Rath als Ausschuſs des herrschenden Standes, dessen Mitglieder ihre Würde lebenslänglich besitzen. Hin und wieder jedoch erscheint als Hinneigung zum Demokratischen ein Rath mit wechselnden Mitgliedern, ohne daſs wir aber über die Art der Wahl unterrichtet wären. Ein solcher Rath bildete sich theils an der Stelle einer aristokratischen, nicht wechselnden Gerusia; theils sehen wir beide neben einander bestehen. Die Theilnahme des Volks an der Regierung spricht sich zunächst in der Volksversammlung aus, die auch in aristokratischen Staaten bestand und nicht auf Demokratie zu schlieſsen berechtigt. Ueberall ist die Thätigkeit dieser Versammlungen durch jene Rathscollegien bestimmt und geleitet. Das Recht des Vortrags war bei diesen; sie legten dem Volke ihre Beschlüsse zur Annahme oder Verwerfung vor. Freie Debatte fand schwerlich statt; noch weniger das Recht selbstständiger Beschlüsse, über die Annahme oder Verwerfung des Probuleuma hinaus. Auch waren der Gegenstände des Vortrags an die Volksversammlung schwerlich viele; am häufigsten vielleicht Abstimmung über Krieg und Frieden. Wahl der Magistrate fand wohl nur dort statt, wo die Adelsherrschaft schon ihrem Verfalle entgegenging, und der Reichthum auch neue Emporkömmlinge zu Aemtern fähig machte. Richterliche Gewalt übte die Volksversammlung schwerlich aus. Hier und da nahm nicht einmal das ganze Volk an den Versammlungen Theil; das niedere Volk der Landbewohner war ausgeschlossen, nur die Städter versammelten sich. Wo aber das Volk in der Stadt mit dem herrschenden Stande zusammenwohnte, erzeugten sich eben deshalb auch früher demokratische Regungen. — Die Verwaltungsämter waren ebenfalls in der Aristokratie nur Ausflüsse der Gewalt des herrschenden Standes; die obersten Aemter waren zum Theil das Eigenthum einer gewissen Anzahl besonders vornehmer Geschlechter; Zulassung der Gemeinfreien bildete sich den abnehmenden Graden der Aristokratie gemäſs. Mit der Geltung des Reichthums ward die Besetzung der Aemter an die Schätzung geknüpft. Vorläufige Prüfung der Würdigkeit, so wie nach vollendeter Verwaltung Rechenschaftspflichtigkeit, war Regel; eben so kurze Dauer der Verwaltung.

Erst ziemlich spät trat das Gefühl der Unzulänglichkeit des allmählig und ohne planmäſsige umfassende Anordnung herkömmlich und factisch Gestalteten, und das Bedürfniſs einer bestimmten Gesetzgebung lebhafter hervor. Einzelne Einrichtungen und Abänderungen, von der

Digitized by Google

regierenden Gesammtheit ausgegangen, mochten schon früh statt gefunden haben; umfassendere, den ganzen Organismus des Staats regelnde Gesetzgebungen veranlafste entweder innere Zwietracht unter den Herrschern, oder Mifsvergnügen des Volkes mit seinem Druck und seiner Abhängigkeit. Vielfältig führten solche Erscheinungen zu dem Versuch, durch freigewählte Herrscher, Aesymneten, denen auf einstweilen die Zügel der höchsten Gewalt überlassen wurden, die Unruhen zu stillen, wie Pittakus zu Mitylene an die Spitze des Staats gestellt ward, (Kypselus aber und Pisistratus S. 200 gehören offenbar nicht hierher), oder durch Schiedsrichter die streitenden Parteien zu versöhnen. Es liegt in der Natur der Sache, dafs diefs nicht ohne mehr oder weniger bedeutende Umgestaltungen des Bestehenden geschehen konnte; und wenn diese die Ruhe und Herstellung der Eintracht nicht zu bewirken vermochten, so war der Schritt, einen Einzelnen mit gänzlicher Umformung des Alten und Feststellung einer neuen Ordnung zu beauftragen, nicht grofs. Auf solchem Wege sind alle Gesetzgebungen unter den Hellenen entstanden, von denen wir Kunde haben. Von einem förmlichen Vertrage zwischen den streitenden Parteien ist nirgends die Rede; der Weisheit und Gerechtigkeit der Gesetzgeber vertraute man sich an, und die Ansicht, alles gesetzlich Gestaltete als von der Person irgend eines einzelnen Gesetzgebers ausgegangen zu betrachten, ist überall so vorherrschend, dafs vielfältig selbst dasjenige, was offenbar nur als herkömmlich und allmählig geworden angesehen werden darf, als Anordnung alter Fürsten und Gesetzgeber dargestellt zu werden pflegt.

Charakteristische Eigenthümlichkeit der Griechischen Gesetzgebungen offenbart sich in der Art und Weise, wie dem Gesetze Achtung und Ehrfurcht vermittelt wurde. Zunächst sehn wir es unter den Schutz der Götter gestellt; zum Theil wird einer Gottheit selbst seine Sanction zugeschrieben, wie dem pythischen Apoll die der Lykurgischen Satzungen; überall aber sind Götter wenigstens in so fern Hüter und Beschützer des Gesetzes, als an sie der Schwur des Bürgers gerichtet, sie in dem gegen Verbrecher ausgesprochenen Staatsfluche zur Rache aufgerufen werden. — Sodann aber nimmt die Gesetzgebung der Hellenen die gesammte ethische Kraft des Menschen in Anspruch, und für die sicherste Grundlage der Verfassung galt überall, dafs der Bürger zum Gehorsam gegen das Gesetz von Jugend auf gewöhnt, dafs die Sitte des Lebens der Ordnung des Staates entsprechend gebildet würde und eine politische Gesinnung sich erzeugte. Daher die Sorgfalt der Gesetzgeber für die Erziehung der künftigen Staatsbürger und die fortwährende genaue Aufsicht auf das Leben der Einzelnen. Am stärksten offenbart diesen Charakter die Lykurgische Gesetzgebung, am schwächsten die Solonische. Aber eben wegen dieses Verhältnisses der Ethik zur Politik, indem das Ethische nur in Beziehung auf das Politische, nicht aber in seiner Selbstständigkeit und Allgemeinheit aufgefafst wurde, darf auch der ethische Gehalt der alten Gesetzgebungen aus keinem andern Gesichtspunkte als aus dem des Staats beurtheilt werden. Den Alten ist der gemeinschaftliche Zweck der Ethik wie der Politik staatsbürgerliche Tugend. Der Staat sollte innerhalb des vaterländischen Kreises seine Genossen zu aller seinen Forderungen entsprechenden Vollkommenheit bilden, seine Blüthe und Herrlichkeit aus der dem Gesetze zugebildeten Tugend seiner Bürger erzielen. — Doch wir enthalten uns weiterer Auszüge aus diesem Abschnitte, den wir zu den gelungensten des ganzen Werkes zählen.

Nach einer Uebersicht der verschiedenen, theils mythischen theils historischen Gesetzgeber von Phoroneus, Apis, Triptolemus an bis auf Solon hinab — die freilich nicht auf vollständige Aufzählung ausgehn durfte — und einigen Bemerkungen über den Geist der Gesetzgebungen in Anordnung der Stände und der höchsten Gewalt im Allgemeinen, folgt nun die speciellere Betrachtung der Gesetzgebungen des Lykurgus, Solon und Klisthenes. Ein Auszug ist hier theils überflüssig, theils bei der compendiarischen Kürze der Darstellung des Verf. nicht gut möglich. Wir beschränken uns deswegen auf einige gelegentliche Bemerkungen über einzelne Punkte. Wenn S. 218 die ὅμοιοι als Altbürger den Neodamoden entgegengesezt werden, so scheint uns diefs für keine Zeit richtig, und die dafür angeführten Stellen, von denen einige gar nicht einmal, weder der Homöen noch der Neodamoden erwähnen, beweisen diefs durchaus nicht. Bei *Xenophon* werden *Hellen.* III, 3, 6 Neodamoden, Hypomeiones und Periöken mit einander genannt; die Homöen stehen den beiden ersten als die oberste Classe der Altbürger entgegen, und *Tittmann* vergleicht sie sehr passend mit dem ὁμοίμοις unter den Persern bei *Xenoph. Cyrop.* I, 5, 5. II, 1, 2, 3. Dafs die Hypomeiones wirklich ehr- und rechtlos genannt werden dürfen, bezweifeln wir ebenfalls. Nur von gewissen, den Homöen allein zustehenden Rechten waren sie ausgeschlossen. Zur Annahme einer Verschiedenheit des Begriffs dieser Homöen in der früheren und in der späteren Zeit können wir aber keine Grund entdecken. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 85. u. 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1827.

Hellenische Alterthumskunde aus dem Gesichtspunkte des Staates, von Wilhelm Wachsmuth.

(Beschluſs.)

Ueber die „verrufene Heilotenjagd, Krypteia" spricht Hr. W. zu dunkel, als daſs man seine Ansicht darüber deutlich erkennen könnte. Wir glauben indessen, daſs er im wesentlichen der gewiſs richtigen Darstellung *Müllers, Dorier* II, 43 beistimme, und fügen noch hinzu, daſs aus Plutarch Leb. des Kleomenes c. 28: *Δημοτέλη τὸν ἐπὶ τῆς κρυπτείας τεταγμένον* zu erhellen scheint, es habe, wenigstens damals, auch ein Corps der Jünglinge unter diesem Namen gegeben, welches mit in den Krieg gezogen sei, womit sich vergleichen lieſse, daſs wir auch im Athenischen Heere *περίπολοι* finden, wenn es nicht zweifelhaft wäre, ob unter diesen *περιπόλοις* auch wirklich jene das Land durchstreifenden Epheben zu verstehen seien. S. *Böckh Corp. Inscript. fascic.* II, p. 305. — Ueber die Frage, ob in der Gerosia jeder König eine oder zwei Stimmen gehabt habe, ist auſser den S. 221 angeführten auch Göttling zu *Aristot. Polit.* p. 468 zu vergleichen, der den Widerspruch zwischen Herodot und Thucydides nur für scheinbar hält, und durch Interpretation des ersteren zu heben sucht. So viel indessen geht doch aus Thucydides Worten deutlich hervor, daſs einige wirklich an eine Doppelstimme jedes Königs geglaubt haben; und Herodot scheint uns allerdings auch dieser Meinung gewesen zu seyn, obgleich wir des Thucydides Auctorität unbedenklich höher achten. — Die kleine Ekklesia *Xenoph. Hell.* III, 3, 8. hält Hr. W. für eine Versammlung sämmtlicher Beamten und einer Art Bürgerdeputirten, *ἔκκλητοι*. Auch uns kommt es wahrscheinlich vor, daſs die *ἔκκλητοι* nicht die gesammte Volksversammlung, wie *Müller* meint, *Dorier* II, S. 87, sondern eine Ausschuſsversammlung, eben die zur kleinen Ekklesia Zusammentretenden, bedeute; ob diese etwa aus den Homöen bestanden, und wie sich ihr Wirkungskreis zu dem der allgemeinen Volksversammlung verhalten habe, ist freilich nicht auszumitteln. — Gewundert hat es uns S. 224 eine Inschrift *Fourmonts* angeführt zu finden, die ohne allen Zweifel zu den unächten gehört. Vergl. *Böckh Corp. Inscript. fascic.* I, p. 87.

Die Darstellung der Verfassung Athens beginnt mit Betrachtung des vor-Solonischen Zustandes, und zwar zunächst der vier Phylen und ihrer Unterabtheilungen. Hr. W. hat seine Ansichten hierüber schon früher in einer akademischen Schrift *de tribuum quatt. Att. triplici partitione. Kil.* 1825 ausführlicher vorgetragen, aus welcher die Hauptsätze hier wiederholt werden. Zunächst erklärt er sich gegen die Ansicht derjenigen, welche in den vier alten Attischen Stämmen eine kastenartige Eintheilung zu erkennen geglaubt haben. Hat man dabei wirklich an ein förmliches, strenges Kastensystem gedacht, wie es in Indien oder in Aegypten bestand, so sind Hrn. W's. Einwürfe allerdings richtig und treffend; und ähnliche Einwürfe sind auch schon von *Tittmann* Griech. Staatsverf. S. 567 vorgebracht worden. Allein man hat vielmehr wohl nichts weiter als dieſs behaupten wollen, daſs in jener Stammtheilung etwas den Kasten verwandtes zu erkennen sei — eine an Kasten erinnernde Eintheilung nennt sie Niebuhr R. G. I, S. 114 — daſs sie auf ähnliche Verhältnisse hindeute, wie diejenigen sind, auf denen die Kasteneintheilung ursprünglich beruht, nämlich auf Verschiedenheit der Abstammung und der Lebensart, welche leztere wiederum gröſstentheils in der Verschiedenheit der localen Verhältnisse ihren Grund hat. Nun ist aber sehr leicht begreiflich, wie in Attika das Locale und die dadurch bedingten, zwar nicht ausschlieſslichen, doch hauptsächlichen Beschäftigungen, verbunden mit Verschiedenheit der Abstammung die Bewohner des Landes in vier Hauptmassen zertheilen konnte oder muſste, deren jede nach der bei ihr vorherrschenden Lebensweise benannt war. Denn von dreien wenigstens ist die Benen-

Digitized by Google

nung nach der Lebensweise deutlich, wenn wir auch auf eine sichere Erklärung des vierten Namens, der Geleonten oder Teleonten, verzichten müssen. Rec. hat in diesen lezteren den alt-Attischen Adel zu finden geglaubt — den Gedanken an Aegyptische Abstammung hat er, von *Müllers* Gründen überzeugt, längst aufgegeben — welcher vor der Hellenischen Einwanderung — warum er sie nicht Jonisch nennen mag, ist hier nicht der Ort, ausführlich zu rechtfertigen — das Land beherrschte; in den Hopleten die eingewanderten kriegerischen Hellenen, welche, sei es gewaltsam, sei es friedlicher Weise — die Sagen sprechen jedoch für das Leztere — anfangs zum Besitz der Tetrapolis gelangte, und späterhin zum Theil mit dem alt-Attischen Adel zusammenschmolzen; in den Aigikoreis die Bewohner des Hochlandes, wo Viehzucht die hauptsächlichste Beschäftigung seyn mufste, und in den Argadeis das ackerbauende Volk in den Ebenen; und hiermit stimmt Hr. W. im Wesentlichen vollkommen überein. Diese Abtheilungen nun waren natürlich gegeben, und als späterhin bei festerer Vereinigung des gesammten Volkes zur Einheit eines Staates, eine politische Eintheilung gemacht wurde, boten sie die Grundlage derselben dar, wenn gleich nicht ohne einige Modificationen. Es läfst sich nicht bezweifeln, dafs der herrschende Adel vor der Vereinigung über das ganze Land zerstreut in den verschiedenen Städten gewohnt habe, deren Umwohner, Argadeis oder Aigikoreis, von ihm beherrscht wurden; darauf deuten die Nachrichten von dem Zustande vor *Theseus* mit voller Bestimmtheit. Es gab demnach in jeder einzelnen der zwölf Städte einen herrschenden Stand, der entweder den Geleonten oder den Hopleten, d. h. dem alt-Attischen oder dem eingewanderten Hellenischen Adel angehörte; doch wird sich nicht läugnen lassen, dafs die Hauptsitze der einen wie der andern in gewissen Theilen des Landes, nämlich des alt-Attischen Adels in der Umgegend von Athen, des Hellenischen in der Tetrapolis gewesen seien. Bei der politischen Stammtheilung nun benannte man die Bewohner der vier Theile, in welche das Land nach natürlichen Gränzen zerfiel, nach der in jedem derselben verhältnifsmäfsig zahlreichsten Bevölkerung. Die Bewohner der Umgegend von Athen hiefsen also Geleonten, weil hier die Geleonten in gröfster Anzahl beisammen wohnten; aber dieser Name begriff nunmehr auch die unter ihnen wohnenden Landbauer in sich; die Bewohner der Tetrapolis hiefsen aus ähnlichem Grunde Hopleten, der Name umfafste nun aber auch die unter diesen wohnenden Hirten und Bauern; eben so hiefsen die Bewohner der andern beiden Theile Argadeis oder Aigikoreis, je nachdem Ackerbau oder Viehzucht die Hauptbeschäftigung war; unter beiden Namen ward aber auch der dort ansäfsige Adel mitbegriffen. Auf diese Weise verloren mit der Einführung der politischen Stammtheilung jene Namen ihre eigentliche und ursprüngliche Bedeutung; sie deuteten nicht mehr allein die Lebensart, sondern auch, ohne Beziehung auf diese, die locale und politische Abtheilung an, der einer angehörte; und jede der so benannten Abtheilungen bot nun in sich selbst ähnliche Unterschiede dar, wie die, welche ursprünglich durch jene Namen bezeichnet worden waren. Diese Unterschiede sind es, auf welchen die Eintheilung in Eupatriden, Geomoren und Demiurgen beruht, welche die Sage mit vollkommener Consequenz dem *Theseus* zuschreibt, da er es war, der die Vereinigung zu einem Staate und somit auch die politische Stammtheilung bewirkt hatte. Diese leztere wird freilich schon dem *Jon* beigelegt; es ist indessen klar, dafs sie nur nach der Vereinigung entstehen konnte, dafs dagegen die Hellenische Einwanderung, deren Wirkungen eben auf die Person des *Jon* übertragen werden, nur jene natürliche Zerfällung in die vier Theile bewirkte, deren Benennungen nachher auf die politischen Abtheilungen übergingen, wodurch sich denn auch jener Mifsgriff leicht erklärt. — Diese Ansicht, die Rec. zum Theil schon früher vorgetragen hat, ist im Wesentlichen mit der von Hrn. W. S. 229 angedeuteten leicht zu vereinigen; einzelne Punkte, wie z. B. ob unter den Teleonten Weihepriester von Eleusis zu denken seien, was auch *Tittmann* Gr. Staatsverf. S. 570 vermuthet, und Hr. W. in einer ausführlicheren Beilage S. 524 zu rechtfertigen sucht, und wie sich die beiden Formen Geleonten und Teleonten zu einander verhalten, worüber nun auch *Welcker* zu Theognis *Proleg.* p. XX zu vergleichen ist, ferner mit welchem Rechte Athen als der Sitz der Hopleten d. h. nach Hrn. W's. eigener Erklärung der eingewanderten kriegerischen Joner (Hellenen) angesehen werden dürfe, müssen wir einstweilen auf sich beruhen lassen. Wir wenden uns dafür zur Betrachtung der Unterabtheilungen der Phylen. Als Namen dieser Unterabtheilungen werden ἔθνος, φρατρία, τριττύς angegeben; es fragt sich nun, ob diese Namen eine und dieselbe, oder ob sie verschiedene Arten von Unterabtheilungen bezeichnen. Die Zeugnisse der alten Grammatiker stimmen meistens für das erste; für das

Digitized by Google

andere wohl nur ein Schol. zu *Plat. de Republ.* p. 409 Tauchn. — δέκα μὲν ἦσαν φυλαί· διῄρουτο (schr. διῄρητο) δ' ἑκάστη τούτων εἰς τρία, εἰς τριττύας, εἰς ἔθνη, εἰς φρατρίας; obwohl diefs Zeugnifs schon deshalb Mifstrauen erwecken mufs, weil diese Eintheilung hier auf die zehn Phylen des Klisthenes übergetragen wird, welche zwar in Trittyen, aber gewifs nicht in Phratrien oder ἔθνη getheilt waren. Man ist nämlich wohl berechtigt zu glauben, der Scholiast habe diese Klisthenischen Trittyen, drei auf jeden Stamm, im Ganzen also dreifsig, mit den alten, ebenfalls drei auf jeden Stamm, im Ganzen also zwölf, verwechselt, und weil nun von jenen Klisthenischen Trittyen die Phratrien oder ἔθνη allerdings ganz verschieden waren, gemeint, dafs diese Namen überhaupt und immer verschiedene Abtheilungen bezeichneten. Die zweite von Hrn. W. angef. Stelle, Photius unter τριττῦς, kann gar nichts beweisen, da der Gebrauch der copulativen Conjunction bei gleichbedeutenden Ausdrücken auch bei den besten Schriftstellern nicht selten ist. Dennoch erklärt sich Hr. W. gegen die Identität, wie es früherhin auch andere, namentlich schon *Salmasius Obss. ad J. A. et R.* p. 112 ff., gethan haben; obgleich dieser leztere so verworren spricht, dafs Rec. wenigstens gestehen mufs, seine eigentliche Meinung nicht erkennen zu können. Hrn. W's. Gründe sind, aufser den angegebenen Stellen, aus dem Begriff, der jedem jener drei Namen zukomme, hergenommen. Ἔθνος nämlich sei ursprünglich nur eine durch Gleichartigkeit der Sitte und des Handelns zusammengesellte und gewöhnte Schaar ohne Rücksicht auf Abstammung. Eine solche seien die Demiurgen, Werkleute im öffentlichen Dienste, Gewerbskundige und Künstler, Herolde, Seher, Sänger, Aerzte, Baumeister, die aber nicht für integrirende Bestandtheile der heimischen Bewohnerschaft, sondern für den Landeskindern entgegengesezt, für Nichtansäfsige, für eine den nachherigen Metöken gleichzuachtende Klasse zu halten seien. Ferner die Geomoren, unter denen man sich die zinsbaren Feldbauer zu denken habe. Endlich die Eupatriden, oder der in allen vier Phylen befindliche Adel, die reichsten Acker- und Heerdenbesitzer, welche, da sie nicht mit einem vom Leben und Thun hergenommenen gemeinschaftlichen Namen bezeichnet werden konnten, indem dieses nicht gleichartig war, am passendsten nach der wesentlichen Eigenschaft des Adels, der Ehre des Geschlechts, die allen vier Gattungen gemein war, benannt worden seien. Unterabtheilungen dieser drei Stände in Geschlechter habe es nicht gegeben; die Angabe des Pollux darüber beruhe auf einem Irrthume. Den zinsbaren Bauern und den nicht einmal eingebürgerten Demiurgen müsse Geltung des Geschlechts in Bezug auf die Eigenthümlichkeit als Stand gänzlich fremd gewesen seyn, und habe nur den Eupatriden allein zukommen können. Aber die Eupatridengeschlechter seien nur natürlich bedingt, nicht durch eine gesetzliche Bestimmung auf eine gewisse Zahl festgesezt gewesen. — Die Phratrien dagegen und ihre Unterabtheilungen, in jeder dreifsig Geschlechter, seien bestimmt gewesen, die durch jene Ständeordnung getrennten mit einem gleichartigen Staatsbande zu umfassen und zu verbinden; Cultgenossenschaften, zwar, wie die Zahlbestimmung zeige und ausdrückliche Zeugnisse bewähren, vom Staate gesetzlich geordnet, doch aber so, dafs die Einrichtung auf natürliche Verwandtschaft gegründet war. Ganz verschieden aber von den Phratrien seien die Trittyen und die ihnen untergeordneten Naukrarien, über deren Wesen es zwar an genauer Kunde fehlt, von denen aber soviel erweislich ist, dafs sie sich auf die Vertheilung der öffentlichen Lasten bezogen.

Rec. ist keinesweges geneigt, die Auctorität des *Julius Pollux*, nach welcher die Abtheilung in Eupatriden, Geomoren und Demiurgen mit der in Phratrien zusammenfällt, jezt noch wie früher in Schutz zu nehmen; er erkennt vielmehr die grofsen Schwierigkeiten an, welche dieser Ansicht entgegenstehen und sich auf keine Weise beseitigen lassen. Auch läfst sich ein Irrthum des *Pollux* in diesem Punkte sehr wohl begreifen; aber Hr. W. scheint uns doch wieder zu weit zu gehen, wenn er nun auch alle übrigen Zeugnisse über die Identität der Phratrien, Trittys und ἔθνη geradezu verwirft. Der Name ἔθνος war überhaupt schwerlich der eigentlich gebräuchliche weder für die Stände, noch für die Phratrien; aber er konnte allerdings wohl öfter für diese oder für jene angewandt werden, und der Irrthum des *Pollux* entsprang daher, dafs er beide, weil er sie mit demselben Namen bezeichnet gefunden hatte, für identisch ansah; ein Irrthum, den übrigens unseres Wissens keiner der andern alten Grammatiker mit ihm theilt. Dafs aber nicht nur die Stände, sondern auch die Phratrien ἔθνη genannt werden konnten, bedarf wohl keines Beweises, zumal wenn man sich die Phratrien nicht allein als durch Gemeinschaft des Cultus, sondern auch durch Gemeinschaft der Wohnsitze verbunden denkt, so dafs jede der zwölf Ortschaften in Attika, die vor *Theseus* als abge-

Digitized by Google

sonderte Gemeinden bestanden, der Mittelpunkt einer Phratrie war. Was aber die Trittyes betrifft, so sind diese nach Klisthenes allerdings von den Phratrien gänzlich verschieden und nur auf die öffentlichen Leistungen bezüglich; aber es ist doch sehr wohl möglich, dafs vor Klisthenes bei der Vertheilung dieser Leistungen eben keine andere als die Phratrienordnung zum Grunde gelegen habe, so dafs also in dieser Hinsicht die Phratrien dasselbe waren, was nachher die Trittyen, mag nun dieser Name schon damals üblich gewesen oder erst später aufgekommen seyn, und die Angabe, dafs φρατρία und τριττύς dasselbe seien, nur diesen Sinn haben, dafs jene früher ebenso wie später diese die Leistungen beschafften.

Noch sind einige Einzelheiten übrig, gegen die wir unsere Einwendungen nicht unterdrücken mögen, und zwar zunächst des Verfs. Ansicht über die Demiurgen. Dafs Fremde in den politischen Eintheilungen des Staates mitbegriffen und den Phylen zugezählt gewesen seyn sollten, scheint uns ganz unglaublich; ebenso dafs überhaupt in so früher Zeit ein zahlreicher Fremdenstand irgendwo stattgefunden habe. Nach *Plutarch* aber *Thes.* c. 25 müfsten wir gerade die Demiurgen als besonders zahlreich ansehn. Dafs sie übrigens bisweilen bei Angabe der Volkseintheilungen gar nicht mitgezählt, anderswo auch wohl Epigeomoren genannt werden, erklärt sich am leichtesten und einfachsten auf diese Weise, die neulich *Ilgen de tribubus Atticis earamque partibus* S. 67, 68 angegeben hat, auf den wir uns deshalb der Kürze wegen zu verweisen begnügen. — Wenn ferner Hr. W. wegen der gesetzlich bestimmten Zahl der Geschlechtsgenossen (γεννῆται) annimmt, dafs die Anzahl der wirklich vorhandenen Bürger die der Genneten überstiegen habe, so ist das freilich auf den ersten Anblick sehr wahrscheinlich. Dagegen aber bemerken wir, dafs erstens unter den dreifsig Männern, die jedes Geschlecht enthalten haben soll, ohne allen Zweifel nur Hausväter zu verstehen sind; zweitens dafs die Zahl dreifsig gewifs nur als Durchschnittzahl angesehen werden dürfe, die wirkliche Anzahl aber oftmals gröfser oder geringer seyn konnte; endlich dafs in der That die Anzahl von 10800 Hausvätern in der früheren Zeit gewifs immer der Wirklichkeit sehr nahe kam. Wenn aber Hr. W. in den Worten des *Hesychius:* ἀτριάκοστοι, οἱ μὴ μετέχοντες τριακάδος, einen Beleg für das Vorhandenseyn überzähliger, nicht in den Geschlechtern begriffener Individuen zu finden meint, so ist dagegen zu erinnern, dafs nicht blofs die Geschlechter, sondern auch gewisse Unterabtheilungen der Demen τριακάδες hiefsen, (vergl. die Inschrift in *Böckhs Corp. Inscr. no.* 101) auf welche jene Notiz mit gleicher Wahrscheinlichkeit zu beziehen seyn dürfte, oder dafs man bei jenen ἀτριακόστοις auch an νόθοι oder an Eingebürgerte denken kann, wie *Böckh* S. 140 gethan hat. Auch die andere Stelle des *Hesychius*: ἔξω τριακάδος, οἱ μὴ μεταλαμβάνοντες παῖδες ἢ ἀχριστεῖς κλήρου, τελευτήσαντός τινος, möchten wir am ersten auf νόθοι beziehen, die bei der nächsten natürlichen Verwandtschaft dennoch die Gentilitätsrechte nicht genossen. Wenigstens findet sich in allen unsern Quellen über das Athenische Erbrecht keine Spur davon, dafs Bürgern ächter Abstammung die Erbschaft eines Verwandten deswegen entgangen sei, weil sie als überzählig nicht in die Geschlechter aufgenommen worden wären.

Dafs mit den Kodriden auch die Alkmäoniden Theil an der lebenslänglichen Archontenwürde gehabt haben S. 242, ist auch von andern, z. B. *Döderlein* in Ersch und Grub. Encyklop., angenommen worden, weil nämlich sich unter den lebenslänglichen Archonten auch ein *Megakles* und ein *Alkmäon* finden. Aber *Megakles* heifst ja ausdrücklich bei *Eusebius* ein Sohn des Kodriden *Phorbas,* und *Alkmäon* konnte auch ein Kodride heifsen wegen der nahen Verwandtschaft mit dem Alkmäonidischen Geschlecht. Vergl. *Böckh Explicat. Pind.* p. 301. Diese Namen berechtigen also nicht, den Kodriden den ausschliefslichen und erblichen Besitz jener Würde abzusprechen. — Die Untersuchung über die alten Blutgerichtshöfe hat manche Schwierigkeiten. Hr. W. stellt die Meinung auf, es habe ursprünglich folgende vier Ephetenhöfe gegeben: den beim Palladion, Delphinion, Phreattys und Zea, zu denen erst Klisthenes den fünften, das Prytaneion, hinzugefügt habe. Diese fünf seien zu verstehen, wo von fünf Dikasterien der Epheten geredet werde, *Pollux* VIII, 125. Uns scheint es dagegen ganz unzweifelhaft, dafs der Gerichtshof bei Zea kein anderer als der bei Phreattys gewesen sei, und dafs der Grammatiker in *Bekkers Anecd.* p. 311, welcher beide getrennt aufführt, sich im Irrthum befinde. Dafür spricht nicht blofs das Local, sondern noch deutlicher die Competenz, die dieser Grammatiker dem Hofe bei Zea zuschreibt, und die nicht nur von ihm selbst, mit Auslassung eines einzigen Wortes, sondern auch von *Demosthenes* g. *Aristokrat.* S. 645. Harpokr. ἐν Φρεάττ. Suid. Ἐμφρεαττ. *Pollux* VIII, 120, ohne jene Auslassung dem Hofe zu Phreattys zugeschrie-

Digitized by Google

ben wird. Unter dem fünften Ephetenhofe bei *Pollux* VIII, 125 kann man nach dem ganzen Zusammenhange nur den Areopag verstehn, und Rec. hält die im Attischen Processe S. 17 hierüber vorgetragene Ansicht noch für die richtige, doch spart er ihre Rechtfertigung gegen abweichende Meinungen einer andern Gelegenheit auf. — Für die Zahl von achtzig Epheten ist der Scholiast zu Demosthenes bei Reiske Tom. II, S. 98 kein gültiger Gewährsmann; auch hat das *Etymolog. magn.* S. 402, mit welchem übrigens jenes Scholion fast wörtlich übereinstimmt und zum Theil aus ihm zu verbessern und zu ergänzen ist, diese Zahl nicht. Die Ansichten des Verfs. über die ursprüngliche Bedeutung des Prytaneion S. 245 sind scharfsinnig; doch mangelt es für Untersuchungen solcher Art zu sehr an jeder festen Grundlage, als dafs wir uns hier darauf einlassen möchten; nur diefs bemerken wir, dafs man immerhin einen edlen Rath im Prytaneion neben jenem Ephetenhofe bestehen lassen könne. Die Epheten hatten ihre Sitzungen nicht im Prytaneion, sondern bei demselben, ἐπὶ Πρυτανείῳ, wie ἐπὶ Παλλαδίῳ, ἐπὶ Δελφινίῳ, ohne Zweifel wohl im Freien, aus demselben religiösen Grunde, aus dem diefs beim Areopag stattfand. — Weiterhin in der Darstellung der Solonischen Verfassung S. 250 finden wir die Behauptung, dafs nach *Solons* Gesetzen Eingebürgerte weder testiren konnten, noch volle Gewalt über die Ehefrau hatten. Dafs diefs aber falsch sei, und wie die Demosthenische Stelle, g. *Stephan.* II, S. 1133, auf die sich Hr. W. beruft, beurtheilt werden müsse, ist von *Meier* gezeigt worden, *de bonis damnat.* S. 61. — Eine kleine Ungenauigkeit bemerken wir S. 252. Nach des Verfs. Darstellung dauerten die Uebungen der Epheben in den öffentlichen Gymnasien zwei Jahre lang; nach Ablauf derselben wurden sie in das ληξιαρχ. γραμμ. geschrieben, und leisteten darauf ein oder zwei Jahre hindurch Dienste als περίπολοι. In der That aber beginnt die eigentlich und gesetzlich so genannte Ephebie mit der Einschreibung in das ληξιαρχ. γραμματεῖον; auf diese folgen sowohl die Uebungen in den Gymnasien als auch der Dienst als περίπολοι, und die Ausdrücke ἔφηβον γενέσθαι, ἐπὶ διετὲς ἡβᾶν und εἰς τὸ ληξιαρχικὸν γραμμ. ἐγγραφῆναι sind also gleichbedeutend. Vergl. *Böckh's* von Hrn. W. angeführtes Programm, in welchem auch gezeigt ist, dafs die Einschreibung in das ληξ. γραμμ. allein noch nicht das Recht gab, an den Volksversammlungen Theil zu nehmen, sondern dafs es dazu auch der Einschreibung in den πίναξ ἐκκλησιαστικὸς bedurfte. Mit dem dreifsigsten Jahre begann das Recht der Theilnahme an den Gerichten, zu dessen Ausübung jährlich sechstausend Bürger ausgehoben wurden. Diese heifsen Heliasten; aber dafs dieser Name auch den zur vollen Reife gelangten Bürger schlechtweg bezeichne (S. 255), läfst sich schwerlich erweisen; wohl aber ist gewifs, dafs jeder zur vollen Reife gelangte Bürger sehr oft Heliast ward. — Was die Strafgewalt des Senats betrifft, so glauben wir nicht, dafs diese sich nur auf solche Vergehen beschränkt habe, die sich auf einen der ihm speciell übertragenen Verwaltungszweige bezogen (S. 257); vielmehr ist die Gerichtsbarkeit des Senats ebenso unbestimmt und ausgedehnt, als die der Volksversammlung, nur dafs er nicht über ein bestimmtes Maafs (τέλος) strafen darf, und Verbrechen, die gröfserer Strafe werth sind, an die Volksversammlung oder an ein heliastisches Gericht verweisen mufs. — Die Bemerkungen über die Wichtigkeit und Bedeutung der Heliäa S. 259 f. sind vortrefflich; aber was S. 264 von fiscalischer Untersuchung des Areopag über falsches Zeugnifs gesagt wird, beruht auf einem mifsverstandenen Ausdrucke bei *Pollux* VIII, 88; denn die ψευδομαρτυρίαι ἐξ Ἀρείου πάγου sind falsche Zeugnisse, die vor dem Areopag abgelegt waren. Vergl. *Att. Proc.* S. 383.

Bei der Untersuchung über die Klisthenischen Einrichtungen macht bekanntlich besonders die Frage Schwierigkeiten, ob Klisthenes neue Phratrien, drei für jede seiner zehn Phylen, errichtet habe, oder ob er die alten habe bestehen lassen. Wir gestehen, dafs uns Hrn. W's. Meinung darüber nicht deutlich geworden ist, und bemerken hier nur soviel, dafs die Aristotelische Stelle *Polit.* VI, 4, 11 nichts für die Einrichtung neuer Phratrien beweisen könne, indem nicht zu erkennen ist, was darin auf Athen, und was auf Cyrene gehe. Für den von Platner Beitr. zur Kunde des Att. R. S. 74 geläugneten fortdauernden Zusammenhang der Phratrien mit den Geschlechtern spricht übrigens *Isaeus de Apollodor. hered.* p. 169, 170, und aus *Aeschines* π. παραπρ. p. 313 läfst sich wenigstens eine fortdauernde Cultgemeinschaft zwischen beiden erweisen. Aus andern von Platner S. 72 angeführten Stellen liefse sich, obgleich mit Sicherheit nichts aus ihnen zu schliefsen ist, vielleicht die Vermuthung aufstellen, dafs, während die Geschlechter geschlossen blieben und keine neu Eingebürgerte aufnahmen, die Phratrien sich erweiterten und Eingebürgerten Zutritt gewährten, (vergl. *Isocrat. de pace* c. 29), so dafs man

Digitized by Google

einer Phratrie angehören konnte, ohne deswegen Genosse eines Geschlechtes zu seyn, oder mit andern Worten, dafs zwar jeder Gennete auch eine Phratrie hatte, aber nicht umgekehrt auch jeder Phrator ein γένος. — Dafs bei *Herodot* V, 69: δέκα δὲ καὶ τοῦς δήμους κατένειμε ἐς τὰς φυλάς — zu verbinden sei: ἐς τὰς δέκα φυλάς, scheint uns ganz unthunlich, und *Valckenaers* Erklärung der Stelle die einzig mögliche zu seyn, wobei denn die Richtigkeit der Angabe selbst immerhin auf sich beruhen mag.

Der lezte Abschnitt dieses Theils enthält die Schilderung der Tyrannis, welcher eine Uebersicht der einzelnen Tyrannen bis gegen die Zeit der Perserkriege vorausgeschickt ist. Mit Recht wird auf den ganz verschiedenen Charakter der Tyrannis in dieser früheren und in der späteren Zeit aufmerksam gemacht, als überall in den Staaten die Demokratie mehr oder weniger herrschend geworden war. Die ältere Tyrannis erscheint im Allgemeinen durch dieselben Ursachen hervorgebracht, welche, wie früher gezeigt ist, vielfältig die freie Wahl einstweiliger unumschränkter Machthaber, Aesymneten, veranlafsten, Zerrüttungen der Staaten durch das gefühlte Mifsverhältnifs des Bestehenden mit den Ansprüchen des aufstrebenden Demos. Sowie man hierbei aus einer gewissen Unbehülflichkeit nicht den Weg gegenseitiger Unterhandlungen einschlug, sondern die Abhülfe des Uebels vielmehr von der Persönlichkeit eines einzelnen ausgezeichneten Mannes erwartete; so konnte es auch leicht geschehen, dafs ein solcher das ihm geschenkte Vertrauen mifsbrauchte, und die übertragene Gewalt in dauernde Oberherrschaft zu verwandeln suchte; ebenso leicht aber auch, dafs ein einzelner sich die Stimmung des Volkes zu Nutze machte, durch List oder Gewalt die Herrschaft gewann und in der Unzufriedenheit des Volkes mit dem bisherigen Zustande eine Stütze fand. Darum erscheint uns auch die Tyrannis überall als dem niederen Volke befreundet und dem früher herrschenden Stande feindlich entgegengestellt, während die Aesymnetie, als vom herrschenden Stande ausgehend, dahin strebte, das Bestehende möglichst zu erhalten und nur durch einstweilige Abhülfe die Gährung zu beruhigen; ein Bestreben, was freilich nie zu dauerndem Erfolge führen konnte. Aber auch die Tyrannis mufste ihrer Natur nach leicht zu übermüthigem Mifsbrauch der durch kein Gesetz beschränkten Gewalt führen; vor allem aber verleitete das Bestreben, die Herrschaft zu sichern, und selbst den Kindern zu hinterlassen, zu verhafsten Maafsregeln, Besoldung fremder Leibwachen und eifersüchtiger Unterdrückung jeder Regung, die der angemafsten Herrschaft gefährlich schien. Dazu kam oftmals sittenlose Ueppigkeit, die den Sinn des Volks verlezte; und wenn auch einzelne Tyrannen sich durch Kriegsthaten Ruhm und Achtung verschafften, und dadurch eine Befestigung auch ihrer Herrschaft im Innern gewannen, so dürfen wir doch wohl schwerlich mit dem Verf. S. 288 ein solches Bestreben als allgemeinen Charakter der Tyrannis auffassen; vielmehr scheint uns *Thucydides* Recht zu haben, wenn er I, 17 im Allgemeinen behauptet, die Sorge für persönliche Sicherheit und die Vermehrung des Reichthums, den die Tyrannen als Mittel zur Unterhaltung ihrer Söldner bedurften, habe sie von denkwürdigen Thaten abgehalten, so dafs sie auch der Stütze einer imponirenden Gröfse ermangelten. Darum war ihre Herrschaft überall nicht von langem Bestande. — Was von den Verdiensten der Spartaner um Unterdrückung der Tyrannen hin und wieder gerühmt wird, ist von Hrn. W. S. 289 in das gehörige Licht gestellt worden. Die Spartaner kämpften allerdings gegen viele Tyrannen; aber sie kämpften gegen sie als gegen Feinde der alten Dorischen Aristokratie, nicht für die Freiheit des Volkes; vielmehr waren sie, um diese zu unterdrücken, auch selbst Tyrannen zu unterstützen bereit. — Nach dem Untergange der Tyrannis war Rückkehr zu dem früheren Zustande der Dinge nirgends mehr möglich. Der einmal unterdrückte Herrenstand konnte sein altes Uebergewicht nicht wieder gewinnen; das Selbstgefühl und die Ansprüche des Volkes liefsen sich nicht mehr zurückdrängen; und so erscheint uns die Tyrannis als ein Zwischenact, der den Verfall der Aristokratie und den Beginn der Demokratie mit einander verbindet.

Hr. W. hat zur genauern Begründung oder weiteren Erörterung einzelner Gegenstände diesem Bande noch fünfzehn Beilagen S. 295—329 hinzugefügt, auf die wir zum Theil schon oben Rücksicht genommen haben. Als die interessanteste möchten wir die vierte auszeichnen, über die Quellen zur Kunde von der heroischen Zeit; doch auf diese oder andere uns specieller einzulassen müssen wir verzichten, und wir scheiden deswegen von dem achtungswürdigen Werke mit dem Wunsche, dafs dem Verf. Kraft und Mufse, auf dem so wacker betretenen Wege rasch fortzuschreiten, nicht fehlen möge.

Schömann.

Digitized by Google

XXXV.

Heinrich von Kleist's gesammelte Schriften. Herausgegeben von L. Tiek. Berlin, 1826. Gedruckt und verlegt bei G. Reimer. 3 Bde. 8vo.

Wenn es vielleicht von Manchem könnte als ein unnöthiges Unternehmen angesehen werden, die *Kleist*schen Schriften von neuem wieder zu beleuchten, nachdem sie *Tiek* schon in der Vorrede zur vorliegenden Ausgabe nochmals einer weitläufigen Beurtheilung gewürdigt hat, so möchte Referent im Gegentheil behaupten, dafs eben diese neueste Beurtheilung eine neuere nöthig mache, und in diesem Sinne wird die *Tiek*'sche Vorrede, da sie aufserdem schon der in der Rede stehenden Ausgabe einverleibt ist, mit in die Kritik des Werkes hineinfallen müssen. Steht doch *Tiek* auch überhaupt noch von manchen anderen Seiten her in näherem Zusammenhange mit der Gesinnung, aus welcher jene *Kleist*'schen Werke entsprungen sind. Und sollten wir sogleich damit anfangen, eine Hauptseite dieses Zusammenhanges herauszuheben, so müfste es die seyn, dafs bei *Tiek* die ganze Basis der natürlichen und geistigen Welt in die Spitze des Ich verschwebt, das nun aus dem Belieben seiner Gesinnung und Meinung bestimmen soll, was es als das Rechte und Wahre anerkennen wolle. Denn indem die moralische Weltansicht, welche Religion, Wissenschaft und Kunst, Staat und Geschichte, Familie und bürgerliches Leben und einzelne Gesinnung verkehrt hatte, nun als das Irreligiöse, Falsche, Prosaische und Gemüthlose angesehn wurde, so sollte nur durch die allgemeine Erschütterung der ganzen erscheinenden Welt, durch das Zugrundegehn alles einst Festbegründeten im Gemüthe die ächte Wahrheit auftauchen können. Dadurch hält sich dann diefs Gemüth für das allein Wahrhaftige, doch weil es nur Kraft zum zerstörenden genialen Spiele mit dem bisher Gültigen hat, fällt die Gestaltung der neuen Wahrheit nur der Willkür und dem Zufall einer mystischen Begeisterung anheim.

Diese vornehme Herrschaft des Gemüthes, diefs allgemeine Auflösen des Rechts alles Sachlichen, erhält dann bei Novalis von Seiten der äufseren Welt die weitere Bestimmung, dafs die ganze sinnliche und geistige Gegenständlichkeit, Natur, Krieg, Geschichte, Poesie und Liebe (*Heinrich von Ofterdingen von Novalis. Herausgegeben v. L. Tiek.* Berlin bei G. Reimer 1826. Vierte Aufl. I. Bd. p. 109.) ihre innere Bedeutung dem Gemüth offenbaren, welches dann durch diese Offenbarung im Mittelpunkte alles Gewesenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen steht, und das ganze Weltall verklärt in seinem Innern trägt; denn die erscheinende Welt ist durch jene Forderung, als Erscheinung zu Grunde zu gehn, jezt dazu gekommen, nicht die Erscheinung des Geistigen und Natürlichen als *Erscheinung*, sondern deren tiefstes inneres *Wesen* und zwar als Wesen und Wahrheit selber auszusprechen. Aber die neue Offenbarung, der es daher weder um die künstlerische Darstellung irgend eines bestimmten Inhaltes, noch um die Darstellung seiner Auflösung, sondern um die Verkündigung der Wahrheit und Bedeutung aller Dinge überhaupt zu thun ist, (*Novalis Schriften 2ter Bd. p.* 46) läfst ihre geheimnifsvollen Orakelworte nur als poetische Mährchen hören, welche dadurch als die höchste und lezte Form anerkannt werden. (*Ofterdingen II. p.* 167; 173—174; *I. p.* 113; 114.) Die ganze Welt ist durchsichtig geworden, aber die offenbarende Thätigkeit ist nicht auch die tiefe mühvolle Arbeit des selbstbewufsten Ich, sondern alles bisher Dunkle und Unverstandene erklärt sein Geheimnifs dem Auge der Poesie, die Natur und ihre Kunde vermählt sich der Dichtkunst, das ganze Universum wird zu Gemüth, und offenbart sich liebend ohne auch die Kraft seiner Gegenständlichkeit dem Ich entgegenzusetzen. (*Ofterdingen I. p.* 72; *p.* 74; *p.* 104; *p.* 105; *II. p.* 165.) Indem aber dadurch der Poet und der Mensch überhaupt nur das Organ dieser Offenbarung wird, so mufs sein eigenes Herz schweigend brechen, und wenn daher zwar der ruhige Klang des Friedens, der Stille und träumenden Begeisterung diese Poesie besonders auszeichnet, so gibt es für sie dennoch eine ewige Trauer (*Ofterdingen II. p.* 177), die „alle Herzen, in eine Fluth auflöst, durch welche sie sich in Gott, in den Ocean des Lebens, ergiefsen." So ist das Schwinden des ganzen Universum, das sich zu Gemüth und Poesie aufzehrt, zugleich die eigene Krankheit und Schwäche dieses Gemüths, welches sich keiner Welt gegenüberzustellen wagt. Es ist nicht über die „Erwartung" hinausgekommen, und die „Erfüllung" schuldig geblieben. Doch wenn nun auch *Novalis* den tiefen Sinn jener Offenbarung so fafst, dafs alles, was man denkt, selbst denke, (*Novalis Schriften II. Fragmente, p.* 80) und also der *Gegenstand* scheint die Poesie nur als Mit-

Digitized by Google

tel gebrauchen zu wollen, um durch ihren Mund seine eigene innere Poesie laut werden zu lassen, so zeigt sich dennoch in jenen Offenbarungen gerade wiederum nur die Willkür des Dichters. Denn Gemüth und Herz haben das Geschäft des Denkens übernommen, die Poesie hat sich an die Stelle der Philosophie gestellt, und die Zufälligkeit des Organs dreht auch die Nothwendigkeit des Inhaltes zum Zufall herum. Alles kommt jezt darauf an, welcher Offenbarungen das Gemüth sich rühmen könne; irgend ein Anklang ähnlicher Bedeutung wird der hinreichende Grund, das Fremdeste gewaltsam zusammenzuzwingen, seine bestimmte Natur in die Unbestimmthe jenes Anklangs aufzulösen und auf das Bizarrste zusammenzuschmelzen. Weil keine Gegenständlichkeit mehr fest steht, verfällt die Phantasie in eine neue irdisch zügellose Ausschweifung, und jene anscheinend gänzliche Hingebung des Gemüthes an die Dinge zeigt sich gerade als die anscheinend gänzliche Hingebung der Dinge an das Gemüth, das mit ihrer inneren Natur in freilich oft ungewollter und unbewufster Beliebigkeit schaltet.

Dadurch ist aber das Gemüth, statt mit der Wirklichkeit und Wahrheit der Gegenstände innig vereint zu seyn, nur aufs Härteste mit ihnen und dadurch mit sich selber zerfallen; es lebt, wenn es diese Erfahrung nun wirklich macht, heimatlos in zweien Welten, und kann den Schmerz dieser Zerrissenheit nur mit dem Tode enden. Als ein solches Gemüth tritt uns *Heinrich von Kleist* entgegen.

Unzufrieden mit dem Stande, zu dem er erzogen, dem er sich gewidmet, zieht er sich aus dem Militairdienst in die Wissenschaft zurück; jedoch die stets wechselnde Stimmung überschätzender Selbstzufriedenheit und selbstverachtenden Mifsmuthes treibt ihn eben so sehr aus sich zur Wirksamkeit in weltlichen politischen Verhältnissen heraus; er wird Diplomat; doch wiederum weit entfernt in dieser Thätigkeit Ruhe zu finden, entreifst er sich dem neugewählten Berufe, um sich der Kantischen Philosophie in die Arme zu werfen; aber der schnellauflodernde Feuereifer für Erkennen und Wahrheit zehrt sich in ihm ebenso schnell wieder durch sich selber auf, in der Verzweiflung an Wissen und Begreifen greift er nach Zerstreuung und Einsamkeit, und aus dem lauten Gewühl der Hauptstadt Frankreichs rettet er das kranke Gemüth, um es in der Stille eines Asyles am Thuner See zu heilen.

Und solcher Widerspruch der Stimmungen ist so sehr seine innere Natur, dafs er diesen Kreislauf in immer wechselnden Gestalten wiederholt, bis der Schmerz der ihn umgebenden Wirklichkeit, das tiefe Unglück seines Vaterlandes zwar mit dem Schmerze seines eigenen Innern harmonirt, doch in ihm nur den Ton einer lebenssatten Trauer anschlägt, deren unerträglicher Ueberdrufs ihn überredet, sich von der Last des Lebens zu befreien.

Daher ist denn sogleich *Kleist's* erstes Werk: *die Familie Schroffenstein*, in seiner Grundcollision nur die dramatische Darstellung des Widerspruchs von äufserer Wirklichkeit und Gemüth. Und zwar erhält die Welt der äufseren Umstände, nach welchen gehandelt werden soll, zum Gemüthe die Stellung, dafs ihre Zustände immer doppelsinnig jedem Charakter ein anderes Gesicht zeigen, und indem sie sich so oder so erklären lassen, nach der verschiedenen Gemüthsart auch verschiedene Handlungsweisen ins Leben rufen. Aber jede Erklärungsart führt ins Verderben. Denn die äufsere vorhandene Welt kann ihren Widerstand gegen die Autokratie des Gemüthes, das nur nach seinen eigenen inneren Zuständen und Stimmungen handelt, nur dadurch laut werden lassen, und weifs sich in ihrer Schwäche gegen die bisher über alles Gegenständliche siegende Macht des Innern nur dadurch zu helfen, dafs sie hinterlistig ihre wahre Natur versteckt, und das Gemüth auf diese Weise durch eine vorschnelle That ins Unglück verlockt. Daher zeigt sich denn in unserer Tragödie nirgend ein fester Zweck, der über die Umstände, aus welchen er hervorgeht, keinen Zweifel mehr übrig liefse, und dessen *Inhalt* also das Interesse Erregende würde, sondern wir finden nur immer ein Handeln nach Wahrscheinlichkeit, so dafs Anfang, Fortgang und Schlufs nicht etwa durch den Hafs der Familien, und durch die Liebe der Kinder gegen den Willen der Eltern herbeigeführt wird, sondern dieser wahrhaftere Inhalt nur die *Gelegenheit* gibt, um die Natur und das Schicksal des Handelns nach dem äufseren Schein und der zufälligen innern Gemüthsstimmung als das den Gang des Stückes Bestimmende darzustellen. In dieser Sphäre wufste der Dichter seinen Stoff vortrefflich zu wählen, indem er zwei Nebenzweige derselben Familie einen *Erbvertrag* hat schliefsen lassen, und nun zeigt, wie aus der Möglichkeit des Mifstrauens, welche solch ein Vertrag in sich trägt, so wie aus der Wahrscheinlichkeit der Umstände, der tiefste grundlose Hafs und das Verderben beider Geschlechter hervorgehe. Denselben Scharfsinn dieser Wahl des Gegenstandes finden wir in der Wahl der Charactere wieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 87. u. 88.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1827.

Heinrich von Kleist's gesammelte Schriften. Herausgegeben von L. Tiek.

(Fortsetzung.)

Rupert, Graf von Schroffenstein-*Rossitz* tritt uns überall als rauh, roh, mifstrauisch und rachsüchtig entgegen; *Sylvester*, Graf von Schroffenstein-*Warwand* dagegen erscheint in jeder Rücksicht als edel, sanft, vertrauungsvoll und gütig.

Doch diese entgegengesezten Charactere entzweien sich nicht etwa in den Unterschied von schuldig oder unschuldig, gut oder böse, sondern sie dienen nur dazu, *dieselben* Umstände mit *gleicher* Berechtigung *verschieden* auffassen zu lassen. Und so sehn wir denn auch die entgegengesezten Auffassungsweisen in jeder Familie aneinander geknüpft; Ruperts Gattin *Eustache* ist weich und offenen Gemüths, Sylvesters aber mifstrauisch und stets bereit, von Rupert das Aergste zu argwöhnen. Denn nur der Umstand, dafs die verschiedenen Stimmungen dieselben Begebenheiten mit gleichem Rechte auf die entgegengesezte Weise betrachten können, gibt diesen Begebenheiten den Character der Wahrscheinlichkeit.

Aber dadurch wird auch das Schwanken von einer Ansicht zur anderen erklärlich, wie es sich in Jeronimus, einem älteren Verwandten beider Häuser zeigt, und wenn sich auf solche Weise das Urtheil über die äufseren Umstände überhaupt als unzuverläfsig beweist, so unterscheiden sich jezt die übrigen Charactere von den früheren dadurch, dafs sie ganz ohne Berücksichtigung jener Umstände, entweder der Meinung Anderer, oder selbst gegen alle eigene und fremde Ueberzeugung nur dem unwiderstehlichen Drange ihres Innern folgen. Solche Charactere sind Ottokar, Ruperts ältester Sohn, und Agnes, Sylvesters Tochter. Beide, weil sie ihren Eltern nur *folgen*, gehören in dieser Unbefangenheit ihrer wahren Natur nach beiden Parteien an, und über alles Mifstrauen, alle Feindschaft hinaus, und ohne ihre Weltverhältnisse zu kennen, haben sie sich ihrem innersten Gefühl nach liebend vereinigt.

Den Kreis dieser Charactere beschliefst, wie *Kleist* es am Ende des Stückes selbst ausspricht, die Blindheit in dem alten Sylvius, dem Vater Sylvesters, und die Thorheit in Johann, einem jüngeren natürlichen Sohne Ruperts, dem die geistige Blindheit und Verdrehtheit alle äufseren Zustände entweder ganz verdunkelt oder in vollkommen falschem Lichte zeigt.

Für den inneren Verlauf des Stückes, in Rücksicht der Scenenfolge bleibt nun dem Inhalt gemäfs kein anderes Gesetz übrig als das, jeder unterschiedenen Gruppe der Handelnden *dasselbe* Factum, z. B. den Tod eines Kindes, die Ermordung eines Freundes und Heroldes hinzustellen, und die Veränderungen, welche diese Facta dann durch die verschiedenen Auffassungsweisen erleiden, denselben Kreislauf wieder durchgehn zu lassen, bis sich der Zwiespalt zu möglichster Höhe gesteigert hat, und sich nun schliefslich zeigt, dafs die ganze Anstrengung des Handelns nicht nur vergeblich gewesen sei, sondern auch durch das Unrecht, die mögliche Ausmittlung des wahren Thatbestandes unterlassen zu haben, in's Verderben führe. Das Tragische soll dann darin liegen, dafs jene Ausmittlung und Entdeckung erst eintritt, als es leider schon zu spät ist.

„Bis auf diesen Schlufs," sagt nun *Tiek*, „ist in diesem Drama fast alles zu loben. Die beiden Väter sind in gewissem Sinne unschuldig an den Gräueln, und das Gewebe, aus welchem diese fast unauflösliche Verwirrung sich flicht, ist eben so wenig von der Hand der Intrigue angezettelt, als durch den *Zufall*, der so leicht an das Wunder gränzt, angelegt worden; wir leben die Sache gleichsam mit, und der Dichter reizt unsere Erwartung nur dadurch um so mehr, dafs er uns bis jezt blofs einen Punkt verschwieg, auf welche Weise Ruperts Knabe umgekommen ist, und warum man zwei Diener Sylvesters an seinem Leichnam fand." —

Digitized by Google

Ist nun aber der ganze Verlauf nur aus dem Handeln nach Wahrscheinlichkeit und innern Gemüthsstimmungen hervorgegangen, so heifst diefs nichts anderes, als dafs der Zufall ihn angezettelt; denn eine *wahrscheinliche* Wirklichkeit und ein Handeln nach *Stimmungen* ist eine zufällige Wirklichkeit und ein zufälliges Handeln. Nach der Wahrscheinlichkeit ward aber nur jener Stimmungen wegen gehandelt, welche verhinderten, dafs die äufseren Umstände in ihrer Vollständigkeit berücksichtigt wurden. Diese *Nichtbeachtung* zeigt sich daher als die vorausgesezte Collision, welche sich von Seiten der äufseren Wirklichkeit nur so darstellen kann, dafs sie den *kleinen* Umstand, der gleichfalls hätte beachtet werden sollen, übersehen läfst. Dieser kleine Umstand kann nur eine *Zufälligkeit* seyn, denn das Gemüth soll die Lehre erhalten, *nicht* aus sich, sondern aus der vollen Kenntnifs der Umstände zu urtheilen, und diese Lehre kann sich in ihrer Schärfe nur dann zeigen, wenn eben das Geringfügigste der äufseren Wirklichkeit zufälliger Weise einmal die höchste Wichtigkeit erhält. Diese bestimmte Natur der vorausgesezten Collision ist die Nothwendigkeit, welche fordert, dafs gerade die *Zufälligkeit* das Bewegende des Anfangs, Fortgangs und Schlusses wird.

So beweist sich denn die *Tiek*'sche Anforderung, der Dichter solle ohne Vermittlung des Zufalls „tragisch zeigen, wie das *Hirngespinnst des Argwohns* dadurch so schrecklich sei, dafs es durch seine abscheuliche Natur *leere Träume* in Wirklichkeit verwandle," als die unberechtigste Beliebigkeit, welche den ganzen Standpunkt unseres Drama verkehrt, da im ganzen Stücke von keiner Person aus *Hirngespinnsten* und *leeren Träumen* gehandelt wird. Denn schwankt doch selbst Jeronimus, der gar keine vorgefafste Meinung, gar keinen Argwohn hat, immer hin und her, mufs doch auch *Sylvester* eingestehn, *aller Anschein sei gegen ihn*, und Rupert handle nach der gewichtigsten Wahrscheinlichkeit, und sagt doch *Tiek selber* wenige Seiten vorher, dafs uns „die gegenseitige Verfolgung beider Familien nothwendig," d. h. aus anscheinbar richtigen Thatsachen, d. h. *nicht* aus Hirngespinnsten und leeren Träumen hervorgehend erscheine. Daher kann es Ref. auf keine Weise rechtfertigen, dafs *Tiek* den Dichter beschuldigt, „er muthe uns Auflösung und Schlufs auf eine Weise zu, als wenn er kaum einen Begriff vom Schauspiel hätte, indem er ein *Ungefähr* nehme, das den Begebenheiten des Stückes ganz fern abliege. „Denn dafs der Dichter den Schlufs durch ein *Ungefähr* herbeiführt," da ein Ungefähr das Gewebe der Verwirrungen trotz *Tiek* angezettelt hat, kann Ref. nur consequent finden, während es ihm eine fernere *Tiek*'sche Inconsequenz zu sein scheint, zu behaupten, „der Dichter müsse dem Zufall, wenn auf ihm als dem Angelpunkte die ganze Dichtung ruht, und sich bewegt, eine wunderbare Heiligkeit und seltsame Bedeutsamkeit geben können," und dennoch bei demselben Dichter zu tadeln, dafs „er mit dem Ungefähr einen *willkürlichen Aberglauben* vermenge:" denn dem *Zufall* Heiligkeit und seltsame Bedeutsamkeit unterschieben, heifst eben nichts anderes, als einem willkürlichen Aberglauben Raum geben. Wie sich aber überhaupt der Zufall gestalte, wenn gerade der *Zufall* hervortreten soll, das mufs, weil er eben Zufall ist, eben so gleichgültig als willkürlich bleiben.

Die *Kleist*'sche Auflösung des ganzen Knotens ist nun folgende: Ruperts Knabe ist *nicht* getödtet worden, sondern *ertrunken*, ein altes Weib hatte ihn gefunden, und ihm den kleinen Finger von der linken Hand abgeschnitten, um ihn abergläubisch zu Zaubereien zu gebrauchen. Diefs alles erfährt Ottokar von der Tochter dieses Weibes, welche eben den Finger kocht, um den Krebs zu heilen. Ottokar nämlich hatte sich erinnert, dafs der Leiche seines Bruders die beiden kleinen Finger fehlten, und geht nun zu den Leuten, welche in der Gegend umher wohnen, um weiter nachzuforschen. Nun klärt sich ihm alles auf. Denn Sylvesters Diener, so erzählt Bornabe, hätte gleichfalls einen kleinen Finger abschneiden wollen, wie sie selber gesehn; — von dem weiteren Verlauf aber weifs sie nichts. Doch diese Entdeckung, welche Ottokar macht, hält den Lauf der Begebenheiten nicht auf, sondern wird gerade der Grund, dafs beide Väter, wiederum der Wahrscheinlichkeit folgend, jeder sein eigenes Kind in dem Glauben ermordet, das Kind des Gegners getödtet zu haben.

Wenn nun auf diese Weise der Hauptinhalt der Tragödie darin besteht, dafs die äufsere Zufälligkeit das Gemüth wegen Nichtbeachtung dieser Zufälligkeit bestraft, so ist eben so sehr die äufsere Wirklichkeit der Hauptheld, wodurch die *Begebenheit* das Ueberwiegende wird, und dadurch einen ähnlichen Inhalt geschickter macht, auf epische Weise in den prosaischen Erzählungen, deren wir deshalb jezt erwähnen wollen, dargestellt zu werden. Auch in ihnen ist, wie in allen *Kleist*'schen Werken, fast jede Gestalt in dem Sinne naiv, dafs sie nicht nach Sentenzen, allgemeinen Grundsätzen oder nach abstrahirten Reflexio-

Digitized by Google

nen über den Inhalt ihrer Zwecke, sondern nach dem unmittelbaren Gefühle handelt. Was diese Gemüther in sich finden, sprechen sie aus, was ihr Gefühl sie zu thun antreibt, vollführen sie, daher sind sie im Ganzen wortarm, aber alles, was sie sprechen, kommt aus ihrem innersten Herzen. Ferner ist immer der ganze äufsere und innere Haushalt jedes Gemüths aufs Bestimmteste ausgemalt. Die Charactere sind durchgehends scharf und fest gezeichnet, denn auf die Charactere, auf die bestimmten Stimmungen kommt es hier an, und es gibt keinen anderweitigen allgemeinen Inhalt, kein grofses wichtiges Pathos, welches jene Unterschiede der Heftigkeit und Sanftheit, der Biederkeit, des Mifstrauns, der Unschuld und Heiterkeit aufzehrte, sondern diese Unterschiede mit ihren particulärsten Zügen sollen dem Gesicht erst seinen Ausdruck geben. So nimmt *Kleist* auch seine Bilder meist aus der unmittelbaren und oft gemeinen Wirklichkeit. Denn die rechte Bestimmtheit erhalten jene Charactere erst durch die ausgeführte Beschreibung der Begebenheit mit allen ihren kleinen Zufällen, ihrer Localität und ihren einzelnen Umständen. Doch ist in den Erzählungen nicht der Fortgang zu verkennen, dafs in ihnen, was sich früher als Hauptsache hervorhob, jezt mehr nur die Grundlage und der Boden wird, auf welchem sich Charactere entwickeln, die nun auch schon einen weitern Inhalt gewonnen haben.

Gleich „*der Findling*" tritt uns auf diese Weise, wenn zwar mit widerwärtigem Inhalte, entgegen, so dafs Ref. gern alles, was *Tiek* Mifsbilligendes über diese Erzählung sagt, zu unterschreiben bereit ist.

Bei einer zweiten Erzählung dagegen, der „*Verlobung auf St. Domingo*," stellt sich ein schönes sittliches Gemüth dar, das den Traum seiner Kindheit in der Umgebung wilder, blutdürstiger, tückischer, rachsüchtiger Menschen verlebte, und nun plötzlich durch die Berührung mit dem edlen, tapfern, sanften, redlichen Schweizer, innerlich still und verschwiegen zum Edelmuth, zur höchsten Liebe und Aufopferung erwacht. Hier ist der Zufall, der die Collision herbeiführt, von der Art, dafs eine falsche äufsere Wahrscheinlichkeit jenem Jünglinge vorspiegelt, das treue Mädchen, statt ihn zu erretten, habe ihn verrathen, so dafs er in dem Augenblicke, als die Liebende hereinstürzt, die Bande, mit welchen sie ihn auf sein Lager festgebunden, selber zu lösen, sie den Feinden verbündet glaubt und erschiefst. Die Schuld, gegen seine bessere Ueberzeugung, einer äufserlichen Wahrscheinlichkeit getraut zu haben, büfst er dann durch den selbsterwählten Tod. — Indem nun aber hierin das Entgegengesezte des Früheren, nämlich die Forderung liegt, dafs das Gemüth auch *gegen* die äufsere Wahrscheinlichkeit an seiner innern Ueberzeugung hätte festhalten müssen, so wird jezt diese *Festigkeit* die Macht, durch welche die Zufälligkeit äufserer Umstände die tödtliche Gewalt verliert, und nur die Kraft übrig behält, durch zufällige Begebenheiten eine Zeitlang hämische Anklagen gegen ein schönes Gemüth zu veranlassen, ohne die Gewalt zu haben, auch zu verhindern, dafs die Entwicklung solcher Verwirrungen zu günstigem glücklichem Ausgange führe.

Diefs ist es, was besonders in einer dritten Erzählung: „*die Marquise von O*," mufs hervorgehoben werden. Hier wird dann die äufsere Zufälligkeit als das angesehn, als was sie sich einerseits bisher in der That gezeigt hatte, als das Tückische nämlich, wodurch sie jezt im Verhältnifs zum Gemüth sich überhaupt als das Arge, Schändliche und Gemeine kund gibt, und die Collision dahin verändert, dafs sich zeigt, auch das edelste Gemüth, der reinste Sinn könne, da der Mensch in der äufseren Wirklichkeit leben müsse, äufserer und innerer Besudlung nicht entgehen. So würde denn Ref. diese Erzählung für das Beste halten, was *Kleist* in dem bisher besprochenen Kreise von Darstellungen geleistet hat, wenn nicht eben die Voraussetzung, auf welcher sie beruht, von der angegebenen Art wäre. Ein Russischer Offizier, Graf E, ein feiner, edler, gebildeter junger Mann, läfst sich bei Erstürmung einer Festung von augenblicklicher Begier hinreifsen, die *bewufstlose* Tochter des feindlichen Commandanten zu schwängern. Nur er weifs um die That, die er verbirgt, so dafs in dem späteren Verlaufe alles darauf ankommt, das Geheimnifs dieser Schwängerung zu erklären, indem unvorhergesehene Zufälle wiederum eine falsche Wahrscheinlichkeit herbeiführen, durch welche das reinste Weib in den Verdacht gebracht wird, ihre hochbetheuerte Unschuld nur zu erheucheln. Wie edel nun auch immer dieser äufseren Gemeinheit gegenüber das innere Leben der Gemüther geschildert werde, wie consequent dieser Contrast aus dem Bisherigen folge, wie zart jener gemeine Vorfall, wie gut und sittlich der Graf in seinen späteren Handlungen und Gesinnungen dargestellt werde, so kann diese Stärke des Contrastes doch nur gerade seine Widerwärtigkeit hervorheben, und nur ein verstimmtes Gemüth kann Be-

Digitized by Google

friedigung in so greller Disharmonie der Gemeinheit äufserer Zufälle und innerlichen sittlichen Adels finden, oder sich gar am Zwiespalt tiefster Gemeinheit und höchster Reinheit im Gemüthe selber ergötzen, und diesen Inhalt zum Vorwurf seiner Darstellungen wählen.

Wenn nun aber jezt eine der Hauptpersonen von Anfang an den wahren Zusammenhang weifs, und die That, aus welcher alles hervorgeht, sich als Absicht und Zweck zurechnet und dafür einsteht, so verwandelt sich die erzählende Form in die Gestalt des Drama, wo die erste Handlung nicht mehr, wie jene Schwängerung, fast nur eine ungewollte Begebenheit ist. Und wenn in allen bisherigen Darstellungen immer noch ein Handeln nach Wahrscheinlichkeit der Grund alles *Unglücks* war, so wird jezt die *Ausmittlung* des richtigen Thatbestandes, die Untersuchung jedes kleinsten Umstandes in dem Lustspiele *„der zerbrochene Krug,“* so sehr der einzige Inhalt, dafs sich nun auch die ganze Handlung sogar in die *Form* eines Processes kleidet. Wo es aber auf die *Form* der Ausmittlung der geringfügigsten Kleinigkeit ankommt, darf der *Inhalt* selber nur der geringfügigste, ein zerbrochener Krug, seyn, obschon dem Bisherigen gemäfs das ganze Wohl und Weh aller Personen von der Entdeckung des Umstandes, wer denn eigentlich nun den Krug zerbrochen habe, abhängt. So führt uns denn der Dichter jezt in die ganz endliche Welt eines Dorfgerichtes, in welches der Gerichtsrath eben zur Revision kommt, und daher die strenge Form der Urtersuchung, die sonst auch hier wieder wäre unterlassen worden, *amtlich befiehlt.* Und wenn auf diese Weise das ganz einklangslose, nur streitende Herüber und Hinüber des Processirens nicht nur den Inhalt, sondern auch die Form des Stückes ausmacht, so läfst sich daraus, beiläufig gesagt, vielleicht erklären, dafs sich *Kleist* bei demselben nicht, wie wir es sonst wohl gewohnt sind, des *gereimten* Alexandriners, sondern des reimlosen fünffüfsigen Jambus bedient. Jener Befehl des Gerichtsraths bringt den Dorfrichter, der selber der Thäter ist, in die höchste Verlegenheit, doch glückliche Zufälle verbergen seine That, welche auch der Zuschauer und im Stücke der Schreiber Licht anfangs nur vermuthen. Denn wie bisher in allen Darstellungen, geben auch hier wieder die äufseren Umstände Gelegenheit zu falschen Wahrscheinlichkeiten, so dafs die Eigenthümerin des Kruges, Frau *Marthe Rull,* zunächst ihren künftigen Schwiegersohn, *Ruprecht,* anklagt, während dieser mit derselben Wahrscheinlichkeit seine Braut *Eve* beschuldigt, ihm untreu einen fremden Liebhaber, den Thäter, in ihrer Kammer beherbergt zu haben. Das Glück zweier Familien ist hier wieder durch den Zufall und seine Heimlichkeit zerstört, nur mit dem Unterschiede, dafs jezt auf dramatischere Weise sowohl die That als auch das Verheimlichen von einer der handelnden Personen selber herrührt, und dafs jezt nicht mehr durch das Unterlassen der Ausmittlung schlimme Thaten geschehen, sondern die üble That schon vollbracht ist, und durch ihre Ausmittlung nun das Unglück verhütet wird. Komisch wird diese Ausmittlung dadurch, dafs sie mit dem Streben der Verheimlichung in ein und derselben Person vereinigt ist, in dem Dorfrichter nämlich, der dem Gerichtsrath folgen und genau inquiriren mufs, und dadurch gegen seinen Willen in stets widersprechendem Bemühen seine eigene Schuld ans Tageslicht bringt. Zwar weifs er die falsche Wahrscheinlichkeit aufs Trefflichste zu benutzen, und die Schuld, wenn sie auf ihm zu lasten beginnt, immer wieder von sich auf die Anderen hinüber zu wälzen, doch die Zufälligkeit hat ihre Tücke verloren, ihr Zorn ist besänftigt, da das Gemüth sich ja mit so vornehmen und weitläuftigen Apparaten um sie bemüht, und so zeigt sie denn ihre Geneigtheit dadurch, dafs sie nur den ins Ungemach bringt, der es durch sein Thun in der That verdiente. Die Perücke und mehr noch der Klotzfufs des Hrn. Dorfrichters, an dessen Spuren im Schnee er sich zu erinnern vergessen hatte, entdecken, dafs nur er der Schuldige sei, und zwar gerade in demselben Augenblicke, in welchem er durch die Perücke die Schuld seines Gegners recht hatte ins hellste Licht stellen wollen. Nach dieser Entdeckung bringt der Gerichtsrath, der eigentliche Ausmittler, alles ins Gleiche; die versöhnten Liebenden heirathen sich, und der Schreiber, der von Anfang an den richtigen Stand der Sache eingesehn hatte, erhält das Amt des entsezten Dorfrichters.

Hat sich nun auf diese Weise der Zufall so gerecht bewiesen, die richtigen äufseren Umstände zur Abwendung des Unglücks und der Ungerechtigkeit kund zu thun, so besteht der ganz consequente Fortgang darin, die Entscheidung dieses Thatbestandes ausdrücklich dem Zufall anheimzustellen, aber einem Zufalle, der jezt als das Organ vorausgesezt wird, durch welches das Rechte, Wahre und Ewige, nämlich Gott, seinen Willen nach seiner Weisheit ausspricht. So wird uns denn in der Erzählung *„der Zweikampf,“* jener Inhalt des Lustspiels ernsthaft, und in vollem Pomp von Reichsgericht und

Digitized by Google

Rittertrachten, gemordeten Fürsten und göttlicher Gerechtigkeit vorgeführt. Das Gottesgericht des Zweikampfs soll das Urtheil fällen. So kommt jezt zum erstenmale die Vorstellung einer göttlichen Weltregierung herein, wodurch dem Zufall leztlich seine verderbliche Gewalt und tückische Rache genommen wird. Doch nicht die Nothwendigkeit und bestimmte Natur des sittlichen Inhaltes oder der dargestellten Charactere, sondern die unmittelbare Einwirkung der göttlichen Allwissenheit bringt die Auflösung hervor. Alles Unglück wird dadurch zur Prüfung, der glückliche Ausgang aber Lohn der Unschuld, und Bestrafung böser Thaten. Wir sehn ein oft behandeltes Thema hier mit der Variation wiederkehren, dafs jezt jene Weltregierung und göttliche Schickung noch deutlicher darin hervortreten soll, dafs der entscheidende Zufall des Zweikampfs zunächst ein anscheinend falsches Urtheil spricht, doch hiedurch gerade nur die Gelegenheit darbietet, später alles Dunkle aufs Hellste und Genügendste aufzuklären. Darin liegt, dafs der Zufall sich nur auf *andere* Weise, als der Mensch es gewünscht, geglaubt, gefürchtet und gehofft, als *Gottes* Fügung aussprechen könne.

Wenn aber die ewige Nothwendigkeit unmittelbar in der äufseren Zufälligkeit sich darstellen, und gerade durch *diese* Darstellung den Beweis liefern soll, wirklich und gegenwärtig zu seyn, so ist dadurch das Disparateste vermittlungslos aneinander geknüpft. Die überirdische Welt kann als überirdische in der äufseren Zufälligkeit dann nur dadurch erscheinen, dafs sie sich gegen die sonstigen festen Erscheinungsweisen des Zufälligen wendet, und die Gesetze der äufseren Wirklichkeit zerstört. Dadurch wird sie das in dieser Sphäre sogenannte Wunderbare. Die Ansicht, dafs diese Zerstörung aller sonstigen Weisen des Erscheinens für die wahre Erscheinung zu halten sei, zeigt sich in der Erzählung „*das Bettelweib von Locarno.*" Ein barscher Graf nämlich treibt, als er von der Jagd heimkehrend ein zerlumptes Weib in seinem Zimmer findet, die Alte scheltend von ihrem Lager hinter den Ofen, und nachdem sie dort gestorben, hören alle, die das Zimmer betreten, nun fort und fort zu bestimmter Zeit das Strohgerassel, das Seufzen und die gebrechlichen, wankenden Fufstritte, bis der Graf endlich, als er selber einst nach vielen Jahren die erschreckenden Töne wieder vernimmt, entsezt das ganze Gebäude in Flammen aufgehn läfst, die auch ihn verzehren. — Auch bei *Goethe* in den Unterhaltungen Deutscher Ausgewanderter finden sich ähnliche Erzählungen, doch sie werden nur hingestellt, damit über ihre Erklärbarkeit und Wahrscheinlichkeit hin- und hergestritten werden könne. Am auffallendsten aber und mit der entgegengesezten Voraussetzung, die adäquate Darstellung der Wahrheit gefunden zu haben, bildete *Hoffmann* diese Form aus, indem er immer die äufsere verständige Wirklichkeit und das Erscheinen einer wesentlichen höheren Bedeutung in ihr gegen die eigene bestimmte Natur jener Wirklichkeit eng an einander kettet, und im Schreck und Wahnsinn dieser Doppelgängerei beide Welten zum gespenstigen Spuck verdreht, oder wenn es hochkommt, durch das Mährchen die Desparation dieses Disparaten zu friedlicherer Verbindung beruhigt.

Doch *Kleist* verläfst dieses Gebiet auch schnell genug, denn in der Legende: „*die Macht der Musik*" ist nicht der Zufälligkeit, sondern einer schon an und für sich machtvollen und göttlichen Wirklichkeit die weitere Bedeutung untergelegt, dafs sich in ihr das Göttliche und Ewige darstelle. Wenn daher die heilige *Caecilia* in dem ihr geweihten Kloster zu Aachen statt der sterbenden Nonne die Messe aufführt, um dadurch das Kloster vor der Wuth der Bilderstürmer zu beschützen, so hat diefs einen viel weiteren Sinn, als wenn ein altes Weib noch nach ihrem Tode ächzt und mit dem Stroh rasselt, um die Unbarmherzigkeit eines hartherzigen Grafen zu züchtigen.

Die drei genannten *Kleist*'schen Erzählungen vereinigen sich jedoch alle darin, dafs das Gemüth die Erfahrung macht, ein göttlicher Wille regiere die Welt, und die Bedeutung und das innere Wesen der äufseren Wirklichkeit gebe sich kund. Dadurch ergeht an das Gemüth die Forderung, es solle gleichfalls in seiner bestimmten Sphäre eine Erscheinung des göttlichen Wesens und Willens seyn, und diefs ist, wie sonderbar zunächst auch solche Meinung scheinen mag, die eigentliche Bedeutung des *Kleist*'schen *Amphitryon*. Denn diefs Lustspiel hat bei *Kleist* ganz den Character des Lustspiels verloren, und ist von der Moliereschen Auffassungsweise so weit entfernt, wie diese von der des *Plautus*. Allen dreien Stücken dient die bekannte Fabel zur Grundlage, dafs Jupiter die Gestalt des Thebanerfeldherrn annimmt, um mit Alkmenen, als ihr Gatte gegen die Teleboer ausgezogen ist, (*Plaut. Com. Amphitr. Argum. Camerarii.*) in dieser Gestalt den Hercules zu zeugen. Der Lateinisch-Griechische Dichter behandelt die Geschichte des

Digitized by Google

Jupiter ganz ernsthaft, obgleich sie ihre tiefere religiöse Bedeutung schon verloren hat, und dem Mercur sowohl im Prolog als auch im Stücke selbst Gelegenheit zu häufigen Scherzen, und für den Sclaven Sosia Anlafs zu Lustspielscenen gibt. Mercur sagt im Prolog, (*Plaut. Com. Amphitr. Prol. V.* 50—63), er wolle aus dem tragischen Stoffe eine *Tragico-comoedia* machen, denn ganz und gar könne das Stück der Götter und Könige wegen nicht zur Comödie umgewandelt werden. *Moliere* dagegen nimmt die Fabel nur als Gelegenheit auf, um sich in Lucianisch-Französischer Manier in dem Vorspiel des Mercur und der Nacht darüber lustig zu machen, und auch am Schlufs die beibehaltene Ernsthaftigkeit durch die Einfälle und Anerkungen des Sosia in Spafs umzukehren. Diese Umarbeitung liefert den Beweis der Französischen Geschicklichkeit durch den Umstand, dafs der Gott der Liebhaber ist, von Amphitryons Stirn das Entehrende des Hauptschmucks abzuwehren, und dennoch zu gleicher Zeit gebildeter Weise diefs Verhältnifs des Gottes weder religiös noch poetisch als Glaubensartikel bestehn zu lassen. Fragt es sich nun, wie *Kleist* zur Bearbeitung eines solchen Stoffes habe kommen können, so zeigt sich sogleich das Neckende der Personenverwechslung, das Spiel der Wahrscheinlichkeit, die hier den Sosia sogar zwingt, gegen seine innerste Ueberzeugung den anderen Sosia (Mercur) für sein eigenes Ich zu halten, dem sonstigen Inhalt unseres Dichters nicht entgegen, so wie wir auch früher schon bei ihm dargestellt gesehn haben, dafs der äufsere Anschein täusche, und dafs das Göttliche diese Täuschung eben so sehr herbeiführe als verscheuche, indem es sich selbst in der unmittelbaren Wirklichkeit offenbart. Deshalb behandelt *Kleist* die Fabel vom Jupiter ganz ernsthaft, und legt, dem Beispiele seiner Vorgänger vollkommen entgegen, in sie nicht nur eine tiefere, sondern nach seinem Sinne die tiefste Bedeutung. So läfst er gleich anfangs *Moliere's* und *Plautus* komischen Prolog fort, und wenn er auch sonst dem Gange des Stückes mit unbedeutenden Zusätzen von Vers zu Vers folgt, so ändert er doch wesentlich alle Scenen, in denen Jupiter auftritt. Bei Moliere ist das Spiel Jupiters (*Act. I. Sc.* 3) mit den Wörtern „Mari" und „Amant," obgleich es *Boileau* zu weit getrieben findet, und das auch bei *Plautus* fehlt, ohne weitere Bedeutung nur eine Anspielung auf die komische Situation, in welcher sich der Vater der Götter im Hause des Thebanischen Feldherrn befindet. *Kleist* dagegen erhebt diefs Spiel sogleich zu einer höheren Ernsthaftigkeit, indem er das Verhältnifs der Gatten, die Sittlichkeit ehelicher Liebe gegen die Seligkeit des Gefühls herabzusetzen versucht, welche die Innigkeit des Ineinanderklingens des Gemüthes als Gemüthes gewähren soll. Aber erst in der fünften Scene des dritten Actes (*Plaut. Amph. Act. III, Sc. II.*) tritt es deutlicher hervor, was denn *Kleist* eigentlich mit seinem Jupiter gewollt habe. Bei *Plautus* und *Moliere* kehrt Jupiter in dieser Scene zu Alkmenen zurück, um sie zu versöhnen, da sie mit dem wirklichen Amphitryon jenes nächtlichen Besuches wegen, von welchem er natürlicher Weise nichts wissen will, so eben in den heftigsten Streit gerathen war. Doch bei keinem der beiden älteren Dichter ahnet Alkmene, dafs ihr ein Anderer könne in jener Nacht genaht seyn, bei *Kleist* hingegen tritt sie voll geheimer Furcht, obgleich fest von ihrer Unschuld überzeugt, dem vermeinten Gatten entgegen. Da verkündet ihr Jupiter, der Donnerer selbst habe sich in ihren Armen beseligt, indem er ihr vorwirft, sie habe nur immer den wirklichen Gemahl statt der Gottheit angebetet, aber die Gottheit verlange in der innersten Brust zu leben, und im Amphitryon müsse Alkmene den Jupiter lieben. Der allgemeine Sinn, welcher hier zu Grunde liegt, klingt an das an, was sich ausgeführter schon in *Novalis* findet: in Busch und Wald, im Schimmer des Abendgolds, im Gesäusel der Gewässer und im Fall der Katarakten, im Schlage der Nachtigall und im himmelanstrebenden Berge lebe die Gottheit, und habe den Drang sich tief im Innersten des menschlichen Gemüthes zu empfinden. In die Stimmung dieses engsten innigsten Einklangs mit dem göttlichen müsse das Gemüth sich versetzen. Alkmenen dürfe in Jupiter nur ihr Gatte, aber eben so sehr müsse ihr im Gatten auch Jupiter erscheinen; die Liebe soll selber diefs Göttliche seyn. Auf diese Weise fällt dann natürlich Alkmenens Niederkunft im *Plautus*, so wie der spafshafte *Moliere*'sche Schlufs des Stückes fort. Dafs durch diese Umgestaltung die Comödie nur verdorben sei, gibt Ref. dem früheren Beurtheiler gern zu, aber er kann nicht auch mit *Tiek* glauben, *Kleist* habe diese Aenderung mehr aus „Studium und Zerstreuung," als aus „Begeisterung" vorgenommen, da es gerade nur die neu hinzugekommene Bedeutung ist, welche uns den Schlüssel zu den nächstfolgenden, gewifs mit Begeisterung gearbeiteten *Kleist*'schen Dramen zu geben vermag.

Denn in der „*Penthesilea*," einer Tragödie, von welcher wir jetzt zu sprechen haben, stellt sich jener In-

Digitized by Google

halt des Amphitryon auf die Weise dar, dafs ein Reich der Frauen, die Amazonen, nur den *Gott* als Gatten anerkennen, der ihnen dann menschliche Vertreter anweist, welche sie sich selber erkämpfen müssen. Und zwar scheint der Kampf und Krieg jezt deshalb ausdrücklich hervorzutreten, weil bisher überall die Aufsenwelt und das Bewufstseyn von ihr dem innern wahrhaften Zustande widerstritten. Ist es nun aber der *göttliche* Wille, welcher sich dem inneren Gemüthe kund gibt, und *sich* vollbracht wissen will, so berücksichtigt er nicht zugleich auch den innersten eigensten Wunsch des bestimmten Gemüths. Mars zeigt den Amazonen, wie *Kleist* es darstellt, nur überhaupt einen *Völkerstamm*, nicht aber jeder Rosenjungfrau den bestimmten Gatten an, und bei der Wahl des Feindes, den jede dazu vom Gott erwählte Amazone erkämpfen mufs, soll nicht eigene Neigung, nicht Liebe, sondern nur der äufsere Zufall das Bestimmende seyn, indem überhaupt der ganze Kampf nur zur Erhaltung des *Staates* und nicht zu ehelichem Glücke der Einzelnen oder zur Befriedigung ihrer geheimnifsvollen innern Wünsche unternommen wird. Wenn wir nun aber bisher Gemüther dargestellt sahen, die nur aus ihrem eigensten Innern handelten und alles nur im Lichte ihrer Wünsche, Zwecke und Stimmungen betrachteten, so ist dadurch schon die Zerrissenheit begründet, welche wir in der Amazonenkönigin sich verwirklichen sehen.

Was nun die Darstellung dieses Inhaltes betrifft, so ist das erwähnte Verhältnifs, dafs der Gott selber Gatte seyn wolle u. s. f., ganz consequent in die antike Fabel gekleidet, denn eben in der Griechischen Mythe sind die rein menschlichen Verhältnisse selber der Inhalt der bestimmten Göttergestalten. Wenn aber damit die ganz modernste Forderung verknüpft wird, dafs das innerste Herz sich befriedigen, und was ihm gelten soll, seiner eigenen Neigung und zufälligen Leidenschaft nach sich gewinnen will, so bringt diefs Zusammenzwingen heterogenster Elemente nur ein chamaeleonisches Schillern der entgegengesezten Färbungen hervor. Penthesilea ist einerseits ganz in Themiscyra zu Hause, sie glaubt an Mars; der Tempel der Diana, der Amazonenstaat gehört zur Welt ihres innersten Gemüths, und doch ist sie so ganz voll der modernsten Empfindungen, und dann wieder so wild, roh und maafslos barbarisch, indem die Verklärung einer nervenschwachen Abspannung stets mit der höchsten augenblicklichen Gewalt leidenschaftlicher Aufregung wechselt, dafs sich uns so Widerstreitendes auf keine Weise genügend verbinden will. Dasselbe Mifsverhältnifs wiederholt sich in der Darstellung der Griechischen Welt: *Ulysses* mit seiner Geschwätzigkeit, mit seiner zuckenden Oberlippe, die dem *Achill* zuwider ist, Diomed, der Scamander, die Dardanerburg sind uns in ihrer ganzen Bestimmtheit dicht vors Auge gestellt, während sich dennoch sogleich das Bewufstseyn aufdrängt, der Dichter sei mit seinem eigenen Wissen und Wollen und mit den Intressen und dem Inhalte seiner Gestalten dieser Welt vollkommen entfremdet, und gebrauche diese Darstellungen nur als Kleid, so dafs dadurch der sonderbarste Widerspruch entsteht, indem anderseits für *Ulyss* und die übrigen Nebenpersonen ohne diese bestimmte Tracht auch nicht der geringste Inhalt übrig bleibt. Davon liefert besonders der einundzwanzigste Auftritt einen auffallenden Beweis. Auf ähnliche Weise stehen die wortlose Innerlichkeit und Verschlossenheit und das prunkvollste wort- und bilderreichste Pathos, das sich hier zum erstenmale hervorthut, einander schroff gegenüber. Das Eigenthümlichste des Stückes aber in Betreff auf seine Form liegt darin, dafs es gröfstentheils in Erzählungen besteht, obgleich es die volle Energie des Handelns, das festeste Verfolgen eines bestimmten Zweckes darstellt, und sich schon dadurch scheint zum vollendetsten Drama gestalten zu können. Denn wie in den übrigen *Kleist*'schen Stücken irgend ein äufserer Zufall verborgen war, und es darauf ankam ihn herauszufinden, so verbirgt es sich jezt auch, was denn das eigentliche Pathos ausmachen solle, indem die Gemüther selber erst an den Begebenheiten, die ihnen zustofsen, erfahren, worin die innersten Wünsche ihres Herzens bestehen.

Als Penthesilea diese Erfahrung macht, zeigt es sich ihr klar, dafs ihre innersten Wünsche dem ganzen Bereich ihrer königlichen Pflichten, dem Gebote der Götter, dem sittlichen Zustande ihres Volkes, allen Gesetzen ihres früheren Wollens, und zulezt auch der äufseren Wirklichkeit widerstreiten. Denn diesen Widerstreit zu zeigen, ist der Zweck des Stückes. Das Gemüth glaubt mit Gott und Welt in Einklang zu seyn, es verfolgt in dieser Zuversicht seine Wünsche und Hoffnungen mit der ganzen vollen Leidenschaftlichkeit eines nie gebrochenen Willens, und schliefst mit der Erfahrung, dafs es sich furchtbar getäuscht, indem Gott und der weite Kreis alles Wirklichen und Wahren sich dem unbezwinglichen inner-

Digitized by Google

sten Herzenswunsche entgegenstemmen. Deshalb konnte *Kleist* sagen: in der Penthesilea „liege sein innerstes Wesen, der ganze Glanz und Schmerz zugleich seiner Seele."

Wenn nun also Penthesilea bei der Vollbringung ihrer Wünsche von dem Glauben ausging, mit Gott und der Welt *übereinzustimmen*, so zerstört sie nach der Erfahrung, alle ihre heiligsten Pflichten nur *verlezt*, und was sie begehrte, doch nicht erlangt zu haben, jezt den göttlichen Geboten und dem äufseren Zustande gemäfs die eigenen Wünsche in der Wuth der Verzweiflung mit derselben Gewalt der Leidenschaft, mit welcher sie diese Wünsche bisher zu verwirklichen strebte. Weil aber, wie gesagt, der *Einklang* des Gemüthes vorausgesezt ist, so erscheint diese neue Richtung des Gemüthes gegen sich selbst als eine extreme Grausamkeit und wahnsinnige Wuth. Penthesilea durchbohrt nämlich *Achill* mit ihren Pfeilen, sie hezt ihre Hunde auf den Hinsinkenden, sie läfst ihn zerreifsen und wird selber zur Hündin, indem sie mit den eigenen Händen, den eigenen Zähnen, die Glieder des Geliebten zerfleischt. In dieses maafslose Extrem scheint der Dichter seine Heldin nur fallen zu lassen, um einerseits die Energie ihrer früheren Wünsche zu beweisen, anderseits aber in solch thierischer Grausamkeit nur die *Grausamkeit des Geschickes* darzustellen, das jene Wünsche habe unbefriedigt lassen und ein tiefes Gemüth zu solchem Aeufsersten treiben können. Denn *Kleist* wendet die Sache so, als vollbringe Penthesilea die schmähliche That in bewufstloser Leidenschaft, und als wisse sie auch nach der Vollbringung nicht, was sie vollführt. Daher haben denn auch, als sie endlich zum Bewufstseyn erwacht, „tückische Götter" ihre Hand geführt, und als sie zulezt auch erfährt, ihre Hände, ihr Mund hätten den Geliebten so gräfslich zerfleischt,

So war es ein Versehen. Küsse, Bisse
Das reimt sich, und wer recht von Herzen liebt
Kann schon das Eine für das Andre greifen.

Dafs aber der Dichter solches Versehen nicht *ihr*, sondern den *Verhältnissen* aufbürdet, kommt vornehmlich dadurch hervor, dafs die Göttergebote und die sittliche Wirklichkeit, welche den eigenen Wünschen Penthesileas widerstreiten, für uns kein Recht und keine Wesentlichkeit mehr in sich tragen. Wenn Penthesilea gegen das Gebot des Mars den Göttersohn liebt, so rechnen wir es dem Geschick ihres Lebens als Grausamkeit an, dafs sie durch diese Liebe zu Grunde geht; wenn *Achill* ihr zu Willen seyn will und dem Diomed sagt:

das wird
Euch ja den alten meerzerfreifsnen Isthmus
Nicht gleich zusammenstürzen,

so müssen wir ihm beipflichten, da weder der Trojanische Krieg, noch die Atriden, noch die abrathenden Freunde uns im Stücke nur irgend haben Theilnahme abgewinnen sollen, indem sie nur als leichtskizzirter Hintergrund erscheinen.

Deutlicher noch tritt diese Verstimmung des Dichters, welche die gerechte Reaction sittlicher und religiöser Zustände gegen die inneren Herzenswünsche als Grausamkeit ausspricht, in der kleinen Erzählung: „*Das Erdbeben in Chili*" hervor, deren wir deshalb an dieser Stelle Erwähnung thun wollen. Denn auch hier hat wiederum der Zustand, den die Schuldigen durch die Vollführung ihrer innern Wünsche verletzen, nicht vollendete Gültigkeit, während die rein menschlichen Züge nur gerade da hervorbrechen, als das Erdbeben alle sonst geltenden Verhältnisse aufgelöst hat, und jener Zustand bei seiner zurückkehrenden Wiederherstellung den Unglücklichen eine Schuld aufbürdet, zu der sie sich nicht bekennen dürfen.

Sehen wir nun aber darauf, was denn Penthesileen ins Verderben zu stürzen vermochte, so war es die Leidenschaftlichkeit, mit welcher sie aus eigenem Entschlusse und *gegen* die Götteroffenbarung ihre Wünsche auszuführen strebte. Da jedoch diese Kraft durch den Tod gebrochen ist, so besänftigt sich nun auch die Grausamkeit des Geschickes, und wenn sich nur das Gemüth der Offenbarung dieses Geschickes rücksichtslos hingibt, so berücksichtigt eine liebende Vorsehung auch die innersten eigensten Wünsche des Herzens, und führt der Jungfrau einen Gatten zu, in welchem sie eben so sehr die göttliche Vorsehung verwirklicht als auch ihre eigene innere Sehnsucht befriedigt findet. Doch die erste Bedingung dieser Befriedigung ist das vollendete Aufgeben alles Handelns aus eigenem Entschlufs, und vornehmlich in diesem Sinne konnte *Kleist* vom „*Käthchen von Heilbronn*" sagen: „es sei die Kehrseite der Penthesilea, ihr anderer Pol, ein Wesen, das eben so mächtig durch gänzliche Hingebung sei, als jene durch Handeln."

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 89. u. 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1827.

Heinrich von Kleist's gesammelte Schriften. Herausgegeben von L. Tiek.

(Fortsetzung.)

Durch solch gänzliches Hingeben lebt jezt das Gemüth mit der Welt Gottes in vollkommenem Einklange, es weifs von seinen Rathschlüssen, welche Gott lautlos und unausgesprochen der innersten Tiefe des Gefühles offenbart. Aber diese Offenbarung ist nicht zugleich eine Offenbarung an das wache Bewufstseyn, sondern das wache Bewufstseyn wird gerade für falsch und blind ausgegeben, und nur der schlafende Geist soll in seinem bewufstlosen Verschweben zum Zusammenklang mit der göttlichen wahrhafteren Welt erwachen, und in der Innigkeit dieses Einklangs die Dinge aufs Klarste und Bestimmteste in ihrem eigentlichen und einzig wahren Zusammenhange sehen. Diefs ist der Zustand, in welchem das *Käthchen* und der ihr von Gott auserwählte Ritter im träumenden Hellsehn von einem Cherubim zu einander geführt werden. Und da die Innigkeit des in sich concentrirten Gemüthes das höchste Bewufstseyn geben soll, so ist denn auch die Innigkeit des Gefühls überhaupt, die Liebe, der Inhalt, welcher jene Form als die wahrhafte beweisen soll. Weil *Käthchen* in dieser Form empfindet, ist sie die Auserwählte, Gepriesene, das von aller Welt geliebte und geehrte Goldkind, und alle Vorgänge zielen nur darauf hin, ihr auch in der Wirklichkeit diese Stellung anzuweisen und sie als Kaisertochter zu offenbaren.

Die zweite Form des Wissens nach jener des Traums und der Vision ist das wache Bewufstseyn.

Im *Käthchen* gestaltet es sich auf die Weise, dafs sie sich wachend von dem Inhalte ihres Traumes keine Rechenschaft zu geben weifs, dafs aber diese Welt in ihrem Busen ihr selber unbewufst fortwirkt, und sie nun nach dieser unmittelbaren Eingebung handelt, indem das in sich concentrirte weibliche Gemüth sich durch die lärmende Welt der äufseren Wirklichkeit, und des wachen Bewufstseyns nicht zerstreuen läfst. Der *Inhalt* handelt durch sie, ohne dafs sie anzugeben weifs, wie und warum. Als sie den Geliebten zum erstenmal gesehn hat, stürzt sie sich, als er nun fortreitet, zwei Stock hoch aus dem Fenster ihm unbewufst nach, indem ihr ganzes Wissen von dem äufserlichen Zusammenhange der Dinge über das Gefühl, ohne den Anblick des Ritters nicht leben zu können, verschwindet. In späteren Vorfällen dagegen kennt sie zwar die Aussenwelt vollkommen, aber nur immer in Beziehung auf den Ritter, und zu allem ihrem Thun instinctmäfsig angetrieben. Nur einmal, in der dritten Scene des ersten Actes, erwacht sie zu vollem verständigen Bewufstseyn, sie trennt sich von ihrer Liebe ab, der Schmerz des Vaters tönt in ihrem Herzen wieder, seine Worte legen sich ihr „kreuzweis wie Messer in die Brust," sie weifs von dem ganzen wahrhafteren Inhalt ihres Lebens nichts, und verspricht dem Vater, nach Heilbronn zurückzukehren und zu heirathen, wen er verlange. Doch dafür zeigt sich denn später auch, dafs dieses wache Bewufstseyn gerade nur das Zerstören des ächten Triebes in ihrem Innern gewesen sei.

Das umgekehrte Thun und Wissen *Käthchens* stellt sich im *Grafen Friedrich*, ihrem Geliebten, dar. Vom Fieber geheilt, aus seinen Visionen erwacht, weifs er vom eigentlichen Gehalte seines Lebens, von seinem wahrhaften Zusammenhange mit den Verhältnissen der Aufsenwelt nichts; denn er hat das Bild seines Traumes vergessen, und auch als er *Käthchen* erblickt, erwacht es ihm nicht wieder zu frischer Lebendigkeit, ja selbst als sie ihm folgt, als sie in seinen Ställen schläft, seine Kleider bessert, für ihn sorgt und schafft, vermag diese Liebe und Treue seinem verständigen Bewufstseyn nur als das Entgegengesezte dessen zu erscheinen, was sie ist. Daher treibt er das *Käthchen* mit der gröfsten Härte von sich und nur hin und wieder, und zuerst im zweiten

Digitized by Google

Act nach der Scene im heimlichen Gericht, fühlt er seine Liebe zu dem Mädchen. Doch dieser Lichtstrahl aus der Klarheit seiner früheren Visionen weiſs ihm den wahren Zusammenhang doch nicht zu erklären, und da er nach der Einsicht und dem Gefühl des wachen Bewuſstseyns handelt, besteht sein Thun und Handeln in baarer Thorheit. Zwar faſst er dem äuſseren Anscheine nach alles höchst rechtschaffen, klug und verständig an, aber zulezt erfährt auch er, daſs er nur das Richtige thut, wenn er augenblicklichen Blitzen der Eingebung folgt, bis er endlich wieder ins Träumen hineingeräth, und sich ihm nun erst das wahre Verhältniſs offenbart.

Eine zweite Form des wachen Bewuſstseyns, dem *Käthchen* und dem *Grafen* gegenüber, führt uns der Dichter in dem alten *Waffenschmid*, dem vermeintlichen Vater *Käthchens*, und in des *Grafen Friedrich Mutter* vor. Obgleich mit den Träumenden eng verbunden und zum Theil vom Inhalte jener Visionen unterrichtet, bleiben sie dennoch in stetem Irrthum sowohl des Gefühls als auch des Handelns, weil sie nicht nach dem Bewuſstseyn jener Träumereien, sondern nur immer nach der anscheinenden äuſseren Wirklichkeit urtheilen.

Wenn nun aber dem Selbstbewuſstseyn solch ein Hellsehn gänzlich fehlt, und es daher von der göttlichen Welt vollkommen getrennt ist, so wird es durch die leere Beziehung auf die eigene Persönlichkeit, welche der einzige Inhalt und Zweck bleibt, consequenter Weise nicht nur als irrend, sondern auch als das *Böse* dargestellt werden. Und da die Liebe den Inhalt des Stückes ausmacht, so zeigt sich dieſs Böse als das Böse in der Liebe, als die Lieblosigkeit, welche zu eigennützigen Zwecken die Tiefe liebender Hingebung nur *erheuchelt*. Diese Heuchelei des Innern wird denn zugleich auch eine Heuchelei des Aeuſsern seyn, die unser Dichter in der *Gräfin Kunigunde* so weit treibt, daſs die erheuchelte Schöne ihre häſsliche Gestalt erst durch Verwendung aller drei Naturreiche soll verfälschen können. Doch indem eine solche doppelte Heuchelei eine Heuchelei des *Verstandes* ist, so vermag sie nur die zu täuschen, welche wie *Graf Friedrich* in der Welt der Verständigkeit nur blind sind und Thorheiten begehn, weil sie ihrem beſseren Bewuſstseyn nicht folgen; die reine Verständigkeit dagegen, welche nicht zu jenen hell- und trübesehenden Sonntagskindern gehört, sieht wie der *Burggraf* den Betrug unmittelbar ein, und wird von der Bekanntmachung nur durch die Thorheit jener Visionshelden abgehalten.

Ebensosehr zeigt sich aber auch das nur verständige Bewuſstseyn den Zufälligkeiten und Täuschungen bloſsgestellt, welche dem *Grafen von Stein* z. B. die verwechselten Briefe unter falschen Aufschriften in die Hände spielen, damit das nach der ungewuſsten wahren Wirklichkeit handelnde *Käthchen* Gelegenheit erhalte, den Geliebten zu erretten und durch die Zerstörung seiner wachen Thorheit in die höhere Vernünftigkeit des Träumens hineinzuführen.

Eine dritte Weise des Bewuſstseyns ist schlieſslich diejenige, in welcher die Richter der heiligen Vehme den *Grafen Friedrich* gegen den alten *Waffenschmid* für unschuldig erklären, und Gottschalk der Knecht sich immer des verkannten *Käthchens* in dem Glauben annimmt, daſs sich das Geheimniſsvolle zu seiner Zeit schon werde zur Ehre Gottes lösen. Dieſs Bewuſstseyn steht in der Mitte zwischen jener Visionswahrheit und dem verständigen Wachseyn, es sieht die Dinge, wie sie äuſserlich erscheinen, aber es läugnet nicht, daſs sie noch einer tieferen Bedeutung fähig seyn, und ihren Schein zur Erscheinung einer wesentlicheren Welt umwandeln könnten.

Indem nun der Kampf des gewöhnlichen Bewuſstseyns und göttlicher Offenbarung, der hier nur dadurch verdreht ist, daſs gerade der schlechteren Form der beſsere Inhalt vindicirt wird, weder als Zweck einer der handelnden Personen, noch als Kampf der verschiedenen Zwecke erscheint, sondern *Käthchen* sogar als ein umgekehrter weiblicher Hamlet, nie reflectirend, immer ohne zu wissen warum, ihrem inneren Drange folgt und ihn vollführt, so erhält auch dieſs Drama dadurch wieder die epischere Form des bloſsen Geschehens, wie es auch mit zu seinem wesentlichen Character gehört, daſs die verständige Wirklichkeit (hier die Anordnung der Scenen, das Aneinander- und Ineinanderfügen der Begebenheiten) vernachläſsigt und der Schluſs plötzlich wie durch göttliche Schickung gegen den erwarteten Verlauf herbeigeführt ist.

Wem nun diese Betrachtung des vielbesprochenen Stückes richtig erscheint, dem muſs es wie Referenten eigen vorkommen, wenn *Tiek* (*Dramat. Bl. 1. Bd.* 113.) behauptet: „ein Volksschauspiel werde es uns dennoch bleiben, da es die Gefühle erregen müsse, die in „jeder Brust schlummern, da es sich weder an die Bildung noch an die Laune irgend eines Standes anschließe, „sondern Wahrheit und Natur selber male.“ Einst

Digitized by Google

solchen Versicherung widerspricht zunächst äufserlich schon die Erfahrung; das *Käthchen* von Heilbron ist zu keiner Zeit ein Volksschauspiel gewesen. Denn die Gemüthsintensität unseres deutschen Volkes steht weder auf der niedrigen Stufe, das bewufstlose träumende Weben des Gemüthes in sich, das geistlose Naturleben des Geistes für die Form der Offenbarung des Höchsten und Besten zu halten, sondern erkennt diese Form für die Form des Aberglaubens an, noch ist unser deutsches Volk zu der höchsten Spitze der Bildung fortgeschritten, welche in der Verzweiflung des wachen selbstbewufsten männlichen Geistes an sich selber und alles wahrhaft Wirklichen, nach den Kinderformen seines Bewufstseyns wieder zurückgreift. Diese Verzweiflung und das durch sie herbeigeführte Umschlagen der Formen des Bewufstseyns ist gerade nur *„die Bildung, die Laune, das Bedürfnifs"* eines bestimmten Jahrzehends und eines bestimmten Standes, so dafs man diese Bildung, diese Laune, dieses Bedürfnifs in sich fühlen mufs, um solch vollendete Verkehrung für *„Wahrheit und Natur"* ausgeben zu können. Wenn nun aber *Tieck* die Visionen, das Nervenfieber und das Bleigiefsen in unserem Stücke tadelt, so ist es ein eigener Widerspruch, dasjenige, was die Basis und Spitze eines Drama ausmacht und sich durch alle seine inneren Verschlingungen durchzieht, aufs Heftigste anzugreifen und dennoch zu behaupten, dasselbe Drama müsse ein Volksschauspiel seyn und Gefühle erregen, welche in jeder Brust schlummern. Und vergleicht *Tieck* ferner jene Visionen des *Käthchens* mit der Katastrophe in den Schroffenstein, so heifst diefs den bestimmten Unterschied beider Stücke vollkommen übersehen, da in den Schroffenstein jenes Abschneiden und Kochen des Fingers aus einem zufälligen Aberglauben hervorgeht und überhaupt nur als *Zufälligkeit* auftritt, die nur hätte ermittelt werden müssen und Bedeutsamkeit nur dadurch erhält, dafs gezeigt werden soll, das Gemüth habe auch auf die Zufälligkeiten der Aussenwelt zu achten, während im *Käthchen* die Visionen, das Nervenfieber, das Hellsehn, und also gerade die jenem verständigen Ausmitteln entgegengesezten als die ächtgeborenen Formen anerkannt werden, und das wache Bewufstseyn nur für ein Bastardwissen erklärt ist. Wie sehr daher *Tieck* auch behaupten mag, dafs jene Formen, obgleich „im *Käthchen geschichter* und *poetischer* benutzt, dennoch der *Poesie* des Gegenstandes widersprächen, indem sie *roh* und ohne dem Werke inniger verschmolzen zu seyn, aufträten," so müssen wir dennoch mit der Wiederholung schliefsen, dafs gerade die *Rohheit*, den Aberglauben der Vision und das bewufstlose Handeln nach ihr als das höchste Bewufstseyn zu bewähren, den eigentlichen *Gegenstand* dieses Drama ausmache, und daher nicht nur *roh* damit *vermischt* seyn könne.

Wenn nun Ref. auszuführen suchte, dafs sich in den *ersten Kleist*'schen Dramen und Erzählungen (in den Schroffenstein, dem Findling, der Verlobung auf St. Domingo, der Gräfin O, und im zerbrochenen Kruge) theils ein falsches Handeln nach innern Gemüths-Stimmungen, Character-Eigenheiten und äufserer Wahrscheinlichkeit bei mangelnder Ausmittlung verborgener Umstände darstelle, theils diefs Ausmitteln selbst sich zum alleinigen Intresse mache, während sich später in einem *zweiten Kreise* zeigte, ein göttlicher Wille gebe sich in der äufseren zufälligen Wirklichkeit kund (der Zweikampf, das Bettelweib von Locarno, die heilige Caecilia) und offenbare sich dem Gemüthe (Amphitryon), welches nun aber auch dieser Offenbarung unbewufst, und ohne ihr seine eigenen Wünsche (Penthesilea) oder sein waches, verständiges Bewufstseyn (*Käthchen*) entgegenzusetzen folgen müsse, so scheint es, als sei es das Bedürfnifs unseres Dichters gewesen, jezt in einem *dritten* Kreise auch dem wachen Bewufstseyn wiederum Gültigkeit zu erstreiten, und die wirklich vorhandene Welt überhaupt mit der nur in seiner Brust lebenden in Uebereinstimmung zu bringen.

Dieser *dritte Kreis* zeichnet sich daher sogleich dadurch aus, dafs seinem Inhalte sowohl in der *Herrmannsschlacht* als auch im *Kohlhaas* und im *Prinzen von Homburg* geschichtliche Thatsachen zu Grunde liegen; doch diefs Geschehen tritt dann niemals auf, ohne nicht zugleich als innere Seele die Weltansichten durchblicken zu lassen, aus welchen die ersten Kreise hervorgegangen waren, und es ist merkwürdig, dafs *Kleist* jedesmal die geschichtlichen Facta gerade dann hat ganz und gar verkehren müssen, wenn er die vorhandene Wirklichkeit mit seiner gespenstigen Geisterwelt und seinem gottbegeisterten Hellsehn ausgleichen will. Denn der Widerspruch des *Kleist*'schen Lebens besteht überhaupt darin, einerseits mit ganzer Kraft des Gemüthes und Verstandes sich der umgebenden Welt und ihren natürlichen und sittlichen Zuständen hinzugeben, mit tiefem Herzen das Wohl und Wehe des deutschen Vaterlandes zu empfinden, ein treuer Bürger des preufsischen Staa-

Digitized by Google

tes, ja mit Vorliebe sogar für die heimatliche Provinz ein Brandenburger zu seyn, und anderseits sich dennoch aus allen diesen wesentlichen Verhältnissen in den verborgensten Schacht des innersten Gemüthes zurückzuziehen, und dort sich eine andere fremde Welt in dem Glauben zu bilden, dafs diese eigene Welt die bessere und wahrhafte Wirklichkeit sei.

Und zwar tritt diefs jezt zunächst so hervor, dafs der Dichter die ihn umgebende Welt, sein Volks- und Staatsleben, dessen Zustand seinen patriotischen Wünschen widerspricht, mit diesen Wünschen zu vereinigen sucht, und sich deshalb im Schmerz über das Unglück seines Vaterlandes aus dieser schlechten Gegenwart des Verderbens in die glückliche Vergangenheit jener ersten Befreiung Deutschlands vom Joche der Römer hinüberflüchtet. So ist es ihm eigentlich nicht um jenen vergangenen Zustand, sondern um ein gegenwärtiges Intresse zu thun, und er verlegt die Bedeutung der Gegenwart in jene Vergangenheit, um sich auf diese Weise eine Wirklichkeit zu erschaffen, in welcher der äufsere Zustand mit seinen inneren Wünschen zusammenstimme. Doch die Verhältnisse des damaligen und des früheren Deutschlands, die Thaten im Teutoburger-Walde und die Thaten, welche Deutschland zu *Kleists* Zeiten hätten befreien können, und später befreit haben, passen nur auf so unbestimmte Weise zu einander, dafs der Versuch, beide Zustände uns als einen und denselben vorzuführen, die Gegenwart in ein Bärenfell zu kleiden, und *Herrmann* und *Thusnelda* in *Kleist*'schen Gesinnungen fühlen und handeln zu lassen, nur eben das Disparate ihres bestimmten Unterschiedes zur Erscheinung bringt. Wenn daher *Tiek* behauptet, *Kleist* „habe sein Drama dadurch zur Würde eines *historischen* Schauspiels erhoben," so kann *Ref.* auf keine Weise einsehn, warum ein Drama gerade deshalb ein *historisches* seyn solle, dafs es zwei ganz verschiedene *historische* Zeiten sich als *Historie* durcheinander *zerstören* läfst.

Was nun aber die *Kleist*'sche *Herrmannschlacht* besonders auszeichnet und mit den übrigen Werken desselben Dichters verbindet, besteht darin, dafs es sich hier auch nicht um die Darstellung eines wesentlichen Inhaltes handelt, der etwa darin zum Vorschein käme, dafs es sich zeigte, warum der Deutsche sein Vaterland, und was er an diesem Vaterlande liebe, wodurch er denn eigentlich überhaupt ein Deutscher sey, und was ihn von den Römern unterscheide, sondern dafs von diesem eigentlichen Inhalte als dem Bewegenden des Stücks auf keine Weise die Rede ist, während die Darstellung der *Listen* und *Intriguen*, durch welche *Herrmann* den *Varus* besiegt, das alleinige Interesse ausmacht, denn die Stellung der Hauptpersonen gegeneinander löscht schon dadurch den Gegensatz des Römischen und Deutschen aus, dafs *Hermann*, *Varus*, *Ventidius* und *Thusnelda* wechselsweise in allen Verhältnissen sich falsch und heuchlerisch beweisen, so dafs die List mit ihren Hin- und Herzügen, oder auch wohl in *Herrmann* mit seinen Ironien und sogenannten Rührungen, das Hauptinteresse in den Hintergrund verdrängen. Zur Heuchelei und zum Humor als Hauptformen seines Inhaltes scheint *Kleist* aber dadurch gekommen zu seyn, dafs jezt das wache Bewufstseyn gegen die frühere Träumerei und das Hellsehn sich Gewicht verschaffen soll, und nur in der List und im Humor sich die ganze Kraft und Gewalt des einzelnen Wissens und Wollens kund gibt. Wie in den Schroffenstein die Schuld nur darin bestand, die Falschheit einer äufseren verlockenden Wahrscheinlichkeit nicht einzusehen, so suchen jezt alle *Personen* einander wechselseitig zu berücken, und Sieger bleibt der, welcher die List einsieht, und sich dagegen durch noch feinere Listen verwahrt.

Im ersten Act sehen wir den Verfall Deutschlands, indem es den einzelnen Fürsten nur um Landbesitz, um Vergröfserung ihres Bezirkes, und nicht um Selbstständigkeit zu thun ist. Deshalb eröffnet *Herrmann* sich ihnen nicht, sondern verbirgt ihnen sein Innres, indem er nur zeigt, dafs mit ihnen nichts anzufangen sei. Es ist die Ironie des Dichters selber, seine ganze Wirklichkeit als schlecht und gebrochen, und sich in ihr als das einzig Vortreffliche zu wissen. Im zweiten Aufzuge beginnt er dagegen sein heuchlerisches Spiel mit *Ventidius*, dem römischen Legaten. *Marbod* nämlich, der Suevenfürst, durch die Römer angereizt, hat dem *Herrmann* Tribut abgefordert und droht *Cheruska* zu überschwemmen; *Augustus*, um das Land besetzen zu können, läfst dem *Herrmann* durch *Ventidius* die Legionen des *Varus* anbieten, diefs ist die römische List. Die Gegenlist *Herrmanns* bleibt in ganz demselben Character; er läfst die Legionen einrücken, er zieht mit dem *Varus* gegen die Weser hin dem *Marbod* entgegen, doch nicht, ohne den Suevenfürsten früher seiner Freundschaft versichert und ihm durch Boten den Plan eröffnet zu haben, er (*Marbod*) solle schon vor Ankunft der Römer

Digitized by Google

die Weser überschiffen, um gemeinschaftlich mit *Herrmann* die Feinde Deutschlands im Teutoburger-Walde zu erdrücken. Durch diese Kriegsintrigue schlingt sich dann noch die Frauenintrigue *Thusneldas* mit *Ventidius*, in welcher es sich nur um den ganz particulären Character *Thusneldas* und um Intressen handelt, welche mit dem Deutschthum und der Gattinn *Herrmanns* an und für sich auch nicht die geringste Gemeinschaft haben. *Herrmann* nämlich hat *Thusnelda* gebeten, dem römischen Legaten *Ventidius* Neigung zu heucheln; *Ventidius* erwiedert diese Heuchelei mit dem Schein glühendster Liebe, eigentlich aber ist es ihm nur um die blonden Locken *Thusneldas* und um ihre weifsen Zähne zu thun, die er der *Livia* zu schicken gedenkt. Diese Intrigue, dafs nämlich *Thusnelda* die erheuchelte Liebe des *Ventidius* für ächt hält, und obgleich sie oft darüber erzürnt thut, doch sich geschmeichelt fühlt, und nun von *Herrmann* wegen ihres Glaubens an die Aechtheit dieser nur erheuchelten Gluth aufgezogen wird, bis ihr der Gatte zulezt augenscheinlich beweist, welchen Zweck *Ventidius* bei der ganzen Spielerei gehabt habe — diese ganz interesslose Intrigue wird ebenso weitläuftig ausgesponnen, als die Listen wegen der Herrmannsschlacht. *Thusnelda* spielt dabei die gedoppelte Rolle einerseits dem Gatten treu, doch anderseits ebensosehr empfindlich zu seyn, wenn er meint, der scheinbare Liebhaber wolle sie nur täuschen. Unter Anderem wirft sie dem *Herrmann* z. B. vor, „sein Römerhafs mache ihn blind gegen alle Römer, und er könne sich auch den Einzelnen nicht als *sittlich* denken" (*Act.* 2. *Sc.* 8.), eine sonderbare Aeufsrung des deutschen Weibes, *die Sittlichkeit* eines Mannes (des *Ventidius*) nur nach dem Maafse der Gluth zu messen, mit welcher er das *Weib eines Anderen* liebt. Von den eigentlichen Plänen ihres Gatten erfährt *Thusnelda* nichts vor dem vierten Act, erst als die Römer schon eingerückt sind und *Herrmann* nun mit ihnen weiter zieht, nöthigen ihn die Umstände zur Entdeckung, welche sich dann aber wiederum nur auf *Ventidius* bezieht. *Thusnelda* will den Jüngling gerettet wissen. *Herrmann* gibt es ihr zu, doch überreicht er ihr zugleich scherzend eine Locke, welche *Ventidius* ihr geraubt, und als Probe an die Kaiserin gesendet hatte. Da befahl denn *Thusneldas* Rache in der Barbarei, den bisherigen Anbeter, der sie auf so schnöde Weise betrügen konnte, erst schmeichlerisch zu einer Schäferstunde beim Schimmer des Mondes einzuladen, und dann von einer Bärin fürchterlich zerreifsen zu lassen — ein Beispiel, wie sich die modernen Gesinnungen und Intressen in dem alten Gewande zur Zeit der Herrmannsschlacht in unserem „historischen" Drama ausnehmen, während umgekehrt *Herrmanns* ganzes Verhältnifs zu *Thusnelda* den besten Beweis liefert, wie jene alte Gestalt sich in der Physionomie moderner Ironie darstellt. —

Wie sehr aber *Herrmanns* eigentliches Geschäft die *List* gewesen sei, diefs zeigt sich nun auch am Schlufs, was auch *Tiek* schon bemerkt, darin, dafs eigentlich *Marbod* die Schlacht gewinnt, und der patriotische Inhalt tritt so sehr zurück, dafs sich die Vaterlandsliebe nur hin und wieder in dem *Eifer* und der *Geschicklichkeit* zu erkennen gibt, womit *Herrmann* seine Anstalten betreibt, bis sie sich endlich in einigen Ausbrüchen eines schonungslosen Hasses näher hervorthut. Aber dann ist sie dennoch nur immer Hafs gegen den Feind, Liebe fürs Vaterland überhaupt, während sie anderseits wieder den ganz particulärsten Character eines ironischen Humors annimmt. Ebenso erhalten wir von jener völkerverschlingenden Römischen Weltherrschaft, die dann auch wieder die Französische seyn soll, nur ein ganz unbestimmtes Bild, und von der Römischen Unterdrückung entweder nur allgemeine, oder wie in der einzelnen gräulichen Geschichte der Waffenschmidstochter (*Act.* 4. *Sc.* 4, 5 *u.* 6.) so particuläre und doch geheimnifsvolle Züge, dafs überall die ächte Mitte der Darstellung fehlt, welche den allgemeinen Inhalt in bestimmten individuellen Gestalten darstellt. Wie anders ist z. B. die Vaterlandsliebe in der Jungfrau von Orleans, oder in Wilhelm Tell, oder auch im Egmont geschildert, und wie preifst der alte Gaunt in Richard dem zweiten sein England als „Land der Majestät," und als das Kleinod in die Silbersee gefafst."

Doch von allen diesen eben erwähnten Mängeln findet sich in der Erzählung vom *Kohlhaas* zu Kohlhaasenbrück auch nicht die geringste Spur; denn nachdem sich in dem Character des *Herrmann* durch die Heuchelei und List das wachende Bewufstseyn in sein volles Recht eingesezt hat, handelt es sich jezt auch um den *Inhalt* dieses Bewufstseyns, um Recht und bürgerliches Gewerb, um Eigenthum, Gericht und überhaupt um den ganzen Bezirk des weltlich berechtigten Wollens, das nicht mehr nur der innern und sich in sich verhausenden Gefühls- und Gemüthswelt angehört. In

Digitized by Google

der *Herrmannsschlacht* hat der Dichter versucht, sich mit der vorhandenen Wirklichkeit seines politischen Lebens wenn auch nur dichtend und erdichtend zu versöhnen, und so kommt jezt das bürgerliche Leben an die Reihe, um auch mit dieser Wirklichkeit die früheren Formen und Ansichten in Uebereinstimmung zu bringen. Das Gemüth hat dadurch nicht an Innerlichkeit, Gedrungenheit, Festigkeit und verschlossener Innigkeit verloren, sondern zu der Form dieses Insichwebens jenen vollen Inhalt hinzugewonnen. Aber weil es gegen die Aufsenwelt gerichtet ist, fordert es von dieser vollendete Anerkennung und Bestrafung jeder Verletzung, die hier sogleich eine unendliche Verletzung des ganzen Gemüthes nach allen seinen Seiten wird. So geht der Conflict in unserer Erzählung aus dem Unrecht hervor, welches *Kohlhaas*, dem *Rofshändler*, auf der Tronkaburg von Seiten des übermüthigen *Junkers* in Betreff auf zwei Rappen widerfährt. Der *Rofskamm* will nichts als sein Recht, und wie ein Ehrenheld nicht leben kann, wenn seine Persönlichkeit auch in dem geringfügigsten Gegenstande ungerächt verlezt ist, so kann *Kohlhaas* nicht in einer Welt leben, wo er in seinem ehrlichen Gewerb verlezt wird, indefs sich das *Unrecht* ungestraft als die machthabende Wirklichkeit soll breit machen können. Wird nun durch zufällige Umstände seine Klage abgewiesen, erhält er auf seine Apellation sogar als Ruhestörer Verweise, und stirbt ihm endlich sein treues geliebtes Eheweib durch den Versuch, ihrem Gatten beim *Kurfürsten von Brandenburg* Recht zu verschaffen, so zieht sich sein Gemüth mit allem seinem Inhalt aus der umgebenden Welt, wo ihm nur Lug und Trug und Unterdrückung zu hausen scheint, in seine Innerlichkeit einsam zurück, und er macht den Fehlschlufs, dafs weil *ihm* nicht sein Recht, sondern nur Unrecht geschehen sei, lebe nun auch das *Recht* auf Gottes weiter Welt nirgends als nur in *seiner* redlichen Brust. Auf diese Weise sehen wir jezt die Form eintreten, welche im ersten Kreise vorherrschte, dafs das Gemüth die Aufsenwelt nur nach dem Anschein und seiner eigenen innern Stimmung beurtheilt und dadurch in Irrthum und Schuld geräth. *Kohlhaas* glaubt, *er* sei ausersehen, weltverbefsernd das verbannte Recht wieder herzustellen; er brennt die Tronkaburg nieder, er belagert Wittemberg, er sengt, plündert und mordet, — alles nur, um sich Recht zu verschaffen: denn wenn ihm der *Junker von Tronka* die Rappen wohlgenährt wieder in den Stall führt, so will er seine Gesellen auseinandergehn heifsen, und nach wie vor, ein guter, treuer und ruheliebender Bürger seyn. In der Beschränktheit seiner inneren Abgeschlossenheit glaubt er, die Welt habe ihm Abbitte zu thun für den Verlust seines Weibes, seines Rechtes, seines Vertrauens, bis er durch Luther endlich seinen Irrthum einsieht, indem er erfährt, dafs nur Zufälligkeiten die Anerkennung seines Rechtes verhindert, und dafs auch in der Welt überhaupt, und nicht nur in der Brust des *Rofskamm*, Recht und Gesetz Gültigkeit und Daseyn haben. Nun wird zwar durch *Luthers* Verwendung der Procefs wegen der Rappen beim *Kurfürsten von Sachsen* in Dresden anhängig gemacht, doch neue Kabalen, neues Unrecht von Seiten des weltlichen Gerichts, des *Kurfürsten*, der Räthe, verführen *Kohlhaasen* zu neuer Schuld, und er wird schon zum Tode verurtheilt, als ihn jezt der *Kurfürst von Brandenburg*, dessen eigentlicher Unterthan der *Rofskamm* ist, reclamirt, den Procefs wegen der Rappen in Dresden gewinnt, doch ihn selber des gebrochenen Landfriedens, der Niederbrennung der Tronkaburg und der anderen Verwüstungen wegen, zum Tode durchs Schwert mufs verurtheilen lassen. So geschieht denn auf diese Weise dem *Kohlhaas*, wie er es verlangte, weltlich sein Recht: die wohlgenährten Rappen werden ihm vor seinem Tode auf dem Richtplatze noch einmal vorgeführt, er darf über sein Hab und Gut verfügen, alle seine Wünsche sind erreicht, und für die Rechtsverletzungen, die er selber verübt, legt er mit Freuden sein Haupt auf den Richtblock. Aber *Kohlhaas* ist wie alle übrigen *Kleist*'schen Gestalten ein in sich zurückgedrängtes abgeschlossenes Gemüth, ein vollendet in sich selbst begränztes Subject. Als ein solches hat er Kränkungen erlitten, für welche die Allgemeinheit und Sachlichkeit des formellen Rechts ihm nicht kann Genugthuung verschaffen. Und dennoch kommt es unserem Dichter gerade darauf an, diese innerste verborgenste Tiefe des Gemüths hervorzuheben und zu befriedigen. Hat nun seit dem *Käthchen* eine verborgene, dem gewöhnlichen Bewufstseyn unerkennbare, in der Welt *gegen* die Natur des Weltlaufs und aller sonstigen Weisen des Wissens gegenwärtige Geister- oder richtiger Gespenster- und Zigeuner-Welt das Amt dieser Befriedigung übernommen, so verschafft auch in unserer Erzählung die alte Zigeunerin, welche eigentlich *Kohlhaasens* verstorbene Frau seyn soll, dem *Rofskamm* die innere Genugthuung, den *Gemüthsfrieden* des *Kurfürsten von Sachsen*, der

Digitized by Google

ihm all' das Unglück bereitet hat, in seine Gewalt zu erhalten und diesen Gemüthsfrieden willkürlich zerstören zu können. Wenn daher *Tiek* die deshalb nothwendige Umänderung des geschichtlichen Characters des Kurfürsten *Friedrich* des Weisen, oder auch *Friedrich* des Standhaften in einen „romantischen, verliebten und seltsamen Phantasten" nur für eine „Uebereilung" des Dichters, und nicht für vorsätzlichen Plan und bewufste Absicht hält, so wollen wir diese Meinung lieber auch für Uebereilung halten, weil wir sonst annehmen müfsten, *Tiek* habe jenen innern Zusammenhang in den *Kleist*'schen Werken gänzlich übersehen. Dagegen schreiben wir es gern der Uebereilung des Dichters zu, dafs er die Sächsischen Kurfürsten statt in Wittemberg in Dresden residiren läfst, und Dresden, so wie es jezt dasteht, schildert, statt sich nach der Localität des sechzehnten Jahrhunderts näher zu erkundigen.

Hat sich nun jener inhaltslosen Gemüthswelt gegenüber durch die *Herrmannsschlacht* und den *Kohlhaas* jezt ein Inhalt geltend gemacht, für welchen jene früheren Gemüthsformen sich als ungenügend zeigen, so kommt es jezt darauf an, auszuführen, dafs jenes Hellsehen bei verschlossenen Augen, wie sehr es auch immer noch als wahrhaftes Wissen anerkannt wird, dennoch, da sein Inhalt in den verständigen Zusammenhang mit einer vorhandenen wirklichen Welt treten müsse, des wachen Bewufstseyns nicht entbehren könne, und ohne dasselbe den Handelnden zu Grunde richte. Die Aufsenwelt ist jezt vollkommen anerkannt; schon früher zeigte es sich im Allgemeinen, dafs eine gütige Vorsicht die Zufälligkeit in ihr zum Organ der Gerechtigkeit mache, und die Wünsche auch des innersten Gemüthes zu befriedigen wisse; im *Kohlhaas* endlich ist diese göttliche Gerechtigkeit als weltliche Gerechtigkeit dargestellt, und wenn bisher der göttliche Wille alles leitete, und durch den menschlichen Arm oder durch äufserliche Zufälligkeiten handelte, so soll jezt der Mensch *durch sich selbst* seine Zwecke, von deren Wahrhaftigkeit er durch das Hellsehn unterrichtet ist, vollbringen und wenigstens für diese Vollbringung auf freien und festen Füfsen stehen. Daher darf jezt nicht mehr *nur* nach jenem *Hellsehn*, Träumen und Nachtwandeln, sondern es mufs auch nach dem *wachen* Bewufstseyn von jener vorhandenen berechtigten Wirklichkeit gehandelt werden. Diefs ist es, was wir *im Prinzen von Homburg* dargestellt sehn, dem anerkannt vollendetesten klarsten Producte des *Kleist*'schen Geistes, in welchem sich alle Widersprüche, die ihn bisher beängstigten und trübten, zu vollkommenem Einklange lösen, und diese Lösung zugleich in derjenigen Vollendung der äufseren Form darstellen, welche für *Kleist* nur durch lange Uebung und schwere Arbeit zu erreichen war. Denn der Vers, der in den *Schroffenstein* und im *zerbrochenen Kruge* oft zerrissen und zerstückelt war, bis er im *Amphitryon* und besonders in der *Penthesilea* einen höheren Schwung nahm, indem er der Ausdruck gewaltsam ausbrechender Leidenschaft wurde, stellte im *Käthchen* den Gegensatz eines in sich verschlossenen, sich selber unklaren Gemüthes, gegen die in Prosa oft weitschweifige und hochtrabende Geschwätzigkeit des hier meist thörichten wachen Bewufstseyns dar, bis er sich im *Herrmann* wieder zu oft hymnenartigem Schwunge erhob, um alle diese Seiten und Nüancen in dem *Prinzen von Homburg* zu vereinen, ohne eine derselben besonders hervorzuheben. Was *Tiek* ferner in diesem Drama in Rücksicht der trefflichen Zeichnung aller Charactere, und vornehmlich der fürstlichen Hoheit, Gerechtigkeit und Milde *Friedrich Wilhelms*, was *Solger* in Betreff auf die vaterländische Heimatlichkeit und die plastische Darstellung der vorhandenen Wirklichkeit loben, kann Refer. nur unterschreiben.

Indem nun in unserem Schauspiel Verhältnisse der wirklich vorhandenen sittlichen Welt ihr Recht geltend machen, so hat denn *Tiek* auch den ganzen Inhalt auf diese dargestellte Wirklichkeit und auf die richtige Frage, was Subordination sei, und ob sie nicht in einzelnen Fällen verlezt werden dürfe, beschränkt. Dadurch kann *Tiek* denn freilich die Art und Weise, wie *Kleist* das Vergehen des Prinzen motivirt, als Nebensache ansehen und sagen, dafs diese Schwäche dem Werke nichts von seiner Würde und Einheit nehme. Aber gerade diese Schwäche, das Verhältnifs nämlich des träumenden Hellsehns und des verständigen wachen Bewufstseyns, und *nicht* die Frage, was Subordination sei, macht den Inhalt des Drama aus, und das Umgekehrte behaupten, heifst wiederum ganz den Geist unseres Dichters verkennen.

Denn gerade der bestimmte Character des Prinzen, der jenes Verhältnifs des Hellsehns und wachen Handelns darstellt, und dem Schauspiel Namen, Anfang, Fortgang und Schlufs gibt, ist das *Ungeschichtliche*, von unserem Dichter *Erdichtete*, das er nur in ein geschichtliches Gewand kleidet, weil er für diesen Character, wie wir schon erwähnten, auch einer vorhandenen festen

Digitized by Google

Wirklichkeit bedurfte. Aus diesem Verkennen des eigentlichen Standpunktes des Stücks geht auch wiederum das *Tiek*'sche Verkennen des Publicums und die Forderung hervor, Deutschland und besonders Preufsen und näher noch die Mark solle das Drama mit Enthusiasmus als vaterländisches aufnehmen. Aber hat doch *Tiek* selber höchst naiver Weise für nöthig gefunden, um diesem vaterländischen Stück in Dresden Eingang zu verschaffen, erst vor der Aufführung das Publicum, damit es sich nicht „voreilig von dem trefflichen Werke abwende," durch eine lange Auseinandersetzung (*Tieks dram. Blätter Bdchen. I. p.* 6—14) vorzubereiten, und sagt er doch später (*Kleists Werke. Vor. LX. Anm.*) nichts, als „dafs es durch *das treffliche Spiel* der Darsteller in Dresden immer noch ein *Lieblingsstück* geblieben sei." Doch warum diefs Drama wie alle früheren nur einem kleinen Kreise Gleichgesinnter in allen Rücksichten genügen könne, wird es selber am besten zeigen.

Denn es beginnt mit einer nächtlichen Scene im Schlofsgarten zu Fehrbellin; als Nachtwandler sizt der Prinz vor dem Schlosse, indem er sich schweigend einen Lorbeerkranz windet; der Kurfürst, die Fürstin, Prinzessin Natalie ihre Nichte schaun auf den Träumer nieder; zum Scherz und um das Innre des Prinzen zu prüfen, reicht der Kurfürst Natalien den Kranz, und heifst sie alle entweichen. Da eilt der Prinz mit ausgestreckten Armen ihnen nach, er nennt Natalien sein süfses Mädchen, seine Braut, den Kurfürsten „Vater," die erlauchte Gemahlin seines Herrn „Mutter," doch erhascht er zulezt statt des Kranzes nur einen Handschuh der Prinzessin. So hat der Prinz denn im Schlaf das Bewufstseyn der wahrhaften Verhältnisse, denn wie es sich später zeigt, liebt er in der That die Prinzessin, und der Kurfürst wird wirklich sein Vater. Doch erwachend weifs er von allen diesen Verhältnissen nichts Klares mehr, er ist nur milde und weich, in liebender Stimmung, ohne Kraft eine bestimmte, feste Wirklichkeit ertragen zu können. In sich versunken, träumend und zerstreut, hört er deshalb im Schlosse des Kurfürsten den Plan der morgenden Schlacht, der aufs Umständlichste und Klarste auseinandergesezt wird; statt die Befehle des Feldherrn niederzuschreiben, sieht man den Prinzen nur immer träumend zur Fürstin und Natalien hinüberblicken, und als sich zulezt gar zeigt, dafs ein Handschuh, welchen die Prinzessin sucht, derselbe sei, den er seit dem Traume der Nacht, in welchem er die Geliebte seines Herzens sah, so treulich bewahrte, steigert sich seine Zerstreuung, sein Insichversinken und seine inhaltslose Begeisterung auf den höchsten Punkt.

Deshalb stürzt sich im zweiten Act unser Held auch *gegen* den Plan der Schlacht, und *gegen* die gemessene Ordre, welche ihm von seinen Offizieren deutlich auseinandergesezt wird, auf die Schweden; er verwirrt das Treffen, man sieht den Kurfürsten von einer Kugel getroffen sinken, und nur durch den Muth der Rache und Verzweiflung gewinnt der Prinz siegreich die Schlacht. Diese Begebenheiten sehen wir theils vor uns, theils werden sie uns erzählt, und die bestimmte Ausmalung einzelner Umstände, die Verständlichkeit der äufseren Wirklichkeit, konnte nicht besser beschrieben, das umsichtige Handeln der Offiziere dem plötzlichen Fortstürmen des vorher träumenden und in sich brütenden Prinzen nicht deutlicher entgegengestellt werden. Nach dem theuer erkauften Siege treffen wir den Helden zuerst wieder bei der Kurfürstin und Natalien an, als diese so eben von dem Tode *Friedrich Wilhelms* benachrichtigt worden sind. Trunken von Sieg und Liebe, schlingt der Prinz seinen Arm um Nataliens Nacken, er will sie beschützen, dem verwaisten Lande den gefallenen Fürsten ersetzen, und wenn er sich früher gegen Natalien nur verschwiegen und schüchtern gezeigt hatte, benimmt er sich jezt plötzlich offen und kühn; der Bund ihrer Herzen schliefst sich nicht erst, sondern es scheint, als wäre er seit jeher geschlossen gewesen. Wie entzückt nun die Nachricht, der Kurfürst lebe, und sei schon nach Berlin geeilt, die Liebenden und die Kurfürstin. Der Prinz, um sich ihm zu entdecken, ersucht sie, ihr Begleiter seyn zu dürfen.

Doch jezt beginnt die Wirklichkeit, das Recht ihrer Gesetze und berechtigten Forderungen gegen ihn durchzusetzen. Der Kurfürst erklärt, der Schuldige, der in der Schlacht jenen Subordinationsfehler begangen, wodurch der Sieg nur halb errungen wurde, habe, gleichgültig, wer es auch sei, den Tod verwirkt und ein Kriegsgericht solle ihn richten. Zwar war dem Kurfürsten berichtet, der Prinz sei nicht der befehlende Anführer gewesen, doch als dieser dann mit den erbeuteten Standarten in der Hand heiter und voll Siegesfreude auftritt, und sich frohen Muthes seiner That rühmt, wird ihm erklärt, dafs er Gefangener sei und den Degen abgeben müsse. Nun glaubt er zuerst zu träumen, dann aber wird er erbittert, seinem vollen warmen Herzen scheint das Verfahren des Kurfürsten leer und kalt, und er spottet darüber als über eine schlechte Nachahmung Römischer Härte, indem er meint, der Vetter wolle den Brutus spielen. So endet der zweite Aufzug, um in den dritten die weiteren Gemüthszustände zusammenzudrängen, in welchen sich der Conflict und die Schuld des träumenden Handelns offenbart.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 91. u. 92.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1827.

Heinrich von Kleist's gesammelte Schriften. Herausgegeben von L. Tiek.

(Beschluſs.)

Zunächst scheint der Prinz im Gefängniſs noch ganz sicher, daſs die Gefangennehmung, das Kriegsgericht, der Urtheilsspruch nur Schein, Form und Comödie seien. Doch als ihm jezt durch seinen Freund *Hohenzollern* klar wird, er sei in der That verloren, und müsse, zum Tode verdammt, rettungslos sterben, da geschieht in seinem Innern ein ungeheurer plötzlicher Bruch, auſser sich eilt er zur Kurfürstin, zu Natalien, und bettelt fuſsfällig um sein ferneres nacktes Daseyn; Ehrenstellen, Geliebte, Ruhm, Glück und Freude will er hingeben, den ganzen vollen Reichthum des Lebens opfern, um nur *leben* zu können. Diese feige Todesfurcht würde eben so unerträglich als unerklärlich seyn, wenn sie nicht consequent aus allem Bisherigen hervorginge. Denn der Prinz hat in den früheren Aufzügen ohne festes Selbstbewuſstseyn, ohne selbstgewollte und gewuſste Entschlieſsung gehandelt, der ganze Inhalt und die ganze Form seines Lebens und Handelns war Traum gewesen, — jezt erwacht er, und die ganze frühere Welt bricht unter seinen Füſsen zusammen, zum erstenmal erhält er das volle Bewuſstseyn seiner selbst; aber dieſs Bewuſstseyn ist leer: er weiſs von keinem Gott, keiner Pflicht, keinem Vaterland, keiner Ehre und keiner Liebe, nirgend findet er in diesem allgemeinen Sturze einen Halt, das einzige Feste, von dem er weiſs, ist sein Ich, und da er auf diesem Ich weder in stoischer noch skeptischer Ataraxie beruhen kann, welche die selbstgewuſste Erfahrung voraussezt, daſs das Ich, unter allem Schwankenden und Nichtigen, das einzige Feste und Wahrhaftige sei, da er eben so wenig von irgend einem *Inhalte* weiſs, in welchem als den Göttern seines Lebens das Ich sich als ewig erhielte, so bleibt ihm nichts übrig, als die *Erhaltung dieses leeren Ichs*, und er bettelt feigherzig bei den tapferern Weibern um nichts als um sein nacktes Leben.

Aber der Prinz ist mit dem vollen Inhalte des Lebens erfüllt gewesen, jezt hat er auch die Form des wachen Selbstbewuſstseyns dazu erhalten, er ist aus seinen Träumen, seiner Versunkenheit in sich aufgerüttelt, und so besteht der weitere Fortgang in den beiden lezten Aufzügen nur darin, daſs der Held sich nun wieder mit seinem früheren Inhalte erfülle, um diesem Inhalte gemäſs in fester wacher Entschlieſsung und mit der Ueberzeugung zu handeln, jenes frühere Wollen sei Unrecht und die Todesfurcht schmähliche Feigherzigkeit gewesen. So beginnt denn der vierte Act damit, daſs Natalie sich dem Kurfürsten zu Füſsen wirft, und für ihres Vetters *Homburg* Leben fleht. Der Kurfürst schlägt ihr zunächst zwar die Gewährung ab, indem er ihr die Gerechtigkeit des Spruches und die Nothwendigkeit der Vollstreckung klar zu machen sucht, doch als er aus ihrem Munde zulezt die Stimmung des Prinzen erfährt, zeigt sich der väterliche Herr sogleich zur Gnade willig, und schreibt deshalb dem Prinzen: nur die Liebe zur Gerechtigkeit habe ihn (den Kurfürsten) zur Gefangennehmung und Verurtheilung bewegen können, doch glaube der Prinz, daſs ihm Unrecht geschehen sei, so solle er den Degen sogleich zurückerhalten. Nun bleibt dem Prinzen nur die Wahl übrig: entweder zu sterben, indem er den wahrhaften Standpunkt seiner That einsieht, und sich jezt selbstbewuſst in die wahrhaften Mächte seines Lebens, *gegen* welche er bisher handelte, versenkt, oder zu erklären, seine nackte Lebenslust sei das einzig Rechte und Wahre. Der Prinz wählt das Erste, und an dem groſsen Sinn des Kurfürsten plötzlich groſsgezogen und zum Manne herangereift, erkennt er seine Schuld und will durch seinen Tod der Gerechtigkeit Genüge thun.

Aber diese *Anerkennung* der wahrhaft wirklichen Verhältnisse des Rechts und Gehorsams und der Auſsen-

Digitized by Google

welt überhaupt, und das *Handeln* nach ihnen ist die wahrhafte Sühne, denn die eigentliche Schuld liegt nicht in dem *Inhalte:* er hat in der That die Schlacht gewonnen, sich den Lorbeer erkämpft und *Natalien* als Siegeslohn verdient, sondern seine Schuld liegt in der *Form des Bewufstseyns*, nach welcher er gehandelt. Daher können die Reden *Hoftwitzens*, welcher ganz richtig bei seiner Supplik ausführt, dafs im Kriege auch der augenblickliche Entschlufs des Feldherrn sein Recht haben müsse, und die Meinung *Hohenzollerns*, der Kurfürst trage eigentlich die ganze Schuld durch den Scherz, den er sich am Abend vor der Schlacht mit dem nachtwandelnden Prinzen erlaubt, den Kurfürsten nicht zur Gnade bewegen, sondern erst als der Prinz sich selber für schuldig erklärt und jede Gnade verschmäht, tritt die Gnade, dem Sinne des Inhaltes gemäfs, am richtigen Orte ein. Indem aber jenes träumerische Hellsehn durch Anerkennung seiner Schuld sich mit dem wachen Wissen und Handeln versöhnt hat, versöhnt sich, nach *Kleist*, auch diefs wache Wissen mit jenem Träumen dadurch, dafs sich zeigt, jenes Hellsehn habe den eigentlichen Inhalt richtig getroffen, und sei ein höheres Wissen vom wahrhaftigen gewesen. So endet das Drama mit derselben Scene, mit welcher es begonnen, und der Prinz wird in dem Augenblicke, in welchem er zu sterben meint, mit dem schönsten seligsten Glücke seines Traumes überrascht.

Je mehr nun auf solche Weise die Gegensätze aller früheren Darstellungen, wie wir schon erwähnten, in diesem lezten Werke ihren Kampf friedlich und versöhnt beenden, desto auffallender könnte es scheinen, dafs weder unser Dichter sich lebend mit der vorhandenen Welt in Einklang zu setzen, noch von seiner Mitwelt, wie er es wünschte und forderte, Anerkennung zu finden vermochte. Nennt ihn doch *Tiek* immer den verkannten Dichter, und bemüht sich vergebens, das Publicum für die Werke seines Freundes zu begeistern. Doch diese Werke können und dürfen ihrer Natur nach nur einem kleinen Kreise zur Freude und Erholung dienen. Die inneren Stimmungen und Verstimmungen des Gemüthes, das Widerstreben der äufseren Zufälligkeit, ihr gespenstiges Verkünden einer höheren Welt, jene tiefste, lautlose, verschlossene Innerlichkeit, welche in sich webend und verschwebend unmittelbar aus dem Vergessen aller sonst gültigen, menschlichen und göttlichen Wirklichkeit das höhere Wissen von einer göttlichen Welt schöpfen soll, und dann doch keine weitere Kunde erhält, als die von erfüllten Liebesträumen, — die ganze Darstellung überhaupt der mehr oder minder *inhaltslosen* Verhältnisse des inneren Selbstbewufstseyns und des Wissens von der äufseren Welt, diese dramatische Psychologie, wie vollendet sie auch ausgeführt seyn mag, kann niemals auf allgemeinere Anerkennung Anspruch machen. Denn man müfste diese Verstimmungen und Krankheiten des Geistes nicht nur in sich erfahren haben, sondern sie auch für die Gesundheit selber halten, um mit unserem Dichter ganz übereinzustimmen. Da die Richtung seiner Zeit, welche er darstellt, nur eine Nebenrichtung ist, kann es nur als unbillig erscheinen, zu verlangen, Jeder solle diesen einsamen Fufssteig entlang wandern und alle seine Krümmen und Irrgewinde voll Befriedigung verfolgen. Aus der Unbilligkeit dieser Forderung hat unser Dichter selber seinen Mifsmuth und Lebensüberdrufs geschöpft. Denn ihm kam es nicht nur darauf an, seine innere Welt überhaupt nur zu äufsern: dann hätte er in wohlgefälliger Selbstgenügsamkeit sich in sich zurückziehen können, sondern es drängte ihn, sein ganzes Inneres in die äufsere Wirklichkeit hinauszusetzen und in ihr gegenwärtig zu sehn. Darum tritt er uns auch hauptsächlich als *Dramatiker* entgegen, und seiner wenigen übrig gebliebenen *lyrischen* Gedichte ist kaum Erwähnung zu thun. Denn der Gedrungenheit und des reflexionslosen Insichseyns wegen verbergen seine Charactere meistentheils ihren Zweck, von dem sie selber kaum klares Bewufstseyn haben; sie sprechen sich ihre Wünsche, ihre Ahnungen und Hoffnungen kaum aus, und bei diesem Mangel des selbstbewufsten Zwecks und dem Ueberwiegen des Geschehens, der äufseren Localität, und der mannigfachen Begebenheiten zeigt sich *Kleist* als gröfserer Meister in der *Erzählung*.

Was er nun aber noch alles hätte leisten können, wenn er länger unter uns gelebt hätte, ob er die grofsen *Tiek*'schen Hoffnungen glänzend erfüllt haben würde, diese vergebliche Weissagung, bitten wir, uns mit der Kritik des *Fragmentes Robert Guiskard* gütig zu erlassen, indem wir uns nicht mit demjenigen fertig zu werden getrauen, womit der Dichter selber nicht hat fertig zu werden vermocht.

H. G. Hotho.

Digitized by Google

XXXVI.

Deutsche Grammatik von Dr. Jacob Grimm.

Zweiter Artikel.

Wenn es beim Verbum, welches uns im ersten Artikel beschäftigt hat, hauptsächlich auf Erforschung der Gesetze des Vocal-Wechsels ankam, worauf das Wesen der ältesten Conjugation gegründet ist: so wird es beim Nomen demjenigen, der sich mit dem Verf. über eine bloſs praktische Behandlung erhebt, besonders darum zu thun seyn, das, was ursprünglich der Verhältniſs-Bestimmung angehörte, von dem eigentlichen Stamm zu unterscheiden. Je weiter aber die Sprachen in ihrem Lebenslauf fortgerückt oder allmähliger Verwirrung und Auflösung entgegen gegangen sind, desto schwieriger wird es, die wahre Flexion von der nakten Gestalt des Wortes oder der Grundform zu trennen, weil die äussersten Theile der letzteren in manchen Casus, oft gerade im Nominativ, sich abschleifen, und da, wo sie sich erhalten, den Anschein gewinnen, als gehörten sie der Flexion an. In keiner Sprache der groſsen Familie, wovon das Germanische ein Glied ausmacht, ist es leichter, die Gränzen des Wortstammes und die der Endungen zu bestimmen als im Sanskrit, es übertrifft in dieser Beziehung das Gothische fast in eben dem Maſse als dieses dem Deutschen voransteht. Was sich vom Gothischen oder dem ältesten Germanischen Standpunkte aus an dem Organismus der späteren Mundarten aufklären läſst, hat der Verf. auf eine Weise gethan, die man mit der vollkommensten Anerkennung rühmen muſs. Das Gothische bedarf aber auch von seiner Seite vielfältiger Aufklärung durch die älteren stammverwandten Sprachen; diese hat zwar ebenfalls der Verf. mit Einsicht benuzt, es stand ihm aber die wichtigste von allen, nämlich das Sanskrit, in Bezug auf die Declination nicht in dem Maſse zu Gebote als man es wünschen, aber mit Recht nicht verlangen könnte, weil er genöthigt war, aus sprachvergleichenden Schriften zu schöpfen, in denen bis jetzt die Declination viel weniger als die Conjugation eine tiefer eingehende Betrachtung gefunden hat. Ich werde daher in manchen Punkten mit dem Verf. mich in Widerspruch zu setzen haben, doch kann ich, ohne gerade an die Reihefolge des vorliegenden Werkes mich zu halten, nur in das Wichtigere eingehen, obwohl natürlich auch das Wichtigere nur für denjenigen wichtig seyn kann, der Kenntniſs in der Sache besitzt und ein Interesse an einer Art von vergleichender Sprach-Anatomie findet, wie sie dem erst aufblühenden, von unserem Verf. mit glücklichem Erfolg gepflegten, historischen Sprachstudium zum Bedürfniſs geworden ist.

Den zwei Haupt-Declinationen, welche *Fulda* bei den Substantiven unter den Benennungen der schematischen und beiwörtlichen, bei den Adjectiven aber unter denen der eigentlichen oder abstracten und der concreten, einander entgegenstellt, gibt unser Verf. die bezeichnenderen Namen der starken und schwachen Form. Stark kann die erstere wegen ihrer schärferen und dem Urzustand der Sprache angemesseneren Unterscheidung der Casus mit eben dem Rechte genannt werden, als letzterer wegen der Abgestumpftheit der Endungen, wie sie sich schon bei *Ulphilas* zeigt und später immer mehr überhand genommen hat, die Benennung der schwachen zukommt. Merkwürdig ist es, daſs schon im Sanskrit der Grund-Charakter der Germanischen schwachen Declination sich deutlich zu erkennen gibt. Auch scheint es das Sanskrit zu seyn, welches unseren Verf., in der zweiten Ausgabe, zur Berichtigung seiner Theorie der schwachen Declination veranlaſst hat. In der ersten Auflage ist er S. 147 der Wahrheit schon nahe auf der Spur, indem er namô Gen. namins, Plur. namna mit nomen, nominis, nomina vergleicht; allein er betrachtet das n nicht als der Grundform angehörend, sondern als zwischen geschoben, und statt in den männlichen Accusativen wie hanan, blôman die reine Grundform zu erkennen, sucht er in dem verstümmelten Nominativ die wahre Gestalt des Wortes, da der Accus. eine Zuthat bekomme (S. 140). In der zweiten Auflage berücksichtigt er Sanskritische Formen wie karman *That* (ein Neutrum), welches er in Uebereinstimmung mit mir, *) in dem Lateinischen carmen wieder erkennt (der Nominativ und Accus. Sing. lautet nach Abwerfung des n karma), ferner s'arman *glücklich*, Nom. s'armâ, Gen. s'armanas, Acc. s'armânam, gerade wie im Lateinischen sermo, sermonis, sermonem u. s. w., womit ich es, seines äusseren Baues wegen, in der Vorrede zum Nalus verglichen habe. In völligem Einklang mit den Sanskritischen Wortformen auf n steht die Germanische schwache Declination in Bezug auf die Abwerfung dieses Endbuchsta-

*) In den *Annals of Oriental literature* S. 52.

Digitized by Google

ben im Nominativ und Accusativ der Neutra, bei Masculinen und Fem. aber nur im Nominativ, wie aus der Vergleichung der Gothischen Grundformen ahman *Geist* und namôn (naman?) *Namen* mit dem gleichbedeutenden Sanskritischen âtman und nâman erhellen wird, wovon ersteres ebenfalls ein Masculinum, letzteres ein Neutrum ist:

	Gothisch.	Sanskrit.		Gothisch.	Sanskrit.
Sing.	N. ahma	âtmâ	Plur.	ahman-s	âtmân-as
	G. ahmin-s	âtman-as		ahman-ê	âtman-âm
	D. ahmin	âtman-ê		ahma-m	âtma-b'ejas
	A. ahman	âtmân-am		ahman-s	âtman-as
Sing.	N. namô	nâma	Plur.	namôn-a	nâmâ-ni
	G. namin-s	nâmn-as		namôn-ê	nâmn-âm
	D. namin	nâmn-â		nama-m	nâma-b'jas
	A. namô	nâma		namôn-a	nâmân-i.

Das Sanskrit verlängert in mehreren Casus des Masc. den vorletzten Vocal des Stammes, daher steht âtmâ, âtmân-am, atmân-as im Gegensate zu âtmanas âtmanê u. s. w. Im Neutrum unterbleibt diese Verlängerung, denn es liebt, wie im Griechischen, die kurzen Vocale (πέπων, πέπον). Das Gothische aber hat bei der schwachen Declination die Ordnung umgekehrt, und zeigt namô neben dem Indischen nâmă und dagegen ahma, ahman neben âtmâ, âtmân-am. Für ursprüngliche Identität des Ausgangs der männlichen und sächlichen Grundform spricht aber die gleiche Gestaltung derselben im Genitiv und Dativ Sing., auch deutet der Dativ Pl. nama-m für naman-m auf eine Grundform naman. Im Plural findet man namna für namôna, welches ich als die regelmäfsige Form, die auch dem Indischen nâmâni näher steht, gesetzt habe, dagegen stimmt namna zu den synkopirten Formen wie nâmnas, nâmnê. Wenn is die eigentliche Genitiv-Endung der Masculina und Neutra im Gothischen wäre, so dafs man mit Zuversicht annehmen dürfte, dafs für ahmin-s, namin-s ursprünglich ahmin-is und namin-is gestanden hätte: so würde ich mit dem Verfasser S. 818 gerne dem i der Endung einen rückwirkenden Einflufs auf den Vocal der vorhergehenden Sylbe beilegen. Es erklärte sich hierdurch sehr befriedigend das i von ahmin-s und namin-s im Gegensatz zu dem a und ô von ahma, namô, und mir erscheint diese Erklärung um so gegründeter, als ich beim Verbum ebenfalls Assimilationskraft der Endungen wahrgenommen habe. Es hat sich aber auch gezeigt, dafs nicht alle Endungen gleiche Fähigkeit haben, den vorhergehenden Vocal sich zu assimiliren oder durch Umlaut anzunähern, und diefs spräche zur Rechtfertigung des Umstandes, dafs das ê des Plural-Genitivs nicht ahmênê und namên-ê hervorgebracht hat. Die Gültigkeit des vom Verf. aufgestellten Satzes, dafs blômin-s aus blômin-is sich erkläre, läfst sich aber noch sehr in Zweifel ziehen, und der Verfasser scheint denselben in der Voraussetzung aufgestellt zu haben, dafs is im Gothischen als Flexion des Genitivs wirklich vorkomme. Dieses läugne ich, und hoffe in der Folge zu beweisen, dafs die Flexion der männlichen und sächlichen Genitive Sing. niemals aus mehr als einem blofsen s bestehe, *) so sehr es auch den Anschein hat, wenn man bei der ersten Declination starker Form den Genitiv dagis seinem Nominativ dags entgegenstellt, dafs das i von dagis der Flexion anheimfalle, und dafs man daher mit dem Verf. S. 598 fisk-is und nicht fiski-s abzutheilen habe. Der Verf. sieht hier fisk als Stamm und is als Flexion an, doch kann man seine Ansicht nicht immer aus seinen Abtheilungen kennen lernen, da er es, was wir mifsbilligen, sich nicht zur Pflicht macht, Stamm und Endung seiner Ueberzeugung gemäfs zu theilen, denn wenn er S. 599 har-jê schreibt, so erklärt er ausdrücklich, dafs diese Abtheilung untheoretisch sei, da das j (für i) dem Stamme angehöre. Er erklärt aber diese praktische, untheoretische Abtheilung für vortheilhaft für die Sprachgeschichte; mir scheint sie im Gegentheil derselben nachtheilig, und ich sehe ungern Bruchstücke des Stammes unter die Flexion gemengt, und kann die Nothwendigkeit dieses Uebels für das Gothische wenigstens nicht zugeben, wo man z. B. im Nom. Sing. der zweiten Decl. Masc. sehr gut harji-s und hairdei-s abtheilen kann. Nur mufs man darauf aufmerk-

*) Aus Jesuis möchte ich nicht schliefsen, dafs sunaus für sunuis stehe, denn die Behandlung fremder Namen ist wenig geeignet über die primitive Gestalt der einheimischen Wörter Auskunft zu geben. Ulphilas flectirt den Namen Jesus nicht nach der dritten Decl., welche Wortstämme auf u begreift, sondern bringt ihn in einige Analogie mit thius *der Knecht*, von der 1. Decl., dessen Stamm nicht thiu sondern thiva ist. Aus dem Nom. könnte man aber erwarten, dafs der Genit. thiaus und der Dat. thiau bilden würde, und in diesem Falle wäre thiu der Stamm. Wenn man im Lateinischen den Genitiv Jesui und den Dativ Jesuo bildete, so könnte man daraus keine Folgerungen über die Urgestalt der vierten Decl. ziehen.

Digitized by Google

sam machen, dafs die Verbindung der Grundform mit der Flexion gewisse euphonische Veränderungen der ersteren veranlassen kann, und dafs man daher nicht vor jeder Endung die wahre Gestalt der Grundform wahrnehmen kann. Ich erkenne diese in dem Dativ und Accusativ Pl. harja-m, hairdja-m, harja-ns, hairdja-ns aber nicht in dem erwähnten Nominativ Sing. Vom Gothischen abwärts wird eine strenge Scheidung des Stammes von der Flexion schwieriger, doch bleibt der Sprachgeschichte die Verpflichtung, sie zu versuchen, und so viel als möglich auszuführen, wobei ihr immer die Hinweisung auf den älteren Dialekt zu Gebote steht.

Um nun zu des Verf. Erklärung von blômin-s aus blômin-is zurückzukehren, so soll der Umstand, dafs es im Gothischen keine Genitiv-Flexion is gibt, uns nicht unbedingt zu der Behauptung nöthigen, dafs es niemals eine solche gegeben habe. Der Beweis für ihr früheres Vorhandenseyn könnte aber nicht aus der Germanischen Sprachgeschichte, sondern nur aus älterer geführt werden. Im Sanskrit ist, wie im Gothischen, s das Kennzeichen des Genitivs, allein alle mit Consonanten endigenden Stämme setzen nothwendig as statt des blofsen s, denn eine Form âtman-s wäre darum nicht möglich, weil zwei Consonanten am Ende nicht stehen können. Man hätte also ein Recht im Gothischen Genitiv-Flexionen, die aus mehr als einem s bestehen, vor allem bei der schwachen Form zu suchen, weil ihre Stämme mit einem Consonanten schliefsen, was bei der ersten und vierten starken Decl. nur scheinbar der Fall ist. Es liefse sich auch die euphonische Nothwendigkeit zeigen, dafs die Indische Endsylbe as im Gothischen entweder zu is oder zu einem blofsen s werden mufste. Schwerer bleibt die Erklärung des Vocalwechsels im Dativ, worüber sich der Verfasser S. 818 ebenfalls ausspricht. Unpassend scheint mir, auf derselben Seite, seine Erklärung des männlichen Accus. Plu. blômans aus blômanans, indem er annimmt, dafs das an der Flexion nicht aber das zum Wortstamme gehörende an ausgefallen sei. Das letztere würde ich zugeben, wenn es mit dem ersteren seine Richtigkeit hätte; ich glaube aber aus dem innigen Verhältnifs des Gothischen zum Sanskrit, wie dieses schon aus der obigen Zusammenstellung klar in die Augen fällt, beweisen zu können, dafs es unrecht sei, ans oder auch blofs ns als die ursprünglich allgemeine Accusativ-Endung der männlichen Pluralformen anzunehmen. Im Sanskrit bilden, was hier wichtig ist zu berücksichtigen, alle mit kurzen Vocalen endigenden männlichen Wortstämme den Plural-Accusativ auf n, so dafs die ganze Flexion blofs in diesem n besteht, der vorhergehende kurze Vocal wird aber, wie in mehreren anderen Casus, verlängert. Keine der verwandten Sprachen steht in Betreff dieser Flexion dem Sanskrit so nahe, als das Germanische in seiner Gothischen Gestalt, und wir könnten mit Recht das Gothische das Germanische Sanskrit nennen, denn Sanskrit heifst *vollkommen* und durch diesen Namen wird die alte, geheiligte Sprache der Indier wegen ihrer hohen grammatischen Ausbildung den lebenden minder vollkommenen Sprachen entgegengestellt. Der Verf., welcher S. 827 die Sanskritische Plural-Endung n erwähnt, drückt die Vermuthung aus, dafs Apokope eines h oder s statt gefunden haben könne; ist dieses gegründet, so wäre z. B. sûnâ-n (filios) aus sûnâ-ns dem Gothischen sunu-ns seinem Ursprunge nach vollkommen identisch. Gewifs ist es, dafs, wenn es ursprünglich im Sanskrit Plural-Accusative auf ns gab, hieraus n werden mufste, vermöge desselben Grundsatzes, welcher ahan du *tödtetest* aus ahan-s entstehen liefs, weil nämlich von zwei schliefsenden Consonanten der letzte abgeworfen werden mufs, ein Wohllautsgesetz, welches erst nach der Sprachspaltung sich im Sanskrit entwickelt haben konnte, da keine der von ihm losgeschiedenen Europäischen Sprachen daran Theil nimmt. Wahrscheinlicher ist es auch, dafs ein Indisches sûnâ-ns im Laufe der Zeit ein s verloren, als dafs das Gothische sunu-ns das seinige erst gewonnen habe.

Um den innigen Zusammenhang der Gothischen Pluralformen auf ns mit den Indischen auf n in seiner vollen Ausdehnung zu fassen, mufs vor allem berücksichtigt werden, dafs beide Sprachen nur solche Masculina, deren Grundform vocalisch endet, im Accusativ Pl. mit dieser Endung bezeichnen. Der Gothischen ersten Declination starker Form entspricht die Sanskritische erste mit Stämmen auf a, und der Verfasser, welcher in der vierten Declination ein, der Grundform zukommendes, schliefsendes i erkannt hat, war nur wenig davon entfernt, in der ersten ein im Nominativ unterdrücktes a zu entdecken, und dags aus dag(a)s, wie balgs aus balg(i)s zu erklären. Hätte der Verf. diese ihm sehr nahe liegende Entdeckung gemacht, so würde er im zweiten Theile S. 412 schwerlich in den Compositis wie viga-deinôm, das schliessende a des ersten Gliedes als Bindevocal oder Compo-

Digitized by Google

sitionsmittel angesehen haben, da es sich mit diesem a gerade so verhält wie mit dem i von mati-balgs, welches Hr. *Grimm* auf der folgenden Seite mit seinem bewährten Scharfblick als der Grundform angehörig darstellt, indem er sich von dem verstümmelten Nominativ mats für matis nicht täuschen liefs. Auch klärt sich mit der Entdeckung des den Stämmen der ersten starken Decl. zukommenden a die von dem Verf. S. 821 11) berührte Frage auf, warum man thiudans, thiudanis sage, vom Stamme blôman aber nicht blômans, blômanis bilde? Verschiedenes Schicksal für ursprünglich gleichartige Bildungen dürfen wir hier mit dem Verf. nicht annehmen, da thiudana und blôman allerdings sehr verschiedenartige Bildungen sind, wovon jede ihre eigene Behandlung in der Declination erfordert. Thiudans für thiudanas gehört in die Klasse der sanskritischen Wörter wie nandanas *Erfreuer*, während blôman mit dem oben erwähnten âtman zusammentrifft; und wie im Sanskrit ohne Ausnahme alle Stämme auf n im Nominativ vocalisch enden, so ist es, mit gleicher Ausdehnung, im Gothischen der Fall; thiudans, himinis und ähnliche Formen sind nur dem Anscheine nach Verletzungen des uralten Princips.

Da das a der ersten starken Declination bei Substantiven in keinem einzigen Casus des Singulars sich zeigt, so war das Uebersehen desselben, welches ich noch vor kurzem mit dem Verf. theilte, um so leichter möglich. Die Richtigkeit meiner jetzigen Ansicht ergibt sich aber deutlich aus der Declination der Adjective, wo der Dativ und Accusativ Sing. das a noch festhalten. Freilich darf man nicht blind-amma, blind-ana abtheilen, sondern blinda-mma, blinda-na analog mit i-mma *ihm*, i-na *ihn*. Im Singular-Nominativ Masc. steht das Althochdeutsche plintêr auf einer vollkommeneren Stufe als das Gothische blinds, und ê-r entspricht hier dem Sanskritischen a-s z. B. punja-s (purus), und zeigt ê für a wie bei der ersten Pluralperson der Zeitwörter mês an der Stelle des Indischen mas steht, wo aber das Gothische blofs m hat. Sollte man von plintêr auf ein Gothisches blindais schliefsen müssen, so würde ich dennoch behaupten, dafs diesem blindais ein noch älteres blindas vorhergegangen sei. Der euphonische Einflufs des s konnte das a in ai umwandeln, wobei man sich an die Aeolischen Accusative auf αις für ας zu erinnern hat, wie an das Dorische τύψαις für τύψας, παῖσα für πᾶσα u. s. w. Der Umstand, dafs hier das lange a, im Gothischen aber das kurze, durch s in ai umgewandelt wird, dürfte der Zulässigkeit der Vergleichung nicht im Wege stehen. Da als erwiesen angesehen werden kann, dafs z. B. vinda die Grundform von vinds ist, so verhält sich der Plural-Accusativ vinda-ns zu seiner Grundform gerade wie balgi-ns und sunu-ns zu ihren Stämmen balgi und sunu, und die genannten Accusative laufen vollkommen parallel mit den Indischen Formen vâtâ-n (ventos), agni-n (ignes) b'ânû-n (soles), von den mit kurzen Vocalen endigenden Stämmen vâta, agni, b'ânu. Sanskritische Feminina, deren Grundform mit einem Vocal endet, setzen im Plural ein s an die Stelle des n, daher bildet bâlâ (puella) nicht bâlâ-n, denn dieses würde pueros bedeuten, sondern bâlâ-s. So bildet das Gothische, welches dem Sanskrit auf dem Fufse nachfolgt, von giba nicht giba-ns sondern gibô-s. Ich setze das ô auf die Seite des Stammes, da die Uebereinstimmung mit dem Sanskrit nöthigt, das blofse s für das Casuszeichen zu halten. Das ô steht hier wie immer an der Stelle des Indischen â und hat gleichsam die Geltung von zwei kurzen a, wenn daher im Nominativ und Accus. Sing. giba für gibô steht, welches leztere die übrigen Casus und die Verwandtschaft mit dem Sanskrit erwarten liefsen, so ist dies ein ähnlicher Verlust wie der, welcher dagas (dies) und daga (diem) zu dags und dag umgestaltet hat. Ueberhaupt mufs man die Gleichförmigkeit bewundern, mit welcher in den Germanischen Sprachen die genannten Casus des Singulars den Wortstamm in einem zerstörteren Zustand als die übrigen Casus zeigen. Nur die dritte Declination ist von diesem Verfall frei geblieben, indem sie das schliefsende u des Stammes in beiden Casus bewahrt hat; daher sunu-s, nicht sun-s, Accus. sunu nicht sun.

Die weiblichen Stämme auf i und u bilden im Gothischen den Acc. Pl. nach Analogie der Masculina, daher stimmen ansti-ns, handu-ns eben so wenig zu gibô-s als zu dem Indischen mati-s, d'ênû-s. Wir haben bisher Wortstämme mit schliefsenden Vocalen betrachtet, und wenden uns nun zu solchen, die mit Consonanten enden. Diese haben, sie mögen männlich oder weiblich seyn, im Accus. Pl. die Endung as, analog dem Griechischen ας der dritten Declination; man vergleiche pad-as mit πόδ-ας. Der Einklang der beiden vollkommensten Sprachen dieses Stammes bürgt für das Alter der gedachten Endung, und man hat Ursache zu erwarten, dafs, wie im Gothi-

Digitized by Google

sehen die Wortstämme mit schliefsenden Vocalen in ihrem Accusativ Pl. dem Sanskrit entsprachen, auch die mit schliefsenden Consonanten mit der verwandten Asiatischen Sprache im Verhältnifs stehen werden. Man wird also ahman-s eben so wenig mit daga-ns als im Sanskrit âman-as mit bâlâ-n vereinbaren können, und statt mit unserem Verf. ahman-s aus ahman-ans entstehen zu lassen, führt uns das Sanskrit zunächst zu einer Form ahman-as, wozu sich das bestehende ahman-s gerade so verhält, wie dag-s (dies) zu seiner Urform daga-s.

Im Nominativ Pl. erklärt der Verf. das s der Endung aus ôs, und ahman-s stünde demnach für ahman-ôs, und dieses hätte durch Assimilation ahmôns wirken sollen. Ich mufs mich hier wiederum mit dem Verf. in Widerspruch setzen, indem aller Wahrscheinlichkeit nach das lange o von ahman-ôs eben so wenig würde Synkope erlitten haben, als das von dagôs und gibôs. Diese Plural-Nominative von den Stämmen daga und gibô stehen in überraschendem Einklange mit dem Sanskrit, wo as den entsprechenden Casus sowohl bei Masculinen als Femininen bezeichnet, allein die Endung zerfliefst nach den Wohllautsgesetzen mit dem homogenen Vocal des Stammes, aus bâla+as wird bâlâs (pueri) und aus bâlâ+as wird ebenfalls bâlâs (puellae), und es ist nicht möglich hier die Endung vom Stamme zu scheiden, weil sie in Einem Vocal zusammenfliefsen. Gerade so verhält es sich im Gothischen, wo ô eigentlich die Länge für ă ist; es ist daher in dem ô von dagôs und gibôs der Vocal der Grundform mit dem der Endung zerflossen, und ersteres eigentlich aus daga+as, letzteres aus gibô (für gibâ)+as entstanden. Da nun im Gothischen Pluralformen auf ôs nur da vorkommen, wo die Grundform schon a oder ô hat, so hat man keine Ursache ôs als die wahre Endung des Nominativs Pl. anzusehen und zu erwarten, dafs ein Stamm ahman in diesem Casus jemals ahman-ôs gehabt habe. Wenn aber die Vergleichung mit der ersten starken Declination im Gothischen und mit sämmtlichen Declinationen im Sanskrit zu einem sicheren Ergebnisse führen kann, so ist es dies, dafs ahman-s sowohl im Nominativ als im Acc. Pl. aus ahman-as entstanden, weil sich das a vor dem schliefsenden s nicht behaupten konnte.

Die zweite starke Declination kann meiner Ansicht über den Plural-Nominativ nicht als Einwand entgegengestellt werden, denn sie ist, wie der Verfasser richtig bemerkt, theoretisch einerlei mit der ersten. Ich erkläre diese Einerleiheit so, dafs ich bei derselben Stämme auf ja und jô (= jâ) annehme. Von der Grundform harja kommt im Plural harjôs, harj(a)-ê, harja-m harja-ns; und im Singular harji-s statt harja-s als Nom. und Gen. Der Acc. und Voc. verstümmeln die Grundform durch Ablegung des a, wornach das vorhergehende j sich in i auflöst, daher hari. Was den Dativ anbelangt, so wird man annehmen müssen, dafs das a von harja der Flexion angehöre, so dafs harja für harja-a stehe, was daraus erhellt, dafs auch der Stamm balgi seinen Endvocal vor der Flexion abwirft (balg-a). Da der Dativ im Gothischen sehr häufig als Instrumentalis gebraucht wird, so vermuhe ich, dafs seine Endung mit der Sanskritischen Instrumental-Endung â verwandt sei. Das lange a hat sich im Gothischen verkürzt, wie giba *die Gabe* für gibô steht. Hierbei mufs bemerkt werden, dafs schon im Sanskrit in einem besonderen Falle ă für â das Zeichen des Instrumentalis ist, nämlich bei sämmtlichen Wortstämmen auf a. In der zweiten weiblichen Decl. starker Form erkenne ich die Sanskritischen weiblichen Stämme mit schliefsendem langen i, die das Gothische, weil solche Stämme ihm ungeläufig geworden waren, durch die Zugabe eines ô in ein bekannteres Gebiet herüber gezogen hat. Es ist aber natürlich, dafs sich in der Decl. solcher Wörter noch Ueberreste ihres älteren Zustandes zeigen, und ein solcher ist namentlich der Nom. Sing., und thivi *Magd* stimmt merkwürdig zum Sanskritischen dêvi *Göttin, Königin*, und wie dieses zu dem männlichen Stamm dêva (Nom. dêvas) *Gott* sich verhält, so verhält sich im Gothischen thivi zum Stamme thiva *Knecht*, der den verstümmelten Nom. thius für thivas hervorbringt. Dafs der Indische Gott im Gothischen zum Knechte und die Göttin, Königin zur Magd geworden, darf uns nicht abhalten, die Verwandtschaft der genannten Formen zu erkennen, da solche Bedeutungs-Uebergänge vom Edelen zum Gemeinen in den Sprachen ganz gewöhnliche Erscheinungen sind. Der Uebergang des v in a ist dem Gothischen Lautgesetze gemäfs. Im Genitiv und Dativ stimmt thiujôs, thiujai eben so genau zu dêvjâs, dêvjai als zu gibôs, gibai vom Stamme gibô, denn das ô des Stammes fällt vor der Flexion ai ab, und verschmilzt mit der Genitiv-Endung ôs, im Falle man eine solche annimmt, und nicht lieber gibô-s abtheilt. Allein die weibliche Flexion ôs wird sowohl durch die Pro-

Digitized by Google

nomina als durch die Sanskritische Endung âs unterstützt. Ob aber thiujôs, thiujai von thiujô oder von dem alten Stamme thivi komme, bleibt ungewiſs; allein der Accus. thiuja gehört nicht dem alten Stamme, sondern dem erweiterten thiujô an, doch merkwürdig ist es, daſs man auch Accusative auf i findet, z. B. kunthi(notitiam), was auf ein untergegangenes thivi schlieſsen läſst, welches dem Indischen dêvî-m entspräche, nur daſs das Accusativzeichen den germanischen Femininen gänzlich mangelt. Im Vocativ hat das Sanskrit dêvî mit verkürztem i, das Gothische hat thivi nicht thiuja. Der ganze Plural erklärt sich aus dem erweiterten Stamme thiujô, nur ist zu bemerken, daſs im Gen. auch thivi nicht anders als thiuj-ô bilden könnte. Von frijôndi *Freundin*, welches dem Indischen prijantî *die Liebende* entspricht, wird weiter unten die Rede seyn. Die dritte und vierte Declination starker Form, mit Wortstämmen auf u und i, entfernen sich in Bezug auf den Plural-Nominativ von dem Bildungsprincip, worin die beiden ersten mit dem Sanskrit sich begegnen. Von den Gothischen Grundformen balgi und sunu sollte man nach diesem Princip die Formen balgj-as und suniv-as erwarten, statt dessen aber findet man balgei-s und sunju-s. Diese Formen unterstützen wenigstens nicht die Ansicht, daſs ôs die volle Nominativ-Endung Pl. sei, da sie wie die mit Consonanten endigenden Stämme ein bloſses s zeigen, und der Ausfall eines kurzen a leichter als der eines langen Vocals begriffen werden kann. Das kurze i des Stammes balgi hat sich in der Form balgei-s verlängert, denn ei ist im Gothischen nach Grimms gelehrten Untersuchungen die Länge des i; es ist also der Ausfall des a der Endung durch die Verlängerung des End-Vocals der Grundform ersetzt worden. Um die Form sunju-s vom Stamme sunu zu begreifen, muſs man die Neigung berücksichtigen, die überhaupt das u im Gothischen zeigt, sich durch den Zuwachs eines vortretenden i zu verstärken, und daſs beim Verbum, wie wir früher gesehen haben, iu zu einem wurzelhaften u wie ei zu i sich verhält; wie biuga zu steiga, so verhält sich auch sunju-s zu balgei-s, nur daſs hier der Halbvocal j an der Stelle des i steht. Im Genitiv suiniv-ê für sunu-ê erklärt sich die Veränderung von u in iv ohne beabsichtigte Verstärkung, aus einem euphonischen Gesetze, welches auch bei dem Verbum sniva (vado) von der Wurzel snu, in Anwendung kommt. Im Präsens steht zwar sniva für sniu-a nach Analogie von biuga aus bug; allein im Plural des Präteritums steht sniv-um nicht für sniu-um, sondern bloſs euphonisch für snu-um, weil hier die Grammatik nicht die Verstärkung des u durch i erfordert, indem bug nicht biugum, sondern bugum bildet. Vergleicht man den Genitiv suniv-ê mit balg-ê, so fällt es auf, daſs hier nicht auch das i des Stammes balgi, etwa in der Gestalt eines j, sich behauptet hat, man muſs aber hierbei die gleichartige Natur des Gothischen und des Sanskritischen u bewundern, welches letztere ebenfalls standhafter als alle anderen Vocale vor der Unterdrückung sich zu bewahren weiſs. Im Sanskrit fallen zwar die Vocale der Grundformen vor denen der Casus-Endungen niemals weg, sondern verändern sich bloſs nach bestimmten Wohllautsgesetzen; allein bei der Bildung von Derivativen fallen die Vocale der primitiven Wortstämme vor denen der Ableitungssuffixe meistens ab, aber das schliessende u (kurz oder lang) behauptet sich nicht bloſs, sondern erhält sogar noch die Verstärkung durch *Guna*. Während z. B. Das'arat'a durch das Suffix i Dâs'arat'i bildet, kommt von Vâhu durch dasselbe Suffix nicht Vâhi, sondern, mit Bewahrung und Verstärkung des Endvocals des Primitivs, Vâhavi. Mit den Accusativen balgi-ns und sunu-ns sind früher die entsprechenden Indischen Formen agnî-n und bânû-n verglichen worden, den Nominativen balgei-s, sunju-s mögen daher agnaj-as und b'ânav-as zur Seite gestellt werden, mit der Bemerkung, daſs kurzes i und u im Nom. Pl. *Guna* haben.

Wir wenden uns nun zur Betrachtung der Adjective, welche im Germanischen die merkwürdige Erscheinung darbieten, daſs sie unter gewissen Umständen die schwache Form annehmen, d. h. ein n in die Grundform ziehen. Im Sanskrit gibt es zwar ebenfalls viele Adjectiv-Stämme auf n, allein aus keinem anderen Grunde, als weil viele der gebräuchlichsten Wortbildungs-Suffixe mit n enden, wie in, vin u. s. w. Allein Adjective, welche durch anders schlieſsende Suffixe gebildet sind, lassen sich unter keiner Bedingung zu den Wortstämmen auf n herüberziehen, und eben so wenig ist dieses auſser dem Germanischen in irgend einer anderen Sprache des Sanskritisch-Europäischen Stammes der Fall, obwohl auch das Slavische eine zweifache Adjectiv-Declination zuläſst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 93. u. 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1827.

Deutsche Grammatik von Dr. Jacob Grimm.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung.)

Der Verf. erklärt S. 823 die schwache Declinationsform der Adjective für unursprünglich, indem er annimmt, dafs sie zuerst nur auf eine Reihe von Adjectiven beschränkt zuletzt Typus für alle geworden sei. „Nachdem sich die geschwächte Form einmal individuell gesetzt (sagt der Verf.) und den Schein wirklicher Flexion angenommen hatte, folgten viele Substantive und Adjective der Analogie, und die Masse wuchs durch sich selbst. Denn die Anzahl schwach flectirter Wörter ist schon im Gothischen und Althochdeutschen ansehnlich, und nimmt mehr Raum ein als sonst dem Bildungsmittel n zugeschrieben werden dürfte.“ Das hier Gesagte scheint mir vollkommen richtig, und ich zweifle nicht, dafs nur nach und nach bei den Germanischen Adjectiven die schwache Declination überhand genommen habe; da aber mit wenigen Ausnahmen schon im Gothischen bei einem jeden Adjectiv nach einem feststehenden Princip die schwache Form immer unter gleicher Bedingung sich zeigt, und, wo diese Bedingung nicht eintritt, die vollere Prominal-Declination vorwaltet, so verdient hier die Ursache einer Erwähnung, warum die den Adjectiven eigenthümliche Pronominal-Declination nicht für jede Lage desselben passend gefunden wird, und warum, wo diese nicht passend ist, nicht die substantive starke, sondern stets die schwache Form eintritt. Die Ursache liegt offenbar in dem Verfall der Casus-Endungen der schwachen Form, der dem Gothischen Singular blofs das genitive s, dem Singular der übrigen Dialekte aber kein einziges Casuszeichen übrig gelassen hat. Diese Entblöfsung von Casuszeichen sagte dem Geist der Sprache zu, da wo durch den vorgesetzten Artikel die Casusverhältnisse voll und kräftig durch diesen ausgedrückt sind, oder wo ein anderes Pronomen die durch den Artikel beabsichtigte Personifizirung übernimmt. Das Adjectiv konnte in dieser Lage der Bezeichnung der Casusverhältnisse überhoben werden, die nicht durch den Artikel und das Adjectiv und das darauf folgende Substantiv zugleich angedeutet zu werden brauchten. Die Art, wie die doppelte Casusbezeichnung an dem Adjectiv und dem, was ihm vorhergeht, lästig oder unerträglich gefunden wird, zeigt sich besonders auffallend dadurch, dafs wir sagen *ein glücklicher Mann*, mit starkem Adjectiv, weil *ein* des Nominativzeichens entbehrt, allein in den übrigen Casus, wo *ein* die Flexion sich aneignet, mufs das Adjectiv sie aufgeben, d. h. zur schwachen Form übergehen.

Im Gothischen, wo der bestimmte Artikel selten und der unbestimmte niemals gebraucht wird, sieht sich das Adjectiv auch nur selten genöthigt, die vollkommene Prominal-Declination aufzugeben. Das Gesetz aber ist im wesentlichen dasselbe, *) hierbei ist die Erscheinung merkwürdig, dafs das Participium praesentis, welches keine Pronominaldeclination zuläfst, und mit Ausnahme des Nominativs Sing. stets zur schwachen Form sich bekennt, aus diesem Grunde, nämlich wegen der Abgestumpftheit der Casus-Endungen, in eben dem Maafse den Artikel an sich zieht, als dieser bei doppelförmigen Adjectiven die Veranlassung ist, zur Aufgebung der Pronominal-Declination und ihrer Vertauschung mit der substantiven schwachen Form. Man findet bei dem Participium praes. den Artikel in Constructionen, die bei anderen Adjectiven keineswegs zum Gebrauche des Artikels nöthigen; wo nämlich das genannte Participium für sich allein ohne beigefügtes Substantiv, d. h. selber substantivisch steht, fordert es gesetzmäfsig den Artikel, um seiner Flexions-Armuth zur Hülfe zu kommen, da

*) Eine Verletzung der Regel, nämlich starke Form nach dem Artikel, findet sich bei Marc. V. 13. (thai unhrainjai).

Digitized by Google

gegen aber nehmen andere Adjective in ähnlicher Stellung selten den Artikel zu sich. Die verschiedenartige Behandlung des Participium Praes. in Vergleichung mit anderen substantivisch gesetzten Adjectiven zeigt sich in ihrem vollen Lichte bei Matth. IX. 12. Ni thaurbun hailai lêkeis ak *thai* unhaili habandans, *οὐ χρείαν ἔχουσιν οἱ ἰσχύοντες ἰατρῶ, ἀλλ' οἱ κακῶς ἔχοντες.* Bei Marc. XI. 17, lautet diese Stelle: Ni thaurbun svinthai lêkeis ak thai ubilaba habandans. Damit man nicht hier die Veranlassung zum Artikel in dem im Gegensatz liegenden Nachdruck zu finden glaube, berücksichtige man Matth. IX, 13 wo ein ähnlicher Gegensatz nicht den Artikel herbeizieht, weil er nicht durch ein Part. Praes. ausgedrückt ist — niththan quam lathôn usvaurhtans ak fravaurhtans, *οὐ γαρ ἦλθον καλέσαι δικαίους, ἀλλ' ἁμαρτωλοὺς (εἰς μετάνοιαν).*

Man könnte sagen, dafs das Gothische Participium Praes. nicht wegen seiner schwachen Declinationsform, sondern blofs wegen seiner Eigenschaft als Participium den Artikel anziehe, da auch im Griechischen die Participia eine besondere Vorliebe zum Artikel zeigen. Dieser Einwand läfst sich nicht ganz beseitigen, allein da das Gothische in seinem Gebrauch des Artikels unendlich sparsamer ist, als das Griechische, und die Nothwendigkeit desselben fast einzig bei dem schwachgebeugten substantivischen Participium Praes. anerkennt, und da bei doppelförmigen Adjectiven der Artikel nur der schwachen Form zur Seite steht, so sehe ich mich hierdurch hinlänglich befugt, den Artikel bei gedachtem Participium als einen Ersatz für die Abstumpfung seiner Casus-Endungen anzusehen. Der Nominativ Sing. hat zwar im Gegensatz zu allen anderen Casus die starke Form neben der schwachen, und zieht dennoch den Artikel an (Matth. X. 40. sa andnimands izvis *ὁ δεχόμενος ὑμᾶς*); allein da bei unserem Participium der starke Singular-Nominativ isolirt, und mit den übrigen Casus im Widerspruche steht, so ist es kein Wunder, dafs er in Bezug auf die Syntax seine starke Form nicht geltend machen konnte, und dafs er, wie die übrigen schwachen Casus, den Artikel sich mufste beifügen lassen, so dafs man nur selten den schwachen Singular-Nominativ nach dem Artikel findet. *) In Bezug auf die Declination ist das Participium Praesentis noch darum für die vergleichende Grammatik von besonderer Wichtigkeit, weil das Ableitungssuffix, wodurch es gebildet wird, im Sanskrit und in den meisten verwandten Sprachen mit einem Consonanten endet, und weil solche Suffixe im Germanischen eine Seltenheit sind.

Das volle Suffix des Part. Praes. lautet im Sanskrit ant, wovon jedoch das n in den meisten Casus ausgestofsen wird, das a aber ist wesentlich, und ändert sich nicht nach Maafsgabe des Endvocals der Wurzel oder der eingeschobenen Conjugationssylbe, und hierin liegt der Unterschied zwischen dem Indischen ad-ant-am und dem Griechischen *ἔδ-ο-ντ-α, διδό-ντ-α, τιθέ-ντ-α* und dem Lateinischen ed-e-nt-em, am-a-nt-em. Das Gothische setzt fast regelmäfsig ein d statt des Indischen t und umgekehrt t für d, daher entspricht it-a-nd *) als Stamm des Part. Praes. dem Sanskritischen ad-ant. Der Singular-Nominativ itands ist dem Indischen adan und Griechischen *ἔδων* an Vollständigkeit oder treuerer Aufbewahrung des Urzustandes überlegen, weil er weder einen Bestandtheil des Stammes, noch den Casus-Charakter aufgegeben hat, den zwar auch im Griechischen *ἵστας, τιθείς* und *δεικνύς* bewahrt haben, aber mit Aufopferung des ganzen Participialsuffixes *ντ*. Es ist durch die hier gegebene Zusammenstellung des Gothischen mit den alten stammverwandten Sprachen hinlänglich beurkundet, dafs der Nominativ itands nicht mit dags aus dagas oder mit balgs aus balgis in eine Klasse zu stellen sei, da der Stamm von itands durchaus keine äufsere Abschleifung erlitten hat. In den obliquen Casus erhält der Stamm itand den Zuwachs der Sylbe an, welche mit in wechselt, und unser Participium in die sogenannte schwache Declination versetzet. Dieser Zuwachs ist aber von späterem Ursprung, und die unvermehrte, reine Grundform hat das Gothische da bewahrt, wo das Participium wie ein gewöhnliches Substantiv gebraucht wird, wenn z. B. nasjand-s nicht als *rettend*, sondern als *Retter* auftritt. Der Fall ist sehr belehrend, denn er zeigt deutlich, dafs das

*) Ein Beispiel liefert Matth. XI, 3 thu is sa quimanda, *σὺ εἶ ὁ ἐρχόμενος.*

*) Ich setze das a von der Wurzel und dem Suffixe geschieden, denn es hat sich im ersten Artikel ergeben, dafs die Germanische starke Conjugation wie die Indische erste Klasse ein a als allgemeine Ableitungssylbe annimmt, welches dem Griechischen o und ε von *ἔδ-ο-μεν, ἔδ-ε-τε ἔδ-ο-ντι* entspricht. Auch erhellt aus der Vergleichung von it-a-nd-s, nas-ja-nd-s mit salp-ô-nd-s, dafs das wahre Participial-Suffix nicht and, sondern nd, analog dem Griechischen *ντ* sei.

Digitized by Google

Wesen der schwachen Form hauptsächlich auf dem consonantischen Ausgang ihrer Grundform beruht, denn nasjand theilt mit dem erweiterten Stamme nasjandan alle Declinationsschwächen mit Ausnahme der Unterdrückung des Casuszeichens und des Schlufsconsonanten im Nominativ Sing., eine Erscheinung, die uralt ist, weil sie, wie früher gezeigt worden, auch im Sanskrit sich findet. Man könnte daher füglich in der Germanischen Declination, besonders der Gothischen, anstatt starke und schwache Form anzunehmen, die Eintheilung in vocalisch und consonantisch auslautende Stämme machen, mit der Bemerkung, dafs in ersteren mehr der Stamm, in letzteren mehr die Endungen verstümmelt oder gänzlich abgeschliffen seien. Die schwachen Adjective liefsen sich als Derivativen der starken ansehen, von denen sie durch ein mit n schliefsendes Ableitungssuffix gebildet werden; der Stamm nasjandan entspringt durch das Suffix an aus nasjand, und gôdan aus gôda, indem der Vocal des Primitivs den des Ableitungssuffixes verschlingt, und gôdan aus gôda+an verhält sich zu seinem gleichbedeutenden Primitiv wie im Sanskrit mahâ-grîvin, *grofsen Nacken habend* (daher Kameel), Nominativ mahâ-grîvî, zu dem, des Suffixes in entbehrenden, aber gleichbedeutenden mahâ-grîva, Nominativ, mahâ-grîvas. Es gibt kein Wortbildungssuffix im Sanskrit, welches häufiger gebraucht wird, als das erwähnte in, welches sowohl Primitive aus der allgemeinen Wurzel bildet, wie gâmin *gehend* von gam, als auch Derivativa, die den mit einer Sache oder Eigenschaft begabten ausdrücken, wie balin *stark* aus bala *Stärke*, mit unterdrücktem schliefsenden a. Es wäre kein Wunder, wenn auch im Germanischen dieses Suffix sich erhalten hätte, und zwar im Gothischen mit der Veränderung von in zu an, und wenn der ursprünglich so häufige Gebrauch dieses Suffixes dermaafsen zum Mifsbrauch geworden wäre, dafs nach und nach jedes Adjectiv neben der Urform auch die abgeleitete gewonnen hätte. Der Syntax konnten nun die beiden Formen zur Verfügung gestellt werden, und sie wählte nach dem oben ausgesprochenen Grundsatze die abgeleitete, flexionsärmere Form zur Begleitung des Artikels oder anderer Pronominen. Wie sehr wir berechtigt sind, schon im Sanskrit den ersten Keim zur doppelförmigen Adjectiv-Declination zu suchen, die aber erst im Germanischen zu ihrer vollen Ausbildung gekommen ist, mag aus der Vergleichung des oben erwähnten mahâ-grîva und mahâ-grîvin mit den Gothischen Stämmen gôda und gôdan entnommen werden.

Singular.

	Sanskrit stark.	Sanskrit schwach.	Gothisch stark.	Gothisch schwach.
Stamm.	mahâ-grîva	mahâgrîvin	goda	godan
Nom.	mahâ-grîva-s	mahâ-grîvî	gôd(a)-s	gôda
Gen.	mahâ-grîva-sja	mahâ-grîvin-as	gôdi-s	gôdin-s
Dat.	mahâ-grîvâja *)	mahâ-grîvin-ê	gôda-mma	gôdin
Acc.	mahâ-grîva-m	mahâ-grîvin-am	gôd[a]	gôdan

Plural.

Nom.	mahâ-grîvâs **)	mahâ-grîvin-as	gôda-i ***)	gôdan-s
Gen.	mahâgrîvâ-n-âm	mahâ-grîvin-âm	gôdai-zê	gôdan-ê
Dat.	mahâ-grîvê-b'jas	mahâ-grîvi-b'jas	gôdai-m	gôda-m
Acc.	mahâ-grîvâ-n	mahâ-grîvin-as	gôda-ns	gôdan-s

Noch gibt es in dem alten Germanischen Dialekte Beispiele, die entweder nur die primitive oder nur die abgeleitete Form zulassen, die aber im Neudeutschen, dem Strome der Analogie folgend, die beiden Formen an sich gerissen haben. Von dieser Art sind *anderer, der andere*, und die Pronomina possessiva, welche in den alten Dialekten der Erzeugung der abgeleiteten (schwachen) Form sich enthalten haben. Dagegen ist bei den Comparativen schon im Gothischen die Urform untergegangen, und nur die abgeleitete übrig geblieben.

Das Sanskrit hat aufser tara, welches das gewöhnliche Comparativ-Suffix ist, noch ein anderes aufzuweisen, welches aber nur in einem sehr beschränkten Gebrauch sich erhalten hat; seine Form ist îjas, das s aber ist hier nicht Nominativzeichen, sondern gehört wie im Lateinischen das r des entsprechenden ior, zum Stamm. Den Deutschen Comparativen wie *gröfser*, *schöner* merkt man es kaum an, dafs sie durch ihr Bildungssuffix mit dem genannten îjas verbrüdert sind. Im Gothischen hat sich îjas durch Herausstofsung des ja zu is zusammengezwängt; den Umstand aber, dafs dieses Suffix sich stets mit der Ableitung an umgibt ****) (aus is+an wird nach dem Laut-

*) Eine Trennung der Endung vom Stamme ist hier nicht möglich; s. R. 156 meiner Grammatik.

**) Auch hier ist keine Scheidung möglich, weil an dem langen â sowohl der Stamm wie die Endung Theil hat.

***) Es sei mir erlaubt, den Diphthong ai aus einander zu reifsen, weil das a dem Stamme und i der Endung angehört, was ich weiter unten zu beweisen hoffe.

****) Eine merkwürdige Ausnahme macht das Adverbium mais, (mehr) welches eigentlich das Primitivum von maiza *der gröfsere* ist. Allein das Primitivum von mais ist ein untergegangener Positiv ma, wozu mais (ma+is) sich ver-

Digitized by Google

gesetze izan), und die ursprüngliche starke Form ganz hat untergehen lassen, erkläre ich daher, dafs Wortstämme auf s der Germanischen Sprache schon in frühester Periode fremd geworden sind, und Comparativ-Stämme auf is ganz isolirt gestanden hätten, die der Geist der Sprache in Absicht der Declination nicht mehr zu behandeln wufste. Wie ungeschickt ein schliefsendes s zur Verbindung mit den Casus-Endungen sei, oder von der Zeit an geworden sei, als die consonantisch ausgehenden Stämme ihre Flexionen in dem Maafse abstumpften, wie es sich an der sogenannten schwachen Form und Fulda's archaischer Declination und an dem als Substantiv gesetzten Participium Praes. zeigt, ist leicht zu beweisen. Der Stamm batis *besser*, in der Voraussetzung, dafs er nicht zu batizan angewachsen wäre, würde nach Analogie von menôth-s sowohl im Nominativ und Genitiv Sing. als im Nomin. und Acc. Plur. den blofsen Zusatz eines s verlangen, und batis-s lauten müssen. Allein ein schliefsendes s verbindet sich im Gothischen nicht mit einem vorhergehenden s, und somit würden die vier genannten Casus mit der Grundform identisch seyn, und eben so auch der Dativ und Accus. Sing., die auch bei den Stämmen mênôth *Monat*, nasjand *Retter*, und ahman *Geist* keine Flexion haben. Es würde also von aller Declination blofs der Genitiv und Dativ Plur. übrig bleiben, die wahrscheinlich bati-zê und batiz-a-m würden gelautet haben, indem zur Anschliefsung des m ein Bindevocal nöthig wäre, wie bei vatn-a-m (aquis) für vatan-a-m, wo offenbar mit dem n der Stamm geschlossen ist. Im Neudeutschen gewannen die Comparative starke Declination, weil der irre gewordene, seine ursprüngliche Natur nicht mehr begreifende Geist der Sprache diese Formen mit denjenigen verwechselte, deren Grundform ursprünglich, und zwar noch im Gothischen, mit a endete.

Der Verf. findet es S. 756 merkwürdig, dafs die Comparative im Femininum ei zeigen, und also von der Feminin-Bildung der schwachen Positive sich entfernen. Da blinda, blindin-s (der Blinde, des Blinden) im Femininum blindô, blindôn-s bildet, so wäre zu erwarten, dafs batiza, batizin-s nach diesem Vorbilde auch batizô, batizôn-s bilden würde. Statt dessen aber findet man batizei, batizein-s. Es ist der Mühe werth der Ursache dieser Erscheinung nachzuforschen, und wir finden sie in der oft bewunderungswürdigen Treue, womit das Gothische, im Vortheil gegen die jüngeren Mundarten, die aus dem Orient stammenden Bildungen aufzubewahren gewufst hat. Consonantisch auslautende Stämme bilden im Sanskrit, wenn sie keine nackten Wurzeln sind, das Femininum durch den Zusatz eines langen î, und dieser Vocal scheint dem Femininum so naturgemäfs anzugehören, dafs man sogar in den Semitischen Sprachen, die mit dem Sanskrit wenig gemein haben, eine ähnliche Bildung findet. *) Das Indische Comparativ-Suffix îjas und das participiale ant bilden im Feminium îjasî und antî z. B. javîjasî *die jüngern*, vadanti *die redende*; da nun die beiden genannten Suffixe die einzigen consonantisch auslautenden sind, die das Germanische mit dem Sanskrit gemeinschaftlich hat, so ist es natürlich, dafs von allen Gothischen Adjectiven nur der Comparativ und das Participium Praes. im Femininum dem Urstamme ein ei beifügen, womit das Gothische das lange i bezeichnet; es steht daher batizei (aus batis) *die bessere*, und nasjandei *die rettende* im Einklange mit dem obigen javîjasî und vadantî. Da aber das Comparativ-Suffix im Gothischen stets mit dem Zusatz einer mit n schliefsenden Ableitungssylbe erscheint, und da in dem gewählten Beispiele eigentlich batizan und nicht batis der Stamm oder die Grundform des Masculinums ist, und da ebenso nasjand in seinem adjectivischen oder streng participialen Gebrauch zu nasjandan sich erweitert; so könnte man mit Recht erwarten, dafs die Feminina dieser erweiterten Stämme ihr ei an das schliefsende n der männlichen Grundform setzen, und somit batizanei, nasjandanei lauten müfsten. Diese Formen wären dem Princip der regelmäfsigeren Indischen Wortbildung gemäfs, vermöge welcher das oben erwähnte mahâgrîvin im Fem. mahâgrîvinî bildet, während das gleichbedeutende einfachere, der Germanischen starken Form entsprechende mahâgrîva, zu demselben Zwecke blofs sein schliefsendes kurzes a verlängert. Den Grund, warum das Germanische weniger folgerecht erscheint als das Sanskrit, erkläre ich daher, dafs seine Feminina nicht selten aus einer Periode stammen, wo das Masculinum, wovon sie

hält, wie im Sanskrit prêjas (aus pra-îjas) *lieber*, s'rêjas (aus s'ra-îjas) *besser* zu ihren ebenfalls ungebräuchlichen Positiven pra und s'ra. (R. 251 m. Gram.)

*) Man vergleiche das Hebräische *tiktol du tödtest* mit seinem Femin. tiktlî und das arabische *anta du* mit dem weiblichen *anti*.

Digitized by Google

ausgegangen sind, noch nicht dem Princip der schwachen Form gehuldigt hatte; als aber später dieses geschah, so musste zwischen dem schwachen Masculinum und dem früher entwickelten Femininum ein Missverhältniss eintreten, das gewissermaassen demjenigen gleicht, das im Griechischen τύπτω und τύπτομαι, τύπτει und τύπτεται besteht, weil die letzteren nicht aus den ersteren entstanden sind, sondern aus älteren untergegangenen Formen. Ehe in Gothischen Stämmen batis zu batizan und nasjand zu nasjandan sich erweitert hatten, waren aus den Urformen die Feminina batizei und nasjandei schon hervorgegangen, und sie liessen sich nach der Entartung ihrer Primitive nicht mehr verdrängen.

Ueberhaupt, muss hier bemerkt werden, sind im Germanischen die schwachen Feminina nicht aus dem schwachen Masculinum hervorgegangen, sondern sie sind Derivativa des starken Femininums. Es wäre etwas befremdendes, wenn ein männlicher Adjectiv-Stamm blindan einen weiblichen blindôn erzeugte, da im Sanskrit und den mit ihm verwandten Sprachen die Ableitungen in der Regel durch Zusätze von aussen geschehen, sei es dass dieselben in einer Sylbenvermehrung oder durch blosse Verlängerung des Schlussvocals bestehen. Von Adjectivstämmen auf a kommt im Sanskrit durch letztere Methode der weibliche Stamm auf â, z. B. punjâ (pura) von punja; nach demselben Princip verfährt das Gothische, indem es von blinda den weiblichen Stamm blindô bildet. So wie nun aus blinda der schwache Stamm blindan als Derivativum fliesst, so entspringt aus blindô der abgeleitete Stamm blindôn, welcher weiblich ist, nicht vermöge seines Endbuchstabens, sondern vermöge seiner Abkunft. Um nun wieder zu dem oben erwähnten batizei und nasjandei zurückzukehren, so werden sie ursprünglich ihre Flexion, deren der Nominativ Sing. entbehrt, wahrscheinlich unmittelbar an das ei geschlossen haben, in dem erhaltenen Zustand der Sprache aber folgen sie dem Beispiele des Masc., und ziehen ein n in die Grundform. Um eine Stufe näher an der ursprünglichen Declination weiblicher Participia Praes. steht das früher schon berührte frijôndi *Freundin*, das zwar im Nom. nicht vorkommt, aber dennoch vom Verf. S. 604 in die zweite weibliche Declination gezogen wird, und gewiss mit Recht. Frijôndi ist offenbar nichts anders, als ein altes Participium, dessen Masc. frijôndi-s *der Freund* ist, eigentlich *der Liebende*, von frijô *ich liebe*. Diesem entspricht das Indische gleichbedeutende prijâmi, wovon das Part. prijat, prijant, aus welchem letzteren das Fem. prijanti entspringt. *)

Bei der Declination kommt es darauf an, wie der Endbuchstabe des Wortstammes mit den Sylben, die die Casusverhältnisse ausdrücken, sich zu vermählen verstehe. In frühster Periode der Sprache, wo dieselbe noch in ihrer vollen Lebenskraft ist, und Bedeutsamkeit und Zweck der Wort-Elemente fühlt und begreift, ist jeder Laut, Vocal oder Consonante, dazu geeignet, als Schlusspfeiler eines Wortstammes zu stehen, und die Reibung mit den Flexionen auszuhalten, oder durch eine kleine Nachgiebigkeit, wie die Umwandlung eines i und u in j und v, erträglich zu machen. Diesen Zustand finden wir noch fast ganz ungeschmälert im Sanskrit, wo man mit geringer Beschränkung so viele Declinationen annehmen könnte, als es Buchstaben in dieser Sprache gibt. Jeder Consonante kann am Ende stehen, und von den Vocalen kommen a, i und u sowohl kurz als lang am Ende von Wortstämmen vor, der Vocal ṛ aber erscheint nur kurz, und von den Diphthongen vermisst man bloss das ê(=ai); ô, âi und âu, hingegen schliessen einige Wortstämme wie gô *Stier* oder *Kuh*, râi *Sache*, und nâu *Schiff*. Im Laufe der Zeit wird in den Sprachen alles mehr einförmig, und was die Declination anbelangt, so werden immer mehr Buchstaben zur Verbindung mit den Verhältnissylben untauglich, wegen ursprünglich schon selteneren Vorkommens vergisst der Sprachgeist die Art ihrer Behandlung, und weil er ihre Bedeutung weniger fühlt und würdigt, so werden sie entweder verdrängt, oder vertauscht, oder sie erhalten nichtssagende Zusätze, wodurch eine veraltete, vergessene, beschwerliche Declination in ein bekannteres häufiger besuchtes Gebiet hinübergespielt wird. Das Gothische zeigt sich in dieser Beziehung zum Sanskrit in einem eben so nachtheiligen Verhältnisse als die jüngeren Germanischen Dialekte zum Gothischen.

Von Vocalen ist den Gothischen Stämmen der Ausgang a am geläufigsten, und namentlich enden damit fast alle Adjectiv-Stämme im Masc. und Neutrum. Hierbei verdient bemerkt zu werden, dass auch im Sanskrit

*) Einen schönen Vergleichungspunkt bieten im Littauischen die weiblichen Participien dar, wie lupsinnanti *die lobende*, laikanti *die haltende*, welche viel treuer, als die Gothischen den Urzustand bewahrt haben.

Digitized by Google

a der gewöhnlichste vocalische Ausgang bei Adjectiven ist. Selten aber sind primitive Adjective auf i. Es ist daher nicht befremdend, dafs im Gothischen die Adjectiv-Stämme auf i ganz fehlen, denn midi-s steht für midja-s und hat das Neutrum midja-ta, wofür ich nicht mit dem Verf. mid-jata schreiben möchte, auch nicht midj-ata, da ich vorziehe, entweder gar nicht zu theilen, oder wo es möglich ist, so, dafs Stamm und Flexion scharf geschieden sind. Da die Stämme der zweiten Declination sämmtlich mit ja enden, so verdient bemerkt zu werden, dafs ja im Sanskrit eine gewöhnliche Ableitungssylbe ist, mit den Bedeutungen des Lateinischen ndus und bilis, z. B. adja-s (edendus), band'ja-s (ligandus). Einen Zusammenhang mit der Urbestimmung dieses Suffixes erkennt man noch deutlich in dem Gothischen unbrukja-ta*) *unbrauchbar* andamêmja-ta angenehm (annehmbar), andasêtja-ta *abscheulich*. Viel häufiger als i ist im Sanskrit u der Endvocal von Adjectiv-Stämmen, und auch im Gothischen haben sich einige dieser Art erhalten, von denen sich jedoch die vollständige Declination nicht nachweisen läfst. Der Nom. Sing. der drei Geschlechter lautet u-s, u-s, u, z. B. thaursu-s (siccus, sicca) thaursu (siccum), dies ist ganz analog dem Indischen pându-s (albus, alba) pându (album), denn es ist Princip im Sanskrit, dafs das Neutrum im Nom. und Acc. Sing. mit der Grundform identisch sei, es sei denn, dafs letztere mit a schliefse, in welchem Falle die beiden Casus ein m bekommen. Der Verf. findet (S. 721) im Gothischen die Gleichheit des weiblichen Nominativs mit dem männlichen merkwürdig, und belegt sie durch Luc. VI. 6. Ich finde diese Gleichheit ganz in der Ordnung; denn ich kann dem Verf. nicht beistimmen, wenn er S. 802 das Wesen weiblicher Nominative Sing. in dem vocalischen Ausgang sucht, und auf der folgenden Seite ausnahmsweise von einer unvocalischen ganz männlichen Flexion spricht. Ich behaupte, dafs dem Femininum wie dem Masculinum ein s als Nominativzeichen zukomme, und wo es dasselbe nicht bewahrt hat, da ist der Nominativ ohne alle Flexion. Schon im Sanskrit haben die weiblichen Stämme auf â das Kennzeichen s aufgegeben, und punjâ (pura) ist zugleich Stamm und Nominativ; die Abschleifung des s mufs in das entfernteste Alter fallen, weil schwerlich durch zufällige Uebereinstimmung im Lateinischen und Griechichen die weiblichen Stämme auf a, η, α (bona, ἀγαθή, ἁγία) an demselben Gebrechen leiden. Weibliche Stämme auf i entbehren im Sanskrit ebenfalls das s, doch nur in sofern als sie durch ein Ableitungs-i aus anderen Stämmen entsprungen sind, wie mahatî (magna) aus mahat, dagegen haben Primitiva auf i, deren es freilich nur sehr wenige gibt, ihr nominatives s behauptet, wie strî-s *Frau*, b'î-s *Furcht*. Diese Thatsache und der Umstand, dafs alle weiblichen Stämme auf û, die mit denen auf i in ihrer Declination vollkommen parallel laufen, dem Nominativ ebenfalls sämmtlich ein s gestatten, wie vad'û-s *Weib*, geben den stärksten Beweis, dafs mahatî ursprünglich im Nominativ ebenfalls mahatî-s gelautet habe. Es scheinen aber die weiblichen Stämme mit ihren volltönenden Endvocalen, in Bezug auf die Bewahrung der Casuszeichen der ihrem Geschlechte eigenthümlichen Schwäche unterworfen zu seyn; das Sanskrit hat zwar nur das nominative s unter den angegebenen Bedingungen aufgegeben, allein im Germanischen folgte auch das accusative m, der weiblichen Schwäche unterliegend, dem vom Nominativzeichen gegebenen Beispiele zur Flucht. Da nämlich im Sanskrit wie im Lateinischen die Feminina wie die Masculina ihren Accusativ Sing. stets mit m bezeichnen, wofür das Griechische nach standhaftem Lautgesetze ν setzt; so ist es merkwürdig zu beobachen, dafs im Germanischen die Pronomina und Adjective nur im Masculinum das alte Casuszeichen bewahrt haben (und zwar in der Umwandlung in n und in den meisten Dialekten mit dem Zusatze eines Vocals), während sich bei dem Femininum keine Spur von der alterthümlichen Endung mehr finden läfst. Der Accusativ Fem. ist hier entweder identisch mit der Grundform, oder er ist die um die Hälfte eines langen Vocals verkürzte Grundform, indem aus ô(= ă+ă) ein kurzes a wird. Ersteres ist der Fall bei dem Gothischen thô, wofür das Sanskrit tâ-m und das Griechische τὴ-ν hat, und bei whô (quam?), im Sanskrit kâ-m. Das Masculinum thana wha-na, für ta-m, τὸ-ν, ka-m, que-m, würde zu der Erwartung weiblicher Accusative, wie thô-na, whôna berechtigen. Die Adjective stehen um eine Stufe tiefer als die genannten Pronomina, und anstatt blofs die Flexion aufzugeben, verkürzen sie noch das schliefsende ô des weiblichen Stammes zu a, sowohl im Accusativ

*) Ich setze das Neutrum, weil es im Nom. Sing. die Grundform treuer bewahrt hat.

Digitized by Google

als im Nominativ, und gôda für gôdô heifst daher sowohl bona, als bona-m. Wenn der Verf. unter Flexionen die Sylben versteht, welche an den Stamm sich anschliefsen, um die grammatischen Verhältnisse zu bezeichnen, so schreibt er S. 805 dem Accus. Sing. Fem. mit Unrecht eine rein vocalische Flexion bei, da, wie gezeigt worden, der Vocal von thô, whô und blinda dem Stamme angehört und also nicht als Flexion dargestellt werden darf, es sei denn, dafs man auch in dem υ und u des Griechischen Neutrums ἡδύ, des Indischen pandu und des Gothischen thaursu eine Flexion zu sehen sich berechtigt glaubte. Mit dem vom Verf. erwähnten ija (eam) hat es eine eigene Bewandtnifs, und es sei mir erlaubt bei dieser Form etwas zu verweilen. Das ganze Masculinum dieses Pronomens zeigt im Gothischen ein blofses i als Stamm, wovon der Nom. und Gen. i-s, der Dativ i-mma, Acc. i-na u. s. w.; man dürfte sich daher für berechtigt erachten, den weiblichen Accusativ ija aus demselben Stamm zu erklären, und in dem a eine Flexion, und in ij eine euphonische Erweiterung von i zu erkennen. Da aber auf diese Weise ij-a eine im Gothischen ganz isolirt stehende Accusativ-Form wäre, so müssen wir es versuchen, auf dem Wege der Sprachen-Geschichte etwas Befriedigenderes über die Entstehung von ija zu erfahren. Im Sanskrit wie im Lateinischen zeigt sich i als ein Pronominal-Stamm dritter Person, in beiden Sprachen aber wechselt i mit dem verwandten e, und wie im Lateinischen e-jus für i-jus e-i für i-i steht, so hat man im Sanskrit die Formen ê-b'is *durch diese*, ê-b'jas *diesen* und *von diesen*, ê-s'âm *dieser* und ê-s'u *in diesen*. *) Der Nominativ Sing. masc. lautet ajam, nach dem Wohllautsgesetze aus ê(= ai) + am, denn am wird den Pronominen in verschiedenen Casus gerne als Nachschlagssylbe beigegeben, daher tvam (aus tu-am) du, aham ich, vajam (aus vê + am) *wir*, jûjam **) *ihr*. Das Neutrum von ajam ist idam, wobei dam ein Zusatz ist wie im Lateinischen qui-dam, und wie dem bei i-dem. Das Femininum ist ijam aus i + am, wo nicht aus î + am, denn sowohl kurzes als langes i geht im Sanskrit an einsylbigen Stämmen vor den Vocalen der Endungen gerne in ij über. Aus diesem ijam, welches auf den weiblichen Singular Nominativ beschränkt ist, hat sich das Gothische, mit Ablegung des schliefsenden m, einen weiblichen Stamm ijô gebildet; denn das kurze a mufste zu ô werden, um den Bedingungen der Weiblichkeit zu entsprechen. Von diesem Stamme ijô kommt aber blofs der Nom. und Acc. Pl. ijô-s (eae und eas), und der Acc. Sing., der nach der Analogie von gôda (bonam) das ô zu a verkürzt, daher ija. Dieses ija wäre auch für den Nom. passend, allein dieser kommt von einem anderen Stamm und lautet si.

Zum richtigen Verständnifs der Pronominal-Declination scheint es mir wichtig zu bemerken, dafs sie eine Erscheinung darbietet, die mir auch an dem Sanskrit aufgefallen ist, nämlich dafs der Genitiv Sing. Masc. die Quelle ist, woraus mehrere Casus des Femininums hervorgehen, anstatt unmittelbar aus dem Stamme sich zu entwickeln. *) Bei den Germanischen Adjectiven, welche, wenn sie nicht durch einen vortretenden Artikel oder ein anderes Pronomen in die schwache Form gezogen werden, in der Casusbildung der Analogie der Pronomina folgen, hat sich aber der Familienzug, der den weiblichen Genitiv und Dativ Sing. als Abkömmlinge des männlichen Genitivs zeigt, dadurch getrübt, dafs entweder der Erzeuger oder die Erzeugten ihre ursprüngliche Form geändert haben. Da die Pronominalstämme tha und wha im Genitiv Masc. this und whis bilden, woraus thizôs, thizai und whizôs, whizai fliefst, da ferner die Adjectivstämme gôda, blinda und ähnliche, den männlichen Singular-Genitiv nach Analogie von this, whis bilden; so mufste man erwarten, dafs aus gôdis, blindis auch gôdizôs, gôdizai, blindizôs, blindizai sich entwickelt hätte, statt dessen aber wird der Forscher, der dem Entwickelungsgang der Sprache auf die Spur zu kommen strebt, durch Erscheinungen wie gôdaizôs, blindaizôs in Verwunderung und Verlegenheit gesetzt. **) Es drängt sich die Frage auf, ob gôdis,

*) Vielleicht wird man diese Formen besser aus dem Pronominalstamm a erklären, weil ein schliefsendes a in den meisten dieser Casus regelmäfsig in ê übergeht. Der Stamm i bleibt aber dennoch durch Ableitungen wie i-tas *von da*, i-ti *so*, i-tara-s *der andere*, î-drs'a-s *ein solcher* u. s. w. hinlänglich begründet.

**) Aus jû + am mit eingeschobenem euphonischen j, s. R. 265 meiner Gr.

*) S. R. 266 meiner Gramm.

**) Der Dativ Fem. folgt im Gothischen der substantiven Form, daher gôdai, blindai und nicht gôdaisai. Die übrigen Dialekte hingegen haben den älteren Zustand d. h.

Digitized by Google

blindis in älterer Sprachperiode gôdais, blindais gelautet habe, oder ob ein aus gôdis entsprungenes gôdizôs, gleichsam um selbstständiger in der Welt zu erscheinen und seine Herkunft zu verläugnen, sein ursprüngliches i durch a, oder nach Indischer Terminologie, durch *Guna* verstärkt habe? Oder läfst sich ein Weg ausmitteln, wie aus einer von gôdis und gôdais abweichenden ursprünglichen Beschaffenheit des männlichen Genitivs die Form gôdaizôs sich entwickelt haben könne? Völlige Gewifsheit in der Beantwortung dieser Fragen ist nicht zu erwarten, denn die alten stammverwandten Sprachen geben keine genügende Auskunft. Dem Sanskrit steht das Gothische in vielfacher Beziehung näher als dem Griechischen und Lateinischen, und dankt ihm viel reichhaltigere Aufschlüsse über die Geschichte seiner Formen als den beiden klassischen Sprachen Europas, wir werden also vor allem auf das Sanskrit unseren Blick richten müssen. Es bildet aus allen Wortstämmen auf a, sie mögen Substantive, Adjective oder Pronomina seyn, den männlichen Genitiv Sing. durch die Sylbe sja, ohne von dieser Flexion den Endvocal des Stammes im Geringsten zu verändern. Man dürfte nach dieser Analogie im Gothischen von dem Pronominalstamm tha und von dem Adjectiv-Stamme gôda die Genitive tha-s und gôda-s erwarten, da die vollere Genitiv-Endung sja im Germanischen keine Spur zurückgelassen hat, sondern wie im Sanskrit agnê-s *des Feuers*, von agni, b'ânô-s *der Sonne* von b'ânu kommt, so setzen im Gothischen auch die Stämme auf a ein blofses s an, verändern aber das a der Grundform auf eine dem Sanskrit ganz fremde Weise in i, daher thi-s für tha-s, gôdi-s für gôda-s. Ehe sich aber gôdas zu gôdis umgestaltet hatte, konnte aus der älteren erloschenen Form schon der weibliche Genitiv gôdaizôs geflossen seyn, und dieses erklärt sich aus gôdazôs durch die schon im Sanskrit vorwaltende Neigung, das schliefsende a der Wortstämme vor gewissen Casus-Endungen in ê (ai) umzuwandeln, wovon in der Folge ausführlicher wird gehandelt werden. Hier aber verzichten wir gerne auf die Annahme eines männlichen Genitivs gôdais, und begnügen uns mit der Verwandlung des ursprünglichen gôdas in gôdis.

An sich hat dieser Vocalwechsel wenig befremdendes; man könnte ihn aus einem euphonischen Gesetze erklären, da im Germanischen die Consonanten auf die Gestaltung des vorhergehenden Vocals Einflufs haben. Ein schliefsendes s aber scheint im Gothischen kein a vor sich zu dulden, um so lieber aber mit i sich zu vereinigen. Nur einsylbige Wörter machen wegen ihrer compacten und dadurch kräftigeren Natur, eine seltene Ausnahme, denn man sagt im Nominativ des Interogativs wha-s, analog mit dem Sanskritischen ka-s *wer*. Wenn der Genitiv whi-s und nicht ebenfalls wha-s lautet, so geschieht dies, meiner Ueberzeugung nach, wegen des Einflusses der überwiegenden Menge mehrsylbiger Genitive, wie blindis, gôdis, dagis, die ebenfalls von Grundformen auf a kommend, den wenigen einsylbigen Stämmen wie tha und wha den Weg vorgezeichnet haben, den sie im Genitiv einschlagen mufsten, um sich ihres brüderlichen Schutzes nicht verlustig zu machen. Weniger konnte das Bedürfnifs der Casus-Unterscheidung die Erscheinung veranlafst haben, dafs dem nominativen wha-s ein genitives whi-s entgegengestellt wurde; denn das Gothische erträgt den Gleichlaut dieser beiden durch ein und dasselbe Zeichen gebildeten Casus, wie sich daraus ergibt, dafs der Pronominalstamm i im Nominativ wie im Genitiv is bildet. Der gelehrte Verf. ist der Ansicht, dafs im Genitiv der ersten Decl. is für as stehe, nicht entgegen, vielmehr war er der Erste, welcher dieselbe S. 810 in Anregung gebracht, und mit einigen gewichtvollen Gründen unterstützt hat. Das Irrige bei seiner Darstellung aber ist, dafs er das a der Flexion und nicht dem Stamme zueignet, und dafs er daher auch von der Grundform sunu einen Genitiv sunu-as erwartet, während das vorhandene sunau-s durch seine Uebereinstimmung mit dem Indischen b'ânô-s = b'ânau-s aus b'ânu in seinem Rechte auf Ursprünglichkeit hinlänglich gesichert ist.

(Der Beschlufs folgt.)

---

die Entspringung des Dat. wie des Gen. Fem. aus dem Gen. Masc. bewahrt. Ein scheinbares Mifsverhältnifs zwischen den abgeleiteten Formen und der primitiven tritt jedoch dadurch ein, dafs das schliessende s der letzteren in den ersteren in das verwandte r übergeht: von plintes (coeci) kommt z. B. im Althochdeutschen plintêrâ, plintêru für plintêsâ, plintêsu.

Digitized by Google

Nro. 95. u. 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1827.

Deutsche Grammatik von Dr. Jacob Grimm.

Zweiter Artikel.

(Beschluſs.)

Wie sehr der sonst so beliebte Vocal a, in der Stellung vor einem schlieſsenden s mehrsylbiger Wörter, dem gothischen Organ widerstrebe, und wie geneigt in dieser Lage das s sey, das vorhergehende a umzuwandeln oder ganz von sich zu stoſsen, dieses zeigt deutlich der Pronominal-Stamm wharja (S. 799), im Gegensatze zu den früher erwähnten Adjectivstämmen, wie midja (S. 720). Während letzteres das a des Ur-Nominativs ganz verstöſst, und das j in i umwandelnd midi-s sagt, behält ersteres das a wie im Genitiv bei, aber in der nöthigen Metamorphose in i, daher wharji-s für wharja-s sowohl im Nominativ als im Genitiv. Der Verfasser sagt: „Wharjis steht meiner Ansicht nach für wharis", allein die vollkommenere Form, wenn sie auch die seltenere ist, kann nicht für die unvollkommenere, gewöhnlichere stehen. Eher sage man: wharji-s steht um *eine* Stufe von der Urform wharja-s und midi-s um *zwei* Stufen von midja-s entfernt.

Der Verf., welcher bei seinem durchgreifenden und streng wissenschaftlichen Untersuchungsgange keine Erscheinung in dem germanischen Sprachgebiet unbeachtet vor sich vorüber gehen läſst, bringt S. 811 die Frage in Anregung, warum wohl der Gothische Nom., Gen., Dat. Plur. Masc. in Pronominen und Adjectiven ai, aize, aim zeigen, da doch der Dat. Subst. am, der Acc. durchgehend ans gewährt. Mit der Beantwortung dieser Frage bin ich nicht ganz einverstanden. Wenn der Stamm balgi im Nom. Plur. sein i verlängert, und balgei-s für balgi-s setzt, weil langes i im Gothischen durch ei ausgedrückt wird; so kann ich darin keine Aufklärung über den Plural-Nominativ blindai vom Stamme blindá finden, denn die beiden Bildungen sind ganz verschieden, wegen des Casuszeichens s in dem einen und wegen der Ermangelung desselben in dem anderen Falle. Zudem verlängert sich das Gothische a in der Regel in ô, während i sich nur durch ei verlängern kann; warum also sagt man nicht blindô, sondern blindai? und warum sagt man im Dativ blindaim und nicht blindam, da doch der Substantivstamm balgi ohne Verlängerung balgim bildet? Alles dieses nöthigt auf anderem Wege eine befriedigendere Auskunft zu versuchen. Ich trage kein Bedenken zu behaupten, daſs es mit dem ai des Nominativs blindai eine ganz andere Bewandtniſs habe, als mit dem von blindaizê, blindaim. Wenn man das a von blindamma blindana als ein Eigenthum des Stammes erkannt hat und nicht mit der Flexion vermengt, so wird man leicht zugeben, daſs das i von blindai so anzusehen sei, wie im Griechischen das ι in λόγοι und ἡμέραι, d. h. es ist als Casuszeichen dem Endvocal der Grundform beigetreten, und die beiden zusammenstoſsenden Voçale mögen in einem zusammengesetzten Laut sich vereinigen oder nicht, dies thut nichts zur Sache.

Mit dem Sanskrit steht aber das Germanische in Absicht des Gegenstandes, der uns hier beschäftigt, in sofern in einem viel innigeren Zusammenhang, als mit dem Griechischen, als in den beiden erst genannten Sprachen nur die Pronominal-Declination *) den Nominativ Plur. durch i bezeichnet, und zwar, was wiederum merkwürdig ist, nur beim Masculinum und nicht beim Femininum. Das i aber zerflieſst nach den Regeln der Zusammenziehung mit dem vorhergehenden a der Grundform in ê. Auf diese Weise kommt von dem männlichen Demonstrativ-Stamme ta der Nominativ Plur. tê(=tai) und so kommt im Gothischen von tha die Form thai und im Dorischen τοί vom Stamme τό. Der weibliche Stamm tâ bildet seinen Plural-Nominativ nach dem Princip der

*) Im Germanischen schlieſsen sich aber alle Adjective an die Pronominal-Declination an.

Digitized by Google

Substantive durch die Endung as, daher tâs aus tâ+as und eben so ist im Gothischen thôs analog mit dem substantiven gibôs, während im Griechischen das Femininum sich von der Analogie des Masculinums, und eben so das mit *o*, *α* oder *η* schliefsende Substantiv von jener der ähnlich auslautenden Pronominalstämme sich fortreifsen liefs, daher stimmt *λόγοι* eben so wenig zu dem Indischen bâlâs (für bâla+as) *die Knaben*, und dem Gothischen dagôs *die Tage*, vom Stamme daga, als zu *πόλιες*, *ἰχθύες* und *Ἕλληνες*.

Es treten schon im Sanskrit bei der Casusbildung Fälle ein, wo vor der Flexion auch der Vocal der Grundform eine kleine Veränderung erleidet, sei es eine blofse Verlängerung oder die Verstärkung durch *Guna* (d. h. Vortritt eines kurzen a). Man darf sich hierdurch nicht verleiten lassen den Grundvocal in die Endung zu ziehen, und dem Stamme zu entfremden. *) Die Grundformen auf a entfernen sich am meisten von dem allgemeinen Declinations-Typus, und haben eine besondere Eigenthümlichkeit darin, dafs sie häufig ihr a durch ê ersetzen (d. h. ihm ein i beifügen, aus a+i aber wird ê) und zwar vor Flexionen, wo andere Endvocale ganz unverändert bleiben. Der mehrmals erwähnte Demonstrativ-Stamm ta bildet im Genitiv Plur. tê-s'âm, im Dativ-Ablativ tê-b'jas, und im Locativ tê-s'u, und da die Pronomina viel alterthümliche Formen aufbewahren, die bei anderen Wörtern erloschen sind, so darf man sich nicht wundern, dafs im Gothischen thai-m in Bezug auf die Gestaltung des Stammes tha, zu dem Indischen tê-b'jas=tai-b'jas stimmt, während die entsprechende substantive Form daga-m regelmäfsiger als das Sanskritische bâlêb'jas geworden ist. Zu dem Genitiv tê-s'âm=tai-s'âm stimmt zwar nicht das Gothische thizê, weil diese Plural-Endung von der entsprechenden des Singulars abhängig geworden und thizê aus this geflossen ist; allein für ein mit der Sanskrit-Grammatik genauer im Einklang stehendes früheres thaizê sprechen die Genitive der Adjective wie gôdaize, blindaize. Eine Abweichung von der alten Grammatik ist es aber, dafs im Gothischen der weibliche Genitiv Pl., anstatt sich aus dem weiblichen Stamme zu bilden, den männlichen Genitiv sich zum Muster genommen hat. Der Unterschied von gôdaizô (bonarum) in seinem Verhältnifs zu gôdaizê (bonorum) von dem Sanskritischen tâ-sâm (earum, harum) in seinem Verhältnifs zu tês'âm (eorum, horum) ist offenbar der, dafs hier Geschlechts-Auszeichnung durch den Stamm, dort durch die Flexion hervorgebracht ist, einerseits gemeinschaftliche Endung an wechselndem Stamm, andererseits wechselnde Endung an gemeinschaftlichem Stamm.

Eine zweite Entfernung von der alten Bahn zeigt sich im Gothischen darin, dafs das den a-Laut ablösende ai im Dativ Pl. vom Masc. und Neutr. auch in das Fem. eingedrungen ist; so dafs thai-m und blindai-m den drei Geschlechtern angehören. Es ist aber das gewöhnliche Schicksal der Sprachen, dafs im Laufe der Zeit, wie der ursprünglich sehr scharfe Sinn für die Bedeutung der Formen immer mehr und mehr getrübt wird, die feineren Unterschiede verschwinden, so dafs, indem die heterogensten Stoffe sich vermengen, eine todte nichtssagende Einförmigkeit an die Stelle der früheren lebendigen, vielsinnigen Mannigfaltigkeit tritt. Wir sagen im Plural-Nominativ *die* für alle drei Geschlechter, wo das Gothische noch schön und sinnig thai, thôs und thô unterscheidet, dagegen im Dativ schon die erste Anregung zur Geschlechtsverwirrung gegeben hat.

Fragt man nach der Ursache, warum im Sanskrit a in der Declination gerne in ê übergeht, so weifs ich keine andere anzugeben, als die allgemeinste von allen, nämlich die Veränderlichkeit, welcher alles unter der Sonne unterworfen ist. Würde a blofs vor der Endung b'jas in ê umgewandelt, so würde ich dem j Umlautskraft zuschreiben; geschähe die Umwandlung blofs vor sâm und su, so würde ich dem s einen ähnlichen Einflufs auf den vorhergehenden Vocal zuschreiben, wie im Dorischen, Aeolischen und Germanischen. Allein die Veränderung des a in ê(=ai) ist nicht auf diese Fälle beschränkt, sondern zeigt sich auch vor n (z. B. têna *durch ihn*) und selbst vor Vocalen, denn taj-ôs erklärt sich aus tê-os. Ich verzichte daher auf eine gesetzmäfsige Begründung dieses Uebergangs so wie überhaupt der Vocalwechsel der Indischen Declination sich nicht unter dasselbe Princip fügen will, wodurch wir beim Verbum ähnliche Erscheinungen begründet gesehen haben. Die Richtigkeit der von dem Vocalwechsel des Verbums gegebenen Erklärung hängt aber keineswegs von der Bestätigung ab, dafs in allen Theilen des Sprachorganismus ähnliche Erscheinungen an ähnliche Motive gebunden seien, oder dafs gleiche Ursachen überall gleiche Wirkungen haben, was

*) Ich verweise in dieser Beziehung auf den ersten Artikel S. 293.

Digitized by Google

bei dem Entwickelungsgang der Sprachen darum nicht der Fall ist, weil der Einfluſs der Endung auf die Wurzel oder den Wortstamm nicht ursprünglich ist, sondern allmählig entsteht und eine Verbreitung gewinnt, die keineswegs allgemein und gleichförmig zu seyn braucht. Treffliche Belehrung über das Germanische Lautsystem in sinniger Vergleichung mit dem der verwandten Sprachen erhalten wir vom Verf. S. 1 — 595. Mangel an Raum verhindert uns aber, Einzelnheiten hervorzuheben und Betrachtungen daran anzuknüpfen.

Wenn die sämmtlichen oder mehre Vocale, welche irgend eine Classe der starken Zeitwörter regelmäſsig entwickelt, an einer Wortfamilie zum Vorschein kommen, so kann darum nach der Ansicht des Verf. (Th. 2. S. 40 u. ff.) mit mehr oder weniger Sicherheit gefolgert werden, daſs das fehlende Verbum ursprünglich in der Sprache bestanden habe, wenn es gleich in keinem der Dialekte, so weit die erhaltenen Denkmäler reichen, sich nachweisen läſst. Auf diesen Grundsatz stüzt der Verf. eine, wenn gleich sinnreiche, aber, wie ich glaube, nicht untrügliche Methode zur Auffindung verlorener starker Verba. Es sei mir erlaubt, meine Bedenklichkeit durch ein Beispiel zu rechtfertigen. S. 55 stellt der Verf. ein Verbum siman, sam, sêmum, sumans auf, welches etwa die Bedeutung jüngere könnte gehabt haben. Gefolgert wird dieses Verbum unter anderen aus dem Gothischen sama (similis), die Grundform ist saman; ferner aus sums (aliquis). Im Sanskrit heiſst samâna-s und s'ama-s ebenfalls ähnlich. Ich erkläre beides von der Wurzel mâ *messen*, wovon auch prati-ma *ähnlich*, und prati-mâna und upa-mâ *Aehnlichkeit*. Wilson urtheilt anders, und erläutert sama von sam (to be confused or unconfused) und samâna aus sama *all* und an *athmen*. Diese Erklärungen können aber, so wie tausend andere, die Wilson aus Indischen Grammatikern entlehnt, keiner Berücksichtigung werth scheinen. Im Germanischen mag indessen sam zu einer unauflösbaren Einheit geworden seyn, daſs es aber im Gothischen ein Verbum sima, sam, sêmum gegeben habe, sehe ich mich nicht befugt anzunehmen oder zu vermuthen; noch weniger möchte ich daraus das Althochdeutsche sâmo (semen) ableiten, denn wie im Lateinischen se-men abzutheilen ist (von sero, se-vi, satum), so muſs im Althochdeutschen das m auf die Seite des Suffixes fallen. Es ist merkwürdig, daſs das Indische Participial-Suffix mâna-s, Griechisch *μενος*, welches ich dem Lateinischen durch amamini und später durch Wörter wie praefamen, legumen u. s. w. nachgewiesen habe, auch im Germanischen feste Wurzel geschlagen hat, in Wortstämmen wie das Gothische blôman *Blume*, die blühende (Sanskrit, p'ull *blühen*, p'ulla Blume, Lat. floreo, flos), ah-man Geist, der denkende, (ahja ich denke), lauh-môni Fem. Blitz, der leuchtende, (Lateinisch lumen für luc-men) hliu-man Ohr, das hörende (*κλύω*, Sansk. s'ru hören).

Ueber die Wortbildung gibt der Verf. S. 89 — 405 recht schätzbare Mittheilungen in orgineller Behandlung dieses Gegenstandes, auch kann ich das folgende Kapitel von den zusammengesetzten Wörtern nicht genug rühmen (S. 405 bis zum Schluſs). Den Compositionsvocal, welchen ich, im Widerspruch mit dem Verf. dem Germanischen, wie dem Sanskrit abspreche, muſs ich dem Griechischen einräumen; was das Lateinische anbelangt, so habe ich schon vor der Erscheinung des vorliegenden Werkes in den *Annals of Oriental literature* S. 18. das i von honorificus als Bindevocal dargestellt, und ich finde Hrn. Gr. mit mir im Einverständniſs bei seiner Erklärung vom regicida, muricida u. s. w. (S. 966). Ein Eigenthum des Verf. aber ist die Auffassung von terri-cola, silvi-cola, lani-ger, galli-einium, ligni-fer u. s. w., wo er das i ebenfalls als Bindevocal darstellt. Wenn er Recht hat, so könnte man der Lateinischen Sprache füglich eine zu groſse Lust am Compositionsvocal vorwerfen, weil Stämme, die mit Vocalen schlieſsen, sich leicht ohne fremde Beihülfe mit einem folgenden Consonanten verbinden können. Warum sagt man nicht lana-ger und lignu-fer? Wahrscheinlich aus demselben Grunde, der ago, facio u. s. w. in der Verbindung mit Präpositionen zu igo, ficio umgestaltet. Das i von laniger wäre also kein fremdes Aggregat, sondern bloſs die durch die Zusammensetzung nöthig gewordene Metamorphose des a. Im Griechischen scheint der vom Verf. aufgestellte Compositionsvocal o von den mit Consonanten endigenden Stämmen ausgegangen, und von da, früher oder später, auch in die vocalisch schliessende Stämme dritter Decl., vom Strome der Analogie getrieben, eingedrungen zu seyn. Doch hat er bei lezteren keine allgemeine Aufnahme gefunden, denn viele Composita wie *πτολι-πόρθος*, und alle Zusammensetzungen mit *γλυκυ*, *πολυ*, *βαθυ*, *ὀξυ*, *γονυ* u. s. w. haben das alte im Sanskrit und Germanischen waltende Princip bewahrt. So verhält es sich, meiner Ueberzeugung nach, auch mit Wörtern der zweiten Decl. wie *ἱππονόμος*, *τοξο-βόλος*. Warum sollte hier, wie der Verf.

Digitized by Google

annimmt, das o als Compositions-Vocal anzusehen seyn, dem also der Vocal der Stämme ἵππο, τόξο hätte Platz machen müssen? Liebte die Composition ein o, so konnte diese Begierde mit dem o des Stammes sehr gut befriedigt werden. Da zur Bezeichnung der Weiblichkeit ein o, welches dem Indischen und Gothischen ă entspricht, in η oder langes α übergeht, so dafs sich τό-ν zu τή-ν oder τά-ν verhält, wie im Sanskrit tă-m zu tâ-m; so kann es nicht befremden, wenn in der Zusammensetzung das weibliche η oder α wieder in dieselbe Kürze zurück gedrängt wird, wovon es ausgegangen ist, denn der Wachsthum des Wortes und die dadurch veranlafste Verlegung des Accents ist ein hinlänglicher Grund für die Verkürzung des ersten Gliedes des Compositums. Ich kann daher in χορο-κόσμιον, ἡμερο-φύλαξ und ähnlichen keinen Compositionsvocal anerkennen. Wenn μοῖρα und ähnliche Feminina, deren α durch besondere Veranlassung kurz ist, dasselbe dennoch in o umwandeln, so geschieht dies, weil sie der Macht der Analogie nicht widerstehen konnten. Im Sanskrit findet eine Verkürzung am Stamme des ersten Gliedes der Zusammensetzung nicht statt, auch würde sie der Deutlichkeit schaden, denn z. B. sutâ-b'ûs'ana *der Schmuck der Tochter* wird durch die kleine Veränderung in sută-bûs'ana zum Schmuck des Sohnes, wie auch im Griechischen χορο-κόσμιον den Knabenputz bezeichnen könnte. Man darf daher vermuthen, dafs ursprünglich eine Verkürzung des α und η zu ο nicht vorkam, und dafs δαμαλη-φάγος, δαφνη-φάγος und ähnliche Bildungen, Ueberreste der ältesten Sprachperiode, βοτρυη-φόρος, βοηνόμος aber Verirrungen der späteren seien. In Betreff der Indischen Composita verdient noch, wegen merkwürdiger Begegnung mit dem Germanischen, die Erscheinung einer Erwähnung, dafs die ersten Glieder einer Zusammensetzung ein schliessendes n der Grundform abwerfen, ohne dafs andere Consonanten einer solchen Apokope unterworfen wären; man sagt z. B. marut-putra *Sohn des Windes*, aber âtman und tjâga bilden âtma-tjâga *Selbst-Aufopferung*, gerade wie im Gothischen smakka-bagms *Feigenbaum*, und nicht smakkan-bagms gesagt wird. Aber smakkan ist der Wortstamm, und mit einem Compositions-Vocal würde smaggan-a-bagms entstehen müssen.

Bopp.

XXXVII.

1) *Landhausleben. Erzählungen von Ludwig Achim von Arnim.* Erster Band. Leipzig, 1826. 525 S. in 8.

2) *Reisebilder von H. Heine.* Erster Theil. Hamburg, 1826. 300 S. in 8.

Wir zeigen hier die Werke zweier Dichter zusammen an, die auf den ersten Anblick wenig Verwandtschaft mit einander offenbaren; die Beurtheilung selbst mag uns darüber rechtfertigen, und uns von dem Vorwurfe willkürlicher Combination freisprechen.

Der Verfasser des *Landhauslebens* gibt uns darin vier Erzählungen, und ein Drama. Er hat diese Stücke ohne weitere Verknüpfung, als welche die Schlufsrede allgemein andeutet, hingestellt; die Fortsetzung des Werkes mufs näher zeigen, in welchen Rahmen der Dichter seine Gemälde fafste. Was uns bis jezt davon sichtbar geworden ist, spannt genugsam, um den Wunsch nach einer genauen Bekanntschaft mit dem Landhause, und der Gesellschaft, von welcher die Mittheilungen ausgehn, rege zu machen.

Herr von Arnim gehört zu denjenigen Dichtern, über welche die Kritik am schwersten ein genügendes Urtheil zu finden weifs. Nicht leicht wird sie ganz irre gehn, wenn es gilt, die Verdienste des Meisters, der dem Ersten, wie dem Lezten im Volke gehört, darzulegen, und rasch ist das treffende Wort für das Mittelmäfsige, das Schlechte, die Modearbeit, gefunden. Allein es hat zu allen Zeiten Talente gegeben, die zwischen jenem Gipfel und dieser Fläche der Poesie sich bewegend, dem Auge des stillen Betrachters grofse Schönheiten offenbarten, jedoch von so eigensinniger Natur, so überspielend und an Fehler gränzend, dafs eine gewisse Selbstentäufserung dazu gehört, sie zu geniefsen. Der Betrachtung solcher Dichter arbeitet das Gefühl der Völker nicht vor, sie wurzeln nicht in denselben, denn das Volk wird immer nur von dem Höchstvortrefflichen, Vollendeten, erregt, von dem Schlechten verführt. Wir möchten solche Naturen die *Sonderlinge* in der Literatur nennen, sie stehn, wie diese, einsam da, den Grund der Absonderung werden wir nie blofs in der Umgebung, vielmehr immer auch in der Beschaffenheit des geistigen Vermögens zu suchen haben.

Das Gesagte auf unsern Dichter anwendend, haben wir ihn mit einer Reihe von Werken auftreten sehn,

Digitized by Google

deren Gedanke in der Regel richtig, deren Ausführung oft überraschend schön zu nennen ist, und welche gleichwohl nur den vertrauteren Freunden der Literatur bekannt geworden, und im Allgemeinen doch ohne die entsprechende Wirkung geblieben sind. Der Dichter zeigt uns Reichthum der Anschauung, Verstand in der Betrachtung, und in der Darstellung eine grofse Deutlichkeit und sehr entschiedne Färbung. So rollt er in der *Gräfin Dolores*, in den *Kronenwächtern*, in *Halle* und *Jerusalem*, grofse, lebenvolle Gemälde auf, jede Figur hat ein scharfes Gepräge. — Treten wir aber näher hinzu, so stören uns grelle Uebergänge aus dem Nächsten in die entlegenste Ferne, dicht an die treuste Naturwahrheit schiebt der Poet die wunderlichsten Mährchen, Träume, ohne unsrer Empfindung die Brücke zu schlagen, er verläfst jeden Augenblick den festen Grund und Boden, um auf Wolken dämmernden Schatten nachzueilen, und muthet uns an, aus der oft trockenen und prosaischen Composition hinaus, jähe Sprünge in das Reich vollendeter Willkür mit ihm zu machen. Dergleichen Widersprüche scheinen fast unvereinbar zu seyn, und doch läfst sich vielleicht die gemeinsame Quelle nachweisen.

Im Ganzen scheint der Dichter mehr Geist als Phantasie zu haben, und in dieser möchte wieder der empfangende Bestandtheil mit seiner Treue, Schärfe und Innigkeit vorwalten. Daher der nie fehlende interessante Gedanke der Compositionen, welcher nur wieder oft zu sehr aufserhalb der Dichtung erscheint; daher die Richtigkeit, Präcision und Anschaulichkeit der Scenen und Gestalten, welche mitunter herbe zu nennen ist. Irren wir nicht, so sehn wir in dem Dichter die entschiedensten Anlagen zur sogenannten beschreibenden Poesie; wir denken uns aber dabei eine höhere, geistigere Art, als wie sie bis jezt von den Engländern ausgebildet worden ist. Ob die Disposition für epische und dramatische Arbeiten hervorstechend sei, müssen wir bezweifeln, wenn wir nämlich den Dichter, wie dem Stande seines Talentes gebührt, mit den höchsten Beispielen zusammenhalten. Denn es zeigt sich in dem Verknüpfen und Fortbilden seiner Fabeln, in dem obengerügten Vermischen zweier Sphären, in dem Verlassen selbstgezogner Gränzen, ein gewisses Mifsverhältnifs des *zeugenden* Bestandtheils der Phantasie, ein gewisser Mangel an Energie in dem poetischen Bildungstriebe, der sich nun durch Anomalien und Mifsgestalten äufsert, während die höchste Kraft immer den Stoff der Wirklichkeit sucht, und diesen so ganz durchdringt, dafs das Gebilde nur die höchste Regel und die vollkommene Gesetzmäfsigkeit darstellt. Gerade jene Kraft der schaffenden Phantasie ist aber dem Epiker und Dramatiker vorzüglich nothwendig. Wir sind keinesweges der Meinung, dafs sie unserm Dichter fehle — ohne sie ist ja überhaupt eine poetische Schöpfung nicht möglich — aber ein Minus zeigt sich hier doch, gegen die übrigen Vermögen seiner Natur gehalten.

Herrn v. Arnim erstes Auftreten fiel in die Zeit, wo wenigstens die Erschütterungen von derjenigen Bewegung in Poesie und Literatur, welche meistens nur die Gegner *die neue Schule* genannt haben, noch fortdauerten; an diese Bewegung schlofs er sich an, den Sinn und Geist derselben nahm er in sich auf, dieses Element scheint er zur Ergänzung seiner Natur sich angeeignet zu haben. Wir müssen, da es zum Verständnifs unsres Gegenstandes gehört, unsre Ueberzeugung von dem Wesen jener Periode aussprechen. Wenn man sie *die der neuen Schule* nennt, so wird dieser Ausdruck sehr uneigentlich gebraucht, denn es fehlte dem gleichzeitigen Bestreben der Männer, die in ihr hervorstachen, gerade das Hauptkennzeichen der Schule, nämlich das Festhalten am *Traditionellen*, und die Uebereinstimmung in einem gemeinschaftlichen Begriffe. Die eigentlichen nationalen Richtungen Deutscher Poesie und Kritik waren durch *Goethe*, *Schiller*, *Klopstock*, *Herder* und *Lessing* angegeben. Von *Lessing* wurde nun zwar geredet, und *Goethe* sehr verehrt, doch blieb den kritischen Schriften die reine, strenge ästhetische Deduction der Erstern fremd, und die Verehrung des Leztern war doch auch mehr ein Parteizeichen, indem die Dichtungen von seinen Hauptverdiensten kaum etwas in sich offenbarten, die übrigen Obengenannten wurden bekanntlich beinahe ignorirt. Wenn wir daher den Charakter jener Bestrebungen eigentlich angeben sollen, so können wir nur sagen, dafs sich darin das Verlangen zeigte, das Individuelle jedes Einzelnen schrankenlos zu produciren. Jeder wollte sich, ohne Anschliessen an eine in der Entwickelung begriffene oder schon entwickelte Form der deutschen Poesie, geltend machen, das Gefühl, dafs alle Kunst etwas historisches ist, schien fast verloren gegangen. Offenbar war das Talent der Meisten bedeutend, die Richtung aber nicht von der Art, um etwas Dauerndes und Selbstständiges zu erzeugen. Und so haben wir den Irrthum und das Uebermaafs sich hier, wie überall, selber aufheben und zerstören sehn. Gleich Anfangs zeigte sich der Contrast, dafs diejenigen, welche

Digitized by Google

die Fessel naheliegender und natürlicher Formen nicht tragen zu können schienen, zu längstverschollenen Formen zurücksprangen, oder sich in den Weisen entlegner Länder mühsam bewegten. Dann hat die zuerst so frei und philosophisch scheinende aesthetische Betrachtung bei Manchen einer trocknen Buchstabengelehrsamkeit Platz gemacht, und endlich sind uns Dichter erschienen, die im Beginn ihrer Laufbahn von allen Beziehungen und Stoffen der Gegenwart, des Lebens, wie es uns wirklich umgibt, stolz zurücktretend, späterhin mit Vorliebe zu diesen so verachteten Elementen sich wandten, und dieselben auf eine Weise zu verarbeiten anfingen, wie sie wohl sonst von ihrem geflügelten Spotte ereilt wurde.

Diese kranken Seiten nun der sogenannten neuen Schule, das Aneignen gewisser beschränkten, vergessenen Formen und Anschauungsarten, und dann wieder das Hinaustreten in eine zügellose Willkür, müssen unserm Dichter als etwas Positives, Wahres und Schönes erschienen seyn, sie treten häufig genug hervor, und führen zu dem Zwiespalt in seinen Productionen, den wir oben zu schildern versuchten. Mitten in der Begeisterung vom wahren Leben, in der kräftigsten poetischen Anschauung, ergreift ihn oft plötzlich die Vorstellungsweise einer alten Chronik, ein Lied auf einem fliegenden Blatte, eine alte Kirchenweise, oder ihn überkommt ein unbestimmtes Schwärmen ohne Inhalt, und das schön angehobene Gemälde bleibt unvollendet.

In dem gegenwärtigen Werke sehen wir fast alle Fehler und alle Verdienste des Autors wieder. Wir gehn zur Betrachtung des Einzelnen über. Die *Metamorphosen der Gesellschaft* behandeln eine höchst anziehende Situation. Wie die hervorstechenden Figuren der alten guten Gesellschaft sich in der Gegenwart nach deren Anforderungen verwandelt zeigen, wird uns in einer Reihe sehr fein und geistreich angelegter Scenen dargestellt. Die Metamorphosen sind indessen nur scheinbar, die Alten stehn am Ende, trotz aller Frömmigkeit, Begeisterung für Ideen und Staatsweisheit, auf dem Punkte der Eitelkeit und Güte, wie vor dreifsig Jahren, der Adept aus dem vorigen, und Heilige im gegenwärtigen Jahrhundert, ist nichts gewesen und geworden, als ein Charlatan, der zulezt der Gesellschaft Indische Gaukeleien vormacht. Auch die jüngern Figuren, der fromme auf Renten speculirende Arthur, der feurige Vernunftschwärmer Eduard, der unter Bolivar und bei den Griechen stritt, und die in die Idee des neuen Jerusalems versunkne Georgine zeigen in ihrer Art nur, wie ihre Väter Thorheiten trieben. Die Ironie, mit welcher der Dichter seine Personen behandelt hat, ist vortrefflich, alle sind mit sich in Widerspruch, die Confusion der Meinungen und Verhältnisse ist grofs, dennoch erscheinen sie als wirkliche organische Menschen, die Saft und Blut haben.

Bei so richtiger Anlage, stören dann die grellen Sprünge, wie die Erhebung des Rittmeisters zum Minister der Geistlichkeit, und der ganze abenteuerliche Vorfall mit den Gütern Zehenburg und Tiefenbach, die der fromme Arthur auf dem Balle bei dem neuen Minister verwettet, um so mehr. Hier muthet uns der Dichter wieder etwas ganz Unwahrscheinliches und Seltsames an, mitten in der ruhigen Entfaltung natürlicher Ereignisse, und sein Verlangen erscheint daher unmotivirt. Zuweilen wiegt die Reflexion störend vor, wie in dem langen Sonntagsgespräche beim Rittmeister, und auf dem Balle, so auch in der Schilderung der frommen, bei Miranden versammelten Gesellschaft.

Die Darstellung des frommen Schwindels unsrer Zeit ist mit Tiefe behandelt, dem Dichter erschien die Krankheit nicht, wie sie hin und wieder in neuern Erzeugnissen geschildert worden ist, als bewufste Heuchelei auf der Oberfläche, er hat sie von der Wurzel aus begriffen, und sie im Zusammenhange mit so manchem Edlen und Guten gesehn. Uebrigens ist diefs nur ein Ton in dem Concert; dem Verf. scheint die Anschauung unsers ganzen verwickelten Gesellschaftszustandes vorgeschwebt zu haben. Daher zeigt sich etwas Ueberladnes in der Dichtung, der Stoff ist für den engen Raum zu mächtig, es wäre zu wünschen gewesen, dafs der Dichter statt zur Novelle, ihn zum Roman verbraucht hätte. Wir aber müssen freilich mit dem zufrieden seyn, was er uns gab, und haben kein Recht, Schöneres zu verlangen, weil er uns Schönes geboten hat.

Holländische Liebhabereien heifst die zweite Erzählung. War in den Metamorphosen der Gedanke und die Anlage gröfser, so ist dagegen in diesem Stücke die Ausführung vollendeter; wir halten es deshalb für das Beste in der ganzen Sammlung. Zwischen den grammatischen Streitigkeiten und der grimmigen Feindschaft der beiden Leidner Gelehrten *Hemkengriper* und *Zahnebreker*, dem sehnsüchtigen Streben des Tulpenliebhabers *Bilderdik* nach dem Admiral von Enkhuysen; zwischen allen diesen Holländischen Pedantereien und Liebhabereien sprofst die zarte frische Idylle von *Jan's* und *Pri-*

Digitized by Google

mula's Liebe. Der Verf. hat hier alles aus einer Farbe gehalten, alles in Handlung gesezt; das Ganze erregt die Empfindung eines warm und treu ausgeführten Niederländers. Sehr schön ist *Primula* gezeichnet, hier ist wirkliche Naivetät und Natur, an solchen Aufgaben scheitert der falsche, bewährt sich der wahre Künstler. Leiden mit seinen Gelehrten und Bürgermeistern, mit aller Steifheit und Fröhlichkeit des Niederländischen Treibens, lebt vor unsern Augen, die Scenen auf der Dule sind kleine Meisterstücke epischer Handlung. Hätte der Dichter doch mit der Vereinigung der beiden Liebenden durch *Hemkengriper* geschlossen! Die Geschichte ist damit aus, das Nachherige von *Jan's* Theaterschicksalen und der Pest in Leiden steigert den Eindruck nicht.

Rembrandts Versteigerung. Die bekannte Anecdote aus des Malers Leben, der die Stunde seines Todes verbreiten und dann seine Sachen verkaufen liefs, in Versen. Der Dichter hat die Sache so gefafst, als habe der Künstler seines Namens Unsterblichkeit gegen einen antikisirenden Don Raphael durch diesen Kunstgriff beweisen wollen. Die Sache ist, wenn sie geschehn, aus Gewinnsucht geschehn, die Umbildung in jenes Motiv ist nicht glücklich, ein Maler, der, im eigentlichen Sinne des Worts, die *reellen* Früchte von den Nachkommen bei lebendigem Leibe einzuärnten, sich todt stellt, wäre ein noch dankbarerer Gegenstand für die Laune gewesen. Die Darstellung ist herzlich und wahr, das Ganze scheint uns aber für den Inhalt zu weit ausgesponnen zu seyn, das Gedicht hat einige Längen.

Wunder über Wunder. Indisches Mährchen. Die Personen der Lehr- und Wanderjahre *Wilhelm Meisters* treten darin auf. Ein Indischer Raja hat eine grofse Erziehungsanstalt gegründet, und sie unter die Aufsicht der Landgeistlichen gestellt. In derselben wird auf alle mögliche Weise pädagogisch und öconomisch experimentirt, die liebe Natur stört aber beständig die Normalerziehung, und die fälligen Wechsel *Jarno's*, der das Handelshaus *Montan et Comp.* gegründet, werfen die Oeconomie über den Haufen, worauf dann bei dem Zertrümmern der Anstalt die in der pädagogischen Schauspielerei herangebildete Jugend ins Freie geführt wird, um draufsen eine wirkliche Theaterschule zusammenzusetzen. Der leztre Moment ist zu breit ausgeführt, es tritt eine gewisse didaktische Absicht zu deutlich hervor. Sonst wirkt das Ganze durch anmuthigen Leichtsinn und zarte Grazie wie ein Mährchen, obgleich nichts Wunderbares darin geschieht, als dafs trotz der wunderbarsten Anstalten und Verheifsungen die Dinge ihren gewöhnlichen Lauf gehn. Der Dichter hat sich sehr bestimmt im Vorworte und in der Schlufsrede gegen die Absicht, *Goethe'n* parodiren zu wollen, verwahrt. Unsres Erachtens war diefs nicht nöthig, die Unbefangnen würden ohne diese Erklärung sein Mährchen rein genossen haben, und bei den Befangnen werden ihm seine Worte kaum etwas helfen.

Marino Caboga, ein Drama, beschliefst die Sammlung. Der Held, von dem das Stück den Namen führt, gehört zu den edlen Ragusanischen Geschlechtern. Von Intriguen umgeben, die ihn zur höchsten Herrschaft führen wollen, durch eine leidenschaftliche That dem Gesetze verfallen, stürzt er, begünstigt durch ein Erdbeben, mit reinem Freiheitssinne die Oligarchie, und erneut den Staat von Ragusa. Der Gedanke des Stücks ist gut, die Ausführung an einzelnen Punkten wahrhaft schön und poetisch, dennoch möchten wir das Stück das schwächste in der ganzen Sammlung nennen. Die Exposition ist mitunter unklar und verworren, die Noth des Volkes, welche doch allein die Nothwendigkeit und Gröfse der Handlung uns anschaulich machen könnte, ist nicht energisch genug gezeichnet, der Held tritt zu wenig hervor, und was das Schlimmste ist, die Katastrophe erfolgt durch einen Zufall — das Erdbeben. Deshalb läfst die Dichtung im Ganzen kalt; sie trägt zu wenig den dramatischen Character an sich. Nun hat zwar der Dichter, wie es scheint, hierauf selbst verzichten wollen, indem er das Stück „dramatische *Erzählung* in drei Handlungen" nannte. Allein wir können der gewählten Form halber ihn von den Anforderungen an diese nicht lossprechen. Es ist überhaupt schon ein schlimmes Zeichen, wenn der Poet die Gränzen, welche die Natur des schaffenden Geistes unabänderlich zog, nicht anerkennt, und sich in dramatisirten Mährchen, Heldenspielen in so und so viel Abenteuren, und dergleichen mehr, versucht; es deutet diefs auf eine Verwildung des ästhetischen Gefühls, und kündigt eine Aufhebung der Poesie überhaupt an. Denn diese besteht nur in und mit der vollendeten Erscheinung, leztre wird nur sichtbar durch die scharf und streng bewahrte Form. Zerbricht man die Winkel der Krystalle, stumpft man deren Spitzen, so wird sich bald nichts zeigen, als ein zerfliefsendes Wasser oder ein todter Staub, und etwas Aehnliches kann man von den Krystallisationen des Geistes sagen.

Digitized by Google

Heinrich Heine, dessen neuestes Werk wir hier zugleich anzeigen, gab vor einigen Jahren ein Bändchen *Gedichte* heraus, dann folgten zwei Tragödien, *Almansor* und *Ratcliff*, nebst einem *lyrischen Intermezzo*, und jezt erscheint er mit *Reisebildern*.

In diesen theilt er achtundachtzig Gedichte unter der Ueberschrift: „*die Heimkehr*," mit, dann folgt ein Gedicht (denn so müssen wir es nennen) meistens in Prosa: *die Harzreise*, und zwölf Gedichte, die den Eindrücken des Meers ihr Entstehn zu danken haben, beschliefsen die Sammlung. Dieser Dichter hat die widersprechendsten Beurtheilungen erfahren. Manchen schien er nur die oft gehörten lyrischen Klänge zu wiederholen, Andern kam er wie ein Musterbild der Rohheit und Verzerrung vor; es gab aber auch deren, die in ihm den Dichter sahen, vieles von dem Geleisteten bewunderten, und eine reiche Zukunft von ihm hofften. Seine neuste Arbeit soll ihn bei mehreren Beurtheilern zum Humoristen gemacht haben. Wir hören dieses Urtheil nicht gern, es bezeichnet in der Regel das, was man wohl Gegentheil aller poetischen Form nennen kann, und es trifft unsres Erachtens in diesem Sinne *Heine'n* am wenigsten, der sich in den meisten seiner Erzeugnisse grade sehr geformt zeigt.

Das Meiste, was der Dichter bisher geliefert hat, sind lyrische Poesien, auch in der gegenwärtigen Sammlung ist die poetische Beschreibung der Harzreise, ihrem Charakter nach, rein lyrisch; das Naturgefühl des Dichters auszusprechen, ist Zweck der Darstellung, die äufsern Gegenstände, an welchen er sich ausspricht, sind nur die Typen von des Dichters Innre. Erwägen wir nun, in welcher Art sich dieser Lyriker bisher entfaltet hat, so zeigt sich zuvörderst in der Wahl des Gegenstandes etwas, was von den meisten Erscheinungen in dieser Art der Poesie abweicht. Der Inhalt seiner Lieder ist kein fröhliches, sanftes, er ist ein düstres, schreckliches Thema. Nicht um rosenbekränzte Becher schwärmt seine Phantasie, sie führt ihn nicht zu den Festen glücklicher Menschen, sie feiert weder die erwartende, noch die beglückte Liebe, sondern sie klagt und zürnt über die Untreue der Geliebten, die des Dichters Andacht verschmähend, dem Unwürdigen sich ergab, das Götterbild ist versunken, dem Dichter schien alles Schöne und Herrliche der Erde in den Abgrund nachzustürzen.

Dieser heifse Liebeszorn und Schmerz durchzieht mit wenigen Ausnahmen alle Gedichte *Heine's*; auch in den Naturgemälden, in den Nachbildungen alter Romanzen und Sagen, die hin und wieder vorkommen, läfst er sich in perspectivischer Form erblicken, er ist als der bisher klargewordne Mittelpunkt von des Dichters Gefühl zu betrachten. Hier ist also ein möglichst kleiner Kreis gezogen, und diefs müssen wir zuvörderst als unbewufste Weisheit des Dichters anerkennen. Der Lyriker kann nicht genug sich beschränken, je enger, desto intensiver ist sein Gefühl, je intensiver dieses, desto näher liegt die Möglichkeit grofser Erfolge. Wie beschränkt ist der Kreis, in welchem sich *Klopstock* als wahrhaft grofser Lyriker zeigt! In den Oden der Liebe, der Jugendfreundschaft ist er es gewifs; in den Gedichten, wo das Vaterland oder die Religion ihn zu begeistern schienen, kann sein Beruf uns schon zweifelhaft bedünken, so grofse Bewunderung ihm grade diese Poesieen einst zu Wege brachten, und ganz gewifs wird er da, wo er die Französische Revolution, Freiheit, Gleichheit, oder andre Begriffe singt, sterblich seyn. *Goethe* hat lyrisch kaum etwas behandelt, als das Behagen einer freien Seele, mag er nach der Geliebten verlangen, mit ihr scherzen oder von ihr scheiden, mag er dem Sturm des Lebens stehn, oder mit fröhlichen Gesellen schwärmen, es ist immer nur das Gefühl einer mit den Erscheinungen der Welt spielenden Kraft, was er ausdrückt. Deshalb ist es grade vortheilhaft, wenn *Heine* einen anscheinend so bald erschöpften Gegenstand immer und immer wieder vornimmt.

Nur scherzhaft kann man ihn deshalb tadeln, wie er es selbst thut in dem Gedichte:

> Theurer Freund! Was soll es nützen,
> Stets das alte Lied zu leiern?

Daran nur, wie der Lyriker das Thema zu moduliren und zu variiren versteht, läfst sich der Dichter erkennen. Und hier mufs man den unsrigen wahrhaft bewundern. In dem kleinsten Kreise offenbart er die gröfste Mannigfaltigkeit, von dem rührenden Tone leiser Klage, bis zu dem Schelten des verzehrenden Hohnes und des zerschmetternden Grimms bildet seine bewegliche Phantasie alle Laute aus, von der nächsten Umgebung, seinem Kleide, seiner Stube, bis zu fernen Küsten und Gebirgen, zieht sie Alles in den Kreis ihres Vermögens; es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, dafs die Poesie des Schmerzes kaum in vernehmlicheren Ausdrucksweisen früher schon einmal gehört worden sei.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 97. u. 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1827.

1) *Landhausleben. Erzählungen von Ludwig Achim von Arnim.*

2) *Reisebilder von H. Heine.*

(Beschluſs.)

Sehr schön zeigt sich auch bereits die innre Beschlossenheit, ohne welche ein ächter Dichter nicht bestehn kann, welche freilich nur die Folge und die Aeuſserung ist, von der wahren tiefen Anregung des Poeten, und seinem energischen Talente. Wir haben hier keine Mosaik sich widersprechender und gegenseitig aufhebender Gefühle und Anschauungen, sondern es herrscht innre Einheit, die Steigrungen sind richtig, die Töne und Farben übereinstimmend. Von Längen, von müſsigen Ausspinnungen, von leeren Wiederholungen weiſs unser Dichter so wenig, daſs seine Verbindungen eher an das Herbe gränzen, seine Schlüsse fast immer schlagend, mitunter selbst zu epigrammatisch sind. Wortspiele, Parallelismen stehn dem Dichter zu Gebote, wie sich denn überhaupt ein treffender Witz neben dem bisher Gerühmten hervorthut. Die Sprache ist unmittelbar, sinnlich, derb und frisch; sie hat hauptsächlich den Gegnern herhalten müssen; wer aber Einsicht in poetische Dinge hat, kann sich nur darüber freuen, daſs dergleichen ungefälschte Natur noch möglich ist.

In Hinsicht des Metrums hat der Dichter früher mehr Abwechslung gezeigt, als in der gegenwärtigen Sammlung. Meistens herrscht die vierzeilige Strophe, und in dieser der Dactylus und Trochäus. Nur geringe Variationen bringt er durch Umstellung der Füſse, durch Aus- und Abweichungen vom Systeme hervor. Dabei entsteht noch eine gewisse Monotonie aus der angenommenen Manier, nur zwei Verse in der Strophe auf einander zu reimen. Die Seegedichte sind jedoch in freien Metris gedichtet, und wie es uns scheint, sehr glücklich rhytmisch und harmonisch.

Um das Urtheil über die Vortrefflichkeit der *Heine'*schen Poesie durch einige Beispiele zu belegen, greifen wir aus dem reichen Vorrathe, der vor uns liegt, zuerst das 70ste Lied der *Heimkehr*. Der Dichter schildert uns die Entzückungen einer schönen romantischen Rheinfahrt. Durch ein glückliches Bild stimmt er uns zum Empfangen sanfter, träumerischer Eindrücke, und gibt zugleich selbst den elegischen Grundton seines Gefühls an:

Wie der Mond sich leuchtend dränget,
Durch den dunkeln Wolkenflor;
Also taucht aus dunkeln Zeiten
Mir ein lichtes Bild hervor.

Die Situation wird angegeben, aber ruhend, auf der untersten Stufe:

Saſsen All' auf dem Verdecke,
Fuhren stolz hinab den Rhein,
Und die sommergrünen Ufer
Glühn im Abendsonnenschein.

Die Situation wird individueller umzogen:

Sinnend saſs ich zu den Füſsen,
Einer Dame, schön und hold;

die Anknüpfung an die Landschaft, an die Umgebung geschieht:

In ihr liebes, bleiches Antlitz
Spielt' das rothe Sonnengold.

Das kleine Gemälde ist in der Ruhe vollendet; die schöne Rheingegend, die schöne Dame, von demselben Sonnenlichte beglänzt, wie sie, der Dichter zu ihren Füſsen, ein anmuthiges Bild, wehmüthig froh durch das bleiche Antlitz der Dame, in schönem Parallelismus mit dem Bilde vom Monde im Anfang des Gedichtes, noch aber fehlt die Bewegung.

Diese geschieht:

Lauten klangen, Buben sangen,
Wunderbare Fröhlichkeit!
Und der Himmel wurde blauer,
Und die Seele wurde weit.
Mährchenhaft vorüberzogen
Berg und Burgen, Wald und Au. —

Digitized by Google

Alle Bestandtheile des Gemäldes sind nun in mächtiger Regung, der Dichter scheint sich weit von dem Individuellen, Gemüthlichen entfernt zu haben. Mit einem Schlage aber versezt er uns wieder in diesen Mittelpunkt, und doch ohne Sprung, ohne Gewaltsamkeit:

Und das Alles sah ich glänzen
In dem Aug' der schönen Frau.

Verklärt, vergeistigt zeigen sich im Schlusse alle Anschauungen des Gedichts, dieses wird hier zu seinem eigenen Spiegel, auf dem Gipfel der Schöpfung, in dem Auge der Schönheit, sieht der Poet den geistigen und leiblichen Wiederschein von den Herrlichkeiten der Welt.

Ein andres Gedicht, das 28ste, behandelt die Aufgabe, eine innerlich zerstörte Familie darzustellen, der Mond beleuchtet wieder die Scene, aber wie verschieden:

Der bleiche herbstliche Halbmond
Lugt aus den Wolken heraus;
Ganz einsam liegt auf dem Kirchhof
Das stille Pfarrerhaus.

Die Familie ist in der Stube. Die Mutter liest in der Bibel, der Sohn starrt ins Licht, die ältre Tochter ist schlaftrunken, die jüngre beklagt sich über Langeweile in dem öden Hause. Jene will zum verliebten Grafen gehn, der Sohn von den drei Jägern Gold machen lernen.

Die Mutter wirft ihm die Bibel
Ins magre Gesicht hinein:
So willst du, Gottverfluchter,
Ein Strafsenräuber seyn!

Sie hören pochen an's Fenster,
Und sehn eine winkende Hand:
Der todte Vater steht draufsen
Im schwarzen Pred'gergewand.

Hiemit schliefst das Stück. An ihm ist besonders der Lapidarstyl merkwürdig, mit welchem der Dichter das Schreckliche behandelt hat. Wie würden Andre den Stoff ausgesponnen haben, der so viele Fäden darbot! *Heine* hat eine ganze Familientragödie in wenige Verse zusammengedrängt, und doch lebt jede Gestalt, doch ist jede deutlich. Das Talent, glücklich zu schliefsen, zeigt sich hier einmal recht glänzend, der todte Vater draufsen wirkt wie ein tragischer Chor. Schade, dafs der vierte Vers vom Dichter nicht klarer gehalten worden ist, in seiner jetzigen Undeutlichkeit stört er den Effect.

Wenn wir nun bis jezt an unserm Autor fast Alles gelobt haben, so müssen wir, um unser Urtheil in der rechten Begränzung erscheinen zu lassen, hinzufügen, dafs sich das Lob auf den Totaleindruck, den seine Poesie hinterläfst, auf die Mehrzahl seiner Gedichte bezieht, dafs wir aber dasselbe von jedem einzelnen Erzeugnisse auszusprechen, keinesweges verantworten könnten. Das Haupthindernifs, wefshalb die poetische Gestalt nicht immer sich zeigt, liegt darin, dafs der Dichter oft nicht ruhig genug gewesen ist, um dichten zu können. Jeder Gegenstand, jedes Gefühl kann Stoff eines Poems werden, mag jener so geringfügig, dieses so heftig seyn, als möglich. Allein der Dichter selbst mufs nicht mehr vom Stoffe beherrscht, nicht von der Leidenschaft weggeführt werden, das besondre Ereignifs mufs ihm schon aufgegangen seyn in das allgemeine Leben des Geistes, er mufs mit seinen Leiden und Freuden nur noch durch die freigestaltende Phantasie zusammenhangen. Dadurch unterscheidet sich ja eben das Gedicht von dem dumpfen Schrei des Schmerzes, und dem Rufe des Zornes und Hohns, dafs jenes in seiner endlichen Begränzung zum Symbole des Allgemeinen und Ewigen wird. Wer aber, wie *Heine* nicht selten thut, noch vom Gegenstande befangen,

Um seine Angst zu bannen
Singen will ein lautes Lied;

der unternimmt Unmögliches. Dem Vergänglichen, Zeitlichen — so wie es da liegt — ist ein dauerndes Leben nicht zu sichern, und in dem unnatürlichen Bestreben kommt der Poet nur zum Schein und zur Manier. So wird *Heine's* Spott und Ironie, in den bessern Sachen so kräftig und tief, dann kleinlich und scurril, die Darstellung plump und übertrieben, er umkleidet dann das Nichtige mit glänzenden Flittern, die die innre Armuth doch nicht zu verhüllen vermögen. Mit Freuden mufs man anerkennen, dafs er in der vorliegenden Sammlung sich freier von jenen bösen Fehlern zeigt, doch kommen sie noch immer häufig genug vor. Das Gedicht 25 ist dessen nicht würdig, dessen Ironie so wahre Töne zu finden weifs, wie in dem Liede vom sterbenden Fechter, und wer so zierlich und gebildet scherzen kann, wie in 64 und im 1sten und 4ten der Seegedichte, sollte den nicht feinen Spafs in 32 weggelassen haben. Die längeren Gedichte *Ratkliff* und *Götterdämmrung* leiden sehr an herben falschen Tönen, und an jener Stelzenpoesie, von der wir oben redeten. Hierbei ist es merkwürdig, dafs *Heine* in der Regel den poetischen Gedan-

Digitized by Google

ken, den er später in einem längeren Gedichte ausspinnt, früher schon einmal viel glücklicher in einem kurzen Liedchen behandelt hat. Denn so ist z. B. der Gedanke des Ratkliff viel schöner in dem kurzen Gedichte 41 der Heimkehr dargestellt. Auch die Romanzen *Donna Clara* und *Almansor*, obgleich kunstreich gebildet durch wohlangelegte Assonanzen, sind Mifstöne wegen ihres einseitigen Hasses; die Protestation des Dichters Seite 110 kommt ihm gegen unser Gefühl nicht zu Statten. So müssen wir auch das Gedicht *Frieden*, welches die Seegedichte beschliefst, ganz verwerfen; der bittre Spott des zweiten Theils pafst gar nicht zum ersten, das Ganze fällt auseinander.

In der *Harzreise* haben besonders die Rückblicke auf Göttingen Anstofs erregt. Den Gedanken derselben tadeln wir nicht, vielmehr ist es richtig gefühlt, dafs der Dichter seinem Naturgemälde durch den Contrast mit der Lehranstalt, die ihm zum Sinnbilde trocknen abgestorbnen Wissens geworden ist, Glanz zu geben gesucht hat. Die grünen Wälder, die sonnigen Berge sollten sich von diesem braunen Hintergrunde heben; seine Farbe sollte zwischen den muntern bunten Gestalten hervorblicken. Allein der Dichter hat sich selbst hier wieder um den Effect betrogen, sein Unmuth hat ihn verführt, recht breit und ausführlich zu malen. Hier war Maafs und Grazie vor allem nothwendig, und man vermifst sie ungern in den Scherzen. Reiner gehalten würde das Mittel vortrefflich gewirkt haben. So wie es jezt dasteht, schwächt und tödtet es meistens die bessern Partien. Ueberhaupt findet sich in der Harzreise zu viel nüchterne Reflexion, die Darstellung wird zwar an einzelnen Punkten zur runden, poetischen Gestalt, jene Punkte stehen aber zu isolirt da, und so wohl sich auch der Mittelpunkt dieses Gedichts erkennen läfst, so hat der Dichter es dennoch nicht vermocht, den geistigen Verband in allen Theilen durchschimmern zu lassen. Zuweilen finden sich Anklänge von *Jean Paul*, ja selbst vom verstorbenen *Hoffmann*, welche beide wohl nicht Muster der Darstellung werden sollten.

Man hat *Heine'n* beim Beginn seiner dichterischen Laufbahn mit *Byron* vergleichen wollen. Diese Vergleichung scheint nicht zu passen, der Britte bringt mit ungeheuern Mitteln nur mäfsige poetische Effecte hervor, während *Heine* eine entschiedene Anlage zeigt, sich künstlerisch zu begränzen, und den Stoff gänzlich in die Form zu absorbiren. Der erstaunliche Beifall, den der Lord gefunden, hat wohl hauptsächlich in Dingen seinen Grund' die von dem aesthetischen Gesichtspunkte ziemlich fern liegen, seine verzweifelnde Selbstsucht schmeichelt dem Grundübel so Vieler — die Zeit wird über seine Poesie richten, und auch diese Erscheinung, wie Alles, an ihren rechten Ort stellen. Soll einmal verglichen seyn, so möchten wir eher sagen, dafs uns bei *Heine* Gedanken aufgegangen sind, die uns an *Petrarca* erinnerten. Freilich treten diese Dichter unter so ganz verschiedenen Umständen in das Reich des Lebendigen, dafs die *äufserlichen* Verschiedenheiten ihrer Erzeugnisse kaum grösser seyn könnten. Dürfen wir doch kaum hoffen, dafs Jemand uns die Spuren *innrer* geistiger Verwandtschaft nachzuempfinden Belieben tragen wird. Sollte aber etwas Wahres in der Bemerkung gefunden werden, so möge man nicht vergessen, dafs, wenn es unserm Dichter nicht gelingt, den

„ersten jugendlichen Irrthum"

und

„die eiteln Hoffnungen und den eiteln Schmerz"

(*Petrarca's* erstes Sonett)

so liebenswürdig und kunstreich auszubilden, wie jenes Haupt des Minnegesanges, daran auch die Macht der Umstände mit Schuld seyn wird, welche der freien poetischen Entwicklung jezt mancherlei Hindernisse in den Weg legt.

* * *

Und hier ist endlich der Ort, uns über unsre Zusammenstellung zu rechtfertigen. Wir sehn hier zwei Dichter von hervorstechendem Talent, beide gehemmt in ihrem poetischen Wesen durch etwas Fremdes, den einen in der Mitte seiner Laufbahn, und festgeworden in einer gewissen Manier, den andern im Beginn, und in Gefahr, Manierist zu werden. Die Kritik, soll sie mehr seyn, als ein blofses Tagesgespräch, soll sie den Namen einer wissenschaftlichen verdienen, wird immer dahin streben, die einzelnen Erscheinungen im Zusammenhange mit ihrer Zeit begreifen zu lehren, und die besondern Strömungen des Talentes aus der allgemeinen Richtung des Geistes erklärbar zu machen. Diesen Zweck kann sie aber nur durch Zusammenstellung und Vergleichung Mehrerer erringen. Für unsere Aufgabe wird es nun noch darauf ankommen, zu versuchen, ob sich nicht für jene äufseren Berührungspunkte ein innrer gemeinsamer Grund finden läfst, der denselben als mehr denn zufällig darstellt.

Betrachten wir frühere Perioden der Poesie, die

Digitized by Google

uns wichtig erscheinen müssen, so sehen wir, dafs die Dichter sich mehr unter gewisse allgemeine äufsre Schranken stellten, als jezt. Diese Schranken zeigten sich theils als erprobter Kunstbegriff — als Schule im eigentlichen Sinne — wie bei den Franzosen, bei den Minnesingern, und (wiewohl in geringerem Grade) in der guten Weimarischen Zeit, oder sie kamen unter der Form der Protection durch Grofse und Fürsten vor, wie besonders bei den Engländern und den südlichen Nationen, oder endlich die Achtung vor dem Publicum, vor dem Volke, war die Schranke, die der Dichter respectiren mufste. Ueberall war er an äufsre Bedingungen geknüpft, mochte er anscheinend noch so isolirt stehen, dem Geiste nach war er gezwungen, gesellig zu seyn, und deshalb zeigen die Hervorbringungen aller jener Perioden einen gewissen festen Charakter, eine innere Nothwendigkeit und mit Einem Worte, einen Kunststyl. Denn das Gesetz der Geselligkeit ist Regel, Launen und Willkührlichkeiten werden nicht geduldet.

Jezt steht diefs ganz anders. Eine Schule haben wir nicht, man zieht es vor, nachzuäffen, anstatt in würdigem und edlem Sinne nachzuahmen, einen Fürsten gibt es kaum, um dessen Gunst und Schutz der Dichter sich bewerben darf, und dem er daher zu Danke singen müfste — die Neigungen der Grofsen sind der Poesie nicht zugewandt. Die heilige Scheu aber vor einem richtig fühlenden und urtheilenden Volke, hat dieses zum Theil selbst verscherzt, theils haben die Talente das, was ihnen in dieser Beziehung zu achten übrig blieb, als nicht der Rede werth, sich weggesprochen, es ist nichts seltner, als eine gewisse nationale Gesinnung. So steht nun der Dichter frei, aber in einem leeren Raume, und in seiner Einsamkeit darf er Alles unternehmen, freilich auch das Ungehörige. Aus der Freiheit entspringt die Mannigfaltigkeit, aber auch die Willkür, die Einsamkeit kann fast nichts andres hervorbringen, als dafs der Dichter sich in jedem seltsamen Gelüste gehen läfst. Zwischen der Welt und ihrem zwar beschränkenden, aber auch wieder kräftigenden Einflusse, und dem Poeten besteht kein Rapport, und nach einem ganz natürlichen Gesetze mufs daher, wenn der Geist in dieser Richtung fortgeht, die Poesie bald aus der Reihe der Erscheinungen verschwinden. Man vergleiche nur *Sterne* mit unserm *Jean Paul*, wenn man den Unterschied sehen will zwischen bizarren Talenten, von denen das eine noch gewisse Rücksichten auf die Mitwelt zu nehmen hatte, und das andre sich ganz fessellos fühlte. Etwas Weitres über die Sache zu sagen, scheint überflüssig zu seyn; uns genügte es, den Stand der Dinge im Allgemeinen anzugeben, der auch unsrer beiden Dichter Gestalt, so im Guten wie im Schlimmen, zur Entwicklung bringen mufste.

Immermann.

XXXVIII.

Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Bearbeitet von Karl Friedrich Burdach. Mit Beiträgen von Karl Ernst von Baer und Heinrich Rathke. Erster Band XXIV und 606 S. 8. Leipzig bei Leopold Vofs. 1826.

Dieses Werk verdient in zwiefacher Rücksicht besondere Aufmerksamkeit; einmal wegen des äufseren Umfanges, und zweitens wegen der ausdrücklich auf dem Titel angedeuteten Behandlungsart des Gegenstandes, und wir wünschen dem Verfasser dadurch unsere besondere Hochachtung zu bezeugen, dafs wir den Inhalt des Buchs in diesem doppelten Betracht etwas genauer anzeigen.

Wenn man von dem Umfange dieses ersten Bandes, welcher die Lehre von der Zeugung enthält, auf den Umfang des ganzen Werkes schliefsen darf, so mufs es eine Ausdehnung gewinnen, in welcher die Physiologie jezt kein ähnliches aufzuweisen hat, und es erscheint ein solches Unternehmen, worin die neueren Fortschritte der Wissenschaft in äufserer Vollständigkeit vereinigt sind, schon aus diesem einen Grunde höchst willkommen. Was für diese Seite des Werkes von dem Verfasser geleistet worden, wollen wir bei der besonderen Betrachtung des Inhaltes näher bezeichnen, und vorerst einen Blick auf die allgemeine Behandlungsart des Gegenstandes werfen.

Der Titel des Buchs sagt ausdrücklich, dafs die Physiologie als Erfahrungswissenschaft behandelt werden solle, und der Verfasser scheint damit von vorne herein andeuten zu wollen, dafs die Physiologie hier im Gegensatz gegen die sogenannte speculative Darstellung sich befinde. Wie es dem Herrn Verf. gelungen ist, diese Absicht auszuführen, denken wir klarer aufzufassen, wenn wir zuvor einen Blick auf den Gegensatz zwischen der sogenannten empirischen und speculativen Behandlungsart der Physiologie überhaupt werfen, wie er sich in der neuesten Zeit überhaupt wiederum strenger hervorthut, um dadurch festzustellen, was man denn eigentlich unter

Digitized by Google

Erfahrung in der Naturwissenschaft zu verstehen habe, und einen Maafsstab zu gewinnen, nach welchem das vorliegende Buch beurtheilt werden kann.

Man bemerkt nicht, dafs die sogenannten empirischen und speculativen Bearbeiter der Physiologie geneigt wären, sich durch den Einen Gegenstand, welchen sie betrachten, zu vereinen, sondern es wird einem gleichsam nur die Wahl gelassen; sich entweder zu der einen oder der anderen Partei zu bekennen, und es erscheint daher nicht überflüssig zu untersuchen, ob diese Irrung wirklich in dem Wesen der Wissenschaft, oder blofs in der Einseitigkeit ihrer Bearbeiter, welche immer entgegengesezten Extremen anhängen, begründet sei.

Was uns betrifft, so halten wir dafür, dafs jedes dieser beiden Extreme unzureichend und einseitig ist, und dafs das wahre innere Wesen der Naturforschung nur aus der Vereinigung beider hervorgehen könne.

Eine wahre Erkenntnifs der besonderen Formen von Naturerscheinungen so wie ihrer Bedeutung und ihres inneren Zusammenhanges in einem allgemeinen Ganzen, kann nur das Resultat aus der sinnlichen Beobachtung und des Denkens seyn, und ich glaube, dafs hiermit allein der wirkliche Begriff von Erfahrung in der Physiologie und in der Medizin überhaupt gegeben seyn kann. Also das Wesen der Erfahrung beruht nicht auf der Gröfse der Masse nicht begriffener und unordentlich durch einander gestellter Thatsachen, ebenso in der Naturwissenschaft als im Leben überhaupt; sondern auf der Art, wie das Gesehene und Erlebte durchdacht, verglichen, überhaupt geistig verarbeitet ist. Also nicht der ist der erfahrenste Mann, der das Meiste erlebt und sinnlich beobachtet hat, sondern derjenige, welcher das Erlebte und Beobachtete am gedankenreichsten durchschaut und in seiner inneren Bedeutung erkannt hat. Seitdem Menschen auf der Welt existiren, haben sie beobachtet, dafs die Steine zur Erde fallen; aber vor *Gălilăi* wufste niemand, dafs sie mit den Quadraten der Zeiten fallen. Also in der unmittelbaren sinnlichen Anschauung der Thatsachen ist die wahre Naturwissenschaft nicht begründet.

Die aus Beobachtungen erworbene Erfahrung ist somit nicht mehr mit den Beobachtungen einerlei, sondern sie ist ein Wissen, welches durch den Gedanken, durch das vernünftige Verarbeiten des Erlebten und Beobachteten entstanden ist. Sie ist ein zusammenhängendes, vernünftiges Resultat, und jede empirische Anschauung kann erst dadurch zur Erfahrung werden, dafs man sie begriffen hat. In der Erfahrung sind also: die sinnliche Anschauung und die vernünftigen Gedanken, nothwendige einander ergänzende Bestandtheile. Es ist nun die Frage, auf welche Weise beide zur Einheit verbunden werden müssen. Ist es ein äufserer Zusatz des Gedankens zu der sinnlichen Anschauung, oder ein Zusatz der Anschauung zu dem Gedanken, wodurch entweder die Anschauung zur Erfahrung sich erhebt, oder der Gedanke zur Erfahrung sich herabläfst? Die erstere dieser Fragen ist gleichbedeutend mit der Voraussetzung, dafs man die Philosophie auf die Beobachtung ebenso wie den Stock auf die Jugend zur Züchtigung anwenden könne; und eben um zu zeigen, dafs diese Voraussetzung ganz unrichtig ist, habe ich jene beiden Fragen gestellt, damit man darauf aufmerksam werde, dafs weder ein äufserer Zusatz des Gedankens zu der Anschauung, noch der Anschauung zu dem Gedanken hinreiche, um das eine oder das andere zur wirklichen Erfahrung zu machen: denn in beiden Fällen würden Gedanken und Anschauung immer getrennt und nie in innerer Durchdringung existiren; man wird entweder durch fremde Gedanken die Beobachtungen in eine künstliche Form bringen, oder durch, dem Gedanken fremde Beobachtungen dem Gedanken einen unvernünftigen Inhalt geben. Dieses leztere ist nun aber gerade der Zustand der gewöhnlichen speculativ bearbeiteten Physiologien. Man findet darin die Gedanken und subjektiven Vorstellungen der Verf. immer als einen integrirenden Bestandtheil ihrer Darstellung, und zwar so, dafs diese sogenannten Ideen den empirischen Thatsachen durchaus aufgedrungen sind: dafs die Thatsachen eine blofs logische Form haben. Aber dadurch können die Erscheinungen nie begriffen werden, weil diese nur aus sich und durch sich selbst und nicht durch eine hinzugefügte äufsere Form erklärt werden können.

Unsere Ansicht ist dagegen diese, dafs man, sowohl auf analytischem als synthetischem Wege, die Naturerscheinungen immer durchaus zugleich sehend und denkend, anschauend und vergleichend, betrachtend und überlegend, durch den inneren Verlauf ihrer Thätigkeiten verfolge, *und so in ihnen selbst ihren immanenten Begriff aufsuche.* Man sieht blofs zu, wie die Natur geht, und fügt ihr keine fremden Gedanken, keine Urtheile und keine Schlüsse hinzu. Man pflegt zu sagen: ich unterscheide an einem Naturkörper diese und jene Merkmale und Eigenschaften, und daraus urtheile und schliefse ich weiter auf dieses oder jenes Andere. Man sieht hier

Digitized by Google

das Unterscheiden der Theile, das Urtheilen und die Schlufsfolgen darüber als nothwendige, formelle, geistige Bedingungen an, wodurch man die Natur erkennt. Aber man kann aus irgend einer Erscheinung für sich nichts weiter urtheilen und schliefsen als ihre unmittelbare Existenz.

Die Naturgegenstände sind verkörperte Gedanken; sie selbst, die Natur, hat sich in ihre eigenen Urtheile unterschieden, und sie ist, durch die innere Verknüpfung der Urtheile zu einem Ganzen, ihr eigener Schlufs. Also wir beurtheilen weder noch beschliefsen wir die Natur, sondern sehen blofs ihren immanenten Urtheilen und Schlüssen zu, und die Operationen der Natur, in ihren ewigen inneren Urtheilen und Schlüssen, sind von den Operationen der Reflexion strenge zu unterscheiden.

Wir sehen diesen inneren Gedanken, diese innere Vernunft der Natur klar vor Augen in den vernünftigen Handlungen der unvernünftigen Thiere, welche doch ebenso natürlich sind, als alle übrigen Thätigkeiten des bildenden Lebens; und dieselbe Kraft, nach deren Gesetz im Embryo sich Herz und Gehirn bildet, ist es, durch welche die Bienen ihre Zellen und die Spinnen ihr Gewebe bauen. Das bildende Leben fliefst hier in materielle Formen, dort in physisch freie Bewegungen über. Das Studium der Physiologie der Bienen kann diefs zur klarsten Anschauung bringen.

Die Bildung der Kunsttriebe und die Bildung der Eier für die junge Brut entwickeln sich nur, das Eine durch Hemmung des Anderen. Hier erschöpft sich die bildende Kraft in Production des Stoffs zur Generation, dort in der Bildung der Instinkte; das vegetative und das thierische Leben entwickeln sich gegenseitig Eins auf Kosten des Anderen. Aber beide sind in diesem Fall integrirende Bestandtheile in der Einheit der Generation: denn so wie die Natur bei den höheren Thieren die Bildung des Keims für die Nachkommenschaft, und zugleich die mütterliche Sorgfalt für die junge Brut, demselben Individuum anvertraut hat; so hat sie bei den Bienen der Mutter selbst nur die Bildung der Keime, aber die mütterliche Liebe und Sorgfalt für die Jungen ganz anderen Individuen anvertraut, die nie Mutter gewesen sind und es auch nicht mehr werden können, wogegen die Mutter selbst von diesen Trieben nichts empfindet. Hier kann sich also dieselbe bildende Thätigkeit einmal als instinktartige Bewegung, welche unbewufst, ganz nach den Gesetzen der menschlichen Vernunft verfährt, das anderemal in concreten materiellen Formen äufsern, in denen aber wieder dieselbe Idee der Natur, derselbe Begriff, dieselbe innere Gesetzmäfsigkeit hervorleuchtet.

In dem vorhin Gesagten liegt die Voraussetzung, dafs eine erfahrungsmäfsige Darstellung der Physiologie von der unmittelbaren sinnlichen Anschauung ausgehen müsse, um zu dem vernünftigen Inhalt, zu dem Gedanken, dem Gesetz in der Natur zu gelangen; dafs also die sinnliche Anschauung der Anfang und der Gedanke, der Begriff der Natur, das Ziel und das Ende der Naturforschung sei. Wenn wir nach diesem Maafsstabe dasjenige messen, was wir von der sinnlichen Empirie und von der abstrakten Spekulation bemerkten, so wird man leicht einsehen, dafs die empirische Naturforschung am Anfange stehen bleibt, die spekulative dagegen beim Ende anfängt. Insofern jedoch die rein empirische Kenntnifs gewisser Thatsachen immer Voraussetzung einer dogmatischen Darstellung, und andererseits eine, wenn auch nur äufsere, Ordnung in den darzustellenden Erscheinungsreihen Voraussetzung jeder rein empirischen Darstellung ist; wird es erklärlich, wie die dogmatische Physiologie sich von ihrem Extrem gegen die empirische, und die empirische sich wieder durch Ansichten und Urtheile über einzelne Thatsachen zu der dogmatischen hinneigen müsse; da aber aus Gründen, die nicht in der Nothwendigkeit der Sache liegen, an keine Vereinigung von beiden Seiten zu denken ist, so bleiben sie auf halbem Wege stehen, und erhalten sich so in ihrer Einseitigkeit.

Es ist nun die Frage, inwiefern Herr Prof. *Burdach*, dem wahren Begriffe von Erfahrung gemäfs, den bezeichneten Mittelweg zwischen den angegebenen beiden Extremen gehalten habe. Es scheint, als ob wir uns hierbei vorzüglich an das auf dem Titelblatt gegebene Wort verlassen müfsten; denn ohne irgend etwas über den Grundsatz der Erfahrung und die Quellen der Physiologie überhaupt entwickelt zu finden, heifst es gleich im Anfange: Nach welchen Grundsätzen die Physiologie zu bearbeiten ist, lernen wir erst aus der Physiologie selbst, und zwar durch das Wesen des menschlichen Erkenntnifsvermögens, welches das lezte Ziel der Physiologie ist. Durch eine uns nicht klar verständliche Folgerung sucht der Herr Verf. daselbst zu zeigen, dafs sich der Anfangspunkt aus diesem Endpunkte ergebe, und dafs die Wissenschaft nirgends anders, als da ende, wo die schlichte, unbefangene, der lezten Gründe sich unbewufste Anschauung beginne; ferner, dafs man

Digitized by Google

von hier aus einen, durch einen ursprünglich uns inwohnenden Trieb, durch eine uns gegebene Ahnung des Wahren, vorgezeichneten Weg einschlagen müsse, mit dem heiligen Vertrauen auf die Wahrhaftigkeit der Natur, also mit der Ueberzeugung, dafs der menschliche Geist, wenn er die ursprünglich ihm inwohnende Richtung verfolgt, und so, durch Ahnung geleitet, im naturgemäfsen Gange seiner Entwickelung fortschreitet, auch sein natürliches Streben zu verwirklichen und die Wahrheit zu erfassen vermöge.

Ich finde hierin zunächst den Widerspruch, dafs, insofern man aus der Physiologie selbst am Ende lernen soll, dafs sie nach besonderen vernünftigen Grundsätzen bearbeitet werden müsse, es mit diesen durchaus unverträglich ist, dafs man beim Anfang sich durch inwohnende Triebe und Ahnungen leiten lasse. Ich sehe nicht ein, wie die Triebe und Ahnungen im Anfange, und die vernünftigen Grundsätze am Ende sich vereinigen können. Hat man sich in den Ahnungen des Wahren getäuscht, — so würden die Grundsätze am Ende die Ahnungen des Anfangs widerlegen; hat man aber durch diese Ahnung den rechten Weg getroffen, so ist die Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der Vernunft rein zufällig. Ueberdem liegt es ja in der Natur einer erfahrungsmäfsigen Darstellung, dafs sie von Anfang bis zu Ende einen vernünftigen, durch Grundsätze bestimmten Gang haben soll. Wenn man jene Grundsätze im Anfang nicht entwickeln kann, so kann man ja dessen ungeachtet sehr wohl stillschweigend nach ihnen handeln, und eben dadurch, durch den Inhalt, ihre Nothwendigkeit zeigen, ohne dafs man vorläufig zu Ahnungen seine Zuflucht nimmt.

Warum will man sich ferner durch Ahnungen leiten lassen, wo der Gegenstand selbst sich vor unseren Sinnen entfaltet, wo man ihn anschauen und in alle seine Theile zergliedern kann?

Herr Prof. B. scheint seinem Vorsatze auch selbst gleich untreu zu werden, indem er im 2. §. schon vom Begriffe des Worts Physiologie spricht. Zuvor wird zwar bemerkt, dafs der Sprachgebrauch (der Name Physiologie) der Ausdruck einer Anschauung sei, wie sie sich in den Völkern mehr durch Vorgefühl als durch wissenschaftliche Erkenntnifs gebildet habe. Hierin ist aber zweierlei zu unterscheiden: einmal, dafs mit dem Ursprunge des Namens für einen Naturgegenstand, mit dem Sprachgebrauch, nicht auch zugleich der Begriff der Sache, sondern blofs die Bezeichnung ihrer unmittelbaren Existenz gegeben ist, der Begriff wird später erst in den Sprachgebrauch hineingelegt; zweitens, dafs zur Bezeichnung irgend eines Naturgegenstandes mit einem Namen einzig und allein die unmittelbare Anschauung, und weiter gar kein besonders Vorgefühl, wie vorausgesezt wird, nöthig ist.

Indem nun der Verf. dem Namen Physiologie seinen Begriff gibt, und solchen explizirt, bemerkt man gar nicht, dafs er sich hierbei von Ahnungen und Vorgefühl habe leiten lassen, im Gegentheil wird sogar die empirische Anschauung ganz verlassen, und der Begriff der Physiologie rein abstrakt-spekulativ, wie es uns deucht, erklärt.

Nachdem zuvor die Bedeutung des Wortes: φύσις, *natura*, so erklärt worden, dafs es erstens die äufsere Erscheinung eines einzelnen Dinges und dessen inneren Grund, und zweitens den Inbegriff der ganzen Welt und dessen wahrhaften Grund bezeichne; so heifst es weiter: dürfen wir nun dem Sprachgebrauche folgen, so mufs die Aufgabe der Physiologie durch diese verschiedenen Begriffe und durch die Einheit derselben bestimmt werden. Die Physiologie mufs also 1) die Wesenheit (eines einzelnen Dinges) nach der Erscheinungsweise und nach dem Grunde zum Gegenstand haben. 2) Da die Wesenheit eines Dinges nur im Ganzen wurzelt, (weil Natur die Einheit der einzelnen Wesenheit und der gesammten Wirklichkeit ausdrücke) so mufs die Physiologie, um zur Erkenntnifs des Menschen zu gelangen, die ganze Natur anschauen, und die Welterscheinungen betrachten. 3) Da endlich Natur die Einheit der Welt und ihres Grundes ausdrücke, so müfse auch die Physiologie in dem Zusammenhange der Welterscheinungen den unendlichen Grund derselben erkennen, und zur Anschauung des unbedingten Seyns sich erheben: sie müsse erfahrungsmäfsige Erkenntnifs Gottes oder natürliche Theologie werden.

Somit werden denn von der Physiologie alle übrigen Naturwissenschaften umschlossen, und aufser der Physiologie gäbe es keine mehr. Sogar die natürliche Theologie gehörte dazu.

Dafs man die ganze Welt zum Inhalt der Physiologie rechnet, dazu hat man keinen anderen Grund als dafs Physiologie durch Naturlehre übersezt werden kann, und dafs man auch den ganzen Inbegriff der Welt Natur nennt. Dafs alle Dinge in der Welt in einem Zusammenhange unter einander stehen, ist ganz richtig; aber daraus folgt

Digitized by Google

nicht, dafs nicht einzelne Theile des Weltganzen auch als für sich bestehende Ganze, in besonderen Wissenschaften, sollten betrachtet werden können, ohne dafs man zugleich auf die ganze Welt Rücksicht nimmt. Auch ist die Abhängigkeit der einzelnen Reiche nicht so absolut, dafs sie nur in dem Ganzen wurzelten. Sie wurzeln auch wieder eben so gut in sich selbst, und diese innre lebendige Selbstständigkeit hervorzuheben und zu zergliedern, das ist der Physiologie weit erspriefslicher, als sich mit abstrakten Betrachtungen über den Zusammenhang jeder einzelnen Erscheinung mit dem Weltganzen zu ermüden, von dem wir überhaupt weniger physiologisch wissen, als voraussetzen? Ich glaube daher nicht beistimmen zu können, wenn Hr. Prof. *Burdach* sagt: also mufs die Physiologie, um zur Erkenntnifs des Menschen zu gelangen, die ganze Natur anschauen und die Welterscheinungen betrachten.

Ich bemerkte so eben, dafs ich in dem vom Hrn. B. gegebenen Begriff der Physiologie auch die Bedeutung dieser Doctrin nicht entwickelt fände. Es beziehen sich nämlich die vom Verf. gegebenen Bestimmungen mehr auf den Inhalt, als auf die Art, wie der Inhalt behandelt werden müsse, um physiologisch zu seyn. Es ist nicht angegeben, wodurch sich in dieser Beziehung die Physiologie von den übrigen Naturwissenschaften, die denselben Gegenstand auf eine andere Weise behandeln, unterscheide. Es fehlt also der eigentliche Kern des Begriffs der Physiologie, ich meine ihre Definition. Ich bin nicht im Stande aus alle dem, was der Verf. Mannichfaltiges von dem Begriff der Physiologie berichtet, mit klaren Worten zusammenzufassen, was denn eigentlich die Physiologie für eine Wissenschaft ist.

Wollten wir hier dem Verf. vorgreifen, so würden wir sagen: die Physiologie ist die Analyse des Lebensprozesses, und die Physiologie des Menschen ist die Analyse des menschlichen Lebensprozesses. Dieses könnte ich dann weiter erläutern: die Zergliederung hat den Zweck, zunächst dem Lebensprozefs der Theile, die Funktionen der Organe kennen zu lernen, ferner wie sie sich untereinander verhalten, wie in dem inneren Urtheil der Organisation alles als Ursache und Wirkung untereinander zusammenhängt. Nach dem wird man darauf achten, wie das Zergliederte wieder zusammengesezt wird, wie alle Theile auf die Einheit des Ganzen sich beziehen und wirken, und wie sich in dem geschlossenen Ganzen alles in innerer Ordnung bewegt. Diese innere Ordnung, das Gesetz, die Allgemeinheit, nach welcher sich alle Thätigkeiten hierbei richten, wäre denn das Ziel und der Schlufs der Physiologie, das bestimmte Resultat derselben. Man darf nicht bei der Betrachtung der durch die Zergliederung erworbenen Theile stehen bleiben, bei dem Urtheil, dem Raisonnement, sondern es mufs wieder zur Einheit, zum Schlufs, zum Gesetz kommen. In diesem Betracht könnte man die Physiologie auch als die Darstellung der Gesetze des Lebensprozesses definiren, und man könnte denn die Gesetze beweisen durch das so eben angezeigte Verfahren.

Bei Gelegenheit dessen, was der Hr. Verf. §. 3 von der Methode in der Physiologie sagt, wollen wir einen allgemeinen Blick auf die Methode und Anordnung der in diesem Theile vorgetragenen Gegenstände werfen. Es heifst in diesem §. als Resultat: „Wir beginnen also mit Betrachtung des Einzelnen, Thatsächlichen, jedoch so, dafs wir überall die verwandten Erscheinungen zusammenstellen, und sie in ihrem gemeinschaftlichen Begriffe, so wie in ihrer spezifischen Eigenthümlichkeit auffassen. Haben wir einen Kreis verwandter Erscheinungen kennen gelernt, so fassen wir ihn als Ganzes auf in einem Rückblick, wo wir reflektiren, resumiren, und theoretische Ansichten als Resultate gewinnen, welche wir als ein Erworbenes zurücklegen für eine künftige Theorie. Im Fortschreiten gewinnen wir durch die Uebersicht mehrerer solcher Kreise und durch Zusammenstellung ihrer Ergebnisse immer allgemeinere Gesichtspunkte.“ Dieses halte ich auch mit den Grundsätzen der wahren Erfahrung für zum Theil übereinstimmend und richtig; aber es ist ein synthetisches Verfahren, welches erst einer vorhergegangenen Analyse folgen kann, nicht eine blofse Analyse, wofür es Hr. Prof. B. hält. Das wahre analytische Verfahren besteht darin, dafs man zuerst die zergliederten Theile eines physiologischen Ganzen für sich festhält und nach allen ihren besonderen Bestimmungen erläutert, und dann erst dazu übergeht, die verwandten Theile zusammenzustellen und zu vergleichen, um sie in ihrem gemeinschaftlichen Begriff aufzufassen. Es ist hiebei zu bemerken, dafs man gegen den vom Verf. gegebenen Weg, durch den ganzen Verlauf dieses ersten Bandes, gerade das analytische Sondern und Festhalten der Differenzen über die Gebühr hervorgehoben, aber das Zusammenstellen unter gemeinschaftliche Begriffe mit weniger Sorgfalt, wenn nicht überall, doch zum Theil, behandelt findet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 99. u. 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1827.

Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Bearbeitet von Karl Friedrich Burdach.

(Fortsetzung.)

Was die Eintheilung und Anordnung des ganzen physiologischen Gebäudes betrifft, so wird davon im 4. §. gesagt: „Wir werden die Physiologie in zwei Hauptabtheilungen darstellen: erstlich als die Lehre von der menschlichen Wesenheit und von dem Leben und seinen verschiedenen Seiten überhaupt; zweitens als die Lehre von der Menschengattung und von den Formen des Lebens in den verschiedenen organischen Wesen nach ihrem Verhältnisse zu einander und zum Gesammtleben. Dort ist der Organismus unser Gegenstand; hier ist es die organische Welt.“ Diese Abtheilungen beruhen auf der Voraussetzung, dafs man, um zur Erkenntnifs des Menschen zu gelangen, die ganze Natur anschauen und die Welterscheinungen betrachten müsse. Wie dieses zu beurtheilen ist, wurde bereits gezeigt. Wir halten uns also nur an das, was von der ersten Abtheilung, wo der Organismus Gegenstand der Physiologie ist, gilt. Hiervon heifst es weiter: „Jene erste Abtheilung wird das Leben erst als ein Fortschreitendes, dann als ein Beharrliches betrachten.“

Im §. 5 wird bemerkt, dafs die Geschichte des Lebens dasselbe als ein Fortschreitendes zum Gegenstande habe; das Entstehen, das Daseyn und den Untergang des Organismus, was wir als Zeugung, Leben und Tod bezeichnen; dafs diese Zustände als ein Stetiges in einander übergehen, und wenn wir einen Abschnitt feststellen, wir ihn blofs für unsere Anschauung fixiren. So betrachten wir zuerst die Zeugung; dann den ersten Abschnitt des Lebens, oder das Fruchtleben. Beide zusammen geben die Erzeugung (S. 7). Man sieht, dafs sich Hr. Prof. B. im Ganzen zu der Eintheilung der Physiologie, welche die Lebensverrichtungen des Individuums denen der Gattung gegenüberstellten, bekennt, und ich gestehe, dafs dieses offenbar der Natur angemessener ist, als wenn man die Zeugung in Reihe und Glied mit den übrigen Functionen des Individuums stellt, wie die älteren Physiologen und noch viele neueren zu thun pflegen, da sich in der Generation das ganze individuelle Leben wiederholt. Man bemerkt nur diese Verschiedenheit, dafs anstatt die früheren Autoren die Generation am Ende der Physiologie, nach der Abhandlung des ganzen individuellen Lebens, darstellen, hier die Zeugung (das Fortschreitende) den Anfang macht, und dann erst die Exposition des individuellen Lebens (die Darstellung der beharrlichen Gesammtform) folgen soll.

Um diese Veränderung zu rechtfertigen, erklärt sich Hr. Prof. *Burdach* im 6. §. folgendermaafsen: 1) Wenn wir nur eine oberflächliche Kenntnifs von einem Dinge haben, so fragen wir zuvörderst, woher es komme? Auch läfst sich geschichtlich nachweisen, dafs der menschliche Geist am frühesten über den Ursprung des Lebens nachgedacht hat, weil eben im Ursprunge schon die künftige Wesenheit sich verkündet. 2) Indem wir gleich von Anfang an das Werden des Lebens betrachten, sichern wir uns gegen die Einseitigkeit, welche schon alles geleistet zu haben wähnt, wenn sie die einzelnen Lebenserscheinungen aus einem Gegebenen, Seienden ableitet, und so den Blutlauf aus dem Daseyn des Herzens, die Absonderung aus dem Daseyn der Drüsen, erklärt.

Ich erwiedere hierauf, dafs es nicht recht ist, wenn wir nur eine oberflächliche Kenntnifs von einem Dinge haben, gleich zu fragen, woher es komme; sondern das Nächste ist doch wohl dieses, sich erst eine tiefere, gründlichere Kenntnifs der Sache selbst zu verschaffen. Die Beantwortung der Frage, woher das Ding entstehe, wenn wir nur eine oberflächliche Kenntnifs davon haben, wird entweder auch blofs äufserlich und oberflächlich bleiben, und dann nuzt sie nichts; oder die Frage wird gründlich beantwortet, und dann hätte Jemand eine gründliche Kenntnifs vom Ursprunge und eine oberflächliche von der

Digitized by Google

Existenz eines Dinges. Ich frage weiter, ist es überhaupt möglich, eine gründliche Kenntnifs von dem Ursprunge eines Dinges sich zu erwerben, wenn man nur eine oberflächliche Kenntnifs seiner Existenz hat? Der Verfasser scheint diefs allgemein zu bejahen, indem er zweitens sagt, dafs man sich gegen Einseitigkeit sichere, dadurch, dafs man von Anfang an das Werden des Lebens betrachte. Hr. Prof. *Burdach* sieht die Existenz des organischen Körpers als das Resultat der Zeugung an; diefs ist bei der Urzeugung nun richtig; dagegen bei der Fortpflanzung, und insbesondere bei der Generation des Menschen, ist die Zeugung erst das Resultat des ganzen individuellen Lebens, und eben aus diesem Grunde behaupte ich, dafs eine gründliche Einsicht in die Theorie der Generation durchaus die gründliche Kenntnifs des ganzen individuellen Lebens voraussezt. Die Zeugung durch Fortpflanzung ist nicht überhaupt der Anfang des Lebens, wie Hr. B. ganz allgemein meint, sondern sie hat das Leben schon nothwendig zu ihrer Voraussetzung: das Leben wird durch die Zeugung nur fortgepflanzt, entwickelt sich durch das Zeugende und nicht ursprünglich durch sich selbst. Es ist ein ganz verschiedenes Ding, die Entstehung der Infusionsthiere aus faulem Fleisch, und die Entstehung des Menschen durch geschlechtliche Fortpflanzung zu erklären. In jenem ersten Fall ist freilich die Kenntnifs der Entstehung des Dinges nothwendige Voraussetzung seiner Existenz, indem beides hier zusammenfällt. Die Zeugung des Thiers ist zugleich sein ganzes Leben. Aber mit der Fortpflanzung der höheren Thiere und des Menschen ist es eine andere Sache: diese findet erst statt, nachdem das individuelle Leben seine höchste Entwickelung erreicht hat; alle Functionen, die hier bei der Generation zusammenwirken, sind Resultate dieser höchsten Entwickelung des Individuums, und können erst aus einer gründlichen Einsicht in die Momente des individuellen Lebens begriffen werden.

Man wird hieran leicht erkennen, wie unzuverlässig das unendliche Generalisiren der Naturerscheinungen ist. Früher litt die Physiologie daran, dafs man jede einzelne Thatsache für sich aufser dem Zusammenhange mit dem Ganzen betrachtete, und sich dadurch auf einem beschränkten Standpunkte erhielt. Jezt ist man dahin gekommen, dafs man gar nichts Einzelnes, Besonderes für sich mehr festhalten kann, sondern nur seine Beziehungen zur höchsten Allgemeinheit im Auge hat, so dafs man beinahe den Grund der Existenz jedes Wurms nur in Gott, und den Grund der menschlichen Fortpflanzung in der Entstehung der ganzen Welt wird finden können.

Wir glauben also hinreichende Gründe zu haben, dafs die Darstellung der Generation der Lehre vom individuellen Lebensprocesse nicht vorangehen könne, wenn man nicht gegen den erfahrungsmäfsigen wissenschaftlichen Gang handeln will.

Wir gehen zum näheren Inhalt des Buchs über. Finden wir uns in der Darstellungsart im Ganzen, wie im Einzelnen, unbefriedigt, so wird dieses durch den Reichthum des Inhaltes, durch den besonderen Fleifs, womit alles Hierhergehörige aus den verschiedensten Werken, gewifs mühsam und sorgfältig, zusammengetragen worden, zum Theil wieder entschädigt. Die hierher gehörigen Erscheinungen sind in zwei Bücher, von denen das erste: vom Zeugenden, das zweite: vom Zeugen überschrieben ist, vertheilt. Das erste Buch enthält eine Darstellung der Bildung der Generationsorgane und der geschlechtlichen Individuen, nicht blofs in der Thierreihe, sondern auch bei den Pflanzen. Zuvörderst aber sind diesem Buch auch die Erscheinungen der Urzeugung (*generatio originaria, aequivoca*, nach dem Verf. ungleichartige Zeugung) und die geschlechtslose Fortpflanzung durch Sprossen, Spaltung, individuelle Keimbildung etc., einverleibt. Diese beiden Sachen müfsten, nach meiner Ansicht, von der Bildungs- und Entwickelungsgeschichte der Geschlechtsorgane gänzlich getrennt werden; denn es ist an ihnen nicht blofs das Zeugende, sondern zugleich die ganze Zeugung, also dasjenige zusammen zu betrachten, was durch die Ueberschriften: vom Zeugenden und vom Zeugen, mittels geschlechtlicher Differenz, eben hat getrennt werden sollen. Beide Gegenstände also müfsten als eine allgemeine Einleitung in die Theorie und Entwickelungsgeschichte der geschlechtlichen Generation vorher behandelt werden.

Das Zeugende bei der Bildung der Infusorien ist die zerfallene organische Substanz eines jeden lebendig gewesenen Körpers, und das Zeugen selbst geschieht, indem sich unter Einwirkung der äufseren Lebensbedingungen überhaupt: Wasser, Luft, und bei den Pflanzen Licht, selbstständige, neue Gestaltung und Bewegung entwickelt. Hr. Prof. B. hat das Wichtigste von dem, was *Leeuwenhoek*, *Spallanzani*, *O. F. Müller*, *Needham*, *Treviranus* u. A. über die Bildung der Infusorien berichtet, dargestellt. Es wäre jedoch wünschenswerth gewesen, wenn besonders auf die Bedeutung des Lichts hierbei mehr auf-

Digitized by Google

merksam gemacht worden wäre, insofern dieses eine nothwendige Bedingung, wie zum Pflanzenleben überhaupt, so auch zur Urzeugung der Pflanzen ist, daher, mit Ausnahme der Pilze, nie grüne Vegetabilien im Finstern entstehen, und dafs ferner durch die Einwirkung des Lichts die Infusionsthiere eine grüne Farbe und die Eigenschaft der Pflanzen, Sauerstoff auszuhauchen, annehmen. Ferner vermisse ich eine Darstellung und Beurtheilung dessen, was man von dem Uebergang, der Metamorphose der infusoriellen Pflanzen in Thiere und umgekehrt gesagt hat.

Der Verf. ist sehr umsichtig darauf aufmerksam gewesen, wie weit in der Thierreihe und Pflanzenreihe aufwärts die Urzeugung gehe, um die Frage zu beantworten, ob auch noch höhere Pflanzen und Thiere jezt unmittelbar durch *generatio originaria* entstehen können, oder nur durch Fortpflanzung.

Dafs Pilze durch Urzeugung entstehen können, dafür werden Beispiele nach *Medicus*, *Monti* u. A. angeführt, und ich bin auch der Meinung, dafs die Erscheinung des Schimmels innerhalb der Substanz von grobem, feuchtem Brode dieses darthut. Die Chinesen sollen sich durch bestimmte Gemenge von Pferdemist und Dammerde, welche bestimmten Licht- und Temperatur- und Feuchtigkeitsgraden ausgesezt werden, ihre Schwämme zur Speise erziehen.

Von den Eingeweidewürmern ist besonders nach *Rudolphi's* Arbeiten gezeigt, dafs sie nicht durch Nahrung und Luft in den Körper kommen, sondern von selbst darin entstehen müssen. In einem Zusatze (p. 24) findet sich die Bemerkung des Hrn. Prof. v. *Baer*, nach welcher derselbe die Urzeugung eines Eingeweidewurms bei Süfswassermuscheln wirklich beobachtet hat. Die Keime zu diesem Eingeweidewurm entstehen in dünnen Schleimfäden, die anfangs nur einen halbflüssigen Inhalt haben und ungegliedert sind, sich später gliedern und in jedem Gliede einige Keime entwickeln, wie die Keimkörner der Konferven. Die Würmer, welche sich aus diesen Keimen bilden, nennt Hr. v. *Baer* mit dem Gattungsnamen: *Bucephalus*. Sie scheinen in einem Paar Anhängen, die die Krümmung von Ochsenhörnern haben, die Keime für die Nachkommenschaft auszubilden. Dieser *Bucephalus* ist ziemlich nahe mit der Gattung *Distoma* verwandt, hat eine Mundöffnung, eine verdauende Höhle und einen Saugnapf; aber keine Geschlechtstheile. Auch der Urzeugung der apteren Insecten in der kranken Haut bei Menschen und Thieren ist gedacht worden. Diese parasitischen Thiere scheinen mit den übrigen ihres Gleichen im Thier- und Pflanzenreich freilich auch die Entstehung durch Urzeugung gemein zu haben, wenn es gleich richtig ist, dafs sie sich nach ihrer Ausbildung auch fortpflanzen können. Hierher gehört besonders die Entstehung der Läuse in den vielen Fällen von Läusesucht, wie denn auch die Eingeweidewürmer vorzüglich in krankhaften Zuständen, bei Unordnungen in den Kräften des bildenden Lebens, am Häufigsten und Leichtesten entstehen.

Mit Recht stellt Hr. Prof. *Burdach* die Fälle, in denen eine Urzeugung bei höheren Pflanzen und Thieren vorausgesezt wurde, in einem besonderen §. (S. 27) zusammen, da die höhere Entwickelung zwar im Ganzen genommen eine ungleichartige Zeugung sehr unwahrscheinlich mache, wo aber gleichwohl in einzelnen Fällen das Auftreten von Individuen der niederen (zumal der in Wasser lebenden) Ordnungen dieser Klassen, kaum anders als durch ungleichartige Zeugung erklärt werden könne. Wir hätten aber doch gewünscht, die einzelnen dort aufgeführten Fälle mit mehr umsichtiger Beurtheilung begleitet zu sehen. Es heifst (S. 29) unter anderem z. B. „*Henkel* grub im Frühjahre Erde aus einer Tiefe von zwei Fufs und sezte sie in einem Topfe an der höchsten Stelle des Hauses unter freien Himmel; nach zwei Monaten wuchsen Gräser und Nesseln darin. Die Samenkörner dieser Pflanzen konnten nicht in der Erde gelegen haben, denn seit wenigstens dreifsig Jahren war diese nicht umgegraben worden, und auf eine andere Weise hätten sie nicht in diese Tiefe kommen können; wären sie aber früher dahin gebracht worden, so würden sie wahrscheinlich durch das Alter ihre Keimkraft verloren haben.“ Aber diese Ansicht von der Erscheinung ist durchaus unrichtig und den übrigen Vegetationsphänomenen entgegen. Gewisse Samen verlieren allerdings bald ihre Keimkraft nach der Reife, und die Kaffeebohnen, Eicheln gehen schon nicht mehr auf, wenn sie zwei Monate aufser der Erde aufbewahrt werden. Aber diese Erfahrungen gelten auch nur, wenn die Samen aufser der Erde in der Luft aufbewahrt werden. Kommen aber Samen in einer solchen Tiefe unter die Erde zu liegen, bis wohin das Licht nicht mehr durchdringt, so bleiben sie Jahrelang unverändert. Besonders aber hat man von Mimosensamen und Gräsern, namentlich vom Roggen, Beispiele, dafs sie, auch aufser der Erde aufbewahrt, ihre Keimkraft in 40—200 Jahren nicht verloren haben. Und wie lange sich Grassamen unter der Erde unverändert erhalten können, sehen wir

Digitized by Google

besonders daran, dafs, neueren Nachrichten zufolge, der Türkische Weizen (*Zea Mays*), den man in den Gräbern der Peruaner, welche vor der Ankunft der Europäer in diesem Lande lebten, gefunden hat, so frisch ist, dafs er, wenn er gesäet wird, sehr gut aufgeht und Samen trägt.

Das andere, was von der Darstellung des eigentlich geschlechtlich Zeugenden, nämlich der Geschlechtsorgane und der geschlechtlichen Differenz überhaupt, noch unter derselben Ueberschrift folgt, ist die geschlechtslose Fortpflanzung, welche unter dem Namen der einsamen Zeugung (*g. monogenea*) begriffen ist.

Zunächst sind zwei Formen der individuellen Fortpflanzung unterschieden: die Spaltzeugung und die Keimzeugung. *Zur Spaltzeugung* ist die Fortpflanzung der Pflanzen durch Stecklinge, abgerissene Blätter, Theile des Laubes bei Flechten, durch Trennung der Glieder bei den Oscillatorien, die Fortpflanzung der Naiden, Infusionsthiere (Vorticellen) und Süfswasserpolypen gerechnet.

Zur Keimzeugung: die Bildung von Sprossen bei Hydra, das Wurzelschlagen der Moosblätter, die Fortpflanzung der Mucedines unter den Pilzen, der Conferven, die Vermehrung der Päden, Erdbeeren durch Wurzelschöfslinge, welches zusammen unter äufserer Sprossenbildung vereinigt ist. Dann wird zur inneren Sprossenbildung die Fortpflanzung bei Volvox, den Vibrionen und einigen Eingeweidewürmern gerechnet. Ferner die Bildung der Keimkörner bei Flechten und Pilzen, die Bildung der Eier bei den Sertularien und anderen Polypen. Unter der Benennung: ungleichförmige Keimbildung sind dem Vorigen noch gegenübergestellt: die Knollen-, Zwiebel- und Knospenbildung bei den Pflanzen, die Samenbildung bei den Farrnkräutern, die individuelle Eierbildung einiger Eingeweidewürmer (*Oxyuris*, *Filaria*, *Ligula*), Anneliden (Serpula) und der cirrhipoden Mollusken. Ferner die Fälle, in denen bei höheren geschlechtlichen Pflanzen nach der Trennung der weiblichen von den männlichen (Hanf, türkischer Weizen) dennoch eine Samenbildung erfolgt seyn soll, und eben so bei manchen Thieren: bei Limnaeus, Schmetterlingen. Endlich werden auch unter der Rubrik: unvollständige Eierbildung, die Bildung tauber Hülsen bei Pflanzen; der Windeier bei Vögeln; der unbefruchteten Eier, welche ohne Begattung von Phalänen gelegt werden und nicht auskommen; die Rudimente einer Deridua, welche nach *Denmann* bisweilen im Fruchthälter von Jungfrauen gebildet werden, und unter einer schmerzhaften Menstruation abgehen; so wie der eiförmigen Molen von Frauenspersonen, die sich nicht begattet haben; die Bildung von Haaren, Knochen, Zähnen, Fett und dergleichen in Balggeschwülsten der Ovarien, und zulezt noch die parasitischen und gedoppelten Körper, welche bei Vögeln, Säugethieren und Menschen als Mifsgeburten vorkommen, und von welchen der Verf. es für möglich hält, sie als eine Spaltung eines Individuums in zwei und nicht als eine Verwachsung zweier Körper zu Einem ansehen zu können.

Wir erlauben uns über den Inhalt und die Darstellung dessen, was hier unter der Rubrik, einsame Zeugung, zusammengebracht ist, folgende Bemerkungen:

1) Eine wirkliche Zeugung durch Spaltung eines vollständigen Thiers oder einer Pflanze in zwei gleiche Hälften gibt es eigentlich nicht, sondern die dahin gerechneten Erscheinungen müssen sämmtlich auf die Sprossenbildung zurückgeführt werden. Die von *Trembley* beschriebene Spaltung der Vorticellen auf ihren Stielen, durch deren Wiederholung binnen Kurzem eine Gruppe gebildet wird, welche einem Blumenstraufs ähnlich ist, ist ganz dieselbe Sache, als wir es bei der Entwickelung der verschiedenen Zweige und Blumenstiele aus einem Pflanzenstengel finden, und besonders bei denen, die einen zweispaltigen (gabelförmigen) Stengel haben. Die Entwickelung der Sertularien (die man beiläufig auf den frischen Austern häufig findet), welche im Allgemeinen von der straufsartigen Bildung der Vorticellen gar nicht verschieden sind, gleicht noch mehr der Entwickelung des verzweigten Blüthenstandes bei den Pflanzen, wo die Zweige alterniren. Ich glaube, man kann eben so wenig, als man sagen kann, dafs alle verschiedenen Zweige eines Baumes sich durch Spaltung auseinander entwickelt haben, dasselbe von den Polypen sagen. Es ist hier nicht eine blofse Spaltung, sondern eine Entwickelung mehrerer Theile auseinander, welche zugleich gröfser werden und wachsen, und eben so wieder bis ins Unendliche neue aus sich entwickeln können.

Aehnlich ist es auch mit der Theilung der Naiden, welche *Schäffer* so vortrefflich beschrieben hat. Diese haben das Eigene, dafs aus ihrem hinteren Ende immer neue Junge sprossenartig hervorwachsen, welche eine Zeitlang mit dem Körper in Verbindung bleiben, und sich dann von ihm trennen. Diese Trennung ist aber von Anfang der sprossenden Entwickelung an angedeutet, und wenn sich das ausgebildete Junge später trennt, so spaltet sich nicht ein Individuum in zwei, sondern zwei längst für

Digitized by Google

sich bestehende Individuen sondern sich bloſs von einander ab, wie bei der Geburt aller übrigen Thiere. Denn obgleich man die Trennung des Jungen deutlich an der Kopf- und Schnabelbildung bemerkt, so geht doch der Darmkanal, wenn mehrere hintereinander entstehen, noch ununterbrochen durch die ganze Familie, so daſs die Afteröffnung des vorderen in die Mundöffnung des hinteren sich geradezu fortsezt, ganz auf dieselbe Weise, wie eine zusammenhängende Höhle durch eine ganze Polypenfamilie geht. Jeder, welcher diese Erscheinung bei den Naiden selbst beobachtet, wird sich leicht von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugen können.

Dieses sind aber wenigstens von selbst erfolgende Trennungen. Aber die Theilung der Süſswasserpolypen, wie sie der Verf. anführt, geschieht nur durch Kunst und jedes getrennte Stück wird wieder ein Ganzes; jedoch nie erfolgt so etwas von selbst. Aehnlich ist es auch mit dem Keimen abgeschnittener Pflanzenblätter und Stecklinge, welche Hr. Prof. *Burdach* auch hierher rechnet. Aus den abgeschnittenen Blättern entstehen erst wieder neue Keime und die Pflanze entwickelt dergleichen auch oft aus den Blättern im Zusammenhange mit der Pflanze, ohne daſs das Blatt sich trennt, z. E. bei *Cardamine* und vielen anderen.

Auch die Theilung einiger Oscillatorien, welche *Corti* 1774 schon in den „*osservazioni microscopiche sulla tremella*" beschrieben hat, ist ein bloſses Ablösen neuer Glieder, die aus den älteren hervorsprossen, was meist durch Kunst erzeugt wird, indem sich bei gänzlicher Ruhe die Glieder zu sehr langen, filzig in einanderge-flochtenen Fäden zusammenreihen, ohne sich zu trennen. Doch zweifle ich nicht, daſs auch oft von selbst dergleichen Trennungen geschehen, da man häufig bei den kleineren Arten diese Abschnürungen in den Gliedern sieht, die sich bei der Bewegung des Wassers trennen, was durch die eigene Bewegung der Fäden freilich sehr unterstüzt wird. Sonst pflegen aber dergleichen Sprösslinge im Pflanzenreich sich nie von selbst von der Stammpflanze zu trennen, und man sieht, daſs *Rhizophora Mangle* sich, durch ähnliches Aussprossen, nach allen Seiten in neue Zweige und Wurzeln ausbreitet, welche mit dem Stamm zusammenhängend bleiben, so daſs oft ein meilenweites Gebüsch von einer einzigen zusammenhängenden Pflanze gebildet ist.

2) Was nun aber die Bedeutung der Sprossenbildung überhaupt anlangt, so ist dieses eigentlich gar nicht in Analogie mit der geschlechtlichen Fortpflanzung zu bringen, sondern alle die vom Herrn Prof. *Burdach* hierunter angeführten Erscheinungen sind im Wesentlichen einerlei mit dem Wachsthum des Individuums, und stehen besonders bei den höheren Pflanzen darum in entschiedenem Gegensatz mit der geschlechtlichen Fortpflanzung. In den meisten dieser Fälle wird kein neues Individuum erzeugt, sondern das eine alte Individuum wächst bloſs und verzweigt sich nach allen Seiten durch neue Sprossen.

Ich weiſs wohl, daſs neuere, besonders französische Naturforscher, welche *du Petit Thouars* gefolgt sind, die Analogie der Knospen und Samenbildung sehr hervorheben; aber ich weiſs auch, daſs dieſs unrecht ist, indem der wesentliche Gegensatz zwischen Individuum und Gattung dadurch aufgehoben und alle differenten Erscheinungen des vegetativen Lebens in ein identisches Chaos zusammengebracht werden. Die einzige Analogie, welche die Knospen- und Sprossenbildung bei den Pflanzen mit der Samenbildung hat, besteht in der periodischen Hemmung des Wachsthums und den hierdurch hervorgebrachten Erscheinungen an den Formen der wachsenden Theile. So bilden sich die Knospen, indem sich die Brakteen (bei *Magnolia*, *Fagus*) oder die Blattstiele (wie bei den *Rosaceen* z. E. *Pyrus*) zu Knospenschuppen umbilden, wobei die Zwischenknoten unentwickelt bleiben, so daſs sich die Knospenschuppen tutenförmig um einander stellen, und das individuelle Wachsthum, bei uns den Winter hindurch, aufhalten. Im Frühling geht Alles wieder den gewöhnlichen Gang fort, ohne daſs in der Knospe ähnlich als im Samen eine neue Pflanze gebildet worden wäre. Der ähnliche Fall ist bei den Zwiebeln, nur mit dem Unterschiede, daſs die alte Zwiebel, aus der die neue entsteht, abstirbt, sonst würden die Zwiebelgewächse wie die Palmen in die Höhe wachsen. Anstatt daſs bei den Knospen und Zwiebeln die Blätter zu Schuppen sich umbilden und die Zweigglieder wie ein in einander geschobener Opergucker unentwickelt bleiben; geschieht die Knollenbildung bei den Kartoffeln, indem die Blätter an den unterwärts wachsenden Stengelglieder rudimentös bleiben, wogegen die Internodien des Stengels sich gewaltig in die Breite verdicken, um dem in den Gruben der Blätterschuppen befindlichen Knospenkeime zur Nahrung zu dienen. Alles ist eine bloſse Metamorphose des individuellen Wachsthums der Pflanzen, und keine wahre Fortpflanzung.

Digitized by Google

Bei den niederen Pflanzen aber, wo der Gegensatz zwischen Wachsthum und Samenbildung, zwischen Individuum und Gattung allmälig in eine ununterschiedene Einheit zusammensinkt, erscheint die periodische Hemmung des individuellen Wachsthums alsdann zugleich mehr in Form von Samen oder Keimbildung und man kann so wenig sagen, dafs dieses hier seine bestimmte Analogie in der Knospenbildung höherer Pflanzen habe, wie *Gärtner* wollte; noch dafs die Samen höherer Pflanzen damit identisch sind. Doch lassen sich die hierher gehörigen Erscheinungen besser auf die Bedeutung des individuellen Wachsthums als der Samenbildung zurückführen. Betrachtet man die Fadenpilze, so sieht man die aus einfachen Schläuchen bestehenden Zweigglieder gegen die Spitze hin allmälig kürzer werden, und am Ende als rosenkranzförmige Kugeln übereinander liegen. Indem sich diese lezten Zweigglieder von einander ablösen, bildet jedes einzelne einen Keim, aus dem sich ein neuer Pilz entwickeln kann. Auf ähnliche Weise bilden sich die sogenannten Samen aller gröfseren, zusammengesezteren Schwämme, so dafs überall die lezten Schlauchglieder es sind, was den Samen darstellt. Indem nun jedes Schlauchglied einem Zweiggliede der höheren Pflanzen zu vergleichen ist, so ist der Samen bei den Pilzen eigentlich nichts als aus isolirten Zweiggliedern bestehend, von denen jedes für sich fortwächst, also gar nicht mit der Samenbildung höherer Pflanzen gleichzustellen ist.

Es wird leicht seyn, diese Darstellung auf die Bildung des Keimpulvers der Flechten zu übertragen, wenn man berücksichtigt, dafs die Schläuche, welche das Parenchym der Flechten ausmachen, ursprünglich schon mehr gerundet und zu einem dichteren Gewebe als bei den Pilzen zusammengestellt sind. Hier löst sich das ganze Parenchym sowohl des Lagers als der Apothecien dadurch in Keimpulver auf, dafs die Schläuche sich wie bei den Pilzen trennen, und jeder einzelne einen sogenannten Samen darstellt, oder wenigstens seinen Inhalt zu einem solchen umbildet. Denn dafs in den Schläuchen dieser niederen Pflanzen sich zuweilen noch besondere Knospenkeime bilden, sehen wir bei den Konferven.

Persoon, der dieses zum Theil eingesehen hat, nannte die Pilze nackte Früchte, d. h. Früchte ohne eine individuelle Pflanze. Aber die Pflanze selbst, das Individuum, ist an ihr das Erste und Ursprüngliche, wie in der Entwickelung des Pflanzenreichs, so auch in der Entwickelung des Individuums: das Geschlecht tritt später erst durch einen Gegensatz hervor, der sich in der individuellen Pflanze, wie auch bei den Thieren, entfaltet, und die nothwendige Bedeutung des Geschlechts (also der Blumen- und Fruchtbildung) bei den höheren Pflanzen ist eben diese, dafs es in diesem Gegensatz gegen das Individuum sich befindet. Man könnte also mit demselben Recht auch die Konferven, Flechten nackte Früchte nennen. Aber in allen diesen Fällen ist blofs die Pflanze nur als Individuum, und eben weil Geschlecht und Individuum darin noch unentfaltet vereinigt sind, passen die Analogien mit den höheren Pflanzen nicht. Darum ist es auch natürlich, dafs man bei den Flechten weder in ihrer ganzen Ausbreitung einen Fruchtboden, noch einen den Blättern und Stengeln (also dem Individuum) der höheren Pflanzen zu vergleichenden Theil finden kann, sondern die Sache ist noch ganz wie bei den Pilzen und Konferven. *Ueberall wird nur das Individuum, nicht die Art fortgepflanzt.*

Es ist also in dem, was Hr. Prof. B. unter der Benennung zusammengestellt hat, der doppelte Widerspruch, dafs einmal die Erscheinungen des reinen individuellen Wachsthums der höheren Pflanzen (die Knospen-, Knollen- und Zwiebelbildung) mit den, Wachsthum und Fortpflanzung in sich vereinenden, Bildungen der niederen Pflanzen und Thiere verglichen sind, und zweitens, dafs das Ganze dieser Erscheinungen, der geschlechtlichen analog, für eine einsame Zeugung erklärt, und somit der Unterschied zwischen Zeugung und Wachsthum gänzlich aufgehoben ist. Uebergänge findet man überall, und wenn man sich durch diese verleiten lassen will, die verschiedenartigsten Dinge zusammen zu bringen, so ist man aufser Stande, in der Natur die Eigenthümlichkeiten der besonderen Erscheinungen für sich festzuhalten.

Was Hr. Prof. B. unter der Rubrik, unvollständige Fibildung, noch zu der einsamen Zeugung rechnet, sind Erscheinungen unvollkommener Bildung bei wirklicher Geschlechtsdifferenz höherer Thiere und Pflanzen, aus Mangel an zureichendem Einflufs des anderen Geschlechts, welche also eben als vereitelte Bildungen bei der geschlechtlichen Fortpflanzung und nicht unter der einsamen Zeugung abgehandelt werden müssen.

Wir glauben also nicht in dieser blofs formellen Zusammenstellung die innere Nothwendigkeit des Zusammenhanges zu finden, welche Herr Prof. *Burdach* in dem Rückblick (p. 296) den Erscheinungen zu verleihen wünscht.

Es heifst daselbst: „ein organisches Wesen wird er-

Digitized by Google

zeugt entweder von Ungleichartigem (nämlich die Urzeugung) oder von Gleichartigem; in lezterem Falle entweder von einem Individuum oder von mehreren; wenn von einem, so entweder durch Theilung des Individuums oder durch Entwickelung aus einem besonderen Gebilde u. s. w. Zu keinem Paare dieser einander aufhebenden Sätze könne man sich einen dritten als möglich denken, und die Wirklichkeit erscheine als eine Erschöpfung der Möglichkeit.

Wir haben aber schon gleich beim Eingange dieses Abschnitts bemerkt, dafs die Darstellung der Urzeugung, als etwas in sich geschlossenes Ganzes, nicht zugleich der Darstellung der Entwickelung des Zeugenden, welches die eine Seite, der eine Theil der Darstellung der Fortpflanzung ist, einverleibt werden könne.

Ferner aber ist der Unterschied, den Hr. Prof. B. zwischen ungleichartigen und gleichartigen Formen des Zeugenden macht, durchaus unbegründet, indem es eben das Wesen aller wahren Zeugung ist, dafs sie aus Ungleichartigem, Differentem hervorgehe. Was der Verf. unter der Rubrik: einsame Zeugung, begreift, ist freilich eine Entwickelung aus Gleichartigem; aber darum ist auch hier das Wesen der Zeugung noch aufgehoben, und diese Erscheinungen gehören zum blofsen Wachsthum durch Sprossen; sind keine neuen Zeugungen. Bei der geschlechtlichen, wirklichen Erzeugung aber ist die Ungleichartigkeit der geschlechtlichen Differenz eben die erste und höchste Bedingung ihrer Existenz, und der Irrthum, dafs durch geschlechtliche Differenz mittels Gleichartigem etwas gezeugt werde, liegt blofs in der ganz falschen Analogie zwischen der individuellen Vermehrung und der generellen Zeugung. Wenn sich Mann und Weib einander gleich wären, so würden sie nichts zeugen können: ihre Ungleichartigkeit gibt eben in der Vereinigung das Resultat der Zeugung. Die Analogie zwischen der Urzeugung und der geschlechtlichen Fortpflanzung ist also weit grösser, als die Analogie der Urzeugung mit der individuellen Vermehrung, welche in dem Buche zusammengestellt sind. Der Unterschied zwischen der Urzeugung und der geschlechtlichen Zeugung beruht blofs darauf, dafs die differenten zeugenden Stoffe im ersten Fall aus zerfallener organischer Substanz, im lezteren durch die zeugenden lebendigen Individuen gebildet werden.

Im Folgenden ist nun eine Entwickelungsgeschichte der Zeugungsorgane bei den geschlechtlichen Pflanzen und durch die ganze Thierreihe bis zum Menschen, nach der Eintheilung in die innere, mittlere und äufsere Sphäre, gegeben, begleitet von einer Charakteristik der Eigenthümlichkeiten, welche die männlichen von den weiblichen Individuen im Thierreiche und beim Menschen unterscheiden. Wir bemerken nur über diese Eintheilung, dafs sie widernatürlich ist, indem die Theile (Sphären) eines und desselben Generationsorganes unter sich offenbar eine verwandtere Beziehung haben, als die verglichenen und zusammengestellten Sphären aus den differenten Generationsorganen. Offenbar wäre es richtiger, die Generationsorgane in männliche und weibliche zu theilen und dann wieder in jedem beider mehrere Theile (Sphären) zu unterscheiden.

Abgesehen von der künstlichen, rein subjectiven Eintheilung, durch welche die Erscheinungen in widernatürliche Reihen zusammengestellt sind, sind die Beschreibungen der Zeugungsorgane mit eben so viel Fleifs als Sachkenntnifs bearbeitet; da indessen diese Seite des Buchs mehr den Inhalt aus der vergleichenden Anatomie entlehnt, und wir wegen des beschränkten Raumes nur das eigentlich Physiologische streng im Auge behalten wollen, so können wir uns hier nicht gleichförmig durch alle Einzelnheiten mitbewegen, sondern nur Einiges hervorheben, und dann besonders dasjenige betrachten, was von der Bedeutung der geschlechtlichen Organenwickelung gesagt ist.

Bei der Beschreibung des Ovariums der Pflanzen (S. 71) ist wohl der Samen der Pflanzen mit der Frucht, und so weiter die Fruchthüllen mit den Samenhüllen verwechselt oder beide für ein und dasselbe Organ gehalten, wodurch diese Beschreibung unvollkommen und verworren ist. Es heifst daselbst: „der pflanzliche Eierstock ist vor dem Aufblühen der Blume ein dichter, aus gleichförmigem Zellgewebe bestehender Körper. Bei seiner Entwickelung lockert sich diefs Zellgewebe auf, und füllt sich mit dem ausschwitzenden Fruchtstoffe, einem hellen wäfsrigen Safte, der von dem allgemeinen Pflanzensafte sich nicht merklich unterscheidet. Dieser Saft gerinnt zu Fruchthülleneiern, welche anfänglich als Körnchen oder Kügelchen erscheinen, und an welchen man, wenn sie gröfser geworden sind, eine feste Wandung, die Fruchthülle, und einen flüssigen oder breiigen Inhalt, den Fruchtstoff, unterscheidet. Diese Eier liegen nun als farbenlose Bläschen im Zellgewebe, und sondern sich von einander, wenn dieses vertrocknet, so dafs sie entweder aneinandergereiht liegen oder durch

Digitized by Google

Scheidewände von einander getrennt sind." „Diese Fruchthülle scheidet sich in zwei Blätter. Das äufsere Blatt (*Malpighis secundinae externae*), das innere Blatt (*Malpighis Chorion*)." „Im Fortschreiten der Entwickelung werden diese Fruchthüllen saftiger, lockerer, gröfser, und ihre Höhle geräumiger. Werden sie befruchtet, so erzeugt sich noch eine innerste Fruchthülle u. s. w."

Der Eierstock der Pflanzen ist keinesweges vor dem Aufblühen der Blumen ein dichter, aus gleichförmigem Zellgewebe bestehender Körper; sondern hier ist schon deutlich eine innere Höhlung in ihm zu unterscheiden, und diese Höhle ist erfüllt mit dem ebenfalls schon gebildeten Samenlager, welche aber noch blofs aus den Eihäuten, ohne Embryo, mit Eiweifs erfüllt, bestehen. Wenn es also heifst: „Bei seiner (des Eierstocks) Entwickelung lockert sich diefs Zellgewebe auf und füllt sich mit dem ausschwitzenden Fruchtstoffe, welcher zur Fruchthülleneiern, an denen man anfänglich nur Körnchen oder Kügelchen, aber wenn sie gröfser geworden sind, eine feste Wandung, die Fruchthülle, und einen flüssigen oder breiigen Inhalt, den Fruchtstoff, unterscheidet; so ist darin der zwiefache Irrthum, dafs die Eibildung erst bei der Entwickelung des Eierstocks statt finde, und dafs die Ovula selbst anfangs als Fruchtstoff erscheinen, der sich erst, wenn der Eierstock sich entwickelt, in eine feste Wandung (Eihäute) und breiigen Inhalt (Eiweifs) unterscheidet. Die Eihäute sind im Gegentheil eben so ursprünglich als das ganze Ovarium selbst, und ihr Inhalt ist keinesweges ein Brei oder ein wäfsriger Saft, der sich von andern Säften nicht unterscheidet; sondern eine innerlich organisirte flüssige Eiweifsmasse. Man sieht aber auch drittens, besonders an dem Ausspruch, dafs die Fruchthülle sich in zwei Blätter scheide, von denen die äufsere *Testa* und die innere *Chorion* heifse, und an der Beschreibung dieser Häute, dafs Herr Prof. *Burdach* die Frucht und Samenhäute entweder verwechselt oder für einerlei gehalten hat. Was hier unter dem Namen: Fruchthäute angedeutet ist, sind offenbar die Samenhäute, welche erst von der gemeinschaftlichen Fruchthülle eingeschlossen werden. Beide sind nicht eins und dasselbe, was den Samenkern gemeinschaftlich umschliefst; obgleich sie bei den Früchten mancher *Ranunculaceae* und *Compositae* z. E. bei den Sonnenblumen und Ranunkeln, auch bei der Reife des Samens verwachsen bleiben; sondern die Fruchthülle (die Hülsen bei Erbsen und Bohnen) umschliefst die Samen, und an jedem Samen umschliefsen die Samen- oder Eihäute den Kern, und der Kern besteht entweder ganz aus dem Embryo oder neben ihm liegt noch Eiweismasse, die nicht vom Embryo verzehrt ist. Jener ganze Irrthum scheint auf einer mifsverstandenen Analogie zwischen dem Embryo der Thiere, welchen man auch Frucht nennt, mit den Früchten der Pflanzen, welche die Fruchthüllen, Samenhäute und Samenkerne oder Embryonen in sich begreifen, entstanden zu seyn, wie man aus dem sieht, was S. 72 gesagt ist: Werden sie (die Ovula) befruchtet, so erzeugt sich noch eine innerste Fruchthülle (Samenhülle), welche die Frucht (Embryo) unmittelbar umschliefst.

(Fortsetzung folgt.)

XXXIX.

Fünfter Bericht.

Im Laufe des Monats April sind der Societät für wissenschaftliche Kritik präsentirt und in dieselbe aufgenommen worden:

Herr Professor Gesenius in Halle; Herr Professor Hube in Warschau; Herr Professor Diez in Bonn; Herr Oberbergrath und Professor Nöggerath in Bonn; Herr Geheime-Medicinalrath und Professor Klug; Herr Dr. Grunert in Torgau; Herr Professor Levezow; Herr Dr. Ewald in Göttingen.

Die Societät hat folgende Werke anzuzeigen beschlossen:

I. In der philosophischen Klasse. (Philosophie, Theologie, Jurisprudenz.)

J. Saling, die Gerechtigkeit in geistgeschichtlicher Entwickelung.
Michelet, die Ethik des Aristoteles.
Tholuk, Commentar über das Evangelium Johannes.
Lücke, Commentar über die Schriften des Johannes. 2 Bde.
Rust, Philosophie und Christenthum.
Weiske, Deutsches Privatrecht nach dem Sachsenspiegel.
Homeyer, Ausgabe des Sachsenspiegels.

II. In der naturwissenschaftlichen Klasse. (Naturwissenschaften, Medicin, Mathematik.)

Gehlers, physicalisches Wörterbuch. 2te Auflage.
Bridel, Bryologia universa.
Meckel, de ornithoryncho paradoxo.
Herold, über die Erzeugung der Spinnen im Ei.
Griffith, animal Kingdom.

III. In der historisch-philologischen Klasse. (Geschichte, Philologie, Kunstwissenschaft.)

Spengel, Varro de lingua latina.
Buttmann, ausführliche Griech. Grammatik. 2. Theil.
Ebert, bibliographisches Lexicon.
Champollion précis du système des Hieroglyphes.

Beilage: Umschlag zum Mai-Heft.

Digitized by Google

Nro. 101. u. 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1827.

Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Bearbeitet von Karl Friedrich Burdach.

(Fortsetzung.)

Wenn dieses berichtigt ist, so sieht man auch, dafs alles, was der Verfasser weiter von dem Verhältnifs der Eibildung bei den Pflanzen zu der bei den verschiedenen Thierklassen gesagt hat, gänzlich auf Mifsdeutungen der Erscheinungen beruht, und auch die Abtheilungen, welche daselbst gegeben sind, nicht in der Natur begründet seyn können, worauf wir uns jedoch nicht weiter einlassen.

In Bezug auf die Bedeutung, das Wesen der Geschlechtsdifferenz, sucht nun Herr Prof. *Burdach*, dem Grundsatze getreu: dafs die geschlechtliche Zeugung eine Zeugung durch Gleichartiges sei, zunächst zu beweisen, dafs die Zeugungsorgane beiderlei Geschlechter dem Wesen, d. i. dem Begriffe nach, identisch und nur in der äufseren Form von einander verschieden sind; überall, heifst es (S. 262), liegt dem männlichen und weiblichen Organ derselbe Gedanke und mithin auch derselbe Grundtypus der Gestaltung zum Grunde. Es werden die Eierstöcke beim weiblichen und die Hoden beim männlichen Geschlecht (S. 95) die Samenleiter mit den Fruchtleitern (S. 145), das Zeugungsglied mit dem Fruchtgange (S. 172), die Griffel mit den Staubfäden bei den Pflanzen verglichen, und der Verfasser citirt dabei *Meckel*, auf den er sich mit der Durchführung dieser Vergleichung zu stützen scheint. Aber *Meckel* hat diese Analogien in einem ganz anderen Sinne, welcher dem hier angeführten gerade entgegengesezt ist, und zwar ganz richtig genommen, nämlich so, dafs die Vergleichung blofs auf die Bildung und Entwickelung der Formen bezogen ist. Von dieser Seite hat es sein grofses Interesse, bei den sogenannten Zwitterbildungen der Säugethiere und des Menschen zu sehen, wie sich Hoden in Ovarien, die *Clitoris* in einen *Penes* umbilden, oder für einander entstehen können, oder wie ein Schmetterling auf einer Seite männliche Geschlechtstheile, Flügelbildung und Färbung, und auf der anderen Seite weibliche Geschlechtstheile und weibliche Flügel haben kann; aber diese Metamorphosen geschehen überall nur mit gänzlicher Aufhebung der Bedeutung des metamorphosirten Theils: die in einen Penes ausgewachsene Clitoris ist eben dieses nicht mehr, und so auch bei den übrigen Theilen.

Die Wahrheit ist also gerade das Umgekehrte von dem, was Herr Prof. B. angibt: nämlich es sind nicht beiderlei Zeugungsorgane nur in der Form verschieden und in ihrem Begriffe identisch; sondern umgekehrt, sie sind der äufseren Bildung und Form nach auf einen ähnlichen Typus zurückzuführen, aus dem sie durch Metamorphose entstanden sind; aber in ihrem Begriffe, in ihrer wesentlichen Bedeutung, sind sie aufs allerbestimmteste verschieden, und auf dieser entgegengesezten Verschiedenheit beruht eben das Wesen der Geschlechtlichkeit. Wären männliche und weibliche Generationswerkzeuge dem Wesen nach identisch und blofs in der Form verschieden, so würde eben dadurch die Bedeutung der Geschlechtlichkeit durchaus aufgehoben. Dafs sich beide Theile überhaupt in einander verändern und aus einander hervorgehen können, zeigt gar nicht, dafs, nachdem sie wirklich in ihrer Eigenthümlichkeit sich hervorgebildet haben, sie noch identisch sind; sondern auf der Stufe ihrer vollendeten Ausbildung sind sich beiderlei Geschlechtsorgane gerade entgegengesezt und im Wesen verschieden; die verschiedenen Blumen und Fruchttheile, welche sich durch Umbildung der Blätter und Zweige der Pflanzen bilden, sind darum nicht mehr Blätter und Zweige selbst, und wenn sie auf irgend eine Weise wieder rückgängig zu Blättern und Zweigen werden können, so wird dadurch ihre wesentliche innere Natur, als Blumen und Fruchttheile, wieder durchaus aufgehoben. Wären wirklich männli-

Digitized by Google

che und weibliche Geschlechtstheile dem Wesen nach einerlei, und ihrer Form nach verschieden, so müfste der in ein Ovarium übergegangene Hode noch wie das Ovarium Ovula bilden, und das in einen Hoden metamorphosirte Ovarium noch Samen absondern können, wie die Hoden. Die Differenz des männlichen und weiblichen Geschlechts ist eine durchaus bestimmte, und als solche müssen beiderlei Generationsorgane eben in ihrer Verschiedenheit festgehalten werden, und nicht darum noch für einerlei erklärt, weil sie aus einem identischen Ursprunge hervorgehen. Es erscheint als der Haupsatz in der ganzen geschlechtlichen Generationslehre, dafs Mann und Weib verschieden sind, und zwar in ihrer innersten Bedeutung verschieden, und dafs ein männliches Weib nicht mehr Weib, und ein weibischer Mann nicht mehr Mann ist.

Mit dieser ursprünglich falschen Ansicht der Generationsorgane werden auch ihre weiteren Bestimmungen unrichtig aufgefafst. Im §. 204. wird gelehrt, dafs die Weiblichkeit die ursprüngliche Erscheinungsweise des Lebens sei, welche bei aller ihrer Entwickelung die Ursprünglichkeit behalte; die Männlichkeit hingegen sei die entsprungene, spätere, durch Entwickelung aus dem Ursprünglichen hervorgetretene Lebensform. Es wird daselbst gesagt: wo besondere Organe für die einsame Zeugung sich finden, stimmen sie im Bau und in der Function mit dem weiblichen Eierstock überein, nur mit dem Unterschiede, dafs sie durch eigene Kraft die Bildung vollständig ausführen, welche vom weiblichen Eierstock nur erstrebt und begonnen wird. So ist denn jedes Individuum, welches auf irgend eine Weise durch einsame Zeugung sich fortpflanzt, einem befruchteten Weibchen gleich, nur dafs es eben durch die eigene, sich selbst genügende Kraft in diesen Zustand versezt worden ist u. s. w.

Aber ich habe oben bereits gezeigt, dafs das, was Herr Professor *Burdach* einsame Zeugung nennt, dem Wesen nach keine wahre Zeugung, sondern ein blofses individuelles Aussprossen und Wachsen sei, und daraus folgt ganz nothwendig, dafs der sprofsende Theil, wie er überhaupt nicht die Bedeutung der Geschlechtlichkeit hat, auch nicht einer bestimmten geschlechtlichen Differenz zu vergleichen ist; also weder dem weiblichen noch dem männlichen Geschlecht, sondern blofs einer besonderen individuellen Form, welche durch die periodische Lebensthätigkeit der Organismen hervorgebracht wird. Also die Knoten, Knollen, Zwiebel und Knospen an den Pflanzen sind mit dem weiblichen Geschlecht nicht, und auch nicht mit einer Andeutung desselben zu vergleichen, sondern es sind blofse periodische Veränderungen der Blatt- und Stengelformen, und alle ihre Productionen sind nicht einer Zeugung durch das weibliche Geschlecht, sondern dem blofsen individuellen Wachsthum zu vergleichen. Aehnlich ist es auch mit den Knollen und Zwiebelbildungen, welche als neue Pflanzenkeime in den Blattachseln so vieler Pflanzen (Lilien, Saxifragen, Farrenkräutern) gebildet werden, und auch mit der sogenannten Eierbildung der Sertularien und anderer Polypen. Hier müfsten die Pflanzentheile, an denen sich die Keime bilden, für Analogien weiblicher Generationsorgane gehalten werden: also jedes Blatt und jeder Pflanzentheil, auch keinen einzigen an der ganzen Pflanze ausgenommen, damit verglichen werden.

Genug, wenn man nicht das ganze individuelle Leben als für sich bestehend und einen bestimmten Gegensatz gegen das geschlechtliche bildend, aufheben, und dadurch auch zugleich den ganzen Begriff der geschlechtlichen Fortpflanzung zernichten will, so kann man die Theile des Individuums, aus denen neue Theile hervorwachsen, nicht für weibliche Organe halten; denn eben weil überhaupt der Begriff des weiblichen Geschlechts erst zugleich durch den Begriff des männlichen bedingt ist, und weil also mit dem Mangel des einen zugleich auch das andere, sein nothwendiger Gegensatz, nicht vorhanden ist, so ist ein alleinwirksames weibliches Geschlecht ein Unding, und Herr Professor *Burdach* spricht diesen Widerspruch auch selbst aus, indem er sagt: nur mit dem Unterschiede, dafs die Organe für die individuelle Fortpflanzung durch eigene Kraft die Bildung vollständig ausführen, welche vom weiblichen Eierstock nur erstrebt und begonnen wird, stimmen sie mit dem weiblichen Eierstock überein. Hier ist es eben dieser Unterschied, der gerade die Uebereinstimmung gänzlich wieder aufhebt: denn darin, dafs das weibliche Geschlecht seine Bildungen nur erstrebt und nie zu Bildungen gelangt, wenn es nicht durch das männliche Geschlecht ergänzt wird, in diesem Mangel des weiblichen Geschlechts, für sich selbst und allein zur Zeugung untüchtig zu seyn, darin liegt seine allein wahre und wesentliche Bedeutung. Also da, wo eine einsame Zeugung, nach Herrn B., statt findet, geschieht diese nicht durch ein weibliches (auch

Digitized by Google

nicht durch ein männliches), sondern durch ein geschlechtsloses Individuum. Es fehlt nicht das männliche Geschlecht und das weibliche ist nur allein vorhanden, sondern es fehlen noch alle beide, das männliche und das weibliche, und die Fortpflanzung ist ein verändertes, periodisch gehemmtes und wieder erwachendes Wachsen des geschlechtlosen Individuums.

Viel Irrthümliches liegt freilich schon im Sprachgebrauch, indem man von einem männlichen und weiblichen Geschlecht spricht. Der Wahrheit gemäfs ist das Geschlecht nicht männlich oder weiblich, sondern es ist Eins, und in dieser Einheit sind die beiden Gegensätze von Mann und Weib sich ergänzende Momente. Das Eine Geschlecht ist also zusammengesezt aus männlichen und weiblichen Individuen, und nicht aus männlichen und weiblichen Geschlechtern. Wenn man diesen Begriff der Einheit in der Generation zur klaren Einsicht gewinnen wird, dann wird das, was geschlechtlich und nicht geschlechtlich ist, auch leichter zu fassen seyn. Also da, wo die Einheit des Geschlechts überhaupt noch dem individuellen Leben nicht gegenüber tritt, da kann auch weder ein Weibliches noch ein Männliches gegeben seyn, und hingegen da, wo die Einheit der Generation dem individuellen Leben wirklich gegenüber tritt, da sind beiderlei Individuen, beiderlei Momente in diesem Einen Geschlecht gleich ursprünglich und nothwendig. Die individuelle Keim- und Eierbildung kann nicht die Bedeutung als durch ein weibliches Geschlecht erzeugt haben, weil dieses für sich der Bedeutung des Geschlechts widerspricht.

In sofern nun freilich das eine thierische oder vegetative Leben wieder den Gegensatz von Individuum und Gattung umschlingt, und die geschlechtliche Differenz aus der individuellen Einheit sich hervorbilden mufs, ist es natürlich, dafs dieser Schritt durch Uebergangsstufen bezeichnet seyn mufs. In diesen Uebergangsstufen darf man aber nicht das ausgebildete Geschlecht suchen, oder wohl gar die Erscheinungen dieser Uebergangsstufen auf das Geschlecht selbst übertragen, sondern sie müssen eben in ihrer Bedeutung als Uebergangsstufen festgehalten werden, weil man sonst alles bestimmt Entwickelte höherer Bildung in diese schwankende und unbestimmte Bildung herabziehen, und somit selbst den wahren Begriff aufheben würde. Die Andeutungen zur Staubfadenbildung bei den niederen Pflanzen bringen noch kein Geschlecht hervor, sondern die Samenbildung ist immer noch rein individuell, so sehr auch die Samenkapseln den Früchten höherer Pflanzen gleichen. Man kann sie noch nicht für Früchte und ihre Anlagen für Stempel höherer Pflanzen erklären, sobald der zweite geschlechtliche Gegensatz, die Staubfadenbildung, fehlt.

Sobald nun die geschlechtliche Differenz bei den niederen Thierstufen zuerst entschieden auftritt, sieht man noch zuerst ein Uebergewicht auf einer oder der anderen Seite, welches aber keinesweges immer auf der weiblichen Seite ist, wie Herr Prof. B. glaubt, indem er (S. 263. 264) sagt: „Wie nun die männlichen Individuen in den Gattungen, welche blofs monogenisch sich fortpflanzen, gänzlich fehlen, so sind sie auch da, wo beide Geschlechter neben einander bestehen, im Ganzen genommen weniger zahlreich vorhanden, als die weiblichen. Auf ein Männchen kommen beim Spulwurme nach *Cloquet* 4, beim Echinorhynchus 5, bei den Cephalopoden, nach *Cuvier*, 6, bei den Daphnien, nach *Ramdohr*, 15, bei den Läusen, nach *Swammerdamm*, 40 Weibchen. „Und," fügt der Verf. hinzu, „bei den Bienen (auf Ein Männchen) 10 Arbeiterinnen." Aber er wollte ja das Verhältnifs der Männchen zu den Weibchen und nicht zu den Arbeiterinnen exponiren, und durch diesen Seitensprung scheint er die Wahrheit, nämlich das wahre Verhältnifs der Männchen zu den Weibchen bei den Bienen, absichtlich umgehen und vermänteln zu wollen, weil es in jene abstract speculative Voraussetzung, dafs überall die Weibchen in überwiegender Anzahl gegen die Männchen vorhanden seien, nicht pafst.

Wie viel Arbeiterinnen auf Ein Männchen bei den Bienen kommen, ist in Bezug auf das Geschlecht völlig gleichgültig, da die Arbeiter geschlechtslos, *generis neutrius*, und also auch keine Arbeiter*innen* sind. Dafs diese Arbeiter Weibchen sind, bei denen sich die Generationswerkzeuge nicht ausgebildet haben, erwähnte ich bei einer anderen Gelegenheit bereits oben; aber eben damit, dafs sich die Generationsorgane gar nicht ausgebildet haben, hingegen auf Kosten derselben die äufseren Bewegungswerkzeuge und die Kunsttriebe, ist ihre Weiblichkeit in Bezug auf das Geschlecht verloren gegangen; sie sind keine Weibchen. Dagegen findet sich in einem Bienenstock, worin 20 — 30,000 dergleichen Arbeiter sind, nur ein einziges Weibchen, die Bienenkönigin, und dieses einzige Weibchen hat gegen 5—600 Männchen. Hierbei ist wohl unmöglich zu übersehen, dafs dieses ein so entschiedenes Uebergewicht der Männchen gegen die Weibchen ist, dafs die vom Verfasser

Digitized by Google

angeführten Beispiele umgekehrter Verhältnisse dagegen fast verschwinden.

Diesem zufolge sieht man auf den niederen Stufen des Thierreichs noch ein Schwanken des Verhältnisses von Männchen zu Weibchen, bald das Uebergewicht auf einer, bald auf der anderen Seite, bis es auf den höheren Stufen der thierischen Bildung mehr und mehr, und endlich beim Menschen ganz ins Gleichgewicht kommt.

Im Thierreich sehen wir jedoch auch häufig, dafs da, wo ein extensives, quantitatives Uebergewicht der Weibchen über die Männchen der Zahl nach statt findet, dafür das intensive Uebergewicht, als die zeugende Kraft, auf der Seite der Männchen ist. In einigen Fällen, z. E. bei den Bienen, Hunden etc. scheint es allerdings für das Weibchen Bedürfnifs, sich mit mehreren Männchen zu verbinden, so dafs also die zeugende Kraft des Einen Weibchens der zeugenden Kraft mehrerer Männchen das Gleichgewicht hält, und also das intensive Uebergewicht offenbar hier auf der Seite der Weibchen ist. Aber häufig genug finden wir auch das Gegentheil, und ganz besonders bei unseren Hausthieren: den Hühnern, Schafen, Rindern, Pferden, auch bei wilden: den Hirschen. Der Verfasser führt (S. 362) unter anderen selbst an, dafs beim Schafe 20 — 25, beim zahmen Schweine 20 — 30, beim Rinde 20 — 70, bei der Ziege 30 — 50 Weibchen von einem Männchen befruchtet werden können. Doch scheint die Natur dieses Verhältnifs keinesweges zu begründen: denn selbst von unseren Hausthieren werden ungefähr eine gleiche Zahl Individuen männlichen und weiblichen Geschlechts geboren, und jenes Verhältnifs erst vom Menschen künstlich durch Castrationen, Tödten der Männchen etc. hervorgebracht. Auch findet sich, dafs die meisten Thiere im Naturzustande zur Paarungszeit auch in Monogamie zusammenleben: diefs ist nicht blofs bei Säugethieren und Vögeln, sondern auch bei Fischen, Sepien, Fröschen zu beobachten.

Man erkennt also im Allgemeinen das Streben der Natur, die geschlechtlichen Differenzen unter einander ins Gleichgewicht zu bringen, damit die eigentliche Bedeutung derselben, die Einheit der geschlechtlichen Individuen in der Generation, in höchster Vollkommenheit hervortreten könne. Das quantitative und das qualitative Ueberwiegen des einen oder des andern auf den niedern Thierstufen, gibt also keinem von beiden den Charakter der Ursprünglichkeit oder Entsprungenheit, denn in diesen Fällen ist das Geschlecht selbst noch nicht in charakteristischer Eigenthümlichkeit und Vollkommenheit ausgebildet, sondern noch im Uebergange aus dem individuellen Leben begriffen, und in seiner Wahrheit ist in dem Einen Geschlecht weder die weibliche noch die männliche Seite die frühere oder ursprüngliche, sondern beide zugleich entsprungen aus dem individuellen Leben, indem dieses den Gegensatz zwischen Individuum und Geschlecht aus sich hervorruft.

Nach dem, was ich auseinander gesezt habe, lassen sich auch die weiteren Bestimmungen, welche der Verfasser von der Bedeutung der geschlechtlichen Differenzen gibt, beurtheilen. Im §. 205 wird gesagt: „So mufs denn auch das Weibliche als das Ursprüngliche bei der einsamen Zeugung die Kräfte vereint in sich schliefsen, welche bei der paarigen Zeugung an zwei Organe oder Individuen vertheilt sind: es mufs ein Indifferentes seyn.“ „So ist denn auch das Erzeugnifs des Eierstocks indifferent und wässerig, indem sowohl das Wasser überhaupt auf dem Erdkörper, als auch das organische Wasser (Serum, Lymphe, allgemeiner Pflanzensaft) das Ursprüngliche darstellt!“ „Das männliche hingegen ist die differente Lebensform, und mit ihm kommt daher auch die Geschlechtsverschiedenheit erst ins Leben.“ Allen diesen Vorstellungen fehlt weiter nichts als die Hauptsache: nämlich der Begriff der Einheit in der generellen Differenz. Wenn weibliche und männliche Individuen die beiden Momente in dem einen Geschlecht sind; so kann unmöglich das eine dieser Momente different, das andere indifferent seyn; denn die geschlechtliche Differenz des einen beruht eben auf seinem nothwendigen Gegensatz in dem anderen, und in Beziehung auf sich selbst ist keine Differenz in dem männlichen Geschlecht vorhanden; dagegen ist es unmöglich, dafs die weibliche Seite, als etwas Indifferentes, in Verhältnisse mit der männlichen treten kann: denn diese Indifferenz würde es ja eben gegen das andere Geschlecht gleichgültig machen: kurz es ist unmöglich einzusehen, wie sich die beiden geschlechtlichen Momente zur Einheit des Geschlechts verbinden sollten. Dafs das Wasser überhaupt auf dem Erdkörper mit organischem Wasser: Serum, Lymphe und allgemeiner Pflanzensaft, beide als indifferente Dinge, verglichen werden, ist einmal eine bildliche Analogie, da beiderlei Dinge in gar keinem Zusammenhang stehen. Ferner sind es zu unbestimmte Vorstellungen, die sich Herr Prof. *Burdach* von den weiblichen Zeugungsstoffen macht, wenn er sie für Serum,

Digitized by Google

Lymphe und allgemeinen Pflanzensaft erklärt. Die Natur der in den Ovulis der Ovarien der Säugethiere und Menschen enthaltenen Flüſsigkeit ist dadurch, glaube ich, nicht bestimmt und gefaſst, daſs man sagt: es sei organisches Wasser, womit ohnehin kein Begriff zu verbinden ist. Das Wasser ist gewiſs nicht das Wesentliche darin, sondern die lebendige innere Gestaltung, worauf besonders *Büffon* aufmerksam gemacht hat, welche sich aber freilich durch chemische Analysen nicht fassen läſst. Daſs die in den Ovulis der Pflanzen befindliche Flüſsigkeit allgemeiner Pflanzensaft sei, ist eine aus doppelter Rücksicht gehaltlose Vorstellung. Einmal gibt es keinen allgemeinen Pflanzensaft, sondern die Säfte in den Pflanzen haben, wie bei den Thieren, jeder seine organischen Eigenthümlichkeiten und Verschiedenheiten, und zweitens ist doch der Inhalt der Ovula von allen diesen specifisch verschiedenen Pflanzensäften noch wieder wesentlich organisch verschieden, wie man aus der einfachen Thatsache sehen kann, daſs sich unmittelbar aus ihm Eiweiſs und in diesem der Embryo bildet, was mit keinem der übrigen Pflanzensäfte möglich ist.

Wir können die weiteren Vergleiche: daſs das Weib das Princip des Daseyns darstelle und der Natur ähnlicher oder natürlicher als der Mann sei; daſs im Weibe, als dem Ursprünglichen und Indifferenten, die Innerlichkeit, in dem Manne die Aeuſserlichkeit überwiege; daſs im weiblichen Körper, wie in dem indifferenten Wasser, ein relatives Uebergewicht von Sauerstoff und negativer Electricität, im männlichen Körper von Brennstoff und positiver Electricität sei; daſs das Weib, als das Ursprüngliche, inniger mit dem Ganzen, mit seiner Gattung und der Natur zusammenhänge, der Mann hingegen, als durch spätere Entwickelung hinzugetreten, mehr individualisirt sei; daſs sich Weib zum Mann wie kindliches zum reifen Alter und wie die Pflanze zum Thier verhalte: — nicht ins Einzelne verfolgen, sondern bemerken nur, daſs alle diese Vergleiche darauf beruhen, daſs zwischen Mann und Weib, und zwischen den Dingen, womit sie verglichen sind, Gegensätze vorhanden sind, die in gewisser Rücksicht auf eine Einheit wie Mann und Weib auf das Geschlecht bezogen sind. Da nun alle Thätigkeiten in der körperlichen und geistigen Welt durch Gegensätze und deren Vereinigung bedingt sind, so existirt wohl in der ganzen Welt nichts, womit man in dieser Beziehung nicht Mann und Weib vergleichen könnte. Mit demselben Rechte, als die oben angeführten Vergleiche angestellt sind, wollte ich Mann und Weib weiter mit Gehirn und Herz, Geist und Körper, Licht und Schwere, mit Gott und der Welt vergleichen. Aber wozu würde dieses nützen? Es hat den offenbaren Schaden für die Wissenschaft, daſs man bei solchen ganz allgemeinen Vergleichungen immer in der abstracten Allgemeinheit stehen bleibt und dabei an den Dingen das Besondere und Eigenthümliche, die concrete Substanz, welche dadurch erläutert und bestimmt werden soll, entweder gänzlich auſser Acht lassen, oder wenigstens auf eine ganz unpassende, äuſserliche Weise vergleichen muſs, wodurch Verwirrung anstatt Klarheit, Oberflächlichkeit anstatt der Tiefe der Einsicht entstehen muſs.

Ich verkenne gar nicht, daſs bei der Auseinandersetzung der vom Herrn Prof. B. gemachten Vergleiche (S. 265 — 296) viele treffende einzelne Bemerkungen und charakteristische Züge des weiblichen und männlichen Geschlechts vorkommen; aber diese stehen auch gar nicht in nothwendiger Beziehung zu den Vergleichen selbst, und erhalten eben dadurch eine künstliche, gezwungene Stellung, und hätten viel besser ohne diese Vergleiche ihren Zweck, zu belehren, erfüllt.

Es folgt das zweite Buch, welches „*vom Zeugen*" überschrieben ist. Die beiden Hauptabtheilungen in der Lehre von der Zeugung: vom Zeugenden (den Zeugungsorganen) und vom Zeugen (dem Generationsacte), welche noch weiter von der Lehre von der Schwangerschaft, der Entwickelung des Embryo und der Geburt getrennt werden, sind gut. Doch finden wir es den Abtheilungen nicht entsprechend, daſs der Verf. unter der Abtheilung vom Zeugenden zugleich die Theorie der Samenbildung und der Menstruation abhandelt, weil dieses schon Erzeugnisse, Thätigkeiten der Generationsorgane zum Zwecke der Zeugung sind, und folglich zu der Abtheilung: vom Zeugen, gehören. Mit demselben Rechte hätte auch unter dem Zeugenden die Milchabsonderung bei den Säugethieren abgehandelt werden können, und das um so mehr, da sie sich an die Dotterbildung bei Vögeln, Amphibien, genau anschlieſst, von welcher lezteren, als von einem Erzeugniſs der Ovarien, schon beim Zeugenden die Rede ist. Weiter aber müſsten die verschiedenen Momente im Fortgange der Erzeugung: die Befruchtung und Keimbildung, die Schwangerschaft und Geburt strenger zusammengehalten werden, da es hier mehr darauf ankommt, in dem Uebergange der Erscheinungen die Hauptmomente für sich festzuhalten, als alles geschieden nur im Uebergange

Digitized by Google

anzuschauen. Doch hat der Verf. die lezteren Erscheinungen noch nicht abgehandelt, und dieses Buch begreift blofs die Lehre von der Befruchtung; vorläufig aber sind im §. 233 über die Reihenfolge der Erscheinungen bei der Zeugung, Schwangerschaft und Geburt, in welchen der Verf.: das Zeugen, die Einsaat, die Brütung, die Enthüllung und Geburt unterscheidet, die Bemerkungen gemacht, dafs sie bei den verschiedenen Thieren und Pflanzen verschieden sei. Bei dem Vogel und dem Insecte folge nach der Befruchtung die Geburt, dann die Einsaat, hierauf die Brütung, zulezt die Enthüllung; bei der Pflanze trete nach der Befruchtung der Anfang der Entwickelung ein, und dann folge Geburt, Einsaat, fernere Entwickelung und endlich Enthüllung; bei einem Theile der Amphibien und Fische beginne der Hergang mit der Geburt und schreite dann zur Befruchtung, Einsaat, Entwickelung und Enthüllung fort. Im Ganzen genommen bestehe also der Anfang des Herganges entweder in Befruchtung oder in Geburt, und das Ende entweder in Geburt oder in Enthüllung. Nach meiner Ansicht beruhen diese Unterschiede durchaus nur in ganz unwesentlichen, äufseren Formen, und im Wesentlichen ist die Folge der Erscheinungen überall dieselbe; mithin sind jene Unterschiede nicht natürlich, und es werden wesentlich zusammengehörige Erscheinungen dadurch aus ihrer Verbindung gerissen; doch enthalte ich mich darüber jedes weiteren Urtheils, da, wie gesagt, diese Erscheinungen selbst in diesem Buche noch nicht abgehandelt sind.

An der Befruchtung unterscheidet der Verf. zunächst zweckmäfsig die Triebfedern der Zeugung und die Zeugung selbst.

Die Triebfedern des Zeugens, heifst es §. 234 weiter, zerfallen in unmittelbare und mittelbare. Die unmittelbaren Zeugungstriebfedern liegen entweder aufserhalb oder innerhalb der zeugenden Organismen. Zu den unmittelbaren Zeugungstriebfedern, welche aufserhalb der zeugenden Organismen liegen, rechnet der Verf., aus der unorganischen Natur: den Wind, und aus der organischen Natur: die Insecten, welche beide die Triebfedern der Zeugung bei den Pflanzen seyn sollen. Der Verf. führt dabei die, seit Kurzem so viel besprochenen Gründe für die Befruchtung der Pflanzen durch Wind und Insecten an, indem beide eine Uebertragung des Blüthenstaubes auf die weibliche Narbe, besonders bei monoecischen und dioecischen Pflanzen bewirken sollen. Es ist nicht meine Absicht, hier in Erörterungen darüber einzugehen, in wie fern dieses möglich und wirklich ist, da ich diesen Gegenstand anderswo zu behandeln denke; doch kann ich nicht unbemerkt lassen, dafs selbst diese Möglichkeit nicht so unbegränzt ist, wie neuere Naturforscher, man sollte eher glauben im Spafs als im Ernst, es aussprechen, indem sie uns erzählen, dafs der Wind den Blüthenstaub eines männlichen Pistazienbaumes von Luxemburg nach Paris geweht habe, um daselbst einen im botanischen Garten blühenden weiblichen Pistazienbaum zu befruchten. Es ist blofs darum zu thun, dafs wir erfahren, ob auch in dem möglichen Fall, dafs Wind und Insecten die Befruchtung auf die angegebene Weise wirklich zu Stande bringen, nun Wind und Insecten unmittelbare Triebfedern der Zeugung bei den Pflanzen genannt zu werden verdienen. Ich glaube diefs mit der gröfsten Bestimmtheit verneinen zu können, einmal, indem Wind und Insecten in diesem Fall nur eine blofse Vermittelung zwischen der Zusammenkunft des Pollens und der Narbe seyn, und schon aus diesem Grunde nicht eine unmittelbare Triebfeder der Zeugung genannt werden können; und zweitens, indem überhaupt die Triebfedern der Zeugung nur in dem gegenseitigen Verhältnifs der geschlechtlichen Organe und Individuen liegen können, und der Begriff der Geschlechtheit ganz aufhören müfste, wenn jedes Ding aufser der Pflanze auch eine solche Triebfeder seyn könnte. Welche Kraft, welche Beziehung zur Pflanze sollte den Wind antreiben, sich unmittelbar in die innersten Lebensverhältnisse der Pflanze zu mischen? Dem Winde ist es vollkommen gleichgültig, ob er Sandstaub oder Blumenstaub mit sich fortführt; er fühlt keinen Trieb, die Pflanze zu befruchten, und ist auch keine Triebfeder der Zeugung, eben so wenig als die Insecten.

Zu den unmittelbaren Triebfedern der Zeugung, welche innerhalb der zeugenden Organismen ihren Grund haben, werden aufser dem thierischen Geschlechtstriebe, bei den Pflanzen die allgemeine Schwere und die Bewegungen der Befruchtungswerkzeuge gerechnet. Die Schwere nämlich aus dem Grunde, weil in manchen Blumen die Staubfäden eine solche Stellung gegen den Stempel haben, dafs die Antheren höher liegen als die Narbe, und der ausfallende Pollen nach den Gesetzen der allgemeinen Schwere auf die Narbe fallen müsse. Wenn man auch die Möglichkeit dieser Operation in diesem wie in den vorigen Fällen zugeben wollte, so ist es doch unbegreiflich, wie dadurch die allgemeine Gravitation eine Triebfeder der Zeugung bei den Pflanzen werden sollte.

Digitized by Google

Es ist und bleibt dieses in Bezug auf die Generation eine rein zufällige und äufserliche Wirkung, und ist weder eine unmittelbare innere, noch überhaupt eine Triebfeder der Zeugung.

Ob die Bewegungen der Blüthentheile, von denen der Verf. im §. 239 handelt, aus einer Triebfeder zur Zeugung entspringen, kann man nur daraus ersehen, ob diese Bewegungen wirklich in einer gegenseitigen Anziehung und Näherung der Staubfäden gegen die Griffel den Grund haben. Dieses ist aber offenbar nicht der Fall: denn die Bewegungen der Staubfäden sind unabhängig von dem Daseyn und der Bewegung des Griffels, und die Bewegung des Griffels geschieht auch ohne die Staubfäden. Also können sie unmöglich in einer Zeugungstriebfeder, wodurch sich Griffel und Antheren einander anziehen, ihren Grund haben. Diese Bewegungen haben mit der Bewegung der Blätter und dem Oeffnen und Schliefsen der Blumen durch die Bewegung der Blumenblätter gleiche Nothwendigkeit, hängen von den äufseren Lebensbedingungen der Pflanze überhaupt, von Licht, Wärme, Feuchtigkeit ab, und stehen mit diesen wie die Blätterbewegungen in gleicher Proportion, und sind von den Verhältnissen der Stempel und Staubfäden untereinander durchaus unabhängig. Die Anziehung des Pollens durch die Stempel ist von ganz anderen Kräften abhängig, die in diesem selbst und nicht in äufseren Bewegungen liegen, und sie finden in tausend Fällen auch ohne diese Bewegungen statt.

Es sind offenbar die verschiedensten Dinge unter einen gemeinschaftlichen Begriff vereint, wenn man dem thierischen Geschlechtstrieb, wie es hier geschieht, den Wind, die Schwere, die Insecten und die ganz unfreien Bewegungen der Blumentheile beigesellt. Der thierische Geschlechtstrieb beruht, wie alle übrigen Instincte, unmittelbar auf der centralen thierischen Natur und der davon abhängigen Empfindung bei den Thieren, zwar allerdings auch auf einem materiellen Grunde der erhöhten Lebendigkeit der Zeugungsorgane; aber wenn das Thier diese erhöhte Lebendigkeit nicht empfinden könnte, so würde es dessen ungeachtet keinen Geschlechtstrieb haben. Da nun die Pflanzen überhaupt nicht empfinden können, so fehlt eben bei ihnen eine dem thierischen Geschlechtstriebe analoge Zeugungstriebfeder, sondern die vegetative Zeugung geschieht durch eben so nothwendige Veränderungen, wie sie bei der thierischen Befruchtung erst nach der äufseren Begattung eintreten.

Zu den mittelbaren Triebfedern der Zeugung rechnet Hr. B. kosmische und organische Kräfte. Kosmische mittelbare Triebfedern der Zeugung sind: Wärme, Licht, atmosphärische Electricität, die Jahreszeiten. Wärme und Licht sind besonders bei Pflanzen allgemeine Lebensbedingungen, und da keine Fortpflanzung ohne Leben möglich ist, natürlich auch für diese. Wollte man die Sache so weit herholen, so sind die wichtigsten beiden Bedingungen hier geradezu vergessen, nämlich: die Luft und das Wasser, besonders bei den niederen Thieren. Die Erscheinung der Tremellen nach Gewitterregen verdanken aber dem Regen, nicht dem Gewitter, ihren Ursprung.

Die Periodicität der Paarungs- und Blüthezeit bei den Thieren und Pflanzen ist allerdings von den Jahreszeiten abhängig, und darüber hat Herr Prof. *Burdach* nach *Tiedemann* u. A. eine Reihe von Beispielen zusammengestellt. Doch hätte auch auf die monatlichen Perioden der Paarung, bei den kleinern Säugethieren, besonders Nagethieren (Kaninchen, Mäusen) und Vögeln (den Tauben); ferner auf das monatliche oder anderthalbmonatliche Blühen und Früchtetragen mancher Pflanzen, besonders der Palmen in den Tropengegenden, Rücksicht genommen werden müssen. Sogar die Tageszeiten haben Einflufs darauf. Die Königin der Nacht blüht spät am Abend. Nach anderen Pflanzen, die zu bestimmten Stunden des Tages blühen, hat *Linnée* die Blumenuhr gemacht. Doch haben äufsere Einflüsse: Licht, Wärme, Feuchtigkeitsgrade, einen grofsen Einflufs hierauf, und können diese Perioden mehr oder weniger verändern, wie denn besonders die verschiedene Zeit bemerkenswerth ist, an welcher nach *Adanson* dieselben Pflanzen am Senegal, in Paris und in Upsala blühen.

Als mittelbare organische Triebfedern der Zeugung nennt uns der Verf. besonders die Nahrung und die Wärme. Beide sind eigentlich keine organischen d. h. im Organismus selbst liegenden Thätigkeiten, und die Wärme ist auch bereits zum erstenmal unter den mittelbaren kosmischen Zeugungstriebfedern im §. 243 abgehandelt.

Dafs die Nahrung eine Zeugungstriebfeder sei, dafür führt der Verf. die schnelle Vermehrung der Süfswasserpolypen bei reichlicher Fütterung und die langsame Vermehrung bei weniger Nahrung an. Aber diefs ist keine geschlechtliche Fortpflanzung, und auf diese scheint die Ernährung für sich keinen anderen Einflufs als auf das Leben überhaupt zu haben.

Gerade den allerwesentlichsten und wichtigsten Punkt

Digitized by Google

finde ich nirgends hervorgehoben, nämlich den bestimmten Antagonismus zwischen Individuum und den Geschlechtswirkungen. Bei den Pflanzen ist es eine bekannte Sache, dafs sie um so mehr blühen und Früchte tragen, je mehr man die individuellen Pflanzentheile verlezt und im Wachsthum hemmt. Die allerverkrüppeltesten Pflanzen tragen die reichlichsten und schönsten Früchte, wie man besonders an unseren cultivirten Obstarten sieht, und das Beschneiden der Zweige und Wurzeln ist das vorzüglichste Mittel, die Fruchtbarkeit zu vermehren, so wie sie am sichersten durch üppiges Wachsthum der Zweige gehemmt und aufgehoben wird. Aehnlich ist es bei Thieren und Menschen. Die Generationswerkzeuge wuchern parasitisch an den Individuen, und zur Zeit, wenn sie in gröfster Thätigkeit sind, magern die Thiere ab, und sobald die Brunstzeit vorbei ist, werden die Thiere wieder fleischig und fett. Man castrirt die Thiere, um sie leicht fett machen zu können. Auch ist es beim Menschen keinesweges der Fall, dafs reichliche Nahrung unmittelbar eine erhöhte Thätigkeit des Körpers und der Generationswerkzeuge, und schmale Kost eine Hemmung und Unterdrückung der Generationsfunctionen zur Folge haben sollte. Im Gegentheil ist die schlechte Ernährung häufig ein Mittel, die Thätigkeiten der Generationswerkzeuge im Gegensatz gegen die individuelle Schwäche zu erhöhen.

Unter dem Vorwande, die Naturtriebe der ehelosen Mönche zu hemmen und zu unterdrücken, haben zwar die Stifter religiöser Orden häufig den Genufs des Fleisches der Säugethiere, sogar der Fische untersagt. Andere haben sogar Aderlässe verordnet, und die magerste Diät nach Verhältnifs der Constitution der Mönche, was man *minutio monachi* nannte. Aber diese Behandlungsart hat gewifs immer den entgegengesezten Erfolg gehabt, da Fasten, magere Kost und Aderlässe nicht geeignet sind, die wollüstigen Begierden zu unterdrücken, sondern in Verbindung mit der regeren Imagination zu erhöhen und eingewurzelte melancholische Leidenschaften zu ernähren. Dazu kommt, dafs bei einem so geschwächten Zustande die allgemeine Sensibilität erhöht ist, und die leisen körperlichen Regungen, worauf die Einbildungskraft gerichtet ist, dadurch um so leichter und stärker empfunden werden.

Als Wirkungen des Geschlechtstriebes betrachtet der §. 247 und 248. die Veränderungen an den Individuen in der Brunst und in der Liebe: die erhöhte Thätigkeit in den Generationswerkzeugen und die gröfsere Lebhaftigkeit des übrigen Organismus, die erhöhte Wärme, sowohl bei den Pflanzen (den Arumarten), als bei Thieren; ferner das gesellige Zusammenleben der Thiere während der Paarungszeit. Das erstere, nämlich die erhöhte Thätigkeit der Generationswerkzeuge, die erhöhte Wärme etc. mufs man wohl eher für Ursachen als für Wirkungen des Geschlechtstriebes halten: denn wir sehen, dafs sich bei den Thieren (besonders den Vögeln, Amphibien, Fischen) zuerst die Generationswerkzeuge allmählig und langsam ausbilden, und dafs erst auf dem Gipfel dieser Ausbildung der Geschlechtstrieb erweckt wird: wäre diese Ausbildung eine Wirkung des Geschlechtstriebes, so müfste zuerst der Geschlechtstrieb erscheinen, und in Folge dessen die Ausbildung und Steigerung der Lebensthätigkeit in den Generationswerkzeugen beginnen. Dagegen kann das gesellige Zusammenleben der Thiere während der Paarungszeit allerdings als Wirkung des Geschlechtstriebes, wenigstens bei denen betrachtet werden, die aufserdem einsam leben. Es ist hier das, auch vom Verf. nach *de Geer's* Beobachtungen angeführte, Verhalten bei den Spinnen besonders von Interesse. Diese einsam lebenden Thiere verhalten sich auf Leben und Tod feindselig gegen einander aufser der Paarungszeit. Bei der Paarung nähern sich aber Männchen und Weibchen doch zuerst mit furchtsamen Schritten und vieler Vorsicht. Das Männchen schüttelt das Gewebe des Weibchens und wagt es, solches mit den Fufsspitzen zu berühren, wobei es noch öfter von Schrecken befallen herabfällt, und erst nach wiederholter Annäherung befreundet mit dem Weibchen wird.

Unter der Abtheilung Wirkungen des Geschlechtstriebes in Annäherung der Geschlechter sind die monogamischen und polygamischen Verhältnisse und die Eigenthümlichkeiten des Geschlechtstriebes beider Geschlechter in der Thierreihe abgehandelt (§. 250 — 256), und zwar durch Zusammenstellung interessanter Thatsachen, die wir aber nicht ins Einzelne verfolgen können.

In einem Rückblick (§. 257 — 263) werden allgemeine Betrachtungen über das, was wir so eben beurtheilt haben, angestellt. Nach dem Verf. stammt der Zeugungstrieb aus der Liebe, und das Wesen der Liebe sezt er in Gott als absoluter Liebe oder Urliebe. Im Unorganischen, heifst es (S. 397), erscheint die Selbstliebe nach dem Gesetze des Mechanismus als Cohäsion; die Liebe zum Anderen als Verwandtschaft, in der Adhäsion und im chemischen Processe; die Liebe zum Ganzen als rein dynamische Erscheinung, als Schwere. Ich müfste dasjenige, was ich bereits anfangs über die Vorliebe des Verf., die abstracten Vorstellungen von den Naturerscheinungen für sich festzuhalten und in die Natur hineinzulegen, was ihr im Concreten gänzlich fremd ist, ausgesprochen habe, wiederholen und auf diesen besonderen Fall anwenden, wenn ich die hierhergebrachten Einzelnheiten beurtheilen wollte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 103. u. 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1827.

Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Bearbeitet von Karl Friedrich Burdach.

(Beschluſs.)

In dem ätherischen Schwung, alles Einzelne und Besondere sogleich nur in Beziehung auf das höchste Allgemeine zu betrachten, konnte es dem Verf. nicht gelingen, das Unterscheidende und Charakteristische aller besonderen Erscheinungen, wie es eben für den physiologischen Zweck das höchste, und, ich möchte sagen, das allein wahre Interesse hat, hervorzuheben und zur klaren Ansicht im Bewuſstseyn zu bringen. Es konnte weder gelingen, das Charakteristische und Unterscheidende der chemischen und electrischen Anziehung, der Schwere, sowohl unter sich als von den Geschlechtsverhältnissen der organischen Körper aufzuzeigen; noch die wesentliche Verschiedenheit des allgemeinen Naturlebens von dem organischen auch von dieser Seite festzuhalten; noch in der organischen Welt weiter die specifischen Geschlechtsverhältnisse bei den Pflanzen und den Unterschied des Pflanzengeschlechts von dem thierischen zu zeigen; noch weiter die Eigenthümlichkeiten des thierischen Geschlechtstriebes dem Wesen nach so darzustellen, daſs seine Unterschiede von der menschlichen Liebe zur klaren Einsicht gebracht worden wären. Die verschiedenartigsten Dinge fliesen so, im Wesentlichen ununterschieden, in der einen allgemeinen, absoluten, Urliebe zusammen, und aus der chaotischen Masse das Besondere, in sich wieder selbstständig Bestehende zu sondern und zu bestimmen, bleibt dem Leser überlassen; also gerade das Wesentlichste, was er im Buche zu finden glaubte, und was er von einer wahrhaft erfahrungsmäſsigen Darstellung mit Recht verlangen kann.

Die zweite Abtheilung in dem Buche: vom Zeugen, umfaſst den Hergang des Zeugens, die verschiedenen Thätigkeiten, durch welche die Befruchtung zu Stande kommt. Zuerst sind über die Fruchtbarkeit, als Quantität des Zeugens, bei Pflanzen, Thieren und Menschen viel interessante Erscheinungen zusammengestellt: nach der Zahl der Individuen, welche bei einer Zeugung entstehen, nach der Wiederholung der Zeugungen in bestimmten Zeiten, nach der bestimmten Fruchtbarkeit einzelner Gattungen und ausnahmsweise einzelner Individuen. (§. 264 — 268.)

Es folgen unter der Ueberschrift: Modalität der Zeugung, die verschiedenen Formen und Arten der Begattung und Befruchtung in der Thierreihe und die Wirkung der Befruchtung an den Individuen und dem Erzeugnisse der Befruchtung, sowohl unmittelbar als für spätere Zeugungen. Mit unverkennbarem Fleiſs sind hier wieder eine groſse Anzahl hierher gehöriger Erscheinungen zusammengestellt, um wir würden, um diesem völlige Gerechtigkeit im Lobe wiederfahren lassen zu können, die künstliche Zersplitterung und naturwidrige Zusammenstellung abgerechnet, nur wünschen, daſs der Verfasser bei der Darstellung der Erscheinungen der Zeugung und Befruchtung bei den Pflanzen mit etwas mehr Umsicht und Urtheil verfahren wäre, da sich die verschiedenartigen Erscheinungen und Ansichten hierüber nicht so vereinigen lassen, als von ihm vorausgesezt ist. Ich kann mich jedoch in das Besondere dieser Erscheinungen nicht ohne umfassende Erörterungen, für die hier kein Raum ist, einlassen, und übergehe es um so mehr, als ich anderswo zu zeigen gedenke, daſs einerseits, ohne an eine geschlechtslose Samenbildung bei höheren Pflanzen zu glauben, und andererseits ohne Hochzeiten und ohne thierischen Geschlechtstrieb, durch welche man seit *Linné* die Geschlechtsverhältnisse bei den Pflanzen charakterisirt, sich eine dem Pflanzenleben überhaupt entsprechende Ansicht von der geschlechtlichen Fortpflanzung derselben gewinnen lasse.

Indem der Verfasser, um zulezt das Wesen der Zeugung zu entfalten, zuvor die verschiedenen Zeugungstheorien älterer und neuerer Naturforscher übersichtlich dargestellt hat; die Theorie der Epigenese oder wirkli-

Digitized by Google

chen Erzeugung und die Theorie der Praeexistenz oder Evolution von Keimen, die schon vor der Zeugung existirten, mit ihren verschiedenen Modificationen, — sucht er die verschiedenen Ansichten auf folgende Weise zu vereinen: „Wir finden, dafs jede einzelne etwas Wahres enthält; aber nur einen Theil der Wahrheit: es gibt eine Praeexistenz nämlich der Zeugungskraft, und eine Postformation nämlich der erscheinenden Frucht; der Eierstock zeugt aber nur, indem er die Bildung zur Zeugung steigert; es ist eine Präformation, aber nur des Typus, und eine Metamorphose, aber nur der Materie; die Syngenese enthält Wahrheit, insofern das Allgemeine, Ideelle ein Ursprüngliches ist, und die Epigenese ist wahr, insofern alles Besondere zu seiner Zeit entsteht; die Zeugung ist materiell, so weit die Kraft eines Substrats bedarf, und sie ist dynamisch, indem dem materiellen Wirken ein Ideelles zum Grunde liegt.“ (S. 572.)

Um zu erklären, wie der Verf. dieses meint, was er damit sagen will, ist zu wissen nöthig, dafs derselbe den Begriff der Kraft als eine innere Veränderung, einen inneren Zustand, ohne materielle Veränderung, verschieden von der Materie selbst (S. 560) darstellt. „Das Dynamische ist ein Allgemeines, Ideelles, welches das Materielle bestimmt; aber die Kräfte können verändert seyn, ohne dafs die Materie verändert wird.“ (S. 567.)

Bei dem Entstehen organischer Körper finde man eine Combination der Merkmale des Dynamischen und Materiellen, und es stelle sich in dem Erzeugten die Identität von innerer Thätigkeit (dynamisch) und äufserem Daseyn (materiell) dar (S. 576). Das Weib gibt nur den Stoff, den Körper der Frucht, der Mann hingegen die Kraft. Der Same wirkt dynamisch; aber die Befruchtung überhaupt ist ein dynamischer Hergang, und das Weib zeugt nicht durch *todten* Stoff, sondern durch lebendige Bildung desselben, die durch die männliche Einwirkung blofs angeregt werde. (S. 553. 564.)

In diesem Betracht wird nun die Zeugung mit der Schöpfung überhaupt für identisch gehalten, und der wahrhafte Grund aller Entstehung organischer Wesen kann nur in dem ideellen Princip des Weltganzen gesucht werden. (S. 577.) Hier erscheine der Magnetismus als der allgemeine Typus der freien, nicht an Materie gebundenen Urkräfte, durch Entfaltung von Gegensätzen, und die Electricität als Prototyp der Wechselwirkung dieser Gegensätze. (S. 530. 581.) Derselbe einige Weltgeist, der das Weltall erzeugt, erschafft in demselben Einzelnheiten, welche den Charakter des Ganzen an sich tragen, und so tritt ursprünglich das Leben auf Erden hervor in der Urzeugung. (S. 584.) Die Fortpflanzung und besonders die geschlechtslose Zeugung ist dem Wesen nach magnetische Entfaltung, und die geschlechtliche Zeugung ist eine electrische Wechselwirkung. (S. 587 — 590.) Die Geschlechtsliebe ist lebendige Electricität, die Begattung ist die in der Materialität durchgeführte Wechselwirkung. (S. 529.)

Zu dem, was ich bereits beim Eingange dieser Anzeige darüber gesagt habe, dafs es unrecht sei, jede einzelne und besondere Naturerscheinung, ohne sie für sich festzuhalten und zu zergliedern, sogleich auf die Einheit der ganzen Welt, auf die göttliche Urkraft, zurückzuführen, stelle ich nur noch die Frage, ob man die Gröfse der göttlichen Schöpfungskraft mehr dadurch ehre und erhebe, dafs man alles Einzelne, was sie schuf, unmittelbar von ihr selbst herleite, und an sich für völlig unselbstständig erkläre, oder dadurch, dafs man ihr die Macht beilegt, jedem besonderen Dinge die Kräfte zu verleihen, wodurch es für sich und durch sich bestehen kann. Nach meiner Ansicht wird der Schöpfer dadurch herabgewürdigt, und es ist zunächst der Beruf des Naturforschers, den Grund der selbstständigen Thätigkeiten eines Dinges zunächst in ihm selbst zu suchen, und *seine* Kräfte zu zergliedern, ohne unmittelbar zum Urquell alles Geschaffenen zurückzugehen.

Weiter aber genügt die Art und Weise, wie die Offenbarung der zeugenden Urkraft in den allgemeinen und einzelnen Zeugungen erklärt wird, durchaus nicht. Das Zeugende (die Kraft) und das Gezeugte (die Materie) bleiben ewig unbegriffen und äufserlich neben einander liegen, und indem man mit der dynamischen Erklärung recht in die Tiefe zu gehen denkt, bleibt man mit inhaltlosen Vergleichen, von denen kein einziger begriffen ist, ganz an der Oberfläche stehen. Nur die eine Frage, wie kommt die Kraft dazu die Materie in Bewegung zu setzen, mufs auf die Nichtigkeit solcher Vorstellungen hinweisen. Wenn man sagt, die Kraft ist da, aber wir wissen nicht, was sie ist, sie wird nur aus ihren Wirkungen erkannt, so ist das eben so viel gesagt, als dafs wir eben nur von der Erscheinung und von der Kraft nichts wissen können, und wozu spricht man denn von Dingen, von denen man nichts weifs, warum bleibt man nicht bei dem stehen, was man weifs, und warum sucht man das, was man weifs, durch etwas anderes, das man nicht weifs, zu

Digitized by Google

erklären? Was man Gesetze der Kraft nennt, das sind nur die Gesetze ihrer Wirkungen oder Erscheinungen, und von Gesetzen der Kraft wissen wir nichts. Die Wahrheit ist dieses, dafs jede Kraft etwas zusammengesetztes ist, das zergliedert und begriffen seyn will, und in diesem Betracht identisch mit den Ursachen der Wirkungen oder Erscheinungen. Wo man die Ursachen kennt, d. h. wo die Kraft zergliedert ist, da wird den Erscheinungen weiter keine Kraft beigelegt. Die Ursachen der Thätigkeit der materiellen Substanz liegen nun aber eben in den inneren Verhältnissen der thätigen Substanz selbst und nicht in etwas anderem aufser ihr, und somit gibt es keine Kraft ohne eine kräftige Substanz, und die Kraft ist das Resultat der thätigen concreten, materiellen Substanz. Eine abstracte, von der Materie verschiedene Kraft ist ein reines Unding, und es ist nicht einzusehen, wie diese Kraft, das allgemeine, ideelle, dynamische, wie es der Verfasser nennt, mit der ruhenden, unthätigen, besonderen Materie in Verbindung kommen soll. Diesen unendlichen Widerspruch hat auch Herr *Burdach* selbst gefühlt, indem er (S. 563) sagt: das Weib zeuge nicht durch todten Stoff, sondern durch lebendige Bildung desselben. Aber dann ist ja der lebendige Stoff schon in sich selbst kräftig, und wozu soll ihm die Kraft noch erst durch den Samen von aufsen mitgetheilt werden? Es gibt keine Materie ohne Kraft, und keine Kraft ohne Materie; aber die Art, wie die Materie kräftig d. h. thätig, und wie die Kraft materiell d. h. in der Erscheinung ist, das ist zu untersuchen; und dieses ist dem Verfasser nicht gelungen, indem er, ganz gegen den oben bezeichneten wahren Gang der Erfahrung, die lebendige zeugende Kraft mit den Kräften des allgemeinen Naturlebens: dem Magnetismus und der Electricität, für identisch erklärt. Es hätten eben die Unterschiede beider aufgezeigt werden müssen, die besonderen Qualitäten, wodurch sich die lebendigen zeugenden Kräfte von den magnetischen und electrischen unterscheiden, wenn der Verf. das Wesen der Zeugung hätte ergründen wollen. Wenn einmal, wie der Verf. sagt, das Wesen der magnetischen und electrischen Kräfte nicht begriffen ist, so nützt es ja zu gar nichts, eine unbegriffene Sache mit der anderen zu vergleichen; denn sie kann dadurch gar nicht erläutert werden. Zweitens aber beruht, wie gezeigt ist, auch das Wesen der Naturforschung darin, die Naturerscheinungen aus ihren eigenen inneren Verhältnissen zu begreifen, eben weil sie den unmittelbaren Grund ihrer Existenz in sich selbst, und nicht in etwas anderem aufser sich haben.

Es nützt weiter nichts, dafs (S. 591.) bemerkt wird, „die Zeugung ist ein dynamischer Hergang, bestehend in Wechselwirkung der polarisch entgegengesetzten Glieder eines Ganzen, und übergehend in einen chemischen Hergang der Bildung: sie erfolgt also nach dem Schema der Electricität oder durch eine lebendige Thätigkeit, welche nach den Gesetzen der Electricität vor sich geht. Wir behaupten also nicht, dafs dieselbe Electricität, welche wir mit unserm physicalischen Apparate entwickeln, das Wirksame dabei sei, da mittels derselben kein Ei befruchtet werden kann etc.“ Denn wenn nicht dieselbe physicalische Electricität bei der Zeugung wirksam ist, wenn der Verf. dieses wirklich erkannte, warum sind denn nicht eben die wesentlichen Unterschiede explicirt, wodurch sich die zeugende Electricität von der physicalischen unterscheidet? Auch ist diese Verschiedenheit darin wieder ganz aufgehoben, dafs es heifst: die Zeugung erfolgt durch eine lebendige Thätigkeit, welche nach den Gesetzen, dem Schema der Electricität, vor sich geht. Dafs dieses gerade nicht der Fall ist, dafs die Zeugung nicht nach den Gesetzen und dem Schema der Electricität, wie überhaupt keine lebendige Thätigkeit nach den Gesetzen der Electricität, vor sich gehen könne, hat der Verfasser selbst damit auf's Entschiedenste ausgesprochen, dafs bei der Electricität zwei dynamische Polaritäten anerkannt werden, aber bei der Zeugung nur das männliche dynamisch, das weibliche aber materiell wirken soll: das männliche soll die Kraft, das weibliche den Stoff geben. Wie pafst also hier der Vergleich mit den electrischen Gesetzen? Wenn aber alles Besondere an der Zeugung, wie an dem organischen Leben überhaupt, von der Electricität verschieden ist; nicht nach den Gesetzen, dem Schema der Electricität vor sich geht; — und um dieses zur klaren Anschauung zu bringen, darf man nur auf die reiche Summe der Erscheinungen hinblicken, welche der Verf. selbst in dem Abschnitt von der Modalität der Zeugung, von der Befruchtung, zusammengestellt hat; — so bleibt keine andere Analogie übrig als diese, dafs die geschlechtliche Zeugung in der Bildung von Mann und Weib, wie die Electricität in der Bildung der positiven und negativen Polaritäten, Gegensätze zeige, auf deren Vereinigung ihre Wirkung beruht; aber hierin hat denn die Electricität und die Zeugung nur das allen Thätigkeiten

Digitized by Google

in der ganzen geistigen und körperlichen Welt Gemeinsame, welche alle auf Gegensätze und deren Vereinigung beruhen; und so könnte man das ganze individuelle organische Leben mit seinen Gegensätzen von Geist und Körper, von Gehirn und Herz, thierischem und vegetativem Leben, Gefäfsen und Blut u. s. w. mit der Electricität vergleichen; oder, da man doch von den electrischen Kräften nichts wissen soll, so kann man auch umgekehrt die Electricität mit diesen organischen Gegensätzen vergleichen, und warum sollte ich in diesem Betracht nicht mit demselben Rechte sagen können: die electrischen Thätigkeiten gehen nach den Gesetzen der organischen Differenzen und Gegensätze vor sich, als man mir das Umgekehrte entgegnet? Die besonderen lebendigen Verhältnisse bei der Befruchtung, Begattung und der Zeugung überhaupt sind weit entfernt mit den besonderen Erscheinungen und Wirkungen der physicalischen Electricität übereinzustimmen: im Gegentheil, sie sind ihnen wie Lebendiges dem Todten entgegen. Das sieht man ja deutlich an ihren Wirkungen, indem die electrischen und galvanischen Polaritäten zu einem todten chemischen Producte verbrennen, aber die zeugenden Stoffe sich zu einem lebendigen Keim vereinen. Jene allgemeine Analogie kann also um so weniger nützen, als man darin einmal, indem man glaubt, das Wesen der Zeugung ergründet zu haben, einen Grund findet, die besonderen eigenthümlichen Qualitäten der Erscheinungen in der Zeugung nicht weiter zu zergliedern, und so also mit dem allgemeinen Vergleich an der Oberfläche so tief durchgreifender Thatsachen stehen bleibt, und zweitens weil, insofern man sich über die wahre innere Natur der electrischen Erscheinungen nicht verständigt, durch eine unklare und unbegriffene Erscheinung die andere durchaus nicht erläutert werden kann. Um nun aber zum Schlufs die Nothwendigkeit, den Grund der Erscheinungen des organischen Lebens durch erfahrungsmäfsige Analyse in ihnen selbst und nicht in etwas anderem zu suchen, noch fühlbarer und einsichtlicher zu machen, will ich noch auf eine andere Seite der physiologischen Betrachtung aufmerksam machen, nämlich auf ihren Zusammenhang mit dem handelnden Leben, mit der Praxis. Wie will sich die Physiologie von der himmlischen Höhe, auf welcher sie sich, von der Betrachtung jeder Einzelnheit ausgehend, bei der Betrachtung der Welterscheinungen in ihrem göttlichen Zusammenhange befindet, wieder zur Erde und zu dem einzelnen Gegenstande auf der irdischen Welt herniederbewegen, wenn es darauf ankommt, das kranke Leben zu begreifen und in Ordnung zu bringen? Kann man das gesunde Leben des organischen Körpers nicht aus ihm selbst, sondern nur aus seinem himmlischen Zusammenhange einsehen, so ist man mit dem kranken ganz in demselben Fall; denn die Krankheit ist nur aus dem gesunden Leben des kranken Theils zu begreifen und abzuleiten, und wollte hier die Theorie der Krankheit auf dieser, ins Ewige und Unendliche führenden Bahn der Physiologie diese begleiten und ihr folgen, dann müfste man nothwendig den wahren Grund der Krankheit wie der Gesundheit nur in dem göttlichen Urquell alles Lebens suchen, und die Aerzte würden ihre Arzneien mit dem Zauberstab vertauschen müssen, weil der dynamischen Krankheit auf keine materielle Weise beizukommen wäre.

Möchte sich darum doch die Physiologie auf eine gründliche und haltbare Weise, durch das, Eingangs bezeichnete Verfahren, wahrhaft erfahrungsgemäfs mit der Krankheitslehre, mit der Medicin überhaupt, befreunden; möchte sie den Zusammenhang aufzeigen, den das gesunde Leben mit dem kranken hat, anstatt sich in den Zusammenhang mit den Welterscheinungen zu verlieren; möchte sie die Wege kennen lernen, denen man folgen mufs, wenn man aus dem gesunden Leben das kranke einsehen und kennen lernen will: dann würden die Aerzte gewifs noch mehr die Nothwendigkeit einsehen, sich diese Wissenschaft zu eigen zu machen, nicht wie es leider jezt so häufig ist, die practische Medicin als ein grundloses Gebäude ohne die Physiologie aufführen, das in seine Bodenlosigkeit sogleich zusammensinkt, wie die Gränzen des maschinenmäfsigen Treibens überschritten werden, und ein freies vernünftiges, auf physiologischem Grunde beruhendes Handeln eintreten soll. Die Besseren unter ihnen hätten nicht nöthig, wie *Boerhaave*, *Stahl* und *Hoffmann*, bevor sie von der Krankheit sprechen, erst ein eigenes physiologisches System des Theils, von dem sie handeln wollen, vorauszuschicken, und so wie diese würden auch die übrigen einsehen, dafs keine wissenschaftliche und gründliche Ansicht der Krankheit zu gewinnen ist, wenn man nicht den wahren Grund der Gesundheit kennt.

Dr. C. H. Schultz.

Digitized by Google

XL.

1) *L. C. Richard, Comm. botanica de Conifereis (sic) et Cycadeis, opus posthum. ab Achill. Richard Filio ed.* Stutgard. sumt. Cottae. 1826 gr. 4. 27 B. 29 Kupfertaf.

2) *Sur la Formation de l'embryon dans les Graminées par Raspail, Annal. d. Scienc. naturell.* T. 4. p. 271. 422. T. 5. p. 287. 433. T. 6. p. 224. 304.

3) *De Graminibus unifloris et sesquifloris Diss. bot. Auct. C. B. Trinius.* Petrop. 1824. 8. 20 B. 5 Kpfr.

4) *Monandrian Plants of the order Scitamineae, by Will. Roscoe.* Lond. Fol. 80 Taf. jede mit einem halben Bogen Text. (Wird fortgesezt.)

5) *Beitrag zur Kenntniſs der natürlichen Familie d. Amarantaceen von Dr. v. Martius in Verhandl. d. Kais. Lepold. Carol. Akademie d. Naturforscher.* B. XIII. A. 1. S. 209.

Die Beschäftigung mit den natürlichen Ordnungen der Gewächse hat die Wissenschaft aus der bloſsen Untersheidung der Arten, worein sie ganz versunken war, herausgerissen. *Linné's* bequeme Bezeichnungsweise der Arten vermehrte die Freunde der Botanik, und erregte die Sammler, welches sich besonders in den Floren einzelner Gegenden zeigte, die ohne alle Rücksicht auf die geographische Vertheilung der Pflanzen, allein zur Erleichterung für Liebhaber, oder zur Ermunterung derselben dienen sollten. *Linné* verlangte zwar natürliche Gattungen (*genera*), aber eben weil die natürliche Ordnung auf alle Kennzeichen gegründet seyn soll, hielt er es noch nicht für möglich, diese in aller Vollständigkeit anzugeben, ja er hielt es vielleicht niemals für möglich, und verlangte daher nur den Blick des Meisters zur Unterscheidung der Gattungen, welcher in einem Gefühle die Mannigfaltigkeit der Gegenstände ergreift. *Willdenow*, der in sich das Talent zur Unterscheidung in einem hohen Grade fühlte, hielt sich auch zum Nachfolger *Linné's* für eine neue Ausgabe der *Species plantar.* (*T.* 1. 1797) berufen, und befestigte durch dieses weit verbreitete Werk die Botanik auf ihrem Standpunkte; genaue, scharfe Bestimmung der Arten, selten zutreffende Kennzeichen der willkürlich angenommenen Gattungen, und Nichtachtung aller Merkmale der Pflanzen, welche nicht für den Augenblick des Bedürfnisses, für die Bestimmung der Arten nothwendig gefunden wurden. Längst (1789) war das merkwürdige Werk von *Jussieu* über die natürlichen Ordnungen erschienen, aber sogar in Frankreich wurde im Anfange wenig darauf geachtet. Viele Jahre nach jener Erscheinung erregte dort die alte, wiederum erneuerte Haupteintheilung in *Akotyledones*, *Monokotyledones* und *Dikotyledones* die Aufmerksamkeit der Forscher. Man suchte die abweichenden Formen der Monokotyledonen auf die regelmäſsigen der Dikotyledonen zu bringen, und der Streit, welcher darüber entstand, besonders die Genauigkeit und der Scharfsinn eines Forschers, *Richard*, waren von nicht geringem Nutzen für die Wissenschaft. Man fing sogar an, Combinationen zu machen und Gesetze zu suchen; ein Verfahren, welches in jenem Lande und zu jenen Zeiten unter den Naturforschern keinesweges gewöhnlich war. Es ist auffallend, daſs man bei jenen Untersuchungen das Wesen des Gewächses nicht faſste, so nahe dem Forscher es auch lag; daſs nämlich das Gewächs nur eine wiederholte, stets wiederkehrende Erzeugung sei, daſs die Pflanze in einer beständigen Veränderung, in einem unaufhörlichen Streben zum Aendern und Aeuſsern, in einer stets zerfallenden Individualität sich befinde. Die Samenblätter oder Kotyledonen ernähren und säugen gleichsam den keimenden Embryo; die Blätter des Stammes haben in ihren Winkeln die Gemmen, lebendige Geburten der Pflanzen; aus dem Winkel oder der Achsel des Kelchblattes treten die männlichen Geschlechtstheile hervor, aus den Winkeln der Blumenblätter die Samen oder Eier der Pflanzen mit ihren Umhüllungen. Denn darum wechseln die Kelchblätter mit den Blumenblättern, damit auf jene die Staubfäden, auf diese die Samen treffen, wie die Knospe auf die Fläche des Blattes. Aber statt der einfachen Zurückführung auf den Grundriſs der Pflanze, möchte man sagen, war man zufrieden, gefunden zu haben, daſs jeder Theil der Pflanze ein verändertes Blatt darstelle, was *Linné* längst und weit folgereicher gesagt hatte, und man stritt sich über die Frage, wo der Kotyledon in den Monokotyledonen sei, woran sich bald die andere Frage knüpfte, ob man Polykotyledonen annehmen müsse. Diese leztere führte auf die Untersu-

Digitized by Google

chung der wenigen Pflanzen, welche mit mehrern Samenblättern keimen, auf die Untersuchung der Tannenarten und der Coniferen überhaupt, deren sonderbare Formen die Aufmerksamkeit der Pflanzenforscher schon früher auf sich gezogen hatten. *Mirbel* war auch hier der erste, welcher die Fructification derselben untersuchte, und er bewährte auch hier seine Untersuchungsart, er sah zu viel. Man wufste längst, dafs *Richard* an einem Werke über die Coniferen arbeite, und wer hätte es gewagt, mit diesem genauesten aller Untersucher, wenn es darauf ankommt, die Lage und Verknüpfung der Theile zu erforschen, sich in einen Wettkampf einzulassen, zumal da das Talent, Pflanzentheile durch Zeichnung darzustellen, niemand in einem so hohen Grade besafs, als er? Aber *Richard* war langsam in der Herausgabe seiner Werke, und auch hier übereilte der Tod den Alten, so dafs sein Sohn dieses Buch dem Publicum übergeben mufste. Und dieses ist auf eine glänzende Weise geschehen, auf sehr gutem Papier zierlich gedruckt, und die vortrefflichen Zeichnungen vortrefflich gestochen. Wir müssen uns freuen, dafs dieses Werk eines Ausländers in Deutschland erschienen ist. Die Anordnung ist von dem Sohne *Achill Richard*. — Zuerst eine kurze Uebersicht dessen, was über diese natürliche Ordnung geschehen ist. Dann eine genaue (lateinische) Beschreibung einzelner Arten aus dieser Ordnung mit Verweisung auf die Kupfertafeln; ferner eine Abhandlung über die Organe dieser Gewächse, die Charaktere der Gattungen, und endlich eine Erklärung der Kupfertafeln. Dafs hier kein Wort von der Anatomie dieser Pflanzen vorkommt, läfst sich erwarten, nichts von der merkwürdigen Erscheinung, welche schon längst in Deutschland zur Sprache gekommen ist, dafs die Spiralgefäfse in den Tannenarten und verwandten Bäumen äufserst klein und nur in den jungen Trieben sichtbar sind. So ist auch das, was von der Wurzel, dem Stamm und den Blättern gesagt worden ist, im höchsten Grade unbedeutend und gar oft ganz falsch. Es sollen die Blätter aufser dem mittlern Nerven keine Nebennerven haben; der Blattstiel möge wohl nur die verschmälerte Blattsubstanz ohne Gefäfsbündel seyn, Meinungen, welche durch einen Schnitt und eine mäfsige Vergröfserung widerlegt werden. Es wird hier wiederholt, dafs die büschelförmigen Blätter der Tannenarten nur Anfänge von Aesten sind, und wir wollen das zugeben, aber von dem merkwürdigen Unterschiede zwischen den Lerchenblättern und Tannenblättern wird nichts gesagt, da doch an jenen die Zahl der Blätter unbestimmt, an diesen bestimmt ist, so dafs sie zusammengelegt eine vollständige Stammscheide bilden. Ein aufmerksamer Blick würde dem sonst sehr genauen Beobachter gezeigt haben, dafs die Blätter der Gattung *Picea*, ungeachtet sie einzeln scheinen, aus zwei bis vier Blättern zusammengewachsen, und folglich von den Tannenblättern im Wesentlichen nicht verschieden sind. Desto genauer ist die Untersuchung der Blüthen. *Linné* hatte von der Blüthe der Tannen einen falschen Begriff; er sah das Kätzchen für eine einzelne Blüthe an, und schrieb dieser zusammengewachsene Staubfäden zu — eine so grundlose Meinung, dafs es nur eines flüchtigen Blickes bedarf, um an manchen Tannenarten, z. B. *Pinus Taeda*, die grofsen Schuppen zu sehen, woran die Staubbeutel gewachsen sind, wozu noch die auffallende Aehnlichkeit mit den Kätzchen der Amentaceen kommt. Aber ungeachtet *Jussieu* längst den wahren Bau gezeigt hatte, so behielten doch fast alle deutschen botanischen Schriften, von *Willdenow's Spec. plant.* an bis auf die neuesten Floren, jene naturwidrige Darstellung. Hier ist nun die ganze Folge von den einzelnen nackten Antheren an *Podocarpus* bis zur grofsen, viele Antheren tragenden Schuppe an *Dammara* deutlich vorgestellt. Vorzüglich aber ist die Entwickelung der weiblichen Blüthe und Frucht auf eine vortreffliche Weise gegeben worden. Es gilt hier vorzüglich einem merkwürdigen Theile, der den Samen zunächst umgibt, am *Juniperus*, *Thuja*, *Cupressus*, *Callitris*, *Belis*, *Araucaria* nur unten damit verwachsen ist, am *Podocarpus*, *Salisburia*, *Ephedra*, *Abies* mit der ganzen untern Hälfte, an *Taxus*, *Pinus* gröfstentheils, so dafs nur die Spitze getrennt erscheint, die sich an *Ephedra* in eine lange, über dem Samen hervorstehende Röhre verlängert, an *Pinus* in zwei lange mit Glandeln besetzte Spitzen ausläuft, an *Araucaria* hingegen kaum über den Stamm hervortritt. Man kannte ihn längst an *Ephedra*, und betrachtete ihn als einen Griffel, indem man nicht auf die Höhlung sah; *Schkuhr* entdeckte die Spitzen an *Pinus* und hielt die für die Narben, auch *Salisbury*, der sie, lange nach *Schkuhr*, von Neuem glaubte entdeckt zu haben. *Richard* nennt diesen Theil einen Kelch (*calyx*); es sei kein Griffel vorhanden, und statt der Narbe diene die Spitze des Samens, um den befruchtenden Staub aufzunehmen, wo er Glandeln bemerkt haben will, selbst einen dem Griffel ähnlichen Fortsatz.

Digitized by Google

Aber die Sache ist noch zweifelhaft. Der Kelch, als das hangende und nährende Blatt der Blüthe, entwickelt sich früher als dieselbe, hier trifft die Entwickelung völlig mit dem Samen zusammen. Eher ein *perigynium*, wie an *Carex* und andern. Die langen Spitzen am *Pinus* scheinen wirklich zur Befruchtung zu dienen; zwei lange, mit Glandeln besetzte Spitzen sind am Kelch der Form und Zahl nach ungewöhnlich, und schwer würde der befruchtende Staub durch die kleine Oeffnung des Kelches zum Samen, überdiefs umgekehrten Samen gelangen. Die Gefäfse des Griffels laufen immer im Umfange zum Fruchtbehälter herab; seine Mitte ist Zellgewebe, und könnte wohl, wie im Mark, zu einer völligen Höhlung zerfallen, die man überdiefs an manchen Griffeln bis fast zum Fruchtbehälter antrifft. Was *Richard* von der glandulosen Spitze des Samens sagt, scheint mir zweifelhaft. So wäre also diese Umgebung ein *pericarpium*, hätte wenigstens die Function desselben. Unwahrscheinlich scheint mir *R. Browns* Meinung, welcher den Samen der Coniferen für nackt hält, und diesen Theil für die äufsere Umgebung, die *testa*, wo dann die Abweichung von der gewöhnlichen Form noch viel gröfser wäre, als wenn man ihn für ein *pericarpium* hält.

Dafs der Verf. die Pflanzen dieser Ordnung, welche mit mehrern Blättern keimen, für wirkliche Polykotyledonen hält, nicht, wie *Jussieu*, für entstellte Dikotyledonen, dafs er die alte Eintheilung der Gewächse nach den Samenblättern verläfst, und die Coniferen *Synorhiziae* nennt, weil der Embryo am untern Theil mit dem Eiweifs verwachsen ist, kennen wir bereits aus den ältern Schriften des Verf., der hier auch von diesen Meinungen nicht abgegangen ist. Wir wollen zulezt noch die Namen der Gattungen kurz angeben, welche der Verf. hieher rechnet und beschreibt, als Uebersicht des Ganzen. S. 1. *Taxineae*; *Podocarpus*, *Dacrydium*, *Phyllocladus* (*Podocarpus asplenifolia*), *Taxus*, *Salisburia*, *Ephedra*. S. 2. *Cupressineae* (*Cupressinae*); *Juniperus*, *Thuja*, *Callitris* (*Thuja articulata*); *Cupressus*, *Taxodium* (*Cupressus disticha*). S. 3. *Abietineae* (*Abietinae*); *Pinus*, *Abies*, *Cunninghamia* (*Pinus lanceolata*, *Belis Salisb.*), *Agathis* (*Pinus Dammara*, *Dammara*), *Araucaria*. — Die *Cyondeae*, wozu nur die beiden Gattungen *Cycas* und *Zamia* gehören, stellt der Verf. wegen der Aehnlichkeit der Frucht den Coniferen nahe. Er entdeckte an ihnen einen ähnlichen, den Samen einschliefsenden Theil, wie an den Coniferen, welchen er auch hier Kelch nannte. Die genaue und vortreffliche Beschreibung der Blüthen und Fruchttheile dieser Pflanzen, welche bisher nur oberflächlich untersucht waren, ist ein schätzbarer Beitrag zur Pflanzenkunde. Das Gesetz der Bildungen tritt hier auf eine deutliche Weise hervor. Die innere Bildung des Stammes, der Bau und die Bildung der Blätter stellt die Cycadeen den Palmen sehr nahe, und dahin brachten sie auch die meisten Botaniker. Aber schon in der Palmenform durchläuft die Blüthe eine Reihe von mehr oder weniger entwickelten Gestalten, und noch mehr die Frucht, deren Mannichfaltigkeit dort sehr grofs ist. Hier trifft die Blüthen- und Fruchtbildung der Coniferen mit einem Palmenstamme zusammen. Dieses Zusammentreffen hat die Blätter darin den Coniferen genähert, dafs mehrere um den Stamm stehen, nicht eines derselben, wie an den Palmen, den Stamm umgibt, und besonders dafs der Embryo sich mehr entwickelt hat, indem er zwei Kotyledonen, aber verwachsen und nur an der Spitze getrennt, deutlich zeigt. Wir sehen also, dafs, indem ein Theil beständig bleibt, die andern Reihen von verschiedenen Gestaltungen durchlaufen, dafs aber bei diesem Zusammentreffen verschiedener Formen, ein Theil auf den anderen wirkend ihn zu höherer Entwickelung hebt.

2) Eine natürliche Ordnung, zu deren Untersuchung ebenfalls die Frage nach den Monokotyledonen und Dikotyledonen reizte, ist die der *Gräser*. Nachdem der Streit zwischen *Mirbel* und *Richard* über den Kotyledon der Gräser, und über die Deutung des Theiles, welchen *Gärtner vitellus* oder *scutellum* nannte, unentschieden geblieben war, aus dem einfachen Grunde, weil er zu den Wortstreiten gehörte, ungeachtet er vortreffliche Untersuchungen veranlafste, tritt Hr. *Raspail* wiederum mit einer neuen Lösung der Frage und mit einer ganz neuen Theorie dieser natürlichen Ordnung auf. Er greift eine Bemerkung heraus und stellt sie willkürlich an die Spitze, um daraus seine Folgerungen abzuleiten. Die Beschaffenheit der inneren Blumenklappe war schon einmal zur Frage gekommen; *R. Brown* hatte darauf geachtet, dafs sich darin nur zwei Nerven an den Seiten, und keiner in der Mitte befinden, wie es sonst gewöhnlich ist, und hatte die Vermuthung geäufsert, dafs diese innere Blumenklappe eben deswegen aus zwei Theilen bestehen und die beiden Blumenblätter vorstellen möge, um mit der äufseren Klappe die den Monokotyledonen eigene dreiblätterige Blume zu bilden. *Turpin* hatte dagegen gezeigt, dafs diese Blumenklappe mit der inneren Scheide der

Digitized by Google

Aeste in vielen Monokotyledonen, dem Baue nach, sehr übereinstimme, wo doch an keine Blume zu denken sei. Auch gehöre die innere Klappe nicht mit der äufsern *au même axe*, d. h. zu derselben Gemme. Der Mangel des mittlern Nerven, sagt er, rührt, wie auch *Cassini* bemerkt hat, von dem Drucke des anliegenden Stammes, oder in der Blüthe von dem Drucke des in der Regel anliegenden Stielchens her, welches das folgende Blüthchen trägt. Nein, sagt *Raspail*, dieser Stiel ist der mittlere Nerve selbst, welcher sich von dem Häutigen des Blattes gesondert hat. Mit diesem Talisman durchwandert er die Theile des Grases und findet überall den mittlern Nerven der blattartigen Theile zum bedeutenden Organe getrennt. Wollt ihr wissen, spricht er, was jene räthselhafte schildförmige Ausdehnung unter dem Embryo ist, welchen *Gärtner* zum *vitellus* rechnete? Es ist die blattartige Ausdehnung, welche stehen geblieben ist, nachdem sich der mittlere Nerve als Embryo gesondert hat. Die Wirkung der Befruchtung ist keine andere, als den Embryo von seinem Blatte zu sondern. Die kleinen Schuppen in der Blüthe, welche *Linné* Nectarien nannte, welche andere für die *corolla* ansehen, sind die Blätter, von welchen sich die Staubfäden, als ihre mittlern Nerven, getrennt haben. Er bauet nun darauf sein System, er theilt die Gräser in solche, deren innere Blumenklappe die Nerven in gerader Anzahl, also keinen Mittelnerven, und deren innere Blumenklappe die Nerven in ungerader Anzahl hat. Der leztern sind nur sehr wenige. Hätte *Raspail* nur die Anatomie der Pflanze zu Hülfe genommen, so würde er sogleich gesehen haben, wie falsch seine Ansicht ist. Er nehme den Blüthenstiel oder die Spindel des Aehrchens, welche der innern Klappe anliegt, und der getrennte Nerve seyn soll, und untersuche sie genauer. Er wird wenigstens drei Gefäfsbündel — und die Nerven sind nur Gefäfsbündel — finden, zwei auf der anliegenden Seite, und zwar den beiden Nerven der anliegenden Blüthenklappe fast gegenüber, den dritten auf der abgekehrten Seite. Woher kommen nun die beiden Nerven in die Spindel, warum ist der mittlere Nerve nach der abgekehrten Seite gewendet? Es soll ja nur ein Nerve seyn, der sich von seinem Blatte getrennt hat. Eben so ist es mit den Schuppen in der Blume. Die Staubfäden stehen mit ihnen wechselnd, was auch der Verf. sagen mag, und so können sie nicht davon getrennte Nerven seyn. Die Classification ist nicht besser. Die Unterabtheilungen bestimmt er durch *Stigmata sparsa* und *disticha*. Willkürlich nennt er *stigmata* die Haare, welche statt der Papillen hier stehen, wodurch sonst die *stigmata* charakterisirt werden, aber nicht selbst *stigmata* sind. Das mag seyn. Aber sie sitzen immer zerstreut, und nur, wenn sie sehr lang sind, legen sie sich nach zwei Seiten. Wahrlich ein unbedeutender Unterschied. Die Kennzeichen der Gattungen sind von den Schuppen der Blüthe, deren Form in nahestehenden Arten oft verschieden ist, und an denen er sogar den Eindruck des losgerissenen Staubfadens sucht, den Nerven und solchen Gestalten willkürlich hergenommen. Daher kommen unter Eine Gattung so verschiedene Formen zusammen, dafs er wohl keine Nachfolger zu hoffen hat, wenn auch vor jedem Gattungskennzeichen das pomphafte: *Organisation physiologique* steht. Auch gibt er uns eine neue Theorie von der Bildung des Stärkmehls. Jedes Korn soll aus einem Häutchen bestehen, worin sich eine Flüssigkeit befindet, welche sich durch Jod blau färbt, woran bekanntlich die Gegenwart des Stärkmehls erkannt wird. Ich habe nach seiner Vorschrift die Stärkmehlkörner in einer Säure aufgelöst, und zwar in einer sehr schwachen, dann Wasser hinzugegossen, habe aber niemals durch sehr gute Vergröfserungsgläser die Häutchen wahrgenommen, welche er will gesehen haben. Alles erschien aufgelöst, nur dafs zuweilen noch nicht aufgelöste Körner übrig waren. Wenn der Verf. von zerriebenen Stärkmehlkörnern redet, so hat er ohne Zweifel die häufig damit vermengten Ueberbleibsel der Zellenhäute dafür gehalten.

3) Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, der Arbeiten eines Deutschen über die Gräser zu erwähnen, wenn gleich die Forschung der lezten schon in 1824 fällt. Hr. *Trinius* beschäftigt sich vorzüglich mit den Gräsern; er liefs zuerst *Fundamenta Agrostographiae*, nämlich Charaktere der Gattungen nach *R. Brown* und *Beauvois* drucken, dann gab er seinen brauchbaren *Clavis Agrostographiae antiquioris*, und nun die *Diss. de Graminibus unifloris et sesquifloris* heraus. Sie enthält eine kurze Charakteristik aller ihm bekannt gewordenen (und kaum ist etwas des Beschriebenen ihm entgangen) Grasarten mit einblüthigen Aehrchen, oder Aehrchen, in welchen die Andeutung einer zweiten Blüthe ist, zweckmäfsig in Gattungen vertheilt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 105. u. 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1827.

1) *L. C. Richard, Comm. botanica de Conifereis (sic) et Cycadeis, opus posthum.*

2) *Sur la Formation de l'embryon dans les Graminées par Raspail.*

3) *De Graminibus unifloris et sesquifloris. Diss. bot. Auct. C. B. Trinius.*

4) *Monandrian Plants of the order Scitamineae, by Will. Roscoe.*

5) *Beitrag zur Kenntniſs der natürlichen Familie d. Amarantaceen von Dr. v. Martius.*

(Beschluſs.)

Wir möchten nur über Kleinigkeiten mit dem Verf. streiten, z. B. warum er die von *Brown* vortrefflich charakterisirte Gattung *Sporobolus* unter *Vilfa* gebracht, warum er die Gattungen *Muehlenbergia*, *Cinna* mit *Podosemum*, warum er *Cynodon* und *Rhabdochloa* mit *Chloris* vereinigt, und unter *Entriana* viele zusammengeworfen hat. Denn bei solchen Vereinigungen möchten auch manche seiner Gattungen, z. B., *Lachnagrostis*, *Anemagrostis*, *Chilochloa*, selbst *Vilfa* wegfallen. Aber wir haben es hier mit dem Ganzen zu thun, mit dem Begriffe welchen der Verf. von einem Grase, von der Pflanze überhaupt hat. Als Musterbildung eines Grases stellt er *Epiphystis*, ein merkwürdiges Gras aus Brasilien, auf, dessen Aehre aus übereinander gestellten Blüthen ohne alle Spindel besteht. Der Verf. zeigt, wie die einzelnen Absätze des Stammes hier in Blüthen übergegangen sind, und zieht daraus manche Folgerungen. Wir gehen darauf zurück, was im Anfange gesagt wurde, daſs die Pflanze ein beständiger Zeugungsproceſs sei, daſs sie nur aus Knospen bestehe und Blättern, welche die Knospen nähren. Der Stamm ist die Verlängerung der Knospen, der Träger neuer Blätter und Knospen, jedes Glied desselben ist die Verlängerung einer und derselben Knospe. Mit der Blüthe endigt sich die Knospe, sie ist in viele zerfallen. Wie soll nun also eine Blüthe über der andern stehen, wie soll die ganze Aehre nur aus Blüthen ohne Spindel bestehen? Eine solche Bildung findet nicht statt, und kann nicht statt finden. Aber die Sache ist klar; in *Epiphystis* ist die innere Blumenklappe an der Spindel angewachsen, und so scheint es, als ob jedes Glied sich in eine Blüthe ausgebreitet habe. Alle Blüthen einer Aehre sind Seitenknospen, Seitenäste, können keine andern seyn als solche, denn mit der Blüthe endet sich der Ast, zerfällt in Staubbeutel und Samen, und treibt nicht weiter. Wenn daher der Verf., indem er die verschiedenen Blüthenstände, höchst wichtige Kennzeichen der Gräser, scharfsinnig unterscheidet, *caduceus* im Gegensatze von *spica* dadurch bezeichnet, daſs an jenem die Blüthen aus der Spitze des Gliedes hervorkommen, welches daher über der Blüthe sich löst, an dieser hingegen die Blüthen an der Basis hervortreten, und daher auch das Glied sich unter der Blüthe löst, so kann ich dieses mit der Natur nicht vereinigen. Denn auſser der lezten Blüthe oder dem lezten Aehrchen ist jede Blüthe eine Seitenblüthe, und kann nicht anders als an der Seite des Gliedes an der Basis hervorkommen, da, wo der Blattwinkel wäre, wenn das Blatt oder eine Bractee sich entwickelt hätte. Das Ablösen des Gliedes ist eine besondere Erscheinung, welche mit der Art, wie das Hervorbrechen geschieht, nicht unmittelbar zusammenhängt. An allen Staudengewächsen, allen jährigen Pflanzen, und, wie es scheint, allen Gräsern entspringt eine Reihe von Gliedern auf einmal, dehnt sich nachher nur aus und trennt sich in Seitenäste; an den Bäumen und Sträuchern entsteht nur an der Spitze jährlich ein Ast, dessen Blätter in den Winkeln die Knospen, die Anlagen künftiger Aeste, tragen, auſser wenn eine Blüthe erscheint, wo, wie *Linné* in seiner *Prolepsis plantarum* schon sinnvoll aussprach, die Zweige künftiger Jahre anticipirt und geendet werden. Der Verf. macht aus ähnlichen Miſsverständnissen eine nicht richtige Abtheilung zwischen ein-

Digitized by Google

blüthigen und anderthalbblüthigen Gräsern. Jene haben nach ihm unter der Blüthe keinen Vorsprung (*callus*), diese wohl als Andeutung einer zweiten Blüthe. Dafs diese Andeutung wirklich vorhanden ist, sobald aus diesem Vorsprung ein Stielchen hervortritt, läfst sich nicht bezweifeln, aber eine blofse Anschwellung sagt nichts, denn die Knoten der Gräser sind mehr oder weniger, zuweilen auch gar nicht angeschwollen, und immer mufs sich unter der Blüthe ein Knoten befinden, mag er durch eine Anschwellung deutlich seyn oder nicht. Dennoch bleibt diese Anschwellung ein guter Gattungscharakter, und wir können nur wünschen, dafs der Verf. fortfahren möge, die Gräser so zu bearbeiten, wie er mit dieser Abtheilung den Anfang gemacht hat. Wir wünschen dieses eben so sehr, als wir nicht wünschen können, dafs Hr. *Raspail* fortfahren möge, seine lockern Theorieen auszuspinnen.

4) Die *Scitamineae* sind schönblühende, bis auf einige wenige Arten, tropische Gewächse, deren Kenntnifs auf mancherlei Weise erschwert wird, so sehr sie auch immer gewünscht würde, da sich unter ihnen viele nutzbare Pflanzen, Ingber, Cardamomen, Curcuma u. v. a. befinden. Sie haben, wie die meisten Pflanzen, deren Blüthen auf dem Fruchtknoten stehen, zarte Blumen; die Gefäfsbündel oder Nerven zertheilen sich nämlich schon um den Fruchtknoten, und treten mit dieser Zertheilung in die Blüthentheile, wo sie durch fortgesezte Theilung das zarte Gewebe der Blumen bilden. Beim Trocknen schrumpfen daher die Blumen so zusammen, dafs sie gar nicht kenntlich sind. Alle Scitamineen, welche *Humboldt* in Süd-Amerika fand, sind auf diese Weise für unsere Kenntnisse verloren gegangen; auch die, welche sich von jenen Sammlungen im *Willdenow*'schen Herbarium befinden, lassen sich nicht mehr deutlich erkennen. Es bleibt also nichts übrig, als auf der Stelle Beschreibungen zu machen, und dieses leistete der Dänische Missionär *König* in Ostindien schon in den Jahren 1778 und 1779 auf eine solche Weise, dafs nichts mehr zu wünschen übrig bleibt, als, der Verf. möge seine Beschreibungen kürzer gemacht haben. Sie wurden im Jahre 1783 von *Retzius* bekannt gemacht. Die ganze Grundlage unserer jetzigen Kenntnisse liegt in jenen Beschreibungen, und wir wollen es dahin gestellt seyn lassen, ob *Roscoe* seine Bestimmungen der Gattungen von *König* genommen hat, oder selbst darauf gekommen ist. Durch die unglückliche *Linné*'sche Annahme eines Nektariums, von dem man nicht weifs, was es ist, wurden die gewöhnlichen Beschreibungen unverständlich. *Willdenow* verdient den Vorwurf, dafs er in dem *Spec. plant.* gar nicht auf *König's* Beschreibungen, die er doch anführte, Rücksicht nahm, und noch mehr, dafs er in der spät erschienenen *Enumer. plant. hort. berol.* in der Hauptsache keine Aenderungen machte. Die Mannichfaltigkeit der Blumenabtheilungen hat *König*, wenigstens für die eine Unterordnung *Alpiniaceae*, geschickt in die äufsere Mündung, welche immer dreitheilig ist, und in die innere, welche sehr verschieden sich zeigt, eingetheilt; die Gattungen hat er nach dem blumenähnlichen Staubfaden vorzüglich bestimmt, ohne jedoch die innere Mündung ganz zu vernachläfsigen. *Roscoe* ist ihm überhaupt gefolgt, nur sieht er ausschliefslich auf den Staubfaden. Ein anderes Mittel zur Kenntnifs dieser Pflanzen bieten die botanischen Gärten dar. Aber diese Gewächse sind schwer zu ziehen; sie blühen selten in unseren Gewächhäusern, und noch seltener tragen sie Früchte, weil sie in der Heimat meistens in feuchten, erstickend heifsen Wäldern wachsen, und überdiefs in der nassen und heifsen Jahrszeit blühen. Der botanische Garten zu Liverpool hat unstreitig die gröfste Sammlung dieser Pflanzen in Europa; nach ihm dürfte sogleich der hiesige botanische Garten kommen. *Roscoe* hat dort Gelegenheit gehabt, sich die Kenntnifs dieser Gewächse zu erwerben; er lieferte zuerst im 8ten Bande der *Transact. of the Linnean Society* eine Uebersicht dieser natürlichen Ordnung, und jezt erhalten wir das vorliegende Werk. Die Abbildungen durch Steindruck sind sehr gut, mit sorgfältiger Darstellung der einzelnen Theile; die Beschreibungen zeichnen sich durch Zweckmäfsigkeit aus, sie enthalten in der Kürze das Nothwendige zur Erkennung der Pflanze. Die Ordnung der *Scitamineae* ist sehr natürlich, der Staubfaden hat sich erweitert, und ist blumenblattartig geworden; eine Aehnlichkeit mit der monstros gefüllten Blume. Man kann es als eine Regel annehmen, dafs da, wo die Monstrosität wieder natürlich wird, die ganze Pflanzenform scharf gesondert hervortritt, und bestimmte Ordnungen macht. In den *Alpiniaceis* ist der Staubfaden allein von der Veränderung ergriffen; er umfafst blumenblattartig den fadenförmigen Staubweg, die gesonderten, an dem Rande befindlichen Staubbeutel wiederum nähernd. Die hier abgebildeten Arten, Eine ausgenommen, sind alle ostindisch; die in den lezten Jahren sehr vermehrte Gattung *Hedychium*, häufig in den Wäldern am Fufse der Gebirge, in Nepal zeichnet sich durch Schönheit vorzüglich aus.

Digitized by Google

Viele der abgebildeten sind schon von *Roxburgh* in dessen vortrefflicher *Flora indica* sehr genau beschrieben; hin und wieder bemerke ich räthselhafte Abweichungen von *Roxburgh's* Beschreibung, z. B. bei *Zingiber Cassumunar*. Die andere Abtheilung der *Scitamineae*, die *Maranthaceae*, besonders die Gattung *Marantha* ist weit schwieriger abzuhandeln; die Veränderung hat hier auch den Staubweg ergriffen, der unten mit der Blume verwachsen — ein seltener Fall im Gewächsreiche — sich oben auf eine mannichfaltige Weise den Staubfäden zukehrt, da er in den Alpiniaceen vom Staubfaden umgeben wird. *Roscoe* theilt die Gattung *Marantha* in *Thalia*, bezeichnet durch den Anhang der Narbe, *Phrynium*, bezeichnet durch die dreilappige Narbe, und *Marantha*, bezeichnet durch die abgestumpfte Narbe. Aber dieses erschöpft die Mannichfaltigkeit der Gestalten dieses Theils keinesweges, und es ist sehr zu zweifeln, ob diese Eintheilung so bleiben könne. Es sind hier ziemlich viele Arten, auch Amerikanische abgebildet worden. Die Gattung *Canna* hat endlich die geringste Veränderung erlitten; der Staubfaden ist zwar erweitert, aber nur um die Hälfte, auch hat er nur einen halben Staubbeutel; der Staubweg, zwar unten an die Blumen gewachsen, ist oben nur von lanzetförmiger, einfacher Gestalt. Diese Pflanzen gehen am weitesten über die Wendezirkel und hinaus, und werden daher in unsern Gärten schon seit langer Zeit und häufig gezogen. Die Arten kommen meistens aus Brasilien, sind in grofser Menge, aber wenig von einander verschieden, und wir verdanken die genaue Auseinandersetzung derselben dem Verfasser, der in dem vorliegenden Werke die Abbildung von 16 Arten und 5 Abarten geliefert hat.

5) Nachdem der Verf. die allgemeinen Kennzeichen der Amarantaceen auseinander gesezt hat, gibt er eine Charakteristik der Gattungen dieser natürlichen Ordnung, worunter viele neue, und ein Verzeichnifs der dazu gehörenden Arten, nebst vollständigen Beschreibungen vieler noch nicht gekannten. Wir dürfen nur die Pflanzenkenner auf diesen höchst wichtigen Beitrag zur botanischen Systematik aufmerksam machen. In der Einleitung werden die Kennzeichen, welche die Amarantaceen charakterisiren, genau und scharfsinnig betrachtet. Es gehört zuerst dazu das Geschlecht; sie sind nämlich in der Regel Zwitter, selten findet sich bei ihnen Diklinie, und setzen wir mit einem Worte hinzu, immer nur *diclinia spuria*. Gegen die gewöhnliche Darstellung, nach welcher diese Pflanzen in der Regel drei Bracteen und einen fünfblättrigen Kelch haben sollen, nimmt der Verf. eine Bractee, zwei Kelchblätter und fünf Blumenblätter an. Wir können dem Verf. hierin nicht ganz beistimmen. Der wahre, von *Linné* schon tief aufgefafste Unterschied dieser Theile liegt darin, dafs Kelch und Blume (*corolla*) zu einer Gemme, die Bractee aber zu einer andern Gemme gehört. Wir erkennen dieses an dem Wechsel der Staubfäden mit den Blumenblättern oder den Abtheilungen der Blume, da sie hingegen den Kelchabtheilungen entgegen stehen. Dieses ist hier der Fall, wenn fünf Staubfäden vorhanden sind; wenn mehrere, nämlich fünf unfruchtbbare, gilt es von der äufseren Reihe. Ja ich finde die beiden Kelchblätter, wie sie der Verfasser nennt, oft sehr von einander getrennt, ja an den monstrosen Celosien oft auf den Stamm geschoben, welches Kelchblättern nie geschehen würde. Der Kranz, womit die Staubfäden verbunden sind, scheint vielmehr die wahre Blume zu seyn, ohne dafs wir darum auf den perigynischen Charakter den Werth legen wollen, welchen *Jussieu* darauf legte. Das Hauptkennzeichen der Ordnung besteht allerdings im *utriculus* der Frucht. Die Andeutungen, welche der Verf. übrigens in dieser Einleitung gibt, haben wir mit Vergnügen gelesen, und wünschen ihnen noch mehr Ausführung; es gehört nun einmal zum Recensentengeschäfte, das umständlicher anzuführen, worin man nicht beistimmt. Zulezt bitten wir den Verf. die Gattungsnamen nach Chemikern u. s. w. aufzugeben. Schlimm genug, dafs man es den Botanikern angewöhnt hat, eine Gattung nach ihrem Namen zu nennen, wenn sie auch nur ein unbedeutendes Schriftchen geschrieben haben. Eher kann man es sich gefallen lassen, dafs eine Art gewöhnlich dann nur nach dem Entdecker genannt wird, wenn er ihr einen falschen Namen gegeben hat, es ist ein *memento erroris*. In *Humboldt's* und *Kunth's Nov. gen. et spec.* ist der üble Anfang gemacht worden, Pflanzen nach Chemikern und Mineralogen zu benennen. Es werden die Aerzte kommen, die Künstler aller Art, vorzüglich die Architekten wegen der Akanthusblätter, die Theologen, welche von den Wundern der Natur reden, vielleicht gar die Juristen, endlich wird der ganze Mefskatalog ins botanische System übergehen.

Link.

Digitized by Google

XLI.

Ornithorhynchi paradoxi descriptio anatomica auctore Joanne Friderico Meckelio. — Accedunt tabulae aeneae VIII. Lipsiae apud Gerhardum Fleischerum 1826. Fol. maj. pag. 63.

Es gibt Recensionen, welche zum Besten des Verfassers geschrieben werden; es gibt andere, welche allein zum Nutzen des Publicums verfafst werden. Die erstern sind nöthig, wenn es darauf ankommt, einen Autor durch besonnenes Urtheil und gröfsere Kenntnifs zurecht zu weisen, ihn bei Arbeiten, welche nur durch Mitwirken Mehrerer zur Reife kommen können, in seinen eigenen Zwecken zu fördern, auch wohl einen jungen talentvollen Verfasser dem Publicum zu empfehlen. Die andern werden erfordert, wenn Meisterwerke vorliegen, zu deren Studium die Gelehrten-Republik ihres eigenen Bestens halber ermuntert werden mufs, Werke, welche denjenigen erklärt und ihrem wesentlichen Inhalte nach bekannt gemacht werden müssen, welche die Gelegenheit nicht haben, sie selbst zu genauerer Betrachtung vorzunehmen. — Das vorliegende Werk kann, wie leicht zu erachten, nur zu einer Anzeige der lezterwähnten Art Veranlassung geben, und Rec. macht es sich daher zur Pflicht, den Inhalt desselben, mit vorzüglicher Hinsicht auf die Gegenstände von allgemeinerem Interesse, darzulegen. Es scheint diefs um so angemessener, da der Gegenstand von *Meckel's* trefflicher Arbeit ein Thier ist, dessen Sonderbarkeit die Aufmerksamkeit auch derjenigen auf sich gezogen hat, welche, ohne sich mit Naturwissenschaften im Einzelnen zu beschäftigen, doch jenes Interesse für Naturerscheinungen lebendig erhalten haben, ohne welches überhaupt nie eine wahrhaft menschliche Geistesbildung gedacht werden kann.

Da gegenwärtige Blätter übrigens gerade einem gröfseren wissenschaftlich gebildeten Publicum bestimmt sind, so wird es nicht unnütz seyn, von der Auffindung und dem Vorkommen des Thieres, welches Gegenstand dieser Abhandlung ist, einige einleitende Bemerkungen vorausgehen zu lassen.

Das *Schnabelthier* (*Ornithorhynchus*) verdanken wir bekanntlich jenem sonderbaren Festlande Australiens, welches zuerst von Portugiesen gesehen, vor 212 Jahren von den Holländern wieder aufgefunden, seit dieser Entdeckung, insonderheit aber seit den leztverflossenen 5 Decennien, wo die Thätigkeit der Britten eine wichtige Colonie dort begründete, die Aufmerksamkeit der Naturforscher und Staatsmänner in gleichem Maafse in Anspruch genommen hat. — Liest man nur das treffliche Reise-Werk des zu früh verstorbenen *Perron*, so erkennt man, wie Neuholland, in naturwissenschaftlicher Hinsicht, fast durchgehends eben so paradox erscheint, als etwa der Saturn mit seinem wunderbaren Ringe im Bereiche der Astronomie. — Vielfältige Bäume ohne irgend geniefsbare Früchte, ja zuweilen mit Blattstielen statt wirklicher Blätter belaubt, ungewöhnlicher Mangel an Flüssen bei einem gebirgigen, reichlich bewaldeten Lande, und trotz dieses Flufsmangels wieder die fürchterlichsten Ueberschwemmungen; dann die sonderbarsten atmosphärischen Erscheinungen, die abweichendsten Formen der Thiere, Robben mit Elephantenähnlichen Rüsseln und vierfüfsige Thiere mit ungewöhnlichen Bauchtaschen, in welchen die Jungen, gleichsam als in einem äufserlichen *Uterus* an den Zitzen der Mutter hängend, die volle Reife abwarten, alles diefs mufste nebst manchem andern die Wifsbegier der Naturforscher im höchsten Grade rege machen. — Was indefs die Zoologen betrifft, so wurden sie durch nichts mehr überrascht, als durch ein vor ungefähr 30 Jahren zuerst nach Europa gebrachtes Thier, welches eines Theils ganz Säugethier schien, und andern Theils mit einem breiten Vogelschnabel scheinbar den Mangel an Zitzen verband. — Es war nicht zu verwundern, wie man gegen die ersten Exemplare den Verdacht rege werden liefs, man habe eine aus mehreren Thieren zusammengeflickte Rarität vor sich, wie dergleichen dann und wann noch jezt aus den Inseln des indischen Oceans zur Täuschung Unwissender nach Europa gebracht werden. (Rec. sah erst vor zwei Jahren eine neu aus Batavia eingeschickte sogenannte Seejungfrau, aus Affenleib und Fischschwanz sehr künstlich zusammengesezt; auch ist von dergleichen Dingen in Englischen Zeitungen ja mehrmals als von grofsen Merkwürdigkeiten die Rede gewesen.) Bald jedoch überzeugten sich schon die Englischen Naturforscher von der Wahrhaftigkeit und Merkwürdigkeit dieses abentheuerlichen Geschöpfs, und der hochverdiente *Blumenbach* gab ihm mit dem Namen *Ornithorhynchus paradoxus* auch die erste ausführliche Beschreibung und bessere Abbildung. — Seit dieser Zeit d. i. seit Anfange dieses Jahrhunderts, ist nun von verschiedenen Anatomen, welche, wie *Home*, *Cuvier*, *Blainville*, *Rudolphi*, im Fall waren, diefs merkwürdige Thier zergliedern zu können, die Kenntnifs seines innern Baues vielfältig bereichert worden, allein nichts

Digitized by Google

destoweniger blieben so mancherlei Widersprüche und Dunkelheiten übrig, dafs eine vollständigere anatomische Monographie desselben allen Naturkundigen höchst willkommen seyn mufste, und eine solche hiermit anzeigen zu können, gereicht uns daher zur wahren Freude. — Möchte nun bald auch ein unterrichteter Brittischer Einwohner *Neuholland's* es sich angelegen seyn lassen, von Lebensweise, Fortpflanzung und Entwicklung endlich genaue Angaben zu liefern! — Noch immer wissen wir nicht gewifs, ob es eierlegend oder lebendige Junge gebärend sei, die Kenntnifs von seiner Nahrung, Paarung und seinem Alter, lassen noch vieles zu wünschen übrig, die merkwürdigsten Data aber verspricht ohne Zweifel die genauer beobachtete Entwicklungsgeschichte seines Embryo. — Gewifs! wer da verkannt hat, wie fast zu allen Wundern organischer Bildung nur die treulich beobachtete und verfolgte Entwicklungsweise das lösende Wort liefert, der mufs sehnlich wünschen, dafs nun auch an dieses jezt noch ganz wüst liegende Feld, welches so reichliche Lorbern zu tragen verspricht, die fleifsige Hand gelegt werde! —

Das vorliegende Werk zerfällt in Einleitung, Schilderung der äufsern Form, Beschreibung des innern Baues nach den einzelnen organischen Systemen und Beschlufs.

Die kurze Einleitung betreffend, so gibt sie theils von den Mitteln, welche dem Verf. zu Gebote standen (nur *ein* vollständiges männliches und *ein*, noch dazu unvollständiges, weibliches Exemplar), und theils von den frühern Arbeiten über dieses Thier einen Ueberblick.

Die Schilderung der *äufsern Gestalt* enthält eine Maafs-Tabelle der verschiedenen Dimensionen des Körpers bei beiden Geschlechtern. Das Männchen scheint in der Regel durchgängig gröfser. — Auch den genauen Nachforschungen des Verf. zufolge, scheint die Bildung der Hinterglieder den einzigen *äufsern* Geschlechtsunterschied darzustellen, indefs hat er eben über die Hinterglieder mehreres Neue bemerkt, namentlich dafs das Weibchen an derselben Stelle, wo beim Männchen der bekannte Giftsporn sich vorfindet, eine kleine Grube besizt, welche auf ihrem Grunde ein verkümmertes Rudiment eben jenes Sporns erkennen läfst. — Da indefs weiter unten auch eine doppelte äufsere Warzenöffnung der Zitzen beim Weibchen angegeben ist, so scheint diefs noch einen andern äufsern Geschlechtsuntersehied darzustellen, da zum mindesten im Männchen von dieser Oeffnung kein Rudiment beschrieben wird. Schliefslich gibt der Verf. eine Kritik der bisherigen meist sehr mangelhaften, Abbildungen, und stellt das Thier zugleich selbst auf drei schönen Tafeln von oben, von unten, und von der Seite dar.

Die anatomische Beschreibung des *innern Baues* beginnt mit der Betrachtung des eigentlichen Knochensystems. — Wie billig werden die Rückgrathwirbel zuerst beschrieben, deren der Verf. 7 Hals-, 17 Rücken-, 2 Lenden-, 2 Kreuz- und 21 Schwanz-Wirbel zählet. — Atlas und Epistrophäus zeichnen sich durch besondere Gröfse aus. Sehr merkwürdig ist das Zerfallen des Wirbelkörpers von lezterm in hinteres und vorderes Stück; sollten nicht hier wirklich zwei Wirbel verwachsen seyn? wie etwa auch bei *Dasypus* die Halswirbel verwachsen, dann erklärte sich auch *Blainvilles* Annahme von der Gröfse des dritten Halswirbels. — Von 16 Rippen erreichen nur 6 das Brustbein. Das merkwürdige Verhalten der Rippenknorpel, welche an den 5 untern wahren Rippen sich ganz amphibienartig nochmals theilen, und in ein dem Sternum angeheftetes Knochenstück und einen bleibenden Knorpel zerfallen, wird dann beschrieben. Wenn übrigens die Knorpel der falschen Rippen nach vorn abermals in Knochen überzugehen streben, so ist diefs doch offenbar nur eine Wiederholung jenes Verhaltens der wahren Rippen; auch scheint es überflüssig, dafs der Verf. gegen *Carus* durch viele Beispiele darzuthun bemüht ist, es gebe auch in andern Säugethieren normale Verknöcherungen der Rippenknorpel, da es lezterem nicht in den Sinn kam „*hanc fabricam Ornithorhyncho tantum inter mammalia*" zuzuschreiben, er vielmehr ganz einfach sagt: „Im Schnabelthier tragen die falschen Rippen an ihrem vordern Ende eine Reihe breiter Knochenschuppen," ohne irgend solche Verknöcherungen *blofs* auf diese Thiergattung beschränken zu wollen. Es folgt dann eine genaue Beschreibung von Brust- und Schulterknochen, nebst einer sehr sorgfältigen Kritik über die sehr verschiedenen bisherigen Meinungen von der Bedeutung dieser Theile, welche nur durch Vergleichung mit dem Eidechsen- und Vogelskelet richtig verstanden werden können. — Dem Rec. scheint die Erkenntnifs dieser Theile sehr erleichtert zu werden, wenn man bedenkt, dafs die Schulterknochen und nicht minder die Backenknochen eben so gut rippenartige Knochen sind, als die Rippen selbst, und daher eben sowohl auf eigene Sternalwirbel Anspruch machen als die Rippen, wefshalb man also zwischen Rippensternum und Schultersternum (zuweilen auch Backensternum) unterscheiden müsse. (Die Frösche z. B., ohne Rippen, haben also blofs

Digitized by Google

ein Schultersternum.) Man sieht dann, dafs der T förmige obere Knochen des Schnabelthiers ebenfalls Schultersternum ist, und sich nur in den übrigen Säugethieren als oberer Ossificationspunct des *Manubrii sterni* verkleinert, und mit dem untern Ossificationspunkte (dem obersten Sternalwirbel des Rippenbrustbeins) zu Einem Knochenstücke verbindet. Die Deutungen des Verfassers von den Schlüsselbeinen werden gewifs, durch so viele Gründe scharfsinnig unterstüzt, allgemein angenommen werden, auch stimmen sie mit dem, was den Rec. spätere Untersuchungen gelehrt haben, völlig überein. — Aus der Beschreibung der vordern Gliedmafsenknochen sei nur erwähnt, dafs auch beim Schnabelthier der untere Theil des Oberarmbeins von der merkwürdigen, eben so mehrern andern Säugethieren, namentlich den Beutelthieren, zukommenden Oeffnung durchbohrt werde. — Die Schilderung der Backenknochen ist kurz, doch erklärt sich der Verf. weiter unten über die so merkwürdigen *Ossa marsupialia*, mit *Béclard*, dahin, sie als zum Schambein gehörig anzusehen, womit indefs *ihre Bedeutung* noch unerörtert bleibt. Dem Rec. scheinen diese Knochen blofs Sternaltheile einer unausgebildeten Bauchrippe (so finden sich beim Krokodil und auch bei manchen Vögeln mehrere knöcherne Sternalstücke von Bauchrippen ohne dazu gehörige obere Rippenkörper), welche mit dem geschlossenen Rippenbogen der Backenknochen ganz so sich verbinden, wie die Rippenknorpel falscher Rippen mit denen der wahren. Gerade das Schnabelthier ist zur Erkenntnifs dieser Bedeutung wegen der schaufelförmigen Endigung der Rippenknorpel sehr geeignet; man betrachte z. B. die schöne Abbildung der Bauchseite des Skelets, welche der Verfasser auf Tab. IV. gibt, umgekehrt, und man wird sehen, wie die sogenannten Beutelknochen an dem Schambogen, ganz gleich den Enden der obern falschen Rippen, an dem Bogen der untern wahren Rippe sich ausnehmen. Am Skelet der Hinterglieder bestätigt der Verf. die schon von dem würdigen *Rudolphi* gemachte Bemerkung über das Fehlen vom *Ligamentum teres* am Schenkelkopfe, und berichtigt mehreres über die bisherigen Angaben rücksichtlich der Fufswurzelknochen.

Ueber die sämmtlichen einzelnen Kopfknochen genaueren Aufschlufs zu geben, war auch dem Verf. nicht möglich, da sie ganz, wie bei den Vögeln, sehr schnell, und, ohne Näthe rückzulassen, unter einander verwachsen; bei alle dem fehlt es nicht an mehreren gewichtigen Nachweisungen.

Die von den bisherigen Zergliederern des Schnabelthiers fast durchaus übergangenen Muskeln machen den Gegenstand der zweiten Abtheilung der anatomischen Beschreibung. Durch den Fleifs und die Genauigkeit des Verf. lernen wir auch in dieser Beziehung mehrere merkwürdige Einrichtungen kennen. Zuerst erfahren wir das Genauere von Ausbreitung des grofsen, sehr starken Hautmuskels, dessen Stärke selbst (inwiefern er Wiederholung der allgemeinen Muskelhaut niederer Thiere ist) der niedrigen Stufe, welche diese Gattung unter den Säugethieren einnimmt, angemessen ist. In der Betrachtung der Rumpfmuskeln ist vorzüglich das sehr beachtenswerth und neu, was über den *Musc. pyramidalis* gesagt ist. Dieser Muskel, auf die *Ossa marsupialia* bezüglich und fälschlich bisher für einen eigenen Beutelknochenmuskel gehalten, erscheint hier so stark und grofs, dafs man den menschlichen gleichnamigen Muskel fast eben so nur ein Rudiment desselben nennen könnte, wie der von *Béclard* bemerkte besondere Verknöcherungspunkt am menschlichen Schambein wahrscheinlich Rudiment der sogenannten Beutelknochen ist. Das Zwerchfell fand *Meckel* sehr muskulos und mit gewöhnlich sehnigtem Mittelpunct. — Von den Gliedermuskeln ist ferner der *Pectoralis major* von einer abermals sehr an das Verhältnifs im Vogel erinnernden bedeutenden Gröfse, und unter den Muskeln des Hinterfusses, besonders der vom Verf. *Glutaeus maximus* benannte Muskel sehr eigenthümlich, weil er (etwa wie der sogenannte Spanner der vordern Flügelhaut im Falken) gerade vom Rumpfe bis zum Fufse sich erstreckt. (Eben dieses merkwürdigen und von dem des grofsen Gefäfsmuskels ganz abweichenden Verlaufs wegen, wünschte man einen andern Namen.) Auch kommen am Hinterfufse *zwei* lange Fingerbeuger vor, wogegen dann natürlich der kurze Fingerbeuger fehlt.

An die der Muskeln schliefst sich die Betrachtung des Herzens und der Gefäfse. Die Masse des Herzens verhält sich dem Gewichte nach zu der des übrigen Körpers = 1 : 170. Auch der Verf. bestätigt die Abwesenheit jeder Communication zwischen rechtem und linkem Herzen, durch welche man sich sonst das lange Untertauchen ähnlicher Thiere zu erklären suchte. Eine mehr fleischigte Venenklappe im rechten Herzventrikel erinnert, wie der Verf. bemerkt, gleich vielem andern an die Organisation der Vögel. — Der Aortenbogen zeigt merkwürdiger Weise dieselbe Gefäfsvertheilung, wie im Menschen. Es finden sich zwei obere Hohlvenen. Auch die die Stärke der

Digitized by Google

nntern Hohlvene übertreffende Stärke der Pfortader ist beachtenswerth.

Es folgt die Untersuchung von *Hirn* und *Nerven*, worüber gleichermaafsen noch sehr wenig bekannt war. Verhältnifs der Hirnmasse zu der des ganzen Körpers war 1 : 150, das des kleinen Hirns zum grofsen 1 : 3. Das Hirn zeigte wie bei den Vögeln und Lurchen und andern niedern Säugethiergattungen keine Windungen, hatte jedoch das unterscheidende Merkmal des Säugethierhirns, den Hirnbalken oder die grofse Commissur, obwohl nur schmal entwickelt. Der Verf. fand diefs Gebilde in zwei Seitenhälften getrennt, eine Trennung, die wohl schwerlich im frischen Zustande besteht. — Das kleine Hirn mit grofsem Mittelstück und sehr schwacher unterer Commissur (sogen. Hirnknoten). Die sämmtlichen Nervenpaare, so weit sie irgend erkennbar waren, sind nun ihrem Verlaufe nach beschrieben. Am meisten hat uns überrascht, was der Verf. vom Riechnerven mittheilt, dafs er nämlich hier so weit hinten entspringe, dafs er sich um die Hirnschenkel schlage, und so durch einen ziemlich langen Raum nach vorwärts vorlaufe (beinahe so wie sonst das dritte Paar). In den übrigen niederen Säugethieren finden wir nämlich immer blofs dicke Riechkolben (welche auch der Verf. Tab. VII, Fig. III. am vordern Hirnende abzubilden scheint) die Stelle der nur bei Affen lang werdenden und freiliegenden Riechnervenstämme vertreten, und die beschriebene Bildung wäre daher so abweichend, dafs eine abermalige Untersuchung an frischen Exemplaren gewifs wünschenswerth seyn mufs. Am merkwürdigsten aufserdem ist das Verhalten des fünften Paares, welches in seinem Durchmesser dicker ist *als die sämmtlichen übrigen Hirn- und Rückenmarksnerven zusammen genommen.* Unter seinen Aesten ist der zweite der stärkste, und die höchst merkwürdige Zerfaserung desselben auf der Oberhälfte des Schnabels, welcher ganz mit Nerven übersponnen scheint, ist hier zuerst vollständig und trefflich erläutert worden, nachdem früher schon auch hierauf der hochverdiente *Blumenbach* aufmerksam gemacht hatte.

Der Verf. wendet sich nun zu einer allgemeinen Uebersicht der Bauch- und Brusteingeweide, von welcher wir hier hervorheben wollen, dafs weder in dem Mesenterium, noch in den Netzen *Fett* angetroffen wurde, worin eine merkwürdige Fötusähnlichkeit hervortritt, da diese Theile während dieses Zustandes auch beim Menschen fettleer gefunden werden, ein Umstand, welcher jedoch manchen Aerzten noch so unbekannt scheint, dafs mitunter dieser Fettmangel als krankhaft bei Sectionen neugeborner Kinder angemerkt wird, weshalb wir es hier als Randnote erwähnen.

Hierauf *Betrachtung der Sinneswerkzeuge.* Von der *Haut* wird nur gegen *Home* eine starke Fettablagerung bei beiden Geschlechtern unter derselben erwähnt (welches wieder mit dem Verhalten beim neugebornen Kinde verglichen werden könnte). Rücksichtlich *des Ohrs* verdient zuerst die Bildung des langen knorplichen äufsern Gehörganges unsre ganze Aufmerksamkeit, indem er gröfstentheils der Länge nach gespalten, und so einer Verengerung und Erweiterung fähig ist, ein Bau, welcher auffallend an die Luftröhre erinnern mufs. Der Verf. beschreibt dann die weniger geschlossene und nicht in einen knöchernen Gehörgang geendigte Paukenhöhle mit dem halbringförmigen Knochen, welcher das Paukenfell (wieder fast wie im menschlichen Fötus, wo er aber das Rudiment des knöchernen Gehörganges ist) umgibt, nebst einem andern halbringförmigen Knochen, welchen der Verf. für das Rudiment des Hammers hält. Aufserdem weist er auch ein Knöchelchen als Ambos und ein drittes nicht durchbohrtes (gleich der *Columella* der Vögel) als Steigbügel nach. — Rec. würde doch mehr *Rudolphi's* Meinung, welcher den hier als Hammer beschriebenen Knochen mit zum Paukenringe zielt, beitreten. Die Schnecke wurde nicht ganz vollständig untersucht, doch scheint sie nur eine halbe Windung zu machen. Die *Eustach*'sche Röhre ist weit und ohne Klappe. — Auch *im Auge* erschien einige Vogel-Aehnlichkeit, insbesondere durch knorpliche Textur der *Sclerotica*, Dicke der *Retina*, eine Art von *Membrana nictitans*, und Kleinheit der Linse. Von den Thränenorganen finden wir nichts erwähnt, obwohl wir kaum glauben sollten, dafs sie fehlen könnten. — Vom *Geruchswerkzeuge* werden die langen Nasenkanäle mit den, jeden derselben in drei Gänge theilenden zwei Klappen beschrieben; letztere erinnern ebenfalls an gleichartige Organisationen bei Lurchen und andern Wasserthieren, und scheinen einem im Schlamm Nahrung suchenden Thiere unentbehrlich.

1) Ueber die im Folgenden ausführlicher beschriebenen *Verdauungswerkzeuge* fand der Verf. schon mehrere Vorarbeiten vor, nichts desto weniger erhalten wir auch in dieser Hinsicht durch seine Genauigkeit und unermüdeten Fleifs wichtige Berichtigungen. — Zuerst beschreibt der Verf. die bisher ganz vernachlässigten Kau-

Digitized by Google

muskeln, dann die *ganz aus Hornsubstanz* bestehenden flachen Zähne, welche so deutliche Analoga an den nur kleineren keglichen Hornzähnen der hier nur die halbe Mundhöhle ausfüllenden Zunge finden. — Auch das grofse Zungenbein mit seinen genauer bestimmten Muskeln ist nicht übergangen. Von den Speicheldrüsen waren die Submaxillardrüsen mit ihren Ausführungsgängen am deutlichsten. Die Speiseröhre bietet nichts besonderes dar; der Magen ist klein, einfach, wenig muskulös. Den ganzen Darmkanal fand der Verf. 5′, 3″, 6‴ lang. Der Dünndarm verhält sich zum Dickdarm = 4 : 1. Die Beschreibung der innern Bildung des Darmkanals, welche von *Home* und *Cuvier* in mehrern Puncten unrichtig gegeben worden war, vervollständigt der Verf., und erläutert sie durch sehr saubere Abbildungen. Der Dünndarm besizt wirklich sehr zahlreiche Klappen, welche schief gestellt sind, und im untern Theil in Längenfalten übergehen. Gegen das Ende des Mastdarms finden sich wahre Afterdrüsen, welche von *Home* fälschlich mit *Cowper*'schen Drüsen verwechselt worden sind. — Die *Valvula coli* fehlt. — Die Leber ist ziemlich grofs, sonst, gleich der Gallenblase, von ziemlich gewöhnlicher Beschaffenheit; die Milz ist in zwei Lappen getheilt. Der Ausführungsgang des Pankreas mündet mit dem Gallengange gemeinschaftlich. —

2) *Athmungs- und Stimmwerkzeuge.* Auch hier boten sich dem Verf. mehrere höchst eigenthümliche, von Niemand bisher erwähnte Bildungen dar. — Was zuerst den Kehlkopf betrifft, so verdient namentlich die Beschaffenheit des Schildknorpels unsre ganze Aufmerksamkeit. Dieser nämlich ist nicht nur in den vordern Seitentheilen wahrhaft verknöchert, sondern theilt sich, zu einer beträchtlichen Gröfse anwachsend, jederseits in einen vordern und hintern Theil, welcher leztere *hinter dem Pharynx* mit dem gegenüberstehenden in der Mittellinie sich berührt. (Diese Bildung erscheint uns vorzüglich deshalb sehr merkwürdig, weil sie ganz an das Verhalten der Kiemenbögen bei Fischen erinnert, welche ja ebenfalls in > > förmigen Bögen Athmungs- und Nahrungsweg umschliefsen, und allerdings in die Kehlkopftheile durch die in der Aufeinanderfolge der Thierreihe herbeigeführte Metamorphose umgeändert werden). — Auch der weniger abweichend geformte Ringknorpel schien nach vorn etwas verknöchert. Die Giefsbeckenknorpel und *Epiglottis* werden, gegen *Blainville*, von beträchtlicher Gröfse nachgewiesen. — Die Luftröhre ist weit und aus starken, gewöhnlich ganze Kreise darstellenden Ringen gebildet, wie sie bei andern Wassersäugethieren auch vorkommen. Die Theilung in die Luftröhrenäste findet schon statt über dem Aortenbogen; die Substanz der Ringe in den leztern ist vorzüglich da, wo die Bronchien in die Lungen eintreten, höchst merkwürdig, indem sie hier (ähnlich dem, was *Barclay* im *Delphinus albicans* fand, und was in mehrern Vögeln vorkommt) *völlig verknöchern.* Die Lungen sind ziemlich grofs. Merkwürdig erscheint auch die Kleinheit der Schilddrüse; da indefs der Verf. aufser der mittlern mäfsig grofsen Thymusdrüse noch zwei grofse seitliche, äufserlich auf der Schultergegend gelegene anführt, so vertreten wohl diese mit die Kleinheit der Schilddrüse.

3) *Harnwerkzeuge.* Die Nieren einfach, glatt und oval, die beiden Substanzen deutlich zu unterscheiden, die innere ohne Papille. Die Nebennieren sind in mäfsiger Gröfse vorhanden, ohne alle Höhle. Die ziemlich grofse rundliche Blase liegt mehr *über* dem Becken, und zeichnet sich namentlich durch die grofse Menge von Schleimdrüsen auf ihrer innern Fläche aus.

4) *Geschlechtswerkzeuge.* Die vom gewöhnlichen Bau dieser Theile bei Säugethieren besonders abweichende Bildung der innern Geschlechtsorgane war bereits durch *Home* ziemlich sorgfältig beschrieben worden. Was daher dieser Anatom so wie *Cuvier* und *Blainville* darüber aufgefunden haben, gibt der Verf. zuerst kürzlich an. Ihm selbst war es leider nur möglich, hinsichtlich der innern Geschlechtstheile die des männlichen Thieres genauer zu untersuchen. Die Hoden fand der Verf. verhältnifsmäfsig ziemlich grofs, und merkwürdiger Weise den rechten sehr angeschwollen, den linken schlaff und klein, welches übereinstimmt mit dem, was *Home* von dem abwechselnden Functioniren der Eierstöcke in diesem Thiere bemerkt hat. Uebrigens bot die Bildung des bekanntlich hier immer in der Bauchhöhle liegenden Hodens und Nebenhodens nichts Ungewöhnliches dar. Samenblasen fehlen durchaus; die sehr sonderbar gebildete, stark bezahnte Ruthe, mit einer sackförmigen, in die Kloake mündenden Vorhaut umgeben, fand der Verf. wirklich durchbohrt, und ihren Kanal durch die feinen Oeffnungen der Papillen ausgehend ganz so, wie es *Home* beschrieben hat. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 107. u. 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1827.

Ornithorhynchi paradoxi descriptio anatomica auctore Joanne Friderico Meckelio.

(Beschluſs.)

Wohl zu beobachten sind auch noch die groſsen, durch lange Ausführungsgänge in den *Isthmus urethrae* mündenden *Cowper*'schen Drüsen-Organe, welche man wohl mit den Nebenblasen der Kloake bei Schildkröten vergleichen darf; freilich bringt dieſs weiter auf die Frage: was ist die Bedeutung auch jener Blasen? — Nach unserm Dafürhalten sind sie als bleibende Allantoisblasen, als Fötus-Athemblasen zu betrachten, und ihr Uebergang in Absonderungsorgane bei höhern Klassen würde dann mit andern ähnlichen Metamorphosen von Athmungsorganen ganz übereinstimmen. — Von den weiblichen innern Geschlechtsorganen waren in dem Exemplar des Verf. nur noch *Vagina*, Harnwege und *Clitoris* übrig, und auf der Abbildung sind deshalb die übrigen Theile nach *Home's* Tafel ergänzt, wobei jedoch die wenigere Bestimmtheit auch in der bildlichen Darstellung des englischen Anatomen deutlich ins Auge fällt. Das merkwürdige Verhältniſs der *Clitoris*, welche gleich der männlichen Ruthe durch den Kanal der Vorhaut mit der Kloake in Verbindung steht, ist jedoch näher erörtert, und über die richtige Deutung der auf Harnaussonderung und Geschlechtsfunction zugleich sich beziehenden Kanäle mehreres beigefügt. Es scheint allerdings, als müsse man hier annehmen, daſs sich die Uterinöffnungen geradezu in den Kanal der *Urethra* münden, und daſs eine eigentliche *Vagina* nur durch die untere Wand der Kloake dargestellt werde. Die dem Männchen eigenen *Cowper*'schen Drüsen konnte der Verf. so wenig als *Blainville* im Weibchen auffinden, *Home* will sie jedoch auch hier gesehen haben.

Es folgt nun die Geschichte der sehr interessanten Entdeckung der bisher stets übersehenen Zitzen und Brustdrüsen, durch welche dieser trefflichen Arbeit gleichsam der Kranz aufgesezt wurde. Wer irgend einmal, nach ernster angestrengter Arbeit über einen, wenn auch vielleicht weniger allgemeine Aufmerksamkeit erregenden Gegenstand, sich durch glückliches Auffinden des Schlüssels zu einem lang verschlossenen Naturgeheimniſs belohnt fand, wird am meisten geeignet seyn, dem Verf. mit ächter Theilnahme zu folgen. — Allgemein aber muſs es anerkannt werden, daſs niemand würdiger war, hier eine solche entscheidende Entdeckung zu machen, als der Verf., welcher so langen Fleiſs und so groſse Sorgfalt dem Studium dieses merkwürdigen Geschöpfs gewidmet hatte. — Die Erzählung der Auffindung selbst ist so schön, daſs wir uns nicht enthalten können, sie unsern Lesern in den eignen Worten des Verf. mitzutheilen: „*Ipso die XXV. Decembris anni MDCCCXXIII bono augurio, quum jam per totum diem ad emendanda et complenda nonnulla, ad nervos, vasa, et linguae ossisque hyoidis musculos oculorum aciem impendissem, aegre ferens, nebula spissa citius noctem ingruere, ad objecta majora, abdominis musculos, quamvis jam in mare bene visos, memet conversurus, cutemque cum paniculo carnoso hunc in finem ablaturus, in dextro latere massam rotundusculam, satis magnam, inter hasce partes musculosque abdominis positam inveni. Hanc primo, propter circumvolutam, quam prae se ferebat, speciem pro intestinis, forsan hic pulsis, habui, sedulo autem inspiciens, simulque, ut magis certior fierem, latus quoque sinistrum perscrutans, omnino eandem rerum speciem inveni. Tenebris jam ingruentibus, ne quid in objecto unico laederem, opus coeptum relinquens, altero mane post noctem anxia exspectatione insomnem, ad idem regresso, extra ullum dubium glandularis hujus massae structura posita fuit.*“ Die beträchtliche Gröſse der Brustdrüsen erhellt aus dem Maaſse derselben, welches der Verf. dergestalt angibt, daſs die Länge 4″ 3‴, die Breite 1″ 3‴, die gröſste Dicke 4‴ betragen habe. Die Milchgefäſse zu injiciren

Digitized by Google

war nicht möglich, dagegen wird die Stelle der unter Haar verborgenen Warze deutlich angegeben und durch Abbildung erläutert. — Hiernach ist also *Oken's* Behauptung: es müsse sich, wenn man nur recht suchen werde, gewifs eine Brustdrüse finden, vollkommen bestätigt, und die naturwidrige Vorstellung des *Lamarck*, *Geoffroy* und *Van Hoeven*, welche zwei Genera zu einer *Klasse* im Thierreich (*Monotremata*) erheben wollten, vollkommen widerlegt *).

5) *Schenkeldrüse.* Auch dieses höchst merkwürdige, nur dem Männchen eigene Organ ist von dem Verf., wie er ausführlich nachweist, *zuerst* aufgefunden, obwohl diese Entdeckung auch von andern Anatomen unabhängig von der seinigen gemacht, und von *Rudolphi* zuerst durch eine schöne Abbildung erläutert worden ist. Die Schenkeldrüse, ihrer Länge nach über einen Zoll messend, liegt unmittelbar unter dem Hautmuskel auf der Hüfte, und ihr von da bis zum Sporn herablaufender Ausführungsgang entspricht sonach auf eine bemerkenswerthe Weise dem vom Verf. *Glutaeus maximus* genannten Muskel mit seiner bis zum Sporn herabreichenden Sehne. Die Art, wie der Ausführungsgang selbst in den Sporn sich endigt, ist sehr genau beschrieben und durch mehrere saubre Zeichnungen erläutert. — Es fehlt demnach jezt nur noch an einer genauern Untersuchung des dort ausgeschiedenen Saftes selbst, und an der Beobachtung der dadurch ausgeübten Function, und auch dann noch wird man fragen müssen, welches ist die eigentliche Bedeutung dieses Organs? — Vielleicht dürfte man es als eine die Brüste des Weibchens im Männchen vertretende Bildung betrachten, gleichsam als ob die Rudimente der Brustdrüsen hier eine besondere Excretion übernommen hätten, zumal da aufserdem wenigstens von *Meckel* keine Rudimente der Brüste im männlichen Thiere gefunden wurden?? —

In der den *Beschlufs* bildenden Abtheilung theilt der Verfasser noch über die dem Schnabelthier in der systematischen Anordnung des Thierreichs anzuweisende Stelle seine Ansichten mit, indem er es unter der Ordnung *Monotremata* zu den Säugethieren gestellt wissen will. Was die Nachrichten über das Eierlegen der Schnabelthiere betrifft, so ist der Verf. nicht abgeneigt, ihnen Glauben beizumessen, und sucht den von *Oken* aufgestellten Gründen, denen zu Folge das Schnabelthier nicht eierlegend seyn *könne*, ihre Unhaltbarkeit nachzuweisen. — Was endlich die Frage betrifft, ob vom Schnabelthier zwei Species anzunehmen seien (*Ornithorhynchus rufus* und *fuscus*) wie *Veron*, *Illiger*, *V. Hoeven* u. A. annehmen, oder ob man nur eine (*O. paradoxus*) mit *Cavier* und *Oken* anzunehmen und die verschiedenen Färbungen für Spielarten, ja für Folgen der Jahreszeit anzusehen habe, so erklärt sich der Verf. darüber, und zwar wie uns scheint mit sehr triftigen Gründen, dahin, dafs man am besten der leztern Ansicht beistimme. Variirt ja doch auch unsre gemeine Fischotter aus Schwarz in Braun.

So weit denn diefs treffliche Werk, das unter anatomischen Monographien einer einzelnen Thierart das einzige ist, welches der grofsen Arbeit des allgemein geehrten *Bojanus* über die Sumpf-Schildkröte an die Seite gestellt werden kann, ja es noch im Texte durch klaren Ueberblick der organischen Systeme übertrifft! — Auch der Verleger, welcher diese schöne Arbeit in der würdigsten Form ans Licht gefördert hat, verdient den vollen Dank des Publicums. — Der Stich der Tafeln, der Druck und das Papier sind ausgezeichnet; kaum haben wir drei bis vier, nicht einmal sinnstörende Druckfehler, bei aufmerksamem Durchlesen gefunden.

Carus.

---

*) „Wir lesen so eben in den *Annales des Sciences naturelles par MM. Andouin, Brongniart et Dumas IX T. p.* 457, dafs *Geoffroy St. Hilaire* mehrere aus Untersuchung weiblicher Ornithorhynchen entnommene Gründe mittheilt, denen zu Folge die von *Meckel* beschriebenen Drüsen keine Brustdrüsen seyn sollen, vielmehr den Haut-Drüsenapparaten der Salamander und Spitzmäuse analog wären. Wir gestehen indefs, dafs uns theils diese Gründe keinesweges ausreichend scheinen, und anderntheils, wenn auch die Brustdrüsen wirklich fehlen sollten, wir durchaus die Erhebung von zwei Gattungen zu einer Klasse für ganz unphilosophisch und unzulässig halten. — Der Fehler liegt besonders darin, dafs man überhaupt die Zitzen für das eigentliche Merkmal der höchsten Thierklasse halten will, da im Gegentheil der Hirnbau als höchste Thierbildung auch die höchste Thierklasse bezeichnen mufs.“ (S. Tabellarische Uebersicht des gesammten Thierreichs von *Ficinus* und *Carus*. Dresden bei Arnold 1826.)

Digitized by Google

XLII.

Kritische Betrachtungen über die Schicksale der Philosophie in der neueren Zeit und den Eintritt einer neuen Epoche in derselben. Von C. J. H. Windischmann, K. Pr. Medicinalrath und Professor der Philosophie und Medicin an der K. Rheinuniversität zu Bonn. (Besonderer Abdruck der V Beilagen zu des Gr. Jos. v. Maistre Abendstunden zu St. Petersburg.) Frankfurt a. M. in der Andreäischen Buchhandlung. 1825.

Wer nur irgend geneigt ist, die Philosophie nicht als eine abstracte und todte, sondern als eine productive und lebendige Wissenschaft zu betrachten, dem wird es gewiſs nicht entgangen seyn, wie sehr das Studium der Geschichte der Philosophie bisher ohne Philosophie betrieben worden ist. Denn die Art und Weise, die philosophischen Systeme ohne ein inneres Verhältniſs zu einander aufzuzählen, und deshalb dieselben als fertig und abgeschlossen, aber eben deswegen als sich gegenseitig ausschliessende zu betrachten, kann allein nur dazu dienen, die gewöhnliche Vorstellung, nämlich daſs die Geschichte der Philosophie nichts anders, als eine Geschichte bloſser Meinungen sei, noch mehr zu bekräftigen. Solche Behandlung gibt nur an, oder berichtet, was dieser oder jener Philosoph von dem oder dem gehalten, ohne uns in das innere Getriebe der Lehre selbst hineinblicken zu lassen, und ohne von dem Geiste, der darin sich regt und bewegt, auch nur das Geringste zu ahnen. Doch kann diese Manier nur zu einer Zeit Eingang finden, in welcher Gott und die Welt selbst zur Meinung geworden ist, und dieſs ist der Fall, wenn eine Philosophie, welche ausdrücklich lehrt, daſs Gott nicht könne erkannt werden, die Gemüther ergriffen hat. Leider aber ist es das Schicksal der Geschichte der Philosophie gewesen, daſs gerade in einer solchen Zeit die Aufmerksamkeit auf dieselbe gerichtet worden ist. Doch alsdann kann diese Aufmerksamkeit eigentlich nur als die Neugierde angesehen werden, auch einmal wissen zu wollen, was für Meinungen denn die Menschen von jeher von Gott und der Welt gehabt haben.

Der Geist aber, weil er die innerste Gewiſsheit seiner selbst ist, kann es doch auf die Dauer nicht aushalten, in allem dem, was er auf geschichtlichem Wege vor sich gebracht, nur das Eitle und die Meinung zu sehen, und indem er sich alles dessen erinnert, entsteht ihm auch der Trieb, dasselbe seiner inneren Gewiſsheit gemäſs zu erfassen. Dieser Trieb ist der Vernunfttrieb des Geistes, sich im Zeugniſs der wissenden Vernunft selber gewiſs zu werden, und, indem die Geschichte der Philosophie die Ausbildung der Vernunft und des Gedankens zu ihrem Elemente hat, dieselbe auch als vernünftig zu wissen. Deshalb tritt an die Stelle jener eiteln Vorstellung die wahre Gewiſsheit, daſs die Geschichte der Philosophie eine Geschichte der philosophirenden Vernunft ist. Als solche aber ist sie selbst vernünftig, und diese Vernunft in ihr zu erkennen, wie dieselbe den Gedanken zu allen Zeiten und in den verschiedensten Völkern geleitet und geführt, um sie durch alle seine Bestimmungen hindurch zum Inhalte zu gewinnen, wird die philosophische Betrachtung ausmachen, welche einer Geschichte der Philosophie, eben weil sie die Geschichte der *Philosophie* ist, durchaus nothwendig ist.

Wird nun aber die Geschichte der Philosophie in diesem vernünftigen Sinne behandelt, so kann auch dieselbe sich nicht mehr damit begnügen, die verschiedenen Systeme als fertige Behälter des Gedankens aufzufassen. Denn was fertig ist, ist todt, und dieselben sind deshalb nur in ihrem inneren Zusammenhang, welcher darin besteht, daſs das Eine durch sich selbst in das Andere übergeht, und zugleich in demselben erhalten wird, zum Gegenstand der Erkenntniſs zu machen. Alsdann aber zeigt sich, daſs jede Philosophie der Ausbildung dieser Wissenschaft überhaupt nothwendig gewesen, und die verschiedenen Systeme lebendige Glieder eines organischen Gedankenlebens sind, welches die gesammte Geschichte der Philosophie ausmacht. Solches Leben besteht nun nicht darin, in's schlechte Unendliche zu fallen, sondern sich selbst der Anfang und das Ende, der Kreis und das Centrum zu seyn, so daſs also der Wechsel der Systeme, d. h. solcher, die nicht bloſs dem Namen nach, sondern wirkliche Systeme sind, nicht den Sinn hat, daſs das Eine das Andere nur verdränge, alle in einander Bestand haben, und zusammen *ein* Leben ausmachen.

Aber als ein Gedankenleben ist die Geschichte der Philosophie nicht nur das einsame Leben, sondern weil der Gedanke das Bewegende von allem ist, hängt dasselbe auch auf's Innigste mit dem zusammen, was wir die Welt nennen. Sie ist darum auch welthistorisch zu

Digitized by Google

fassen, und die geniale Betrachtung derselben wird darin bestehen, ihr Verhältnifs zu den Mächten des menschlichen Lebens, als des Staates, der Religion u. s. f. zu erkennen. Wir freuen uns deshalb, einmal in vorliegendem Werke einer Schrift zu begegnen, welche diese Tendenz hat, und die neuere Philosophie insbesondere in diesem lezteren Sinne behandelt, und in welcher wir, wenn wir auch den speculativen Gedankenzusammenhang selbst in Betreff auf Philosophie vielfach vermissen, doch dafür durch die Betrachtung des lebendigen Zusammenhanges der Philosophie mit anderen Richtungen der lezten Jahrhunderte entschädigt werden. Diese Andeutungen mögen genügen, um nun selbst zur Betrachtung und Beurtheilung dieser Schrift überzugehen, von welcher wenigstens eingestanden werden mufs, dafs sie beflissen ist, ihren Gegenstand seinem Begriffe gemäfs zu fassen, und den Beweis abgibt, dafs, wie in allen Kreisen der Philosophie, auch in der Geschichte derselben am wenigsten damit gethan ist, dafs der Krug immerfort nach Wasser gehe.

Der Verfasser hat seine Schrift als die 5te Beilage zu des Gr. Jos. v. *Maistre* Abendstunden, weil sie zugleich für sich bestehen könne, dem Wunsche mehrerer Freunde gemäfs besonders abdrucken lassen, und bezeichnet dieselbe näher als Grundlinien der Geschichte der Philosophie von *Bacon* bis auf die neueste Zeit, welche von einem Gesichtspunkte entworfen seien, den man bisher nur zu sehr aufser Acht gelassen habe. Wenn wir daher die Schrift als ein selbstständiges Ganzes, abgesehen von ihrem Verhältnifs zu des Gr. v. *Maistre's* Abendstunden, ihrem Inhalte nach näher zu prüfen und zu würdigen versuchen wollen, so ist zunächst auf den eben erwähnten Gesichtspunkt zu achten. Obgleich nun der Verfasser selbst da, wo als in den Vorbemerkungen davon die Rede ist, denselben nicht näher angibt, so glauben wir ihn doch darin zu finden, was uns mit Bezug auf *Maistre* von der Wichtigkeit der Philosophie eines Zeitalters gesagt wird, nämlich: „dafs in der Fortbildung der Welt und insbesondere beim Fortschreiten derselben zu dem Ziele, welches ihr das Christenthum aufgestellt, von Seiten des Menschen *Alles* ankomme auf den *Glauben* an die ewige Wahrheit, und auf die *Philosophie*, d. h. auf die Methode, sich in der geglaubten Wahrheit überall im Geist und Gedanken zurecht zu finden, und so in ihr, als dem einzig und ewig Vernünftigen selbst zur Vernunft zu kommen; dafs ferner, indem Gotteserkenntnifs und mit und in ihr das richtige Verständnifs der Welt das Ziel der Philosophie sei, diese als Beschäftigung des Geistes um die Wahrheit alles Leben aufrege und in Bewegung setze, und wenn diefs erkannt werde, wie es sich denn aus dem Studium der Philosophie insbesondere im christlichen Weltalter ergebe, wo diese Methode des Verständnisses der Wahrheit mehr als je vorher eine offenbare Einheit und inneren Zusammenhang, und damit auch das Kriterium für Alles habe, was wahr genannt werde, so müsse auch einleuchten, dafs nur der Unglaube an die Offenbarung der ewigen Vernunft, die alte wohlbekannte Arroganz auf eine selbsteigene absolute Vernunft und die Intention des Eigenwillens, diese Anmafsung festzuhalten und zu behaupten, also die falsche Philosophie es sei, was den Fortschritt auf dem durch die Erlösung gebahnten Wege der christlichen Philosophie unterbreche, und den Menschen von irgend einem Punkte dieses Weges von seiner bis dahin fortgeschrittenen oder gar durch leidenschaftliche Absichten getrübten Meinung sagen lasse: Diese sei die Vernunft und Wahrheit mit sich selbst, und nach ihr sei Alles zu beurtheilen.

Hieraus folgt, dafs die Philosophie nicht als etwas aufser dem allgemein geistigen Leben der Welt und der Wahrheit, sondern als ein solches, das auf's Innigste damit zusammenhängt, betrachtet werden soll. Damit fällt denn auch die gewöhnliche Vorstellung hinweg, nämlich dafs die Philosophie ja nur menschliches Dichten und Trachten sei, und die vielfach gehegte Meinung, dafs ihr Wesen gerade darin bestehe, aller geglaubten Wahrheit sogar entgegen zu seyn, wie man denn vor noch nicht langer Zeit, und auch wohl noch jezt, denjenigen einen Philosophen genannt hat, der in aller Religion nichts als Wahn und Aberglauben erblickt. Weil ferner daraus hervorgeht, dafs die Philosophie als die Erkenntnifs der Wahrheit anzusehen sei, und der Mensch von der Wahrheit wissen könne, so ist auch diefs gegen die grassirende und crasse Vorstellung der Zeit anzuerkennen, welche insbesondere die *Kant*'sche Philosophie veranlafst hat, dafs der Mensch aller Religion zuwider von Gott zu wissen unfähig sei. Weiter ergibt sich daraus von selbst, dafs, indem die Philosophie darein gesezt wird, sich überall in der geglaubten Wahrheit im Geist und Gedanken zurecht zu finden, es die Weise des Gedankens ist, in welcher der Mensch von der Wahrheit wisse. Aber nicht minder mufs solche Ansicht der Philosophie den bisher so geistlosen Bearbeitungen ihrer Geschichte sich entgegenstellen, und die gerechte Forderung geltend machen,

Digitized by Google

dafs aus dem Studium der Geschichte der Philosophie nicht mehr nur diefs gelernt werde, dafs es (wunderlich genug) mit der Philosophie eben nichts sei.

In diesem Sinne fängt der Verfasser seine Betrachtung mit der *Scholastik* als der ältern christlichen Philosophie an, welche kurz so charakterisirt wird, dafs der Geist und die Intention derselben darin bestehe: „Gott unter Gottes Beistand zu erkennen, kraft dieser Erkenntnifs die eigne, wie jegliche andere Natur zu verstehen und zu beherrschen, und so nicht nur in der subjectiven Form der Vernunft, sondern in ihrer Fülle und substanzialen Wahrheit zu denken und zu leben." Selbst noch in den Zeiten, als schon durch die Schriften des *Aristoteles* die Lehre von dem Syllogismus herrschend geworden, als der blofs abstracte Begriff des Seyns und Dinges die ganze Bewegung des Gedankens ausmachte, und das Lebendigste zur todten Formel heruntergebracht war, sollen, nach dem Verfasser, die Grofsen und Edlen unter den Scholastikern den Weg der Ausbildung des menschlichen Vernunftbestrebens zur wahren Vernünftigkeit und Intelligenz in Gott gewandelt seyn, und im Unendlichen, das ihrer Philosophie durch den Glauben aufgethan war, nichts anders erstrebt haben, als den Gedanken der Verherrlichung Gottes in Allem.

Auch wir sind weit entfernt, auf das gewöhnliche kritische Gerede von Barbarei dieses Philosophirens, und was dergleichen mehr, grofses Gewicht zu legen, weil eben solches Kritisiren sich nur in der blofs subjectiven Form des Verstandes hält, und darum am allerwenigsten vermag, den substanzialen Inhalt der scholastischen Philosophie zu würdigen. Denn wie es dieser Philosophie, gleich aller wahren Philosophie, nur um die Erkenntnifs Gottes zu thun gewesen, so macht im Gegentheil das Kritisiren sich nur das subjective Erkennen zum Gegenstande, und ist so sehr mit sich selber beschäftigt, dafs es vor allem Untersuchen seiner selbst eben das, warum es eigentlich zu thun ist, nämlich Gott, ganz und gar vergifst. Weil es darum den christlichen Glauben als den Inhalt der scholastischen Philosophie verkennt, und anstatt dessen sich seinen eigenen Glauben macht, ist es auch nicht im Stande, diesen Inhalt von der syllogistischen Form zu sondern, und verwirft deshalb mit dieser Form auch den Inhalt selber. Es mufs freilich zugegeben werden, dafs die syllogistische Form als eine blofs äufserliche Form nicht genügt und zu verwerfen ist, aber gewöhnlich wird dieselbe nicht darum verworfen, wefswegen sie eigentlich verschmäht werden sollte, nämlich weil sie nicht die immanente Form des Inhaltes ist, und als wissenschaftliche Form des Glaubensinhaltes diesem leztern nicht entspricht, sondern blofs deshalb, weil dieselbe zu spitzfindig und abstrus sei. Wahr ist, dafs die Thesen und Antithesen, Quästionen und Responsionen, Distinctionen und Conclusionen der scholastischen Philosophie nicht selten in das Leere und Eitle sich verlieren, aber auch nicht minder gewifs, dafs das kritische Gerede sich stets auf dieselben so gut als gar nicht einläfst, und aus Ohnmacht und Scheu vor Allem, selbst wenn es auch nur den geringsten Anstrich von Speculation hat, sich umkehrt, um sich behaglich seinem thatsächlichen (naturalistischen und raisonnirenden) Denken zu überlassen, und nur ja nicht über das unphilosophische Bewufstseyn hinauszugehen. Ueberhaupt hat das Kritisiren diefs mit der Aufklärung gemein, das Gediegene und Grofse aller Zeiten zu verkennen, und „alle Jahrhunderte zu meistern, aber seine eigene Ermattung und Kraftlosigkeit mit sich selbst mifskennendem Dünkel zu bedecken."

Den in der Ausbildung und Entwickelung der scholastischen Philosophie entstandenen Gegensatz des Realismus und Nominalismus sieht der Verfasser als dasjenige Element an, was die Philosophie um den Glauben und um die Erkenntnifs der einen untheilbaren Klarheit gebracht habe, indem der Nominalismus behauptete, dafs nur das Einzelne und Individuelle das Wahre, und das Allgemeine und Universale nichts weiter als ein blofses Wort oder Namen und deshalb ganz leer und blofs subjectiv sei, und der Realismus gerade das Gegentheil davon annahm, nämlich dafs eben nur das Allgemeine das wahrhaft Reale, und darum das Einzelne und Individuelle eine blofse Art und Weise und deshalb etwas Nichtiges ausmache, so dafs also der wesentliche Bestand des Einzelnen im Allgemeinen, und die wesentliche Gegenwart des Allgemeinen im Einzelnen, und darum das rationale Verhältnifs beider aufgehoben worden sei. Ferner erblickt er in dieser traurigen Spaltung, die sich im 14ten Jahrhundert in die unversöhnlichen Extreme einerseits der blofs sinnlichen Empirie und zulezt einer theoretischen und practischen Atomistik, und andererseits der Veräufserung des Realismus selbst in leere Allgemeinheiten fixirte, den Ursprung der gröfsten und entsetzlichsten Leiden der europäischen Welt, indem der unglückliche Ausgang dieses Streites in die öffentliche Herrschaft eines geistlähmenden Nominalismus und in den Rückzug des zur falschen Mystik entstellten

Digitized by Google

Realismus in die Verborgenheit geheimer Lehren und Bündnisse schon seit dem erwähnten Jahrhundert her das europäische Leben vielfach zerrüttet, und vornehmlich *Wissen* und *Glauben* in feindselige Spannung gesezt habe.

Indem der Verfasser ausdrücklich in den Vorbemerkungen zu seiner Schrift erinnert, dafs sein Standpunkt der katholische sei, und er von diesem aus allein nur gerechter Weise beurtheilt werden könne, so mufs von dieser Seite freilich zugegeben werden, dafs die katholische Kirche keinen Unterschied zwischen Kirche und Philosophie machte, und in ihr, so lange sie darin beharrte, der Zwiespalt von Wissen und Glauben nicht aufkommen konnte. Ferner ist es gewifs, dafs insbesondere mit dem Kampfe des Nominalismus und Realismus dieser Zwiespalt hervorgetreten ist, und als einmal der Bruch zwischen Theologie und Philosophie geschehen war, und man anfing, die Theologie in *utramque partem* zu lehren, verschwand der lebendige Glaube als der Inhalt der Philosophie immer mehr aus den Gemüthern, wefshalb auch die Philosophie nach und nach diesen ihren Inhalt einbüfsen und zum blofsen Formalismus heruntersinken mufste. Aber dieser Bruch des Gedankens mit dem Glauben soll nach dem Verfasser, seinem katholischen Standpunkte gemäfs, nicht seyn, weil derselbe die Philosophie um die Erkenntnifs der Wahrheit gebracht, und sie der menschlichen Willkür und Verkehrtheit anheimgegeben habe. Dafs nun solcher Bruch und Trennung nicht seyn soll, mag für einen frommen Wunsch gelten; aber dafs derselbe wirklich statt gefunden, darin liegt wenigstens schon, dafs er nicht etwas ganz Unmögliches ist, und in diesem Sinne frägt es sich, ob er nicht auch zu rechtfertigen sei? Es kommt hier aber Alles auf den Inhalt, nämlich den Glauben selbst an, von welchem der Gedanke als die Form sich los gemacht hat. Der Glaube nämlich schliefst den Zweifel aus, indem derselbe unmittelbar in den Gemüthern vorhanden ist, und dieselben beherrscht. Indem also die Weise, wie der Glaube als Inhalt des Gedankens oder der Philosophie die Wahrheit ist, sich ganz unmittelbar verhält, ist die Wahrheit dem Gedanken gegeben, der Glaube eine gegebene Wahrheit, und der Gedanke, welcher dieselbe zu seinem Inhalte hat, sich nicht selber der Inhalt. Aber als solcher ist der Gedanke nicht frei, und entbehrt deshalb seines innersten Wesens, welchem als der Freiheit gemäfs er jeden gegebenen Stoff, selbst wenn er die Wahrheit ist, verschmähen mufs, weil er sonst an dieselbe blofs gebunden seyn würde, und sie nicht auch zur innersten Gewifsheit hätte. Denn der Glaube, als der Inhalt, wäre nicht auch die immanente Form des Gedankens, und weil in diesem Falle der Gedanke unmittelbar mit dem Glauben Eins seyn würde, kann der Gedanke nicht die vermittelnde Form seines Inhaltes seyn, da er sich nicht von seinem Inhalt unterscheidet. Diefs ist aber nothwendig, indem der Gedanke wohl den Inhalt mit der Religion und dem Glauben gemein hat, aber nicht auch die Form, und deshalb die Philosophie wohl dem Inhalte nach mit dem Glauben übereinstimmt, aber der Form nach von demselben verschieden ist. Deshalb tritt denn auch Glauben und Wissen in den Gegensatz, indem die Voraussetzung der Wahrheit für den Gedanken, und darum auch ihre blofs unmittelbare Einheit sich aufhebt, die, eben weil es in dem Begriffe des Gegensatzes liegt, nicht zu beharren, sondern sich aufzulösen, deshalb erst vermittelst dieser Bewegung sich zur wahrhaft wissenschaftlichen Einheit gestaltet. Dasselbe gilt von der Glaubenstrennung, die eben deswegen auch ein grofses Ferment der Ausbildung der wissenschaftlichen und inhaltsvollen Form des Gedankens gewesen ist. Die Ausbildung des Gedankens selbst aber als des Elementes der neueren Philosophie in diesem Sinne beginnt gleich nach jener Trennung des Glaubens und des Wissens, und indem dieser Anfang kein anderer als die Trennung selbst seyn kann, ist der Charakter dieser Philosophie eben die Entfernung oder Entfremdung von dem Glauben. Es mag darum immerhin heifsen, dafs die neuere Philosophie den Glauben verloren hat; aber sie hat denselben nur darum verloren, um sich zu derjenigen Form des Gedankens emporzuarbeiten, die den Glauben nur allein wahrhaft auch zur Wissenschaft des Glaubens zu erheben vermag.

Wenn nun der Verfasser in diesem Sinne die Betrachtung der neuern Philosophie mit *Bacon* beginnt, so erkennt er die grofsen Talente dieses Mannes, seine vielfach schönen Connexionen mit der Natur und mit der Geschichte, wie auch selbst noch mit dem, was Gottes ist, an, aber alles das seien nur Blicke, die ohne weiteren Erfolg geblieben, indem sein Glaube nicht mehr der lebendige Glaube, sondern von seinem Gefühl und seiner Neigung abhängig sei, eben weil der lebendige Glaube zu seiner Zeit nicht mehr die gemeinschaftliche Substanz und innere Zuversicht des Lebens gewesen, und seine Philosophie nicht mehr in der ungestörten Gemeinschaft der Kirche festgestanden habe. Mit Geringschätzung der Wissenschaft, die als unmittelbar Eins mit dem Glauben

Digitized by Google

die scholastische Philosophie ausmachte, habe er deshalb eine Restauration der Wissenschaft versucht, und zwar aus sich selber, anstatt sich in der Erkenntnifs der ewigen Wahrheit zu restauriren. Deshalb habe er die Theilnahme der Menschen an der Natur lebhaft erweckt, ja selber von dieser Erkenntnifs so sehr Alles erwartet, dafs sie allein nur den Menschen lehren sollte, was der Geist und die Wahrheit sei. Indem er so auswärts nach dem Lichte, das ihn von innen hätte führen sollen, und das er doch als dem Glauben inwohnend anerkannte, gesucht habe, sei er in diesem seltsamen Zwiespalte seines Glaubens und seiner Neigung im Gefühle des Bedürfnisses nach dem lebendigen und positiven Princip auf dem Wege der Induction fortgeschritten, und habe mit Sehnsucht nach dem Glauben hinübergeschaut, der jene alte unselige Kluft zwischen dem Endlichen und Unendlichen ausfüllen sollte. Doch weil seine Liebe ihn in der Endlichkeit gefangen gehalten, habe er dieselbe zum Unendlichen erweitert, doch dadurch nur den Widerspruch des Endlichen gegen das Unendliche auf's Neue herbeigeführt, indem er solches Endloses für das wahrhaft Unendliche selbst angesehen habe, worin der gewaltige Baum der Erkenntnifs der Natur seinen Gipfel und Blüthe und Früchte ausbreiten werde.

Wenn nämlich der Glaube aus den Gemüthern gewichen, und der Gedanke an ihn keinen Inhalt und darum auch keinen Halt mehr, also derselbe sein contemplatives Leben verloren hat, mufs er nach Aufsen an die Natur sich wenden, um darin das Wahre zu erkennen, das er im Innern nicht mehr hat, und diefs ist es gewesen, was nach der Spaltung des Glaubens und des Wissens das nächste Bedürfnifs seyn mufste. Freilich kann die Natur nicht Grund der Erkenntnifs der Wahrheit seyn, aber unerkannt würde sie selbst gegen das unendliche Wissen eine Schranke bleiben, die zwar im Glauben aufgehoben, aber doch wahrhaft nur erst in der Erkenntnifs getilgt ist. Diesen Trieb, die Natur als ein Gedankenreich zu erkennen, rege gemacht zu haben, ist eben das Grofse, und wenn auch nur das Endlose und damit nicht die Idee als das Wesen der Natur von *Bacon* gefafst worden, so ist doch hierin das Bedürfnifs anzuerkennen, das Wahre als ein dem Gedanken Gegenwärtiges und Ewiges, und die Erkenntnifs desselben nicht mehr als durch den Glauben gegeben, sondern als die eigne Einsicht zu wissen. Aber das Wahre als das Endlose ist ein solches, das, indem es dem Geiste entsteht, sogleich wieder vergeht, ein wahrer Proteus, der sich nicht fassen läfst, eben weil er immer verschwindet. In diesem Gedanken des Endlosen als des Wahren kommt eben der Gedanke noch nicht wahrhaft zu sich selber, und das ist zugleich das Seyn und Wesen aller Natur, nämlich nicht zum Gedanken ihrer selbst zu gelangen, welcher, wenn er erreicht wird, alsdann nicht mehr die Natur, sondern der Geist ist.

Nach Erinnerung an die Nachfolger *Bacon's*, die in den sogenannten secundären Ursachen die erste Ursache zu finden sich abmühten, und der Andeutung des *Hobbes*, welcher das aus seinen Fugen gewichene und gespaltene Leben durch die Herrschaft des Zwanges in geistlichen und weltlichen Dingen, also durch absolute Knechtschaft zusammenhalten wollte, anstatt den Geist der Liebe und der christlichen Freiheit als die wahrhaft constitutive Macht desselben zu erkennen, so wie nach der zunächst blofsen Erwähnung *Locke's*, um denselben gleich nachher weiter gehörig zu würdigen, geht nun der Verfasser zur Betrachtung der *Cartesianischen* Philosophie über, welche er mit der Bestreitung und dem gänzlichen Mifsverstehen von *Locke's* Seite zusammenstellt. Als der Grundgedanke des *Cartesius* wird der wiedererweckte Begriff des Gedankens als der evidentesten und eigentlichen Sphäre des Geistes betrachtet, welche dem göttlichen Lichte aufgeschlossen, die Idee des Unendlichen und damit die Vermittlungs- und Schlufskraft für das unmittelbare Seyn empfange, so dafs die Seele in Gott als dem Urheber und Mittler alles Seyns ihre substanziale Vollendung zum erkennenden Geiste gewinne. Dieser Grundbegriff sei dem *Locke* ganz unverständlich geblieben, und dafs *Descartes* in Behandlung des Begriffes der Natur und der Schlufskraft dieses Begriffes in Hypothesen gerathen, diesen Irrthum habe *Locke* von der Wahrheit des *Cartesianischen* Grundgedankens nicht zu unterscheiden gewufst, so dafs er auf die Lehre von den eingebornen Ideen den Grund der Verwirrung des *Cartesius* geschoben, und der Welt erklärt habe, dafs diefs alles daher komme, dafs man nicht an der Erfahrung festhalte, und dieselbe nicht durch Reflexion, Combination und Abstraction zu klaren und deutlichen Begriffen ausbilde, womit er nun gegen den *Cartesianischen* Grundbegriff zwar etwas sehr Unbedeutendes gesagt, aber die Welt ihm geglaubt habe, weil sie gewöhnlich ein schärferes Gesicht, als Geist und Gedanken besitze, und *Locke's* Vorstellung gar zu klar und deutlich sei.

Wir hätten gewünscht, dafs der Verfasser hier die Nothwendigkeit möchte aufgezeigt haben, (wie wir denn

Digitized by Google

dieselbe nur zu sehr als den bewegenden Puls in seiner Darstellung und Beurtheilung der vielfachen Systeme der neueren Philosophie vermissen), dafs der realen Seite des *Bacon*'schen Philosophirens die ideale Seite von *Cartesius* gegenübertreten und sich ausbilden mufste. Denn dieser Gegensatz und seine Auflösung ist der Charakter der Entfaltung und Ausbildung der neuern Philosophie überhaupt. Eben weil die wahre Heimath des Gedankens der Geist und nicht die Natur ist, mufste er, um von der Natur sich wegzuwenden, und in sich zu gehen, an Allem, was etwas anders, als er selber ist, nicht blofs zweifeln, sondern daran verzweifeln, damit er in und als sich selber finde, was die Natur ihm versagte, nämlich das wahrhaft Unendliche, gegen welches das blofs endlose Seyn der Natur verschwindet und sich aufhebt. Dieser allgemeine Zweifel und die damit verbundene Gewifsheit des Denkens als des Zweifelnden, tritt deshalb an die Stelle alles dessen, was unmittelbar ist, wie der Glaube, der gegeben ist, die Natur, die sich vorfindet, so dafs deshalb der Gedanke nun selber den Grund der Erkenntnifs ausmacht. Dieser Gedanke ist darum nicht wieder erweckt, wie der Verfasser sich ausdrückt, so dafs er am Glauben seinen Inhalt haben müfste, sondern derselbe ist nun schon in sich frei und sich selber der Inhalt, oder hat den Inhalt nicht als gegeben aufser sich selber. Wenn nun das Grofse in der *Cartesianischen* Philosophie gegen alle Unphilosophie anerkannt werden mufs, dafs für die Wahrheit von der Selbstständigkeit des Gedankens auszugehen ist, und keine Voraussetzung in der Philosophie gelten darf, so sezt dennoch *Descartes* wieder die göttliche Idee für den Gedanken voraus, was er so ausdrückt, dafs dieselbe dem Menschen eingeboren sei. Wir können deshalb nicht mit dem Verfasser annehmen, dafs *Locke* die eingeborne Idee nicht hätte bestreiten sollen, selbst wenn er auch ihre wahre Bedeutung gar nicht erkannt hat, nämlich dafs sie an und für sich, und nicht von Aufsen gegeben ist. Aber sie ist eben als an und für sich von Innen gegeben, und darum vorausgesezt, und nicht in ihrer Bildung und Entfaltung, so dafs sie ihr eigenes Resultat wäre, dargestellt, sondern es ist weiter von ihr nichts zu sagen, als dafs sie an und für sich *ist*; doch diefs ist der Thätigkeit des Gedankens zuwider, was auch der Verfasser selbst da, wo er von der eigentlichen Bedeutung der Lehre von den eingebornen Ideen handelt, anerkennt, indem dieser Ausdruck nicht von dem entwickelten Gedanken, oder gar von der Fülle des Begriffes als der eigentlichen Idee, welche die Wahrheit und Wirklichkeit selbst sei, verstanden werden müsse, sondern blofs von ihrem ersten Anfang, also von dem Anfang, der noch nicht ist, was er zu werden bestimmt ist. Wir können deshalb den Vorwurf, welcher dem *Locke* gemacht wird, dafs er die eingeborne Idee bestreitet (wohl von Seiten des ächten Philosophirens das einzige Verdienst, was er hat) nicht mit der Anerkennung vereinigen, dafs die wahre Bedeutung der eingebornen Idee, welche der Verfasser so vortrefflich schildert, nicht von der Idee als solcher, sondern nur von ihrem Anfang zu verstehen sei, weil eben, wenn es zu diesem Anfang kommen soll, diese Bestreitung von Seiten der Voraussetzung durchaus nothwendig ist.

Indem der Verfasser die Uebergänge von einem philosophischen System zum andern mehr nur historisch angibt, als speculativ aufzeigt, so hat derselbe, wie fast überall, so auch hier, die Gelegenheit nicht ergriffen, nämlich aus dem inneren Widerspruch der *Cartesianischen* Philosophie ihren Uebergang in die Lehre des *Spinoza* als nothwendig darzuthun, indem Seyn und Gedanke als Substanzen der Assistenz Gottes als der Substanz bedürfen, und deshalb, weil die Substanz eine solche ist, die zu ihrer Existenz keines Andern bedarf, dieselben ja aufhören, eben Substanzen zu seyn, also die unmittelbare Consequenz ist, dafs es nur *eine* Substanz gebe. Dem Verfasser genügt es, blofs historisch zu berichten, dafs *Spinoza* in diese Zeit gehöre, welche mit der Ausbruchszeit des grofsen Glaubenskampfes im Herzen von Europa zusammenfalle, und es demselben mehr, wie andern, in dieser verwirrten Periode gelungen sei, in der Einsamkeit der Erforschung der stillen Gedankenwelt obzuliegen, aber seine Philosophie erst in der neuesten Zeit durch den Fortschritt des philosophischen Bestrebens so klar und scharf herausgestellt worden, dafs es vortheilhafter sei, dieselbe erst später bei der Betrachtung der Philosophie unserer Zeit zu charakterisiren.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 109. u. 110.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1827.

Kritische Betrachtungen über die Schicksale der Philosophie in der neueren Zeit, und den Eintritt einer neuen Epoche in dieselbe. Von L. J. H. Windischmann.

(Beschlufs.)

Vor der näheren Würdigung *Locke's* wirft der Verfasser noch einen Blick auf die Schulen jener Periode, welche zur Schwärmerei, zu einem falschen Enthusiasmus und einem kalten Zweifel die nächste Veranlassung gegeben, aber auf beiden Seiten sich kühne, zum Theil vermessene und mit entsetzlichem Irrthum vermischte Anticipationen des lebendigen Begriffes der Wahrheit gezeigt haben, die aber von Seiten des Zweifels sich nur zu evident als der Fieberfrost des Glaubens, und als hereinbrechende Kälte und Unglauben zu erkennen gegeben, wechselnd mit der Hitze und Gluth des Enthusiasmus fanatischer Secten, aus welchem ein furchtbarer Aberglauben hervorgebrochen, und das Europäische Leben eben so durchdrungen und aufgelöst, als der freche Unglaube dasselbe erstarrt habe. Darauf sei denn der wichtige Zeitpunkt des Zeitalters Ludwigs des Vierzehnten eingetreten, welches Versuche zur Ausgleichung der Gegensätze gemacht habe, und das reich an Männern gewesen, deren ganze Intention mit Strenge und Milde, wie *Bossuet* und *Fenelon*, und mit wahrhafter Tiefe, als auch besinnungsvoller Regsamkeit und reicher Ausstattung des Geistes, wie *Malebranche* und *Leibnitz*, auf die Vermittlung der verschiedenen Confessionen, und insbesondere auf die Herstellung der Einigkeit zwischen der Religion und der Wissenschaft gerichtet war. Doch diese versuchte Vermittlung, der sich schon früher *Hugo Grotius* unterzogen, sei dennoch fehl geschlagen, indem die bestimmungslose Schwärmerei und der frech bestimmende Unglaube allzusehr die gebildete Welt durchdrungen habe, als dafs jene grofsen Denker und Theilnehmer an der Wahrheit hätten weithin vernommen werden und wirken können. Lieb wäre es uns gewesen, wenn der Verfasser neben solcher historischen Notiz sich auch näher auf die Philosophie des *Malebranche* und des *Leibnitz* eingelassen hätte, da insbesondere die Philosophie des leztern die Widersprüche der *Cartesianischen* und *Spinozistischen* Philosophie als aufgelöst zu ihrem Inhalte hat. Aber anstatt dessen, hat der Verf. sich um so mehr über *Locke* verbreitet, und wohl insbesondere darum, weil er dessen Philosophie nicht mit Unrecht als die Quelle aller Unphilosophie der späteren Zeit betrachtet.

Nachdem *Bacon* die Menschen gelehrt, dafs die Wahrheit in dem, was aufsen ist, zu suchen sei, und einmal der empirische Trieb angefacht worden, weder von dem Glauben noch von dem Gedanken auszugehen, sondern von dem, was unmittelbar in die Sinne fällt, d. h. von dem Endlichen und Nichtigen; so hat *Locke* diese sinnliche Unmittelbarkeit für das Wahre selbst genommen, anstatt dieselbe für das anzusehen, was sie eigentlich ist, nämlich für eine blofse Veranlassung für den Verstand, einen Anfang der Erkenntnifs zu gewinnen. Insofern auf diese Weise die blofse Erfahrung als das sinnliche und unmittelbare Daseyn, und deshalb nicht Gott und die Idee zur Quelle der Erkenntnifs gemacht wird, kann von Gott im Elemente des Glaubens und von der Idee im Elemente des Gedankens auch nicht weiter die Rede seyn, und der Verfasser bemerkt mit Recht, wie gefährlich es um die geistige Existenz stehe, wenn eine solche Lehre, nach welcher unsere Begriffe ursprünglich der äufseren oder inneren Wahrnehmung angehören, sich popularisiren, und wie unrecht es sei, da dieselbe in das Europäische Leben tief eingewurzelt, philosophische Meinungen gering zu achten, und die Umstaltung und Mifsstaltung der Gesellschaft, die Bildung irgend einer öffentlichen Meinung durch philosophische Meinungen zu übersehen. Ganz in diesem Sinne sagt *Schelling*: „der Staat begünstige nur erst, dafs der gemeine Verstand Schiedsrichter über Ideen sei, (wie hier der *Locke*sche über die

Digitized by Google

Cartesianische Idee), so wird dieser sich bald auch über den Staat erheben, dessen auf Vernunft und in Ideen gegründete Verfassung er so wenig, wie diese, begreift." Was also über die sinnliche Wahrnehmung und den endlichen Verstand hinaus ist, darnach wird weiter gar nicht gefragt, eben weil es für den Verstand gar nicht vorhanden ist, oder wenn z. B. *Locke* einmal von Gott, Ewigkeit u. s. f. redet, so betrachtet er dergleichen als blofse Erfindung und Creaturen des menschlichen Verstandes. Von dieser Seite ist die Aeufserung eines Bramahnen, die auch der Verfasser anführt, welchem nämlich ein Englischer Oberbeamter in Indien mit grofser Erwartung die *Locke*schen Untersuchungen über den menschlichen Verstand zu lesen gab, sehr charakteristisch, indem derselbe in der Verlegenheit, seinem Gönner nichts Unangenehmes zu sagen, die hübschen Anfänge lobend, gleich nach den folgenden Bänden des Werkes fragte. Mit der richtigen Einsicht, dafs nun solches empirische und sinnliche Philosophiren insbesondre auf Alles, was nicht auf Sinn und Reflexion, sondern allein nur auf Ideen beruht, als Recht, Staat, Religion u. s. f. nur verderblich wirken kann, und nach der Aufzeigung und Aufdeckung dieser äufserst klaren Nichtigkeiten der *Locke*schen Lehre geht nun der Verfasser zur Betrachtung der jezt folgenden Zeit als der eigentlichen Verwirrung des Zeitalters über.

Diese Verwirrung beginne mit dem Zweifel, nicht wie jener der Alten gegen das Sinnliche, sondern gegen das Uebersinnliche selber, und mit dem Unglauben und dem crassesten Egoismus, indem die Gewohnheit und der Eigennutz die heiligsten Verhältnisse des Menschen bestimmen solle, und das Materielle das einzige Ziel der Hoffnung und des Haltes des Geistes geworden sei. Indem die Zeit mit Vorliebe an den *Locke*'schen Mechanismus des Verstandes sich angeschlossen, und damit jene Lehre *Hume's* und der *Materialisten* verwebt, sei Alles, was des Geistes ist, als dunkler Aberglauben und Fanatismus verschrieen, und eben das Wichtigste übersehen worden, nämlich dafs solcher Umtrieb in der materiellen Region als der alleinigen Wahrheit nicht nur der finsterste Aberglauben und die dichteste Dummheit gewesen, sondern auch derselbe den wildesten Fanatismus habe nach sich ziehen müssen. Indem in dieses verwirrte und wilde Leben der zunehmende Frevel gegen alles Heilige hineingestürzt, seien die disparatesten Elemente dieser Zeit, insbesondere durch *Voltaire* selbst, zur öffentlichen Meinung ausgebildet worden, dessen eben so kecker als geschmeidiger Sinn, seine List und Schlauheit, sein aufserordentliches Talent der schalkhaften Repräsentation und Vorspiegelung aller Charaktere, aber insbesondere die humane Theilnahme an jeder Beeinträchtigung der Menschenrechte die gebildete Welt verblendet, und zur öffentlichen Meinung gegen die bestehende Ordnung der Kirche und des Staates gestimmt habe, um dieselbe als infam zu vernichten (*ecrassez l'infame* d. h. die Religion), indem man leider erst später eingesehen, dafs er allein nur seinem Geiste gehuldigt, und deshalb seinetwegen Alle zum Besten gehabt.

Ohne Zweifel hat die *Locke*sche Lehre nicht wenig zu dieser allgemeinen Verwirrung und Entehrung alles Heiligen beigetragen, indem ja nach ihr die *göttliche* Idee als die substanziale Macht des Geistes nur als menschliche Erfindung vorgestellt werden soll. Als solches aber hat nun das Göttliche keinen Bestand in den menschlichen Angelegenheiten, und wenn es auch noch wohl erwähnt wird, so ist doch davon, wie bei *Hume*, als von blofser Gewohnheit die Rede, in welchem Sinne denn auch nothwendig alle heiligen Bande des menschlichen Lebens angesehen werden. Was aber nur blofse Gewohnheit ist, ist nichts an und für sich, nicht auch durch sich selbst begründet und berechtigt, und darum läfst der Verstand es sich angelegen seyn, die Menschheit von solchen vermeinten lästigen Banden zu befreien, und dieselbe deshalb ganz human, d. h., alles Göttlichen los und ledig zu machen, ja den Menschen zu einem freien Geiste (zu einem Freigeiste oder Gottfreien) heranzubilden, damit er sich gegen Alles, was Gottes ist, und göttliche Ordnung auf Erden, als Recht, Staat u. s. f. kehren möge, und gar nichts als das blofs Menschliche (der Mensch in seinem Wahn, wie *Schiller* sich ausdrückt) übrig bleibe, also die Menschen nicht vor Gott, sondern vor sich einander gleich seien. Diese falsche Humanität und gepriesene Aufklärung hat sich in der Revolution als eine solche bewährt, die das Heiligste als das Infamste betrachtet, alles gesetzliche Leben über den Haufen geworfen, in der Meinung, dafs das, was wirklich ist (aber es ist nichts wirklich als die Idee), das Unvernünftige sei, und sie hat es an sich selber erfahren, wie weit es der Mensch ohne Gott zu bringen vermag, indem sie doch zulezt wieder zu der leidigen Nothwendigkeit hat ihre Zuflucht nehmen müssen, nämlich nachdem die Religion und Alles abgeschafft worden, wiederum zu decretiren, dafs Gott sei. Diefs ist es, was als der Hauptwendungspunkt des Geistes

Digitized by Google

angesehen werden kann, nämlich dafs er in allen Gräueln, Gotteslästerung und Brutalität der Revolution wenigstens doch die Gewifsheit gewonnen hat, dafs das menschliche Leben, einmal ganz sich selber überlassen, allein nur der Schrecken ist, und nur insofern bestehen kann, als es von der substanzialen Macht göttlicher Institutionen durchdrungen ist, aber ohne dieselben keinen Stand und Halt hat.

Es wäre wohl am Orte gewesen, dafs der Verf. auch insbesondre in Erwägung gezogen hätte, wie Deutschland, nachdem dasselbe durch flache Popularisirung einer tiefern Philosophie schon darauf vorbereitet gewesen, von den Symptomen des Englischen Skepticismus und der Französischen Aufklärung angesteckt worden, und der Kitzel der Freigeisterei auch in diesem Lande die grofse Lust erweckt, alles Heilige zu profaniren. Unendlich geistloser als die Französische Aufklärung, lehnte die Deutsche Aufklärung sich vorzüglich gegen Alles, was Ideen heifst, auf, und sezte an die Stelle der Vernunft den sogenannten gesunden Menschenverstand, der aber gar sehr, weil er mit sehenden Augen stockblind ist, gegen den *bon sens* als den treffenden Blick zurücksteht, indem er die Metaphysik, deren sonst noch strengere Methode er auch noch gänzlich abgestreift, zur höchsten Leerheit heruntergebracht hat, wogegen denn *Jacobi*, wenn auch nur in der Weise eines unmittelbaren Wissens, sich gekehrt und wieder an einen tieferen Inhalt erinnert hat. Dieses Verdienst *Jacobi's* hätte der Verf. würdigen, und dessen Philosophie nicht weniger, als die *Kant*'sche Philosophie, zu deren Betrachtung er sich nun hinwendet, bemerklich machen sollen.

Diese Betrachtung wird dann damit eröffnet, dafs endlich die gröfste Noth nach so grofsen und vielfachen Verirrungen von der Wahrheit und der Vernunft es herbeigeführt habe, nun einmal zu erproben, was denn das Subject selbst zu thun vermöge, und die Aufgabe der Philosophie nicht ferner einem seichten Räsonnement zu überlassen, sondern vielmehr Ernst mit dem Subjectiven zu machen, um dasselbe seinem eigentlichen Wesen nach zu verstehen. Um sich diese Aufgabe zu machen, dazu hätten *Bacon*, *Locke* und *Hume*, und auch insbesondre *Rousseau* nicht wenig beigetragen, aber erst von *Kant* sei dieselbe scharf gefafst worden. Indem derselbe richtig den ausschliefsenden Charakterzug des Geistigen im Selbstbewufstseyn, nämlich die synthetische Einheit in der reinen ursprünglichen Apperception bemerkt habe, sei das doch nur ein Blick gewesen, weil dieselbe sich nicht zum Gedanken ausgebildet, und sogar *Kants* Erklärung gegen die *Fichte*'sche Wissenschaftslehre in der Allgem. Lit. Zeit. 1799 Intelligenzbl. 109 zur Genüge beweise, dafs er diese Bemerkung nicht einmal in ihrer ganzen Tiefe verstanden habe. Weil die empirische Anschauung noch zu viel Gewalt über ihn gehabt, das Ansich im Objectiven fest und entschieden anzufassen, habe er auf's Neue den alten Dualismus des Aeufseren und Inneren fixirt, und das richtige Princip der Freiheit und der Spontaneität des Denkens nicht bis zu der, die Wahrheit der Welt ausmachenden Idee durchgeführt. Deshalb habe er nicht erkannt: im Gedanken sei das wesentliche Ergebnifs aller Anschauungen, Vorstellungen u. s. f., und es gebe sich für die Wissenschaft die Wahrheit zunächst in ihm zu erkennen, welcher deshalb in seinem constituirenden Princip erfafst werden müsse, um einzusehen, nicht blofs, was die Kategorien und synthetischen Sätze eigentlich seien, sondern wie sie aus jenem Principe hervorgehen. Weil nun nicht aufgezeigt worden, was denn das Denken eigentlich ist, sondern nur, in welchen Formen es sich zeige, habe sich hiedurch die Ohnmacht dieses Unternehmens, nämlich das wahre Erkenntnifsvermögen zu bestimmen, an den Tag gelegt und sich ergeben, dafs eben auf dem Standpunkte des gemeinen Verstandes von dem Dinge an sich allerdings nichts zu erkennen sei, und über die Vernunft also, obgleich es durch die Behauptung der Spontaneität des Denkens in synthetischen Sätzen *a priori* auf sie abgezielt gewesen, nichts entschieden werden könnte. Deshalb nun erscheine denn auch die Vernunft nur als eine regulative Macht, anstatt in der Auflösung der Gegensätze und Widersprüche, worin sich der endliche Verstand verwickelt, hinaus zur wahren Auflösung desselben im vernünftigen Denken fortzugehen. Indem *Kant* nicht einmal *die* Kühnheit gehabt, in das Objective tiefer einzudringen, und dessen Verhältnifs näher zu dem Subjectiven zu ergründen, so sei das Vernunftbestreben in ihm degradirt worden, und anstatt dem sogenannten Ding an sich die Erkenntnifs abzugewinnen, dafs es eben die für ihn unerkannt gebliebene geistige Wahrheit selbst sei, beschränke er sich auf das Gebiet der Erfahrung, deren Grundsätze der Verstand zu bestimmen, die Vernunft blofs zu reguliren habe, und was über diese willkürliche Schranke hinausgehe, werde als transcendent oder das Vermögen des Geistes übersteigend und mit Bedenklichkeit angesehen, ja verspottet, und oft lächerlich gemacht, aber das, warum es eben in der Philosophie zu thun sei, bei Seite

Digitized by Google

geschoben, während auf der andern Seite mit schwerfälligem Ernst und wahrhaft zur Ironie des ganzen Beginnens auf ein Ideal der Vernunft hingewiesen werde, welches in sich ganz bestimmungslos, und nichts anders, als das wohlbekannte höchste Wesen der aufklärerischen, auf die leere Finsternifs hinauslaufenden Schule sei, das mit vielem Pathos Gott genannt werde.

Wenn nun im Allgemeinen gegen diese und die weiteren Vorwürfe, welche der *Kant*'schen Philosophie gemacht werden, wohl nicht viel einzuwenden seyn dürfte, so scheint uns der Verf. doch nur die Schattenseite dieser Philosophie insbesondre hervorgehoben zu haben. Uns mag es darum vergönnt seyn, auf ihre Lichtseite aufmerksam zu machen, wovon der Verf. wohl insofern abstrahiren mufste, als er nicht auf speculative Weise ihren nothwendigen Standpunkt aufzuzeigen unternommen hat. Die Nothwendigkeit der *Kant*'schen Philosophie nämlich liegt in ihrer Aufgabe, und diese ist nicht blofs von Seite der Untersuchung des Erkenntnifsvermögens, ob dasselbe auch fähig sei, die Wahrheit zu erkennen, aufzufassen, sondern dieselbe bezieht sich insbesondre auf den früher erwähnten Gegensatz des Realismus und des Idealismus in der neueren Philosophie, welcher sich von der realen Seite insbesondre durch *Bacon* und *Locke*, und von der idealen Seite durch *Descartes*, *Spinoza* und *Leibnitz* auf die Spitze getrieben und ausgebildet, indem die Kritik sowohl die realistische oder empirische, als auch die idealistische Seite zu begründen sucht, ohne die eine vermittelst der andern durch sich selbst sich begründen zu lassen, und weil auf diese Weise beide Seiten als wahr sich beweisen, jedoch als entgegengesezte zugleich keine Wahrheit haben, bedarf dieselbe des Dinges an sich, um diesen Widerspruch zu lösen, das aber, weil es nicht ihre innerliche Einheit ist, ein unendlicher Anstofs bleibt. Wenn nun *Kant* auch sich den Standpunkt, diese Aufgabe zu lösen, sogleich von vorne herein eben dadurch verrückt, dafs er ohne alle Vermittlung sowohl den Realismus als den Idealismus für sich zu rechtfertigen versucht, aber eben deswegen beide verwerfen mufs, so darf man doch das Grofse seiner Aufgabe nicht verkennen, die, wenn auch ungelöst geblieben, von ihm doch den Impuls zu ihrer völligen Auflösung in der *Hegel*'schen Philosophie erhalten hat. Auch der Mangel an Dialektik, indem dieselbe sich nur in der so höchst untergeordneten kategorischen Form bewegt, und der ganz empirische Ausgang der Kritik, nämlich, dafs wir uns bewufst sind, sinnlich wahrzunehmen und zu denken, hat das Seinige dazu beigetragen, die Aufgabe unaufgelöst stehen lassen zu müssen. Indem wir nämlich, um nun näher darauf einzugehen, sinnlich wahrnehmen, so ist die Thätigkeit unsers Geistes durch Eindrücke von Aufsen bestimmt, und die Erkenntnifs, die wir dadurch erlangen, keine nothwendige und allgemeine; aber wenn wir von dieser Receptivität der Eindrücke abstrahiren, so bleibt uns die Spontaneität des Denkens übrig, welche uns nicht von Aufsen kommt, eben weil, da das Denken ein Verknüpfen von Vorstellungen ist, wir dieses Verknüpfen des Mannichfaltigen nicht aus der Receptivität der Eindrücke gewinnen, sondern selbst diese Verknüpfung als einen rein spontanen Act des Geistes verrichten. Da nun aus der Receptivität der Eindrücke nichts anders hervorgeht, als dafs wir afficirt sind, so ist das Denken von solchen Affectionen, und damit seine Formen und Functionen von denselben zu unterscheiden, in dem Sinne, dafs diese Formen, welche als Functionen des Urtheils Quantität, Qualität, Relation und Modalität sind, reine Begriffe unsers Geistes ausmachen, die wir keineswegs den Dingen verdanken. Weil wir nun das Mannichfaltige der Anschauung vermittelst derselben zu einer Einheit verknüpfen, sind auch die Dinge als blofse Anschauungen unserer eignen Thätigkeit nur solche, die keine Realität und deshalb allein nur Identität haben, mithin die idealistische Seite begründet; aber weil unser Denken wiederum nur insofern thätig seyn kann, als das Mannichfaltige der Anschauung, das es eben zur Einheit verknüpft, erst da ist, eben weil das Denken ohne Anschauung leer, und insofern nichts seyn würde, ist das Denken von den Dingen abhängig und bedingt, so dafs das Denken, um thätig zu seyn, von denselben afficirt werden mufs, weshalb die Dinge nothwendig Realität haben, und insofern ist eben so sehr, wie die idealistische Seite, auch die empirische oder realistische Seite begründet. Indem nun der Idealismus sowohl als der Empirismus oder Realismus nothwendig, aber als einander entgegengesezte zugleich von einander abhängig gemacht sind, ohne dafs sie sich durch sich selbst vermitteln, oder sich gegenseitig frei producirten, mufste Etwas angenommen werden, was diese Vermittlung auf sich zu nehmen habe. Da aber sonst wahrhaft nichts ist, als das sinnliche Ding und das Denken, kann dieses auch nur ein unbekanntes Etwas seyn, ein Ding an sich, das darum, weil es ein Wesen ohne Erscheinung seyn soll, eigentlich nichts ist. Zugleich verliert dadurch die sonst richtige Unterschei-

Digitized by Google

dung, welche *Kant* zwischen dem Verstande und der Vernunft macht, nämlich dafs jener nur auf mögliche Gegenstände der Erfahrung, diese aber auf Ideen, welche nicht Gegenstand der Erfahrung sind, geht, für die Erkenntnifs alle Bedeutung, indem ja schon eben darin, dafs das Ding an sich nichts ist, nothwendig enthalten seyn mufs, dafs es mit der Vernunft und den Ideen nichts auf sich habe. Das hat denn wohl auch *Kant* zu der grofsen Inconsequenz verleitet, die Kategorien, von welchen er doch selbst behauptet, dafs sie nur auf Gegenstände möglicher Erfahrung gehen, und damit das endliche Denken auf die Vernunftgegenstände und Ideen anzuwenden, von denen er doch eingesteht, dafs denselben kein congruirender Gegenstand in den Sinnen gegeben sei, wodurch er sich, wie es nicht anders seyn kann, in sogenannte Paralogismen und Antinomien verwickelt. Wundern mufs man sich aber, dafs eben diese Inconsequenz, welche die Gedankenlosigkeit selbst ist, zu dem Schlufs berechtigt hat, dafs der Mensch überhaupt von Gott nichts wissen könne, was von dem blofs kritischen Erkennen ganz richtig ist, und wahrlich nur darum, weil Gott nicht wie ein sinnliches Ding in Raum und Zeit da ist. Nur diefs darf wieder nicht übersehen werden, dafs *Kant* in Betrachtung der Vernunft auf die Nothwendigkeit kommt, dafs der Widerspruch und die Dialektik ein nothwendiges Element derselben ausmacht. — Was nun die theoretische Vernunft nicht vermag, das soll die practische Vernunft leisten, indem dieselbe nicht um Gottes selbst willen, sondern blofs des leidigen Ich wegen, einen Glauben ohne Erkenntnifs fordert, so dafs unchristlich genug der Mensch einen Gott glauben soll, den er nicht kennt, und welcher deshalb nicht mit dem Innersten seiner Gewifsheit geeint ist, und wir müssen darin dem Verf. recht geben, dafs die Theologie, die einen solchen Glauben lehrt, anstatt des Geistes der Wahrheit einen unbekannten Gott, d. h., einen Götzen auf den Thron gehoben hat. Weil denn solche Theologie von allem Andern, nur nicht von Gott weifs, hat sie mit der flachen Philosophie des Tags die Gottesscheue gemein, welche sich hinter den Scheingründen von der Unbegreiflichkeit Gottes, der Beschränktheit der Vernunft, der practischen Bestimmung des Menschen, und was dergleichen mehr, verbirgt, und darunter den gröfsten Hochmuth, allen Dünkel und Hoffart versteckt hält. Auffallend ist aber bei aller theoretischen Ohnmacht die Prätension, dafs solche rationale (raisonnirende) Theologie den Ton dessen, was Philosophie sei, anzugeben sich herausnimmt, wenn man nicht schon längst gewohnt wäre, dafs eben das Raisonnement dieselbe in Alles hineingezogen, was nicht ihres Kreises ist, und deshalb in Alles nur hineinzupfuschen verführt hat. Wie hemmend solches Raisonnement statt der Vernunft für Religion und Wissenschaft ist, indem es gegen den Glauben und die Wissenschaft den Unglauben und die Unwissenschaftlichkeit sanctionirt, leuchtet wohl von selbst ein. Eben nur die Schattenseite der *Kant*'schen Philosophie ist es, von welcher solche Theologie und das nachkantische sogenannte kritische Philosophiren geblendet worden, obgleich die *Kant*'sche Philosophie selbst Veranlassung genug gegeben, sich die Binde von den Augen hinwegzunehmen, wozu aber die Gewifsheit gehört, dafs man mit eignen Augen sehen könne, um solche Binde sich nicht gefallen zu lassen. Wegen dieser gegebenen Veranlassung insbesondre, welche überall in der *Kant*'schen Philosophie vorliegt, ist es nicht wenig zu bedauern, dafs der Verf., indem er von dieser Seite den König mit seinen Kärrnern in dieselbe Kategorie stellt, von *Kant* so sagt: „diese theoretische Ohnmacht bei so grofsem, jedoch oft bis zum Eigensinn und Selbstdünkel getriebenem practischen Ernst hat sich durch die traurige Geistesblödheit des Urhebers der Kritik in seinen lezten Lebensjahren auf eine belehrende (?), aber beweinenswerthe Weise gerächt."

Es wäre gewifs nicht ohne Interesse gewesen, wenn der Verf. die *Kant*'sche Philosophie durch sich selbst in die *Fichte*'sche Philosophie hinübergeführt hätte, indem die Elemente der leztern in der erstern als die synthetische Einheit in der Kritik der reinen Vernunft, und die intuitive Anschauung in der Kritik der Urtheilskraft, wenn auch noch auseinander gehalten und gesondert, enthalten sind. Statt dessen leitet der Verf. in die *Fichte*'sche Philosophie damit ein, dafs sie und die *Schelling*'sche Philosophie zu den grofsartigsten und kühnsten Versuchen in der Geschichte der Philosophie gehören, indem in der *Fichte*'schen Philosophie sich das Selbstbewufstseyn in seiner innersten Concentration mit Gewalt und stolzer Energie zusammengedrängt habe, um der Abstraction und den Verwirrungen der Kritik, ihrem heterogenen Synkretismus und ihrer Halbheit zu entgehen.

Wenn in der *Kant*'schen Kritik das Selbstbewufstseyn noch um die Erkenntnifs seines eignen Zustandes ringt, so kommt dasselbe in der *Fichte*'schen Philosophie dahin, sich als die selbstbestimmende volle Macht der theoretischen und der practischen Vernunft zu wissen.

Digitized by Google

Insofern es sich als dieser absoluten Macht gewifs ist, kann es nichts gelten lassen, als was nicht durch es selbst bestimmt ist, und mufs deshalb in seiner Energie darauf ausgehen, Alles in sich selbst zu ergründen und zu begründen. Gegen diese Macht, Gewalt, Kraft und Energie ist das „Ich denke" der *Kant*'schen Kritik nur ein Schattenbild; über eben diese Macht des Ich ist zugleich auch seine Ohnmacht selber, und in diesem Sinne hätte der Verf. insbesondre *Fichte's* Naturrecht beleuchten sollen, in welchem das Ich als abstracte Persönlichkeit sich nicht aufhebt, und sich deshalb nicht zu einem allgemein sittlichen Willen weder der Familie, noch des Staates erweitert, so dafs der Staat selbst nur ein Nothstaat bleibt. Um sich als Grund von Allem zu wissen, mufs das schrankenlose Ich eben sich selber beschränken, darum selbst sich in sich negiren (Nicht-Ich), und indem es den Ursprung seiner Beschränktheit in diesem Gegensatz nicht in sich selbst erkennt, vermag es auch nicht zur Auflösung desselben zu gelangen, und diese Philosophie ist darum der beste Beweis, wie weit das Ich, da es nämlich nur in sich und nicht in Gott erkennen will, ohne Gott zu kommen vermag. Wahrhaft zu nichts anderm, als immer Gott nur Widerstand zu leisten, indem, wie *Schiller* sagt, mit des Menschen Widerstand auch des Gottes Majestät verschwindet. Das höchst Wichtige aber, was dieselbe zur Folge gehabt, ist die Einsicht, dafs, wie *Calderon* sich ausdrückt, das Ich sich selbst die gröfste Krankheit ist, und allein nur aus und in sich selbst die Wahrheit nicht zu erkennen vermag, was darum als ein grofser Wendungspunkt des Geistes angesehen werden kann. Anerkannt mufs jedoch werden, dafs die *Kant*'sche und *Fichte*'sche Philosophie den Geist zu sich selbst geführt, und darum die Voraussetzung, nicht bei sich zu seyn, aufgehoben, und insbesondre ist von *Fichte* zu rühmen, dafs er der Gedankenlosigkeit ein Ende gemacht hat, indem er von der Philosophie als Wissenschaft fordert, dafs sie in allen ihren Elementen ein streng Abgeleitetes sei, was der Verf. vorzüglich hätte hervorheben müssen.

Ungenügend geht nun der Verf. in der Betrachtung des Ueberganges der *Fichte*'schen Philosophie in die *Schelling*'sche Philosophie blofs von der Natur als dem Nicht-Ich im *Fichte*'schen Sinne aus, nämlich dafs dieselbe nicht mehr von *Schelling* als das blofs an sich Schwere, Leblose und Starre, sondern als dem Geiste befreundet erfafst worden sei. Vom Standpunkt des Geistigen hätte der Verf. an den *Fichte*'schen populären Schriften sehr leicht einen Uebergang in die *Schelling*'sche Philosophie finden können, ja selbst auch von der Wissenschaftslehre aus, indem *Fichte* und *Schelling* darin einverstanden waren, dafs das Philosophiren, wie *Kant* annahm, kein blofs discursives Denken, sondern ein intuitives sei, so dafs der *Fichte*'sche Standpunkt, weil er sich trotz dem noch in der Sphäre der Kritik hielt, nicht genügen konnte. Näher sei nun *Schelling* dem Begriffe der die Unendlichkeit abspiegelnden Welt des unmittelbaren Seyns als dem Erweis des ewigen Geistes in der Natur nachgegangen, da es bei der *Kant*'schen Vorstellung der Dynamik der Erscheinungen, welche im Grunde nicht viel mehr als das blofse Spiel von Attraction und Repulsion gewesen, und bei dem *Fichte*'schen Verdammungsurtheil über die Natur nicht hätte bleiben können, sondern die Natur eben durch den lebhaften Kampf gegen dieselbe dem Geiste nur noch näher gebracht und tief in sein Interesse hineingezogen sei. Indem nun solches unmöglich in dem *Fichte*'schen selbstbefangenen und trotz dieser von *Schelling* nachgewiesenen Befangenheit sich dennoch als Absolutes imaginirenden Ich seinen zureichenden Grund habe finden können, habe sich die Imagination im tiefen Verlangen der Seele, die Ewigkeit der Natur und des Geistes, des Seyns und des Denkens, in ihrer ursprünglichen Herrlichkeit zu vergegenwärtigen, in den Abgrund aller Bestimmung und alles Bestimmten geworfen, um so eine ungestörte Anschauung des Endlichen und des Unendlichen zu gewinnen, also in die anscheinende Gleichgültigkeit von beiden, um so das absolut Eine als den Quell alles Lebens zu erkennen. Diefs sei der kühne, aber auch vermessene Kunstgriff gewesen, jenen alten Widerspruch zu umgehen, und sich durch einen unmittelbaren höchsten Aufschwung mitten in das ungetrübte Licht der intellectuellen Anschauung zu versetzen, ohne das gehörig zu beachten, was schon *Aristoteles* im richtigen Gefühl des menschlichen Bedürfnisses und mit scharfer Einsicht in die Nothwendigkeit einer aufwärts führenden Methode sorgfältig vorgezeichnet habe. Deshalb sei gerade das, was das lezte Ziel der Wissenschaft seyn sollte, zum Ausgangspunkt verkehrt worden, und die Philosophie habe eben durch jenen Prätension einer unmittelbaren Anschauung des Absoluten eine schwere Prüfung zu bestehen gehabt, indem sie sich dem *Spinoza* in der Hoffnung zugesellet, durch denselben einen festen Punkt der Einheit zu gewinnen. Weil aber die strenge Macht der *Spinozistischen* Philosophie, anstatt in sich abgeschlossen, und die jeden Unterschied verneinende Substanz zu bleiben, vielmehr von *Schelling* als das positiv formende Princip der Welt, als der lebendig bildende

Digitized by Google

Geist betrachtet worden, so müsse man bekennen, dafs die sogenannte Indifferenz und Gleichgültigkeit des Absoluten für die *Schelling*'sche grofse Anschauung des Unendlichen nur ein mifslungener Ausdruck sei, und dieser Lehre das grofse Verdienst bleibe, wenn gleich noch verwegenen Muthes den Wiederaufschwung zur eigentlichen Heimat des Geistes in einem tiefgesunkenen Zeitalter auf eine fruchtbarere Weise erweckt zu haben, als es den Anstrengungen der *Fichte*'schen Wissenschaftslehre möglich gewesen.

Indem nun der Verf. auf die *Hegel*'sche Philosophie zu sprechen kommt, so hätte um so mehr gefordert werden müssen, ihren Unterschied von der *Schelling*'schen Philosophie aufzuzeigen, oder vielmehr diese in jene durch sich selbst übergehen zu lassen, als man gewöhnlich die Vorstellung hat, dafs beide Philosophien ganz Eins und dasselbe seien. Der Verf. hätte dabei von der blofs quantitativen Differenz der *Schelling*'schen Philosophie als der Natur und des Geistes ausgehen können, und die Nothwendigkeit zeigen müssen, dafs eben Natur und Geist nicht blofs quantitativ, sondern qualitativ verschieden seien, was nur obenhin berührt wird.

Den Uebergang in die *Hegel*'sche Philosophie gibt der Verf. nun blofs so an, dafs, indem in der *Fichte*'schen und *Schelling*'schen Philosophie sich bald gezeigt, dafs in diesen Lehren der eigentliche Kampf ums wahre Leben im Reiche des Gedankens begonnen, aber in der erstern der philosophirende Geist in gewaltsamer Concentration durch den starren Willen sich in sich selbst befangen und fixirt, und in der leztern mit strahlenden Exfulgurationen und mit der Macht seiner bildenden Poesie sich in den Abgrund des Unendlichen geworfen habe, in jener derselbe von der Natur sich getrennt und sich zurückgezogen, und in dieser durch *einen* gewagten Blick in das Wesen der Gottheit sich mit ihr zu identificiren gesucht, ohne dafs weder schon der Grund jener Trennung noch dieser Einheit ausgemittelt worden, so sei die Zeit erschienen, den Geistesstolz und die Geistesschwelgerei dieses unmittelbaren Wissens zu brechen, was denn in der *Hegel*'schen Philosophie vollbracht worden. Diese verwerfe deshalb mit Recht jede Prätension auf den Besitz der Wahrheit nach jeder Art von Prärogativ oder Anticipation, und verlange darum, dafs der Geist Alles aufgebe, oder vorerst bei Seite stelle, was er nicht auf dem Weg strenger Wissenschaft erworben, und gestehe nirgends eine Wissenschaft zu, die nicht vom Anfang bis zum Ziel über ihren Gewinn Rechenschaft zu geben verstehe, indem es in ihr nicht um unmittelbare Anschauung zu thun sei, sondern selbst um das Begreifen dessen, wovon jenes unmittelbare Wissen nur der Anfang, oder das Schauen ins endlose Seyn ohne Widerschein sei. Während auch die reichste Imagination ins Unendliche, sowie die Projectionen in die Natur und den Geist, welche auf dem unmittelbaren Wissen oder dem endlichen Sollen beruhen, doch immer wieder zurückgeworfen werden in den Anfang des Begriffs, so bestehe ihr Wissen, indem sie von dem unmittelbaren leeren Anfang ausgehe, vielmehr darin, mit demselben fortzugehen, wodurch dieses Wissen allein nur ein gesichertes, seines Anfanges und Fortganges nie vergessendes bleibe, und als solches die strenge Methode der Gedankenbildung nach der wesentlichen Einigkeit ihres Inhaltes und ihrer Form ausmache, welche als die göttliche Idee selber zur Evidenz bringe, dafs sie in der Natur dem Geiste vernehmlich, und im Geist dem Geiste offenbar als die Wahrheit und Fülle des Seyns allein die reine Intelligenz und die Macht über die Natur und den Geist sei, so dafs die wesentliche Ordnung der Welt allein nur in ihr begriffen werden müsse.

Wir hätten billig erwartet, dafs der Verf. die *Hegel*'sche Philosophie, da er dieselbe als die neue Epoche dieser Wissenschaft betrachtet, sich auch allseitig zum Gegenstand gemacht hätte. Allein er beschränkt sich blofs auf das Logische, was freilich den bewegenden und lebendigen Puls der übrigen Kreise dieser Philosophie ausmacht, aber selbst diese seine Betrachtung ist kaum mehr, als eine blofse Berührung desselben zu nennen. Jedoch wird der grofse Unterschied dieser neuen Logik von der vormaligen scharf herausgehoben, und in diesem Sinne näher von ihr angegeben, dafs Metaphysik und Logik in ihr völlig Eins seien, indem sich in derselben der Gedanke, dessen Formen *Aristoteles* mit bewundernswürdiger Genauigkeit aufgefafst und beschrieben habe, als im Fortgange seiner Ausbildung und Bestimmung selbst diese Formen zugleich mit dem Inhalt bestimmend und festsetzend darstelle.

Indem wir nun bereitwillig eingestehen, dafs der Verf. mit Geist und Sinn die neuere Philosophie in ihrer historischen Ausbildung und Gestaltung betrachtet hat, und insbesondre anerkennen müssen, dafs derselbe eine Erkenntnifs der Wahrheit, und als die höchste Weise, wie wir von der Wahrheit wissen können, die Weise des Gedankens annimmt, so müssen wir doch zugleich bemerken, dafs uns diese gesammte Betrachtung, und der Gesichtspunkt, von welchem dieselbe genommen ist, nicht unbefangen scheint. Denn weil gerade das Element, was der innerste Trieb ihrer Bewegung und Entfaltung gewesen ist, nämlich der Zwiespalt von Glauben und Wissen, als das Wichtige und Verkehrte angesehen wird, und die Philosophie an dieser blofs negativen Seite durchweg festgehalten worden ist, konnte auch diese Entzweiung nicht als das Princip ihrer Fortbildung und Entwickelung gefafst, und der Gegensatz von Realismus und Idealismus, welchen eben der Kampf des Realismus und Nominalismus der scholastischen Philosophie herbeigeführt, nicht als das wahrhafte Ferment der neueren Philosophie erkannt, sondern mufste vielmehr als dem Glauben und dem Positiven gegenüber nur als das blofs auflösende Princip genommen werden. Wenn auch das Philosophiren der neueren Zeit vielfach von den Religionswahrheiten sich entfernt, ja im Gegensatz gegen dieselben sich ausgebildet

Digitized by Google

hat, und selbst die Theologie als Religionswissenschaft zur gänzlichen Opposition gegen die christliche Lehre ausgeartet ist, so ist diefs gerade ein grofser Beweis der Energie und Wahrheit der christlichen Religion, indem von allen Religionen nur sie allein, weil sie die wahre Religion ist, solche entgegengesezte Elemente und Principien zu ertragen, und dieselben für sich gewähren zu lassen vermag. Dafs von dem Gegensatz des Realismus und Idealismus die neuere Philosophie ausgeht, hat der Verf. richtig getroffen, aber dafs alle wissenschaftliche Fortbildung und Entwickelung der neueren Zeit nur dadurch möglich gewesen, diefs scheint er übersehen und nicht beachtet zu haben. Weil nämlich sowohl der Realismus als auch der Idealismus ganz im Gegensatz gegen einander sich ausgebildet, und die Auflösung dieses Gegensatzes nur dadurch möglich geworden, dafs, beide auf die Spitze getrieben, jeder nicht länger für sich zu bestehen vermochte, mufste eben diese Auflösung die Voraussetzungslosigkeit in der Wissenschaft herbeiführen, und wenn der Verf. die *Hegel*'sche Philosophie, welche die einzige ist, die nichts voraussezt, darum als die wahre Philosophie betrachtet, so sehen wir wenigstens nicht ein, wie derselbe damit vereinigen will, dafs eben die scholastische Philosophie, von welcher der Geist sich nicht hätte entfernen sollen, der wahre Standpunkt der wissenschaftlichen Erkenntnifs sei, eben weil dieselbe die Wahrheit als im Glauben gegeben voraussezt.

Wird schon der scholastische Standpunkt als der wahre Standpunkt der Erkenntnifs genommen, wie der Verf. behauptet, so folgt unmittelbar daraus, dafs die ganze Bewegung des Geistes nach dieser Zeit, und alle seine Anstrengung im Reiche des Gedankens eitle Mühe und Arbeit gewesen; aber wenn wiederum die neuere Philosophie als die wahre angesehen wird, so mufs auch zugegeben werden, dafs der Standpunkt der scholastischen Philosophie noch nicht der wahrhafte Standpunkt der Erkenntnifs ist. Wenn aus dem Streit des Realismus und Nominalismus der Gegensatz von Realismus und Idealismus sich nicht erzeugt hätte, so würde es auch nicht zu derjenigen Erkenntnifs ihrer vermittelten Einheit gekommen seyn, welche die ächt wissenschaftliche ist. Auf gleiche Weise würde das wahre Verhältnifs von Glauben und Wissen, Religion und Wissenschaft, sich nicht wissenschaftlich haben gestalten können, da diefs Verhältnifs kein unmittelbares seyn kann, indem dann, wie in der scholastischen Philosophie, für den Gedanken die Wahrheit vorausgesezt seyn würde, sondern ein vermitteltes oder ein inneres seyn mufs, in welchem Wahrheit und Wissen sich gegenseitig erzeugen. Denn die scholastische Philosophie ist von Seite des Gedankens, eben weil in ihr der Gedanke sich noch nicht selber der Inhalt ist, noch unentwickelt oder unmittelbar, gegen welche die neuere Philosophie die entwickelte oder auch wissenschaftlich ausgebildete ist. Insofern deshalb durch diese der Glaube und die Lehren der Religion erst *vermittelst* des Gedankens als wahr und gewifs sich ergeben, ist diese Erkenntnifs der Religionswahrheiten, welche die neuere Philosophie errungen hat, eine höhere, als die scholastische unmittelbare Annahme derselben, und wenn auch in der scholastischen Philosophie die Forderung des Beweises und der Rechtfertigung sich hervorgethan, so ist doch erst jene vermittelte Einheit des Realismus und des Idealismus als der analytischen und synthetischen Methode, zu welcher die neuere Philosophie als ihrer wissenschaftlichen Rechtfertigung gekommen ist, der wahrhaft speculative Beweis, indem die Wahrheit in derselben von sich selber den Beweis *führt*, und darum nicht unmittelbar dem Geiste gegeben ist, sondern in dem innersten Elemente ihrer selbst als dem Gedanken und damit der innersten Gewifsheit selber sich dem Geiste bewährt, so dafs also der Geist den Standpunkt der scholastischen Philosophie verlassen mufste, um erst wahrhaft wissenschaftlich oder entwickelt die Wahrheit gewinnen zu können. Darum ist auch nichts gewisser, als dafs die ganze Bewegung der neueren Zeit als der Glaubenstrennung und der Ausbildung ihrer Philosophie eine dem Bedürfnifs des Geistes nothwendige gewesen ist, ohne welche der Glaube und die Wahrheit nicht zur wahren Gewifsheit des Geistes als der Wissenschaft sich ausgebildet, und deshalb immerfort eine Voraussetzung gegen die Freiheit des Gedankens gewesen seyn würde. Indem der Verf. die gegenwärtige *Hegel*'sche Philosophie, eben weil ihre Methode in einer in lebendiger Einigkeit fortgehenden Analysis und Synthesis sich bewegt, und deshalb von keiner Voraussetzung ausgeht, als die wahre Philosophie und als die neue Epoche dieser Wissenschaft ansieht, hätte er auch die gesammte neuere Philosophie und ihre Bewegung zu derselben hin betrachten müssen. Zwar wird S. 147 ausdrücklich bemerkt, dafs die *Hegel*'sche Philosophie nur durch den Einflufs des christlichen Princips in der Philosophie und mittels der Durchdrungenheit der gesammten Geschichte der neueren Welt von jenem Princip erst möglich geworden, aber indem die Verwirklichung derselben in dem Gange ihres Philosophirens, welche darin bestanden haben würde, dafs die verschiedenen Bemühungen und Systeme der Philosophie alle darauf ausgehen, die Voraussetzung aufzuheben und nichts unmittelbar anzunehmen, nicht auch aufgezeigt und in allen den philosophischen Bestrebungen der neueren Zeit nachgewiesen wird, kann jene sonst richtige Bemerkung auch nur für eine blofse Versicherung genommen werden. Diefs nun auch wahrhaft zu begreifen, ist freilich von dem katholischen Standpunkte aus, weil derselbe die Wahrheit als den Glauben für die Wissenschaft *voraussezt*, und welchen der Verf. sich nun einmal gesezt hat, nicht wohl möglich, wenn gleich dieses von dem *protestantischen* Standpunkte aus, eben weil derselbe den Gedanken zu seinem Elemente hat, und deshalb *keine Voraussetzung* gelten läfst, nothwendig ist.

Hinrichs.

Digitized by Google

Nro. 111. u. 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1827.

XLIII.

General-Charte von Südamerika. — Carte générale de l'Amérique meridionale, en deux grandes feuilles, d'après les observations et les cartes spéciales, rapportées du voyage dans l'intérieur du Brésil pendant les années 1817 — 20, *dediée à Sa Majesté le Roi de Bavière, par les Doct*s. *de Spix et de Martius etc.* Munich 1825.

Die Charte erstreckt sich vom 15ten Grade nördlicher bis zum 20sten Grade südlicher Breite; der Länge nach aber, vom östlichen Vorsprunge Südamerikas bis zu dessen westlicher Ausbiegung, dem *Cap Blanco*. In einer besonderen Zeichnung sind noch die *Galapagos*-Inseln angegeben worden, weil man sonst die Charte, der Länge nach, zu weit nach Westen hätte ausdehnen müssen.

Der Maafsstab für den Aequatorial-Grad ist etwa ⅘ Pariser-Zoll; sechs Bogenminuten entsprechen also einer Linie.

Eine jede *geographische* Charte soll, ihrer Bestimmung nach, ein getreues Bild des Landes, seiner Flüsse, der Gestaltung seiner Küsten mit allen Einbiegungen, Vorsprüngen, die geognostische Bildung des Bodens u. s. w. der richtigen Lage nach, in passenden Projections-Arten und verjüngtem Maafsstabe, liefern. Und jemehr diese *graphische Darstellung* dem Urbilde, das ist, *der Natur*, sich nähert, für desto vollkommener ist sie zu achten, desto höher ist ihr *geographischer* und *hydrographischer* Werth; — denn *Land-* und *Seekunde* haben gleiche gerechte Ansprüche an die oben erwähnte genaue Zeichnung.

Von solchem Gesichtspunkte aus betrachtet, kann die Kritik oder Werth-Abschätzung einer Charte weder einfacher, noch unparteiischer seyn, als wenn hierbei das entworfene *Bild* mit der *Wirklichkeit* verglichen wird. Begreiflich ist die Kenntnifs *dieser* nicht immer (oder vielmehr selten) dem Zeichner gegeben; — aber dann mufs er auch der Phantasie nicht zu weiten Spielraum lassen, nicht hinpinseln in seine Charten, was er nicht kennt; vielmehr soll er durch alle *daraus* entspringenden Lücken das Augenmerk auf unsere beschränkte geographische etc. Kenntnifs hinleiten, statt durch Ueberfüllung problematischer Gegenstände es davon abzulenken. Er arbeite lieber *darauf* hin, durch weise Zusammenstellung und durch gesunde Sichtung, der *Wahrheit* sich zu nähern.

Diesen einfachen, schönen Weg schlugen die grofsen *Cosmographen der Vorzeit* ein, zum Beispiel *Peyresk* und *Gassendi*, als sie die Ausdehnung des Mittelländischen Meeres um fünfhundert (500) Seemeilen verändern, wie auch *Wilhelm de L'Isle*, als er die Länge Asiens um volle vier und zwanzig Grade verkürzen mufste. —

Die Zusammenstellung einer schönen *Vergangenheit* mit der *Gegenwart*, wobei *diese* von jener zurecht gewiesen und gleichsam eines Bessern belehrt wird, führt uns unwillkürlich auf die Idee, dafs eine *neue* Charte, als solche, noch keine *verbesserte* zu nennen sei. So z. B. hatte Herr *Niclas Buache* auf seiner *Carte générale de la Guayane* (1797 — 1798) die auf der ältern *La Cruz Olmedilla*'schen schon angegebene Verbindung des *Oronoco* mit dem Amazonenstrome für eine geographische Monstruosität erklärt; eine Behauptung, wozu ihn geologische Ideen und Träumereien verleitet hatten.

Eben so hart wurde dieser *La Cruz*, noch zu Anfange unseres Jahrhunderts, getadelt, weil er sich erdreistet hatte, die Stadt *Quito* um etwa zwölf Deutsche Meilen von der *damals* als wahr angenommenen Lage nach Westen zu setzen.

So hat auch der Engländer *Arrowsmith* im Jahre 1803 eine prachtvoll gestochene *Chart of the Westindies and spanish dominions in North-America* — in 4 grofsen Blättern herausgegeben, auf welcher die Oerter von

Digitized by Google

Mexico bis nach *Veracruz* wie durch Zufall zerstreut sind. *Arrowsmith* gibt sogar *zwei Pic's* von *Orizaba* an — einen richtigen (?) und einen *falschen*, sichtbar auf hohem Meere, in einer Entfernung von 45 Seemeilen. Aber trotz diesem offenen Geständnifs von Wahrheit und Dichtung, finden wir den einen wie den andern um zehn bis zwölf Deutsche Meilen *nördlich* vom Parallel des Hafens hingesezt, statt dafs der *Pic* doch, in der *Wirklichkeit*, zwei Deutsche Meilen *südlich* davon liegt. Weil nun alle Seefahrer, bei Annäherung an die Küsten, nach dem *Orizava* sich richten; so könnte *Arrowsmith's* Charte ihnen höchst gefährlich werden, sie den Hafen von *Veracruz* ganz verfehlen lassen, oder auf die Untiefen von *Alvarado*, an der südlichen Gränze des Meerbusens, führen.

Solche Charten, wobei gleichsam das *bedächtige Alter* den *jugendlichen*, Ikarischen Aufflug hemmen und zur Erde selbst zurückweisen mufs, haben, wenn auch keinen andern, dennoch einen, in dieser Rücksicht, *geschichtlichen* Werth.

Bei einer ähnlichen Gelegenheit, als nämlich der Jesuit *Pater Laval* zu Anfange vorigen Jahrhunderts von der Französischen Regierung ausgesandt worden war, um die Geographie von *Louisiana* zu berichtigen, zeigte *Wilhelm de L'Isle*, dafs *Laval* die Länge der Insel *Dauphine* gegen zweihundert Seemeilen (10°), das ist, fast um die Hälfte der Entfernung, falsch bestimmt habe.

Nicht glücklicher als am *Missisipi*-Strome war *Laval* auf *Madera*. *De L'Isle* zeigte, dafs der Jesuit ihre Lage um dritthalb Grade falsch angegeben habe. Und diese Zurechtweisung hatten die Gebrüder *de L'Isle* blofs durch gesunde Kritik und aus Zusammenstellung von Schiffer-*Journalen*, auf der Studierstube, herausgebracht. (*Von Zach. m. Corresp.* 1806. *S.* 510 *etc.*)

Indessen ist es nicht stets eine solche positive Unwissenheit, sondern öfter eine sehr versteckte Schlauheit, mit welcher der Geograph zu kämpfen hat. Die Charten z. B., welche die alten Missionaire aus dem Innern „Süd-Amerikas" mitbrachten, vielleicht auch mitgebracht zu haben uns vorspiegelten, setzen die Breiten, am *Orinoco* belegener Oerter um ganze Grade zu weit nach Süden, — um den spanischen Hof auf den frommen Glauben hinzuführen, als sei das Christenthum *bereits so weit* fortgeschritten.

Die Portugiesen machten, in *kaufmännischer* Hinsicht, Charten von der Ostküste Afrika's bekannt, worauf die Lagen der Factoreien, vollkommen absichtlich, *falsch* niedergelegt waren; blofs darum um das Auffinden derselben zu verhüten.

Unter solchen, in der That begründeten, Umständen war und ist es schwer, das Wahre vom Erdichteten zu trennen. Ein lebendiges Beispiel davon gibt die apocryphische Reise des *Maldonado*, wegen der nordwestlichen Durchfahrt von der einen Küste *Amerikas* bis zur andern. *Niclas Buache*, Französischer Geograph, hatte ihr Daseyn nach der, ihm eigenen, Art und Weise, behauptet. Wenige Jahre darauf verlachten *Vanconver's* Matrosen diese Träumereien, als sie nämlich gerade am 1. April die Strafse einsegelten. *Amoretti* nahm sie wieder in Schutz, vielleicht weil ihm die *schöne* Abhandlung von *Lindenau* unbekannt geblieben, nach welcher *Maldonado* sonnenklar mitten in der (asiatischen) *Tatarey* hätte segeln müssen, falls nämlich die Reise-Routen richtig angegeben worden. Ganz wider alle Erwartung trat bald darauf der Geograph *Lapie*, ein Franzose, mit einer Charte hervor, die *Maldonado's* Nordwestpassage vertheidigen sollte. Er wurde, glimpflich genug, zurechtgewiesen.

Bei *dieser* Lage der Sachen mufs man, heut zu Tage noch, die Arbeiten eines *Gerhard Mercator*, *Sanson*, *d'Anville*, *Cluver*, *Cellarius*, *Ortelius*, *Homann*, *Tobias Mayer*, *Rennel* und Anderer bewundern. Ihre Charten erhielten durch die oben angedeutete kritische Richtung einen *bleibenden* Werth.

Kommen wir, nach diesen Betrachtungen, auf Süd-Amerika und auf die rubrizirte transatlantische Charte zurück.

Seit den jüngsten Begebenheiten auf der Pyrenäischen Halbinsel haben sich die Verhältnisse der neuen Welt zur alten ganz umgestaltet. Europäischen Schiffen sind die vorzüglichsten Häfen geöffnet worden, Handlung und Seefahrt nach Westen gerichtet; Bergleute und Abentheurer aller Art strömen nach Amerika hinüber, gerade wie zu den Zeiten der *Conquistadoren*. Selbst in Deutschland hat sich ein Westindischer Handlungs-Verein gebildet.

Mehr, als je *zuvor*, mufs also *jezt* das Augenmerk auf die Sicherheit von Handel und Verkehr in diesen Gewässern, auf die Güte und Brauchbarkeit der Charten, auf die genaue Darstellung der Küstenpunkte etc. gerichtet werden.

Engländer, Franzosen und Holländer scheinen solches Bedürfnifs, gerade in diesen Tagen, kräftig empfunden zu haben, wie unter andern die wissenschaftlichen,

Digitized by Google

hydrographischen Reisen nach den Küsten von *Brasilien, Patagonien, Chili* und *Pera* es bekunden.

In der That! jede Ausbeute, welche von diesen Gegenden her für Geographie und Nautik mitgebracht wird, muſs von der *einen* Seite mit allem Danke anerkannt, von der *andern* aber, aus vorerwähnten Gründen, strenge geprüft und geläutert werden. Die Beobachtungen des *Basil Hall* in *Bode's* Jahrbüchern für 1828 und 1829 liefern einen passenden Beleg dazu, weil nämlich eine erneuerte Berechnung seiner Beobachtungen die Angabe des *Piloten* erst mit den früheren Orts-Bestimmungen in Einklang bringen konnte. Abgesehen von solchen Reisen, die nur die ersten Ergebnisse der Schiffer-Rechnung lieferten; so hat die *Spanische* Regierung bereits gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die ganze Küstenstrecke ihrer unermeſslichen Besitzungen im neuen Continente aufnehmen lassen; desgleichen die Antillischen Gewässer, die Küsten des Mexicanischen Meerbusens und der *Tierra Firma.* Diese Arbeiten wurden von den gewandtesten Marine-Offizieren *Don Cosme, Churuca, Isasvirivil, Ugarte, Galiano, Cevallos, Tiscar, Noguera, Fidalgo Malaspina's* Geschwader, und anderen geleitet. *Hierauf* nun gründen sich die schönen Charten, welche das *Deposito hydrografico* mit groſser Liberalität herausgegeben hat.

Man begnügte sich hierbei nicht mit einer bloſs *geographischen* Darstellung; *man gab sogar die Original-Beobachtungen*, worauf die Charten gegründet worden, damit man nicht auf bloſse Ansicht, auf blinden Glauben, beschränkt seyn möge; — endlich, von den Antillen und von den Nordküsten Süd-Amerikas eine vollständige hydrographische, geognostische etc. Beschreibung zum besseren Verständniſs und Gebrauch der Charten selbst, eine treue Führerin dem Seemanne wie dem Reisenden überhaupt, in diesen, nur mit groſser Umsicht zu befahrenden, Gewässern.

Mit solchem, von den vorzüglichsten Spanischen Seefahrern, an Ort und Stelle entworfenen Bilde oder vielmehr *Naturgemälde* die oben rubricirte Charte zu vergleichen, kann, dünkt uns, nicht ohne Interesse seyn. Und noch interessanter wird es seyn, dereinst die *Gründe* entgegen zu nehmen, *warum* man von der Spanischen Darstellung sich entfernte. Denn zwischen dieser und der in Rede stehenden neuen, liegt doch kein *so* groſser Zwischenraum, daſs der *Virgilianische* Vers „*Tantum aevi longinqua valet mutare vetustas*" bei den gleich zu erwähnenden Differenzen anzuwenden wäre.

Es würde allerdings zu weitläufig sowohl als zu ermüdend seyn, den ganzen Küsten-Tractus Punkt für Punkt zu verfolgen. Schon *Pomponius Mela* sagt: *orbis situm dicere impeditum opus et facundiae minime capax, verum adspici tamen cognoscique dignissimum.*—Wählen wir also die Strecke von der Insel *Trinidad* bis zum *Golfo Triste*, welche von *Fidalgo, Noguera* und *Fiscar* aufgenommen wurde. Dieser Tractus ist, nach der Local-Aufnahme und nach der vorerwähnten Beshreibung, folgender:

Die *Bocca grande* wird durch die Insel *Chacachacares* und das Festland gebildet, woselbst eine hohe steile Insel, *el Morro* genannt, zum *Erkennungs*punkte dient. Auf der Deutschen Charte findet man keine Spur davon.

Dann biegt sich die Küste in westlicher Richtung (oder doch nur etwas südlich sich neigend) 18 Bogenminuten bis zur Bucht von *Moxillones*; dann in etwas südlicher Richtung sich wendend, bis zum Dreispitzen-Kap (*Cabo tres puntas*), 50 Bogenminuten von der *Morro* Insel entfernt. Das Küstenland ist hier sehr hoch und gebirgig, die Ufer schön für Landungen; das oben benannte Kap ist der nördlichste Vorsprung der Gegend. Zwei Bogenminuten davon ist die Bucht (*Enseñada*) von *Unare*, worin Schiffer vor *Briesen* Schutz finden können; demungeachtet deutet die neue Charte sie nicht an. In fast vollkommen westlicher Richtung lauft nun die Küste 10 Bogenminuten fort; dann allmählig nach Norden sich wendend, bis zum *Cap Mala Pascua.* Acht Bogenminuten davon ist der *Morro de Puerto Santo* auf einer schmalen Erdzunge mit dem Festlande verbunden; und ganz in seiner Nähe die kleine Insel *Puerto Santo*, welche aber doch Schutz und Sicherheit gegen die Briesen gewährt. Der vorbenannte Berg dient den Küstenfahrern zum Erkennungspunkte.

Die *neue* Charte zeigt keine Spuren davon, obschon sie Klippen und Gefahren, nach *nautischer* Weise, durch Kreuze andeutet.

Westsüdwestlich läuft nun der Küsten-Tractus, wo man auf diesem Wege, drei Bogenminuten davon, die Spitze *Hernan Vasquez* mit einer zwar kleinen, aber doch Schutz gewährenden, *Bay* antrifft. Das Dörfchen *Carupano* liegt im Meridian der Landspitze, etwa eine halbe Deutsche Meile landeinwärts. Andere Erkennungs-Punkte sind der *Morro Blanco, Monte San Jose, Morro de Padilla, Morro Taquien, Morro de Lebranche, Morro de la Esmeralda.* In dieser Gegend liegen auch die

Digitized by Google

gefährlichen, felsigten und flachen *Garrapatos*-Inseln. Eine Meile landeinwärts der *Monte Redondo*. Bei *Esmeralda* bildet sich eine ansehnliche Bucht, deren Eingang aber durch die drei *Cascabel*-Inseln gefährlich wird.

Die neue Charte bemerkt von allen diesen *Morro's* und Inselchen auch nicht das Mindeste.

Jezt läuft die Küste nach Westen fort, etwa fünf Bogenminuten bis zur Spitze und dem Hügel von *Mazanillo* (*Punta y Morro de Mazanillo*), der hier eine kleine Zufluchts-*Bay* macht; acht Bogenminuten davon ist die Landspitze *Guarapaturo*; etwa eine Meile landeinwärts ein schöner Erkennungspunkt, in Gestalt eines Kegels, der sogenannte östliche *Pic*. Drei Bogenminuten weiter nach Westen hin ist die *Punta del Escudo blanco*. Diese ist felsigt und steil, wird, in der Folge hin, flächer und biegt sich, nordwestwärts zwei bis drei Bogenminuten, bis zu dem allgemein höchstwichtigen *Morro de Chacopata*, der einen bedeutenden Vorsprung bildet.

Doch *hier* müssen wir einen Augenblick verweilen, da wir bei unserer schlichten vergleichenden Zusammenstellung auf eine merkwürdige geographische *Anamorphose* (von der einen, oder von der anderen Seite begangen) stofsen.

Abgesehen *davon*, dafs wir bisher und auf *so kurzer Strecke schon* so viele Erkennungspunkte vergebens suchten, während doch im Innern eines grofsen, in so manchen Stellen unzugänglichen Landes, die feinsten Nuançen der Gebirgstriche angedeutet werden, sehen wir an *den besuchtesten Küsten* den vorerwähnten *Morro de Chacopata* nur wenige Bogenminuten und noch dazu zwei Deutsche Meilen Landeinwärts vom Dorfe *Caruparu* versezt, statt dafs er doch einen starken Vorsprung von ½ Deutschen Meile in die See hineinbildet.

Wir finden dabei, auf der Deutschen Charte, den *Morro de Chacopata* etwa 8½ Deutsche Meilen weiter nach Osten vorgerückt (nämlich in Beziehung auf die benachbarten Inseln), als auf der Spanischen Charte. Alle Seefahrer wissen es aber, und nehmen es für ausgemacht erwiesen an, dafs der *Morro* gerade im *Meridian* der Ostküste der Insel *Marguarita* liegt. Das Spanische Naturgemälde sagt ausdrücklich:

„*En meridianos del morró Chacopata* —
„*Se hall an las puntas orientales de la isla Marguarita.*"

Eine Ungewifsheit von *acht Deutschen Meilen* kann dem Reisenden, und namentlich dem Seefahrer, *nur zu leicht verderblich werden.*

Grund zu dieser Aenderung mufs doch wohl vorhanden seyn, wenn wir sie auch aus Mangel an Einsicht in die neuen transatlantischen *Materialien* nicht genehmigen können. Denn „*rationibus et argumentis oportet quare* „*quidquid ita sit docere*", sagt schon *Cicero*.

Doch verfolgen wir den Tractus der Küste. — Sie biegt sich hier nach Süden mit einer starken Krümmung, worin die kleinen *Caraibes*- und *Lobos*-Inseln liegen. In der Nachbarschaft ist der *Caiman*-Hügel. Der Küste, nach Westen hin, folgend, trifft man die *Tuna*-Spize, zwei Bogenminuten weiter den *Morro del Castillo*, von wo die Küste, in fast nördlicher Richtung, vier Bogenminuten weit, bis zum *Morro de la Penna* sich wendet, wo sie sich südwärts bis zur *Punta Gorda* biegt; hier ist der steile Vorsprung *Guachin* oder *Guaranache*, etwa 6 bis 7 Bogenminuten von der Gorda entfernt.

Drei bis vier Minuten westwärts trifft man die *Escarceo*-Spitze, und zwei Minuten weiter hin die allen Seefahrern bekannte *Punta de Araya*, welche den Hafen von *Cumana* bezeichnet.

Es wäre (wir müssen es wiederholen) weitläufig und ermüdend, den Tractus der Küste bis nach *Cartagena de Indias auf die bisherige Art* zu verfolgen, und, in den Einzelnheiten, die graphische Bildnerei zu beschauen. Aber doch hier, gleich bei *Cumana*, vermissen wir auf der *neuen* Charte die *Punta Arenas*, die *Punta del Caney* und den *Morro Colorado*; drei für die Einfahrt zur Rhede der Stadt höchstwichtige Punkte. Nach *Barcelona* hin sind viele Inselchen und Buchten gar nicht bezeichnet worden, namentlich nicht der schöne und sichere Hafen von *Mochima*, welchen die Spanier selbst für den besten an der Amerikanischen Küste erklären.

Doch auf der *neuen* Charte ist vom *Morro de Barcelona* so wenig, als von der schönen Rhede *Corsarios* eine Spur zu finden. Hier nun, am *Cap Codera* nehmen die hohen Küstenberge von *Caraccas* ihren Anfang, wovon die Sattel-Spitze, die sogenannte *Silla*, 1367 Französische Klafter über der Meeresfläche erhaben, und für den Reisenden eben so wichtig ist, als der *Pic de Teyde* und der *Pic von Orizava* für die Fahrt im Atlantischen Meere und im Mexicanischen Busen; oder wie der *Mowna-Roa* und der *Elias-Berg* im stillen und nördlichsten Oceane.

Denn man entdeckt die *Silla* bereits in einer Entfernung von 37 Seemeilen; der Gipfel ist etwa ¾ bis eine Deutsche Meile östlich von der Stadt *Caraccas* entfernt, die an ihren Fufs sich gleichsam anlehnt.

Digitized by Google

Alle Schiffer suchen, beim sogenannten Landanthun, der *Silla* ansichtig zu werden. Solch einen Punkt vermifst man also sehr ungerne auf jeder Charte, die auf Genauigkeit Anspruch machen will.

Desgleichen sucht man zwischen *Cap Blanco* und *Porto Cavello* vergebens die schönen Erkennungspunkte, die Berge *La Meseta* und von *Ocumare*, welche für die Rhede des leztern Namens sehr wichtig sind.

So nun ist die Uebereinstimmung der *neuen* Deutsch-Französischen *Charte* mit der *Naturbeschauung* der Spanischen Marine und Hydrographen i. d. Jahren 1790 bis 1806.

Wenden wir uns nach der *Westküste* Südamerikas oder, wie man es jezt zu nennen beliebt, *Columbien's*, eine Benennung, wodurch man die Manen des grofsen, von der Mitwelt durch Undank belohnten Welt-Entdeckers zu versöhnen wähnt.

Die *neue* Charte stellt, wie schon zu Anfange erwähnt worden ist, die Küstenstrecke vom 20sten Grade südlicher Breite bis zum *Golf von Panama* dar.

Seitdem die Häfen am stillen Oceane *Valparaiso*, *Coquimbo*, *Arica*, *Quilca*, *Los Chorillos*, *Huancho* und *Guayaquil* den europäischen Schiffen geöffnet worden sind, mufs die richtige Darstellung der Küstenpunkte für den Reisenden zu Land und zu Wasser doppelt wichtig seyn.

Wir wollen für unsere, der vorigen *analoge*, Betrachtung, die Strecke vom 20sten Breitengrade (südlichen) bis nach *Lima* herausheben, und solche mit der Kunde der Vorzeit sowohl als mit der der Gegenwart vergleichen. Die Spanier haben bereits im Jahre 1798 eine Charte herausgegeben, welche auf die Beobachtungen des grofsen, unglücklichen *Malaspina* und seiner Gefährten gegründet ist. Sie führt den Titel:

Carta esferica de una parte de la Costa del Peru, desde el paralelo de 7° hasta el de 21° de latitud sub Levantada del orden del rey. En 1790 *por varios officiales de Su real Armada etc.* 1798.

Die Spanischen Offiziere sind auch diefsmal so discret gewesen, uns nicht auf blofse Ansicht hinzuweisen. Sie haben uns vielmehr die *Beobachtungen* mitgetheilt, welche der Charte zur Grundlage dienten. Es ist also nicht uninteressant, zu sehen, ob überhaupt genommen, und *welchen* Zuwachs unsere geographischen Kenntnisse, seit Erscheinung der rubricirten Charte, erhalten haben.

Uebrigens wählen wir bei dieser Vergleichung *Spanische* Charten, weil die *Nomenclatur*, als: *Quebrada*, *Punta*, *Enseñada*, *u. s. w.* uns vermuthen läfst, dafs die (wenigstens für die Küsten) benuzten *Materialien* in *Spanischer* Sprache abgefafst worden seien.

Die *Quebrada de la Aurora* ist auf der Spanischen Charte ungleich deutlicher ausgedrückt, als auf der Deutschen. Diefs gilt auch von den *Quebradas de Camarones* und *Victor*, welche vortreffliche Erkennungs- (Orientirungs-) Punkte für die Sicherheit der Schifffahrt in diesen Gewässern abgeben.

Ein anderer wichtiger Orientirungspunkt, der *Monte Gordo*, südlich von *Arica*, ist zwar, dem Namen nach, angedeutet, doch nicht weiter bezeichnet worden.

Bei dem kleinen Hafen *Quilca* findet, auf beiden Charten, ein und derselbe Fehler statt. *Quilca* nämlich ist in 16° 24′ statt in 16° 41⅓′ südlicher Breite, also 4¼ Deutsche Meilen zu weit nach Norden niedergelegt worden. *Dadurch* mufste eine grofse *Verschiebung* entstehen. *Diefs* wufste man freilich *im Jahre* 1798 noch nicht; *wohl aber im Jahre* 1809, als nämlich *Espinosa* diese Ungewifsheit in der Lage von *Quilca* (in seinen *Memorias I. p.* 223.) zur öffentlichen Kenntnifs brachte. Er bemerkt ausdrücklich, dafs die Schiffs-Capitäne *Don José Ignacio Colmenares* und *Don Mariano Isasvirivill*, die Breite der *Caleta de Quilca* 16° 41′ 20″ südlich gefunden haben. Eine Bestimmung, die freilich stark von den Messungen des Jahres 1790 abweicht, aber hinsichtlich des Unterschiedes wohl von unrichtigen Angaben der Lootsen herrührt. Die Französischen Seefahrer *Lartigne* und *Makan*, beobachteten die Breite 16° 41′ 50″ und zwar in den Jahren 1822 und 1823.

Der *Morro de Acari* ist gar nicht angedeutet worden — vielmehr erblickt man hier eine tiefaufspringende runde *Bay*. Die, wegen ihrer Klippen höchst gefährliche, *Punta de Olleros* findet man auf der Deutschen Charte eben so wenig als den schönen Erkennungspunkt die *Mesa de Donna Maria*.

Zur Seite findet man noch die *Gallapagos*-Inseln in einem besonderen Kärtchen angegeben. Diese Inselgruppe erscheint schon in dem *Theatrum orbis terrarum* von *Ortelius* (*Editio* 1570). Nach *P. Martirs* Versicherung hatten auch *Rodriguez Colmenares* und *Franzisco* theils vom Daseyn dieser Inseln gehört, sie selbst auch theilweise *gesehen*.

Als die *Buccaniers merkten*, dafs man sie an den Küsten von *Panama* erwartete, segelten sie mit ihren Prisen nach den mehrerwähnten *Eilanden*. Bei dieser

Digitized by Google

Gelegenheit nahm *Ambrose Cowley* (1684) die Insel-Gruppe auf und bezeichnet deutlich:

Lord Culpeepers-Insel, *Wenmans*, *Abingdon* (Nordspitze 1° 5′ südl. Breite), *Bindloos*, *Eurec's*-Inseln, der Felsen *Redondo*, *Albemarle*, *King James*, *Deans*, *Crosmanns*, *Brattles*, *Dassingneys*, *Norfolks* und *King Charles*, *Santa Maria de l'Aguada*.

Burney, in seinem bekannten Werke: *History of the voyages in the South Sea etc.* hält *Cowley's* Charte eine grofse Lobrede. „Wenn man (sagt er) Rücksicht „nimmt auf die beschränkten Umstände, welche bei ihrer „Aufnahme unter Segel statt gefunden, so kann die Charte „für eine *sehr gute* angesehen werden. Dabei hat sie „noch das Verdienst, die *erste* gewesen zu seyn, welche „von dieser Gruppe bekannt geworden, und, noch bis „auf den heutigen Tag (1816), im allgemeinen Gebrauche „ist. Die neuesten Charten, welche wir von den *Galapagos*-Inseln besitzen, sind auf *Cowley's* Messungen „gegründet, und mit nur geringer Ausnahme blofs in den „äufseren Umrissen abgeändert worden."

Der englische Capitän *James Collnet* hat, in den Jahren 1793 u. 1794, auf seiner Reise nach der Südsee, diese *Galapagos*-Inseln wohl am genauesten aufgenommen. Er gibt eine sehr ausführliche Charte davon, behält auch die von *Cowley* angegebenen Namen, im Allgemeinen, bei; einige Inselchen abgerechnet, weil er, nach ächter Seemanns-Art, seinen Gönnern und Freunden ein kleines Andenken stiften wollte. So auch *Van Couvers* Charte, welche freilich nicht so vollständig als die vorerwähnte ist. *Espinosa* hat *Van Couver's* Bestimmungen angenommen, wie er diefs in seinen *Memorias* nicht allein selbst bemerkt, sondern wie es auch die schöne: *Carta general del Oceano atlantico meridional etc. por Don Jose de Espinosa* (1810) *graphisch* darstellt; desgleichen *Basil Hall* 1822.

Die neue Deutsche Charte von der nahmerwähnten Gruppe stimmt, so weit der Maafsstab es zuläfst, genau genug mit *Collnet* überein. Aber die Benennungen, selbst der Haupt-Inseln, sind von allen vorbenannten ganz abweichend, wovon wir hier, zum besseren Verständnifs, eine kleine Probe geben.

Deutsche Charte.	*Cowley, Collnet, Van Couver, Espinosa.*
Isla S. Isabel.	*Albemarel.*
Los dos Hermanas.	*Culpeepers* und *Wenmanns.*
Qnita suennos.	*Abington.*
Punta del Carenero.	*James*-Insel.
Isla de S. Clemente.	*Duke of Norfolk* (bei *Cowley*).
	Lord Chatam (bei *Van Couver*).
	Charles-Insel (bei *Collnet*)
Isla de la Aguada.	*King Charles*-Insel (bei *Cowley*)
	Hood's-Insel (bei *Collnet*).

Den Grund für diese Namens-Bezeichnung und *wefswegen* man von *Cowley's* Benennung abgewichen ist, werden wir wohl bei Erscheinung des zweiten Blattes erfahren, das höchstwahrscheinlich von einer geographischen *Analysis* begleitet werden wird. *Dann* erst werden wir auch den oben ausgesprochenen Wunsch erfüllt sehen, *warum* und *aus welchem Grunde* die neue Deutsche nicht allein *oft*, sondern auch *sehr bedeutend*, von *dem* abweicht, was uns *schon früher* die gewandtesten Seeoffiziere in *Charten* sowohl, als in *topischen Beschreibungen* überliefert haben, welche an Ort und Stelle *der Natur* entliehen wurden.

I. Oltmanns.

XLIV.

J. S. T. Gehler's Physikalisches Wörterbuch, bearbeitet von Brandes, Gmelin, Horner, Muncke, Pfaff. Erster Band. A. u. B. XVIII und 1224. Zweiter Band. C. und D. 723. 8.

Ein Wörterbuch der Physik im Jahre 1825 kann so wenig eine blofse Auflage eines Werks vom Jahre 1735 seyn, wie eine Astronomie für 1825 nach dem Plane des *Almagest* gearbeitet seyn kann, und in der That ist das Werk, mit dessen Anzeige wir uns jezt beschäftigen wollen, auch ein völlig selbstständiges, dessen Artikel weder an Zahl, noch an Inhalt von dem älteren *Gehler*'schen ab-

Digitized by Google

hangen, das sogar in den mit der Zeit weniger veränderten Theilen der Physik seinen eigenen Gang befolgt. Wir werden deshalb das ältere Werk nicht weiter berücksichtigen.

Eine vollständige Darstellung der Physik nach ihrem gegenwärtigen Standpunkte ist allerdings ein dringendes Bedürfniss, da weder die Deutschen noch die Ausländer ein Werk der Art besitzen; doch gestehn wir, dass uns ein systematisches Lehrbuch willkommner gewesen wäre. Die älteren Physiker hatten ihrer mehrere; wir besitzen *keins*. In seiner Art trefflich ist *Young's Lectures* durchdacht, gründlich, vollständig im hohen Grade, aber zu umfassend und zu kurz, und jezt, nach zwanzig Jahren, veraltet. *Robison* Mechanical Philosophy sehr klar, praktisch, ausführlich, fast eben so gründlich als jenes, aber minder vollständig, und, obgleich im Jahre 1822 gedruckt, nicht weniger veraltet. Vor zehn Jahren trat *Biot* mit einem trefflichen Werke auf. Aber wie zurück müssen wir seyn, dass es in zehn Jahren das beste blieb! Ungleichförmigkeit in der Behandlung im höchsten Grade, z. B. Weitschweifigkeit in dem, was er selbst über die Polarisation des Lichts dachte, und fast gänzliches Ignoriren der Arbeiten seiner Französischen Kollegen, und *Brewster's*, *Young's*; Planlosigkeit in einem so wichtigen Abschnitte wie die Wärme; Oberflächlichkeit im Urtheile überall, wo sein treuer Führer, die Mathematik, ihn verliess, wie in dem Urtheile über die *Franklin*'sche und *Symmer*'sche Theorie der Elektricität — sind Mängel, die fast hinreichen, um die hohe Deutlichkeit und mathematische Strenge zu verdunkeln. Es ist aber auch fast unmöglich, ein befriedigendes System der Physik zu schreiben; welcher Zweig desselben kann bearbeitet werden, ohne eine Kenntniss von andern vorauszusetzen? wo ist z. B. die Gränze zwischen der Lehre von Kohäsion, Wärme und Licht, Elektricität und Magnetismus? — In einem Wörterbuche fallen diese Schwierigkeiten weg; und wenn man auch in der Anordnung der Artikel Planmässigkeit verlangen kann, so ist doch eine Abweichung davon ohne bedeutenden Nachtheil. So wird in unserm Werke bei *Beugung* der Lichtstrahlen auf *Inflektion* verwiesen, dagegen die Lehre von der *Refraktion* unter *Brechung* abgehandelt, und so öfter. Unter *Digestor* finden wir auch ein chemisches Verfahren, Knochengallerte zu bereiten. Bei *Ausdehnung* sind nicht alle Fälle aufgeführt, wodurch das Volumen vergrössert wird, sondern nur die Ausdehnung durch Wärme. Wenn Wärme Ausdehnung hervorbringt, so verursacht Kälte Zusammenziehung; überdiess findet beim Wasser innerhalb gewisser Gränzen Zusammenziehung bei Temperaturerhöhung statt. Wir würden daher diese Erscheinungen unter *specifisches Gewicht* oder *Wärme* gestellt haben; doch verzeihen wir diese kleine Inkonsequenz gern, da sie uns schon jezt den wichtigen Artikel verschafft hat. — Dagegen freuen wir uns über das Bestreben der Verfasser, die verwandten Erscheinungen möglichst systematisch zusammenzustellen. Hiervon machen zwar die meistens sehr zersplitterten astronomischen Artikel eine Ausnahme, diese enthalten jedoch grossen Theils fast nur Definitionen; auch ist die Lehre von der Anziehung, Adhäsion etc. in zu viele Theile zerspalten; allein mehrere der wichtigsten physikalischen Artikel sind beinahe wie grosse Abschnitte eines systematischen Werks abgefasst. *Gleichförmigkeit* in der Darstellung hiesse Unmögliches verlangen. In der That finden sich nicht nur bei den verschiedenen Verfassern, sondern sogar oft in den verschiedenen Artikeln desselben Verfassers bedeutende Unterschiede; nur halten wir bei so grossem Reichthume an Stoff möglichste Kürze im Ausdrucke für nothwendig. Diese ist zwar gewöhnlich beobachtet, zuweilen schien uns aber nicht gehörig berücksichtigt, dass die Elemente, sowohl der Mathematik als Physik, bei einem Werke der Art vorausgesezt werden, und dass eine zu grosse Popularität oft nur auf Kosten der Gründlichkeit erreicht werden konnte. — In der *Vollständigkeit* ist aber nur im historischen Theile einige Willkür zu entschuldigen, weil sie da zu schwer zu vermeiden ist; und sie ist auch nur zu wenig vermieden, indem hier das Geschichtliche fast ganz vernachlässigt ist, dort sogar die Gesetze und die Gründe für und gegen die Hypothesen, statt logisch, nach ihrer Zeitfolge aufgeführt sind. Dagegen muss in einem Werke von diesem Umfange die Wissenschaft völlig auf der Höhe ihrer gegenwärtigen Ausbildung dargestellt seyn; es darf weder eine wichtige Thatsache noch eine einflussreiche Ansicht fehlen, und diese wie jene muss kritisch vorgetragen seyn. Dieses ist in der Vorrede in Beziehung auf die eigentliche Physik anerkannt, und auch im Text *gemeiniglich* beobachtet. Bedeutende Ausnahmen haben wir bis jezt nur in der Lehre beim Licht bemerkt. Wir werden diese Fälle und diejenigen, wo wir nicht mit der Kritik der Verfasser einverstanden sind, näher beleuchten. — Mit Recht ist das Chemische nur kurz, und das Technische zuweilen ausführlicher behandelt. Allein in dem mathematischen Theile vermissen wir einen festen Plan. Das rein Mathematische in der Astronomie hätten wir gern

Digitized by Google

weit kürzer gesehen, wenn nur das eigentlich Wichtige, die Anwendung der Mathematik auf die Physik, vollständig dargestellt wäre. In einigen Artikeln, wie in Dampf, Ausdehnung, ist es geschehen, ja ausführlicher als uns nöthig schien; in andern vermissen wir es ungern. Wir verlangen nicht die vollständige mathematische Entwicklung oder das ganze Interpolationsgerüste; allein bei jedem Artikel, zu dem die Mathematik sich bereits Bahn gebrochen hat — und ihrer sind, Dank den Bemühungen der neuesten Zeiten, schon viele — müssen die Principien, worauf die Entwickelung sich gründet, der allgemeine Gang derselben und die Endformeln vollständig gegeben seyn, so dafs ein geübter Mathematiker sich das Fehlende konstruiren kann. Dieses läfst sich mit wenigen Worten thun, allein einige Integralformeln dürfen auch nicht abschrecken. — Wir werden hierauf in den einzelnen Artikeln zurückkommen.

Ueber den theoretischen Standpunkt unsers Werks können wir uns noch kein entscheidendes Urtheil erlauben: denn die Artikel *Atom*, *Atomistisches System* fehlen; in *Dynamik* werden wir auf *Materie*, *Kraft* u. a. verwiesen; diese nebst *Elektricität*, *Wärme*, *Licht* . . . können erst in den folgenden Theilen vorkommen. In den bis jezt gelieferten Artikeln sind die Gegenstände vom empirischen Standpunkte aufgefafst, und vielen Aeufserungen nach gehört der Bearbeiter der Lehre von der *Wärme* und *Kohäsion* zu den Anhängern der Molekulartheorie. Von ihm haben wir also noch eine Kritik der atomistischen und dynamischen Ansichten zu erwarten, und bei Magnetismus, Elektricität, Licht nächst einer mathematischen Entwicklung auch eine theoretische Würdigung derselben, die gründlicher seyn wird, als sie von unsern transmarinischen und transrhenanischen Nachbarn angestellt zu werden pflegt.

Wir verlangen also Vieles und weit mehr, als von den bisherigen physikalischen und encyklopädischen Wörterbüchern geleistet ist, allein wir erwarten auch das Höchste von den fünf ausgezeichneten Gelehrten, die sich zu dem grofsen Werke vereinigt haben. Jeder hat ein Fach gewählt, das er schon durch interessante Arbeiten bereichert hat. *Leop. Gmelin* die *Chemie*, und in den vorliegenden Bänden nebst einer Menge kleiner Artikel auch *Absorption*; *Pfaff* in Kiel die *Elektricität* für *Blitz*, *Donner*, *Batterie* ...; *Horner* den *Erdmagnetismus*, die auf das *Seewesen* sich beziehenden Artikel und andere. *Brandes* die *optischen* und *astronomischen* Artikel, z. B. *Anwandlungen*, *Brechung der Lichtstrahlen* und *Atmosphären* der *Himmelskörper*. Alles Uebrige hat *Muncke* übernommen, der daher ein sehr weites und gemischtes Feld hat: in der Lehre von der *Wärme*, *Ausdehnung*, *Dampf* ... in der Lehre von der *Anziehung*, *Anziehung und Abstofsung*, *Kohäsion* und *Adhäsion* ... *Dampfmaschine*, *Automat* ... *Auge*. Er hat daher bei weitem das Meiste zu den vorliegenden Theilen beigetragen, und über manche Erscheinungen besitzen wir von ihm schon beinahe den ganzen Cyklus, so dafs wir über seine Arbeiten am Leichtesten ein Urtheil fassen können. Mit diesen werden wir daher die genauere Prüfung des Werks beginnen, auf welche wegen ihrer Vollständigkeit sowohl die Lehre von der Wärme als Anziehung Anspruch machen. Wir wählen jene, weil sie uns am gelungensten dargestellt zu seyn scheint, und weil sich in ihr zu dem Experimentellen auch das Mathematische am Meisten gesellt.

Als ein für das Mathematische einleitender Artikel kann *Beobachtung* (28 S.) angesehen werden. Hier hat *Muncke* einige der vornehmsten Methoden aufgestellt, wie man die Funktion y von x finden kann, wenn für eine Reihe Werthe von x die entsprechenden Werthe von y bekannt sind. Sobald die Gestalt der Funktion, ob sie etwa $y = a + bx + cx^2 + \ldots$ oder $y = a + b\beta^x + c\gamma^x + \ldots$ oder irgend eine andere ist, unbekannt bleibt, dienen jene Methoden nun zum Interpoliren, und die meisten Fehler in dem mathematischen Theile dieses und anderer physikalischen Werke rührten daher, dafs solche empirische Formeln für Naturgesetze genommen sind. Hier ist nur $y = a + bx + cx^2 + \ldots$ untersucht, weil es die einfachste ist. Das *Eytelwein*'sche Verfahren ist nur dann anwendbar, wenn die Werthe von x sowohl, wie die von y eine einfache oder höhere arithmetische Reihe bilden, welche aber aus der Beobachtung selbst oft nur durch Interpolation zu erlangen ist. Die Art, wie die Methode der kleinsten Quadrate dargestellt ist, zeigt uns zu unserm Vergnügen, dafs das Werk nicht für völlige Laien in der Mathematik geschrieben ist; nur hätten wir gewünscht, dafs die Formeln von S. 903 ff. unabhängig von den Werthen von x entwickelt wären; die Annahme $x = 1, = 2, = 3$ erleichtert die Rechnung nicht genug, um für den Mangel an Allgemeinheit zu entschädigen. Die hier dargestellten Methoden finden nun zunächst in *Ausdehnung* und *Dampf* ihre Anwendung, die in Verbindung mit einigen andern in diesen Bänden gelieferten Artikeln den wichtigsten Theil der Wärmelehre umfassen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 113. u. 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1827.

J. S. T. Gehler's Physikalisches Wörterbuch, bearbeitet von Brandes, Gmelin, Horner, Muncke, Pfaff.

(Fortsetzung.)

Unter *Ausdehnung* (90 S.) wird die Untersuchung zuvörderst auf die Wirkung der Wärme beschränkt. Ueber die Intensität derselben gibt es nur Berechnungen von *Lambert*, der die Kräfte, womit die Körper durch Wärme ausgedehnt werden, mit vollem Rechte mit dem Gewichte vergleicht, welches eine gleiche Wirkung hervorbringen würde. Er gibt getreu die Temperatur bei dem Versuche an, und verdient daher den Tadel M's. nicht, da er sich über dieses nur auf die viel zu kleinen Resultate aus *Musschenbroeeks* Beobachtungen stützen konnte. Dafs die Ausdehnung in niedrigen Temperaturen zwar geringer sei, aber mit mehr Gewalt geschehe, und das Festhalten der Wärme stärker sei als bei höhern Temperaturen, wie Hr. M. sagt, ist durch keine Beobachtung erwiesen. Hätte *Lambert* die Kompressibilität des Wassers genau gekannt, so würde er wahrscheinlich auch diese mit der Ausdehnung des Wassers durch die Wärme verglichen haben. Bei 12° C. beträgt diese etwa 0,0001 für 1° C.; bei 100° C. etwa 0,0008! Nimmt man nun an, dafs die Kompression durch einen äufsern Druck fast unabhängig von der Temperatur sei, und bei einer Atmosphäre = 0,00005 betrage, so würde die Kraft, womit sich das Wasser bei gewöhnlicher Temperatur durch die Wärme ausdehnt, = 2 Atmosphären seyn, bei 100° dagegen über 16 Atmosphären.

Bei der Ausdehnung der festen und flüssigen Körper sind bis auf wenige Ausnahmen alle bessern Beobachtungen angeführt. Bei den *festen* Körpern sind die von *Horner* neu. Sein Apparat war zweckmäfsig, allein, wenn die Figur treu ist, die Stangen zu dick. Es ist nicht gesagt, ob die Versuche öfter wiederholt sind; wahrscheinlich nicht, weil sie sonst regelmäfsigere Resultate gegeben haben würden. Die auf 60° oder 80° R. erhizten und dann wieder erkälteten Stangen kamen *nie* wieder auf ihr früheres Volumen zurück, der Zink zog sich sogar noch mehr zusammen; dieses kann nur darin seinen Grund haben, dafs der Apparat nicht lange genug derselben Temperatur ausgesezt war. Auch weifs ich nicht, wie die mit *Horner* bezeichneten Zahlen der Tabelle S. 583 und 84 gefunden sind. Beim Eisen ist die Ausdehnung statt 1168, wenigstens 1229; beim Zink nicht 2986, sondern zwischen 2888 und 2972, jedoch eher das Gröfsere als das Kleinere. Bei dem Eisen ist es wahrscheinlich ein Rechnungsfehler, bei dem Zink der unrichtige Begriff eines Mediums. Uebrigens blickt durch alle Unregelmäfsigkeiten der *Horner*'schen Tabelle deutlich das Gesetz hervor, dafs die Ausdehnung — wenn auch nicht so rasch wie bei *Hällström und Deluc* — doch immer mit der Temperatur steigt. S. 576 wird die zunehmende Ausdehnung des Eisens bezweifelt, „weil gerade beim Eisen der Schmelzpunkt so hoch liegt, dafs eine wachsende Ausdehnung innerhalb verhältnifsmäfsig so enger Gränzen, 0 — 100° C., im höchsten Grade unwahrscheinlich ist.“ Der Verfasser wiederholt hier die gewöhnliche, ganz unbegründete Meinung, dafs die Ausdehnung durch die Nähe der Punkte, wo die Aggregatzustände sich ändern, modificirt werde. Dafs die so genauen Versuche von *Augustin* keine Zunahme in der Ausdehnung zeigen, ist nur in so fern wahr, dafs sie durch die sehr bedeutenden Beobachtungsfehler allerdings verhüllt werden. Eine genaue Berechnung der Versuche scheint ebenfalls die gröfsere Ausdehnung zu bestätigen, über deren Daseyn, selbst zwischen engen Gränzen, unsrer Meinung nach, keine Frage seyn kann, deren Gröfse aber freilich noch durch genaue Versuche zu bestimmen ist.

Die Tabelle 582 — 85 ist sehr vollständig, nur sind sämmtliche Gröfsen von *Dalong* unrichtig; richtig berechnet stehen sie den Beobachtungen Anderer viel näher. Ihr kann die seitdem von *Ad. Erman* untersuchte Ausdehnung von Phosphor und dem raschen Metallgemisch beigefügt werden. Die Ausdehnung des Phosphors ist

Digitized by Google

fast gleichförmig und beträgt von 0—100° berechnet 1,01266, ist also sehr bedeutend. Das Metallgemisch hat Anfangs eine sehr starke Ausdehnung, die aber in der Nähe des Schmelzpunkts fast plötzlich sehr ungleichförmig, ja rückgängig wird. Es würde dieses das einzige, bis jezt bekannte, Beispiel einer Anomalie bei festen Körpern seyn, wenn wir hier nicht fast für gewiſs annehmen könnten, daſs die verschiedenen Bestandtheile des Gemenges, die vielleicht selbst Gemenge in andern Verhältnissen sind, bei verschiedenen Temperaturen schmelzen, und daſs man daher innerhalb eines Theils der Skala ein Gemeng eines flüſsigen und eines festen Körpers beobachtete. Verwandte Erscheinungen scheinen bei der Auflösung von Salz in Wasser, die in vielen Rücksichten ganz jenen Metallgemengen entsprechen, vorzukommen. Diese Ansicht wird auch dadurch bestätigt, daſs der Uebergang von Starr zu tropfbar Flüſsig, der sonst ohne Ausnahme von einer plötzlichen Aenderung des Volumens begleitet wurde, hier allmälig ist. — Für einen Fehler der Tabelle müssen wir halten, daſs die Resultate der Beobachtung nicht von denen der Rechnung geschieden sind. Wo die lezte noch so ungewiſs ist, darf dieses nicht unterlassen werden. So hat *Smeaton* nicht, wie man glauben sollte, von 0—100° C. beobachtet, sondern nur bis 74°; *Berthaud* nur bis 34° C.; *Heinrich* beim Eise natürlich nur unter 0° u. a. m.

Ausführlich, wie es einem so wichtigen Gegenstande ziemt, ist die Ausdehnung der *tropfbar flüſsigen Körper* behandelt. Die Versuche, wie gewöhnlich, beinahe vollständig und die mathematische Theorie nach den besten anerkannten Mustern; im Ganzen nach *Biot*, ohne dessen Weitläufigkeit. Allein, will denn gar keine Stimme sich gegen diese mathematische Künstelei erheben? Freilich ist es leicht, aus einer Reihe fast gleichförmig fortschreitender Ausdehnungen die Koefficienten von $y = ax + bx^2 + cx^3$ zu berechnen; auſser bei $x = 0$, sucht man drei bequeme Beobachtungen, oder stellt auch bei der Methode der kleinsten Quadrate mehrere zusammen; aber was berechtigt uns, eine solche Formel, deren man zahllose ersinnen kann, für ein Naturgesetz zu erklären, und sie weit über die Gränzen der Beobachtung auszudehnen? Dieser Fehler findet sich hier, findet sich bei den Dämpfen u. a. a. O.; allein kaum verzeihlich ist der Miſsbrauch, den man damit getrieben hat, um das Maximum zu bestimmen. Hier ist

$$\frac{dy}{dx} = a + 2bx + 3cx^2 = 0;$$

die Gleichung ist vom zweiten Grade, hat also zwei oder gar keine Wurzel. Der erste Fall ist der schlimmste, denn was soll man mit beiden Werthen anfangen? Zum Glück kann man durch eine kleine Abweichung in den Konstanten die Gleichung auf unmögliche Wurzeln zurückführen; dann erklärt man ohne Bedenken, daſs die Flüſsigkeit kein Maximum habe, und beruft sich darauf, daſs die Zusammenziehung bis zum Gefrierpunkt fortgehe! Schade, daſs, wenn man noch ein Glied dx^4 zu obiger Formel fügt, wodurch sie viel genauer werden muſs, die Gleichung für das Maximum stets wenigstens *eine* Wurzel hat, und die Flüſsigkeit *ein* Maximum, wenn nicht gar zwei und noch ein Minimum besizt. Selbst beim Wasser hilft man sich nur dadurch, daſs man das Glied $3cx^2$ wegläſst. Will man jene Interpolationsformeln beibehalten, so vergesse man doch nie, daſs es bloſs die ersten Glieder einer unendlichen Reihe sind; denn mit einer unendlich groſsen Wahrscheinlichkeit kann man annehmen, daſs das wahre Gesetz durch eine transcendente Gleichung ausgedrückt wird.

Auch in der Erklärung der Erscheinung beim Wasser wiederholt man stets, daſs es die Nähe des Gefrierpunktes sei, deren Einfluſs sich auch einige Grade über 0 erstrecke, und daſs das Wasser sich von + 4° an bei Erkaltung ausdehne, weil es auch beim Verwandeln in Eis ein gröſseres Volumen einnimmt. Man kennt aber nicht *einen* Fall in der Natur, wo der Punkt, bei dem die Aendrung in den Aggregatzustand vorgeht, von Einfluſs ist. Quecksilber, Oele, Phosphor, ziehen sich beim Gefrieren stark zusammen; ist etwa auch die Zusammenziehung des Liquidums durch Kälte in der Nähe der Gefrierpunkte beschleunigt? Keineswegs, denn der in höhern Temperaturen sich so sehr beschleunigend ausdehnende Alkohol, das Oel, das ebenfalls in hohen Temperaturen sich stärker ausdehnende Quecksilber, alle dehnen sich um so gleichförmiger aus, je niedriger die Temperatur ist, und dieses bis zum Frostpunkte hinab. Wie häufig muſs man in der Physik die Klage über voreiliges Erklärenwollen wiederholen! Ganz unwissenschaftlich ist es, wenn man dem Siedpunkte, als solchem, einen Einfluſs auf die Gleichförmigkeit der Ausdehnung zuschreibt, ihm, der von einem ganz fremdartigen Gegenstande, dem Drucke der Luft, abhängt. — Der Behauptung unsers Verf. S. 597, daſs die Ausdehnungen der flüſsigen Körper um so stärker sind, je niedriger

Digitized by Google

der Siedepunkt, oder je geringer ihre Verdampfungswärme ist, widersprechen seinen eigenen Tabellen. —

Die Tabelle über die Ausdehnung des *Wassers* S. 616, heifst es in einer Anmerkung, sei absolut richtig. Sie ist nichts weniger als dieses. Ihre Angaben sind für die Temperaturen unter dem Maximum viel zu gering, wie die Vergleichung mit *Hällströms* oder irgend einer andern guten Beobachtungsreihe zeigt. — Ein andrer Fehler, den sie fast mit allen andern Tabellen in physikalischen Werken theilt, ist der Ueberflufs an Decimalstellen. Es sollten ihrer nie mehr seyn, als die Güte der Versuche und Berechnungen verbürgt. Wir bitten Hrn. *Hoffmeister*, der die Tabelle berechnet hat, doch folgende Formel zu versuchen:

$$\lg (y : \beta) = A (p - \alpha)^2$$

β ist die Ausdehnung im Minimum, α die zugehörige Temperatur, y die Ausdehnung bei einer andern Temperatur = p; A eine aus den Beobachtungen zu bestimmende Konstante. Doch sind die Gröfsen α und p nicht gewöhnliche Centesimalgrade, sondern aus diesen so berechnet, dafs

$$p = 722 \lg (1 + hx)$$

wobei x die gewöhnliche Temperatur-Centige, h = 0,00375, die Ausdehnung der Luft bei 1° C. Ich möchte sie *geometrische* Grade nennen. Beim Wasser ist α etwa = 5 und A = 0,000216. Diese Formel, welche bis 100° C. den Beobachtungen vollkommen entspricht, ist durch eine einfache Reduktion aus

$$\lg (y : \beta) = a^2 (r^{\alpha - p} - r^{p - \alpha})^2$$

entstanden, wo y und β, p und α die obigen Werthe haben, a und r aber von dem logarithmischen Systeme, der thermometrischen Skale und der Natur der Flüfsigkeit abhängige Gröfsen sind. Ich glaube aus Gründen, die ich hier nicht auseinander setzen kann, annehmen zu dürfen, dafs obige Gleichung das Naturgesetz für die Ausdehnung *aller* tropfbar flüfsigen Körper enthalte.

In der Ausdehnung der *expansibeln Flüfsigkeiten* werden bei den übrigen guten Versuchen auch die von *Schmidt* und *Flaugergues* aufgeführt, und denen von *Gay-Lussac* und *Dalton* an die Seite gestellt. Gegen jene flöfst jedoch die Behauptung, dafs verschiedene Gase sich ungleich ausdehnen, Mifstrauen ein, wenn sie auch, wie die übrigen Arbeiten dieses, im Auslande nicht genug gewürdigten Physikers für ihre Zeit gut waren. Bei *Flaugergues* ist die Methode verwerflich, denn wo man die Elemente genau kennt, mufs man die Apparate so viel möglich vereinfachen, und das Uebrige dem Kalkul überlassen. — Was der Verf. S. 460 für und gegen die *Dalton*'sche Theorie sagt, scheint uns nicht ganz zum Ziele zu führen. *Dalton's* Hauptfehler ist, dafs er das Minimum des Quecksilbers bei dessen Gefrierpunkt sezte. Die Resultate bei Gemengen Wassers von verschiedenen Temperaturen können nichts entscheiden, weil mit dem Volumen auch die Kapacität sich ändert. — Der einzige Prüfstein wäre die Wärme-Kapacität der Luft unter verschiedenen Bedingungen, allein dieses ist bis jezt weder auf theoretischem, noch auf praktischem Wege genügend geschehen. Rec. glaubt durch Berechnung auf Resultate geführt zu seyn, die den *Dalton*'schen Ansichten in Beziehung auf die *Gase* nicht ganz ungünstig sind.

Der theoretisch wie praktisch wichtigste Artikel dieses Werkes und auch der ausführlichste ist *Dampf* (130 S.), ein schönes Beispiel des Hangs, die Darstellung möglichst systematisch zu machen, denn obgleich wir zuweilen auf *Verdampfung*, *Sieden* und *Wärme* verwiesen werden, so umfafst doch dieser Artikel die ganze Lehre der Verdampfung, und verdient daher besondre Würdigung. Den alten Streit über Dampf und Gas scheint der Verf. — Hr. *Muncke* — noch unentschieden zu halten. Er unterscheidet sie dadurch, dafs nach ihm die Dämpfe dem *Mariotte*'schen Gesetze nicht gehorchen, nimmt diese Behauptung aber sogleich wieder zum Theil zurück, indem er sagt, dafs dieses Gesetz *erweislich* auch bei den Gasen nicht in absoluter Ausdehnung anwendbar sei. — Die Beweise für diese lezte Behauptung wünschen wir jedoch kennen zu lernen. Sind's etwa die *Wolleston*'schen über die Begränzung der Erdatmosphäre? Er scheint darauf unter Dampf einen Körper zu verstehen, dessen Elasticität durch Kompression gar nicht erhöht werden kann; dieses würde nach unserm Begriff Dampf im Maximum seyn; dennoch unterscheidet er auf der folgenden Seite gesättigten und nicht gesättigten Dampf. *Dampf* ist nach Rec. nicht mehr von Gas unterschieden wie Schwefel bei gewöhnlicher Temperatur und in der Nähe des Schmelzpunktes. Dort ist eine grofse Veränderung nöthig, um den Zustand zu ändern, hier eine kleinere; zwischen beiden findet also kein wesentlicher Unterschied statt. — Der Verf. verwirft dann die Meinung, dafs der Dampf eine chemische Verbindung der Substanz mit dem Wärmestoffe sei, weil der Dampf noch Wärme in jedem Verhältnifs aufnehmen könne. Jenes scheint uns auch wahrscheinlich, allein aus andern

Digitized by Google

Gründen, denn warum sollte der Dampf, wenn man die Materialität der Wärme zugeben will, nicht eben so gut neue Wärme aufnehmen, wie Schwefelsäurehydrat neues Wasser in jedem Verhältnifs? Ueber die Function der Wärmeatmosphäre, Expansion zu verursachen, werden wir späterhin Gelegenheit haben zu reden.

Der Verf. führt darauf die vornehmsten Bemühungen an, die latente Wärme der Dämpfe zu bestimmen, und untersucht darauf die Richtigkeit der bekannten Annahmen über das konstante Verhältnifs der latenten Wärme in demselben Dampfe, und das Verhältnifs derselben in verschiedenen Dämpfen; lezteres nicht ganz konsequent zuerst, ob es gleich fast nur dann möglich seyn kann, wenn das andre schon bewiesen ist. Hierbei werden zwar die Resultate der Beobachtungen vollständig angegeben, aber nicht die Methoden selbst, welches sehr nöthig gewesen wäre, weil sie, ohne die Kenntnifs der Elemente, die in die Berechnung aufgenommen werden müssen, nicht geprüft werden können. Wir wollen dieses bei *Ure*, dem der Verf. besonderes Vertrauen zu schenken scheint, nachholen. 200 Gran der zu untersuchenden Flüfsigkeit wurden rasch in das Wasser-Kalorimeter überdestillirt, das mit dem Gefäfse 32370 Gran Wasser gleich kam, die Temperaturerhöhung des leztern beobachtet und davon abgezogen, was schon die siedende Flüfsigkeit allein hervorgebracht haben würde. Alkohol z. B. siedete bei 175° F., anfängliche Temperatur 42°5, Wärmekapacität nach *Ure* selbst = 0,65, also wird die abzuziehende Gröfse seyn, wenn man die Unterschiede in der Wärmekapacität bei verschiedenen Temperaturen nicht berücksichtigt,

$$\frac{175 - 42,5}{161,7 + 0,65} = 0,553$$

statt dessen hat *Ure*

$$\frac{175 - 42,5}{161,7 + 2} = 0,266.$$

Der Ursprung des Fehlers ist leicht einzusehen; dieser ist so bedeutend, dafs die latente Wärme nach *Ure's* Beobachtung richtig berechnet nicht 331,9, sondern 289 beträgt; beim Wasser 882 statt 967; bei den Oelen ist der Unterschied noch bedeutender, bei den übrigen Körpern sind leider die Angaben *Ure's* nicht genau genug, um korrigirt werden zu können. Wir wundern uns um so mehr, zu diesen Bemerkungen genöthigt zu seyn, da M. sonst nichts ohne eigene Prüfung niederzuschreiben pflegt. Aber wie sind diese Beobachtungen *Ure's* mit den von Andern gefundenen Wärmekapacitäten zu vereinigen, die fast ohne Ausnahme beim Wasser nahe 970° F. fanden, d. h. so viel als *Ure* berechnete, aber nicht fand? — In seinem Wörterbuche (Weimar'sche Uebersetzung S. 962) sagt *Ure*, er habe bei den arithmetischen Reduktionen eine Korrektion der Glasschale zufällig vergessen, er gibt nun die verbesserten Kapacitäten an, ohne dafs jedoch weder er selbst, noch *Muncke* sie in den folgenden Berechnungen benüzt hätten. — Das von *Ure* aufgestellte Gesetz zerfällt daher von selbst, wenn es auch nicht den innern Fehler hätte, dafs es von einer willkürlich angenommenen Skala, der Fahrenheitschen, abhängt, und bei einigen andern, z. B. den centigraden, nicht stimmt. Lezteres führt schon M., aber mehr historisch, als rügend an. Man mufs gestehen, dafs, wenn man auch zugeben will, dafs *Ure* in seinen Beobachtungen genau ist, er doch in seinen Rechnungen ausgezeichnet unglücklich ist. Die *Despretz*'schen Versuche liegen Rec. nicht im Detail vor, daher er ihre Richtigkeit noch nicht prüfen konnte. Seine Beobachtungen bei den Dämpfen sind jedoch, wie Hr. M. an einem andern Orte zeigt, sehr unzuverläfsig.

Ehe die verschiedenen Dämpfe mit einander verglichen wurden, hätte erst untersucht werden sollen, wie sich die Wärmekapacität desselben Dampfs in verschiedenen Temperaturen verhalte. Dieses wird sehr ausführlich auf den folgenden Blättern behandelt, vorzüglich die Frage, ob die Menge, welche ein Gewicht Dampf im Maximum bei der Temperatur x° fahren läfst, wenn es sich in Wasser von 0° verwandelt, von der Gröfse von x abhängt oder nicht. — Die Erfahrung erklärt sich fast ohne Ausnahme für das Lezte, nur theoretische Ansichten sind entgegen. Da in diesem Falle die sensible Wärme plus der latenten Wärme einer konstanten Gröfse gleich ist, da nur jene mit der Temperatur steigt, so müfste eine beständige Verwandlung der latenten Wärme in sensible vorgehen; auch unser Verf. geht von diesem Grundsatze aus, und wir gestehen, dafs uns deshalb der ganze theoretische Theil des sonst so trefflich bearbeiteten Abschnitts nicht ganz so befriedigt hat, als wenn die einfachen Erscheinungen ohne Vorurtheil betrachtet wären. Freilich würde man dann auf das für die gewöhnliche Ansicht nicht günstige Resultat kommen, dafs die Elasticität des Dampfes *nicht* von der Wärme herrührt. — Die Differenz in den Wärmemengen gleicher Gewichte Dampf und Wasser von 0° C. ist 640°, d. h. nicht sowohl, dafs die Menge Wasser durch die Verdampfungswärme

Digitized by Google

auf 640° C. erhoben wird. — Dieses würde nur stattfinden, wenn die Kapacität keine Veränderung erleidet — sondern 640mal so viel Wärme, als nöthig ist, um das Gewicht Wasser von 0° auf 1° zu erheben. Doch von der verschiedenen Kapacität abgesehen, wird zwischen Dampf und Wasser von 100° die Differenz nur 540° betragen; bei Wasser, das auf 640° erwärmt ist, wäre daher die Differenz = 0, so dafs Dampf und Wasser eine gleiche Wärmequantität enthielten. Ueber diesen Punkt hinaus, heifst es, gibt es keinen Dampf mehr. Auch wird durch Berechnung bewiesen, dafs bei dieser Temperatur Dampf und Wasser wahrscheinlich von gleicher Dichte sind. Diese Berechnung beruht auf Beobachtungen über die Elasticität des Wasserdampfs, von denen keine 250° C. erreicht, und über die Ausdehnung des Wassers, die nur bis 100° gehe, und verdient daher keine Berücksichtigung, besonders da *Cagniard de La Tour* schon bei 370° C. das specifische Gewicht von Dampf und Wasser gleich gefunden haben will, welches, selbst wenn die Beobachtungsfehler sehr bedeutend sind, doch sehr von 640° abweicht. Auch leitet M. daraus ab — ich sehe nicht recht ein auf welche Weise — dafs der absolute Nullpunkt bei — 640° C. liegen müsse. In keiner Hinsicht hat man wohl das wahre Verhältnifs der Wärmeerscheinungen mehr verkannt, als bei der Berechnung dieser chimärischen Temperatur, und der Verf. drückt sich daher mit Recht sehr mifstrauisch über diese seine Ansicht aus, die auch den Mangel hat, dafs man bei verschiedenen Dämpfen verschiedene solcher absoluten Nullpunkte erhalten würde, z. B. beim Aether nach *Ure's* Bestimmung schon — 265° C. Dennoch lesen wir mit Verwunderung II. S. 344, wo er anführt, er habe bei dem Abschnitte latente Wärme gezeigt, dafs der absolute Nullpunkt bei — 640° C. liegen *müsse!*

Doch abgesehen von den specifischen Gewichten von Dampf und Wasser bei jener hohen Temperatur, und dem absoluten Nullpunkte, warum sollte es nicht möglich seyn, dafs Wasser eben so viel, ja mehr Wärme enthält als Dampf? Scheint dieses ja sogar durch mehrere Erscheinungen in der Chemie bestätigt, wo durch Gaserzeugung Wärme frei wird, welches wohl zuweilen theilweise davon herrühren könnte, dafs der tropfbar flüssige Körper mehr Wärme enthält, als der gasförmige. Etwa weil man einmal gewöhnt ist, sich die Körper und vorzüglich die Gase als Atome zu denken, die mit Wärmeatmosphären umgeben sind, welche die Elasticität hervorbringen, und daher um so gröfser seyn müssen, je gröfser die Elasticität ist? Vielmehr hätte man daraus lernen sollen, dafs keine theoretische Ansicht, und wäre sie auch auf *Laplace* und *Newton* gestützt, so fest steht, dafs es erlaubt seyn könnte, deutliche Beobachtungen nach ihr zu modificiren. Ohne Rücksicht auf die Unterschiede zwischen sensibler und latenter Wärme scheint uns Folgendes das Resultat der Beobachtungen zu seyn: 1) Die Wärmequantität eines Gewichts Dampf im Maximum ist unabhängig von dessen Temperatur. Also wenn ein Volumen Dampf im Maximum ausgedehnt oder zusammengezogen wird, doch so, dafs weder Wärme zutritt noch entweicht, so entsteht zwar Kälte oder Wärme, allein der Dampf erhält sich genau im Maximum der entsprechenden Temperatur. Hieran reiht sich die ganze Lehre von den Veränderungen der Temperatur durch blofse Vergröfserung oder Verminderung des Volumens, die man bei allen Gasen und Dämpfen für dieselben halten mufs, wenn man den hohen Grad von Gleichförmigkeit bei allen diesen Körpern erwägt; dieses ist auch die Meinung von *Laplace* und *Poisson*. Der Verf. spricht von diesen Temperaturveränderungen S. 303, doch zu kurz, hoffentlich wird er unter Wärmekapacität oder einer ähnlichen Ueberschrift die Sache vollständiger untersuchen. Er bezweifelt, wie wir glauben mit Recht, dafs durch fünffache Kompression eine Temperaturerhöhung von 221° C. eintrete, wie *Poisson* annimmt; dafs aber durch fünffache Verdichtung der Luft ein Schwamm entzündet wird, ist nach *Gay-Lussac's* Versuch, den der Verf. nicht zu kennen scheint, allerdings richtig; nur möchte hier das Entzünden nicht blofs von der Temperaturerhöhung, sondern auch von der Porosität des Schwamms herrühren.

2) Die Differenz zwischen den Wärmemengen verschiedener Dämpfe und ihrer Flüssigkeiten bei 0° ist ungefähr verkehrt proportional der Dichtigkeit der Dämpfe oder ihrem Mischungsgewicht. Der Zusatz „Dichtigkeit beim Siedpunkte" S. 292 ist überflüssig, wo nicht unrichtig. — Hieran reihen sich die Versuche *Haycrafts* über die Wärmekapacität der Gase und *Dulongs* über die der festen Körper. Jenes Gesetz mufs, wenn es richtig ist, von der Temperatur unabhängig seyn; daraus würde folgen, dafs auch bei festen und flüssigen Körpern die Wärmekapacitäten bei *allen* Temperaturen derselben Reihe folgen, und sogar die Flüssigkeitswärmen sich verkehrt,

Digitized by Google

wie die Mischungsgewichte verhalten, oder — dafs es noch etwas modificirt werden mufs.

Die *Elasticität* und *Dichtigkeit der Dämpfe* ist nun sehr ausführlich dargestellt; da wenige von den Versuchen der neuesten Zeiten ganz verwerfliche Resultate geben, und auch keiner so ganz fehlerfrei ist, dafs er die andern überflüfsig machte, so sind fast alle Beobachtungsreihen aufgeführt, und, was durch das ganze Werk hätte geschehen sollen, auf gleichförmige Maafs- und Temperaturskala reducirt. Nächst den Versuchen sind auch die verschiedenen Formeln nach ihrem innern Gehalte geprüft, und diejenigen verworfen, welche bei einer etwas höhern oder niedrigern Temperatur auf eine Ungereimtheit führen würden. Der *Mayer*'schen ist der Vorzug gegeben; sie ist sehr einfach, schmiegt sich innerhalb einer bedeutenden Temperaturreihe den Beobachtungen recht gut an, und wenn sie auch bei — 213° R. illusorisch wird, so kann man dieses für keinen Fehler rechnen, da in der That das specifische Gewicht aller Gase und Dämpfe, wenn kein Niederschlag stattfindet, hier unendlich seyn müfste, und diese Temperatur bei denen, welche sich streng an die auf Luftausdehnung gegründete Thermometerskale binden, der absolute Nullpunkt seyn mufs. Nur hätte ihr nicht S. 345 das wissenschaftliche Gewand umgehängt werden sollen; sie hat in dieser Beziehung keine Vorzüge vor der *Biot*'schen. Es folgen Tabellen über die Elasticität von Wasser-, Alkohol-, Schwefeläther-, Petroleum- und Terpentinspiritusdampf, von einigen derselben auch Tabellen für die Dichtigkeit. Vorzüglich ausführlich sind sie beim Wasser von — 50 bis + 1000° R., und wir haben dabei blofs zu erinnern, dafs wir recht gern dem Verf. den Theil der Tabelle von — 50° bis — 10° und darüber, und von 136 bis 1000° erlassen hätten. Die niedrigen Grade sind ganz unzuverläfsig, die Versuche sehr von einander und von der Formel abweichend, und die höhern unnütz, weil durchaus keine empirische Formel über die Reihe der Versuche hinaus ausgedehnt werden sollte. Doch ist hierdurch nur die Zeit des Rechnens verloren, wenn man nur nicht die Angaben derselben zu theoretischen Untersuchungen benutzen will, wie es Hrn. M. selbst einigemal begegnet ist.

An Vollständigkeit läfst dieser Abschnitt daher wenig zu wünschen übrig. *Taylor's* Arbeit, die M. nur aus *Biot* kannte, hätte er ausführlicher im *Philosophical Magazine* LX finden können; sie enthält die Elasticitäten zwischen 220 und 320° F. von 10 zu 10 Graden. Der Apparat ist, wie es scheint, auf das *Mariotte*'sche Gesetz gegründet. Auch läfst sich in diesem und andern Englischen Blättern noch eine kleine Nachlese halten. Andre Auslassungen sind offenbar absichtlich. Auf *Dalton* ist vielleicht in keinem neuern Werke, das über Wärme handelt, weniger Rücksicht genommen, als hier. Dennoch nimmt dieser ausgezeichnete, geniale Kopf den ersten Rang unter den Bearbeitern der Wärmelehre ein. Mag *Deluc* einige Ideen früher gehabt, und *Ure* und Andre späterhin genauere Versuche angestellt haben, *Dalton* bleibt immer das Verdienst, die Natur der Dämpfe zuerst klar ausgesprochen und durch Versuche begründet zu haben. Mag er sich auch häufig geirrt haben, so entsprangen seine Fehler nicht aus Mangel an Scharfsinn und Konsequenz, sondern aus dem unvollkommenen Zustande der Wissenschaft. Sein steter Hang, Alles auf Gesetze zurückzuführen, mufste ihn, wie jenen berühmten Astronomen, auf Irrthümer, wie auf Naturgesetze führen, und wenn diesen der Hang zum Mysticismus hinrifs, so war's bei *Dalton* der Atomismus, jene fruchtbare Quelle von Irrthümern, die von keinem Naturforscher mit mehr Scharfsinn verfolgt, auch keinen zu mehr Irrthümern verführt hat, als ihn. — Die Strenge gegen *Dalton* wird jedoch vom Verf. durch die Strenge gegen sich selbst bedeckt; denn auch von seinen eigenen Versuchen hat M. aus einer Bescheidenheit, die wir hier nicht rühmen können, zu wenig angeführt. Doch haben wir noch ein paar andre Mängel zu rügen. Warum erwähnt er die Versuche *Cagniard de La Tour's* (*Annales de Chimie et de Physique* XXII) über Schwefeläther und Schwefelkohlenstoff auch mit keiner Sylbe? Sie sind wahrscheinlich fehlerhaft, aber als die einzigen, in hoher Temperatur angestellten, doch sehr interessant. Auch die andre Reihe von Untersuchungen *Cagniard's* (*Annales* XXI) über den Punkt, wo die Körper sich ganz in Gase verwandeln, also das specifische Gewicht beider einander gleich ist, die am Anfange des Artikels, wo Niemand sie suchen würde, flüchtig erwähnt sind, hätten eine genauere Würdigung verdient. *Cagniard* erklärt die Erscheinung auf eine mir nicht ganz verständliche Weise; er nimmt, wie es scheint, ein Mittelglied an zwischen elastisch- und tropfbar-flüssig, eine *Demifusion*, wie er sagt. Dafs aber auch *Laplace* dieser Erklärung beistimmen konnte, ist zu verwundern. Die Erscheinung ist höchst einfach: der Dampf wird mit der Temperatur immer dichter, die Flüssigkeit immer dünner, daher mufs

Digitized by Google

ein Punkt eintreten, wo beide gleich sind, und über diesen hinaus wird sich stets der ganze Körper in Dampf verwandeln müssen und keine Flüssigkeit mehr bestehen können. — Hierher gehören auch die Beobachtungen *Brewsters* über die Fluida in den Höhlungen von Topasen und andern Krystallen, die in einem Raum, der nur etwa ¼ grösser ist, als der, welchen die Flüssigkeit selbst einnimmt, sich bei einer Temperaturerhöhung weniger Grade ganz in Dampf verwandeln. — In der Liste der Dämpfe, deren Elasticität untersucht ist, vermissen wir den Dampf von Kohlensäure, schwefligsauerm Gase u. a. Der Verf. wird antworten, diese seien Gase, und vielleicht auf diesen Artikel verweisen; er wird aber doch gestehen müssen, dafs es wissenschaftlicher gewesen wäre, sie nach dem Beispiele des trefflichen *Gmelin* in dessen theoretischer Chemie, dritte Auflage I. 124, in einer Tabelle zusammenzustellen, natürlich mit einer Erläuterung, die in jenem Muster eines Handbuchs nicht an ihrem Orte gewesen wäre.

Mit wenigen Worten wird am Schlusse noch von *gemischten Dämpfen* gehandelt. Wir glauben, dafs der Verf. noch mehr Materialien hätte benutzen können; so sind Dämpfe über unreinem Alkohol und Aether im Ganzen nichts weiter als über Gemischen von Wasser, Alkohol und Aether, und die Versuche darüber nicht ohne Werth. *Dalton's* Arbeiten hätten nicht verworfen, und *Muncke's* eigene nebst denen von *Yelin* über Alkohol, und *Ure* bei diesem dunkeln Gegenstande benutzt werden sollen. Auch gehören hierher die Untersuchungen über die Siedpunkte der verschiedenen Verbindungen von Ammoniak, Salpetersäure und Salzsäure mit Wasser, wir wünschten noch viele andere Lösungen hinzufügen zu können; dann von *Griffith* über die Siedpunkte mancher sehr concentrirten Salzlösungen. Wenn alle Elemente hierbei genau berücksichtigt werden, so läfst sich vielleicht daraus die Elasticität der Dämpfe von mehreren reinen Salzen, Alkalien und Säuren berechnen, ein für die Praxis freilich minder bedeutender, für die Theorie aber sehr wichtiger Punkt.

Bei der *Dichtigkeit* der Dämpfe nimmt der Verf. keine Rücksicht auf das Verhältnifs, in welchem sie zu den Mischungsgewichten steht. Ueberhaupt scheint Hr. M. das schlüpfrige Gebiet theoretischer Untersuchungen, das er sonst nicht scheut, hier zu sehr gemieden, und sich dadurch mancher interessanten Folgerung beraubt zu haben. Er betrachtet die Körper ganz isolirt, berücksichtigt seiner sonstigen Gewohnheit zuwider keines der Gesetze, das für alle Dämpfe pafst, und gibt dadurch dem ganzen Artikel eine unangenehme Dürre. Es scheint, als wenn dieses zum Theil von seiner Abneigung gegen *Dalton* herrührt, dem wir die meisten Vermuthungen darüber verdanken.

Rec. fügt am Schlusse noch seine eigene Ansicht hinzu, die er dem Verf. des Artikels zur Prüfung übergibt. Das Gesetz der Elasticitäten der verschiedenen Dämpfe scheint sehr nahe ausgedrückt zu werden durch die Formel:

$$\frac{El \cdot x^2}{El \cdot y^0} = \left(\frac{1 + hx}{1 + hy}\right)^{\alpha}$$

wo x und y zwei beliebige Temperaturen der gewöhnlichen hunderttheiligen Skale; $El \cdot x^2$ und $El \cdot y^0$ die diesen entsprechenden Elasticitäten; $h = 0{,}00375$ der Ausdehnung der Luft bei 1° C., und α eine Konstante. $\frac{1 + hx}{1 + hy}$ ist also das Verhältnifs der Ausdehnung der Luft durch Wärme zwischen den Temperaturen x und y. Wählt man die oben erwähnte geometrische Skale, so ist

$$lg \frac{Elx}{Ely} = A\,(p - q), \text{ wenn } \alpha = 722\,A,$$

wobei p und q den x und y entsprechen. Die Formel ist von jeder thermometrischen Skale und jeder Einheit der Ausdehnung und Elasticität unabhängig. Wendet man sie auf verschiedene Flüssigkeiten an, so findet man bei Kohlensäure, schwefliger Säure und in den höhern Temperaturen bei Wasser und Aether $\alpha = 10{,}8$; bei Petroleum und Terpentinspiritus $= 10{,}0$. Nur bei Alkohol nimmt die Elasticität, wie es scheint, langsamer zu, indem $\alpha = 14$. In den niedrigern Temperaturen scheint α etwas gröfser zu seyn, wefshalb α vielleicht noch eine Funktion der Temperatur ist. Wir enthalten uns aller Folgerungen aus der so äufserst geringen Abweichung bei den verschiedensten Flüssigkeiten, erinnern aber an die hohe Gleichförmigkeit aller Gase und Dämpfe, und an die Versuche von *Delaroche* und *Bérard*, die so lange der Gleichheit in der Wärmekapacität zu widersprechen schienen, bis *Haycraft* den Fehler nachwies. Hier liegt er zum Theil in der bekannten Ungleichförmigkeit der Quecksilberskale in höhern Temperaturen; ich möchte ihn aber vornehmlich in der Hygroskopie der Gefäfse und des Quecksilbers suchen. Wenn diese Formel, welche keine von den durch M. gerügten Mängeln hat, sich bestätigt, so ist sie, glaube ich, nicht mit den bisherigen

Digitized by Google

empirischen Formeln in einen Rang zu stellen, da sie mit der Ausdehnung durch Wärme, der Kapacität der Gase, der durch Ausdehnung oder Zusammendrückung der Luft verursachten Wärmeerscheinungen u. a. innig zusammenhängt, welche Phänomene ich sämmtlich durch eine umfassende Formel auszudrücken suche.

Von den Anwendungen des Dampfs ist, aufser *Erwärmen* und *Heizen*, die *Dampfkanone* in ihren Principien eine der einfachsten. Der Verf. liefert eine theoretische Kritik derselben. Nach *Perkins* steht die Kraft des Dampfs hier dem Schiefspulver gleich, oder übertrifft es noch. Jene wird zu 22000 Atmosphären angenommen; eine Zahl, die jedoch offenbar von der Menge des in einem Raume befindlichen Pulvers und der Güte desselben abhängt, und vielleicht unter den günstigsten Umständen beinahe bis in's Unendliche gesteigert werden kann. Nach der *Mayer*'schen Formel hat der Dampf diese Elasticität bei 881° C. und alsdann eine Dichtigkeit von 0,432, das specifische Gewicht von Wasser im Maximum = 1 gesezt. Es sei indefs, wie *Muncke* sagt, oben aus entscheidenden Gründen gezeigt worden, dafs über 640 — 650 kein Wasserdampf mehr als solcher existiren könne. Indefs entscheide dieses Argument nicht unbedingt gegen die angegebene Anwendung des Dampfs, weil eines Theils zu 650° C. eine Elasticität von 871 Atmosphären gehöre, und es fraglich sei, ob *Perkins* eine gröfsere Kraft angewendet hat, andern Theils gelte jene Bedingung nur für Dampf im Maximum, der wie alle expansible Flüfsigkeit durch Wärme eine höhere Elasticität erlangen kann. Hierbei ist erstlich zu bemerken, dafs die *Mayer*'sche Formel für hohe Temperaturen nicht als richtig angenommen werden darf; dafs es ferner nichts weniger als entschieden ist, dafs der Dampf über 650° nicht als solcher existiren kann; endlich dafs wenn *Perkins* einen so niedrigen Druck als 881 Atmosphären angewendet hat, sein Dampf dem Pulver sehr nachsteht. Wir hätten statt dieser ganzen theoretischen Deduktion lieber eine Andeutung über die Methode gelesen, deren sich *Perkins* bediente, die hierher gehört. — Bekanntlich sind seitdem auch in Wien und vielleicht noch andrer Orten befriedigende Versuche darüber angestellt.

Dampfmaschinen, *Dampfwagen* u. s. f., obgleich mehr technisch als physisch, sind zu wichtig, um nicht auch in einem physikalischen Werke behandelt zu werden. Die Hülfsmittel sind reichlich, und der Artikel *Dampfmaschine* (69 S.) auch, wie uns scheint, zweckmäfsig bearbeitet. Vielleicht hätte man den historischen Theil, der von *Heron* an bis auf die neuesten Zeiten geht, nicht so ausführlich erwartet, da er es selbst bei eigentlich physikalen Artikeln oft in weit minderem Grade ist; jedoch werden wir uns über Ueberflufs niemals beschweren. Da nur selten eine theoretische Bemerkung gemacht ist, die übrigens stets die Richtigkeit der *Mayer*'schen Formel voraussezt, so wollen wir blofs das Studium dieses ausführlichen Artikels den Lesern empfehlen.

In *Dampfschiff* (14 S.) ist das Historische gut, aber, was uns befremdet, die Art, wie der Dampf auf die Schaufeln wirkt, fast gar nicht erwähnt. In dem weit minder wichtigen *Dampfwagen* (4 S.) ist mehr Rücksicht darauf genommen.

An die bis jezt behandelten Erscheinungen reiht sich noch der *Dunst* (23 S.), ein Artikel, bei dem wir die Klarheit, welche die Darstellung Hrn. M's. sonst auszeichnet, nicht ganz wiederfinden. Er scheint nicht völlig eins mit sich zu seyn, ob er den Dunst für Kügelchen oder Bläschen halten soll, neigt sich jedoch mehr zu Lezterem, weil der Augenschein dafür spricht; für entscheidend hält er aber das Aufsteigen des Dunstes von einer heifsen Flüfsigkeit. Wo die Lichterscheinungen so mannichfaltig sind, wie bei solchen Kügelchen, bei denen noch zu der gewöhnlichen Brechung die Beugung tritt, kann der Augenschein gar nichts lehren, obgleich Viele darin den Hauptbeweis der Blasenform erblicken. Auch das zweite Argument ist nichts weniger als entscheidend. Es ist hier offenbar nicht die Leichtigkeit, sondern der von den warmen Körpern aufsteigende Luftstrom, der sie in die Höhe führt. Auf die kleinen Wassertheile wirkt nun die Schwere, die sie hinabführt; ihr entgegen die Strömung, welche sie hinauftreibt, und über dieses noch der Widerstand der Luft, der noch gröfser ist als gewöhnlich, weil eine in entgegengesezter Bewegung befindliche Luft überwunden werden mufs; dennoch überwiegt die Schwere bei den gröfsern Theilchen, bei denen der Widerstand der Luft verhältnifsmäfsig geringer ist; die kleinern dagegen steigen in die Höhe, verbreiten sich in die Luft, und lösen sich entweder in ihr auf, oder schlagen sich als Thau auf kältre Körper nieder. Schweben ja die Staubtheilchen, die 2 — 4mal schwerer sind, als Wasser, in der Luft, und doch hat Niemand nöthig gefunden, auch diese hohl anzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 115. u. 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1827.

J. S. T. Gehler's Physikalisches Wörterbuch, bearbeitet von Brandes, Gmelin, Horner, Muncke, Pfaff.

(Fortsetzung.)

S. 661, wo der Processs der Dunstbildung entwickelt ist, war uns fast unmöglich, zu verstehen. Uns scheint dieser ganz ohne Schwierigkeit zu seyn, denn wo heifse und feuchte Luftschichten, oder gar fast blofser heifser Dampf, der seinem Maximum nahe ist, mit einem kalten Luftstrome zusammenstöfst, mufs ein Niederschlag entstehen, der sich als Nebel und Thau darstellt. — Hier ist also nicht eine einzige Erscheinung, welche gegen das Daseyn von Dampfkügelchen spräche, dagegen sprechen wichtige Gründe gegen die Dampfbläschen. Abgesehen davon, dafs es durchaus keine wahrscheinliche Hypothese über die Entstehung von Bläschendunst gibt, bleibt noch unbeantwortet, womit sie gefüllt sind. Mit Recht verwirft der Verf. die Ansicht, dafs sie völlig leer seien, weil sie sonst von dem Drucke der Luft komprimirt werden müfsten; allein traf dieser Vorwurf nicht auch seine eigene Ansicht, dafs sie mit Wasserdampf gefüllt seien, dessen Elasticität ja bei der gewöhnlichen Temperatur so gering gegen die der Luft ist? Da also Alles sehr wohl durch Dunstkügelchen erklärt wird, so, Vieles gegen die Dampfbläschen zeugt, so möchte man berechtigt seyn, den Bläschendunst, so alt diese Hypothese auch ist, als unbegründet zu verwerfen. — Dafs Dunst sich in hohen Luftschichten auflöst, geschieht allerdings auf Kosten der umgebenden Luft, denn wie Wolkenbildung *bekanntlich* von Wärme begleitet ist, so Wolkenauflösung von Kälte.

Die vorliegenden Theile enthalten noch einige andre hierher gehörige Artikel, so *Dampfkegel* und *Digestor* von *Muncke*, und *Calorimeter* von *Horner*, wo die Apparate und ihr Gebrauch gut beschrieben sind.

Bei *Drosometer* von *Horner* fehlt das schon in der *Bibliothèque universelle* April 1824 beschriebene Instrument von *Flaugergues*. Es ist eine mit Oelfarbe überzogene Blechscheibe, etwa 4 Fufs über dem Boden. Wir glaubten erst, dafs die Oelfarbe zur Vermehrung der Strahlung da sei, allein Fl. hat sie blofs zur Verhütung des Rostes benuzt. Er fand in einem ganzen Jahre nur 2''' 9 Thau. Natürlich, nur durfte er daraus nicht schliefsen, dafs der gefallene Thau überhaupt nicht höher gewesen sei.

Brandraketen von *Muncke* enthält Alles, was man über diese zerstörenden Werkzeuge weifs. Nur hätte die Art, wie sie in *Schlachten* so furchtbar wirken, etwas mehr auseinandergesezt werden sollen. Man will seitdem in Indien die Verbesserung noch viel weiter getrieben haben, als Congreve, den man beschuldigt, den ursprünglichen Indischen Raketen durch seine Veränderungen geschadet zu haben.

Eine andre Hauptklasse von Erscheinungen sind die sogenannten *Molekularen*. Auch sie sind schon gröfstentheils in den vorliegenden Bänden abgehandelt, obgleich die grofse Anzahl von Artikeln, in welche ihre Darstellung zersplittert ist, ihr Studium sehr erschwert. Sie sind sämmtlich von *Muncke*. Wir wollen sie ihrem Inhalte nach zusammenstellen. In *Anziehung* (26 S.) wird nach einer kurzen historischen Uebersicht vorzüglich die Lehre von *Newton* gewürdigt, der Anfangs dem Daseyn eines Aethers nicht abgeneigt war, ihn jedoch späterhin verwarf. Unter den Versuchen, die zur Begründung der Newton'schen Gesetze unternommen wurden, werden auch die von *Bouguet* und *Condamine*, *Maskelyne* und *Hutton* und v. *Zach* über die Anziehung der Berge erwähnt; die geringe Pendelabweichung, welche die ersten beiden fanden, rührt nach dem Verf. von Mangel an Genauigkeit her. Bekanntlich erklärt man sie jezt durch grofse Höhlungen unter und in den Gebirgen, die auch durch geologische Gründe sehr wahrscheinlich werden. Dann die Attraktionsversuche von *Cavendish* und die Ursache des Irrthums bei den von *Herrnstädt* und *Hutton* angestellten mathematisch bewiesen. Nach einer Prüfung der verschiedenen

Digitized by Google

Ansichten über die Verhältnisse der Affinität, Kohäsion und Adhäsion zur Attraktion erklärt sich der Verf. dahin, dafs Kohäsion und Adhäsion mit der allgemeinen Attraktion identisch sind, insofern es fast gewifs ist, dafs die Durchmesser aller Körper, obgleich von verschiedener Gröfse, doch verschwindend klein sind, wo sie sich in mefsbaren (?) Abständen von einander befinden, insofern sie durch Verminderung der Wärme näher kommen; doch sei die Attraktion in den verschiedenen Körpern verschieden modificirt, besonders durch die eigenthümlichen Formen der Körperelemente. Wir haben also hier die gewöhnliche, von *Laplace* u. A. entwickelte atomistische Ansicht vor uns. Etwas befremdend ist die wiederholte Aeufserung des Verf., dafs eine Wirkung in die Ferne ohne zwischenliegendes Mittel schwer vorstellbar bleibt — doch gewifs nicht schwerer als wenn ein Zwischenmittel da ist. Zulezt wird die Bedeutung der verschiedenen Ausdrücke, Attraktion, Schwere u. s. w. festgesezt, wobei uns Kapillar-Attraktion und Depression mifsfällt, die blofs einen besondern Fall der Adhäsion von festen und flüfsigen ausmachen. Der Verf. erwähnt auch noch einer eigenthümlichen Art von Anziehung, die er beobachtet hat, als er Kampfer im Torricellischen Vakuum dem Einflusse des Lichts aussezte. Es bildeten sich Tröpfchen eines Oels, die, wenn der Einflufs des Lichts aufgehoben war, von dem Kampfer wieder aufgesogen wurden, selbst wenn sie einen Zoll weit davon entfernt waren. Wäre dieses wirklich eine neue Naturerscheinung, so hätten wir uns über die Kürze des Verf. zu beklagen, allein sie gehört wohl nicht mehr zur Lehre von der Anziehung, als die Verdampfung und der Niederschlag in einem Kryophor. Das Oel verdampft, wird dann von dem Kampfer wieder verschluckt, kein Wunder, dafs es bald verschwindet. — Wir vermissen bei der Aufzählung der verschiedenen Anziehungsphänome die elektrischen und magnetischen; sie sind, von einem höhern Standpunkte aus betrachtet, nicht weniger innig mit dem Wesen der Körper verknüpft, als die sogenannte Molekularanziehung.

Auch in *Abstofsung* (8 S.) ist Manches, dem wir nicht unbedingt beipflichten können. Zwar wird eine für sich wirksame Abstofsungskraft verworfen, aber „weil diese und die ihr entgegenstehende Ziehkraft sich gegenseitig aufheben, und also blofs die Differenz beider als wirksam zu betrachten wäre, wobei noch aufserdem ein drittes Etwas angenommen werden müfste, welches bewirkt, dafs die eine oder die andre Kraft ein Uebergewicht der Wirksamkeit erhielte, ohne welches die vorherrschende Thätigkeit sowohl der einen, als auch der andern entweder völlig unbegründet und unmotivirt, oder gar als das Resultat einer von Ewigkeit her bestehenden Reihenfolge der Dinge (*Harmonia praestabilita*) anzusehen seyn würde." Der Verf. neigt sich deshalb zu der Ansicht, die Ursache der Abstofsung in der Wärme zu sehen, nur bemerkt er sehr richtig, dafs hier der Mangel in der Kenntnifs des Wesens der Wärme eine grofse Schwierigkeit in den Weg lege, und dafs, wenn die Wärme auch aus Molekulen besteht, denen eine Repulsionskraft beiwohnt, man diese lieber gleich den Gasen beilegen könne. In der That, wenn der strenge Atomismus auch in der Wärme eine Materie sieht, die daher ebenfalls aus Atomen bestehen mufs, welche alle Eigenschaften der Atome theilen müssen, so vermag sich selbst das Genie eines *Laplace* nicht vor Widersprüchen zu bewahren. Wir hoffen, dafs der Verf. uns bei den Artikeln *Wärme* und *Materie* eine genaue Kritik der sich hierauf beziehenden Ansichten geben wird, und wenn auch nicht derjenigen der neuern Naturphilosophie, doch wenigstens der atomistischen Hypothesen. — Noch wird die Vermuthung von *Olbers* über die Kometenschweife erwähnt, die einer Abstofsung ihr Daseyn verdanken sollen. Es ist schlimm, wenn man die Erklärung irdischer Erscheinungen in den Kometen suchen will; doch rührt jenes Phänomen viel von der Verwandlung eines Theils der Kometenmasse in einen zarten Dampf oder Dunst her, der durch die Bewegung, vielleicht auch Axendrehung des Kometen, nach Art einer Ebbe und Fluth, jene mannichfaltigen Gestalten erlangt. Dafs Dunst phosphorisch ist, davon haben wir mehrere Beispiele. Das Weitere gehört nicht hierher.

Zu diesen Artikeln gehört noch der theoretische Theil von *Kohaesion* (52 S.), der besser mit *Anziehung* vereinigt gewesen wäre. Er bewegt sich gröfstentheils um die Frage, ob man mit *Newton* annehmen soll, dafs die Kohäsion in einer Anziehung der Körpertheilchen bestehe, die nach den Kuben oder nach höhern Potenzen der Entfernung fortschreite, oder, wie vorzüglich *Laplace* es will, nach den Quadraten der Entfernung, also mit dem allgemeinen Gravitationsgesetze identisch. Statt die Gründe für beide Ansichten klar auseinanderzusetzen, hat es der Verf. hier, wie anderwärts, vorgezogen, sie mehr historisch neben einander zu stellen; so empfangen wir hier *Newton's*, *Laplace's*, *Schmidt's*, *Meyer's*, *Emmet's* Gründe, zum Theil sehr ausführlich,

Digitized by Google

wodurch freilich die Deutlichkeit nicht gefördert werden kann, und Wiederholungen unvermeidlich sind. Viele Anhänger und Gegner derselben haben, wie der Verf. meint, ihre Sache mit triftigen mathematischen Gründen unterstüzt, welches nicht wohl möglich ist; doch können wir hier die Kritik nicht anstellen. — *Huygen's* und *Robison's* Erfahrungen, dafs, wenn ein Kreis eines einfachen Kokonfadens von $1/2400$ Zoll Dicke zwischen zwei Glasplatten lag, die durch starke Gewichte an einander gepresst wurden, diese noch adhärirten, bei einem kreuzweis gelegten Faden aber nicht, möchten hier nicht richtig erklärt seyn. *Robison* und, wie es scheint, auch *Munche* nehmen an, dafs die beiden Platten wirklich in der Entfernung von $1/2400$ Zoll geblieben seien; es ist aber möglich, ja fast gewifs, dafs sie sich etwas gebogen und in der Mitte wirklich berührt haben. Bei kreuzweis gelegten Faden wurde dieses sowohl durch die Dicke als durch die Lage derselben verhindert. In dieser ganzen Untersuchung wird das Daseyn von Molekulen, die sich in Entfernung von einander befinden, vorausgesezt, nur im Anfange erwähnt der Verf. der Meinung *Ritters* und *Arnims*, dafs der Magnetismus der Kohäsion verwandt sei, mit dem Beisatze, dafs diese Ansicht bei unsrer jetzigen Kenntnifs keinen Beifall mehr finden könnte. Er scheint also nicht zu wissen, dafs sie gerade jezt mehr als je verbreitet ist. — In einem Punkte stimmen wir mit dem Verf. gänzlich überein, dafs es nämlich noch nicht genug Data gibt, um die Sache gehörig zu erklären. Es sind aber auch nicht alle Data zur Erklärung benust. Wenn ein Körper durch einen äufsern Druck, durch Reibung, durch Adhäsion eine so bedeutend hohe Wärmeintensität erlangt; wenn bei der Berührung von heterogenen Körpern sich Elektricität und also auch Magnetismus und Wärme entwickelt, so kann freilich die blofse Aufsuchung einer Formel, wodurch die Erscheinung wohl dargestellt werden *könnte*, nicht zum Ziele führen.

In dem praktischen Theile werden nach der Reihe die *absolute*, *relative* und die *rückwirkende Festigkeit* behandelt. Die erste ist die Kraft, womit der Körper einem, in der Richtung seiner Längenaxe wirkenden Zuge widersteht; die lezte einem Drucke in dieser Richtung; die mittlere einem Drucke senkrecht auf sie. Vollständigkeit in den Erscheinungen war hier fast unmöglich; nur hätte, da das Gegebene doch dem Praktiker nicht genügen kann, desto mehr auf das Theoretische Rücksicht genommen werden sollen; indefs ist nicht einmal deutlich entwickelt, worin der physische Charakter dieser drei Arten besteht. Jene beiden sind nicht eigentlich Dilatation und Kompression, und die andre ist aus den beiden andern zusammengesezt. Ueberhaupt ist der ganze Abschnitt mehr aus dem praktischen, als dem wissenschaftlichen Gesichtspunkte aufgefafst, so dafs sogar die wichtige Untersuchung von *Young* über den Modulus der Kohäsion ganz fehlt. Auch hätten *Stodart's* und *Faraday's* Arbeiten über die Legirungen des Stahls und einige ähnliche Beobachtungen Anderer wenigstens erwähnt werden können, wo durch äufserst geringe fremdartige Zusätze die Kohäsionserscheinungen so bedeutend verändert wurden. Doch haben wir dieses, wie so manches andere hieher Gehörige, vielleicht unter *Elasticität* zu erwarten.

Die folgenden Artikel wären am zweckmäfsigsten mit Kohäsion oder Elasticität vereinigt worden. Bei *Kompressibilität* sind die Gase und auch die tropfbaren Flüssigkeiten ausgeschlossen, weil sie zugleich elastisch sind, und jene Eigenschaft wird auf diejenigen beschränkt, welche nach Entfernung des Drucks ihr voriges Volumen nicht wieder einnehmen. Doch wird die Kompressibilität des Korks in der Kompressionspumpe oder einer hohen Wassersäule aufgeführt, obgleich der Kork nicht sein Volumen vollkommen wieder einnimmt. *Compressionsmaschine* (19 S.) ist zweckmäfsig abgefafst.

Biegsamkeit (2 S.) wird erklärt, es sei die Eigenschaft der Körper, „vermöge welcher sie einer äufsern biegenden Gewalt nachgeben und ihre Form ändern, oder sich biegen, sich beugen.“ Dieses gibt uns wohl keine Aufschlüsse über die Natur dieser Eigenschaft; wir hätten lieber einige Worte gehört über das Verhältnifs des Biegens zur Ausdehnung und Zusammendrückung, aus denen sie zusammengesezt ist. *Drehwage* erklärt blofs die Beschreibung mit der ausführlichen Berechnung.

Dehnbarkeit (12 S.). Auch hier keine physische Erklärung, sondern blofs Aufzählung von Thatsachen, die jedoch vollständiger hätte seyn können; so wäre die Methode von *Becquerel*, *Annales de Ch. et Phys. XXIII*, feinen Eisendrath mit Hülfe des Silbers und Quecksilbers zu bereiten, wohl werth gewesen, neben der *Wollaston'schen* Methode für Platindrath angeführt zu werden.

In *Dichtigkeit* (78) folgt auf die gewöhnlichen Betrachtungen und Formeln noch die theoretische Aufstellung, dafs, wenn Wärme das repulsive Princip ist,

Digitized by Google

die Körper beim absoluten Nullpunkt vollkommen dicht seyn müfsten, und wenn dieser, wie triftige Gründe (?) entscheiden, nicht unter — 640° C. ist; und die Metalle das uns bekannte Gesetz der Zusammenziehung durch Temperaturverminderung fortdauernd befolgen, so könnten die Zwischenräume der Molekulen nicht so ungeheuer vergröfsert werden, als man nach *Newton* annehmen müfste. Dieses ist nach den gegebenen Voraussetzungen ganz richtig, doch möchte, ganz abgesehen von atomistischen und ähnlichen Hypothesen, folgende Betrachtung der Wahrheit näher stehen. Bedient man sich der oben erwähnten geometrischen Skale, so findet man, dafs die Ausdehnung aller Körper nicht nur mit der Wärme steigt, sondern in noch weit rascherer Progression als die Temperatur; nun geht zwar jene Skale bis — x, dennoch zeigt es sich, wenn man die Berechnung anstellt, dafs das specifische Gewicht nicht ins Unbestimmte abnimmt, sondern sich einem Maximum nähert, dessen Gröfse oft nicht sehr von dem specifischen Gewichte bei 0° C. abweicht, und wenn wir das Gesetz der Ausdehnung genau wüfsten, leicht berechnet werden könnte.

In dem theoretischen Theile des Artikels *Druck* (15 S.) gibt der Verf. mehr eine Umschreibung des Begriffs als eine klare Auseinandersetzung desselben, und wir müssen fast zweifeln, ob er ihn richtig aufgefafst hat, wenn wir S. 609 und 10 lesen, dafs, wenn man den Druck selbst als das Resultat einer Kraft ansehen wolle, man auch dasjenige, was ihr Widerstand leistet, mit demselben Namen belegen müsse. Die Beantwortung dieser Frage sei schwierig, aber ohne sich in's Gebiet der Spekulation zu verirren, lasse sich Folgendes festsetzen: Insofern die blofse Materie todt ist, jede Wirkung aber erst durch irgend eine Kraft erzeugt werden kann, so mufs auch der Druck vermittelst einer Kraft, z. B. der Schwere, der Elasticität hervorgebracht werden; in dem Begriffe einer Kraft liege aber die Wirksamkeit derselben eingeschlossen, da eine unthätige Thätigkeit ein *contradictio in adjecto* sei. Wirklich äufsern sich die drückenden Körper allzeit thätig, sobald sie vorhanden sind. Man könne nicht die Expansion des Dampfs anführen, denn Wasser sei noch kein Dampf; auch nicht, dafs die thierischen Muskeln zuweilen ruhen, also nicht drücken, denn hier werde die drückende Kraft erst durch die Willensmeinung hervorgerufen. Auch eine Stahlfeder, fügt der Verf. hinzu, fängt erst dann zu drücken an, wenn derjenigen ihr inwohnenden Kraft entgegengestrebt wird, vermöge welcher die Theile derselben eine einmal angenommene gegenseitige Lage beizubehalten sollicitirt werden. Alles dieses läfst sich noch gewissermaafsen vertheidigen, aber nun sagt Hr. M.: „Ganz etwas anders ist es aber mit dem Widerstande der gedrückten Körper; wollte man annehmen, dafs sie vermöge ihrer eigenen Kraft dem drückenden oder in sie einzudringen strebenden Körper entgegen wirkten, so müfste eben diese in den gedrückten Körpern eine unwirksame, unthätige, ruhende seyn, und allezeit erst beim beginnenden Druck hervorgerufen werden, was gegen den Begriff einer Kraft streitet. Dasjenige vielmehr, was dem Eindringen der Körper sich entgegensezt und Widerstand leistet, ist der Zusammenhang ihrer Theilchen u. s. w." „Flüssige Körper können daher an und für sich und als einzelne Massen gedacht, aber dieses fehlenden Zusammenhangs der einzelnen Bestandtheilchen wegen nicht eigentlich gedrückt werden, wenn sie nicht in Gefäfsen eingeschlossen sind, oder als ganze Masse auf der festen Oberfläche der Erde ruhen." Wir glauben nicht, dafs diese Schlufsreihe irgend jemand, ja den Verf. selbst befriedigen kann. Ist denn jeder drückende Körper, unsre Hand, die Stahlfeder, nicht zugleich ein gedrückter? Wodurch unterscheidet sich denn die drückende Stahlfeder, deren Kraft erst durch den Druck geweckt wird, von der gedrückten? Zulezt soll der Widerstand gegen den Druck nur in der Kohäsion bestehen, und da diese den flüssigen und gasigen fehlt, sie nicht gedrückt werden können. Aber flüssige und gasige werden gedrückt; dafs wir es blofs vermittelst Gefäfse beobachten können, liegt in uns, nicht in der Natur des Drucks, da wir uns sehr wohl eine freie Luftmasse denken können, die, von allen Seiten einen Druck erleidend, komprimirt wird. So findet sich's wirklich beim Schall. Gar nicht von den festen Körpern in dieser Rücksicht verschieden sind die tropfbar-flüssigen Körper, und jedes in der Luft schwebende Wasserkügelchen ist ein Beleg dazu.

Rec. möchte unter Druck *das Gleichgewicht von Kräften*, die auf einen Körper wirken, verstehen; der Körper, auf welchen diese wirken, mag in Bewegung seyn oder nicht. Da sie im Gleichgewichte sind, so sind ihre Richtungen entgegengesezt, und da der ganze Körper nicht fortbewegt werden kann, so beschränkt sich ihre Wirkung auf eine Annäherung der einzelnen Theile, bis die Kraft, womit der Körper dieser Störung seiner Kohäsion widersteht, der bewegenden Kraft selbst gleich

Digitized by Google

wird. Gewöhnlich findet nur *eine* bewegende Kraft statt, die andre wird durch einen unbeweglichen Widerstand ersezt; man weiſs aber schon aus der Mechanik, daſs dieser in allen Punkten einer bewegenden Kraft gleich gestellt werden kann. In diesem Falle wird die Untersuchung einfacher, da man bloſs die eine bewegende Kraft und die ihr widerstehende und mit ihr gleichartige Kraft der Elasticität zu berücksichtigen hat. Diese wächst gewöhnlich mit der Kompression; bleibt nun jene konstant, wie es z. B. bei der Schwere ist, so muſs ein Punkt eintreten, wo beide einander gleich werden. Aus diesen Grundsätzen können leicht die Erscheinungen abgeleitet werden, die eintreten, wenn zwei Körper, ein drückender und ein gedrückter, mit einander in Berührung kommen, von denen jener gewöhnlich einigen Theilen des leztern seine Bewegung durch den *Stoſs* mittheilt, und eine Oscillation um den Punkt des Gleichgewichts veranlaſst. — Unter den Versuchen, die hier hätten angeführt werden können, gehören die von *Col. Beaufay*, *Annals of Philos. IV.*, zu den interessantern. Die Schlüsse, die der Colonel daraus gezogen hat, sind irrig, weil seine Idee von Kraft und Druck es ist; dennoch hätten sie in unserm Werke nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden sollen.

Der Verf. spricht nun etwas elementar von dem Drucke sogenannter *halbflüſsiger Körper* und der *Brückenbogen*; dann von den *Druckpumpen*, wobei wir nicht erwarten durften, daſs er in Beziehung auf Ausführlichkeit sich ganz dieselben Schranken setzen sollte, als wir vielleicht uns.

Zu den ausführlichern Artikeln gehört *Adhäsion* (38 S.). Der Verf. unterscheidet davon die *Kohäsion*, als den Zusammenhang der Theile eines festen Körpers im Zustande ihrer innigen Verbindung. Adhäsion ist das Anhängen fester und flüſsiger Körper ohne Unterschied, ob die Körper gleichartig oder ungleichartig sind. Es wäre vielleicht besser gewesen, den Unterschied von Kohäsion und Adhäsion aufzuheben, wie er ja selbst in dem Sinne der Atomisten nicht wesentlich ist; dieses wird auch durch direkte Beobachtungen bestätigt. Die Erscheinung, daſs Gold und Stahl durch Bloſses Zusammenschlagen innig verbunden werden, die man wohl Adhäsion nennen muſs, ist auf keinen Fall wesentlich von derjenigen verschieden, wo zwei Bleicylinder oder zwei Stücke Caoutschouk oder zwei schweiſsende Eisen- oder Platinstücke durch bloſses Aneinanderdrücken zu einer völlig homogenen Masse werden. (Jene interessanten Thatsachen fehlen im Text.) Auch das sogenannte Zusammenziehen von Spalten im Glase und Krystall gehört hierher. Man theilt daher wohl zweckmäſsig diese ganze Lehre ein: 1. Anziehung der festen Körper auf einander, wohin die eigentliche Kohäsion, die Härte u. a. m. und gewissermaaſsen auch die Reibung gehört; 2. die Anziehung der *flüſsigen* Körper auf einander, wohin die Tropfen; 3. die Anziehung der festen auf die flüſsigen, wohin auch sämmtliche Kapillarerscheinungen gehören; die Flüſsigkeit mag in Ruhe oder Bewegung seyn. Die lezte Klasse ist am meisten untersucht worden. Der Verfasser gibt mehrere Versuche für das Gewicht, welches zum Losreiſsen fester Körper von flüſsigen nöthig ist, und dann die Arbeiten von *Carradori*, *Prevost* u. A.; allein die bei weitem genaueste und umfassendste Reihe fehlt, nämlich die von *Fusinieri*, welche in *Brugnatelli's Giorn.* 1821 mehr als 200 S. 4. einnimmt. Seine Versuche betreffen nicht nur die Eigenschaft einiger Flüſsigkeiten, sich auf andern Flüſsigkeiten zu verbreiten und einander zu verdrängen, sondern gehen in das Detail der sehr interessanten Bewegungen und Gestalten der Tröpfchen ein, die sich hier und auf dünnen, in metallenen Reifen schwebenden Häutchen der Fluida zeigen, und sogar zu einer genauern Untersuchung der Mathematiker reif zu seyn scheinen. Die von ihm untersuchten Körper sind mehrere flüchtige und fette Oele, eine Menge saure, akalinsche, salinische und Seifen-Auflösungen, Alkohol, Aether, Naphtha, Wasser, Quecksilber; Zink, Antimon, Bismuth, Zinn, Blei, Glas u. a. Körper. Leider vereinigt *Fusinieri* mit der Gabe zu beobachten nicht die zu erklären; seine Erklärungen gehören vielleicht zu den vagsten und seltsamsten, die man in diesem Jahrhunderte ersonnen hat. Alles entspringt nach ihm aus einem *Calore nativo*; die Kapillarerscheinungen aus einem Abstoſsen der Theile von einander u. s. w. Dieses und die Ausführlichkeit möchte wohl verursacht haben, daſs unsers Wissens bis jezt Niemand auf diese Versuche Rücksicht genommen hat; wir hatten wenigstens von dem Schatze von Thatsachen vorher keine Ahnung. — Wir wissen nicht, warum Hr. M. diese Adhäsionserscheinungen spaltet, und zum Theil in dem folgenden Abschnitte über die Adhäsion von Gasen abhandelt, wohin sie doch nach seiner eigenen Meinung gar nicht gehören. Ueber die Ursache der drehenden Bewegung des Kampfers ist gar kein Zweifel; es ist die Entwicklung und Verbreitung des Oels aus dem Kampfer auf dem Wasser. — Ganz am Schlusse kommt der Verf. noch auf das Verhältniſs der chemischen Ver-

Digitized by Google

wandtschaft zur Adhäsion zurück, um mit *Guyton Morveau, Link* u. a. einen innigen Zusammenhang zwischen ihnen anzunehmen. Dieser findet hier ohne Zweifel eben sowohl statt, wie zwischen allen Naturerscheinungen, allein schwerlich folgen beide denselben Gesetzen, da die Adhäsion sehr abhängig von der Fluidität ist, einem der chemischen Affinität beinahe ganz fremden Elemente.

Kapillarität (24 S.) hätte gar nicht von der Adhäsion der flüssigen an feste Körper getrennt werden sollen, von der sie nur ein specieller Fall ist, daher schon *Laplace* beide unter einer Benennung begriffen hat, ob er gleich etwas seltsam den Ausdruck Kapillarität vorgezogen hat. Es ist der einzige von den in den vorliegenden Bänden behandelten Gegenständen, dem schon eine tief gehende mathematische Untersuchung zu Theil geworden ist, und hier suchten wir uns daher den Maafsstab für den mathematischen Theil des Werks zu abstrahiren, allein wir fanden ihn noch weit weniger tief behandelt, als selbst in *Biot's Traité*, und deshalb gar nicht befriedigend. Hier war der Ort, mit wenigen Zügen die Principien von *Laplace* und den Gang zu verzeichnen, den er genommen hat, und endlich seine Endformeln, die gar nicht so komplicirt sind, dafs sie auch nur einem sehr wenig in der Mathematik Bewanderten dunkel bleiben könnten. Statt dessen haben wir eine populäre, d. h. hier oberflächliche Darstellung, die Niemanden befriedigen kann. Auch wird hier wiederholt, was wir schon öfter gelesen zu haben glauben, dafs die *Theorie de l'action capillaire* zu den schwierigsten und tiefsten Untersuchungen der Mathematik gehöre; sie ist es nicht in höherem Grade als andere, und vielleicht noch mancher Vereinfachung fähig. Um die eigentlichen Gesetze sind übrigens *Laplace's* Verdienste geringer als man gewöhnlich annimmt; denn unter den vielen Physikern, die sich mit der Kapillarität beschäftigt haben, hatte *Jurin* schon eine vollkommen richtige Ansicht derselben, und gleichzeitig mit *Laplace* hat sie *Young* untersucht, und wie alles, was dieser weniger bekannte, aber höchst ausgezeichnete Physiker leistet, auf eine Weise, dafs er von *Laplace* nicht ganz verdunkelt wird. Selbst in den übrigen Theilen waltet ein besonders Mifsgeschick über diesen Artikel. Während mehrere ältere, unbedeutende historische Notizen aufgenommen sind, werden die wichtigen neuern Arbeiten von *Young, Ivany* u. a. kaum erwähnt. Für den experimentellen Theil sind selbst in dem Werke von *Laplace* manche Beobachtungen enthalten, die hier fehlen, und sogar aus *Robison System of Mechanical Philosophy*, das der Verf. sonst so stark benuzt hat, ist die wichtige Tabelle über die Höhe, auf welcher Terpentinöl, Weingeist, kaustisches Ammoniak und Salmiakauflösung stehen, nicht aufgenommen. Eben so vermissen wir die Angabe über die Depression des geschmolzenen Bleis in Glasröhren. Auch hätte Erwähnung verdient, dafs es das Aufsteigen der Flüssigkeit in Haarröhrchen ist, worin die Funktion der Dochte besteht, und dafs daher deren Substanz an sich gleichgültig ist, wenn auch die Untersuchungen von *Blackadder* noch nicht aufgenommen werden konnten; worin die Baumwolle- oder Asbestdochte durch kapillare Glasröhren ersezt werden. Eine andere Klasse hieher gehöriger Erscheinungen ist die *Bewegung flüssiger Körper* in Haarröhren; sie sind um so interessanter, weil auch die Wärme hierbei von Einflufs ist. Wir besitzen darüber schöne Reihen von Versuchen durch *Gerstner*, besonders aber durch *Girard*, in den *Mémoires de l'Institut T. XIV.* und in den *Mémoires de l'Académie des Sciences I*, die aber in ihrem theoretischen Theile einer Kritik bedürfen. Von allen diesen finden wir in unserm Werke kein Wort. Wir wünschen sehr, dafs Hr. M. Gelegenheit nehmen möge, diese grofsen Lücken auszufüllen.

Wir verlassen diese Klasse von Erscheinungen und gehen zu einer andern über, welche einen Uebergang von denen der Kohäsion und Adhäsion zu denen der Wärme zu bilden scheint, zu der *Absorption* (76 S.), einem der ausführlichsten Artikel unsers Werks, da er die ganze Absorptionslehre umfafst, und durch die Kürze und Klarheit im Ausdrucke und vor Allem durch die treffliche Anordnung einer der vorzüglichsten im ganzen Werke und das Beste ist, was wir bis jezt über diesen Gegenstand gelesen haben. Er ist von *Leop. Gmelin*. Es sind nur diejenigen Absorptionen behandelt, aus denen keine chemischen Verbindungen entstehen, und zunächst die Absorptionen der Gase durch Wasser und andere Flüssigkeiten. Die Versuche werden mit hinlänglicher Vollständigkeit angeführt; sie geben trotz aller Genauigkeit sehr von einander abweichende Resultate. Ueberall wurde die Vereinigung durch Schütteln beschleunigt und der Versuch dadurch sehr erschwert. Sollte es aber nicht besser seyn, die Flüssigkeiten erst durch Druck zu übersättigen, und dann das überschüssige Gas entweichen zu lassen? oder auch gut graduirte Röhren, in welchen sich das Fluidum und das etwas komprimirte Gas befindet, an einen Ort, dessen Temperatur sich nicht bedeutend

Digitized by Google

ändert, z. B. einen Keller, horizontal hinzulegen, und nach einiger Zeit den Rückstand zu beobachten? Merkwürdig ist's, dafs die Beobachter ungeachtet der verschiedenen absorbirten Gasmengen doch fast alle das *Henry*'sche Gesetz bestätigten. — Die Ursache, dafs durch Exantliren nicht alles Gas entfernt wird, ist wohl nicht die Anziehung des Wassers zum Gase, wie der Verf. will, sondern folgende: Durch das Exantliren entweicht beständig eine gewisse Menge Wasserdampf und Gas. Wenn nun die Menge Wasser und Gas in der elastischen Flüssigkeit in demselben Verhältnisse zu einander stehen, wie in der tropfbaren, so bleiben die Bestandtheile der lezten unverändert, und die Flüssigkeit scheint unzersezt überzugehn. Dieses wird Anfangs nicht der Fall seyn, sondern verhältnifsmäfsig mehr Gas entweichen; je mehr aber die Menge des absorbirten Gases vermindert wird, desto geringer wird auch die Menge des entweichenden, und desto gröfser, relativ wie absolut, die des Wasserdampfs seyn, so dafs, wenn das eben erwähnte Gleichgewicht auch nicht in ganzer Sphäre hergestellt wird, der Körper sich ihm doch beständig nähert. Analog sind die Erscheinungen bei verdünntem Alkohol. Aehnliches findet auch beim Erwärmen statt. — Dafs das Entweichen von Gas aus einer damit übersättigten Flüssigkeit so sehr durch hineingeworfene Spähne beschleunigt wird, rührt von derselben Ursache her, wie die verwandte Erscheinung beim Sieden. Sobald die Atmosphäre, welche die Flüssigkeit berührt, weniger Gas enthält, als der Menge des absorbirten Gases angemessen ist, wird ein Theil des leztern entweichen. Diese Wirkung erstreckt sich aber zunächst nur auf die obere Schicht, und sie pflanzt sich nur insofern zu den untern fort, als sich das absorbirte Gas stets allmälig wieder gleichförmig durch die ganze Flüssigkeit zu verbreiten strebt. Daher ihr langsamer Gang, der aber um so mehr beschleunigt wird, je gröfser die mit der äufsern Luft in Berührung stehende Oberfläche der Flüssigkeit ist. Diese wird vermehrt durch hineingeworfene Spähne. Die in deren Zwischenräumen befindliche Luft wird sogleich mit dem entweichenden Gase gesättigt, steigt durch die Flüssigkeit auf, an ihrer Stelle bilden sich neue Blasen, und bald tritt jene Wallung ein, die bei mit Gas übersättigter Flüssigkeit so gewöhnlich und ganz dem *Sieden* ähnlich ist, mit dem sie einerlei Ursprung hat. Es ist also nicht die Oberfläche der Gefäfse und der Spähne, wie *Oerstedt* meint, welche die Entweichung verursacht, sondern die vermehrten Berührungspunkte mit lufthaltigem oder leerem Raume, und bei der Dampf- und Gas-Entwickelung ist's nicht Druck des Gases oder Dampfes, sondern der Aktus des Siedens selbst, der vorzüglich beschleunigend auf die Dampf- oder Gasbildung wirkt. Eine Menge Erscheinungen, die auf diese Weise leicht erklärt werden, mufs hier übergangen werden.

Die *Dalton*'sche oder mechanische Ansicht und die Gründe für und gegen diese, und die chemische Ansicht der Absorption werden nun sehr deutlich auseinandergesezt. Doch lassen sich die vier ersten Einwendungen gegen *Dalton*, welche von der Durchsichtigkeit des Wassers, der Dauer des Processes und der dabei sich zeigenden Ausdehnung und Wärmeentwickelung hergenommen sind, leicht beseitigen. Ungeachtet der zahllosen Staub- und Dunsttheilchen bleibt die Luft, und ungeachtet seiner zahllosen Blasen der Krystall durchsichtig; alle Bewegungen verlangen eine gewisse Zeit, und indem die obern Schichten des Wassers sich am schnellsten sättigen, wird zugleich die Tendenz zum Absorbiren vermindert; auch feste Körper dehnen sich durch Absorbiren elastischer Flüssigkeiten aus, z. B. mehrere hygroskopische Körper durch den eingesaugten atmosphärischen Wasserdampf, und die Kohle erwärmt sich durch die Absorption von Gas, obgleich hier gewifs keine chemische Verbindung eintritt. Dafs selbst durch Exantliren und Kochen noch etwas Gas zurück bleibt, bezieht sich vorzüglich auf Sauerstoff, welcher mit dem Wasser eine eigenthümliche chemische Verbindung eingeht; auch haben wir darüber schon oben gesprochen. Unter Nro. 6. sucht der Verf. dem Einwande zu begegnen, den *Dalton* der chemischen Ansicht gemacht hat, dafs die Verbindungen von Gas und Wasser durchaus den stächiometrischen Gesetzen nicht folgen. Er beseitigt ihn durch den Satz: „dafs die chemische Verbindung zwischen zwei Stoffen, deren wechselseitige Affinität gering ist, und welcher Verbindung die Kohäsion oder Elasticität des einen dieser Stoffe entgegenwirkt, nie den stächiometrischen Gesetzen folgt, und nach äufseren Umständen, welche auf Kohäsion und Elasticität einfliefsen, veränderlich ist," welches manchen Widerspruch finden wird. — Entscheidend gegen *Dalton's* Ansicht sind nur die unter Nro. 4. angegebenen Gründe, nämlich die Versuche; nach ihnen befolgt die Menge des absorbirten Gases kein allgemeines Gesetz und ist bei verschiedenen Flüssigkeiten verschieden.

Der Verfasser erklärt sich für die *chemische* Ansicht;

Digitized by Google

wir halten eine *mechanische* für wahrscheinlicher, die aber sehr von der *Dalton*'schen verschieden ist. Nach der angeführten Aeufserung des Verf. ist es vielleicht nur Verschiedenheit im Ausdrucke, wenn nach ihm auch die Verbindungen von Alkohol, Salzen, Säuren, Basen mit Wasser, Quecksilber mit Metallen, alle Metalllegirungen chemisch sind. — Wir sind dagegen völlig mit dem Verf. einverstanden, dafs die Gesetze der Absorption von der Affinität zwischen der Flüfsigkeit und dem Gase, und der Verflüchtigbarkeit des Gases abhängen; nur möchten wir diese Affinität nicht mit der chemischen Verwandtschaft identisch nehmen, sondern für dieselbe, welche Aether mit Alkohol und nicht in dem Grade mit Wasser mischbar macht, und unter Verflüchtigbarkeit geradezu die Elasticität, mit welcher ein liquidirtes Gas bei den verschiedenen Temperaturen verdampfen würde. Es ist für das richtige Verständnifs dieser Erscheinung sehr zu bedauern, dafs der Verfasser, der doch weiterhin von der Absorption der Dämpfe durch feste Körper spricht, die Absorption der Dämpfe durch flüfsige Körper ganz übergeht, z. B. die Absorption von Wasserdampf durch Alkohol, Schwefelsäurehydrat u. a. m. Die Erscheinungen sind in unsern Augen und denen des Verfassers, der sich schon längst so entschieden für die Gleichheit der Gase und Dämpfe erklärt hat, identisch. Der Alkohol und die Säure ziehen aus den nicht ganz feuchten Atmosphären so lange Wasser an, bis die Kraft, womit das Wasser aus ihnen zu verdampfen strebt, der Expansivkraft des in der Luft befindlichen Wasserdampfes gleich ist, und Gleichgewicht findet erst dann statt, wenn in der über der gemischten Flüfsigkeit stehenden Atmosphäre Alkohol und Wasserdampf in einem gewissen Verhältnisse zu einander stehn. Nun ist's gewifs, dafs wir hier in der tropfbaren Flüfsigkeit ein Gemisch vom flüfsigem Alkohol und Wasser haben, also ist auch jene gashaltige Flüfsigkeit aus flüfsigem Wasser und flüfsiger Kohlensäure u. s. w. zusammengesezt, die sich zur Atmosphäre kohlensauren Gases darüber eben so verhält, wie der Wasserdampf zum Wasser der verdünnten Säure oder der Alkoholdampf zum Alkohol der verdünnten geistigen Flüfsigkeit. Hieraus ergibt sich das *Henry*'sche Gesetz, so lange man annehmen kann, dafs die Eigenschaften der Flüfsigkeit durch das beigemengte liquidirte Gas nicht bedeutend geändert sind; es ist also nicht unter allen Umständen gültig. — Die Wärme, die sich bei der Absorption zeigt, ist die Verdampfungswärme. In einer kleinen Inauguralabhandlung, die schon Ostern 1823 in Berlin erschienen ist, und wo diese Ansicht zuerst entwickelt wurde, suchte ich noch die Hypothese zu begründen, dafs, wenn die Menge des Alkoholdampfes oder des kohlensauern Gases über der gemischten Flüfsigkeit, sich zu der, welche überhaupt bei dieser Temperatur in dem Raume seyn könnte, sich wie 1 : n verhält, auch in der tropfbaren Flüfsigkeit das Alkohol oder die Säure auf einen einfachen Raum ausgedehnt sei. Während ich manche andre Behauptung jenes Werkchens als unreif zurücknehmen mufs, so verdient dieses lezte doch noch vielleicht eine weitere Prüfung.

Bei der Absorption der *elastischen Flüfsigkeiten* durch *feste Körper* wird zuerst die Absorption der Gase, so vollständig es die Hülfsmittel erlauben, und dann die der Dämpfe behandelt. Bei den lezten vermissen wir noch manche interessante Erfahrung, z. B. von dem Thonschiefer, den *Lowitz* am Ufer der Wolga im Astrachanschen Gebiete fand, der mehr als ⅓ seines Gewichtes Feuchtigkeit verschlucken konnte. Weit mehr vermissen wir aber das höchst wichtige Gesetz, welches *Saussure* gefunden hat, das einzige, welches wir für diese ganze Klasse von Absorptionen kennen. Er fand nämlich, dafs die Länge seines Hygrometers im Maximum der Feuchtigkeit ganz unabhängig von der Temperatur war, oder die Quantität Wassers, welche sein Haar aufnahm, hing blofs von dem Grade der Sättigung der Luft, nicht aber von der Menge der darin befindlichen Feuchtigkeit ab. Aehnliches ist auch bei andern hygroskopischen Körpern gefunden, und in der gröfsten Allgemeinheit aufgefafst, lautet es wohl folgendermaafsen: die Menge einer elastischen Flüssigkeit, welche ein Körper aus der Atmosphäre anzieht, ist unabhängig von der wirklichen, in der Luft befindlichen Menge und der Temperatur, sondern blofs von dem Verhältnifs, in welchem die vorhandne Menge zu derjenigen steht, welche in der Atmosphäre bei der Temperatur seyn kann. Gesezt die Temperatur der Luft sei 15° C., das Maximum in der Elasticität des Wasserdampfes alsdann = 7 Linien; wenn sich in der Luft aber nur 3 Linien befinden, so wird eine gewisse Menge Feuchtigkeit aufgesogen werden. Wenn die Luft ganz wasserfrei wäre, so würde das Wasser mit einer Elasticität von 7 Linien verdampfen; jezt, da 3''' da sind, nur mit einer Kraft von 4'''; das von dem Körper eingesaugte Wasser verdampft nicht, also mufs die Adhäsion des hygroskopischen Körpers zum Wasser dieser Kraft das Gleichgewicht halten, und 4''' gleich seyn.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 117. u. 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1827.

J. S. T. Gehler's Physikalisches Wörterbuch, bearbeitet von Brandes, Gmelin, Horner, Muncke, Pfaff.

(Beschluſs.)

Wird nun die Temperatur um 80° erhöht, so steigt die Elasticität, womit das Wasser in einem trockenen Raume verdampfen würde, auf 644 Linien; steigt nun der Dampf verhältniſsmäſsig eben so viel, so ist seine wirkliche Elasticität = 276 Linien, die Kraft, womit das absorbirte Wasser zu verdampfen strebt, = 368‴, die Kraft der Adhäsion ist eben so groſs, und mit der Temperatur in demselben Verhältnisse gestiegen, wie die Elasticität des Dampfes! Der Raum verbietet uns, die Folgerungen dieses paradoxen Theorems weiter auseinander zu setzen, doch ist das Gesagte vielleicht hinreichend, um den Verfasser dieses Artikels zu bewegen, den Gegenstand zu prüfen und die Resultate mitzutheilen. Wir fügen nur noch hinzu, daſs jenes Gesetz auch auf die Absorptionen durch tropfbar flüſsige Körper anwendbar ist, wenn man unsrer Ansicht beitreten will.

Die vorliegenden beiden Bände enthalten noch mehrere chemische Artikel von *Gmelin*, die sich alle durch Bestimmtheit und Klarheit und leider auch durch nothwendige Kürze auszeichnen. Durch ein Versehen scheinen die *chemischen* Artikel *Aether* und *Amalgam* zu fehlen, wovon uns vorzüglich der lezte wegen seiner nicht chemischen Metallauflösungen willkommen gewesen wäre. Diese Mängel sind noch leicht zu ersetzen. Am meisten versprachen wir uns von *Auflösung*, und wir fanden — eine halbe Seite. Sollten die Erscheinungen bei der Auflösung von Salzen u. s. f. in Wasser, bei den Gemischen von Harz, festen und flüſsigen Oelen, Aether, Alkohol, Metallen in Quecksilber nur für Chemie Interesse haben? Als vorzügliche Erscheinungen der Kohäsion sind uns vielmehr die Verhältnisse der aufgelösten Mengen Salz bei verschiedener Temperatur, die Ausdehnungen oder Zusammenziehungen vom höchsten Interesse, von rein wissenschaftlichem Standpunkte fast nicht minder wichtig, als die Erscheinungen der Dämpfe. Schon die Erwärmungen und Erkältungen, welche die Mischungen erleiden, bringen sie in das Gebiet der Physik. Uns scheinen diese Fluida Verbindungen von flüſsigem Salze und flüſsigem Wasser und eben so flüſsigen Metallen und flüſsigem Merkure zu seyn, aus demselben Grunde, wie man verdünnten Alkohol, verdünnte Säuren unter dem Gefrierpunkte des Wassers, obgleich wahre Auflösungen des Eises in Alkohol und Säure, für eine Verbindung flüſsiger Säure und flüſsigen Wassers ansieht. Durch die Mischung wird die Liquidität vermehrt, doch nicht so, als wenn das Wasser einen Theil seiner Fähigkeit, flüſsig zu seyn, gewissermaaſsen dem Salze abträte; denn wir finden oft, daſs die Gemenge flüſsig sind, und keiner der einzelnen Bestandtheile es seyn würde, z. B. Salzauflösungen unter 0° C., dem raschen Metallgemisch bei 100°, Schwefel und Phosphor, wahrscheinlich auch den Oelen, die ebenfalls Gemenge sind u. v. a. Ueberhaupt ist die Erscheinung, daſs Gemenge ungleich leichter schmelzen als die Bestandtheile, noch keinesweges in der Allgemeinheit ausgesprochen, in der sie sich zeigt, da sie fast ohne Ausnahme bei allen Klassen von Körpern statt findet; auch in der Geologie ist sie von ausgezeichneter Wichtigkeit. Vielleicht gefällt's dem Verfasser, sich über diese Ideen in einem andern Artikel, etwa *Mischung* und *Lösung*, auszusprechen.

Wir kehren wieder zu *Muncke* zurück, der auch den Abschnitt von der *Bewegung* (59 S.) verfaſst hat. Nach einigen Worten über den Begriff der Bewegung, wobei er die Erklärungen von *Kant* und *Fries* anführt, und in der Definition des Leztern: „Bewegung ist eine stetige Veränderung des Orts" den Ausdruck *stetig* für überflüssig hält, geht er zu den verschiedenen Arten von Bewegungen, wahrer und scheinbarer, absoluter und relativer, eigener und gemeinschaftlicher, über, und verwirft die absolute Bewegung, weil „der Weltraum unermeſslich,

Digitized by Google

mindestens für uns unmefsbar und unbestimmbar, auch nicht vorstellbar ist, mithin können wir keine Ortsveränderung in demselben wahrnehmen, und auch nicht eigentlich denken." — Als die „Ursachen der Bewegung" werden im Allgemeinen *Trägheit* und *Kraft* genannt, jedoch dabei auf ihre besonderen Artikel verwiesen, welches wir nicht ganz billigen. Dann werden „die Bewegungen hervorbringenden Ursachen" in unmittelbare und mittelbare getheilt. Zu den ersten gehört die Lebenskraft, die allgemeine Anziehung in ihren allgemeinen Aeufserungen der Gravitation, Schwere, Adhäsion und Kapillarität, der Krystallisation und chemischen Verwandtschaft, und endlich die Wärme als Ursache der Ausdehnung und Expansion; aufserdem aber noch die Muskelkraft lebender Wesen, das Gewicht lebender und todter Körper, Gewicht und Stofs der Flüfsigkeiten, Expansion der Dämpfe u. a. m. Was sollen die hier in dem zweiten Satze aufgeführten Gegenstände? sind es dieselben, wie in dem ersten Satze, oder andere? — Was sollen ferner hier Adhäsion und Kapillarität, Affinität und Krystallisation? Wir können keine hierdurch hervorgebrachten Bewegungen, da selbst bei den Haarröhrchen sich die Wirkung der Adhäsion auf die Störung des hydrostatischen Gleichgewichts beschränkt, und die Bewegung also erst durch die Schwere, die das Gleichgewicht wieder herzustellen sucht, hervorgebracht wird. Dagegen fehlt die Kohäsion, die in der *Elasticität* eine sehr wichtige, bewegende Ursache wird. Ferner fehlen zwei Kräfte, die in dieser Beziehung in völlig gleichen Rang mit der Gravitation gestellt werden müssen, ja sie an Intensität weit übertreffen, die Elektricität und der Magnetismus. Nach *Fresnel's* Versuchen wirkt auch die Wärme repulsiv in die Ferne. Wir glauben zwar die Richtigkeit derselben bezweifeln zu müssen, allein der Verf., der ihnen an einem anderen Ort dieses Werks Zutrauen schenkt, hätte sie anführen sollen. Zu den mittelbaren Ursachen gehören, nach dem Verf., vor allen die Mittelglieder an den Maschinen, im Allgemeinen die gesammte Mittheilung der Bewegung, die er aber hier nicht weiter auseinander sezt, sondern ausführlicher, als es hier wohl passend ist, als Beispiele die Fortpflanzung der Bewegung eines Pendels auf ein anderes, mittels der Schwingung der Luft oder fester Körper, und das Federpendel erwähnt, dessen Nutzen uns nicht einleuchtet. — Wir glauben, dafs folgende Anordnung dem Tadel weniger unterworfen gewesen wäre. Bei der Bewegung ist die Ursache, die Fortdauer und die Mittheilung derselben zu betrachten. Die Ursachen derselben sind die *Kräfte*, die man wohl in zwei Klassen zerfällen kann: die in der Entfernung wirken, *Gravitation*, *Elektricität*, *Magnetismus*; und die blofs in der unmittelbaren Berührung wirkenden, die *Wärme*, insofern sie das Volumen der Körper ändert, und die *Elasticität*, mit denen man nach verschiedenen Standpunkten das Vermögen der Thiere und Pflanzen, Bewegung hervorzubringen, vereinigen oder von ihnen trennen kann. Nach den atomistischen Hypothesen fällt der Unterschied beider Klassen weg. — Die *Fortdauer* der Bewegung ist die *Trägheit* und die *Mittheilung* der Bewegung der *Stofs*, wovon der *Zug* nur ein besonderer Fall ist. — Die *Hindernisse* der Bewegung, die in unserm Werke nicht mit aufgeführt sind, sind entweder bewegende Kräfte selbst, die nach entgegengesezten Richtungen wirken, z. B. bei der durch die Kraft der Elasticität eines Gases in die Höhe geschnellten Kugel, der Schwung oder der Stofs, wodurch die Bewegung einer gröfseren Masse mitgetheilt, die Geschwindigkeit vermindert und endlich fast vernichtet wird, z. B. die Bewegung eines Pendels in Luft oder Wasser, und, wie es scheint, auch die Reibung. Die ganze Lehre von Bewegung beruht auf der Darstellung der Wirkungsweise der Kräfte, der Trägheit und des Stofses, und sollte daher unter diesen drei Artikeln oder am Besten in *einem* abgehandelt werden. Die Untersuchung wird dadurch erleichtert, dafs *sämmtliche*, in die Entfernung wirkenden Kräfte sich verkehrt, wie die Quadrate der Entfernung verhalten. — Was noch bei den Rubriken: Masse, Richtung, Raum, Zeit, Geschwindigkeit und Gröfse der Bewegung zu erinnern seyn möchte, verschieben wir auf die ausführlichen Artikel darüber. —

In dem folgenden, eigentlich mathematischen Theile dieses Artikels sind, was sehr zu billigen ist, die Beweise gröfstentheils weggelassen, dafür aber die Maschinen, wodurch z. B. das Parallelogramm der Kräfte und andere Gegenstände erläutert werden, angeführt. Die ganze Darstellung ist unter dem Abschnitte: Bewegende Kräfte, Geschwindigkeit und Bahn vertheilt, nach guten Mustern bearbeitet, und nicht zu elementar.

Ballistik (62 S.), ein ausführlicher, gut bearbeiteter und fast ganz praktischer Artikel. Es sind vornämlich die Bewegungen der durch Pulverexplosion fortbewegten Kugeln berücksichtigt, obgleich die Gesetze, wie natürlich, auch für andre geworfene Körper gelten, und sowohl im luftleeren als lufterfüllten Raume. Ohne zu tief in die

Digitized by Google

mathematische Entwicklung einzugehen, welche *hier* nicht an ihrem Orte gewesen wäre, sind die nöthigen Formeln angegeben und mit Tabellen begleitet. Das Ganze schien uns weit zweckmäfsiger, als die verwandten Abschnitte in den englischen *Encyclopedias*.

Atmosphäre der Erde (67 S.). Nachdem Einiges über die Gestalt der Atmosphäre nach *Laplace* und *von Zach* gesagt wurde, ist die *Höhe* derselben ausführlicher behandelt. — Der Verf. gibt für die Dichtigkeit der Luft eine Tabelle bis zur Höhe von 100 Deutschen Meilen, findet natürlich bei 80—100 Meilen Höhe nur einige Quintilliontel und Septilliontel, und fügt hinzu, dafs die so geringe Gröfse auf den Begriff der Luft nicht mehr passen, und die Atmosphäre sich daher nicht so weit erstrecken könne. Dieses ist nun freilich kein hinlänglicher Grund.

Für die Wärmeabnahme in der Atmosphäre wird auf andre Artikel verwiesen, aber die *Bestandtheile* derselben behandelt. Die grofse Uebereinstimmung der Hauptbestandtheile der Luft ist zwar unbezweifelt, allein sie geht doch nicht auf ⅓ Proc., wie der Verf. sagt. *Edmund Davy* war bei seinen Analysen der Luft im Hospital von Corte auf mehr als 1 Proc. nicht sicher.

In Beziehung auf die *Feuchtigkeit* sagt der Verf., er habe *Dalton's* Gesetz für die Koëxistenz von Dämpfen und Gasen geprüft und gefunden, dafs dasselbe, so wenig wie das *Mariotte*'sche, in seiner ganzen Ausdehnung gültig seyn könne, weil „die Zusammendrückung der Luft endlich die Theile näher an einander bringen müsse, so dafs ein Eindringen der Dampfpartikeln nicht weiter möglich seyn kann." — Ausführlich sind die *Miasmen* und die Mittel, sich dagegen zu schützen, abgehandelt, obgleich der Gegenstand dem Gebiete der Physik wohl nicht eigentlich angehört.

Die Kritik der *Dalton*'schen Ansicht über die Mengung der Gase hätten wir zwar nicht unter *Atmosphäre der Erde* gesucht, da jedoch die Gründe meistens aus der Atmosphäre hergenommen sind, so läfst sich die Anordnung vertheidigen. Der Verf. erklärt sich, wie gewöhnlich, gegen *Dalton*, gesteht aber doch, dafs die meisten Einwendungen sich beseitigen lassen. Auch der Einwand von *Berthollet* und *Thomson*, dafs sich die Gase, wenn sie wirklich keinen Druck auf einander äufserten, in luftvollem Raume eben so schnell, wie im luftleeren verbreiten müfsten, den *Dalton* für bedeutend, und unser Verf. für entscheidend hält, scheint uns im Gegentheile sehr unbedeutend zu seyn. Die innige Vermengung der Bestandtheile kann, welcher Annahme man auch huldige, nur durch Bewegung der Luftmasse hervorgebracht werden. Nun ist zwar die Kraft, womit die Verbreitung in lufterfülltem Raume stattfindet, nicht sehr von derjenigen in luftleerem Raume verschieden, allein die in Bewegung zu setzende Masse viel gröfser, daher die Geschwindigkeit der Verdampfung viel kleiner als in luftleerem Raume ist. Für ganz entscheidend gegen *Dalton* wird aber vom Verf. die Gleichförmigkeit in den Bestandtheilen der Luft gehalten. Dieses würde der Fall seyn, wenn die Luft völlig in Ruhe wäre; allein wo diese Ruhe stattfindet, bleiben die Luftarten wirklich zum Theil getrennt, und nur da findet sich gleichförmige Mischung, wo die verschiedenen Theile der Atmosphäre durch Strömungen beständig unter einander gemengt werden. Neben *diesen* Erscheinungen vermöchte daher *Dalton's* Theorie sehr wohl zu bestehen; man kann jedoch nicht annehmen, dafs die Gasarten wirklich gar keinen Druck auf einander äufsern, denn sonst würde es unmöglich seyn, dafs Luft durch die Strömung eines Gases oder eines Dampfes aus einem Gefäfse vertrieben werden könne, wie bei unzähligen Fällen in der Chemie und Physik. *Laplace's* Ansicht sezt Molekulen mit Wärmeatmosphären und einen Grad von Wechselwirkung zwischen ihnen voraus, der durchaus nur hypothetisch ist. Folgende Ansicht ist einfacher und vielleicht der Wahrheit näher als jene: Gase sind Körper, die nach allen Seiten ihren Druck äufsern, unabhängig davon, ob sie mit einem gleichartigen oder ungleichartigen Gase, einem festen oder einem flüfsigen Körper in Berührung kommen. Dieser Druck, oder die Elasticität im gewöhnlichen Verstande, ist nothwendiger Weise ein Produkt aus der Masse und der Expansionskraft. Bei verschiedenen Gasen von gleicher Elasticität verhält sich daher diese Expansionskraft oder die *specifische Elasticität* verkehrt, wie die Masse oder das specifische Gewicht, und ist um so gröfser, je leichter das Gas ist. Die Kraft, womit die Körper sich auszudehnen streben, ist aber blofs von der specifischen Elasticität abhängig, und daher bei leichtern Gasen, z. B. Wasserstoff, gröfser als bei schwerern, wie Sauerstoff. Dieses ist auch von *Faraday*, *Annales de Chimie et de Physique* V. X., und *Girard*, ebendas. V. XVI, durch die Menge der aus Röhren entweichenden Gase bestätigt. Auch hängt hiervon die leichtere Beweglichkeit der Gase ab, welche sich unter andern in der Stärke der Abkühlung oder Erwärmung eines Thermometers in einem Ballon

Digitized by Google

mit Gas ausspricht. Nach den genauen Untersuchungen *Dulong's* und *Petit's* ist die Abkühlung, die der Körper durch die blofse Mittheilung an die Luft erleidet, beinahe proportional der Quadratwurzel aus dem Quotienten der Elasticität, dividirt durch das specifische Gewicht, oder bei Gasen von gleicher Elasticität der Quadratwurzel des specifischen Gewichts verkehrt, oder der specifischen Elasticität direkt proportional. — Wenn nun zwei verschiedene Gase sich neben einander befinden, so würde ihre Elasticität sich fast momentan ausgleichen, und es ist auch leicht einzusehen, dafs, wenn ihre specifische Elasticität verschieden ist, sie nicht eher ein stabiles Gleichgewicht erlangt haben werden, als sie völlig gemischt sind. Es ist sogar wahrscheinlich, dafs sie sich um so schneller mischen werden, je gröfser der Unterschied ihrer specifischen Elasticität ist, oder je verschiedener ihr specifisches Gewicht ist. Hierdurch wird auch jenes paradoxe Phänomen erklärt, dafs die Kohlensäure, die nur wenig schwerer ist als die atmosphärische Luft, in den niedern Schichten lange liegen bleibt, während Wasserstoff, selbst der Richtung der Schwere entgegen, sich so schnell mit der Luft vermischt. Genaue Versuche über die Mengung von Gasen, die ohne grofse Schwierigkeit angestellt werden könnten, würden unsre Ansicht vielleicht begründen.

Der Verf. spricht nun noch ausführlich über die *Farbe* der Atmosphäre. Ohne hier weiter in die Farbentheorie einzugehen, bemerken wir blofs, dafs uns aus Allem, was gesagt worden, die Ansicht, dafs die Atmosphäre wirklich blau gefärbt sei, nicht erschüttert zu seyn scheint, und dafs wir nicht einsehen, warum man so beharrlich einer meilendicken Schicht von Stickstoff und Sauerstoff eine Färbung absprechen will, da ja ganze Mengen andrer Gase oder Dämpfe, Chlor, Chloroxyde, Jodin, eine so starke Färbung zeigen!

Verwandte Untersuchungen enthalten *Abendröthe* (11 S.) und *Dämmerung* (15 S.), beide von *Brandes*. Die Beschreibung der Abend- und Morgenröthe ist deutlich, und die Erklärung derselben die beste, die uns bis jezt bekannt ist. Nur ist hierin zu wenig auf abweichende Ansichten Rücksicht genommen. — *Dämmerung* ist etwas ausführlich, meistens nach *Lambert* bearbeitet. Der neue Versuch des Verf. über die bürgerliche Dämmerung möchte uns wohl nicht weiter in einer Sache bringen, die so sehr von individuellen Umständen abhängt. Eine genaue Untersuchung ist hier sehr wünschenswerth.

In dem so vollständigen Kapitel *Atmosphäre* suchten wir vergebens etwas über die Durchsichtigkeit derselben; wir fanden es in dem Artikel *Durchsichtigkeit* von *Brandes*. — Es werden die Hypothesen von *Haygens* und *Euler* ohne weitre Bemerkung angeführt, aber die von *Newton* mit einigen von den Fällen, bei denen Körper durch Ausfüllung ihrer Poren mit Wasser oder Oel durchsichtiger werden. Die Schwierigkeiten, welche bei der Emanations- wie der Vibrationstheorie der Erklärung der Durchsichtigkeit entgegenstehen, werden jedoch vom Verf. überschäzt. Sehr schüchtern äufsert er seine eigene Erklärung im Sinne der Emanationstheorie, dafs die Theile des Körpers von den Lichttheilchen eben so verdrängt werden, wie die Luft von einem fallenden Körper. Diese mochten jedoch wohl selbst die Atomisten nicht billigen. — In dem experimentellen Theile werden einige Versuche von *Bouguer*, *Lambert*, *Rumford* beschrieben, und zulezt die Rechnung angeführt: wenn *ein* Glas 0,8 der auffallenden Lichtstrahlen durchläfst, so lassen zwei Gläser 0,64 durch u. s. w., so dafs bei 15 etwa $\frac{1}{3}$, durchgeht, und bei 80 Gläsern etwa nur ein Billiontel; aber mit keinem Worte erwähnt, dafs dieses seitdem von *Delaroche* widerlegt ist, und die Polarisation andre Erscheinungen hervorruft. Mehr zu entschuldigen, obgleich keineswegs begründet, ist diese Methode bei kontinuirten Körpern von bedeutender Dicke, und sie wird nach *Lambert* auf die Durchsichtigkeit der Atmosphäre angewendet. Es wäre besser gewesen, *Bouguer* zu folgen, der fast ausschliefslich die Versuche gegeben hat, und dessen Theorie genauer ist. Auf keinen Fall hätten aber die wichtigen Tabellen von *Bouguer* und *Lambert* über die Intensität des Lichts in verschiedenen Höhen fehlen sollen, die auch wahrscheinlich für die Lehre von der Strahlung der Wärme und der Temperatur der Thermometer in der Sonne die Data enthält; wir würden dafür gern das zwei Seiten kostende Saussurische *Diaphanometer* entbehrt haben, das schwerlich von Nutzen ist. Dafs *Bouguer* das Verhältnifs der Intensitäten des Sonnenlichts in 19° und 66° Höhe wie 2 : 3 gefunden habe, ist wohl ein Irrthum. Es war der *Vollmond* in 19° 16′, und 66° 11′ Höhe, und das Verhältnifs wie 1681 : 2500. Von Vollständigkeit ist dieser Artikel so weit entfernt, dafs unter vielen andern selbst die wichtigen Versuche von *Herschel* über die Durchsichtigkeit verschiedner Körper nicht aufgenommen sind.

Wir haben von *Brandes* noch einige Artikel über die Lehre des Lichts: *Brechbarkeit*, *einfache* und *doppelte Brechung*, die wir mit verwandten Artikeln der folgenden

Digitized by Google

Bände untersuchen werden. Seine Artikel haben vor den nicht minder zahlreichen *Muncke's* den Vorzug, dafs sie nach einem gleichförmigen Plane bearbeitet sind; sie zeichnen sich sämmtlich durch einen hohen Grad von Deutlichkeit, einen angenehmen Vortrag und fast immer durch eine gute Anordnung aus, sie würden, etwas weniger vereinzelt, in einem populären Werke fast nichts zu wünschen übrig lassen. Allein Werke, worin die Elemente der Physik vorgetragen sind, haben wir genug, aber solche, die ihren Gegenstand erschöpfend und gedrängt vortragen, die da, wo die Mathematik oder die Fülle von Thatsachen Schranken sezt, den Leser auf die Originalwerke verweisen, die endlich, wie in der Vorrede gesagt ist, das Studium andrer physikalischer Werke ersparen, haben wir nicht, und darum müssen wir bedauern, dafs Hr. *Brandes* nicht den Plan seiner Kollegen befolgt hat. Und doch sind gerade die Materialien der Optik entweder schon in wenigen Hauptwerken *Newton's*, *Bouguer's* und *Lambert's* (leztere beiden sehr gut in *Karsten's* Lehrbegriffe Th. VIII.), auch *Biot's* und einiger Andrer enthalten, und durften blofs redigirt werden; oder in wenigen Bänden der Französischen und Englischen Societätsschriften und Journale der lezten Jahre zerstreut, aber von allen Physikern um so sehnlicher erwartet, weil *Biot* für seine Arbeiten und Ansichten so unverantwortlich parteiisch war, und *Fresnel's* und *Brewster's* Untersuchungen sehr weitläufig, sich nur allmählig entwickelnd und nur Wenigen zugänglich sind.

Wie wenig *Muncke* in dem Grade der Vollständigkeit mit *Brandes* übereinstimmt, zeigt der, nur theilweise der Physik, und namentlich der Optik angehörige Artikel *Auge*, von dem uns M. mit dem gröfsten Fleifse eine genaue anatomische Beschreibung zu geben bestrebt war, worin er von ausgezeichneten Anatomen unterstüzt wurde. Was wir ungern vermissen, ist eine vollständige physikalische Analyse der Art, wie das Auge auf's Licht wirkt, des Verhältnisses der Entfernung des Objekts zur Gröfse des Bildes auf der Netzhaut und der Deutlichkeit desselben, worüber wir von *Lambert* schätzbare Untersuchungen besitzen, und eine, wenn auch kurze, Angabe der abweichenden Bildungen des Auges bei Fischen und andern Thieren, in wie weit dieselben dadurch für das Element, in welchem sie leben, geeigneter werden.

Dafs der treffliche Verf. der astronomischen Briefe auch in unserm Werke die astronomischen Artikel zur Zufriedenheit der Leser abfassen wird, liefs sich erwarten; vielleicht hätten sie etwas gedrängter und weniger vereinzelt seyn können. Nur ein Paar Umstände sind uns aufgefallen. In *Aether* (8 S.) spricht Hr. *Brandes* nur von dem Einflufse desselben auf die Bewegung der Himmelskörper nach *Laplace* und *Enke*, und der Extinktion des Lichts der Fixsterne nach *Olbers*, erwähnt jedoch mit keinem Worte der grofsen Rolle, welche der Aether zu allen Zeiten in den Erklärungen der physikalischen Erscheinungen gespielt hat, ja nicht einmal des Verhältnisses des Aethers zum Lichte! —

Bei der *Atmosphäre der Sonne* ist nur das Zodiakallicht betrachtet, nicht aber die Photosphären von *Lalande*, *Herschel* und *Schröter*. Bei der *Atmosphäre des Mondes* sind die Erscheinungen beim Ein- und Austritt eines Sternes und die Dämmerung auf dem Monde auseinandergesezt. Bei der *Atmosphäre der Planeten* aber, wie bei der der Sonne hätten noch *Wollaston's* Beobachtungen, die er zur Bestätigung der Begränztheit der Erdatmosphäre angestellt hat, erwähnt werden sollen.

Was *Brandes* über die *Bahn* der Planeten und Kometen, über *Centralbewegung*, *Centralkräfte* und *Axendrehung* gesagt hat, ist zweckmäfsig, nur vielleicht etwas zu ausführlich. Beides gilt auch von *Abirrung des Lichts*.

In die Beschreibung von astronomischen Instrumenten hat sich *Brandes* mit *Horner* getheilt, welcher Leztere vorzüglich die nautischen behandelt. Sein Vortrag ist nicht minder klar und folgerecht, und strebt zwar etwas weniger nach Popularität, aber mehr nach Vollständigkeit; so *Chronometer* (12 S.). Das Historische etwas ausführlich, aber auch die Einrichtung und der Einflufs des Magnetismus nicht vergessen. Mit vielem Vergnügen haben wir *Kompensation* der Pendel-Uhren (15 S.) gelesen. Bei *Callimator* ist schon der von *Rater* angeführt.

Von andern nautischen Instrumenten haben wir *Bathometer*, dessen Brauchbarkeit selbst unter den günstigsten Umständen aber zu bezweifeln ist. Zu den Schwierigkeiten bei Tiefenmessungen rechnet *Scoresby* in seinem Account vornämlich das hydrostatische Leichterwerden der Leine im Wasser, und gibt die zweckmäfsigsten Verfahrungsweisen an, die hier vielleicht einen Ort verdient hätten.

Ueber den *irdischen Magnetismus* haben wir *Kompafs* (18 S.), *Ablenkung* und *Abweichung der Magnetnadel* (17 S. und 35 S.). Das Historische, die Einrichtung und der Gebrauch des Kompasses zu verschiedenen Zwecken ist sehr genügend, allein bei dem, was die Nadel

Digitized by Google

selbst betrifft, fanden wir nur die *Coulombischen* Untersuchungen, nicht aber die von *Rater*, *Phil. Magaz. V.* LIX, vielleicht die besten die wir besitzen.

In *Ablenkung* sind die Resultate von *Flinders*, *Scoresby* und *Sabine* kurz mitgetheilt, ausführlicher die Entdeckungen *Barlows*, neben denen auch *Christie* hätte genannt werden können. Jedoch beruht es auf einer unrichtigen Ansicht, dafs *Barlow* lieber die Ablenkung verdoppelte als neutralisirte. *Poisson* hat gezeigt, dafs Beides gleich vollständig und leicht zu bewirken, und daher lezteres als einfacher vorzuziehen ist. Die Erklärung des Verf. S. 30 weicht nicht von der gewöhnlichen ab, nur möchte die Unterscheidung zwischen weichem und hartem Eisen hier zu grofs seyn. Die Beschreibung des Einflusses der Wärme auf Stahl haben wir hier eigentlich nicht erwartet, auch ist sie nur unvollständig, da selbst aus *Biot's Traité* noch manche interessante Beobachtung *Coulomb's* hätte gezogen werden können. In dem mathematischen Theile ist blofs *Barlow* genannt; auch *Schmidt's* Berechnungen (*Gilb. Ann.* LXXIV.), und vornämlich die Resultate *Poisson's*, *Ann. de Chem. et de Phys.* XXV und XXVIII. (lezteres konnte aber wohl noch nicht benuzt werden), hätten angeführt werden sollen, die um so wichtiger sind, weil sie zeigen, dafs eine hohle Kugel sehr wohl fast dieselbe magnetische Intensität haben kann, wie eine massive, ohne dafs man doch den Magnetismus für eine blofse Oberflächenkraft oder ein elastisches, sich an die Oberflächen begebendes Fluidum halten dürfte, wie *Horner* zu thun scheint. Wir werden hierauf bei den Artikeln *Magnetismus* und *Elektricität* zurückkommen. Zulezt fügt der Verf. noch einige der *Barlow*'schen Kompensation günstigen Erfahrungen hinzu, und zeigt ihre Wichtigkeit für die Seefahrer. Sie hat sich auch auf den neuesten Polarexpeditionen bewährt. Von den lokalen, von den Bestandtheilen der Erdrinde herrührenden Ablenkungen der Magnetnadel (von denen unter andern *Parry* auf seiner zweiten Reise zwei merkwürdige Beispiele beobachtet hat) kommt hier nichts vor.

In *Abweichung der Magnetnadel* wird nach einer guten Beschreibung der Apparate auch die Lage und die Veränderungen der Abweichungslinien seit 1600 dargestellt und durch Karten erläutert. Der Verf. ist *Hansteen* gefolgt, ohne jedoch dessen spätere Zusätze und Verbesserungen aufzunehmen, auch ohne zwischen *Halley* und *Hansteen* irgend einen der Naturforscher zu erwähnen, welche den Erdmagnetismus berechnet haben, z. B. *Humboldt* und *Biot*. Die Lage der vier Magnetpunkte für's Jahr 1800, ihre Bewegung nebst ihren Perioden steht zwar S. 141, allein die Bemerkung fehlt, dafs man in diesen eine nahe Beziehung zum platonischen Jahre (26000 Jahre) erblickt, und schon viele Hypothesen darauf gebaut hat. Vielleicht hielt er diese, als Spiele der Phantasie, der Erwähnung unwerth. — Den Versuch einer Erklärung verschiebt er mit Recht auf den Artikel Magnetismus, weil die Ursachen, welche die Abweichung hervorbringen, nicht von denen der Neigung und Intensität isolirt werden können. Auch sind wir, abgesehen davon, dafs er von dem Magnetismus stets als einem zersetzbaren Fluidum spricht, völlig seiner Meinung, dafs die Annahme cylindrischer oder ähnlicher Magnetaxen in der Erde, welche allein Magnetismus enthalten, nicht nothwendig ist. Dafs die Pole an einem Magnet in der gradlinigen Axe desselben liegen, ist nur *ein* Fall von unzähligen, und findet schon bei den hufeisenförmigen Magneten nicht statt, sondern der Magnetismus ist durch die ganze Erde verbreitet, und jene Pole sind nur die Kondensationspunkte des Magnetismus. Indefs liefse sich leicht beweisen, dafs diese nicht eine *Region* der Erdoberfläche sind, sondern entweder eine Linie, wie bei gewöhnlichen Magneten, oder nur ein Punkt. Dafs aber die *Barlow*'sche und andre Beobachtungen gar nicht beweisen, dafs der Magnetismus eine Oberflächenkraft ist, haben wir schon oben gezeigt. — Für die täglichen und jährlichen Oscillationen der Abweichungsnadel sind die meisten Beobachtungen erwähnt, doch fehlen unter andern die in den Jahren 1775—79 zu Zwaneberg und die von *Erman* und *Humboldt* zu Berlin angestellten; auch bieten die neuesten Polarexpeditionen schätzbare Beiträge dar. Die Ursache dieser Oscillationen hängt zwar offenbar mit der Bewegung der Erde zusammen, allein die Abweichung ist eine viel zu komplicirte Erscheinung, als dafs sie uns ohne Hülfe der Neigung und Intensität auf die wahre Ursache führen könnte. Sämmtliche erd-magnetische Phänomene erlangen eine andre Ansicht, seit *Christie* die Wirkungen der Wärme auf die magnetische Intensität genauer untersucht, *Arago*, *Barlow* u. A. die Einwirkung von Eisen und andern Körpern in Bewegung, und *Oerstedt* den Elektromagnetismus entdeckt hat. *Rupfer's* Ansicht, welcher die täglichen Veränderungen der Intensität und also auch zum Theil die Veränderung der Abweichung dem Einflusse der Temperatur auf den Magnet zuschreibt, wird von *Christie* widerlegt. — Der Schlufs

Digitized by Google

dieses Artikels, der von der Einwirkung der Wärme und Kälte auf die Manegtnadel handelt, würde ein Jahr später ganz anders abgefafst seyn. Damals schien es wirklich, dafs der Magnetismus durch starke Kälte zerstört werde. Jezt wissen wir, dafs im Gegentheil die Intensität dadurch erhöht wird, und mit der Zunahme der Temperatur abnimmt. Dafs Feuchtigkeit unmittelbar wirkt, möchte wohl zu bezweifeln seyn, da sonst die Magnetbeobachtungen unregelmäfsige seyn müfsten. Allein wer wagt jezt zu bestimmen, in wie fern die Wechsel von Helle und Dunkel, Wärme und Kälte, Ruhe und Bewegung, und die zahllosen andern atmosphärischen Erscheinungen einen elektrischen oder thermischen Procefs hervorrufen, und durch diesen einen Magnetismus, der die Wirkungen des Erdmagnetismus modificirt?

Von *Pfaff* haben wir bis jezt noch nichts erwähnt. Er hat uns aufser einigen elektrischen Apparaten auch die Lehre vom Blitz und die Mittel, sich vor ihm zu schützen, mitgetheilt. Da wir den Arbeiten dieses trefflichen Physikers eine ausführliche Anzeige schuldig sind, so wollen wir abwarten, bis er seine Ansicht über Elektricität vollständig dargelegt haben wird. Da dieses hoffentlich schon in dem folgenden Bande geschieht, so werden wir dann auch von der *atmosphärischen Elektricität* reden.

Wir beschliefsen diese Anzeige mit dem Wunsche, dafs ein Werk möglichst schnell beendigt werden möge, dessen Inhalt die ähnlichen Werke der Engländer und Franzosen an Gründlichkeit weit übertrifft, und dessen Aeufseres den ihrigen nicht nachsteht.

Frankenheim.

XLV.

Annales scholae clinicae medicae Ticinensis, auctore Francisco Nob. ab Hildebrand. Pars prima. Papiae, ex typographia P. Bizzoni. MDCCCXXVI. 8. 310 S.

Rec. zweifelt nicht, dafs dieses Werk schon durch seinen Titel Aufmerksamkeit erregen werde; denn er erinnert an eine Schrift ähnlichen Inhalts und Ursprungs, nämlich die *ratio instituti clinici Ticinensis, quam reddit J. Jos. Frank*, welche im Jahr 1797 herauskam. Mit gespannter Erwartung hatte man dem Erscheinen dieser Schrift entgegengesehen, und sie befand sich bald in den Händen aller wissenschaftlich gebildeten Aerzte; denn sie sollte die Frage entscheiden, ob der grofse, allgemein verehrte Arzt, *J. P. Frank*, von welchem man nicht voraussetzen konnte, dafs er sich zu der Annahme einer neuen, das bisherige medicinische Lehrgebäude in seinen Grundpfeilern erschütternden und gänzlich umgestaltenden Lehre ohne eine strenge Prüfung entschliefsen werde, wie das Gerücht sagte, ein Anhänger des einseitigen *Brown*'schen Systems geworden sei. Er erklärte sich über diese Frage, in der Vorrede zu jenem Werk, auf eine seiner würdige Weise. Seitdem ist ein Zeitraum von dreifsig Jahren verflossen, in dem die medicinische Schule zu Pavia, an welcher, während einer langen Reihe von Jahren, Männer, deren Namen die Geschichte der Medicin stets mit Achtung nennen wird, den Unterricht leiteten, und zu welcher, besonders zu der Zeit, als der unvergefsliche *J. P. Frank* den Lehrstuhl der Klinik zierte, aus den entferntesten Gegenden Jünger des Aeskulap in grofser Anzahl hinströmten, um von ihm die Weihe zu ihrem Beruf als praktische Aerzte zu erhalten, durch die Zeitumstände bedrängt, und durch den häufigen Wechsel der Lehrer, in ihrer Wirksamkeit beschränkt, nicht wenig von ihrem früheren Auf- und Ansehen verlor. Als eine erfreuliche Erscheinung ist daher vorliegende Schrift schon in so fern zu betrachten, als sie den Beweis liefert, dafs diese medicinische Lehranstalt, an deren Namen sich so interessante Erinnerungen knüpfen, zu einem neuen regen Leben erwacht, wieder anfängt, durch eifriges Streben, die medicinische Kunst und Wissenschaft zu fördern, sich ihres frühern wohl begründeten Ruhms würdig zu beweisen. Aber nicht blofs in dieser örtlichen und historischen Beziehung verdient diese Schrift Aufmerksamkeit, auch in Rücksicht ihres Inhalts gehört sie zu den wenigen gehaltvollen Werken, welche das verflossene Jahr im Fache der medicinischen Literatur geliefert hat.

Sie beginnt mit einer Abhandlung: *de primordiis atque incrementis institutionis clinicae.* Wenn man unter Klinik, der Bedeutung dieses Werkes gemäfs, jeden medicinischen Unterricht am Krankenbett versteht, so ist ohne Zweifel dieselbe so alt, als die Ausübung der Heilkunde überhaupt. Denn von jeher gab es wohl Aerzte von Ansehen, welche Schüler und Gehülfen hatten, die sie, in der Absicht sie zu belehren, an das Krankenbett führten, und bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht der Vorwurf, den *Martial*, wegen dieser Sitte, seinem Arzt in folgenden Worten macht:

Digitized by Google

Languebam: sed tu comitatus protinus ad me
Venisti centum, Symmache, discipulis.
Centum me tetigere manus Aquilone gelatae.
Non habui febrem, Symmache, nunc habeo.

Diese Art der klinischen Unterweisung bedurfte indefs wohl nur einer kurzen Erwähnung, und es scheint dem Zweck dieser Abhandlung keineswegs zu entsprechen, wenn der Verf. hier eine kurze Geschichte der Medicin überhaupt einschaltet, und die vorzüglichsten Aerzte unter den Griechen, Römern und Arabern nennt, von welchen es wahrscheinlich ist, dafs sie einen solchen klinischen Unterricht ertheilt haben möchten, ohne nachweisen zu können, dafs diefs wirklich geschehen sei. Verbindet man aber mit dem Wort Klinik einen engern Begriff, und versteht man darunter einen medicinischen praktischen Unterricht, der nicht, auf die genannte Weise, gelegentlich in der Privatpraxis, sondern in eigenen Lehranstalten ertheilt wird, so begann diese Art desselben wohl erst mit der Entstehung der Hospitäler, dem wichtigsten Hülfsmittel desselben, und die erste Lehranstalt dieser Art existirte wahrscheinlich im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in der Persischen Stadt *Dschondisapore*, welche als der Sitz einer, mit einem Hospital in Verbindung stehenden medicinischen Schule bekannt ist. Noch mehr wurde der klinische Unterricht gefördert durch die Ausbreitung der christlichen Religion, deren Grundprincip, thätige Menschenliebe, zu Errichtung zahlreicher Krankenhäuser ermunterte. Doch findet sich bis zum siebzehnten Jahrhundert keine Nachricht von einer dem praktischen Unterricht der Aerzte ausschliefslich gewidmeten Krankenanstalt, oder einer Klinik, in dem jezt gewöhnlichen Sinne des Worts. *Franz de la Boë Sylvius* errichtete im Jahr 1658 die erste Anstalt dieser Art zu *Leiden*.

In dem hierauf folgenden Abschnitt schildert der Verf., nach einer kurzen Geschichte der medicinischen Schule zu Pavia, die gegenwärtige musterhafte Einrichtung der dortigen Klinik, und erklärt sich ausführlich über die Grundsätze, welche ihn bei seinem Unterricht leiten. Jeder, der das hierüber Gesagte mit Aufmerksamkeit lieset, wird sich überzeugen, dafs die Klinik zu Pavia gegenwärtig alle Forderungen befriedigt, die man an eine solche Anstalt zu machen berechtigt ist, und den drei Hauptzwecken, die, wie Rec. glaubt, jede klinische Anstalt erfüllen soll, nämlich sorgfältige Verpflegung der Kranken, Anleitung zur Erkenntnifs und Heilung der Krankheiten und Erweiterung der Wissenschaft, auf das Vollkommenste Genüge leistet. Dafs der Verf. es sich eifrig angelegen seyn läfst, den lezt genannten Zweck zu erfüllen, durch Mittheilung der Erfahrungen, die er als klinischer Lehrer zu machen Gelegenheit hat, sich um die Wissenschaft verdient zu machen, und dadurch seinen Wirkungskreis zu erweitern, beweisen diese Annalen, welche einen reichen Schatz interessanter Beobachtungen und Reflexionen enthalten, unter welchen sich kaum Eine finden möchte, die nicht Belehrung gewährte oder Stoff zum Nachdenken lieferte. Rec. kann bei dieser Gelegenheit den Wunsch nicht unterdrücken, dafs alle Aerzte, die sich berufen fühlen, ihre Beobachtungen bekannt zu machen, mit ähnlicher Umsicht, Unbefangenheit des Urtheils und strenger Auswahl verfahren möchten. Wie der Verf. Medicinische Beobachtungen herauszugeben, halten Viele für die leichteste Art, Schriftsteller zu werden, und seitdem die Schriftstellerei ein Erwerbzweig und Gegenstand merkantilischer Speculation geworden ist, sieht Jeder, der im Felde der medicinischen Literatur kein Fremdling ist, mit Bedauern, wie die fast zahllose Menge medicinischer Schriften, auf eine sehr lästige Weise jährlich durch Hunderte von Beobachtungen vermehrt wird, von welchen die Mehrzahl in keiner Hinsicht geeignet ist, für die Medicin, weder als Kunst noch als Wissenschaft, fruchtbare Resultate zu liefern. Niemand wird läugnen, dafs die Medicin so wenig, als irgend eine andere auf Erfahrung beruhende Lehre, sich rühmen kann, eine vollendete Wissenschaft, im strengen Sinn des Worts, zu seyn, oder ein in sich geschlossenes Ganzes von ausgemachten, über allen Zweifel erhabenen Sätzen zu bilden, dafs sie im Gegentheil noch im Werden begriffen ist, noch viele Lücken, die durch fortgesezte Beobachtung ausgefüllt werden müssen, und viele zweifelhafte Sätze enthält, die einer wiederholten Prüfung am Krankenbette bedürfen, und dafs folglich die Mittheilung lehrreicher Beobachtungen jedem Arzt willkommen seyn mufs, als ein wichtiges Hülfsmittel, sein Wissen zu erweitern und zu berichtigen. Soll dieser Zweck aber erfüllt werden und die Wissenschaft durch Beobachtungen wirklich gewinnen, so ist vor Allem eine strenge Auswahl unter denselben nothwendig. Welchen Nutzen können Beobachtungen gewähren, die entweder blofs die Bestätigung eines allgemein bekannten pathologischen oder therapeutischen Satzes enthalten, oder von Aerzten zur Vertheidigung einer einseitigen theoretischen Ansicht erzählt werden, von welcher befangen sie gehindert wurden, richtig zu sehen oder das Gesehene unparteiisch zu beurtheilen, oder wie können Beobachtungen die Wissenschaft fördern, welche unvollständig sind, nicht Alles enthalten, was zu einer richtigen Würdigung der beobachteten Thatsachen erfordert wird? Dieser leztere Vorwurf trifft besonders häufig solche Beobachtungen, welche mitgetheilt werden, um die Wirksamkeit gewisser Heilmittel und Heilmethoden zu bestätigen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 119. u. 120.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1827.

Annales scholae clinicae medicae Ticinensis, auctore Francisco Nob. ab Hildebrand.

(Beschluſs.)

Erwägt man, von wie vielen unendlich verschiedenen, oft zufälligen und leicht zu übersehenden Umständen die Heilung der Krankheiten abhängt und die Wirkung der Heilmittel modificirt wird, so dringt sich dem Leser solcher Beobachtungen sehr oft der Zweifel auf, ob die gerühmte Heilmethode auch wirklich die *causa efficiens* der erfolgten Heilung gewesen, oder der Kranke zwar während ihrer Anwendung, aber nicht durch dieselbe genesen sei. Rec. hält es daher für ein wesentliches Erfordernifs medicinischer Beobachtungen, dafs der beobachtende Arzt keinen Umstand übersehe oder anzuführen vergesse, der auf den Charakter, den Gang und die Entscheidung der Krankheit einen günstigen oder ungünstigen Einflufs haben konnte. Besonders ist eine sorgfältige Berücksichtigung der epidemischen und endemischen Constitution des Orts, wo der Kranke sich befindet, in dieser Hinsicht von der gröfsten Wichtigkeit. Wir sehen, wie dieselbe Krankheit, zu verschiedenen Zeiten, nach der Beschaffenheit der schnell vorübergehenden oder stehenden epidemischen Constitution, ganz verschieden behandelt werden mufs. Welche Verschiedenheit begründet in dieser Hinsicht nicht das endemische oder Localverhältnifs, besonders das Klima? wie verschieden ist z. B. die Natur, Form, Prognose und Heilmethode der Krankheiten, je nachdem sie in einem tropischen oder gemäfsigten Himmelsstrich vorkommen!

Es wird daher unstreitig der Werth der hier mitgetheilten Beobachtungen nicht wenig dadurch erhöhet, dafs der Verf., ehe er die Erzählung derselben beginnt, eine Abhandlung *de nativis et adventitiis coeli Ticinensis qualitatibus earumque in populi salutem influxu* einschaltet. Die charakteristische Eigenschaft der Atmosphäre, welche Pavia umgibt, ist Feuchtigkeit. Ueberschwemmungen, welche das Austreten des *Tessino* und *Po* veranlafst, sind die wichtigste Ursache derselben. Der nach den Ueberschwemmungen zurückbleibende Schlamm erzeugt mephitische Dünste, die, durch den Frost zurückgehalten, eine ergiebige Quelle schädlicher Miasmen werden, wenn die wiederkehrende Sonnenwärme sie entwickelt. Eine andere Quelle der feuchten Dünste, welche die Atmosphäre um Pavia erfüllen, liegt in der dort herrschenden Gewohnheit, die Felder durch unzählige kleine Bäche künstlich zu bewässern, welche die Beschaffenheit des dortigen Bodens nothwendig macht und vorzüglich nachtheilig wirkt, wenn nach der Ernte des Reises, dessen Cultur dort allgemein verbreitet ist, die Bäche, ihres Wassers beraubt, sich in Moräste verwandeln. Selten reinigen Winde die Luft von den Dünsten, welche durch die Sonnenwärme entwickelt werden, und besonders gegen Abend die Stadt und umliegende Gegend in Gestalt eines dicken Nebels bedecken, und den höchsten Grad erreicht diese Feuchtigkeit der Atmosphäre gegen Ausgang des Herbstes. Periodisch herrschende Winde gibt es dort nicht; doch sind Ostwinde die häufigsten. Dem fetten Boden der dortigen Gegend entspricht die Beschaffenheit der dort wild wachsenden Pflanzen. Das Wasser ist rein, aber ohne erfrischende Kühle. Gewöhnlich ist die Temperatur der Luft milde und die Witterung beständig, weil weder grofse Wälder, noch hohe Gebirge sich in der Nähe befinden. Elektrometrische Beobachtungen beweisen einen grofsen und schnellen Wechsel der Luftelektricität. Unter den in Pavia herrschenden Krankheiten kommen Wechselfieber am Häufigsten vor, besonders in der Nähe der Reisfelder. Am Bösartigsten ist ihr Charakter im August und September, so dafs sie nicht selten im zweiten oder dritten Paroxismus tödten. Vorzüglich unterliegen ihnen häufig die Arbeiter, welche den Reis ernten. Ist der Sommer zu Ende, so zeigen sich in grofser Menge Krankheiten, welche Folgen der Wechselfieber zu seyn pflegen. Die Behauptung des Verfassers, dafs unter den Landleuten der dortigen Gegend kaum der zehnte Theil frei von

Digitized by Google

Krankheiten der Milz sei, könnte auffallend scheinen, wenn es nicht eine durch das Zeugnifs der bewährtesten Beobachter bestätigte Erfahrung wäre, dafs Anschwellungen der Milz nirgends häufiger vorkommen, als in sumpfigen Gegenden. Leicht erklärbar ist die häufige Entstehung der Wassersucht, theils als Folge vorausgegangener Wechselfieber, theils durch die Feuchtigkeit der Atmosphäre veranlafst. Am Ausführlichsten handelt der Verf. unter den endemischen Krankheiten seiner Heimat, wie mit Recht zu erwarten war, von dem *Pellagra*, da diese Krankheit jener Gegend ganz eigenthümlich ist, und sonst nirgendwo beobachtet wird. Nach einer, auf Autopsie gegründeten, sehr anschaulichen Schilderung seiner charakterischen Zufälle und seines Verlaufs, geht der Verf. zu einer Untersuchung der eigenthümlichen Natur und der Entstehung dieser Krankheit über. Da das *Pellagra* erst seit ungefähr fünfzig Jahren in der Lombardei beobachtet wird, so mufs seine Entstehung nothwendig von Ursachen herrühren, die erst seit dem Anfang dieses Zeitraums auf die Bewohner der dortigen Gegend wirken. Es sind daher alle, diesen Umstand unberücksichtigt lassenden, von *Strambio*, *Fonzaga*, *Jos. Frank* und Andern aufgestellten Hypothesen unzureichend. Der Verf. macht daher einen neuen Versuch, dieses schwierige Problem zu lösen. Als die gewöhnlichste Gelegenheitsursache betrachtet er die Einwirkung der heifsen Sonnenstrahlen auf die Oberfläche des Körpers, besonders im Frühling, wodurch ein schuppiges *erythema* der Haut entsteht. Um aber die specifische Metamorphose der organischen Thätigkeit, worin das eigentliche Wesen der Krankheit besteht, zu erklären, ist es nothwendig, die Mitwirkung anderer Ursachen anzunehmen, und diese liegen, nach dem Verf., theils in dem grofsen Elend der untern Volksklassen der dortigen Gegend, von welchem der Verf., indem er die Lebensweise dieser Menschen schildert, ein trauriges Bild entwirft, theils in der feuchten Beschaffenheit der Atmosphäre. Für den Antheil der leztern an der Entstehung des *Pellagra* scheint vorzüglich der Umstand zu sprechen, dafs die ersten Spuren dieses Uebels zu der Zeit beobachtet wurden, als die Methode, die Fruchtbarkeit des Bodens durch künstliche Bewässerung zu vermehren, sich in der Lombardei allgemein verbreitete. Dafs indefs durch diese Localverhältnisse der dortigen Gegend die eigenthümliche Natur des *Pellagra* eben so wenig befriedigend erklärt wird, als durch die endemische Beschaffenheit Polens die Natur des Weichselzopfs, einer die Gränzen ihres Vaterlandes ebenfalls nicht überschreitenden und ihrem Wesen nach sich an die Hautübel anschliefsenden Krankheit, braucht Rec. wohl kaum zu erinnern.

Die Ephemeriden des klinischen Instituts zu Pavia, welche nun folgen, umfassen den Zeitraum vom November 1817 bis zum Julius 1818. Bei jedem Monat werden der Stand des Barometers, Thermometers und Hygrometers, die herrschenden Winde, die verschiedene Beschaffenheit der Witterung und zulezt die epidemisch herrschenden und von dem Verf. beobachteten sporadischen Krankheiten angegeben. Rec. glaubt, dem Zweck dieser Jahrbücher entsprechend zu handeln, wenn er, ohne dem Verfasser Schritt für Schritt zu folgen, oder sich an die in der Schrift beobachtete chronologische Ordnung zu binden, aus dieser lichtvollen Darstellung des Krankheitszustandes zu Pavia in dem genannten Zeitraum nur diejenigen Beobachtungen und Bemerkungen aushebt, die ihm vorzüglich Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen.

Wie in den meisten Ländern Europa's, war auch in Pavia, zu der Zeit, als der Verf. seine Beobachtungen machte, die stehende epidemische Constitution entzündlicher Art. Doch hatten die Pneumonien nicht selten auch einen nervösen Charakter, der die Anwendung der Aderlässe beschränkte und den Gebrauch der *Nervina*, besonders des Kampfers, nöthig machte. Rec. glaubt, dafs es zeitgemäfs sei, auf diese Bemerkung aufmerksam zu machen, da von den Aerzten der neuern Zeit, bei Behandlung der Entzündungen, auf den sehr verschiedenen Charakter derselben nicht genug Rücksicht genommen zu werden scheint. So sehr Rec. mit allen rationellen Aerzten die Ueberzeugung theilt, dafs die mangelhafte, auf einer höchst einseitigen Ansicht des Lebens beruhende Theorie *Brown's*, während der glücklicher Weise schnell vorübergegangenen Periode ihrer Herrschaft, nicht nur die Fortschritte der Wissenschaft gehemmt, sondern auch dem Tode unzählige Opfer geliefert hat, so wenig ist der Nutzen zu verkennen, den diese verrufene und fast vergessene Lehre auf indirekte Weise geleistet hat, indem sie die Aerzte auf die wichtige, früher oft vernachläfsigte therapeutische Regel aufmerksam machte, bei Behandlung örtlicher Kankheiten, besonders der Entzündungen, vor Allem auf den Zustand des ganzen Organismus Rücksicht zu nehmen. Auf dieser Ansicht beruht der Begriff der *inflammatio nervosa* oder *typhodes*, der eine neue rationellere und durch die Erfahrung hinlänglich bewährte

Digitized by Google

Norm für die Behandlung der Entzündungen begründete. Man gelangte zu der Ueberzeugung, dafs nicht alle Entzündungen auf gleiche Weise behandelt werden können, weil ihre Heilung, wie die der Fieber, von einem geheimnifsvollen Act des Lebens abhängt, den wir *Krisis* nennen, und der nicht durch künstliche, äufsere Hülfsmittel unmittelbar hervorgebracht, gleichsam erzwungen werden kann, sondern die Wirkung der inneren unsichtbaren Selbstthätigkeit des Organismus, also ohne eine kräftige, harmonische Wirksamkeit desselben nicht möglich ist, und dafs es folglich Entzündungen geben müsse, bei welchen Erhöhung der gesunkenen Lebenskraft die Bedingung ist, von welcher allein die Entstehung einer heilsamen *Krisis* abhängt, und ohne deren Erfüllung keine Heilung möglich ist. Es ist daher offenbar ein Rückschritt in der Kunst, wenn viele Aerzte unserer Zeit, diese Wahrheit verkennend, bei Behandlung der Entzündungen, ihren verschiedenen Charakter oder den sie begleitenden allgemeinen Zustand des Körpers unbeachtet lassen, und, zu der veralteten Methode der verflossenen Jahrhunderte zurückkehrend, jede Entzündung ohne Unterschied, blofs den Namen der Krankheit berücksichtigend, mit Aderlässen und andern schwächenden Mitteln behandeln, und dadurch oft der Krankheit und dem Leben zugleich ein Ende machen.

Unter den einzelnen Gegenständen, welche in dieser Schrift abgehandelt sind, will Rec. zuerst einige Erfahrungen ausheben, die ihm für die Lehre von den Augenkrankheiten nicht unwichtig zu seyn scheinen. Dafs bei der Amaurose nicht immer der *nervus opticus* ursprünglich leidet, sondern ihre Entstehung nicht selten von dem Hülfsapparat desselben, dem System der Ciliarnerven, ausgeht, wird durch eine merkwürdige Beobachtung bewiesen, welche dem Verf. Gelegenheit gibt, interessante Bemerkungen über die Bedeutung dieses Systems und sein Verhältnifs zu dem Sehnerven einzuschalten. In dem beobachteten Fall fing die Krankheit mit einer heftigen rheumatischen Ophthalmodynie an, die sich über die Zweige des *nervus supra-* und *infraorbitalis* verbreitete, mit krampfhafter Zusammenziehung der Gesichtsmuskeln, vermehrter Thränenabsonderung und Röthe der Wangen, wodurch sie Aehnlichkeit mit dem Gesichtsschmerz bekam, und einer allmälig zunehmenden Verminderung des Sehvermögens verbunden war. Eine sich hinzugesellende glaukomatöse Veränderung des Glaskörpers und anfangende Atrophie des Augapfels raubte alle Hoffnung zu Wiederherstellung des Gesichts. Der Verlauf dieser Krankheit beweiset offenbar, dafs hier das Leiden des Systems der Ciliarnerven, welches man das Ganglionsystem des Auges nennen kann, zuerst auf die Nutrition dieses Organes nachtheilig wirkte, und die Lähmung des Sehnerven nichts, als eine secundäre Krankheit, nämlich die Folge einer Störung seiner organischen Integrität war. — Bei der Beschreibung einer im Jan. 1818 epidemisch herrschenden Ophthalmie gibt der Verf. treffliche Fingerzeige über die Behandlung der verschiedenen Arten derselben, deren genaue nosologische Bestimmung und Unterscheidung allein eine zweckmäfsige Kur begründen kann. Er sucht zu beweisen, dafs in dem Auge sich der *typus* fast aller allgemeinen Systeme, aus welchen der menschliche Körper besteht, vereint darstellt, das Auge gleichsam ein Abbild, ein *Mikrokosmus* des ganzen Organismus ist. Da nun die verschiedenen Systeme des Körpers auch verschiedenen Krankheiten unterworfen sind, und den Krankheiten, deren Substrat sie sind, besonders den Entzündungen, eine ihrer eigenthümlichen Natur angemessene Beschaffenheit mittheilen, sie in Rücksicht ihrer Natur und Form auf die verschiedenste Weise modificiren, so macht der Verf. den sinnreichen Versuch, aus der Natur der verschiedenen Sphären des Auges, welche bei der Augenentzündung vorzugsweise leiden, nämlich der irritabeln, sensitiven oder organisch-plastischen, die verschiedenen Formen dieser Entzündung und die dagegen anzuwendende Heilmethode abzuleiten.

Dafs Amblyopie, Hemeralopie und Amaurose in Abdominalkrankheiten ihren Grund haben können, ist bekannt, dafs aber das gleichzeitige Vorhandenseyn dieser Krankheiten und jener Gesichtsfehler uns keineswegs berechtigt, immer einen Causalzusammenhang zwischen beiden anzunehmen, und dafs leicht andere, weniger in die Augen fallende und nur von einem sorgfältig alle Umstände erwägenden Arzt zu entdeckenden Ursachen zu Entstehung jener Fehler beitragen können, dafür spricht die hier erzählte Krankheitsgeschichte eines an Hemeralopie leidenden Mädchens von neun Jahren. Die Krankheit war mit Drüsengeschwülsten, aufgetriebenem, hartem Unterleib, Anorexie und unreiner Zunge verbunden. Diefs veranlafste den Verf., wiederholte Brechmittel, eine Abkochung von auflösenden, bittern Mitteln und kaltes Waschen der Augen zu verordnen und schnell verschwand die Krankheit bei dieser Behandlung. Der Verf. ist indefs weit entfernt, die Heilung den angewandten Mitteln allein zuzuschreiben; er

Digitized by Google

hält es vielmehr für wahrscheinlich, dafs in diesem Fall vorzüglich die Entfernung einer äufsern Krankheitsursache, nämlich der schädlichen Einwirkung des kohlensauern Gases, der die Kranke, ehe sie in die Klinik aufgenommen wurde, stets vor einem mit Kohlen bedeckten Herde sitzend, ausgesezt war, die Heilung bewirkt habe, welches um so wahrscheinlicher ist, da mehrere Erfahrungen beweisen, dafs die durch endemische oder epidemische Ursachen veranlafste Einwirkung schädlicher Gasarten auf die Augen zu Entstehung dieses Uebels Gelegenheit geben kann. Dieses umsichtige Verfahren des Verf. bei Beurtheilung der von ihm angewandten Heilmethode möchte Rec. allen Hospitalärzten als ein Muster zur Nachahmung empfehlen. Möchten sie doch nie vergessen, dafs mit der Aufnahme der Kranken in das Hospital oft die ganze Lebensweise derselben umgeändert wird, eine Menge Krankheitsursachen, die vorher die Krankheit unterhielten, aufhören einzuwirken, der Unmäfsige zur Mäfsigkeit genöthigt wird, der Dürftige, in Elend lebende, in dem Hospital gesunde Nahrung und Bekleidung findet, oft auch wohl nachtheilig wirkenden psychischen Einflüssen entzogen wird, die vorher die Heilung seiner Krankheit verzögerten. Nicht Arzneimittel allein heilen Krankheiten, sondern mehr, als diese, wirkt oft eine gänzliche Veränderung des diätetischen Verhaltens. Diefs beweiset unter andern der nicht zu läugnende glückliche Erfolg mancher homöopathischen Kuren, bei welchen, während der Anwendung von Billiontheilen eines wirksamen Arzneimittels, die strengste Diät zur unerläfslichen Bedingung gemacht wird, und, wenn es unbegreiflich scheint, wie Kranke in Hospitälern oft bei der Anwendung der unzweckmäfsigsten Heilmittel genesen, oder wie Aerzte, die ganz entgegengesezten Systemen huldigen und ihre, in der Hospitalpraxis gesammelten Erfahrungen als den Prüfstein derselben betrachten, sich, bei der Anwendung der verschiedensten Heilmethoden, eines gleich glücklichen Erfolgs rühmen, so werden diese Räthsel leicht gelöset, wenn wir erwägen, dafs die strenge, consequente Beobachtung einer zweckmäfsigen Lebensordnung, wie sie in Hospitälern am Leichtesten möglich ist, nicht nur die Krankheit, sondern selbst die nachtheilige Wirkung einer unpassenden Heilmethode zu besiegen vermag.

Eine Theorie des Rheumatismus, von welcher der Verf. an verschiedenen Stellen dieser Schrift, wo von dieser Krankheit die Rede ist, bei seinen Reflexionen über dieselbe ausgeht, kann Rec. um so weniger übergehen, da sie auf einer, dem Verf. eigenthümlichen Ansicht von der Entstehung dieser Krankheit beruhet und der Rheumatismus zu den Krankheiten gehört, von welchen es noch an einer genauen und erschöpfenden nosologischen Bestimmung fehlt; denn dafs durch die Aufnahme desselben unter die Entzündungen seine eigenthümliche Natur keinesweges auf eine befriedigende Weise erklärt wird, bedarf keines Beweises. Der Verf. versteht unter Rheumatismus *statum symphoroseos activae atque erethismi in membranis seroso-fibrosis, ex sublato aequilibrio calorem et electricitatem animalem inter et atmosphaericam oriundum, dolore instabili, nisu in hypoclepsis sirosam et laeso cutis munere stipatam.* Durch einen Krankheitsreiz wird die in den, auf einer niedrigen Stufe des Lebens stehenden serösen Häuten gleichsam verborgene Irritabilität und Sensibilität frei, wobei, je nachdem vorzugsweise entweder die Irritabilität der Gefäfse, oder die Sensibilität erhöhet wird, der Rheumatismus entzündlicher oder nervöser Art ist. Bis hieher weicht die Vorstellungart des Verf. von der gewöhnlichen nur in so fern ab, als er nicht bei jedem Rheumatismus eine wahre Entzündung annimmt, worin ihm Rec. vollkommen beistimmt. Eigenthümlich ist aber dem Verf. die Vorstellung von der Entstehungsart desselben. Wärme und Elektricität sind, nach seiner Meinung, die Imponderabilien, von welchen das ἐνορμῶν des Lebens abhängt. Jede Veränderung der Temperatur und Elektricität der Atmosphäre mufs daher einen bedeutenden Einflufs auf das Leben haben, einen desto gröfsern, je mehr die Haut die ihr eigenthümliche Natur eines Halbleiters verliert. Diefs geschieht durch Schweifs oder Feuchtigkeit, die von aufsen auf sie einwirkt, und wodurch ihr Wärme und Elektricität entzogen wird. Dieser Verlust mufs wieder ersezt werden, und, um diesen Wiederersatz zu erklären, unterscheidet der Verf. Excitatoren, Separatoren und Conductoren der Wärme und Elektricität. Als Excitatoren betrachtet er die mit einander in Conflict stehenden Systeme der Arterien und Nerven, als Separatoren die äufsere Haut, Haare und zum Theil die Schleimhäute, als Conductoren die serösen Häute. Die lezten sind überall verbreitet, verbinden die verschiedenen Organe mit einander, sind also vorzüglich geeignet, eine gleichförmige Vertheilung jener Imponderabilien zu bewirken. In dieser Hinsicht stehen sie aber in geradem Gegensatz mit den äufsern Bedeckungen und Schleimhäuten, welche der Verbreitung jener Stoffe bis zu einem gewifsen Grade widerstehen und eine

Digitized by Google

Differenz des individuellen Organismus gegen die Aufsenwelt begründen und unterhalten. Wird nun auf die angegebene Weise Wärme und Elektricität der äufsern Oberfläche des Körpers entzogen, so suchen die serösen Häute diesen Verlust zu ersetzen. Damit ist unzertrennlich eine lebhaftere Reaction verbunden, und so kann Erkältung als ein positiver Reiz wirken. Die serösen Häute, als blofse Conductoren, können aber das Verlorene nicht selbst wieder erzeugen, sie müssen es von den Excitatoren erhalten; es mufs daher auch der Conflict zwischen den Nerven und Arterien vermehrt werden. So sinnreich diese Theorie ist, so kann Rec. sie doch nicht für genügend halten. Denn die Frage, warum die Entziehung der Wärme und Elektricität eine vermehrte Erzeugung derselben durch verstärkten Conflict der Excitatoren zur Folge haben müsse, wird durch dieselbe so wenig beantwortet, als durch die gewöhnliche Vorstellungsart, nach welcher man jene durch Erkältung entstandene krankhafte Action, die man Rheumatismus nennt, als eine antagonistische Thätigkeit betrachtet. Denn auch die Ableitung einer Erscheinung des Lebens von dem Gesetz des *Antagonismus* bleibt so lange eine mangelhafte Erklärung, als uns das höhere Gesetz des Lebens, von welchem diese antagonistische Thätigkeit abhängt, unbekannt ist; denn die Annahme, dafs diesen Actionen ein Streben des Organismus, das Gleichgewicht wieder herzustellen, zum Grunde liege, wird wohl Niemand im Ernst für eine Erklärung derselben halten.

Im Februar 1818 kamen ungewöhnlich häufig Herzkrankheiten und Aneurismen vor. Gegen die gewöhnliche Meinung widerräth der Verf. bei Aneurismen die Anwendung der Aderlässe, weil Entziehung des Blutes eine vermehrte Bewegung im Gefäfssystem, um die Capacität der Gefäfse mit der verminderten Blutmenge in ein richtiges Verhältnifs zu setzen, erregt, Kranke, die an Aneurismen leiden, selten vollblütig seien, durch Auslerung des Blutes die Menge desselben mehr in den kleinen, als gröfsern Gefäfsen vermindert, die Kraft geschwächt und die Erregbarkeit erhöhet werde. Vorzügliche Wirkung zur Erleichterung der Kranken sah der Verf. von der Anwendung des Bleies. Von einer wirklichen Heilung dieser Fehler findet jedoch Rec., wie zu erwarten war, nichts bemerkt. Eine chronische *carditis* heilte der Verf. allein durch *digitalis*. Mit Recht legt er, bei der Diagnose der Herzfehler, viel Gewicht auf die Neigung der Kranken, tief Athem zu holen, und die dadurch bewirkte Erleichterung, weil dadurch der erschwerte Durchgang des Blutes durch das rechte Herz und der Uebergang desselben in die Lungen befördert wird. Da aber doch diese Neigung zum tiefen Athemholen bisweilen fehlt, so vermuthet der Verf., dafs in solchen Fällen das linke Herz der Sitz des Uebels sei. Wenn gleich für diese scharfsinnige Conjectur der Umstand zu sprechen scheint, dafs in diesem Theil des Herzens dergleichen Fehler weniger häufig vorkommen, so glaubt Rec. doch, dafs ihre Bestätigung erst von einer sorgfältigen Untersuchung bei Leichenöffnungen, zu welcher Rec. hiermit seine Collegen auffordert, zu erwarten seyn möchte.

Eine *scarlatina pemphigodes*, von welcher der Verfasser zwei Fälle anführt, hatte auch Rec. Gelegenheit kürzlich zu beobachten. Der Kranke, ein Knabe von 7 Jahren, war von seiner Geburt an zu Hautausschlägen sehr geneigt; die Krankheit hatte übrigens einen normalen Verlauf und glücklichen Ausgang. — Die noch immer zweifelhafte Existenz des *diabetes insipidus*, als einer eigenen Krankheit, sucht der Verf. durch einen hier angeführten Fall zu beweisen, welcher jedoch wenig Beweiskraft haben dürfte, weil der Verf. die Kranke nur drei Tage zu beobachten Gelegenheit hatte, indem sie nach dieser kurzen Zeit die Klinik freiwillig verliefs. Der Theorie des Verf. von dieser räthselhaften Krankheit liegt die von *J. P. Frank* aufgestellte zum Grunde. Als Hauptursache betrachtet er vermehrte Einsaugung der innern und äufsern Oberfläche. Um aber zu erklären, warum der Urin bisweilen Zucker enthält, bisweilen nicht, nimmt er an, dafs in dem lezten Fall die Einsaugung blofs an der äufsern Oberfläche, bei dem *diabetes mellitus* aber auch in inneren Theilen vermehrt sei, so dafs der Nahrungsstoff, welcher, zu schnell eingesogen, nicht gehörig assimilirt werden konnte, also vorzüglich der schwer zu assimilirende vegetabilische, den Nieren zuströmt, und in Gestalt des Zuckers abgeschieden wird. Hierbei bleibt freilich die Verwandlung desselben in Zucker, so lange, bis der chemische Procefs, durch welchen sie geschieht, nicht entdeckt ist, ein Räthsel, zu dessen Auflösung, wie Rec. glaubt, wohl die Erzeugung des Zuckers aus dem mit Säure behandelten Stärkmehl den sichersten Weg bahnen dürfte.

Ein *necrologium epicriticum*, mit welchem diese Schrift schliefst, enthält die Beschreibung einiger Leichenöffnungen, nebst einer Schilderung der vorausgegangenen Krankheiten und beigefügten Epikrisen. Da indefs die bei

Digitized by Google

Leichenöffnungen sich zeigenden Abnormitäten nur mit Rücksicht auf die vorausgegangene Krankheit richtig beurtheilt werden können und eine ausführliche Erzählung der hier mitgetheilten Krankheitsgeschichten dem Zwecke dieser Anzeige, welche nicht einen vollständigen Auszug liefern, sondern bloſs den Leser in Stand setzen soll, den Gehalt dieser Schrift richtig zu würdigen, nicht entsprechen würde; so begnügt sich Rec. die Versicherung hinzuzufügen, daſs auch die in diesem lezten Abschnitt enthaltenen Untersuchungen zu lehrreichen Reflexionen über manche verborgenen Ursachen und Wirkungen der Krankheiten und die nicht selten räthselhafte nächste Ursache des Todes Gelegenheit geben.

Friederich Hufeland.

XLVI.

Histoire de Bretagne par M. Daru, de l'académie française. Paris Firmin Didot père et fils. 1826. Tome I. p. 448. Tome II. p. 396. Tome III. p. 419.

Die Geschichte bietet mehr als einmal die Erscheinung, daſs ein Volksstamm, dessen Individuen durchaus kräftige Naturen und Gepräge haben, bloſs durch die geringe Zahl derselben und den geringen Umfang des durch dieselben besezten Territoriums zu politischer Unterordnung verdammt ist. Die Bretonen gehören zu der Zahl dieser Erscheinungen, wie überhaupt die Reste des Keltischen Stammes. Napoleon erklärte die Bretonen für seine besten Soldaten, und der Ruhm ritterlicher Tapferkeit begleitet sie durch das ganze Mittelalter. Das Bedürfniſs, sich bei dieser persönlichen Energie auch welthistorisch bedeutend zu wissen, pflegt dann in der Poesie sich ein Terrain zu schaffen, und in einer zweiten, der Wirklichkeit zur Seite laufenden Welt alle die Thaten verrichten zu lassen, zu denen in dieser weder Wille noch Muth, sondern nur die äuſseren Mittel fehlten.

Die Bretagne lieſse sich in ähnlicher Weise, wie Jornandes Scandinavien eine *vagina gentium* nannte, als eine wahre *vagina fabularum* bezeichnen, und wenn auch nie in Europa der Form nach Bretonisch zu nennende Dichtungen weit verbreitet wurden, hat doch eine ganze Reihe von Sagen, Mährchen und Heldendichtungen in der Bretagne ihr Mutterland. Es lieſse sich schon daraus schlieſsen, daſs bei der Bearbeitung der Geschichte der Bretagne zwei ganz heterogene Quellengattungen zu beachten sind — einmal nämlich die trocknen und verhältniſsmäſsig dürftigen Notizen der mächtigeren Nachbarvölker über einen Stamm, der zu unbedeutend war, als daſs Viele es der Mühe werth hätten achten können, die Scheidewand, die eine ganz fremdartige Sprache zog, zu überspringen; — andrerseits aber die in das Dichterische und Enorme umschlagenden einheimischen Volkssagen.

Bei einer so groſsen Kluft zwischen dem Inhalt beider Quellen, wie sie die Geschichte der Bretagne blicken läſst, blieb im Grunde dem Bearbeiter nichts übrig, als beide getrennt zu benutzen, aus den rein historischen Notizen eine Reihe von Facten und Verhältnissen festzustellen, so viel dieſs möglich war, und den Geist, der das Volk beseelte, durch eine geistreiche Auffassung von dessen Sagen und Dichtungen zu Tage zu fördern. Leider war diese Aufgabe Hrn. *Daru* dadurch sehr erschwert, daſs in früheren Zeiten, wo man noch weniger unbefangen in historischen Darstellungen zu Werke zu gehen pflegte, die Bretonischen Sagen zum groſsen Theil benuzt worden waren, um als Fundament publicistischer Darstellungen zu gelten, durch welche man gewisse Ansprüche Frankreichs in Beziehung auf die Bretagne zu verfechten oder anzugreifen suchte. Es scheint, daſs man durchaus dabei von der Annahme ausgegangen ist, diese Bretonischen Sagen, wenn sie auch lange nach der Zeit, die sie darstellen, aufgezeichnet seien, enthielten doch genugsam historischen Grund und Boden, und könnten also als Geschichtsquelle wenigstens so weit gelten, als ihnen nicht entweder eine andere, vollkommen beglaubigte Notiz entgegenstände, oder sie etwas in sich Ungereimtes aussagten.

Statt dieses durch Französische Publicisten eingeleitete Gewirr zu entwirren, braucht Hr. *Daru* die im Sinne dieser Publicisten schreibenden Historiker selbst als Quellen, und gibt uns also eine Geschichte, die auf ganz gleichen Fundamenten ruht, als eine Deutsche Geschichte ruhen würde, welche man auf *Thurnmeiers* und ähnlichen Chroniken in der Art aufzubauen etwa versuchte, daſs diese in ihrer Art übrigens ganz achtbaren Werke für die ältere Zeit neben *Tacitus*, *Eginhard* und *Lambert* von Aschaffenburg vollkommen gleichen Quellenwerth zugeschrieben erhielten. Dadurch ist zugleich auch das ganze poetische Element der Bretonischen Geschichte verdorben; denn ein poetischer Inhalt, der zu einem publicistischen Zweck verarbeitet worden ist, dürfte eher alle

Digitized by Google

anderen Eigenschaften, als Erquicklichkeit und Anschaulichkeit behalten. Wie leichtfertig der Hr. Verf. überdiefs selbst mit ganz historischen Partieen seiner Arbeit umgegangen ist, läfst sich ermessen, wenn man S. 18 des ersten Theiles liest, dafs die Angeln hundert Jahre später als die Sachsen nach England gekommen seien, dafs die Angelsächsische Herrschaft am Ende des achten Jahrhunderts zu Grunde gegangen sei, und dafs von dieser Zeit bis zu Einwanderung der Normannen unter Wilhelm dem Eroberer Dänen in England geherrscht hätten. Wenn anderwärts die Nachlässigkeit des Schriftstellers, der über so breit getretene Dinge solche Unrichtigkeiten nie derzuschreiben vermag, weniger frappant in die Augen fällt, so begleitet sie ihn trotz vieler Citate und mancher abgedruckten Urkunde doch durch das ganze Werk, was dadurch sofort den Eindruck der Unzuverlässigkeit im Einzelnen macht, und also, da es auch die Ansprüche, die das Ganze treffen, nicht befriedigt, schwerlich von irgend einem unterrichteteren Deutschen mit grofser Achtung vor der Bemühung des Verf. aus der Hand gelegt werden wird.

Nach einigem Hin- und Herreden über die Abkunft der Bretonen folgt das Resultat, dafs auf ein bestimmtes Resultat weder zu kommen sei, noch dafs etwas darauf ankomme. Cäsar gewährt auf kurze Zeit einen Halt für die schwanke Rede der Darstellung des Verf.; dann folgt ein grofser Sprung, den wir gern mitmachen, bis gegen das Ende des vierten Jahrhunderts nach Christo, und eben so gern würde wohl auch jeder Nichtbretone über das angeblich durch Conan Meriadec gestiftete Bretonische Reich, und über die eben so gelehrte als ungründliche *dissertation sur la question de la conquête de la Bretagne par Clovis* hinweg gesprungen seyn. Gelehrt ist die Dissertation, weil Alles, was seit dem Mittelalter über diesen Punkt geschrieben worden ist, von dem Verf. benuzt worden zu seyn scheint — ungründlich dennoch, weil er trotz alles Zurückgehens auf die Quellen weder sich, noch dem Leser ein Bild zu verschaffen weifs von den Abhängigkeitsverhältnissen, wie sie zu den Zeiten der Merovingischen Könige durch Siege über so fremdartige Stämme, wie die Bretonen waren, begründet wurden, und weil er demnach die Bretonen schon immer für unabhängig erklärt, wenn einer ihrer Fürsten und Führer irgend ein Recht übt, was etwa seit Ludwigs XIV Zeit als zum Souveränitätsrecht der Französischen Könige gehörig, betrachtet worden ist. Münzen, die später vielfach nachgemacht, oder durch Bretonische Schriftsteller mit provincieller Vorliebe erläutert worden sind; Localsagen, Klostergeschichten, Heiligenlegenden werden nicht nur in Ermangelung besserer Quellen, sondern ganz gleich neben diesen gebraucht, etwa wie wenn wir die beiden Kölnischen Schildhalter, den Herzog Marx und den Bürger Marsil, sammt der Feier des Holzfahrttages und den erklärenden Sagen unter die Quellen Deutscher Provinzialgeschichte setzen wollten. *Die* Annahme, welche durchaus als die allein glaubwürdige erscheint, dafs die Eroberung des gröfsten Theiles der Brittischen Insel durch die Angelsachsen die Gründung eines neuen Keltenstaates in dem romanisirten Gallien zur Folge gehabt habe, wird von *Daru* fast gar nicht berücksichtigt, und die dahin einschlagenden Citate aus den s. g. Jahrbüchern *Eginhards* und aus dem *chronicon Britannicum ecclesiae Nannetensis* werden gewissermaafsen nur beiläufig angeführt, die Stelle Bedas aber (*ed. Smith.* p. 53) ganz ignorirt. Sie heifst wie folgt: *Itaque nonnulli de miserandis reliquiis* (nämlich der alten Britten) *in montibus comprehensi acervatim jugulabantur: alii fame confecti procedentes manus hostibus dabant, pro accipiendis alimentorum subsidiis aeternum subituri servitium: alii transmarinas regiones dolentes petebant etc.* — Bei dieser Verschmähung ächter Geschichtsquellen wird es Niemand Wunder nehmen, wenn der Hr. Verf. die Geschichte der heiligen Ursula und ihrer 11000 Jungfrauen (von deren Kindern, um diefs im Vorübergehen zu erwähnen, anderwärts sich auch Einiges findet) mit grofser Erbaulichkeit erzählt, und uns sogar den Grafen *Blaubart* nicht ganz erläfst.

Das zweite Buch, welches die Geschichte der Bretagne von *Chlodwig* bis auf die Aufnahme der Normannen in Frankreich darstellt, enthält also zuerst jene Zeit, wo die Bretonischen Fürsten dann und wann von Fränkischen Königen geschlagen, und gleich den Sachsen zur Tributzahlung gezwungen, in den inneren Trennungen und Kriegen des Frankenreiches immer von Neuem ein Mittel finden, sich wieder unabhängig und von der Zinszahlung frei zu machen, bis sie, ebenfalls wie die Sachsen, Karls des Grofsen starkem Arme unterliegen. Von dieser Zeit an haben die Bretonen von dem Frankenreiche abhängige Herzoge zu Fürsten, wenn diese Herzoge auch dann und wann den von ihren Vorgängern geführten Titel annehmen, und dieser durch das lateinische Wort *rex* von Zeitschriftstellern wieder gegeben wird.

Digitized by Google

Zwei Gegenstände hätte man billiger Weise in diesem Buche abgehandelt erwarten sollen, einmal nämlich die eigenthümliche Gestalt des Lehenwesens in der Bretagne, und sodann die noch eigenthümlichere Stellung der Bretonischen Kirche. Was jenes anbetrifft, so hätte uns der Hr. Verf. billig darüber Auskunft verschaffen müssen, ob das Germanische oder ob das Keltische Princip des Lehenwesens in der Bretagne das vorherrschende war, und wenn es das Leztere war, wodurch es später allmälig in Germanische Formen umgewandelt ward. Das Germanische Lehenwesen ist aus einem militärischen Princip und aus Besitzverleihung auf Gnade an die Glieder des Rittergesindes eines Fürsten hervorgegangen, — das Keltische ist ein patriarchalisches, auf Stammverfassung ruhendes, wie es sich in Irland und den Schottischen Hochlanden lange erhalten hat. Dafs früher ein eigenthümliches Bretonisches Erbrecht und also wohl auch Lehenwesen stattfand, geht daraus hervor, dafs jenes in Beziehung auf die adeligen Familien im J. 1185 in der *assise du comte Geoffroi* aufgehoben ward. Auch zeichnet sich die Bretagne dadurch im Mittelalter vor dem durch Germanen besezten Frankreich aus, dafs in dieser Provinz nirgens Gemeindegüter zu finden sind. Statt der Untersuchung über diese wichtigeren Gegenstände erhalten wir später im dritten Buche (Theil I. S. 326) einige allgemeine Redensarten, wie z. B. „*Les grands propriétaires indigènes n'avaient ni moins d'orgueil ni moins d'avarice. La population était divisée en deux classes, les maîtres et les serfs. On a remarqué qu'une société de ce genre devait ressembler à quelques égards à l'état de la nature etc.*" Leichter ist diefs allerdings geschrieben als eine peinliche Untersuchung über specielle Rechtsverhältnisse.

(Der Beschlufs folgt.)

XLVII.

Sechster Bericht.

Im Laufe des Monats Mai sind der Societät für wissenschaftliche Kritik präsentirt und in dieselbe aufgenommen worden:

Hr. Generalmajor Rühle von Lilienstern; Hr. Geheimerath und Prof. v. Leonhard in Heidelberg; Hr. Geheime Medicinalrath und Prof. v. Walther in Bonn; Hr. Doctor Heise; Hr. Prof. Gerhard in Rom; Hr. Doctor Panofka; Hr. Etatsrath und Prof. v. Berger in Kiel; Hr. Doctor Dieffenbach; Hr. Intendanturrath Wilhelm Neumann, Hr. Doctor Weber in Halle.

Die Societät hat folgende Werke anzuzeigen beschlossen:

I. In der philosophischen Klasse (Philosophie, Theologie, Jurisprudenz).

Rosenwing-Kolderup, Leges Canuti.
Gesenius, Thesaurus veteris Testamenti.
Herbart, Psychologie in Verbindung mit mehreren anderen neueren Werken als Gesammtrecension.

II. In der naturwissenschaftlichen Klasse (Naturwissenschaften, Medicin, Mathematik).

Chelius, Handbuch der Chirurgie.
Oeynhausen, Geognostische Umrisse d. Rheingegenden.
Karsten, Archiv.
Leonhard, Zeitschrift für Mineralogie.
v. d. Wick, Rheinische und Eifeler Vulcane.
Mathäi, das gelbe Fieber.

III. In der historisch-philologischen Klasse (Geschichte, Philologie, Kunstwissenschaft).

Münter, Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen.
Wachler, Geschichte der Bluthochzeit.
Lieder von Schmidt von Lübeck.
Gedichte von Justinus Kerner.
Herrmann, Ion.
Diez, Ueber die Dichtung der Troubadours.

Druckfehler.

Seite 233 Zeile 33 lies Bupalus.
— 236 — 35 — den anstatt dem.
— 240 — 4 — Baue, woran . . . . Künstler arbeiteten.
— 245 — 8 — Basanit.
— 317 — 19 — Todtentöpfe.
— 319 — 19 — von statt vor.
— 507 — 24 — aller statt oder.
— 516 — 16 v. u. lies unmündige statt unwürdige.
— 517 — 4 — körperlose statt körperliche.
— 524 — 9 v. u. — Entwickelungsdrang statt Entwickelungsweg.
— 527 — 4 — — Gehemmtseyns statt Gesammtseyns.
— 536 — 1 — — jener statt seiner.
— 539 — 23 — concipirt statt coocigirt.
— 687 — 13 statt bestimmthe lies Bestimmtheit.
— — — 15 — irdisch lies indisch.
— 698 — 13 — Desperation lies Desperation.
— 709 — 12 — alles lies allem.
— 713 — 4 v. u. — befahl lies besteht.
— 718 — 28 — richtig lies wichtig.
— 720 — 29 — ihm lies ihr.
— 723 — 2 zwischen Schuld und liegt schalte ein: des Prinzen.
Statt Tiek durchgängig Tieck.
— 723 — 7 — Kotwitzens lies Kottwitzens.

Beilage: Umschlag zum Juni-Heft.

Digitized by Google

Nro. 121. u. 122.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1827.

Histoire de Bretagne par M. Daru, de l'académie française.

(Beschluſs.)

Was die Kirchenverfassung anbetrifft, so läſst sich manches eigenthümlich Interessante in Bretagne erwarten schon aus Notizen der Geschichte von Wales. Auch der Hr. Verf. läſst durch seine Darstellung hindurch den interessanten Hintergrund wahrnehmen, ohne uns denselben im Mindesten näher zu rücken. Als Gregor der Groſse den Mönch Augustin nach England sandte, um die Angelsachsen dem Christenthum zu gewinnen, fand sich, daſs die bisherigen Feinde der Angelsachsen, die noch von der Römerzeit her christlichen Einwohner von Wales, auch den christlich gewordenen Angelsachsen noch in religiöser Hinsicht feindlich gegenüber standen. Vor Gregor dem Groſsen ward die Verbindung der katholischen Kirche noch nicht durch so eng angezogene Schnüre unterhalten wie später, und so hatten sich unter den Britten in Wales Abweichungen gebildet, weil sich hier ältere kirchliche Institute erhielten, während in Rom schon die Kirche der weiteren Entwickelung des Papismus nachgab. Noch hatte sich bei diesen alterthümlicheren Christen in Wales die Sitte erhalten, daſs nicht der Bischof einer bestimmten Stadt Metropolitan war, sondern der für den würdigsten erklärte unter den Bischöfen des Landes ohne Rücksicht auf den Ort, für welchen er geweiht war; das Osterfest ward zu anderen Zeiten gefeiert; die Tonsur des Simon Magus war eingeführt; die Klöster enthielten fast geistliche Heere; über 2000 Mönche lebten in Bancor, aber alle von ihrer Hände Arbeit — kurz, so viele Mühe sich auch die späteren katholischen Geistlichen und Historiker gegeben haben, die ältere Brittische Kirche als von der Römisch-katholischen nie getrennt darzustellen, so wenig wir auch über innere geistige Unterschiede des religiösen Wesens bei Angelsachsen und Britten unterrichtet sind, geht doch aus der länger dauernden religiösen Feindschaft beider Völker so wie aus Beda's Worten dieſs hervor, daſs bei ihnen das Christenthum noch anders aufgefaſst war, als bei den Angelsachsen. Nachdem Beda mehre äuſsere Unterschiede aufgezählt hat, sagt er von den Welschen: „*Sed et alia plurima unitati ecclesiasticae contraria faciebant,*“ und weiter hin: „*suas potius traditiones universis, quae per orbem sibi in Christo concordant, ecclesiis praeferebant.*“ Die Angelsachsen hingen Rom an, und vielleicht wurde der Zusammenhang mit der Römischen Kirche besonders dadurch ein so inniger, daſs die Angelsachsen in der Römischen Kirche eine Helferin gegen die Britten sahen. Ein ganz ähnliches Verhältniſs nun sehen wir in Frankreich zwischen Bretonen und Franken — die Bretonen stehen mit den Welschen Geistlichen vielfach in Verkehr, Welsche Bischöfe, die auswandern müssen, erhalten bei den Bretonen neue Sitze, während mit Ausnahme der länger von den Franken besezten und früh französirten Distrikte von Nantes und Rennes sich die Bretonische Geistlichkeit auf alle Weise der Gemeinschaft mit der Fränkischen entzieht, mit allen Kräften gegen die Unterordnung unter das Erzbisthum von Tours arbeitet, keine Provincial-, ja nicht einmal Fränkische Reichssynoden besucht, und, als nicht lange nach Gründung fester Verhältnisse zu den Karolingern es endlich gelungen schien, die Bretagne mit Geistlichen zu besetzen, welche auf die in Frankreich sonst geltenden Verhältnisse eingingen, diese mit Hülfe Herzog *Nomenoé's* als der Simonie schuldig dem Papste zum Trotz vertreibt, und an ihre Stellen Geistliche aus Wales bringt. Die Bretonen stehen während dieser ganzen Zeit und auch noch später in dem Geruche der Heterodoxie, und ein Epitheton, was sie öfters erhalten, und was freilich eben so gut von ihrer stets zum Abfall von Frankreich geneigten Sinnesart herrühren kann — „*gens perfida*“ — läſst sich doch auch aus dem Verdachte abweichender Glaubensmeinungen erklären. Seit der Mitte des eilften Jahrhunderts verschwindet zwar jede Spur einer offnen Oppo-

Digitized by Google

sition der Bretonischen Geistlichkeit gegen Rom, doch in dem durch seine Sprache isolirten Volke, also in den Dichtungskreisen, die sich vom westlichen Frankreich aus über Europa verbreiteten, scheint sich Aelteres erhalten zu haben. Wunderbar ist dabei der grofse Mangel an authentischen Nachrichten über die Geschichte der Bisthümer und Klöster der Bretagne in der früheren Zeit; wunderbar sind die später nachgemachten Correspondenzen Bretonischer Bischöfe mit Päbsten, die alle nur das frühere Verhältnifs der Nachwelt verhüllen sollen. Der Herr Verf. hätte bei nur einigem Bestreben nach gründlicher Behandlung seines Themas sich aufgefordert fühlen müssen, die Kirchengeschichte der Bretagne mit der gröfsten Sorgfalt zu bearbeiten, denn aus ihr ist allein vieles Andere zu erklären; — dem Verfasser scheint aber — ohne dafs er sich in seiner Gesinnung irgend als strenger Papist kund gibt, vielleicht nur in Folge einer in Frankreich hergebrachten Etiquette, womit aufgeklärte Katholiken ihre Kirche behandeln, — doch mehr daran gelegen gewesen zu seyn, seine Bretagne von dem Flecken, der durch einen Zweifel an Fügsamkeit unter die Macht des Bischofs von Rom entstehen könnte, zu reinigen, als ein geistig so interessantes Thema zu verfolgen, dessen Aufhellung vielleicht Resultate gewährt hätte über die tiefere Bedeutung jener Gattung religiöser Ritterdichtungen, die zu dem weltlich drückenden Papismus in einem ähnlichen Verhältnifs zu stehen scheinen, wie die Bretonischen Sagen von Hoel und Artus zu der politischen Bedrängtheit des Stammes, den Hoel einst beherrschte, und welche den Priester Johannes und die Hierarchie des Grales beinahe mit klaren Worten für das Höhere erklären, als den Papst und dessen Hierarchie zu Rom. Der Streit zwischen dem Erzbisthum von Tours und dem von Dol ward durch Innocenz III. erst im Jahr 1199 entschieden, und mit dieser Entscheidung fällt die lezte Spur ehemaliger Verschiedenheit weg.

Während des Zeitraumes, welchen das dritte Buch umfafst, von der Gründung der Normandie nämlich bis auf die Heirath der Erbin von Bretagne, Alix, mit Pierre de Dreux, ist die Geschichte der Bretagne noch entfernter von welthistorischem Interesse als in den vorhergehenden Zeiten. Abhängig von den Herzogen der Normandie; in sich in eine Menge kleiner Grafschaften und Baronieen gespalten, und durch Successionsstreitigkeiten verwirrt, ist die Bretagne nach allen Seiten hin für sich und für andere unbedeutend, und nur die unermüdliche Schlagfertigkeit oder vielmehr Balglust der Einwohner, die nicht blofs um Geld gern jedem als Soldaten dienen, der sie braucht, sondern sich oft auch fast blofs des Raufens selber willen herumraufen, wie man es ihren Nachbarn den Irländern noch heute Schuld gibt — nur dieser Schatten männlicher Energie umschwebt noch das Land, wo einst Ritter der Tafelrunde geherrscht haben sollen. Gelegenheiten, Gegenstände höheren Interesses abzuhandeln, wie sich eine z. B. durch Abelard's Abstammung aus der Bretagne, auf welche Landschaft seine Schüler wieder vielfach zurückwirkten, bot, läfst Herr *Daru* ganz ungenuzt vorübergehen. Der Mann, der durch seine Keckheit im Disputiren die Bretonische Schlagfertigkeit in die gelehrte Welt herübertrug, und dadurch eine Richtung befestigte, wenn nicht gründete, die Roms gedankenfaule Diener nicht blofs in Frankreich in die Enge trieb, sondern die Schweiz und Italien durchdrang, *der* Mann ist freilich weniger der Beachtung werth als Robert von Arbrissel, dessen Eremitenwesen und Hurenbekehrungen zu den verhältnifsmäfsig am Fleifsigsten und Genauesten behandelten Partieen des vorliegenden Werkes zu rechnen seyn dürften.

Wie leicht es sich der Herr Verf. gerade mit den wichtigsten Gegenständen macht, mögen die wenigen Zeilen beweisen, die er den *jugemens d'Oleron* widmet. Nachdem er nämlich von dem Standrecht in Bretagne, und dafs sich seefahrende Stadtgemeinden, wie die von Bordeaux, Larochelle und die Hanse dagegen durch Verträge zu schützen suchten, gesprochen hat, fährt er fort: „*Ces saufs-conduits, ces lettres de sureté accordées aux navires étrangers, qui faisaient le tour des côtes périlleuses de la Bretagne produisirent du moins ce bon effet, qu' ils donnèrent naissance à une espèce de droit des gens, qui bientôt fut redigé par écrit sous le titre de jugemens d'Oleron, et qui fut accepté par les navigateurs de toutes les nations.*" Damit ist der Gegenstand, eine der wichtigsten Sammlungen von Rechtssprüchen, die wahrscheinlich durch Eleonoren von Guienne gesetzliche Geltung erhielten, kurz und falsch zugleich abgethan.

Der zweite Band beginnt mit dem vierten Buche, welches den Zeitraum von 1212 bis 1365 umfafst, und uns Verhältnisse und Personen vorführt, mit denen sich durchaus nur ein provincielles Interesse verbinden läfst. Bischöfe und Aebte werden erwähnt, wie sie politische Gewalt über Städte und Districte haben. — Diefs ist aber

Digitized by Google

auf der einen Seite nichts Eigenthümliches, durch die ganze katholische Christenheit wiederholt sich dieselbe Erscheinung; — auf der andern Seite stellt Herr *Daru* diese Erscheinung nicht als gesetzlich entstanden und dem ganzen Leben analog, sondern als ein Anomalon, und fast bloſs in einzelnen Curiositäten dar, die er in Beziehung darauf anführt. Daſs bei dieser Stellung der Geistlichkeit ein fortwährender Streit um einzelne Rechte mit den weltlichen Herren statt finden muſste, versteht sich von selbst, nur stieg in diesem Streite nicht leicht anderwärts die Leidenschaft so hoch wie in Bretagne, wo Pierre de Dreux einen Geistlichen, der einem Wucherer, also excommunicirten, das christliche Begräbniſs versagte, mit dessen Leichnam lebendig begraben lieſs.

Gleichzeitig mit diesen Kämpfen gehen eine Menge Fehden vor, des Bretonischen Adels unter sich, oder einzelner Familien, oft ganzer Verbindungen mit dem Herzog. Dabei erheben sich von Zeit zu Zeit neue Streitigkeiten um die fürstliche Gewalt, und die in diesen Streitigkeiten auftretenden Parteien finden in der Spannung zwischen Frankreich und England vielfachen Rückhalt. Kurz es ist ein so wenig geordnetes und deshalb höherer Ausbildung so feindliches Leben, was dieſs vierte Buch darstellt, daſs man selbst die am meisten darin vortretenden Charaktere getrost unseren Bauern vergleichen kann, die auch, wie einer unserer Dichter bemerkt, nie auf den Punkt kommen, wo der Mensch mit sich selbst im Klaren ist.

Die weltliche Gesetzgebung in diesem Zeitraume wird auf dieselbe Weise behandelt, wie die Rechte der Geistlichen — es ist nicht die Absicht des Verfassers, dem Leser einen nur einigermaaſsen vollständigen Ueberblick zu geben — sondern nur einzelne, ein frivoles Interesse an der Geschichte reizende Curiosa, wie sie etwa in gesellschaftlicher Unterhaltung wieder als Sonderbarkeiten früherer Zeit angeführt werden dürfen, sollen mitgetheilt werden.

Das fünfte Buch führt uns eine interessantere Zeit der Geschichte von Bretagne, die Geschichte Herzog Johanns IV vor Augen; seine Veruneinigung mit, seine Untreue an Clisson; der Krieg des lezteren gegen den Herzog; der gegen Clisson versuchte Meuchelmord; Karls VI. Zug gegen die Bretagne und sein Verrücktwerden dabei — dieſs Alles sind Gegenstände, die weniger einer fleiſsigen Untersuchung oder tiefer Blicke in die Entwickelung menschlicher Verhältnisse als einer gewandten Feder bedurften, um schon Unterhaltung und Vergnügen zu gewähren, und daſs der Herr Verf. Meister der Darstellung ist, wo es auf diese allein ankommt, braucht Referent nicht erst zu versichern.

Das sechste Buch zeigt uns im Jahr 1400 einen zwölfjährigen Knaben, Johann V, als Herzog von Bretagne. Johann IV war 1399 gestorben. Herzog Philipp der Kühne von Burgund wird von einem Theile der Bischöfe und Barone als Regent und als Vormund Johanns V anerkannt; die Gegenpartei, den Vicomte von Rohan an der Spitze, wird für den Augenblick zum Schweigen gebracht, da der König von Frankreich sich der Ansprüche Philipps annimmt; Johann wird nach Paris gebracht, während seine Mutter, die sich mit Heinrich IV wieder vermählt hat, Königin in England ist. So ist beim neuen Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und England eine Saat der Verwirrung in der Bretagne ausgestreut, die in den nächsten Jahren reiche Früchte trägt. In der Mitte zwischen Armagnacs und Bourgignons folgt der Herzog, sobald er majorenn geworden, bald dieser bald jener Partei; einer seiner Brüder, der Graf von Richemont, folgt dem Heere der Armagnacs; der andere, Gilles, dem Herzog von Burgund. Nach der Schlacht von Azincourt schlieſst sich Johann an Heinrich V, mit welchem er im Jahr 1417 Frieden schlieſst; ein Vertrag vom Jahr 1423 kettet den Herzog noch enger an die Engländer gegen Karl VII, der den Spottnamen „*roi de Bourges*" führte — kaum aber gewinnt Karl wieder Terrain als sich auch Johann wieder zu ihm neigt, und dann, je nachdem der Krieg einen andern Ausgang hoffen läſst, sich immer wieder anders und anders benimmt. Wie er charakterlos und verächtlich sich hier zeigt, eben so unwürdig in der Gefangenschaft, in welche er durch die *Penthievres* geräth; — und wie der Herzog charakterlos ist, so fast alle Umgebenden, kurz! selbst eine Zeit groſser Leidenschaften, mächtiger Bewegungen ist nicht im Stande, uns in der Bretagne Persönlichkeiten vorzuführen, die eines längeren Verweilens bei ihnen um ihrer selbst willen werth wären. Der Bretonische Adel, der von den Begegnissen und Schlössern seiner Vorfahren in diesem sechsten Buche, was die Geschichte der Bretagne bis auf das Jahr 1458 herabführt, so Vieles liest, mag es interessanter finden, als wir es aufzufassen im Stande sind. Die von S. 513 des zweiten Theiles an mitgetheilten Notizen über die Bretonischen Stände verdienen allein noch besondere Auszeichnung. Sehr treffend und so klar als man es nur wünschen kann,

Digitized by Google

ist der Ursprung der Ständeversammlungen dargethan, und ihr Verhältnifs zu dem Fürsten sowohl als zu dem Lande — dafs die Geldnoth des ersteren sie schuf, dafs es sich nicht um Hülfe unmittelbar durch die Ständeglieder, sondern um deren Erlaubnifs, ihre Hintersafsen zu beschatzen, in den ersten Zusammenkünften dieser Art handelte, hat der Herr Verf. mit Recht an die Spitze dieser Darstellung gestellt. Dafs durch diese Beschatzungen Fürsten und Hintersafsen gewannen, der Adel aber, der sich die Erlaubnifs dazu oft theuer abkaufen liefs, nur verlor, ist hierauf vollkommen deutlich ausgeführt.

Anfangs bestanden die Stände der Bretagne nur aus den weltlichen und geistlichen Lehenträgern des Herzogs, wie aus der ursprünglichen Bedeutung ihrer Versammlungen von selbst hervorgeht. Die Städte waren dem Herzog oder einem der Ständeglieder unterworfen, und hatten also Anfangs keine Stimme; erst das Beispiel der Könige von Frankreich bewirkte in der Bretagne eine Zuziehung städtischer Deputirten; wahrscheinlich wurden die Anforderungen der Herzoge zu grofs und zu dringend, als dafs blofse Befehle weiter ausgereicht hätten. Seit 1309 erscheinen städtische Abgeordnete dann und wann unter den Ständen — doch nicht immer — sie waren kein nothwendiger Theil derselben; — auch war die Zahl der zur Repräsentation berechtigten Städte unbestimmt; von 23 stieg sie auf 45, mit mannichfachem Wechsel dazwischen. Vorgelegt wurden alle Sachen, die zur Sprache kommen sollten, der *ganzen* Versammlung; discutirt und beschlossen ward aber von jedem der drei Theile (der Geistlichkeit, Ritterschaft und den Städten) besonders. Die Unanimität aller drei war erforderlich, um einen ständischen Schlufs hervorzubringen. Man sieht, auch dieser Theil der Verhältnisse in der Bretagne war für Verwirrungen und endlose Streitigkeiten wie absichtlich ausgedacht; ein wahres Miniaturbild Deutscher Reichsversammlungen.

Dem sechsten Buche sind noch einige interessante Excurse angehängt: *sur l'admission des députés des villes aux états; sur la levée des impôts en Bretagne;* endlich *sur les réglemens des états.*

Je mehr sich die Geschichte der Bretagne der neueren Zeit nähert, je mehr herrscht das Französische Element in derselben vor, bis zulezt das Bretonische das ganz uninteressante, untergeordnete und bäurische wird. Je mehr nun diefs der Fall ist, je besser wird die Arbeit des Hrn. Verfassers, der darin seine Französische Natur bewährt, in eben dem Grade geschickt zu seyn in der Auffassung *des* Lebens, dem er selbst angehört, als er sorglos, um nicht zu sagen ungeschickt, ist in der Darstellung fremdartiger Verhältnisse und Interessen. Leider verliert die Geschichte der Bretagne aber auch als Provincialgeschichte immer mehr das sie Auszeichnende, je mehr der provincielle Charakter und die provinciellen Interessen zurücktreten — man kann dreist behaupten, dafs alles, was im dritten Theile Interessantes zu finden ist, von Ludwigs XI Streitigkeiten mit Herzog Franz II an bis auf die Heirathen der Herzogin Anna, dessen Tochter, und die endliche Vereinigung der Bretagne mit Frankreich im Jahre 1532, schon entweder in jede ausführlichere Geschichte von Frankreich aufgenommen worden, oder eine Wiederholung Französischer Verhältnisse im Kleinen ist. Besondere Hervorhebung verdient nur etwa noch der Versuch, der am Ende des 16ten Jahrhunderts gemacht wurde, die Bretagne wieder von Frankreich loszureifsen. Nach Heinrich's III Tode erklärte sich das Parlement von Rennes zwar sofort für Heinrich IV, der Gouverneur der Landschaft aber, der Herzog von Mercoeur aus dem Lothringischen Hause, Nachkomme einer Fürstin aus dem Hause Blois, dessen Gemahlin überdiefs die Ansprüche der Geschlechter de Blois und Penthievre geerbt hatte, trat der Anerkennung des Parlementes mit einer Verbindung Bretonischer Edelleute entgegen, und ward bei seinen Prätensionen von der Lothringischen Partei unterstüzt, so wie er seiner Seits wieder den alten Cardinal von Bourbon als König von Frankreich anerkannte. Die Städte waren mehr auf Heinrich's, Adel und Geistlichkeit mehr auf des Herzogs Seite — so ward es dem lezteren möglich, den Kampf bis zum Jahre 1597 hinzuziehen, in welchem Jahre Gabrielle d'Estrées durch die Aussicht einer Heirath ihres mit dem König erzeugten Sohnes mit der Tochter des Herzogs von Mercoeur gewonnen und bewogen wurde, die Ausgleichung zwischen Heinrich und dem Herzog herbeizuführen. Die Interessen der Geliebten siegten über jedes Gutachten wohlgesinnter Staatsmänner, die eine vollständige Demüthigung des Herzogs verlangten, und am 20sten März 1598 erhielt der leztere und alle seine Anhänger nicht nur Amnestie, sondern jener auch für den durch den Krieg gehabten Schaden eine jährliche Rente von 16,666 Thalern und alle Vorräthe, die sich noch in seinen Magazinen fänden, diese aber eine Summe von 50,000 Thalern für treugeleistete Dienste. Bretagne kehrte wieder in das frühere Verhältnifs zu Frankreich zurück, und der ganze Kampf hatte nur *die* bleibende Folge, dafs

Digitized by Google

jene oben bezeichneten, die Unterstützung publicistischer Behauptungen zum Zwecke habenden Bretonischen Provincialgeschichten und Deductionen von Bertrand d'Argentré, Nicolas Vignier und von Anderen entstanden, und bis auf unsere Zeit herab der älteren Geschichte von Bretagne ein einseitiges und schiefes Ansehen gaben.

Heinrich Leo.

XLVIII.

Die Lehre von der Cession der Forderungsrechte. Nach den Grundsätzen des Römischen Rechts dargestellt von Dr. C. F. Mühlenbruch, königl. Preuſs. geh. Justizrath und ord. Prof. der Rechte zu Halle. Zweite verbesserte und vermehrte Aufl. Greifswald 1826. XX u. 604 S. gr. 8.

Eine der verschiedenen Seiten, welche Völker oder Staaten der wissenschaftlichen Forschung darbieten, ist die ihres Rechtes. Die Untersuchung und Darstellung eines solchen in der Wirklichkeit vorhandenen sogenannten positiven Rechtszustandes kann aber einen zweifachen Standpunkt annehmen, welchen man gewöhnlich durch den Ausdruck des *historischen* oder des *dogmatischen* zu bezeichnen pflegt, obwohl eben diese Ausdrücke selbst wieder auf verschiedene Weise gedeutet werden können. Oft nämlich pflegt man unter historischer Betrachtung eines positiven Rechts nichts weiter als die zu verstehn, welche man wohl besser die antiquarische nennt, so daſs insofern der Gegensatz historischer und dogmatischer Betrachtungsweise ganz einfach als der Gegensatz des Gewesenen und des Vorhandenen aufgefaſst werden kann. Historiker wäre, wer zu ergründen sucht, was früherhin Recht war, Dogmatiker, wer forscht, was jezt Recht ist. So ist auch hin und wieder der Begriff einer s. g. historischen Schule theils von Gegnern, theils aber, was schlimmer ist, auch von Freunden derselben aufgefaſst worden. Allein es ist nicht das Zufällige des Gestern oder Heute, was vom wissenschaftlichen Standpunkt aus als Gegensatz betrachtet werden kann, da ja auch morgen schon wiederum gegolten *haben* kann, was heute noch hat angewendet werden müssen. — Ob aber der Blick des Forschers die *Gestaltung* oder das *Gestaltete* betrachtet, ob es seine Absicht ist, das Recht in seiner Bewegung oder als gewordene Masse aufzufassen, ob also die Betrachtung in irgend einer vergangenen oder gegenwärtigen Zeit *verweilt*, oder, vorübereilend vor dem, was bereits geworden, immer nur das Werden selbst, das Fortschreiten, im Auge hat — das verändert allerdings den Gesichtspunkt. Benutzen wir nun, und gewiſs dem Sprachgebrauch der Verständigeren gemäſs, die oben hervorgehobenen Ausdrücke zur Bezeichnung *dieses* Gegensatzes: so ist Dogmatiker der, welcher das in *irgend* einer Zeit vorhandene Recht in seiner Breite betrachtet, also das Ineinandergreifen der Grundsätze und ihrer Folgerungen, das Begriffsganze, zu erkennen sucht, oder wie wir zu sagen pflegen, *das System* — wogegen der Historiker die verschiedenen Zeiten selbst, die Entwicklung und die Fortschritte wesentlich im Auge hat. — Ist nun aber irgend eines Staates positives Recht nicht durch reine Abstraction geschaffen, sondern ist es, und wenn auch nur theilweise und wenn auch nur durch den Einfluſs, welchen des Volkes Charakter und Einsicht auf den Willen derer üben muſs, die in dessen Namen ausgesprochen haben, was als Recht hier gelten soll: so wird sein Ziel der Historiker nicht ohne dogmatische Betrachtung, der Dogmatiker nicht ohne die Hülfe historischer Erwägung zu erreichen im Stande seyn. Der Unterschied also wird nur im Standpunkte, nur in der vorzugsweisen Rücksicht auf das Eine oder Andere liegen. Den Zustand eines Rechts zu irgend einer Zeit erklären die Elemente der früheren, und der Uebergang aus einer Zeit in die andere wird bedingt und begriffen durch die Entwickelung und Verschmelzung der in der gegebenen Zeit wirksamen Grundsätze. So glauben wir den Punkt bezeichnet zu haben, worin alle Parteien — soweit es sich um Wissenschaft und nicht um Handwerk handelt — sich einigen müssen, sie mögen nun der dogmatischen oder historischen Betrachtung, und zwar in einem (intensiv oder extensiv) ausgedehnteren oder beschränkteren Sinne, je nach ihrer Ansicht über Möglichkeit oder vorzugsweise Nützlichkeit ihre Kräfte widmen — und sie mögen ferner über die Art der Verbesserung unseres *gegenwärtigen* Zustandes, und ob sie jezt schon versucht oder der Zukunft vorbehalten bleiben muſs, noch so getheilter Meinung seyn. — Wenden wir uns nun von diesen allgemeinen Betrachtungen zu dem gegenwärtigen Werke und fragen nach dem von dem Verf. genommenen Standpunkte und dem Umfange seiner Leistung, so gibt im Ganzen schon der Titel dem Kundigen die genügende Antwort. Wir erhalten eine einzelne Lehre des Römischen Rechts

Digitized by Google

in dogmatischer, aber durchgängig von historischen Erörterungen getragener Enwickelung, deren Ziel ist das in seiner Entfaltung dargestellte neueste und geltende Recht, welches aber hier wie in so vielen anderen Lehren in seiner Hauptgrundlage nur das alte, zur Zeit der sogenannten classischen Juristen zur Entwickelung gekommene Recht ist. So ausführlich auch die in die kleinsten Einzelheiten eingehende und immer an der Hand der Exegese fortschreitende Darstellung des Verfassers ist, so verliert er doch nirgends die leitenden Grundgedanken aus dem Auge, so dafs wir, seinem Gange in der Hauptgrundlage folgend, zugleich an diesem Beispiele anschaulich machen können, was dogmatische Methode sei, auch ohne dafs wir, was dem Zwecke dieser kritischen Blätter nicht gemäfs seyn würde, in das Einzelne einzugehen uns erlauben. Durch den Zusammenhang mit so manchen Theilen des noch wenig bearbeiteten Römischen Prozesses, durch das Eingreifen sehr verschiedenartiger Lehren und durch die Erzeugnisse eines sogleich näher nachzuweisenden Kampfes des Bedürfnisses mit der Consequenz bietet der hier bearbeitete Gegenstand einer quellenmäfsigen und pragmatischen Entwickelung, wie sie vom Verf. gegeben worden, keine geringen Schwierigkeiten dar. Darum ist auch der Leser oft nur mit der gröfsten Anstrengung zu folgen im Stande, und wird sogar hin und wieder der Darstellung zur Last zu legen geneigt, was oft nur der eigenthümlichen Beschaffenheit des Stoffes zugerechnet werden kann. Von den drei Abschnitten, in welche das Werk zerfällt, nimmt allein der erste: „Begriff der Cession, oder allgemeiner Theil" fast die ganze Hälfte (bis S. 247) ein. Davon ausgehend, dafs nur wirkliche Rechte, nicht die blofse Möglichkeit der Erwerbung von Rechten, und nur diejenigen Rechte, welche nicht auf rein subjectiven Verhältnissen und Eigenschaften beruhen, der Uebertragung fähig seien, erhält der Verf. sogleich die Beschränkung auf die unter den Inbegriff von *Vermögen* fallenden Rechte. Hier läfst sich auch das Recht selbst von seiner Ausübung unterscheiden, und diese ohne jenes übertragen, und gerade nur eine blofse Uebertragung der Ausübung ist es, wovon bei Forderungsrechten die Rede seyn kann. Von ihnen unterscheiden sich die unmittelbaren Vermögensrechte dadurch, dafs diese nicht erst der Vermittlung, einer bestimmten, gegen den Berechtigten verpflichteten Person bedürfen, dafs ihr Genufs vielmehr ganz durch sich selbst besteht, wogegen eine Forderung durch die Zulässigkeit der Geltendmachung, hauptsächlich also durch die Klagbarkeit bedingt ist. Da mithin Forderungsrechte „nur durch die wechselseitige Beziehung existiren, worin bestimmte Personen zu einander stehen," so liegt die Unzulässigkeit einer eigentlichen Veräufserung jener Rechte in der Natur ihres Gegenstandes selbst; „denn *hier* mufs ein jedes Aufgeben nothwendig ein Verschwinden des ganzen Rechtsobjects zur Folge haben, oder eine Forderung mit völliger Vernichtung seines Rechts an derselben veräufsern, heifst im Grunde nichts Anderes, als: eine Sache zerstören, hinterher aber sie noch auf Andere übertragen wollen." Dafs aber auch nicht einmal „diejenigen Wirkungen, welche durch die absolute Natur aller Forderungsrechte nicht geradezu für unmöglich erklärt sind, ohne alle Umwege mit der Abtretung einer Forderung verknüpft werden konnten," wird nur durch Berücksichtigung eines zweiten Gesichtspunktes erklärlich. Eben nämlich daraus, dafs in der wechselseitigen Beziehung Mehrerer der Begriff der Forderung enthalten ist, folgt, dafs der Schuldner nur dem bestimmten Gläubiger verpflichtet seyn kann, und dafs also jede einseitige Veränderung der Person, welche die Beziehung des Verpflichteten zu dem eigentlichen Gläubiger aufheben wollte, „ein Eingreifen in die Rechtssphäre des andern Obligationsinteressenten" seyn müfste. „Durch diese Combination beider Rücksichten, sowohl auf die Natur der Forderungsrechte selbst, als auch auf das Recht des Schuldners, wird eine feste Begründung der Regel möglich: dafs die Veräufserung eines Forderungsrechts auf *die* Art und zu *den* Wirkungen, wie die eines zum absoluten Vermögensrecht gehörigen Objects, nicht geschehen könne." — Wenn nun aber der Verkehr und seine Bedürfnisse von dem in der Natur einer Forderung liegenden Prinzip der Unveräufserlichkeit nachzulassen zwangen, so blieb immerhin noch ein wesentlicher Unterschied zwischen Uebertragung einer Forderung oder eines Eigenthumsrechtes. Die ganze Uebertragung einer Forderung besteht darin, „dafs Jemand die Befugnifs erhält, zu verlangen, dafs ihm ein fremdes Forderungsrecht erfüllt werde." Es entsteht aber dadurch, dafs einem Anderen, als dem eigentlich Berechtigten die Leistung geschehen soll, ohne dafs diefs weiter von dem ursprünglich Berechtigten abhängt, immer ein besonderes Verhältnifs zwischen jenem und dem Schuldner, dessen Folgen nicht ohne Einflufs auf das abgetretene Recht selbst bleiben können, und wobei nur darauf zu sehen ist, dafs sie eine möglichst feste juristische Grundlage erhalten: bei den Römern wur-

Digitized by Google

den sie durch Litiscontestation vermittelt." Es wird nämlich der neue Erwerber Stellvertreter des Cedenten, wenn auch nur des eigenen Vortheils willen (*procurator in rem suam*); die Mandatsform war das Mittel, welches „verhütet, dafs die cedirte Forderung, als eine aufgegebene erscheine," und war einmal dadurch eine feste Grundlage gewonnen, so konnte man nun immer einen Schritt weiter gehen, und das Verhältnifs auch ohne *mandatum* eintreten lassen," und so entstanden *hier* die *actiones utiles*, d. h., „dafs man in gewissen Fällen *die* Wirkung, welche durch das *mandatum actionum bezweckt* wird, auch ohne dieses entstehen" läfst. In dieser Entwickelung des wahren Wesens einer solchen *utilis actio* und der Nachweisung, dafs zwischen ihr und der wirklich mandirten *actio* kein Unterschied sei, d. h., dafs es zu demselben Resultate führe, ob jemand als Stellvertreter des wahren Gläubigers dessen Klage als mandirte, oder *quasi esset mandata*, d. h. *utiliter* geltend macht — darin besteht ein Hauptverdienst des vorliegenden Werks. —

Erst durch Abweichung von dem alten Grundsatze, dafs man nur in eigener Person vor Gericht handeln könne, ist das Cediren von Forderungen möglich geworden. So wie überhaupt durch Litiscontestation ein besonderes Verhältnifs zwischen den streitenden Theilen beginnt, eine Novation, so auch wenn ein Stellvertreter *litem* contestirt, *er* ist alsdann der handelnde Theil und *domini loco*, und zunächst ist dabei der *procurator ad agendum datus* von dem *in rem suam* nicht weiter verschieden, als dafs dieser in Folge eines besonderen Vertrags mit seinem Mandanten nur „nicht abliefern durfte, was er erstritten hat," und dagegen auch demselben keinen Ersatz der Kosten abfordern konnte. „Allein die nämlichen Rücksichten, die überhaupt zur Einführung gerichtlicher Stellvertreter Veranlassung gegeben hatten, trugen auch wieder zur Milderung des *dominii litis* bei," und so ist dem *procurator rei alienae* gegenüber, eben weil dieser nur Vermittler einer fremden Sache seyn soll, dem Principal nie Einflufs gestattet worden, der die Wirkungen des *dominii litis* wieder beschränkte, so wie „auch dem Procurator nicht geradezu Verbindlichkeiten aus dem Grunde des Rechts, das er nur für einen Andern hatte geltend machen sollen, aufgebürdet werden konnten." Die Entwicklung gibt dem Verf. Gelegenheit zu guten Erörterungen über Procefsprocuratoren und Cognitoren. „Es läfst sich schon von selbst erwarten," bemerkt er hierauf, „dafs von den Folgen einer consequenten Behandlung des *dominii litis* bei dem *procurator in rem suam* keine einzige vermindert sei — allein man blieb dabei nicht stehen, sondern erweiterte den Einflufs des *in rem suam procurator* noch über die Sphäre des *dominii litis* hinaus." Das geschah nun vorzugsweise dadurch, dafs der Schuldner nicht nur in Folge des *mandatum actionis ein Recht* erhielt, sich mit dem Mandatarius einzulassen, sondern dafs es nun auch nicht erst der Litiscontestation bedarf, um den concurrirenden Anspruch des Gläubigers zu zerstören. Schon mit begonnener Erfüllung, und selbst durch eine *Denuntiation* als Procefseinleitung entstand diese Folge, bis mit weggefallenen Procefsdenuntiationen, über welche sich der Verf. deshalb verbreitet, „eine jede Benachrichtigung des Schuldners durch den Cessionar zu jenem Zwecke für genügend gehalten werden mufste." Immerhin aber war eine Novation, wie sie durch Litiscontestation entsteht, mit dem Recht der „Transmission der cedirten Klage auf die Erben und der Befugnifs der Substitution" von wirklicher Litiscontestation abhängig. Und nunmehr kommt der Verf. zu der Frage: „welchen Einflufs die Einführung der *utiles actiones* auf das so eben dargestellte Verhältnifs hatte?" Die Antwort mufste vorbereitet werden durch Erwägung des Verhältnisses, „welches *überhaupt* aus Begründung von Obligationen durch Geschäftsführungen für Andere entsteht," wobei die Lage der Quellen und die „juristische Sprachverwirrung" der Neuern allerdings ein sehr umsichtiges Vorschreiten nothwendig machte. „Man kann durch freie Repräsentanten kein Forderungsrecht erwerben," z. B. nicht aus dem Vertrage klagen, den für uns ein Anderer geschlossen hat, ist der oberste, zwar nicht jeden Einflufs auf die Person des Nichtpaciscenten ausschliefsende, aber an sich auch noch im neusten Rechte *ausnahmslose* Grundsatz, auf den es hier ankommt. Man mufs nur das blofse Conserviren eines erworbenen Rechts, und das Abschliefsen eines Geschäfts durch einen blofsen Unterhändler von jenem Princip zu unterscheiden wissen. Wo aber auch ausnahmsweise der auf einen Dritten gestellte Vertrag nicht ungültig ist, da ist doch immerhin das Klagrecht des Dritten nur ein *abgeleitetes*, seine Klage ist *utilis actio*. So führt denn die Darstellung zu dem Resultate: „dafs durch die Geschäftsführung nur zwischen dem Handelnden und dem andern Obligationsinteressenten ein unmittelbares Rechtsverhältnifs entsteht, nicht aber zwischen diesem und dem Geschäftsherrn," so wie dann ferner „der ganze Umfang der Rechte und Verbindlichkeiten, die für

Digitized by Google

den Principal unmittelbar aus der Geschäftsführung entstehen können, lediglich aus dem juristischen Verhältnifs zwischen ihm und seinem Stellvertreter zu bestimmen" ist. Modificirt ist das nun auch im neusten Rechte nur insofern, als „bisweilen dem Principal gegen den anderen Contrahenten auch ohne Cession eine Klage gegeben, oder umgekehrt der Geschäftsführer von seinen übernommenen Verpflichtungen befreit und der Gegner mit seiner Klage an den Geschäftsherrn verwiesen wurde." Diefs war nun auszuführen, und da diese dem oder gegen den Geschäftsherrn zustehende Klage nur eine abgeleitete, eine *utilis actio*, seyn konnte, so führt diefs endlich den Verf. auf den Begriff und die Bedeutung der *utiles actiones* selbst. Sie hatten „ihren Grund in der Neigung der Röm. Praxis und Doctrin, neu entstandene Rechtssätze auf gewisse Analogien zurückzuführen, ein Verfahren, wodurch äufserer und innerer Zusammenhang im positiven Recht befördert und erhalten wird." Ihre äufsere Entstehung verdanken die *utiles actiones* dem Prätor, und der innere Zusammenhang spricht ganz für des Verf. Vermuthung, dafs sie zunächst nur jedesmal für den einzelnen Fall nach vorangegangener *causae cognitio* ertheilt worden sind, und dafs so durch Wiederholung ähnlicher Fälle die Veranlassung entstand, in den Edicten des Prätors auch zum Voraus „zu bestimmen, unter welchen Voraussetzungen gewisse Verhältnisse als juristische behandelt, gegen die Strenge des älteren Rechts Rechte ertheilt, geschüzt, wieder hergestellt werden sollten." Der Verf. geht jedoch so weit, dafs er bei *allen utiles actiones* ohne Unterschied die Nothwendigkeit einer *causae cognitio* und förmlichen Decrets voraussezt, „so lange nämlich überhaupt das Ansehen der alten Justizeinrichtung bestand." Allein wenn allerdings auch hin und wieder die Ertheilung mancher so zu sagen *edictalis utilis actio* im einzelnen Falle wieder, wie auch die Ertheilung anderer *actiones*, von einer *causae cognitio* abhängig war, so ist es doch keineswegs erwiesen oder wahrscheinlich, dafs es bei jeder *utilis actio* der Fall gewesen. Warum sich aber der Verf. ferner diese Ertheilung der *utilis actio* so denkt, dafs erst ein „förmliches Erkennungsdecret" gegeben worden, können wir nicht einsehen, denn das *causa cognita judicium oder actionem dabo* des Edictes will offenbar nichts weiter sagen, als: „geeigneten Falls werde ich die *formula* (z. B. *fictitia*) ertheilen." Darin nämlich, dafs der Prätor den Postulanten nicht abweist, sondern die Instruction an den *judex* wirklich concipirt, *liegt schon die Ertheilung der actio*, einer *utilis* so gut wie einer jeden anderen; ob diese *formula* eine *utilis* ist oder nicht, läfst sich eben an der Conception erkennen, sofern sie nämlich auch *formell utilis* ist, oder wo nicht, d. h. wenn eine Formel *unverändert* da gegeben wird, wo es streng genommen an ihren Voraussetzungen fehlt, also wenn sie blofs *materiell utilis* ist — so erkennt man die Ertheilung der *utilis actio* gerade *an der Ertheilung*. Der *formelle* Unterschied der *utiles* und *directae actiones* mufste also da wegfallen, *ubi conceptio formularum non observatur*, also durchgängig als alle *judicia extraordinaria* geworden — das ist der einfache Sinn der in L. 47, §. 1. *D. de neg. gest.* eingeschobenen Worte. — Die Klassen, auf welche der Verf. die verschiedenen *utiles actiones* „ihrer materiellen Bedeutung nach" zurückführt, scheinen uns kaum eine gröfsere Vereinfachung zuzulassen, und *die* Ausführung, dafs die *fictitiae actiones utiles* seien, und die sich schon in der ersten Aufl. des Werkes, d. h. *vor* der Bestätigung durch *Gajus* findet, scheint uns sehr gelungen. Alle *utiles actiones* sind aber freilich darum noch nicht *fictitiae*, d. h. *der Form nach*, denn dem materiellen Begriff nach ist es allerdings der Fall. — Es war nun auch nothwendig, den Begriff der *in factum actiones* und ihr Verhältnifs zu den *utiles* zu erörtern. Der Verf. stellt an die Spitze den Gegensatz der *vulgares actiones*, deren Klagen „mit feststehenden und selbstständigen Formeln" und „aller übrigen unter der gemeinschaftlichen Benennung *in factum actiones*," jene, die *vulgares*, zerfielen aber selbst wieder in „die in *jus* und die *in Factum conceptae*, d. h. die civilrechtlichen und die prätorischen." Allein in einem engeren Sinne hiefsen *in factum actiones* die Klagen ohne alle bestimmte oder doch ohne selbstständige Formel, und hier gäbe es denn wieder dreierlei Arten: „1. die *in f. actiones* in der eminenten Bedeutung," welchen keine bereits vorhandene Formel zu Grunde liegt, 2. „die *in fact. civiles* oder *praescriptis verbis actiones*," „eine *in jus concepta* (?) *Formula* mit einer *praescriptio*," und 3. „die *in fact. actiones*, welche zugleich *utiles*" seien.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 123. u. 124.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1827.

Die Lehre von der Cession der Forderungsrechte. Nach den Grundsätzen des Römischen Rechts dargestellt von Dr. C. F. Mühlenbruch.

(Beschluſs.)

Wir haben kein Bedenken, diese Entwicklung die am wenigsten gelungene des Buchs zu nennen, zumal da uns die bei *Gajus* ertheilten Aufschlüsse in den Stand setzen, den Begriff der *in factum concepta formula* mit Schärfe und Bestimmtheit aufzufassen. Es ist kein anderer, als der *einer Formula* ohne *intentio*, und eine *intentio* hatte nur das Civilrecht: also *in factum actio* ist diejenige, welche keine *juris civilis intentio* hat. „*Sed eas quidem formulas in quibus de jure quaeritur*, (d. h. worin ein *civilrechtliches* Princip zur Sprache kommt), *in jus conceptas vocamus, quales sunt, quibus intendimus nostrum esse aliquid ex jure Quiritium, aut nobis dare oportere etc. — — quibus juris civilis intentio est* (*Gaj. IV*, 45.). *Ceteras vero in factum conceptas vocamus, i. e. in quibus nulla talis intentionis conceptio est; sed initio formulae nominato eo, quod factum est, adjiciuntur ea verba, per quae judici damnandi absolvendive potestas datur*," (*Gaj. IV*, 46), also wenn auf die *demonstratio* sogleich die *condemnatio* folgt. Das wird nun vollends klar durch die hier u. §. 47 *eod.* mitgetheilten Beispiele wirklicher Formeln, und zwar solcher, die für dieselbe Klage sowohl *in jus* als *in factum* concipirt waren. Sind nun aber *in factum actiones* die ohne *intentio* (also deren Natur nur nach dem in der *demonstratio* erzählten Factum zu beurtheilen ist) und kommen bloſs bei *civiles actiones* (nämlich bloſs bei den Vindicationen, den Condictionen und den *bonae fidei actiones*) *intentiones* vor: so folgt 1. daſs alle prätorischen Klagen, wie auch der Verf. zugibt, *in factum actiones* sind, aber nicht 2. daſs umgekehrt das Civilrecht nur *in jus* concipirte Klagen gestatte, da es nicht bloſs Civilklagen mit doppelter, sowohl *in jus* als *in factum* concipirter Formel gibt, sondern da die *praescriptis verbis actiones* bekanntlich civilrechtlich und *in factum* sind, oder vielmehr *alle* civilrechtlichen Klagen, die *nur in factum* concipirt werden können, sind *praescriptis verbis* (*Tit. D. de praescr. verbis et in factum actionibus*), d. h. solche Klagen „*quae praescriptis verbis rem gestam demonstrant*" *L.* 6. *fin. C. de transactt.*, also welche durch die der *demonstratio* beigefügte *praescriptio*, oder durch die „*praescriptio loco demonstrationis*" (*Gaj. IV*, 136) ihren Charakter erhalten; von einer *intentio*, daſs eine *praescriptis verbis actio in jus* concipirt seyn könne, ist nirgends die Rede. Wo also eine civilrechtliche Klagform (eine *in jus* concipirte *actio*) nicht ausreichte, da gab es auf diese Weise auch civilrechtliche Hülfe, „*quum deficiant vulgaria atque usitata actionum nomina, praescriptis verbis agendum est. L.* 1. *pr. D. de pr. verb.* Den *vulgares actiones* stehen aber sowohl die *in factum* als die *utiles* gegenüber, und deren gegenseitiges Verhältniſs ist nun sehr einfach. Wenn einer bestimmten *in factum actio*, also irgend einer prätorischen Klage, eine andere nachgebildet ist, so ist diese *in factum actio* zugleich *utilis*; wenn aber die Musterklage der *utilis actio* eine *in jus concepta* ist, und eben diese Formel auch *utiliter* ertheilt wird, wie namentlich bei allen durch *fictitia formula* nachgebildeten Klagen der Fall ist, so ist die *utilis actio* nicht *in factum*, obwohl sie eine prätorische ist, wie z. B. die *Publiciana* mit ihrer *intentio* „*si eum hominem ejus ex jure Quir. esse oporteret.*" Es sind also zwar alle prätor. Klagen *in factum*, nur freilich mit Ausnahme derer, welche *als Nachbildung* eine (*juris civilis*) *intentio* haben, und es sind also ferner weder alle *in factum actiones* auch *utiles*, noch alle *utiles actiones* auch *in factum*, obgleich freilich 1. alle einer *in factum actio* nachgebildeten Klagen eben darum auch *utiles* und 2. auch die *utiles actiones*, deren Musterklage *in jus* concipirt ist, alsdann ebenfalls

Digitized by Google

in factum seyn müssen, wenn diese Conception in der nachgebildeten Klage nicht ebenfalls vorkommt. — So erklärt sich auch die vielbesprochene Unterscheidung der *in factum actio* von der *directa* und *utilis Aquilia actio* am Schlusse des Institutionentitels *de lege Aquilia*. *Justinian* meint nämlich, wenn weder *corpore* noch *corpus* lädirt worden, so könne auch nicht einmal *utiliter* mehr die auf der *lex Aquilia* beruhende Formel ertheilt werden, und man vermöge alsdann nur noch die *materiellen* Grundsätze des Gesetzes (z. B. Berechnung des Schadens nach dem höchsten Werth im lezten Monat — Steigen auf's Doppelte im Fall des Läugnens, u. s. w.) bei einer übrigens selbstständig *in factum* concipirten, also von der Geschichtserzählung zur *condemnatio* übergehenden Formel, zur Anwendung zu bringen.

Mit den *hierher gehörigen utiles actiones* knüpft der Verf. den abgebrochenen Faden wieder an. Zu zeigen, dafs die Uebertragung einer Forderung durch das *mandatum* und durch *utiles actiones* auf den nämlichen Zweck gerichtet war, und dafs durch die eine oder andere Form im Wesentlichen dasselbe Rechtsverhältnifs entstand — ist nun seine Absicht. Er sucht auf Grundsätze die Fälle zurückzubringen, in welchen blofs durch *utilis actio* die Cession erfolgen könne, und gewifs hat der Verf. auch darin recht, dafs die *utiles actiones* im neuesten Recht ihre frühere Bedeutung insofern ganz verloren haben, als sie nur noch zur Bezeichnung der Fälle dienen, in welchen die Uebertragung einer Forderung durch das Gesetz geschieht. Nur scheint uns die hier sehr complicirte Darstellung des Verf. ein künstlicheres Verhältnifs vorauszusetzen, als in der That stattgefunden hat. Die *utilis actio* vertrat ja nur die Stelle des *mandatum actionis*, sie war die Fiction des Mandats. In den Fällen also, wo die Gesetze diese *utilis actio* eintreten lassen, ist das wirkliche Mandiren überflüssig, und in den Fällen, wo sie es nicht thun, vertritt ferner jede bestimmte Erklärung, dafs man die Forderung cedire, die Stelle des Mandats. *Jede Veräufserung* von Forderungen erzeugt jezt *utilis actio* und macht also diese besondere Erklärung überflüssig — in allen anderen Fällen, d. h. denen einer sogenannten *cessio necessaria*, hat das Ereignifs, welchem streng genommen das *mandatum actionis* folgen müfste, jezt nur entweder *die* Folge, dafs wenigstens jene bestimmte Erklärung oder schon die, dafs selbst eine solche, also irgend eine übertragende Thätigkeit des eigentlichen Gläubigers, nicht weiter erforderlich ist. — Wir dächten auf diese wenigen Sätze liefse sich diese Entwicklungsgeschichte reduciren. —

Die nun folgende Kritik der bisherigen Ansichten über die besprochenen Grundbegriffe war gleichfalls nicht wenig schwierig, da es nicht sowohl der Darstellung abweichender als der Auflösung unklarer oder verworrener Begriffe galt. Mit Recht schliefst der Verf. mit der Bemerkung, dafs „das πρῶτον ψεῦδος der bisherigen Theorien darin lag, dafs man früher dem Worte „*cedere*" eine eigentlich technische Bedeutung, auch in Rücksicht auf unseren Gegenstand beilegte." Aber *cedere* ist nur der *allgemeinste*, nichts weniger als auf Forderungen beschränkte Ausdruck für das „Aufgeben eines Rechtes, gleichviel ob zum Besten eines Anderen oder nicht. Nur weil es an einem bestimmten Ausdruck fehlte, um das Uebertragen einer Forderung auf einen Anderen zu bezeichnen, wird es hier häufiger gebraucht, wie da, wo von dem Uebergang anderer Rechte gesprochen wird, aber es kommen auch andere Ausdrücke als völlige Synonyme von *cedere* vor, wie *praestare*, *exhibere*" u. s. w., oder auch nur *mandare* ganz allein u. s. f., so dafs überhaupt „eine genaue Construction des Sprachgebrauchs für unsre Lehre bei weitem weniger wichtig ist, wie für irgend eine andere des positiven Rechts." — Nach solchen Vorbereitungen erst kommt der Verf. zur bestimmten Angabe des Gegenstandes seiner Darstellung, welcher sich beschränkt auf „Forderungen in der engsten Bedeutung des Worts," wiewohl die Forderungen „vollständig, d. h. sowohl mit Einschlufs der dinglichen Klagen als auch der Forderungsrechte von beschränkter Wirkung Gegenstand der Cession seyn können." Die hier vorgetragene Lehre ist also eine ganz specielle, und sollte daher auch nur als solche, nicht im allgemeinen Theile des Systems ihre Stelle finden. Denn „es läfst sich doch in der That nicht begreifen, mit welchem Rechte man, wegen der allgemeinen Bedeutung des Worts *cessio*, eine ganz specielle Lehre, die in Ermanglung eines anderen Ausdrucks ebenfalls diesen Namen führt, in den allgemeinen Theil verweisen will." Diese Bemerkungen nämlich macht der Verf. am Schlusse des ersten Abschnitts, wo er noch die Stellung bespricht, welche dieser Lehre im Rechtssysteme zukomme? —

Nun erst, nachdem nur erst die Grundlage gewonnen worden, geht der Verf. in das Einzelne ein, im *zweiten* Abschnitt von S. 248—475 die „Erfordernisse der Cession," im *dritten* und lezten „die Wirkungen" bespre-

Digitized by Google

ehend. Dort, im zweiten Abschnitt, kommen die Grundsätze über Cessibilität der Forderungen, also welche cessibel sind und welche nicht, so wie die besonderen Gründe der Beschränkung im Cediren zur Sprache, dann die Entstehungsgründe der Cession, insofern dieselbe nicht immer eine Folge freiwilliger Veräufserung, sondern gesetzlicher Nothwendigkeit ist, so dafs die Fälle der sogenannten *necessaria* auf Hauptgründe zurückgeführt werden mufsten, so wie dann ferner auch die Art, *wie* die Cession gehörig zu bewirken ist, und die Grundsätze und Fälle aufzusuchen waren, in welchen ohne Weiteres schon durch das Gesetz selbst *actio utilis* eintritt. Fast in allen diesen Beziehungen waren ziemlich unbetretene Bahnen zu ebnen, und durchgängig war es des Verfassers Streben, nicht allein überall begründend, sondern auch entwickelnd zu Werke zu gehen, und weder mit isolirter quellenmäfsiger Nachweisung zufrieden zu seyn, noch umgekehrt den inneren Zusammenhang *allein* schon als Beweis gelten zu lassen, wo ein äufserer zu finden war. —

Die im dritten Abschnitt besprochenen Wirkungen der Cession mufsten sowohl nach dem Verhältnifs des Cessionars zum Cedenten, als des Einen und des Anderen zum Schuldner, besprochen werden, und in allen diesen Beziehungen konnte nur wieder durch strenges Festhalten am Grundgedanken ein im Allgemeinen und Einzelnen gehörig begründetes Resultat gewonnen werden.

Ein detaillirterer Bericht, so wie ein Widerspruch bei Einzelnheiten, würde hier nicht an der rechten Stelle seyn, es galt nur im Allgemeinen von dem Verfahren des Verfassers einen Umrifs zu geben, auf das Werk selbst und auf die Methode aufmerksam zu machen. In Mitten eines lebendigen Verkehrs und in einem Volke, welchem Thatenglanz und äufseres Wohlbehagen Ziel des Lebens war, ist das Röm. Recht erwachsen und zu einer Stufe der Entwicklung gediehen, dafs es zu den nichts weniger als leicht zu lösenden Aufgaben der wissenschaftlichen Forschung gehört, die eben so reiche als consequente Casuistik auf die leitenden Grundgedanken, und selbst die Abweichungen wieder auf ihre Ursachen zurückzuführen. Monographien, wie die gegenwärtige, werden uns diesem Ziele immer näher führen, und stehen wir erst mit *freiem* Blicke *über* dem Röm. Recht — so wird dieser geistigen Freiheit auch die wirkliche folgen.

Zimmern.

XLIX.

Beiträge zu der Geschichte des Inquisitions-Processes und der Geschwornen-Gerichte, von Dr. Friedrich August Birner, ordentl. Prof. der Rechte zu Berlin. Leipzig, bei Carl Cnobloch. 1827. VI u. 313. 8.

Bei einer jeden wissenschaftlichen Arbeit ist zwar der sie belebende Gedanke in ihr selbst, und als ihr zu beweisendes Resultat darzulegen, und die Voraussetzung desselben, als eines noch nicht begründeten, kann nur als eine vorläufige Angabe dessen betrachtet werden, was als Ziel der Untersuchung gedacht wird. Man kann daher eine wissenschaftliche Untersuchung sich so denken, dafs sie von einem beliebig angenommenen Punkte ausgehe, und, auf methodischem Wege fortschreitend, zu einem vorher selbst noch nicht gekannten Resultate führe. Diefs ist der Fall bei den meisten geschichtlichen Forschungen. Es ist aber eine nicht minder wissenschaftliche Behandlungsweise, das Ziel bestimmt vor Augen zu haben, und sich dessen gleich Anfangs bewufst zu seyn, so dafs es die Aufgabe ist, den *methodischen Weg*, oder mit andern Worten den *Beweis* zu entdecken, und so die *inneren Gründe* der äufserlich wahrnehmbaren Erscheinungen darzulegen.

Allerdings darf dieses nicht so gemifsbraucht werden, dafs man in befangenem Sinne für eine vorgefafste Ansicht Bestätigungen suche, und dann finde, sondern dafs man ehrlich genug sei, es zu gestehen, wenn die Untersuchung auf entgegengesezte Resultate führe. Jener Weg ist aber der einzig richtige, wenn das *Resultat* nicht erst gefunden zu werden braucht, sondern wirklich und unbestreitbar schon vorhanden ist. Diefs ist der Fall bei dem Gegenstande der Untersuchung, von welcher hier Rechenschaft gegeben werden soll, und es ist erfreulich, gleich an der Spitze des Werks den richtigen Gedanken angegeben zu finden, der das leitende Princip der wissenschaftlichen Thätigkeit bei der Behandlung eines historisch-positiven Stoffs seyn mufs. „Der Criminalist Deutschlands habe nicht die höchste Aufgabe ein absolut wahres Criminalrecht *a priori* zu finden, was vielleicht unserm bisherigen ganz entgegengesezt seyn könnte, sondern das *wirklich bestehende in seiner innern Bedeutung zu erklären*, und dadurch eine deutliche Grundlage für die fernere Ausbildung zu gewinnen.“ Nach der Natur unsers Criminalrechts mufs hier auf *historischem* Wege verfah-

Digitized by Google

ren werden. Diese Angabe ist freilich unbestimmt, und läfst die verschiedenen Ansichten zu, welche über historische Behandlungsweise herrschend sind. Der Verfasser erklärt sich aber mit Recht genauer: „Es ist *daher* zu erforschen, was bei den ersten Anfängen unserer quellenmäfsigen Rechte für Ideen zu Grunde gelegen, und wiefern im Laufe der Zeit sich diese Ideen geändert haben." Er erklärt sich also für eine *philosophische* Behandlung des *geschichtlichen* Stoffs, der aber nicht blofs in den Quellen, sondern auch in der Untersuchung der *jurisprudentia* besteht. Je wichtiger aber die Grundansicht eines so bedeutenden Werk's, wie das vorliegende ist, um so mehr mufs es erlaubt seyn, bei derselben länger zu verweilen. Es ist nämlich in Beziehung auf den zuerst mitgetheilten Satz zu erinnern, dafs, wenn es ein *absolut wahres* Criminalrecht gebe, allerdings es für den Criminalisten (d. h. hier eben so sehr den *Philosophen*) — und nicht blofs *Deutschlands* eine *Aufgabe*, ja eine *Pflicht* war, dasselbe zu suchen, und es würde darin kein Abhaltungsgrund liegen dürfen, dafs jenes dem bisherigen vielleicht ganz *entgegengesezt* seyn könnte — denn jenes war ja das *wahre*. Auch erkennt der Verfasser an, dafs das Vorhandene die Prüfung der Philosophen bestehen müsse, und dafs, bei einem entdeckten Widerspruch, der Irrthum des *Historikers* eben so möglich sei, als die *Unächtheit dieser* Philosophie. Die Wahrheit, die am Ende auch hier anerkannt wird, ist nämlich, dafs es ein absolut wahres Criminalrecht *a priori* nicht gibt, und dafs es vielmehr in dem Wesen des Rechts liegt, positiv und geschichtlich zu seyn, so dafs, was darin in einer bestimmten Zeit der Gedanke des Rechts ist, der sich offenbart, eben die *Wahrheit* ist, welche aufzufassen und zu begreifen, die Aufgabe einer methodischen Behandlung des rechtsgeschichtlichen Stoffes ist.

Erfreulich ist es, dieses von einem Gelehrten ausgesprochen zu sehen, der nicht nur in diesem Werke ein musterhaftes Beispiel solcher Behandlungsweise gibt, sondern auch durch seine *Geschichte der Novellen* bewährt hat, wie selbstständig und unbefangen seine historischen Forschungen sind. Es ist ein Unparteiischer, welcher anerkennt, wie das *philosophische* und *historische* Princip wesentlich *Eins* im *Rechte* sind, während nach der Ansicht und dem Verfahren vieler so trefflichen Gelehrten eine unübersteigliche Kluft zwischen beiden stattfindet, welche entweder die Verzweiflung, die gewünschte Verbindung zu bewirken, oder die gegenseitige Geringschätzung und den Versuch einer einseitigen Selbstständigkeit zur Folge hat. Wenn der Gegensatz ein *nothwendiger* und der Kampf für die Wahrheit ein fördernder ist, so erreicht er seine Bestimmung dadurch, dafs er wieder *aufhört*, und eine Vereinigung als Resultat bewirkt werde. Wie der Unterzeichnete, wenn es ihm erlaubt ist, dieses zu sagen, an *mehreren* Orten seine zum Frieden führenden Ansichten ausgesprochen und durchzuführen gesucht hat, so glaubt er, werde es auch von den verschiedensten Seiten mit Beifall anerkannt werden, dafs der Verfasser, weniger in *Worten*, und in äufserm Anschliefsen an ein *bestimmtes System*, als vielmehr der *That* und Leistung nach die Verbindung der philosophischen, historischen und practischen Methode als wesentlich gezeigt hat, und dieses Verdienst ist nicht geringer anzuschlagen, als der Werth der gründlichen historischen Erörterung, wenn man bei dieser allein stehen bleiben wollte. Darum kann der Verf. mit Zuversicht schon auf der zweiten Seite sagen: „Auf diesem Wege werden wir in den Stand gesezt, die Grundansichten, auf denen unser jezt bestehendes Recht beruht, einzusehen, und ein consequentes System aufzustellen, welches, bis in die kleinsten Verzweigungen durchgeführt, überall *practisch-brauchbar* und *passend* erscheint." Gesezt man könnte denjenigen, welche eine blofs dogmatisch-practische Behandlung des Rechtes verlangen, zugeben, dafs weder eine philosophische, noch eine historische Untersuchung über den Gegenstand, wenn sie auf andere Resultate führte, einen Einflufs auf die Anwendung des Bestehenden hätte, ist es denn nicht von der gröfsten Wichtigkeit, durch eine solche *wissenschaftliche Erkenntnifs* sich mit dem Bestehenden zu *versöhnen*, und die Beruhigung zu erlangen, dafs man nicht einer äufsern Willkür, sondern einer durch innere Gründe gerechtfertigten Nothwendigkeit gehorche? Eine Beruhigung, welche nur das durch die Wissenschaft erlangte Bewufstseyn und die Einsicht in das Wesen der Sache zu gewähren im Stande ist.

Die *Beiträge zur Geschichte des Inquisitions-Processes und der Geschwornen-Gerichte* sollen nicht blofs eine äufsere Erzählung der Schicksale dieses Gegenstandes, sondern eine Rechtfertigung dieses Verfahrens in Beziehung auf unsere Rechts-Verfassung geben, durch die Entwicklung der Gründe, unter welchen, nach dem Charakter einer organischen Rechtsbildung, sich aus dem frühern accusatorischen Verfahren consequent, folglich auch den Zeitverhältnissen angemessen, das inquisitorische Ver-

Digitized by Google

fahren ergeben mufste. In unserer Zeit sind namentlich wieder die Vorzüge der *einen* oder *andern* Art des Verfahrens, entweder *allein*, oder in *zufälliger* oder *nothwendiger Verbindung* mit andern Punkten, behauptet oder bestritten worden. Ein allgemeingültiges Urtheil wird sich gründlich nicht fällen lassen: *jedes* Verfahren kann sein Gutes haben, wenn es überhaupt ein *rechtliches*, und den localen und nationalen Bedürfnissen entsprechendens ist, und so wird auf das Geschichtliche um so mehr Rücksicht genommen werden müssen, als das längere Bestehen gewisser, nicht willkürlich gemachter Einrichtungen, die sich also *Zeit*- und *Volks*-gemäfs gebildet haben, eine unverwerfliche Bürgschaft ihrer Zweckmäfsigkeit leistet. So wie ja gerade ohne solche historische Grundlage die Annahme auch des trefflichsten Instituts dessen Bestimmung entgegen ist, und sein Fortkommen wäre dem eines Baumstammes vergleichbar, den man an der Wurzel abgeschnitten und in fremdes Erdreich gesteckt hätte. Wie viel unnöthige Vorschläge und unbedachtsame Forderungen hätte man sich ersparen können, wenn man vorher solche Untersuchungen über das Bestehende, besonders über das vielfach mit *Unrecht verschrieene Inquisitions-Verfahren* gehabt hätte, wie sie dieses Werk darbietet!

Bleiben wir noch bei dem *ersten Kapitel* stehen, welches die Ueberschrift: „*Allgemeines*" hat. Die an sich wahre Bemerkung, dafs die Ausbildung des Criminal-*Processes* mit der der Ansichten über Criminal-*Recht* gleichen Schritt halte, erörtert der Verfasser durch Abstractionen aus der Geschichte, welche hier nicht wiederholt werden sollen. Dagegen wird es erlaubt seyn, einige eigne Bemerkungen über den gleichmäfsigen Entwicklungs-Gang des Criminal-Rechts und Processes zu machen, die sich eben so wohl an des Verfassers, als an des Unterzeichneten sonst schon bekannt gemachte Darstellungsweise anschliefsen.

Allerdings ist die *Strafe* in der ersten Periode noch uncultivirter Völker nur in der Form der *Rache* da, d. h. genauer, es gibt noch gar *keine* Strafe, weil zu deren Begriff die Anerkennung der höhern *sittlichen* Nothwendigkeit und die Beziehung auf den *Willen* eben so wesentlich gehört, als das *Verbrechen* in einer Beziehung des besondern Willens gegen den allgemeinen, d. h. das Gesetz im weitern Sinne gegründet ist. Das Verbrechen erscheint als eine Verletzung, welches der Verlezte, oder seine Angehörigen an dem Urheber rächen, aber, der an dem die Rache geübt wird, oder dem sein *Unrecht* mit *Gleichem* vergolten wird, erkennt darin eben darum wieder nur ein *weiteres* Unrecht, dem er sich als einem *Uebel* und einer *Gewalt* nicht unterwirft, sondern welches er trägt, wenn es ihn trifft, mit dem Vorsatz, sich seinerseits gleichfalls zu rächen. Daher *vererbliche Familien* und *Stamm-Rache* ohne eine in ihrem Begriff liegende Gränze. So lange noch nicht das *Gefühl* des Rechts zum *Bewufstseyn* wird, tritt erst folgeweise aus dem Wissen des Unrechts, der Uebergang zur Anerkennung, wenn auch nicht des Rechts, doch der *Berechtigung* ein. Der mögliche Versuch, der überwiegenden Gewalt des verlezten Gegners durch dessen Versöhnung zu entgehen, wird später erleichtert durch die Anerkennung, dessen Rache verdient zu haben, folglich nicht blofs ein *Unrecht* zu leiden, wenn der Störer eine Behandlung nach demselben Princip erfährt, das er gegen Andere aufstellte. Der Charakter des Vergleichs ist also die *Sühne* und *Vergebung*, und es ist etwas Aufserwesentliches, wie wohl Gewöhnliches, später selbst Gesetzliches, dafs diese Versöhnung des Gegners durch ein Opfer am *Vermögen* des Beleidigers erkauft wird. So entsteht das Paciscíren zur Ausschliessung der Talion, die Compositionen, Geldstrafen etc., Alles aber als *Verhältnifs zweier Privatpersonen*, zu einander, so dafs die *beiden*, auch in der Strafe enthaltenen *Momente*, welche hier als nothwendige *Gegensätze* hervortreten — das *vergeltende Uebel* und die *Vergebung*, nur als subjective und zufällige erscheinen. Jene dem Subject zustehende Berechtigung drückt die Sprache aus — *poenam dare*, *solvere*, *luere* und *poenam poscere*.

Es bleibt hier und bei den verschiedenen Gestaltungen, welche dieses beginnende Strafrecht nach und nach, anders im *Mosaischen* und *Griechischen*, anders im *Römischen* und *Germanischen* Recht annimmt, das Uebereinstimmende, dafs immer noch die privatrechtliche Rücksicht das *Nothwendige* in der Form des *Willkürlichen* und *Beschränkten* erscheinen läfst. Denn nicht nur der Nachtheil, der den Verletzer trifft, hat wie bei den Römischen Privatpoenalklagen die privatrechtliche und egoistische Seite, sowohl in Betreff dessen der die Strafe *entrichtet*, als dessen der sie *einfordert*, sondern die ganze hier durch den Gegensatz bedingte Alternative, ob entweder *Strafe* oder *Vergebung* eintrete, ist dem Belieben Einzelner anheimgegeben. Ist bei dem bisherigen Stand der Sache noch kein Verfahren denkbar, so mufs sich der Anfang eines solchen dann äufsern, wenn der Staat die Rache der Form nach beseitigt, dem Wesen nach beibehält, aber *selbst dem*

Digitized by Google

Verlezten diese Genugthuung verschafft, und zugleich durch eine Bestimmung der Gränze derselben die Seite der *Versöhnung* mit in die nun als *Strafe* hervortretende Rache aufnimmt. Das Verfahren ist ein *accusatorisches*, d. h. nur auf den Antrag des Beleidigten, und niemals ohne denselben findet es statt, und schliefst sich, da der Gegenstand noch zunächst privatrechtlich erscheint, der Form des Civilprocesses an. Hier beginnt aber das öffentliche Recht und der Begriff der Strafe sich geltend zu machen. Das besondere Interesse herrscht nämlich theils bei der *Veranlassung* des Verfahrens; ob der Verlezte klagt oder darauf verzichtet, theils darin, dafs überhaupt nur die Verletzung des *Einzelnen* seiner (jezt noch *besondern*) *Persönlichkeit* oder seines *Rechtes* in Betracht kommt, der Begriff des *Verbrechens* aber, dem die öffentliche Strafe entspricht, noch nicht selbstständig vorhanden ist. So ist es im Römischen Accusationsprocesse, während der Republik, dieselbe Zufälligkeit, ob geklagt wird oder nicht, welcher oft eine andere Willkür gegenübertritt, die den ganzen Procefs unterdrückt oder niederschlägt. Aber der Charakter des *über* dem Privatwillen stehenden öffentlichen Rechts tritt wenigstens schon insofern ein, als regelmäfsig jede *Privat*-Rache wegfällt, der Staat das *Maafs* der Genugthuung festsezt, und daher an die Stelle der unbegrenzten Rache eine *Vergeltung* tritt, welche für den nun geschüzten Beleidiger die *Vergebung* enthält, nach welcher Seite die Strafe als eine *sittliche Wohlthat* zu betrachten ist. Gewöhnlich wird dieses übersehen. Dafs hier die Strafe der Gröfse des Verbrechens, besser der *Verletzung*, angemessen seyn müsse, erkennt der Verfasser mit der richtigen Nebenbemerkung an, dafs die Ansichten über dieses qualitative und quantitative Verhältnifs, zu verschiedenen Zeiten, nach Umständen wechselnd seien. Wenn dieses aber im Ganzen wahr ist, so mufs es doch nicht minder zugegeben werden, dafs eine richtige Würdigung des verbrecherischen Willens und der Handlung sich jezt noch nicht findet, wo das Wesen des Verbrechens so wenig, wie das der Strafe zum Bewufstseyn gekommen ist. Das Ineinandergreifen von *dolus* und *culpa*, Vollendung und Versuch, findet sich noch nicht, und die Abmessung bezieht sich mehr auf die ins Auge fallende äufsere *Art* und *Gröfse* der Verletzung, *oder* es ist jezt noch immer die *besondere privatrechtliche* Seite die hauptsächliche, neben welcher die *höhere*, noch nicht als *solche* und *rechtliche*, sondern als *politische* vorkommt. Indem sich hier nun das *selbstständige* Interesse des Staats nicht an der unmittelbaren *Genugthuung* des *Verlezten*, sondern an der wirklichen *Bestrafung* des Urhebers, auch wegen der Störung des allgemeinen Rechts, zu entwickeln beginnt, erscheint dieses in der nothwendigen geschichtlichen Darstellung eines Kampfes des *privatrechtlichen* und *öffentlichen* Princips. Der Accusations-Procefs, die Form des besondern Rechts, wird beibehalten, und diefs ist ihr *scheinbarer* Sieg; aber sie wird angegriffen und zur blofsen *Form*, indem die Klage nicht mehr blofs wegen der Verletzung des *Einzelnen*, sondern auch und besonders wegen der dem *Staate* zugefügten Verletzung stattfindet, und ist consequent das Recht zur Anklage nicht mehr auf den Angegriffenen *allein* zu beschränken, weil es nun nicht mehr blofs *Verletzungen* gegen den Einzelnen, sondern wirkliche *Verbrechen* gibt, deren Ahndung wenigstens insofern der Zufälligkeit entzogen seyn mufs, als *jeder* (im Allgemeinen) den Verletzer anklagen und dessen Bestrafung veranlassen darf. Ist nun gleich die Willkür dadurch beseitigt, dafs der, welcher aus Patriotismus das nach den Ansichten der Zeit *ehrenvolle* Geschäft übernimmt, dem Gesetze und nicht sich selbst eine Genugthuung zu verschaffen, in einer *öffentlichen* allgemeinen Eigenschaft auftritt, so bleibt es dennoch *zufällig*, ob im einzelnen Falle sich ein Ankläger findet, und es sind besonders diese beiden, im spätern Inquisitionsprocefs nicht vorkommenden Umstände hinderlich, dafs ein bestimmtes *Individuum* als Urheber der Störung in Anspruch genommen, und dafs von dem Ankläger ein *Beweis* geführt werden mufs, dessen Mifslingen für ihn gefährlich ist. Findet sich sonach das öffentliche Interesse darin nicht befriedigt, dafs Verbrechen, deren Urheber *unbekannt* ist, so wenig zur Ahndung kommen, als die, deren Urheber zwar wahrscheinlich oder selbst gewifs ist, welchem gegenüber jedoch ein Bürger die *Anklage* und den *Beweis* der Anschuldigung durchzuführen *aufser Stande*, oder *nicht geneigt* ist, so dauert jener Kampf des Wesens gegen die mangelhafte Form fort, weil eine Verfolgung des Verbrechens nach einer sichern allgemeinen Seite nothwendig ist. Diefs zeigt sich zunächst in Ausnahmen, wo abweichend von dem *ordo judiciorum publicorum*, auch *ohne Anklage* von *Amtswegen* eine Bestrafung eintritt, in dem System der *extraordinaria crimina*, dessen Charakteristisches nicht in der Natur der *Handlung*, sondern in dem *Verfahren* liegt. Weiter äufsert es sich darin, dafs eine Anklage später nicht mehr

Digitized by Google

eine blofse *Berechtigung* ist, deren man sich bedienen darf, oder welcher man entsagen kann, sondern unter Umständen eine *Pflicht* wird, was sich auch schon im Römischen Recht späterer Zeit erkennen läfst. Macht so die *nothwendige* Anklage den Uebergang zu einem Verfahren, wo *stets* die Thätigkeit stattfindet, jeden Uebertreter des öffentlichen Gesetzes, um der *Gerechtigkeit* willen, zur Verantwortung und Strafe zu ziehen, so äufsert sich die *nothwendige* historische Vermittlung auch hier in dem *Nebeneinanderbestehen zweier* Formen, der alten accusatorischen und den neuen inquirirenden, die aber beide dem *neuen* Princip angehören, welches nun dem Kampfe ein Ende macht. So ist es im gemeinen Processe nach der ältern Praxis, wo wenigstens bei der Hegung des Halsgerichts der öffentliche accusatorische Procefs kurz dargestellt wird, gesezt auch, der öffentliche Ankläger wäre kein anderer, als der, dem die Vollstreckung des Urtheils obliegt. Jenes neuere, gewissermaafsen accusatorische Verfahren besteht noch in manchen Ländern, wo die Staatsanwaltschaft gilt, oder man sucht auch wohl das rein inquisitorische wieder so zu gestalten, während durch unsere Praxis und spätere Gesetzgebungen der den Zeitbedürfnissen entsprechende Grundsatz rein ausgesprochen ist, dafs der Staat unabhängig von allen Rücksichten der *Besonderheit* sein Recht selbst geltend mache. Besondere Modalitäten fallen den historischen Gründen anheim, und nur nach solchen läfst sich über deren Werth oder Unwerth an bestimmten Orten entscheiden. Darum hat der Verf. gewifs Recht, wenn er in Hinsicht der vielbesprochenen Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Criminal-Rechtspflege keinen innerlich nothwendigen Unterschied findet; und es ist zwar nicht durch die Erfahrung bestätigt, aber in der Sache gegründet, dafs eher dem Inquisitionsprocefs, der die Wahrheit und das *allgemeine* Interesse zum Gegenstand hat, die *Oeffentlichkeit* wesentlich sei. Jedoch ist ja diese Bestimmung auch bei dem Accusationsprocefs im neuern Sinne, d. h. als Unterart des von Staatswegen einzuleitenden Verfahrens vorhanden. Sind wir zu dem Resultate gelangt, dieses geltende Princip des Verfahrens, als das wahre bedeutungsvolle zu erkennen, so dürfen wir uns auch nicht durch den gehässigen Nebenbegriff des Wortes *Inquisition* verleiten lassen, mit Vielen zu verkennen, dafs unser Verfahren im Allgemeinen nicht minder als irgend ein anderes geeignet sei, den Forderungen der Gerechtigkeit Genüge zu leisten. Diese Rechtfertigung oder die Nachweisung der Vernunftgemäfsheit unseres Criminalprocesses hat der Verf. auf dem Wege einer geschichtlichen Darstellung desselben mit eben so viel Gelehrsamkeit als glücklichem Erfolge geliefert.

Vom *zweiten Kapitel* bis zum *Schlusse* folgt nun die historische Darstellung in der durch den innern Entwicklungsgang bedingten, folglich *methodischen* Ordnung, dafs zuerst vom *Römischen*, dann von dem *canonischen* Rechte gehandelt, dann von dem Standpunkt des positiven Rechts aus dessen weitre Gestaltung durch Doctrin und *Praxis* — „*Glossatoren und Italienische Practiker*" gezeigt und so die Vermittlung und der Uebergang zum *Deutschen* Rechte gemacht wird. Diesem schliefst sich consequent die Betrachtung Frankreichs und der Procuratoren an; den Beschlufs macht England, bei dessen Recht die Geschwornen-Gerichte in Betracht kommen, welche bei der Art und Weise, wie sich daselbst das Princip des öffentlichen Interesses bei Bestrafung der Verbrechen gestaltet hat, mit dem Gegenstande der Untersuchung in so unmittelbarer Verbindung stehen, dafs sie nicht ausgeschlossen werden durften — ein früher nicht recht erkannter innerer Zusammenhang, welchen ins Licht gestellt zu haben, eines der vielen Verdienste ist, die sich der Verf. durch sein Werk erworben hat. Es sind also *Gesetzgebung*, *Wissenschaft* und *Anwendung*, welche in Beziehung auf die universalhistorischen Rechte, *Römisches*, *Canonisches* und *Germanisches*, hier in ihrem durch historische Gründe bedingten Zusammenhang in ihrem Verhältnifs zu dem bestehenden Rechte erörtert werden. Diese Tendenz rechtfertigt die Beschränkung, welche von einem allgemeinen Standpunkte aus vielleicht gemifsbilligt werden konnte, wie denn gleich gegen die Bemerkung (S. 11), „dafs die im *Attischen* Rechte vorkommenden Einrichtungen, um von *Staatswegen* Verbrechen theils auszumitteln, theils vor Gericht anzuklagen, keine *Vergleichungspunkte* mit den *Römischen* Einrichtungen darbieten," — erinnert werden könnte, dafs schon das *Bestehen* solcher Einrichtungen, folglich das Anerkennen jenes Grundsatzes des Staatsinteresses einen wichtigen Vergleichungspunkt darbiete, und dafs es, wenn man unter *Vergleichung* nicht blofs das Aufsuchen von *Aehnlichkeiten* verstehen will, eben so richtig sei, *Gegensätze* und *Abweichungen* aufzustellen, sofern sich der Grund und die Nothwendigkeit derselben aus dem Wesen der Sache und den geschichtlichen Bedingungen aufzeigen läfst. Jener beschränkte Standpunkt

Digitized by Google

war es, wonach eine Zeit lang das Berufen auf *Griechisches* Recht zur Erläuterung oder Begründung des *Römischen* unnütz und am Ende verwerflich erscheinen mufste, und die selbstständige Behandlung der Römischen Rechtsgeschichte hat dadurch nach der Richtung der neuern Zeit gewonnen. Lehrt aber die Römische Geschichte den Zusammenhang mit der Griechischen kennen, so wird den neuern Bemühungen, besonders der Philologen für die Erkenntnifs des Griechischen Rechts, ein vortheilhafter Einflufs auch auf das Römische Recht, nicht sowohl auf Herstellung einzelner *Sätze*, als vielmehr auf die Einsicht der *Bedeutung* desselben, nicht streitig gemacht werden können.

In dem Kapitel über *Römisches Recht* findet sich das Wenigste zu bemerken. Das Verfahren ist regelmäfsig *accusatorisch*, und Niemand kann, ohne angeklagt worden zu seyn, condemnirt werden. Die Fälle, wo *extra ordinem* verfahren wird, stehen in Verbindung mit denen, wo ein *extra ordinem animadvertere* in Ermangelung gesetzlicher bestimmter Strafen erlaubt ist. Erstere sind nämlich die Abweichung von dem alten *judiciorum publicorum ordo*, leztere eine Ergänzung des beschränkten Systems der Strafgesetzgebung. Aber der *innere* Zusammenhang liegt darin, dafs in der Regel die *Lex de judicio publico*, welche eine *Bestrafung* eines gewissen Verbrechens anordnet, auch gewissermaafsen eine eigene *Procefsordnung* hiefür aufstellt, so dafs für Fälle, die nicht mit Strafe bedroht und auch nicht unter einen allgemeinen subsidiaren Gesichtspunkt gezogen werden konnten, auch die Möglichkeit eines Anklageverfahrens wenigstens nicht allgemein da war. Dennoch hebt dieses den Grundsatz des Anklageverfahrens nicht auf, welches ja selbst fortbesteht, nachdem der *alte ordo* ähnlich wie im Civilprocefs aufser Gebrauch gekommen ist. Wenn nun gleich ausnahmsweise gewissen, in der Kaiserzeit vorkommenden Beamten erlaubt wird, aus eigner Macht solche Verbrechen zu ahnden, von denen sie bei Gelegenheit ihrer Sorge für öffentliche Sicherheit Kenntnifs erhalten, und demzufolge eine amtliche Nachspürung der Verbrechen zu ihren Pflichten gehört, wobei sie durch verschiedene Unterbeamte unterstüzt wurden, so ist das Verfahren doch kein *inquisitorisches* in unserm Sinn, sondern bildet nur den ersten Anfang, obgleich schon im *Justinianischen Rechte* die Ausdrücke *in rei veritatem inquirere* und *inquisitio* vorkommen: *ersteres* findet ja auch bei dem Anklageprocefs statt, wie denn auch in diesen Ausnahmsfällen der Unterbeamte die Aechtheit seines Anzeigeberichts persönlich vertreten, und im Falle er verläumdet hatte, dafür bestraft werden mufste, selbst ohne dafs gegen ihn erst wieder eine wohl statthafte Anklage erforderlich war; *lezteres* aber bezieht sich wirklich auch auf eine Criminaluntersuchung ohne förmlichen Ankläger. Auch sind einzelne Verbrechen aufser jenen, die allgemeine Sicherheit gefährdenden namhaft gemacht, wegen deren es *keiner* Anklage bedarf. Insbesondere zeigt sich bei der Bestrafung der *Störungen des Gottesdienstes* und der *Beleidigungen der Priester* in der *Kirche* der Anfang der selbstständigen Stellung der *christlichen Kirche* und der Anerkennung eines allgemeinern, auch dem Staate wichtigen Gesichtspunktes, der im *canonischen* Recht, von welchem das *dritte Kapitel* handelt, seine Ausbildung erlangt hat.

Der Standpunkt, von welchem aus sich die Gerichtsbarkeit der *christlichen Kirche* über Vergehen bildete, mufste nothwendig von dem der *weltlichen* Gerichtsbarkeit des Staats verschieden seyn. Zunächst schon darum, weil die Kirche kein *äufseres* Gebiet hat, worin die rechtlichen und politischen Interessen ihre Ansprüche geltend machen, und dann weil, wo sie in die äufserliche Erscheinung tritt und das Gebiet des *Staats* berührt, dieser *selbstständig* sein Strafrecht ausübt, hier aber die Kirche auch schüzt, die als *christliche* nicht einem bestimmten Staate angehört, aber als *concrete* in den einzelnen *Staaten* existirt. Da indessen die Kirche ihr eignes System und das Daseyn eines idealen Staats hat, auch die einzelnen Mitglieder des Staats der Kirche angehören, so gibt es einen, von dem Staate unabhängigen selbstständigen Gesichtspunkt, aus welchem die Kirche durch ihre Obern ein Strafrecht ausübt, nämlich sofern das Vergehen als eine Verletzung der *sittlichen* Principien erscheint, und eine mit den Lehren des *Christenthums* unverträgliche Gesinnung der Mitglieder offenbart. Unter diesen Gesichtspunkt lassen sich aber nicht blofs eigentliche *kirchliche* Vergehen stellen, sondern auch *weltliche*, die dann in dieser *doppelten* Eigenschaft erscheinen, und so hat von früher Zeit die Kirche ihre eigene Jurisdiction sowohl über *Geistliche* als auch über *Laien* erworben, aber stets sind ihre Strafen mehr *Zucht*, *Bufse*, und überhaupt *kirchlicher* Natur, d. h. sie beziehen sich auf die Rechte und Vortheile, welche Jemand als Mitglied der Kirche zustehen, und wo eine Ahndung *anderer* Art nothwendig ist, wird der Strafbare dem *weltlichen* Arm überantwortet.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 125. u. 126.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1827.

Beiträge zu der Geschichte des Inquisitions-Processes und der Geschwornen-Gerichte, von Dr. Friedrich August Birner.

(Beschluſs.)

Das Verfahren wird hier, besonders gegen Geistliche, genauer bestimmt. Die Hauptform ist hier, nach dem Römischen Recht, *accusatio*, jedoch mit der Modification, daſs von derselben *Laien* gegen *Geistliche* ausgeschlossen sind, und daſs man den Versuch machte, die im Evangelium *Matthäi* vorgeschriebene *charitativa admonitio*, als Erforderniſs aufzustellen, welche aber *Innocenz* III nicht bei der *accusatio*, sondern nur bei der *denunciatio* anerkannte. Diese sogenannte *denunciatio evangelica* bewirkt aber höchstens ein Zurückziehen der Gemeinde von dem Mitgliede, welches sich ungehorsam weigerte ihr zu folgen und den verlezten Mitbruder zu versöhnen. Später fand nach vorgängiger *charitativa admonitio* die Anzeige an die Kirchenobern statt, und konnte gegen den *Geständigen* eine Kirchenbuſse, gegen den *Läugnenden* aber nur vielleicht aus andern besondern Gründen eine Verfügung *ex officio* veranlassen. Dieſs ist der einfache Anfang des von *Innocenz* III weiter ausgebildeten eigenthümlichen Criminalverfahrens. Hieran schlieſst sich die Möglichkeit Verbrechen mittels einer *exceptio*, zunächst gegen Ankläger oder Zeugen, später auch gegen solche, welche von der Kirche ordinirt oder angestellt werden sollten, zur Sprache zu bringen, unter der spätern Beschränkung, daſs eine *diffamatio* in Bezug auf die zur Last gelegten Verbrechen nachgewiesen werden müsse. Fehlt dieser Beweis, so findet der *Reinigungseid*, sonst aber überhaupt nur Zurückweisung, nicht Bestrafung des Beschuldigten statt. Hingegen konnte *ex officio* gegen Geistliche und Laien eine Bestrafung oder Buſse veranlaſst werden im Fall der *delicta manifesta* oder nach damaligem Sprachgebrauche *notoria*, und wenn *infamatio*, *diffamatio*, *mala fama*, *suspicio* stattfand. Beide werden aus Quellen und Gebrauch der christlichen Kirche abgeleitet. Bei ersterer muſste bald die Frage, wann ein Verbrechen für *notorisch* zu halten sei, auf eine zur Unsicherheit führende Ausdehnung leiten, bei lezterer bewirkt erst die Aufnahme des Reinigungseides von der Kirche ein festeres Princip des Verfahrens. Hieran knüpft der Verf. lehrreiche Erörterungen über die Geschichte und den Begriff des *Reinigungseides*, der von der Kirche nur mit Widerstreben aus Germanischen Rechtsgewohnheiten aufgenommen wurde. — Er kommt daher lange Zeit nicht als *Zwang*, sondern als eine *Befugniſs* vor, besonders in Ansehung der Geistlichen. Seit *Innocenz* III aber erhält bei der Möglichkeit einer *inquisitio ex officio* auf den Grund der *infamia*, d.h. hier *mala fama*, der Reinigungseid eine *subsidiäre* Natur. Das alte *Recht* zu demselben und die Vermeidung der *inquisitio* fand nicht mehr statt; sondern nach und in Folge derselben konnte die *Auferlegung* dieses Eides durch den Richter nach Berücksichtigung des Charakters des Verdächtigen stattfinden. Diese Art des Reinigungseides, welche auch in unser Recht überging, war unverträglich mit der Zulassung von Eideshelfern. Während diese ein *Vertrauen* auf die Unschuld des Verdächtigen aussprechen, hat die allmälige Ansicht in den Reinigungseid des Angeschuldigten ein *Miſstrauen* gesezt, und aus *diesem* Gesichtspunkte erklärt sich dessen Abkommen, welches auch innerlich gerechtfertigt ist. So war es aber nicht nach dem alt-*Germanischen* und *canonischen* Rechte; der Eid erschien aus einem höhern Gesichtspunkte, und es ergibt sich hieraus, wie *unpassend* und *unhistorisch* zugleich die, von mir bei einer andern Gelegenheit gerügte Behauptung *Neuerer* ist, daſs der Reinigungseid eine Art *geistiger Tortur* sei. Auch die *Sendgerichte* (von *Synodus* oder von *senden*) schlieſsen sich an das sich mehr entwickelnde *Inquisitionsverfahren* der Kirche an, und bilden in ihrem Bestehen im Fränkischen Staate die Vermittlung des *canonischen* und *Germani-*

Digitized by Google

schen Rechts, von welchem leztern sie auch viel, namentlich über die Art den *Beweis zu führen*, oder vielmehr zu *surrogiren*, enthalten. Unter *Innocenz* III beginnt auch hier eine neue Periode durch wichtige Abänderungen, und so war bei dem Bestehen von *Synodalinquisitionen* die Einführung eines allgemeinen *Visitations*- und *Inquisitions-Verfahrens* vielfach vorbereitet. Nun findet nämlich mehr eine eigentliche, aber sehr *überlegte* und *consequent durchgeführte Gesetzgebung* statt, deren Anschliefsen an das bisherige Recht, durch eine genauere Bestimmung desselben, befördert ist. An die Stelle des *alten* Verfahrens auf *infamia* tritt jezt ein *neues*, *inquisitio*, welche wie jenes alte *ex officio* stattfand, und die *denunciatio* des alten Rechts wird zu einem *gemilderten Anklageverfahren* ausgebildet, welches aber weder für den Ankläger noch für den Angeschuldigten die strengen Folgen hatte, wie die eigentliche *accusatio*. Leztere war daher weniger schwierig durchzuführen als erstere, vorzüglich zur schärfern Disciplin auch gegen Geistliche höhern Ranges bestimmt, welche mehrfachen Widerspruch erfuhr. Dennoch ist die *inquisitio* ihrem Wesen nach keine *persecutio criminalis*, sondern *civilis*, und führt im Gegensatz der *accusatio* als Criminalverfahren nicht zu der vollen Strenge, sondern zu einer gelindern Bestrafung. Während früher *inquisitio* (*famae*) die einem Verfahren *vorhergehende* Begründung hiefs, so ist jezt *inquisitio* der *Procefs selbst*, welcher dem als *infamatus Erkannten* gemacht wird; doch bleibt ausnahmsweise auch jene stehen in Fällen, wo die Begründung auf eine künstlichere Weise gesucht wurde. Diefs ist nachher von den Canonisten generalisirt und darauf die Unterscheidung von *inquisitio generalis* und *specialis* angewendet worden. Das Anklageverfahren hatte den Vorzug vor der Inquisition, leztere war aber durchaus nicht, wie man behauptet hat, ein *heimliches Verfahren*, und keineswegs *ursprünglich* gegen Ketzer bestimmt. Die *inquisitio hereticae pravitatis*, welche damals wieder *mehr* stattfand, ist eigenthümlich bestimmt; sie schliefst sich an das Verfahren bei den Sendgerichten an, und zeichnet sich aus vor der gemeinrechtlichen durch Verschweigung der *Namen* der *Zeugen*, deren Aussagen den *Inhalt* nach dem Angeschuldigten mitgetheilt werden, und durch die Anwendung der *Folter*; durch die (seltene) Zulässigkeit des *Reinigungseides*, und das eigenthümliche *Abschwören* der Ketzerei in verschiedenen Abstufungen: endlich kann sie zu den *härtesten* Strafen, die andere aber nur zu *gelindern aufserordentlichen* führen; jenes schon vor *Innocenz* III, jedoch nur mittels Uebergabe an den weltlichen Arm. Auch die *denunciatio* ist unter *Innocenz* III weiter von ihrer frühern Einfachheit fortgebildet und erweitert, und zum Behuf der Bewirkung einer Bestrafung in verschiedener Gestaltung zur *inquisitio* in ein besonderes Verhältnifs gesezt.

Das *vierte Kapitel*, welches die *Glossatoren und italienischen Practiker* betrifft, ist vorzüglich wichtig. Die Civilisten, welche in ihrer Zeit den accusatorischen Procefs practisch sahen, haben weniger die neue Lehre bearbeitet; höchstens und beschränkt die Fälle zusammengestellt, wo schon im *Römischen* Recht von Amtswegen ausnahmsweise verfahren werden durfte. Der Bearbeitung der Canonisten *nach Innocenz* III fällt nunmehr die *doctrinelle* und *practische* Ausbildung der Grundsätze der *Inquisition* anheim. Dieses Kapitel, welches die Hauptquelle für unser practisches Recht ist, wie auf ähnliche Weise für den Civilprocefs die Schriften der Practiker höchst wichtig sind, läfst sich nicht im Auszuge vorlegen. Es bestätigt die bekannte und erklärliche Erscheinung, wie durch Doctrin und besonders durch Praxis im Verhältnifs zur Gesetzgebung die nöthigen zeitgemäfsen Abweichungen und Ergänzungen und Fortbildung eines lückenhaften Systems erfolgen, aber auch wieder Manches, obschon vielleicht nicht stets zufällig, dem Geist der ursprünglichen Gesetzgebung entgegen, eingeführt wird. Insbesondere ist auf diesem Wege die Unterscheidung der *inquisitio generalis* und *specialis*, deren Begriff und Gränzen aber noch jezt auf verschiedene Weise bestimmt werden, eingeführt worden.

Seitdem das Criminalrecht eine selbstständigere Behandlung erfuhr, haben nun die *Canonisten* die Bearbeitung und weitere Ausbildung dieser Lehre mehr den *Criminalisten* überlassen. Indefs fällt auch natürlich eine Zeitlang eine gleichzeitige Thätigkeit beider. So vortheilhaft aber im Allgemeinen für *jeden Theil* der Wissenschaft eine selbstständige Behandlung ist, wodurch *er* zum Mittelpunkte gemacht wird, auf welchen sich nach diesem Gesichtspunkt die übrigen Theile der Wissenschaft beziehen, und so grofs insbesondere die Vortheile sind, welche für das *Criminalrecht* auf

Digitized by Google

diese Weise entstanden sind, so ist es doch zu bedauern, dafs man zum Theil in das andere Extrem gerathen ist, und die, den *Rechtstheilen* gegenüber zu stellenden *Rechtsquellen*, oft nicht nach ihrer allseitigen Eigenthümlichkeit oder ihren verschiedenen Beziehungen, sondern nur nach *einer* Hauptrichtung einer wissenschaftlichen Behandlung unterwirft, z. B. so, dafs eine Rechts*quelle* einem bestimmten Rechts*theile* correspondire: *Canonisches* Recht dem *Kirchen*recht, *Römisches* Recht dem *Privat*recht, während doch *jener Theil* noch andere *Quellen*, jene *Quellenrechte* noch andere *Theile* haben. Das *Privatrecht* wird nach verschiedenen Quellen, wenigstens als *Römisches* und *Germanisches*, vorgetragen; das *Römische* mehr nach seinen *Theilen*, wie denn in unserer Zeit das *öffentliche* Recht der Römer das Interesse mehr in Anspruch nimmt, als früher, unbeschadet der Thätigkeit für das *Civilrecht*; aber dafs man *canonisches* Recht fast nur als *Kirchen*recht im *engern* Sinn behandelt, ist ein Nachtheil, der nur durch solche, nach der einen und andern Rücksicht gleich gründliche Untersuchungen, wie die vorliegende des Verf. ist, beseitigt werden kann.

Das *fünfte Kapitel* betrifft *Deutschland*. Die frühern Gesichtspunkte: *Positives Recht*, *fremdes* und *einheimisches*, *Praxis* und *wissenschaftliche Behandlung*, finden sich hier vereint. Spuren des *Inquisitionsprincips* finden sich bei den Germanischen Völkern schon frühzeitig, auch im *Criminalprocefs*. Aber sie sind nicht selbstständig ausgebildet, und der Anklageprocefs ist vorherrschend, bis gegen das Ende des *Mittelalters* der inquisitorische Procefs in Criminalsachen in Gang kommt. Zur deutlichern Uebersicht hat der Verf. für nöthig gehalten, auch manches dem Civilprocesse der ältern Zeit Angehörige vorauszuschicken. Insbesondere sind hier die *Rügen* wichtig, theils als Vorbereitung zu der Aufnahme des Inquisitionsprocesses, theils wegen ihres innern Zusammenhangs mit den ersten Anfängen des *Geschwornen-Gerichts* in England unter *Heinrich* II, welche sich da zu einem eigentlichen Geschwornen-Gericht ausbildeten, was in Deutschland nicht der Fall war, so dafs sie, bis auf wenige Spuren, verschwunden sind. Auch bei dem *Fehmgerichte* bestand eine eidliche Verpflichtung zu *rügen*, was zur *Fehm-Rüge* gehörte. Hier ist aber nur insofern der Gedanke der von Amtswegen zu rügenden Verbrechen erkannt, als gewisse Personen zur Anzeige *verpflichtet* sind. Denn die *Form* des Verfahrens ist *accusatorisch*, und diefs unterscheidet auch das *Germanische Rügen* von dem *kirchlichen Sendgerichte*. Aber der Anklageprocefs selbst verlor im Mittelalter mehrere Eigenthümlichkeiten, die ihn von dem Inquisitionsprocefs unterschieden, und kam demselben dadurch näher. Diefs steht in Verbindung mit einer allmäligen Aenderung des Germanischen *Beweisverfahrens*, wonach jezt dem *Bekenntnifs* eine früher nicht anerkannte Wichtigkeit beigelegt, ja sogar ein *Zwang* gegen *Betretene* oder *Ueberwiesene* zur Erlangung desselben für *zulässig*, aber auch für *nothwendig* angesehen wird. Die nähern *Vermittlungen* zeigt ferner der Verf. auf in dem *Richten auf bösen Leumund*, und in dem *Klagen von Amtswegen*, d. h. bei der formellen Nothwendigkeit eines Anklägers, der oft fehlt, macht sich das *öffentliche Interesse* (welches wegen der Geldvortheile auch ein *finanzielles* ist) gegen jene Zufälligkeit geltend, durch das Verfolgen der Verbrecher von Amtswegen, zunächst auf *Bufse*, dann auf *Bestrafung*, so dafs hier die *alte Form* schon durch das *materielle Princip* des Inquisitionsprocesses durchbrochen wird. Seit dem vierzehnten Jahrhundert finden sich Beispiele hiervon, und die *Bambergensis* und *Carolina* haben diese Einrichtung noch mehr befestigt. Die *spätern* Gesetzgebungen haben es beibehalten, so dafs die Form des durch die Klage veranlafsten Verfahrens noch immer Accusationsprocefs ist, woraus sich später hie und da der Gebrauch einer der Anklage vorhergehenden *Untersuchung* und in der Folge der sogenannte *fiscalische Procefs* bildete. Nach allen diesen Vorbereitungen und Vermittlungen war dann die Einführung des *Inquisitionsprocesses* im *engern* Sinn, durch die *geistlichen Herren* in ihren Jurisdictionen, und durch den Einflufs der *fremden* Rechte in Deutschland, nicht mehr schwierig. Von der *Praxis* geht er in *Rechtsbücher* über, und dann in die *Schriften* der Männer, welche die fremden Rechte in ihrer Anwendbarkeit populär darzustellen suchen, z. B. *Ulrich Tregler*, der, was auch hier von dem Verf. mit Rech angenommen wird, die Bambergensis benuzte, während man sonst wohl das *Gegentheil* behauptet hat. *Brant* in seinem *richterlichen Klagespiegel* (1516) verweist bei seiner ungenügenden Darstellung des inquisitorischen Verfahrens auf die Italiener *Rofredus* und *Durantis*. Durch die *Bambergensis* ist nun der Inquisitionsprocefs,

Digitized by Google

neben dem accusatorischen, mehr verbreitet worden, theils sofern *Treglers Laienspiegel* grofse Autorität erlangte, theils weil die der Bambergensis folgenden Gesetzgebungen oder genauer *diese selbst* in der Form der *Brandenburgensis* und der *Carolina etc.* jene Procefsformen als gesetzliche vorschrieben. Aber *neu* eingeführt ist der schon früher bestehende Inquisitionsprocefs um so weniger, je bekannter die Quellen des Rechtsbuches sind, welches kein ganz neues Recht aufstellen, sondern hauptsächlich *geltendes* gemeines Recht und Gewohnheiten leichtfafslich vortragen sollte. Um so weniger kann es zugegeben werden, dafs die *Instructionen des Torquemada* für die *Spanische Ketzerinquisition* Quelle der Bambergensis und ihres Inquisitionsprocesses seien. Insofern der Unterzeichnete in einer Abhandlung durch die Art seiner Ausdrücke dem Verf. Veranlassung zu der Bemerkung gegeben, „er habe jene Ansicht wenigstens nicht entschieden verworfen," so ist er zu der Erklärung *verpflichtet*, dafs ihn des Verf. Darstellung überzeugt haben würde, wenn er wirklich früher jene Ansicht angenommen hätte; aber auch *berechtigt* zu bemerken, dafs er in der That jene Behauptung als eine „allgemeine und unmittelbare" *widersprochen* und bestimmt erklärt habe, dafs das geistliche Recht vielmehr eine *gemeinschaftliche Quelle des Verfahrens bei der (Ketzer-)Inquisition und des in Deutschland recipirten inquisitorischen Processes sei*, eine Annahme, deren Beweis ja mit ein Gegenstand der Arbeit des Verf. ist. Und dieser bemerkt selbst pag. 76: „Das Verfahren in der *Spanischen Ketzerinquisition* beruht seiner Grundlage nach auf dem *gemeinrechtlichen*, wie es durch positive Quellen und Praxis sich ausgebildet hatte." In der weitern Ausbildung unterscheiden sich allerdings beide Arten des Verfahrens vielfach. — An die Betrachtung der *einheimischen Gesetzgebung* schliefst sich folgerichtig die der *Schriftsteller*. Unter denen *vor Carpzov* wird besonders der *Niederländer Damhouder* ausgezeichnet, dessen ausgebreitetes Ansehen sich durch den für uns wichtigen Umstand ergibt, dafs das *Preussische Landrecht von* 1620 seine Darstellung des Criminalprocesses wörtlich an jenen anschliefst. *Carpzov* selbst, dem oft Unrecht gethan wird, hat für die Behandlung des Inquisitionsprocesses grofse Verdienste; das Sächsische ausgebildetere Recht ist durch ihn auf einen allgemeinen Standpunkt erhoben. Die Aufstellung und genauere Bestimmung des Unterschiedes von *General-* und *Special-Inquisition* hat ihn wie seine Nachfolger und die spätern Gesetzgebungen vornehmlich beschäftigt. Für uns ist als interessant hervorzuheben, dafs die *Preufsische Criminalordnung* von 1717 *nur* auf den *inquisitorischen* Procefs geht, und sich im Ganzen an die Grundsätze von *Brunnemann* anschliefst, was auch die *Josephina* von 1707 gethan hat. Was der Verf. über diefs Alles mit seltener Gelehrsamkeit mittheilt, darf durchaus nicht als eine blofs *äufsere Geschichte* der *Einführung* des inquisitorischen Verfahrens betrachtet werden; es sind vielmehr die *wichtigsten Beiträge* und reichliche Materialien zu einer *innern* und wissenschaftlichen Geschichte der Bildung des Inquisitionsprocesses geliefert, und es fehlt nicht an *practischen* Resultaten, welche daraus abgeleitet werden.

Der Inhalt der *bisher* betrachteten Kapitel ist eine, durch *innere Gründe* zusammenhängende Erzählung der Geschichte des *Inquisitions-Processes*, von seinen ersten kleinen Anfängen im *spätern Römischen* Recht an durch das *geistliche Recht* und die *Italienischen Practiker*, bis zu dem Uebergang und der Ausbildung in *Deutschland*, und somit kann die Absicht des Verfassers als erreicht betrachtet werden. Dennoch steht das in den *beiden lezten* Kapiteln, welche von *Frankreich* und *England* handeln, dargestellte Verfahren, nicht blofs als ein äufserlicher Inhalt *neben* dem bisherigen, weil nämlich in einer bestimmten Zeit der *Strom* des canonischen Rechts sich gleichsam in mehrere Arme theilt, die mit einander nur durch den *gemeinschaftlichen Ursprung* verbunden sind, sondern die wesentliche Verschiedenheit des *Gedankens* von dem blofs *Physischen* äufsert sich durch eine fortdauernde innere Beziehung, welche der Verfasser besonders bei dem Englischen Rechte auf eine sehr überraschende Weise darlegt. Als eine *Aeufserlichkeit* hingegen kann man die in neuern Zeiten gemachte Forderung willkürlicher Uebertragung oder Aufnahme fremder Einrichtungen ansehen, von denen namentlich die *neu-Französischen* auch nicht einmal die wahre historische Grundlage haben, welche eine Beziehung auf unser Recht zuliefse. In Frankreich findet sich der *Inquisitions*-Procefs bereits in der Mitte des *dreizehnten* Jahrhunderts so fest begründet, dafs man dessen Einführung nicht dem langsamen Wege der Doctrin, sondern der unmittelbaren Nachahmung des Verfahrens der geistlichen Behörden, besonders gegen

Digitized by Google

Ketzer, welches im südlichen Frankreich schnell emporkam, zuschreiben mufs. Und schon im Anfange des 14ten Jahrhunderts findet man die Thätigkeit der *procureurs du roi*, ähnlich dem Verhältnisse des *promovens inquisitionem* im geistlichen Rechte.

Der Verfasser entwickelt zuerst, *beide* Inquisition und Procuratoren, *abgesondert*, nachher in der *Verbindung*, wodurch sich der Französische Procefs eigenthümlich charakterisirt. Schon unter *Ludwig IX* kommt der Inquisitions-Procefs in einem Gesetz von 1254 vor; auch spätere Gesetze bestätigen ihn, doch sind einzelne Eigenthümlichkeiten aus historischen Gründen zu erklären, das Amt, welches später die Procuratoren erhielten, hatten Anfangs die *Beamten des Königs*, nachher erhalten sie erst eigenthümlich die fiscalischen Sachen, wahrscheinlich nach dem Röm. Recht, wefshalb im J. 1318 die Procuratoren in den Ländern, wo die *coutumes* galten, wieder aufgehoben wurden, und nur in den Ländern des *droit écrit*, als durch dasselbe gerechtfertigt, bestehen blieben; man billigte also im Allgemeinen diese Einrichtung nicht. Die Thätigkeit des Procurators gründet sich zunächst auf das Interesse an den *Geldstrafen*; dann auf die Idee des *canonischen* Rechts, bei dem Bedürfnifs, dem Verbrechen entgegen zu wirken; so ist im 14ten Jahrhundert der Criminal-Procefs mit Einwirkung des Procurators bestimmter ausgebildet. Der *accusatorische* ist nur noch üblich, wo ihn besonders *Gewohnheits-Recht* festhält. Durch Anklage oder Denunciation wird *Inquisition* veranlafst. Der Procurator ist aber auch bei dem Verfahren selbst mitwirkend, und zwar theils bei der *Information*, theils bei der *inquesta* oder eigentlichen *Inquisition*, entsprechend der *inquisitio generalis* und *specialis*, mehr jedoch bei *lezterer*; bei ersterer nur *veranlassend*. Die Gesetzgebung hat dieses Verfahren zu verschiedenen Zeiten näher bestimmt. Aehnlich ist auch in *Spanien*, *Portugal* ein *fiscalischer* Beamter im Inquisitions-Procefs thätig, ohne dafs man eine andere gemeinschaftliche Quelle für diese weitausgebreitete Einrichtung, aufser einer eigenthümlichen übereinstimmenden Ansicht, nachzuweisen vermöchte. Hingegen in die *Niederlande* ist der fiscalische Procefs von *Frankreich* aus gekommen. In einzelne *italische* Länder seit dem 16. Jahrhundert wahrscheinlich auch durch Französischen Einflufs. Selbst in der *katholischen Kirchen-Verfassung* finden sich spätere Spuren einer analogen *Beamten-Pflicht*, und zum Theil auch in *England*, wovon schliefslich das *siebente* Capitel handelt. Hier ergibt sich nämlich ein ganz eigenthümliches Verhältnifs der dort bestehenden *Geschwornen-Gerichte* zu dem Princip des *Inquisitions-Processes*. Zunächst waren *jene* der Aufnahme *dieses* leztern hinderlich: denn gerade zu der *Zeit*, als der canonische Inquisitions-Procefs sich entwickelte, bildeten sich in England die Geschwornen-Gerichte, und beide standen einander so entgegen, dafs selbst die Versuche *Heinrich VII*, jenes Verfahren einzuführen, vergeblich waren. Auf der andern Seite aber läfst sich in den Geschwornen-Gerichten in ihrer ursprünglichen Gestalt ein zu Grunde liegendes *inquisitorisches* Princip erkennen, und diefs ist die Rücksicht, nach welcher es für den Zweck des Verfassers nothwendig und gerechtfertigt wird, einige Erörterungen über den Ursprung der *Jury* sowohl in *Civil-* als in *Criminal-Sachen* mitzutheilen. In beiden ist sie aber auf verschiedene Weise entstanden. Die Unvollständigkeit der Quellen hat dem Verfasser die Beschränkung bis auf die Zeiten *Eduard II* auferlegt. Aus den gründlichen Voruntersuchungen über Englisches Recht und Gerichts-Verfassung und Literatur, welche den Verfasser zu seinem Gegenstande führen, hebe ich nur die *Resultate* hervor, dafs der *Anklage*-Procefs im ältern Recht die *Regel* bildete, dafs aber auch mittels einer *Rüge* eine Criminalsache zur Sprache kommen konnte, die dann gewöhnlich zu einer *Reinigung* führte. Die Rüge geschieht durch *Geschworne*. Hiermit stehen in Verbindung die *Gesammtbürgschaften* der Gemeinden, den Urheber des bei ihnen begangenen Verbrechens zu stellen oder den Schaden zu ersetzen. Denn diefs bewirkt natürlich eine *Bemühung* der Gemeinde. Aus der unter *Heinrich II* hiefür bestimmten Form ist die *Jury* in *Criminalsachen* hervorgegangen. In dem Rügeverfahren vor den *reisenden Justitiarien* liegt bestimmter das inquisitorische Princip. Ihnen mufsten die Geschwornen alle Verbrechen anzeigen; die Verschweigung war strafbar. Später findet nun stets, wo kein Ankläger ist, die *öffentliche* Rüge statt. Die Beamten sind *Coronatores* ähnlich den Fiscalen. Unter *Heinrich III* bildet sich die von der *Rüge-Jury* verschiedene *Urtheils-Jury*, im Zusammenhang mit der Abschaffung der Gottes-Urtheile in England, die dort längst nicht mehr durch die Volksansicht in ihrem Ansehen erhalten wurden. Die nun eingeführte Jury richtet über die *Schuld*. Das Criminal-Verfahren ist nun theils ein

Digitized by Google

solches, wo eine eigentliche richterliche Entscheidung *nicht* erfordert wird, z. B. Flucht des Verbrechers, wo Achtprocefs statt fand — bei handhaften, und bei sogleich zugestandenen Verbrechen; theils gibt es ein Verfahren mittels *Ankläger* (*appellator*) vor den *reisenden Justitiarien*, theils ein *indictamentum* ohne Ankläger. Lezteres ist ein Verfahren *von Amtswegen*, und auch ersteres konnte in lezteres übergehen: denn wenn irgend ein gegründeter Einwand gegen diese Anklage gemacht war, so hiefs es zwar *appellatio cadit*, aber auf die *Praesumtion*, welche die Anklage rechtfertigte, konnte im Namen des Königs „*ex officio et pro pace regis ad inquisitionem*" vorgeschritten werden. Denn „*ad regem pertinet accusatio et secta pro pace sua, ne maleficia impunita maneant. Injuriatur enim non tantum, qui occiditur, sed et dominus rex, cuius pax infringitur,*" worin also das *allgemeine* Princip gegenüber dem *besondern* des Beleidigten bestimmt genug anerkannt ist. Das weitere Verfahren mit der *Urtheils*-Jury schliefst sich auch mehr jenem *allgemeinen* Princip, als dem des *accusatorischen* Processes an. Und neben dem leztern herrscht schon bei der ersten Ausbildung der Criminal-Jury das Inquisitionsprincip vor. Es ist nicht unwahrscheinlich, dafs Einiges davon aus dem Rechte der Kirche in die Gerichte übergegangen sei; wenigstens unterstützen die im Buche angeführten Gründe diese Meinung. Die *Urtheils*-Jury ist ein *Surrogat* des Gottesurtheils und des Zweikampfs, und erscheint früher als ein *freiwilliges* Vertheidigungsmittel des Angeschuldigten; aber es ist ein *gemeinschaftliches* Beweismittel, auch zum Vortheil des Klägers, (es ist der *campio* des *Rex*, denn dieser hat keinen *campio*, *nisi patriam*). Sind die *Geschwornen* nun *Zeugen* der *patria*, welche durch zwölf aus ihrer Mitte repräsentirt wird, so ergibt sich zunächst ihre Beschränkung nur über die *factischen* Voraussetzungen des Urtheils zu sprechen; allein mittelbar enthält die Beurtheilung, ob Jemand *culpabilis* sei, auch das *Rechtliche*, und so wird diefs mit Berücksichtigung aller Umstände in *einem* allgemeinen Urtheil ausgesprochen. Die Geschwornen sind daher nicht aus einem *Schöppen-Gericht* entstanden, welches aus einem *Vortrag* der *Parteien* mehr über das *Recht* spricht, während jene aus *eigener* Wissenschaft mehr über das *Factum* sprechen. Auch aus dem Institut der *Eideshelfer* will sie der Verfasser nicht ableiten. Später haben die *Geschwornen* mehr die Eigenschaft der *Schöppen* angenommen, indem sie auch nach den ihnen dargelegten Beweismitteln sprachen, und diese Veränderung war nothwendig, da ein Verfahren oft ungerecht seyn mufste, wenn die berufenen Geschwornen im *alten* Sinne nach ihrer *Wissenschaft* über ihnen gänzlich *unbekannte* Thatsachen sprechen sollten. Durch allmälige Veränderungen der Criminal-Verfassung, ist aber die zu Grunde liegende *inquisitorische Idee* so verdeckt worden, dafs sie in dem *heutigen* Verfahren nicht leicht wieder zu erkennen ist; das Institut hat sich vielmehr in einer Unabhängigkeit von den Gerichten ausgebildet, welche unter *Karl II* ihre Vollenduug erreichte. Aber unerachtet dieser Form ist doch dem Wesen nach wenigstens jenes allgemeine Interesse des *Staats* und *Rechts*, unabhängig von dem besondern des Angegriffenen nach den in der Einleitung dieser Anzeige aufgestellten Grundsätzen auch in der *Englischen* Criminalrechtspflege, gleichsam, wenn man so sagen darf, als das, auch in dem spätern *Accusations-Procefs* enthaltene *inquisitorische Moment* und *Element* sichtbar.

Der allgemeine, dem Werke zu Grunde liegende Gesichtspunkt ist mit den Bemerkungen oben angegeben, und die kurze Angabe des Inhalts wird einigermaafsen den Leser in den Stand setzen, den Gang der Untersuchung des Verfs., und die Weise derselben zu entnehmen. Am Schlusse wäre jezt noch ein allgemeines Urtheil auszusprechen, wenn nicht einerseits der Unterzeichnete der Meinung wäre, dafs es seines Lobes nicht erst bedürfte, da vielmehr auch seine Anzeige wenigstens die Wichtigkeit und Verdienstlichkeit des Unternehmens und der Ausführung ins Licht stellt; anderseits ist bei einem Werke, welches seinen Stoff aus den verschiedensten Quellen ältern und neuern Rechts entlehnt, ein Aufwand von Studium und Literatur-Kenntnifs in einer so speciellen Richtung erforderlich, dafs es aufser dem gelehrten Verfasser Wenige geben wird, die sich mit gutem Gewissen berufen fühlen könnten, ihm in *jedem einzelnen Punkt* seiner umfassenden Untersuchung, und zwar nicht nach der beschränkten Rücksicht *einer* Rechtsquelle, sondern nach der umfassenden *sämmtlicher* Quellen und des ganzen Reichthums der Schriften der ältern und neuern Theoretiker und Practiker selbstständig gegenüber zu treten. Es würde daher eben so sehr dem Zweck dieser Blätter, welche die Jurisprudenz nach ihrer *allgemeinen* Seite aufnehmen, entgegen seyn, als unpassend gegen das ausgezeichnete Werk, einzelne Punkte zum Gegenstand des Versuches einer Bestreitung oder Widerlegung zu machen. Freilich beruht auf allen

Digitized by Google

Einzelnheiten im Geschichtlichen die Wahrheit, und es ist *nichts* nach dieser Rücksicht unbedeutend. Dennoch ist die Wahrheit, welche der Verfasser sucht und gibt, die höhere, welche daher auch dadurch nicht leiden würde, wenn auch, über einzelne Behauptungen desselben, ein Zweifel erhoben oder deren Gegentheil dargethan wird. Schon oben ist in dieser Beziehung bemerkt worden, dafs hier überhaupt nicht sowohl die Wahrheit als *Resultat* erst zu *entdecken* war, als vielmehr der *Weg* ihrer *Begründung*. Dieser ist hier sicher im Ganzen als der richtige anzuerkennen, und hat gewifs auch für vieles Andere den rechten Weg kennen gelehrt, dem man im Laufe der Untersuchung begegnet.

I. F. H. Abegg.

L.

Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen. Von Dr. Fr. Münter, Bischof von Seeland. Zwei Hefte mit 13 Tafeln 4to. Text des 1sten Heftes S. 118. des 2ten S. 138. Altona bei Hammerich. 1825.

Ein Veteran der theologischen Wissenschaften hat als Archäolog hier einen glücklichen, mit seinen Hauptstudien verwandten Gegenstand zur Bearbeitung ergriffen, welcher auch jeden gebildeten Laien ansprechen mufs. Sein Bestreben ist, in einem mäfsigen Umfange eine Art Bilderbuch der Symbole und der Kunstvorstellungen der frühern Jahrhunderte des Christenthums zu liefern. Der Antheil, den wir an der Zusammenstellung und an den Erläuterungen solcher Gegenstände nehmen, macht es uns zum wahren Vergnügen, die Schrift und die dazu gelieferten Bilder genauer in Betracht zu ziehen, theils um dem würdigen Verfasser die Anerkennung für das bereits Geleistete zu bezeigen, theils vielleicht auch dadurch zu bewirken, dafs der gelehrte Herausgeber die Arbeit noch einmal zur Hand nimmt, und in einer zweiten Ausgabe dem Werke jene Vollkommenheit zu geben sich bestrebt, welche dem hohen Interesse der darin behandelten Gegenstände entspricht.

Glückliche Verhältnisse nahmen die Aufmerksamkeit des Verfs. für das bildliche Studium des Alterthums schon in der früheren Jugend in Anspruch, die Universitätsstudien unter *Heyne* förderten sie, und noch mehr ein längerer Aufenthalt in Italien und Sicilien. Nur bedauert er, dafs ihn damals das Studium des höhern Alterthums mehr anzog, als das der altchristlichen Denkmäler. Er mufste also bei der Abfassung seiner Schrift hauptsächlich aus den Schriftstellern schöpfen, welchen man die Bekanntmachung der christlichen Denkmäler der ersten Jahrhunderte verdankt. Dabei beschränkt sich der Verf., mit Uebergehen alles Architektonischen, allein auf das Bildliche, und zwar nur auf das der frühern Zeit zwischen Constantin und Carl dem Grofsen.

In der Einleitung wirft der Verfasser einen Blick auf die Länder Palästina, Aegypten, Syrien, Asien, Griechenland, die Nordküsten von Afrika, Sicilien und Spanien, wo das Christenthum zuerst aufblühte, und welche dann mit ihren Kunstwerken den Zerstörungen der Irrgläubigen unterlagen. Daher die Meinung des Verfassers, dafs eine christliche Kunstgeschichte nicht mehr möglich seyn möchte: ein Punkt, den der Referent weiterhin in nähere Betrachtung nehmen wird.

Auch lasse sich von der Kunstpflege der ersten Christen nicht vortheilhaft urtheilen. Denn da das Christenthum von der Synagoge ausging, und die Juden mit geringer Ausnahme, als Verächter der Kunst, besonders die Bildung der menschlichen Figur verabscheuten; so hätten solche Ansichten auch auf die Verehrer des neuen Cultus einwirken müssen. Tertullian und andere älteren Väter hätten sich gegen die Künstler und die Kunst überhaupt ausgesprochen (um sich in solcher Hinsicht, so wie früher Moses, von den Heiden geschieden zu halten). Selbst für Siegelringe wählten die ersten Christen nur geringe Gegenstände, welche eine Art allegorischer Beziehung auf das Christenthum hatten, als eine Taube, einen Fisch, einen Anker, ein segelndes Schiff, eine Leier und dergleichen. Nur allmälig versöhnte man sich mit der Kunst. Doch fanden christliche Kunstvorstellungen von Seite kirchlicher Schriftsteller noch immerhin kräftigen Einspruch, der sich auch auf fernere Zeiten fortpflanzte, und jene spätere Wuth gegen die Bilder hervorrief.

Ueber den Anfang der Bildung christlicher Gegenstände lasse sich nichts Sicheres ermitteln; doch sei er früher, als Constantin die Duldung verkündete. Kirchliche Schriftsteller des 3ten Jahrhunderts deuteten häufig auf bildliche Darstellungen hin, und zwar eben dadurch, dafs sie ihre Zulassung bestritten. — Im 4ten Jahrhundert würden sichere Nachrichten ergiebiger, über Kunstgegenstände des neuen und alten Testaments sowohl, als über Bildnisse und Heilige.

Um sich eine anschauliche Kenntnifs der ältern christ-

Digitized by Google

lichen Denkmäler zu verschaffen, seien mehr die Kunstwerke in den Coemeterien, als in den ältern Kirchen geeignet. — Der Verf. bezeichnet dann die verschiedenen Techniken, in denen noch solche Kunstworte sich erhalten haben. Hiezu gehören erstlich plastische Werke in gebranntem Thone, in Erz und Marmor, in Holz und Elfenbein, auf geschnittenen Steinen und in Glasflufs; dann Malereien theils auf Tafeln, auf Pergament, auf Kalkanwurf an Gewölben und Wänden, theils in musivischen Arbeiten, und in Kunstweberei, womit die Stoffe zu den Kleidungen verziert wurden. Es gebe keine wesentliche Technik der Alten, worin nicht auch die ersten Christen Kunstwerke verfertigt hätten.

Der Verf. theilt dann die Gegenstände ein: 1. in sinnbildliche, 2. in die Darstellung Christi, seiner Mutter und der Apostel, 3. in alttestamentarische, 4. in die des neuen Testaments, 5. in die kirchlichen Gebräuche, und 6. in die christlicher Legenden.

Dabei verfehlt der Verf. nicht zu bemerken: dafs bei solchen christlichen Vorstellungen noch häufig Gegenstände aus der heidnischen Kunst aufgenommen seien, nämlich als symbolische Bezeichnungen und Allegorien: wie Sol und Luna, Victorien und andere theils weibliche, theils männliche Genien; ferner Personificationen von Bergen, Flüfsen, Städten u. s. w.

Zu dem, was der Verf. über das Costüm sagt, bemerken wir blofs, dafs in den christlichen Denkmälern das Orientalische nicht so selten vorkommt, und dafs das Griechische uns mehr vorherrschend scheint als das Römische. Auch darf nicht vergessen werden, dafs auch das Costüm vorkommt, was wir das Scythische nennen; doch diefs nur bei Gefangenwärtern und Häschern.

Unter den Werken, die der Verfasser zu seinem Zweck benuzte, verdienen vorzüglich die *Roma Latteranea* von *Bosio*, und die *Vetera monumenta* von *Ciampini* genannt zu werden. Andere, wie *Aringhi*, *Boldetti* und *Bottari* sind nur Copien. Bedeutender sind die *frammenti di Vetro* von *Buonarotti*, und die *Diptycha* von *Gori*, welche lezteren der Verf. nicht gebraucht zu haben scheint.

Diefs ist der Gang in der Einleitung, wozu wir noch bemerken: p. 10. nicht das „gröfste Gewölbe" in der Paulskirche war musivisch ausgelegt, sondern das Mosaik fand sich über dem grofsen Bogen, der das Hauptschiff von den Querschiffen trennt; und p. 11. die musivischen Gemälde über den Säulen des Hauptschiffes von *S. Maria maggiore* sind nicht aus Steinmosaik, sondern von Glasflufs. P. 12.: Dafs die christlichen Catacomben früher zum Theil auch für heidnische Gräber dienten, läfst sich aus dem Grunde sehr bezweifeln, weil man in denselben weder Aschenurnen, noch Columbarien entdeckt; die Wände von Tufstein und Puzzolana sind immer so eingehauen, um unverbrannte Leichen darin zu bestatten. Auch p. 13 findet man in denselben keine eigentlich heidnischen Gegenstände. Was allda in der Note als ein heidnisches Gastmahl bezeichnet wird, halten wir für eine Vorstellung der Hochzeit zu Cana, und die Umarmung des Amor und der Psyche in dem Glasrelief bei *Buonarotti* Taf. 28. 2., betrachten wir als ein christliches Xenion, und als Sinnbild ächtchristlicher Ehe, wovon die Idee aus dem alten Mythus auf die Christen überging; und diefs darf um so weniger befremden, wenn man bedenkt, wie lange und häufig die frühern Christen noch über die Unsterblichkeit platonisirten. Das einzige Gemälde in der Catacombe der heil. Priscilla (*Bosio p.* 499.) könnte Zweifel erregen: ob es heidnisch oder christlich sei. In der Mitte sieht man in einem Kranze das Brustbild eines jungen Mannes, den die Quadrigen rechts und links als Sieger in den Circusspielen bezeichnen, zugleich mit zwei weiblichen Figuren, welche gleich Musen Rollen halten, und das Lob des Dargestellten zu besingen scheinen. Indessen obgleich hier kein christliches Beizeichen vorkommt; so ist anderseits zur Genüge bekannt, wie lange die Circusspiele noch unter den Christen fortdauerten. Die p. 14. gegebene Inschrift läfst sich schwerlich als christlich deuten. Das *Jus Ollarum* kann nur auf Heidnisches gehen. Die Christen, an die Auferstehung des Fleisches glaubend, mufsten das Verbrennen ihrer Todten verabscheuen. P. 15.: Schön bemerkt der Verf., dafs in den Coemeterien der ersten Christen nichts von Vorstellungen und Sinnbildern gräfslicher Art vorkomme, sondern nur solches, was den Glauben und die Hoffnung beleben kann, und dafs die ersten Christen ebenso die Darstellungen des Leidens Christi mit einer Art Absichtlichkeit, wie es scheint, vermieden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 127. u. 128.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1827.

Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen, von Dr. Fr. Münter.

(Fortsetzung.)

P. 23: Ueber die Eleganz in der Anordnung der Gemälde in den Cömeterien sind wir ganz einverstanden. Der antike Sinn der bessern Zeit bewährt sich darin noch gänzlich. Auch ist in den Marmorreliefs das Ungezwungene und Klare in der Anordnung noch ganz dem Styl des höhern Alterthums entsprechend. — Die Darstellung verschiedener Gegenstände auf einem und demselben Relief oder demselben Deckengewölbe scheint den Verf. zu befremden. Aber Aehnliches kommt auch auf antiken Monumenten vor: verschiedenartige Mythen in derselben Reihe, und zwar manchmal nicht einmal so getrennt, wie bei den christlichen Vorstellungen. Was p. 11. über die Statuen bemerkt wird, mögen allerdings dieselben in der frühern Zeit seltener vorgekommen seyn. Doch darf die Statue des guten Hirten in der Vaticana, die kürzlich noch ein Kenner mit grofsem Lobe, und von einem Styl, der dem Constantinischen Zeitalter vorangeht, erwähnt hat, nicht ungenannt bleiben; auch dürften die Bilder von Christus und von Abraham, welche *Alexander Severus* (*Lamp. in Alex. Sev. c.* 29 u. 43) in seinem *Larario* aufstellte, nicht wohl anders als statuarisch gedacht werden. Ferner erinnern wir an die thronende Statue des heil. Petrus in der Hauptkirche zu Rom. Wir meinen nicht die von Erz, sondern die von Marmor in der unterirdischen Peterskirche, welche zwar ursprünglich kein Petrus, sondern eine antike Statue war, die man durch Aufsetzung eines andern Kopfes, und durch Ansetzung neuer Hände zu dem Bilde des Fürsten der Apostel umwandelte, und dann erst später die erzene Statue darnach gofs. Es fehlte also nicht an dem Bestreben, statuarische Bilder aufzustellen. Doch scheint das Colossale der musivischen Werke in den Kirchen den Sieg über die Plastik davon getragen zu haben. Bei den Tempeln der Alten war es umgekehrt: das Hauptbild war immer plastisch, während die Malerei blofs die Wände zierte.

Die Sinnbilder p. 27 — 114 führt der Verf. nach dem Alphabet in 36 Numern auf, und die Zeichnungen dazu auf vier Tafeln. — Es scheint, dafs die Liebe zur Vollständigkeit den Verf. zu einer gröfsern Annahme solcher Symbole verleitet hat, als es deren wirklich gab; auch scheint es, dafs er die Zeichnungen von den ächten über Gebühr vermehrte, ohne so glücklich zu seyn, unter den Monumenten immer die günstigsten auszuwählen.

1. Die Ameise: Verf. bezweifelt sie mit Recht als christliches Symbol, nur als allgemeines für Aemsigkeit kann sie gelten.

2. Der Anker: habe weder bei den Alten, noch bei den Christen je als Symbol der Hoffnung gegolten. Er kommt aber fast immer nur mit den Fischen verbunden vor, und hat sodann seine eigene Bedeutung (S. unter Fisch).

3. Unter den Bäumen sind die Cypresse, Fichte, Myrte, der Oelzweig, die Palme und Rebe als Symbole bekannt. Aber als christliche möchte sich nur der Oelzweig im Munde der Taube, und die Palme in den Händen der Märtyrer behaupten.

4. Die Monogramme Christi verzeichnet der Verf. in einem langen Artikel mit allen Varietäten.

5. Das Einhorn läfst sich als Sinnbild bezweifeln. Das Bild im Fuldaischen Bischofstabe möchte besser eine wilde Ziege heifsen, als Anspielung auf die waldige Gebirgsgegend.

6. Die Symbole der vier Evangelisten: weder die vier Papierrollen, noch die oft vorkommenden vier Quellen von Flüssen (Taf. I. 13 und 14) lassen sich als solche annehmen. In Hinsicht der leztern wird durch das Mosaik in der alten Peterskirche bei *Ciampini* (T. III. Tab. 13.) klar, dafs die vier Quellen die Flüsse Gion, Phison, Tigris und Euphrates, deren Namen beigeschrieben sind, vorstellen. Christus (oder an dessen Stelle das Lamm) auf

Digitized by Google

dem Felsen stehend, woraus die Flüsse entspringen, erscheint hier als Wiedereroberer des verlornen Paradieses. Die vier wahren Symbole sind die aus Ezechiel und der Offenbarung Johannis entnommenen. Nach Ambrosius ward Christus unter den vier Figuren versinnbildet: als Mensch, weil er aus Maria geboren, als Löwe wegen der Stärke, als Kalb, weil er sich für das Menschengeschlecht opferte, und als Adler wegen der Auferstehung. Hieronymus drückt sich hierüber etwas verschieden aus: *Christus est homo nascendo, vitulus moriendo, Leo resurgendo, aquila ascendendo.* Es wird bemerkt, dafs solche Symbole weder in den Cömeterien, noch auf andern frühern Monumenten, sondern erst in den Mosaiken des 6ten Jahrhunderts in S. Cosimo und Damiano zu Rom, und in S. Vitale zu Ravenna vorkommen. Lezteres ist aber falsch: die vier Symbole sieht man schon in dem Mosaik in der Mitte über dem grofsen Bogen in S. M. Maggiore zu Rom, der die Tribuna von dem mittlern Schiffe trennt, und dieses liefs schon Xystus III im Jahr 433 verfertigen (*Ciampini Tom. I. Tab.* 40). Wenig ist die Meinung von *Paciandi* in Hinsicht der beigebrachten Münze zu beachten; und lächerlich sind die späteren Vorstellungen, wo die Evangelisten selbst mit den Thierköpfen dargestellt erscheinen.

7. Das Fafs: als Symbol christlicher Eintracht ist mehr als verdächtig, und wie der Verf. sagt, selbst geschmacklos.

8. Der Fisch: wegen der Deutung des Griechischen Wortes *ΙΧΘΥΣ* ist ein beliebtes Symbol der frühern Christen, und daher öfters auf Gemmen vorkommend, meistens verbunden zugleich mit dem Anker. — Diefs Buchstabenspiel erweiterte sich bis zum Zeichenräthsel, was die Franzosen Rébus nennen. Dahin gehört der Grabstein, wovon die Zeichnung Taf. II. 28 beigefügt ist. Die Zeichen sind: Fisch, Haus, Wage, Leuchter, und der erweckte Lazarus, was so auszulegen wäre: Jesus Christus Gottes Sohn, Erlöser — ist Herberge, Gerechtigkeit, Licht und erneutes Leben.

9. Der Fischer: Christus als Seelenfischer kommt nicht vor; und das Nro. 27 dargebrachte Bild, obwohl bei *Bosio* als Episode mit der Vorstellung des Jonas verbunden, ist aus der antiken Kunst entlehnt.

10. Der Fels (*Petra*), obwohl Christus so genannt wird, kann kein Sinnbild geben; eben so wenig wie in

11. der Fufsstapfen.

12. Der Hahn: ist bei den Alten Sinnbild der Wachsamkeit, oder eher des Kampfeifers. Als christliches Symbol kommt dieses Thier nicht vor; denn bei der Verläugnung Petri gehört der Hahn zur Vorstellung, und ist nicht Symbol.

13. *Haus* und *Thurm* an sich können nicht als Sinnbilder gelten; sondern nur der Leuchtthurm, der dem Schiff im Sturme leuchtet, wie auf einem christlichen Grabstein (Taf. IV. 74) in der Vorhalle *S. M. in trastevera.*

14. Der *Hirsch:* Sinnbild der Inbrunst nach Gott. Die bessern Vorstellungen hievon sind: bei *Bosio*, p. 131, der an den Jordan herbeieilende Hirsch, wo Christus getauft wird, und dann in dem Mosaik vom alten S. Peter bei *Ciampini* (*Tom. III. Tab. XIII.*), wo die Hirsche sich annähern, um aus den Quellen der vier Flüsse des wiedergewonnenen Paradieses zu trinken.

15. *Der gute Hirt:* keine Kunstdarstellung war beliebter als diese Parabel. Sie erscheint früh in allen Kunstarten und mit antiker Eleganz. Der Verf. bringt hievon mehrere Zeichnungen, doch nicht die schönsten vor. In den Cömeterien erscheint auch noch Orpheus an dessen Stelle.

16. *Der Kelch:* kommt spät und selten vor. Ob er als Sinnbild der Agapen anzusehen seyn möchte, ist zu bezweifeln.

17. *Das Kreuz:* erhält hier einen gelehrten, aber nicht erfreulichen Artikel.

18. *Die Krone:* man sieht zwar in Denkmälern da und dort Kronen; aber man gewahrt nicht, welche sinnbildliche Bedeutungen sie haben möchten. Erst im frühern Alter der neuern Kunst kam die schwebende Krone als Sinnbild der Hoffnung auf, welche figürlich dargestellt, den sehnenden Blick nach der himmlischen Krone emporrichtet.

19. Das *Lamm* mit dem Kreuze: kommt früh an der Stelle Christi vor, und schon früher an der Stelle des zu opfernden Isaac. Lämmer in der Zahl zwölf beziehen sich auf die Apostel: sie opfern sich als Martyrer für die Kirche. Die Lämmer unter der Obhut des guten Hirten versinnbilden die Kirche selbst.

20. Die *Leyer:* erscheint blofs in den Händen des dem guten Hirten substituirten Orpheus.

21. Der *siebenarmige Leuchter:* kommt nur bei *Bosio* vor, aber aus einer Catacombe, die den Juden zum Begräbnisse angehörte.

22. u. 23. Der *Löwe*, wie der *Ochse* sind schon besprochene Symbole der Evangelisten.

Digitized by Google

25. Der *Pelican:* der die Jungen mit dem eigenen Blute nährt, kommt erst im früheren Alter der neuern Kunst vor, gewöhnlich oben auf dem Kreuze Christi sitzend. — Die folgenden: wie der *Pfau*, die *Rosse*, der *Phönix*, der *Rabe*, der *Wagen* lassen schwer christliche Deutungen zu. Der *Tod*, als Gerippe fahrend, möchte noch weniger hieher gehören. — Besser erklären sich die *Schlange* und die *Tauben* zu einander, wie sie mit dem Monogramm des Kreuzes auf Taf. I. 5. vorgestellt sind: „Seid klug wie die Schlange, und ohne Falsch wie die Tauben." Aber diese Symbole einzeln und getrennt geben schwer einen Sinn. Die Schlange als Verführerin würde sich einzeln nicht erklären, und die Taube nur in so fern Bedeutung haben, als sie den rettenden Oelzweig, das Symbol des Friedens mit Gott, im Schnabel trägt.

Was der Verf. p. 113. über vermischte Gegenstände bemerkt, verdient kaum der Anzeige. — Von figurirten *Herzen* ist uns nie was Zuverlässiges vorgekommen. Handwerkszeuge auf Grabsteinen bestimmen zwar den Stand der Verstorbenen, aber als eigentliche Sinnbilder lassen sie sich nicht nennen. — Geflügelte Genien, die Bildung der Jahreszeiten, der Berge und Flüsse, der Sonne und des Mondes und andere allegorische Figuren, die als Nebenwerk nach Vorbildern der antiken Kunst auch auf christlichen Denkmälern vorkommen, konnten wegen ihrer allgemeinen und zugleich gefälligen Bedeutung keinen Anstofs geben. Auffallender sind die Menge antiker Sarcophage, mit heidnischen Mythen aller Art verziert, worin man im spätern Mittelalter christliche Leichen beisezte, und bald in den Vorhöfen, bald in dem Innern der Kirchen selbst aufstellte. Diefs geschah theils aus Unkunde der vorgestellten Gegenstände, (so ist z. B. der berühmte Achat in Paris, von dem ich zuerst die wahre Erklärung gab. — S. die *Analekten* von *Fr. A. Wolf II. p.* 332 — nämlich dafs die Adoption des Nero in die Familie der Cäsaren darauf vorgestellt sei, durch Jahrhunderte in dem Kirchenschatz der heiligen Kapelle mit dem Glauben aufbewahrt worden, dafs darauf der Triumph des keuschen Joseph in Aegypten abgebildet sei,) theils aus Mangel anderer schöner und prachtvoller Grabbehältnisse. — Beiläufig werde hier bemerkt, dafs der vom Verf. bezeichnete Sarcophag in der Hauptkirche zu Girgenti nicht den Mythus des Meleager, sondern den des Hippolytus vorstellt. In der Kirche S. Matteo zu Salerno stehen nicht weniger als sechs solcher antiken Särge, und im Campo Santo zu Pisa noch mehrere.

Das zweite Heft enthält eine Uebersicht der Gegenstände des alten und des neuen Testaments, welche in den ersten Jahrhunderten des Christenthums künstlerisch dargestellt wurden, und von denen sich noch Denkmale vorfinden. Kein wesentlicher Gegenstand sollte nach der Absicht des Verf. hier übergangen werden. Auf neun Tafeln sind die Abbildungen beigefügt. *)

I. *Christus:* die Bildungen dessen, der duch seine Lehren, Thun, Leiden und Erhöhung der Welt eine neue Gestalt gab, sind wie natürlich vorangestellt. Die Ergebnisse sind: Es sei, da Christus unter einem Volke entsprossen sei, welches alles Bildliche verabscheute, wenig wahrscheinlich, dafs je ein wirkliches Bild — *vera icon* — von Christo vorhanden gewesen sei, und höchstens eine dunkle Tradition zu dessen späterer Bildung habe beitragen können. Nach den Worten des Isaias (53, 2) hätten sich die ältesten Kirchenscribenten die Person Christi klein, ungestalt, und von niedrigem Ansehen gedacht. Schön ist daher

*) In der Note erwähnt der Verf. die von Varro gesammelten Bildnisse berühmter Männer, und neigt sich zu der Meinung, dafs damals schon die Erfindung der Formschneidekunst gemacht seyn möchte. Allein aus der vielbesprochenen Stelle des Plinius (35, 2) geht nichts hervor, was eine solche Annahme begünstigte, und sich nicht durch monochromatische Zeichnung auf ähnliche und bessere Weise hätte erreichen lassen. Nach guten Vorbildern, die Varro durch geschickte Künstler copiren und sammeln liefs, konnten Zeichner und Maler vom Stande der Freigelassenen, und selbst abgerichtete Sklaven, fabrikmäfsig arbeitend, die Exemplare auf Pergament verhältnifsmäfsig in sehr kurzer Zeit unendlichmal und sehr sauber vervielfältigen. Dafs aber Lala Cycicena Antheil an solchen Arbeiten nahm (*Plin.* 35, 40. S. 42), ist schon aus dem Grund zu verwerfen, dafs diese Künstlerin sich ihre Porträte sehr hoch bezahlen liefs. Anderseits wäre es keinesweges den Worten des Plinius entgegen, dafs eine solche Bildnifssammlung in Schwefelabgüssen bestand, in der Art, wie wir jezt die Abgüsse von antiken Gemmen und Münzen machen. Darauf führen selbst die Endworte der Plinianischen Stelle: *et clandi possent.* Denn fachweise werden solche Abgüsse in hölzerne Kästchen eingeschlossen. — Auch wäre die Stelle des Gellius (3, 10) nicht entgegen. Varro mochte das Werk Hebdomades nennen nach der Vertheilung der Abgüsse in sieben verschiedene Kästchen; wovon jedes hundert Stück enthielt; denn auf 700 belief sich die Zahl der gesammelten Bildnisse, die er zugleich mit einer Beschreibung begleitete.

Digitized by Google

die Idee des Origines: Christus habe einen Scheinkörper gehabt, wodurch er sich jedem in beliebiger Gestalt zeigte. — Ob dem bekannten Briefe des Lentulus, und der damit übereinstimmenden Nachricht des Johannes von Damascus über die Bildung Christi eine Tradition zum Grunde lag, oder ob solche Beschreibungen erst später nach schon vorhandenen Kunstwerken gemacht wurden, liefse sich nicht ausmitteln. Aber gewifs ist es, dafs solche Nachrichten der Person Christi eine Bildung zutheilen, deren Grundzüge schon in den Malereien der Cömeterien bei *Bosio* vorkommen, und vergleichen wir hiemit die Vorstellungen in den Mosaiken der ältern Kirchen zu Rom und Ravenna, und dann spätere, wie besonders die colossale Bildung in der Hauptkirche zu Monreale bei Palermo, so sieht man, dafs das Ideal Christi schon früh, und wahrscheinlich schon von Constantin fixirt war. Wir können nicht umhin, hiebei an ähnliche spätere, aber mit ungleich mehr Kunstvollkommenheit gearbeitete Bilder zu erinnern, nämlich an ein Byzantinisches Werk in der Hauptkirche zu Prag, das Carl IV mit sich aus Italien brachte, dann an ein anderes in der Berliner Sammlung mit dem Namen von Johann v. Eyck, ferner an den Christus, der unter den Pharisäern lehrt, von Leonardo da Vinci, früher in der Sammlung Aldobrandini in Rom, jezt in England; was wir gern das schönste Bild Christi nennen möchten, wenn ihm der unvergleichliche Kopf des Andrea del Sarto in der heiligen Kapelle der Anhunziata zu Florenz den Rang nicht streitig machte.

Wir haben aber auch in Rücksicht der Bildung Christi die ältesten Reliefs auf den Marmorsärgen, die in den Cömeterien gefunden sind, zu Rath zu ziehen. Hier erscheint Christus auf zwei Weisen, einmal ohne und das anderemal mit dem Bart. — Unbärtig ist seine Bildung fast durchaus in allen Vorkommenheiten des Lebens und Handelns vor seinem Leiden, wobei zu bemerken: dafs bis jezt kein Denkmal gefunden ist, das in jenen frühen Zeiten Christus in irgend einem Momente seines Leidens und Todes vorstellte. Unbärtig und jugendlich in edler Gestalt, und immer in die lange Tunica mit dem Pallium darüber schön gekleidet, trägt er mit dem Gesichte eines Apollo, oder eher eines Adonis schöngelocktes Haar.

Bärtig, und in der Gesichtsbildung und in den Haaren ähnlich dem Aesculapius, aber auf gleiche Weise mit der Tunica und mit dem Pallium darüber bekleidet, erscheint Christus nach seiner Erhöhung als Erlöser. Eine gröfsere Anzahl von Denkmälern bei *Bosio* müssen in den genannten zwei Beziehungen verglichen werden. Schade ist es, dafs aus jener Zeit kein statuarisches Monument auf uns gekommen ist, wie etwa dasjenige seyn mochte, was Alexander Severus von Christo in seiner Hauscapelle aufgestellt hatte. — Man darf kaum zweifeln, dafs jene philosophirenden Heiden-Christen, welche Christus in die Classe der Lehrer mit Pithagoras und Plato sezten, und Heidnisches und Christliches nebeneinander bestehen lassen wollten, es waren, die Christo zuerst jene edlen Gestalten aneigneten. Und in diesem Sinne scheint es, dafs schon Hadrian und nach ihm Alexander Severus Christo, als einem Vergötterten, Altäre und Tempel errichteten.

Dazu sei noch bemerkt: dafs der Nimbus um das Haupt Christi, und zwar der sogenannte Kreuznimbus, schon in den Cömeterien vorkommt. Auch in dem Mosaik in S. Agata zu Ravenna im 4ten Jahrhundert.

II. Die *Mutter Christi:* gering ist der Artikel des Verf. über die Bildungen der Mutter Christi. Mit Recht wird die Tradition verworfen, dafs Lucas ein Maler gewesen sei, und dafs von ihm der Typus der Madonnenbilder, die im spätern Mittelalter so häufig vorkommen, herrühre. Indessen gibt es bereits Bildungen der Maria in den Cömeterien theils in Marmorreliefs, theils in Mauergemälden, und zwar besonders schön, wo sie mit dem Kinde sitzt, und von den Weisen des Morgenlandes, die immer im Phrygischen Costüm erscheinen, die Huldigungen empfängt. *Bosio* gibt mehrere sehr interessante Vorstellungen der Art, besonders p. 95., und dann erscheint die ähnliche Vorstellung auf dem Sarcophag des Catervus in dem Pantheon zu Tolentino. — Seltener sieht man die Heimsuchung und die Geburt mit der Anbetung der Hirten. Aber desto öfters erscheint in den Cömeterien in Marmor und auf Mauergemälden eine edle weibliche Gestalt, die in der Stellung einer Betenden mit ausgebreiteten Armen, mit dem Blick in die Höhe, und in ein langes Gewand ohne Gürtel gekleidet, dasteht. Man nennt diese edle Gestalt gewöhnlich eine Betende, und augenscheinlich ist diese Bildung von der Pietas der Alten entnommen. Ohne Zweifel ist aber in diesen Figuren die Mutter Christi dargestellt; und welche edlere Bildung hätte man ihr auch geben können, als die der Pietät, als Mittlerin für das Menschengeschlecht Gelübde darbringend und ihre Frömmigkeit bezeugend. Wer aber die Vorstellung der heiligen Jungfrau in solchen Figuren noch bezweifeln möchte, sehe nur das Mosaik im Oratorio von S. Venanzio, anliegend am Battisterio von Con-

Digitized by Google

stantin in Rom, wo die Madonna in gedachter Art zwischen den Aposteln Petrus und Paulus vorgestellt ist. Das Mosaik liefs der Papst Johann IV im Jahr 642 verfertigen (*Ciampini Tom. II. Tab.* 31). Noch mehr: man sehe bei dem Verf. Taf. VI. 17. die Abbildung einer Münze, wo eine Figur in der Mitte des Feldes gerade so mit ausgebreiteten Armen steht, und mit dem Monogramm *MH. ΘY.* Nur ist diese Figur fehlerhaft als ein Mann bärtig gezeichnet. Dann vergleiche man hiemit bei *Bosio* besonders die Marmorreliefs p. 287. 291. 427. und die Mauergemälde p. 389 und p. 405, wo sie immer zwischen den beiden Fürsten der Apostel erscheint. Besonders bemerkenswerth ist aber das Glasfragment bei *Buonarotti* Taf. 14, 1, wo die Namen der Apostel beigesezt sind. Noch machen wir aufmerksam auf ein Relief bei *Bosio* p. 95, wo die Madonna, als Gegenstück zu dem guten Hirten, hier als fromme Hausmutter das Federvieh in Obhut hat.

Wenn aber bei der Bildung der Madonna der Begriff der Pietas vorherrschend blieb; so gewahrt man anderseits, dafs auch das Ideal der Venus zu ihrer edeln Gestalt, besonders in der Gewandung, beitragen mufste: ich meine die Madonna, welche bei *Bosio* p. 429 unter Christus zwischen einer Thüre stehend abgebildet ist. — Ein entschiedenes Ideal oder Typus der Mutter Christi aus der früheren Zeit hat sich indessen auf die neuere Kunst nicht fortgepflanzt; obwohl wir nicht in Abrede seyn wollen, dafs sich bereits in den Madonnen von Guido da Siena, und von Cimabue ein hohes Alterthümliche offenbare. Ein jeder Künstler unter den neuern schuf die Idee der Jungfrau nach seiner Weise. Die erfreulichsten Erscheinungen sind: die thronende Madonna im Genter Bilde von Hubert van Eyck, obwohl das Deutschnationale darin vorherrschend ist. Mehr dem höhern Ideal der Jungfrau sich annähernd, sahen wir ehedem eine lebensgrofse Figur auf Goldgrund in dem untern Oratorio der Dominicaner zu Perugia von der Hand des Fra Filippo Lippi. Raphael wufste seinen Madonnen ein hohes Innige einzuhauchen; doch gelang ihm mehr die Darstellung der Unschuld und des Jungfräulichen, als das Hohe und Edle der Himmelsmutter. Erst in seinen späteren Bildern erhob er sich durch das Studium des Antiken. Seine Madonna von Foligno hat wirklich die Bildung der himmlischen Venus. — Hiebei müssen wir auf einen Irrthum unseres Verfassers aufmerksam machen. In dem Briefe, wo Raphael über den Mangel schöner Weiber klagt, und dafs er sich an eine gewisse Idee, wie sie sich seinem Gemüthe darstelle, halten müsse, betraf nicht ein Marienbild, sondern die Galatea, die er im Gartenpalaste des Agostino Chigi, jezt die Farnesina genannt, malte.

III. *Johannes der Täufer:* kommt in den Cömeterien bei *Bosio* p. 131 nur einmal vor, Christus im Jordan taufend, dabei ein dienender Engel, und ein Hirsch am Flusse trinkend. Johann ist bärtig und in härigem Gewande. Noch sehen wir dieselbe Vorstellung in zwei Mosaiken zu Ravenna, einmal im Battisterio, und das anderemal in S. Maria in Cosmedin: das erste im Jahr 451, und das andere im Jahr 553 gemacht. In beiden sieht man zugleich den Flufsgott Jordan personificirt.

Der Verf. läfst jezt Petrus und Paulus folgen, welche beide früh in der Kunst eine typische Darstellung erhielten, die sich auch auf die neuere Kunst fortpflanzte. Wir werden weiterhin näher darüber sprechen.

Der dritte Abschnitt von p. 41 — 72 behandelt die Vorstellungen aus dem alten Testament unter 17 Numern. Die Abbildungen sind gröfstentheils von den Marmorsärgen und den Wandgemälden der Römischen Cömeterien entnommen. Der Umkreis der Vorstellungen ist nicht grofs, aber mit Sinn aufgefafst, und die meisten wiederholen sich öfter.

1. Der Sündenfall: wovon der Verf. mehrere Abbildungen gibt, aber nicht jene bedeutenden, bei *Bosio*, wozu die p. 45 gehört, wo die Sündigen zur Rechten und Linken des Baumes, um den sich die Schlange gewunden hat, von einander abwärts und traurig hinsehen, Adam nach einem Büschel Aehren, und Eva nach dem Schaf, gleichsam nach dem Loos der Arbeit, das ihnen nun bestimmt ist. Hiemit stimmt die Darstellung p. 159, wo ein schöner Jüngling gebildet und gekleidet wie Christus selbst, mit einem Stock in der Rechten die Sündigen aus dem Paradies wegzuweisen scheint; dann p. 185, wo dieselbe Christusfigur in der Mitte stehend, mit der Rechten die Aehren an Adam, und das Schaf mit der Linken an Eva übergibt. Noch auffallender aber sind dieselben Figuren p. 293 und p. 295, wo aufser der Christusfigur zugleich zwei Alte im Grunde gegenwärtig erscheinen. Ich gestehe, solche Darstellungen nach dem mosaischen Mythus nicht erklären zu können. Schön gedacht ist ferner das Mauergemälde p. 273, wo Eva den Apfel aus dem Munde der Schlange empfängt, und Adam die Rechte darnach ausstreckt.

Der Verf. hat nicht vergessen, die Zeichnung vom

Digitized by Google

Sündenfall nach einem ägyptischen Denkmale bei *Norden* beizufügen, wozu in dem grofsen Werke der Expedition aus den Memnonien an der Westseite zu Thebä zwei andere Reliefs gekommen sind, beide von einer Schönheit und Zartheit, dafs sie Alles übertreffen, was je unter ägyptischem Meifsel hervorging. Sie dienen dem Denkmale bei Norden zur Bestätigung.

2. *Cain* und *Abel*: bei *Bosio* p. 431 kommt auf einem Marmorsarge die Darstellung vor, wo zwei Jünglinge, der eine ein Büschel Aehren, und der andere ein Lamm an einen sitzenden Mann, voll Ansehen und Würde, übergeben, der die angebotenen Aehren auch in Empfang nimmt. Dabei steht ein anderer ältlicher Mann, wahrscheinlich Adam. Diefs war also ein dem Jehova gefälliges Opfer. — Eine ähnliche Vorstellung kommt p. 159 vor, die der Verf. zeichnen liefs, mit dem Unterschiede, dafs Cain anstatt der Aehren ein Haufen Körner an Jehova überreicht, und dafs bei diesem Opfer der Söhne nicht blofs Adam, sondern auch Eva gegenwärtig ist. Bemerkenswerth ist die hohe Bildung des Jehova, offenbar dem Jupiter der Griechen nachgebildet. — Nur durch das erste Monument läfst sich das zweite bequemlich erklären.

3. *Noah:* kommt nie anders vor, als mit halbem Leibe und mit ausgebreiteten Händen flehend aus seinem Kasten hervorsehend, und die ausgesandte Taube mit dem Oelzweig erwartend. Die Kirchenväter sahen schon früh in der Arche eine Anspielung auf die Kirche. Die Monumente sind nicht selten, aber für die Kunst unbedeutend.

4. *Abraham* und die *Patriarchen.* Das Opfer Isaac's kommt in den Cömeterien öfter und schön dargestellt vor, besonders bei *Bosio* p. 45 und 285. — Gewöhnlich tritt eine Hand aus den Wolken, welche das schon gezückte Schwert anhält, und dabei steht schon bereit das Thieropfer, der Widder. Eine Varietät zeigt sich in dem Mauergemälde p. 551, wo bei der Vorbereitung des Opfers Isaac auf Befehl des Vaters erst das Bündel Holz auf seinem Rücken herbeischleppt. — Der Verfasser gedenkt auch der Mosaike in S. M. Maggiore von Sixtus I im Jahr 441, wo mehrere Vorstellungen aus der Geschichte der Patriarchen vorkommen. Besonders sind darunter gut gedacht: der Empfang und die Bewirthung der drei Engel, die Segnung Jacob's, und einiges, die Geschichte des Moses und Josuah betreffend.

5. *Moses:* der Mythus des Israelitischen Gesetzgebers ist in den Cömeterien sehr reichlich bedacht: der Uebergang über das rothe Meer, wie er Wasser aus dem Felsen schlägt, wie er die Schuhe auszieht, und die Tafeln empfängt. Der Kampf mit den Amalekitern ist in den Mosaiken von S. M. Maggiore dargestellt. Hiebei können wir nicht umhin, zwei durchgezeichnete Blätter aus einem Pariser Codex, die eben vor uns liegen, zu erwähnen. Wir sehen hier den Zug der Israeliten bei dem Vorleuchten einer hohen Feuersäule, wobei die Nacht und die Wüste personificirt sind; dann den Untergang des Pharao im rothen Meer mit der Personification dieses Meeres und des Abgrundes. Auf dem zweiten Blatte hört Moses auf die Befehle des Herrn, und empfängt auf der Höhe des Berges, an dessen Fufs er die Schuhe zurück liefs, die Gesetztafeln aus der Wolkenhand. Personificirt ist dabei der Berg Sinai. — Moses ist im kräftigsten Alter und unbärtig, und wahrhaft im antiken Stil vorgestellt, obwohl man das Manuscript aus dem 10ten Jahrhundert zu seyn glaubt.

6. *Josuah:* der Verf. erwähnt die Mosaike der *Basilica liberiana*, welche die Vorgänge unter Josuah vorstellen. Er gibt aber hievon keine Abbildungen, sondern verweiset auf *Ciampini* (Tom. I., Tab. 60 — 64). Wichtiger sind die Vorstellungen, welche d'Agincourt aus alten Handschriften gesammelt hat.

7. *Simson:* kommt nur vor, die Thorflügel von Gaha wegtragend, einmal bei *Bosio* p. 567 und dann auf einer kleinen, runden, erzenen Tafel, die der Verf. auf Taf. II. 41 gegeben hat.

8. *David:* der Verf. erwähnt nur den Schleuderer bei *Bosio* p. 239. Dieser Mangel an Monumenten, die sich auf David beziehen, liefse sich ersetzen durch acht Zeichnungen, die sich in dem schon erwähnten Pariser Codex befinden, und von denen die Durchzeichnungen vor uns liegen. Die Momente sind folgende: 1. David in Gegenwart des Vaters und der Brüder von Samuel gesalbt; dabei schwebt die Milde über David; 2. David in Mitte seiner Heerde die Leier spielend, und neben ihm sitzend die Melodia; 3. der Kampf mit einem Löwen, dabei die Kraft.

4. Goliath von David erlegt: dabei die Stärke und die Prahlerei.

5. Die Israeliten erheben David als Sieger auf dem Schild, gekrönt von dem Ruhm.

6. David und Saul von tanzenden Frauen jubelnd empfangen.

7. Nathanaels Strafpredigt an David und seine Reue: diese personificirt.

Digitized by Google

8. David als König mit offenem Buche zwischen der Weisheit und Prophetie stehend. Diese Zeichnungen sind noch Muster antiker Anordnung, auch die dabei vorkommenden allegorischen Figuren. Nur in 7 und 8 bemerkt man das Byzantinische in dem Costum.

9. 10. 11 und 16. Die *Propheten: Elias* auf der Quadriga nach dem Himmel fahrend, und dem Elisäus den Mantel zurücklassend, dabei der personificirte Flufs Jordan, kommt bei *Bosio* mehrmal sehr schön und ganz im antiken Stil dargestellt vor; erstlich in drei Reliefs p. 73, 77, 161, und dann in einem Mauergemälde p. 257.

Noch zahlreicher und gleichfalls von der vortrefflichsten Zeichnung sind allda die Monumente, den Jonas betreffend: wie er aus dem Schiffe geworfen von dem Wallfische verschlungen, und dann wieder an's Ufer ausgespeit wird; ferner wie er unter der Laube ruht. Aber es fehlt ein Hauptmoment, nämlich sein Empfang und seine Predigt in Ninive: eine Vorstellung, die sehr schön auf einem der Blätter des erwähnten Pariser Codex vorkommt, wobei wir zugleich zwei andere Blätter nennen, die auf den *Isaias* gehen, nämlich die nächtliche Erleuchtung des Propheten mit dem Bilde der Nacht und des Abendsterns, ganz nach antiken Mustern auf das Trefflichste gezeichnet, und dann der Besuch des auf dem Sterbebette liegenden Ezekias, der sich an das personificirte Gebet wendet.

Nicht minder oft, und immer in trefflicher Zeichnung kommt in den Cömeterien *Daniel* in der Löwengrube vor. Bemerkenswerth ist hiebei die nur einmal vorkommende Darstellung, wo der Prophet der Schlange des Bel's vergiftete Opferkuchen darbringt. Der Verf. bringt die Zeichnung davon vor (Taf. IV, 79). *Maffei* gab hievon schon die richtige Erklärung, die aber dem Autor nicht zu genügen scheint.

Noch gehört hieher das Gesicht Ezechiel's von der Wiedererstehung der Todtengerippe, als Anspielung auf den jüdischen Staat. Siehe die beiden Vorstellungen bei *Bosio* p. 95 und p. 425, wenn anders hiebei nicht an Christo selbst zu denken wäre, wie er von der Wiederbelebung der Todten spricht (Joh. 5, 21. 28.), denn die Gestalt Christi ist dabei nicht zu verkennen.

12. *Hiob:* erscheint auf dem Misthaufen sitzend, theils allein, theils in Beiseyn seines Freundes Eliphaz, und seines Weibes, die mit der Linken ein Tuch vor die Nase hält, und in der Rechten eine Laterne mit einem länglichen Stiele, gleich unsern Wagenlaternen (nicht aber ein Wedel, wie der Aut. meint) bei *Bosio* p. 45.

13. 14. Die drei *Jünglinge im Feuerofen* und ihre Weigerung, der Statue des Königs zu huldigen, sind öfters in den Cömeterien vorgestellt, und immer in orientalischer, das ist: in Phrygischer Kleidung (vergl. *Bosio* p. 279 und 129).

15. Susanna: mehrere Denkmäler in den Cömeterien, worin der Aut. mit Andern die Susanna zwischen den Alten erkennen will, haben wir oben mit zureichenden Gründen für die Mutter Christi zwischen Petrus und Paulus erklärt.

17. *Tobias* mit dem Fische: kommt nur einzeln, und einmal bei *Bosio* p. 243 vor.

Andere Gegenstände aus dem alten Testamente hat der Verf. nicht angegeben; und der Rec. findet in seinen Papieren nichts verzeichnet, was er noch beifügen könnte.

Denkmäler aus dem neuen Testament.

Von der Bildung Christi, von der seiner Mutter und der des Täufers haben wir oben gesprochen. Wir kommen jezt auf die Vorstellungen, wodurch Christus sein Leben bethätigte. Aber um den ganzen Cyclus der Vorstellungen vom Leben Christi zu übersehen, wie sie nämlich in den Cömeterien und auf andern ältern Denkmälern vorkommen, finde auch das Frühere von der Menschwerdung Christi noch hier seinen Platz. So viel möglich, werden wir dem Verf. Schritt für Schritt folgen, aufser wo die Ordnung zu kleinen Abweichungen nöthigt.

1. Die Ankündigung: Aut. spricht nicht hievon; und unseres Wissens kommt sie einzig vor in dem Mosaik über dem Hauptbogen in S. M. Maggiore.

2. Die Heimsuchung bezeichnet der Verf. nach dem einzigen Monument bei *Bosio* p. 579.

3. Die Reise der hochschwangern Maria mit Joseph nach Bethlehem: den Esel leitet ein Engel, in der Linken eine Fackel haltend, entnommen von einem Täfelchen in Elfenbein, das zu dem Patriarchalstuhl in Ravenna gehörte. Die Flucht nach Aegypten kommt nicht vor.

4. Die Geburt Christi mit den Hirten: erscheint nur einmal bei *Bosio* p. 589, und eben nicht in einer

Digitized by Google

erfreulichen Darstellung. Dagegen sehen wir die Anbetung der Könige öfter und in sehr schönen Darstellungen. Auf dem Sarge des Catereres in Tolentino verehren die Könige nicht nur das Kind, sondern sie finden sich auch bei dem Besuch des Herodes ein. Der *Kindermord* aber kommt einzig in dem Mosaik des grofsen Bogens in S. M. Maggiore vor, wo zugleich auch die *Vorstellung im Tempel*, und

5. Der *Streit mit den Pharisäern* gebildet sind. Vorzüglich schön findet sich dieser Gegenstand bei *Bosio* p. 221. — Von einem studirenden oder meditirenden Jesus finde ich in meinen Noten über das Museum Borgia nichts angemerkt, und nach dem Kupferstich bleibt die Vorstellung zweifelhaft.

Christus bethätigt sein Leben durch Lehren und Wunder. In dem erstern Verhältnifs erscheint er besonders oft mit den Aposteln, sehr schön bei *Bosio* p. 457 in der Mitte zwischen sechs Aposteln sitzend, und p. 475 zwischen Petrus und Andreas, womit man p. 261, p. 523 und anderes auf den Marmorsärgen vergleichen kann. Dann ist Christus bärtig und zu dem Erlöser erhöht, der Gegenstand häufiger und sehr schöner Darstellungen zwischen den Aposteln. — Andere Vorgänge sind:

6. Christus mit der Samariterin, die Wasser schöpft, bei *Bosio* p. 65 und p. 431, dieselbe einzeln stehend p. 245; dann auch sehr nett in einem Mosaik in S. Apollinare novo zu Ravenna (*Ciampini* II. Tab. 27).

7. *Lafst die Kindlein zu mir kommen:* die Vorstellungen sind nicht sehr klar; die Abbildungen bei *Bosio* p. 61, 267 und 565 scheinen aber dahin zu deuten. — Auch die *fünf klugen Jungfrauen* bei *Bosio* p. 461 sind wahrscheinlich.

8. Unter den Wundern Christi kommen mehrmal und in klaren Vorstellungen vor: die Heilung des Gichtbrüchigen, und des Blindgebornen, so wie die des blutflüssigen Weibes und die Erweckung des Lazarus; ferner die Speisung der Tausende mit Fischen und Brot; und höchst erfreulich ist die Darstellung der Hochzeit in Cana bei *Bosio* p. 355.

Schwerer läfst sich der Vorgang mit dem canaäischen Weibe erkennen; doch glauben wir, dafs bei *Bosio* p. 65 die schöne Gruppe, wo Petrus die Frau empfiehlt, und sie dem Herrn die Hand küfst, dahin zu erklären sei, dann eine ähnliche Gruppe p. 57, wie der Verf. meint.

Noch unsicherer ist die Erweckung des Sohnes der Wittwe zu Nain. Vielleicht liefse sich der Knabe bei *Bosio* p. 293, der zu den Füfsen von Christo steht, dahin deuten.

Ereignisse vor dem Leiden Christi.

Der *Einzug* in Jericho und Jerusalem kommt schön dargestellt und öfter vor, wobei der kleine Zachäus auf dem Feigenbaum nie fehlt. — Von dem Fufswaschen und der Gefangennehmung Christi, von seiner Verantwortung vor dem Hohenpriester und vor Pilatus gibt es gleichfalls Vorstellungen in den Cömeterien. Aber von irgend einem Vorgang des eigentlichen Leidens Christi kommt, wie wir schon sagten, in den Bildwerken der frühern Jahrhunderte nichts vor.

Die Jünger Christi sieht man mannigfaltig und sehr gut gebildet; und früh schon zeigt sich jene Bildung von Petrus, wie sie auch auf die neuere Kunst übergegangen ist. Dargestellt sieht man ihn, wie ihm Christus die Füfse wäscht, wie er als Galiläer erkannt wird, wie er den Herrn verläugnet; dann seine Gefangennehmung und seine Bewachung im Kerker. Ferner wo Christus ihm die Schlüssel übergibt (bei *Bosio* p. 61), und wie Christus demselben auf der Appischen Strafse begegnet, und Petrus vor ihm niederfallend ihn mit den Worten anredet: *Domine quo vadis?* (*Bosio* in einem Wandgemälde p. 249.)

In einem besondern Abschnitt fügt der Verf. noch Einiges über kirchliche Verhandlungen bei.

1. Die *Taufe.* Aufser der Taufe Christi sieht man diese Handlung in frühern Denkmälern nicht; und die nach *Ciampini* gegebene Zeichnung möchte vor dem eilften Jahrhundert nicht gemacht seyn.

2. *Die Bezeichnung mit dem Kreuze:* könnte nur in so fern die Aufmerksamkeit fordern, wenn dabei etwas Historisches zum Grunde läge, wie bei den Kreuzzügen oder andern Kreuzorden. Dergleichen würde aber nicht mehr in den Zeitkreis fallen, auf den sich der Verf. beschränken wollte. Das Bild des Jünglings N°. 87 mit dem Kreuze auf der Stirn scheint apokryphisch zu seyn.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 129. u. 130.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1827.

Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen, von Dr. Fr. Münter.

(Beschluſs.)

3. *Abschluſs einer Ehe:* hievon gibt es keine Monumente; und das Fragment in Glas, wo sich Mann und Frau über einem Altar die Hand geben mit der Umschrift: *vivatis in deo*, scheint eher ein Gastgeschenk an Verehelichte zu seyn, als sich auf die Ehehandlung selbst zu beziehen.

4. *Betende Matronen und Männer:* stehende Personen mit ausgebreiteten Armen, und mit emporgerichteten Augen bezeichnen die Handlung des Betens und der Pietät überhaupt. Aber die Gegenstände, welche der Verf. aus den Cömeterien anführt, sind unter den männlichen Figuren immer historischen Inhalts, wie Noah, Daniel, die Jünglinge im Feuerofen; und die weiblichen scheinen ohne Ausnahme, wie wir zeigten, die Mutter Christi selbst darzustellen.

5. *Liebesmahle* — Agapen —: Vorstellungen dieser Art bei *Bosio* p. 391, 395 und 461 bezeichnet der Verf. mit Recht als solche; nur möchten wir in dem Gemälde p. 355 die Hochzeit in Cana nicht verkennen. Die aufgestellten Crater scheinen auf die Verwandlung hinzuweisen, die Christus eben zu vollziehen im Begriff ist.

6. *Versammlung christlicher Lehrer:* ein Bild hievon möchte es schwerlich geben. Das von Barbault entnommene kann nicht gelten. Wir haben das Monument zwischen Spoleto und Foligno mehr als einmal genau gesehen, aber von einer solchen Vorstellung, im Geschmack von Poussin, nichts wahrgenommen. Von der andern Vorstellung auf dem Sarge, wovon die Zeichnung Taf. III, 61 gegeben ist, möchte die weibliche Gruppe eher dem Mythus der liebeskranken Phädra angehören.

In Rücksicht dessen, was im Anhange noch über Bildnisse beigefügt ist, bemerken wir: daſs der sogenannte Hippolytus in der Vaticana eine *antike* Statue ist, aber in vielen Theilen restaurirt (ich meine: der ganze obere Theil). Man benuzte dann den Thronstuhl, um später die angezeigten Inschriften darauf einzuhauen.

Die Reiterstatue Constantin's in der Halle der Peterskirche ist von Bernini; aber antik ist die Fuſsstatue dieses Kaisers in der Halle des Lateran's, und dann die beiden Statuen seiner Söhne auf dem Platze des Capitols.

In Rücksicht der Bildnisse der Römischen Bischöfe in der abgebrannten Paulskirche meint der Verf. mit Recht, daſs eine historische Prüfung zu keinem Resultat führen würde.

Auch sind die da und dort vorkommenden Bildnisse der berühmten Kirchenväter allerdings zu jung, um dieselben in dieser Schrift näher zu erwähnen. Indessen fehlt es nicht an Bildnissen von Heiligen bereits in den Cömeterien bei *Bosio* p. 133, 135, und dann vielfältig in den Kirchenmosaiken bei *Ciampini* noch vor dem achten Jahrhundert.

Wir sind bei unserer Anzeige um so umständlicher gewesen, da das Unternehmen des gelehrten Verf. für uns höchst erfreulich war, und wir auf das Angelegenste wünschen, daſs bei einer zweiten Auflage dem Werke jene Vervollständigung gegeben werden möchte, welche es erheischt. Wir halten das Unternehmen ganz als zeitgemäſs; denn welchen unter den Gebildeten sollte es nicht ansprechen, auf nicht vielen Blättern das primitive bildliche Christenthum in ächten Abbildungen aufgestellt, und mit einem nicht zu langen historischen Commentar begleitet zu sehen? —

Wir sind der Meinung, daſs in Hinsicht der Bilder auf den Tafeln für das Werk schon viel geschehen könnte durch Weglassung theils unbedeutender, theils nicht hieher gehöriger Gegenstände; dann durch eine strengere

Digitized by Google

Auswahl der wichtigern Bilder, besonders aus *Bosio*, verbunden mit einer bessern Zusammenreihung der Gegenstände.

Von den Bildern würden wir nur beibehalten auf Taf. I. 2, 4, 5, 6, 13, 14, 16, 20, 21, 23. — Taf. II. 28, 30, 41. — Taf. III. 39, 59, 64. — Taf. IV. 74, 79. — Taf. V. 10, 11, 16. — Taf. VI. 15, 17, 20, 21. — Taf. VII. ganz. — Taf. VIII. 31, 33, 35, 39, 42. — Taf. IX. 43, 40, 51, 45, 46, 47. — Taf. X. 52, 53, 59, 54, 60, 61. — Taf. XI. 66, 69, 71, 73, 77, 76, 78, 79, 80. — Taf. XII. 83, 84, 88. — Taf. XIII. 90.

Diese als bleibend bezeichneten Numern könnten indessen vielfältig gegen andere bessere umgetauscht, und von manchen nicht blofs einzelne Figuren, sondern die ganzen Vorstellungen gezeichnet werden. Ueber die Vermehrung der Bilder und eine bessere Auswahl würde es zu weitläufig seyn, nähere Andeutungen zu geben, als bereits geschehen ist. Hauptsächlich wäre aber dem Zeichner mehr Sorgfalt zu empfehlen, und besonders auf die Bilder bei *Bosio*, und nicht auf die seiner Copisten Rücksicht zu nehmen.

Nach solchen Vorarbeiten würde es auch nicht unübersteiglich seyn, das schöne Unternehmen fortzusetzen, und ein drittes Heft von den christlichen Vorstellungen zu liefern, welche seit Carl dem Grofsen bis zum Wiederaufleben der neuern Kunst im dreizehnten Jahrhundert in Gebrauch kamen. Die Abbildungen würden zeigen, wie der Cyclus christlicher Vorstellungen sich abänderte, und gleichsam ganz anders gestaltete. Das Alttestamentarische tritt immer mehr in den Hintergrund, und an die Stelle der Lebens- kommt jezt die Leidensgeschichte Christi immer mehr zum Vorschein, so wie die Vorgänge nach dem Tode und der Erhöhung desselben. Auch die Legenden und das Leben der Heiligen und der Anachoreten machen sich jezt vielfach geltend. So würde man durch die Bilder selbst wahrnehmen, wie sich allmälig die christliche Sinnesart umbildete und trübte. Anderseits würde man durch eine solche Folge von Bildern auch eine gewisse Ansicht einer Kunstgeschichte des Mittelalters gewinnen. Aber wie wir im Eingange bemerkten, scheint der Verf. der Meinung zu seyn, dafs eine Kunstgeschichte von dem frühern Christenthume an, und durch das Mittelalter hindurch nicht mehr möglich seyn möchte.

Wir läugnen die Schwierigkeiten nicht, und sind gern einverstanden, dafs die Quellen hiezu in den alten kirchlichen Schriftstellern nur dünn fliefsen, und dafs die Zeit, die Hand der Irrgläubigen, und die Wuth der Iconoklasten eine Unzahl von christlichen Denkmälern jeder Art zerstört haben. Indessen wenn man billig ist, und von einer Geschichte nicht mehr fordert, als geleistet werden kann; so wird man finden, dafs bei der richtigen Benutzung der Monumente, und bei einer wahren Einsicht in das Wesen der Kunst der Faden sich nie ganz verliert, und man denselben immer wieder schicklich anknüpfen kann. Viel ist in Marmor, besonders in Reliefs, Manches in Erz, Einiges in Elfenbein und in Holz, Anderes in Glas vorhanden. Bedeutendes läfst sich aus den Mauergemälden der Römischen Cömeterien, und dann aus den musivischen Arbeiten in den kirchlichen Gebäuden Italiens, welche von dem Zeitalter Constantin's durch alle Jahrhunderte des Mittelalters hinlaufen, ersehen. Dazu kommt eine nicht geringe Zahl von Handschriften und Menologien mit Zeichnungen und farbigen Gemälden, welche häufig glückliche Aufschlüsse und Zeitbestimmungen geben. An kirchlichen Malereien auf den Mauern fehlt es auch nicht ganz, und nicht gering ist die Anzahl der kleinern Staffeleigemälde Byzantinischer Art, deren Wichtigkeit für Kunst und Zeit noch nicht gehörig gewürdigt, und ein Kunstbetrieb ist, der durch Copiren nach Copien in Griechenland, Armenien und Rufsland noch nicht aufgehört hat. Ein Blick auf noch vorhandene Gemmen und Münzen dürfte dabei auch nicht vernachlässigt werden.

Die Architectur, besonders die der religiösen Gebäude, nebst einigen andern, forderte aber auch ihren Antheil an einer solchen Kunstgeschichte; und dabei wäre nicht blofs die Byzantinisch-Römische Bauweise zu berücksichtigen, sondern auch die der Mahometaner, oder was man die Arabische oder Saracenische Bauweise nennt, und dieſs um so mehr, da aus solchen Bauweisen eine dritte entstand, welche man die Gothische nannte: eine Benennung, die vielleicht die richtige ist, insofern die Spanier, welche Gothischer Herkunft sind, die ersten waren, wo eine solche Bauweise sich zuerst bemerklich machte, und die sich von dort aus allmälig über andere christliche Länder verbreitete. Viel mögen aber zur Einführung einer solchen abnormen Bauweise auch die Kreuzzüge und die Eroberung von Sizilien durch die Normannen beigetragen haben.

An Belesenheit in den kirchlichen Schriftstellern und

Digitized by Google

Concilien, in den Byzantinischen Geschichtsbüchern, wie in denen der Länder, die zur Lateinischen Kirche gehörten, dürfte es nicht fehlen; diefs allein ist allerdings ein Studium von grofsem Umfange. Manches ist zwar auch vorbereitet. *Bosio* über die Cömeterien, *Ciampini* über die kirchlichen Denkmäler, *Gori* über die Diptychen, *Buonarotti* über die Glasfragmente, die Arbeiten von *d'Agincourt*, die Notizensammlung über Deutsche Kunst des Mittelalters von *Fiorillo* und mehrere Andere über Einzelnes mögen die Bemühung in mancher Rücksicht erleichtern. Aber das blofse Wissen und Sammeln von Notizen bei einem solchen Unternehmen genügt nicht. Gründliche Einsicht in die Natur der Kunst und in ihre verschiedenen Techniken, ein durch langes Studium der antiken und der neuern Kunst erprobter Geist, und die eigene Ansicht und Ocularprüfung der bedeutendsten noch vorhandenen Denkmäler, die den wesentlichen Gegenstand einer solchen Geschichte ausmachen, kann nur ein solches Probestück mit Gründlichkeit bestehen.

Nur ein solcher Geist kann die Anfänge der christlichen Kunst, und wie diese Anfänge, als hervorgegangen aus der Kunst der Alten, das Beste sind, und wie nach Maafsgabe der Zeit der Kunstbetrieb sich immer mehr trübte und verschlechterte, ohne ganz zu sinken, — gehörig auffassen, und ihre Phasen deutlich verzeichnen und würdigen.

Die Darstellung des Kunstzustandes und des Kunstbetriebes der mittlern Zeit hat uns immer die schwierigste Aufgabe geschienen; — aber wie belehrend wäre die glückliche Lösung einer solchen Aufgabe; wie belehrend hauptsächlich auch für ein richtigeres Auffassen der politischen, religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Zustände der Völker des Mittelalters. — Wir kennen einen Mann; aber nur Einen, der in jeder Hinsicht der grofsen Aufgabe gewachsen wäre. Möge derselbe seinen Beruf hiezu nicht verfehlen wollen. — Bald werden wir von diesem Geweihten in diesen kritischen Blättern mehr zu sprechen Gelegenheit haben.

A. Hirt.

LI

1) Altona bei Hammerich. 1826. *Lieder von Schmidt von Lübeck. Herausgegeben von H. C. Schumacher.* Zweite vermehrte Aufl. XII und 300 S. 12°.

2) Stuttgart und Tübingen in der Cotta'schen Buchhandlung. 1826. *Gedichte von Justinus Kerner.* VI und 224 S. 8°.

Wir können die beiden Dichter, deren Beurtheilung wir hier vereinigen wollen, als Vertreter einer ganzen zahlreichen Klasse betrachten, die wir *eintönige Lyriker* nennen. Die *Eintönigkeit* ist nur in denjenigen Dichtungsarten durchaus und unbedingt verwerflich, deren von Aufsen her gegebener vielseitiger Stoff nicht ohne innere Vielseitigkeit vollständig aufgenommen und ausgebildet werden kann, und sie zeigt sich demnach als unzulänglich für jede mehr objektive als subjektive Darstellung, also vorzüglich für das Epische und Dramatische. Die Empfindung hingegen, als das eigentliche Princip der lyrischen Poesie, theilt selbst dem von Aufsen her in sie eingedrungenen Stoffe so ganz ihre subjektive Natur mit, dafs dieser, wie vielseitig er auch an und für sich sei, dadurch in die einseitigste Individualität umgestaltet werden kann. Diese Einseitigkeit der Empfindung aber, insofern ihr nur Höhe und Tiefe nicht abgeht, hat oft mehr lyrische Kraft und Fülle als die vielseitigste Subjektivität, und scheint sich sodann durch intensive Vereinigung gegen die extensive Zerstreuung der andern geltend zu machen. Indem diese Einseitigkeit der Empfindung nun die poetische Eintönigkeit der Lyrik bedingt, schliefst sie weder Vielseitigkeit des Stoffes noch der Form aus, so wie umgekehrt Vielseitigkeit der Empfindung oder Vieltönigkeit der Lyrik sich auch bei einseitigem Stoffe und in enge beschränkter Form aussprechen kann. Das Einseitige und Vielseitige beruht hier einzig und allein auf dem *Tone*, in welchem die Empfindung, von innen oder von aufsen, angeregt, sich selbst ausklingt, und dieser Ton, der eigentliche Lebensgeist der lyrischen Poesie, durchdringt die Aeufserlichkeit des Stoffes und der Form mit seiner subjektiven Umbildungskraft. So wie es Instrumente gibt, und namentlich sentimentale Blaseinstrumente, die nur eine oder einige verwandte Tonarten umfassen, so jene eintönigen Lyriker, und sie verhalten sich zu der Vieltönigkeit einer Lyrik, wie etwa

Digitized by Google

die *Goethische*, nicht anders als Bassethörner oder Alpenhörner zu einer Orchestermusik. Wir verlangen aber von ihnen, wie von jenen Instrumenten, dafs sie ihre Tonarten in vollen und reinen Akkorden von der Tiefe bis zur Höhe, in verschiedenen Tempo's und wechselnden Modulationen und in den Steigerungen des Piano zum Forte aussprechen, übrigens aber sich auf den Vortrag solcher Stücke beschränken, die ihrer nur in der Beschränkung *schönen* Natur angemessen sind. Denn wenn wir der lyrischen Eintönigkeit eine gewisse Vielseitigkeit des Stoffes und der Form nicht nur zugestehen, sondern sogar von ihr fordern müssen, weil sie sonst am Ende so eintönig werden möchte, wie Amselschlag oder Kuckucksgeschrei, so ist ihr damit doch keinesweges eine Allseitigkeit *der* Art auferlegt, welche das Alpenhorn oder das Fagott zu einem leichtfüfsigen Scherzando, einen *Justinus Kerner* zu Römischen Elegien, oder einen *Schmidt von Lübeck* zu petrarchischen Sonetten und Canzonen verführen könnte.

Wir können treffliche Lyriker als Choryphäen dieser Eintönigkeit aufführen, unter den Deutschen fast alle *Minnesänger*, etwa *Walther von der Vogelweide* ausgenommen, und von Neueren *Hölty*, *Salis*, *Max von Schenkendorf*, *Hebel* etc. Ja, man möchte sich bewogen fühlen, in dieser Eintönigkeit etwas Naturgemäfses zu finden, da sie den Charakter aller lyrischen Volkspoesie bildet, und fast überall die Spuren provincialer Einflüsse erkennen läfst. *Hebel's* Gedichte bedürfen, um *Schwäbisch* zu klingen, der *Schwäbischen* Mundart nicht, und *Justinus Kerner* kann in der naiven Natureinfalt, der kindlichen Hingebung und der heimischen Behaglichkeit seiner Muse den *Schwaben* eben so wenig verläugnen, als *Schmidt von Lübeck* den *Hanseaten* in dem freieren Ausblick in das buntbewegte Trauerspiel des Lebens und zuweilen sogar in einer gewissen bürgerlichen Selbstgenügsamkeit. *)

Als entschiedenster und schönster Gegensatz der hier charakterisirten Eintönigkeit ist *Goethe* als Lyriker aufzuführen, und in seiner Vieltönigkeit ist zugleich die gröfste Vielseitigkeit des Stoffes und der Form enthalten. Die reich besaitete Lyra seiner innern Welt klingt durch alle Töne jeder Berührung, der leisesten, wie der stärksten, rein, klar und in vollen Akkorden nach, und, um *kürzer mehr* zu sagen, *der ganze Goethe* ist *ganz* in seiner Lyrik. Wie weit überflügelt diese freie Ausdehnung einer subjektiven Einheit die gesammte Lyrik ganzer Nationen!

Aber auch die Fabriken der Dutzenddichter rühmen sich lyrischer Vieltönigkeit. Ihr charakterlos umherschwankendes Nachsingen macht ihnen ja ohnediefs das Halten *eines Tones* unmöglich, und wenn die Natur ihnen vielleicht *einen* eigenen Ton gegeben hatte, so haben sie diesen doch bald so durch fremde gebrochen, dafs sie jenen Kunstsängerinnen gleichen, welche die ihnen von der Natur verliehene Stimme durch die hohe Schule der Coloraturen so zierlich zersplittert haben, dafs sie selbst nicht zu sagen wissen, ob sie *einen* Ton verloren, oder *hundert* Tönchen bekommen haben.

Haben wir in dem Obigen die *eintönige Lyrik* als eine gültige Gattung aufgestellt, so liegt es doch in ihrer Natur, wie vollendet sie auch in sich erscheine, dafs ihre Produkte nicht immer und nicht überall ansprechen können. Wenn aus *Goethe's* lyrischen Gedichten für jeden Charakter, jedes Temperament, jede Stimmung, jede Lage, jedes Alter, jede Laune des Menschen, insofern er überhaupt poetische Empfänglichkeit hat, ein verwandtes Echo klingt, so dafs der einseitig Empfindende sich *seinen* Goethe aus dem *ganzen* Goethe herausnimmt, so ist durchaus eine gleiche einseitige Beschränkung der Empfindungsweise bei demjenigen Leser vorauszusetzen, welcher von einem eintönigen Lyriker immer und überall angesprochen wird. Von einem solchen Leser wird aber aus eben diesem Grunde der sentimentalen Verwandtschaft *sein* Lyriker oft überschäzt, und überspannte und einseitige Urtheile sind auf diesem Felde recht eigentlich zu Hause. Ich kann mir z. B. recht wohl einen Leser oder eine Leserin, und ich meine damit viele, denken, welche, wie poetisch empfänglich sie für den einen der beiden hier zu beurtheilenden Lyriker sind, wie begeistert sie sich in diesen einen mit ihrer eigenen Empfindung versenken, doch von dem andern ganz unangesprochen bleiben. Der Unbefangene von weiterer Empfindung kann sich nur in einzelnen Stimmungen des Gemüths, auch wohl in gewissen Perioden seines Lebens, von einem eintönigen Lyriker so mächtig angesprochen fühlen, dafs er einen innern Drang empfindet, öfter zu demselben zurückzukehren. Und hier schwebt uns wieder der oben gebrauchte Vergleich entgegen: ein Alpenhorn, ein Bassethorn, ein

*) Ich habe an einem andern Orte (Hermes, 28. Bd. 1. Heft S. 115 ff.) weitläufiger über das Provinciale der lyrischen Poesie gesprochen, wohin ich hier verweise.

Digitized by Google

Fagott, wer hört das gern, und zur Mitempfindung aufgeregt einen Tag wie den andern?

Schmidt von Lübeck erscheint uns auf dem Titelkupfer als ein Sechziger. Der Ausdruck seines Gesichts vereinigt Heiterkeit der Stirn und der Augen mit einem ironischen Zuge, der von der Nase nach dem Munde herabläuft, und manches Wort des schmerzlichen Ernstes unter seinem Lächeln gefangen zu halten scheint. Mit dieser Physiognomie stimmt der Ton seiner lyrischen Muse überein, deren Motto heifst: *Piemus floribus et vino genium memorem brevis aevi.* Ein heller wohlgefälliger Blick nach der Schattenseite des Lebens gewandt, und wenn diese ihm die Bilder ihres Grauens und Schmerzes gar zu nahe entgegenhält, so wirft er einen leichten ironischen Schleier darüber, welcher mit Blättern und Blumen gestickt ist, oder er drückt wohl auch die Augen zu, um die hervorquellende Thräne, die der Scherz nicht mehr zurückdrängen kann, vor fremden Augen zu verbergen. So zeigt sich uns der Dichter schon in dem Liede an die Ungünstigen, welches der Sammlung zur Vorrede dienen soll. Dort heifst es:

Wir sind gemacht aus Einer Scholle,
Auch drückt uns alle gleich der Schuh;
Drum schäme keiner sich der Rolle,
Wir spielen Alle Blindekuh.
Es treibe jeder seinen Kräusel,
Und male sich sein Osterei!
Ach, morgen rauscht uns Herbstgesäusel,
Und alle Spiellust ist vorbei.

Und sprich, wo wär' ein Steckenreiter,
Der so für jede Laune taugt,
Als wie das Lied, das ernst und heiter
Aus jeder Blume Honig saugt,
Das, deine Lüsternheit zu kitzeln,
Dir jeden bunten Vogel fängt,
Mit Näscherei und goldnen Schnitzeln
Den kahlen Lebensbaum behängt?

Das dir die magische Laterne
Auf deinen Wink vor Augen hält,
Voll Bilderchen aus einem Sterne
Der allerschönsten Feenwelt;
Das, wenn du pfeifest, unbesoldet
Mit Götterkost die Tafel deckt,
Umsonst dir deinen Sarg vergoldet,
Und Rosen auf den Schädel steckt?

Die kleine Ansicht des Lebens und der Poesie, welche dieses Lied aufstellt, verräth zwar die Ironie des alternden Dichters, aber sie ist doch nur eine scherzhafte Variation des Thema's, in welchem das ganze Gemüth des Dichters sich bewegt. Die *drei Lieder des Zitherbuben* tragen alle Spuren einer jugendlichen Schöpfung, und sie klingen doch dieselbe Weise, nur in höheren und tieferen Akkorden, durch, während jenes Einleitungslied sich genügsam und behaglich in den Mitteltönen bewegt. Wir geben als Probe das *Taglied*, welches, zwischen den *Morgen* und die *Nacht* gestellt, den Widerschein beider in sich vereinigt.

Mittag geht über Thal,
Sonne hat warmen Strahl;
Blümlein der Haide stirbt,
Schmachtend die Grille zirpt.

Leben ist kalt und heifs,
Tagwerk will seinen Schweifs;
Noth geht wohl weiten Gang,
Ende kommt mit entlang.

Guten Tag, Wandersmann!
Sieht mich vor Eil nicht an;
Jeder geht seinen Weg
Rasch über Brück' und Steg.

Geh nur, Geselle, geh!
Thut's auch ein wenig weh,
Tiefer im Land hinein
Soll es gar schattig seyn.

Ist es am Tage schwül,
Abendroth macht es kühl;
Luftig die Wolke thaut,
Wenn es im Lande graut.

Fröhlich des Weges fort
Bis an den kühlen Ort! —
Klingling, ein lustig Stück!
Hoffnung und gutes Glück!

Es liegt aber in der Natur der Empfindungsweise, welche die Lieder dieses Dichters durchdringt, dafs sie sich gern in jener Mittelsphäre hält, die der ironischen Gleichmüthigkeit günstig ist. Ein hoher Aufflug ist ihr eben so wenig angemessen, als ein tiefes Versinken: sie schwebt in leichter Erhebung über ihrem Stoffe hin, und beherrscht denselben gleichsam spielend. Daraus folgt dann wieder die Leichtigkeit der Form, welche diesen Liedern in hohem Grade eigen ist — wenigstens denen, die nicht aus der bezeichneten Sphäre heraustreten — und die innere und äufsere Harmonie ihres Tons. Manche derselben sind von einer so durchsichtigen Klarheit, einer so reinen Vollendung der natürlichsten Form und einem

Digitized by Google

so charakteristischen Wohlklange, dafs ich sie den *Goethischen* an die Seite zu stellen wage. Man höre z. B.:

Schaue lächelnd auf mich nieder,
Lieber, schöner Tag!
Dafs es mir, wie gestern, wieder
Heute glücken mag.

Dafs ich fröhlich im Vertrauen
Meines Weges geh',
Und auf Haiden oder Auen
Heiter um mich seh'.

Dafs mir bleibe, bis du endest,
Stiller, klarer Sinn,
Und mir Alles, was du sendest,
Werde zu Gewinn.

Wer die Perle hat gefunden,
Freien Lebensblick,
O dem bringen alle Stunden
Freundliches Geschick.

Oder in dem *Wiegenliede des Todes* die wiegende Bewegung des Rhythmus:

Ich hab' eine Wiege so schmuck und nett,
Und drinnen so weich und so warm ein Bett;
Ich wiege Grofs, ich wiege Klein,
Und was ich wiege, schlummert ein.

Oder in der ruhigen Hingebung der oft wiederholten Strophe mit dem lange ausklingenden Schlufsverse:

Was spähn wir in die Ferne
Und bauen an die Sterne
Aus Sorgen unser Haus?
Das Haus es war zu Ende,
Da trugen sie behende
Den Herrn den andern Tag hinaus.

Oder in dem resolut kräftigen Takte:

Draufsen ist es Mitternacht —
Sage, welcher Mann
Schönes Tagwerk hat vollbracht,
Liedlein, sag' es an.

Wer, Vertrauen in der Brust,
Froh in's Leben sprang,
Als er nackt und unbewufst
Sich dem Traum entrang etc.

Oder in dem Schwebetanze des unsteten Treibens:

Des Menschen Gedanken
Hinauf und hinab;
Sie schwanken und ranken
Und suchen den Stab;
Sie wähnen und kranken
Und finden das Grab.

Oder in dem ehrbaren Spiefsbürgergange:

Seitdem man uns das Paradies
Der guten alten Zeiten pries
In Fabel und Gedicht,
Hat Jung und Alt gar viel und oft
Die goldne Zeit zurück gehofft,
Doch immer kam sie nicht.

Und so erkennen wir denn auf die erfreulichste Weise in der Eintönigkeit dieser Lieder eine vielseitige Gewandtheit in der Handhabung verschiedener Formen. Der Grundton klingt überall durch, als eine durch heitre Ironie gemilderte Schwermuth, auch das oben nähen bezeichnete Thema wird selten ganz beseitigt, aber dabei die geistreichsten Variationen, unter denen etwa nur das Maestoso und Capriccio auf beiden Seiten als Extreme fehlen, und der geschmackvollste Wechsel der Tempo's und Takte. Auch klingen verwandte Nebentöne hier und da in den Grundton hinein, wie denn überhaupt auch die einseitigste lyrische Individualität nie ganz ohne einzelne harmonische Abweichungen ist; und so begegnen uns hier die Anklänge gutherziger Biederkeit, offener Freimüthigkeit und jener schon oben voraus angedeuteten bürgerlichen Selbstgenügsamkeit, wie sie sich z. B. in dem Gedicht an die Stadt *Lübeck* ausspricht. Einen höhern Ton schlägt das patriotische Gefühl des Sängers in dem Meisterliede an, welches, *Deutsches Lied* überschrieben, ein Lied aller Deutschen zu werden verdient. Wie siegend klingt der herzlich warme Ton dieses Liedes über das hohle Geschrei jener falschen Begeisterung, deren Klingklang die Deutschen Waffen nach Frankreich begleitete, als eine poetische Janitscharenmusik! Wahrheit der Empfindung ist der naturgemäfsen Eintönigkeit der Lyrik ja überhaupt eigen, und wir haben daher nicht nöthig, sie als eine besondere Eigenschaft der *Schmidt*'schen Lieder hervorzuheben. Wohl aber bemerken wir, dafs diese Wahrheit sich uns am aufrichtigsten zu verstehen gibt, wenn der Dichter sich in der oben näher bezeichneten Mittelsphäre bewegt. Das tiefere Versinken in schwermüthige Empfindungen gibt ihn gewöhnlich einer erschlaffenden Sentimentalität Preis, wie z. B. in dem Gedichte: *Abend*, welches sich zuweilen sogar in elegische Gemeinplätze verliert. Man höre:

Ach, die Todtengrüfte
Schliefsen sich so sehr!
Schauig weht die Lüfte
Nimmer! Nimmermehr!

Digitized by Google

Nun so schlaft denn Alle
In der grofsen Halle
Ohne Wiederkehr!

Dieses Lied nähert sich dem Gebiete der *Romanze* und *Ballade*, auf welchem sich unser Dichter auch versucht hat, aber ohne eigenthümlichen Beruf. Die besten Stücke dieser Gattung erinnern an *Goethe* und ein Paar klingen fast wie Variationen auf Themata dieses Meisters, z. B. die allegorische Romanze: *Kinderwelt:*

Der König stand, der Page sprang,
Es rauschen auf die Pforten,
Und Glockenspiel und Cymbelklang
Erschallt an allen Orten.

und die dialogisirte Romanze: *Knabe und Waldblümlein.* Dagegen *schilleriniren* auch einige andre; z. B. *die wandernden Jungfrauen* (das Mädchen aus der Fremde) und *Charlotte Corday* (die Kindesmörderin). Nur da, wo die eigene Empfindung des Dichters sich in das Kostüm eines Balladenstoffes kleiden kann, füllt sie diesen aus, z. B. in den Liedern des *Zitherbaben*, in dem *Abendliede des Fremdlings*, in *der Erscheinung* etc.

Wie auf der einen Seite tiefes Versinken, so ist auf der andern hoher und kräftiger Anfschwung der Muse unsres Dichters nicht naturgemäfs, und sie hat solchen auch fast nirgends versucht. Ein ausgezeichnetes Gedicht, *das Menschenherz*, scheint uns in einigen Strophen den Ansatz zu einer ungewöhnlichen Erhebung zu nehmen:

Das höchste Wunder unter allen,
Das Meisterwerk in Raum und Zeit,
Das ist das Herz in seinem Wallen,
Das Herz in seiner Trunkenheit.

Mein war es, mein in schönen Tagen;
Mir war's, als sollt' ich Meer und Land
Auf einer Fingerspitze tragen,
Allmächtiger, wie Gottes Hand!

O sprecht mir nicht von andern Wonnen!
Hoch steht das blaue Himmelszelt,
Da rollen hunderttausend Sonnen —
Das Herz ist gröfser als die Welt.

Aber gegen den Schlufs läfst es, wie zur Bufse dafür, die Flügel in elegischer Ermattung sinken.

Hiermit entlassen wir diesen Dichter, dessen eigenthümlich schöne Ausbildung einer beschränkten poetischen Natur uns in einer Zeit besonders erfreulich anspricht, die ein solches Talent selten zu der klaren Erkenntnifs dessen gelangen läfst, was es kann, indem es sich lieber mit Aufgaben überspannt, die weit aus dem Kreise liegen, welchen die Natur ihm angewiesen hat. *Schmidt von Lübeck* ist ein ächt Deutscher Liedersänger von reiner, voller und herzlich bewegter Stimme und bewährt überall die Wahrheit dessen, was er von der Sprache unsres Vaterlandes sagt:

Von allen Sprachen in der Welt
Die Deutsche mir am besten gefällt,
Ist freilich nicht von Seiden;
Doch wo das Herz zum Herzen spricht,
Ihr nimmermehr das Wort gebricht,
In Freuden und in Leiden.

Justinus Kerner erscheint in seinen Liedern, wenn wir ihn mit dem *Lübecker* Dichter vergleichen, wie ein bewufstlos spielendes Kind neben dem erwachsenen und geprüften Manne, dessen Spiel eine Herablassung ist. Daher in dem Schwäbischen Sänger jenes rückhaltslose Erschliefsen des innersten Herzens, welches zuweilen bis über die Grenzen der Kunst hinaus will, um Alles auszusprechen, was, kaum zum Bewufstseyn gelangt, in demselben lebt und webt. Diese naive Unschuld der Gefühle kennt keine Ironie; sie lallt und stammelt lieber, was sie auf andre Weise nicht von sich geben kann, als dafs sie irgend etwas bei sich behielte; sie singt, bis das überschwellende Herz ihr gleichsam den Athem versezt. Dieses Verschliefsen ist dann aber kein willkürliches und bewufstes, und eine solche Pause des Herzens wirkt oft stärker, als die Klänge, welche sie vertritt, es vermocht haben würden. Sehnsucht ist der Grundton der *Kerner*'schen Lieder; und diese Sehnsucht trägt ebenfalls den Charakter der Kindheit; sie schwankt und schwebt zwischen Himmel und Erde ohne Ziel hin und her; sie weifs nicht recht zu sagen, was sie verloren und was sie suche, und doch fühlt sie, dafs ihr etwas fehle, dessen Bild ihr in den Blüthen der Erde und den Sternen des Himmels vorgespiegelt wird. Auf diese Weise ist die Natur für sie eine Hieroglyphenschrift von Blumen und Sternen, aus welcher sie sich und ihre Sehnsucht herauslesen möchte, und die Stimmen des Waldes und der Lüfte sind ihr Vorklänge oder Nachhalle dessen, was in ihrem eigenen Innern nach Tönen ringt. Ueberhaupt ist *Kerners* Muse nie in der Stube; in Lust und Leid hat sie die freie Natur um sich und nimmt sie so in sich auf, dafs sie dieselbe zur Trägerin ihrer Gedanken und Gefühle macht. Die Natur als Landschaftsmalerin darstellen zu wollen, kann ihr dabei gar nicht einfallen; sie müfste diese ja dann von sich

Digitized by Google

selbst gleichsam abstrahiren, um sie objektiv anzuschauen, die sie jezt subjektiv in sich empfindet. Aber wohl kleidet die gestaltlose Sehnsucht sich und ihren Gegenstand gern in die Bilder der Natur.

Morgen kommt mit lichtem Grufse,
Und Natur beginnt ein Fest.
Mancher noch mit heifsem Kusse
An das Herz was Liebes prefst.

Aber irre und verlassen,
Treibt es mich durch Land und Meer;
Was ich innig möcht' umfassen,
Führt nicht Mond, nicht Sonne her.

In der Blume seh' ich's blühen,
Hör's im Nachtigallgesang,
Mit den Sternen seh' ich's ziehen
Still und mild das Thal entlang.

Doch umsonst blickt voll von Thränen
Auge nach ihm himmelwärts,
Ungestillt in bangem Sehnen
Stirbt dahin diefs warme Herz.

In diesem Liede ist das Hauptthema ziemlich umfassend ausgesprochen, in welchem sich fast alle Gesänge unsers Dichters begegnen. Wir bezeichnen dem Leser einige als besonders charakteristisch für diese Gefühlsweise, z. B. *Sängers Trost* (S. 55). *Der Einsame* (S. 11). *Frühlingsklage* (S. 108). *Lezter Trost* (S. 163). *Sehnsucht* (S. 164). *Trost in der Natur* (S. 181) u. a. m. In andern Liedern klingt dieselbe Sehnsucht als Heimweh, bald mit einem trüben Hinblick auf die lezte irdische Heimat des Menschen, bald verklärt in der Aussicht nach der höheren Heimat über den Wolken. Das *Alphorn* ist die Stimme, welche den Wanderer nach seiner Heimat ruft, aber er weifs nicht, woher es tönt.

Ein Alphorn hör' ich schallen
Das mich von hinnen ruft;
Tönt es aus wald'gen Hallen?
Tönt es aus blauer Luft?
Tönt es von Bergeshöhe?
Aus blumenreichem Thal?
Wo ich nur steh' und gehe,
Hör' ich's in süfser Qual.

Bei Spiel und frohem Reigen,
Einsam mit mir allein,
Tönt's, ohne je zu schweigen,
Tönt tief in's Herz hinein.
Noch nie hab' ich gefunden
Den Ort, woher es schallt,
Und nimmer wird gefunden
Diefs Herz, bis es verhallt.

Man vergleiche dazu die Lieder: *Alte Heimat* (S. 14). *Wanderer* (S. 15). *Der Pilger* (S. 153). *Der Gärtner auf der Höhe* (S. 106). *Herbstgefühl* (S. 43) u. a. m. Nimmt aber die Sehnsucht unsers Dichters jene Richtung nach dem Höchsten, so mufs auch dieses sich zu ihr herabneigen und als Morgenroth, als Lichtwolke oder als Stern in den Kreis ihres Naturdienstes treten, und der St. Stephansthurm in Wien erscheint ihr als riesiger Schäfer, welcher die weifsen Heerden des blauen Himmels weidet. (S. 53.) Ein kleines Gedicht mag diese metamorphosirende Neigung bestimmter bezeichnen.

Wenn von heiliger Kapelle
Abendglocke fromm erschallet,
Stiller dann das Schiff auch wallet
Durch die himmelblaue Welle.
Dann sinkt Schiffer betend nieder,
Und wie von dem Himmel helle
Blicken aus denn Wogen wieder
Mond und Sterne.
Eines ist dann Wolk' und Welle,
Und die Engel tragen gerne,
Umgewandelt zur Kapelle,
So ein Schiff durch Mond und Sterne.

So hat auch die religiöse Stimmung unsers Dichters überhaupt den Charakter jenes ächt kindlichen Naturdienstes angenommen, welcher in jeder Blume das Bild ihres Schöpfers erblickt, in dem Rauschen des Baches dessen Stimme hört, in dem warmen Hauche der ersten Frühlingsluft dessen Liebesodem eintrinkt; und daher ist die Natur in Schmerz und Lust, in Ueberdrufs und Wohlbehagen seine tröstende und mitempfindende Vertraute. Wie ein von der Mutter losgerissenes Kind sehnt er sich aus dem Gewühle der Welt zu ihr zurück:

O nimm dein reuig Kind
In deine Mutterarme,
Dafs dir's um Busen lind
Zu neuer Lieb' erwarme!

Wie ist's ergangen mir,
Dafs ich verirrt so lange!
Mutter, zu dir, zu dir!
Wie ist's mir weh' und bange!

Bis ich wie Blum' und Quell
Dir darf im Herzen bleiben,
Mutter, o führ' mich schnell
Hin, wo kein Menschentreiben!

Und in einem andern Liede singt er:

Das Schicksal hat verschlagen
Mich an so manchen Ort,
Wo andre unter Klagen
Bald wären weiter fort.

Ich doch blieb mit Vergnügen,
Sah ich nur einen Baum,
Sah ich nur Vögel fliegen,
Fühlt ich mein Leiden kaum.

Und trug ich Schmerz und Wunden,
Ich klagte nimmer laut,
Konnt' immer noch gesunden
Im Lenz bei Gras und Kraut.

Ich hab' mich stets gehalten
An die Natur so warm,
Die Menschen liefs ich schalten —
Gott, die sind kalt und arm.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 131. u. 132.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1827.

1) *Lieder von Schmidt von Lübeck. Herausgegeben von H. C. Schuhmacher.*
2) *Gedichte von Justinus Kerner.*

(Beschluſs.)

Die Natur ist und bleibt der Ruheplatz, auf welchen die Sehnsucht des Dichters immer zurückkehrt, mag sie nun von ihr selbst angeregt und fortgetragen, mit den Vögeln und Bächen hinausgezogen seyn in das unbekannte schöne Land, oder mit den Blumen sich in die alte Mutter-Erde eingesenkt haben, um einem ewigen Frühlinge entgegen zu keimen, oder sich auf Morgenroth und Sternenlicht in den Himmel aufgeschwungen haben. Ihre Liebe, ihre Hoffnung und ihr Glaube wurzeln in der Natur und blühen aus derselben heraus.

Es liegt in dem Wesen jener Gemüthsrichtung, die wir eben charakterisirt haben, daſs sie ohne weite Absprünge von der Höhe in die Tiefe, von wilder Freudigkeit zu brütender Schwermuth, sich vielmehr in dem dämmernden Helldunkel zwischen Freude und Leid hin und her wiegen läſst. In dieser Sphäre hält sich *Kerner's* Muse, jedoch können wir einige Gedichte als Abweichungen aus derselben bezeichnen, z. B. das munter bewegte *Wanderlied:*

Wohlauf, noch getrunken
Den funkelnden Wein!

das kräftig freudige *Trinklied im Juni* und mehrere patriotische Gesänge von männlich starkem Tone. Den leztern schlieſsen sich die biedern Klänge aus Haus und Hof, das *Lob des Flachses* und *der Spindel,* an, in denen wir schon den Schwäbischen Bürger erkennen, welcher noch vernehmlicher zu uns spricht in den Gedichten: *der reichste Fürst, der Bürgerwall* u. a. m.

Auch in den *Balladen* und *Romanzen* verläugnet *Kerner* seinen provinzialen Patriotismus nicht. Ein groſser Theil derselben behandelt Schwäbische Sagen und Legenden, und selten ohne jenen sehnsüchtigen Rückblick auf die alte gute Zeit und Sitte, welcher der Darstellung des fremden Stoffs einen Ueberzug aus der gemüthlichen Theilnahme des Erzählers gibt. Aus der Sehnsucht nach dem Alten ist dann auch die alterthümliche Sprachweise in diesen Balladen und Romanzen zu erklären, welche von der natürlichen Einfachheit der Sprache in den Liedern auffallend abweicht. Zwar scheint es, als ob das Alterthümliche der Form in den bezeichneten Gedichten weniger unnatürlich und gezwungen klänge, da der Geist derselben ebenfalls in dieser Alterthümlichkeit schwebt, aber nichts desto weniger bleibt das Nachsprechen einer todten Sprache stets etwas Gemachtes, und schlieſst mehr oder minder den Ton der Natur und des Lebens aus. Wir erkennen daher in den *Kerner*'schen Balladen und Romanzen nur da die reine und volle Eigenthümlichkeit seiner Muse wieder, wo ihre lyrische Form die alterthümliche Manier der Erzählung nicht aufkommen läſst, ohne jedoch auch in den übrigen Stücken, die dem obigen Vorwurfe unterliegen, die tiefe Bedeutung und die ergreifende Gewalt einzelner romantischer Momente zu überhören. Wir machen besonders aufmerksam auf den *Geiger zu Gmünd*, auf *den todten Müller*, auf die *zwei Särge*, auf *Kaiser Rudolf's Ritt zum Grabe*, auf *das treue Roſs* u. a. m. Das lezte ist ein Nachtstück von groſsartiger Komposition und schauerlich kaltem Kolorit.

Graf Turneck kam nach hartem Strauſs
Bei Nacht wohl vor ein Gotteshaus.

Das Haus das lag im Walde tief,
In seiner Gruft ein König schlief.

Hier auszuruhn gedenkt der Graf,
Er weiſs nicht, daſs ein Pfeil ihn traf.

Der Graf steigt ab vom weiſsen Roſs:
„Gras', bis ich wiederkomm', im Moos!"

Auf fährt das Thor mit dumpfem Schall,
Dann schweigt es in der weiten Hall'.

Der Graf tappt hin an kalter Wand,
Bald einen alten Sarg er fand.

Digitized by Google

„Der müde Leib soll rasten hier;
„Versteinert Holz, brichst nicht mit mir."
Der Graf sich legt; so lang er war,
Wohl auf dieselbe Todtenbahr'.
Die Sonn' kam über Berge roth,
Der Graf kam nicht, der Graf war todt.
Seitdem verstrich manch hundert Jahr,
Sein harrt das Rofs noch immerdar.
Vor'm Gotteshaus steht noch ein Stein,
Dran grast das Rofs im Mondenschein.

Schade nur, dafs einzelne Anstöfse an Härten und Schwerfälligkeiten, die freilich mehr gesucht als übersehen sind, den befriedigenden Eindruck des Ganzen dieser Ballade stören. Leider trifft ein gleicher Vorwurf einen grofsen Theil der *Kerner*'schen Gedichte, welche, so einfach und anspruchslos auch ihre Formen sind, dennoch die leichte Mühe einer überarbeitenden Feile gescheuet haben, um harte und scharfe Mifsklänge, Ueberfüllungen, Lücken und andere Hemmungen ihres reinen und klaren musikalischen Flusses zu beseitigen. Zuweilen sind dergleichen Anstöfse so in die Ohren fallend, dafs der an Wohlklang gewöhnte Mund des Lesers sich berufen fühlt, sie unter dem Lesen, als Druckfehler, wegzuschaffen, und es ist schwer begreiflich, wie ein Dichter, welcher einen so schönen Naturklang des Verses hat, wie *Kerner*, zuweilen so ganz ohne Ohr für Hiate und auf der andern Seite für die Kakophonie gewisser Abkürzungen und Zusammenziehungen seyn kann, wie eben derselbe. Man höre Verse, wie folgende:

Da safs Herr Ernsts sein Töchterlein, ein Fräulein fromm und zart.
Aber, Flachs, dich, *mildste Pflanze.*
Im *selbstgesponn'nen Kleide.*
Stets fremd *die Uepp'ge* blieb.
Wo *andre unter* Klagen
Eine *Heil'ge uns* verschwand.
Sieht man mir im *Gesichte an.*

Doch genug von solchen undankbaren Sylbenstechereien! Wir möchten nun zum Schlusse dieser Anzeige noch ein Wort über das *Einleitungsgedicht* der Sammlung sagen, und zwar dem Leser, nicht dem Dichter. Wir wollen jenen nämlich bitten, es zu überschlagen, da es ihn gleich von vorn herein gegen den Dichter einnehmen könnte. Es gehört zu einer Klasse von Gedichten, die, mit überschwellendem Gefühl empfunden, nicht zu dem Ausdrucke dessen gelangen können, was sie eigentlich in sich zu tragen meinen. Sie haben gleichsam ein Interlineargedicht in sich, aber dieses kann freilich nur der Dichter selbst lesen, und daher genügt auch diesem allein sein Werk. Es begegnen uns von dergleichen Gedichten auch wohl in der Sammlung noch einige andre, aber keines von so entschiedener Unzulänglichkeit, wie jene *Zueignung*. In den übrigen, die wir dazu zählen möchten, läfst uns das Gefühl des Dichters doch nicht so ganz unangesprochen, wie dort, sondern es berührt uns nur leiser, als er selbst zu beabsichtigen scheint, z. B. in dem tändelnden Liedchen: *Sänger's Trost* (S. 55.)

Wilhelm Müller.

LII.

Philosophie und Christenthum oder Glauben und Wissen. Von J. Rust, Dr. der Philosophie und protest. evang. Pfarrer in Ungstein im königl. Baier. Rheinkreise. Mannheim im Verlage der Schwan- und Götzischen Hofbuchhandlung. 1825. VIII. 358 S. 8.

Wer in Vollmacht des wissenschaftlichen Geistes es über sich nimmt, diesem das Wort zu reden, und der Begriff- und Gedankenlosigkeit, unter welcher Maske sie auch agire, denkend entgegen zu arbeiten, der darf, auch wenn sein Bemühen nur theilweise mit wünschenswerthen Erfolgen gekrönt würde, bei Allen, welche die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens auch nur ahnen, einer wohlwollenden Begegnung sich im Voraus versichert halten.

Diese Bemerkung möge der Beurtheilung vorliegender Schrift vorangehen, um nicht minder die besondere wissenschaftliche Stimmung, welche durch dieselbe in dem Ref. vermittelt worden, als die Allgemeinheit des Interesses, auf welches sie gerechte Ansprüche machen dürfte, zum Voraus anzudeuten. Wer den Gang, den die theologischen Wissenschaften seit einigen Decennien in Deutschland genommen haben, auch nur obenhin beachtet, und den Controversen, die einen eben so grofsen Reichthum an scheinbaren Siegen als an scheinbaren Niederlagen der einen oder der andern Partei darbieten, auch nur von ferne zugesehen hätte: dem kann kein Zweifel übrig bleiben, dafs es vor allen anderen gerade die Namen *Philosophie* und *Christenthum*, *Glauben* und *Wissen* sind, durch welche unser Verf. den Inhalt seiner gehaltreichen Schrift andeutet, um deren bedeutungsvolles

Digitized by Google

Leben sich der Ernst wie der Leichtsinn der theologischen Forschungen auf die verschiedenste Weise mit dem verschiedensten Erfolge bewegt hat. Mit welchem *Rechte* sich der Forschungsgeist der Theologen insonderheit diesen Gegenständen zugewandt habe, das bedarf weiter keiner Entschuldigung, keiner Vertheidigung; die Sache selbst, welche es gilt, redet zu gewaltig, als dafs sie nicht jede Entschuldigung für Thorheit, jede Vertheidigung für Verhöhnung erachten sollte. Das Recht der theologischen Discussion über Philosophie und Christenthum ist der theologischen Wissenschaft eingeboren, denn es ist ihr zugleich mit ihrem Gegenstande, der Religion, gegeben; und sie ist gar nicht im Stande, diesen in ihren Inhalt zu verwandeln, wenn jene Rechtsansprüche, denen die Verheifsung der ἐνσαρκωσις του λογου beigegeben ist, entweder gänzlich überhört, oder mifsverstanden und auf eine Weise befriedigt werden, die unverzüglich die Quelle neuer, gröfserer Bedürfnisse wird. Kann also der Theologie als Wissenschaft das Recht, sich auf jene antithetischen Verhältnisse von Philosophie und Christenthum u. s. f. einzulassen, nicht abgesprochen werden, und würde jede verzagte oder trotzige Abstraction von denselben nur, sei es früher oder später, die unausbleibliche Rache des wissenschaftlichen Geistes zu erwarten haben: so rückt hiemit die Frage nach den *Ergebnissen* und *Früchten*, welche die Theologie seither auf diesem Felde der Forschungen abgeärntet habe, so nahe, dafs man ihrer Beantwortung kaum ausweichen kann. Und wer möchte, wenn er anders vor dem allgegenwärtigen Geiste der Wissenschaft aufrichtig zu beichten beflissen ist, es verheimlichen wollen, dafs, so viel auch schon gesprochen und geschrieben worden über Philosophie und Christenthum in ihrem Gegensatze und in ihrer Versöhnung, doch alles Sprechen und Schreiben *meistens* nur eine rein *negative Erkenntnifs* als baaren Gewinn für die theologische Wissenschaft zur Folge gehabt habe. Freilich geht, wie nicht zu läugnen, ein festes Ergreifen der Gegensätze, eine grelle Charakterisirung der entzweiten Elemente dem weit schwierigeren Mittleramte des Gedankens vorher; und es verdienen, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, selbst die einseitigsten Bemühungen derer, die sich in das ausgetrocknete Gebiet der Abstraction hineingeflüchtet haben, und deren, nicht selten höchst prahlerische Leistungen kaum für etwas mehr denn für erhaltete Negationen zu halten sind, Anerkennung. Aber dafs ein solcher Gewinn, weil er das Product eines rein negativen Thuns ist, auch nur einen relativen Werth haben könne, dafs er also gegen einen möglichen höheren Gewinn, dessen Wirklichkeit aus der gedankenvollen Einigung der zum Gegensatze gediehenen Elemente erblühet, für *Verlust* zu achten sei, — das wird in der That viel leichter begriffen als zugegeben. Es kann hierbei im Allgemeinen an die *Kantische Philosophie* und an die noch heute nicht erloschenen Spuren ihres Einflusses auf die Theologie erinnert werden. Sind nicht in ihr und durch sie alle jene vermeintlichen Oppositionen von Philosophie und Christenthum, von Wissen und Glauben, von Vernunft und Offenbarung, die in der Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes zwar niemals gefehlt haben, und ihrer Natur nach nicht fehlen können, doch eigentlich zu ihrer höchsten Ausbildung und vollkommensten Energie gekommen? Und ist wohl, um nur diefs Eine anzuführen, das System einer rein *menschlichen Theologie*, wie es der unsterbliche *Kant* in seiner „Religion innerhalb der Gränzen u. s. w." zu construiren versucht hat, von irgend einem nachherigen, das übrigens mit jenem wesentlich dieselbe Tendenz haben mag, übertroffen worden? — Gleichwohl würde es nicht so gar schwer seyn, nachzuweisen (die ganze neuere Philosophie beweiset es zur Genüge), dafs der *Kantische Kriticismus*, wenn ihn die Theologen williger beurtheilt als verurtheilt, wenn sie nicht blofs von ihm Notiz genommen, sondern ihn wahrhaft ergriffen, wenn sie die Gegensätze, welche er zum Bewufstseyn gebracht hat, nicht verunstaltet und verdunkelt, sondern philosophisch zu gestalten und zu lichten gewufst hätten, unter viel geringeren Geburtswehen viel früher, als nun zu erwarten steht, den *christlichen Rationalismus* geboren haben würde. Allein was soll man nun dazu sagen, wenn man gewahrt, wie selbst das Erste und Nothwendigste, was das theologische Sühnungsgeschäft heischt, kritische Schärfe in Aufstellung und Aufhellung der Antithesen, rechtschaffene Klarheit und Bestimmtheit in Sonderung und Beleuchtung der streitigen Punkte immer seltener werden; wie Meinungen und Einfälle, Redensarten und Worte ohne alle innere Bindung und Consequenz sich den Schein der Wissenschaftlichkeit geben. Einer grofsen Anzahl theologischer Schriften und insonderheit der meisten theologischen Journale, die sich von dieser Seite *fast* durchgängig charakterisiren, nicht zu gedenken, wollen wir nur, um unser Urtheil zu rechtfertigen, an eine neuere Schrift eines berühmten Theologen erinnern (*Der Denkglau-*

Digitized by Google

bige. Des I. Bandes 1ste Abth.), und daraus eine Stelle (S. 16. 17.) mittheilen, die folgendermaafsen lautet: „*Der Mensch ist eine Vernunft, d. i. eine Kraft, Vollkommenheit überhaupt zu denken* (Vergl. S. 12.), *Vortreffliches als Maafsstab für Alles zu denken. Die Vernunft führt zum Glauben an Gott, an den ächt Vollkommenen; der Verstand führt zum reinen seiner selbst und seiner Gründe sich bewufsten Glauben an Jesum als Christus.*" — Diese Stelle, so wie das ganze Buch, aus welchem sie angezogen ist, verstehe wer da kann; Ref. gesteht offen, dafs ihm solche Mystik noch nicht vorgekommen, und er ist daher fast geneigt zu glauben, dafs gegen sie die frommen Phantasien eines areopagitischen Dionysius, eines Bernhard von Clairvaux, eines Tauler, eines Thomas von Kempen, eines Angelus Silesius u. a. nur gering und unbedeutend seyn mögen. Diese Probe qualificirt sich also recht wohl, Zeugnifs zu geben von der Dignität der so viel gerühmten Klarheit und Bestimmtheit, deren sich, wie man vorgibt, der theologische Geist in unseren Tagen bemächtigt habe. Ob darin aber die *confusio linguarum* von der *confusio notionum* oder diese von jener übertroffen werde, ist schwer zu sagen, wenigstens viel schwerer als *dieses*, dafs das Gebäude der theologischen Wissenschaft, wenn jener Verwirrung nicht Einhalt gethan wird, gleich Babels Thurm, nimmermehr zu Stande kommen kann. Es ist auch gegen solches Wesen oder — Unwesen, das immer von Neuem den versöhnenden Geist der theologischen Wissenschaft an das dürre Holz der Endlichkeit heften möchte, schon von vielen Seiten gesprochen und geeifert worden. Allein der Erfolg hat augenscheinlich gelehrt, dafs zur gründlichen Bekämpfung des Vorurtheils es nicht sowohl der eifernden Gluth des mit Polemik geharnischten Fechters, als vielmehr der Beschwörung des Genius der *Wissenschaft* bedürfe. Ihn rufe also an, wer da kann; ihm, und ihm allein, dem Träger aller individuellen geistigen Gebilde, diene der Eifer und die Kraft derer, denen die Wahrheit mehr gilt als ihr Schatten, die Wissenschaft mehr als ihr Zerrbild. Wenn es überhaupt einen Weg gibt, die Wahrheit zu finden, so ist es der alleinige Weg der Wissenschaft; *nur* auf ihm läfst sich begreifen und begreiflich machen, was stehen, was fallen, was festgehalten, was weggeworfen werden müsse.

Und hiemit wenden wir uns zur Beurtheilung der angezeigten Schrift. Wir begegnen in ihr einem Verfasser, dem die hohe Würde der theologischen Wissenschaft klar geworden, und der in einer gediegenen Abhandlung seine geistreichen Nachforschungen über das, worauf in dem Bisherigen nur hingeleitet werden sollte, niedergelegt hat. Ein ernstes Streben nach Gründlichkeit und Klarheit, vereint mit einer warmen Begeisterung für die höchsten und heiligsten Interessen der Menschheit, hat dem Buche so wesentliche und tiefe Charaktere eingedrückt, dafs es schon um dieser willen dem wissenschaftlichen Leser nicht gleichgültig bleiben kann. Aber der Herr Verf. hat diesen inneren Vorzug seiner Schrift auch noch durch den äufseren einer reichen und lebendigen Darstellung zu erhöhen gewufst, er hat es verstanden, mit seltener Meisterschaft die Sprache zu handhaben, die fast durchweg rein, kräftig, edel, ja in der That oft plastisch zu nennen ist. Doch genug hiervon; lassen wir den Inhalt der Schrift, den wir jezt darlegen und prüfen wollen, selber sprechen. Ref. wird sich bemühen, denselben nach seinen wesentlichsten Momenten vor den Augen der Leser zu entfalten, aber auch nicht unterlassen, mancherlei bald mehr bald minder ausführliche Bemerkungen, die eine sorgfältige Prüfung der Schrift in ihm erzeugt hat, mit aller Unparteilichkeit, deren er nur fähig ist, hin und wieder in die Relation einzustreuen. Möge nur der Hr. Verf. die Humanität, welche er in der eben so bescheidenen als wackeren Vorrede zu seinem Buche anspricht, in den kritischen Partieen dieser Relation nicht vermissen!

Die *Einleitung* (S. 1—16), welche sich damit beschäftigt, den richtigen *Standpunkt* für die ganze Untersuchung auszumitteln, beginnt mit einer Kritik derjenigen Standpunkte, von denen die *bisherigen* Versuche, das Verhältnifs der Philosophie und des Christenthums zu einander festzustellen, vorzugsweise ausgegangen sind. Sie werden als der *kirchliche*, als der *religiöse* und als der *philosophische* Standpunkt bezeichnet, und, weil sie sich alle drei gleich wenig dazu eignen, eine genügende Lösung der Aufgabe herbeizuführen, verworfen. Vernünftiger Weise also kann keiner derselben länger behauptet, es mufs vielmehr entweder jeder Versuch, das gegenständliche Verhältnifs ins Klare zu bringen, ganz aufgegeben, oder das Denken auf einen andern Standpunkt hingelenkt werden, der, falls er seine Alleingültigkeit zu beweisen vermöchte, dann ohne Weiteres von dem Betrachter einzunehmen seyn würde. Das ist aber der Standpunkt des *Geistes* im weitesten Sinne des Wortes, sofern nämlich der Geist als die Negativität alles dessen, was aufser seiner Sphäre liegt, also nicht er selbst ist, gedacht

Digitized by Google

wird. In das Element des Geistes also, welcher „*die gemeinschaftliche Wurzel der Philosophie und des Christenthums*“ ist, muſs sich der Betrachter versetzen, wenn das Begreifen beider möglich werden soll; von ihm müssen seine Operationen ausgehen. So wird aber die Betrachtung „eine höhere Geschichte des Geistes, die mit der ursprünglichen *Offenbarung* als der *Wurzel dieses Geistes* beginnt, seine Entwicklungsperioden in allgemeinen Umrissen beschreibt, und mit den erhabensten und freiesten Bildungstufen desselben, der Philosophie und dem Christenthum, schlieſst.“ (S. 15. 16.) —

Diese lezten Worte sprechen den Zusammenhang der Einleitung mit dem folgenden 1*sten Abschnitt* (S. 17—40) deutlich genug aus; daher wir die Erinnerungen, welche wir zu machen hätten, einstweilen noch zurückhalten und zunächst weiter referiren wollen. Um nämlich auf dem bezeichneten Standpunkte zuverlässig fuſsen zu können, thut es Noth, daſs zuvor der Grund und Boden, von welchem aus der historische Proceſs des Geistes anzuschauen ist, in seinem ganzen Umfange beleuchtet werde. Das geschieht auf *die* Weise, daſs zunächst das Wesen der *Offenbarung*, welche so eben „*die Wurzel des* (*erscheinenden*) *Geistes*“ genannt worden, in Untersuchung genommen, und aus ihrem Begriffe die Weise hergeleitet wird, in welcher sich die ganze Betrachtung, um sich der Erreichung ihres Zieles zu vergewissern, fortzubewegen habe. „*Offenbarung*,“ heiſst es S. 17 u. f., „ist im Allgemeinen das Hervortreten eines Verborgenen, die Erscheinung des Wesens, die äuſsere Darstellung des inneren Grundes, ἀποκαλυψις = φανερωσις. In der *Weltschöpfung*, als der erhabensten und umfassendsten aller Offenbarungen, äuſserte sich der verborgene Grund als die *Gottheit* selbst. In der Weltschöpfung erscheint *Göttliches* und *Irdisches*, *Ewiges* und *Zeitliches*, doch so, daſs dieses von jenem, jenes von diesem durchdrungen wird.“ So wird vorerst das Wesen der Offenbarung im Allgemeinen aufgefaſst, und die Fortschreitung ist weiter diese: „die beiden Hauptrichtungen, in welchen alle einzelnen Offenbarungen (als Entwicklungen jener primitiven) ihre Bahn beschreiben, sind einerseits das Reich der *Natur*, andererseits das Reich des *Geistes*.“ Gegen das *unmittelbare* Leben der Natur aber ist das *vermittelte* des Geistes das höhere; in diesem treten jene beiden Momente der Weltschöpfung, das Zeitliche und das Ewige, als *Gedanke* und als *That*, als *Erkennen* und als *Thun*, als *intellectuelles* und als *religiöses Leben* mit siegender Macht und Klarheit hervor. Das Element, in welchem die intellectuelle Entwicklung des Geistes vor sich geht, ist das Reich des *Gedankens*, so wie andererseits dem religiösen Geiste für seine Entfaltung die Sphäre der *Geschichte* anheimfällt, mittels welcher derselbe als allgemeiner sich besondert, sich *positiv* gestaltet „als die besondere, an bestimmte Erscheinungen geknüpfte sittliche That“ (S. 29). Bei Feststellung dieses positiven Elements der Religion kommen die zwei dafür ausgegebenen Negationen desselben, die so genannte *natürliche* und die so nennbare *Wunderreligion* zur Sprache, und ihre Beurtheilung und Verurtheilung bildet den Uebergang zu der nun folgenden Beschreibung der wesentlichsten Kriterien der intellectuellen und religiösen Entwicklung des Geistes. Diese ist *stetig* (S. 32), ist *successiv*, *schreitet vom Allgemeinen zum Besonderen fort* (S. 33), *und bewahrheitet sich von Stufe zu Stufe* (S. 34). Nach diesen Entwickelungsgesetzen durchläuft der Geist als intellectueller wie als religiöser *drei Hauptstufen*. Die *erste* ist die Stufe der *Unmittelbarkeit*, auf ihr ist der intellectuelle Geist noch ganz *bei sich* (ohne von sich gewesen zu seyn), er ist *Gefühl*, und der religiöse Geist in seiner positiven Gestaltung das *Heidenthum*. Die *zweite* Stufe ist die des *Unterschiedes*, auf ihr erschlieſst sich der substantielle Geist, er kommt so zu sagen *auſser sich*, und zwar intellectuell als *Verstand*, religiös-positiv als *Judenthum*. Die *dritte* Stufe endlich ist die der *vermittelten Identität* des Geistes mit sich selbst, auf ihr kommt er wieder *zu sich*, und zwar intellectuell als *Vernunft*, religiös-positiv als *Christenthum*. Also *Gefühl*, *Verstand* und *Vernunft* einerseits, und ihre Correlate *Heidenthum*, *Judenthum* und *Christenthum* andererseits sind die Phänomene des Geistes, die betrachtet werden müssen, — und deren sorgfältiger Betrachtung das ganze Buch bis zu seinem Schlusse gewidmet ist.

Hier ist der erste schickliche Ruhepunkt; verweilen wir daher prüfend einige Augenblicke bei den nachgewiesenen Grundstrichen und Umrissen der ganzen Zeichnung.

Ob das schwierige und verdienstliche Unternehmen überall und immer gleich gut gelungen sei, das kann vorläufig dahin gestellt bleiben; *das* aber möge schon hier als eine hervorstechende Eigenthümlichkeit der Schrift nicht verkannt noch übersehen werden, daſs jede Partie derselben den angegebenen Zweck wenigstens *will* verwirklichen helfen, woraus dann das Streben begreiflich wird, das sich fast nirgends verläugnet und rühm-

Digitized by Google

lichste Anerkennung verdient, nämlich *alle Artikel des Ganzen zur Constitution eines wissenschaftlichen Organismus lebendig in einander greifen zu lassen.* Jedes Glied desselben sucht seine Existenz und Stellung wissenschaftlich zu legitimiren, und macht Anspruch darauf, für einen integrirenden Theil angesehen zu werden; und umgekehrt erscheint eben so das Ganze, wie bedingt und begründet durch das Einzelne, so dieses bewahrheitend und kräftigend durch die augenfälligste Cohärenz aller Momente. Vermöge dieses Kriteriums ächter Wissenschaftlichkeit ragt die Schrift über so viele Erzeugnisse des Tages rühmlichst hervor, und die Zeichen der Zeit, wenn wir sie nicht ganz mifsverstehen, scheinen zu dem Glauben zu berechtigen, dafs ihre Erscheinung im Gebiete der Theologie nicht ganz spurlos vorübergehen werde.

Wie besonnen und umsichtig der Hr. Verf. in der Exposition des Themas verfahre, das zeigt sich insonderheit gleich am Anfange der Darstellung, wo es sich um die Auffindung des *richtigen Standpunktes* handelt. Wenn er in diesem Bezuge die herkömmlichen Betrachtungsweisen in ihren *Principien* angreift, und die Unhaltbarkeit des *kirchlichen*, des *religiösen* und des *philosophischen* Standpunktes, von deren einem oder anderem die seitherigen Untersuchungen über Philosophie und Christenthum auszugehen pflegten, darzuthun für nöthig erachtet: so kann das um so weniger befremden, je klarer es am Tage liegt, dafs der Baum der theologischen Erkenntnifs zumeist darum so unerquickliche *Früchte* trage, weil er in seiner *Wurzel* ungesund und kraftlos geworden. Allseitigkeit und Gründlichkeit in der Erkenntnifs werden lediglich und allein dadurch ermöglicht, dafs von vorn herein *alle und jede* wissenschaftliche Form ihrer Existenz, von denen die eine, sofern sie sich ponirt, die andere negirt, skeptisch überwunden werde. Solche Negativitäten gegen einander sind unstreitig die drei namhaft gemachten Standpunkte. Jeder derselben *will* die Wahrheit, *kann* sie aber nur wollen, sofern er sich seiner Differenz von dem andern bewufst wird und bleibt, woraus folgt, dafs er sie selbst eben so wenig als die Gewähr haben könne, ihrer, solange er seinen negativen *eo ipso* einseitigen Charakter behauptet, je theilhaft zu werden. Die negative Natur eines jeden der drei angeführten Standpunkte also, und kein äufserer Reiz, kein momentaner Einfall, legt dem Betrachter den Zwang auf, mit der Negation jener Negativitäten den Anfang zu machen, wenn es anders Wahrheit ist, was Plutarch sagt: *οὐδὲν ἀνθρώπῳ λαβεῖν μεῖζον, οὐ θεῷ χαρισασθαι σεμνοτερον ἀληθειας.* Was bleibt nun, wenn von allen *jenen* Negativitäten abstrahirt worden, als das neutrale Element übrig? Nichts als — *der Geist:* sein regressives *Werden* ist absolut bedingt durch jene Abstraction, seine *Position* absolut bedingt durch jene Negation; er, als *seiender* betrachtet, hat alle negativen Gestalten, die *aus ihm* sich erheben, also auch das Kirchliche, das Religiöse, das Philosophische, die sämmtlich nur durch seine Influenzen existiren, um ihre Existenz gebracht und *in sich* verwunden (aufgehoben). Der Standpunkt des *Geistes* enthält demnach die nur *relative* Gültigkeit der genannten einzelnen in sich als die *absolute* Indifferenz oder Gleichgültigkeit gegen alle, d. h. als die unbestreitbare Alleingültigkeit, als die *Wahrheit.* —

Dieses Zurückgehen auf das Element des Geistes, als in welchem Philosophie und Christenthum formell noch nicht existiren, verleiht, wie Ref. dünkt, der Schrift des Hrn. *Rust* einen so entschiedenen Werth, dafs es ungerecht seyn würde, wenn etwa die anderweitigen Ausführungen derselben viel weniger gelungen befunden würden, als dieser Anfang, darum die Vortrefflichkeit des lezteren in Schatten zu stellen. Mag übrigens die Art, wie der Herr Verf. seinen Gegenstand, den gemeinschaftlichen aller Denkenden, angreift und aufnimmt, *alt oder neu* seyn, das ist in so fern gleichviel, als ja Alles darauf ankommt, dafs sie *wahr* sei. Eben so wenig kann ferner daran liegen, zu wissen, welches Subject zuerst die bezeichnete Betrachtungsweise angedeutet oder ausgeführt habe; das Wesentliche ist und bleibt immer, dafs demjenigen, was sich als wahr und heilbringend kund gibt, von Allen, die es erkennen, anerkennen und fördern mögen, Gerechtigkeit widerfahre. Genug; es bedarf gründlicher Erschütterungen des theologischen Untersuchungsgeistes, woher sie auch kommen mögen; und Herrn *Rust* wird das Verdienst, eine solche mit veranlafst zu haben, ungeschmälert und der Dank derer unverkümmert bleiben, die seine Gabe unbefangen nehmen und würdigen.

Ob nun, was die Bestreitung der drei genannten Standpunkte selbst angeht, durchaus nothwendig gewesen wäre, den Standpunkt der *Kirche*, für dessen subordinirtes Verhältnifs und ärmliche Existenz eigentlich der religiöse Standpunkt den vollständigen Beweis führt, mit *der* Ausführlichkeit zu behandeln, die ihm zu Theil geworden,

Digitized by Google

das bleibt zum wenigsten eben so zweifelhaft, als es gewiſs ist, daſs *Keiner*, der jemals auf ihn allein sich gestellt und von ihm aus operirt hat, um das wesenhafte Verhältniſs der Philosophie und des Christenthums zu begreifen, das Begreifen dieser Phänomene auch nur geahnet hat. Dagegen kann Ref. den Wunsch nicht bergen, es möchte Hr. *Rust* die beiden anderen Standpunkte, den *religiösen* und den *philosophischen*, mit einer gröſseren Ausführlichkeit als geschehen ist, behandelt haben. Diesen Wunsch nöthigt die Erfahrung ab, die da lehrt, daſs bei weitem die meisten Versuche, welche angestellt worden sind, um das innere Verhältniſs des Wissens und Glaubens aufzuhellen, sich entweder einseitig religiös, oder einseitig philosophisch, oder endlich doppelseitig religiös-philosophisch charakterisiren. Wer hieran zweifeln möchte, den verweisen wir auf die Annalen der neueren theologischen Literaturgeschichte, und sein Zweifel wird nicht länger dauern. Offenbar verdienstlich würde es daher gewesen seyn, wenn es Hrn. *Rust* gefallen hätte, die *phänomenologische* Betrachtungsweise (so wollen wir sie kurzweg nennen) jenen beiden anderen, der religiösen und der philosophischen gegenüber zu stellen; was dann allerdings die Nothwendigkeit herbeigeführt hätte, das Religiöse und das Philosophische nach seinem wirklichen Unterschiede und wahrhaften Verhältnisse aufzuzeigen, und was nicht anders hätte geschehen können, als so, daſs der Regressus des Religiösen und des Philosophischen in das Element ihrer Verwurzelung, in den *Geist*, aufgezeigt wurde. Wir geben zu, daſs durch eine solche Exposition, die übrigens auch wohl eine zusammenfassende Kritik der beiden Standpunkte ermöglicht haben würde, die Einleitung einen gröſseren Umfang gewonnen hätte, zweifeln aber keinen Augenblick, daſs, wenn auch vielleicht die Wahrheit und Haltbarkeit des phänomenologischen Standpunktes an einer solchen Betrachtung weiter keine bedeutende Stütze gewonnen hätte, doch mittels derselben der Vorwurf der Unwahrheit und Unhaltbarkeit sowohl des religiösen als auch des philosophischen Standpunktes als auch des aus der Vermischung beider wunderlich auftauchenden Amalgamas, noch gründlicher motivirt und schlagender dargethan worden wäre. Doch lassen wir dieses liegen, und folgen Herrn *Rust* auf seinen Standpunkt, den Standpunkt des *Geistes*.

Seite 15 wird der *Geist* die „*gemeinschaftliche Wurzel der Philosophie und des Christenthums*" genannt. Daſs dieses eine Antecipation sei, ist klar, und der Inhalt des Buches widerspricht dieser Erklärung nicht; denn daſs es so sei, muſs sich erst noch ergeben, und ergibt sich in der That in den beiden lezten Abschnitten. Heiſst es nun weiter S. 16: „die ursprüngliche Offenbarung" (die Weltschöpfung κατ' ἐξοχὴν) sei „*die Wurzel dieses Geistes*," so würde mittels Folgerung sich der seltsam klingende Satz ergeben, *die Offenbarung sei die Wurzel der Wurzel*, was aber wohl nichts weiter bedeuten kann als: die Offenbarung ist der Ausgangspunkt aller geistigen Entwicklung, deren zwei glänzendste Effulgurationen die Philosophie und das Christenthum sind. Wenn Herr *Rust* sagt, „daſs diese Entwicklung oder Geschichte des Geistes mit den erhabensten und freiesten Bildungsstufen derselben, mit Philosophie *und* Christenthum *schlieſse*," so läſst sich das aufs Wort nicht alsobald hinnehmen. Denn die Entwicklung kann, wenn sie *wahrhaft* anfängt; nur *einmal* anfangen; ausgegangen von einem Einzigen und Einfachen, mag sie sich in ihrem Progreſs noch so sehr vermannigfachen, das kann nicht hindern, ja das zwingt und nöthigt vielmehr anzunehmen, daſs sie, je näher sie ihrem Ende kommt, sich in approximativem Verhältnisse wieder vereinfache, bis sie endlich alle Mannigfaltigkeit der Metamorphose in der Einheit der μορφὴ und οὐσία, der Form und des Wesens überwindet, und, um *wahrhaft* zu endigen, nur *einmal* endigt. Muſs dieſs zugegeben werden — und der Gegenbeweis möchte schwer seyn, — wie kann dann nur noch mit Grunde davon geredet werden, daſs die Entwicklung des Geistes mit *zwei* Bildungsstufen schlieſse? Und wird nicht offenbar der Intelligenz ein Sprung in die ideelle Einheit des Geistes zugemuthet, wenn, ohne daſs diese vorher begriffen worden, am Schlusse des Buches (S. 354) Johannes der Theologe redend eingeführt wird: „Ich sahe einen *neuen* Himmel und eine *neue* Erde, denn der *erste* Himmel und die *erste* Erde verging?" (Apok. 21, 1). Dieses *Vergehen* muſs, wenn wirklich die Philosophie die vollwichtige Correspondenz des Christenthums ist, wie Hr. *Rust* zugeben wird, dann nicht bloſs auf das Christenthum, sondern eben so nothwendig auf die Philosophie Beziehung haben; und das *Werden* des neuen Himmels und der neuen Erde versinnbildet alsdann nicht minder die *Verklärung* des intellectuellen als des religiösen Geistes. Aber nothwendig werden in diesem neuen Himmel und auf dieser neuen Erde nicht wieder *Klarheiten*, wird vielmehr *Klarheit* seyn; das wesentlichste Ele-

Digitized by Google

ment der Klarheit ist *Wahrheit*, und das wesentlichste Kriterium der Wahrheit ist *Einheit*. Mithin hat Johannes der Theologe ganz recht, aber Hr. *Rust* nicht das Rechte. Die Entwicklung des Geistes schliefst wesentlich mit *Einer* „Bildungsstufe" (wenn sie noch so genannt werden darf); aber unsere Schrift, welche den Entwicklungsgang des Geistes sonst so gründlich beschreibt, mit *zweien*. Dafs dieses nicht wohl angehe, mögen folgende Sätze vollends ins Klare bringen.

Zwei Enden sind, wie Niemand in Abrede stellen wird, so gut ein Unding wie *zwei Anfänge*. Soll die Entwicklung des Geistes also „mit zwei Bildungsstufen schliefsen," und wären diese noch so „erhaben," noch so „frei," so ist er selbst in der That und Wahrheit noch nicht zu seinem Ende oder zu sich gekommen, das ist er hat in der Absolutheit noch nicht seine wahre und wesentliche Schranke erreicht, sondern er ist, weil noch mit der Zweiheit, darum noch mit der Endlichkeit behaftet. Setzen wir also die oben zugestandene Antecipation consequent fort, so müssen wir sagen: der wahrhafte Schlufspunkt der Entwicklung des Geistes ist der, wo Philosophie und Christenthum in ihrer Absolutheit sich durchdringen, ist der Quotient beider, die ohne Rest in einander aufgehen, ist die Philosophie *als* Christenthum, das Christenthum *als* Philosophie, ist die Offenbarung der Tiefe, die begriffene Geschichte. Wenn das erste, aber verlorne Paradies der Menschheit, welches die Genesis darstellt, wovon die Theologen gemeinhin wenig zu sagen wissen, die Dichter aber und die — Kinder desto lieber erzählen mögen, in seinem tiefsten Grunde kein leerer Wahn ist, so wird auch das zweite verheifsene Paradies (cf. Lucas 23, 43), welches der christliche Seher malt, vor welchem die Historiker sich sträuben, wonach die Philosophen sich strecken, kein purer Wahn seyn. Wir staunen es an, das apokalyptische Bild, aber anstaunend fassen wir es nicht, verhüllt es sich vielmehr in düstere Nebel, und läfst dem entzündeten Herzen des Sterblichen (cf. Joh. 21, 23) das Vermächtnifs der Erinnerung und des Verlangens zurück, es nachzubilden. Die Geschichte reibt die Farben dazu, der Gedanke trägt sie auf, und die ganze Menschheit in ihren Individuen ringt und arbeitet in guten und bösen, in Werk- und Feiertagen, dafs das Gemälde vollendet werde. Wer will sie darum anklagen? Ist nicht diese Vollendung die Einheit des Geistes mit sich selbst? Und ist nicht die ideelle Darstellung dieser Einheit des phänomenologischen Geistes höchster Triumph? — Es ist das idealreale Verhältnifs dieser vermittelten Identität des Geistes, in welcher Philosophie und Christenthum nicht mehr aufser einander, sondern absolut in einander sind.

Für diese Darstellung der speculativen Andacht oder des absoluten Wissens, oder wie diese *Offenbarung der Tiefe* gegen jene *Tiefe der Offenbarung* sonst genannt werden mag, so unendlich schwierig sie seyn mag, mufste nothwendig eine Stelle in vorliegender Schrift übrig bleiben. Hat sie mit dem *status exinanitionis* begonnen, so mufste sie mit dem *status exaltationis* schliefsen, und es hätte dann das Schlufswort S. 355 u. f. füglich fehlen können. — Uebrigens mag es nicht unbemerkt bleiben, dafs die Grundlinien zu einer solchen einzig und allein wahrhaft schliefsenden Schlufsbetrachtung, wie wir sie angedeutet haben, einer ächten Osterfeier des speculativtheologischen Geistes, in den beiden lezten Abschnitten (wenigstens in dem vorlezten) sich ziemlich deutlich vorfinden, und es hätte demnach, um dieselbe in der That und Wahrheit zu vollbringen, nur dessen bedurft, einerseits den Vorwurf der Transcendenz oder Mystik, der allerdings leichter zu begreifen ist, als das Mysterium, ruhig an sich hingehen zu lassen, und andererseits das Kreuz des Begriffes geduldig auf sich zu nehmen zu dem sauern Gange nach der *Schädelstätte des absoluten Geistes*.

Richten wir nun unsere Aufmerksamkeit auf den Hervorgang der Untersuchung aus ihrem Princip.

Sie beginnt, wie oben bereits dargelegt worden, mit der Bestimmung des Begriffes der *Offenbarung* als des in der Durchdringung des Ewigen und Zeitlichen sich enthüllenden Grundes der Weltschöpfung. Dafs von den beiden Richtungen, in welche diese Evolution aus einander geht, die der *Natur* völlig ausgeschlossen, und nur die des *Geistes* verfolgt wird, ist der Natur des Gegenstandes, um dessen Erkenntnifs es sich handelt, und dem Zwecke seiner Darstellung vollkommen angemessen. Auch gegen die Scheidung des substantiellen Geistes in die beiden Elemente des *intellectuellen* und des *religiösen* Seyns, ferner gegen die Bestimmung der beiden eigends zukommenden Sphären des *Gedankens* und der *Geschichte*, so wie endlich gegen die aus der Reflexion über beide hervorgängige vorläufige Beschreibung des Ganges der ganzen Betrachtungsweise möchte sich *im Allgemeinen* wohl wenig erinnern lassen. Indem wir uns in Ansehung des lezten Punktes auf das im Vorhergehenden über die Nothwendigkeit des Schlusses der Betrachtung Beigebrachte zurückberufen, sei hier nur noch folgenden Bemerkungen eine Stelle vergönnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 133. u. 134.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1827.

Philosophie und Christenthum oder Glauben und Wissen. Von Dr. J. Rust.

(Fortsetzung.)

Kann man allerdings dem Hrn. Verf. seine hohe Achtung nicht versagen wegen des rein und energisch sittlichen Geistes, der sein Werk anwehet, und demselben die Frische und Lebendigkeit verleiht, welche es auszeichnen, so scheint es doch, als habe dieser Umstand der *Sache* nicht immer und überall Vortheil zugewandt, ja als habe die sittliche Macht der individuellen Ueberzeugung und Begeisterung gegen das Object in seiner Nacktheit und Blöfse bisweilen in einer Weise sich geltend gemacht, die zwar geeignet seyn mag, den Titanen augenblicklich einzuschüchtern, aber ihn nicht zu bändigen im Stande ist. Wir denken, indem wir dieses niederschreiben, an jene vorwaltende, reizvolle Eigenthümlichkeit der Schrift, die vielleicht nicht unschicklich das *individuelle Pathos* derselben genannt werden könnte, und die, um es kurz zu sagen, wesentlich darin besteht, dafs fast alle Erscheinungen des Geistes, noch ehe seine Verwandlungen in der Totalität gehörig abgewartet sind, mit Gewalt an das Ufer der Praxis hinangespült werden. Möge diese Behauptung nicht so gedeutet werden, — denn das wäre ihre directe Mifsdeutung, — als theilten wir die Ansicht derer, welche meinen, es könne die *ächte* Wissenschaft Gestalten gebären, die der Praxis *in keiner Beziehung* frommen; vielmehr halten wir dafür, dafs, was der Geist auch erarbeite, wenn es nur wahr ist und lebendig, das Medium der Erscheinung irgendwann durchbrechen, und dem practischen Leben seine Influenzen, wenn auch nur tropfenweise, mittheilen müsse und mittheilen werde. Aber dafs der Forscher sowohl *vor* seiner Arbeit als während derselben sich von der Gewalt seiner, wenn auch noch so liebenswürdig gefärbten Individualität möglichst unabhängig behaupten, alle separaten Eingebungen derselben unbefolgt lassen, und sich unter die Herrschaft des farblosen Objects gefangen geben müsse, diefs ist es, was wir in dem Geschäfte speculativer Betrachtung als ein Haupterfordernifs aussprechen möchten. Wir sind, indem wir dieses postuliren, weit davon entfernt, die ungeheure Schwierigkeit einer solchen Resignation zu verkennen oder zu läugnen; und sind eben so weit davon entfernt, uns einzubilden, als hätten wir, dieses hervorhebend, etwas gesagt, was der Hr. Verf. nicht schon längst wüfste. Vielmehr will es uns aus der Schrift selbst klar werden, dafs Hr. *Rust* den Gedanken zur Abfassung derselben gar nicht hätte fassen, geschweige denn zu realisiren den Versuch machen können, wenn ihm nicht vorher die Ueberzeugung geworden wäre, dafs nur dann der Wissenschaft in der That ein völliger Dienst geschieht, wenn das Subject, sie höher achtend als sich selbst, ihrer Majestät sich freiwillig unterwirft, und jeden *pruritus*, die Dienstbarkeit mit der Herrschaft zu vertauschen, nach bestem Vermögen exstirpirt. Indessen bleibt doch das eben so ausgemacht, dafs, wenn auch Keiner jemals mit seiner Subjectivität absolut in das Object des Erkennens aufgeht, doch der Eine diesen Act der Resignation relativ vollständiger vollbringt, als der Andere, und dafs sonach diejenige Gestalt eines wissenschaftlichen Ganzen jederzeit den meisten Beifall, wenn auch vielleicht nicht einärnten, doch sicherlich verdienen werde, die, der Nachhülfe des Subjects entübrigt, jede individuelle Krücke, welche die meisten Vorreden der meisten Bücher präsentiren, von sich wirft, sich auf ihre eigenen Beine stellt, und frei geworden als die mittels des Begriffs zur Durchsichtigkeit gereinigte und verklärte Wahrheit ihren Thron einnimmt, um die ihr dienenden endlichen Geister von der Endlichkeit zu befreien, und in das Element wahrhaftiger Selbstständigkeit und Freiheit zu erheben. Der so oft gemifsbrauchte Ausspruch Christi, γνωσεσθε την αληθειαν, και ἡ ἀληθεια ἐλευθερωσει ὑμας (Jo. 8, 32), leidet hier seine vollkömmliche Anwendung.

Betrachten wir nach dieser kurzen Zwischenbemer-

Digitized by Google

kung, gegen deren Wahrheit sich nicht leicht etwas Triftiges wird aufbringen lassen, unsere Schrift, so wird es unschwer seyn nachzuweisen, dafs und in wiefern sie, trotz ihrer im Grunde wissenschaftlichen Haltung, dennoch der Zeit ihren Tribut bringt, und bis auf einen gewissen Grad das Pathos einer Partei theilt, die, wie alles Parteiwesen, mit Einseitigkeit behaftet ist, und dadurch der Wissenschaft Eintrag thut. Dafs Philosophie und Christenthum, Wissen und Glauben, Vernunft und Offenbarung einer durchaus objectiven Betrachtungsweise, wie wir sie so eben charakterisirt haben, nicht allein *fähig*, sondern sogar *bedürftig* sind, wenn es auf das *wahre* und *wirkliche* Erkenntnifs ihres Wesens und Verhältnisses ankommt, scheint keinem Zweifel zu unterliegen; oder, dafs eine solche Betrachtungsweise von Anfang bis zu Ende *frei*, d. i. mit Verläugnung aller individuellen Rücksicht, die dem Geiste eine Fessel seyn würde, sich fortbewegen könne und müsse, scheint an sich klar zu seyn. Aus diesem Grunde können wir es nicht gut heifsen, so gut es auch gemeint sei, wenn Hr. *Rust* die Bewegung des Gegenstandes ohne Noth hin und wieder hemmt, d. h. wenn er der Bewegung seines, von der Idee der Wahrheit erfüllten Gemüthes es verstattet, die Harmlosigkeit des Objects zu stören, und einstweilen in der Verhandlung die Rolle zu übernehmen. Abgesehen davon, dafs solche Ausherzigungen in Mitte der sachlichen Entwicklung, wenn sie Berechtigung haben sollen, diese niemals an *dem* Orte, von wo aus man das Phänomen, das den subjectiven Geist irritirt, *zuerst* erblickt, haben können, dafs sie also, weil in der successiven Entwicklung die eine Gestalt von der andern widerlegt wird, erst wenn das lezte Phänomen, als durch welches alle anderen bewahrheitet werden, begriffen ist, in dem Brennpunkte desselben (der dann auch das Herz entzünden mag) ihre *unwiderlegliche* Berechtigung finden, — abgesehen davon, so ist gar nicht einzusehen, wie die innere Cohäsionskraft des Ganzen, von deren *Zusammenhalt* alle *nachhaltige* Wirkung auf das Leben und Streben des erkennenden und handelnden Individuums abhängt, durch derlei Einflöfsungen der subjectiven Erregung könne vermehrt werden. Wir wollen nicht in Abrede stellen, dafs gerade in dieser Eigenthümlichkeit des Buches für viele Leser die meiste Anziehungskraft liegen mag, müssen aber unmaafsgeblich behaupten, dafs sie, so sehr sie dazu geeignet seyn mag, den gleichsinnigen und gleichstimmigen *Leser mit ihrem Sprecher* zu befreunden, sich gerade am wenigsten dazu schickt, das erkennende *Subject mit dem zu erkennenden Objecte* zu versöhnen. Wir können, um unsere Rüge in dieser Beziehung zu motiviren, auf alle diejenigen Stellen der Schrift verweisen, in denen ihr Verf. aus dem überzeugenden, kräftigen und lebendigen Lehrton herausfällt, und die Darstellung sich zum Rhetorisiren neigt. Freilich sind dieser Stellen nicht so gar viele (vergl. z. B. S. 62—68. S. 99—103. S. 130—133. S. 188. 189. 341. 342. 348.), aber doch genug, um die Gedanken, welche lediglich dem Objecte zugewandt seyn sollten, zu zerstreuen, und in allen denen, welche ihren Sinn und Geist dem Gegenstande leihen, dafs sie ihn begreifen, den Totaleindruck zu erschweren. Wir fürchten nicht, indem wir diesen Tadel aussprechen, mifsverstanden zu werden. Können wir auch für diese subjectiven Einschaltungen Hrn. *Rust* nicht Dank wissen, so fühlen wir uns um so mehr gedrungen, diesen nicht zurückzuhalten für alle diejenigen Ausführungen, die das originale Gepräge reiner Gegenständlichkeit tragen. Uebrigens ist, wie wir am Schlusse dieser Beurtheilung zeigen werden, unsere Ansicht aufs Beste vereinbar mit dem Bedürfnisse des Herzens, *seinen besten Willen zu substantiiren*. Denn wer den Unglimpf, der den Geist verhöhnt, die Unbill, die ihm angethan wird, gleichgültig mit ansehen kann, der sage nicht, dafs er der Güter gröfstes erstrebe. Da verpflichtet das Recht, da berechtigt die Pflicht, die Geifsel zu schwingen, den Unglimpf zu ahnden, die Unbill zu rächen. *Aber Zeit und Ort müssen diese Substantiirung des besten Willens heischen!* beide werden wir am Schlusse dieser Bemerkungen andeuten.

Kehren wir zu unserer Schrift zurück, so scheint es, — und das ist das Wichtigere, — als habe das subjectiv rühmenswerthe, aber objectiv rügenswerthe, und darum gerügte individuelle Pathos des Hrn. Verf. auch seinen Einflufs auf die Construction des Inhalts und dann auf die Behandlung der secundären Glieder und Theile ausgeübt. Wir halten uns bei dieser Rüge an das, was Hr. *Rust* S. 23 u. f. vorbringt. Dort wird nämlich über *das* zuerst entschieden gesprochen, was im 3ten, 5ten und besonders im 7ten Abschnitte als vorherrschendes Element auftritt, und dessen Präpotenz die Gestaltung genannter Abschnitte wesentlich bedingt. Das ist *das prädominirende sittliche Element im Wesen der Religion*, in Ansehung welcher es S. 23 heifst: „das religiöse Leben

Digitized by Google

des Geistes in seiner Entwicklung ist fortgesezte, immer glänzendere Enthüllung des absoluten Geistes *durch die (sittliche) That.*" Zum Behufe der Prüfung dieses Satzes und der S. 27 beigebrachten Restriction desselben sei es vergönnt, dafs wir vorgreifend einige anderwärts im Buche selbst ausgesprochene Gedanken herannehmen, welche die zu Grunde liegende Ansicht auslegen. Wir wollen uns hierbei aber ausschliefslich auf die mit dem voraufgestellten Satze verwandten Einzelheiten im 7ten Abschnitte („*das Christenthum oder der Glaube*") beschränken, der auf diese Weise also zugleich hier im Allgemeinen seine kritische Erledigung findet. Von S. 332 an wird der *specielle Inhalt* des Christenthums nach seiner dogmatischen und ethischen Seite ausgelegt. Herr *Rust* sagt (Vergl. S. 334 mit 332 u. 333): „Die *dem Christenthume eigenthümlichen* dogmatischen Bestimmungen sind 1) das Christenthum kennt nur *Gott*, wie er sich in Jesu Christo geoffenbaret hat (*Gott*); 2) der erhabene Gedanke an eine Alles leitende *Vorsehung* tritt in seiner edelsten und beglückendsten Gestalt heraus, *Sittlichkeit* im edelsten Sinne ist das grofse Ziel, das der Gott der Christen sich vorgesteckt hat (*Freiheit*); 3) im Christenthume tritt die Lehre von der Unsterblichkeit mit einer Bestimmtheit durch Wort und That ins Daseyn, die die früheren Religionsstufen nicht hatten" (*Unsterblichkeit*). Nehmen wir hiezu ferner, was sich S. 346 findet: „durch die (sittliche) That gelangt (auf dem Gebiete religiöser Entwicklung) der Geist zur Wahrheit"; und S. 348: „der *Glaube* ist *practisches Wissen*" (*practische Vernunft*): so mufs man wahrlich erstaunen. Wem fielen nicht hierbei die Schlufscapitel aus *Kant's* Kritik der pract. Vernunft — dieses Schwanengesanges des kritischen Geistes — unwillkürlich ein? — Und wenn der angeführte der *specielle Inhalt des Christenthums* wirklich ist, so ist, da er mit dem *Inhalte der Kantischen Postulate* augenscheinlich coincidirt, auch gar nicht abzusehen, wie nur mit Fuge der *Kantischen* „Religion innerhalb der Gränzen etc." die Dignität eines *christlichen* Religionsbuches abgesprochen werden könne; so ist nicht zu begreifen, wie der *universelle* Inhalt des Christenthums nach seiner dogmatischen Seite, den Hr. *Rust* S. 296—332 entwickelt, und der doch, streng genommen, nichts Anderes enthalten kann als die Keime des speciellen, nur noch verschieden zu denken ist von dem universellen Inhalte der *Kantischen* Religionslehre; so ist ferner nicht zu erklären, wie es dem gegenwärtigen Geschlechte nur noch beikommen kann, die Ausgleichung und Versöhnung des Glaubens und Wissens immer von Neuem zu versuchen, da sie doch, wenn (wie unsere Combination deutlich zeigt) *Kant's* Religionslehre den speciellen Inhalt des Christenthums ausdrückt, wenn ferner, wie nicht zu läugnen, seine Kritik der practischen und der theoretischen Vernunft sich so innig in einander verlaufen und verschmelzen wie die Farben des Regenbogens, — schon vor 40 Jahren und drüber vollbracht ist; so ist endlich nicht zu begreifen, wie Hr. *Rust*, der zwar S. 346 sagt, „dafs alle Forschung und Speculation hier nur eine untergeordnete Stelle einnehme (dieselbe Ansicht bedingt ja auch bekanntermaafsen das innere Verhältnifs der beiden *Kantischen* Kritiken), dessen philosophische Entwicklungen doch aber augenscheinlich den theoretischen Kriticismus überwunden haben, — wie Hr. *Rust* den angeführten Inhalt als den speciellen des Christenthums von seiner dogmatischen Seite ansehen, und ein solches Christenthum mit einem so ärmlichen speciellen (*Kantisch* postulirten) Inhalte dem reich begabten Inhalte der Vernunft, der im 6ten Abschnitte so vortrefflich entwickelt wird, gegenüber zu stellen Muth haben kann. Aus diesem Allem, was Ref. nicht begreift, begreift er indefs so viel, dafs Hr. *Rust* das Wesen der Religion durchaus nur einseitig, d. h. nicht begriffen, dafs er, was die Betrachtung der religiösen Entwicklung des Geistes betrifft, scharf angesehen, *Kantisch-rational* verfährt, dagegen die anderen Partieen, die von der Entwicklung des intellectuellen Geistes handeln, *christlich-rational* behandelt. Er ist als Christ ein Kantianer, als Philosoph ein Christ; oder er ist, um mit seinen eigenen Worten zu reden, in ersterer Beziehung ein „Pseudorationalist," in lezterer ein „(Gnesio-) Rationalist." Dafs diese Behauptung einer gewissen Beschränkung bedürfe, ist natürlich; denn wessen erkennender Geist so tüchtig ausgebildet ist, wie der unseres Verf., dessen Gedanken über die christliche Religion können nicht pur *Kantisch* geblieben seyn, sondern müssen wenigstens mit Elementen des adäquaten christlichen Rationalismus untersezt seyn, wovon auch der 7te Abschnitt und die Heterogeneität seines Inhalts einen deutlichen Beweis gibt. Freilich bleibt es lediglich dem Nachdenken des Lesers überlassen, wie er unsere obige Behauptung zu beschränken haben werde; denn in der Art, wie S. 27. Herr *Rust* den möglichen, von uns wirklich gemachten Einwendungen gegen seine Behauptung, dafs das religiöse Leben wesentlich sittliche That

Digitized by Google

sei, zum Voraus begegnet, liegt in der That keine Anweisung zu einer Restriction seines Satzes. Dort sucht er sich nämlich gegen den Vorwurf, „dafs durch solche Ansicht von dem religiösen Leben alle Religion in eine blofse Moral verwandelt zu werden drohe," auf die Weise zu sichern, dafs er behauptet: „Keinesweges; denn die sogenannte dogmatische Seite derselben ist nicht ausgeschlossen, sondern nur untergeordnet. Zudem (und das verdient vorzüglich in Betracht gezogen zu werden) soll das religiöse Leben des Geistes, wie oben bemerkt wurde, eine Fortsetzung der durch die Weltschöpfung begonnenen Offenbarung durch die sittliche That seyn." Hier sind offenbar als die beiden Elemente des Religiösen das Dogmatische und das Ethische anerkannt. Wenn aber das, so ist *erstens* die Benennung „*sittliches Thatleben*" für „*religiöses Leben*" zu eng, mithin falsch; und dürfen also Heidenthum, Judenthum und Christenthum gar nicht als Phänomene des blofs sittlichen Thatlebens bezeichnet werden; das Heidenthum stellt also nicht die *unmittelbare Sittlichkeit* dar, sondern die *unmittelbare oder Naturreligion*, als in welcher die unmittelbare Sittlichkeit nur ein Element ist. Ebenso vom Judenthum und Christenthum. *Zweitens* aber wird das dogmatische Element dadurch, dafs gesagt wird, „es sei nicht ausgeschlossen, sondern nur untergeordnet," gar nicht in sein Recht eingesezt. Wir verstehen das Wort „*untergeordnet*" hier in dem gangbaren Sinn der Subordination im Gegensatz gegen die Coordination. Nach dieser Ansicht aber ist aus dem Ausspruche Christi Joh. 17, 3 gar nichts zu machen. Dort heifst es nämlich: „das ist aber das ewige Leben, dafs sie dich, den allein wahren Gott, und den du gesandt hast, Jesum Christum *erkennen* (γινωσκωσι). Mag immerhin dieses Erkennen das *practische Wissen* seyn, welches Hr. *Rust* S. 348 meint, so liegt doch schon in dem Ausdrucke *Wissen* eine bestimmte Hinweisung auf die Thätigkeit des theoretischen Geistes, und es wird die γνωσις του θεου, d. i. der in ihren Inhalt verwandelte Gegenstand der dogmatischen Theologie, dem πραττειν κατα το θελημα του θεου, d. i. dem Gegenstande der theologischen Moral, mithin auch die Dogmatik der Moral zum wenigsten *coordinirt* seyn. Diese Coordination liegt verschlungen in dem Paulinischen Ausdrucke ἀληθευειν ἐν ἀγαπη. Wir fragen Hrn. *Rust*, woraus er uns denn die Erscheinung erklären wolle, dafs die Moraltheologie, wie die herrschenden Systeme testiren, so ausgedörrt und hohl geworden, wenn nicht daraus insonderheit, dafs sie sich, namentlich seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, so fast aufser allem Zusammenhange gesezt hat mit dem dogmatischen Stoffe; und woraus er uns denn die Wiedergeburt dieser so schmählich herabgekommenen Wissenschaft prophezeihen wolle, wenn nicht einzig und allein aus der Erwartung, dafs, weil das dogmatische Element jezt so eifrige Pfleger findet an den Günstlingen des erkennenden Geistes, auch lebendige Samenkörner von diesem auf das ausgemagerte Land der Moraltheologie fallen, in seinem tiefsten Innern verwesen, verwesend die erstorbenen Keime des alten Organismus beleben, und als neue selbstständige Schöfslinge voll Kraft und Saft unter der erneuerten Pflege rüstiger Arbeiter fröhlich gedeihen werden. — Freilich möchte Ref. fast glauben, dafs Hr. *Rust* mit ihm diese Erwartung nicht theilt. Denn wenn derselbe S. 348 den aus der seit Calixtus begonnenen Trennung der Dogmatik von der Moral versprochenen Vortheil verdächtigt, so können wir ihm darin, wie unsere Ansicht beweiset, nicht beistimmen; und wenn S. 334 behauptet wird, „*das sittliche Element bringe die dogmatischen Bestimmungen zu ihrer Wahrheit und Lebendigkeit*," so enthält dieser Satz ganz consequent nur die fortschreitende Verkennung des dogmatischen Elements; leztere ist daher eben so irrthümlich wie das Princip, aus welchem sie geflossen. Das Verhältnifs ist nämlich vielmehr gerade umgekehrt dieses: „*die dogmatischen Bestimmungen sind die Wahrheit des sittlichen Elements, und durch das sittliche Element, dessen Wahrheit die dogmatischen Bestimmungen sind, werden diese zur lebendigen Wirklichkeit erhoben.*" So bedingen sich beide durch einander, sie stehen und fallen mit einander, welches Stehen und Fallen die Geschichte beider Wissenschaften im Succefs deutlich genug ausspricht. Seltsam ist aber zu bemerken, dafs, wenn wir die eben angeführte Stelle weiter einsehen, ihr durch die nächste Folge widersprochen zu werden scheint; denn da lesen wir: „*die Stellung und der Charakter der That ist in der Wahrheit gegründet, dafs sie nur in und mit Gott gethan werden könne*" (das heifst doch wohl *aus dem Glauben an Gott*), „*und dafs an diesen Grundton*" (den Glauben an Gott also, der als solcher doch *wahr* klingen mufs) „*sich die ganze Harmonie des christlichen Lebens*" (damit wird doch gemeint seyn die *Liebe*, das sittliche Leben als *erscheinender Glaubensgrund*) „*anschlie-*

Digitized by Google

sse." — Wir brechen hier die Bemerkungen über diesen Gegenstand ab, und meinen unseren Lesern durch dieselben wegen des oben (S. 14) ausgesprochenen Urtheils über die Unzulässigkeit der überwiegenden Herrschaft des practischen Sinnes im Gebiete des Erkennens vollkommen Rechenschaft gegeben, und Herrn *Rust* bewiesen zu haben, dafs uns nichts mehr am Herzen liege, als wissenschaftliche Verständigung über alles dasjenige, was die Menschheit für nichts Geringeres als für das Höchste hält.

Wir stehen für den Augenblick davon ab, die Ansicht des Hrn. Verf., nach welcher gegen das *positive* Element der Religion, das *Wunder* einen rein *negativen* Charakter haben soll, zu prüfen, weil wir ihre Kritik mit dem, was gegen Hrn. *Rust's* Ansicht von der *Theopneustie* zu erinnern seyn möchte, zu vereinigen gedenken; gehen daher zunächst unmittelbar dazu über, den Inhalt des folgenden Abschnittes anzugeben; können uns aber hierbei, so wie bei allem Folgenden kurz fassen, da das scientifisch Wichtigste in dem Bisherigen schon seine Erledigung gefunden hat.

Der *2te Abschnitt* (S. 41—69), welcher die Darstellung des *Gefühls* oder der *unmittelbaren Erkenntnifs*, dieser untersten Bildungsstufe des theoretischen Geistes, enthält, geht von *dem* Punkte aus, *über* welchen das leibliche Seyn einerseits nicht weiter *hinaus*, *unter* welchen das Leben des Geistes andererseits nicht weiter *herab* kann. Das ist der *Sinn*, aus dessen traumartiger Verflüchtigung der Geist als *fühlender* erwacht. Dieses sein *Erwachen* ist verknüpft mit dem „*In-sich-Auffinden* alles dessen, was ihn ergreift und bewegt," und hierin besteht sein *Erkennen* und der Charakter der *Unmittelbarkeit* seines Erkennens. „In diesem unmittelbaren In-sich-Auffinden, wenn sein Gegenstand das Wahre und Ewige ist," wurzelt die *Begeisterung*, momentan die *Theopneustie*, die den fühlenden Geist durchdringt." Alles (mit Ausschlufs des lezten Punktes), was Hr. *Rust* über das Gefühl gesagt hat, und weiter im Folgenden sagt, wo er die Merkmale seines Wesens, den Procefs seiner Entwicklung und die Verirrungen des Gefühls darlegt, kann Ref. mit der oben S. 16 angedeuteten Beschränkung des lezten Punktes ohne weiteres unterschreiben. Nur will es ihm scheinen, als sei das *theopneustische* Moment zu kurz gekommen. Hr. *Rust* behauptet nämlich S. 46: „*streng genommen* waltet die Theopneustie durch die ganze Stufe des Gefühlslebens des Geistes." Das aber müssen wir sehr bezweifeln. Wir begründen unseren Zweifel mittels der neutestamentlichen Stelle 2. *Tim.* 3, 16. 17, wo es heifst: *πασα γραφη θεοπνευστος και ωφελιμος* etc., *ἵνα ἄρτιος ᾖ ὁ του θεου ἄνθρωπος προς παν ἔργον ἀγαθον ἐξηρτισμενος.* Hier wird offenbar das Christseyn (*το του θεου ἀνθρωπον εἶναι*) abhängig gemacht von der Ueberzeugung, dafs *πασα γραφη θεοπνευστος και ωφελιμος προς διδασκαλιαν* etc. sei. Dafs *και* hier emphatisch zu nehmen = *eo ipso*, gibt der Zusammenhang des Satzes an die Hand. Nun hat die *γραφη θεοπνευστος* zu Verfassern die heil. Apostel; der theopneustische Charakter der *γραφη* wird von ihnen selbst auf das *πνευμα του θεου* zurückgeführt; das *πνευμα του θεου* ist der Geist Jesu Christi, der, seinen Jüngern diesen Geist verheifsend, Joh. 16, 14 sagt: *ἐκεινος (ὁ παρακλητος) ἐμε δοξασει, ὁτι ἐκ του ἐμου ληψεται, και ἀναγγελει ὑμιν;* mithin beruht das, dafs *πασα γραφη θεοπνευστος* sei, darauf, *ὁτι ὁ θεος τῳ ἐκ του ουρανου ἐρχομενῳ το πνευμα ουκ ἐκ μετρου διδωσιν.* (Joh. 3, 34. cfr. 31.) Christus ist also *im strengen Sinne* der *θεοπνευστος κατ' ἐξοχην*, und jeder *ἀνθρωπος του θεου*, d. h. jeder ächte Christ ist *θεοπνευστος ἐκ μετρου.* Die Theopneustie ist also recht eigentlich in der christlichen Oekonomie zu Hause. Dafs das Christenthum aber die *Religion der Vernunft* sei, das zu beweisen läfst sich Hr. *Rust* sehr angelegen seyn. Wie kann er also nur von der Theopneustie sagen, „dafs sie streng genommen durch die ganze Periode des *Gefühlslebens* walte." Werden hierdurch die Urkunden der christlichen Religion, vor denen Hr. *Rust* eine so grofse Achtung hegt, nicht herabgesezt? und wird die Ehre des Christenthums, das seinen Inhalt als einen durch und durch *vernünftigen* in der heil. Schrift mufs nachweisen können, durch solche Ansicht, wenn sie allgemein herrschende zu werden vermöchte, nicht gefährdet? Dieses nöthigt daher anzunehmen, dafs die Theopneustie im vollen Sinne des Wortes nicht dem Gefühle angehöre, dafs sie vielmehr als die reifste Frucht des absoluten Wissens in der offenbaren Religion angesehen werden müsse. Bildlich würde sich dieses vielleicht so ausdrücken lassen: die Theopneustie gedeiht nicht in der Tiefe, sondern auf der Höhe des Geistes; sie ist nicht das geschwätzige Sprudeln des endlichen Geistes an seiner Quelle, sondern das heilige Rauschen desselben an seiner Mündung in den unendlichen Geist hin-

Digitized by Google

ein. Im Uebrigen hat, wenn Hr. *Rust* das theopneustische Moment dem fühlenden Geiste vindicirt, seine Aussage S. 47, „dafs aus der Theopneustie der trennende Verstand einen ganz anderen, aber unwahren Begriff gebildet habe," gar keinen Grund. Denn wenn diese auf der Stufe des Gefühls vorhanden seyn, ja „durch die ganze Periode des Gefühlslebens, hindurch walten" soll, so *mufs* sie mit Recht und ohne Gnade und Barmherzigkeit in die Hände der verständig trennenden Kritik fallen, und hat sie es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie so jämmerlich zugerichtet worden, wie in den pseudorationalistischen Systemen geschehen. Wird sie aber in ihrem wahren Elemente begriffen, — und das ist die Aufgabe des christlichen Rationalismus, — so vermag der Verstand mit seinen falschen wie mit seinen — wahren Begriffen gleich wenig an ihr. Dafs wir hiemit das *bedingte* Herrschen des theopneustischen Moments auf der Stufe des Gefühls nicht läugnen, braucht wohl kaumhin bemerkt zu werden; dafs es aber hier in der Weise walte, welche Hr. *Rust* geneigt ist anzunehmen, müssen wir bestreiten.

Wir sehen überhaupt das *Theopneustische*, um es kurz zu sagen, als *das Wunder des Wissens* an; und diese Ansicht nöthigt uns, das vorher bei Seite gesezte *Wunderbare* in der Religion jezt in den Kreis der Beurtheilung hineinzuziehen. Das gemeinhin so genannte *Wunder*, das wunderbare Factum (im N. T. *σημεια και τερατα, θαυμασιον, εργα* genannt) drückt nur die andere Seite des Wunders *κατ' εξοχην* aus, und diese Seite kann füglich, gegen jene eben besprochene theopneustische, *das Wunder des Wollens* genannt werden. Beide, das Wunder des Wissens und das Wunder des Wollens, constituiren die Begriffseinheit des *Thaumatischen* als solchen. Dieses, ruhend auf dem *posse* (*δυνάμις*) steht in Mitte des *nosse* (*γνωσις*) und des *velle* (*θελησις* s. *πραξις*), und kehrt also sein Doppelhaupt einerseits dem *Gedanken*, andererseits der *Geschichte* zu. *Es gibt also einen Uebergang vom Theopneustischen zum Gnostischen, und einen Uebergang vom Thaumaturgischen zum Historischen* (*Positiven*), welches Beides gegen Hrn. *Rust's* Grundansicht streitet. Die Vermittlung der theologischen *γνωσις* und der theologischen *ιστορια*, und die aus dieser scientifischen Vermittlung hervorgängige Einheit des theologischen Wissens in den beiden Hauptformen des Systematischen und Historischen, hängt *wesentlich* ab von dieser wissenschaftlichen Genugthuung, auf welche das Thaumatische *in genere* Anspruch macht. Dazu ist aber nicht hinreichend, dafs man, wie in den meisten Lehrbüchern geschieht, der Inspiration gleich vorn in den Prolegomenen nur einen *locus* gönnt, diese heischt vielmehr, um begriffen zu werden, eine Stellung in der Pneumatologie, wie Hr. Dr. *Marheineke* in seiner Dogmatik (2te Auflage) zur Genüge gezeigt hat. Dann mufs ferner das Wunder des Thuns nach seiner Natur erst vollkommen begriffen werden; das geschieht aber nicht, wenn man es ignorirt oder negirt, ohne sein Ignoriren oder Negiren begreiflich zu machen. Ref. behauptet, dafs, so lange diese zwiefache Klippe des Thauma in der Theologie von dem erkennenden Geiste nicht überwunden ist, an eine durchgreifende Harmonie sämmtlicher theologischen Disciplinen nicht gedacht werden kann. *Goethe*, dessen allseitiger Geist so unendlich viel fruchtbare Ideen ins Leben gerufen, hat auch, wie wir meinen, die Theologen zum öfteren bedacht, und ihnen einen seltsamen Knäuel in die Hände gegeben, der, nach unserem Dafürhalten, die Theorie des Thaumatischen *in genere*, deren Elemente unsere Bemerkungen nur andeuten wollen, *in nuce* enthält, und dessen feine Fäden sie theoretisch entwirren mögen. Es ist eine Stelle in *Goethe's* Wanderjahren Theil I. S. 186, auf welche Ref. vor Jahren durch seinen theuren, unvergefslichen Lehrer, Hrn. Dr. *Daub* in Heidelberg, zuerst aufmerksam gemacht worden, und die also lautet: „durch Wunder und Gleichnisse wird eine neue Welt (die christl.) aufgethan; jene machen das Gemeine aufserordentlich, diese machen das Aufserordentliche gemein." — Wir halten in Ansehung dieser unendlich reichen Sentenz jedes Wort zurück, und schliefsen unsere Bemerkungen über diesen Gegenstand mit dem, was der *Heide* Plutarch irgendwo sagt: „Wenn man nur den Unterschied zwischen dem, was *unmöglich*, und dem, was *nur ungewöhnlich* ist, zwischen dem, was mit der *Natur der Dinge*, und dem, was nur mit den *angenommenen Meinungen der Menschen* streitet, immer zu beobachten wüfste, so würde man nicht so leicht Alles glauben, *aber auch* nicht ohne Grund den Glauben versagen."

Der *8te Abschn.* (S. 70—103) handelt von dem *Heidenthum* als „dem Naturleben des practischen Geistes." Wegen der „Vermischung des Göttlichen und Natürli-

Digitized by Google

chen in denselben," und wegen der „Macht, welche dieses über jenes ausübt," wird diese Bildungsperiode als die der *unmittelbaren Sittlichkeit* bezeichnet. Dafs diese Bezeichnung einseitig sei, ist schon oben S. 19. bewiesen worden. In der Betrachtung wird sofort das *Sittliche* als das *Religiöse* aufgefafst, und das Centrum des heidnisch-dogmatischen richtig in das *Fatum* gesezt, so wie der Charakter der unmittelbaren Sittlichkeit des Heidenthums dadurch bewiesen wird, dafs Hr. *Rust* mit dem, vermöge der Reflexion auf das Ideal der sittlichen That gefundenen Maafsstäbe die moralischen Erscheinungen des Heidenthums beweist. Die Ausführungen dieser Materien sind reich und belehrend, und geben ein sprechendes Zeugnifs von dem Ernste, den der Verf. als Theologe dem Studium des heidnischen Alterthums gewidmet hat. Was etwa gegen diese und jene particuläre Aeufserung mit Fug sich entgegnen liefse, werde hier zurückgehalten, und das um so mehr darum, weil Manches, was zu bestreiten wäre, schon in früheren Mittheilungen seine Erledigung gefunden hat. Es sei uns nur vergönnt, zu den *Verirrungen* des heidnischen Geistes in der christlichen Welt, mit deren Darstellung (S. 99—103) Hr. *Rust* diesen Abschnitt schliefst, noch Eine, die, unserer Meinung nach, viel mehr Gewicht hat, als manche von ihm beschriebene, zu gesellen. Sie besteht in der *Rückkehr des paganisirenden Fatums in das christl. Drama.* Dafs es auch eine theologische Betrachtung des Drama geben, mithin neben der zelotischen Verurtheilung desselben ein theologisches Urtheil über dasselbe bestehen *könne*, ja bestehen *müsse*, wird so wenig geläugnet werden können, als es historisch verbürgt ist, dafs das christl. Drama ein wesentlicher Ausflufs des christlich-kirchlichen Geistes ist. Wenn aber das ist, so wäre wohl *die* Stelle unserer Schrift, wo von den heidnischen Geistesverirrungen ins Christenthum hinein die Rede ist, auch der schickliche Ort gewesen, die in neuerer und neuester Zeit versuchte Zurückrufung der ethnisirenden *εἱμαρμενη* in das Gebiet der christlichen dramatischen Kunst nicht ganz ungerügt zu lassen. Eine Charakteristik der neueren Schicksalstragödie, dieser wahrhaften Caricatur jener urkräftigen heidnischen Eigenthümlichkeit, hätte nicht wenig dazu beitragen können, den Anspruch des Heidenthums auf seine relativ nothwendige Existenz in der Geschichte des endlichen Geistes zu erkennen und anzuerkennen. Es wäre daraus nicht nur die naturgemäfse Versunkenheit des heidnisch-religiösen Geistes in jene Unmittelbarkeit überzeugender hervorgegangen, sondern auch die Natur dessen, was Hr. *Rust* mit Recht im Verlaufe seiner Abhandlung dem Naturleben des practischen Geistes so entschieden entgegenstellt, nämlich die Natur der sittlichen Freiheit, welche erst in der Sphäre der offenbaren (christlichen) Religion zur vollkommenen Erscheinung kommt, und welche der lebendige Nerve ist alles wahrhaft sittlichen Lebens und Strebens, würde klarer herausgetreten seyn — abgesehen davon, dafs eine solche Betrachtung zugleich die theologische Ansicht von dem Wesen und Gehalte der dramatischen Kunst festgestellt, und wenigstens das Wissen erzeugt haben würde, dafs die gigantischen Geister und Gestalten des antiken (griechischen) Drama, aus sich selbst betrachtet, das Raffinement der modernen dramatischen Kunst und den Popanz der Schicksalstragödie weit hinter sich zurücklassen. Die Schwierigkeiten einer solchen Exposition mögen allerdings nicht geringe seyn; das kann aber die Unterlassung der lezteren nicht rechtfertigen. In jedem Fall würde, was auch auf dem Standpunkte des theologisch-wissenschaftlichen Erkennens über diesen Gegenstand ausgemittelt worden wäre, nicht ganz ohne Interesse geblieben seyn.

Im folgenden *4ten Abschn.* (S. 104—141) wird die zweite Bildungsstufe des theoret. Geistes, die Stufe des *Verstandes* oder der *Meinung* charakterisirt. Das *Wesen* des Verstandes, auf dessen Bestimmung es zunächst ankommt, wird zuerst auf *etymologischem*, dann auf *logischem* Wege, d. i. mittels der Reflexion auf den immanenten Procefs des Geistes selbst, bestimmt. *Dieser* Methode des Definirens eines Begriffes, so viele Freunde sie auch finde, kann nichts desto weniger nur ein sehr untergeordneter Werth beigelegt werden. Das erhellt recht aus dem Gebrauche, den Hr. *Rust* von ihr macht, und aus dem Gewinne, den ihre Anwendung gewährt. Wir lesen nämlich S. 106 Folgendes: „das Wort *Verstand* deutet in seiner Stammsylbe auf eine Geistesthätigkeit hin, welche bei ihrer Erkenntnifs das *Stehende*, das *Feste* als solches aufzunehmen strebt." Vergleicht man mit diesem etymologisch ermittelten Satze das S. 107 und 108 logischerweise über die Natur des Verstandes Beigebrachte, so wird man in der That genöthigt zu fragen: wozu die leztere Methode? sie enthält ja nichts, was in der ersteren nicht schon läge, ist also überflüssig. Die

Digitized by Google

logische Methode überflüssig? das kann nicht wohl seyn; und eben diese Unmöglichkeit oder der Zweifel an ihrem Gegentheil schliefst die richtige Ansicht über das Verhältnifs beider Methoden auf. Es ist wirklich eine Täuschung, wenn Hr. *Rust* meint, er hätte den Begriff des Verstandes in der ersteren Weise durch das alleinige Subsidium der Sprache ermittelt; seinem ἐτυμολογεῖν ist in der That durch das λογιζεσθαι in der Werkstatt des Denkens schon vorgearbeitet worden; ohne dieses könnte er gar nicht etymologisiren. Die Stellung beider Methoden gegen einander ist also verkehrt worden; die lezte ist in der ersten schon enthalten, und kann die erste nicht erst hinterher beweisen wollen, mufs sie vielmehr schon bewiesen haben, ist also realiter die erste und als diese nothwendig, wird hierdurch aber, wenn sie die zweite seyn soll, überflüssig. Das Verhältnifs beider Methoden ist das der Abhängigkeit der etymologischen von der logischen. Erst wenn die Gedanken vollkommen fertig sind in sich, werde über ihre äufserliche Bestätigung durch die Sprache nachgedacht. Mittels und während des simultanen Ringens des Geistes und der Sprache (ein wunderherrliches Exempel hiervon gibt die *Deutsche Theologie*) wird der Begriff geboren, und erst, wenn er das Licht erblickt hat, mag er auch seine Gestalt erblicken und besprechen, d. i. etymologisiren. Ist auch dieses in seinem Princip logische Verfahren gegen jenes in seinem Ausgangspunkte rein empirische das schwierigere; so ist es doch jedenfalls das sichrere, und über den Vorwurf „bodenloser Grübelei" weit erhaben. Denn sobald nur die Operationen des Gedankens in constanter Nothwendigkeit sich bewegen, braucht dieser sich nicht zu scheuen, mit seinen Ergebnissen dem Bilde oder Ausdrucke dreist ins Antlitz zu schauen; ja er würde, falls etwa das Bild seinem Wesen nicht vollkommen adäquat wäre, ersteres zu rectificiren berechtigt und verpflichtet seyn. In dem Falle, worin wir sind, thut freilich eine solche Rectification nicht Noth, und an der präjudicirten Nicht-Nothwendigkeit solcher Rectificirung kann allerdings das bezeichnete Verfahren des Hrn. *Rust* seine Entschuldigung finden.

Kehren wir zu unserem Abschnitt zurück, so finden wir ferner die Hauptfunctionen des Verstandes als (Heraus-) *Scheidung*, als *Unterscheidung* (in beiden manifestirt sich seine *kritische* Natur) und als (angestrebte) *Verbindung der Geschiedenen* bestimmt, und die erfolglosen und schädlichen sowohl, als auch die erfolgreichen und wohlthätigen Thätigkeitsweisen desselben dargestellt; und wenn der Eifer des individuellen Pathos, der hier in den lezten Partieen bisweilen das Wort führt, abgerechnet wird, so bekennen wir gerne, dafs uns die Exposition im Ganzen zu den gelungensten der Schrift zu gehören scheint. — Den Schlufs dieses Abschnitts macht eine Charakteristik der Gegner des Verstandes, des *Sophisten* und des *Skeptikers*, deren kriegerische Stellung gegen den Verstand als ein Vorzeichen der bevorstehenden Erhebung des intellectuellen Geistes in das Element der Vernunft erklärt wird.

Darauf wird im *5ten Abschnitte* (S. 142—205) die religiöse Parallele des Verstandes gezogen. Diese ist *das Judenthum oder das Gesetz*. Die Betrachtung wird, wie billig, an die Urkunden der jüdischen Nationalreligion, an die Bibel A. T. geknüpft. Es werden in der fortschreitenden Entwicklung des jüdischen Geistes drei Epochen fixirt, der *Patriarchalismus*, der *Mosaismus* und der *Prophetismus* mit seinem negativen Supplemente dem *practischen Skeptizismus*. Wir wollen uns nicht dabei verweilen, Widersprüche im Einzelnen, die sich wohl nachweisen lassen würden, (z. B. was das Heidnische *und* Jüdische im Patriarchalismus betrifft, vgl. S. 158 mit 147—149, ferner 156 mit 148) hier zu beleuchten oder zu berichtigen; wollen nur hinzusetzen, dafs dieser Abschnitt unter den dreien, welche der Darstellung des religiösen Geistes in seiner Entwicklung gewidmet sind, uns am meisten befriedigt hat. Uebrigens hängt auch der Schlufs dieses Abschnitts, in welchem dargethan wird, dafs weder die Propheten noch der skeptische Koheleth die religiösen Gegensätze des Mosaismus zur Versöhnung zu bringen vermochten, eng mit dem Anfange des 7ten Abschnitts zusammen, der eben zeigen will, dafs diese Versöhnung sich erst im Christenthum offenbare.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 135. u. 136.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1827.

Philosophie und Christenthum oder Glauben und Wissen. Von Dr. J. Rust.

(Beschluſs.)

Der folgende 6te *Abschnitt* (S. 206 — 277) betrachtet die *Vernunft* oder *die Philosophie und das Wissen.* Wir fassen die wesentlichsten Momente desselben kurz zusammen. Um das Wesen der Vernunft zu begreifen, kommt Alles auf den Begriff der *Vermittlung* und der durch sie hergestellten *Identität* des Geistes an. Die Vernunft ist ihrem Wesen nach „*die vermittelte Einheit alles Seyns.*" Ihr geht also einerseits die unmittelbare Einheit alles Seyns (Gefühl), andererseits die Trennung dieser Einheit (Verstand) vorher; und wie die erstere von der lezteren, so wird diese wieder von der Vernunft aufgehoben, also die erstere restituirt. Oder so: der (gefühlig) geborne, (verständig) fortlebende, (skeptisch) verblichene Geist wird (vernünftig) wiedergeboren zu einem neuen, ewigen Leben. So ist die Vernunft die Versöhnung und Verklärung aller im Gefühlsgrunde chaotisch wühlenden, durch den Verstandesbegriff gesonderten Momente, kurz der Geist *an und für sich*, der sich eben sowohl in dem Anderen, als das Andere in sich *weiſs.* Dieses *Wissen* als das Vermittelnde der Subjectobjectivirung ist das *Wesen* des vernünftigen Geistes; und das Wissen dieses Wissens (dessen speculative Identität als vermittelte sich sowohl gegen die Gefühlsidentität, als gegen die Reflexionseinheit, als auch gegen das ἕν des Pantheismus schlechthin negativ verhält, denn es hat sie alle überwunden), d. h. das sich selbst begreifende und auslegende Wissen constituirt die *Wissenschaft*, κατ' ἐξοχὴν die *Philosophie.* „Sie ist als die gewuſste Vereinigung aller Dinge die vollständigste *Offenbarung Gottes*, die der theoretische Geist auf seinem Gange durch die Menschheit erstreben kann." — Das ist etwa der Totalsinn, den die mit einer bewundernswerthen Klarheit zu Stande gebrachten Entwickelungen des Verf. haben, und dieser Abschnitt ist daher unstreitig der gelungenste in dem ganzen Buche zu nennen. Wir haben fast nichts hinzuzufügen, als die Leser angelegentlichst zu ermuntern, daſs sie diesem Theile der Untersuchung ihre vorzügliche Aufmerksamkeit schenken mögen. Nur diese Bemerkung möge hier noch stehen: Nachdem Hr. *Rust* seine Exposition vollbracht hat, macht er denjenigen unter den Philosophen namhaft, „der in der neuesten Zeit sich um die vernünftige Construction der Wissenschaft gröſsere Verdienste als irgend Einer erworben habe." Es findet hier Hrn. Prof. *Hegel's* Wissenschaft der *Logik* von ihm eine redliche Anerkennung, und wir können aus Gründen, die nach einer solchen Auseinandersetzung wie die unsrige hier ist, wohl nicht weiter entwickelt zu werden brauchen, nicht anders als Hrn. *Rust* vollkömmlich beistimmen. Die Pflicht, der Wahrheit Zeugniſs zu geben, bestimmt uns zugleich, noch ein Werk desselben tiefsinnigen Denkers in Erinnerung zu bringen, dessen Studium auf die Entwicklungen der vorliegenden Schrift keinen unbedeutenden Einfluſs gehabt haben kann. Das ist *Hegel's Phänomenologie des Geistes*, eine höhere speculative Theologie im eminentsten Sinne, von welcher leider! die Theologen so wenig Notiz genommen haben, als wäre das Buch in der Welt für sie gar nicht da.

Gehen wir denn zum *7ten und lezten Abschnitt* unserer Schrift über, in welcher (S. 278 — 354) von *dem Christenthume oder dem Glauben* die Rede ist. „Nur die unbefangene, in das vernünftige Element des Gedankens erhobene Betrachtungsweise" ist fähig, das Christenthum als die religiöse Parallele der Vernunft zu begreifen. Mit diesem Gedanken heben die Entwicklungen dieses Abschn. an. Wäre doch Hr. *Rust* demselben immer vollkommen treu geblieben! Dann wären die zu Anfange unserer Beurtheilung gemachten, gegen einen groſsen Theil dieses Abschn. gerichteten Ausstellungen nicht nöthig geworden. Diese Bemerkung, die Ref. nicht

Digitized by Google

ohne Schmerz niederschreibt, sezt ihn doch andererseits in den Vortheil, sich jezt kürzer, als sonst möglich gewesen wäre, fassen zu können. Die ganze Betrachtung, sorgfältig angesehen, zerfällt in zwei Haupttheile, von denen der erstere (S. 279 — 340) füglich als die *objective* (das Christenthum als Religion für die Menschheit), der andere (S. 341 *fin.*) als der *subjective* (der Mensch als Bekenner der christl. Religion) bezeichnet werden könnte. An der Spitze der ganzen Untersuchung steht die Frage nach der *Nothwendigkeit der Erscheinung des Christenthums*, und sie wird beantwortet mit Marc. 1, 15, wo es heifst: (ὅτι) πεπληρωται ὁ καιρος, και ἤγγικεν ἡ βασιλεια του θεου. Die mit dem Gesammtinhalte wahrhaft identische Auslegung dieser Stelle steht weder dem *Pseudorationalismus*, noch dem *Supernaturalismus* zu, sondern sie fällt vielmehr lediglich dem in das Element der Speculation erhobenen Denken, also dem *ächten* (*d. i. christlichen*) *Rationalismus* anheim. Hr. *Rust* versucht nun diese Auslegung vermittelst der Reflexion auf das theils *positive*, theils *negative* wesenhafte Innere der christlichen Religion, und fährt damit fort, für die dadurch geoffenbarte Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums auch die sogenannten *historischen Beweise* beizubringen. (Was für ein Ansinnen an die *Historie*, wenn es mit dem *Beweisen* ernst gemeint wäre! aber es ist nicht so schlimm.) Das führt ihn auf *Christum*, von welchem ausgesagt wird, „er sei die historisch concrete Idee, der Repräsentant der Menschheit, der Centralpunkt des Christenthums." Aller dogmatische und ethische Stoff, der dieses Centrum umgeben soll, wird darauf besehen; aber diese Besichtigung dringt in das Innerlichste und Tiefste des Christenthums darum nicht recht ein, weil hier, wie es scheint, der christl. Rationalismus aufser Amt gesezt worden. Man vergleiche nur z. B. S. 318 etc. die einseitigen Auslegungen, von denen die der Apostel in ihren Briefen nimmermehr erschöpft werden. Seite 183 heifst es: „*Blut* thut's im christl. Leben nun und nimmermehr!" Aber was wollen denn die Apostel mit dem *gekreuzigten* Christus? wie vieler Irrungen müfsten dann, wann Hr. *Rust* Recht hätte, die epistolischen Stücke des N. T. voll seyn! — Siehe ferner S. 324 u. f. die schielenden Aeufserungen über das Verdienst Christi; dann selbst den Widerspruch zwischen S. 325 und 327. An der ersteren Stelle heifst es wörtlich so: „die Erscheinungen des Leidens, des Sterbens, der Auferstehung und Himmelfahrt haben auf jeden Fall eine *untergeordnete Bedeutung*, und man sollte sie um so mehr *in den Hintergrund treten* lassen, als sie es sind, die von jeher den gröfsten Zwiespalt in die Ansicht über Christum gebracht haben." Wäre diefs wirklich Alles wahr, und wäre der Rath, den uns Hr. *Rust* gibt, wirklich annehmbar, so wäre es ja beinahe eine Sünde wider den heil. Geist, der lieben Christenheit alle die kirchlichen Feste, welche sich an jene Facta knüpfen, noch zu empfehlen. Wozu dann ein besonderes Gewicht legen auf den Charfreitag, auf das Osterfest, auf das Himmelfahrtsfest? Warum schafft die Kirche diese Feste nicht ab? Sollen das Leiden, das Sterben u. s. w. Christi, weil ihre Ansicht Zwiespalt in die Ansicht über Christum bringt, wie Hr. *Rust* wünscht, in den Hintergrund treten; nun, so möge man doch wenigstens mit dem Alleräufserlichen anheben, nämlich damit, dafs man das Gedächtnifs an die genannten Facta, welches durch die wiederholte Feier der grofsen Kirchenfeste immer wieder aufgefrischt wird, auf alle nur ersinnliche Weise in der christl. Gemeine tilge, in der Hoffnung, dafs dadurch die Einheit und Eintracht der Ansicht über Christum in Kirche und Hörsaal einkehre. Aber dieses wird, so Gott will, so lange der armen Erde nur noch Ein Stern leuchtet, nicht geschehen; und darum ist Hrn. *Rust's* Ansicht über das Leiden u. s. w. Christi irrthümlich und sein Wunsch in dieser Beziehung nicht christlich-rationalistisch. Wie leicht man durch solche pathetische und rednerische Paradoxien sich in Widersprüche verwickeln könne, zeigt sich auch hier; denn Hr. *Rust*, vielleicht ahnend, dafs er möge zu viel behauptet haben, spricht an der andern, oben bemerkten Stelle S. 327 mit einem Male eine ganz andere Sprache. Hier nämlich heifst es, dem Vorherigen schnurgerade entgegen: „es ist hier (im Gebiete des personificirten Christenthums) *keine* Trennung möglich (zulässig); hier kann *nicht* das Eine höher und das Andere tiefer gestellt werden; hier darf *nicht* das Eine wichtig und das Andere als weniger wichtig erscheinen; das eine Moment erklärt das andere." — Es liefse sich noch manches Andere namhaft machen, das eine gleiche Behandlung erfahren hat; allein das Angeführte wird hinreichen, das oben ausgesprochene Urtheil zu bestätigen.

Der zweite Haupttheil dieses Abschn. handelt von dem *Glauben an Jesum Christum*, der als ein practisches Wissen aufgefafst wird. Aber über diese Auffassungsweise ist schon oben ausführlich genug gesprochen wor-

Digitized by Google

den. Das Buch schliefst mit dem Gedanken, dafs alle *Perfectibilität des Christenthums*, wenn sie einen Sinn haben solle, nichts Anderes seyn könne, als die in concentrischen Kreisen fortgesezte Bewegung der individuellen, christlich natürirten Geister um das Centrum des *heil. Geistes*. „Die Erfolge dieser Bewegung vereinigen sich in der Idee des *Reiches Gottes*," in und mit dessen Darstellung also „der Schlufspunkt der Schöpfung auf religiösem Wege eingetreten ist." —

Hier endet das Buch; denn das *Schlufswort* S. 355 bis 358 hat keinen weiteren Zweck als den, einen vollständigen Ueberblick des Ganzen zu erleichtern.

Wir könnten schliefslich noch manche anderweitige Frage thun, z. B. warum die beiden, schon historisch so wichtigen, Dogmen von der *Trinität* und von der *Gnadenwahl*, welche einst die morgenländische und abendländische Kirche und Theologie so gewaltig bewegt haben, in Herrn *Rust's* Schrift kaumhin bestreift, (vergl. S. 100) und nicht einmal negativ-kritisch, was sie doch *wenigstens* verdient hätten, gewürdigt werden? warum von den Sacramenten der *Taufe* und des *Abendmahls* gar nicht die Rede ist? woher es kommt, dafs *das Böse* oder der *Teufel* (den unsere aufgeklärte Zeit aus dem Leben längst vertrieben zu haben sich einbildet, — „*der* Böse ist nicht mehr, *die* Bösen sind geblieben") völlig ignorirt wird? — Doch wir beseitigen jezt jede solche Frage, und schliefsen mit einer kurzen Bemerkung, die bereits oben S. 1054. verheifsen worden.

Es liefse sich der Versuch machen zu den beiden Gliederreihen des intellectuellen und religiösen Geistes noch eine dritte zu ermitteln, welche das Leben des intellectuellen und religiösen Geistes und seine historische Dialektik in der allerconcretesten Wirklichkeit darstellte, in welcher also auch das intellectuell und religiös naturirte Individuum sich mit seinem ganzen Inhalte substantiiren könnte. Nach unserer Einsicht sind die Glieder dieser dritten Reihe der *Katholicismus*, der *Protestantismus* und der — *Christianismus*. Der *Katholicismus* entspricht dem *Gefühle* vermöge seiner stoffartigen Einheit, vermöge seiner dunkeln, oft unheiligen Macht, vermöge der Unfreiheit seiner Individuen, vermöge seines Kunsttriebes u. dgl.; und dem *Heidenthum* vermöge seines Cärimonienkrams, seiner Idololatrie und Heiligenverehrung u. s. f. (*cfr. Baron. Ann.* 58. *n. LXXVI. Ann.* 200. *n.* 5). Der *Protestantismus* entspricht dem *Verstande* vermöge seiner Herausscheidung aus dem Katholicismus (Reformation), vermöge seiner Unterscheidung in sich (Parteien und Secten), und vermöge seiner von Zeit zu Zeit immer von neuem projectirten Verbindung der Getrennten (Unionsversuche); dem *Judenthum* vermöge seiner Verwerfung der Bilder und der Heiligen, vermöge seines Eifers *gegen* die Indulgenzen und *für* die Befolgung des Gesetzes etc. Der *Christianismus* endlich hat noch keine besondere Gestaltung gewonnen, ein *christliches* Kirchenthum (des *Geistes*) hat hienieden noch keine Realität. Sein Werden ist bedingt durch das Vergehen der beiden andern. Der Kampf beider gegen einander wird so lange dauern, bis sie dadurch sich selbst in einander verwandelt, und zulezt durch die Coalition zu Einer Wesenheit auch Eine Form werden angenommen haben. Wo ist dieser Christianismus? Er *ist* und er *ist nicht*; er mag wohl seyn der durch das Werden zum Seyn hindurchgedrungene *neue Himmel mit der neuen Erde*, welche der apokalyptische Seher in der Ferne erblickt (*Apok.* 21, 1). —

Ob diese Bemerkung ihre Stelle hier verdiene, das wollen wir dem Urtheile sachkundiger Leser anheimstellen; *den* Zusatz aber wolle man uns vergönnen, dafs wir dafür halten, es sei in ihr das Recht und die Pflicht des Individuums gegründet, weil sein Leben in seiner Kirche wurzelt, aus dieser heraus für diese durch Wort und That rechtschaffen und kräftig das Seinige zu thun. Dankbar eingedenk der grofsen Reformatoren des 16ten Jahrhunderts und ihrer unsterblichen Verdienste, mögen wir Protestanten also ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit ausrufen, „wachet, dafs nicht Geistesdruck über uns komme!" (*Rust* Philos. Chr. S. 103.) Aber wir müssen auch wünschen, dafs der Katholicismus wach bleibe und nicht thatlos einschlafe, damit wir nicht leere Streiche durch die Luft thun, sondern unsere Waffe einen Gegenstand behalte, *und damit* — das ist der Güter gröfstes — dem Christianismus seine Himmel und Erde versöhnende Existenz nicht verkümmert werde.

Carl Lehmann.

Digitized by Google

LIII.

Almanac ten dienste der Zeelieden, voor het jaar 1825, *op last van zijne Mayesteit den Koning der Nederlanden, berekend en uitgegeven door de Kommissie tot het examineeren der Zee-Offizieren etc.* (*Te s'Gravenhage* 1824.)

Der eigentlichen Kalender-Einrichtung braucht nicht mehr erwähnt zu werden. Sie ist gleichsam *stereotyp*.

Die Beiträge aber gehen nicht allein der Numer, sondern auch *dem Zeit-Geiste nach*, sehr bedächtig, fort.

Nro. LXXVI.

Eine schöne Abhandlung vom Professor *Schröder über die Abweichung der Kompasse zwischen den Tropen.*

Mit grofser Nachsicht hat der würdige Gelehrte die Beobachtungen eines *von Löwenörn*, *Corduba*, *Portlok* und *Dixon*, *Vancouver* und mehrerer Anderen, nicht allein gesammelt, sondern sie sehr systematisch nach den verschiedenen Zonen geordnet, worin sie angestellt wurden. Diese Darstellung (45 Oktavseiten stark) ist begreiflich keines weiteren Auszugs fähig.

Nro. LXXVII.

Ueber die Richtung der Magnetnadel und vorzüglich über die Abweichung.

Diese schätzbare Abhandlung ist eine Fortsetzung von Nro. LXIV des *Almanacs* für 1823.

Hr. Prof. *Schröder* handelt zuvörderst darin über die magnetische Kraft (*werking*) der Erde. Dann: über den Einflufs der Lage des Eisens im magnetischen Meridian auf dessen Magnetismus. Ferner über Polarität der Metalle, in sofern sie durch Elektricität bewirkt wird; wobei die neueren Versuche von *Oerstädt*, *Ampere*, *van Beek* und *Moll* rühmlichst angeführt werden.

Dann: über durch Wärme bewirkte Polarität.

Mit gerechtem Lobe wird hierbei der Beobachtungen des verdienstvollen Dr. *Seebeck* in dieser Hinsicht gedacht. Desgleichen die neuern, eben dadurch veranlafsten Beobachtungen von *van Beek*, *Moll* und *van Zuylen van Nijeveld.*

Ferner: Wirkung des auf den Schiffen befindlichen Eisens auf den Kompafs.

Dieser That-Sache ist bereits bei Anzeige der frühern Jahrgänge Erwähnung geschehen. Die darauf folgenden: über die *Ebene ohne Anziehung*; über die Verbesserung der Fehler in den Beobachtungen, in sofern sie von der Anziehung der Eisen-Massen abhangen; über *Barlow's* Erfindung, um durch Hülfe einer eisernen Platte diese von den Eisenmassen bewirkte Ablenkung zu bestimmen. Diese Darstellungen, die mit grofser Klarheit und Umsicht geschrieben worden, sind keines Auszugs fähig.

Nro. LXXVIII.

Reglement für den Unterricht in der Mathematik und Schifffahrts-Kunde zu Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen und Ostende, wie auch über die Prüfung der Steuerleute.

Nach einem Beschlusse des Königs der Niederlande vom 12. Okt. 1823 sind in den vorbenannten vier Städten besondere Navigations-Lehrer angestellt, welche unentgeldlichen Unterricht in der Mathematik und Seefahrtskunde ertheilen. Dagegen sind die Examinatoren der Steuerleute abgeschafft worden. Aber zweimal im Jahre mufs ein Mitglied der Prüfungs-Kommission nach jenen vier Städten reisen, um diejenigen zu prüfen, welche sich für den Seedienst oder auch für Kauffartheischiffe als Steuerleute melden.

Sehr zweckmäfsig hat man diese Prüfungen in vier Klassen getheilt, je nachdem der Aspirant als 4ter, 3ter, 2ter oder 1ster Steuermann sich meldet.

Die Instruktion selbst ist mit grofser Umsicht und Sachkenntnifs entworfen.

Nro LXXIX.

Bericht über ein mit glücklichem Erfolge angewendetes Mittel, den Verlust eines Steuerruders zu ersetzen.

Wurde von *J. Lipkes* auf einer Reise nach Ostindien im Jahre 1822 in der Gegend von Isle de France benuzt.

Nro. LXXX.

Schifffahrtskundige Berichte über die Leuchtfeuer.

1) Berichte über die Seefeuer nördlich von der Maas, vom Herrn *Oort*. —

Kapitän *H. I. Oort* nämlich ist beauftragt, die Aufsicht über das Lootsen-Wesen an den holländischen Küsten nördlich von der Maas zu führen. Und wirklich konnte man diese Aufsicht keinem Besseren anvertrauen.

2) Ueber zwei Leuchtfeuer, welche auf der Insel Wieringen errichtet worden sind.

3) Ueber das Leuchtfeuer an der Nordspitze der Klippe von Fernanbuc.

Digitized by Google

N^ro. LXXXI.

Nachricht über das Eyland Money, Südküste von Java; über die Fahrt von Batavia nach Celebes — vom Lieutenant Koopmann.

Enthält sehr schätzbare geographische und nautische Nachrichten. Sie sind bereits in anderen Deutschen Zeitschriften übersezt worden.

N^ro. LXXXII.

Wahrer Ort des Polarsterns für die Jahre 1823 *bis* 1825.

Die scheinbare gerade Aufsteigung und Abweichung des Polsterns ist von 10 zu 10 Tagen angegeben worden.

Diese Gränzen sind für den praktischen Gebrauch zur See *mehr* als zureichend genau oder enge.

N^ro. LXXXIII.

Verschiedene in die Seefahrt einschlagende Berichte.

1) *über die Lage der Insel Rocca, vom Kapitän de Jonge.*

Der Redakteur hat diesem Berichte sehr schätzbare Bemerkungen — nach dem schönen Spanischen Naturgemälde — dem Führer in den antillischen Gewässern, beigefügt.

2) *Warnungs-Glocke auf der Insel Hochland in der Ostsee.*

Die Niederländische Staatszeitung berichtet, dafs vom 6. Oktbr. 1823 an jede 5 Minuten eine Glocke (an der Nordspitze der Insel) vor Strandungen warnen soll.

3) *Bericht über die Einfahrt in den Hafen der Havana.*

Der Französische See-Minister macht in oben erwähnter Staatszeitung bekannt (unterm 12. Julius 1822), dafs seit einigen Monaten mehrere Schiffe an den Küsten von Cuba, und zwar westlich von der Havana, gestrandet seien. Diefs Unglück schreibe man einerseits der Schwierigkeit zu, den Hafen zu erreichen (*aantedoe*), vorzüglich aber dem Umstande, dafs die *Kalköfen*-Feuer, welche längs der Küste, und in der Nachbarschaft der Stadt brennend, oftmals (*dikwyls*) für das Leuchtfeuer des *Morro der Havana* angesehen werden.

„Der Marine-Minister beauftragt die Holländische „Behörde, diese Anzeige nach möglichsten Kräften zur „allgemeinen Kunde zu bringen."

Diese Vorsicht ist sehr lobenswerth; aber es gibt noch andere Umstände als jene *Kalköfen*, welche den Ein- und Ausgang in die Havana höchst gefährlich machen. Ich erlaube mir deswegen einige Bemerkungen über die Fahrt in jenen Gewässern beizufügen, welche zu ihrer Sicherheit wenigstens beitragen können. Denn heut zu Tage befahren ja auch unsere vaterländischen Schiffe diese Gegenden, weil die Havana, Veracruz, Tampico und Alvarado der sogenannten alten Welt einen freien Zutritt eröffnet haben.

Schon der grofse Genueser *Christoval Colon* soll die wahre Lage der Havana gekannt haben. Diefs konnte aber nur *Zufall* seyn, denn als der kühne Admiral, jenseits der Kanarischen Eilande, die überraschende Entdeckung machte, dafs seine Kompafs-Nadel, das damals einzige und dürftige Hülfsmittel der Schifffahrt, auf den Nordpunkt nicht mehr zeigte, und die verzagte Mannschaft ihres einzigen Führers sich beraubt glaubte; da freilich konnte er diese Mifsweisung durch Beobachtungen an den Gestirnen verbessern — aber es fehlten ihm noch alle Mittel, um den grofsen Einflufs der Strömungen etc. auf die *Länge* bei seiner Reise von Ost nach Westen in ganz unbefahrenen Gewässern zu bestimmen.

Die *Sternkunde* selbst konnte *damals* die *Schifffahrt* nur noch wenig unterstützen. Man hatte noch gerechte Forderungen an die Mechanik zu machen, wenn die Lehren der Astronomie nützlich ins praktische Leben einwirken sollten.

Ein merkwürdiges Beispiel davon findet man in *Amerigo Vespucci's* Briefen vom Jahr 1499. (*Elogio di A. Vespucci de P. Canovai.*)

So auch kannte etwa 200 Jahre später (1692) der Spanische See-Kapitän *Don Francisco de Seixas y Lobera* die Lage der Punkte in den westindischen Gewässern. Er überreichte nämlich seinem Monarchen einen Atlas der ganzen, damals bekannten Erde. Von gleichem Zufall (wahrscheinlich) wie der grofse Admiral begünstigt, findet man darin, unter andern, auch die richtige Lage der Havana und ihrer Umgebungen mit einer Genauigkeit verzeichnet, welche man *jezt noch* bewundern mufs — aber noch vor wenigen Jahren nicht einmal bewundern *konnte*, weil man über die richtige Lage der Punkte selbst *nicht im* Klaren war. Denn im Jahre 1755 wurde die Havana noch um 40, im Jahre 1770 um 14, und zu Anfange dieses Jahrhunderts noch um acht Deutsche Meilen unrichtig in den gebrauchtesten See-Karten niedergelegt. Die Spanier selbst können es daher nicht begreifen, warum die astronomischen Beobachtungen ihres Landsmanns *Don Marcos Antonio di Gam-*

Digitized by Google

boa y Ryano so ganz vernachlässigt worden sind, weil er doch schon vor mehr als hundert Jahren die Länge der Havana auf 84° 35′ 30″, also bis auf wenige Bogenminuten genau bestimmt und diefs Resultat seiner Bemühungen öffentlich bekannt gemacht hat.

Bis fast am Schlusse des leztverflossenen Säculi also — wo das unvergleichliche Institut zu Madrid seine nautischen Karten herauszugeben anfing — gebrauchte man bei der Spanischen Marine eine handschriftliche Karte, welche nach den Beobachtungen des *Don Bartolomeo de la Rosa*, ersten Piloten der Seemacht in den westindischen Gewässern, bereits im Jahre 1755 zusammengetragen und in der Folge mit Zuziehung mehrerer ortskundigen Schiffer verbessert wurde. Auf dieser Karte nun ist zwar die *relative* Lage der *Havana* und des wichtigen *Cayo Largo*, welcher dem spähenden Schiffer den Eingang in den Bahama-Kanal und zur gefährlichen Klippenmasse bezeichnen, wovon die Nordseite von *Cuba* wie in einem Halbbogen umgeben ist, ziemlich richtig niedergelegt worden. Aber die *absolute* Lage dieser Punkte ist um drei volle Grade falsch (40 Deutsche Meilen), und die Breite des Mexicanischen Meerbusens um 20 Deutsche Meilen zu grofs gemacht worden. Der arglose Schiffer wird sich also noch um so viel von Veracruz entfernt halten, wenn er in der That schon am Kastel von *Ulloa* die Anker werfen könnte.

Zwei und dreifsig Jahre später, als *la Rosa's* Arbeit bekannt wurde, gab man zu Cadix eine andere Karte vom Mexicanischen Busen heraus, welche der spanische Seekapitän *Don Jose de Martin Suarez* in Verbindung mit mehreren Offizieren entworfen hatte. Sie wurde auf allen Handelsschiffen eingeführt, und fast allgemein gebraucht, wenn sie gleich, ihres hochtönenden Titels ungeachtet, den Längen-Unterschied zwischen der *Havana* und dem Eingange in den *neuen Bahama*-Kanal um fast ¾ Grade zu grofs angab, und Veracruz um zwei volle Grade zu weit nach Westen setzte.

Solche Irrthümer, welche man bei gehöriger Benutzung damals längst bekannter astronomischer Beobachtungen hätte vermeiden können, müssen zu den unzähligen Schiffbrüchen und andern Unglücksfällen Anlafs gegeben haben, welche die Seefahrer jährlich betrauern. Alle Schiffe nämlich, welche von der *Havana*, vom Mexicanischen Meerbusen und vielen Häfen des Festlands aus, nach Europa oder auch nach den Vereinigten Staaten zurückkehren, passiren den *neuen* Bahama-Kanal, der seiner starken und günstigen Strömungen wegen überwiegende Vortheile vor anderen darbietet.

Von der Havana aus lavirt man daher bis zur Spitze (*Punta de*) *Guanos* aus; segelt dann in fast nördlicher Richtung herauf, um des Cayo Largo ansichtig zu werden, der fast 30 Meilen von dieser Punta entfernt am Eingange in den Bahama-Kanal liegt und allen Schiffern zum Kennzeichen und zur sicheren Orientirung dient. Nach Beschaffenheit des Windes kann man auch den Salt-Kay suchen, um von dieser Seite in den Bahama-Kanal zu fallen, der gerade deswegen drei gefahrbringende Stellen hat: die *Cabeza de los Martires*, die Bank *los Roques* und den *Cruz del Padre*.

Unglücklicher Weise zeigen aber alle die vorhergenannten Karten gerade in diesem Gewühle von Klippen und Bänken die beträchtlichsten Fehler, indem sie z. B. den Cayo Largo nur 33 Leguas in ganz nördlicher Richtung setzen. Vor wenigen Jahren noch wäre der Spanische Fregatten-Kapitän *Don Jose de Esquera* fast ein Opfer der gerügten nautischen Unkunde geworden. Er hatte nämlich, von Cartagena de Indias kommend, sich nach dem kegelförmigen Hügel von Matanzas orientirt, und im Vertrauen auf seine Karten, den Rumb ganz nördlich gesezt, als glücklicher Weise, gleich nach Mitternacht, eine völlige Windstille eintrat. Denn mit Tages-Anbruch war er im Begriff an den Klippen des Martyrer-Riffs zu stranden, und nur mit äufserster Anstrengung gelang es ihm, der drohenden Gefahr zu entgehen.

Aber auch der *Eingang* in den Hafen der Havana ist mit eben solchen Gefahren verbunden, als die Rückfahrt ins Atlantische Meer, von diesen Gewässern aus, sie darbietet. Die Nord-Küste von Cuba läuft *dort* nämlich in gerader öst- und westlicher Richtung (das gefährlichste Gisement von allen). Die *Havana* mufs daher vermittelst einer schwer zu bestimmenden *Länge* aufgesucht werden. Doch zu beiden Seiten des Hafens und in einem Abstande von 9 bis 14 Meilen erheben sich zwei kegelförmige Hügel, der *Pan de Matanzas* und der *Cerro de Guaysabon*, wornach alle Seefahrer sich zu orientiren pflegen. Aber irrt man sich unglücklichen Weise in der Ansicht der Küste, was bei der grofsen Aehnlichkeit dieser Hügel mit einander leicht geschehen kann; so wird man den Hafen selbst verfehlen, mit gröfster Mühe zurückkegeln (remontiren) oder selbst in die Gefahr gerathen, an den benachbarten zahlreichen Untiefen zu stranden. So nahm vor 18 Jahren ein

Digitized by Google

reichbeladenes Spanisches Schiff, entweder weil es seiner Länge selbst nicht gewiſs war, den *Cerro de Guaysabon* fälschlich für den *Pan de Matanzas*, suchte die Havana nach Westen und wurde an den *Colorados* zerschmettert. Mit Recht bemerkt daher der sehr gelehrte Fregatten-Kapitän *Don Jose de Vargas y Ponce*: „*Qualquier intelligente conoce que en las cartas geograficas e hydrograficas es meyor no tenerlas que tenerlas malas.*"

Diese *Thatsachen*, deren vorzüglich die Spanische Marine eine unzählige Menge zur tiefen Trauer der Menschheit aufzuweisen hat, werden die Wichtigkeit einer genauen Kenntniſs von der geographischen Lage der Havana und ihrer Umgebungen zur Genüge bestätigen; so wie es deutlich bekunden, daſs der Nutzen, welchen die Nautik aus der Vollkommenheit heutiger astronomischer Tafeln und aus der Mechanik zieht, so lange (ich möchte sagen) *einseitig* bleiben muſs, als man dem Seefahrer nicht Karten in die Hände liefern kann oder wird, die ihm den Abstand von dem Orte seiner Bestimmung sowohl, als von jeder anderen Gefahr mit einer Genauigkeit angeben, welche derjenigen gleich kommt, womit er den Ort seines Schiffes selbst beobachtet hat.

Die Lage der vorerwähnten Punkte ist, nach meinen neuesten Untersuchungen, folgende:

Punkte.	Länge.			Breite.		
Havana (Morro) . . .	84°	43′	8″	23°	9′	27″
Pan de Matanzas . . .	84	4	24	23	1	39
Cerro de Guaysabon . .	85	46	47	22	47	46
Tettas de Managua . .	84	39	33	22	57	38
Punta de Guanos . . .	84	3	37	23	9	27
Cruz del Padre (Miters) .	83	24	0	23	14	0
Westliche Klippen der Bank de los Roques	82	42	0	23	57	30
Cayo Largo (Nordost-Spitze)	82	55	41	24	51	30
Cabeza de Los Martires .	82	52	48	-	-	-

Die Längen sind *westlich von Paris* gezählt worden. Die Breiten sind *nördliche* (vergl. *Recueil d'observations astron. T. I.*; meine Untersuchungen über die Geographie des neuen Kontinents).

4) *Durchfahrt durch Bank, Siellands Ber.*

Der Holländische Marine-Minister machte unterm 13. Novbr. 1823 bekannt, daſs eine Durchfahrt durch diese Bank entdeckt worden, die selbst für groſse Schiffe tief genug und vorzüglich für Küstenfahrer wichtig ist, weshalb hier denn auch zwei Lootsen stationirt sind.

5) *Herausgabe von Karten und Seefahrts-Büchern.*

Enthält 1) eine Ankündigung der Karte von den *Kanarischen* Inseln.

2) Anzeige eines von der Hamburger mathematischen Gesellschaft veranstalteten *Handbuchs der Schifffahrtskunde.* (1824.)

Wir werden diesem Werke nächstens eine besondere Anzeige widmen.

3) Anzeige vom *Nautical-Almanac* und der *Connaissance des tems.*

4) *Anzeige von See-Karten.*

Die ganz veraltete Karten-Fabrik des *Gerard Hulst van Keulen* zu Amsterdam — die schon seit langer Zeit nicht mehr mit den Wissenschaften fortgeschritten — ist jezt durch *J. Staats Boonen* übernommen worden. Die folgenden Karten geben nach Professor *Schröder's* Zeugniſs ein sehr günstiges Vorurtheil für diese erneuerte Anstalt.

a) *Neue Karte von einem Theile Westindiens*, als: die Karaibischen Eilande, Porto Rico, Curaçao, ein Theil von St. Domingo und von der Nordküste von Südamerika.

Sie ist auf die Beobachtungen von *Humboldt* und den *Spanischen Offizieren* gegründet worden.

b) *Neue und verbesserte Karte vom Kanal von England.*

Dazu gehört

c) *Wegweiser der Schiffer, welche den Kanal befahren.*

d) *Erklärung des Niederländischen Schiffer-Almanacs* (*4te Auflage*).

e) Karte von der *Goeree* und der *Maas.*

Sie wurde durch den sehr geschickten Seekapitän *I. C. Riyk* aufgenommen, und ist zu *Rotterdam* bei *Arbon* und *Kruap* erschienen.

I. Oltmanns.

Digitized by Google

LIV.

Ueber alleinseligmachende Kirche. Von F. M. Carové. Frankfurt a. M. Joh. Christian Hermannsche Buchhandlung. 1826. XL u. 566 S. 8.

Zum Zweck einer genügenden Beurtheilung des vorliegenden, wichtigen Werkes lassen wir dem kritischen Theil derselben einen dogmatischen vorangehen, um so mehr, da es dem Herrn Verf. nicht gefallen hat, eine dogmatische Untersuchung des Satzes, den sein Buch behandelt, anzustellen.

Das Dogma.

1. Die Lehre: *extra ecclesiam nulla salus*, ist eine von denen, welche seit Cyprian zu allen Zeiten um so mehr mifsverstanden und gemifsbraucht worden, je mehr sie selbst und an sich eine unläugbare Wahrheit enthält. Schon in geschichtlicher Weise urtheilend, müssen wir gestehen, dafs es schwer, ja unmöglich gewesen wäre, einen Satz, wie diesen, sowohl im Leben, als in der Wissenschaft Jahrhunderte hindurch zu behaupten, wenn er von aller Wahrheit entblöfst wäre. Mit ausgemachten, leicht widerlegten Irrthümern trägt sich die Menschheit nicht so lange, zumal, wenn sie das Höchste und Theuerste der Menschen, der Seelen Seligkeit, zum Gegenstande haben, und von so viel Licht und Erkenntnifs, als in der christlichen Welt verbreitet ist, umgeben sind. An dieses Licht gezogen, ist der Irrthum erkannt und abgethan. Auch dafs in der Religion der Liebe, wie die christliche ist, eine solche Lehre entstehen und sich erhalten konnte, wie denn ja nicht zu läugnen, dafs auch die frommsten und geistigsten Menschen sich zu dem Satz bekannt haben, bleibt immer eine des Nachdenkens würdige Erscheinung, indem sie zeigt, dafs sie nothwendig eine Seite habe, von der ihre Wahrheit nicht geläugnet werden mag. Aber diese Wahrheit hat sie nicht in jeder, etwa der ersten besten Vorstellung; Unzählige haben diese Lehre, obgleich sie an sich eine Wahrheit enthält, dennoch als einen Irrthum behauptet und ausgesprochen, und in der Römischen Kirche ist derselbe die Quelle unsäglichen Elends und Verderbens gewesen. Sie ist also eine Wahrheit, diese Lehre, und auch nicht. In dieser ihrer negativen Macht ist sie eine von jenen inhaltschweren Lehren, die etwas vermögen und mit denen sich im Leben, wie im Wissen, etwas anfangen und ausrichten läfst.

2. Die Lehre von einer alleinseligmachenden Kirche hat sich gegenüber die andere, dafs man in jeder Kirche selig werden könne. Zu dieser Lehre bekennt sich die protestantische Kirche. Die Wahrheit dieser Lehre leuchtet weit leichter ein, als die der entgegengesezten, und sie hat selbst in der Römisch-katholischen Kirche öffentlich und im Stillen ihre Bekenner und Vertheidiger. Ja diese Kirche selbst ist noch, als solche, so weit gegangen in ihrer Liberalität (wenn man, was dieses Wort besagt, mit jener Behauptung von einer alleinseligmachenden Kirche in Verbindung bringen darf), dafs sie allerlei Restrictionen und nähere Bestimmungen, z. B. den Unterschied zwischen materialen und formalen Ketzern, daran angebracht und den ersteren die Seligkeit nicht unbedingt abgesprochen hat. Sie irren, heifst es da, nur in der Sache, nicht mit der Hartnäckigkeit des Bewufstseyns und der Erkenntnifs, wie die andern sich daran formalisirenden Ketzer. Die Lehre aber, dafs man in jeder Kirche selig werden könne, hat ihre Wahrheit auch nicht in der ersten besten flachen Vorstellung, und daher ist sie eben so sehr als die entgegengesezte, dem Irrthum und Mifsbrauch ausgesezt, in den sie umschlägt z. B. schon in der bekannten Auslegung der Stelle Apostelg. 10, 34 ff. Denn wenn der Apostel Petrus daselbst erklärt, er wisse nun in Wahrheit, dafs Gott die Person nicht ansehe, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der sei ihm angenehm, so wollte er damit nicht sagen: es sei ganz einerlei, ob man ein Heide sei oder ein Christ, sondern vielmehr, alle Menschen und Völker, je mehr sie es zur wahren Gottesfurcht und Rechtschaffenheit brächten, um so näher kämen sie auch dem Christenthum, um so mehr würde Gott ihnen die Gnade erzeigen, sie durch das Evangelium selig zu machen: denn wäre jenes die Meinung des Petrus gewesen, so hätte er ja eben so gut den Hauptmann Cornelius, dessen Bekehrung daselbst berichtet wird, unbekehrt und im Heidenthum lassen können. Es kann dann ferner daran erinnert werden, wie die rationalistische, begrifflose Weisheit unserer Tage sich besonders darin gefallen hat, die unwahre Seite jener Lehre, dafs man in jeder Kirche selig werden könne, welches die völlige Unbestimmtheit und Wahrheitslosigkeit, ja die Religionslosigkeit selber ist, der Römisch-katholischen entgegen zu halten und sie in dieser Weise nur bewogen hat, auch an der unwahren Seite ihrer Lehre um so fester zu halten, je mehr durch jene Behauptung das Christenthum selbst in seinem innersten Leben angegriffen und erschüttert ward.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 137. u. 138.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1827.

Ueber alleinseligmachende Kirche. Von F. M. Carové.

(Beschluſs.)

Ein Organ dieser unchristlichen Lehre fand die Plattheit des Tages an *Voſs*, der in seiner Luise nach mancherlei Verhandlungen in dem Vorsaal des Himmels zulezt das Lied anstimmen läſst: Wir glauben all an einen Gott, und dieses ehrwürdige Kirchenlied in dieser Weise so schmählich miſsbraucht. In diesem Sinne gebraucht stände das Lied nur dem andern gleich:

Der Jude, Christ und Hottentot
Die glauben all' an einen Gott,

und der eigentliche Sinn desselben wäre somit nicht nur die nothwendige Gleichgültigkeit gegen die christliche, sondern auch gegen alle und jede, wenigstens mehr als subjective, gegen alle und jede objective Religion. Schon früher, als *Voſs*, hatte *Lessing* in seinem Nathan ein ähnliches Lied angestimmt, hiezu weniger durch den Gegensatz der Römisch-katholischen Kirche, als der Bigotterie und Geistesbeschränktheit Vieler in der protestantischen Kirche bewogen. Schon der Inhalt des Mährchens von den drei Ringen ist, daſs die Aechtheit aller drei bezweifelt wird, und indem *Lessing* vollends künstlicher Weise den Charakter des wahren Christen in den Juden nicht nur versteckt und verhirgt (denn ist nicht jeder Jude allerdings ein *verborgener* Christ, wie das N. T. im A. verborgen?), sondern auch in dem Juden und Muselmann wahrhaft christliche Gesinnung hervortreten, den Patriarchen aber und Tempelherrn unchristlich sich erweisen läſst, so liegt das Resultat einem jeden sehr nahe, nämlich, wie es auf die Aeuſserung des Klosterbruders:

Nathan, Nathan,
Ihr seid ein Christ, bei Gott, ihr seid ein Christ;
Ein bessrer Christ war nie

Nathan selber ausspricht:

wohl uns, denn was
Mich euch zum Christen macht, das macht euch mir
Zum Juden,

daſs also, wie es nachher ausdrücklich gesagt wird, das abstracte Menschseyn höher zu stellen sei, als das concrete Christseyn, das Angehören irgend einer bestimmten Religion, welche doch, je gewisser sie selbst die wahre ist, um so sicherer auch die Bestimmung hat, den Menschen erst zum *wahren* Menschen, das Geschöpf der Natur zu einem von Gott geschaffenen Wesen, oder, nach der Vorstellung der Schrift, ihn in Christo zu einem Kinde Gottes und Miterben der Seligkeit zu machen.

3. Der Widerspruch der Römisch-katholischen und protestantischen Kirche ist also eben so unläugbar vorhanden, als entschieden ist, daſs die Wahrheit auf beiden Seiten sich nicht frei vom Irrthum erhalten hat: denn in jeder ist sie auch als ihr eigenes Gegentheil vorhanden und in den Irrthum umgeschlagen. Dieses zeigt wohl, daſs die Wahrheit dieser Lehre an und für sich in dem Gebiet der bloſsen Vorstellung nicht zu Hause ist, wo sie vielmehr auch noch zum Aeuſsersten miſsverstanden und gemiſsbraucht werden kann, und man könnte, als an einem Beispiel, abnehmen, wozu der Begriff und das Wissen gut sei, wenn in ihm allein die reine Wahrheit dieser Lehre (sowohl der Römischen als protestantischen) ohne das Gegentheil der Wahrheit zur Erkenntniſs käme, wenn in ihm auch der Widerspruch jener zwei Lehren aufgehoben sich zeigte, und so die Gränze bezeichnet würde, wo die Wahrheit, sich in sich auflösend, in den ihr selbst entgegengesezten Irrthum übergeht. Wir begnügen uns zu dem Zwecke mit folgenden Andeutungen:

1) Unmittelbar und abstract ist die absolute Religion und die Seligkeit der eine und selbe Gedanke und in diesem Gedanken hat auch die Lehre: *extra ecclesiam nulla salus*, ihren Grund; aus diesem Grunde ist sie hervorgegangen und so an sich eine Wahrheit. Ist die Seligkeit nicht eine Bestimmung des sinnlichen und natürlichen We-

Digitized by Google

sens, wie überhaupt nicht der Natur, sondern des Geistes, so ist der absolute Geist von ihr selbst nicht verschieden; er ist der Selige und die Seligkeit selbst, und aufser ihm ist keine, nur durch die Gemeinschaft mit ihm ist sie zu erlangen. Diese Gemeinschaft ist, wie einerseits durch göttliche Offenbarung und Gnade eröffnet, so andrerseits allein durch das Bewufstseyn Gottes erlangt, und dieses ist, wie sein Inhalt, das absolute: die Religion, weil sie an sich und absoluter Weise die Versöhnung des Menschen ist mit Gott, so ist sie die Seligkeit selbst. Sie ist aber nicht nur abstract an sich, oder unmittelbar die absolute und so an sich die christliche, sondern auch

2. die subjective oder für den Menschen: seine Seligkeit ist, sein Christseyn, sein Versöhntseyn mit Gott. Seiner Versöhnung aber ist die Entzweiung vorhergegangen, und diese ist die Abneigung vor Gott und die That der Sünde; indem nun durch Christum, als die Einheit Gottes mit dem Menschen, die Versöhnung an sich vorhanden, ist durch ihn alle wahrhaftige Seligkeit vermittelt, die christliche Religion, indem sie die Aufhebung der Entzweiung des Menschen ist mit Gott, ist die Zurückführung zu Gott, die Befreiung und Beseligung der Welt. Dieses Werden der absoluten Religion zur subjectiven ist, wie an sich eine durchaus geistige Bewegung, so auch Stiftung aller menschlichen Seligkeit. Die Welt aber kann dieser ihr durch Christum erworbenen Seligkeit, wie sie dieselbe durch Unglauben und Sünde verloren, so nur im Glauben und in der Liebe theilhaftig werden: in der subjectiven Religion ist ohne Glauben und Liebe und aufser beiden keine Seligkeit. So nothwendig indefs diese Bewegung ist, so kann doch die Religion auf der Stufe der Subjectivität nicht stehen bleiben; was einer in der Religion rein allein für sich hat, das ganz aparte und particulare (Gefühl z. B.), ist das Unwahre; erst, was er gemein hat mit der Gesammtheit aller Vernünftigen, das ist das Wahre, die Wahrheit der subjectiven Religion ist die objective, als solche aber ist sie

3. die Gemeinde. Auch nun von ihr, als dem Reiche Gottes auf Erden, gilt nothwendig, dafs aufser ihr keine Seligkeit sei, ja vielmehr nur in ihr hat die Wahrheit der Seligkeit auch ihre Wirklichkeit erreicht, hat sie wahrhaftige Wirklichkeit in dem in ihr verbreiteten Geiste des Glaubens und der Liebe. Nicht die Seligkeit der Gemeinde, als der Gesammtheit der mit Gott Versöhnten, wäre sie, wie auch diese selbst, eine ganz nur abstracte, gedachte und unwirkliche. Nur in dem Maafs also, als einer ein wirkliches Mitglied der Gemeinde ist, wird er der in ihr allein verbreiteten Seligkeit auch theilhaftig. Hier aber im Begriff der Gemeinde, ist es auch, wo die Differenz beginnt zwischen der Römisch-katholischen und protestantischen Lehre über diesen Punkt, wie über alle; die Frage: worin die Gemeinde ihre wahre Wirklichkeit habe, ist identisch mit der anderen: worin sie ihre Seligkeit habe. Indem nun hier der Begriff der Gemeinde in die Innerlichkeit und Aeufserlichkeit auseinander geht und so zur Vorstellung von der Kirche wird, hält man sich einerseits mehr an die eine und andrerseits mehr an die andere, und so ergibt sich von beiden Seiten eine verschiedene Antwort über die Identität der Gemeinde und Seligkeit.

1. Die christliche Gemeinde als Kirche in ihrer Innerlichkeit hat wahrhaftige Wirklichkeit allein durch den göttlichen Geist, welcher der Geist der Wahrheit und Liebe und das Princip beider und so aller Seligkeit Quell und Ursprung ist. An ihn hält sich vorzugsweise die Gemeinde als evangelische Kirche, so, dafs sie nichts für einen Bestandtheil der wahren christlichen Kirche hält, was nichts von diesem Geiste der Wahrheit und Liebe an ihm hat und alle Wirklichkeit solcher Mitgliedschaft für sie Werth nur hat in sofern, als sie diese wahrhaftige, von dem Geiste Jesu Christi ausgegangene, belebte und durchdrungene ist: alle, von diesem Geist nicht begeisteten, mögen sie auch noch so sehr der äufseren Gemeinschaft angehören, sind nur scheinbare, erstarrte, todte Glieder der Kirche. Dieser göttliche Geist gehört keiner Zeit und keinem Volk ausschliefslich an, ihm vielmehr gehören alle Zeiten und Völker, und aus allem Volk hat er sich auch seine Gemeinde gesammelt: aber er, an keinerlei Aeufserlichkeit sich bindend, macht, dafs man auch in jedem Volk und in jeder kirchlichen Gemeinschaft, in so viele derselben die Gemeinde getrennt ist, selig werden kann, sei es unter dem Papst oder unter dem Türken; ja so allgemein (katholisch) ist diese Kirche, dafs in ihr, von Zeit und Raum durchaus unabhängig, selbst diejenigen Platz haben, welche äufserlich nicht der christlichen Kirche angehören, aber in ihrem Denken und Handeln von dem ewigen und alleinbeseligenden Geiste Gottes sich leiten lassend zur Erkenntnifs der Wahrheit und zur Liebe des Guten gelangten, möchten sie Heiden seyn oder Juden. Diese Lehre hat aber ihre Wahrheit nicht, wie der obengerügte Irrthum meint, darin, dafs sie sich selbst überlassen, mit *ihrer* menschlichen Vernunft und *ihrer* mensch-

Digitized by Google

lichen Willenskraft allein das Wahre und Gute erlangten, sondern darin, dass sie desselben durch den ewigen Geist der Gnade, welches der erleuchtende, heiligende und durch beides beseligende Geist Jesu Christi ist, theilhaftig geworden, also darin, dass sie in der That und Wahrheit Christen, Christo Angehörige, Glieder seiner Gemeinde sind. Denn die *wahre* Wirklichkeit dieser Gemeinde ist nicht in derselben Leiblichkeit, sondern Geistigkeit zu finden: das wahrhaft wirkliche ist allein das Vernünftige und das Sittliche.

2. Die Wirklichkeit der Kirche ist eine solche nicht bloss in ihrer Innerlichkeit, sondern auch in ihrer Aeusserlichkeit; es hat die Stiftung des Reiches Gottes auf Erden, welches an sich geistige Wirklichkeit und darin seine Wahrheit hat, auch äusserliches, räumliches, zeitliches Daseyn zur Folge gehabt. Die an sich eine Gemeinde Christi, von dem einen und selbigen Geiste beseelt, hat sich mit dem Leben der verschiedensten Völker verzweigt, ist in mehrere, neben einander existirende Gemeinden auseinander gegangen, hat sich eine mehr oder weniger gleiche, der politischen ähnliche Verfassung angebildet und sich mit der Zeit auch ein geschichtliches Daseyn erworben. Das alles ist auch mit der evangelischen Kirche mehr oder weniger der Fall. Aber an dieses ihr äusserliches, geschichtliches Daseyn hält sich die Römische Kirche vorzugsweise; auf ihre geschichtliche Ueberlieferung von der Stiftung her legt sie das stärkste Gewicht und eine andere, als historische Theologie, hat sie nicht. Würde nun diese mit der Zeit erst so ausgebildete, bestimmte Verfassung und Physiognomie der Kirche in ihrer wahren Unterordnung unter den Geist, in ihrer Aeusserlichkeit und Leiblichkeit, ja als ein zum Theil Zufälliges und Indifferentes begriffen und anerkannt, so wäre das christliche Princip noch wohl vereinbar damit und darin rein erhalten, dann aber auch der Seelen Heil und Seligkeit nicht davon und von der nothwendigen Theilnahme an solcher Aeusserlichkeit abhängig gemacht. Indem nun aber nicht bloss dieses geschieht und der Geist Jesu Christi an irgend eine Localität (Rom) und an die Uebereinstimmung damit gebunden, sondern auch solcher äusserlichen Gemeinschaft sogar die innerliche, geistige Wirklichkeit der Gemeinschaft untergeordnet, auch diese wohl gegen jene erlassen wird; so ist wohl Wirklichkeit der Kirche vorhanden, aber nicht die wahre, nicht eine solche, welche selig macht; indem aber da sogar ein Jeder bloss wegen Mangels an Zusammenhang und äusserlicher Genossenschaft mit dieser Kirche für verloren und der ewigen Seligkeit verlustig erklärt wird; so entsteht in der katholischen Kirche ein mehr als jüdischer Particularismus; diese particularistische Kirche ist die Römische und in ihr hat die Formel: *extra ecclesiam nemo salvus*, einen Sinn, welcher dem Geiste Jesu Christi, welches der Geist des wahren Glaubens und der wahren Liebe ist, absolut widerstreitet.

3. Nach der Lehre beider Kirchen ist alle Seligkeit geknüpft an die wirkliche Wahrheit d. i. an die wahrhaftige Wirklichkeit der Kirche. Diess ist der wesentliche Inhalt des christlichen Dogma, das Christliche und Wahre darin, worin beide Kirchen eins sind. Ob aber die wahre Kirche wirklich sei mehr in ihrer Innerlichkeit oder mehr in ihrer Aeusserlichkeit, darüber allein ist Trennung vorhanden und das kann sich allein durch die That und Erfahrung erweisen, das ist ein Gegenstand der Historie, und ebenso fällt auch, wer wirklich ein Mitglied der Gemeinde Gottes in der einen und andern sei, zu bestimmen, über das Dogmatische hinaus in das Sectirerische. Dieses leztere ist nicht die dogmatische Thesis an sich von der alleinseligmachenden Kirche, sondern nur die ausschliessliche geschichtliche Beziehung derselben auf irgend eine Particularkirche, welche, wenn sie *wirklich* die katholische *ist*, solcher ausschliesslichen Beziehung auf ihre äusserlich abgegränzte Particularität auch am allerwenigsten fähig ist. Vielmehr erst indem beide, die Römische und die protestantische, sich gegenseitig für Bestandtheile, und die Glieder beider sich gegenseitig für Mitglieder der einen und allgemeinen (katholischen) Kirche halten, hebt sich der Widerspruch in dem versöhnenden Geiste der Wahrheit und Liebe, der die Einheit des Innerlichen und Aeusserlichen, des Wesens und der Erscheinung ist, und der in der evangelischen und Römischen Kirche sein Daseyn und Wirken bekundet in allen, welche durch Glauben und Liebe redlich ihre Seligkeit schaffen und diese nicht für ein Privateigenthum oder Privilegium nur ihrer eigenen, unmittelbaren Glaubesgenossen halten. So wie daher jede bestimmte Kirche an diesem versöhnenden Geiste Theil hat und behält, wird durch denselben auch aller Unterschied der äusseren Formen und Bekenntnisse, alle Trennung und Feindschaft beständig aufgehoben und selbst durch den Streit und Krieg nur der Frieden bezweckt, und muss

Digitized by Google

die einseitige Beschränktheit auf irgend ein abstractes Festhalten des Aeufserlichen oder des Innerlichen, des Wesens und der Erscheinung immer mehr verschwinden. Dieses versöhnende und beseligende Element zeigt sich in dem Maafs weniger, je mehr oder je länger einerseits die Römische Kirche die Lehre von der alleinseligmachenden Kirche so behauptet, dafs sie dieselbe ausschliefslich auf sich bezieht, alle aber, die aufserhalb ihrer Aeufserlichkeit stehen, verdammt und für der Seligkeit verlustig erklärt und man andrerseits in der protestantischen Kirche die Lehre, dafs man in jeder Kirche selig werden könne, in solcher Weise behauptet, dafs es scheinen könnte, man denke der wahren Seligkeit auch aufserhalb der wahren Gemeinde Gottes, die alleinseligmachend ist, theilhaftig zu werden. Nicht ist, wie leicht erhellet, hiemit gefordert, dafs jede nun ihre Behauptung an sich aufgebe und etwa nun dagegen die der andern Kirche annehme, noch auch, dafs beide Lehrsätze an und für sich für Irrthümer zu erkennen wären: sondern der Irrthum ist allein das abstracte Behaupten des einen Lehrsatzes ohne den andern, die Wahrheit aber erst in *der* Erkenntnifs, dafs der Widerspruch dieser zwei Lehren *keiner* sei. Welche daher von den verschiedenen äufserlich getrennten christlichen Kirchen den Lehrsatz von der alleinseligmachenden Kirche so behaupten, dafs sie zugleich den andern: man könne in jeder Kirche selig werden, damit zu vereinigen wissen, die gehören der allgemeinen Kirche Christi an, und sind, in Ansehung dieser Lehre, in der Wahrheit, wie in der Liebe.

Beurtheilung.

Wir haben diese dogmatische Entwickelung der kritischen vorangehen lassen, um in dieser desto kürzer seyn zu können. Der Herr Verf. nimmt den Satz, welcher der Gegenstand seiner Untersuchung ist, von vorn herein als an sich falsch und empörend, er behandelt ihn als einen absoluten Irrthum. Die Untersuchung hebt vielmehr historisch an, nämlich mit der Frage: wie die Lehre entstanden, und bleibt somit im Verhältnifs zu ihr selbst im Formalen und Negativen stehen, die absolute Unwahrheit der Lehre selbst stets nur voraussetzend. Hiedurch sezt sich der Hr. Verf. in den Nachtheil des Vorurtheils bei dem Leser, als ob er selbst vorurtheilend zu Werke gehe, und die historischen Momente der Entstehung des Dogma willkürlich und äufserlich nur, ohne innerlich bestimmenden Grund, zusammen suche. So bringt er denn auch damit in Verbindung z. B. das apostolische Symbolum, weil es die Lehre hat von der *einen*, heiligen allgemeinen Kirche, und behauptet, was ihm wohl schwerlich Jemand zugeben wird, hiemit habe die allgemein seynsollende Kirche sich particularisirt, hiemit sei der Geist durch einen neuen Buchstaben in Ketten geschlagen. Warum nicht eben so gut durch ähnliche Lehren und den Buchstaben des N. T.? Allerdings bringt der Verfasser auch dieses in Verbindung mit seinem Thema und behauptet, die theilweise Hebraisirung der christlichen Lehre durch die Apostel Paulus und Petrus sei in die geistige Völkerschaft der Christen übergegangen. Wenn denn dem wirklich so war, so hätte doch billig dabei gesagt werden müssen, dafs nur irrthümlich und mifsbräuchlich die angeführten Momente zur Bildung jenes Lehrsatzes verwendet worden, sie selbst aber an sich unschuldig daran gewesen. Ebenso sezt er die speculativen Bestimmungen und Streitigkeiten über Lehren des Glaubens im vierten Jahrhundert in solcher Weise in Verbindung mit seinem Thema, als ob sie gar nicht ohne diese schädliche Beziehung zu denken seien. Ferner führet er rühmend unter andern den *Arius* und *Pelagius* als solche an, „welche in vielen ihrer sogenannten Häresien von der neuesten Zeit gerechtfertigt worden sind.“ (S. 15.) Ueberhaupt berühret er nicht selten auch das, was der evangelischen Kirche mit der Römisch-katholischen noch gemeinsam ist, mit unsanfter Hand, wohin wir besonders rechnen, was der Hr. Verf. über die Vorstellungen von der Erbsünde und der stellvertretenden Genugthuung sagt. (S. 217.) Eine nähere dogmatische Erkenntnifs würde ihn leicht auf andere Gedanken bringen. Wir können es nur als ganz willkürlich gesagt ansehen, was er als Resultat aufstellt und S. 358 in einer Anmerkung ausspricht: „dafs die Menschheit wohl hinsichtlich der Erkenntnifs, die sich fortsezt, als *ein* Mensch aufgefafst werden darf, nicht aber in Rücksicht auf *Sünde*, welche in jedem Einzelnen von Neuem zufällig entsteht und als Sünde sich nicht fortsezt.“ Hier verdeckt ihm die Einzelheit und Zufälligkeit der Erscheinung und *wirklichen* Sünde die innere Allgemeinheit des Grundes, welcher es eben ist, der in allen wirklichen Sünden zur Erscheinung kommt. Später (S. 593) behauptet der Verfasser mit dem grofsen Haufen derer, welche der Dogmengeschichte nur ihre Vorurtheile als leitende Principien zu Grunde legen: die Trinitätsvorstellung widerspreche den ausgezeichneten früheren Kirchenvätern, wie der heiligen Schrift. Hier unterscheidet

Digitized by Google

der Verf. nicht genugsam die Rechte des Glaubens und der Vorstellung, die sich mit der Substanz des Glaubens begnügt, von den Rechten des speculativen Wissens und Begriffs; indem man zu diesem fortschritt, kam man zwar in den äufserlichen Unterschied des Wissens vom Glauben, aber man trennte sich dadurch nicht von dem unmittelbaren Inhalt oder der Substanz des Glaubens in der früheren Zeit. Ueberhaupt hat die ganz richtige Bemerkung: dafs die katholische Kirche als Römische schismatisch geworden, nicht zu einem ihrer Momente das speculative Wissen, sondern nur, dafs man dasselbe zu einem Bedürfnifs für Jedermann und dessen Inhalt und Form zu Artikeln des *Glaubens* machte, war das Falsche daran. Richtiger gibt der Hr. Verf. S. 403 die verschiedenen Momente an, welche zur Bildung jenes verderblichen Lehrsatzes zusammen wirkten.

Die dogmatische Seite des Buches abgerechnet, welche entweder ganz in den Schatten tritt, oder nur als Voraussetzung oder als Widerlegung vorhanden ist, zeigt der Verfasser sich nun im Historischen ganz in seinem Elemente; er hat den Vorstellungskram dieser Lehre in der Römischen Kirche vielseitig, ja allseitig beleuchtet und ihn ganz in das abschreckende Licht gestellt, wie er es verdient und worin er sich durch sich selbst stellt. Der Hr. Verfasser hat zu dem Zweck vielumfassende, theologische Studien gemacht und aus den officiellen (*Trid.*) und nicht officiellen, aber im Sinne der Römischen Kirche verfafsten Schriften (*Ziegler*, *Walter* u. a.) den Lehrsatz als wirkliche Behauptung der Römischen Kirche und seine Nothwendigkeit in dem ganzen übrigen Zusammenhange dargethan. Mit nicht minderm Fleifs und Eifer, wie mit Erfolg hat er die abweichenden Meinungen neuerer Lehrer dieser Kirche, welche auf Milderung und Beschönigung dieses Lehrsatzes ausgegangen sind, widerlegt; ingleichen die, welche der Lehre zu widersprechen scheinen und doch dabei noch wollen in der Römischen Kirche seyn. Der Verfasser zeigt mit siegenden Gründen den Widerspruch, in welchem diese Apologien und Mitigationen mit der Römischen Kirchenlehre stehen. Hier ist es besonders Dr. *Onymus* und der Bischof von Hermopolis (*Fraissinous*), welche der Verfasser als Repräsentanten dieser Denkart nimmt. Er zeigt das Invidiose und Insidiose der Vorstellungen des Lezteren insbesondere scharfsinnig; interessant ist hier vornämlich zu sehen, wie der Bischof den Satz: *extra ecclesiam etc.* behauptend, zwar anführt: die *bonne foi* entschuldige vor Gott (diefs scheint allen, die aufserhalb der Römischen Kirche stehen, günstig zu klingen), aber dann auch hinzusezt: *Nous, hommes, ne pouvant jager que sur les apparences, nous accusons de schisme et d'hérésie tout ce, qui est né et vit hors de la communion exterieure de l'Eglise catholique*, (S. 117.) wodurch denn der erstere Satz zu einem ganz nichtssagenden wird. Es läfst sich dem an die Seite stellen, was neuerlich der Bischof von Strafsburg an den Fürsten von Salm-Salm schrieb: der Fürst gehe offenbar sicherer, wenn er in der Römischen Kirche bliebe, da diese die Seligkeit allen aufser ihr Lebenden abspreche, die Protestanten hingegen lehrten selbst, man könne auch in der Römischen Kirche selig werden. Wem alles Wissen der objectiven Wahrheit ausgegangen, für den ist in solcher Verzweiflung das *argumentum a tuto* gut genug. — Hierauf schreitet die Untersuchung zur Entwickelung dessen fort, was in dem Lehrsatz der Römischen Kirche enthalten ist, und hier ist es zuerst die Idee der Seligkeit, die der Hr. Verf. entwickelt, sodann die Unmöglichkeit ewiger Verdammnifs, welche er darthut, Alles zum unmittelbaren Zwecke der Widerlegung und mit durchgängiger Beziehung auf den Hauptgegenstand, geistreich, frei und lebendig. Von vorzüglichem Werth ist hier das 19te Kapitel: Rückblick auf die vorchristlichen und christlichen Religionsurkunden, in welchem der Hr. Verfasser die verschiedenen Religionen und Weltanschauungen scharf und bestimmt gezeichnet hat. Auch die Geschichte der Lehre von Seligkeit und Verdammnifs bei den Kirchenvätern ist mit vieler Klarheit und Wahrheit behandelt und hier besonders des grofsen *Origenes* würdig gedacht worden, dessen Theologie darauf vorzüglich ausging, die durchgängige Vernünftigkeit der christlichen Lehren zu entdecken. Diesem speculativen Geist steht hernach *Scotus Erigena* würdig zur Seite. Beide wurden von der Römischen Kirche verworfen. Als Hemmungen hingegen des freien, denkenden Geistes betrachtet er mit Recht den „crystallisirenden Verstand" des Tertullian, der nur vom Glauben, vom Wissen hingegen nichts wissen wollte, und Cyprian, den solcher Geistesbeschränktheit ganz angemessen, die kirchliche Autorität und Gewalt beifügte. Von diesen Punkten aus beschreibt der Hr. Verf. sehr einsichtsvoll und vielseitig das allmälig sich entwickelnde Verderben der Kirche, den Zusammenhang der Lehre von der Römischen, als der alleinseligmachenden Kirche,

Digitized by Google

mit vielen andern, die Selbstzerstörung der Autorität und die Wiederherstellung des Ursprünglichen. Ein philosophisch gebildeter, durch das Denken befreiter und selbstständig gewordener Geist, mit grofser Gelehrsamkeit, Klarheit und Kraft der Darstellung ausgerüstet, gibt sich uns hier auf allen Seiten des Buches zu erkennen, und wir zweifeln nicht, dafs es dazu beitragen werde, die Befreiung im Geist und die Verbreitung des Reiches der Wahrheit durch die Macht des Gedankens zu fördern.

Marheineke.

LV.

Friedrich Heinrich Jacobi's auserlesener Briefwechsel. In zwei Bänden. Leipzig, bei Gerhard Fleischer. 1825. 1827. 8.

Das grofse Verdienst *Jacobi's*, in den Zeiten sogenannter Deutscher Aufklärung dadurch ein tieferes Bedürfnifs nach Erkenntnifs der Wahrheit erweckt zu haben, dafs er derselben mit Geist und Sinn das Resultat des Spinozismus entgegensezte, kann nicht genug gepriesen werden, indem diese Arbeit insbesondere es gewesen ist, welche ihm die Zuneigung und Liebe der edelsten seiner Zeit erworben hat. Im Gedränge der Aufklärung, die von Frankreich herüber in Deutschland sich festzusetzen strebte, und der *Kantischen* oder sogenannten kritischen Philosophie, die zwar auch im Kampfe mit derselben, doch, was die Erkenntnifs Gottes betrifft, dem Resultate nach auf dasselbe vage *être suprême* der Aufklärung hinauslief, machte *Jacobi* in seinem innersten und tiefen Gemüthe den Uebergang von der Alles verzehrenden spinozistischen absoluten Substanz zu dem Gotte der Freiheit und des Geistes, und sprach auf unmittelbare Weise das als das Wahre und Gewisse aus, was die gegenwärtige Philosophie auf dem Wege strenger Wissenschaft erreicht hat. Wie hätte denn seine Lehre in dieser unmittelbar schönen und geistreichen Weise nicht alle die Herrlichen in einer solchen stockfinsteren Nacht der Seelen erleuchten und erwecken sollen? Wie viele sich an dieser Lehre grofs gezogen, durch dieselbe genährt und gestärkt worden, davon zeugt ganz vorzüglich der zweite Band des auserlesenen Briefwechsels, der in jeder Hinsicht auserlesen ist.

Der Geist der Aufklärung und der Bildung als die höchste Spitze des Skepticismus, welcher durch die Revolution in der abstracten Freiheit und Gleichheit auf Kosten aller bestehenden Ordnung und Gesetzlichkeit seiner höchste Stufe erreicht hatte, kann auf diesem seinem Gipfel als ein Gegenbild der spinozistischen Substanz betrachtet werden, nämlich als die reine Nothwendigkeit, in welche, wie in jener die einzelnen Dinge zu Grunde gehen, der frivole Leichtsinn und die Lust der Freiheit verschwindet, oder zu seinem Schrecken sich den schalsten Tod holt. Denn eine Freiheit, die keinen andern Inhalt, als die Gleichheit hat, das leere Ich, das als Person ein atomes Eins ohne alle substanziale Gesinnung ist, ohne, dafs es durch eine objective Stellung und Thätigkeit im Dienste des Staates irgend einem besonderen Kreise des Lebens oder einem gewissen Stande angehörte, ist eben der Tod des allgemein geistigen Lebens, das verwüstete Reich der Sittlichkeit und Heiligkeit, das nur noch von wechselnden Factionen gehandhabt werden kann. Vor diesem Reiche ohne Gottes Gnade oder der Wüste, des Gräuels und der Oede, als welches der Geist der Aufklärung und der Bildung vor sich selber erschrocken ist, schaudert's unserm *Jacobi*, und sein Abscheu und seine höchste Mifsbilligung zieht sich fast durch diesen ganzen Band des Briefwechsels hindurch, welcher uns von den Zeiten der Revolution, die auch ihn wegzuwandern und vielfach umher zu flüchten zwang, bis auf unsere Tage zu seinem seligen Ende geleitet.

In den ersten Briefen schreibt er, wie sehr ihn die Revolution aufgeregt, dafs er gar nichts anderes lese, als was sich auf dieselbe beziehe, aber Gott uns Deutsche vor der *manière fixe d'être gouverné par la raison* des *Mirabeau* bewahren möge. Dagegen bewundert er *Necker* auf's Höchste, und hält die Correspondenz zwischen *d'Alembert* und *Voltaire* für einen rechten Beitrag zur geheimen Geschichte der Aufklärung, nennt die Fortsetzung von den *confessions de Rousseau* lehrreich, aber abscheulich. Den Lütticher Aufstand betrachtet er mehr als durch Erbitterung einzelner Menschen, welchen Schwärmerei und Uebermuth zu Hülfe gekommen, als aus einem gemeinsamen Triebe und wahrem Bedürfnifs entstanden. Die Herrschaft des innerlichen Rechtes in menschlichen Händen sei unter allen Uebeln das grösste, weshalb er überhaupt „dem Ungehorsam nicht gut sei, so viel Aufhebens auch von Einigen davon gemacht werde.“ Doch müsse man nicht den Verdacht einer unvernünftigen Anhänglichkeit an verlebten ausgebrauchten Formen auf ihn werfen, obgleich Form Gestalt der Sache sei, ihren Ausdruck aber nicht ihr Princip ausmache, doch beide auf's innig-

Digitized by Google

nennt gedacht werden müssen, wie Vernunft und Sprache. Jacobi ist also weit entfernt, die Form nur als äusserlich anzusehen; jedoch ist die Form nicht blofs Gestalt oder Ausdruck der Sache, sondern die eigne Bewegung derselben als des Inhaltes, und Vernunft und Sprache sind nicht blofs mit einander verknüpft, vielmehr ist die Vernunft nur als Sprache, Zeichen u. s. f., oder dieses ihr Daseyn, gegen welches sie blofs ein Inneres ohne alle Aeufserung wäre. Ganz richtig ist, was er von Rousseau schreibt, nämlich dafs ihm derselbe nicht wie Forster'n als eine grofse Seele, welche sich in den Confessions preis gegeben, erschienen sei, sondern ganz erbärmlich klein, indem er weit entfernt sei, sich preis gegeben zu glauben, und sich selbst vor allen andern Menschen gefalle. Gewifs ist es nichts als Eitelkeit, wenn man meint, dafs die ganze Welt sich gegen uns verschworen habe, und der Welt so viel Interesse für eine besondere Person zutrauen kann. Dessen contrat social nennt er als ein schlechtes Werk un ouvrage superficiellement profond, et profond superficiel, und schreibt an Goethe, wie die Franzosen als citoyens mit den armen Bürgern zu Aachen umgegangen, um aus denselben „einen Mauleseel der Freiheit und Gleichheit zu erziehen."

So sehr Jacobi das Aechte an der Aufklärung zu schätzen wufste, eben so sehr verabscheute er die flache Frechheit der Aufklärerei, die insbesondere in der damaligen Berliner Monatschrift den Ton angab, weshalb er auch in mehreren dieser Briefe scharfe Seitenblicke auf dieselbe wirft. Je mehr er von dieser Seite Unangenehmes erfuhr, um desto inniger verband er sich mit Männern von tiefem Geiste, und wohl nie ist ein grofser Mann, der, wie er selbst an Joh. Müller schreibt, nur der Freundschaft und der Wissenschaft gelebt, mit so vielen andern grofsen Männern so innig befreundet gewesen. Ihre verschiedenen Ansichten mufsten aber auch natürlich vielfachen Streit unter diesen Freunden erregen, aber ein solcher Streit ist noch der Mühe werth, weil gegenseitige Genialität denselben herbeiführte, und keiner sich des andern zu schämen hatte. Denn auch Jacobi hafste nur das Gemeine, und zwar dasjenige, von dem Schiller im Wallenstein spricht. Nur geistvolle Männer gröfstentheils bekämpfen sich in diesen Briefen, aber um diesen Kampf gehörig zu verstehen, wollen wir versuchen, aus der Zeit im Allgemeinen und der Individualität eines Jeden die Meinung des Andern in's Licht zu stellen.

Die Stellung, welche Jacobi zunächst gegen die Deutsche Aufklärerei eines Nicolai, Biester, Mendelssohn, Eberhard u. s. f. einnimmt, spricht er ungefähr so aus, dafs der Himmel jeden vor einem grofsen Abgang seiner Schriften bewahren möge, „weil man sonst, um der Menge zu gefallen, werden müsse, wie die Menge," die gleich erfahren wolle, was sie lernen solle, und alsdann lerne, dafs ihr der Kopf rauche, bis sie es an Händen und Fufsen auswendig (nicht inwendig!) wisse. Das Wort Toleranz habe er nie leiden mögen, weil Niemand in Absicht einer Wahrheit tolerant seyn könne und solle, und wer nicht eifere aus tiefer Einsicht in das Unvermögen der Menschheit, der sei, voll Mitleid gegen Andre und gegen sich selbst, stille, und fordere auch nicht einmal für sich die Toleranz, die er gegen Andre ohne Mühe beweise. Nächst der Aufklärerei ist es insbesondere die Kantische oder kritische Philosophie, welche Jacobi immerfort bekämpft hat, jedoch mit gebührender Anerkennung des Gegners von seiner Seite. Man kann sagen, dafs wie die Revolution die abstracte Freiheit und Gleichheit als die Basis alles geistigen Lebens sanctionirte, und das abstracte Ich auf den Thron erhob, dessen Krone darum jeder sich aufsetzte, die Kantische Philosophie in der praktischen Autonomie des Willens, nämlich dafs der Mensch die Freiheit nicht nur in sich, sondern auch von sich habe, und in der theoretischen Ichheit, indem er den menschlichen Verstand als dasjenige bestimmte, das der Natur a priori ihre Gesetze gebe, selbst die Sonne, worum sich Alles drehe, zu erkennen meine, dem Reiche der Erkenntnifs Gottes, wie jene dem sittlichen Reiche des Staates ein Ende gemacht hat. Jacobi, welcher nicht blofs von einem menschlichen, sondern auch von einem göttlichen Verstande weifs, kann deshalb auch nicht mit Kant solches annehmen, und spricht darum gegen denselben aus, „dafs der göttliche Verstand, der die Natur eingerichtet hat, den unsrigen beständig unterstützen müsse." Ganz in dem so eben aufgestellten Sinne des Zusammenhanges der Kantischen Philosophie mit jener abstracten Freiheit glaubt Jacobi, dafs das Glück derselben ihm eben so begreiflich sei, als der allgemeine Eindruck und die grofse, noch fortdauernde Wirkung des Buches de l'esprit vor 30 Jahren. Deshalb, sagt er, „kann ich mich nicht einmal darüber wundern, dafs eine so grobe Täuschung, als diejenige, worauf die Kantische Moralphilosophie und Theologie beruht, noch von Niemanden entdeckt worden ist." Auf Kant sei ferner das treffliche Wort von Turgot anwendbar, nämlich „il a perfectionné les abus," und wahrschein-

Digitized by Google

lich ist auch die ganze *Kantische* Philosophie nichts anders als die systematische Ausführung der Aufklärerei. Indem er noch die *Kantischen* Verdienste um die Logik rühmt, die aber, indem *Kant* fast alle Philosophie in bloſs *formale* Logik verwandelt hat, eben nicht weit her oder nicht von Belang sind, meint er noch, daſs diese ganze Philosophie auf lauter Instanzen erbaut sei, aber lobt die *Kantische* Consequenz so sehr, daſs er sagt, nie habe die Erde einen consequenteren Philosophen getragen, wogegen wir nur dieſs allein erwähnen wollen, daſs es die gröſste Inconsequenz ist, wenn *Kant* die Verstandeskategorien selbst auf Vernunftgegenstände anwendet. Zulezt noch gesteht *Jacobi*, daſs die *Kantische* Philosophie zu einem wahren philosophischen Papstthum führe, und nichts ist richtiger als dieſs, indem keine Philosophie geschickter ist, dem groſsen Haufen zum Götzen zu dienen. Von dieser Seite ist es auch merkwürdig, daſs die geistvollsten Männer jener Zeit sich von der *Kantischen* Philosophie entfernt, und sich der *Jacobischen* zugewandt haben, während die Menge selbst bis jezt noch der *Kantischen* Philosophie huldigt, nicht einmal recht wissend, warum. Charakteristisch für diese Lehre ist, was *Schiller* schreibt, nämlich daſs er sich der *Kantischen* Philosophie nur zum *Einreiſsen* bediene, aber da, wo er aufbaue, sich stets mit *Kant* in Opposition befinde.

Die Art und Weise, wie *Jacobi* die Philosophie darstellt, nämlich die Fülle der Wahrheit in dem Elemente der Vorstellung und Empfindung selbst wohl in poetischer Form auszusprechen, muſste vor allen den Dichtern, als *Herder*, *Goethe*, *Schiller* und so vielen Andern am meisten zusagen. Aber keiner von diesen ist in seiner ganzen Denkart ihm so verwandt gewesen, als *Jean Paul*, zu dessen Schriften und Schilderung von Charakteren *Jacobi* vielfache Veranlassung gegeben. Mit *Lavater* sucht er sich wegen des Mysticismus zu verständigen, und schreibt demselben, daſs, so weit das Christenthum Mysticismus sei, dasselbe die einzige Philosophie der Religion ausmache, aber er desto weniger mit dem historischen Glauben fortkomme, wogegen *Lavater* Mysticismus und apostolisches Christenthum zu vereinigen strebt. Von Seiten des historischen Glaubens ist er im Streit mit dem Grafen *F. L. v. Stolberg*, der die alte Philosophie das *non plus ultra* menschlicher, von Offenbarung nicht erleuchteter Weisheit nennt, indem die *Platonische* Mystik hohl gegen die christliche Mystik sich verhalte, so wie er auch an dem sonst an herrlichen Stellen so reichen Woldemar *Jacobi's* den warmen belebenden Hauch des Christenthums vermisse. Die christliche Religion, meint *Jacobi*, sei durch die Lehre eines fortdauernden Wunders, nämlich: Wiedergeburt durch höhere Kraft, über alle andere Religionen erhaben. Wenn aber das Wissen von Gott nach ihm ein unmittelbares Wissen ist, und *Stolberg* solchem Wissen das Wissen durch Offenbarung gegenüber stellt, so ist doch lezteres von Seite der Erkenntniſs mit dem ersteren ganz gleich, weil dieses Wissen durch Offenbarung nicht auch seiner Vermittlung nach wahrhaft begriffen ist. Häufig in Widerspruch ist er mit *Schiller*, insbesondere über Don Carlos und die Braut von Messina; das erstere Stück nennt er einen kalten Palast, worin überheizte Oefen riechen, und das lezte ein solches Stück, worin keine Person handle, sondern ein grauses Schicksal Alles thue, und die ganze Braut nur ein eckelhafter Spuck von zusammengemischtem Himmel und Hölle sei. Dagegen lobt er die ästhetischen Abhandlungen über naive und sentimentale Dichtung, über Anmuth und Würde u. s. f. über die Maaſsen. Mit *Herder* hatte *Jacobi* die Richtung gegen die *Kantische* Philosophie gemein, und darum ist es natürlich, daſs beide sich über dieselbe gegen einander aussprechen. *Herder* hat wohl gefühlt, daſs eine Philosophie, wie die kritische, die sich den ewigen Frieden in der politischen Welt sowohl als auch in der Wissenschaft erträumte, und dem freien Geiste seine vermeinten Gränzen abzustecken meinte, den Tod alles geistigen Lebens nach sich ziehen müſste, und schreibt darüber an *Jacobi*: „Das Jahrhundert ist in der *Kantischen* Wortgrübelei ertrunken; ein neuer Mensch wird emporkommen, und jene Sündfluth wird verlaufen. Jezt mit ihr fechten, dünkt mich vergeblich; man muſs nur Löcher graben, wohin sie ablaufe, wenn ihre Zeit kommt.“ Dieser ätherische Mensch, wie *Jean Paul* ihn nennt, dem nur groſse Maſsen, als Völker hell werden, hat aber auch hier hell gesehen. Auch er hat schon zu seiner Zeit den Widerspruch erfahren, daſs es in der christlichen Welt mit dem Erlöser nicht mehr fort will, und sein Buch, wie *Jacobi* ihm berichtet, darum keine Leser finde, weil es der Erlöser heiſse, dem gleich, wie jenes Franzosen Ausruf, da er von *Klopstock's* Messias hörte: *quel pauvre sujet!*

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 139. u. 140.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1827.

Friedrich Heinrich Jacobi's auserlesener Briefwechsel.

(Beschluſs.)

Von *Goethe* erwähnt *Jacobi*, daſs es dessen groſses Anliegen gewesen, seine Philosophie ganz zu erfahren, und sie mit der seinigen verträglich zu machen. „Ich glaube," sagt er ferner, „er hätte mir gerne darthun mögen, daſs er alle meine Wahrheiten in sein System aufnehmen könne, dem meinigen aber einige Wahrheiten des seinigen mangelten. Einmal wurde er fast ärgerlich, da ich es ihm zu klar machte, daſs, wie *Pascal* sagt, *ce qui passe la Géométrie, nous surpasse*, und deswegen eine speculative Naturlehre nach der neuen Art nur ein Hirngespinnst seyn könne. Er erholte sich aber gleich wieder, da ich mit Heiterkeit den Beweis fortsezte, und die Gründlichkeit meines Dualismus gegen alle neueren Identitätssysteme ins Licht stellte." Die Vermuthung *Jacobi's*, nämlich, daſs *Goethe* seine gesammte Philosophie in sich aufzunehmen vermöge, aber dieselbe gegen die seinige nicht ausreiche, wird jeder bestätigt finden, der nur den Wilhelm Meister gelesen hat, und sich der schönen Seele aus demselben erinnert. Durch seine Farbenlehre hat *Goethe* es bewiesen, daſs er ein wahrhaftes Recht hatte, recht ärgerlich über diesen Pascalschen Spruch zu seyn, indem die Natur nicht nur die Geometrie stets und immer als z. B. im Leben übersteigt, sondern auch über sich selbst hinausgeht, wenn nicht seine wohlwollende Gesinnung, es mit Niemanden zu verderben, ihn davon abgehalten hätte. Selbst in diesem Sinne, daſs die Natur sich selbst übersteigt, widerspricht er merkwürdig genug in einem aus der Sammlung dieser Briefe an den Freih. *v. Fürstenberg* seinem eigenen Dualismus, in den Worten: *c'est l'esprit, qui fait la matière, et ce n'est pas la matière qui fait l'esprit*, weil er hier die Materie oder die Natur ganz richtig als das Negative überhaupt ausspricht, so daſs dieselbe gegen den Geist kein besonderes Bestehen hat. Der Dualismus *Jacobi's*, als welchen er sein sogenanntes System bezeichnet, besteht nämlich im Allgemeinen darin, daſs er Nothwendigkeit und Freiheit nicht zusammenzubringen vermag, sondern jene der Natur und diese dem Geiste zuschreibt. Die nothwendige Folge davon, und überhaupt von allem Dualismus ist denn, daſs Gott auf dem Wege der speculativen Erkenntniſs unbegreiflich sei, und deshalb nur unmittelbar gewuſst werden könne. Seit *Cartesius* ist der Dualismus vielfach zu Sprache gekommen, in dem Sinne, daſs, da Natur und Geist schlechthin verschieden seien, und darin allein ihr Wesen bestehe, ihre Einheit schlechterdings unbegreiflich sei d. h. Natur und Geist solche wären, deren Identität nicht gefaſst werden könne. Aber auf der andern Seite ist eben so sehr vielfach behauptet worden, daſs sie nicht unterschieden seien, oder eine Identität ausmachen, jedoch ohne dieselbe auch wissenschaftlich zu erweisen, und insofern ist z. B. in der Schelling'schen Philosophie das Göttliche als das Indifferente von beiden das dem bloſsen Nichts ganz gleiche leere All-Eins, deshalb Dualismus und Identität oder auch Realismus und Idealismus als *nur* im strengen Gegensatz gegen einander sich gegenseitig bekämpft haben, was nichts weiter als ein bloſses Hinüber- und Herüberreden ist, oder nichts weniger bedeutet, als wenn Einer stets Ja! und der Andere demselben gegenüber immerfort Nein! sagt. Auch in nichts anderm besteht der Streit *Jacobi's* und *Schelling's*, worin schon liegt, daſs beide, der Dualismus so wie die Identität ganz einseitig sind, und deshalb als entgegengesezte keine Wahrheit haben. Sie haben deshalb ihren Gegensatz aufzulösen, und diese Auflösung ihrer als entgegengesezter ist darum keineswegs nichts, so daſs sie sich in nichts aufgelöst hätten, sondern ihre Einheit, als welche deswegen Natur und Geist nicht bloſs verschieden, noch nur identisch sind, sondern dualistisch der Geist nicht die Natur und identisch der Geist als nicht die Natur darum die Wahrheit derselben ist. So ist der Dualismus und die Identität jedes in

Digitized by Google

das andre hineingerückt, der Unterschied von Natur und Geist bleibt nicht ein fester, sondern hebt sich auf, und die Identität beider als nicht dasselbe von Natur und Geist ist deswegen das Erzeugen des Unterschiedes derselben, woraus denn hervorgeht, dafs beide, nämlich Natur und Geist als nicht blofs verschieden und nicht nur identisch, sondern als verschieden und identisch zugleich, darum Dualismus und Identität sich gegenseitig *aus sich selbst* hervorbringen, und so nur hat der seit Jahrhunderten fortgeführte Streit ein Ende.

Höchst interessant ist der Briefwechsel zwischen *Jacobi* und *Jean Paul*, indem darin insbesondre ihre Stellung gegen *Kant* und *Fichte* hervorgehoben ist. *Jean Paul* gesteht, dafs er mit Jacobischer Philosophie als einem wahren Ruder sich durch alle kritischen und Fichtischen Strudel hindurch gerettet habe, und die siebente Beilage in der Abhandlung über *Spinoza* schon der Inbegriff, die Auflösung und das Gegengift der Kantischen Vernunftkritik, aber vor allen sein Meta-Kant das jüngste Gericht über die Kritik und die Fichtische Philosophie sei. Dagegen rühmt *Jacobi* den *Clavis*, und vergleicht nicht mit Unrecht diejenigen, welche ihre Hände als ihrer eignen Hände Werk betrachten, mit jenen grofsen Geistern Frankreichs, die ihrer und aller Menschen Vernunft blofs aus den Fingern zu saugen wufsten, und indem sie sich noch ferner über *Fichte* gegen einander aussprechen, berichtet *Jean Paul*, dafs er gegen *Goethe* geäufsert habe, dafs *Fichte* der gröfste Scholastiker sei, dessen Secte das Licht (oder das Auge) für das Object halte, und betrachtet denselben als unendlich scharfsinnig dem Tiefsinne *Jacobi's* gegenüber. Ungeachtet dieser Bekämpfung ist doch wiederum eine Aehnlichkeit zwischen allen zusammen nicht zu verkennen. Wenn nämlich *Jean Paul* an *Jacobi* schreibt: „eigentlich *glauben* wir doch nicht das Göttliche, sondern wir schauen es als schon gegeben oder sich gebend; und dieses Schauen ist eben ein Wissen, nur ein höheres, indessen das Wissen des Verstandes sich blofs auf ein niedriges Schauen bezieht. Man könnte die Vernunft das Bewufstseyn des alleinigen Positiven nennen; denn alles Positive der Sinnlichkeit löst sich zulezt in das der Geistigkeit auf, und der Verstand treibt sein Wesen ewig blofs mit dem Relativen, das an sich nichts ist. Ohne göttliche Persönlichkeit kommt gar keine endliche zu Stande, welche leztre doch keiner läugne, oder diese wäre denn selbst jene, oder eine Weltseele, da jedes Selbstbewufstseyn höher und mächtiger ist, als ein ganz blindes, taubes Spinoza-All; so stimmen sie insgesammt mit *Schelling* gegen *Kant* darin überein, dafs das Denken und Erkennen nicht blofs discursiv sei, oder sich blofs auf Gegenstände sinnlicher Erfahrung beziehe, sondern intuitiv, aber dieses Wissen von *Jean Paul* genannte Schauen ist bei allen ein blofs unmittelbares Wissen geblieben, das trotz der vielfachen Versuche doch sich nicht zu rechtfertigen vermocht hat. So sehr auch *Jacobi* und *Jean Paul* in ihrer philosophischen Denkweise harmonirten, so wenig konnte sich aber *Jacobi* mit dem Lustigen, wie *Jean Paul* es nennt, in dessen Schriften vertragen. Dieses Lustige ist nichts anders als der Humor, und die Abneigung *Jacobi's* gegen denselben, ist wohl allein nur aus der Seite seines schönseligen Denkens oder aus seiner schönen Seele zu begreifen, die sich in der Correspondenz dieses Briefwechsels mit *Claudius*, *Lavater* und *Wilh. v. Humboldt* über den Woldemar ganz vorzüglich herausstellt. Die schöne Seele nämlich bewahrt sich vor aller Handlung und damit der Wirklichkeit und der Welt überhaupt, hält sich ganz rein, und das Göttliche und Unendliche ist ihr darum die höchste Reinheit, die mit nichts in Berührung gezogen werden darf. Der Humor besteht aber darin, alles andre mit dem Göttlichen und Ewigen zu vergleichen, und dasselbe als ein Endliches und Nichtiges in Beziehung mit dem Unendlichen zu bringen. Nun ist auch das Menschliche ein solches, das gegen das Unendliche und Ewige endlich und vergänglich ist, und so könnte die schöne Seele selbst wohl in Gefahr kommen, weil sie, wenn sie auch vor aller Handlung sich in Acht nimmt, doch die Handlung Anderer stets beurtheilt, eben dieser Beurtheilung wegen dem Humor ausgesezt zu werden, und alsdann selbst als unrein zu erscheinen. In Vergleichung zum Unendlichen dürfte der Humor also auch das, worauf sie den gröfsten Werth legt, eben weil es nur menschlich ist, als geringfügig und höchst kleinlich zu nichte machen, wovor die schöne Seele gegen den Humor nie sicher ist. Die schöne Seele gibt sich nicht auch selbst Preis, wie der Humor, und ihr Ernst besteht blofs in der Rede, oder der Ernst ist allein nur ihr Ernst, anstatt der Ernst des Humors der Ernst des Unendlichen selber ist, weil er alles Endliche eben als Endliches und Nichtiges gegen das Unendliche würdiget, weshalb die Antwort, welche *Jean Paul* auf die Frage *Jacobi's*, was

Digitized by Google

denn sein Ernst hinter der Dichtung wäre, nämlich dafs *Jacobi's* Ernst derselbe sei, nicht befriedigt. Denn *Jean Paul* ist als humoristischer Dichter das, was *Jacobi* als Philosoph hätte seyn sollen, indem er alle Endlichkeiten sich durch sich selbst zerstören läfst, und nicht nur versichert, dafs Alles gegen das Unendliche und Ewige keine Wahrheit hat.

Was bei *Jacobi* die schöne Seele ist, das ist bei *Fichte* das sehnende Gemüth oder das Sehnen, welches in *Novalis* poëtisch sich kund gegeben, und nicht nur finde, wie *Fichte* schreibt, eine geistige Verwandtschaft zwischen ihnen statt, sondern die gröfste Harmonie, indem sie durchaus in Allem mit einander übereinstimmten, was er vorzüglich aus dem Allwill ersehen habe, nur dafs *Jacobi*, indem er alle Wahrheit auch da suche, wo er sie suche, nämlich „im innersten Heiligthum unseres eignen Wesens," den Geist als Geist zu Tage fördere, er aber die Aufgabe sich gemacht habe, denselben in der Form des Systems aufzufassen. *Fichte* nimmt also diesen Unterschied als ganz aufserwesentlich an, was aber nicht der Fall ist, und täuscht sich deshalb, indem *Jacobi*, weil er von aller systematischen Form philosophischer Wissenschaft abstrahirt, darum die Wissenschaft als das Nichtwissen bestimmt, und *Fichte* gerade im Gegensatz dieselbe ausdrücklich für das Wissen erklärt. Wenn *Fichte* das Mannigfaltige der Erfahrung von uns selbst durch ein schöpferisches Vermögen produciren läfst, und im Falle wir uns als Individuum betrachten, diefs das praktische Leben nennt, von dem aus das reine Ich, das uns in demselben auch gar nicht verschwinde, doch aufser uns gesezt das Göttliche sei, so weifs *Jacobi* vielmehr gerade so von Gott, wie er das Mannigfaltige der Erfahrung vorfindet, indem er an einen Ungenannten schreibt: „*je crois un Dieu comme je crois un monde sensible.*" Bei ihm ist also von einer Deduction des Mannigfaltigen der Wahrnehmung sowohl als auch des praktischen Lebens aus dem Ich gar nicht die Rede, so dafs er das Ich zum Centrum von Allem machte, sondern vielmehr ist das Ich nur zwischen dem Göttlichen und der Welt gleichsam als ein aus dem Göttlichen als dem Selbstlauter und der Welt als dem Mitlauter zusammengeseztes Wort zu betrachten. In diesem Sinne urtheilt auch *Jacobi* über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters von *Fichte*, indem er ihn selbst einen Grundzug desselben nennt, dafs er das Vortreffliche, was darin enthalten sei, nicht aus seinem System, sondern in dieses System geschöpft habe, indem man dasselbe ohne Weiteres aus diesem Gefäfse in ein andres abgiefsen, und ihm das seine zurückgeben könne. Während nämlich *Fichte* versuchte, das praktische Leben, in dessen Gebiet der Realismus herrsche, im Naturrecht aus dem transcendentalen Idealismus seiner Wissenschaftslehre zu deduciren, und darum das allgemeine geistige Leben gleich den Factionen der abstracten Freiheit aufser dem Göttlichen als ein blofs menschliches Leben zu deduciren, bewahrte *Jacobi* den *Glauben* an den, welcher in der Natur dem Geiste vernehmlich und im Geiste dem Geist offenbar ist.

Diesen Glauben nennt nun *Jacobi* in seinem Schreiben an *Stolberg*, welcher ihm einen Hofmeister für seine Kinder zu empfehlen bittet, aber lieber selbst einen Atheisten, als einen Wischiwaschi von zusammengeknetetem Glauben und Unglauben neuerer theologischer Art haben wolle, das Nichtwissen, und seine Delila an der Elbe, wie *Hamann* wegen ihres Antheils an den Händeln *Jacobi's* mit *Mendelssohn Elise Reimarus* nennt, schreibt ihm ganz naiv, dafs wer nur das Nichtwissen als Resultat seiner tieferen Forschungen herausbringe, ihr einen Ergufs von Unwillen verursache. Von Seite dieses Nichtwissens kann denn auch nur *Hegels* Recension über den 3ten Bd. von *Jacobi's* Werken in den Heidelb. Jahrb. verstanden werden, welche, wie *Jacobi* in einem Briefe dieser Sammlung erwähnt, ihn im Ganzen sehr gefreut habe, nur wünsche er, *Hegel*, von dem *Jean Paul* berichtet, dafs ihn dessen neues philosophisches System, womit hier die Phänomenologie des Geistes gemeint ist, „durch Klarheit, Schreibart, Freiheit und Kraft überrascht habe," überall nur ganz verstehen zu können. Diefs Verstehen ist es aber, worüber *Jacobi* immer hinausspringt, welchen Sprung, wie er selbst sagt, *Hegel* zwar lobt, insofern er nämlich in Betreff des Absoluten bei der spinozistischen Substanz nicht stehen bleibt, sondern dasselbe als frei und persönlich bestimmt, aber mit Recht auch tadelt, weil bei *Jacobi* „der Uebergang der Vermittlung zur Unmittelbarkeit mehr die Gestalt einer äufserlichen Wegwerfung habe, da doch jene Unmittelbarkeit aus einer sich selbst aufhebenden Vermittlung hervorgehe, und so allein eine wahrhafte, lebendige und geistige werden könne" d. h. die Substanz sich durch sich selbst als frei und geistig

Digitized by Google

zu beweisen habe. So lange *Jacobi* diese Auslegung der Substanz nicht begreift, versteht er auch *Hegel* nicht, und weifs oder versteht nicht, auch das, was er als das Wahre ausspricht, zu rechtfertigen. Diese Rechtfertigung, der Erweis, und zwar der Sache selbst, nämlich hier der Substanz als frei und persönlich ist es, was *Hegel* vermifst, und *Jacobi* in seinem Schreiben so ausspricht: „der Unterschied zwischen *Hegel* und mir besteht darin, dafs er über den Spinozismus hinauskommt zu einem System der Freiheit auf dem Wege des Gedankens ohne Sprung; ich aber nur mittels eines Sprunges, und meine Methode scheint ihm Aehnlichkeit zu haben mit der, welche wir als lebendige Wesen verfolgen bei der Verwandelung von Nahrungsmitteln in Säfte und Blut durch bewufstlose Verdauung, ohne Wissenschaft der Physiologie," was also nichts anderes sagen will, als dafs *Jacobi* wohl das Wahre getroffen hat, aber nicht *wissenschaftlich* von der Wahrheit weifs, und ebendeswegen ein solches ist, das aller Vermittlung entbehrt. Das Wissen ist aber allein nur, was es ist, indem es sich erweist, sich bewährt und rechtfertigt, und ohne dafs es diese seine Bewährung und Auslegung ist, ist es gar nicht Wissen, oder Nichtwissen, was denn eben das Jacobische Nichtwissen ist. Doch scheint *Jacobi* das auch gefühlt zu haben, indem er schreibt, dafs *Hegel* wohl recht haben könne, und er gerne noch Alles mit ihm durch versuchen wolle, wenn nicht, da die Denkkraft das allein nur vermöge, der Kopf des Greises zu schwach dazu seyn dürfte.

Aufser diesem Wesentlichsten des Briefwechsels mögen noch zulezt einige treffende Urtheile *Jacobi's* über mehrere seiner Zeitgenossen hier um so mehr eine Stelle finden, als daraus zu ersehen ist, welche richtige Einsicht er in die vielfach verschiedenen Ansichten der Zeit gehabt hat. Recht lustig macht er sich, indem er die Kieler Blätter lobt, über den Aerger, welchen er schon vor 30 Jahren den sogenannten rationalen oder vielmehr den raisonnirenden Theologen verursacht habe, indem er geredet: „Lieben Freunde! es mag uns unlieb seyn zu hören, aber wahr ist es: uns will Niemand hören, sondern etwas *Höheres* durchaus, und es ist ausgemacht, dafs es ein solches Höheres nicht gibt; denn können wir nun auch den Mund halten." Von dem Verhältnifs S. zu *Rumford* spricht er so: „*Rumford* achtet die Wissenschaft nur nach Maafsgabe ihrer Tüchtigkeit zum Gewerbe und Erwerbe. Er ist von Haus aus ein Garkoch, und sieht am Menschen nichts anderes als ein Wesen, das einen Magen hat, der gefüllt, und eine Haut, die bedeckt werden mufs. Würde er Präsident der Akademie, so wendete er gewifs Alles an, um in ihr keine besondere Klasse für speculative Philosophie zu haben." Ueber *Steffens* an *Jean Paul* schreibt *Jacobi*: „viel Freude hat mir jüngst *Steffens* Buch über die gegenwärtige Zeit gemacht. Es ist durchaus geistreich und tiefen Sinnes. Zwar läfst ein gewisser Bodensatz von Naturphilosophie hie und da wunderliche Blasen heraufkommen, und nirgendwo, am wenigsten zulezt sieht man dem philosophischen Becher oder Kelch rein auf den Grund; aber was verzeiht man nicht einem so herrlichen und tiefen Menschen gerne!" In dem einleitenden Aufsatz von *Savigny's* Zeitschrift scheint ihm der Hauptbegriff viel Aehnlichkeit mit der ächt katholischen Lehre zu haben. „Denn wie das Recht sich bilde, so müsse doch etwas *über* ihm seyn, das in jedem seiner Zustände es beurtheile, würdige, ihm ein ferneres Ziel setze." Von jungen Berlinern berichtet er an *Dohm*, dafs er sich mit einem davon über das Christenthum verständigen oder gleichglaubig habe werden wollen, aber am Ende sei demselben nichts übrig geblieben, als sich persönlich in die feste Burg des individuellen Gefühls und der individuellen Erfahrung zurückzuziehen, und ihn draufsen stehen zu lassen, was ihm aber mit allen historischen Glaubigen begegnet sei, die er philosophisch über diesen Gegenstand auszuforschen Gelegenheit gefunden habe.

Wir freuen uns, mit den Worten *Goethe's*, die derselbe an *Jacobi's* Sohn *Max* geschrieben, schliefsen zu können, nämlich: „Ihr Vater hat jezt die Satisfaction, dafs seiner Bemühungen allgemein mit Ehren gedacht wird. Ich freue mich, dafs er es erlebt. Denn gewöhnlich wenn die Einsicht eines vorzüglichen Mannes von der Vorstellung seiner Zeit zu sehr abweicht, ist die Ehre, anerkannt zu werden, nur den Manen aufbehalten."

Hinrichs.

Digitized by Google

LVI.

Moriz Herold's, d. A. D., ordentl. Prof. der Med. zu Marburg, Mitgl. m. gel. Gesellsch. Untersuchungen über die Bildungsgeschichte der wirbellosen Thiere im Eie. Erster Theil. Von der Erzeugung der Spinnen im Eie. Mit vier Kupfertafeln. Marburg bei J. Chr. Krieger u. Comp. akad. Buchh. 1824. Fol.

Auch mit dem Titel:

Mauritii Herold, Jenensis, Med. D. etc. exercitationes de animalium vertebris carentium in ovo formatione. P. prim. de Generatione araneurum in ovo. etc. und mit fortlaufend beigedruckter lateinischer Uebersetzung. X. 63. S.

Der *Geschichte* des organischen Körpers, sei es Thier sei es Pflanze, eine gröfsere Aufmerksamkeit zugewendet zu haben ist das nicht genug anzuerkennende Eigenthum neuerer Naturwissenschaft. Das Bedeutungsvolle dieser Ansicht liegt darin, dafs sie dem Menschen immer mehr den *gesammten Inbegriff* des Naturkörpers aufhellt und ihm dadurch die göttliche Grund-Idee, welche gerade in diesem Einzelwesen sich verwirklichte, vernehmbar macht. — Eine jede Idee aber ist *ewig*, sie mufs, wenn sie in die Zeit eintritt, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich leben, und so kann sich auch *die* Idee, welche irgend ein organisches Wesen gestaltet und bestimmt, nicht in *einer* Zeit allein und *auf einmal* aussprechen, sondern sie fordert eine *Folge* verschiedener Zeiten. Sehen wir daher ein organisches Wesen auf dem Culminationspunkte seiner Entwicklung, so haben wir nie zu vergessen, dafs es früher ein Anderes gewesen, und späterhin ein Anderes seyn wird, auch keineswegs zu glauben, dafs wir eher diesen Organismus wirklich seinem Wesen nach kennen, bis wir *alle* seine verschiedenen Zustände wohl gefafst haben, und diese in der Zeit ganz auseinandergelegten Erscheinungen in den geistigen Brennpunkt der Idee wieder vollkommen zusammenzuziehen im Stande sind.

Dieser Zweck also ist es, welchen die vielfachen neuern auf Erleuchtung der Entwicklungsgeschichte gerichteten Bestrebungen bald bewufst, bald unbewufst folgen, und derselbe Zweck ist es auch, welcher schon in früherer Zeit ausgezeichnete Männer, wie Harvey, begeisterte, und zwar um so mehr je reiner ihr Genius sie nicht nur das Bedürfnifs *ihrer* Zeit, sondern zugleich das einer spätern Generation vorausempfinden liefs.

Der sehr verdiente Herr Verf. vorliegender Abhandlung über die Entwicklung der Spinne im Ei, dem wir schon die mit Recht geschäzte Entwicklungsgeschichte des Schmetterlinges und die schönen Untersuchungen über das Rückengefäfs der Kerfe verdanken, eröffnet sonach hier ein höchst erwünschtes Unternehmen, indem er verspricht uns nach und nach die Entstehung sämmtlicher sogenannter wirbelloser Thiere aus dem Ei zu beschreiben. — Mit Recht klagt er in der Vorrede, dafs die Entwicklungsgeschichte der Eier niederer Thiere mehr als billig vernachlässigt geblieben, und dadurch die vollkommne Kenntnifs der Entwicklungsgeschichte des Thierleibes im Allgemeinen sehr aufgehalten worden sei. Sich selbst gibt er ferner als treuen Nachfolger Harvey's zu erkennen, rühmt diesen seinen Vorgänger gebührend und gedenkt in Ehren mehrerer andern Nachfolger dieses edeln Geistes. — Wir glauben übrigens, dafs es hier ganz am Ort und fruchtbringender als die allgemein ertheilten Lobsprüche gewesen wäre, etwas näher einzugehen in die Art und Weise, *wie* Harvey Entwicklungsgeschichte behandelte und *wodurch* er überhaupt ein solcher Leitstern der lebendigen Physiologie geworden ist. — Wir unseres Ortes geben unsre Meinung dahin ab, dafs Harvey und solche die ihm wahrhaft gleichen, keinesweges blofs durch die Mühe und Sorgfalt, die sie an ihre Untersuchungen gewendet haben, der Wissenschaft in so hohem Grade förderlich gewesen sind, sondern namentlich durch ihr eigenes gesundes Anschauungsvermögen, ihr inneres Selbst, welches in reinem naturgemäfsem innerm Wachsthum den göttlichen Ideen, welche die Natur durchdringen, offen und conform geblieben war, mit einem Worte durch das ihnen zugemessene Ursprüngliche ihres Geistes; denn nur Verwandtes wird sich innig erkennen und verstehen, nur wo die Idee des Lebens innerlich hell aufgegangen, wird die äufsere Erscheinung des Lebens richtig gedeutet und die ihr einwohnende Idee erkannt werden; und *Goethe*, der hiervon wohl zu sagen weifs, spricht mit Recht es aus in den Worten:

„Und wär' das Aug nicht sonnenhaft
Wie könnt' es denn das Licht erblicken!"

Gerade von diesem eigenen inneren Lichte geben aber Harvey's Werke lebendigstes Zeugnifs, und darin liegt

Digitized by Google

denn auch der Grund davon, dafs nicht jeder, der ähnliche Untersuchungen wie Harvey mit vieler Mühe macht, auch auf gleiche Weise wie er die Physiologie wahrhaft erleuchtet.

Um unsern Lesern zuvörderst eine Uebersicht dessen möglich zu machen, was Hr. Prof. *Herold* in dieser Entwicklungsgeschichte der Spinne geleistet hat, wird es nöthig, einen kurzen Auszug aus den einzelnen Abschnitten zu geben, wobei dann Rec., welcher diese Entwicklungsvorgänge selbst ausführlich beobachtet hat, noch einige Bemerkungen über gewisse zweifelhafte Punkte beizufügen für nöthig erachtet.

Der Verf. wählte zu seinen Beobachtungen insbesondre die Eier der Kreuzspinne (*Aranea diadema L.*) untersuchte jedoch auch die Eier von *Ar. domestica, viridissima, fusca, littoralis* (*L.*) u. a. Da er jedoch nicht blofs die Entwicklung der Kreuzspinne zu geben verspricht, sondern die des Spinneneies überhaupt, so erwartet man allerdings auf die verschiedenen Arten mehr Rücksicht genommen zu finden, als wirklich der Fall ist. — Die sauber gestochenen und colorirten Abbildungen, welche beigefügt sind, wurden fast ausschliefslich nach Eiern der Kreuzspinne entworfen, theils weil diese Eier ihrer Gröfse wegen schon eher eine genaue Untersuchung zulassen, theils weil sie dadurch sehr zur Untersuchung sich eignen, dafs sie den Winter über nach Belieben zur Entwicklung gebracht werden können, sobald man einige aus dem Neste herausnimmt, und sie der Stubenwärme aussezt.

Der 1ste *Abschnitt* ist der Beschreibung von „*Gestalt, Gröfse, Beschaffenheit und andern Eigenthümlichkeiten der Spinneneier*" gewidmet. Der Verf. beschreibt die Spinneneier als „zarte weiche Körper, welche wie kleine Glastropfen aussehen" (Rec. würde die der Kreuzspinne lieber mit Hirsekörnern vergleichen, denen sie auch durch die gelbliche Farbe ähneln). Sie sind mit nur durchscheinender, nicht durchsichtiger Schale umgeben, welche sehr leicht verlezt wird und dann den Dotter ausfliefsen läfst. Ihre Gestalt ist sphärisch (bei den kleinen) oder länglichrund (bei den gröfsern) und ihre Zahl beträgt bei der Kreuzspinne an 1200. (Es würde hierbei interessant gewesen seyn, auch die Art der Zusammenhäufung dieser Eier näher zu bezeichnen, da sie in rundlichen Massen von mehr als ½ Zoll Durchmesser zusammenkleben, so dafs die Art, wie die im Innern steckenden Eier zum Auskriechen gelangen, wohl eine besondere Beschreibung verdient hätte, zumal da auch in dieser Hinsicht so viele Verschiedenheiten vorkommen, manche Spinnen die Eiermasse lange mit sich herumtragen, wodurch wir an das Verhalten der Krebseier erinnert werden. Rec. untersuchte z. B. den Eiersack der *Lycosia palustris*, welcher an den Spinnorganen festhängt und von der Gröfse einer Erbse ist. Hier sind die Eier in eine sehr dichte lederartige Haut von der Stärke des gewöhnlichen Papiers eingeschlossen, so dafs die ganze Eiermasse die Beschaffenheit des einzelnen Eies wiederholt, und enthalten mehr Eiweifs als die der Kreuzspinne.) Der Verf. berichtet sodann über verschiedene mit Spinneneiern angestellte Versuche. Irrespirable Gasarten tödteten das Leben der Eier, so dafs sie nicht zur Entwicklung kamen, ebenso Bestreichen mit fetten oder ätherischen Oelen; dafs endlich Alkohol, Naphthen und Blausäure dasselbe thun mufsten, war wohl zu erwarten und bestätigt sich durch die aufgezählten Versuche. Interessanter ist, dafs auch die selbst schwächern Grade der Elektricität das Leben der Eier zerstörten, welche hingegen (gleich vielen Insekteneiern) hohe Kältegrade (17° Reaum.) ohne Schaden aushielten. Im §. 4 finden wir nun die Haut des Spinneneies beschrieben; sie ist einfach, gekörnt, wie sie auch Degeer bereits angibt, und wird mikroskopisch treu vom Verf. abgebildet; der innere gekörnte Ueberzug ist, auch nach unsern eigenen Beobachtungen, gewifs nichts als anhängende kleine Dotterpünktchen, und wir begreifen nicht, warum ihnen der Verf. eine besondre Funktion zuschreiben und sie mit den Chalazen der Vogeleier vergleichen will. — Die wesentlichen innern Theile des Eies sind nach §. 5 Dotter, Eiweifs und Keim, welche nur dadurch bei äufserer Beobachtung des ungeöffneten Eies wahrnehmbar werden, dafs man das Ei mit etwas Oel betupft, um die Schalenhaut durchsichtig zu machen. — Den Dotter beschreibt der Verf. als den bei weitem gröfsten Theil des Eies und sagt, dafs er bei der Kreuzspinne gelb, bei andern grau oder röthlich sei. (Wir möchten doch Anstand nehmen, mit dem Verf. einen so genauen Beobachter als Degeer einer falschen Angabe zu beschuldigen, wenn er die Eier der *A. viridissima* als hellgrün beschreibt. Die Spinnen sind in ihren speciellen Verschiedenheiten noch so wenig gekannt, dafs es sehr wohl mehrere der *viridissima* nahe stehende und bisher mit ihr verwechselte *Species* geben kann, welche grüne Dotter haben.) — Den *Dotter* selbst finden wir hier als aus mehrern gröfsern und kleinern Kügelchen bestehend beschrieben, welche im Eiweifs

Digitized by Google

schwimmen sollen, und welche man bereits mit blofsen Augen oder unter der Lupe wahrnehme. Hierüber ist nun Rec. anderer Meinung; ihm hat sowohl der Dotter im Ei als aufser demselben von einer zelligen Structur, welche er am meisten der des menschlichen *Corpus vitreum* vergleichen möchte, geschienen und er findet ihn darin mit dem Krebs- und Schneckenei übereinstimmend. Es sind Zellchen mit dicklichem Eistoff (*Albumen*) erfüllt, welche deshalb, je mehr man den Dotter prefst, um so mehr verschwinden, dann aber, wenn sie unversehrt bleiben, allerdings, da sie selbst kuglich sind und Eistoff einschliefsen, oft das Ansehen kleinerer oder gröfserer Kugeln, oft aber auch mehr das Ansehen sechsseitiger Zellen wie in Pflanzen annehmen, sich beim herausgedrückten Dotter in die Länge ziehen, zerreifsen u. s. w. — Von dem Dotter ist der *Keim* zu unterscheiden, welcher auf der Oberfläche des Dotters als weifsliches Fleckchen sich bemerklich macht. Nach dem Verf. ist diese Stelle, welche gewifs sehr passend der *Cicatricula* des Vogeleies verglichen wird, aus dunklern Kügelchen gebildet, allein dem Rec. schien immer nur die Dotterfläche selbst an dieser Stelle von dicklichem Eistoff, welcher hier in angehender Gerinnung (folglich Gestaltung) begriffen ist, geformt, und es gelang ihm hier so wenig, als beim Dotter, eine vollkommne Conformität dessen, was ihm das Mikroskop zeigte, mit den Abbildungen Taf. II. Fig. 1 und 2 des Verf., wo die Kügelchen viel zu regelmäfsig dargestellt sind, zu finden; ihm schien immer der Dotter eine einfache zellige Eistoffkugel, deren Peripherie an jener Stelle, welche zur Bildung des Keims bestimmt ist, ein etwas milchiges Ansehen angenommen hatte, und nur bei der allerstärksten Vergröfserung erschien im Dotter sowohl als in der Keimstelle desselben jene feingekörnte Punktmasse, welche die allgemeine Grundlage aller thierischen Substanz auszumachen scheint. — An einigen Eiern ihm unbekannter Spinnenarten bemerkte übrigens der Verf. mehrere dergleichen Keimstellen, welche bei fortschreitender Bildung zu Einer zusammenflossen. Das *Eiweifs* finden wir, ganz mit unsern Beobachtungen übereinstimmend, als eine krystallhelle Flüssigkeit, welche den Dotter umfliefst, geschildert. Dafs die Menge desselben nach den Arten abweicht, hätte wohl noch bemerkt werden können, denn wir fanden, wie gesagt, in den Eiern der *Lycosia palustris* weit mehr als etwa bei der Kreuzspinne. — Wenn hingegen der Verf. sagt: „das Eiweifs hat aber im Eie mit dem Keime *aufserhalb des Dotters* den Wohnplatz gemein, und zwar so, dafs jene beiden Theile den, zwischen Eihaut und Dotter vorhandenen Raum anfüllen," so kann Rec. diesem, insofern es den Keim betrifft, nicht beistimmen. Der Keim befindet sich hier und wohl eben so überall *in der Dotterhaut*, keinesweges zwischen dem Dotter und der Eischale, wie diefs am Vogelei mit so grofser Deutlichkeit erkannt wird und auch im Spinnenei dem Rec. nie sich anders darstellte; wir fanden diefs aber zu bemerken um so nöthiger, da der Verf. auf die Annahme eines aufserhalb des Dotters frei im Eiweifs befindlichen Keimes Folgerungen baut, welche uns keinesweges naturgemäfs scheinen. — In dem §. 6 spricht der Verf. kürzlich über die chemischen Eigenschaften der innern Eitheile, und da Alles, was er darüber angibt, so wie das, was wir selbst beobachteten, deutlich dafür stimmt, es sei das, was man Eiweifsstoff (*Albumen*) zu nennen pflegt, wesentliche Grundlage aller innern Eitheile; so begreifen wir nicht, warum diefs der Verf. nicht bestimmt aussprechen will. — Sodann werden die Bestimmungen, der verschiedenen Theile des Spinneneies dergestalt angegeben, dafs: „von einem Theile, dem Keime, dem unmittelbaren Werkzeuge der bildenden Ursache, das Leben beginne und ausstrahle; durch den andern, das Eiweifs, die Bildung der jungen Spinne zu Stande komme; und endlich ein dritter Theil, der Dotter, der jungen Spinne eine geraume Zeit zur Nahrung diene." Resultate, in welche wir nach unsern Beobachtungen nur zum kleinen Theile einstimmen können, wie das Folgende zeigen wird.

2ter Abschnitt. Geschichte der Metamorphose, welche das Ei bei seiner Entwickelung erleidet. Nach eilf Untersuchungen geordnet, beschreibt hier der Verf. die Ausbildung des Embryo im Ei. Die ersten vier Untersuchungen beziehen sich darauf, anzugeben, wie der Keim sich verändere, Anfangs am Rande sich ausbreite und gegen das Ende des Eies hin rücke, wobei er wegen seines dichtern milchigen Kerns und länglichen Nimbus mit einem Cometen verglichen werden könne. — Rec. hat aufmerksam Spinneneier in ihrer Entwickelung verfolgt und sich wohl von der zunehmenden Gerinnung des Eistoffs im Umfange des Keims bei fortschreitender Ausbildung des Eies überzeugt, allein keinesweges genau das Fortrücken des ganzen Keimes gegen das Ende vom Ei wahrnehmen können. Ein Haupthindernifs ist ihm dabei gewesen, dafs eine starke Vergröfserung wegen runder Form des doch schon gröfsern Eikörpers nicht anwendbar ist und selbst bei schwächern Vergröfserungen der Lichtglanz auf der kuglichen mit Oel bestrichenen äufsern Eifläche die Deutlichkeit der innern Theile hindert, ja leicht den Schein eines solchen Nimbus geben kann, wo keiner ist. Da jedoch der Verf. hierüber gewifs sehr häufige und genaue Beobachtungen angestellt hat, auch das bebrütete Vogelei etwas ähnliches zeigt (da auch hier der Hahnentritt am Dotter immer nach oben gekehrt wird), so glauben wir das Factum, dafs sich die Stelle des Keims auf diese Weise verändere, wohl anneh-

Digitized by Google

men zu können. Der Verf. folgert nun aber hierüber auf nachstehende Weise: „Da sich also der Kern des Keims ohne Schwierigkeit über den Dotter nach dem einen Ende des Eies hinbewegt; so ergibt sich, dafs der Keim entweder nur sehr lose, oder gar nicht mit dem Dotter zusammenhängt." Dieser durchaus unhaltbare Schlufs dient dann zum Grundstein, auf welchen der Verf. weiterhin die im Uebrigen allgemein herrschende Ansicht gründet, dafs der Dotter zur Bildung der jungen Spinne gar nichts beitrage, sondern diese blofs von dem, was er Keim und Eiweifs nennt, bewerkstelligt werde. — Dafs aber der obige Schlufs gänzlich unhaltbar sei, ergibt sich sogleich, wenn man bedenkt, dafs ja, *wenn* auch wirklich die gerinnende Schicht Eistoff des Keims späterhin mehr nach einem Ende des Eies sich bewege, doch daraus noch keinesweges folge, dafs sie diefs *unabhängig vom Dotter* thue. Wenn an einem Vogelei der Hahnentritt sich nach oben dreht, wem wird dabei einfallen zu glauben, dafs er diefs allein und unabhängig vom Dotter thue? und wie wollte man nun vollends dahin kommen, an einem so kleinen Spinnenei, wo die genaue mikroskopische Beobachtung der innern Theile noch dazu aus obigen Gründen so schwierig ist, mit Bestimmtheit nachzuweisen, dafs die Keimschicht des Dotters sich unabhängig von lezterm bewege? — Nein! nach des Rec. Ueberzeugung ist im Spinnenei wie im Ei der Schnecken, Krebse und Kerfe der Dotter immer das Hauptgebilde, welches sich zum ganzen Thiere umformt, so dafs jedoch bei Thieren mit gegliederter Haut eine gewifse Stelle der Dotterhaut den besondern Herd für Ausstrahlungen der Gliedmafsen und äufsern Gliederung des Leibes bildet, wenn hingegen z. B. bei Schnecken der ganze Dotter zum ganzen ungegliederten Leibe sich umwandelt. — In der fünften und sechsten Untersuchung legt nun der Verf. dar, wie der sich auflösende Keim mit dem Eiweifs sich verbinde und das *Colliquament* d. i. eine trübliche milchige Schicht bilde, welche das Dotter umgebe, späterhin aber sich wieder gegen die Keimstelle zusammenziehe, dort sich verdichte und die Stelle ausmache, welche er *Cambium* nennt und aus welcher nun Kopf und Brust gebildet werde, weshalb er Kopf-*Cambium* und Brust-*Cambium* unterscheidet. — Rec. gesteht, dafs ihm auch diese Angaben etwas zu gekünstelt geschienen haben, denn ihm zeigte die Beobachtung nur eine allmälige durch Gerinnung der äufsern Dotterschicht sich ausbreitende Trübung des Eistoffs, bei welcher der Dotter selbst in Brust- und Bauchtheil zu zerfallen beginnt, und späterhin an der Brust noch die Abtheilung des Kopfs bemerklich wird, aus der äufsern Dotterschicht aber die Kopf- und Brustgliedmafsen sich eben so gleichsam krystallinisch bilden, wie aus den innern Dotterschichten die innern Theile, Schlund, Darm u. s. w. gebildet werden müssen. (Eben so sieht man am Vogelei aus der äufsern Keimschicht, Rückgrat und Gliedmafsen, aus der innern den Darm sich bilden). —

(Der Beschlufs folgt.)

LVII.

Siebenter Bericht.

Im Laufe des Monats Juni sind der Societät für wissenschaftliche Kritik präsentirt und in dieselbe aufgenommen worden:

Herr Professor Goldfufs in Bonn; Hr. Dr. Michelet; Hr. Prof. Reisig in Halle; Hr. Prof. Koberstein in Schulpforta; Hr. Prof. Neue in Schulpforta; Hr. Prof. Krüger, Hr. Consistorialrath Mohnike in Stralsund; Hr. Dr. Trendelenburg in Frankfurt a. M.; Hr. Prof. v. Bohlen in Königsberg in Preufsen. Hr. Lehnerdt.

Die Societät hat folgende Werke anzuzeigen beschlossen:

I. In der philosophischen Klasse (Philosophie, Theologie, Jurisprudenz).

Carové, alleinseligmachende Kirche. 2ter Band.
Knapps, Glaubenslehre.
Pahl, das Recht der evangelischen Kirche.
Hegel, Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften, 2te Ausgabe.
von Kamptz, die statutarischen Rechte der Preufs. Monarchie.

II. In der naturwissenschaftlichen Klasse (Naturwissenschaften, Medicin, Mathematik).

Esquirol specielle Pathologie und Therapie der Seelenstörungen, bearbeitet von Heinroth.
Lichtensteins Abbildungen von Säugethieren.
Geoffroy, Mammifères.
Scrope, Considerations on volcanos.
Ch. Daubeny, description of Volcanos.

III. In der historisch-philologischen Klasse (Geschichte, Philologie, Kunstwissenschaft).

Steffens, Walseth und Leith.
Floresta de rimas castellanas.
Doederlein, Lateinische Synonymen.
Clinton, Fasti Hellenici.
Goethe's sämmtliche Werke, neue Ausgabe.
G. de Humboldt, lettre à Mr. Abel.
Remusat sur la nature de formes grammaticales.
Alphonsi disciplina clericalis.
Philosophiae Chrysippeae Fragmenta collegit Petersen.
Cratini Fragmenta.
Jussuf und Zuleika.

Verbesserung.

In der Recension über das Werk: „Beiträge zur Geschichte des Inquisitions-Processes und der Geschwornen-Gerichte" ist der Name des Hrn. Verf., anstatt Dr. F. A. Birner, stets Dr. F. A. Biener zu lesen.

Beilage: Umschlag zum Juli-Heft.

Digitized by Google

Nro. 141. u. 142.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1827.

Moriz Herold's Untersuchungen über die Bildungsgeschichte der wirbellosen Thiere im Ei.

(Beschluſs.)

In der siebenten Untersuchung wird nun recht schön und naturgemäſs beschrieben und durch sehr getreue Abbildungen erläutert, in welchen Formen die Gliedmassen des Kopfs und der Brust jezt anfangen sichtbar zu werden, und der Verf. selbst bemerkt, (was man namentlich auch bei den doch schon gröſseren Krebseiern so deutlich wahrnehmen kann,) daſs, wenn man das Ei in dieser Bildungsperiode öffnet, an den herausgedrungenen Theilen man den innigen Zusammenhang der schon gebildeten Rudimente äuſserer Theile von Kopf und Brust mit dem Dotter auf das Bestimmteste wahrnehmen könne; bei alle dem läſst er sich von der obigen, auf so schwachen Gründen ruhenden Vorstellung nicht abwendig machen, sondern meint: „die innere Schicht des *Cambium* schiene in den Dotter eben so hineinzuwachsen, wie Schwämme oder Schmarotzerpflanzen in den Baumstamm.“ Wir zweifeln sehr, ob das Vorbild des Verf., Harvey, je eine solche Vorstellung sich gemacht haben würde? — indem wir sie schon deshalb als nicht organisch und philosophisch betrachten müssen, da das Wesentliche jeder organischen Entwicklung darin besteht, aus einem Einfachen und Indifferenten zu einem Mehrfachen und Differenten sich umzuwandeln, und das erst gegebene Einfache und Indifferente hier eben der Dotter ist, von welchem die ihn umschlieſsende Haut keinesweges als etwas ihm nicht zugehöriges gesondert werden darf, und aus welchem durch immer gröſsere Differenzirung allmälig der gesammte Thierleib hervortritt. — In der achten Untersuchung kommt namentlich die Schilderung der Herzbildung zur Sprache und der Verf. ist der Meinung, daſs sich dasselbe nebst den Geschlechtstheilen, Athmungswerkzeugen, Spinngefäſsen, Darmende und allgemeinen Bedeckungen aus dem Eiweiſs gestalte. — Also aus einem Keime, einem *Colliquament*, einem Kopf- und Brust-*cambium* und aus dem Eiweiſs würden die einzelnen Theile dieses Thierleibes zusammengestückelt und der wichtigste Eitheil, die Dotterblase, läge dabei unthätig in der Mitte und diene nur erst dem schon gebildeten Thiere zur Nahrung? — Nehme dieſs an wer da will, Rec. wird sich mit diesen Ansichten nicht vereinigen können, und daſs sie keinesweges nach richtigen Schlüssen aus dem, was die Beobachtung lehrt, folgen, haben wir oben dargethan. Ueberhaupt scheint doch die Sache mit dem Herzen der Spinne nicht ganz klar und bedürfte einmal ausführlicher Untersuchungen an den groſsen Buschspinnen. Es ist nämlich sehr auffallend, daſs man dieſs sogenannte Herz, wie auch der Verf. angibt, bei dem Embryo niemals (ja selbst bei ausgekrochenen Spinnen nicht) bewegt sieht, da es bei Schnekenembryonen so zeitig zu schlagen anfängt und auch bei sehr zarten Krebsembryonen das Zucken des Herzens vom Rec. deutlich wahrgenommen wurde. — Daſs der Kanal am Rücken also wirklich die Bedeutung des Herzens haben müsse, scheint uns keinesweges ganz klar. — In der neunten bis eilften Untersuchung wird endlich die völlige Ausbildung der äuſsern Theile des Spinnenembryo bis gegen den Zeitpunkt des Auskriechens verfolgt, es wird die Ausdehnung des Eies nach der länglichen Körperform des Embryo, die Bildung der Augen u. s. w. sehr genau beschrieben und auch die Abbildungen lassen in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig. — Auch freuten wir uns, daſs der Verf. die Stelle von Degeer billigend aufführte, wo dieser sagt: „Die Eihaut sei nichts weiter, als die äuſsere Haut des Spinnenfötus, die dieser beim Auskriechen aus dem Eie eben so, wie die Raupen ihre Haut bei der Häutung, von sich abstreife.“ — Solches sind Ansichten aus dem Ganzen, und wir wollen dabei überhaupt bemerken, daſs es uns sehr falsch scheint, wenn man sagt, das Thier entsteht *im Ei*, man sollte überall sagen, das Thier entstehe *als Ei*, denn in Wahrheit ist das Ei Anfangs ein ganzes nur sehr einfach organisirtes Thier, ein Eithier, dessen

Digitized by Google

Leben gegen äufsere Reize (wie selbst die obenerwähnten Versuche mit Spinneneiern zeigen) empfänglich ist, ja dadurch getödtet werden kann. — Merkwürdig ist es übrigens und ganz mit den Beobachtungen des Rec. übereinstimmend, dafs die junge Spinne im Eie durchaus kein Zeichen der Bewegung mit ihren Gliedmafsen von sich gibt.

3ter Abschnitt. Von dem Auskriechen der jungen Spinne aus dem Eie. — Hier wird, nachdem die genauen Schilderungen des Degeer gebührend anerkannt worden sind, der Zustand der jungen Spinne beim Auskriechen, dann dieselbe in ihrem ersten halbschlafenden Zustande nach der Geburt aus dem Eie, ferner die Geschichte ihrer ersten, einige Tage nach dem Austritt aus dem Eie erfolgenden Häutung, und endlich die junge, nun schon ihr Netz bereitende Spinne selbst ausführlich beschrieben und abgebildet; Schilderungen, welche durch ihre Deutlichkeit und Treue auf den Dank aller Naturforscher gerechten Anspruch haben.

4ter Abschnitt. Einige Betrachtungen über die Entwickelung der jungen Spinne. Dieser Abschnitt enthält nun die Summe der, im Obigen schon berührten hypothetischen Ansichten des Verf., gegen deren Naturgemäfsheit wir uns schon früher erklärt hatten, wir werden daher hier in Aufführung und Widerlegung derselben kurz seyn können. — Nachdem der Verf. nämlich dem, was er früher unter dem Namen des Keims beschrieben hat, die Bedeutung als „*Sitz der bildenden Ursache*" vindicirt hat, kommt er zu ausführlichern Erklärungen dessen, was er *Cambium* nennt, und bestimmt es als gleichbedeutend mit dem, was von Harvey *humidum primigenium* genannt werde, und stellt dann §. 25 den Satz als aufser allen Zweifel gesezt auf: „*dafs der Dotter zur Erzeugung der jungen Spinne auch nicht das Allergeringste beiträge.*" — Wenn nun aber der Dotter eine kugliche Masse reinen Eistoffs und der wesentlichste Eitheil ist, dessen zelliges Gefüge und äufsere solidescirte Schicht schon eine beginnende Gestaltung ausspricht, wenn diese ganze kugliche Masse zum jungen Thiere selbst wird, indem durch eine gleichsam krystallinische Weiterbildung seiner zuerst gestalteten Oberfläche die äufsern Theile des Embryo, und gleichzeitig durch Metamorphosen der innern Keimschicht und Zellwände die innern Organe des Embryo sich gestalten, wenn endlich die Dotterkugel Anfangs fast das ganze Ei ausfüllt und nachher so zusammensinkt, dafs aufser der noch durchscheinenden unveränderten rückständigen Masse des Dotters die sämmtlichen entwickelten Theile des Thieres, als: Kopf und Gliedmassen im Eie Platz haben, so kann unserm Dafürhalten nach jener Satz des Verf. keinesweges seine Gültigkeit behalten. — Was uns betrifft, so würden wir viel eher die Bedeutung des Dotters folgender Gestalt aussprechen: *Der Dotter ist für die Erzeugung der jungen Spinne das grundwesentliche Gebilde, alle Theile derselben gestalten sich aus den äufsern und innern Keimschichten desselben und der flüssige Eistoff der Dotterkugel liefert fortwährend das Material für die Weiterbildung der Organe des Embryo, jedoch so, dafs bei dem Ausschlüpfen der Spinne aus dem Eie noch ein Theil dieses Eistoffs in Brust- und Bauchhöhle zurückbleibt, aus welchem, bis das Thier selbstständiger Ernährung durch eigene Kräfte fähig ist, die Fortbildung des Thierleibes unterhalten wird. Den Zustand dieses rückbleibenden Dotters betreffend, so scheint derselbe kaum* (so wie bei höhern Thieren) *in die Magen- und Darmwände eingeschlossen, sondern mit seinen feinen Zellwänden unmittelbar die Rumpfhöhlen auszufüllen, da G. R. Treviranus so wenig als Rec. selbst in der ausgewachsenen Spinne keine eigentliche Magenhöhle auffinden könnte, vielmehr den Schlund in den sogenannten Fettkörper sich verlieren sah, aus welchem dann der Afterdarm wieder entsprang.* Dafs übrigens sonach diese Thiere vielleicht überhaupt nie zur Darbildung einer wahren Magenhöhle kommen, sondern zeitlebens eine Art von Dotteraggregat die Stelle derselben vertritt (wie etwa viele Lurche zeitlebens die fötusmäfsigen Allantoisblasen und Lebervenen behalten) würde ebenfalls bedeutungsvoll erscheinen und diese Polymerien in Vergleich der Kerfe als in einem embryonischen Zustande verharrend charakterisiren. — So weit also unsre von denen des Verf. abweichenden Ansichten über die Entwicklung des Spinneneies! — Im Uebrigen können wir nicht schliefsen, ohne dem Verf. unsern besondern Dank zu sagen, dafs er die Aufmerksamkeit auf diese so merkwürdige Entwicklungsgeschichte wieder rege gemacht hat, und ihm alle Mufse und Gesundheit zur Fortsetzung seiner Arbeiten über Entwicklungsgeschichte zu wünschen, welche wir trotz mancher abweichenden Ansichten im Ganzen doch für *sehr verdienstlich* erklären müssen. — Möge nur sein Werk auch die Unterstützung des Publikums finden, welche gerade wissenschftliche Werke *dieser* Art so oft entbehren müssen, obwohl sie sie mehr als viele anderen verdienen, ja, bedenkt man das höchst Mühevolle ihrer Ausführung, zu fordern berechtigt sind. —

Carus.

Digitized by Google

LVIII.

Floresta de rimas antiguas castellanas, ordenada por Don Juan Nicolas Böhl de Faber, de la real academia española. Hamburgo, en la libreria de Perthes y Besser. T. I. 1821. 384. u. XVIII. S. — T. II. 1823. 384 u. XVI. S. — T. III. 1825. 384 u. XLIV S.

Als Rec. den Titel des schön gedruckten Buches zum erstenmale aufschlug, ohne noch von dessen Inhalt Kenntnifs zu haben, gerieth er in Erwägung des Ausdrucks *rimas antiguas* auf den Gedanken, Hr. *Böhl von Faber* habe einen Liederschatz aus dem 13—15 Jahrhundert der Spanischen Literatur liefern und somit einem Wunsch derjenigen Freunde derselben, welchen ihre Denkmäler minder zugänglich sind, entgegenkommen wollen. Zu dieser Voraussetzung gesellte sich die Hoffnung, der damals in Spanien den literärischen Hülfsmitteln nahe lebende Herausgeber habe den Anforderungen unsrer Zeit gemäfs nicht allein durch Berichtigung des Textes, gestüzt auf die Vergleichung der verschiedenen seltenen Ausgaben des *Cancionero general* und andrer Sammlungen, sondern vielleicht auch durch handschriftliche Beiträge den Werth seines Liederbuches noch erhöhen wollen: denn nicht selten sind die Flecken, welche auf den Spanischen oder Antwerper Ausgaben haften und dem Verständnifs hemmend entgegentreten, wiewohl wir wenigstens im Kunstliede einen ursprünglich reinen Ausdruck und ein reines Metrum voraussetzen dürfen. Allein ein Blick in das Innere dieser *Floresta* belehrte den Recensenten sogleich, dafs er sich wenigstens in Bezug auf das Alter der darin enthaltenen Schätze getäuscht habe, indem er eine Auswahl gröfsrer und kleinerer Gedichte aller Art von *Berceo's* bis *Calderon's* Zeiten, also vom 13ten bis gegen Ende des 17ten Jahrhunderts, vor sich sah. Der Umfang seiner Auswahl stand nun freilich in des Sammlers Belieben, doch über die Anwendung des Ausdruckes *antiguas* können wir mit ihm rechten. Dieser Ausdruck ist zwar an und für sich relativ, allein eben diefs nöthigt uns, ihn als Kunstausdruck zu bestimmen; mögen auch die heutigen Spanier die Literatur des 17ten Jahrhunderts immerhin ihre alte nennen, auf dem historischen Standpunkte erscheint die Sache anders, und es kann kein Zweifel obwalten, wie es denn auch von den Geschichtschreibern der Spanischen Literatur anerkannt worden, dafs die Einführung des Italienischen Kunststyles durch *Boscan* und *Garcilaso* in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts eine *neue* Periode begründet habe, woraus denn folgt, dafs wir den frühern Zeitabschnitt der Spanischen Poesie als den alten bezeichnen müssen. Statt *antiguas* hätte daher passender gestanden: *anteriores al siglo XVIII.*

Betrachten wir nun nach dieser flüchtigen Erinnerung, was der Herausgeber in dem Geiste seines Planes geleistet hat. In neuern Zeiten sind drei Spanische Anthologieen, die einen gewissen Ruf haben, erschienen: der *Parnaso español*, die *Coleccion* von *Ramon Fernandez* und die *Poesias selectas* von *Quintana*; diesen Sammlungen soll sich die *Floresta* ergänzend anschliefsen, doch nicht in der Art, dafs sie nicht auch eine Anzahl vorzüglicher Poesieen aus jenen in sich aufnähme, wie sich denn unter 1000 Gedichten, welche sie uns mittheilt, 99 bereits in jenen Sammlungen vorfinden. Der Inhalt jedes einzelnen Bandes zerfällt zweckmäfsig in 4 Abtheilungen: *rimas sacras*, *doctrinales*, *amorosas* und *festivas*; die Namen der Verfasser sind den Gedichten nicht beigefügt, es macht aber einige Mühe, sie in dem Anhang, der zugleich die Quellen angibt, aufzusuchen; jedem Band sind einige ästhetische und literärhistorische Fingerzeige in Deutscher Sprache und für Deutsche Leser berechnet angehängt.

Kündiget sich nun das Buch, wie wir sehen, als eine blofse Anthologie, ja als eine Nachlese zu andern Anthologieen an, so müssen wir uns doch hüten, es mit den zahllosen Anthologien der neuen Literatur in eine Klasse zu setzen. Es ist die Frucht vieljährigen, durch einen grofsen Reichthum von Hülfsmitteln begünstigten Fleifses; der Herausgeber hat nicht allein aus den seltensten Büchern, sondern auch aus fliegenden Blättern, selbst aus Handschriften geschöpft; er war daher im Stande, uns manches verschollene oder nie ans Licht getretene Lied mitzutheilen. Die bisher ungedruckten Gedichte, deren Rec. 27 gezählt hat, (aufser welchen sich aber in der Sammlung noch mehrere zwar schon abgedruckte, aber hier aus Handschriften berichtigte Stücke finden) sind zwar nicht alle von Bedeutung, allein einige derselben haben entschiednern Werth. Als solche begnügt sich Rec. nur die Numern 3. 4. 5. von *Pero Lopez de Ayala* zu bezeichnen; sie sind aus einer Handschrift, welche anfängt: *Este libro fiso el qurra-*

Digitized by Google

do cauallero pedro lopes de ayala estando preso en ynglaterra y llamase el libro del palacio. Keiner der Spanischen Literatoren vor *Sanchez* hatte diefs Buch gesehen; *Nic. Antonio* (*Bibliotheca hisp. vet. t. II. p.* 127), *Velazquez* (*Origenes üb. v. Dieze p.* 145.) und *Sarmiento* (*Memorias p.* 328.) kennen es nur dem Namen nach; *Sanchez* (*Coleccion I. p.* 109) entdeckte die erste Handschrift und schrieb sie sorgfältig ab, ohne jedoch Proben daraus mitzutheilen. Um so mehr sind wir unserm Herausgeber für diese Beiträge verbunden und Rec. hätte nur gröfsere Mittheilungen aus jenem Codex gewünscht, da die lyrischen Gedichte des 14ten Jahrhunderts (denn *Lopez* war 1332 geboren) für die Geschichte der Spanischen Poesie von höchstem Interesse sind, wie denn in der That die wenigen hier mitgetheiten Lieder hinsichtlich der Form einige beachtenswerthe Züge darbieten.

Es wäre überhaupt zu wünschen, damit die noch im Dunkel liegenden Anfänge der Spanischen Poesie aufgeklärt würden, dafs man endlich einmal zur Herausgabe der ältern poetischen Denkmäler schritte, die noch ungenuzt in den Bibliotheken modern; wenigstens sollte man die nicht einmal sehr zahlreichen Werke des 13ten und 14ten Jahrhunderts ans Licht ziehen, z. B. aus dem 13ten Jahrhundert die Gallicischen *Cantigas Alfonso's X*, von welchen *Ortiz de Zuñiga* in den *Anales de Sevilla* (p. 16 ff.) Proben mitgetheilt hat; das Buch *de las querellas* von demselben erlauchten Verfasser ist leider schon verschwunden (*Sanchez coleccion IV. p.* 1.) — aus dem 14 Jahrhundert des Infanten *Don Manuel Libro de los contares* (*Velazquez p.* 133), ferner *Lopez de Ayala's* oben erwähntes Buch *del palacio*, so wie seinen *Tratado de halcoreria*, der sich in der königl. Französischen Bibliothek findet (*Labbé supplem. p.* 325), die Werke des wackern Juden *Rabbi Santo* (*Sanchez I.* p. 181), endlich eine zweckmäfsige Auswahl aus dem spätern *Cancionero* von *Villasandino* (*Velazq. p.* 166. *Sanchez I. p.* 51) und dem von *Baena* u. a. m. Dieselbe Bemerkung gilt auch von der alt-Portugiesischen Literatur, für die noch weniger geschehen ist, da Portugal keinen *Sanchez* besafs; auch dort harren die Werke des Königs *Dionys*, die noch in das 13te Jahrhundert gehören, die seines Sohnes *Alonso Sanchez* (*Machado Bibl. Lus. I. p.* 624 *u. III.* 540), wenn diese leztern nicht schon verloren sind, so wie die Werke anderer Könige und Infanten auf ihre Erlösung aus den Handschriftenkasten; das einzig bekannte Manuscript des Portugiesischen *Amadis* ist leider i. J. 1744 in dem Unglück, welches Lissabon traf, zu Grunde gegangen. Der gedruckte *Cancioneiro* des *Garcia de Resende*, der so selten geworden, dafs man ihn als Manuscript betrachten kann, verdiente gleichfalls einen neuen Abdruck; auch die alten Gallicischen und Valencianischen Denkmäler dürften nicht ganz übergangen werden. Auf die Spanier und Portugiesen ist immer noch nicht zu rechnen, sie verschwenden ihr Papier lieber an Heiligengeschichten, und die historische Akademie zu Lissabon hat Folianten gefüllt mit der Untersuchung, ob der Apostel Petrus oder Jacobus zuerst als Verkündiger der christlichen Lehre in Portugal aufgetreten sei. *Don Tomas Antonio Sanchez* war der Mann, der unsre Forderungen hätte befriedigen können, seine musterhafte Coleccion zeugt von Eifer, Sachkenntnifs und Kritik; mit der Herausgabe des Gedichtes vom *Cid* hat er der Literatur einen Dienst geleistet, den sie ihm nicht vergessen wird. Allein sein grofser Plan scheiterte an der Gleichgültigkeit seiner Landsleute; als er den vierten Band herausgab, fühlte er, dafs dieser der lezte seyn würde. „Von der Art" — klagt er in der Vorrede — „zeigt sich der Geschmack und die Begierde meiner Landsleute, zu erfahren, wie ihre Voraltern redeten und dachten, wie die ersten Schriftsteller über unsre Sprache urtheilten, welche Ideen sie über die Nationalpoesie hegten, dafs nach der Herausgabe eines Bandes, worin sich diefs alles verkündigt, wenig Verlangen, wenig Wärme übrig geblieben, die Fortsetzung des Unternehmens zu unterstützen." Was Spanische Trägheit versäumte, hat Englische Grille kaum besser gemacht. Ein angesehener Engländer, der Ritter Charles Stuart, liefs während seines Aufenthaltes in Portugal das kostbare Bruchstück eines Cancioneiro aus dem 13. Jahrhundert, welcher dem Collegium der Edlen zu Lissabon gehört, diplomatisch abschreiben und gab ihn 1823 zu Paris auf eigne Kosten heraus unter dem Titel: *Fragmentos de hum cancioneiro inedito etc. Em Paris, no paço de Sua Magestade brittanica.* Dieses Bruchstück ist von nicht geringem Umfang, es füllt in der Handschrift 75 Blätter; sein hohes Alter aber erhebt es zu einer wahren literärischen Denkwürdigkeit. Um so mehr ist zu beklagen, dafs es dem Herrn Charles Stuart nicht gefallen hat, es der Welt zu vergönnen, indem er es vorzog, nicht mehr als 25 Exemplare abziehen zu lassen, mit welchen er allerdings seltne Geschenke machen konnte. Allein den Freunden

Digitized by Google

der Poesie hat er Ursache gegeben, ihm zu zürnen. Möge er oder ein Andrer, der den Zweck der Druckerei weniger verkennt, uns recht bald mit einer zahlreichen Auflage jener unschätzbaren Liedersammlung beschenken! Wenn Recensent behauptet, dafs diese Sammlung, nach den wenigen in einer Französischen Anzeige gegebenen Proben zu urtheilen, merkwürdige Lichtstrahlen über die älteste Geschichte der Spanischen und Portugiesischen Poesie verbreitet, so glaubt er den Vorwurf der Uebereilung nicht fürchten zu dürfen.

Was den Inhalt der gegenwärtigen Sammlung betrifft, so war der Herausgeber durch das Gesetz, das er sich auferlegt hatte, möglichst wenig aus den oben angeführten Anthologieen aufzunehmen, freilich beschränkt; um so mehr mufs Rec. anerkennen, dafs die Auswahl mit Geschmack und Umsicht gemacht ist. Nicht jeden zwar wird sie befriedigen, allein Rec. ist der Meinung, dafs auch eine Anthologie nicht schlechterdings die Blüthe der Literatur geben müsse, dafs sie auch recht wohl durch Aufnahme manches Verfehlten, soferne dieses nicht bedeutungslos für sich dasteht, sondern eine allgemeinere Richtung des Geschmacks bezeichnet, ein treffendes Bild der Literatur darstellen dürfe. Jedesfalls aber behauptet diese Auswahl den Ruhm, dafs sie auch den belesensten Kenner der Spanischen Literatur durch neue und wahrhaft seltene Gaben überrascht und daher zur Kenntnifs derselben besonders in unserm Vaterlande wesentlich beitragen wird.

In der Behandlung des Textes alt-Spanischer Gedichte, besonders volksmäfsiger, ist Rec. mit Hrn. *Böhl v. Faber's* Grundsatz, jedes einzelne mit Beiseitesetzung der oft nicht unbedeutenden Abweichungen, die sich in den verschiedenen Ausgaben darbieten, nach einer gewissen Ausgabe unverändert abdrucken zu lassen, nicht einverstanden. Es kommt hier darauf an, die älteste und reinste Form aufzustellen. Wir sind über das Verhältnifs der Ausgaben des *Cancionero - general* noch nicht völlig aufgeklärt, allein es ist nicht zu läugnen, dafs die spätern Drucke mitunter reinere Lesarten enthalten, als die früheren, welches besonders von dem trefflichen *Cancionero de romances*, *Anvers* 1555, gilt; eine Berücksichtigung der wichtigsten Lesarten wäre daher sehr zweckmäfsig gewesen. Wie soll sich aber Rec. erklären, dafs Herr *Böhl von Faber* mehrere Stücke aus dem Antwerper *Cancionero* von 1555 mit andern und nicht bessern Lesarten liefert, als *Grimm* in seiner *Silva* aus derselben Quelle? Man vergleiche die folgenden Verse aus der Romanze Nro. 135:

Quien hubiese tal ventura
Sobre las aguas del mar,
Como hubo el conde Arnaldos
La mañana de Sant Juan . . . .
Las velas traia de seda,
La jarcia de claro cendal,
Marinero que la manda
Diciendo venia un cantar,
Que la mar hacia en calma
Y los vientos amainar . . . .
Y del golfo de Leon
Y del veneciano mar
Y de los bancos de Flandes
Do suelen mas peligrar —

mit denselben in der *Silva*, p. 244:

Quien uviesse tal ventura
Sobre las aguas de la mar,
Como uvo el conde Arnaldos
La mañana na de San Juan . . . .
Las velas traya de seda
La exarcia de un cendal,
Marinero que la manda
Diciendo viene un cantar,
Que la mar hazia en calma
Los vientos haze amaynar . . . .
Y del golfo de Venecia
Y de los bancos de Flandes
Y del golfo de Leon
Donde suelen peligrar.

Dafs der Abdruck in der *Silva* mit dem Druck des *Cancionero* 1555 bis auf die alterthümliche Orthographie übereinstimmt, kann Rec. versichern; schwer aber kann er an einen doppelten Antwerper *Cancionero* von demselben Jahre glauben; nicht gleichgültig wäre es ihm zu erfahren, welche Ausgabe eigentlich jene Varianten enthält.

Bei der Durchsicht eines Buches von so reichem Inhalt kann es nicht fehlen, dafs sich im Einzelnen mancherlei Bemerkungen darbieten; von diesen glaubt Rec. hier nur wenige mittheilen zu dürfen. Bd. I. S. 10 befindet sich eine wohl ausgeführte Allegorie der sieben Todsünden von dem Portugiesischen Dichter *Juan Manuel*, aus dem *Cancioneiro geral*, *Lisb.* 1517, entlehnt, aus welchem die *Floresta* auch noch andre schätzbare Proben gibt; Rec. hatte bis dahin nur von einem *Cancioneiro* vom Jahr 1516 gewufst, der auch manche Castilianische Stücke enthalten soll; er vermuthet daher eine Verwechslung der Jahrzahlen. — Mehrere Liedchen der ersten Abtheilung des ersten Bandes, die Geburt und Kindheit Jesus betreffend, und aus den verborgensten Quellen hergeholt (z. B. N. 26 — 29. 49), sind von aufserordentlicher Zartheit

Digitized by Google

und dürften in einer Charakteristik der religiösen Poesie nicht übersehen werden; dasselbe läfst sich von den mystischen Liedern des *Juan de la Cruz* (N. 68 — 71) behaupten, welche in gleich gestimmten Gemüthern eine ungewöhnliche Wirkung hervorzubringen geeignet sind. — Bei N. 87, Krönung des Valencianischen Dichters *Mosen Jordi*, von dem *Marques von Santillana* verfafst, wiederholt der Herausgeber die Behauptung, *Jordi* habe im 13ten Jahrhundert gelebt. Diese Frage ist nicht ohne Interesse, da *Petrarca*, falls der Valencianische Sänger vor ihm gelebt haben sollte, ein ganzes Sonett von ihm entlehnt haben müfste. Allein *Sarmiento* (p. 221) und *Sanchez* (I. p. 81) haben es wahrscheinlich gemacht, dafs *Jordi* nach *Petrarca* gelebt und also ihm nachgedichtet habe. Der Krönungsgesang ist dem Rec. ein neuer Beweis, dafs *Mosen Jordi* noch ein Zeitgenosse des *Marques von Santillana* († 1458) wiewohl älter als dieser gewesen, da es unter den Spanischen Troubadours Sitte war, abgeschiedenen Zeit- und Kunstgenossen poetische Ehrendenkmäler zu setzen. So wurde der Tod des *Marques von Villena* von dem *Marques von Santillana*, und der des leztern von *Gomez Manrique* in Trauerliedern gefeiert. — Unter den *rimas amorosas* befindet sich eine Reihe von Romanzen, welche indefs nicht sämmtlich volksmäfsig sind, da sich bei allen Romanzen von benannten Urhebern, deren hier mehrere vorkommen, Zweifel gegen die Volksmäfsigkeit erheben. Bei dieser Gelegenheit sagt Herr *Böhl von Faber* in den Fingerzeigen, er beabsichtige einen historischen *Romancero*, eine Arbeit, welche nach der *Deppingischen* gewifs nicht überflüssig seyn würde. N. 124 ist eine gefällige Bearbeitung des bekannten Thema's, wie ein aus der Fremde heimkehrender Gatte, um sein Weib zu prüfen, verkleidet vor sie tritt und ihr erzählt, dafs ihr Gatte als der Buhle einer Andern gestorben sei, indem er ihr in Folge dessen seine Dienste anbietet; diefs wird abgeschlagen und das fröhliche Wiedererkennen erfolgt. N. 130 ist nur der Anfang einer gröfsern Romanze, die auch unter N. 145 gegeben ist. Bei den Romanzen N. 132, 133 und 152 hätte angemerkt werden sollen, dafs jede derselben von zwei Verfassern herrührt, (*s. Canc. gen. Anv.* 1575. *p.* 212. 208. 113).

Herr *Böhl v. Faber* erklärt in der Vorrede, er habe seit zwanzig Jahren seine Mufse dem Studium der alten Castilianischen Dichtkunst gewidmet und den Plan gehabt, ein vollständiges Gemälde derselben aufzustellen, d. h. Auszüge aus den Werken der vorragenden Dichter jedes Jahrhunderts in chronologischer Ordnung, mit historischen und philologischen Anmerkungen begleitet, zu liefern und Untersuchungen über die Eigenthümlichkeiten der Versarten beizufügen; da ihm indessen ein grofser Theil der zu einer so weitläufigen Unternehmung unentbehrlichen Documente fehle und er fern von den Bibliotheken der Hauptstadt lebe, so habe er seinen Plan aufgeben müssen. Rec. fühlt sich überzeugt, dafs Herr *Böhl von Faber*, falls er Gelegenheit gehabt hätte, seinen Plan auszuführen, uns vortreffliche Vorstudien zu einer noch zu lösenden Aufgabe, einer Geschichte der alt-Spanischen Poesie, geliefert haben würde.

Rec. kann sich bei dieser Gelegenheit nicht erwehren, die Wichtigkeit und den Reiz dieser Aufgabe anzudeuten, sofern es wichtig und reizend seyn kann, die stets in Dunkel gehüllten Anfänge der poetischen Geistesthätigkeit irgend eines Volkes zu erforschen und darzulegen: denn es kann nicht streitig gemacht werden, dafs die Literatoren noch nicht bis in die Propyläen der Geschichte der Spanischen Poesie eingedrungen sind. Freilich müfsten einer ganz gesicherten und genügenden Darstellung zugleich jene Denkmäler und Documente zu Grunde liegen, welche uns die Spanier noch immer vorenthalten, und auf die wir gewifs noch lange verzichten müssen; allein schon aus den gedruckten Ueberresten der alten Literatur, so wie aus den zerstreuten Nachrichten und literärischen Vorarbeiten würde sich mit Hülfe eines geübten Blickes eine bedeutungsvolle Untersuchung anstellen lassen, und hiezu würden die Pariser so wie verschiedene Deutschen Bibliotheken die wünschenswerthen Mittel darbieten. Eine Aufgabe, wie diese, ist in Betracht der Forderungen, welche die gegenwärtige Zeit an einen Geschichtschreiber der alten Poesie einer Nation macht, keine der leichten. Es kommt hier darauf an, sich durch die Dornen des historisch-kritischen Weges zu arbeiten, ohne auf die glattere Bahn der ästhetischen Behandlung abweichen zu dürfen. Hiermit soll der Werth der leztern nicht geläugnet werden: es ist und bleibt vielmehr das lezte Ziel der Literatur-Geschichte, auf den Charakter und innern Zusammenhang der Literatur einzugehen und uns von geistigen Erscheinungen auch eine geistige Anschauung zu eröffnen; für die neuere Literatur empfiehlt sich diese Behandlungsweise unbedingt, da jene keine historischen und philologischen Schwierigkeiten in sich trägt und sich überdiefs mit Rücksicht auf Geschmacksregeln entwickelt oder unbewufst den Einflufs philosophischer Bildung er-

Digitized by Google

fahren hat. Allein für die Geschichte der mittlern Poesie ist diese Art der Untersuchung oder vielmehr der Betrachtung für jezt noch unfruchtbar, ja schädlich: denn ohne einen Funken Licht über dieselbe zu verbreiten, wird die ästhetische Kritik, wenn sie nichts weiter ist als solche, nur zu Mifsverständnissen Anlafs geben, indem sie einen an ganz entlegenen Erscheinungen geübten Blick mitbringt. Der Beurtheiler der romantischen Poesie mufs schlechterdings auf das Einzelne und Kleine eingehen, da sich an dieses die wesentlichsten Bemerkungen über das Kunsttalent der Dichter knüpfen, er darf nie übersehen, dafs sich bei ihnen ein Theil des Geistes, dessen Daseyn wir *a priori* doch wohl zugeben müssen, in die Form gezogen hat. Allein eben für diese Einzelheiten schärft sich das Auge nur durch das Studium der Sprache, der Kunstform und gewisser historischer Verhältnisse, und darum mufs Beurtheilung und Forschung hier in einer Person vereinigt seyn. Wir haben noch in unsrer Zeit Geschichtschreiber der Literatur gesehen, welche ohne die geringsten Vorstudien, ohne Sach- und Sprachkenntnisse die Poesie des Mittelalters behandelt oder sich absprechende Urtheile über sie erlaubt haben, ohne recht bedenken zu wollen, dafs die frühern Dichter jenes Zeitraumes durch eine sorgfältige, ja feine Behandlung der Sprache und des Verses, worin die Provenzalischen Troubadours noch jezt unübertroffen dastehen, den Typus der gebildeten Dichtkunst aufgestellt und den Neueren auf die fruchtbarste Weise vorgearbeitet haben. Welchen Mängeln diese Art der Literaturgeschichte ausgesezt ist, kann das bekannte Werk eines geachteten Schriftstellers bezeugen. Wie Vieles ist in *Bouterwek's* Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit in den Abschnitten über das Mittelalter versehen! Rec. durchliest nur die wenigen Seiten (28—46), welche die älteste Spanische Poesie betreffen, und findet eine nur zu reiche Ausbeute von Irrthümern und Versehen, die er auf keine Weise entschuldigen kann. Ohne des Verfassers Urtheile zu berühren, führt Rec. die literärhistorischen Verstöfse an, die ihm bei einem einmaligen Durchlesen aufgefallen sind, um zu zeigen, dafs seine Behauptung keine Grille ist, allein er hebt auch die kleineren Fehler aus, weil der Geschichtschreiber auch diese vermeiden soll. Bei Seite 28 ist zu bemerken, dafs *Sanchez* seine Sammlung nicht 1775, sondern 1779 veranstaltete. S. 31 steht: „Ein artiger Zufall ist es, dafs der fromme Mann seine Verse selbst Prose nennt". *Prosa* heifst in der Sprache des Mittelalters auch Erzählung in Versen. S. 32 wird der *Tesoro* dem König *Alfonso* X unbedingt zugeschrieben, ohne dafs *Sanchez* bedenkliche Zweifel an der Aechtheit desselben angeführt werden. Vergessen ist die charakteristische Bemerkung, dafs ein Theil des Werkchens in geheimen Ziffern geschrieben ist, nicht erwähnt *Alfonso's* Gedicht *de las querellas* und sein *Tesoro* in Prosa. S. 35. *Alfonso* XI regierte nicht von 1324, sondern 1312. Daselbst heifst es: „Nach dem Bericht der Spanischen Literatoren hat *Alfons* XI eine allgemeine Chronik in Redondilien verfafst." Diesen seltsamen Irrthum hatte schon *Sanchez* (I. 171) berichtigt, allein der Verfasser scheint diesen Literator nicht gelesen zu haben, dessen „Commentar voll philologischer (soll heifsen: litterärhistorischer) Gelehrsamkeit" ihm langweilig vorkommen mochte. *Nic. Antonio* hatte den Irrthum eingeführt. In *Argote de Molina's Nobleza de Andalusia* heifst es im Index: *cronica por Don Alonso;* schlägt man aber das Buch auf, so findet sich nichts, als eine Stelle aus der versificirten Geschichte *Alfonso's* XI; wahrscheinlich also rührt der Index von einer andern Hand, als der des Verf. her; *Antonio* hatte sich mit der Angabe im Index begnügt. Auf derselben Seite steht zu lesen: „Die Redondilien kamen nun (durch *Alfons* XI) zu Ehren" — allein schon *Alfons* X hatte sich dieser Versart bedient. S. 37 wird gesagt, der Infant *D. Juan Manuel* sei 1362 gestorben, wiewohl *N. Antonio* und *Argote*, aus welchen die Notiz über *Manuel* entlehnt ist, gezeigt haben, dafs diefs die falsche Jahrzahl einer spätern Grabschrift ist, und der Infant 1347 starb. S. 42: „Er nennt sie *coplas*, also waren sie gewifs keine Alexandriner." Vergl. hiemit das in Alexandrinern geschriebene Gedicht vom *Cid*, v. 2286:

Las coplas deste cantar aquis' van acabando. — Daselbst wird es wahrscheinlich gemacht, dafs der Infant mit einem D. *Juan Manuel* im *Cancionero* eine Person sei. Diefs ist aber schlechterdings unwahrscheinlich. Wer einige Kenntnifs der alten Spanischen, Provenzalischen, Französischen, Deutschen und Italienischen Liederbücher besizt, wird sich erinnern, dafs sie den Stand der Dichter bei ihren Namen stets bemerken; dieser *Juan Manuel* kann also nicht der Infant gewesen seyn und wirklich war er ein Portugiesischer Dichter, der anderthalb hundert Jahre später lebte und von welchem Hr. *Böhl v. Faber* einige Lieder und eine Notiz mittheilt. S. 46 wird versichert, das Werk des *J. Ruiz de Hita* habe sich nur zum Theil erhalten. Aber

Digitized by Google

auch hier hat schon *Sanchez* gezeigt, dafs es drei Handschriften desselben gibt, die sich ziemlich ergänzen. — Mit Versehen dieser Art, welche des Verfassers Eilfertigkeit deutlich verrathen, kann eine treue Darstellung der Literaturgeschichte unmöglich bestehen. Frei von Vorurtheilen und ausgerüstet mit genügenden Vorkenntnissen mufs der Geschichtschreiber der älteren Spanischen Literatur den Muth fassen, in einen Wald poetischer Producte, in ein Labyrinth ungeprüfter Nachrichten und widersprechender Auslegungen einzudringen und aus dem Fragmentarischen ein zusammenhängendes Ganzes zu schaffen, wobei denn gar manche folgenreiche Frage in Betracht kommt.

Rec. hält es nicht für unpassend, der Beurtheilung eines Werkes, das der unmittelbaren Anschauung der ältern Castilianischen Poesie gewidmet ist, einige Fingerzeige über gewisse, von dem Geschichtschreiber dieser Poesie wohl zu beherzigende Punkte beizufügen, indem er die Hoffnung hegt, Hr. *B. v. F.* möge seinen oben erwähnten Plan, uns Aufklärungen über die Dichter seiner Sammlung mitzutheilen, nicht für immer aufgegeben haben. —

Es scheint unerläfslich, das ganze christliche Spanien zusammenzufassen; doch kann Castilien als Mittelpunkt festgesezt werden. Die ganze Klarheit der poetischen Anfänge entwickelt sich aus dem richtigen Auffassen des Verhältnisses zwischen Volks- und Kunstpoesie; diesen Punkt mufs der Forscher stets im Auge behalten, er mufs, um sich zur rechten Einsicht zu erheben, vorzüglich auf die Form eingehen und das Herausbilden der Kunstpoesie aus der volksmäfsigen beobachten. Die lezte, eine bescheidene Pflanze des vaterländischen Bodens, offenbart sich vorzugsweise in einfacher Form; es fragt sich, welche in Castilien die altnationale gewesen. Nur zwei Versarten dürften hier um den Preis streiten, der Alexandriner und die trochäischen Redondilien der Romanze (*redondillo mayor*). Ersterer tritt uns in den alten Denkmälern zuerst entgegen, allein er zeigt sich (in dem Gedicht vom *Cid*) so roh, ungelenkig und unmusikalisch, dafs wir in ihm nicht die natürliche, lebendige Sangweise des Volkes, sondern ein mühsames Streben, sich einer fremden Form zu bemächtigen, erkennen: der Verfasser scheint ein Gedicht in höherm Styl beabsichtigt zu haben. Dafs auch schon *Berceo*, *Ruiz de Hita* u. a. sich vierzeiliger Alexandriner-Strophen bedienten, darf uns nicht irren, denn diese Form ist erweisliche Nachahmung; in derselben dichtete schon um 1140 der Franzose *Thibaut de Vernon*, und ihre Anwendung für die geistliche und moralische Dichtkunst war allgemein. Manche Umstände zeigen, dafs der s. g. *redondillo mayor* in dem Spanischen und Portugiesischen Sprachgebiete, (nicht in dem Catalanisch-Provenzalischen) der älteste und nationalste Vers gewesen. Auch die Assonanz mufs als uralt und volksmäfsig anerkannt werden; als nachher die Kunstdichter auftraten, ward sie als kunstlos fast völlig verbannt, selbst in der erzählenden Gattung mufste sie dem Reime weichen, so dafs lezterer als ein zuverläfsiges Kriterium für die Unvolksmäfsigkeit einer Romanze gelten kann (demnach sind in *Grimm's Silva* als unächt auszustofsen die Romanzen S. 141 und 314, die auch innere Spuren des Kunstliedes tragen).

Weitere Fragen und Untersuchungen drängen sich bei der Betrachtung der Castilianischen *Kunstpoesie* hervor. In ihrer vollendeten Gestalt als Hofpoesie erscheint sie erst zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts: allein es liegt am Tage, dafs sie bereits im Stillen mehrere Bildungsmomente durchwandelt hatte. Eben so leicht läfst sich die Bemerkung machen, dafs sich verschiedene ausländische Fäden in ihr durchkreuzen. Offenbar hat die poetische Literatur dreier Länder einen gröfsern oder geringern Einflufs auf sie ausgeübt, nämlich die Provenzalische, die Catalanische und die Gallicisch-Portugiesische.

Was den Einflufs der ersteren betrifft, so glaubt der *Marques von Santillana* (doch wohl in Bezug auf eine Ueberlieferung), die Kunstpoesie (*estas artes*) sei von den Lemosinern nach Spanien verpflanzt worden. Die Höfe verschiedener Könige von Leon und Castilien, namentlich von *Alfons* IX und *Alfons* X, waren die Sammelplätze der Troubadours; einer der lezteren, *G. Riquier*, feiert *Alfons* den Weisen als den freigebigsten Beförderer der Dichtkunst. Höchst merkwürdig und für den Castilianischen Charakter bezeichnend bleibt es hiebei, dafs *Alfons* sich in Castilianischer Sprache niemals einer Kunstform der Troubadours bedient hat; allein wiewohl die ernsten und stolzen Castilianer den bunten Formspielen der Provenzalischen Muse nicht huldigten, und noch weniger ihren Geist sich anzueignen strebten, so gelang es ihnen doch nicht, *ihre* Einwirkung gänzlich abzuwehren, und schon der Name *Trobadores*, den sich die früheren Spanischen Dichter beilegten, kann diefs bezeugen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N. 143. u. 144.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1827.

Floresta de rimas antiguas castellanas, ordenada por D. J. N. Böhl de Faber.

(Beschluſs.)

Diese Einwirkung auf Castilien dauerte selbst nach dem Untergang der Provenzalischen Hofpoesie fort, da sich die Dichter in dem angränzenden Reiche *Aragon* der Sprache und Kunstformen der Troubadours zum Theil bis in das fünfzehnte Jahrhundert beflissen, und hierin von ihren auf Nationalsinn und Nationalsprache eifersüchtigen Königen, deren Vorfahrer selbst als Troubadours sich gezeigt hatten, ermuntert wurden. Bekanntlich lieſs König *Johann* I 1390 zu *Barcelona* ein *Consistorio de la gaya sciencia* nach dem Muster der Toulouser Blumenspiele errichten; dieſs stockte nachher eine Zeitlang, ward aber von dem Marques von *Villena* von Neuem organisirt. Dieser merkwürdige Mann glaubte sich zum poetischen Apostel für Castilien berufen; das Verhältniſs, in welchem er zu den Dichtern dieses Landes stand, ist für den Gechichtschreiber der Spanischen Poesie sehr beachtenswerth. Offenbar hatte er die Absicht, die Kunstregeln der in Aragon noch immer gelesenen und verehrten Troubadours auch in Castilien geltend zu machen: er verfaſste zu dem Ende eine Poetik, worin die „*Trobadores antiguos*" und die aus ihnen abstrahirten Vorschriften der Dichtkunst als Muster aufgestellt wurden. Das Werk war an den Marques von *Santillana* gerichtet, der sich nach diesen Lehren bilden, und vermöge seines Ansehns auf die übrigen Dichter des Königreichs, „damit diese den Namen Troubadours mit Recht führten" wirken sollte. Dieses Streben blieb nicht ohne Erfolg, wenn man das Ansehn erwägt, zu welchem die Poetik des Provenzalen *Ramon Vidal* gelangte; wenigstens verwahrt sich *Santillana* in der Vorrede zu seinen Sprichwörtern bei Erwähnung einiger metrischen Freiheiten, die er sich erlaubt hatte, gegen den Vorwurf, er habe den *Vidal* nicht gelesen. Allein das auffallendste Beispiel von dem Nationalsinne der Castilianer ist das, daſs sich auch noch jezt kein Dichter des Landes der Provenzalischen Versarten, selbst nicht des über ganz Südeuropa verbreiteten *Hendecasyllabus*, bedient; Versarten, wie sie *Villena* in seinem Tractat ganz im Geschmack der Troubadours aufstellte, z. B.:

Vuestra bondad por ser loada de mi
Havra sazon sea mas conocida —

oder

Cuidado tengo yo de ti
Ai alma por tu mal fazer

finden sich nicht im *Cancionero*, und einige darin vorkommende sogenannte Sonette (von 41 Zeilen) sind sogar Italiänisch geschrieben, als wäre die Castilianische Mundart dazu nicht passend gewesen; doch werden dem Marques v. *Santillana* einige Castilianische *Hendecasyllaben* zugeschrieben (S. *Sarmiento p.* 217).

Die dritte Literatur, welche auf die Gestalt der Castilianischen Kunstpoesie wirkte, ist die Gallicisch-Portugiesische. Die Gallicische Mundart beherrschte Anfangs auſser Gallicien auch die Provinz *Entre Minho e Douro*, und verbreitete sich von da mit den Waffen der neuen Portugiesen über Südportugal, wo sie nachher ihre Ausbildung empfing; allein noch zu Ende des 13ten Jahrhunderts war die Sprache jener Provinz die poetische des Königreichs. Ueberraschend ist es, daſs sich dort, was in Castilien niemals gelingen wollte, schon im 13ten Jahrhundert eine Liederpoesie im Geist und in der Form der Provenzalischen ausbildete: der von *Stuart* herausgegebene, schon oben erwähnte, *Cancioneiro* thut dieſs auf eine unwidersprechliche Weise dar, wir finden hier die Kunstformen der Troubadours auf das Genaueste durchgeführt. Der Literaturgeschichte liegt die Untersuchung der Frage ob, auf welche Weise die Provenzalische Lyrik in Portugal Eingang gefunden. Vorläufig ist die Erklärung, daſs sie durch reisende Kunstdichter etwa von dem Castilanischen Hofe aus hinübergepflanzt worden, die wahrscheinlichste, wenn auch

Digitized by Google

die Troubadours nirgends einer Verbindung mit Portugal erwähnen. Alsdann wäre zu untersuchen, ob neben der provenzalischen Schule in Portugal, welche nicht lange geblüht zu haben scheint, eine nationale bestanden, oder ob sich diese nach dem Verfall der ersteren gebildet habe. Die Muthmafsung *Santillana's* (*Sanch. LVII*), dafs die Castilianer den Portugiesen die *versos de arte mayor* verdankten, würde das Alter der einheimischen Kunstpoesie sehr hoch hinaufrücken, da schon *Alfons X* sich dieser Strophenart bediente. So viel aber ist augenscheinlich, dafs die Portugiesisch-Gallicische und Castilianische Dichtkunst von jeher in lebendiger Wechselwirkung standen, wobei aber erstere den Vorrang behauptete; bekanntlich schrieb *Alfonso* X seine *Cantigas* in Gallicischer Sprache und Versweise, und *Santillana* versichert sogar, was aber nicht zu glauben ist, dafs man früher in Spanien *nur* Gallicisch gedichtet habe (*Sanch. LVIII*); er selbst, so wie der noch vor ihm lebende Archidiaconus von *Toro* bedienten sich aber zuweilen der Gallicischen Mundart; doch fand auch das umgekehrte Verhältnifs statt.

Diesen und ähnlichen Gegenständen mufs derjenige eine gründliche Untersuchung widmen, der bis in das Herz der Altspanischen Poesie eindringen und uns eine befriedigende Auseinandersetzung derselben geben will. Dafs er aber alsdann auch der *Floresta* des Herrn *B. v. F.* eine besondere Rücksicht schenken mufs, läfst sich aus dem über sie Gesagten abnehmen.

Friedr. Diez.

LIX.

Die Familien Walseth und Leith. Ein Cyclus von Novellen von Henrich Steffens. Breslau, bei Joseph Max und Komp. 1826 u. 1827. Drei Bände. 8°.

Der Verfasser führt uns in diesem Werke in die Verwicklungen des achtzehnten Jahrhunderts, und läfst an dem Schicksale einzelner Individuen die politischen und religiösen Reibungen jener Periode erscheinen. Das Treiben der Brüdergemeinen und Missions-Anstalten, die Dänischen Hof- und Staats-Ereignisse, Friedrichs des Grofsen Heer und Staat, Paris vor der Revolution, der frühere und spätere Freiheitskampf der Corsen, König Theodor, und die Französische Revolution, das sind die historischen Massen, welche die Schicksale der Familien Walseth und Leith in den Vätern und Söhnen bestimmen.

Wir dürfen uns um so mehr einer genauern Inhalts-Anzeige des umfangreichen Werkes überheben, als wir die Bekanntschaft mit demselben bei den Lesern voraussetzen zu können glauben.

Dafs der berühmte Verfasser auch in diesem Werke etwas Aufserordentliches geleistet haben würde, davon waren wir im Voraus überzeugt. In seinem Geiste findet sich eine seltene Vereinigung von Kraft und Tiefe der Spekulation mit thätiger und deutlich anschauender Phantasie. Die philosophische Betrachtung erstarrt daher nie bei ihm zur abstrakten Formel, sie behält vielmehr eine Färbung von dichterischer Individualisation. Gerade diese Eigenschaften geben seinen Naturanschauungen, seinen Urtheilen über politische und gesellige Verhältnisse die hohe Wahrheit und die gediegne Schärfe. Mit Vergnügen haben wir von dieser Seite das günstige Vorurtheil, mit welchem wir das Werk zur Hand nahmen, durch das Werk selbst gerechtfertigt gesehen. Mag der Verfasser uns in tiefe Wald- und Felsgründe unter Jäger und Bauern, mag er uns unter Menschen führen, die in den Pariser Salons die Verfeinerung auf die Spitze getrieben haben, mögen wir an seiner Hand die Einsamkeit insularischer Zustände, oder das Getümmel bewegter Volksmassen durchwandern, überall bemerken wir Geist und Originalität. Ganz besonders gehaltreich ist uns das erschienen, was bei der Schilderung der politischen Schwindeleien und Machinationen, als deren Gipfel gewissermaafsen das Abenteuer von König Theodor zu betrachten ist, vorkommt. Schön und tief ist auch Friedrichs des Grofsen Stellung zu seiner Mitwelt behandelt worden. Es ist überhaupt in dem Buche ein Reichthum von Geist verbreitet, und was uns besonders daran erfreut hat, das ist der innere Zusammenhang, worin es mit dem Buche des Verfassers über die gegenwärtige Zeit, und wie diese geworden, steht. Der Verfasser weist so dort, wie hier, auf einen bedenklichen Verfall alles dessen, was die Menschen unter einander zusammenhält und verknüpft, hin, er zeigt, in welche Zweideutigkeit alle Dinge in der Welt gerathen, wenn das eigentlich strengsittliche und religiöse Gepräge verloren geht, und er fordert daher Religion als Bedingung und Grundstein jedes wahrhaften Denkens, Wirkens und Lebens.

Digitized by Google

Anders kommt nun freilich das Urtheil über das Buch zu stehn, wenn wir es als Kunstwerk betrachten, und den kritischen Maafsstab von den Gesetzen der Poesie entnehmen. Und diesen müssen wir denn doch anlegen, da es sich selbst durch seine Form den ästhetischen Gerichtsstand gewählt hat. Man hat auch in dieser Beziehung das Werk hochstellen wollen, und die Lobenden haben nur das daran nicht verabreden können, dafs des Stoffes darin zu viel sei, und die Poesie unter der Masse von Ereignissen nicht recht zum Vorschein kommen könne. — Uns scheint aber der Fehler nicht in einem solchen, wohl noch zu vermeiden gewesenen Verstofse, sondern in einem Mangel an eigentlich poetischem Geiste zu liegen. Nicht dafs die Poesie darin fehlte — sehr viele einzelne Stellen haben hohe dichterische Kraft, aber sie ist doch überwältigt von der Reflexion, und im Ganzen erscheint das Buch mit zu bestimmter didaktischer Tendenz. Es macht sich daher im ganzen Buche ein gewisses künstlerisches Unvermögen kund, und offenbart sich durch Mangel an Harmonie zwischen den einzelnen Theilen, an plastischer Form der Gestalten und an Interesse der Darstellung. Schon die seltsame Idee, die Geschichte nahe ihrem Ausgangspunkte zu beginnen, dann durch das übrige Buch die Vorgeschichte zu verfolgen, und endlich im lezten Theile bei jenem Ausgangspunkte wieder anzulangen, gibt dem Ganzen etwas Unklares, Verworrnes. In der Einleitung, dem Schlofsbrande, ist zu wenig Bewegung, die langen Gespräche der Norwegischen Freunde ermüden, und als das Schlofs anfängt zu brennen, werden wir in die Mitte von Ereignissen versezt, deren Zusammenhang wir nicht fassen, und die doch nicht spannen, weil die Charaktere der handelnden Personen zu wenig ausgezeichnet sind, als dafs uns ihre Verwicklungen lebhaft zu interessiren vermöchten.

Im zweiten Abschnitte zieht die Gestalt des Grafen *Zinzendorf* an, *Löghs* und *Amaliens* Figuren bedeuten zu wenig, und das Treiben im Gräflichen Schlosse läfst ganz theilnahmlos. An diesem Theile wird überhaupt ein Hauptfehler des Werks recht fühlbar, dafs nämlich die einzelnen Abschnitte zu wenig innere Abründung haben, um für sich und als selbstständige Novellen zu gelten, das Ganze aber, dessen Theile sie sind, als Roman nicht befriedigt, da es an der Einheit eines Helden und seines Schicksals mangelt.

Den zweiten Band möchten wir für den gelungensten auch in dichterischer Hinsicht halten, die Scenen in Africa, das Treiben der Intrigants, die Kämpfe auf Corsica und König Theodors Abenteuer sind lebhaft und sinnlich dargestellt, und interessiren mit der Kraft gutgeschriebener Memoiren; das Verhältnifs der Sünderin Francesca zum Helden ist das durchgeführteste im Werke, ihre Reue und ihr Tod ist würdig und rührend gehalten. Auch die im nächsten Abschnitte folgenden Meerscenen, und dann das Stillleben auf Gidskoe sind gute Partien; gegen das Ende dieser Novelle sinkt die Darstellung wieder, Löghs und Amaliens Wiedersehn ist zu trocken und fragmentarisch behandelt, dagegen hat die Gränzstreitigkeit, mit deren Schlichtung dieser Theil schliefst, zu viel Breite und Ausführlichkeit bekommen. Der Verfasser malt überhaupt häufig Nebenfiguren und Nebenpartien zu mühsam aus, dadurch werden denn die Hauptfiguren gehindert und verdeckt.

Im dritten Bande geht es ein wenig bunt und verworren zu, beständig werden Fäden angeknüpft und abgerissen, die Ereignisse sind zum Theil gar zu unwahrscheinlich. Die Geschichte mit dem verlornen Schmuck ist wieder zu breit gehalten, und als tragischer Hebel erscheint das Motiv zu dürftig. Der Wahnsinn des jungen Mannes, der unter einem schmählichen Verdachte leidet, ist gut und mäfsig dargestellt, dagegen scheint sich uns der Verfasser bei Walseth und dessen irrem Wesen etwas in die Hoffmann'sche Schule vergangen zu haben, wir haben diese dunkeln gespenstischen Sachen nur mit einem gewissen Widerstreben lesen können. Endlich langen wir denn wieder bei den Norwegischen Freunden an, und Manches wird gelöst, von dem der Knoten uns nicht mehr erinnerlich ist. So schliefst das Buch, und läfst, für jezt wenigstens, einen halben und nicht erfreulichen Eindruck zurück. Wir müssen erwarten, was der Vefasser uns noch weiter bieten wird, denn zum eigentlichen Abschlusse ist die Geschichte wohl noch nicht gekommen.

Wenn wir uns durch Ueberzeugung genöthigt sahen, über das Buch in einer Beziehung ein strenges Urtheil auszusprechen, so müssen wir wiederholen, dafs unsre Meinung sich nur auf das Werk als auf eine Komposition im Ganzen bezieht, denn im Einzelnen haben wir so viel Schönes und Treffliches gefunden, dafs davon mindere Talente noch reich werden könnten.

Immermann.

Digitized by Google

LX.

Histoire de France, depuis la fin du règne de Louis XVI jusqu' à l'année 1825, *précedée d'un discours préliminaire et d'une introduction historique sur la monarchie française et sur les causes qui ont amené la révolution; par l'Abbé de Montgaillard.* Paris, 1827. Tome I — V. 8.

Wer eine *Geschichte* zu schreiben verheifst, gibt dadurch kund, dafs er sein Absehn vorzüglich auf die Sache selbst richtet, auf den ganzen Umfang und die ganze Bedeutung derselben, im Gegensatze von *Memoiren* oder *Denkwürdigkeiten*, in welchen, dem geltenden Begriffe nach, der Charakter des Persönlichen vorwaltet. Irrige Titel, wenn z. B. der sonst verdienstvolle *Dohm* seine gutgemeinten, aber höchst langweiligen Geschichtsabhandlungen als Denkwürdigkeiten — was sie im obigen Sinne durchaus nicht sind — darbietet, können hin und wieder Verwechslungen veranlassen, aber den wohlbegründeten Unterschied selbst nicht aufheben. Was uns hier mitgetheilt wird, sind keine Memoiren, obwohl Einiges der Art hinein verwebt ist; aber auch eine Geschichte dürfte dieses Werk nicht wohl zu nennen seyn, wenn wir den Ausdruck nicht verschwenden, sondern die Verarbeitung der Begebenheiten zur Einsicht in ihr Gesammtwesen, die Darstellung eines geistigen Ganzen, damit bezeichnen wollen. Unser Verfasser nimmt die Ereignisse mehr in ihrer Folge, als in ihrem Zusammenhange, mehr in ihrer Tageserscheinung, als in ihrem Vollbezuge. Zunächst an die Zeitrechnung hält er sich fest, und nicht nur im Allgemeinen, sondern auch im Einzelnen; sein Stoff ist ihm nach Jahren, Monaten, Tagen eingetheilt, und Alles, was er zu sagen hat, mufs ihm eine Kalenderbezeichnung führen. Er ist demnach weniger Geschichtschreiber als *Annalist*, und sein Genie entreifst ihn nicht der beschränkten Form seiner gewählten Gattung, einer Gattung, welche unläugbar auch ihr Verdienst und manchen Vortheil hat, wenn auch den gerade nicht, der hauptsächlich dem Geschichtschreiber eignet.

Diese ersten fünf Bände enthalten, nach einer ausführlichen Vorrede und einer starken geschichtlichen Einleitung, den Gang der Begebenheiten vom 11. Januar 1787 an bis zum 18. Oct. 1802. Die folgenden Bände sollen bis zu dem Jahre 1825 führen, in welchem der Verfasser starb. Er hat diesen Zeitraum in fünf Abschnitte getheilt, die Regierung Ludwigs XVI, die Republik, das Consulat und Kaiserthum, die Regierung Ludwigs XVIII bis zur Räumung Frankreichs von fremden Truppen, und endlich die von diesem Zeitpunkt erst gerechnete konstitutionelle königliche Regierung. Man sieht, der Verfasser macht seine Abschnitte etwas willkürlich und nicht sehr angemessen. Doch kommt es bei seinem Verfahren wenig auf solche Eintheilungen an, die für seinen Stoff unwirksam bleiben, da ohnehin die genaue Einordnung in die Zeitfolge jede höhere Zusammenstellung und Gliederung bedeutender Theilganzen untersagte. Für die leztere Entbehrung hält er sich denn auch bestens schadlos durch unermüdliche Gegeneinanderstellung des Einzelnen; in diesem sucht er das Gleiche und Ungleiche mit Sorgfalt auf, und Kontraste aller Art erforscht, benuzt und verfolgt er mit einem Eifer und einer Beharrlichkeit, die sich nirgends wollen im Fehl betreffen lassen. Was Einer früher gewesen, was er nachher geworden, wie er in Worten, in Thaten, und durch beide gegeneinander, sich widersprochen, welchen Verhältnissen er gedient, was er gesucht, erlangt, das Alles wird sorgfältig beigebracht und genau in Rechnung gesezt. Hieraus entstehn allerdings merkwürdige Ueberblicke, seltsame Verbindungen, beifsende Anklagen; für die Eitelkeiten, die erwünschten Verbergungen und scheinvollen Heucheleien, ist unser Verfasser ein entsetzlicher Mann; eine gewisse Schadenfreude, welche so gern jedem Ungewöhnlichen sich anschliefst, findet hier reiche Nahrung. Doch dadurch, dafs Alles nur im Einzelnen erfafst wird, nie das Nothwendige der Entwickelungen hervortritt, und somit in der Betrachtung doch grade dasjenige, was in ihm selber eigentlich das Treibende, durch ihn nur Weitergeförderte, das Nothgedrungene ist, nicht bemerklich werden kann, verliert sich in solcher Zersplitterung stets der wahre Charakter der Ereignisse wie der Personen; diefs mufs immer geschehn, wo ohne genugsamen Geist, der eine grofse Mannigfaltigkeit herrschend als Einheit schaut, ein sonst noch so guter Wille sich aus den Theilen allmälig ein Ganzes aufzusummen strebt. Die Wahrheitsliebe, die Gerechtigkeit und Billigkeit, mit der ein solches Geschäft unternommen seyn mag, helfen wenig gegen die ursprüngliche Mittelmäfsigkeit, aus der dasselbe hervorgegangen, und werden in der Anwendung

Digitized by Google

oft geradezu das Gegentheil dessen, was sie zu seyn meinen. So ergeht es häufig genug dem Abbé von Montgaillard, dessen Verhältnisse und Sinn wir zuvörderst etwas näher ansehn müssen.

Aus der dem Buche vorangestellten Nachricht erfahren wir, dafs der Abbé *v. Montgaillard* im Grunde ein wunderlicher Abbé ist, nämlich einer, der es nie gewesen, aber es beinah geworden wäre! Im Jahre 1772 auf dem väterlichen Schlosse Montgaillard unfern Toulouse geboren, aus angesehener altadelicher Familie, für welche jeder Weg der Staatsehren und der Hofgunst offen stand, wurde er anfänglich zum Kriegsdienste bestimmt; doch ein Unfall, der den Jüngling noch auf der Schule traf, indem durch einen Sturz in Felsengeklüft ihm der Rückgrat verbogen wurde, liefs jene Bestimmung ändern, und der für immer Verunstaltete sollte nunmehr der Kirche zur Zierde werden. Er war auch schon in ein geistliches Seminarium aufgenommen, und zu bedeutenden Würden ausersehn, als die Revolutionsunruhen ausbrachen. Der Abbé, welcher allerdings, der Französischen Sitte nach, als junger Mann vornehmen Standes und dem geistlichen gewidmet, so heifsen durfte, hielt in beiderlei Eigenschaft an dem Alten fest, wanderte nach Spanien aus, kam nach Sevilla und selbst nach der Küste von Afrika, wandte sich dann aber nach England, wo er im Kreise der Emigrirten den politischen Interessen derselben lebte, zugleich aber auch mit angesehenen Engländern, unter andern mit Burke, so wie mit Englischer Sprache und Literatur genau bekannt wurde. Hierauf lebte er eine Zeitlang in Hamburg und in andern Städten von Deutschland, und wohnte zulezt dem Kongresse von Rastatt bei, nach welchem er, der Emigration und ihrer politischen Betreibungen überdrüssig, die Gelegenheit ergriff, nach Frankreich zurückzukehren, wo er bis zum Jahre 1805 in stiller Mufse blieb. Dann aber nahm er Dienste bei der Kriegsverwaltung, folgte den Heerzügen Napoleons, und besorgte namentlich in Kassel, in Wien und in Lübeck die ihm aufgetragenen Finanzsachen mit Erfolg und Beifall. Die Ereignisse des Jahres 1814 gaben ihm Anlafs, in das Privatleben zurückzutreten; er nahm, was die Wiederkehr so vieles Alten ihm darbot, den Abbétitel wieder an, und widmete seine Zeit, wie schon früher theilweise, nun ganz den Studien der Revolutionsgeschichte, deren Verlauf er ja selbst auf entgegenstehenden Seiten als theilnehmender Augenzeuge mitgemacht. Zuerst den Gesinnungen und Thätigkeiten der Emigration angehörig, dann wieder dem Gemeinwesen der Nation versöhnt, und darauf deren neuem Oberhaupte dienend, immer eifrig genug, um nicht ganz untergeordnet zu bleiben, und doch niemals hingegeben genug, um entschieden sein Glück zu machen, bildete er sich nach seinen erlebten Verhältnissen, gleichsam als Durchschnittsertrag derselben, eine gemischte Ansicht und Beurtheilung, die über die stärksten Vorurtheile hinaus ihn mit dem sogenannten Zeitgeiste, hier oft nur dem Geiste der Umstände, in das beste Vernehmen sezt. Der Billigkeit aber, welche hieraus entstehn möchte, stellt sich ein mächtiges Gegengewicht in der Beschaffenheit der Geistes- und Gemüthsgaben des Verfassers hindernd gegenüber. Er hat allerdings in redlicher Meinung bei seiner Geschichtsarbeit stets einen starken Zug auf das Sittliche; wo er das erkennen mag, da spart er sein Lob, seine Billigung nicht; allein ihm fehlt der Geist, in so ungeheuren Verwickelungen herauszufinden, wie und wo das Lebendige sich durch das Todte siegend hindurcharbeitet, er fafst nichts im Grofsen und Ganzen, Alles nur im Einzelnen, in Stücken, und dieses Abgerissene dann vergleichend und gegen einander abmessend glaubt er gar viel gethan zu haben! Da er auf diese Weise nicht leicht eine Befriedigung für seine sittlichen Ansprüche an das Geschehene finden kann, indem sich das, was im Ganzen auch allenfalls zusammenstimmte, in der Vereinzelung nur stets ungefüger gibt, so bleibt unserm Verfasser zulezt fast überall nur Tadel und Verwerfung übrig, die er denn mit aller Strenge nach allen Seiten eifrig ausspricht. Einige Züge und Gestalten abgerechnet, denen in der herrschenden Denkart des Zeitalters ein Ausschlag nicht fehlen kann, Züge des Heldenmuthes, der rücksichtslosen Pflichterfüllung, der wohlthätigen Beflissenheit im bürgerlichen Leben, — wie er denn ausdrücklich die Namen der Liancourt, Lafitte, Ternaux und Appert viel höher stellt, als die der Montmorency, La Tremouille, Rohan und Brissac —, weniges dieser Art abgerechnet, dem auch wir an seinem Ort unsre Anerkennung gewifs nicht versagen, bietet ihm die Masse der Weltbegebenheiten fast nur Gegenstände des Mifsvergnügens, des Unwillens. Er hat keinen Helden, — auch sich selber hat er dazu nicht erkoren, — keine Partei, keine ausschliefsliche Richtung, denen er huldigen, angehören, folgen möchte; er ist ein entschiedener Feind

Digitized by Google

des alten Régime, ein heftiger Gegner der Revolution; die Nationalversammlung gleicherweise wie die Emigration erleiden bittern Tadel; dem Konvent, dem Direktorium schenkt er nichts, aber auch wahrlich den koalisirten Mächten nichts, und seinem Hasse, seiner Verkleinerung Napoleons entspricht gleichartig seine Feindschaft gegen das Ausland, gegen die heilige Allianz; ihn befriedigt keine Seite der öffentlichen Erscheinungen: Cazalès und Mirabeau, Necker und Sieyes, Moreau und Talleyrand, Frau von Staël und Frau von Genlis, alle wirft er zusammen in dieselbe Lauge, und zeigt an ihnen die Flecken, die er so recht schaubar hervorgebeizt; wo die Politik des Tages in seinen Aeufserungen durchbricht, da stehen Villele und dessen Genossen, aber auch Canning und seines Gleichen, und überhaupt das ganze Ausland, ohne vielen Unterschied seinem Zorneifer blofs.

Diese allgemeine Gegnerschaft, hervorgehend aus einer dem Geiste abgewandten, kleinlichen Sittlichkeitsrichterei, deren wir auch in Deutschland namhafte Beispiele zeigen können, ist nur ein Zerrbild der geschichtlichen Gerechtigkeit, die wir gewifs auch von dem Geschichtschreiber verlangen, aber von seiner Einsicht, nicht von einem traurigen Schematismus, nach welchem der Pedant seine eigne Beschränktheit als höchste Gebrauchstugend für die Welt aufstellen möchte! Allein, sofern sie nur mit Kenntnifs und Talent ausgeführt wird, bringt auch diese Mifsart zum Theil wieder ihre eigne Berichtigung mit. Ist die Forschung genau, die Zusammenstellung getreu, der Stoff aus mannigfachen, vielleicht neuen und eigenthümlichen Quellen geschöpft, so wird immer die Geschichtskunde dabei gewinnen. In solchem Betracht ist unser Verfasser in der That gar sehr zu schätzen; sein Eifer ist redlich, er gibt getreulich wieder, was er gefunden, er entstellt gewifs nichts mit Absicht, und an neuen, seltsamen, merkwürdigen Mittheilungen, aus welchen wichtige Aufschlüsse folgen, fehlt es ihm keineswegs. Durch seine früheren Lebensverhältnisse wurde er mit vielen Besonderheiten bekannt, welche als Parteigeheimnifs einem Aufsenstehenden meist entzogen bleiben, und höchst selten einmal von einem Eingeweihten gestanden werden; seine späteren Lagen und Verbindungen mufsten ihm von andrer Seite Licht geben, und in solcher Doppelbeleuchtung sich für ihn viele Gegenstände aufklären, die sonst nicht leicht enthüllt werden. Vermittelst solcher Begünstigung vermag er manches Bedeutende mitzutheilen, welches auf persönlicher Kunde beruht, und aufser dem eigenthümlichen Stempel der Wahrheit, der schwer zu fälschen ist, auch öfters noch die Berufung auf lebende Zeugen für sich hat. Aufser seinen eignen Erlebnissen hat der Abbé noch die eines Namensvetters, vielleicht Bruders, nämlich des Grafen von Montgaillard, den er häufig nennt, zu benutzen gehabt. Dieser war in die geheimen Betreibungen der Hauptparteien tief eingeweiht, und eines der thätigsten Werkzeuge der Kontrerevolution. Die gefährlichsten Aufträge theils des Königes selbst, theils der Französischen Prinzen hatte er übernommen, und in Paris die heftigsten Stürme der Schreckenszeit immer gewandt und thätig mit durchgemacht. Seine Geschäfte selbst erlegten ihm auf, mit den Jakobinern zu leben; als er im Sommer 1794 nach grofsen vergeblichen Wagnissen endlich doch Frankreich verliefs, machte man ihm in Brüssel Vorwürfe wegen jener Verbindungen; er jedoch erwiederte keck: „*On ne sait pas la révolution et on ne peut pas la combattre, quand on ne soupe pas chez Barrère.*“ Später liefs er in London eine besondere Rechtfertigungsschrift drucken, und das fortgesezte Vertrauen der Prinzen, die ihn ferner in den wichtigsten Angelegenheiten gebrauchten, bestätigte seine Versicherungen. Die Aufschlüsse, die ein solcher Mann geben konnte, dürfen einen hohen Werth ansprechen, und er scheint sie nicht gespart zu haben, sein Name kommt in den merkwürdigsten Verflechtungen vor. Durch alles, was in dieser Art persönlich Erlebtes und aus persönlicher Ueberlieferung Empfangenes dem Buche einverleibt ist, gewinnt dasselbe allerdings etwas Memoirenhaftes, welches denn auch das Vorzüglichste in dem Ganzen ist, aber freilich in der grofsen Masse des übrigen Zusammengehäuften noch immer zu selten auftaucht.

Unser Beruf kann hier nicht seyn, den Verfasser durch die ganze Folge seiner Aufzeichnungen zu begleiten, doch wollen wir Einzelnes, was in Betreff der Ansichten oder der thatsächlichen Mittheilungen vorzüglich bemerkenswerth erscheint, näher in Betrachtung ziehen. Die geschichtliche Einleitung bemüht sich, den Ausbruch der Revolution aus den früheren Ereignissen und Zuständen zu erklären, und insonderheit darzuthun, dafs mit ihr eigentlich gar nichts Neues aufgetreten ist, sondern das alte als Régime in ihr nur fortgesezt, gleichsam ergänzt worden. Er sieht überall nur die nothwen-

Digitized by Google

dige Folge der Dinge, nirgends Absicht, Plan, bewufste Vorbereitung; er stimmt ganz den Beurtheilern bei, welche die Gedanken erst mit der That entstehn lassen, und keine Voraussetzung bestimmter, langgenährter Entwürfe weder des Umsturzes noch der Neubildung zugeben. Die Konstitutionellen, die Republikaner, die Jakobiner, sind nach ihm nur der auf der jedesmaligen Höhe des Tages erscheinende Ausdruck einer allgemeinen Nothwendigkeit, und die Gewaltsamkeit, die Gräuel, durch welche diese Parteien zur Gewalt gelangen und sie eine Zeitlang behaupten, nur die Gegenwirkung des Widerstandes, welcher von innen und aufsen der unabweislichen Verbesserung der bürgerlichen Gesellschaft mit so verderblichem als beharrlichem Erfolg entgegengesezt worden. Absicht, Plan und Berechnung, die er der Revolution abspricht, mifst er dagegen reichlich, wenn gleich als fehlschlagende, der Kontrerevolution bei. Das alte Régime durchforscht er fleifsig, um in ihm die ganze Revolution nachzuweisen; er findet dieselben Laster, dieselben Unthaten, dieselben Richtungen. Wo die Widersprüche dessen, was man scheinen wollte, mit dem, was man wirklich that, recht stark hervortreten, da bohrt er eifrigst seine Merkzeichen ein. Züge wie diese, dafs der grofse Condé nach der Hinrichtung des Königs Karl von England an Cromwell geschrieben, um demselben Glück zu wünschen zu seiner Erhebung, und der dadurch dem Verdienst und der Tugend erwiesenen Gerechtigkeit, dafs Ludwig XIV und sein ganzer Hof bei Cromwell's Ableben Trauer angelegt, dafs eine fromme und tugendstrenge Kaiserin an die Pompadour, Maitresse Ludwigs XV, schmeichelnd geschrieben: „*Ma cousine*," weil deren Einflufs auf den schwachen König bestimmten Zwecken dienen sollte, diese und andre solche Züge, an welchen freilich die Geschichte nicht arm ist, frischt er sorgfältig auf. Er findet in solchen Herabwürdigungen des Legitimen dessen gewisse Zerstörung, den entschiedenen Hintrieb zur Revolution. Ein Gleichbild dieser spielt er weit in die früheren Jahrhunderte zurück. Die Verfolgung, welche von 1791 bis 1799 die katholischen Gläubigen traf, war erweckt, sagt er, durch das Andenken der Bartholomäusnacht und der Dragonaden; der Staatsbankrott in der Revolution findet sein Vorbild in den Staatsbankrotten unter Ludwig XIV und dem Regenten, die Assignaten in dem Aktienschwindel des Schottländers Law; die Septembriseurs sind ihm die Abkömmlinge des Marschalls von Montluc, der sich unterzeichnete: „*Montluc, bourreau du roi*," des Herzogs von Guise, auf dessen Befehl die gnadeflehenden Ketzer von Thürmen herab in die Flammen gestürzt wurden, der Herzoge von Luxemburg, Harcourt u. s. w., welche im Jahre 1418 die wehrlosen Gefangenen des Chatelet hinmordeten; in den Ersäufungen zu Nantes, von Carrier veranstaltet, sieht er Nachbild dessen, was Philipp der Gute, Ludwigs XI Zeitgenosse, zu Dinant vollbrachte, wo er 800 Soldaten vor seinen Augen in die Maas werfen liefs. Genug, kein Gräuel, keine Schändlichkeit in der Revolution, die nicht auch dem alten Régime zukäme! Die Bemerkung ist richtig, sie liefse sich sogar noch steigern; aber was ist damit gewonnen? Die Vergleichung läfst sich auf alle Zeiten und Nationen übertragen; das Menschengeschlecht war immer dasselbe; solche Allgemeinheiten des Einzelnen geben aber keine geschichtliche Anschauung; das eigenthümlich Bezeichnende einer Begebenheit, eines Volkes, liegt im Geiste und in der Richtung, nicht in dem Mehr oder Minder von Erscheinungen, welche in jedem Kampfe, sei er auch zur Bildung und Freiheit, die Rohheit desselben darstellen.

Indem der Verfasser die *Ursachen* der Revolution ganz entschieden in das alte Régime sezt, läfst er eben so wenig zweifelhaft, wer ihm die eigentlichen *Urheber* derselben sind. „Man beschuldigt wohl ohne Grund," sagt er, „die Französische Nation, das Französische Volk, des Umsturzes der Monarchie; dasselbe blieb den Betreibungen, welche diesen bereiteten, völlig fremd: erst nachdem der Hof, der Adel, die Geistlichkeit und die Parlementer das Volk förmlich dazu berufen hatten, nahm es thätigen Antheil an der Revolution, aber die privilegirten Stände waren es, welche den König Ludwig XVI, nachdem sie ihn irregeleitet, verrathen, in Versailles verlassen, der Nation überlieferten: ja, der Adel, die Geistlichkeit und die Parlementer sind die Urheber der Revolution." Er führt als erste Revolutionairs und Jakobiner namentlich an: die Orleans, Larochefoucauld, Noailles, Montmorency, Beauveau, d'Aiguillon, d'Estaing, Crillon, Clermont-Tonnerre, Lameth, Mirabeau, Lally-Tolendal, Lusignan, Nesle, die Erzbischöfe und Bischöfe le Franc de Pompignan, Champion de Cicé, Talleyrand-Perigord u. s. w. Die Anträge und Reden Mathieu's von Montmorency, der auf die Abschaffung der Wappen und Adelszeichen drang, der die Apotheose Rousseau's im Pantheon veranlafste, werden nicht ver-

Digitized by Google

gessen. Merkwürdig ist es, als Theilnehmer dieser Ansicht einen Deutschen zu vernehmen, der in der Vorrede zu seiner Uebersetzung von Mounier's bekanntem Werke sich folgendermaafsen ausdrückt: „Man wundere sich daher nicht, wenn, besonders in den ersten Theilen der nachfolgenden Entwickelung von nichts, als den falschen Maafsregeln des Hofes, den Fehlern der Minister, und den verderblichen Prätensionen der privilegirten Stände die Rede seyn wird. Das schreckliche Loos, welches fast alle Individuen aus diesen Klassen, die Schwachen wie die Bösen, die Guten wie die Unredlichen, getroffen hat, scheint freilich den Stachel des Vorwurfs gegen sie abstumpfen, und die richtende Nachwelt mit ihren so schwer gebüfsten Verirrungen aussöhnen zu müssen. Nichts desto weniger sind sie die ersten Urheber der Revolution gewesen, — man mufs sich entschliefsen, tief in ihr tadelnswürdiges Verfahren einzudringen, um diese Revolution zu begreifen und darzustellen." Diese Worte sind von dem beredtesten Gegner der Revolution, den man zugleich in so mancher Beziehung, wenn erst die Scheinsamkeiten der Tagesparteien verklungen sind, als einen der freimüthigsten Schriftsteller wird anerkennen müssen, während Andre, die jezt dafür gelten, nur als die befangensten, unfreisten dastehn dürften! Der Ansicht selbst, welche durch Thatsachen allerdings erweisbar ist, möchten wir weniger widersprechen, als vielmehr uns über sie hinausheben, indem wir uns zu dem tieferen und ergebnifsreicheren Spruch bekennen: Die Urheber einer Revolution sind immer die, gegen welche sie sich wendet. —

Besondre Aufmerksamkeit widmet Montgaillard den Verhältnissen im Innern der königlichen Familie selbst. Ohne Zweifel haben die Spaltungen, Mifsverständnisse und Verwickelungen, welche innerhalb dieses Kreises walteten, gleich im Anfange der Revolution höchst nachtheilig gewirkt, manche schlimmere Wendung herbeigeführt, manche bessere Lösung verwehrt. Unserm Verfasser bleibt nicht unbeachtet, dafs von den Brüdern des Königs schon frühzeitig der Graf von Provence heftig gegen den Minister Calonne Partei genommen, der Graf von Artois hingegen sich öffentlich als dessen Beschützer gezeigt. Der Graf von Provence stimmte in der zweiten Versammlung der Notabeln für die Verdopplung der Abgeordneten des dritten Standes; alle übrigen Prinzen erklärten sich dagegen. Derselbe pflegte laut zu äufsern, dafs man den Befehlen des Königs ehrerbietig widerstehn dürfe, und dafs man die Obrigkeit, ohne ihr damit zu nah zu treten, zwingen könne, bessere Einsicht zu nehmen. Wie weit das Mifstrauen und der Zwiespalt in diesem Betreff gehn konnte, davon führt unser Verfasser ein merkwürdiges Beispiel an. Nach dem 5. Oktober 1789 wird dem Siegelbewahrer Champion de Cicé eines Abends gemeldet, der Graf von Provence werde sich am folgenden Tage nach dem Stadthaus begeben, um daselbst der Gemeinde eine dreifarbige, von seiner Gemahlin gestickte Fahne darzubringen, und dabei eine revolutionaire Rede zu halten. Der Siegelbewahrer eilt in aller Frühe zum Könige, berichtet das Vernommene, erbittet sich Befehle, was bei diesem Vorhaben Monsieurs zu thun sei; der König aber hebt die Hände empor, und sagt mit schmerzlichem Tone: „*Mon Dieu! il sera donc toujours le même!*" Champion de Cicé hat dieses wörtlich in Montgaillards Gegenwart mehrmals erzählt, und ein Herr Joly, Cicé's vieljähriger Vertrauter, noch lebend in Paris, und ein eifriger Royalist, wird als Zeuge angeführt. Die Beschuldigung war falsch, aber dafs Ludwig XVI sie glauben konnte, und so leicht glaublich fand, beweist, wie grofse Irrungen zwischen die Brüder geworfen waren. Des Herzogs von Orleans braucht nicht erst Erwähnung zu geschehn; es ist bekannt, wie sehr sein Ansehn, seine Reichthümer, seine Freunde gleich den Anfang der Revulution vergiftet haben. Aber auch die angeblichen Eiferer für das Königthum stellten das Ansehn des Königs oft unverantwortlich blofs; in seinem *Journal national* wagte der Graf von Rivarol von Ludwig XVI öffentlich zu sagen: „*Ce monarque, qui n'a jamais été dans le secret de son existence, dont le premier travail, en montant sur le trône, fut avec son maître serrurier, et dont la première ordonnance fut une ordonnance sur les lapins.*"

Der Verfasser ist für den Hof nicht schonend, aber deshalb nicht weniger feindlich gegen die Revolution. Die National-Versammlung wird von ihm ganz wegwerfend behandelt. Sieyes wird bei jeder Gelegenheit scharf mitgenommen, sein Einflufs, seine Bedeutung als die Folge eines Blendwerks dargestellt, durch welches die ausgezeichnetsten Köpfe sich eine Zeitlang täuschen liefsen. Eben so ist Mirabeau ein moralisches Ungeheuer, und durchaus kein Staatsmann, ja kaum ein Redner; dafs er vergiftet worden, wird für wahrscheinlich erklärt, der gewöhnlichen Annahme ganz entgegen. Einige Gnade findet La Fayette; die Rechtlichkeit seines Charakters, die gute Meinung selbst, die er für die königliche Familie hegte, lassen sich nicht in Zweifel ziehen, obwohl er weder durchgreifendes Talent, noch umsichtige Klugheit bewiesen. Diese leztern Eigenschaften entbehrt denn auch Necker, aber ihm werden aufserdem noch viele gute abgesprochen und schlimme beigelegt, so dafs ein äufserst kläglicher Mann herauskommt, dessen bedeutende Rolle fast unbegreiflich wird.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 145. u. 146.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1827.

Histoire de France, depuis la fin du règne de Louis XVI jusqu' à l'année 1825 *etc. Par l'Abbé de Montgaillard.*

(Beschluſs.)

Daſs das Volk und seine Führer die Verhältnisse des Tags nach der Wahrheit erkannt, und nicht gegen erträumte Gefahren aufgestanden, bestätigt der Verfasser durch manche Mittheilung. Als nach dem 23. Juni 1789 die Minister Truppen um Paris zusammenzogen, deren Bestimmung gegen das Volk, ja deren Anwesenheit vielfach geläugnet worden, sagte der Baron von Breteuil, welcher seiner Stellung nach als Premierminister gelten konnte, unverhohlen: „*Au surplus s'il faut brûler Paris, on brûlera Paris, et l'on décimera les habitans; aux grands maux les grands remèdes.*" Breteuil hat sich dieser Aeuſserung im Jahre 1794 gerühmt, und *Montgaillard* es selbst von ihm gehört. Das Fest der Gardes du Corps im Anfang des Oktobers 1789 läſst er im nachtheiligsten Licht, als eine wirkliche Bewegung gegen die Nationalversammlung erscheinen. Sogar die Aufrichtigkeit des Königs, welche bei den entgegengesezten Parteien so gern Glauben fand, durfte nach *Montgaillard* schon früh mit Recht bezweifelt werden, denn Champion de Cicé hat ihm erzählt, am 23. Mai 1790 habe er in Folge eines Befehls vom Könige das geheime Archiv des Parlements durchsucht, um nachzusehn, welches Formulars die Könige von Frankreich sich bedienten, wenn sie gegen die Beschlüsse der Reichsstände geheime Verwahrungen niederlegten, denn Ludwig XVI sei fest entschlossen gewesen, gegen alle, von der Nationalversammlung erlassenen Beschlüsse, die er öffentlich genehmigte, insgeheim zu protestiren. So war auch die Flucht des Königs und seiner Familie schon früh im Werk, ehe noch die wachsende Gefahr dazu drängte. Als sie späterhin so ungeschickt ausgeführt wurde, wuſste La Fayette darum. Der Graf von Provence hatte von den Entwürfen unter der Hand Nachricht gegeben, und den Weg, den er selbst zu nehmen Willens war, genau bezeichnet; er selbst hat diesen Umstand nachher in der Fremde dem Verfasser mitgetheilt. Ein andrer Zeuge ist der Marquis d'Ormesson, der im Interesse und mit dem Wunsche des Königs einer der Unterkommandanten der Pariser Nationalgarde war; seine Kenntniſs der Fluchtentwürfe ängstigte ihn, er wollte nicht verantwortlich seyn, und entdeckte La Fayette'n, was im Werke sei, doch dieser lachte seiner nur, und endlich, als jener, zwei Tage vor der wirklichen Flucht, allzu dringend wurde, nahm er ein Stückchen Zeug hervor, und sagte: „*Voilà l'échantillon de l'habit que le roi se fait faire pour partir, voyez si je suis bien instruit!*" Nun war d'Ormesson beruhigt; er selbst hat dieſs im Jahre 1803 dem Verfasser erzählt. Gleicherweise hatte Madame Campan eine Probe des Kleides, das die Königin auf der Reise tragen würde, eingeliefert. Auch dieſs rührt aus der Madame Campan eignem Geständnisse her, sie erzählte es ohne Hehl im Jahre 1802 zu St. Germain-en-Laye; die Erzieherin der Familie Bonaparte, sagt *Montgaillard*, sprach damals nicht wie die ehemalige Kammerfrau von Marie Antoinette; von ihren Memoiren behauptet er, der Abbé Girod, ein Mann von Geist und Geschicklichkeit, welchen Ludwig XV zu geheimen diplomatischen Sendungen gebraucht, und unter andern an Voltaire mit der ernstlichen Verwarnung abgefertigt, er und seine Schüler sollten nichts mehr über Religionssachen drucken lassen; dieser habe die Handschrift der Madame Campan überarbeitet, und nicht nur die Sprache und den Ausdruck verbessert, sondern auch eine Menge Stellen unterdrückt, welche für die Königin und die königliche Familie höchst beleidigend gewesen. Daſs Madame Campan früher ganz andre Dinge von ihrer Herrin erzählt haben soll, als jezt ihre Memoiren besagen, ist auch durch die Mittheilungen von St. Helena bekannt.

Digitized by Google

Die gräfslichen Ausschweifungen des grofsen Haufens, die entsetzlichen Frevel, welche von Ungeheuern menschlicher Entartung verübt worden, lassen keinen Leser der Revolutionsgeschichte unerschüttert. Unser Verfasser widmet diesen Auftritten von Wuth und Mord gerechten Abscheu; die Eindrücke zu mildern, die Gegenstände zu verschleiern, liegt überdiefs nicht in seiner Weise. Gleichwohl ist dieser Theil seiner Schilderungen sehr unvollständig; nur einzelne Züge treten hervor, unter diesen denn freilich das Schauderhafteste. Wir erinnern uns nicht, schon gelesen zu haben, was hier der Verfasser nach dem Berichte von Augenzeugen erzählt, dafs in den Tagen nach Erstürmung der Bastille, als der aufgeregten Volkswuth die Schlachtopfer Foulon und Berthier gefallen waren, ein Trupp von fünf bis sechs Kerlen, deren einer das Herz des ermordeten Berthier auf dem Bajonette trug, Abends im Palais Royal das Café de Foi betraten, sich mit Kaffe bedienen liefsen, dann ihr Anführer das Herz von dem Spiefse herunternahm, es über den Kaffeschalen scharf drückte, bis einige Tropfen Bluts hineinfielen, und dann die Kannibalen das gräfsliche Gemisch jubelnd austranken, indem sie mit gräuelhafter Anspielung ein bekanntes Lied dazu brüllten: „*Non, il n'est pas de bonne fête, quand le cœur n'en est pas!*" *Montgaillard* sagt hiebei, er hasse mit aller Kraft seiner Seele den Despotismus der Könige, aber er verabscheue, er verfluche, er weihe den unterirdischen Göttern die Wildheit des Volks! Das alte Régime, in welches er aus der Revolution so gern vergleichende Blicke wirft, hätte ihm hier allenfalls einen Zug liefern mögen, der als Gleichnifs des angeführten wenigstens von Einer Seite gelten kann, den Zug nämlich, wie der Herzog von Richelieu und die Offiziere seines Regiments nach den wildesten Ausschweifungen Nachts auf dem Marktplatze von Calais ein Crucifix umtanzen, halbentkleidet, in Uebung der scheuslichsten Laster, und dazu singen: „*Une chaîne si belle devrait être éternelle!*"

Ganz ohne Schonung und Nachsicht drückt unser Verfasser sich über die Emigration und die Emigrirten aus, ungeachtet er selbst unter diese Bezeichnung fällt. Die Versammlung in Koblenz hat in der That noch von keiner Seite irgend Vertheidiger gefunden, es scheint, als sei dieses Unternehmen vollständig aufgegeben. Auch *Montgaillard* weifs nur von der gränzenlosen Anmassung, Unkunde, Albernheit, von dem empörenden Dünkel und Hohn, von der Uneinigkeit und Ohnmacht, die dort geherrscht, Bericht zu geben. Er sieht in der Emigration eine der ergiebigsten Quellen des Unglücks, welches die königliche Familie und Frankreich betroffen hat. Er stellt die Vendée zum Gegensatz auf, als ein würdiges Beispiel, wie ächter Eifer für den König in Verbindung mit ächtem Vaterlandessinn damals sich benehmen mufste. Dennoch klagt er zugleich bitter die fremden Mächte an, welche, wiewohl verbündet mit der Emigration und scheinbar für dieselbe Sache streitend, den grausam enttäuschten, verarmten, hoffnungslosen Emigrirten jede Hülfe, ja den Aufenthalt verweigert; hingegen verschweigt er auch nicht, dafs diese grofsentheils diese strenge Behandlung verdient durch den Uebermuth, welchen sie auch noch im Unglück und Elend bewiesen, durch den frechen Tadel und Spott, den sie sich überall gegen die Höfe und Regierungen erlaubt, durch die demagogischen Grundsätze sogar, welche sie rücksichtslos geäufsert und verbreitet. Am wenigsten ist er geneigt, ihnen die Beeiferung zu verzeihen, mit der sie unter Napoleons Herrschaft dessen Dienste gesucht, zu seinem Hofe, zu seinen Ehren sich gedrängt. Er führt eine lange Reihe von Namen auf, der glänzendsten unter den altvornehmen Geschlechtern Frankreichs, die sämmtlich der neuen Ordnung der Dinge gehuldigt hatten. Zwei Ausnahmen nur macht er nahmhaft, La Fayette und Vaudreuil; dem leztern war ohne sein Zuthun die Ernennung zum Kammerherrn des Kaisers geworden, er lehnte sie hochherzig ab, indem er offen erklärte, die in Frankreich bestehenden Gesetze und die eingeführte Obrigkeit werde er nach Bürgerpflicht stets ehren, aber in solchem persönlichen Verhältnisse könne er nur den Französischen Prinzen angehören, nach ihnen keinem Andern; eine Freimüthigkeit, der auch Napoleon seinen Beifall nicht versagte, und dabei äufserte, dies sei der einzige Emigrirte, der ihm zu dienen verweigert habe. Nach seinen Grundsätzen nimmt der Verfasser denn auch die Royalisten, welche als solche nach der Wiederherstellung der Bourbons aufgetreten, in scharfe Sichtung; sein unbestechlicher Blick erkennt in ihnen die wüthendsten Revolutionairs, die schandbarsten Jakobiner. „Wir könnten," sagt er, „viele Geistlichen nennen, — und in ihrer Zahl sind solche, die seitdem zu Bischöfen und selbst zu Kardinälen erhoben worden, — welche den Civismus so weit trieben, dafs sie die heiligen Gefäfse zur Befrie-

Digitized by Google

digung der gemeinsten Bedürfnisse mifsbrauchten; ebenso weltliche Personen, die seit 1814 in hohen Staatsämtern stehn, und früher öffentlich durch ähnliche Frevel sich ausgezeichnet; diese Leute, heutiges Tages reine Royalisten, lieferten früher die Freunde des Hauses Bourbon den Gerichten, dem Schafott." Ohne Scheu nennt er hin und wieder diese Personen, oder bezeichnet sie deutlich für den Kundigen, und beruft sich auf Zeugnisse, deren Werth in manchen Fällen zweifelhaft, doch schwerlich in allen verwerflich seyn kann. Nur selten findet sich den harten Angaben und Urtheilen der Ausdruck persönlicher Erbitterung beigemischt. Allein die Schadenfreude leidet deshalb keinen Mangel, die blofse Anführung der Thatsachen liefert hier Aergernifs genug, und das Buch ist reich an dem schlimmsten Reize, welcher der grofsen Welt nur irgend geboten werden kann, woraus denn auch der reifsende Erfolg und Absatz, deren das Werk sich erfreut, vollkommen begreiflich wird.

Von besonderer Wichtigkeit sind die Nachrichten, welche der Verfasser über die Verhältnisse der Bourbons während ihres Aufenthalts im Auslande und über ihre fortgesezten Beziehungen zu Frankreich beibringt. Merkwürdige Züge werden hierüber kund. Nach dem Tode Ludwigs XVI wollte der Wiener Hof, so erzählt *Montgaillard*, die Regentschaft des Königreichs nicht dem Bruder des unglücklichen Königs anerkennen, sondern behauptete, dieselbe gebühre der Königin, welche gleichwohl von diesem Recht eben so wenig Genufs haben konnte, da sie mit ihren Kindern im Tempel gefangen gehalten war. Als nun Monsieur am 22. Oktober 1793 in Hamm die Hinrichtung der Königin erfuhr, stand ihm zunächst jene Bestreitung so lebhaft vor der Seele, dafs er zu den Anwesenden sagte, indem er mit der Faust auf die Brüstung des Kamins schlug: „Nun bin ich in einer vortheilhaften Stellung! Wir wollen doch sehn, ob der Wiener Hof mir noch die Regentschaft absprechen wird!" Der Baron von Breteuil hat diese Anekdote gegeben, der Herzog d'Avaray sie bestätigt. Von der königlichen Familie war nach dem Tode Ludwigs XVII nur noch dessen Schwester, Madame, in Frankreich gefangen zurück. Monsieur, durch diesen lezten Todesfall Thronerbe und als Ludwig XVIII König, und der Prinz von Condé, welcher die noch übrige Kriegsschaar der Emigrirten befehligte, sandten vereint den Grafen von Montgaillard nach Wien, um dort zu bewirken, dafs die königliche Prinzessin gegen die Französischen Konventsmitglieder, die sich in Oesterreichischer Gefangenschaft befanden, ausgewechselt würde. Die Unterhandlung hatte Anfangs Schwierigkeit, der Oesterreichische Minister Baron von Thugut soll geantwortet haben, die Befreiung von Madame würde von keinem Nutzen seyn. Endlich kam doch die Auslieferung zu Stande, aber neue Mifshelligkeiten erhoben sich, unserm Verfasser zufolge, zwischen dem Oesterreichischen Hofe und der Bourbonischen Familie; der erstere wollte einem Oesterreichischen Prinzen die Hand der befreiten Prinzessin und damit zugleich Elsafs, Lothringen, Burgund und die Freigrafschaft erwerben, auf welche Länder die Prinzessin näheren Anspruch als ihr Oheim haben sollte. Die Weigerung Oesterreichs, Monsieur oder den Grafen von Lille als Ludwig XVIII anzuerkennen, und eine Proklamation des Generals Wurmser an die Elsasser, standen mit diesen Verhältnissen in Bezug. Wir überlassen es Andern, diese Nachrichten und Angaben, in deren Darstellung der Verfasser seine Gehässigkeit gegen die fremden Mächte nicht verläugnen kann, zu prüfen und zu berichtigen. Nur wollen wir im Allgemeinen bemerken, dafs Absichten und Handlungen, welchen der Gegner nur allzuleicht die dunkelste Färbung geben mag, sehr oft doch nur der Ausdruck solcher Verhältnisse sind, welche jener selbst auf seiner Seite grade ebenso behandeln würde, ja gar nicht anders behandeln dürfte.

Unser Verfasser hat keine Vorliebe für das Militair, und wie sehr ihn auch die Tugend, die Vaterlandsliebe, der Heldenmuth einiger Kriegsmänner anspricht, so läfst ihn doch im Allgemeinen der Glanz und Ruhm der Waffen ungeblendet. Napoleons Aufserordentlichkeit und Machtgröfse, hauptsächlich von dieser Seite Bewunderung gebietend, macht auf ihn keinen sonderlichen Eindruck. Andre Feldherren, Hoche, Kleber, Massena, Bernadotte, hebt er weit lieber hervor, wiewohl er sie jenem doch keineswegs gleichstellen will. Ehrgeizige Absichten zur Gründung seiner persönlichen Macht auf den Sturz der Republik soll Napoleon schon früh gehegt haben. Schon im Jahre 1797 kam er mit der geheimnifsvollen Wirksamkeit, die ohne sichtbares Haupt aber weitverzweigt in verschiedenartigen Interessen für die Contrerevolution thätig war, in mancherlei Berührung. Ein gewisser Avenel, nachher de Launay genannt, und später, wegen eines Gutes, von dem er den

Digitized by Google

Namen sich aneignete, als Graf d'Entraigues berühmt geworden, betrieb in Italien die wichtigsten und geheimsten Anschläge; er lebte in Venedig als geheimer Beauftragter des Königs von Spanien, als Abgesandter Ludwigs XVIII und geheimer Agent des Englischen Ministeriums, während er ostensibel der Russischen Gesandtschaft angehörte. In Französische Gefangenschaft gerathen, und nach Mailand vor Napoleon gebracht, wufste er diesen zu gewinnen, indem er demselben Alles verrieth, was er von den Royalisten wufste, und insonderheit eine Denkschrift ablieferte, die er selbst geschmiedet, aber von dem Grafen von Montgaillard erhalten zu haben vorgab. Napoleon liefs ihm einen Pafs geben, durch dessen Hülfe er dann glücklich entkam. Mit der Erzählung unsers Verfassers verdient verglichen zu werden, wie Napoleon in den Mittheilungen von St. Helena die Sache vorgestellt wissen will. Der Graf d'Entraigues hat in der Folge sich stets als eifriger Royalist gezeigt; sein angeblicher Verrath dürfte mehr eine Eröffnung gewesen seyn, den siegreichen Feldherrn der Republik für die Bourbons zu gewinnen, und dieser scheint darauf eingegangen zu seyn, um bei Gelegenheit die Kräfte jener Partei für sich in Anspruch nehmen zu können. In gleichem Sinne soll Napoleon bei den Verhandlungen von Campo-Formio mit dem Oesterreichischen Minister Grafen von Cobenzl mancherlei gegen die Republik verabredet haben. Es steht aufser allem Zweifel, dafs Napoleon bei seinem Emporsteigen durch die vielfachen Erwartungen, die er nach entgegengesezten Seiten erregt hatte, und auf längere Zeit geschickt zu nähren wufste, ungemein begünstigt worden; die fremden Mächte, die Royalisten, vielleicht die Bourbons selbst, haben ihm für seinen Zweck dienen müssen, wenigstens schwiegen ihm eine Zeitlang ihre Feindseligkeiten. Doch im entscheidenden Augenblicke mufste er stets wieder auf die Nation, auf die Revolution sich stützen, und einmal im Besitze der Herrschaft vertheidigte er sie als die seine gegen das Ausland und den Royalismus. Die Stärke, in welcher die Contrerevolution sich thätig erhielt, zeigt sich auffallend und nachdenklich darin, dafs sie immer an die Häupter der Revolutionsmacht zu gelangen wufste, und stets mit einigem Glück; so an Mirabeau, Danton, Robespierre, so lang die Rednerbühne, und an Pichegru, Napoleon, Moreau, als das Feldherrnschwert überwog. Moreau's frühe Verbindung mit der Contrerevolution sezt Montgaillard aufser allen Zweifel; unter andern bringt er als Zeugnifs eine Aeufserung Ludwigs XVIII bei, welcher am 17. Juni 1814 dem General Ferino in einer demselben ertheilten Audienz freundlichst in's Gedächtnifs rief, dafs er einst einem Befehle Moreau's durchaus nicht habe gehorchen wollen, weil er bei der Ausführung offenbaren Nachtheil für das Heer gesehn, dieser Nachtheil grade sei aber bezweckt gewesen, denn Moreau habe schon seit dem Jahre IV ganz der königlichen Sache angehört. So hätte denn Moreau demnach seine Siege nur wider Willen und nur in Kraft eines Talents erfochten, das an gegebener Stelle nicht auszuüben unmöglich geworden war. Napoleon nahm die Sache anders; der schlaue Italiäner wufste verstellter und sicherer den Anschein zu behaupten, und kräftiger und selbstständiger die That zu lenken. Wo er mit Moreau auf dem Gebiete der geheimen Ränke sich begegnete, mufste er ihn meiden und bald bekämpfen, als in Stellung und Ziel durchaus verschieden.

Ueber die Unternehmung nach Aegypten, den Kongrefs von Rastatt, die Unfälle der Französischen Heere und die Rückkehr Napoleons aus Aegypten theilt der Verfasser manches Merkwürdige mit. Die Ermordung der Französischen Gesandten bei Rastatt behandelt er mit Unparteilichkeit; er spricht das Französische Direktorium wie den kaiserlichen Hof von allem Verdacht eines Antheils frei, und neigt sich zu der von Dulaure und Gohier aufgestellten Meinung, nach welcher die Gewaltthat durch Werkzeuge, die der Mifsbrauch hohen Ansehns getäuscht und verleitet hatte, ohne Befehl geschehen seyn soll. Das Ereignifs bleibt jedoch noch immer in einigem Dunkel, und dürfte schwerlich ohne das freie Geständnifs der eigentlichen Theilnehmer ganz aufzuhellen seyn, obgleich noch Manches bekannt ist, was bisher noch nicht öffentlich mitgetheilt worden. Ueber Napoleons Rückkehr aus Aegypten findet sich ein eignes Histörchen. Schon im November 1798 hatte Roberjot, damals Mitglied des Rathes der Fünfhundert, späterhin einer der Gesandten zu Rastatt und ein Opfer der dortigen Katastrophe, über die Lage Frankreichs eine Denkschrift durch einen Vertrauten anfertigen lassen; die Rückkehr des Generals Bonaparte war darin als das einzige Heil angerathen. Roberjot nimmt es auf sich, diese Denkschrift mit den nöthigen Anweisungen für die eintretenden Umstände an Napoleon zu senden; das Ganze wird an Sieyes, den Botschafter der Französischen Re-

Digitized by Google

publik, nach Berlin befördert, derselbe bewirkt, dafs ein Preufsischer Kurier die Depeschen an den Preufsischen Geschäftsträger nach Konstantinopel mitnimmt, und dieser läfst sie, dem Auftrage gemäfs, durch ein zu diesem Zwecke besonders gemiethetes Schiff nach Alexandria gelangen. Der Verfasser wird hoffentlich nicht meinen, Preufsen und Napoleon als damals in politischer Verbindung erscheinen zu lassen! Auch ist bekannt, und durch *Montgaillard* selbst bestätigt, dafs andre und unmittelbare Nachrichten und Aufforderungen, welche Napoleon aus Frankreich erhielt, erst viel später seine Rückkehr dahin bestimmten. Bei Gelegenheit des 18. Brumaire wird Napoleon schlechter Maafsregeln, grofser Erschrockenheit, ja der Feigherzigkeit beschuldigt. Ueberhaupt erscheint er im Urtheile *Montgaillard's* durchaus unvortheilhaft: „*Son ame n'est pas grande, elle n'est que haute et vaine,*" heifst es von ihm, und an einer andern Stelle: „*Quel immense intervalle de véritable gloire entre Bonaparte et Washington!*" Doch wird auch diesem, ausdrücklich als Hochbild der Bewunderung aufgestellten, uneigenützigen Helden ein bedeutender Flecken von Grausamkeit nachträglich angehängt! Wer an dieser zu grofsen Herabziehung Napoleons etwa sich ärgern möchte, der wolle bedenken, dafs unserm Verfasser auch Mirabeau nichts gilt, und Pitt, der grofse Pitt nur wie ein beschränkter Handlungsdiener erscheint, dafs ihm der Herzog von Wellington nur der blinde Befolger der von Dumouriez eingehenden Rathschläge und Marsch- und sonstigen Kriegsvorschriften ist, und der Fürst von Talleyrand ohne die Hülfe des Abbé Laubry nicht den einfachsten Brief oder Bericht abzufassen vermag! Diese leztere Anschuldigung soll durch eine Anekdote dargethan werden, die aber nichts beweist. Machte die Schreibseligkeit den Staatsmann, das Planezeichnen den Feldherrn, so dürfte mancher grofse Namen auszulöschen und viele geringe zu heben seyn; aber diejenigen Männer, welche beiderlei Gaben verbinden, die des ordnenden Befehlens und die des einzelnen Ausarbeitens, möchten schwerlich in die lezteren vorzugsweise ihren Werth setzen wollen!

Die Schreibart unsers Verfassers entspricht der Beschaffenheit des seinem Geist und Inhalte nach sehr mannigfachen Werkes. So viele Richtungen sind in demselben vereint, so verschiedenartige Bestandtheile zusammengebracht, dafs eine gleichmäfsige Gestalt des Vortrags unmöglich zu fordern ist. Kurze Anzeigen, rednerische Betrachtungen, schnelle Uebersichten und gesprächartiges Verweilen, wechseln mit einander ab. Im Allgemeinen ist dem Verfasser ein lebhafter Ausdruck eigen, und eine gewisse Wärme des Antheils hält einigermaafsen für den Mangel an Gewandtheit und Feinheit schadlos, die man öfters bei ihm vermifst. Tritt auch nirgends ein Ganzes hervor, ist auch Alles nur bruchstückartig, ungefügt, unbefriedigend, so läfst doch der Reichthum von Thatsachen und Beziehungen, die hier geliefert werden, den Leser bei den fünf starken Bänden selten lange unangeregt. Wir dürfen von den folgenden Bänden ein Gleiches hoffen. Der Bestandtheil des Werkes, durch welchen dasselbe inmitten so vieles Zusammengetragenen auch als Quelle bestehen kann, ist schon angedeutet. Schliefslich wollen wir zu Gunsten des Buches an demselben noch die Bemerkung bestätigt finden, dafs, was irgend wer mit gutem Willen und Fleifs nach eigner Weise arbeitet und mittheilt, wie sehr es auch mangelhaft, ja verfehlt sei, immer leicht eine Seite des Ertrags und Nutzens darbietet, die der Nachfahr dankend anzuerkennen hat.

K. A. Varnhagen von Ense.

LXI.

Esquirol's, vormaligen Arztes an der Salpetriere zu Paris, dermalen zu Charenton, allgemeine und specielle Pathologie und Therapie der Seelenstörungen. Frei bearbeitet von Dr. Karl Christian Hille, prakt. Arzte etc. zu Dresden. Nebst einem Anhange kritischer und erläuternder Zusätze von Dr. J. C. A. Heinroth, Prof. d. psych. Heilk. u. Arzt am St. Georgenhause zu Leipzig. Mit XI. lithographirten Tafeln. **Leipz. bei C. H. F. Hartmann. 1827. gr. 8. S. XXII. u. 647.**

Um uns vollständiger, gründlicher und mit einem genügenderen Erfolge über das eben bezeichnete Werk zu äufsern, müssen wir etwas weit ausholen. Die Nothwendigkeit dieses Verfahrens wird sich aus dem Verfolge der hieher gehörigen Aeufserungen leicht ergeben.

Demnach wird 1) das Charakteristischste des bisherigen und des gegenwärtigen Zustandes der Psychiatrie

Digitized by Google

überhaupt bemerklich gemacht, sodann 2) ein möglichst treues Bild des vorliegenden Buches seinen Grundzügen nach entworfen und endlich 3) dasselbe gewürdigt, sowie das der Betrachtung desselben Vorausgeschickte (1) den wesentlichsten Beziehungen nach gedeutet werden im Geiste wissenschaftlicher Kritik, soweit diefs nicht gelegentlich schon vorher füglicher geschehen seyn wird.

1. Der am häufigsten sogenannten psychischen Krankheiten haben sich im Allgemeinen die Aerzte von jeher angenommen, als eines vorzugsweise in das Gebiet ihres Forschens und Handelns gehörigen Gegenstandes. Zu jeder Zeit aber wurde ihnen Beides nicht nur in sehr viel geringerem Maafse und ungleich weniger eifrig gewidmet, als den übrigen Krankheiten, sondern die Aerzte zeigten sich auch in der Regel vorherrschend geneigt, jene mit demselben Maafsstabe zu messen, nach denselben Voraussetzungen zu beurtheilen und mit denselben Mitteln zu behandeln, wie diese; obwohl daneben vorkommende Andeutungen des Gegentheils keineswegs übersehen und geläugnet werden dürfen.

So wurden durch die ganz alte und mittlere Zeit, ja selbst noch weit herein in die neuere, von Hippokrates an, Säftefehler, besonders nach Quantität und Qualitität abnorme Galle und Schleim, vorzugsweise als wesentlichste Bedingungen der psychischen Krankheiten anerkannt und daher Brech- und Purgirmittel, sowie Blutentziehungen, nebst Bädern, für die wichtigsten Heilmittel gehalten. Wenn auch schon bald Einzelne gewisser Maafsen davon abgingen, so blieb man doch der Hauptsache nach in der Pathologie auf denselben Grund und Boden gestüzt. So, wenn Methodiker an die Stelle von Galle, Schleim etc. ihr *Strictum* und *Laxum* sezten, oder Pneumatiker auch die psychischen Krankheiten hauptsächlich auf das Pneuma zurückführten. Aehnlich stand's mit der Therapie.

Eben so wenig gewann die Sache der Psychiatrie durch zwischenlaufende, besonders gegen Ende des Mittelalters und um den Anfang der neuen Zeit häufige anderweitige Abweichungen vom Althergebrachten. Dahin gehört die Ableitung der meisten psychischen Krankheiten vom Teufel, von Dämonen etc.. Oder man nahm in der Pathologie der psychischen Krankheiten seine Zuflucht zu den Lebensgeistern; hatte aber daran, wie man die Sache meistens zu fassen pflegte, für die gesammte Psychiatrie einen mifslichen und ziemlich unfruchtbaren Grund. Zwar waren allmälig häufiger gemachte Leichenöffnungen recht erwünscht; allein abgesehen von weiter unten näher zu berührender häufiger Ueberschätzung derselben, — der Hauptsache nach blieb man doch im alten Gleise. Die psychischen Krankheiten mufsten nur physisch bedingt seyn. Wie? wurde immer noch fast allgemein aus einer mehr oder weniger von der Galenischen abweichenden Humoralpathologie erklärt, und darnach die alte Behandlungsweise beibehalten.

Vielfach anders jedoch gestaltete sich die Sache allmälig in der zweiten Hälfte des vorigen Jahunderts und im ersten Viertel des gegenwärtigen. Ihr wurden bald mehr und mehr eigene Werke gewidmet, anstatt ihr vorher gewöhnlich in pathologisch-therapeutischen Werken nur ein unverhältnifsmäfsig kleiner Abschnitt gegönnt war, wenn sie nicht ganz umgangen wurde. Viel mehrere und darunter vorzugsweise an Geist und Erlebnissen reichere und tiefere Aerzte schenkten der Psychiatrie ihre Aufmerksamkeit und Bemühungen. Die in der Medicin überhaupt herrschend werdenden solidern, und besonders nervenpathologischen, so wie die sogenannten dynamischen Ansichten gewannen nun auch auf die Theorie der Psychiatrie überwiegenden Einflufs. Man nahm nun in der Regel eine beträchtlichere Anzahl von Arten und Abarten psychischer Krankheiten an, als vordem, und strebte mit stets verschiedenem Erfolge nach mehr oder weniger natürlichen Klassificationen derselben. Nicht ganz selten ging man sogar ab von der Ansicht, dafs psychische Krankheiten nur durch physische Abnormitäten bedingt seien, und erkannte desfalls nicht blofs physische und psychische ursächliche Momente zur Erzeugung derselben neben einander an, sondern nahm hie und da im hohen Grade vorzugsweise, ja selbst ausschliefslich das Psychische in Anspruch. Darnach wurde denn auch die Behandlung nicht nur theils mehr und mehr zweiseitig (physisch-psychisch), theils mitunter besonders auf sogenannte direkt-psychische Heilmethode gedrungen; und es griff nicht blofs ein weitaus herrschender Philanthropismus reformirend auch in die Irrenanstalten ein, die Ketten in denselben gröfstentheils zerbrechend und beseitigend, dem belebenden Tageslichte und einer erquickenden Luft freieren Zugang eröffnend, die Irren in mannichfacher Hinsicht einer höchst bedauernswürdigen Behandlung entreifsend: — sondern man ergriff und bethätigte auch hie und da mit vortrefflichem Erfolge den

Digitized by Google

Gedanken, der Irrenarzt müsse in eigener Weise als Erzieher im vollsten Sinne des Wortes erscheinen und Physisches und Psychisches der Irren zugleich in geeigneten Anspruch nehmen.

Allein in der neuesten Zeit ermattete und verzweifelte man auch im Verfolg des angedeuteten regeren Entwickelungsganges der Psychiatrie. Die durch das erwähnte vielseitige, heterogene Ringen, das manchfache Versuchen von verschiedenen Standpunkten aus, durch eben daher bedingte vielfache Reibung und den ganzen neuen Anlauf bei unserer schwächlichen Reizbarkeit allmälig erwirkte Ueberreizung und Abspannung hat — allerdings abermals mit ehrvollen Ausnahmen — Abgeneigtheit gegen das neuerlich Geleistete und Vorliebe für genügliche Behauptung des Alten bei den Meisten herbeigeführt.

Und so läfst man sich denn gegenwärtig wieder auf Psychologie möglichst wenig ein. So läfst man das psychische Leben gern blofse Wirkung der physischen Organisation, besonders des Gehirns seyn, dessen Physiologie aber noch selbst im gröfsten Dunkel liegt. Oder man spricht gegentheils kurzhin von Seele als einem ewig und überall gleich Vollkommenen und Unveränderlichen und von der Unbegreifbarkeit der Verbindung derselben mit dem Leibe; und hält sich übrigens gemeinhin an die mit psychischen Krankheiten verknüpften somatischen Erscheinungen, beide häufig mittels einer sehr mifslichen Kritik und ungelenken Dialektik auf einander beziehend, und wechselt — besonders in Deutschland — ohne genügenden Erfolg mit dem überschwänglichen Reichthum mechanischer und chemischer (pharmaceutischer) Heilmittel mehr oder weniger rasch ab, ohne die man in Frankreich, England, zum Theil auch in Spanien und in Italien viel weiter kommt. Bei alledem pocht man auf Empirie, Erfahrung u. dergl., deren Begriffe aber selber von Verschiedenen empirisch unbestimmt so oder so gefafst und gehandhabt werden.

Gegen diese in der neuesten Zeit von Seite der Psychiatrie überwiegende Stimmung — neben welcher sich jedoch einerseits ein umsichtigeres und unparteiischeres Beobachten und Versuchen, andererseits aber Streben nach eigentlicher Wissenschaftlichkeit bemerklich machen — hat sich bereits auch ein eigenthümlicher Gegensatz erhoben. Ein Gegensatz, der weniger blofs beschränkend, berichtigend und ergänzend sich anschliefst an dasjenige, dem er gegenübertritt, als dasselbe ausschliefst und vernichten will. Ein Gegensatz, der, wo nicht crasses Vorurtheil und eine gewisse Unfähigkeit im Lichte stehen, in mancher Hinsicht glänzend sieghaft erscheint über sein Gegentheil; der aber gleichwohl nicht nur in sich selbst bedeutende Mifsgriffe einschliefst, sondern auch im Ganzen von beträchtlicher Einseitigkeit nicht freigesprochen werden kann. Ein Gegensatz, in dem ein warmes, kräftiges, bewegliches Leben waltet; der aber dennoch zugleich mehr erbaulich, als, worauf es doch in der Wissenschaft hauptsächlich ankommt, streng wissenschaftlich ist. Repräsentant dieses Gegensatzes ist *Heinroth*, ein Mann, dessen literarisches Wirken der Unterzeichnete sehr hoch ehrt, ohne sich deshalb von möglichst freimüthiger Aeufserung über und gegen dessen Ansichten abhalten zu lassen, auf welche uns bald die Betrachtung des vorliegenden Werkes, zu dem wir uns nun wenden, führen wird. — —

2. Doch zuerst von dem Antheile *Esquirol's* an demselben! Er nimmt den Raum von Seite 1 — 532 ein, und ist von Herrn Dr. *Hille* aus einigen selbstständigen Abhandlungen, mehreren Aufsätzen in Französischen Zeitschriften und aus dem *Dictionnaire des sciences médicales* gesammelt und im Ganzen zweckmäfsig zusammengestellt. Diefs ist allerdings um so dankenswerther, als *Esquirol*, Schüler und Nachfolger des in der Geschichte der Psychiatrie unstreitig Epoche machenden *Pinel*, schon länger für einen Arzt von ausgezeichneter Bildung gilt, ja hie und da selbst ein „grofser" Arzt genannt wird, der Psychiatrie aus innerem Berufe sich ganz hingegeben, in seinem desfallsigen grofsen Wirkungskreise (in zahlreich besezten öffentlichen und Privat-Irrenanstalten) sich als ausgezeichneter, sehr glücklicher Psychiater bewährt hat, gleichwohl aber leicht noch lange mit Herausgabe seines grofsen Werkes zögern dürfte, zu dessen baldigem Erscheinen er schon vor einer Reihe von Jahren Hoffnung machte. Manches jedoch, auf das wir weiter unten tadelnd hinweisen müssen, hätte der Deutsche Bearbeiter verbessern können ohne wesentliche Fälschung des Originals.

Esquirol nun aber charakterisirt sich in diesem jezt zu betrachtenden Werke durchaus als blofser Empiriker; als solcher aber und im Vergleiche mit Seinesgleichen erscheint er im Allgemeinen sehr schätzenswerth. Von Seite der Pathologie entgeht ihm nicht leicht etwas von dem, wodurch sich psychische Krankheit äufsert, es seien in den Bereich des psychischen Lebens oder der physischen Organisation gehörige Erscheinungen. Alles der

Digitized by Google

Art wird mit gleicher Bereitwilligkeit und, soweit die Competenz der äufseren Wahrnehmung reicht, auf das Sorgfältigste und Treueste aufgefafst. Eben so in Bezug auf Momente, die nur irgendwie mit Entstehung und Unterhaltung psychischer Krankeiten in Verbindung zu stehen scheinen. In beiderlei Hinsicht werden sodann dergleichen Massen von Wahrnehmungen wiederum nach der äufseren Aehnlichkeit klassificirt. Es werden aus ihnen — in der Regel durch Tabellen veranschaulicht — Resultate gefolgert und wird bis auf eine gewisse Weite von der äufseren Mannigfaltigkeit aus der inneren Einheit entgegengeschlossen. Aehnlich in der Therapie. Dabei kommt die sogenannte erwartende Methode, der auch Pinel sehr geneigt war, vortrefflich zu statten. Denn sie läfst der Beobachtung Zeit, zu gewahren, was aus der ihr selbst und der Natur überlassenen Krankheit wird; wofür sich der Heilung bezweckende Instinkt selbst ausspricht, was gegentheils der Genesung Hinderliches leicht eintritt und was einzelne Mittel für sich, läfst man sie auswirken, erzwecken.

Freilich ist auch die beste Empirie in Beziehung auf eigentliche Wissenschaft nur Herbeischafferin des vereinzelten, rohen Materiales zum Baue der Wissenschaft, das übrigens an sich eben so nöthig ist, als was sonst noch zur Vollführung eines Baues erfordert wird. Sie kann demnach im besten Falle in Beziehung auf Wissenschaft, die allein möglichste Gründlichkeit und Zuverlässigkeit des Handelns bedingt, nur etwas Halbes genannt werden. Will sie das Ganze seyn, wird ihre Vereinigung mit der anderen Hälfte, die wir mit dem Worte Theorie bezeichnen wollen, hartnäckig verweigert, wie es in der Heilkunde überhaupt gegenwärtig wieder einmal Mode werden will: so kommt im Ganzen eine Monstrosität zu Stande, zu welcher Empirie *per excessum*, sich unbemerkt einschleichende Theorie oder Speculation aber *per defectum* beitragen. Da vermifst man überall, wo es gilt, Erscheinungen zu deuten, das rechte Mittel und die rechte Weise dazu, und stöfst an ihrer Stelle auf ärmliche unzulängliche und fehlwirkende Surrogate. Da begegnet man allenthalben, an der Stelle entschiedener, völlig befriedigender Nothwendigkeit, entweder dreister Willkür oder wetterwendischem Belieben; an der Stelle einer natürlichen Organisation, einer künstlichen Aggregation oder wüstem Chaos. Und im Einzelnen ist dann nur zu häufig ein Stehenbleiben auf halbem Wege, namentlich aber auch eine unrichtige Causalverbindung auf einanderfolgender oder zugleich auftretender Erscheinungen, sowie — was sich gerade häufiger auch bei anderen zum Theil sehr namhaften Französischen Gelehrten der neueren Zeit findet — eine mangelhafte Logik und mifsliche Kritik vielfach bemerklich. So mehr oder weniger immer in dem erwähnten Falle.

In diesem befindet sich aber im Allgemeinen unstreitig auch *Esquirol*. Schon dieser Umstand macht es räthlich, dafs wir uns nicht zuweit in's Einzelne einlassen, sondern vorzugsweise nur die Grundzüge des Werkes herausheben. Wenn sich aber dagegen einwenden liefse, dafs gerade vereinzelte, speciellste Beobachtungen bei einem übrigens so rein empirischen Werke das Beachtenswertheste seien: so veranlafst uns doch unter Anderem auch der oben angedeutete gegenwärtig herrschende Zustand der Psychiatrie, ja der gesammten Heilkunde, demzufolge es an empirischer Thätigkeit nicht, dagegen aber an Einverständnifs über allgemeine Grundsätze, durch welche erst eine Schöpfung aus dem uns sonst überwältigenden Chaos hervorgerufen werden kann, gar sehr fehlt — so dafs man nur gar zu viel baut ohne Bauplan, Grundrifs und darnach gelegten Grund — dazu, uns vorzugsweise an die wesentlicheren Grundzüge und an solche Bemerkungen des Werkes zu halten, die von manchfacheren und besonders fruchtbaren Consequenzen sind.

Voraus sei nur noch kurz bemerkt, dafs der ganze Esquirol'n angehörende Inhalt des Werks von dem Deutschen Bearbeiter unter die beiden Hauptabtheilungen gebracht ist: allgemeine Pathologie und Therapie der Seelenstörungen (eine Benennung, die bei Weitem weniger passend ist, als: psychische Krankheiten) — und specielle Pathologie und Therapie derselben. Wie aber der allgemeine Theil nur ausfallen könne, läfst sich schon daraus erwarten, dafs die Franzosen einen solchen, wie wir Deutschen, bekanntlich gar nicht kennen und in ihrem Studienplane nicht haben. Freilich verkennen auch die Deutschen häufig die eigentliche Natur der „allgemeinen" Doktrinen, wie unserer allgemeinen Physiologie, Pathologie, Therapie, Heilmittellehre etc. Sicherlich ist jene nur richtig erkannt, sofern man diese allgemeinen Theile vorwaltend speculativ d. h. so behandelt, dafs ihr Inhalt vorzugsweise aus der Idee des Lebens (*a priorisch*), obwohl mit beständigem Hinüberblick nach der Empirie und mit steter Anknüpfung an dieselbe, abgeleitet und entwickelt wird, wozu freilich erforderlich ist, dafs man sich eben zur Idee erschwungen habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 147. u. 148.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1827.

Esquirol's allgemeine und specielle Pathologie und Therapie der Seelenstörungen.

(Fortsetzung.)

Diesem Herabgehen vom Allgemeinen zum Besonderen kommt dann das empirische Hinaufsteigen vom Einzelnen zum Allgemeinen, das in den speciellen Theilen der genannten Doktrinen an seinem Orte ist, und wobei man eben, um in der rechten Richtung vorwärts zu gehen und aufwärts zu steigen, der Idee nicht den Rücken kehren darf, entgegen. Und nur indem sich die beiden Richtungen wirklich allseitig begegnen und gegenseitig innigst sich an und in einander schliefsen, kommt eine eigentlich wissenschaftliche Physiologie, Pathologie etc. überhaupt zu Stande. Dagegen hält man irrig nur gar zu gerne für Aufgabe jener allgemeinen Theile, theils überhaupt Raisonnements über den Inhalt der gleichnamigen speciellen Theile zu liefern, theils von unten hinauf und von aufsen hineinwärts (surrogirend) eine gewisse Gliederung und Einheit künstlich in die Masse des Einzelnen zu bringen. Der Art denn nun ist auch die hier gebotene allgemeine Pathologie und Therapie.

Diefs übrigens die hauptsächlichsten Esquirol'schen Erfahrungen, Ansichten und Maximen: In psychischen Krankheiten sind sowohl die „vitalen Aeufserungen der Seele," wie die Funktionen des organischen Lebens verlezt und verstimmt, was im Allgemeinen durch Delirium bezeichnet wird (S. 20). Daneben ist jedoch auch (S. 24) eines „Lebens der Seele" kurz erwähnt. Aufmerksamkeit ist nächste Bedingung des Gegentheils von Delirium; die Aufmerksamkeit selbst aber ist weiter bedingt durch den Zustand der Organe (Denkorgan, Gehirn etc.) (21). An bestimmteren Aufschlüssen wird aber (S. 90) verzweifelt. Dagegen wird (S. 200) von der ersten der vier Hauptformen psychischer Krankheit, von der Monomanie, gesagt: sie sei Krankheit des moralischen (=psychischen) Menschen, deren Sitz im Gemüthe, in den Falten des Herzens etc. zu suchen sei. Gleichwohl wird schon S. 201 Behufs ihrer näheren Erforschung, auf künftige Befunde im Gehirn solcher Kranken vertröstet, und S. 225 von der unter Monomanie gehörigen Melancholie geäufsert: alle Symptome derselben schienen von Störungen organischer Funktionen abzuhängen. — Vier Hauptformen psychischen Krankseyns gibt es nach S. 22: 1) Monomanie oder fixen Wahn, wo das Delirium auf einen einzigen Gegenstand oder auf sehr wenige Gegenstände beschränkt ist, (darunter von Melancholie, Neigung zum Selbstmord, Verrücktheit etc.) — 2) Manie = auf Gegenstände aller Art verbreitetes, von Aufregung begleitetes Delirium, — 3) Demence = durch verkehrte Empfindungen, Ideen, Urtheile oder durch Schwäche der Organe der Denkkraft charakterisirtes Delirium — 4) Blödsinn = durch Mangel an gehöriger Ausbildung der Organe, bedingte Unmöglichkeit richtiger Empfindungen, Urtheile u. s. w.

Zur Aetiologie insbesondere gehörig: die wahren Anlagen (prädisponirenden Ursachen) zu den verschiedenen psychischen Krankheiten bilden die verschiedenen Leidenschaften; ja diese sind selbst schon psychische Krankheiten im Kleinen (S. 23). — Die Leidenschaften selbst und unmittelbar also auch die psychischen Krankheiten werden bedingt und modificirt durch Lebensalter, Erblichkeit, Erziehung, Lebensweise, Beschäftigung, Temperament, Geschlecht und Klima (S. 28). Da die Leidenschaften unbestreitbar auf das organische Leben bedeutend einwirken können (zunächst von der oberen Bauchgegend aus); so erhellt, wie schon mit den sich erst bildenden psychischen Krankheiten körperliche Veränderungen entstehen müssen (S. 28) — —

Die sogenannten excitirenden oder veranlassenden Ursachen theile man zwar in psychische und physische; in Manchem seien aber beiderlei innigst vereinigt, z. B. in Ausschweifungen — auch führe nicht sowohl die eine oder die andere Art, sondern die Vereinigung beider

Digitized by Google

zu psychischen Krankheiten (S. 30). Die Anlage äufsere sich oft schon Jahre lang durch bedeutende Störungen im Physischen und Psychischen, bevor es durch geeignete Einwirkung excitirender Ursachen zum vollen Ausbruch komme (S. 31). — Nun werden als excitirende Ursachen gewürdigt aber freilich vielfach nach dem Grundsatze: *post hoc* oder *una cum hoc*, *ergo propter hoc* — Klima, wobei zwar bemerkt wird, dafs man ihm häufig zuviel aufbürde, aber doch an Veränderung der ganzen Lebensgewöhnung, an im fremden Lande den Fremdling leicht bestürmende Besorgnifs, Furcht, Angst um das in der Heimat Gelassene, Sehnsucht darnach etc., als an Vermittelndes, nicht gehörig gedacht ist — Jahreszeiten, Mondeinflufs, Lebensalter, Geschlechtsunterschied, Temperament, Gewerb und Lebensweise überhaupt, herrschende Ideen eines Zeitalters, Sitten und Erziehung, Regierungsform, politische Erschütterungen, Erblichkeit. Leztere soll in den höheren Ständen die Hälfte aller psychischen Krankheiten verschulden, indefs sie bei niederen Ständen nur ⅙ verursache. Ferner körperliche Krankheiten (S. 59), namentlich Nerven- und Faulfieber, Kopfverletzungen, Unterdrücknng der Hautthätigkeit, der Hämorrhoiden, Catamenien (diese zu einem ⅙), Leucorrhöen, Syphilis, Apoplexie und Epilepsie, Hypochondrie und Hysterie. Leztere seien aber oft selbst schon die ersten Grade psychischer Krankheit. Bei all' den genannten körperlichen Krankheiten sei ferner nicht zu übersehen, dafs sie häufig mit Leidenschaften in Causalnexus stehen, Folgen eines leidenschaftlichen ausschweifenden Lebens und so *eo ipso* Vorläufer nahender psychischer Krankheit seyn können. Sodann (S. 63) Onanie und Geschlechtsausschweifung überhaupt — Schwangerschaft und Kindbett, mit oder ohne Milchmetastasen, wobei aber häufig bei Weitem mehr psychische Ursachen ursprünglich im Spiele seien, als physische. — Ingleichen Anhäufungen von Schleim, Galle, Blut, Würmern etc. im Unterleibe, die aber wiederum, wie sie sich einerseits als Ursachen psychischer Krankheiten bewährten, so andrerseits oft Wirkungen eines leidenschaftlichen, ausschweifenden Lebens seien. — Endlich Mifsbrauch geistiger Getränke. Alles in der ebenbefolgten Ordnung.

Moralische (psychische) Ursachen veranlassen im Allgemeinen psychische Krankheiten viel häufiger als physische; leztere seien selbst oft nachweisbar psychisch bedingt. Zudem die psychischen in höheren Ständen und beim männlichen Geschlecht häufiger, und umgekehrt (S. 67 etc). Uebrigens gibt es (S. 74) akute und chronische psychische Krankheiten; und im Allgemeinen gilt vom Verlaufe dieser dasselbe, was von dem der somatischen gilt. So machen denn auch die psychischen Krankeiten Krisen; theils physische — unter die offenbar Manches gezählt wird, was eben mit der Genesung zusammentrifft, Zeichen, aber nicht, wie Esquirol immer will, Ursache derselben ist — theils psychische, wie plötzliche Freude, Schreck, Aerger u. dergl., die schnell, selbst da, Genesung bewirken können, wo Säftefehler, Nervenabnormitäten u. dergl. — nur nicht eigentlich sogenannte organische Fehler — zu Grunde liegen (S. 82). Ohne Krisen aber geb' es keine sichere Heilung (S. 75).

Besonders wichtig sind die Resultate in Betreff der Leichenöffnungen Irrgewesener (S. 90 u. f.). Sie lauten der Hauptsache nach dahin: das menschliche Gehirn überhaupt ist in vielen Beziehungen so variabel (weil, nach Hartmann's treffender Bemerkung, in seiner Bildung so sehr von der individuellen freien Geistigkeit der einzelnen Menschen abhängend), dafs bei gar vielen Abweichungen nicht mit genügendem Grunde entschieden werden kann, ob sie krankhaft sind oder nicht. — Organische Fehler des Gehirn's habe man nur gefunden, wo die psychischen Krankheiten mit Lähmung, Convulsionen und Epilepsie complicirt waren, oder wo die Irren an ähnlichen Leiden starben. (Nach *Casper* hat *Esquirol* in 1200 genau untersuchten Gehirnen Irrgewesener nichts gefunden, was nicht auch bei Nichtirren gefunden würde). — Alle bei Gestörten beobachteten organischen Verletzungen und namentlich beträchtliche Zerstörungen des Gehirns, heifst es sogar S. 92, findet man auch bei anderen Subjekten, die nie gestört waren. — Bildungsfehler des Schädels kommen nur bei Blöd- und Stumpfsinnigen und bei Cretins vor. — Verschiedenartige Ergiefsungen in der Schädelhöhle sind häufig Wirkung der Krankheit, an der die Irren starben, oder eher Folgen, als Ursachen der psychischen Krankheit. — Fehler in Brust, Unterleib und Becken seien sogar offenbar in den meisten Fällen unabhängig von der psychischen Krankheit. — Viele Leichenöffnungen Irrer haben durchaus keine organischen Veränderungen gezeigt.

Was die Prognose betrifft, so finden sich unter anderen auch folgende Bemerkungen: man dürfe nie ganz an der Heilung verzweifeln, da selbst 20- und 30jährige Irre genasen (S. 95), obwohl es Erfahrungsgemäfs sei,

Digitized by Google

dafs die meisten Heilungen im ersten Jahre erfolgen. — Besonders schwer und selten sei die Heilung von psychischen Krankheiten aus Excessen der Geistesthätigkeiten, von falschen religiösen Ideen und von Stolz (S. 97). — Rückfälle seien leider sehr häufig, und selbst von ihnen abgesehen sei der 20ste Theil von Geheiltaufgeführten, nur für *quasi*geheilt, ruhiger, stumpfer etc. geworden, zu nehmen."

Nun zur Therapie selber! Da heifst es denn: in drei Hauptbeziehungen sei zu wirken 1) auf die Störungen des Geistes, 2) des Gemüths und 3) des Körpers (S. 106) — die gesammte Irrenheilbehandlung sei theils physisch, theils psychisch, theils eine aus diesen beiden gemischte (107) und natürlich je und je nach den Umständen individuell zu gestalten. — Nur gelegentlich einmal ist die folgenreiche Bemerkung (S. 183) hingeworfen: Irre seien grofse Kinder mit falscher Geistesrichtung; beide müssen in der Hauptsache nach denselben Grundsätzen behandelt werden. — Aeufserst umsichtig wird von S. 108 an dargethan, wenn, warum, und in welchen Formen und Graden und wie lange Isolirung der Irren, d. h. theils gänzliche Entrückung derselben aus ihren vorigen Verhältnissen, theils Umgestaltung der lezteren, anwendbar sei und wo dagegen nicht — sodann wird die Wirksamkeit der Irrenheilanstalt auf Irre im Allgemeinen meisterhaft geschildert (S. 125 u. f.) — Aus den vielen bei dieser Gelegenheit beigebrachten, beherzigenswerthen Bemerkungen nur einige: Beim ersten Zusammentreffen zwischen Arzt und Kranken könne jener bedeutend auf diesen wirken, durch ein ernstes, durchdringendes, anhaltendes Fixiren mit dem Blicke (130). — Jeder Kranke sollte seinen eigenen Wärter haben, der dessen Vertrauter, und Freund zu werden suchen müsse, und daher zu Correctionen seines Kranken durchaus nicht gebraucht werden dürfe, bei solcher Gelegenheit vielmehr sogar entfernt werden müsse etc. (S. 136). — Viele Wärter müsse überhaupt eine Anstalt der Art haben; denn theils könne man dann in einzelnen Fällen mit einer solchen grofsen Macht sehr heilsam imponiren, theils sei dadurch viel Gesundes unter das Kranke gemischt und wirke als solches manchfacher gegen Lezteres (138) — die besten Wärter und Diener einer Irrenanstalt seien genesene Irre (S. 181). — Je weniger Eingesperrte etc. in einer Anstalt, desto besser sei sie (186), und dazu bedürfe es nur sicherer Vorschriften und Gesetze, denen streng Alles in der Anstalt unterworfen ist, bis zu den Beamten derselben hinauf (180) — dazu müsse der Arzt möglichst unumschränkt wirken können und in hoher Verehrung gehalten werden, woneben gleichwohl das Materielle und Oekonomische der Anstalt einen Nichtarzt zum Direktor haben müsse (183) — Abtheilungen für die Kranken müsse es geben; aber nicht nach Geldpreisen, sondern nach dem Krankheitszustande (171) (nicht auch als Strafe oder Preis für schlechte oder gute Aufführung?) — die Wohnungen sollen aber alle zu ebener Erde und nach den Gallerien mit ganz herabreichenden Glasfenstern oder Thüren versehen seyn. — Zweckmäfsig essen die Kranken (bis auf die Wüthenden) gemeinschaftlich (178). — Eben so sind gemeinschaftliche Arbeits- und Erholungs-Säle etwas sehr Wesentliches — desgleichen grofse Höfe und Gärten, Werkstätten im Freien, bedeckte Gänge für Zeiten mit schlechtem Wetter (177 u. f.). — Beschäftigung ein Hauptheilmittel, unter allen Beschäftigungen aber Feld- und Gartenarbeiten am meisten (155) (mit denen denn auch, neben sonstiger vernünftiger Begegnung, hie und da Nichtärzte mehr ausrichteten, als die besten Aerzte mit den übrigens besten Anstalten). —

Aus einer Musterung der übrigen Heilmittel und Heilweisen nur noch Folgendes: Sofern psychisch eingewirkt werden solle durch Unterhaltungen, dürfen diefs nicht lange, trockne Demonstrationen, sondern müssen es lebhafte, gehaltvolle und kurze Unterredungen seyn (139). — Oft könne auch statt durch solche direkt auf den Geist zu wirken, nur mittels Gemüthserregungen der Zweck erreicht werden. — Bisweilen sei gegen eine vorhandene Leidenschaft eine neue zu erwecken; aus dem Kampf beider gehe oft Vernünftigkeit hervor — oder es müssen eingebildeten Uebeln wirkliche entgegengesezt werden — Bändigungs- und Correctionsmittel wirken durch Furcht und Schrecken; sie müssen aber ja nur höchst gerecht und sogleich nach der strafwürdigen That, desgleichen selten, kurz und ohne andre Kranke Zeugen seyn zu lassen, angewendet werden (142) — die Ueberraschungsbäder, deren Anwendung überhaupt bedenklich, wirken mittels Erregung von momentaner Verzweiflung — Zwangsjacke und Zwangsstuhl sehr brauchbar; dagegen Drehmaschine nur in verzweifelten Fällen und um, aufserdem schwierig zu erzielende, Ausleerungen der ersten Wege zu erwirken (186). — Von Anwendung der Musik (S. 156) hat *Esq.* wenig entscheidenden Erfolg bemerkt; wirkt leicht nachtheilig; am be-

Digitized by Google

sten kleine, bekannte, melodische Musikstücke von unsichtbaren Instrumenten und Musikern ausgeführt — Schauspiel taugt nichts — Reisen (S. 159), weite und beschwerliche.

Was die physischen und insbesondere die pharmaceutischen Heilmittel anbetrifft, so kommen zwar, wie sich nach der Aetiologie erwarten läfst, die meisten nur überhaupt gebräuchlichen auch in der Therapie der psychischen Krankheiten zur Sprache, weil eben leztere durch alle möglichen physischen Abnormitäten mitbedingt sollen seyn können; allein gleichwohl wird auf sie im Allgemeinen keineswegs so überwiegend gebaut, als es sonst wohl oft geschieht, und wird insbesondere überall blind empirische Verallgemeinerung der Anwendung gewifser Mittel besonnen entgegengetreten, ohne in ein entgegengeseztes Extrem zu gerathen. So S. 163 u. f. in Bezug auf Brech- und Purgirmittel; ähnlich (164) von Seite des Blutlassens, durch das man oft geheilt zu haben geglaubt habe, indem man aus wilden blos zahme und stumpfe Irren gemacht hatte, wovon aber nicht selten auch das Gegentheil erfolge. — Merkwürdig ist hiebei das von *Casper* (Charakteristik der Franz. Med. etc, S. 413) ermittelte Verhältnifs der Heilungen in Frankreich und England, wo man sehr wenig arzneit, einerseits, und in Deutschland, wo man viele Arzneien in Irrenanstalten consumiren läfst, andererseits, wornach man dort im Verhältnisse von 0,37 — 0,44; hier aber nur in dem von 0,27 — 0,28 heilt. — — In obigem Sinne denn auch über Kampher, Moschus, Merkur, Antimonium, China, Eisen etc. (S. 166). — Narkotische Mittel, besonders zum Schlafenmachen, seien fafst immer schädlich; da sei das beste Mittel Beschäftigung und Körperbewegung — Haarseil, Brenncylinder, Glüheisen, Merkurial- und Brechweinstein-Einreibungen u. dergl. (Deutsche, Horn'sche gegenreizende Methode) helfen, wo sie nicht nach Grundsätzen der physischen Heilkunde indicirt sind, wie nach unterdrückten und metastasirten Ausleerungen etc., weniger, als sie qualvoll seien (S. 166). — Ueber Elektricität, Galvanismus, thierischen Magnetismus fehle es noch an guten und zahlreichen Beobachtungen (S. 167).

Entsprechend endlich der Aetiologie und der übrigen Therapie *Esquirol's* heifst es denn unter anderem auch noch (S. 170): Genesene haben zur Verhütung von Rückfällen ihre Lebensweise, Aufführung etc. sorgfältiger noch in psychischer Hinsicht zu bewachen, als in physischer.

Alle diese und andere Behauptungen *Esquirol's* sind sowohl in dem allgemeinen, als in dem speciellen Theile dieses Werks mit meistens sehr gut gewählten und im Durchschnitt eher zu vielen, als zu wenigen Krankengeschichten belegt. Arzneiformeln und Recepte dagegen darf man in demselben nicht finden wollen. — —

Heinroth's Antheil an dem vorliegenden Werke nimmt den Raum von S. 535 — 647 ein. Der Inhalt dieser Seiten entspricht gröfstentheils den in Heinroth's früheren Werken in Bezug auf Psychiatrie, namentlich in seinem Lehrbuche der Störungen des Seelenlebens etc. Leipzig 1818 dargelegten Ansichten. Einiges von dem eigenthümlichen Inhalte dieses Werkes hat dessen Verf. jedoch schon früher mehr oder weniger offen und bestimmt zurückgenommen, wie namentlich den besonderen Begriff von direkt-psychischem Heilverfahren, als einer direkten und unmittelbaren Wirksamkeit des durch den „erlösenden Glauben, welchen Christus in die Welt gebracht und die Apostel verbreitet haben, gekräftigten, geläuterten und geheiligten Willen des Arztes, durch welche das verrichtet werden könne, was man sonst Wunder nannte.“ Mehreres von Heinroth bisher gegen das allgemeinere, wenn auch erst noch zu beschränkende, zu ergänzende und zu deutende, Dafürhalten der psychischen Aerzte Aufgestellte wird aber erst in den kritischen und erläuternden Zusätzen zu dem vorliegenden Werke gemildert und dem Entgegenstehenden versöhnlich genähert. Ich rechne dahin namentlich z. B. den Satz S. 639 dafs „jede Krankheit der Person (=psychische Krankheit), wie ihr psychisches Princip, so auch ihre organische Basis habe,“ obwohl dergleichen Sätze zum Theil nur als augenblicklicher Stimmung rasch entwischte, und dem das Uebrige durchwaltenden Principe unangemessene Aeufserungen erscheinen.

Davon abgesehen, so sucht denn nun Heinroth vor Allem darzuthun, dafs *Esquirol* nur Beobachter, nicht aber ebenso Denker sei; dafs dadurch in theoretischer Hinsicht nur ein Chaos gegeben werden könne, und — von einzelnen glücklichen Blicken abgesehen — eine tiefere und klarere Einsicht schuldig geblieben werden müsse; in praktischer Hinsicht aber eine blofs symptomatische Behandlung bedingt werde, obwohl *Esquirol* dabei öfters instinktmäfsig das Bessere treffe; dafs dadurch Manches als wesentlich und wichtig herbeigezogen

Digitized by Google

werde, was nur zufällig sei, dagegen manches wahrhaft Wichtige übersehen, mit Allem aber als mit einem Unbegriffenen und Ungedeuteten geschaltet werde. So werden denn auch viele Widersprüche und Inconsequenzen, deren sich *Esquirol* wirklich schuldig macht, nachgewiesen, Manches aber ihm von Heinroth als solche mit Unrecht zugerechnet, wie sich hoffentlich später ergegeben wird.

Hierauf wird bemerklich gemacht, dafs die Psychiatrie durchaus auf den, nur vom religiösen Standpunkte aus gehörig zu erfassenden Begriff der Freiheit zurückzuführen sei (S. 551), was eben *Esquirol* nicht gethan. Gleichbedeutend mit Freiheit wird aber an verschiedenen Stellen auch gebraucht: Vermögen der Pflichterfüllung oder Nichterfüllung (S. 550), Bewufstseyn, Vernunft, Extreme in der Mitte Ausgleichendes, durch Maafs Herrschendes u. dergl. (S. 559 u. f.). Das Gesetz der Vernunft werde dem Menschen beständig im eigenen Bewufstseyn vorgehalten; er dürfe also nur vernünftig oder frei seyn *wollen* (S. 560). Aber eben darnach sei auch Unfreiheit des Menschen, als von ihm gewollt, stets seine eigene That und somit seine *Schuld*. Diefs gelte von jedem menschlichen Wesen als solchem, denn sobald das Auge zu sehen und das Ohr zu hören beginne, trete auch das moralische Wesen im Menschen hervor (S. 552). Nur durch ihre Schuld, durch Demoralisation, werden Individuen psychisch krank (S. 644). Dagegen findet sich auf der leztangeführten Seite eine Aeufserung, die wohl zu den Beweisen gerechnet werden mufs, dafs Heinroth auch in Bezug auf die überall in seinen Werken verfochtene unbedingte Freiheit des Menschen sich billiger finden lasse, und der Erfahrung ihr eigenes Recht der Idee gegenüber zuerkenne, deren (der Idee) Recht und Wahrheit wiederum jene nicht vernichten darf — die Aeufserung nämlich: dafs wir Menschen in der gegenwärtigen Wirklichkeit nur dann *actu* frei wären, wenn unser Wille ohne Spaltung mit dem göttlichen (in der Vernunft vernehmbaren) übereinstimmte. Jezt aber im Zustande der Spaltung (des Abfalls) seien wir nur *potentia* frei. Vorher aber (S. 559) hiefs es: will der Mensch frei seyn, so kann ihn keine Gewalt hindern; aber bevor er gewollt hat, ist er nur *potentia*, nicht *actu* frei. — Woher soll denn nun aber dem Willen allein das Prärogativ kommen, ohne eine Zeit des Gedeihens und Erstarkens von Haus aus ein unüberwindlicher Held zu seyn? —

Ansatt nun aber in der Psychiatrie von der moralischen Freiheit und dem übrigen Seelenleben auszugehen, liefsen „alle Aerzte" (S. 617) alle Krankheiten und so denn auch die psychischen nur eine Folge von Störung organischer Funktionen seyn. Diese Behauptung mufs unbedingt als Unwahrheit zurückgewiesen werden. Unwahr ist sie auch in dieser Allgemeinheit auf *Esquirol* angewendet, so oft auch dieser inconsequent in diese Einseitigkeit verfällt, und so sehr auch die Mehrheit derer, die sich über psychische Krankheiten vernehmen lassen, sich obigen Vorwurfs schuldig macht. Dagegen müssen wir Heinroth darin beipflichten, dafs man häufig arg genug gegen flüchtige Forschung verstöfst, indem die psychischen Thätigkeiten, weil sie durch (physisch) Organisches vermittelt sind, blofs Produkte, Funktionen, des Lezteren seyn läfst und damit ungefähr verfährt, als wenn man Feder und Schreiber verwechselte, und Schlecht- oder Gutschreiber nur von Verschiedenheit der Feder ableitete. Ebenso können wir ihm unseren Beifall nicht versagen in Bezug auf die Bemerkung: dafs die Aerzte so häufig meinen, festen Grund zu haben, wenn sie Alles auf die *Materie* zu basiren suchen, da wir allerdings mit Wesen und Bedingungen der Materie eben so wenig *gründlich* vertraut sind, als mit irgend etwas Anderem. Und wenn man mit dem Spruche zu entgegnen belieben wollte: was die Augen sehen (und die Hände greifen), das könne das Herz glauben; so ist zu bedenken, dafs es auch noch anderes Sehendes und Begreifendes in uns gibt, das sich einer nicht weniger wohl begründeten Glaubwürdigkeit erfreut. Wem aber Sinne (innere oder äufsere) fehlen oder mangelhaft sind, der hat nicht das Recht Andere Lügen zu strafen, bei denen diefs anders ist. Auch das ist sehr wahr, dafs viele Aerzte auch in Beziehung auf Psychiatrie das *post hoc* mit dem *propter hoc* verwechseln; so wie wir denn schon früher bemerkt haben, dafs bei psychischen Krankheiten häufig auf die physische Seite des Gestörten all zu einseitig aufgemerkt und die andere vielfach übersehen werde.

Weiterhin sagt denn Heinroth aus (S. 630): der allmälige oder plötzliche Herausfall aus dem Element des *Glaubens* sei die wahre *causa proxima* nicht blofs von dem dem Selbstmorde vorausgehenden und ihn begleitenden Zustande, sondern auch der Schlüssel zu jeder Geschichte der Gestörten. Glauben demnach auch das Hauptvorbauungs- und Heilmittel. Oder auch (S. 576, 629 etc.) Nichtgebrauch der Freiheit, Nichtfreiseynwol-

Digitized by Google

len, oder Passivität sei die Wurzel alles Unheils im Leben, so denn auch Ursache psychischer Krankheit, wie Hindernifs der Genesung. Dagegen seien die von *Esquirol* und Anderen aufgeführten physischen Ursachen psychischer Krankheiten theils erst Folgen der lezteren, theils stehen sie überhaupt in keinem Causalnexus mit denselben, sondern vielmehr nur das mit ihnen gleichzeitig vorhandene, aber übersehene, oder jene gar verursacht habende Psychische, wenn dasselbe auch noch nicht geradezu als psychische Krankheit in Anspruch genommen werden könne, wie Kummer, Angst, Sorge, Noth und Leidenschaft jeder Art. Ersteres gelte namentlich von Zurücktreten von Hautausschlägen, Blutflüssen u. dergl. (S. 553). Das Zweite und Dritte von Klima, Lebensalter, Geschlecht, Temperament, Gewerbe, Fiebern, Kopfverletzungen, Ausschweifungen im Trinken, in Beziehung auf Geschlechtsverhältnifs u. s. w. (S. 556 u. f.)

Nur aus unserer moralischen Depravation seien die Seelenstörungen zu erklären (S. 577). Das psychische Leben könne selbst vom zerrütteten Organismus nur in seiner *Lebendigkeit verringert* werden; aber nicht *umgeändert* (S. 576). Ja, später (S. 619) wird in dieser Beziehung sogar gesagt: die physische Organisation könne am psychischen Leben eben so wenig etwas verändern, als ein Haus an seinem Hausbewohner. Dieser Vergleich ist in der That all zu übel gewählt, und müfste, consequent verfolgt, auf eine so unpassende Ansicht vom Wechselverhältnifs des Physischen und Psychischen in und an demselben Menschen führen, als sie nur irgend im urtheilsunfähigen Haufen gefunden wird. Zu solchen und ähnlichen Ansichten ist aber Heinroth immer wieder hingetrieben durch die Voraussetzung: der Mensch sei von Anfang bis zu Ende seines irdischen Lebens *actu* frei, der er jedoch, wie wir oben sahen, und wie noch sonst in seinen Schriften hie und da, sicherlich der Wahrheit getreu, untreu ist. Das macht ihn denn auch behaupten: die Anlage zu psychischen Krankheiten könne nicht erblich seyn (S. 562). Erblich könnten nur einige äufsere (körperliche) Bedingungen — (also doch physische Ursachen psychischer Krankheiten!) — derselben seyn, wie namentlich auch das Temperament. Uebrigens sei die Erblichkeit nur scheinbar und löse sich eigentlich auf in schlechtes Beispiel, das Kindern von Irren (die ja sittlich schlecht seyn mufsten) zu Theil werde, in schlechte Erziehung u. dergl. Wir könnten dabei noch erinnern, dafs Beispiele bekannt sind, zufolge deren schon das zum Irrewerden von Söhnen, Töchtern, Enkeln viel beitrug, dafs ihnen das Irreseyn der Mutter, des Vaters, eines der Grofseltern von Anderen als Makel angerechnet wurde, dafs man sich scheu von jenen zurückzog u. s. w. Ueber Heinroth's Begründung der Temperamentenlehre wollen wir hier nicht rechten, obwohl wir sie nicht ganz billigen können. Aber das darf man sich auch hier schon nicht verhehlen, dafs, wie manches Andere, so auch die Unmöglichkeit der Vererbung psychischer Krankheiten aus dem wohlaufgestellten aber nicht gehörig begründeten Satze gefolgert ist: psychische Krankheit ist ein durch freie Wahl und somit aus individueller Schuld herbei geführtes Uebel. Jene Behauptung erscheint besonders den Beispielen von Erblichkeit der Anlage zu psychischen Krankheiten gegenüber, welche *Esquirol* (S. 56 u. f.) erwähnt und deren alltäglich vorkommen, allzu gewagt.

Auf dieselbe Weise und unter ganz ähnlichen Umständen läugnet denn auch Heinroth (S. 582), dafs es materielle Krisen psychischer Krankheiten gebe. Ja überhaupt von keiner, auch nicht psychischen, Krisis könne bei psychischen Krankeiten die Rede seyn, da diese alle gleich der Syphilis, dem Carcinom etc. aus sich selbst nur zerstörend wirken und in ihnen, was als Heilkraft der Natur betrachtbar sei, die Kraft der Selbstbestimmung, ganz verschwunden sei; wie denn auch schon in dem Lehrbuche der Stör. d. Seel. (z. B. I. 31) psychische Krankheit mehrfach als psychischer Tod dargestellt ist.

Darnach könnte eigentlich von Heilung gar nicht die Rede seyn, da das ärztliche Heilgeschäft nicht geben kann, was das Leben durchaus nicht mehr hat; sondern nur einzelne Beziehungen desselben wieder anfachen kann, wenn sie zu erlöschen drohen; oder unmäfsig herrschende beschwichtigen, in falsche Richtung gerathene zur rechten wieder einlenken kann und soll. Dennoch wird von Heinroth nur behauptet (S. 590), dafs nur sehr wenige gründlich geheilt werden, was — das „gründlich" in eminentem Sinne genommen — nicht zu läugnen ist, obwohl oft nicht eingestanden wird. Bürgschaft gründlicher Genesung sei erst das volle Geständnifs des Genesenden, früher einen falschen Lebensweg gegangen zu seyn: der nun wirklich mit dem rechten vertauscht wird.

Princip der Heilung sei die Beschränkung im Physischen und Psychischen (S. 597). Unter sie wird auch *Horn's* gegenreizende, ableitende Methode subsumirt (S. 605). Jene Beschränkung müsse namentlich auch dem

Digitized by Google

Austoben Wüthender steuern (S. 647). Selbstbeschränkung sei die Summe aller göttlichen Lehre und menschlichen Weisheit (S. 607). Möchten nur auch manche Aussprüche Heinroth's selber in Beziehung auf Psychiatrie sich der gehörigen Beschränkung erfreuen! Leider aber wird gegentheils die rechte Maafsgebung und Ausgleichung unter ihnen häufig vermifst, woran ein rasches und stets von allzu lebhaftem Affekte begleitetes Arbeiten hauptsächlich Schuld seyn mag.

Leichenöffnungen, heifst es endlich (S. 611), können über die Natur der psychischen Kranheiten nichts lehren. Denn todte Gehirne seien nicht lebendige. Und selbst wenn wir lebendige untersuchen könnten, würden wir uns vergeblich bemühen, den Künstler aus dem Werkzeuge zu beurtheilen; ein Vergleich, der freilich einigermaafsen an den obigen vom Haus und seinen Bewohner erinnert. In Summa sei das Hoffen auf Gewinn für Psychiatrie aus Leichenöffnungen die lächerlichste Chimäre, die je Menschenwahn ausgeheckt habe. —

Die lithographirten Tafeln enthalten Abbildungen Irrer, vorzüglich von Seite des Kopfes und des Gesichtes insbesondere. — —

3. Um die Würdigung des Vorstehenden, soweit es hier nach bestem Wissen und Gewissen des Unterzeichneten nur beabsichtigt ist, zu vervollständigen, ist sich wohl vor Allem an gewisse Grundbeziehungen des Begriffes „Leben" zu halten.

Leben ist das wesentlich Gemeinsame im Physischen und Psychischen desselben lebendigen Individuums. Aus der Identität, Indifferenz von beiden nach aller Analogie und jeder gründlichen Betrachtung polarisch hervorgehend und von einer solchen Indifferenzsphäre stets vermittelt, haben wir in diesen Grund- und Urmodifikationen des Einen ganzen Menschenlebens die umfänglichsten organischen Einzelheiten des Gesammtorganismus des physich-psychischen Menschenseyns. Als solche nun stehen sie nach dem Begriffe von Organismus überhaupt nothwendig in steter Wechselwirkung und alteriren einander wechselseitig bald blofs zu relativ gesunden, bald aber bereits zu krankhaften Zuständen. Desselben, was so aus dem Begriffe folgt, hält sich auch die alltäglichste Erfahrung versichert.

Demnach wäre nicht zu verwundern, dafs ebenso von Seite des eigenen Physischen eines Menschen dessen Psychisches in Krankheit versezt werde, als der umgekehrte Fall zugegeben wird, und als angenommen werden mufs, dafs in anderen Fällen Physisches und Psychisches, jedes vorzugsweise aus und durch sich selbst erkranke und dann im Anderen entsprechende Nachwirkungen verursache.

Da wird nun aber erinnert: der menschliche Wille, die menshliche Freiheit können und sollen jener vom eigenen Physischen herrührenden krankmachen wollenden Einwirkung in's Psychische siegreich wehren; und können nur unterliegen, wenn sie eben nur die Gegenwehre schuldig bleiben in schändlicher Gleichgültigkeit gegen die eigene Würde, oder wenn sie sich gar, sich selbst durch eigne Schuld untreu, schmälich selbst unterwerfen.

Der Unterzeichnete steht nun zwar nicht an, den Ausspruch: „die Sünde ist der Leute Verderben" im Allgemeinen auch auf psychische Krankheiten anzuwenden, und somit auch in ihnen gar oft wenigstens zum Theil selbsterworbene Sündenschuld zu sehen. Allein, wie viele Andere, kennt auch er Irre und deren ganzes Leben möglichst genau, auf die jene Aussage Heinroth's, dafs alle psychische Krankheit durch moralische Depravation des Individuums verschuldet sei, nur mit empörender, himmelschreiender Ungerechtigkeit angewendet werden könnte.

Und zu dieser Ungerechtigkeit konnte wohl nur führen, ein gewissen Beziehungen des menschlich Psychischen, besonders dem menschlichen Willen, mit Unrecht und der Natur zum Trotze zugedachtes Privilegium gegen ein wesentliches und allgemeines Attribut alles creatürlichen Lebens. Die menschliche Freiheit, der menschliche Willen sollen geborne und unveränderlich unüberwindliche Helden seyn, indefs sich sonst alles Leben als ein Werden zeigt, in jeder Beziehung aus dem Möglichen (Vermögen) erst ein Wirkliches wird und als solches von Stufe zu Stufe reifen mufs, selbst mit bestimmungsgemäfsen jeweiligen Nachlässen und Rückschwankungen.

Das ist sicherlich ein Fehlgriff und zwar ein starker. Die gemeinste Erfahrung kann es lehren, wie auch der individuell menschliche Wille allmälig gedeihen und erstarken mufs, obwohl ein solcher mit dem Beginn des Individuallebens auch seine Entwickelung und sein Reifen beginnen mag. Zudem kann nicht entgehen, wie sehr der Willen abhängt von Einsicht, Ueberzeugung etc. Aber wie langsam gedeihen erfahrungsgemäfs auch diese! Zwar mag zugegeben werden, dafs das Gewissen zu jeder Zeit an- und abmahnt; aber vor

Digitized by Google

seiner Reife — und ist es nicht immer, selbst nach Heinroth, nur die erst noch unreife Vernunft? — wie schwach oft, wie unbestimmt! Besonders anderen an- oder abmahnenden aus demselben Leben hervor-, demselben (werdenden) Ich zu-tönenden, auch ihr Recht fordern dürfenden Stimmen gegenüber! Und nun vollends die moralische Freiheit ist ja wohl durchaus nur die Frucht durchbildeten, gereiften Selbstbewufstseyns. Vermögen dazu, Anlage, ja selbst Regungen ihrer Entwickelung müssen wohl schon in frühester Jugend beim Menschen anerkannt werden. Aber je ferner sie noch der Reife ist, desto weniger kann in so eminentem Sinne, als Heinroth die Worte gebraucht, von Schuld, von Sünde, von Immoralität u. dergl. die Rede seyn. Ja, eine Schuld ist auch dann schon vorhanden; ein Sollen nämlich (*I should*) in Bezug auf ein Wirklichmachen dessen, was jezt nur erst noch möglich ist, d. h. ein Durchmachen der bevorstehenden Entwickelung und Erstarkung. Ein gemeines Sprüchwort pafst vortrefflich hieher: „Jugend hat keine Tugend;" aus dem gleichen Grunde aber, streng d. h. gerecht genommen, auch kein Laster. Und wie viele Menschen gehören ohne alleinige oder nur vorzugsweise eigene Schuld, nach dem gerechten Begriffe des Worts, noch im hohen Alter zu dieser Jugend, und kommen nie aus ihr heraus! Dafs hiebei die Gränzlinie schwierig zu ziehen sei, um auf der einen Seite nicht lau und indifferent, auf der andern aber nicht ungerecht eifernd und verdammend zu erscheinen, ist nicht in Abrede zu stellen.

Noch gröfser aber erscheint die eben gerügte Unrichtigkeit und Ungerechtigkeit, wenn wir Folgendes bedenken. Es ist nicht zu läugnen, dafs nach ursprünglicher Gesetzlichkeit das Physische, im Grofsen von Seite des ganzen Geschlechts und einzelner Völker, wie im Kleinen beim Individuum, früher sich eminent entwickelt und früher seine Culmination erreicht, als das Psychische. Somit aber steht überall eine Zeitlang mächtigeres Physisches noch schwächerem Psychischen gegenüber, und kann dieses demnach, obwohl es im Ganzen und bei gleicher Entwickelung das Herrschende seyn soll und ist, während der Zeit jenes relativen Mifsverhältnisses um so leichter überwältigt und bei dieser Gelegenheit von Seite des Physischen krank gemacht werden.

Die Verkennung dieses nothwendig eintretenden Falles macht denn nun Heinroth auch gegen die Psychiatrie der alten Zeit überhaupt ungerecht; obwohl er selbst, durch seine Ableitung aller psychischen Krankheit von Sünde, gewissermaafsen in den Charakter der ältesten mythischen Zeit zurückfällt. Je weiter zurück in der eigentlich und gewöhnlich nur sogenannten Geschichte, desto mehr Vorherrschaft des Physischen über das Psychische; desto häufiger sogenannte psychische Krankheiten von physischer Seite vorzugsweise bedingt; desto mehr aber auch physische Heilmethode an der Zeit. Selbst dafs dabei in Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten die Säfte vorzugsweise in Anspruch genommen wurden, erscheint, näher besehen und von der besonderen Art der in Anspruchnahme abgesehen, der Hauptsache nach naturgetreu. Denn das jugendlichere Geschlecht mufs wohl, wie noch heute das jugendliche Individuum, unter Vorherrschaft seines Säftelebens überhaupt, der Venosität des Unterleibs (schwarze Galle), der Lymphosität und der Schleimhäute (Schleim), so wie des gesammten Haut- und Verdauungssystemes gestanden haben, wornach sich Purganzen und Brechmittel, Blutlässe und Bäder von selbst als nothwendige Hauptmittel ergeben. Auch dürfen wir, um davon noch näher überzeugt zu werden, nur die Symptomatologie der psychischen Krankheiten des früheren Alterthums, wie sie uns z. B. namentlich *Hippokrates* selbst darbietet, betrachten.

Wann wird man doch allgemeiner auch durch wissenschaftliche Ansicht vom Leben geleitet die *Geschichte* ehrfurchtsvoller anerkennen; sie einerseits nicht mehr keck mit der eigenen Meinung Lügen strafen zu dürfen wähnen, und andrerseits auch bei Forschern und Beobachtern früherer Zeiten eben so viel dem Gegenstande, wie er zu ihrer Zeit war, angemessene Wahrheit finden, als man sich selber zutraut! Wann wird man namentlich in der Geschichte der Heilkunde, die so häufig als ein wirres Gewebe von Widersprüchen angesehen wird, Frieden, Zusammenhang und nothwendiges Fortschreiten erkennen!

Dazu aber sind unter anderem namentlich strenger wissenschaftliches Zuwerkegehen im Allgemeinen und bestimmtere Begriffe im Einzelnen unerläfslich. Wie sehr vermifst man aber selbst nur leztere; namentlich auch wenn von Physischem und Psychischem die Rede ist!

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 149. u. 150.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1827.

Esquirol's allgemeine und specielle Pathologie und Therapie der Seelenstörungen.

(Beschluſs.)

Versagt man nun, was auf die Dauer nicht geschehen kann, der Nöthigung, bestimmtere Begriffe mit diesen Benennungen zu verbinden, nicht das Gehör: so möchte man wohl zulezt allgemein darauf hinauskommen, daſs unter Physischem diejenige Richtung des Lebens nach seinem Wirken und seinen Werken zu verstehen sei, in welcher es sich im Raume gegen sich selber zerstreut, entäuſsert, entfremdet, sich selbst verliert etc. — dagegen unter Psychischem das zeitlich nicht bloſs sich selbst wieder sammelnde, zu sich selbst wieder kommende — in welchem Zustande es gewissermaaſsen schon vor Entspinnung jener differenten Richtungen gedacht werden muſs; sondern auch das weiterhin sich selbst durchschauende, sich selbst begreifende und bestimmende.

Diese leztere Richtung fängt jedoch schon im Thiere an, sich deutlich bis auf einen gewissen Grad auszusprechen — in der Funktion eines Nervensystems überhaupt, eines Gehirns aber insbesondere. So viel wir von denselben im Einzelnen noch zu erforschen haben, so wenig können tüchtige Zweifel erhoben und gerechtfertigt werden gegen die Behauptung: daſs sich in ihnen das thierische Seyn einerseits im Selbstgefühle als Ein- und Ganzheit erfasse, und andererseits von diesem Punkte aus willkürliche Thätigkeiten, namentlich Bewegungen, zum Zweck und Ziel der Totalität seines Seyns, seines Selbst, veranstalte. Demnach stoſsen wir also wirklich schon im Nervensysteme und namentlich in dessen Centralgebilden auf Psychisches.

Nicht umsonst möchte daher z. B. *Reil* das sogenannte Gemeingefühl mit dem höheren Selbstbewuſstseyn in den eigenthümlichen Zusammenhang gesezt haben, demzufolge jenes als nierderste Stufe und äuſserste Peripherie von diesem vorgestellt wurde. Allerdings haben wir in dem eben erwähnten Charakteristischsten der Nervenfunktion etwas, einerseits dem menschlichen Selbstbewuſstseyn, andererseits der menschlichen Selbstbestimmung höchst Analoges. Und eben so möchten — wenn auch mehr nur von Ahnung geleitet — die Aerzte nicht ganz umsonst namentlich am Nervensysteme festhalten, wenn von psychischen Krankheiten die Rede ist. Ohne dessen eigenthümliches Wirken mit dem vereinerleien zu wollen, was man im engeren Sinne der Worte auch Seele oder Geist nennt, sehen wir in ihm doch etwas, was nach dem erörterten Begriffe schon mit in den Bereich des Psychischen gehört und als solches wohl unmittelbar bei psychischen Krankheiten betheiligt seyn muſs.

Bestärken wir uns aber in dieser Ueberzeugung noch auf andere Weise! Unter den Deutschen Aerzten, die sich in dem lezten halben Jahrhunderte der Psychiatrie gewidmet haben, ragt *Langermann* bedeutend hervor. Mit Recht nun legt derselbe auf eine gewöhnliche und starke Betheiligung der Einbildungskraft und Phantasie bei der Entstehung und Dauer psychischer Krankheiten ein groſses Gewicht. Daſs dazu Recht vorhanden sei, davon kann sich jeder leicht überzeugen, der sorglicher auf das psychische Leben Irrer eingehen will und kann. Nun werden Einbildungskraft und Phantasie in der Regel unbedenklich in den Bereich des psychischen Lebens eingeschlossen. Allein wie wenig geht man doch auf höchst nahe gelegte Beobachtungen ihrer Wirksamkeit ein, wie sie sich namentlich in Fieberdelirien und noch mehr in Phantasmaten bei fieberlosem Zustande äuſsert — Beobachtungen, durch welche jene beiden, in vielfacher Hinsicht vorzugsweise wichtigen und merkwürdigen Thätigkeiten als das erkannt werden müſsten, was sie wirklich sind. Beide nämlich als höhere und niedere Seite des Einen Ganzen. Dieses Ganze, so zu sagen, als Centralproceſs des Gehirns. In demselben die

Digitized by Google

niedere Seite (Einbildungskraft) abwärts den äufsern Sinnen, besonders aber dem Sehen, zugewendet und deren Wahrnehmungen vorwärts Vollendung und Verknüpfung gewährend; die höhere Seite (Phantasie) aufwärts den Ideen der Vernunft, als des vorzugsweisen inneren Sinnes, zugekehrt und dieselben in's Sinnliche herabbeugend und zu Idealen beleibend. Beide zwar dem vorzugsweise sogenannten (leiblichen) Bildungstriebe polarisch entgegengesezt und darnach mit ihm wechselwirkend; aber doch selbst, wenn auch mit subtilerem Stoffe (Nervenäther etc.) ihre Miniaturbildnerei auf's Höchste treibend, vorzugsweise bildende, gestaltende Thätigkeiten, die es wohl auch sind, welche durch diesen ihren plastischen Charakter all' unserem Denken eine gewisse Lebhaftigkeit, Sinnlichkeit und Continuität geben und geben müssen — ein Umstand, der z. B. die *Neumannische* Eintheilung in bildendes und vorstellendes Leben nicht empfiehlt. — Doch ist derlei von *Hartmann*, *Purkinje*, *Ennemoser*, *Müller* u. m. A. nicht unbemerkt und unberührt geblieben, obwohl nicht eben in besondere Beziehung auf Psychiatrie gebracht worden.

Und so könnte noch auf mehrfache Weise dargethan werden, wie physisches und psychisches Leben, unbeschadet des höchsten Adels, der edelsten Bedeutsamkeit und einer von der des ersteren sehr verschiedenen Gesetzlichkeit der höchsten Entwickelungen des lezteren, Wesentliches mit einander gemein haben, und einer weniger einseitigen Wechselwirkung, als sie Heinroth heischt, bestimmungsgemäfs geeignet sind — wie wir ferner Physisches und Leibliches oder Materielles wohl nicht so ohne Weiteres für identisch nehmen dürfen, als es zu geschehen pflegt, da sich auch hier die allgemeine Analogie bestätigt findet, derzufolge in allem relativ Realen und Idealen (der Wirklichkeit) je beide Faktoren nur in umgekehrtem Verhältnisse beisammen sind, fofern wir das Wirken des materiellen Nervensystems bereits in den Umfang des Psychischen einschliefsen — wie endlich in derselben Weise, nach welcher der Geist unserer Sprache den Begriff des Persönlichen — den aber Heinroth gegen diesen Geist, z. B. in seinem Syst. der psych. gericht. Med., künstlich anders gebildet hat — in die Ganz- und Einheit von individuell Physischem und Psychischem sezt, auch wohl jede Krankheit nothwendig eine persönliche ist, nur dafs bei den einen das Physische, bei anderen das Psychische vorherrschend betheiligt ist, übrigens aber bei jeder Krankheit unmittelbar beides bis auf einen gewissen Grad und in einem gewissen Umfange. Nur über leztere hinaus dürfte das Physische vom Psychischen und umgekehrt durch Nachwirkungen und somit mittelbar zur Mitleidenschaft bestimmt werden. In jedem Falle aber ist die Benennung Krankheit der Person nicht brauchbar für psychische Krankheit — und gibt es psychische Krankheit in eminentem Sinne des Worts, wornach darunter etwas Individuelles, Bestimmteres, nicht blofs eine Störung überhaupt ohne bestimmtere Form, Verlauf u. dergl., verstanden wird, nicht ohne gewisse, unmittelbar dazugehörige, krankhafte Veränderungen im Materiellen, zunächst besonders im Nervensysteme. Damit aber sprechen wir jeder eigentlichen psychischen Krankheit auch einen angemessenen gesetzlichen Verlauf, Krisen, Erblichkeit u. dergl. zu, gegen Heinroth und mit *Esquirol*. Darnach möchte sich auch beurtheilen lassen, wiefern im höheren Psychischen vorzugsweise begründete und beschränkte Abnormitäten, wie Wahn und Irrthum überhaupt, Sünde etc. von eigentlicher psychischer Krankheit unterschieden werden könne. Mit alle dem soll aber Heinroth's grofses Verdienst um die Psychiatrie keineswegs allzusehr verkleinert; *Esquirol's* bedauernswerther Mangel an wissenschaftlicher Gründlichkeit und Consequenz mit nichten beschönigt, so wie endlich das bei Anderen oft vorkommende einseitige Halten an der materiellen Seite und das gleichzeitige Nicht- oder Wenigerbeachten der anderen Seite psychischer Krankheiten durchaus nicht gerechtfertigt werden. Aber eben so wenig dürfen wir uns durch die eben gerügte und von Heinroth angefachte Einseitigkeit verleiten lassen, uns der entgegengesezten schuldig zu machen, und von ihr aus mit voller Reciprocität gleich ungerecht über das andere Extrem unbedingt aburtheilen.

Dessen aber hat sich unserer Ueberzeugung zufolge Heinroth noch in mehrfacher Beziehung schuldig gemacht. So treibt er auch nur im Bereich des Psychischen die Sache zu sehr auf die Spitze und hält sich zu einseitig an Eine, wenn auch die höchste und wichtigste Beziehung des gesammten psychischen Menschenseyns. Jenes, indem er auch in niederen Bezirken desselben, in dem, was man etwa mit Seele im engern Sinne des Worts bezeichnet hat, Freiheit gereift wissen will, wo durchaus Klima und Boden für sie nicht ist, und wohin herab sie nur, in höheren Bereichen des Psychischen, die man wohl mit Geist im engeren Sinne

Digitized by Google

benannt hat, als Frucht durchbildeten Selbstbewufstseyns, gereift, herab- und eingreifen kann. Das andere, indem er die religiös-sittliche Beziehung auf Kosten anderer im Auge behält und verfolgt.

In ersterer Beziehung gebraucht zwar auch Heinroth hie und da die Worte Seele und Geist als Verschiedenes bezeichnend; aber er hält an diesem Unterschiede weder fest, noch hat er ihn auch genau genug bestimmt. Wir müssen aber dabei auf dieselbe Bestimmtheit dringen, mit welcher fähigere Physiologen Vegetatives und Animalisches in der leiblichen Organisation unterscheiden. Dann aber mögen wir in dem mit Seele benannten Gebiete des Psychischen, als in der sinnlichen Region desselben, das dahin gehörige Leben naturgemäfs aus und in sich selber vorzugsweise nur unter der Form des Instinkts und weiterhin der Willkür vor sich gehend gewahren; indefs sich in der mit Geist bezeichneten Region, die man etwa auch die vernünftige nennen könnte, aus dem despotischen Regiment der Willkür bald die Herrschaft der eigentlichen (vernünftigen etc.) Freiheit entwickelt. Aufserdem freilich ziehen sich durch diese beiden Regionen, ähnlich wie durch das Vegetative und Animalische der leiblichen Organisation die drei allgemeinen Systeme, die Haupthätigkeitsweisen (Fakultäten etc.) des Psychischen: Fühlen, Erkennen und Wollen. Aber jede nicht blofs überhaupt in der einen Region anders modificirt als in der andern; sondern in jedem auch alle drei, in mehrfach verschiedenen Verhältnissen gemischt, zu neuen eigenthümlichen Tähtigkeitsformen (Vermögen etc.) ausgebildet vorkommend.

Was sodann das erwähnte einseitige Anhalten an der, wenn auch höchsten, Beziehung des menschlich Psychischen betrifft; so müssen wir hier wiederholen, was wir schon vor Jahren anderwärts ausgesprochen: Heinroth's Psychiatrie ist, wenn auch nach dem Höchsten abweichend, doch eben so einseitig, als es im Bereich der somatischen Heilkunde ist die Jatromechanik oder die Chemiatrie oder die einseitig vom organischen (vitalen) Standpunkte aus gebildeten Systeme der Medicin; oder wie ausschliefsliche Humoralmedicin einerseits und Solidar- oder etwa insbesondere Nerven-Medicin andererseits u. dergl. Wie alle diese, so ist zwar auch jene Psychiatrie durch entgegengesezte Extreme geschichtlich bedingt und sonst der eigenthümlichen Geschichte und Gestaltung des religiösen Lebens in unserer Zeit entsprechend. Allein in lezterer Hinsicht müfste jene Psychiatrie nicht auf so allgemeine Gültigkeit Anspruch machen, als sie thut, indem sie darin nur jenen eine Weile naturgetreuer gewesenen Erklärungsweisen und Heilmethoden ähnlich ist, welche, an sich so einseitig, wie viele andere, eine Weile wegen entsprechender *Constitutio stationaria* allgemeinere Anwendbarkeit fanden, aber über lang oder kurz auch wieder verloren. In ersterer Hinsicht aber dürft' es mehr an der Zeit seyn, ernstlich an gerechter Ausgleichung vorhandener Extreme und Einseitigkeiten zu arbeiten, als sie zu erneuern und zu vergröfsern. Obwohl wir anderntheils billig gestehen, dafs es nothwendiges Schicksal aller wissenschaftlichen Entwickelung zu seyn scheine: dafs jede einzelne Seite des ganzen Gegenstandes einmal recht für sich hervorgehoben und betrachtet werde.

Dafs dieses durch Heinroth in Bezug auf Entstehung, Verhütung und Heilung psychischer Kranheiten von ihrer psychischen Seite (im gewöhnlichen engeren Sinne des Worts) und namentlich mit Beziehung auf die moralische Natur des Menschen vielfach trefflich, wenn auch noch keineswegs erschöpfend und ohne Fehlgriffe, geschehen sei, soll und kann mit Recht nicht geläugnet werden. Recht angelegentlich wünschen wir, dafs das, was von dieser Seite Behufs der Beurtheilung und Behandlung pyschischer Krankheiten zu Tag gefördert wurde, neben dem Uebrigen möglichst vorurtheilslos und redlich anerkannt und benüzt, ja, dafs das Ganze der Heilkunde auch mit dieser Seite der menschlichen Natur in innige Beziehung gesezt werde. Und namentlich möge Wesentliches von dem beherzigt werden, was Heinroth zur Verhütung psychischer Erkrankung, zur Befestigung der Genesung und Vorbauung gegen Rückfälle besonders in Anspruch nimmt! Dabei stimmen wir vollkommen ein, dafs da, wo die Vernunft einmal bis auf einen gewissen höheren Grad entwickelt, die Freiheit gereift und erstarkt ist, auch Einwirkungen von Seite des eigenen Physischen in's Psychische, wie sie aufserdem psychische Krankheit vorzugsweise bedingen helfen könnten, erfolglos abprallen; so wie dafs, bevor Vernunft und Freiheit jene Reife erreicht haben, der rechte Glauben unentbehrliches Surrogat derselben und Schutzmittel sei, wie sie.

Zu Vielem der Art ist freilich *Esquirol* nicht vorgedrungen; doch davon abgesehen, ist er auch weniger einseitig geworden und naturgetreuer geblieben. Lez.

Digitized by Google

teres wohl namentlich auch insofern, als er psychische Krankheiten im Allgemeinen überwiegend von psychischen Ursachen ableitet. Davon mag zwar etwas auf Rechnung des Umstands zu setzen seyn, dafs er erstlich in dem civilisirten leidenschaftlich regen Paris Irrenarzt ist, und zweitens, dafs er in seiner Privatanstalt doch sehr vorzugsweise nur vornehmere, gebildeter gewesene Irre zu beobachten und zu behandeln hat. Uebrigens jedoch neigt sich überhaupt in der neueren Zeit das Uebergewicht in der Aetiologie offenbar mehr und mehr auf die psychische Seite; wie es früher mehr und mehr auf der physischen war, und wornach denn auch das Verhältnifs des physischen und des psychischen Theils der Behandlung sich ändern mufs. Aber soweit sind wir noch lange nicht, obwohl es werden wird, als Heinroth in pathologischer Hinsicht glauben machen will. *Tempora mutantur!* Auch darin haben sie sich wohl bedeutend geändert, dafs sich in der neueren Zeit, mit vorschreitender psychischer Entwickelung überhaupt, auch zahlreichere und differentere Formen pyschischen Krankseyns erst gebildet haben. Auch in dieser Hinsicht mögen wir uns vor Ungerechtigkeit im Urtheil gegen die ärztlichen Vorfahren hüten!

Gleichwohl aber war Heinroth wohl zu freigebig bei Aufstellung von Arten psychischen Krankseyns, obschon er dabei nicht ebenso qualitative Abweichungen, wie quantitative berücksichtigt. Was Heinroth aufser den Complicationen als Krankheitsarten aufstellt, ist vielmehr etwa durch den Namen Krankheitselemente zu belegen, die einzeln in der Wirklichkeit so wenig vorkommen, als isolirter Sauerstoff, Wasserstoff etc. in der äufseren Natur; sondern deren Combinationen vielmehr die *concreten* Krankheitsformen geben. Auch in dieser Beziehung möchte das Wahre mehr in der Mitte zwischen Heinroth und *Esquirol* zu suchen seyn, als beim Einen oder dem Anderen.

Was sodann Grundzüge der Therapie anbetrifft; so hat Heinroth zwar auch in dieser Beziehung rücksichtlich gröfserer Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe *Esquirol'n* weit hinter sich gelassen. Gleichwohl aber erscheint auch da lezterer mehrfach naturgetreuer, ja, in Beziehung auf die Pathogenie selbst consequenter als ersterer. Diefs namentlich sofern Heinroth öfters in Folge desjenigen Begriffes von psychischer Krankheit, nach welchem sie geistiger Tod wäre, die Möglichkeit sogenannt direkt-psychischer Einwirkung Behufs der Heilung läugnen möchte, wo sie *Esquirol* mit Vortheil anwendbar findet, wie z. B. tröstende, erheiternde Zusprache bei Melancholie u. s. f. Geschieht dergleichen nur auf eine kräftige und der Individualität des Kranken angemessene Weise, übrigens aber lebendig aus wohlgeordneter Fülle von des Arztes eigenem Innersten hervorgehend; so kann damit in den meisten Fällen weit mehr geschehen, als gegenwärtig in der Regel geglaubt wird. Und im Zusammenhange mit dieser durch Erfahrung wohlzubelegenden Ueberzeugung mufs, Heinrothen entgegen, auf's Bestimmteste darauf gedrungen werden: psychisch Kranke nie für rein vernunftlos zu halten und in Bezug auf persönliche Behandlung ein gewisses Maafs der Vernünftigkeit bei ihnen vorauszusetzen.

Solches Einstimmen Heinroth's in das Dafürhalten derjenigen sich mit psychischen Krankheiten befassenden Aerzte, welche des Geistigen sich dabei möglichst zu entschlagen suchen, ist sicherlich oft auch dadurch vermittelt: dafs er fühlt, durch eigenes diesseitiges Ueber-die-Schnur-hauen verpflichte man sich hie und da billig zu entsprechendem Nachgeben in Bezug auf jenseitige Extreme anderer.

Vollends aber als der Natur der Sache angemessen mufs der Hauptzug der *Esquirol'schen* Therapie anerkannt werden; nämlich das vorherrschende Augenmerk auf solche Bewirkung psychisch Kranker, durch welche deren ganze, volle Persönlichkeit — in dem oben von uns gebilligten, dem Genius unserer Sprache getreuen Sinne des Wortes — also Physisches und Psychisches zumal in Anspruch genommen wird. Diefs geschieht eben schon durch die von *Esquirol* sogenannte Isolirung, und wird weiter ausgeführt durch, den Individualitäten überhaupt und dem Charakter des Krankseyns insbesondere angepafste, nach eigenen Erziehungsgrundsätzen angeordnete und durchgeführte, mehr oder weniger sinnige und nützliche Beschäftigungen und Erholungen. Dafs darin der allgemeinst anwendbare und im Durchschnitte förderlichste Heilmittelapparat bestehe, davon hat sich der Unterzeichnete, in Uebereinstimmung mit erprobten Irrenärzten, durch eigenes Nachdenken und Beobachten auf das Lebendigste überzeugt. Und daran hält auch *Esquirol* im Ganzen fest; obwohl deshalb im Einzelnen noch gar viel zu ermitteln und zu veranstalten ist. Auch in Beziehung darauf aber rächt sich die, einseitig psychische und moralische Pathogenie und die, psychische Krankheit zu Seelen- und Geistestod verkünstelnde,

Digitized by Google

Pathologie Heinroth's einiger Maafsen durch die entgegengesezte Einseitigkeit einer enormen Begünstigung der physischen Therapie, bei der dann freilich all zu oft an mäfsig-gründlicher Heilung verzweifelt werden mufs. —

Doch enthalten wir uns jeder weiteren Aufzeigung und Schlichtung manchfacher Abweichungen, so wie mehrfacher Uebereinstimmung zwischen *Esquirol* und Heinroth! der theilweise Gegensatz, der nach Maafsgabe der Verschiedenheit dieser beiden Schriftseller sich durch das vorliegende Werk hindurchzieht, macht das genauere Studium desselben noch besonders anziehend und unterrichtend. Mögen diefs recht Viele in grofsem Maafse erfahren!

Leupoldt.

LXII.

Geschichte der Carthager; nach den Quellen bearbeitet von Dr. Wilhelm Bötticher, Oberlehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. Mit einer Karte. Berlin, bei A. Rücker, 1827. VIII. 486 S. 8.

Man darf Carthago nur von seinem eigenen Standpunkte betrachten, um mit Interesse bei seiner Geschichte zu verweilen. In der Geschichte der Menschheit glänzt es nicht. Was war es der Mit- und Nachwelt in allgemeinen und höhern Beziehungen? Rom bahnte sich seine Wege mit den Waffen; seine Colonien waren Wachtposten, sein Handel Beutemachen; es eroberte, und alle Waaren und Erzeugnisse des Gewerbfleifses fielen ihm von selbst zu; auch die schönsten Vermächtnisse in Kunst und Wissenschaft wurden durch die Legionen sein Eigenthum. Die Beraubten zwang es in die gleichen Formen seiner Weltregierung; es vernichtete dadurch ihr staatsbürgerliches Leben, und lähmte ihr geistiges. So fürchtet man, es gleite Alles in einen Abgrund; wenn Rom seine Ernten gehalten habe und untergehe wie Carthago, werde Alles für immer verloren seyn. Aber in seiner Thatkraft, welche Carthago nie in dem Maafse besafs und entwickelte, und in seiner, wenn auch einseitigen, Empfänglichkeit für Höheres waltete ein guter Genius über die Menschheit. Es schüzte, was es selbst noch nicht besafs, durch seinen Namen; und nicht blofs Märkte und Buden, sondern auch edlere Werkstätte; vor allen in Alexandrien und Pergamus, ehe noch seine Heere den Nil erreicht, oder den Hellespont überschritten hatten. Was es in sich aufnahm, war wohl bewahrt, und Griechenland, unfähig, sich selbst zu vertheidigen, wurde nicht die Beute der Asiaten. Rom machte geistigen und materiellen Besitz zum Gemeingute; es vermittelte Bildung, ehe es selbst gebildet war, und belehrte, ehe es gelernt hatte; in seinem Universalreiche wurde die beglückendste Religion um so leichter, was sie seyn sollte, eine universelle. Mit der politischen Geschlossenheit verschwand nach und nach die wissenschaftliche und religiöse; und so knüpften sich an die Erhaltung Eines Felsen, weil Römer ihn umwohnten, die Schicksale und das innere Leben eines grofsen Theils, und des bessern Theils der Menschheit. So würde es nicht gewesen seyn, hätten die Römer wie die Asiaten die Welt durchstürmt, nur Jahrzehnde, nicht Jahrhunderte, zu siegen und zu erobern vermocht, oder wie die Araber, im Lernen und Ueberliefern ihre Kraft erschöpft, gleich Sternen, welche Licht empfangen und geben, ohne selbst zu leuchten, und wieder im Dunkel sich verlieren.

Jene Thatkraft und Bildsamkeit fehlte den Carthagern; deshalb haben sie der Menschheit nichts geleistet. Von der Natur auf das westliche Mittelmeer angewiesen, sind sie nie mit grofsen Erfolgen über diese Gränzen hinausgegangen. Sie fanden im Handel und im Erobern mehr Hindernisse, als die Phoenicier, und haben sie nicht zu beseitigen gewufst. Die eine Stadt Massilia hielt sie von Gallien entfernt und, und im ersten feindlichen Zusammentreffen mit Rom wurden sie auf Afrika und einige Inseln zurückgeworfen, unter welchen die Römer die gröfste ungestraft im Frieden nahmen, sogar mit Carthagischem Gelde für die Kosten der Besetzung entschädigt. Spanien sollte Ersatz geben und wurde verloren, als Rom seinen Arm nach ihm ausstreckte. Am meisten beurkunden aber die Kriege der Carthager mit den Griechen in Sicilien ihre Schwäche und Barbarei; Alles schien ihnen den Sieg zu verbürgen: ein gefüllter Schatz, grofse Flotten und Heere, insbesondere eine zahlreiche und geübte Reiterei, woran es der Insel fehlte; und auf der andern Seite Syracus und Agrigent in Zwiespalt und voll Eifersucht; mit Tyrannen, welche nur zu oft entschiedene Vortheile im Felde aufgaben, weil es am eigenen Herde gährte; neben Städten, deren Einwohner lieber Barbaren als

Digitized by Google

Stammgenossen gehorchten, und ewig ihre Verfassung veränderten, und neben Eingebornen, welche die Griechischen Niederlassungen in eben dem Maafse hafsten, als sie unfähig waren, ohne fremde Hülfe sich ihrer zu erwehren. Carthago versuchte es, diefs zu benutzen, aber mit ungeübter Hand. Es zeigt sich kein grofser durchgreifender Plan; Kriege und Feldzüge waren ohne Zusammenhang; leicht genügte kleiner Gewinn, und Niederlagen bestimmten, wie in Rom nie, zum Frieden. Dann aber wurde der Bundesgenofs der Rache der Syracusaner Preis gegeben, mit der nothwendigen Folge, dafs auch Carthago nicht mehr auf sichere Bundesgenossen rechnen konnte. Diese Erfahrung führte zu Grausamkeiten; die Kriege zwischen Carthago und Syracus wurden die schrecklichsten, welche die Geschichte des civilisirten Alterthums kennt; man schonte nicht einmal mehr aus Politik; Agrigent und viele anderen der blühendsten Städte wurden von Carthago zerstört und wieder zerstört und die Einwohner gemordet oder verkauft; nur was in Trümmern lag, schien ihm sicherer Besitz. Was war zu erwarten, als es, nach vergeblichen Anstrengungen von Jahrhunderten gegen Griechen, den Kampf um die Insel in einer höhern Bedeutung gegen Römer fortsetzen mufste? Es gelangte so wenig zur Weltherrschaft, als es zum Welthandel gelangt war. Auf eine andere Art aber eine Stelle in der Geschichte der Menschheit einzunehmen, hat es nie versucht. Möchte es einzelne Schriftsteller hervorbringen, selbst einen Philosophen auf dem Lehrstuhle der Akademie, so fehlte es ihm doch an einer literärischen Cultur, wozu mehr erforderlich ist. Scipio weinte am Grabe dieses Volkes; die Menschheit kann sich nur Glück wünschen, dafs Rom und nicht Carthago siegte.

Jedes Volk ist aber wie der einzelne Mensch, seiner selbst wegen; es hat seine höchste Bestimmung in sich, nicht aufser sich, und eine gelungene Darstellung seines innern und äufsern Lebens mufs willkommen seyn, wie auch dessen Beziehungen zum Leben der Menschheit gewesen seyn mögen. Es verdient daher unsern Dank, dafs Herr D. *B.* eine Geschichte der Carthager nach den Quellen zu schreiben beschlofs. Der Titel läfst erwarten, dafs man Alles finden werde, was über die Carthager bis dahin ermittelt ist, und der Zusatz, dafs der Verf. die Vorarbeiten nur nach sorgfältiger Prüfung benutzt und das Ergebnifs eigener Forschungen hinzugefügt habe. In dieser Erwartung sieht man sich im Ganzen nicht getäuscht. Findet der Historiker, welcher diesen Theil der Geschichte aus den Quellen und die betreffende neuere Literatur kennt, nicht so viele Aufschlüsse, als er wünscht, so weifs er auch, wie schwierig und undankbar der Gegentand ist, welchen der Verf. gewählt hat. Denn die Quellen sind dürftig oder trübe, so dafs man leichter Lücken bezeichnen als ausfüllen kann, und Manches ist bereits von Neuern mit einem Erfolge bearbeitet, welcher es schwer macht, sie zu übertreffen, oder unmöglich, wenn Vorkenntnisse fehlen, welche man billigerweis nicht von jedem Geschichtschreiber fordern darf. H. *B.* verschmäht es, den Schein der Selbstständigkeit dadurch zu gewinnen, dafs er die von ihm gebrauchten Hülfsmittel verschweigt, welches immer gewöhnlicher wird; er durfte auch nicht scheinen wollen, was er überall ist, wo er es seyn konnte. Ohne sich dem Urtheil, an welches sich berühmte Namen knüpfen, gefangen zu geben, ehrt er diese Namen durch Bescheidenheit; oft möchte man ihm mehr Selbstvertrauen wünschen. Dem mühsamen Quellen-Studium, ohne welches weder Geschichte noch sogenannte grofsartige Ansichten der Geschichte denkbar sind, hat er sich gewissenhaft unterzogen und dem Leser die Prüfung dadurch erleichtert, dafs er meistens auf das Abweichende in den Nachrichten der Alten aufmerksam macht. In derselben Absicht theilt auch der Ref. seine Bemerkungen mit.

Die Einleitung (S. 1—7) nennt die Schriftsteller alter und neuer Zeit, welche hier in Betrachtung kommen; einige der leztern werden in den Nachträgen hinzugefügt, andere, von welchen nachher, ganz übergangen. Verdiente Justin das harte Urtheil Mannerts, welches Hr. *B.* eben nicht ermäfsigt, so würde es um die alte Geschichte, auch um die Carthagische, sehr schlecht stehen. Nach der gewöhnlichen Eintheilung enthält der *erste Zeitraum* die Geschichte Carthago's von dessen Erbauung bis auf die Kriege mit Syracus, von 878, wie der Verf. den Anfang bestimmt, bis 480 v. Chr. (S. 8—95). Sie ist äufserst dürftig und diefs wohl der Grund warum man hier findet, was gewöhlich unter dem Namen der Alterthümer begriffen wird, und am Ende des Werkes mehr an seinem Orte seyn würde. Schon lange vor der Gründung Carthago's liefsen sich Phoenicier in Africa nieder. Die Phoenicische Inschrift aber, welche der Verf. S. 8. aus Procop anzieht, und auch Suidas (v. Χαναν) erhalten hat: „wir sind dem Räuber Josua, dem

Digitized by Google

Sohne Nun's, entflohen," zeugt nicht unmittelbar dafür. Sie hat in frühern Zeiten, wo der Werth der Profan-Geschichte sich nach ihrer Beziehung zur biblischen bestimmte, die Gelehrten viel beschäftigt, besonders seit van Dale ihre Aechtheit angriff, weil Procop sie nicht selbst gesehen habe, und Worte, Fundort und Zahl der Tafeln anders angebe, als Suidas. Buddeus schrieb gegen ihn, (*Hist. eccles. Vet. I. Per. II. Sect. II. p.* 964) und nach ihm Joh. Cassel, (*Observat. de columnis Phoeniciorum in Mauretania. Magdeb.* 1739) ohne ihn gründlich zu widerlegen. Wie dem auch seyn mag, da über eine nicht mehr vorhandene Urkunde schwer zu entscheiden ist, so würde sie doch nur beweisen, dafs Cananiter, Stammgenossen der Phoenicier, sich in Africa angesiedelt haben. Denn das Land, welches den Juden verheifsen war, umfafste zwar auch Phoenicien, Cölesyrien und Syrien, (Genes. 15. 18) aber nie haben sie über Phoenicien geherrscht und dessen Einwohner zur Auswanderung gezwungen. In der That finden sich auch bei Suidas die Worte: ἡμεις ἐσμεν Χαναναιοι u. s. w. als allgemeine Bezeichnung des Volksstammes, dem allerdings auch die Bewohner des Landes angehörten, welches die Griechen Phoenicien nannten. Warum die Erbauung Carthago's in d. J. 878 v. Chr. gesezt und diefs die gewöhnliche Bestimmung genannt wird. (S. 11 Anm. 1) leuchtet nicht ein. Die Alten weichen hier um Jahrhunderte von einander ab, (s. die Uebersicht ihrer Angaben bei Gosselin in Bredow's Untersuchungen, 2 St. S. 76 u. 77) Appian widerspricht sich sogar selbst. (*De bell. pun. p.* 1 *u.* 82 *ed. H. Steph.*) Ueberhaupt sollten die Nachrichten über die Zeit und Art der Gründung weit mehr als höchst unsichere Sagen behandelt seyn. (S. 11. 12. 44.) Am wenigsten waren die Griechen verlegen, hier das Rechte zu finden; an ein ähnliches Verfahren in ihrer eigenen Geschichte gewöhnt, nannten sie Carchedon, den Tyrier (Zorus), oder auch Zorus und Carchedon als Erbauer. (*Appian de bell. pun.* 1. *Euseb. Chron.*) In Carthago selbst betrachtete man Dido als Stifterin und verehrte sie bis zum Untergange des Staates als Heroine. Es scheint demnach, dafs man einige auf sie bezügliche Sagen hatte; aber Griechen und Römer, welche Kunde davon erhielten, und einige Namen daraus auffafsten, haben sie gänzlich entstellt. Daher die Griechischen und lateinischen Formen mancher Namen und die Doppelnamen, welche man freilich später wieder zu erklären wufste, (*Serv. A. z. Virg. Aen.* 1. 340.) und dadurch nur noch verdächtiger machte. Schon die Unkenntnifs der Punischen Sprache mufste irren führen, wovon Byrsa ein Beispiel gibt, hätten auch jene Völker nicht an sich alles Fremde nach ihrer Art zu seyn und zu sehen umgewandelt, und es über sich erhalten können, ganz einfach zu berichten, dafs wahrscheinlich Mifsvergnügte oder Verfolgte aus Tyrus in diese Gegend Africa's kamen, um neben ältern Ansiedlern aus ihrem Vaterlande einen Zufluchtsort zu finden. Ueber die Benennungen Carthago und Byrsa geht der Verf. (S. 11. A. 2. und 3.) wohl zu schnell hinweg; er hätte wenigstens auch auf *Joh. Cassell Disquisitio de vocabulo phoenicio Kartha, Magdeb.* 1737 und auf *Valckenaer Specim. acad.* 1 *Dissert. de byrsa. Franequ.* 1737 verweisen sollen. Es kann übrigens nicht befremden, dafs Carthago ganze Jahrhunderte hindurch sich unsern Blicken entzieht; man fühlte den Drang, von seinem Entstehen Rechenschaft zu geben, nicht aber, die Dichtung durch einen langen Zeitraum fortzusetzen, und dafs man bei diesem Dunkel in der Nähe das Licht jenseits, in der weiten Ferne, nur für ein Irrlicht halten werde, ahnete Niemand. Erst im sechsten Jahrhundert v. Chr. beginnt die Geschichte Carthago's, und auch jezt nur in einzelnen Bruchstücken. Man findet es im Kampfe mit den Phocäern und bald nachher in Unterhandlungen mit Rom. Die erste Seeschlacht, welche seine Geschichte erwähnt, — nicht die Geschichte überhaupt, wie es nach S. 14 scheinen könnte; s. *Thucyd.* 1. 13 — war eine Niederlage; denn jene Griechen siegten. Doch wurden sie bei ihrer geringen Macht aus Corsica verdrängt, wozu auch die Etrusker mitwirkten. Den Vertrag mit Rom sezt der Verf. in das Consulat des M. Horatius und P. Valerius, (S. 15) ohne einen Grund anzugeben, warum er von Polybius abweicht, welcher Brutus und Horatius nennt, und darin von Niebuhr (Röm. Gesch. 1. 332) und Wachsmuth (Gesch. des Röm. St. S. 243) in Schutz genommen wird. Aber die Angabe des H. *B.* ist richtig. In der Geschichte der 53 Jahre, welche Polybius zunächst erzählen wollte, wird er immer als der glaubwürdigste erscheinen; dagegen mufsten die Annalisten deren Nachrichten Livius mittheilt, von der Folge der Magistrate in jenen fernen Zeiten besser unterrichtet seyn. Diese Voraussetzung kann indefs nicht entscheiden, sondern Folgendes: Das erste Consularjahr, dessen Dauer übrigens hier gleichgültig ist, (s. Bredow Untersuch. 1. 138) zählte fünf Consuln, wie Augustinus andeutet (*De civit. Dei* 5. 16), ein schlech-

Digitized by Google

tes Anzeichen für die Republik; zuerst Brutus mit Collatinus (*Liv.* 1. 60), und als dieser zurücktrat, wie es auch geschehen seyn mag, mit Valerius; (*Liv.* 2. 2) nach Brutus Tode liefs Valerius Sp. Lucretius zum zweiten Consul wählen, (*Liv.* 2. 8) und einige Tage später als dieser gestorben war M. Horatius (das.). Wenn also Polybius (3. 22) Horatius als den Consul nennt, welcher den Vertrag beschworen habe, so kann ihm nur Valerius zur Seite stehen, nicht Brutus.

In der Schilderung der carthagischen Republik, ihrer Besitzungen, ihrer Verfassung, ihres Handels und Culturzustandes (S. 21) folgt der Verf. nicht ohne eigenes Verdienst seinen Vorgängern. Anm. 2. S. 43 kann leicht mifsverstanden werden: „der Untergang beider Städte und die denselben begleitenden Umstände beweisen, dafs Carthago seinen phoenicischen Ursprung, überhaupt, und namentlich seine Verwandtschaft mit Tyrus, selbst in den spätesten Zeiten nicht verläugnete.“ Diefs bezieht sicht auf die Zeiten Alexander d. Gr., welcher aber Tyrus nicht zerstörte. Carthago nahm Frauen und Kinder seiner Metropole auf. (*Diod. Sic.* 17. 41.) Seine Verfassung (S. 43) macht, wie die phoenicische, einen Uebergang von den theocratischen und despotischen Asien's zu der staatsbürgerlichen Freiheit der Griechen und Römer, ist uns aber nicht genau bekannt. Auf die Schrift von Kluge über Aristoteles Politie der Carthager konnte der Verf. erst in den Zusätzen Rücksicht nehmen, und Zeibich *De suffetibus*, Wittemb. 1744 ist unbeachtet geblieben. Herr *B.* erklärt sich dahin, dafs die Suffeten an der Spitze des ganzen Staatswesens standen, und dafs in der Regel zwei gewählt wurden; (S. 44 f.) Ref. ist überzeugt, dafs diefs immer geschah, da es nach der richtigen Bemerkung S. 45 gar nichts dagegen beweist, wenn mitunter nur einer erwähnt wird. War aber ihre Würde lebenslänglich oder fand ein jährlicher Wechsel statt? Das Lezte ist dem Verf. das Wahrscheinlichste, weil es nicht nur von Corn. Nepos und von Zonaras (S. 46 u. 478) bestimmt behauptet werde, sondern auch die S. 46 Anm. 3 angeführten Stellen aus Aristoteles und Diodor diese Ansicht wenigstens begünstigen. Das Zeugnifs des Nepos zu verwerfen, berechtigt *Cicero de republ.* 2. 23 nicht, und nicht sowohl, weil bei ihm „die kurze Hinweisung auf die Carthagische Verfassung nicht bestimmt genug zu seyn scheint,“ (S. 477) sondern weil er unkundig der Geschichte des eigenen Vaterlandes und als Sachwalter und Dialektiker mit geschichtlicher Wahrheit zu spielen gewohnt, einem Nepos gegenüber keine Stimme hat. In unserer Stelle empfiehlt er gemischte Verfassungen; nur unter den einfachen sei die Monarchie die am wenigsten schlechte, jede Einfache aber sei ein Uebel. Die Mischung dürfe indefs nicht von der Art seyn, wie einst in Rom, Sparta und Carthago; denn wo Einer an der Spitze stehe, mit lebenslänglicher Gewalt, *perpetua potestate*, und gar mit einer königlichen, da sei Königthum, möge auch ein Senat ihm zugeordnet seyn, und das Volk einige Rechte haben. Die Zusammensetzung sei da nicht die rechte, und nicht im richtigen Verhältnisse — *ita mixta — ut temperata nullo fuerint modo.* Mit einem Worte, Cicero will blofs eine Mischung von Aristokratie und Democratie, und keine lebenslänglichen Herrscher; *desunt omnino ei populo multa, qui sub rege est; in primisque libertas.* Nun hatte er von Königen der Carthager gehört, und er vermehrt mit ihnen seine Beispiele, ohne zu untersuchen, ob sie in Hinsicht auf die Dauer der Verwaltung mit den Römischen und Spartanischen in eine Klasse fallen. Wenn dem so wäre, welches man aus den angeführten Gründen läugnen mufs, so würden sie auch nicht so oft mit den Consuln verglichen, oder geradezu, auch wohl mit dem Zusatze, *tum temporis*, so genannt werden. *Liv.* 30. 7. *Senec. de tranquill. an. c.* 3. *Justin* 31. 2 u. m. A.

Da Ref. im Vorigen auf die Aussage des Nepos Gewicht legte, so mufs er ihn um so mehr gegen H. *B.* vertheidigen, welcher ihn des Widerspruchs beschuldigt (S. 46 Anm. 2) und von Kluge behauptet, dafs er ihn falsch verstanden habe. (S. 477.) Die Stelle, um welche es sich hier handelt, ist Folgende: *Hic, (Hannibal) ut rediit, praetor factus est, postquam rex fuerat, anno secundo et vicesimo.* (*Nep. Hannib.* 7.) Diese Zahl bezieht Kluge (*Polit. Arist. p.* 73) auf die Jahre Hannibals, um zu beweisen, dafs man bei der Wahl der Suffeten nicht auf das Alter gesehen habe; wogegen der Verf. der Meinung ist, (S. 477) schon ein geschichtlicher Grund fordere die auch von Bremi gegebene Uebersetzung: Nachdem er im zwei und zwanzigsten Jahre, d. i. beinahe zwei und zwanzig Jahre lang König (Suffet und Feldherr) gewesen war, von 221 — 200; denn so lange sei Hannibal wirklich Feldherr in jenem Sinne, *rex*, gewesen, und erst im J. 200, als Rom nur unter dieser Bedingung den Frieden bestätigen wollte, seiner Feldherrnwürde entsezt, um mit der höchsten Civilgewalt bekleidet zu werden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 151. u. 152.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

August 1827.

Geschichte der Carthager; nach den Quellen bearbeitet von Dr. Wilhelm Bötticher.

(Beschluſs.)

Bis ins zwei und zwanzigste Jahr war folglich Hannibal, nach Hr. *B.*, Suffet und Feldherr gewesen, und Nepos widerspricht sich, wenn er die Suffetenwürde jährlich wechseln läſst. Wie aber, wenn vielmehr so zu übersetzen ist: als Hannibal zurückkehrte, wurde er Suffet (*praetor*) im 22sten Jahre seiner Feldherrnwürde, oder, nachdem er ins 22ste Jahr Heerführer, (*rex*) gewesen war. Der Verf. steht der Wahrheit näher als Kluge, und er würde sie gefunden haben, wenn er in *rex* nicht den Begriff von Suffet hineingetragen hätte. Sehr bestimmt unterscheidet Nepos selbst in Hannibal den Feldherrn und Suffeten. Nach der Schlacht bei Zama sammelte Hannibal wieder ein Heer. Carthago schloſs Frieden, und er blieb an der Spitze seiner Truppen, bis unter dem Consulat des P. Sulpicius, 200 v. Chr., Rom sich weigerte, die Gefangenen zurückzugeben: *quod Hannibalem — etiam nunc cum imperio apud exercitum haberent* (*c.* 7.) Man rief ihn daher zurück, und wählte ihn zum Suffeten (*hic ut rediit* u. s. w.). Daſs diese Würde gemeint sei, zeigt nicht nur die unmittelbar folgende Vergleichung der Suffeten mit den Consuln, und der nun beginnenden Civilverwaltung Hannibal's mit seiner frühern kriegerischen Laufbahn, sondern noch weit mehr der Zusatz: *deinde, anno post praeturam.* Ein Jahr also war er Suffet, als er aufgehört hatte Feldherr zu seyn, und nirgends wird angedeutet, daſs er früher beide Aemter in sich vereinigt habe, im Gegentheil wird ausdrücklich bemerkt, nach Hasdrubal's Tode sei er Feldher, *imperator*, geworden (c. 3. übereinstimmend mit Polyb. 2. 36). Wie Nepos dafür weiterhin das Wort *rex* gebraucht, so sagt auch Isocrates (im Nikokles): *ἔτι δε Καρχηδονιους και Λακεδαιμονιους — οἰκοι μεν ὀλιγαρχουμενους, περι δε τον πολεμον βασιλευομενους,* mit Beziehung auf die groſse Gewalt der Spartanischen Könige im Felde und der Carthagischen Heerführer, obgleich sie nicht unumschränkt und nicht ohne Verantwortlichkeit waren. Die Scheingründe, nach welchen Kluge (*Polit. Arist. p.* 49. 50. 109) ein Collegium der Hundert und der Hundertvier unterscheidet, hat der Verf. (S. 51 und 479) in ihr Nichts zurückgewiesen; die Behauptung aber, daſs die Hundert, wie die Ephoren in Sparta das Recht hatten, die Feldherren nach Beendigung des Krieges zur Rechenschaft zu ziehen, (S. 51) wird er gern selbst zurücknehmen; dieses Recht stand verfassungsmäſsig weder den Ephoren noch den Hundert zu, es war ein bloſs angemaſstes. (*Liv.* 33. 46).

Aehnliche Bemerkungen dringen sich S. 52 u. 481 auf, wo von den Pentarchien die Rede ist, und das Wenige, welches wir durch Aristoteles von ihnen wissen, mitgetheilt wird. Daſs man dieſs Wenige nicht durch willkürliche Behauptungen vermehren, nicht ohne allen geschichtlichen Grund bestimmen dürfe, wie die Pentarchien zusammengesezt seien, und sogar in welcher Rangordnung, wird gegen Kluge (*Polit. Arist. p.* 121 *f.*) gut ausgeführt; das Schielende dagegen oder vielmehr durchaus Unrichtige in der Vergleichung der Pentarchien mit den Dekarchien Sparta's, welche grundlosen Vermuthungen noch mehr Spielraum gibt, nicht genug hervorgehoben. Kluge meint, die Dekarchen seien von den Spartanern *in die eroberten Städte geschickt*, damit

Digitized by Google

sie die höchste Civil- und Militärgewalt ausübten, und da Aristoteles die carthagischen Einrichtungen mit den Spartanischen häufig vergleiche, und die Benennungen analog seien, so (?) müsse man auch die Pentarchien für solche Magistrate halten. Nur, weil Hr. *B.* diese Ansicht zu theilen scheint, — „Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, dafs es sich so, oder doch ähnlich verhalten habe" (S. 481) — kann nicht unbemerkt bleiben, dafs die Dekarchien schon deshalb keine Vergleichung mit den Pentarchien zulassen, weil sie nicht in der Verfassung begründet, sondern die Erfindung eines Ehrgeizigen waren; dafs ferner die Dekarchen nie von Sparta in die eroberten Städte *geschickt* wurden. Um gegen das Gesetz die Feldherrnwürde zu behalten, (*Plut. Lys.* 7.) vielleicht auch, um schon jezt die Ausführung seiner Plane gegen die beiden Königs-Geschlechter vorzubereiten, (Cornel. Nep. Lys. 3. Diod. Sic. 14. 13) bildete sich Lysander gegen Ende des pelop. Krieges in den Städten Asien's eine Partei, auf welche er rechnen konnte, weil sie durch ihn Alles, und ohne ihn nichts war, und deren Einflufs ihn Sparta unentbehrlich machte. Er stiftete unter den verwegensten und ehrsüchtigsten Einwohnern jener Städte Verbrüderungen, Hetärien, und in diesen wieder Ausschüsse von Zehn, Dekarchien, welche ihre Stadt unter seiner Aufsicht beherrschten, mit rücksichtsloser Verfolgung ihrer Gegner alle Kräfte zu seiner Verfügung stellten und einen Abfall von Sparta und von *ihm* verhinderten. (Plut. Lys. 5 und 13.) Um sich noch mehr zu sichern, ordnete er ihnen bald einen Harmosten als Vorsteher zu, und nur dieser war Spartaner, (das. 13) aber nicht weniger sein Werkzeug. So hoffte er, werde Sparta über Griechenland und er über Sparta herrschen. (Das. vergl. auch die von Kluge selbst angeführten Stellen.) Gibt es hier auch nur Einen Vergleichungspunkt mit dem, was Aristoteles von den Pentarchien Carthago's sagt?

Mit vieler Sachkenntnifs verbreitet sich der Verf. über die Kriegsmacht der Carthager, (S. 56) obgleich hier, wie in dem Abschnitte, welcher den Handel betrifft, (S. 66) gute Vorarbeiten benuzt werden konnten. Ueber die Religion der Carthager zu schreiben, möchte in der Aufgabe des Verfassers das Schwierigste gewesen seyn. (S. 77.) Er verweist auf Münter, dessen Ansichten er mittheilt. (Vergl. über diese: Allg. L. Z. 1822. Erg. Bl. Nro. 101 u. 102.) Die Gelehrsamkeit dieses Schriftstellers ist allgemein anerkannt. Er hat eine grofse Masse von Notizen gesammelt, welche dem künftigen Forscher nützlich werden können, so aber, wie sie jezt vorliegen, vom religiösen Zustande Carthago's kein treues Bild geben. Wo man die Quellen so wenig gesichtet findet, dafs auch das alexandrinische Machwerk Sanchuniathon und die Rabbinen Gewähr leisten sollen, und die Identität der Religions-Systeme bei den verschiedensten Völkern als Folge der Mittheilung so wenig bezweifelt wird, da ist man zum Mifstrauen berechtigt. Im Menschen wohnt überall die Idee der Gottheit, er lebt überall unter demselben Himmel und auf derselben Erde; daher müssen sich die Volksreligionen in ihren Elementen in vieler Hinsicht begegnen. Die Art und der Grad der weiteren religiösen Entwicklung hängt von unzähligen innern und äufsern Bedingungen ab, von der Art und dem Grade der wesentlich gleichen Kraft, von ihrer Ausbildung im Uebrigen, und von der verschiedenen Beschaffenheit der wesentlich gleichen äufsern Natur. Aber bei der gröfsten Verschiedenheit werden sich immer Aehnlichkeiten finden, weil immer die Idee des Göttlichen zum Grunde liegt, und der menschliche Geist es ist, welcher innerhalb derselben Schranken des Irdischen sie auffafst. Diefs ist es eben, was die Alten in ihrer Darstellung der Religionen nicht beachten, und die Behauptung, dafs man erst philosophisch forschen solle, ehe man geschichtlich Mittheilungen nachzuweisen versucht oder sie gar voraussezt, wird nun nicht mifsverstanden werden. Freilich ist es das Bequemste, mit den Alten den historischen Weg einzuschlagen, wenn man sich die Kritik erläfst. Heifst denn aber durch viele Stellen darthun, dafs die Griechen Herkules mit einem Phoenicischen Gotte für eins hielten, ihre wirkliche Identität darthun? Oder wird man uns überreden, dafs Apollo eine Carthagische Gottheit war, weil man ihn bei einem Griechen im Bundesvertrage zwischen Hannibal und Philipp III als Zeugen genannt findet? (S. Münter.) Es gibt den sichersten Maafsstab zur Beurtheilung der Phoenicisch-Carthagischen Götterlehre, wie sie uns in den Werken der Griechen und Römer erscheint, wenn man sich an deren Nachrichten von den Juden erinnert, welche sie doch viel länger und genauer zu beobachten Gelegenheit hatten. Ohne die Bibel würden die Dinge nach dem gewöhnlichen Verfahren etwa

Digitized by Google

so sich gestalten: bei dem Gottesdienste der Juden ertönten Flöten und Pauken, ihre Priester schmückten sich mit Epheu und in ihrem Tempel fand sich ein goldener Weinstock; (*Tacit. Hist.* 5. 5) wer kann hier Dionysus verkennen! Tacitus äufsert zwar Zweifel, diefs ist aber nur ein Beweifs, dafs er sich nicht zu grofsartigen Ansichten zu erheben vermag. Er selbst berichtet, weifs es nur nicht geistreich zu benutzen, dafs die Juden ursprünglich am Ida in Kreta wohnten und Idäer hiefsen; (Das. c. 2) um so leichter konnten sie einmal bei Uebervölkerung unter ihren Häuptern Hierosolymus und Judas nach Aegypten wandern; (Das.) dort lernten sie Osiris kennen, den Erfinder des Weins; (Diodor. Sic. 1. 15) er ist eins mit Jehovah und Dionysus; Alles ordnet sich zum schönen Ganzen, welches seine Quelle im Osten hat.

Nach einigen Bemerkungen über die sittliche und wissenschaftliche Bildung der Carthager, und über ihre Sprache, kehrt Hr. *B.* zur politischen Geschichte zurück. *Zweiter Zeitraum.* Vom Anfange der Kriege mit Syracus bis auf den Anfang der Kriege mit Rom. 480 — 264 v. Chr. (S. 95.) Der Raum dieser Blätter erlaubt es nicht, dem Verf. ins Einzelne zu folgen, obgleich der noch übrige gröfsere Theil des Werkes den meisten Anspruch auf Selbstständigkeit hat und eben, weil sie hier im höhern Grade möglich war, mit besonderer Liebe bearbeitet zu seyn scheint. Man wird dem fleifsigen Gelehrten immer mehr befreundet, der nicht durch Blendwerk bei Unkundigen ein augenblickliches Aufsehen erregen, sondern durch treue Erforschung der Wahrheit und eine gelungene Form seiner Schrift einen dauernden Werth geben wollte. Bei dieser Ueberzeugung des Ref. kann es nicht seine Absicht seyn, nur Tadel auszusprechen, wenn er Manches von einer andern Seite betrachtet, als Hr. *B.* So zunächst die Kriege der Carthager mit Syracus, in welchen jene nach der Meinung des Verf. bereits ihre eigentliche Bestimmung als Handelsvolk aus den Augen verloren. (S. 96.) Richtiger heifst es wohl in einer andern Stelle: keine Besitzung auf dem Mittelmeere war so geeignet, ihnen den Alleinhandel im Westen zu sichern, als Sicilien; (S. 37) es würde überflüssig seyn, diefs zu beweisen. Als Handelsvolk mufste sie auch nach den Häfen und Waaren Unteritaliens verlangen, wohin ein sicherer Weg nur über Sicilien führte, und als Rom sich als ein aufstrebender Staat ankündigte, und sie Veranlassung fanden, ihm zum Siege über die Samniten Glück zu wünschen, mufste Sicilien als Schutzwehr für Handel und Reich eine immer gröfsere Wichtigkeit erhalten. Dafs es gegen Rom keine Schutzwehr für sie gebe, konnten sie sich unmöglich eingestehen. (Vergl. *Cic. in Verr. Act.* 2. *Lib.* 2. *c.* 1. g. E.) Die Syracusaner hatten das meiste Interesse, sie von der Insel zu vertreiben, welche sie selbst zu unterjochen hofften; aber keineswegs ertrugen sie Dionys I. angemafste Herrschaft, „weil sie es für nothwendig hielten, einem kühnen und entschlossenen Manne die Leitung des Ganzen anzuvertrauen.“ (S. 112.) Bei dieser Ansicht läfst sich Dionys Verfahren in seinen Kriegen mit Carthago nicht erklären. Die Tyrannis war seinem Volke, wie allen Griechen, das Verhafsteste; nichts vermochte dafür zu entschädigen. Nur die Leibwache, die Miethtruppen und seine Burg schützten Dionys. Ihm war daher auch der Sieg über den auswärtigen Feind durchaus nicht das Wichtigste. Er endigte den ersten Krieg mit Carthago durch einen nachtheiligen Frieden, um sich durch die Befestigung der sogenannten Insel und durch andere Maafsregeln gegen die eigenen Unterthanen zu sichern. (Diod. Sic. 14. 7.) Im zweiten Kriege wollten diese sich mit Benutzung der Waffen, welche sie sonst nicht tragen durften, vom Tyrannen befreien; um sie durch den Feind in Furcht zu erhalten, gestattete ihm Dionys freien Abzug aus Syracus, statt ihn aufzureiben, wie er es vermochte. (*Diod. Sic.* 14. 64 u. 75.) Durch diesen innern Zwist wurden die Kräfte des Staates gelähmt, und der Wunsch über die ganze Insel zu gebieten um so weniger erfüllt, da seine Tyrannen, zum Theil aus Noth, um die Söldner zu unterhalten, die Griechischen Städte plünderten, welche sie befreien zu wollen vorgaben. Carthago aber wufste keinen Vortheil daraus zu ziehen; Syracus war frei, und Sicilien nicht erobert, als der Kampf mit Rom begann.

Dritter Zeitraum. Vom Anfange der Kriege mit Rom bis auf den Untergang Carthago's. 264 — 146. v. Chr. (S. 179.) Es ist sehr zu billigen, dafs der Verf. auch hier vorzugsweise das Volk im Auge behält, dessen Geschichte er schreibt; damit ist aber eine Schilderung der Gegner Carthago's, der politischen Stellung der Rö-

Digitized by Google

mer in jener Zeit, der geistigen und materiellen Kräfte, mit welchen sie den Kampf bestanden, nicht nur verträglich, sondern die Geschichte Carthago's kann nur dadurch in diesem Zeitabschnitte ihr volles Licht erhalten. Man vermifst sie daher ungern. Kräfte, welche gegen einander wirken, darf man nicht blofs einseitig kennen, um den Erfolg zu begreifen. Hr. *B.* ist zu unbefangen, als dafs die Besorgnifs, Carthago werde dabei verlieren, ihn abhalten konnte, diesen Grundsatz zu befolgen. Denn allerdings erregt es Bewunderung, dafs die Römer einer solchen Seemacht gegenüber sich entschliefsen konnten, mit dem Schwerte das Ruder zu ergreifen, ein Entschlufs, der nicht nur für Carthago sondern für alle verhängnifsvoll war, welche bisher das Meer geschüzt hatte, aber sie wufsten, wie Cornelius Cossus, *Deos esse, qui Romanum adjuvent*, und diese Götter waren Muth, Ausdauer, Einsicht, Verfassung und Heer. Der Landkrieg wurde auf das Meer verpflanzt; man schlug Flotten mit den Legionen und siegte auf den Schiffen, bis man durch die Schiffe zu siegen lernte. Wie auch das Element es rächte, dafs man sich die Mühe erspart hatte, mit ihm vertraut zu werden, entschied doch schon im ersten Kriege zulezt eine Seeschlacht für Rom. Auch der Seekrieg ist Krieg und für diesen waren die Römer geschaffen. Sie hatten verhältnifsmäfsig nicht mehr grofse Feldherrn als Andere; aber bei dem Zusammenwirken jener Eigenschaften und Einrichtungen der Nation war auch der mittelmäfsige furchtbar, wenn er nur treu war. Carthago schlug die seinigen nach Niederlagen an das Kreuz; ein heroisches Mittel gegen Feigheit und Verrath, welches auf die Gröfse dieser Uebel schliefsen läfst; Rom bedurfte es nicht. So starben Hanno, gleich im ersten Jahre des ersten Punischen Krieges; (Polyb. I. 11. Zonar. 8. 9.) Hannibal im J. 258 v. Chr. (Polyb. I. 24.) Hasdrubal, welcher 250 gegen Metell die Schlacht bei Panormus verlor; (Zonar. 8. 14.) und Hanno, als er 242. bei den Aegatischen Inseln unglücklich gefochten hatte. (Zonar. 8. 17.) Diese Strenge konnte die Heerführer vorsichtiger aber nicht tüchtiger machen. In Carthago geschah, was in Rom unerhört war; man vertraute sich einem Söldner an, Xanthipp, dem Spartaner, Herrn *B.* bewahrte seine genaue Bekanntschaft mit Polybius vor dem gewöhnlichen Irrthume, nach welchem Xanthipp Oberbefehlshaber wurde; (S. 196.) er war es so wenig, als irgend ein Europäischer Offizier im Heere des jetzigen Pascha von Aegypten. Selbst Cicero hat hier richtig gesehen: *M. A. Regulus, quum consul iteram in Africa ex insidiis captus esset, duce Xanthippo Lacedaemonio, imperatore autem patre Hannibalis, Hamilcare, etc.* (*De off.* 3. 27.) In der Nachricht von seinem endlichen Schicksale, er sei nach dem Siege ehrenvoll entlassen und auf Befehl der Regierung auf der Rückreise ins Meer geworfen, erkennt man schon wegen des Zusatzes: damit der Sieg nicht das Werk der Lacedämonier zu seyn schiene, (*Appian. B. Pun. p.* 3.) eine schlecht ersonnene Lüge; eine schwere Anklage des Feindes sollte Rom über sein Mifsgeschick trösten. Polybius berichtet, Xanthipp sei bald nach der Schlacht in sein Vaterland zurückgekehrt und damit den Wirkungen des Neides entgangen; er weifs, dafs ein anderes Gerücht in Umlauf ist, mag aber die Geschichte nicht dadurch entstellen. (1. 36. § 4.) Auch der Verf. hätte es entschiedener verwerfen sollen, (S. 199) und eben so die Erzählung von Regulus Hinrichtung, und das Mährchen von seiner Gesandtschaft, welches ja offenbar erdichtet ist, um jene daran anzuknüpfen. „Dafs er hierauf (nach seiner Rückkehr von Rom) zu Carthago auf eine grausame Weise zu Tode gemartert sei, ist wahrsheinlich wieder eine Fiction des Hasses der Römer gegen ihre Feinde. Wenigstens behauptet Diodor, er sei eines natürlichen Todes gestorben.“ (S. 205.) Mit matten Gründen hat Garve die innere Unwahrscheinlichkeit darzuthun gesucht; (Anm. zu *Cic. de off.* 3, 27) wir bedürfen sie nicht, da die äufsern Gründe genügen. Sie sind von den Gelehrten, welche der Verf. zum Theil selbst nennt, vor allen von Palmerius *C. Exercit. in auct. graec. p.* 151. *seqq.* Vgl. auch *Appian. ed. Amstelod. p.* 4 u. 5. in d. Anm.), und nach ihm von Wesseling (*Diod. Sic. Fragm. l.* 24. *Vol. IX. p.* 344. 345 *n.* 524. *ed. Argent.*) und Roos (im Magazin für öffentliche Schulen, Bremen 1791) auf eine überzeugende Art geltend gemacht. Ruperti hat sie zwar bestritten, aber so, dafs Hr. *B.* ihn S. 205. Anm. 4. wo er diefs erwähnt, mit wenigen Worten hätte widerlegen können.

Unter den Schriften, welche Hannibal's Zug über die Alpen betreffen, scheint nach S. 248. Anm. 1. des Grafen F... d'*U.* (*Fortia d'Urban*) *Dissertation sur le passage du Rhone et des Alpes par Annibal, 3me edit.*

Digitized by Google

Paris 1821. dem Verf. nicht bekannt geworden zu seyn. Vielleicht aber fand er sich nicht veranlafst, diese unter der grofsen Zahl von Abhandlungen, worin Untersuchungen über jenen Gegenstand angestellt sind, (S. 263.) näher zu bezeichnen. Er selbst behandelt ihn ausführlich und befriedigend (S. 248—263), mit besonderer Rücksicht auf *de Luc*, welchem auch Zander meistens bestimmt. Aber in der Geschichte eines Krieges, welchen die Alten nach Hannibal benennen, vermifst man ungern eine Schilderung dieses Feldherrn; sie folgt erst S. 428. Auch würden einige allgemeine Bemerkungen über sein Verfahren und seine Verhältnisse erwünscht gewesen seyn, und das Urtheil über den Gang und Ausgang des langen Kampfes erleichtert haben. Freilich soll die Erzählung selbst darüber Aufschlufs geben; aber der Geschichtschreiber thut wohl, das Zerstreute mitunter in einen Brennpunkt zu sammeln, wenn es nur so nach seiner wahren Bedeutung und nach seinem Zusammenhange erkannt werden kann. Nicht jedem Leser ist es zuzumuthen, dafs er sich genau Rechenschaft gebe, warum Hannibal nach planmäfsigen und bewunderungswürdigen Vorbereitungen zum Kriege zulezt ein Abenteurer wurde, von dessen Anwesenheit in Italien Rom kaum mehr Kenntnifs nahm. Es läfst sich gar viel darüber sagen; stets aber kommt man darauf zurück, dafs der, welcher sich so weit von seiner Operationsbasis entfernt, und damit Alles auf das Spiel sezt, unter Begünstigung des Schreckens und der Hoffnungen, welche seine Kühnheit erregt, sogleich Alles gewinnen mufs; sonst ist es um ihn geschehen; mit den materiellen verlassen ihn auch die moralischen Hülfsmittel, und er bleibt nicht mehr er selbst. Die Geschichte unserer Tage liefert einen neuen Beleg dazu. Im Herzen Italiens, ohne Rom genommen zu haben, hatte Hannibal nichts mehr zu hoffen. Dazu kam, dafs er seine Siege aus dem Hinterhalte und durch seine Reiterei erfocht; als die Römer vorsichtig wurden, die Schlacht versagten und auf Höhen lagerten; als er nun Mangel litt, und aus Noth die Italischen Völker plünderte, welchen er sich als Befreier angekündigt und auf deren Mitwirkung er gerechnet hatte, als er nun zur Vertheidigung gezwungen, nicht mehr den Kampfplatz wählen konnte, der Versteck und Reiterei begünstigte, gab diefs seinem Schicksale die lezte entscheidende Wendung.

Es befremdet, dafs Hr. *B.* die Erzählung von Archimedes Brennspiegeln und von dessen Ermordung im Arbeitszimmer wiederholt (S. 331 u. 346). Ist es denkbar, dafs Polybius (8. 5 f.) alle Vorrichtungen, wodurch der Mathematiker seine Vaterstadt vertheidigte, genau beschreiben und die übergehen konnte, welche das meiste Aufsehen erregt haben würden? Oder sollte Livius (24. 34 f.) seinen Vorgänger nicht berichtigt haben, wenn er auch nur eine dunkle Kunde von jenem Vertheidigungsmittel gehabt hätte, da es die Ehre der Römer erforderte, nichts zu verschweigen, welches die lange Dauer der Belagerung erklärlich und verzeihlich machte? Auch bei Cicero und Plinius findet sich nichts darüber, und wäre es der Fall, so würde es doch gegen Polybius nichts beweisen, wie noch viel weniger Zonaras gegen ihn entscheiden kann. Jene Todesart des Archimedes ferner erwähnen zwar aufser Zonaras, auf welchen der Verf. sich bezieht, auch Livius u. A. aber entweder ist alles Andere falsch; was sie selbst und Polybius (8. 9.) von ihm erzählen, dafs er die Seele der ganzen Vertheidigung war, und eine lange Zeit alle Unternehmungen der Römer nur an seiner Thätigkeit und Wachsamkeit scheiterten, oder es ist eine ungereimte Fabel, dafs er während des Sturms sich in mathemathische Studien vertiefte, und erst durch den Krieger, welcher ihn niederstiefs, von dem Angriffe des Feindes unterrichtet wurde. Indefs scheint die Stadt, für welche er lebte und ohne Zweifel auch starb, seine Verdienste bald vergessen, und jene Erzählung um so mehr Eingang gefunden zu haben, weil Niemand den Beruf fühlte, ihr zu widersprechen (*Cic. Tuc. Quaest.* 5. 23). Am Schlusse des Werks (S. 464 f.) folgt noch eine kurze Geschichte des Römischen Carthago, welche, wie das Ganze, von grofser Belesenheit zeugt. Ref. bemerkt diefs nur im Allgemeinen, um seine Anzeige nicht über die Gebühr auszudehnen. Er zweifelt nicht, dafs Hr. *B.* bei dem innern Werthe seiner Schtift und einer gediegenen und gefälligen Darstellung, welche nirgends Manier oder Nachlässigkeit verräth, recht viele Leser finden wird.

Drumann.

Digitized by Google

LXIII.

Legum Regis Canuti Magni, quas Anglis olim dedit, versionem antiquam Latinam ex Codice Colbertino, variantibus lectionibus atque observationibus additis cum textu Anglo-Saxonico edidit Jan. Laur. Andr. Kolderup Rosenvinge, J. U. Dr. et Prof. in Universitate Havniensi. Havniae 1826. 4to.

Matthäus von Westminster, ein Chronist des dreizehnten Jahrhunderts, erzählt uns in seinen *Flores Historiarum* unter dem Jahre 1022, von König *Cnut dem Grofsen*, er habe die Gesetze *Edwards I*, seines Vorgängers auf dem Angelsächsischen Throne, für so vortrefflich befunden, dafs er den Befehl gegeben, sie ins Lateinische zu übersetzen, und habe denselben nicht etwa nur in *England* verbindliche Kraft beigelegt, sondern auch in seiner Heimat, in *Dänemark*, sie eingeführt. Diefs ist eine Nachricht, wie wir viele ähnliche bei den Schriftstellern jener und späterer Zeit antreffen, und welche mit manchen Ansichten, denen man zum Theil noch gegenwärtig huldigt, ziemlich übereinkommt. Sie bezeugt uns, wie man von jeher, aus Mangel an historischer Forschung, so gerne geneigt gewesen ist, Rechtsinstitute, die sich aus uralter Zeit hersehreiben, welche auf der Sitte, dem Herkommen und der Gewohnheit eines Volkes beruhen, sich als *plötzlich* ins Leben gerufen zu denken, als ausgesonnen und ausgegangen von einem einzelnen Gesetzgeber, weil über seine Zeit die Spur nicht hinauszureichen scheint. So wie man *Karl den Grofsen* — selbst in der Volkssage schon — für den Erfinder der Vehmgerichte, dieser Ueberreste alt-Germanischer Volks- und Landgerichte, gehalten hat, so wie *Aelfred der Grofse* der Schöpfer der meisten sich vor dem Jahre 1066 in England vorfindenden Einrichtungen, nach der Meinung Vieler, gewesen seyn soll, so hat man denn auch aus der Aehnlichkeit, ja Uebereinstimmung Dänischer und Angelsächsischer Rechtsprincipien *den* Schlufs gezogen, König *Cnut der Grofse* habe bei Erwerbung der Krone von England Gelegenheit gefunden, Englisches Recht auch in Dänemark zu dem herrschenden zu machen; *denkbarer* wenigstens wäre der umgekehrte Fall gewesen. Man vergafs dabei indessen ganz, wie die Bewohner von England mit zu den nächsten Stammesverwandten der Dänen gehörten, ja, wie ein grofser Theil derselben noch nicht sehr viel länger, denn seit einem Jahrhundert, und eine nicht geringe Anzahl erst unter König *Aethelred*, Cnuts unmittelbarem Vorgänger auf dem Throne, von Dänemark aus sich dort niedergelassen hatte. Wir brauchen uns daher nicht so sehr zu verwundern, wenn wir in den Rechtsprincipien eine auffallende Uebereinstimmung dieser Quellen antreffen, da eben die Hauptquellen des damaligen Rechtes bei Dänen und Angelsachsen, so wie bei andern Germanischen Volksstämmen, nicht etwa „*königliche Gesetze*" (obschon *Leges* und mit dem Namen einzelner Könige bezeichnet), sondern „*durch die Könige veranlafste Aufzeichnungen des herrschenden Gewohnheitsrechtes*" waren, und dieses natürlich bei so nahe verwandten Stämmen sich sehr ähnlich sehen mufste. Wir können daher einer Erklärungsart, wie sie der gedachte Chronist an die Hand gibt, füglich entbehren, und die Richtigkeit der von uns aufgestellten Ansicht scheint auch schon dadurch bestätigt zu werden, dafs zwei andre Chronisten statt Edwards andre Könige, nämlich *Florenz von Worchester*, Edgar und *Wilhelm von Malmsbury* Aethelred nennen, und der leztre hinzufügt: *omnes enim leges ab antiquis regibus latas observari* (*Cn.*) *praecepit* (*d. Reg. Ang. II.* 11.)

Aus den angeführten Umständen ergibt es sich von selbst, wie solche Rechtssätze, die zur Zeit Cnuts, auf seine Veranlassung in England aufgezeichnet worden sind, natürlich auch für die *Dänische* Rechtsgeschichte von grofser Wichtigkeit seyn müssen, wie diefs auch in Dänemark schon längst anerkannt ist, während man umgekehrt in England, ja fast auch in Deutschland, die verwandten Germanischen Rechte wohl noch nicht der ihnen gebührenden Aufmerksamkeit gewürdigt hat.

Durch die vorliegende Ausgabe der Gesetze König Cunts hat Hr. *Kolderup-Rosenvinge* sich abermals ein Verdienst um diejenigen erworben, die sich für das Studium des *Germanischen* Rechts interessiren, und Jeder, der den Wunsch hegt, aus diesem, als einer für die Geschichte unsres *Deutschen* Rechts reichhaltigen Quelle, zu schöpfen, wird es dem Hrn. Herausgeber gewifs dankbarlichst anerkennen, dafs durch seine Bemühung der Zugang dazu wieder um Einiges erleichtert worden ist.

Es sind die meisten der Gesetze der Angelsächsischen Könige schon während des Mittelalters ins Lateinische

Digitized by Google

übersezt worden, namentlich finden wir sie zum grofsen Theile in dem bis zum Jahre 1198 reichenden Chronikon des Abtes Johannes Bromton, welches in der Sammlung Englischer Historiker, welche Roger Twysden im Jahre 1652 in Folio herausgegeben hat, enthalten ist; sodann existirt namentlich von den *Leges Cnuti* eine alte Lateinische Uebersetzung, die, als zu Rochester befindlich, unter dem Namen Textus Roffensis bekannt ist. Mit dieser steht in einem auffallenden Zusammenhange eine Pariser Handschrift der Colbertinischen Bibliothek, so dafs entweder anzunehmen ist, eine sei von der andern abgeschrieben, oder beiden gemeinschaftlich habe eine dritte Handschrift zum Grunde gelegen, während andre Uebersetzungen sehr von den beiden genannten abweichen, aber mehr als sie auch schon in der Kapitelzahl mit dem Angelsächsischen Texte übereinkommen, die bei jenen um ein Bedeutendes gröfser ist. Eine Abschrift des Colbertinischen Codex wurde am Ende des siebzehnten Jahrhunderts angefertigt. Sie verdankt ihre Entstehung dem Interesse, welches der gelehrte *Friedrich Rostgaard* an diesem Gegenstande nahm; er brachte die Abschrift mit sich in sein Vaterland Dänemark und hat sie auch noch mit einigen eigenhändig geschriebenen Randglossen versehen. *Diese* Handschrift ist es mit deren Herausgabe Herr *Kolderup-Rosenvinge* uns beschenkt hat. Schon Kofod Ancher hatte den Plan gehabt, eine Ausgabe derselben zu veranstalten; da in ihm aber der Zweifel aufstieg, ob auch nur eine von den beiden Abschriften, die er besafs, wirklich von Rostgaard herrühre, so unterblieb dis Ausführung. Kofod Ancher hätte sich indessen leicht über seinen Scrupel beruhigen können, denn Rostgaard hatte zwar zu Paris die Anfertigung einer Abschrift des *Cod. Colb.* veranlafst, und in so fern verdankt diese ihm ihre Entstehung, *selbst* geschrieben hatte er sie aber nicht, sondern eben nur jene Abschrift mit Randglossen versehen. Diese hat, so weit sie von Belang waren, der Hr. Herausgeber auch mit aufgenommen, aufserdem aber hat er noch viele eigne interessante Bemerkungen nebst den abweichenden Lesarten mehrerer Codices geliefert, und hat neben der Uebersetzung, nach der vom Angelsächsischen Texte abweichenden Reihenfolge der Kapitel in derselben, auch diesen, wie die Wilkins'sche Ausgabe ihn liefert, abdrucken lassen; augenscheinlich nothwendige Abänderungen der Worte der Handschrift sind durch den Druck kenntlich gemacht. Die Varianten sind entnommen aus zwei Handschriften, die sich auf dem Britischen Museum zu London befinden, nämlich *Biblioth. Harlej.* Nro. 746. und *Biblioth. Cotton. Domit. A. VIII.* (Verg. *Claud. D. II.*), ferner aus dem *Textus Roffensis*, aus der Uebersetzung des Bromton und einer andern, die Heinrich Spelmann in seine Sammlung der Britischen Concilienbeschlüsse (*Lond.* 1639. *Fol. Tom. I. p.* 560) aufgenommen hat. Zum Theil enthalten auch die *nach* der Zeit Heinrichs I verfafsten sogenannten *Leges Henrici Primi* eine oft wörtliche Uebersetzung der *Leges Cnuti*, und daher hätten auch sie, als leicht zugänglich, vielleicht benuzt werden können. So enthält z. B. *Leg. Henr. Pr.* 11. Stellen aus: *Leg. Cnut. II.* 39. 41. 45. 46. 71. 64; *Leg. Henr. Pr.* 13. aus *Leg. Cnut II.* 49. 56. 58. 62. 64. 75; *Leg. Henr. Pr.* 14. aus *Leg. Cnut II.* 69. 70. 71. u. s. w., wie sich aus der Uebersicht der *Leg. Henr. Pr.* ersehen läst, die Ref. bereits an einem andern Orte gegeben hat. *) —

Der Colbertinische Codex zerfällt in hundert und fünf und siebzig Kapitel, von denen sieben und zwanzig sich auf die kirchlichen, die übrigen auf die weltlichen Angelegenheiten beziehen, während der Angelsächsische Text nur hundert und sechszehn (36 und 80) zählt. Dieser Unterschied rührt theils daher, dafs einzelne Kapitel in der Uebersetzung in mehrere getheilt sind, theils aber daher, dafs mehrere Stellen auch aus den Gesetzen früherer Angelsächsischer Könige in die Uebersetzung mit aufgenommen worden sind. Kofod Ancher hielt diese Stellen für spätre von Cnut selbst gemachte Zusätze, so dafs die Uebersetzung gewissermaafsen einen *Codex repetitae praelectionis* enthielte; mit Recht erklärt sich der Hr. Herausgeber gegen diese ungegründete Hypothese. Kaum hätte sie eine so weitläufige Widerlegung verdient, als sie ihr in der Vorrede zu Theil geworden, wir können indefs diese Refutation wegen der vielen schätzbaren Bemerkungen, die sie sonst enthält, unmöglich wegwünschen. Es bedarf indessen bei einiger Kenntnifs des ältern Angelsächsischen Rechts nur einer sehr flüchtigen Anschauung, um den wahren Ursprung jener Stellen angeben zu können. Ja man könnte wirklich zu der Annahme geneigt werden, der Ausdruck *Leges Cnuti* und besonders der Name *Leges Edowardi Confessoris* (nur nicht etwa das im zwölf-

*) *Englische Reichs- und Rechtsgeschichte seit Ankunft der Normannen im Jahre 1066 n. Chr. Geb.* Erst. Bd. (Berl. 1827. S. 210 — 222.

Digitized by Google

ten Jahrhundert angefertigte Machwerk dieses Namens), hätten wie der Ausdruck *Lex Salica*, *Lex Ripuariorum* u. s. w. eine *zwiefache* Bedeutung gehabt. Wie man nämlich unter diesen *nicht bloſs* die schriftlich aufgezeichneten Gewohnheiten der Salischen oder Ripuarischen Franken versteht — in welchem Sinne sie Mittermaier in seinem Lehrbuche des Deutschen Privatrechtes passend „Auszüge aus dem Gewohnheitsrecht" nennt, — *sondern auch* das gesammte, wenn auch ungeschriebene, Recht dieser Stämme (wie das *Matrimonium ad legem Salicam*, wovon die *Lex Salica* im engern Sinne Nichts weiſs, beweiset), *so* bedeuteten wohl die Ausdrücke *Leges Edowardi Confessoris* oder *Leges Cnuti* im *engern* Sinne auch nur diejenigen Rechtssätze, die wirklich unter jenen Königen aufgezeichnet worden sind, im *weitern* Sinne aber wohl das *gesammte* zur Zeit jener Könige in England herrschende Volksrecht, und man begriff darunter mithin auch viele Rechtssätze aus den unter frühern Angelsächsischen Königen vorgenommenen Aufzeichnungen, wie wir sie in dem Colbertinischen Codex wiederfinden. Daher späterhin unter Wilhelm dem Eroberer und seinen nächsten Nachfolgern das unaufhörliche Geschrei nach den *Leges Edowardi Confessoris*.

Die Uebersetzung, die der *Cod. Colb.* enthält, ist wahrscheinlich aus dem zwölften Jahrhunderte — welcher Umstand der so eben aufgestellten Ansicht nicht widerspricht — und ist allem Vermuthen nach von einem in England gebornen oder ansässigen Normannen verfaſst, wofür die häufig vorkommenden Worte: *quod Angli vocant* sprechen. Viele Stellen des Angelsächsischen Textes werden nicht wörtlich wiedergegeben, mehrere sind gänzlich ausgelassen.

Der Herr Herausgeber schlieſst seine Vorrede mit dem Wunsche, bald eine neue kritische Ausgabe der Angelsächsischen Gesetze, *mit Benutzung sämmtlicher Handschriften*, erscheinen zu sehen; ein Wunsch, der wegen des groſsen Schatzes, den diese Quellen für unser Germanisches Recht enthalten, gewiſs von so Manchem getheilt wird, dessen Erfüllung aber auch mehreren groſsen Schwierigkeiten unterliegt. Den Engländern stehen dazu freilich alle übrigen Hülfsmittel, nur nicht die Haupsache: „Kenntnisse des Germanischen Rechtes" zu Gebote, und die Zahl der *Juristen* auf dem Continent, die mit der Angelsächsischen Sprache vertraut sind, ist zu gering, die Arbeit aber, zu der auch ein langer mit vielen Kosten verknüpfter Aufenthalt in England gehört, für die Kräfte eines Einzelnen zu groſs, das Interesse endlich für den ganzen Gegenstand in Deutschland wenigstens, bei Weitem noch nicht so rege, als es zu wünschen wäre. Da Ref. in seiner Angelsächsischen Rechtsgeschichte, die auch den Abdruck mehrerer Stellen aus den *Leges Cnuti* enthält, einige von diesen zu erklären versucht hat, so fühlt er sich um so mehr dem Hrn. Herausgeber verpflichtet, da er aus dessen Bemühungen viele Belelehrung geschöpft hat, und er wird es nicht unterlassen, sobald sich eine Gelegenheit darbieten sollte, mehrere Fehler in der von ihm am angeführten Orte gelieferten Uebersetzung jener Stellen, zu verbessern. Er erlaubt sich schlieſslich besonders auf eine nicht unwichtige Stelle aufmerksam zu machen, die durch die unstreitig richtige Erklärung des Hrn. *Kolderup-Rosenvinge* einen ganz andern Sinn erhalten hat. In *Leg. Cnut. II.* 22 ist nämlich die Rede von der Vindication beweglicher Sachen, welche nach der vom Ref. (Angels. R. Gesch. §. LVIII. Note 541. a. E.) gegebnen Uebersetzung der Worte: *„and man gecnawen canthat thaer bregden bith"* durch: *„et cognosci potest, quod ibi terror adsit"* für den Fall ausgeschlossen seyn sollte, wo der Vindicant gezwungen Zeugen für sich aufführte, allein jene Worte beziehen sich auf die Sache (gewöhnlich Vieh) selbst, welche vindicirt wird, und sind daher zu übersetzen: *„et probari potest, eam (pecudem) esse domi nutritam;"* *bregden* nämlich ist das heutige *breed*; der Sinn ist also der, die Vindication solle nicht statt finden, wenn der Beklagte im Stande ist durch Zeugniſs zu beweisen, daſs er selbst das Stück Vieh, welches ihm wegvindicirt werden soll, auferzogen habe. —

George Phillips.

Digitized by Google

Nro. 153. u. 154.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1827.

LXIV.

1) *Neue Principien des Fluentencalcüls, enthaltend die Grundsätze der Differenzial- und Variations-Rechnung unabhängig von der gewöhnlichen Fluxionsmethode, von den Begriffen des unendlich Kleinen oder der verschwindenden Gröſsen, von der Methode der Gränzen und der der Funktionenlehre, zugleich als Lehrbuch dieser Wissenschaft dargestellt und mit Anwendungen auf analytische Geometrie und höhere Mechanik verbunden, von Friedrich Wilhelm Spehr, der Philosophie Doctor, öffentlichem Lehrer der mathematischen Wissenschaften am herzogl. Collegium Carolinum zu Braunschweig und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.* Erster Theil. Mit 5 Kupfert. 8. Braunschweig 1826. Bei G. C. C. Meyer.

2) *Resumé des Leçons données à l'École royale Polytechnique sur le calcul infinitésimal, par M. Augustin Louis Cauchy, Ingenieur des Ponts et Chaussées, Professeur d'Analyse à l'École royale Polytechnique, Membre de l'Academie des Sciences, Chevalier de la Légion d'honneur.* Tome premier, 4to. A Paris, 1823.

Indem Referent es sich zur Aufgabe stellt, mit dem Berichte, den er über die beiden vorliegenden Werke zu erstatten unternimmt, zugleich eine nähere Darlegung des Verhältnisses zu verbinden, in welchem der Inhalt derselben mit der betreffenden Wissenschaft steht, tritt ihm die groſse Schwierigkeit entgegen, daſs die Ansichten von dem wesentlichen Gehalte der Wissenschaft selbst, wenigstens hin und wieder, noch immer nicht vollkommen befestigt, sondern noch, mehr oder weniger, schwankend und getheilt zu seyn scheinen. Denn, abstrahirt man auch von denjenigen Bestrebungen, der in Rede stehenden Wissenschaft eine angemessene Darstellung zu verschaffen, die in ihrem Erfolge nur eine veränderte Schrift- und Wörtersprache aufzuweisen haben, oder sich von früheren nur durch das Anknüpfen des Gegenstandes an bekannte Satzungen auf einem und demselben Gebiete unterscheiden, (deren Anzahl allerdings nicht unbeträchtlich ist) so bleiben uns doch stets die Darstellungsweisen von *Leibnitz*, *Newton*, *D'Alembert*, *Euler* und *Lagrange* als solche zurück, welche, allgemein gesprochen, als mehr oder weniger von einander verschieden bezeichnet zu werden pflegen.

Da nun Referent das vorliegende Geschäft gern auf eine Weise zur Ausführung bringen möchte, bei der seine persönlichen Ansichten gerade am wenigsten Gelegenheit fänden sich geltend zu machen, so sieht er sich veranlaſst, seinen Bericht mit einer kurzen, aus den Quellen entlehnten, so viel wie möglich rein historischen Erörterung, das Object der in Rede stehenden Wissenschaft betreffend, zu eröffnen, und hierauf die nähere Bezeichnung des Inhalts der oben erwähnten Werke folgen zu lassen.

Artikel 1.

Leibnitz, auf das Innigste bekannt mit der sogenannten Gränz- oder Exhaustions-Methode der Alten, und dadurch vollkommen vertraut mit den Methoden von *Roberval* und *Cavalleri*, pflegte jede krummlinige Figur als ein Polygon, oder als einen Theil eines geradelinigen Polygons von einer unendlichen Anzahl unendlich kleiner Seiten zu betrachten, und alle diejenigen Eigenschaften der Curve zu zuerkennen, welche sich für ein solches Polygon, unabhängig von der Anzahl der Seiten, dergestalt beweisen lassen, daſs sie desto genauer stattfinden, je gröſser man sich die Anzahl der

Digitized by Google

Seiten denkt, und zwar so, dafs der Unterschied durch eine allmälige Vermehrung eben dieser Seiten-Zahl, endlich kleiner, als jeder gegebene werden könne. (*Leibn. oper. omn. tom.* 3, *p.* 173.)

Diefs vorausgesezt, mufste er auch alles dasjenige für einen Theil der krummlinigen Figur als gültig erkennen, was sich von dem entsprechenden Theil des Polygons, unabhängig von der Gröfse der entsprechenden Seite, dergestalt beweisen lasse, dafs es desto genauer stattfinde, je kleiner man sich die Seite denkt, und zwar so, dafs der Unterschied durch eine allmälige Verkleinerung der Seite selbst, kleiner als jeder gegebene werden könne. Indem er nun, gestüzt auf die Methode des *Cartesius*, und vorgeleuchtet von den Leistungen *Pascal's*, *Fermat's*, *Barrow's*, und *Wallis's*, auf diese Betrachtungsweise die Algebra anwendete, erschuf er einen Algorithmus; von dem er die erste öffentliche Mittheilung in den *Act. Erud. Lips. ann.* 1684 lieferte, und dessen Object er fast mit eben so viel verschiedenen Namen belegte, als die verschiedenen Sprachformen ausmachten, unter denen man sich schon damals zur Bezeichnung dieses Gegenstandes auszudrücken pflegte. Die ursprüngliche Benennung dieses Algorithmus war die der *Differenzial-Rechnung*; die Benennung: *Rechnung des unbestimmt Kleinen*, nach dem Sprachgebrauche von *Roberval*, *Summations-* oder *Quadratur-Rechnung*, mit Hinblick auf das Problem der Quadratur der Curven, *Analysis des Untheilbaren und Unendlichen*, nach dem Sprachgebrauch von *Cavalleri* und *Wallis*, wurde ebenfalls von *Leibnitz* gebilligt, indefs er auch späterhin die Bezeichnung: *Methode der unvergleichbaren Gröfsen* nicht unpassend fand. (*Oper. omn. Tom.* 3. *p.* 169. 193. 216.)

Der Zweck dieses Algorithmus bestand nun in nichts Anderm, als in der Bestimmung einer gewissen Gröfse aus einer andern, auf eine analytische Weise gegebenen, deren Verhältnifs zu dieser Leibnitz, ganz dem Standpunkte gemäfs, von dem er den Auslauf nahm, durch eine constructive Betrachtung bestimmte. Die unabhängig veränderliche Gröfse x betrachtete er als die Abscisse, und die dieser entsprechende abhängig veränderliche Gröfse y als die rechtwinklige Ordinate einer Curve. Jezt dachte er sich eine beliebige gerade Linie, dem x entsprechend, und durch dx bezeichnet angenommen, und mittels dieser und y eine andere Linie bestimmt, welche sich zu dx eben so verhalte, wie die Ordinate y zu der Subtangente des entsprechenden Curven-Punktes. Es war diese Gröfse, welche er die Differenz oder das Differenzial von y nannte und mit dy bezeichnete (*Oper. omn. Tom.* 3, *p.* 167). Nach dieser Erklärung dessen, was unter Differenzial von y verstanden werden soll, schreitet Leibnitz zu einer, zwar ganz factischen, jedoch vollkommen methodischen Mittheilung der Regeln des Calcüls, mittels deren aus y, in so fern man diese Gröfse, nach dem jetzigen Sprachgebrauche zu reden, als eine auf eine entwickelte Weise gegebene, algebraische Function von x betrachtet, die Gröfse dy abgeleitet werden kann, begleitet von den Vorschriften für die Anwendung dieser Gröfse zum Behuf der Bestimmung der gröfsten und kleinsten Werthe der Ordinaten, und der Inflexions-Punkte einer Curve; indem er noch die Bemerkung hinzufügt, dafs, durch Hülfe der ertheilten Regeln, auch in allen denjenigen Fällen dy mittels gewöhnlicher Rechnung bestimmt werden könne, wo y, als Function von x, durch eine algebraische Gleichung überhaupt gegeben sei, — und was er auch, durch ein ziemlich verwickeltes Beispiel, zu verdeutlichen nicht unterläfst. Schon der Umstand, dafs Leibnitz hier von den höchsten der damals gangbaren Begriffe und Vorstellungsweisen seinen Auslauf nahm, und nur in diesen sich fortbewegte, dafs er sich allenthalben mit einer factischen Darlegung begnügte, ohne sich auf Beweise einzulassen, eben weil er diese für den Eingeweiheten überflüssig hielt, (*demonstratio omnium facilis erit in his rebus versato*); noch mehr aber die von seinen Schülern theils verfehlte, theils geflissentlich verschleierte Darstellung des Geistes der Methode, mufste dieser wichtigen Erfindung bei der grofsen Schaar derjenigen, die sich zu denen, für welche Leibnitz die in Rede stehende Mittheilung zunächst geschrieben, eben nicht mit dem vollgültigsten Rechte zu zählen vermochten, deren äufserlichen Verhältnisse es dennoch nicht verstatten wollten, dieselbe unbemerkt an sich vorübergehen zu lassen, natürlicher Weise, eine eben nicht sehr freundliche Aufnahme bereiten. Es ist hinreichend bekannt, wie wenig Notiz Leibnitz, der sich mehr zur Erweiterung des Gebiets der Wissenschaften, als zum Kampfe gegen den unwissenden Eigendünkel selbstsüchtiger Naturen berufen fühlte, von den sich von dieser Seite entspinnenden Anfeindungen zu nehmen pflegte, und dafs, wo diefs geschah, er stets mit einer Würde auftrat, die seiner Stellung vollkommen angemessen war, und noch heut zu Tage zum Muster der Nachahmung die-

Digitized by Google

nen könnte. Die Erwiederung, deren er in dieser Beziehung, und zwar im Jahre 1695, den Holländischen Mathematiker *Nieuwentyt* würdigte, enthält sowohl hiervon, als von seinen umfassenden und tiefen mathematischen Einsichten die schlagendsten Beweise, so wie sie uns auch über den Geist seiner neuen Methode die wichtigsten Aufschlüsse ertheilt.

Zuvörderst bemerkt Leibnitz, dafs er zwar den Fleifs derjenigen sehr wohl zu schätzen wisse, die Alles, bis zu den ersten Principien hinauf, zu erweisen sich bestreben; dafs er es aber nicht rathsam finde, der Erfindungskunst, durch eine gar zu grofse Aengstlichkeit, Fesseln anzulegen, oder die wichtigsten Erfindungen, unter einem solchen Vorwande, zu verwerfen, und dadurch sich selbst ihrer Früchte zu berauben, wie er diefs auch schon früher dem Pater *Gottignies* und dessen Schülern, die in Bezug auf die Principien der Algebra eine gewisse Scrupulosität geäufsert, gleichsam eingebläut habe. Ferner macht er *Nieuwentyt* aufmerksam, dafs zwischen einer Methode, als Verfahrungsweise um zu einem Resultate zu gelangen, und den Erkenntnifsgründen des Resultates selbst zu unterscheiden sei; für erstere sei es hinreichend, richtig, verständlich und zum Erfinden geeignet zu seyn. Was seine Methode anbelange, so bestehe der Nerv ihrer Bezeichnung in der Bedeutung, die er mit dem Worte *gleich* oder *Gleichheit* verbinde. *Gleich* hiefsen bei ihm zwei Gröfsen, nicht blofs, deren Differenz vollkommen Null, sondern auch zugleich solche, deren Differenz *unendlich*, oder, mit den Gröfsen selbst, *unvergleichbar-klein* seien. *Vergleichbar* mit einander nenne er, nach *Euklid, libr.* 5, *def.* 5, zwei Gröfsen, von denen die eine so vielmal genommen werden könne, dafs sie die andere übertreffe. In eben diesem Sinne hätten auch Archimed und seine Nachfolger das Wort genommen, und eine unvergleichbar kleine Differenz sei nichts anders, als *jene Differenz*, kleiner als jede gegebene Gröfse; so dafs derjenige, welcher diese Definition der Gleichheit verwerfen wollte, blofs einen Wortstreit führen würde. Der Zweck dieser Bezeichnungsweise sei kein anderer, als für die Ermittelung des beabsichtigten Resultates, welches der Bestätigung mittels des Archimedeischen Processes *ad absurdum* stets fähig bleibe, eine directe Verfahrungsweise zu gewinnen, welche offenbar für die Auffassung leichter, und zum Erfinden geeigneter, als die indirecte Beweisart sei. Darum betrachte er nicht blofs unendlich kleine Gröfsen, sondern auch die Producte aus denselben jedweder Ordnung, als wirkliche Gröfsen in ihrer Art, insonderheit deshalb, weil er diefs sowohl für das Raisonnement, als das Erfinden nützlich gefunden habe. (*Oper. omn. tom.* 3, *p.* 328.)

Nach dieser allgemeinen Bemerkung wendet Leibnitz sich zu einigen von den wichtigsten der Punkte, durch *Nieuwentyt* wider seine Methode zur Sprache gebracht, und zeigt wie die angeführten Schwierigkeiten einzig und allein der Unwissenheit des Verfassers ihre Entstehung verdanken. Der zweite Punkt betrifft die Differenziation einer Exponential-Function, wo zugleich eine algebraische Regel für den Procefs des Differenziirens gefunden wird, welche, wenn man von dem besondern Falle, auf den sie hier angewendet, abstrahirt, folgendermaafsen gefafst werden kann.

Hat man die Gleichung $y = \varphi(x)$ [1], und bezeichnet die einander entsprechenden Incremente von x und y mit dx und dy; so hat man auch, mit demselben Rechte $y + dy = \varphi(x + dx)$, [2]. Differenziirt man nun die Gleichung [1], d. h. subtrahirt man sie von der Gleichung [2], um dy zu erlangen, so kommt $dy = \varphi(x + dx) - \varphi(x)$. Diese Gleichung nun soll man auf eine solche Form bringen, dafs sie das Verhältnifs von dy zu dx darlege, d. h. auf die Form $dy = X\,dx$, oder $\frac{dy}{dx} = X$. Nachdem X als Function von x und dx ermittelt worden, soll man dessen Werth auf den Fall von dx unvergleichbar oder unendlich klein reduziren, und zwar kraft der Gleichung $A \pm \alpha = A$, wo α eine hinsichtlich A unvergleichbar oder unendlich kleine Gröfse bezeichnet. Den hervortretenden Werth von X durch $X_{(1)}$ andeutend, erlangt man $dy = X_{(1)}\,dx$ für das Differenzial von y.

Der dritte Punkt, dessen Leibnitz in der in Rede stehenden Erwiederung erwähnt, betrifft die Differenziale der höheren Ordnungen, und ist von einem Zusatze begleitet, der hierüber den vollständigsten Aufschlufs ertheilt. Leibnitz bemerkt namentlich, dafs er schon bei der Mittheilung der ersten Elemente der Differenzial-Rechnung, in den *Act. Erud. Lips. ann.* 1684, gezeigt habe, wie man, x als Abscisse und y als rechtwinklige Ordinate einer Curve betrachtend, das Differenzial der ersten Ordnung von y durch eine Proportionallinie darstellen könne. Durch eine ähnliche Construction sei nun auch x als Abcisse und dy als rechtwinklige Ordinate

Digitized by Google

einer neuen Curve ansehend, das Differenzial der zweiten Ordnung von y, ddy oder d^2y; aus dieser Gröfse wiederum das Differenzial der dritten Ordnung von y, $dddy$ oder d^3y u. s. w. ganz allgemein das Differenzial der $m$ten Ordnung von y aus dem der $(m-1)$sten Ordnung abzuleiten. Auf diese Weise könne, um von den Vernachläfsigungen Rechenschaft zu geben, die Differenzial-Rechnung, wenn gleich ihr Ursprung in der Betrachtung von unendlich kleinen Gröfsen zu suchen, auf eine Rechnung mit gewöhnlichen Gröfsen zurückgebracht werden; und es sei daher kein Grund vorhanden, die Differenziale der höheren Ordnungen mehr, als die der ersten zu bezweifeln. (*Oper. omn. Tom.* 3. *p.* 333.)

Diefs ist das Wesentlichste dessen, was wir, in Beziehung auf die Differenzial-Rechnung, der öffentlichen Mittheilung von *Leibnitz* selbst verdanken. Fassen wir Alles zusammen, so ergibt sich, dafs der Gegenstand derselben in der Bestimmung gewisser Gröfsen, Differenziale genannt, aus einer andern, als analytisch gegeben betrachteten, besteht, und dafs, da das Differenzial einer höhern Ordnung aus dem der nächst vorhergehenden auf eben die Weise bestimmt wird, wie das Differenzial der ersten Ordnung aus der gegebenen Function, hier Alles auf die Frage zurückkommt, wie die zulezt genannte Bestimmung zu leisten sei. Zur Lösung dieser Frage bedarf man offenbar einer scharfen Erklärung dessen, was unter Differenzial der ersten Ordnung einer Function verstanden werden solle. Leibnitz hat uns deren, wenn wir wollen, zwei gegeben, eine constructive, mittels des Begriffs der Subtangente oder Tangente einer Curve, und eine arithmetische, mittels des Begriffs des *unendlich* oder *unvergleichbar Kleinen*, von denen also, indem wir die Bezeichnung in ihrer wahren Bedeutung nehmen, die eine aus der andern abzuleiten seyn wird, wofern sie einen und denselben Gegenstand bestimmen. Was heifst, nach dem Sprachgebrauche von Leibnitz, Tangente einer Curve? Diefs ist hier eine der nächsten Fragen, welche wir auch von Leibnitz selbst auf eine sehr bestimmte Weise beantwortet finden. Unter Tangente einer Curve verstand Leibnitz eine gerade Linie, welche zwei einander unendlich nahe liegende Punkte einer Curve mit einander verbinde, oder die Verlängerung der entsprechenden Seite jenes Polygons von einer unendlichen Anzahl Seiten, welches, seiner Ansicht nach, mit der Curve zu verwechseln sei. (*Oper. omn. Tom.* 3. *p.* 170). Hiernach ist von einer Curve, deren Abcisse x und rechtwinklige Ordinate $y = \varphi(x)$ ist, wenn man die Subtangente mit t und die einander entsprechenden Incremente von x und y mit Δx und Δy bezeichnet, dem gewöhnlichen Begriffe der Subtangente gemäfs, $\frac{y}{t} = \frac{\Delta y}{\Delta x}$ für Δx unendlich klein,

oder $\frac{y}{t} = \frac{\varphi(x+\Delta x) - \varphi(x)}{\Delta x}$ für Δx unendlich klein.

Jezt entsteht die Frage, was hier unter

$\frac{\varphi(x+\Delta x) - \varphi(x)}{\Delta x}$ für Δx unendlich klein zu verstehen sei. Diese Gröfse entspringt aus der Betrachtung eines Polygons, dessen Seiten unendlich klein gedacht werden. Unter einem solchen Polygon versteht nun Leibnitz, wie sich ergeben, nichts weiter, als die Einheit alles dessen, was sich sowohl unabhängig von der Gröfse seiner Seite, als auch in so fern erweisen lasse, dafs es desto genauer stattfinde, je kleiner die Seite gedacht wird, und zwar dergestalt, dafs der Unterschied kleiner als jeder gegebene werden könne. Diesemnach ist unter der Gröfse $\frac{\varphi(x+\Delta x) - \varphi(x)}{\Delta x}$ für Δx unendlich klein, da sie, allgemein zu reden, von Δx abhängig seyn wird, eine solche zu verstehen, von der sich beweisen lasse, dafs jene sich ihr nähert, je mehr sich Δx der Null nähert, und zwar so, dafs der Unterschied zwischen beiden kleiner als jeder gegebene werden könne; oder, nach dem jetzigen Sprachgebrauche zu reden, den Gränzwerth von jener.

Nach der arithmetischen Definition ist

$\frac{dy}{dx} = \frac{\varphi(x+dx) - \varphi(x)}{dx}$ für dx unvergleichbar oder unendlich klein, wo der Begriff des unvergleichbar oder unendlich Kleinen gegeben wird, durch die Gleichung $A \pm \alpha = A$, so fern α eine hinsichtlich A unvergleichbar oder unendlich kleine Gröfse bezeichnet. Um nun die Identität des auf diesem Wege entstehenden Resultates mit dem obigen darzuthun, mufs bemerkt werden:

a) dafs, in Folge von lezterer Gleichung, jede Function von α, welche sich der Null nähert, je kleiner α gedacht wird, der Null gleich zu achten ist.

Denn, jener Gleichung nach, ist α gleich Null, und unter dem Werthe einer continuirlichen Function von α, für α gleich Null, ist bekanntlich eben derjenige zu ver-

Digitized by Google

stehen, welchem sich der Werth von $f(\alpha)$ nähert, je näher α der Null kommt.

b) Dafs, wenn für $\frac{\varphi(x+\Delta x)-\varphi(x)}{\Delta x}$ ein Gränzwerth stattfindet, der, als solcher, unabhängig von Δx ist, und durch $X_{(1)}$ bezeichnet wird, die Gröfse $\frac{\varphi(x+\Delta x)-\varphi(x)}{\Delta x}-X_{(1)}$ alsdann einer Gröfse gleich seyn wird, die sich der Null nähert, je näher Δx der Null kommt.

Denn sonst würde $\frac{\varphi(x+\Delta x)-\varphi(x)}{\Delta x}$ sich nicht, nach eben diesem Verhältnisse, $X_{(1)}$ nähern können.

Bezeichnet man nun jene Differenz mit $f(\Delta x)$ so hat man $\frac{\varphi(x+\Delta x)-\varphi(x)}{\Delta x}=X_{(1)}+f(\Delta x)$.

c) Dafs, da $\frac{\varphi(x+dx)-\varphi(x)}{dx}$ aus $\frac{\varphi(x+\Delta x)-\varphi(x)}{\Delta x}$ dadurch abgeleitet werden kann, dafs man dx anstatt Δx sezt, man auch hat $\frac{\varphi(x+dx)-\varphi(x)}{dx}=X_{(1)}+f(dx)$, wo $f(dx)$ der Null sich nährt, je näher dx der Null kommt.

d) Sezt man hierin dx unvergleichbar oder unendlich klein, so erhält man, kraft der Bemerkung *a*) auf der rechten Seite des Gleichheitszeichens $X_{(1)}$ für die gesuchte Gröfse, die mit der vorigen identisch ist.

Beide Definitionen sind also, dem Wesentlichen nach, gleichbedeutend, und dürfen deshalb unbedingt mit einander verwechselt werden.

Betrachten wir jezt die beiden Definitionen in Hinsicht ihrer nächsten Folgen für die Bestimmung der beabsichtigten Gröfse. Nach der constructiven Erklärung sehen wir uns, zum Behufe der Bestimmung des Differenzials, auf einen indirecten Gang hingewiesen. Wie die obige Analyse der Begriffe gezeigt hat, fordert sie die Ermittelung einer Gröfse, von der sich beweisen lasse, dafs ihr die gegebene Gröfse $\frac{\varphi(x+\Delta x)-\varphi(x)}{\Delta x}$ durch eine allmälige Verminderung des absoluten Werthes von Δx, so nahe gebracht werden könne, wie man nur will.

In so fern man die fragliche Gröfse als schon bekannt annimmt, läfst sich der geforderte Beweis, nach der Methode des *Archimedes ad absurdum*, auf eine Weise führen, deren Strenge von den Mathematikern aller Zeiten als musterhaft anerkannt worden ist.

Dieselbe besteht bekanntlich darin, darzuthun, dafs, wenn $X_{(1)}$ den fraglichen, hier einstweilen als bekannt vorausgesezten, Werth bezeichnet, derjenige Werth, dem $\frac{\varphi(x+\Delta x)-\varphi(x)}{\Delta x}$ bei der allmäligen Verminderung von Δx, sich nähert, weder gröfser noch kleiner als $X_{(1)}$ seyn könne, daher $X_{(1)}$ gleich seyn müsse, und zwar dadurch, dafs man das Ungereimte einer entgegengesezten Annahme beweist. Wenn man will, so kann dieser Methode, in Hinsicht des Zwecks einer Bestimmung, ein doppelter Vorwurf gemacht werden: erstlich gewährt sie kein directes Mittel zur Bestimmung der fraglichen Gröfse $X_{(1)}$, die, zum Behuf der Beweisführung, schon bekannt seyn mufs; zweitens ist sie, wegen der indirecten Form ihrer Beweisführung, einigermaafsen weitläufig. Diesem Uebelstande wo möglich abzuhelfen war nun der Gegenstand, auf welchen Leibnitzens Bestrebungen bei der zweiten Definition gerichtet waren, durch welche er eine allgemeine Vorschrift zu ertheilen sucht, um von der gegebenen Gröfse zur fraglichen auf eine directe Weise fortzugehn, und welche Erklärung er daher nicht so sehr als eine für sich bestehende Definition, sondern vielmehr als eine, aus der ersten Definition für die Bestimmung eines Differenzials entspringende allgemeine Methode betrachtet haben wollte. Es ist nicht zu läugnen, dafs Leibnitz den Beweis für die allgemeine Gültigkeit dieser Methode schuldig blieb; so oft hiervon die Rede ist, beruft er sich auf die Archimedeische Methode *ad absurdum*, deren Anwendung, nach gesehener Bestimmung des Differenzials, keine Schwierigkeiten entgegenstehen, und mittels welcher daher das erhaltene Resultat, in jedem besondern Falle, bestätigt werden könne. (*Et Archimedeo quidem processu res semper deductione ad absurdum confirmari potest*).

Diefs zur Verdeutlichung des Zweckes der Leibnitzischen Differenzial-Methode, und ihres Zusammenhanges mit dem ursprünglichen Begriffe eines Differenzials im Allgemeinen.

In so fern unter einer directen Methode ganz allgemein ein Inbegriff von bekannten Operationen verstanden werden soll, mittels deren die fragliche Gröfse aus andern gegebenen bestimmt werden könne, ist die Leib-

Digitized by Google

nitzische Vorschrift nur bis zu einem gewissen Punkte genügend, nicht aber ganz allgemein in Bezug auf den Theil, wo die Transformation von $\varphi(x + dx) - \varphi(x)$ in die Form χdx und die Bestimmung des Werthes von χ für dx unendlich klein, oder Null, gefordert wird, eben weil dieses Problem, in seiner Allgemeinheit betrachtet, durch die gewöhnlichen Rechnungs-Operationen nicht gelöst werden kann. Diefs liegt in dem Begriffe des Differenzials, und ist der Grund von seiner hohen Wichtigkeit für die Wissenschaft. Darum mufste man auch bereits bei der Anwendung dieser Vorschrift auf die Exponential-Function, auf Schwierigkeiten stofsen (*vid. Oper. omn. tom.* 3. *p.* 329.). In der That, man sieht leicht, dafs die Aufgabe, als Eine betrachtet, auch dadurch bezeichnet wird, dafs man die Bestimmung von $\frac{\varphi(x + dx) - \varphi(x)}{dx}$ für dx unendlich klein, oder Null fordert: was, wenn man allgemein und scharf reden will, nichts anders heifst, als die Gränze jener Gröfse für ein abnehmendes dx anzugeben, wodurch man also dasselbe Problem als gelöst voraussezt, was gelöst werden soll. — Uebrigens verhindert dieser Umstand nicht, dafs nicht in besonderen Fällen ein sehr vortheilhafter Gebrauch von dieser allgemeinen, in directer Form gefafsten Vorschrift zu machen wäre.

In so fern blofs die directe Form der Zweck dieser Vorschrift gewesen wäre, würde es offenbar hinreichend gewesen seyn, wenn gesagt worden, man solle $\frac{dy}{dx} = \frac{\varphi(x + dx) - \varphi(x)}{dx}$ für $dx = 0$ nehmen; eben, weil, bei einer continuirlichen Function, der Werth von $f(\alpha)$, für $\alpha = 0$, mit demjenigen identisch ist, dem sich $f(\alpha)$ nähert, je näher α der Null kommt. Allein, diese Form des Ausdrucks hätte hier deshalb ihre unpassende Seite gehabt, weil auch gleichzeitig der Begriff von Gröfse für dx und dy gesondert, als erspriefslich für den Algorithmus, festgehalten werden sollte, der aber durch den Begriff von Null, als absolute Negation von Gröfse, aufgehoben worden wäre. Um nun diese beiden Bedingungen, welche, absolut genommen, einander ausschliefsen, dennoch durch einen Begriff mit einander zu vereinigen, vertauschte Leibnitz die absolute Null mit einer fingirten relativen, die ihm denselben Dienst leistete, dabei aber auf den Begriff von Gröfse an sich keinen Einbruch that, wie er diefs durch das Verhältnifs eines Punktes zu einer Linie, einer Linie zu einer Fläche, einer Fläche zu einem Körper u. s. w. zu verdeutlichen pflegte. So entstand die Gröfse, welche Leibnitz durch *untheilbar*, *unvergleichbar*, *unbestimmt*, *unangebbar*, *unendlich klein* bezeichnete, und die also, als solche, nichts weiter, als ein freies, zugleich aber sehr motivirtes Gedankengebilde, zum Behufe der Darstellung der Methode abgibt.

Dieses erwägend, ist es in der That zu verwundern, nicht so sehr, dafs dieser Methode Anfangs eine so verfehlte Auffassung zu Theil wurde; sondern vielmehr, dafs diese verfehlte Auffassung innerhalb eines gewissen Gebietes der mathematischen Welt, von Generation zu Generation, sich zu erhalten vermocht hat. Wir wollen hier keineswegs in Abrede stellen, dafs die geflissentlichen Bestrebungen der Freunde von Leibnitz, den wahren Geist der in Rede stehenden Methode zu verstecken, zu dieser niederschlagenden Erscheinung nicht auch das Ihrige mögen beigetragen haben. Aufgeregt durch die rohen Anfeindungen jener Schaar, welche unbekannt mit dem damaligen Zustande der Wissenschaft, und dadurch unfähig, zwischen dem Zeichen und dem Bezeichneten zu unterscheiden, keinen andern Maafsstab für das Wahre, als den ihrer beschränkten Einsicht anzuerkennen vermögend war, mag auch selbst diese Art, den Unwillen auszudrücken, noch heut zu Tage ihre grofse Wissenschaft bekunden: uns würde es aber schwerlich zum Ruhme gereichen, wenn wir, fortwährend unbekannt mit den eigentlichen Leistungen jenes seltenen Mannes, nach einem Zeitraume von hundert und vierzig Jahren, das Loos der Schuldigen oder der Betrogenen zu theilen, nicht aufhörten.

In wie fern dieses Alles gegründet sei, mag folgende Stelle aus einem Briefe entscheiden, den Leibnitz im Monate September 1716, an *Dangicourt*, über die Nomaden und die Infinitesimal-Rechnung schrieb:

„*Pour ce qui est du calcul des infinitesimales, je „ne suis pas tout à fait content des expressions de „Monsieur Herman dans sa reponse à Monsieur „Nieuwentyt, ni de nos autres amis. Et Monsieur „Naudé a raison d'y faire des oppositions.*" „*Quand „ils disputèrent en France avec l'Abbé Gallois, le „Père Gonge et d'autres, je leur temoignai, que je ne „croyois point, qu'il y eut des grandeurs veritablement „infinies, ni veritablement infinitesimales, que ce n'e„toient que des fictions, mais des fictions utiles pour*

Digitized by Google

„abréger et pour parler universellement, comme des „racines imaginaires dans l'Algèbre, telles que $\sqrt{-1}$.... *„Mais comme Mr. le Marquis de l'Hôpital croyoit „que par là je trahissois la cause, ils me prièrent de „n'en rien dire, outre ce que j'en avois dit dans un „endroit des Actes de Leipsic, et il me fut aisé de „déférer à leur prière"* (hört! hört!) [*Oper. omn. tom.* 3, *pag.* 500 *et* 501].

Bevor wir die Erörterung der Leibnitzischen Principien der Differenzial-Rechnung beschliefsen, wollen wir das Ergebnifs derselben noch einmal kurz zusammenstellen, um daraus eine Bemerkung zu entlehnen, welche für die klare Einsicht in das Folgende nicht ohne Wichtigkeit seyn dürfte.

Leibnitz geht, bei der Definition des Differenzials von y, von dem Begriffe der Tangente aus. Eliminirt man diesen Begriff mittels der Leibnitzischen Erklärung derselben, so geht die definirte Gröfse in eine solche über, die aus einem Producte zweier Factoren besteht, von denen der eine, dx, vollkommen beliebig ist, und der andere den Gränzwerth von $\frac{\Delta y}{\Delta x}$ für ein abnehmendes Δx bezeichnet. Für die Bestimmung dieses Gränzwerthes sucht Leibnitz eine directe Verfahrungsweise zu geben, welche zwar in besonderen Fällen von grofsem Nutzen seyn kann, im allgemeinsten Falle aber, besonders nach dem damaligen Zustande der Wissenschaft, auf das Problem zurückführt, welches gelöst werden soll; was aus dem Umstande entspringt, dafs der Begriff eines Differenzials überhaupt sich nicht durch ein geschlossenes System algebraischer Operationen construiren läfst, sondern seinen eigenthümlichen Charakter besizt, aus welchem allein seine hohe Wichtigkeit für die Wissenschaft hervorgeht. Auch bei dieser Vorschrift greift Leibnitz zu dem fingirten Begriffe von *unendlich* oder *unvergleichbar kleinen* Gröfsen, die er auch durch den Begriff der Null hätte vertreten lassen können, und zwar aus keinem andern Grunde, als um zugleich den Begriff der Gröfse für die Differenziale an sich, als nüzlich für den Algorithmus zu retten.

Die Bemerkung, welche wir hieraus zu entlehnen beabsichtigen, besteht nur darin: dafs die von Leibnitz gegebene Definition eines Differenzials, als Auslaufspunkt betrachtet, obgleich durch den damaligen Zustand der Wissenschaft hinlänglich motivirt, in Bezug auf das Wesentliche derselben, als etwas Beliebiges anzusehen und auch anderer Formen fähig ist; dafs die directe Methode, welche Leibnitz zum Behufe der Bestimmung eines Differenzials zu geben sich bestrebte, als in Hinsicht ihrer Form nicht mit Nothwendigkeit bestimmt, entweder gänzlich oder theilweise übergangen, oder auch durch andere ersezt gedacht werden kann; endlich, dafs es daher nicht zu verwundern seyn dürfte, wenn bei anderen Schriftstellern eine, hinsichtlich dieser Punkte, veränderte Darstellung des Gegenstandes vorgefunden wird.

Newton, in dem vollesten Besitze von allen denjenigen Hülfsquellen, welche Leibnitz sich nur mit Schwierigkeiten zu eröffnen vermochte, und überdiefs mit seinem schaffenden Geiste ungetheilt und fast ununterbrochen auf die mathematischen Wissenschaften gerichtet, ging bei der Betrachtung der continuirlichen Gröfse, von einem ganz eigenthümlichen Gesichtspunkte aus. Namentlich, um die Weitläufigkeiten, wo möglich, zu umgehen, welche mit den Demonstrationen nach der sogenannten Exhaustions-Methode der Alten verbunden, hatte *Cavalleri* angefangen, das Continuum als eine Zusammensetzung einer unendlichen Anzahl Theile, und diese als die lezten Elemente zu betrachten, zu denen die Zerlegung fortgesezt gedacht werden könne, indem man sich das Continuum fortwährend in parallele Schnitte eingetheilt vorstellt. Diese lezten Elemente nannte er die *Untheilbaren*, und es war mittels des Verhältnisses dieser zu einander, dafs er das Verhältnifs der Continua selbst zu bestimmen suchte. Mit den Euklideischen Principien unvereinbar, hatte diese Vorstellungsweise ihren Widerspruch gefunden, und obgleich *Cavalleri*, besonders auf Veranlassung von *Guldin*, bereits hinlänglich dargethan hatte, dafs seine Methode, dem Wesentlichen nach, mit der Exhaustions- oder Gränz-Methode der Alten identisch, und von dieser nur hinsichtlich des Ausdrucks verschieden sei, so trug man dennoch Bedenken, ihrer allerdings etwas rauhen Aussenseite, gegen die bedeutenden Abkürzungen, die sie auf eine unverkennbare Weise darbot, die erforderliche Nachsicht angedeihen zu lassen. Selbst *Newton* versagte ihr seinen Beifall, und zog es vor, zur Erreichung eben dieses Zwecks, von der Vorstellung der continuirlichen Bewegung auszugehn, und diese als das erzeugende Princip des Continuums zu betrachten. Die Linien dachte er sich als entstehend und entstanden durch die Bewegung von Punkten, die Flächen durch die Bewegung von Linien, die Körper durch die Bewegung von Flächen, die Win-

Digitized by Google

kel durch die Rotation von Seiten, die Zeit durch ein continuirliches Fliefsen u. s. w. Zur Rechtfertigung dieser Vorstellungsweise berief er sich sowohl auf das Beispiel der Alten, als auf die tägliche Erfahrung in Hinsicht der Bahnen, welche wir durch die Bewegung von Körpern beschrieben wahrnehmen. (*Newton. Introd. ad Quadrat. curvar.*)

Indem er nun die gleichzeitigen Incremente oder Decremente zweier Gröfsen betrachtete, die als gröfser oder kleiner hervortreten, je nachdem die Geschwindigkeiten, mit denen sie beschrieben, gröfser oder kleiner angenommen werden, fixirte er in dem Verhältnisse derselben zu einander ein gewisses, dem Verhältnisse jener Geschwindigkeiten gleiches, Moment, welches er mit dem Namen des *ersten* oder *lezten Verhältnisses* zweier gleichzeitig entstehenden oder verschwindenden Gröfsen belegte, und von welchem er, in dem ersten Abschnitte des ersten Buchs seiner *Princ. philos. natur.*, mittels eilf Lehrsätze, unter der Ueberschrift: „*de methodo rationum primarum et ultimarum*" das Princip und die Anwendung in so weit mittheilte, als er diefs für das Folgende unumgänglich nothwendig fand. (*Princ. Philos. natur. libr. I., Sect. 1, lemm. XI., Schol.*)

Die Curven ferner, nach der Methode von Cartesius, durch analytische Ausdrücke als gegeben, oder diese ganz allgemein als Repräsentanten von Curven betrachtend, trat natürlicher Weise die Aufgabe hervor, das erste oder lezte Verhältnifs der gleichzeitigen Incremente oder Decremente zweier Gröfsen zu bestimmen, deren Zusammenhang auf eine analytische Weise gegeben sei. Die Lösung dieses Problems führte Newton zu einem Inbegriffe von Regeln, die er mit dem Namen *Fluxions-Methode* belegte; eine Benennung, die, nach seiner Ansicht, nicht unpassend war, indem er die Geschwindigkeiten der Incremente oder Decremente *Fluxionen* nannte, und das Verhältnifs dieser zu einander mit dem gesuchten Verhältnisse identisch war. (*Introd. ad quadr. curv.*)

Die erste Mittheilung, die Grundlage dieser Methode betreffend, welche Newton öffentlich erscheinen liefs, besteht in dem zweiten Lehrsatze des zweiten Buches seiner *Princ. philos. natur.* vom Jahre 1687, wo bewiesen wird, dafs das Moment einer *erzeugten* Gröfse gleich ist der algebraischen Summe der Momente der *erzeugenden* insbesondere, multiplicirt in ihre Exponenten und Coëfficienten. Namentlich: *erzeugte* Gröfse nannte Newton jede Gröfse, welche ohne Addition und Subtraction, es sei arithmetisch durch Multiplication, Division, Potenziirung oder Wurzelausziehung aus einfachen Gröfsen, oder aus Potenzen derselben, es sei geometrisch durch die Bestimmung der Producte und der Wurzeln, oder der äufsersten und mittleren Proportionalen gebildet wird. Diese Gröfsen als veränderlich, und durch eine continuirliche Bewegung oder ein stetiges Fliefsen als wachsend oder abnehmend, betrachtend, verstand er unter Moment ihre *augenblickliche* Zu- oder Abnahme. Die *augenblickliche* Zu- oder Abnahme wurde von der Zu- oder Abnahme selbst sehr scharf unterschieden, indem diese als eine durch das Moment erzeugte Gröfse angesehn wurde, dergestalt, dafs das Verhältnifs der Momente zweier Gröfsen mit dem ersten oder lezten Verhältnisse ihrer Incremente oder Decremente, dem ihrer Geschwindigkeiten, oder dem ihrer Fluxionen, identisch war. (*Princ. philos. nat. lib. II, lemm. II.*)

Die zweite öffentliche Mittheilung über diesen Gegenstand von Newton fand im Jahre 1704 in seiner Abhandlung über die Quadratur der Curven, statt, wobei jedoch auf die vorige kein Bezug genommen wurde. So wie im Vorhergehenden, wurden auch hier die veränderlichen Gröfsen durch eine continuirliche Bewegung als erzeugt, und ihre Fluxionen als Gröfsen betrachtet, deren Verhältnifs gleich dem ersten Verhältnisse ihrer gleichzeitig entstehenden Incremente seien. Die veränderlichen Gröfsen selbst, Fluenten genannt, werden mit x, y, z, v; ihre Fluxionen oder Geschwindigkeiten mit $\dot{x}, \dot{y}, \dot{z}, \dot{v}$; die Fluxionen von diesen Fluxionen, Fluxionen der zweiten Ordnung von x, y, z, v, genannt, mit $\ddot{x}, \ddot{y}, \ddot{z}, \ddot{v}$; die Fluxionen von lezteren Fluxionen, Fluxionen der dritten Ordnung von x, y, z, v, genannt mit $\dddot{x}, \dddot{y}, \dddot{z}, \dddot{v}$, u. s. w. bezeichnet. Nach diesen Erklärungen und der Bestimmung der Fluxion von x^n schreitet Newton zu der Aufgabe: aus einer zwischen einer beliebigen Anzahl von Fluenten, gegebenen (algebraischen) Gleichung, eine Gleichung zwischen ihren Fluxionen abzuleiten, indem er nicht unterläfst zu zeigen, wie man, durch eine wiederholte Anwendung der gegebenen Vorschrift, aus der Gleichung zwischen den Fluxionen der ersten Ordnung die Gleichung für die Fluxionen der zweiten Ordnung, aus dieser wiederum eine Gleichung zwischen den Fluxionen der dritten Ordnung u. s. w. erhalten könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 155. u. 156.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1827.

1) *Neue Principien des Fluentencalcüls, enthaltend die Grundsätze der Differenzial- und Variations-Rechnung unabhängig von der gewöhnlichen Fluxionsmethode etc. von F. W. Spehr.*

2) *Resumé des Leçons donnés à l'École royale Polytechnique sur le calcul infinitésimal, par M. A. L. Cauchy.*

(Fortsetzung.)

Diefs ist das Wesentlichste dessen, was wir über die Fluxions-Rechnung der öffentlichen Mittheilung von ihrem Erfinder selbst verdanken; denn, von dem, was hierüber nach dessen Tode erschienen, soll hier nicht die Rede seyn. Fassen wir Alles gehörig zusammen, so ergibt sich, dafs der Gegenstand dieser Methode in der Bestimmung gewisser Gröfsen, Fluxionen, oder diesen Proportionalen, Momenten genannt, besteht, aus andern die auf eine analytische Weise als gegeben angesehen werden; und dafs, da die Fluxion einer höhern Ordnung aus der der nächst vorhergehenden Ordnung auf eben die Weise bestimmt wird, wie die Fluxion der ersten Ordnung aus der Fluente, Alles auf die Frage zurückkommt, wie leztere Bestimmung zu leisten sei. Zur Beantwortung dieser Frage bedarf man einer scharfen Erklärung dessen, was unter Fluxion einer Fluente verstanden werden soll. Newton führt diesen Begriff auf den schon früher gebildeten des *ersten* und *lezten* Verhältnisses zurück, indem er sagt, dafs das Verhältnifs der Fluxionen zweier Gröfsen gleich ist dem *ersten* oder *lezten* Verhältnisse ihrer gleichzeitigen Incremente oder Decremente. Um diese Erklärung gehörig zu fassen, braucht man sich nur mit Newton die Veränderlichkeit der Gröfsen in das Fliefsen der Zeit als gegründet, durch dieses auf irgend eine Weise als erzeugt, und alle veränderlichen Gröfsen daher, nach dem jetzigen Sprachgebrauche zu reden, als ursprüngliche Functionen von der Zeit vorzustellen. Bezeichnen nun x und y die Werthe zweier veränderlichen Gröfsen für den Zeitpunkt t, und $x+\Delta x$, $y+\Delta y$ die Werthe derselben für den Zeitpunkt $t+\Theta$, so sind Δx und Δy die gleichzeitigen Veränderungen, welche ihre Werthe während der Zeit Θ, von t angerechnet, erleiden, mithin ist $\frac{\Delta y}{\Delta x}$ das Verhältnifs dieser gleichzeitigen Veränderungen. Denkt man sich nun aus $\frac{\Delta y}{\Delta x}$ den Werth des *ersten* oder *lezten* Verhältnisses abgeleitet, und diesen mit T, wie auch die Fluxionen mit $\dot{x}$, $\dot{y}$, bezeichnet; so hat man, der gegebenen Erklärung gemäfs, $\frac{\dot{y}}{\dot{x}} = T$. Alles reducirt sich demnach auf die Frage, wie aus $\frac{\Delta y}{\Delta x}$ die Gröfse T, oder der Werth des ersten oder lezten Verhältnisses zu bestimmen sei; eine Frage, deren Beantwortung aus der Bedeutung entlehnt werden mufs, die mit diesem Ausdrucke verbunden wird.

Zunächst ist hier zu bemerken, dafs die Ausdrücke *erstes* und *leztes* Verhältnifs u. s. w., dem Wesentlichen nach, ein und dasselbe Moment bezeichnen, und nur durch die Art und Weise von einander verschieden sind, nach welcher man sich eine Gröfse entweder als entstehend, oder, nachdem sie entstanden, auch rückwärts durch alle Grade des Werthes, in ihrer Entstehung durchlaufen, wiederum als verschwindend denken kann: was nach dieser Vorstellungsweise *leztes* Verhältnifs heifst, wird nach jener *erstes* Verhältnifs genannt. *Erstes* oder *leztes* Verhältnifs zweier gleichzeitig entstehenden oder verschwindenden Gröfsen heifst nun bei Newton zunächst dasjenige, mit welchem sie entstehen oder verschwinden. (*Philos. natur. princ. libr I., Sect I. lemm. XI, Schol.*) Um diefs gehörig zu verstehn, mufs auf die Erzeugung

Digitized by Google

des Begriffs eines lezten Verhältnisses im Allgemeinen zurückgegangen werden. Namentlich: in dem ersten jener eilf Lehnsätze *de methodo rationum primarum et ultimarum* beweist Newton, dafs Gröfsen oder Gröfsenverhältnisse, welche, veränderlich mit der Zeit, eine gewisse Zeit hindurch beständig der Gleichheit sich nähern, und einander, vor dem Ablaufe dieser Zeit, so nahe kommen, dafs der Unterschied derselben kleiner als jeder gegebene wird, einander zulezt, d. h. mit der Vollendung der Zeit, gleich gedacht werden müssen. Auf diesen Satz gestüzt, nennt Newton von dem Verhältnisse zweier, mit der Zeit veränderlichen, Gröfsen denjenigen Werth das *lezte* Verhältnifs, welchem das Verhältnisse selbst, mit dem Fliefsen der Zeit stets mehr und mehr sich nähere und noch vor dem Ablaufe derselben so nahe komme, dafs der Unterschied zwischen beiden kleiner, als jeder gegebene werde; weil namentlich, jenem Satze gemäfs, dieser Werth, als der Werth jenes Verhältnisses selbst, der Vollendung des Zeitintervalls entsprechend, (insofern ein solcher überhaupt gedacht werden soll) zu betrachten ist. Diesen Begriff auf das Verhältnifs zweier, mit der Vollendung der Zeit verschwindenden, Gröfsen anwendend, ist unter dem lezten Verhältnisse derselben, (insofern ein solches gedacht werden soll) nichts weiter, als diejenige Gröfse zu verstehn, welcher sich das Verhältnifs selbst, während des Zeitintervalls, beständig nähere, und welcher es, noch vor dem Ablaufe der Zeit, so nahe komme, dafs der Unterschied kleiner als jeder gegebene werde, und es ist weit davon entfernt, eine unrichtige Bezeichnung zu geben, wenn man sagt, dafs es dasjenige Verhältnifs sei, mit welchem die Gröfsen verschwinden; weil es namentlich dasjenige ist, welches, jenem Satze nach, mit der Vollendung der Zeit stattfindet, wofern überhaupt eins als stattfindend gedacht werden soll, und mit eben dieser Vollendung, die Gröfsen selbst, der Annahme gemäfs, verschwinden. (*Philos. natur. princ. libr I. Sect I. Lem. XI., Schol.*)

Diefs vorausgesezt, wollen wir zu den vorigen Gleichungen zurückkehren, nach denen man hat: T gleich dem lezten Verhältnisse von $\frac{\Delta y}{\Delta x}$; und $\frac{\dot{y}}{\dot{x}} = T$. Eliminirt man hier den Begriff des lezten Verhältnisses mittels der obigen Erklärung, so erlangt man T gleich einer Gröfse, welcher $\frac{\Delta y}{\Delta x}$ sich nähere, je nachdem Θ sich der Null nähert, und welcher dieses Verhältnifs, bevor $\Theta = 0$ wird, so nahe komme, dafs der Unterschied kleiner als jeder gegebene werde. Da nun, der Annahme nach, Δx der Null sich nähert, je nachdem Θ der Null sich nähert; so hat man auch, die Zeit Θ eliminirend, T gleich einer Gröfse, der $\frac{\Delta y}{\Delta x}$ sich nähere, je nachdem Δx sich der Null nähert, und welcher das Verhältnifs, bevor Δx Null erreicht, so nahe kommen könne, dafs der Unterschied kleiner als jeder gegebene werde; und dann ferner $\frac{\dot{y}}{\dot{x}} = T$. Hiernach kommt also, da die Ermittelung von $\frac{\Delta y}{\Delta x}$ keinen Schwierigkeiten unterliegt, die Lösung des vorliegenden Problems auf die Bestimmung der Gröfse T, des Gränzwerths von $\frac{\Delta y}{\Delta x}$, namentlich für ein absolut abnehmendes Δx, zurück.

Der Algorithmus, welchen Newton für die Ableitung einer Gleichung zwischen den Fluxionen aus einer Gleichung zwischen den Fluenten, von der Form $\varphi(x, y, z, \ldots) = 0$, (1), ertheilt, kann bei gehöriger Verallgemeinerung, folgendermaafsen gefafst werden:

Bezeichnen $i\ddot{x}$, $i\ddot{y}$, $i\ddot{z}$, die Momente von x, y, z, so hat man: $\varphi(x + i\ddot{x}, y + i\ddot{y}, z + i\ddot{z}) = 0$ (2). Von dieser Gleichung ziehe man (1) ab, wodurch entsteht, $\varphi(x + i\ddot{x}, y + i\ddot{y}, z + i\ddot{z}) - \varphi(x, y, z) = 0$ von welcher, nach geschehener Division durch i, der Gränzwerth für ein absolut abnehmendes i gleich Null die gesuchte Gleichung zwischen den Fluxionen darbietet. (*Vid. de quadratura curvarum.*)

Wir sind hier freilich in Bezug auf den Begriff des ersten und lezten Verhältnisses etwas ausführlich gewesen. Diefs ist jedoch absichtlich und zwar deshalb geschehn, um zu zeigen, dafs Newton selbst es an den erforderlichen Bestimmungen nicht hat ermangeln lassen; und dafs also die Schwierigkeiten, welche bei diesen Begriffen hin und wieder gefunden, mehr auf Rechnung der Lernenden, als auf die des Lehrers zu schreiben seyn dürften.

Schliefslich verdient noch bemerkt zu werden, dafs da dem Obigen nach, $T = \frac{dy}{dx}$ und $\frac{\dot{y}}{\dot{x}} = T$

Digitized by Google

ist, man hat $\frac{dy}{dx} = \frac{\dot{y}}{\dot{x}}$, d. h. *das Differenzial-Verhältniſs zweier Gröſsen ist gleich ihrem Fluxions-Verhältnisse:* wodurch also die Newton'sche Bemerkung, daſs die Leibnitzische Differenzial-Methode, mit seiner Fluxions-Methode dem Wesentlichen nach identisch sei, und sich nur hinsichtlich des Ausdrucks, der Bezeichnung, und der Idee der Erzeugung der Gröſsen von ihr unterscheide, vollkommen gerechtfertigt ist. (*Philos. nat. Princ. lib. II. dem. II. Schol. edit.* 1687.)

Wie sich also ergeben, flieſsen die *Leibnitzische* Differenzial-Rechnung und die *Newton'sche* Fluxions-Methode, wenn man aus ersterer den Begriff des unendlich Kleinen, und aus lezterer den der Bewegung und den der Zeit eliminirt, in der allgemeinen Aufgabe zusammen, eine Gröſse zu bestimmen, der das Verhältniſs der einander entsprechenden Incremente zweier mit einander in Verbindung stehender Gröſsen sich nähere, je kleiner die Incremente selbst gedacht werden, und welcher dasselbe, ohne daſs die Incremente gerade den Werth Null annehmen, so nahe kommen könne, daſs der Unterschied kleiner als jeder gegebene werde.

Dieſs vorausgesezt, wird auch, zur Begründung jener Methoden, von diesem Begriffe selbst, als von einem, aus dem Alterthume bereits, wenigstens theilweise, bekannten, der Auslauf genommen, durch ihn der Gegenstand unmittelbar fixirt, und so jeder anderweitige Hülfsbegriff umgangen werden können.

Dieſs geschah durch *D'Alembert*, in dem vierten Bande der Encyklopädie, der im Jahre 1754 erschien, nach welchem die Aufgabe der Differenzial-Rechnung darin besteht, die Gränze eines Verhältnisses algebraisch zu bestimmen, von der man den Ausdruck in Linien bereits besizt, und diese beiden Gränzen mit einander zu vergleichen, wodurch sich alsdann eine der gesuchten Linien ergibt. (*Encyklop. alph. art. different.*)

Wer erblickt hier nicht die *Leibnitzische* Definition unter verallgemeinerter Form, und mit Umgehung des Begriffs des unendlich Kleinen. Denn, nimmt man für das in Rede stehende Verhältniſs das der Incremente oder Decremente der Abscisse und Ordinate einer Curve, bezieht die Gränze auf die Abnahme dieser Incremente oder Decremente, und nimmt für die Linien die Ordinate und Subtangente einer Curve; so hat man die *Leibnitzische* Definition wirklich.

Wenn daher, wie dieſs wohl zu geschehn pflegt, gesagt wird, daſs *D'Alembert* der erste gewesen, der die Gränz-Methode auf die Differenzial-Rechnung angewendet habe, so wird dieſs nur insofern festgehalten werden dürfen, als dadurch zu verstehn gegeben werden soll, daſs er der erste war, der die Differenzial-Rechnung, *in ihrem unmittelbaren Ursprunge*, auf das Princip der Gränze zurückführte; da doch, wie wir gesehn, Leibnitz und Newton, jeder auf seine Weise, von Begriffen den Auslauf nahmen, die ebenfalls ihre Wurzel in dem Begriffe von Gränze haben, und zwar aus keinem andern Grunde, als um die nachherigen Betrachtungen abzukürzen.

Ein Jahr später, und zwar im Jahre 1755, erschien das berühmte *Euler'sche* Werk: *Institutiones calculi differentialis.* Die schöne Vorrede desselben, gröſstentheils der Bestimmung des Objects der vorliegenden Wissenschaft gewidmet, ist hier von besonderer Wichtigkeit für uns. Um den Gegenstand der Betrachtungen im Allgemeinen zu bezeichnen, beginnt *Euler* mit der Erklärung der Begriffe von constanten und veränderlichen Gröſsen, bildet daraus den Begriff von Function und dem Incremente einer Function; hieraus wiederum den Begriff eines Verhältnisses zwischen den Incrementen von Functionen im Allgemeinen, und den eines Verhältnisses zwischen verschwindenden Incrementen insbesondere; so wie er endlich an den lezteren Begriff die Definition für den Gegenstand der Differenzial-Rechnung knüpft.

Zunächst bemerkt Euler, daſs, obgleich jede Gröſse, ihrer Natur nach, ins Unendliche vermehrt oder vermindert gedacht werden könne, dennoch, nach Maaſsgabe des Zweckes der Rechnung, einige Gröſsen als solche betrachtet werden, die stets denselben Werth bewahren, andere hingegen als solche, deren Werthe sich, durch alle Grade der Vermehrung und Verminderung hindurch ändern. Um diese Unterscheidung zu bezeichnen, werden jene Gröſsen *constante*, diese aber *veränderliche* genannt, dergestalt, daſs dieser Unterschied nicht so sehr aus dem Begriffe von Gröſse im Allgemeinen, als vielmehr aus der Beschaffenheit der Aufgabe entspringe, auf welche die Rechnung bezogen werde (*Instit. calc. different. praef. p. III. et IV.*)

Jede Gröſse, von anderen Gröſsen dergestalt als abhängig gedacht, daſs ihr Werth eine Veränderung erleide, sobald die Werthe dieser geändert werden, heiſse eine *Function* von diesen Gröſsen, — eine Benennung,

Digitized by Google

welche in dem weitesten Sinne zu nehmen, und auf alle Weisen zu erstrecken sei, auf welche eine Gröfse durch andere bestimmt werden könne. (*Institut. calculi. differ. prae. p. VI*). Ferner bemerkt Euler, dafs, wenn man sich in dem Verhältnisse zwischen den Incrementen einer Function und der ursprünglich Veränderlichen das Increment der lezten allmälig vermindert denkt, das Verhältnifs selbst sich alsdann stets mehr und mehr einer gewissen Gränze nähern werde, die es aber nicht eher erreiche, als nachdem die Incremente in Null übergegangen. Es sei diese Gränze, welche jenes Verhältnifs beim Verschwinden der Incremente erreiche, und die gewissermaafsen das lezte Verhältnifs der Incremente zu einander darstelle, welche das wahre Object der Differenzial-Rechnung bilde (*Instit. calc. different. praef. p. XIV.*) Hiernach ergebe sich für die Differenzial-Rechnung die Definition, dafs sie in der Methode bestehe, das Verhältnifs verschwindender Jncremente zu bestimmen, die irgend welche Functionen erhalten, indem der unabhängig veränderlichen Gröfse ein verschwindendes Increment beigelegt werde. (*Instit. calc. diff. praef. p. VIII*). Bezeichnet man also den Werth von y, als Function von x betrachtet, für $x = x$ mit $f(x)$, und für $x = x + \Delta x$ mit $f(x = \Delta x)$; so besteht, nach *Euler*, die Aufgabe der Differenzial-Rechnung ganz allgemein darin, den Werth zu bestimmen, welchem die Gröfse $\frac{f(x+\Delta x) - f(x)}{\Delta x}$ stets mehr und mehr sich nähere, je näher der Werth von Δx der Null kommt, etc.

Was nun die Lösung dieser Aufgabe anbelangt, so zeigt Euler, in dem ersten Capitel, wie das Increment $f(x+w) - f(x)$, insofern $f(x)$ eine algebraische, logarithmische, Exponential- oder Kreis-Function von x bezeichnet, allgemein gesprochen, auf die Form

$$Pw + Qw^2 + Rw^3 + etc.$$

zurückgeführt werden könne, wo $P. Q. R. etc.$ reelle und endliche Gröfsen bezeichnen, und scheint nicht abgeneigt, die Allgemeinheit dieser Form für jede beliebige Function geltend machen zu wollen.

Im dritten Kapitel fixirt Euler die Hülfsbegriffe des Unendlichen und unendlich Kleinen, und gewinnt den Satz, dafs in einem Ausdrucke von der Form $Mw^m + Nw^{m+\mu}$ wofern M und N endliche Gröfsen bezeichnen, μ positiv und w unendlich klein ist, das zweite Glied gegen das erste zu vernachläfsigen sei.

Da es nun Eulern nicht entgangen war, dafs jene Form: $Pw + Qw^2 + Rw^3 +$ etc., wenn auch für alle Functionen, im allgemeinern Falle, richtig, dennoch für gewisse Werthe der veränderlichen Gröfse x, nach Maafsgabe der Natur der Function, Ausnahmen unterworfen ist; so unterscheidet er bei der Lösung des vorliegenden Problems zwei Fälle. Der erste Fall begreift alle diejenigen Werthe von x, für welche die gedachte Form ihre Gültigkeit hat; der zweite hingegen die besondern Werthe von x, für welche diese Form nicht statt findet: jener wird in den ersten Kapiteln, dieser aber im vierzehnten Kapitel seines in Rede stehenden Werkes behandelt.

Was den ersten Fall betrifft, so ist es sogleich einleuchtend, dafs, da

$$\frac{f(r+w) - f(x)}{w} = P + Qw + Rw^2 + \text{etc. ist,}$$

die Gränze dieses Verhältnisses P seyn wird, dergestalt, dafs, wenn man dieses Verhältnifs, nach der Leibnizischen Weise mit $\frac{dy}{dx}$ bezeichnet, $\frac{dy}{dx} = P$, also $dy = Pdx$ ist. Für die Ermittelung dieser Gleichung gibt nun Euler folgendes Verfahren: Bezeichnen Δx und Δy die einander entsprechenden Incremente von x und y, so hat man

$$\Delta y = P\Delta x + Q(\Delta x)^2 + R(\Delta x)^3 + \text{etc.}$$

nach dem ersten Kapitel. Sezt man nun Δx unendlich klein und gleich dx, und bezeichnet den entsprechenden Werth von Δy mit dy; so hat man $dy = Pdx$, nach dem dritten Kapitel.

Da hier also dx und dy den Werth von Δx und Δy bezeichnen, welche statt finden für den Fall, wo $\frac{\Delta y}{\Delta x} = P$ ist, und diese alsdann Null sind, so sind die Euler'schen Differenziale, an sich betrachtet, wirklich Null, und von den Leibnitzischen ursprünglichen Differenzialen und den Newton'schen Fluxionen in so fern verschieden, als diese vollkommen beliebige Gröfsen repräsentiren, verbunden mit einander durch die Gleichung $\frac{dy}{dx} = \frac{\dot{y}}{\dot{x}} = P$. Mit denjenigen Differenzialen aber, deren sich Leibnitz bei seiner, später ertheilten allgemeinen Vorschrift bedient, sind sie, dem Wesentlichen nach, vollkommen identisch; nur dafs Leibnitz, um die absolute Null zu umgehen, sich der Vorstellung einer

Digitized by Google

relativen Null bedient. Da hier blofs die Gröfse P in Betracht kommt, so sind die absoluten Werthe der Differenziale etwas ganz Gleichgültiges; und dieselben bleiben vollkommen unbestimmt, sobald man nur die Incremente unter die Form idx, idy, bringt, und die Frage nach der Relation zwischen dx und dy, für i unendlich klein, d. h. Null, stellt, *so wie es Newton zu thun pflegte.*

Die vollkommene Identität der Euler'schen Differenziale mit den Leibnitzischen entspringt aus der Identität der Algorithmen, auf welche beide die Bestimmung des Differenzials zurückführen, und die nur insofern von einander verschieden sind, als der Euler'sche, durch Zuziehung der Operation der *Entwickelung nach steigenden Potenzen*, gewissermaafsen eine Fortbildung des Leibnitzischen darstellt. Dafs aber diese Fortbildung nur bedingungsweise, und nicht ohne Ausnahme geschehen konnte, ist ein sehr bemerkenswerther Umstand. Denn, was den zweiten Fall des vorliegenden allgemeinen Problems anbelangt, denjenigen namentlich, für welchen die Reihe

$$P w + Q w^2 + R w^3 + \text{etc.}$$

keine Gültigkeit hat, so lehrt Euler, dafs man in diesem zu den *ersten* Principien der Differenziation zurückzugehen habe (*Instit. calc. diff.* p. 722, § 350). Was die Differenziale und Differenzial-Verhältnisse der höhern Ordnungen anbelangt, so is Euler in dieser Beziehung mit Leibnitz und Newton vollkommen übereinstimmend.

Fassen wir dieses kurz zusammen, so erhalten wir zum Resultate, dafs *Euler*, in Bezug auf den Gegenstand der Differenzial-Rechnung, von der Newton'schen Definition, diese unabhängig von der Bewegung und der Zeit betrachtet, den Auslauf nahm, und die diefsfälligen Bestimmungen nach der Leibnitzischen Weise, zunächst auf den Algorithmus des unendlich Kleinen zurückführte; dafs er, obgleich es ihm auch gelang, mittels Hinzuziehung der Operation der Entwickelung nach steigenden Potenzen die Einförmigkeit der Anwendung dieses Algorithmus zu fördern, die daraus entstehenden Methode dennoch, in Bezug auf das wahre Princip des Differenziirens, nur als eine besondere betrachtete, mittels deren der Begriff des Differenzials nicht zu erschöpfen sei. —

Endlich gelangen wir zu der Methode von *Lagrange*, welche bereits im Jahre 1772, ihren Grundzügen nach, mitgetheilt, und später in den beiden berühmten Werken: *Theorie des fonctions analytiques* und *Leçons sur le calcul des fonctions*, mit der, dem Verfasser eigenthümlichen Feinheit und Eleganz durchgeführt wurde. Um den Gegenstand der Betrachtungen zu fixiren, hebt *Lagrange* mit der Definition einer Function an. Function von Einer oder mehreren Gröfsen nennt *Lagrange* jeden Rechnungs-Ausdruck, in welchem diese Gröfsen auf irgend eine Weise vorkommen, es sei abgesondert, oder verbunden mit andern Gröfsen, deren Werthe als gegeben und unveränderlich betrachtet werden, während die Functions-Gröfsen alle möglichen Werthe erhalten können; dergestalt, dafs bei den Functionen einzig und allein diejenigen Gröfsen in Betracht kommen, welche als veränderlich angesehn werden, ohne Rücksicht auf die constanten, mit denen sie verbunden seyn können (*Theor. des fonc. analytiq. p. I., conf. Leçons sur le calcul des fonct.* p. 6). Darauf sucht *Lagrange* den von *Euler* angedeuteten Satz, nach welchem $f(x + w) - f(x)$ stets in eine Reihe von der Form $P w + Q w^2 + R w^3 +$ etc. entwickelt werden könne, durch eine allgemeine Demonstration zu erhärten, und wendet sich dann endlich zu der Definition eines Differenzial-Verhältnisses, hier abgeleitete Function (*fonction derivée*) genannt, als einer Gröfse, die erhalten werde durch den Coëfficienten des Anfangsgliedes der Entwickelung von $f(x + w) - f(x)$, nach steigenden Potenzen von w.

Vergleichen wir diese Bestimmungen mit den ihnen entsprechenden bei Euler, so ergibt sich, dafs das Wort Function bei *Lagrange*, wofern wir den Sinn der Ausdrücke nicht gar zu vage halten wollen, in einer weit engern Bedeutung als bei *Euler* genommen wird; indem es hier für jede abhängige Gröfse überhaupt gilt, während es sich dort nur auf eine solche bezieht, die durch einen *Rechnungs-Ausdruck* dargestellt werden kann. Im Falle wir daher auch jenen Fundamental-Satz als streng erwiesen annehmen, erhalten wir, wenn wir den Verfasser beim Worte nehmen, blofs eine Definition für das Differenzial-Verhältnifs solcher Gröfsen, die sich mittels Rechnungs-Ausdrücken darstellen lassen, und es bleibt vollkommen unbestimmt, was von der unendlichen Anzahl anderer Gröfsen, die wir nicht durch Rechnungs-Ausdrücke darzustellen vermögen, in dieser Beziehung zu halten sei. Was aber den Beweis jenes Fundamental-Satzes anbelangt, so dürfte es wohl zu entschuldigen seyn, gegen dessen allgemeine Gültigkeit bescheidene Zweifel zu äufsern, und zwar um so mehr, da man hier die geschärfte Bestimmung sowohl eines Rechnungs-Aus-

Digitized by Google

drucks, als einer Entwickelung nach steigenden Potenzen, der beiden Hauptbegriffe namentlich, deren Uebereinstimmung dargethan werden soll, gänzlich vermifst. Aber auch abgesehn hiervon, und zugestanden, dafs der Satz auf alle continuirlichen Functionen anwendbar sei, was auch keinem Zweifel unterworfen seyn kann; so wissen wir dennoch aus dem Vorhergehenden, dafs derselbe nur bedingungsweise zu verstehn, und für gewisse Werthe der unabhängig veränderlichen Gröfse, nach Maafsgabe der Natur der Function, Ausnahmen unterworfen ist. Für solche besondere Werthe ist also die Lagrange'sche Definition nicht unmittelbar anwendbar, und, wie schon *Euler* gelehrt, ein höheres Princip erforderlich. Wollte man den Ausdruck P, als Function von x, ganz allgemein und ohne Ausnahme, als Repräsentanten aller Werthe des Differenzial-Verhältnisses ansehn, wie es *Lagrange* zu thun nicht ungeneigt scheint, und dabei die Behauptung festhalten, dafs dieses mit der, bis auf *Euler* einschliefslich gegebenen, Definition eines Differenzial-Verhältnisses übereinstimmend sei, so wäre wenigstens ein Beweis von dieser Uebereinstimmung zu geben. Dieser würde nun nicht allein sehr schwer zu führen, sondern sogar die Behauptung selbst weit leichter durch ein einfaches Beispiel zu widerlegen seyn.

Das Resultat ist demnach, dafs, wenn wir die von *Lagrange* gegebene Definition einer Function auch durch die allgemeinste in ihrer Art vertreten, und für diese jenen Fundamental-Satz, mit der gehörigen Einschränkung, als bewiesen gelten lassen, wir dennoch für das Differenzial-Verhältnifs einen Begriff gewinnen, dessen Sphäre mit der des Begriffes nach *Leibnitz*, *Newton*, *D'Alembert* und *Euler* nicht vollkommen congruirt, sondern eingeschränkter als diese ist.

Freilich hätte sich dieses Resultat auch gleich Anfangs, mittels Bezugnahme auf das Vorhergehende, aussprechen lassen: es schien uns aber nicht undienlich, hier auf einige nähere Betrachtungen einzugehn, wenn auch nur, um dadurch wo möglich den Vorwurf zu mildern, welcher diejenigen leicht treffen könnte, die sich von der, durch jenen grofsen Meister, auf eine so musterhafte Weise, verzeichnete Bahn überhaupt zu entfernen wagen, wie diefs mit den Verfassern der beiden vorliegenden Werke, zu deren Erörterung wir nunmehr fortschreiten, der Fall ist.

Die Schrift *Nro. I.* enthält in ihrer Vorrede eine sehr bestimmte Darlegung von des Verfassers Ansichten, den gegenwärtigen Zustand der in Rede stehenden Wissenschaft betreffend, welche hier, wegen des engen Zusammenhanges, in dem mit ihnen die gewählte Darstellungsweise steht, eine besondere Aufmerksamkeit verdienen. Wir wollen dieselben, so wie einige von den Hauptpunkten des Werkes selbst, auszugsweise mittheilen, und zugleich von den, nach Maafsgabe des Vorhergehenden, uns passend scheinenden Bemerkungen begleiten lassen, in denen, wie wir hoffen, der, durch seine Schrift über die combinatorische Analysis, dem Publicum bereits rühmlichst bekannte, Verfasser weniger die Merkmale einer tadelsüchtigen Kritik, als vielmehr die Beweise des besondern Interesses wird erkennen wollen, mit welchem Referent dieses geistreiche Werk gelesen hat.

Die Vorrede eröffnet sich mit der Bemerkung, dafs schon oft die Meinung öffentlich ausgesprochen worden, dafs die Differenzial-Rechnung noch auf ihre wissenschaftliche Begründung harre. Von *wem* diese Meinung ausgesprochen, wird nicht ausdrücklich gesagt, sondern unmittelbar darauf folgendermaafsen fortgefahren: „Dafs „ihre Darstellung sowohl nach den ältern als neuern „Ansichten, nicht die einer Wissenschaft ist, erhellet „schon, wenn man bei Euler, welcher das vollständigste „Lehrbuch nach der alten Ansicht verfafste, und bei „*Lacroix*, dem man das ausführlichste nach der neuern „Lagrange'schen Darstellungsart bearbeitete Werk ver„dankt, gleich Anfangs bemerkt findet, es sei schwierig, die„sen Calcül denen zu erklären, welche ihn nicht schon „erlernt hätten.“ „Kann die Differenzial-Rechnung „eine Wissenschaft werden, so ist es auch möglich, ihr „Haupt-Object anzugeben, und darauf sie zu defi„niren.“

Hierauf verdient bemerkt zu werden, dafs, abgesehn davon, dafs eine solche Ansicht von der Wissenschaft mit den Ergebnissen des vorigen Artikels sehr beschwerlich in Einklang zu bringen seyn dürfte, jene beiden Schriftsteller, an den in Rede stehenden Stellen, etwas ganz Anderes bezeichnen wollen, als hier ausgesprochen wird, was auch schon aus dem, in einer Note theilweise angeführten, Texte klar genug erhellet, besonders wenn man die verfehlte Michelsen'sche Ueber-

Digitized by Google

setzung des Wortes: *principia* durch *Gründe*, gehörig berücksichtigt. Euler, so wie auch *Lacroix*, der sich hier der Eulerschen Worte bedient, will hier nichts weiter zu erkennen geben, als dafs die Differenzial-Rechnung auf Begriffen beruhe, welche man weder im gemeinen Leben, noch in denjenigen Theilen der Mathematik, die den Gegenstand der vorhergehenden Studien bilden, es sei gar nicht, oder doch nur auf eine sehr unvollkommene Weise, fixirt zu finden pflege; dergestalt, dafs er sich genöthigt sehe, sich auf eine Entwickelung und Erklärung dieser Begriffe einzulassen, bevor er zur Definition des Objects der Differenzial-Rechnung selbst schreiten könne. Wie wir eben gesehn, bildet dieses gerade den Hauptgegenstand jener schönen Vorrede. Derselbe Gang wird von *Lacroix* genommen, und noch sogar im Voraus mittels folgender Worte verzeichnet: „*Nous exposerons donc d'abord les idées préliminaires qui donnent naissance au calcul differentiel*," *etc.* (*Traité du calcul different et du calcul integral*, 2e *edit. tom. I. p.* 140.) „Es scheint uns," verfolgt der Verfasser, „als wären es besonders drei „Umstände, auf welche man nähere Rücksicht zu nehmen hätte, wenn man beabsichtigt, alle Dunkelheiten „und Unwissenschaftlichkeiten in der Differenzial-Rechnung zu zerstreuen." „Erstlich hat man rein arithmetische Untersuchungen, welche freilich von allen ähnlichen zunächst auf die Differenzial-Rechnung Bezug „haben, nicht von der eigentlichen Differenzial-Rechnung gesondert, ja diese Untersuchungen wohl gar, wie „*Lagrange*, für die Sache selbst gehalten, während man „diese nur als Anwendung jener ansah." „Diese arithmetischen Untersuchungen begreifen die Regeln der „Differenziation, der Ableitung des Taylor'schen Lehrsatzes u. s. w., ja selbst die verschiedenen Integrations-„Methoden in sich." „Es ist ganz umgekehrt der Fall, „jene Anwendungen sind es gerade, welche den Gegenstand der eigentlichen Differenzial-Rechnung ausmachen, und alle jene arithmetischen Entwickelungen und „Operationen sezt sie aus der Analysis voraus."

Das Wort: *Differenzial-Rechnung* ist hier nichts weiter, als ein sogenannter *terminus technicus*, ein beliebiges Zeichen für einen Begriff, dessen vollgültige Bedeutung sich bekanntlich durch diejenige bestimmt, in der es von classischen Schriftstellern genommen zu werden pflegt. In so fern man sich nun in dieser Beziehung auf das Beispiel von *Leibnitz*, *Newton*, *D'Alembert*, *Euler* und *Lagrange* berufen zu dürfen glaubt, wird man, dem Obigen nach, des Verfassers Ansichten schwerlich unterschreiben können. Zwar kann dem Verfasser keineswegs das Recht streitig gemacht werden, da, wo es Noth thut, eine eigene wissenschaftliche Sprache zu führen; nur dürfte es schwerlich zu billigen seyn, daraus Gründe zu einer namhaften Beschwerde gegen die Wissenschaft selbst zu entlehnen. Dafs übrigens die Differenzial-Rechnung die annalytischen Entwickelungen mit Nothwendigkeit voraussetzen sollte, dürfte man durch die Darstellungsweise ihrer beiden grofsen Erfinder selbst nicht bestätigt finden.

„Zweitens," fährt der Verfasser fort, „wird doch „wohl Niemand, welcher irgend über die Differenzial-„Rechnung nachgedacht oder auch nur die Natur derjenigen Gegenstände, bei welchen sich hauptsächlich die „Nothwendigkeit des Gebrauchs der Differenzial-Rechnung zeigt, näher ins Auge gefafst hat, daran zweifeln „können, dafs die sich stetig ändernde Gröfse, oder „das entstehende Continuum das Haupt-Object der Differenzial-Rechnung sei." „Aber man findet diesen Grundbegriff in den meisten Lehrbüchern und andern Schriften über Differenzial-Rechnung kaum erwähnt, vielweniger, dafs man genauere Untersuchungen darüber angestellt antrifft."

Dafs manche Bücher über diesen Gegenstand sehr mangelhaft sind, müssen wir dem Verfasser leider! einräumen; es dürfte aber schwerlich zu verstatten seyn, solche Bücher zum Maafsstabe für die Wissenschaft selbst geltend zu machen, indem es bekanntlich dem wissenschaftlichen Sprachgebrauche gemäfs ist, unter dem Ausdrucke: *Function*, stets eine continuirliche zu verstehn, wo ein Anderweitiges nicht ausdrücklich bevorwortet wird. Der Inhalt des vorigen Artikels zeigt hinlänglich, wie es die Wissenschaft in dieser Beziehung zu halten pflegt.

„Drittens," verfolgt der Verfasser, „betrachtet man „gewöhnlich die durch ein continuirliches Enstehn erzeugte Gröfse als schon entstanden." „Dann ist freilich „eine solche Gröfse zu erkennen, kein zu betrachtender „Theil derselben klein genug, damit seine Gröfse wirklich angegeben werden könne, wenn anders das Continuum nicht gleichförmig entstand." „Hier ist es

Digitized by Google

„schlechterdings unmöglich die Begriffe des unendlich „Kleinen zu vermeiden, die Erforschung solcher Grö„ſsen, wenn man sie als entstanden annimmt, führen „nothwendig zu Begriffen dieser Art, u. s. w.“

Wie sich eben ergeben, betrachtete *Leibnitz*, so wie *Archimed*, *Cavalleri*, *Roberwal etc.* die continuirliche Gröſse als vorhanden, aber deſswegen noch nicht, als aus unendlich kleinen Theilen bestehend. Zu dieser Vorstellungsweise, als zu einer Hülfsvorstellung, schritt er lediglich, um den hieraus zunächst entstehenden, indirecten Betrachtungen einen, für die Anwendung bequemen directen Gang zu verschaffen. Newton hingegen betrachtete die continuirliche Gröſse als entstehend, jedoch nicht, weil die Erkenntniſs des Gegenstandes diese Vorstellungsweise mit Nothwendigkeit forderte, sondern aus keinem andern Grunde, als um jenen indirecten Gang der Betrachtungen zu umgehn. Daſs bei der Betrachtung der continuirlich veränderlichen Gröſse das unendlich Kleine nicht zu vermeiden, oder die Vorstellung der Bewegung unumgänglich nothwendig seyn sollte, dürfte daher schwerlich als wohl begründet anzusehn seyn.

Nach dieser Entfaltung seiner Ansichten von der Wissenschaft, schreitet der Verfasser zur Bezeichnung des Plans, den er bei der Darstellung zu befolgen sich bestrebt hat. Hiernach ist darin „erstlich das Formale vom „Materiellen gesondert.“ „Beim ersten Anblick dürfte es „vielleicht befremden, wenn man den Taylorschen Lehrsatz, „die vollständig entwickelten Regeln der Differenziation, ja „sogar die Integral-Rechnung als Einleitung behandelt „findet; aber diese Sonderung war nothwendig.“ „Jezt „kommen wir zu dem, was man sonst *Anwendung der* „*Differenzial-Rechnung* nannte, und wobei noch Nie„mand den Begriff des unendlich Kleinen hat umgehn „können.“ „Ich betrachte diese Untersuchungen als „die Sache selbst, und jezt folgt eine ganz neue Wis„senschaft.“ „Hier ist zweitens die *continuirliche* Grö„ſse näher betrachtet, und als Grundgegenstand der Dif„ferenzial-Rechnung angesehn.“ „Drittens ist die Fluente „nicht im Zustande des Seyns, sondern im Zustande des „Werdens gedacht, das Flieſsen selbst ist näher zur Be„trachtung gezogen, und die Grundsätze, welche auf ein „solches Entstehn Beziehung haben, sind aufgestellt.“ „Und so konnte endlich auch die Untersuchung den di„recten Weg gehn, und nicht, wie bisher, rückwärts u. s. w.“

Was die Unterscheidung des betreffenden Gegenstandes in einen formalen und einen materiellen Theil anbelangt, so dürfte diese nicht ohne besondere Vorsicht zu machen seyn. Formal, dieſs Wort in dem gewöhnlichen Sinne genommen, ist bekanntlich die gesammte reine Mathematik, und gerade hieraus entspringt ihre Strenge und allgemeine Gültigkeit. Die allgemeine Arithmetik und die Geometrie sind nur insofern von einander verschieden, als jene es mit der Vielheit überhaupt, diese es aber mit der figurirten Vielheit zu thun hat. — *Leibnitz* und *Euler* bedienten sich zwar des Begriffs des unendlich Kleinen, jedoch nicht, wie sich ergeben, als eines *nothwendigen* sondern lediglich als eines *nützlichen*; *D'Alembert*, *Cousin*, *L'Huillier*, *Lagrange* und Andere dagegen umgingen diesen Begriff gänzlich. Wie wir gesehn, bildet die continuirlich veränderliche Gröſse, von Hause aus, den Gegenstand der Differenzial-Rechnung, und dieselbe wurde von Newton im Zustande der Entstehung betrachtet, jedoch nicht, weil er diese Betrachtungsweise durchaus nothwendig, sondern lediglich weil er sie nützlich fand. Der Umstand aber, daſs die Mathematiker die arithmetischen und geometrischen Begriffe einfacher, als den Begriff der Bewegung, und es nicht rathsam finden, die Principien einer zusammengeseztern Wissenschaft in eine einfachere zu übertragen, ist bekanntlich der Grund gewesen, weshalb diese Betrachtungsweise verlassen worden ist. — Ueberdieſs dürfte hierbei wohl beachtet zu werden verdienen, daſs man, durch eine gar zu groſse Anhäufung der Hülfsbegriffe und Hülfssätze, sehr leicht in der Länge zu verlieren pflegt, was man in der Breite zu gewinnen sich bestrebt. Endlich dürfte, wenn wir auf die verschiedenen Methoden, einen und denselben Gegenstand betreffend, blicken, doch wohl diejenige vor allen andern den Vorzug verdienen, welche, *caeteris paribus*, uns von dem Minimum positiver Satzungen zum Maximum der Resultate zu führen im Stande ist. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 157. u. 158.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1827.

1) *Neue Principien des Fluentencalcüls, enthaltend die Grundsätze der Differenzial- und Variations-Rechnung unabhängig von der gewöhnlichen Fluxionsmethode etc. von F. W. Spehr.*

2) *Resumé des Leçons données à l'École royale Polytechnique sur le calcul infinitésimal, par M. A. L. Cauchy.*

(Fortsetzung.)

Obgleich Refer. also die Ansichten, welche der Verfasser hinsichtlich des gegenwärtigen Zustandes der zu behandelnden Wissenschaft hier ausgesprochen hat, mit der Sache selbst auf keine Weise in Uebereinstimmung zu bringen vermag; obgleich er von den Schwierigkeiten, welche der Verfasser, durch seine Darstellungsweise, zu umgehn sich bestrebt, bei einer genaueren Betrachtung derjenigen Schriftsteller, die hier allein zur Entscheidung dienen können, keine zu finden im Stande ist; und obgleich er überdiefs die hier verzeichnete Bahn für eine, von der Wissenschaft, in ihrer Entwickelung, gleichsam bereits zurückgelegte erkennen mufs, indem namentlich die abstracteren Vorstellungen von *Werden*, *Gelegenheit zum Werden* und *Fähigkeit* oder *Bestreben sich zu ändern*, auf welche der Verfasser sich bezieht, statt der von *Bewegung*, *Zeit*, *Geschwindigkeit* oder *Fluxion*, deren sich *Newton* bediente, wie man sich leicht überzeugt, keine wesentliche Verschiedenheit mit Bezug auf die in Rede stehende Wissenschaft zu erzeugen vermögen: so ist er dennoch weit davon entfernt, zu behaupten, dafs nicht auf diesem Wege noch etwas zu leisten übrig sei, was, vor vielen andern Versuchen ähnlicher Art, eine rühmliche Anerkennung verdienen sollte. Eine solche Anerkennung wird man dem Verfasser der vorliegenden Schrift um so williger einräumen, als man mit Vergnügen den freien, selbstständigen und regsamen Geist wahrnehmen wird, welcher dessen Arbeit durchdringt und auf eine so vortheilhafte Weise belebt.

Den Gegenstand des vorliegenden Theiles dieses Werkes bilden die Functionen von Einer veränderlichen Gröfse, in ihrer rein analytischen, geometrischen und mechanischen Beziehung betrachtet. In der Einleitung betrachtet der Verfasser sie unter dem Gesichtspunkte von Rechnungs-Ausdrücken, und erklärt sich hierüber §. 1 folgendermaafsen: „Die Analysis betrach„tet die Function einer oder mehrerer Hauptgröfsen „als einen aus diesen und andern Nebengröfsen auf eine „beliebige Art arithmetisch zusammengesezten Ausdruck."

Was nun unter einem *arithmetisch zusammengesezten Ausdruck* selbst genau zu verstehn sei, wird nicht gesagt, obgleich solches vielleicht um so weniger überflüssig gewesen seyn würde, als es zweifelhaft erscheinen kann, ob hierunter auch die sogenannten transcendenten Functionen befafst werden sollen, welche bekanntlich, in einem gewissen Sinne, keiner arithmetischen Darstellung fähig sind.

Der Ausdruck: *Function von Hauptgröfsen* ist, so viel Refer. bekannt, nicht üblich, wohl aber *Function von veränderlichen Gröfsen.*

Zunächst wendet der Verf. sich zu der Betrachtung der sogenannten endlichen Differenzen einer Function im Allgemeinen; ermittelt von §. 2 bis §. 9 einschliefslich einen Reihen-Ausdruck für $\Delta^k y$ mittels der Glieder der Hauptreihe; verbindet hiermit in §. 11 jenen Satz, die Entwickelung der Incremente einer Function nach steigenden Potenzen des Increments der unabhängig veränderlichen Gröfse betreffend, den er, was die Form betrifft, als erwiesen annimmt, und gewinnt so die Werthe der Coëfficienten von den verschiedenen Gliedern dieser Entwickelung mittels der Anfangsglieder der Entwickelung jener Differenzen:

Digitized by Google

$$\dot{y} - y = \dot{T}\Delta y + \frac{\dot{T}\Delta^2 y}{1.2} + \frac{\dot{T}\Delta^3 y}{1.2.3} + \ldots \frac{\dot{T}\Delta^k y}{1.2.3\ldots k} + etc.,$$

wo $\dot{T}\Delta^k y$ das Anfangsglied der Entwickelung des Increments von $\Delta^k y$ bezeichnet. Indem er nun ferner $\dot{T}\Delta^k y$ das Differenzial der k ten Ordnung von y nennt, und mit $d^k y$ bezeichnet, so ergeben sich die Erklärung eines Differenzials der k ten Ordnung und der Taylorsche Lehrsatz gleichzeitig.

Von §. 14 bis §. 46 einschliefslich beschäftigt der Verfasser sich mit der Entwickelung der Regeln für das Differenziiren gegebener Functionen; und von §. 47 bis §. 90 mit der umgekehrten Aufgabe, der Integration namentlich, und zwar lediglich in Hinsicht expliciter Differenzial-Gleichungen.

Vergleicht man den Inhalt dieser Paragraphen mit demjenigen, was über dieselben Gegenstände bei *Euler*, *Lagrange*, *Lacroix* und mehrern Andern vorgefunden wird, so wird man denselben, weder in Bezug auf die Form, noch in Bezug auf die Vollständigkeit, dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft entsprechend finden können. Inzwischen würde es auch von keiner besondern Billigkeit zeugen, in dieser Hinsicht einen solchen Maafsstab geltend machen zu wollen, da hier blofs von einer Einleitung in das Werk die Rede ist, mit der der Verfasser keine Ansprüche zu verbinden scheint. — Jezt gelangen wir zu dem Haupt-Gegenstande des Werkes, welcher durch den Titel: *Principien des Fluentencalcüls* bezeichnet wird. Derselbe wird unter zwei Abschnitten behandelt, von denen der erste sich *mit den allgemeinen Eigenschaften der Fluenten insofern diese aus dem bekannten Gesetze folgen*, beschäftigt, und für das Ganze von besonderer Wichtigkeit ist.

§. 91. „Eine stetige oder continuirliche Gröfse, Con„tinuum, ist jede Gröfse, welche man sich im Zustande „des Werdens gedenkt, so dafs dieses Werden oder „Entstehn nicht sprungsweise, sondern durch ununter„brochenen Fortgang geschieht."

Der Begriff einer continuirlichen Gröfse wird hier also auf den Begriff des *Werdens* zurückgeführt; und, nach dem Buchstaben zu urtheilen, scheint es, als wenn eine Gröfse nur insofern eine stetige genannt werden soll, als man sich dieselbe in dem Zustande eines *ununterbrochen fortschreitenden Werdens* vorstellt, dergestalt dafs eine, als *seiend gedachte Gröfse*, wie z. B. der von einer Kegelfläche begränzte Raum, nicht hieher gehören würde.

§. 92. „Die continuirlichen Gröfsen durchlaufen, „(während ihres Werdens) gewisse Zustände, und da „eine und dieselbe nicht in einem gewissen Zustande, „*A*, und in einem andern, *B*, zu gleicher Zeit seyn „kann, so mufs man annehmen, dafs während eines je„den Entstehens einer Gröfse eine *Zeit* verfliefse, wel„che man ihr daher als Gelegenheit zum Werden zuge„stehen mufs." „Ebenso," fährt der Verfasser fort, „gelangt man auch, durch eine nähere Betrachtung, zu „dem richtigen Begriffe vom *Bestreben*, womit sich eine „werdende oder entstehende Gröfse ändert, und wel„ches jede dieser Gröfsen in diesem Zustande wirklich „besizt."

Was nun unter *Bestreben* zur Aenderung eigentlich verstanden werden soll, wird hier noch nicht ausdrücklich erklärt, sondern die Bemerkung hinzugefügt, dafs man einer entstehenden Gröfse, in einem gewissen Zustande, nur dann ein gröfseres Bestreben, als einer andern, in einem gewissen Zustande, zusprechen könne, *wenn sie fähig ist, so wie sie aus jenem Zustande wieder hervortreten will, gröfsere Veränderungen in ihrer Gröfse hervorzubringen, als es die andere in dem Augenblicke, wo sie ihren Zustand verlassen will, vermag*. Hiernach scheint es also, als wenn *Bestreben* zur Aenderung vor der Hand als ein gewisses Moment, in dem Begriffe des Werdens enthalten, und als gröfser gedacht werden soll, je nachdem jene Fähigkeit, Veränderungen in der Gröfse, so wie diese ihren Zustand verlassen will, hervorzubringen.

§. 93 und §. 94 enthalten zwei Grundsätze, welche man, da sie auch sogar als nähere Erklärungen des Begriffs vom Werden angesehn werden können, dem Verfasser gerne einräumen wird.

§. 95 enthält die Erklärung dessen, was unter Fluente verstanden werden soll.

„Eine fliefsende Gröfse oder Fluente ist eine sol„che stetige oder continuirliche Gröfse, bei welcher das „Entstehen oder Werden nach einem sich immer gleich „bleibenden Gesetze geschieht, oder, welche entweder „gesetzmäfsig wächst, oder gesetzmäfsig abnimmt."

Da diese Bestimmung sich auf den Begriff eines Gesetzes des Werdens bezieht, so wäre es vielleicht nicht unzmeckmäfsig gewesen, wenn dieser zuvor zur Erörterung gebracht worden wäre.

Digitized by Google

Jezt folgen mehrere Lehrsätze in Bezug auf die Fluente im Allgemeinen, nebst einigen sehr treffenden Bemerkungen, das Verhältniſs gewisser analytischer Ausdrücke zu dem allgemeinen Begriffe einer Fluente anlangend.

Die Bemerkung in §. 98, daſs man jedes beliebige Gesetz einer Fluente in analytischen Zeichen ausdrücken könne, dürfte indeſs vielleicht zu allgemein seyn, indem bekanntlich die wenigsten Fluenten sich analytisch darstellen lassen. Die Entfernung der Pallas von der Erde z. B. ist offenbar eine Fluente, da sie mit der Zeit gesetzmäſsig zu- oder abnimmt: *der* Mann würde aber unstreitig seinen Namen verewigen, der dieses Gesetz durch einen analytischen Ausdruck, dem Sinne des Verfassers gemäſs, auszudrücken lehrte.

In §. 104 kommt der Verfasser wiederum auf den Begriff von Bestreben zurück, den wir hier, seiner groſsen Wichtigkeit wegen, sorgfältig im Auge zu behalten haben. Es wird bemerkt, daſs, weil bei einer Parabel die Ordinaten im Anfange weit schneller zunehmen, als im Fortgange, die Ordinaten im Anfange fähig seien, gröſsere Veränderungen hervorzubringen, als in einem entferntern Zustande, und daſs sie also in dem ersten Zustande ein gröſseres *Bestreben* zu wachsen haben, als im leztern.

Verbindet man diese Bemerkung mit dem Obigen, so scheint es, als wenn man sich über den in Rede stehenden, bis jezt noch fraglichen, Begriff folgendermaaſsen aussprechen könne: *Bestreben* bezeichnet ein gewisses Moment in dem Begriffe des Werdens oder Flieſsens, welches gröſser gedacht wird, je nachdem die Fähigkeit einer Gröſse, ihren Zustand, so wie sie aus demselben hervortreten will, zu ändern, gröſser ist. Was diese *Fähigkeit* selbst anbelangt, so bezeichnet auch sie ein gewisses Moment in dem Begriffe des Werdens oder Flieſsens, welches gröſser gedacht wird, je nachdem die Veränderung selbst, welche während einer gewissen Gelegenheit, wie klein auch, erfolgt, gröſser ist.

In §. 105 wird das Bestreben einer gleichförmigen Fluente betrachtet. Eine *gleichförmige* Fluente wird, nach §. 103, eine solche genannt, die sich jederzeit in eben dem Maaſse ändert, in welchem die Gelegenheiten gröſser oder kleiner werden; die übrigen heiſsen *ungleichförmige* Fluenten. Aus diesem, in Verbindung mit dem Vorhergehenden folgt nun unmittelbar, daſs das Bestreben zu flieſsen bei der gleichförmigen Fluente stets als dasselbe betrachtet werden muſs. Daſs aber dieses constante Bestreben zu flieſsen erkannt werde, wenn man eine gewisse Veränderung mit der Gröſse der Gelegenheit, während welcher jene hervorgebracht, vergleicht, dürfte doch wohl nur insofern zu behaupten seyn, als man sich die nähere Bestimmung ausdrücklich hinzugefügt denkt, daſs das hervortretende Verhältniſs als das Maaſs dieses Bestrebens betrachtet werden solle.

Die Bestimmung des Bestrebens einer ungleichförmigen Fluente sucht nun der Verfasser auf das einer gleichförmigen mittels einiger Lehrsätze und folgenden Grundsatzes zurückzuführen.

§. 108. „Wenn jeder von zwei Fluenten eine gleich „groſse Gelegenheit zu flieſsen gegeben wird, und die „Zustände, worin sich das Bestreben der einen während „dieser Gelegenheit befindet, immer gröſser sind, als „die gleichzeitigen Zustände, in welchen das Bestre„ben der andern Fluente während derselben Gelegen„heit kommt; so hat sich die erste überall während „dieser Gelegenheit mehr verändert, als es die andere „gleichzeitig vermochte."

Referent, weit entfernt, gegen diesen Satz Einwendungen zu machen, ist sogar der Meinung, daſs derselbe sich, mittels des Vorhergehenden, wohl in einen Lehrsatz verwandeln lasse, indem, diesem gemäſs, nur insofern von einem gröſsern Bestreben die Rede seyn kann, als wirklich eine gröſsere Veränderung als erfolgend denkbar ist.

Der 114te §. beschäftigt sich mit folgendem sehr wichtigen Lehrsatze: „Wenn das Gesetz für eine belie„bige Fluente (analytisch) gegeben ist, $y = \varphi(x)$, so „ist für jeden beliebigen Zustand derselben, oder, welches einerlei ist, für jede beliebige Gelegenheit x, die Gröſse „des Bestrebens dem ersten Differenzial-Verhältnisse von „y oder $\varphi(x)$ gleich, wenn man dieses für dieselbe Gelegenheit, oder für dasselbe (x) berechnet. In Bezug auf die gegebene Demonstration dieses Satzes dürfte bemerkt zu werden verdienen:

a) daſs dieselbe jenen Satz in Anspruch nimmt, nach welchem in der Incrementen-Reihe

$$\frac{dy}{dx}\Delta x + \frac{d^2y}{dx^2}\frac{(\Delta x)^2}{1.2} + \frac{d^3y}{dx^3}\frac{(\Delta x)^3}{1.2.3} + etc.,$$

für die anfänglichen Zustände von Δx, das erste Glied die Summe aller folgenden übertrifft, dessen Beweis hier aber nicht gefunden wird;

b) daſs hier bloſs von einer solchen Fluente die Rede ist, welche entweder mit einem accelerirenden

Digitized by Google

oder mit einem retardirenden Fliefsen durch den Zustand y hindurch geht, oder blofs von solchen Zuständen, welche die Fluente erlangt und verläfst entweder mit einem accelerirenden, oder mit einem retardirenden Fliefsen, die Zustände also, welche die Fluente auf die eine Weise erlangt, und auf die andere wiederum verläfst, so viel Ref. zu beurtheilen vermag, nicht berücksichtigt sind;

c) Dafs der Demonstration nur insofern eine beweisende Kraft eingeräumt werden kann, als man sich die nähere Bestimmung ausdrücklich hinzugefügt denkt, dafs die Gröfse des Bestrebens einer solchen Fluente ausgemessen werden solle durch das Bestreben einer *gleichförmigen* Fluente, die jener hinsichtlich des Werthes und des Bestrebens gleich sei.

Auf diesen Satz folgen nun mehrere andere Lehrsätze, an welche sich in §. 122 folgender Satz, die Maxima und und Minima betreffend, schliefst:

„Für ein Maximum ist $\frac{dy}{\Delta x} = 0$, und $\frac{d^2y}{(\Delta x)^2}$ kann „mit diesem Zustande nicht einstimmig seyn; für ein „Minimum ist $\frac{dy}{\Delta x}$ gleichfalls Null, und $\frac{d^2y}{(\Delta x)^2}$ kann „mit jenem Zustande der Fluente nicht widerstreitend „seyn."

Nach dem Beispiele von *Maç-Laurin* pflegt man sich, bei der Betrachtung der Maxima und Minima, in der Regel, auf den Taylorschen Satz zu fufsen. Es ist aber hinreichend bekannt, dafs diese Betrachtungsweise einseitig ist, und dafs es auch gröfste und kleinste Werthe gibt, welche $\frac{dy}{\Delta x} = \psi$ entsprechen etc. Dem Verfasser kann hieraus um so weniger ein Vorwurf entstehen, als seine Absicht nicht dahin gerichet war, eine vollständige Theorie dieses Gegenstandes zu liefern.

Der zweite Abschnitt der in Rede stehenden Principien des Fluentencalcüls führt zur Ueberschrift: „Von der Erforschung des Gesetzes der Fluenten aus ihren bekannten Eigenschaften," und enthält eine grofse Mannigfaltigkeit von interessanten Gegenständen in einem sehr kleinen Raume.

„Erstes Kapitel." „Von den krummen Linien."

„I. Von Curven, auf parallele Ordinaten bezogen."

Hier handelt der Verfasser von den Tangenten, der Concavität und Convexität, den Wendungspunkten, und den gröfsten und kleinsten Ordinaten der Curven; von den Berührungen krummer Linien unter sich; von der Quadratur, der Rectification, und der Krümmung der Curven; von den Evoluten, Evolventen und den Aequidistanten.

Alle diese Betrachtungen sind durch das Vorhergehende so vorbereitet, dafs sie sich mit der gröfsten Leichtigkeit absolviren lassen, und durchgängig von sehr zweckmäfsigen Beispielen begleitet. „Die Tangente „einer Cruve ist eine gerade Linie, welche mit der Curve „einen Punkt gemein, und in diesem Punkte ein glei„ches Ordinaten-Bestreben hat (§. 128)."

Die allgemeine Theorie der Berührungen hingegen ist nach der Lagrange'schen Darstellung abgefafst.

Was die Quadratur der Curven anbelangt, so mufs allerdings eingeräumt werden, dafs, auf rechtwinkligen Coordinaten bezogen, das Flächen-Bestreben gleich y sei, wenn y die Ordinate bezeichnet; und dafs also, wenn z den analytischen Ausdruck der Fläche andeutet, $\frac{dz}{\Delta x} = y$, also $z = \int y \Delta x +$ Const. sei. Allein diefs scheint, nach dem Bisherigen, nur insofern stattzufinden, als z wirklich mittels eines analytischen Ausdrucks dargestellt werden kann, und also für den Fall, wo dieses nicht stattfindet, keinen bestimmten Sinn zu gewähren; weil $\int y \Delta x$, den gegebenen Bestimmungen nach, nur insofern eine Gröfse bezeichnet, als eine andere nachgewiesen werden kann, welche, wenn man sie differenziirt, y zum Differenzial-Coëfficienten gebe. Aehnliche Bemerkungen lassen sich hier auch, nicht blofs auf die Rectification der Curven, sondern auf die Anwendung der Integral-Rechnung überhaupt machen. Der Grund hiervon liegt in der gegebenen Definition des Integrals, als das Umgekehrte eines Differenzials, und alsdann eigentlich in der zu engen Definition eines Differenzials, die sich blofs auf analytische Ausdrücke bezieht, und von demjenigen, was unter einem Differenzial solcher Gröfsen verstanden werden soll, die sich durch keine analytischen Ausdrücke darstellen lassen, keine Bestimmung gibt. Dem Verfasser dürfte hieraus jedoch um so weniger ein Vorwurf zu machen seyn, als bereits die Lagrange'sche Methode diese Bemerkung zu treffen scheint.

In eben diesem Kapitel handelt der Verf. ferner: II. „Von den Curven, auf Polar-Coordinaten bezogen,

Digitized by Google

oder von den Spiralen; III. Von den Rotations-Körpern," was mit Vergnügen zu lesen ist.

Das zweite Kapitel der in Rede stehenden „Prin„cipien des Fluentencalcüls" betrifft die Mechanik, und handelt: I. „von der geradlinigen," und II. „von der „krummlinigen Bewegung." Der beschriebene Raum wird als eine Fluente betrachtet, das Bestreben ihres Fliefsens *Geschwindigkeit*, und das Bestreben des Fliefsens der Geschwindigkeit selbst *Kraft* genannt.

Aus diesen Bestimmungen, in Verbindung mit dem Vorhergehenden und dem sogenannten Principe der Trägheit, ergibt sich die Theorie der geradlinigen Bewegung mit Leichtigkeit: die krummlinige Bewegung wird ferner als eine Zusammensetzung von geradliniger angesehn. Was diese Behandlungsweise der Mechanik, die, dem Wesentlichen nach, mit der von *Lagrange*, in der *Theorie des fonctions analytiques*, gewählten übereinstimmt, im Allgemeinen anbelangt, so scheint sie das Verhältnifs des so definirten Begriffes von Kraft zu demjenigen, was sonst unter Kraft, und insbesondere unter Naturkräften, pflegt verstanden zu werden, im Dunkeln zu lassen, und ferner nur insofern die allgemeine Anwendbarkeit ihrer Resultate geltend zu machen, als die betreffenden Fluenten durch analytische Ausdrücke dargestellt werden können. Die Anwendung der auf diesem Wege gewonnenen Gleichungen auf die Bestimmung der Bewegung der Pallas, z. B., von der weder der durchlaufene Raum, noch die erlangte Geschwindigkeit, durch analytischen Ausdruck gegeben ist, würde also noch zu rechtfertigen seyn.

Indem Referent bedauert, dafs es die Natur des hier, durchgängig mit einem besondern Bestreben nach Selbstständigkeit, behandelten reichhaltigen Stoffes nicht wohl gestattet, weitere Auszüge desselben mitzutheilen, mufs er die Erörterung des ersten Theiles dieser geistreichen Schrift mit der Bemerkung beschliefsen, dafs, der Vorrede nach, bald ein zweiter Theil folgen wird, in welchem, nach eben diesem Plane, die Functionen von mehr als Einer veränderlichen Gröfse nebst der Variations-Rechnung ihre Behandlung finden werden.

Was das Werk Nro. II. anbelangt, so erklärt sich der Verfasser in der Vorrede über den Ursprung, Zweck und Inhalt desselben folgendermaafsen:

„Dieses Werk, auf Verlangen des Unterrichts-Raths „(*Conseil d'instruction*) der polytechnischen Schule un„ternommen, bietet das Wesentliche der Vorlesungen „dar, welche ich an dieser Anstalt über die Infinitesimal„Rechnung gehalten habe." „Dasselbe wird aus zwei „Bänden bestehn, den beiden Jahren entsprechend, „welche diesem Unterrichte gewidmet sind" (hört! hört!). „Dem Publikum übergebe ich hiermit den ersten Band, „in vierzig Vorlesungen (*Leçons*) eingetheilt, von de„nen die zwanzig ersten die Differenzial-Rechnung und die „zwanzig lezten einen Theil der Integral-Rechnung enthal„ten." „Die hier befolgten Methoden unterscheiden sich „in mehrfacher Beziehung von denjenigen, welche man „in den Werken von derselben Gattung dargestellt zu „finden pflegt." „Meine Hauptabsicht war, die Strenge, „die ich mir in meinem *Cours d'analyse* zum Gesetze „gemacht, mit der Einfachheit, aus der directen Be„trachtung des unendlich Kleinen entspringend, zu ver„einen." „Zu diesem Ende glaubte ich, die Entwicke„lung der Functionen in unendliche Reihen in allen den„jenigen Fällen verwerfen zu müssen, wo die entstehen„den Reihen nicht convergiren, und sah mich ge„nöthigt, die Taylor'sche Formel in die Integral-Rech„nung zu versetzen; indem diese Formel nur insofern „als allgemein zulässig betrachtet werden darf, als die „in ihr enthaltene Reihe aus einer endlichen Anzahl „Glieder, durch ein bestimmtes Integral ergänzt, be„steht." „Es ist mir nicht unbekannt, dafs der be„rühmte Verfasser der analytischen Mechanik diese For„mel zur Grundlage seiner *Theorie des fonctions de„rivées* angenommen hat." „Allein, der Ehrfurcht un„geachtet, welche eine so grofse Autorität gebietet, „stimmen die meisten Mathematiker gegenwärtig darin „überein, die Unsicherheit der Resultate anzuerken„nen, zu denen man, durch den Gebrauch divergen„ter Reihen, geführt werden kann; und wir dürfen hin„zufügen, dafs, in mehrern Fällen, der Taylor'sche „Satz die Entwickelung einer Function mittels einer „convergenten Reihe zu gewähren scheint, obgleich die „Summe der Reihe von dem Werthe der vorgegebenen „Function wesentlich verschieden ist (*m.* s. den Schlufs „der 38 Vorles.)." „Uebrigens werden diejenigen hoffe ich, „welche mein Werk lesen, sich überzeugen, dafs die „Principien der Differenzial-Rechnung und ihre wich„tigsten Anwendungen ohne Hülfe der Reihen mit Leich„tigkeit dargestellt werden können."

Was diese, im Allgemeinen ebenso wichtigen als zeitgemäfsen Bemerkungen betrifft, so ist es nicht zu

Digitized by Google

läugnen, dafs die Entwickelung von Functionen in Reihen hin und wieder verfehlte Anwendungen erfahren hat. Diefs dürfte uns aber schwerlich nöthigen können, gänzlich auf den ausgedehnten Gebrauch zu verzichten, dessen sie, oft mit so entschiedenen Vortheilen, fähig ist. Der Taylor'sche Satz leidet bekanntlich, für besondere Werthe, nach Maafsgabe der Function, seine Ausnahmen, und kann daher, in Bezug auf den Gegenstand, allgemein gesprochen, nur zu Resultaten von bedingter Gültigkeit führen. In der nicht vollkommen ausnahmelosen sondern bedingten Allgemeinheit dieses Satzes scheint wohl, wie sich oben ergeben, einzig und allein das Verfehlte eines Auslaufs für die Differenzial-Rechnung zu liegen. Inwiefern aber die Formel in denjenigen Fällen, wo die behauptete Form der Entwickelung nicht bestritten werden kann, der Anwendung fähig sei, kann sich nur aus dem allgemeinen Begriffe ergeben, welcher ihrer Erzeugung zur Grundlage dient, und der, so viel Refer. bekannt, bis jetzt noch schwerlich mit der erforderlichen Schärfe fixirt seyn mag.

Lagrange bemerkt in dieser Beziehung sehr bestimmt, dafs es gleichgültig sei, ob die Reihe abbreche oder nicht, 1) wenn die Reihe nur zur Bildung der Ableitungen dient; 2) wenn die Entwickelung blofs als eine analytische Umformung der Function betrachtet wird; *nicht aber, wenn die Reihe zur Bestimmung des numerischen Werthes der Function in besondern Fällen dienen soll* (*Leçons sur le Calcul des fonctions*, p. 88). Erwägt man nun, dafs *Lagrange* hier unter Reihe im Allgemeinen die von $f(x+i)$ nach steigenden Potenzen vom i für ein unbestimmtes x, und unter Reihe in besondern Fällen die von eben jener Gröfse für ein bestimmtes x versteht; erwägt man ferner, dafs der Verfasser des vorliegenden Werkes auf einen Fall hinweist, der unter dem lezten enthalten ist, und, sofern es das angeführte Beispiel betrifft, daraus hervorgeht, indem man x den besondern Werth 0 gibt; so sieht man, dafs seine Bemerkung, dem Wesentlichen nach, mit der Lagrange'schen Ansicht, weit entfernt in Widerstreit zu seyn, vielmehr vollkommen übereinstimmend ist.

Es ist wohl nicht so sehr der *Taylor'sche* Satz, der eigentlich die allgemeine Entwickelung von $f(x+i)$ betrifft, sondern vielmehr der sogenannte *Mac-Laurin'sche*, der die Entwickelung von $f(i)$ zum Gegenstande hat, welcher dieser Einwendung unterworfen ist. Der Grund hiervon liegt in der weitern Sphäre des Begriffs von $f(i)$, unter welchem der von $f(x+i)$ enthalten ist, und wodurch nicht Alles für $f(i)$ im Allgemeinen festgehalten werden kann, was sich für $f(x+i)$ insbesondere erweisen läfst.

Referent will hier gerne gestehn, dafs ihn die allgemeine Theorie der Entwickelung nach steigenden Potenzen einer Gröfse, was ihre Begründung anbelangt, früher wiederholt beschäftigt habe. Von einem allgemeinen und festen Begriffe für die Entwickelung ausgehend, fand er bald, dafs die Entwickelung, als solche, etwas vollkommen Bestimmtes sei, sobald die Function $f(i)$ als bestimmt gedacht werde; das Umgekehrte hiervon aber, dafs die Function vollkommen bestimmt sei, wenn die Entwickelung als gegeben angesehen wird, konnte er, trotz aller Bemühung, nicht beweisen. Indem er die Untersuchung endlich auf die Frage zurückführte, ob, wenn $f(i)$ eine continuirliche Function von i bezeichnet, die mit $i=0$ verschwindet, in $\frac{f(i)}{i^m}$ für m stets ein solcher positiver Werth denkbar sei, dafs diese Gröfse mit $i=0$ *nicht* verschwinde, — war es nicht schwer, durch die verneinende Antwort, welche auf diese Frage fällt, die Bemerkung zu machen, dafs von der Entwickelung allein auf die Function rückwärts nicht mit Sicherheit zu schliefsen sei. Es ist auch aus diesem Grunde, dafs die Euler'sche Definition für die Summe einer unendlichen Reihe (*Inst. calc. diff.* p. 97) mit Vorsicht anzuwenden ist, *es sei, die Reihe convergire, oder convergire nicht.*

Inzwischen darf, wie schon oben bemerkt, dieser allgemeinste Fall von $f(i)$ nicht verwechselt werden mit dem mehr besondern, der den Gegenstand des Taylor'schen Satzes bildet, und am wenigsten da, wo dieser zur Grundlage der Differenzial-Rechnung dient, und die Entwickelung der allgemeinen geometrischen und mechanischen Grundgleichungen vermittelt. Insofern man gegen die zu enge Sphäre des Begriffs, den er für das Differenzial liefert, und die hieraus entspringenden Folgen für die Anwendung, nichts einzuwenden hat, wird man, bei einer richtigen Auffassung des Satzes, schwerlich jemals zu unsichern Resultaten gelangen können. Der Grund hiervon ist darin gelegen, dafs hier eigentlich niemals die Reihe, sondern stets nur eine gewisse Anzahl ihrer ersten Glieder in Betracht kommt, von denen sich zeigen läfst, dafs ihr Betrag von der Func-

Digitized by Google

tion nur um eine Gröfse verschieden ist, die von einer höhern Ordnung (das Wort in einer verallgemeinerten Bedeutung genommen) als das höchste der berücksichtigten Glieder ist.

Wiewohl nun Referent, weit davon entfernt es dem Verfasser zu verargen, die Lagrange'sche Methode nicht befolgt zu haben, mit der Darstellungsweise des Verfassers, im Allgemeinen, auf das Vollkommenste einverstanden ist; so ist er diefs doch nur insofern, als von der Beförderung der für die Wissenschaft durchaus unentbehrlichen Allgemeinheit die Rede ist, und nicht so sehr aus den vom Verfasser angeführten Gründen. Verzichtet man auf diese Allgemeinheit, auf welche die Wissenschaft freilich nie verzichten kann, so dürfte gegen die Strenge und Einfachheit der Lagrange'schen Behandlungsweise schwerlich etwas zu erinnern fallen: es sei denn, dafs es zur Bedingung gemacht würde, die Masse von Hülfssätzen nicht zu zählen, deren man sich bei andern Darstellungsweisen häufig zu bedienen pflegt. In dieser Beziehung verdient hier berücksichtigt zu werden, dafs *Lagrange's* Bestreben dahin gerichtet war, von den Principien der Differenzial-Rechnung und ihrer Anwendung eine, so viel wie möglich, rein analytische Darstellung zu geben, d. h. nur von der möglich kleinsten Anzahl Satzungen auszugehn, und aus diesen alles Uebrige, mittels der alleinigen Kraft der Analysis, hervortreten zu lassen. Es ist zwar nicht zu verkennen, dafs diese Methode *äufserlich* nicht den Grad der Evidenz an sich trägt, welcher die synthetische Methode, wo jeder Satz gesondert demonstrirt wird, begleitet; inzwischen liegen viele eminente Vorzüge auf der andern Seite zu klar am Tage, als dafs ein solcher Nachtheil noch fernerhin geltend zu machen wäre.

Dafs übrigens die Differenzial-Rechnung und ihre wichtigsten Anwendungen sich ohne Hülfe der Reihen sehr wohl darstellen lassen, werden alle diejenigen dem Verfasser schon im Voraus willig einräumen, welche mit den frühern Behandlungsweisen dieses Gegenstandes auch nur einigermaafsen bekannt sind.

In der ersten Vorlesung beschäftigt der Verfasser sich mit der Erklärung der Begriffe einer *veränderlichen und constanten Gröfse*; einer *Gränze*, einer *unendlich kleinen* und einer *unendlichen Gröfse*.

„*On nomme quantité variable celle que l'on „considère comme devant recevoir successivement plu„sieurs valeurs differentes les unes des autres.*" „*On „appèle au contraire quantité constante toute quan„tité qui reçoit une valeur fixe et determinée.*"

„*Lorsque les valeurs successivement attribuées à „une même variable s'approchent indéfiniment d'une „valeur fixe, de manière à finir par en differer aussi „peu que l'on voudra, cette dernière est appelée la „limite de toutes les autres.*"

„*Lorsque les valeurs numeriques successives d'une „même variable décroissent indéfiniment de manière „à s'abbaisser au-dessous de tout nombre donné, cette „variable devient ce qu'on nomme un infiniment „petit ou une quantité infiniment petite.*" „*Une „variable de cette espèce a zéro pour limite.*"

„*Lorsque les valeurs numeriques successives d'une „même variable croissent de plus en plus, de manière „à s'elever au-dessus de tout nombre donné, on dit „que cette variable a pour limite l'infini positif, in„diqué par le signe* ∞, *s'il s'agit d'une variable „positive, et l'infini négatif, indiqué par la notation „*$-\infty$, *s'il s'agit d'une variable négative.*"

Die zweite Vorlesung hat die Erklärung der Begriffe einer *continuirlichen* und einer *discontinuirlichen* Function, so wie die geometrische Darstellung von ersterer zum Gegenstande.

„*Lorsque de quantités variables sont tellement „liées entre elles, que, la valeur de l'une d'elles „étant donnée, on puisse en conclure les valeurs de „toutes les autres, on conçoit d'ordinaire ces diverses „quantités exprimées au moyen de l'une d'entre elles, „qui prend alors le nom variable independante; „et les autres quantités, exprimées au moyen de la „variable independante, sont ce qu'on appèle des „fonctions de cette variable.*"

Vergleicht man diese Definition, in dem man sich streng an den Buchstaben hält, mit der oben angeführten, von *Euler* gegebenen; so sieht man bald, dafs sie enger, als diese ist. Denn erstlich macht sie zur Bedingung, dafs man aus einer die Werthe aller übrigen müsse *erschliefsen können*. Denkt man sich irgend eine flüssige Masse, von gegebenen Kräften angeregt, so wird kein Mathematiker Bedenken tragen, die verschiedenen Hauptmomente der entstehenden Bewegung Functionen von der Zeit zu nennen, ungeachtet er sich nicht im Stande befindet, aus der gegebenen Zeit die correspondirenden Werthe jener Momente zu erschliefsen. Zweitens wird hier auch die Vorstellung des algebrai-

Digitized by Google

schen Ausdrucks einer Gröfse durch die übrigen hineingezogen, welche eine Fiction bildet, die, streng genommen, bekanntlich nur in den wenigsten Fällen realisirt werden kann.

„*Lorsque, la fonction $f(x)$ admettant une valeur „unique et finie pour toutes les valeurs de x com„prises entre deux limites données, la difference*

$$f(x+i) - f(x)$$

„*est toujours entre les limites une quantité infiniment „petite, on dit que $f(x)$ est fonction continue „de la variable x entre les limites dont il s'agit.*" ....

„*Enfin, lorsqu'une fonction cesse d'être continue „dans le voisinage d'une valeur paticulière de la va„riable x, on dit, qu'elle devient alors disconti„nue, et qu'il y a pour cette valeur particulière so„lution de continuité.*

Vergleicht man diese Definition einer continuirlichen Function, von der die discontinuirliche durch Negation unterschieden wird, mit der gewöhnlichen, nach welcher eine continuirliche Function eine solche heifst, deren sämmtliche Werthe durch ein und dasselbe Gesetz mit einander verbunden sind (*Lacroix, Traité du calcul different. et du calcul integr.*; welcher offenbar die stillschweigende Bedingung involvirt, dafs die sämmtlichen Werthe eine *continuirliche Gröfse* bilden, und also das bezeichnen will, was Hr. Dr. *Spehr* eine Fluente genannt hat — so ergibt sich, dafs sie viel umfassender als diese ist, indem sie in Bezug auf die Gesetze, mittels welcher die Werthe mit einander als verbunden gedacht werden, keine Bestimmung macht. Referent findet diese Weise der Abfassung und Erweiterung dem Wesen und den Bedürfnissen der Wissenschaft so sehr entsprechend, dafs er derselben vollkommen beipflichten mufs.

Die dritte Vorlesung hat die abgeleiteten Functionen von einer veränderlichen Gröfse zum Gegenstande.

„*Lorsque la fonction $y = f(x)$, reste continue „entre deux limites données de la variable x, et que „l'on assigne a cette variable une valeur comprise „entre les deux limites dont il s'agit, un accroisse„ment infiniment petit, attribué à la variable, pro„duit un accroissement infiniment petit de la fonction „elle-même.*" „*Par consequent, si l'on pose alors „$\Delta x = i$, les deux membres du rapport aux differences*

$$\frac{\Delta y}{\Delta x} = \frac{f(x+i) - f(x)}{i}$$

„*seront des quantités infiniment petites. Mais tandis „que ces deux termes s'approcheront indéfiniment et „simultanément de la limite de zéro, le rapport lui „même pourra converger vers une autre limite, soit „positive, soit negative. Cette limite, lorsqu'elle exi„ste, a une valeur determinée, pour chaque valeur „particulière de x; mais elle varie avec x..... C'est „à cette nouvelle fonction de x qu'on donne le nom „de fonction derivée.*"

Mit Vergnügen wird man bemerken, dafs hier nicht behauptet wird, dafs es stets, für die in Rede stehende Gröfse, eine Gränze, nach der obigen Bestimmung als *valeur fixe*, geben müsse, wie diefs sonst wohl, entweder geradezu gesagt, oder stillschweigend vorausgesezt wird: denn der Werth jener Gröfse kann, für i unendlich klein, sowohl gegen das Unbestimmte oder Beliebige, das Unendliche, als das Endliche und Bestimmte convergiren.

Die vierte Vorlesung beschäftigt sich mit den Differenzialen einer Function von einer veränderlichen Gröfse.

„*Soient toujours $y = f(x)$ une fonction de la „variable indépendente x, i une quantité infiniment „petite, et h une quantité finie Si l'on pose $i = \alpha h$, „α sera encore une quantité infiniment petite, et l'on „aura identiquement*

$$\frac{f(x+i) - f(x)}{i} = \frac{f(x+\alpha h) - f(x)}{\alpha h}$$

„*d'où l'on concluera*

$$\text{„(1)} \frac{f(x+\alpha h) - f(x)}{\alpha} = \frac{f(x+i) - f(x)}{i} h.\text{"}$$

„*La limite vers laquelle converge le premier „membre de l'equation (1), tandis que la variable α „s'approche indéfiniment de zéro, la quantité h de„meurant constante, est ce qu'on appèle la diffe„rentielle de la fonction $y = f(x)$.*"

Man sieht leicht, dafs diese Definition des Differenzials, dem Wesentlichen nach, mit der von *Leibnitz* und *Newton* gegebenen vollkommen übereinstimmt, und also nichts von der Allgemeinheit verschenkt, deren die Wissenschaft nicht nur fähig ist, sondern auch, zum Behufe ihrer wichtigsten Anwendungen, so sehr bedarf.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 159. u. 160.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1827.

1) *Neue Principien des Fluentencalcüls, enthaltend die Grundsätze der Differenzial- und Variations-Rechnung unabhängig von der gewöhnlichen Fluxionsmethode etc. von F. W. Spehr.*

2) *Resumé des Leçons données à l'École royale Polytechnique sur le calcul infinitésimal, par M. A. L. Cauchy.*

(Beschluſs.)

Der Verfasser schreitet nun zur Ermittelung der Regeln für das Differenziiren einer Function von Einer veränderlichen Gröſse; nicht ermüdend, stets auf die Bedingungen aufmerksam zu machen, unter denen die erhaltenen Resultate nur ihre Gültigkeit haben. Nicht, wie solches so oft zu geschehn pflegt, unterwirft er die imaginären Functionen derselben Operation, sondern kraft einer besondern Definition. Auf diese Weise stets mit dem klarsten Bewuſstseyn und der gröſsten Sicherheit vorwärts schreitend, dürfte der Verfasser hier ein der Nachahmung nicht unwerthes Beispiel gegeben haben. Um die Umsicht und die durchgreifende Behandlungsweise des Verfassers näher zu bezeichnen, mag hier die Regel folgen, welche in der sechsten Vorlesung für die Bestimmung der Maxima und Minima gegeben wird.

„Es sei $f(x)$ die vorgegebene Function. Zuerst „suche man diejenigen Werthe von x, bei welchen eine „Unterbrechung der Continuität von $f(x)$ stattfindet. „Einem jeden von diesen Werthen, wenn es deren gibt, „wird ein Werth der Function entsprechen, welcher, in „gewöhnlichen Fällen, entweder unendlich, oder ein „Maximum, oder ein Minimum seyn wird. Zweitens „suche man die Wurzeln der Gleichung $f'(x) = 0$, nebst „denjenigen Werthen von x, für welche $f'(x)$ discon„tinuirlich wird, und zu denen man insonderheit dieje„nigen zu rechnen hat, welche aus der Gleichung $f'(x) =$ „ψ hervorgehn." „Es sei x_0 eine dieser Wurzeln, „oder einer von diesen Werthen. Alsdann wird der ent„sprechende Werth von $f(x)$, namentlich $f(x_0)$, ein „Maximum seyn, wenn in der Nachbarschaft von $x = x_0$ „$f'(x)$ positiv ist für $x < x_0$ und negativ für $x > x_0$; ein „Minimum hingegen, wenn $f'(x)$ negativ ist für $x < x_0$, „und positiv für $x > x_0$." „Endlich, wenn in der Nach„barschaft von $x = x_0$, $f'(x)$ beständig positiv oder ne„negativ wäre, so würde $f(x_0)$ weder ein Maximum noch „ein Minimum seyn."

Ferner wird gehandelt: von den Functionen mehrerer veränderlichen Gröſsen, Vorles. 8—11; von den Differenzialen höherer Ordnungen, Vorles. 12—14; von der Anwendung dieser Differenziale auf die Bestimmung der Maxima und Minima, Vorles. 15 und 16; von den Bedingungen, die stattfinden müssen, damit ein Differenzial mehrerer Veränderlichen nicht von Zeichen verändere, während die Werthe der Differenziale dieser Veränderlichen verändert werden, Vorlesung 17. In der 18ten, 19ten und 20sten Vorlesung sind einige Anwendungen des Vorhergehenden enthalten; und zwar auf die Begründung des für die Algebra so wichtigen Satzes, die Möglichkeit der Zerlegung einer höhern Form in ein Product einfacher Factoren betreffend; auf die Entwickelung ganzer Functionen, und auf die Zerlegung eines rationalen Bruches in einfache Partial-Brüche. Wenn auch eben nicht, was auch schwerlich zu erwarten, behauptet werden darf, daſs in diesem Theile des Werkes, (jedoch mit Ausnahme der 18ten Vorlesung, jenen algebraischen Satz betreffend, dessen Beweis, obgleich schon anderweitig vom Verfasser mitgetheilt, dennoch stets die Aufmerksamkeit verdient), der Materie nach, neue Sachen enthalten seien: so muſs dennoch eingeräumt werden, daſs der Verfasser sich durchgängig Formen und Auffassungsweisen bedient, die sich, vermöge der sie durchdringenden Bestimmtheit, von dem gedan-

Digitized by Google

kenlosen Zeichenspiele und den mechanischen Verrichtungen, welche man wohl hin und wieder als Basis der Analysis bezeichnet findet, auf das Vortheilhafteste unterscheiden.

Jezt gelangen wir zu dem Theile dieser Schrift, der die Integral-Rechnung betrifft, und hinsichtlich der Form nicht weniger Eigenthümlichkeiten, als der vorhergehende darbietet. Die Vorrede enthält hierüber folgende Bemerkung:

„Was die Integral-Rechnung anbelangt, so schien „es mir nothwendig, die Existenz der *Intregale* oder „*primitiven Functionen* allgemein zu beweisen, bevor „zur Darstellung ihrer verschiedenen Eigenschaften zu „schreiten.“ „Zu diesem Ende war zuerst der Begriff „*eines Integrals zwischen gegebenen Gränzen genom-* „*men*, oder eines *bestimmten Integrals*, fest zu stellen.“ „Da leztere bisweilen unendlich oder beliebig (*indeter-* „*minées*) ausfallen können, so war es wesentlich, die „Fälle zu untersuchen, in denen sie einen einzigen und „endlichen Werth erhalten.“ „Das einfachste Mittel, „diese Frage zu lösen, besteht in der Anwendung der „*singulären bestimmten Integrale*, die den Gegenstand „der fünf und zwanzigsten Vorlesung bilden.“ „Fer- „ner, unter der unendlichen Anzahl von Werthen, die man „einem beliebigen Integrale beilegen kann, befindet sich „einer, den wir Hauptwerth genannt haben.“ „Die „Betrachtung der singulären bestimmten Intregale und „die der Hauptwerthe der beliebigen bestimmten Inte- „grale sind besonders nützlich für die Auflösung einer „grofsen Anzahl von Problemen.“

Die einundzwanzigste Vorlesung hat die Bestimmung des Begriffs eines bestimmten Integrals zum Gegenstande.

Bezeichnet $f(x)$ eine von $x = x_0$ bis $x = X$ continuirliche Function von x, und bezeichnen $x_1, x_2, x_3 \ldots\ldots x_{n-1}$ neue Werthe von x, zwischen eben diesen Gränzen enthalten, dergestalt, dafs die Differenzen

$$x_1 - x_0,\ x_2 - x_1,\ x_3 - x_2 \ldots\ldots X - x_{n-1}$$

dasselbe algebraische Zeichen haben: so wird gezeigt, dafs

$$S = (x_1 - x_0) f(x_0) + (x_2 - x_1) f(x_1) + (x_3 - x_2) f(x_2) \ldots\ldots (X - x_{n-1}) f(x_{n-1})$$

mit der Abnahme der numerischen Werthe jener Differenzen sich einer bestimmten, blofs von x_0 und X abhängigen, Gränze nähert; indefs ist diese Gränze, welche das bestimmte Integral, oder das Integral von $f(x)\,dx$ von $x = x_0$ bis $x = X$ genannt, und, unter andern, durch $\int_{x_0}^{X} f(x)\,dx$ bezeichnet wird.

Bekanntlich pflegt ein bestimmtes Integral, zwischen zwei gegebenen Gränzen genommen, auch als eine solche Gröfse definirt zu werden, deren Werth der Differenz der beiden Gränzwerthe der, dem Differenziale entsprechenden, primitiven Function gleich sei. Im Falle nun der Differenzial-Coëfficient zwischen den beiden Gränzen nicht unendlich wird, ist dieser Werth mit dem obigen Gränzwerthe, wie sich leicht erweisen läfst, identisch. Die allgemeine Nothwendigkeit dieser Identität fällt aber weg, sobald der namhaft gemachten Bedingung nicht entsprochen wird. Insofern also von einer Wahl zwischen diesen beiden Bestimmungsweisen die Rede seyn möchte, dürfte hier die Bemerkung nicht unpassend seyn, dafs die Erklärung unseres Verfassers vor der andern ihre Vorzüge zu besitzen scheint. Denn, erstlich ist dieselbe auf alle Fälle, und namentlich sowohl auf diejenigen anwendbar, wo man nicht im Stande ist, von dem gegebenen Differenzial zur primitiven Function fortzugehn, als auf diejenigen, wo der Differenzial-Coëfficient, innerhalb der gegebenen Gränzen des Integrals, eine Unterbrechung der Continuität erleidet; und zweitens gewährt sie unter andern auch den Vortheil, für die Integrale reeller Functionen stets *reelle* Werthe zu liefern.

Die zweiundzwanzigste Vorlesung enthält Formeln zur Bestimmung genauer und genäherter Werthe von bestimmten Integralen; die dreiundzwanzigste die Zerlegung eines solchen Integrals in mehrere andere, nebst einer Anwendung des Bisherigen auf die imaginären bestimmten Integrale, und einer geometrischen Construction der reellen etc. Die vier- und fünfundzwanzigste Vorlesungen handeln von solchen bestimmten Integralen, deren Werthe unendlich, oder beliebig sind, was der Fall seyn kann, 1. wenn die Werthe der Gränzen, zwischen denen das Integral genommen werden soll, unendlich sind: und 2. wenn die Continuität der Differenzial-Coëfficienten, innerhalb eben dieser Gränzen, unterbrochen wird. Wird $f(x)$ unendlich zwischen den Gränzen x_0 und X für die Werthe $x_1, x_2, \ldots x$; und bezeichnet ε eine unendlich kleine Zahl, $\mu_1, \nu_1, \mu_2, \nu_2, \ldots\ldots$ hingegen beliebige positive Zahlen: so soll von

$\int_{x_0}^{X} f(x)\,dx$ die Gröfse:

Digitized by Google

$$\text{Gränze von}\left\{\int_{x_0}^{x_1-\varepsilon\mu_1} f(x)\,dx+\int_{x_1+\varepsilon\nu_1}^{x_2-\varepsilon\mu_2} f(x)\,dx+\ldots+\int_{x_m+\varepsilon\nu_m}^{X} f(x)\,dx\right\}$$

allgemeiner Werth; und die Gröfse:

$$\text{Gränze von}\left\{\int_{x_0}^{x_1-\varepsilon} f(x)\,dx+\int_{x_1+\varepsilon}^{x_2-\varepsilon} f(x)\,dx\ldots+\int_{x_m+\varepsilon}^{X} f(x)\,dx\right\}$$

Hauptwerth genannt werden; während, $\mu < 1$ betrachtend, die Gröfsen:

$$\text{Gränze von}\left\{\int_{x_r\pm\varepsilon}^{x_r+\varepsilon\mu} f(x)\,dx,\ \int_{-\frac{1}{\varepsilon\mu}}^{-\frac{1}{\varepsilon}} f(x)\,dx,\ \int_{\frac{1}{\varepsilon}}^{\frac{1}{\varepsilon\mu}} f(x)\,dx\right\}$$

singuläre bestimmte Intregale heifsen sollen.

Hierauf wird gezeigt, wie der allgemeine Werth eines beliebig bleibenden bestimmten Integrals mittelst des Hauptwerthes, und der singulären Integrale ermittelt werden könne, und dafs jener allgemeine Werth stets ein fester sei, wenn die singulären Integrale, unabhängig von μ, ν etc. verschwinden. Mit der sechsundzwanzigsten Vorlesung beginnen die Betrachtungen der unbestimmten Integrale. „Wenn man in dem bestimmten Integral $\int_{x_0}^{X} f(x)\,dx$ eine von den Gränzen, „z. B. X, als veränderlich betrachtet, so wird sich das „Integral selbst mit dieser Gröfse ändern, und wenn „man die veränderliche Gröfse X durch x vertreten „läfst, so wird man eine neue Function von x erhal„ten, welche eine Integral von $x = x_0$ genommen ge„nannt wird."

Nachdem nun der Verfasser gezeigt, dafs der Differenzial-Coëfficient eines solchen Integrals gleich $f(x)$ sei, wendet er sich zu der Aufgabe, eine Function $\varpi(x)$ zu bestimmen, von welcher die abgeleitete Function $\varpi'(x)$ beständig gleich Null sei, wobei sehr treffend zwei Fälle unterschieden werden, je nachdem namentlich von $x = -\infty$ bis $x = +\infty$, $\varpi(x)$ beständig endlich und continuirlich bleiben solle, oder auch Unterbrechungen der Continuität erleiden dürfe. Der allgemeine Werth von y, welcher der Gleichung $dy = f(x)dx$ genüge, wird unbestimmtes Integral genannt, und mit $\int f(x)\,dx$ bezeichnet; und es wird gezeigt, dafs derselbe von der Form $\int_{x_0}^{x} f(x)\,dx + \varpi(x)$; wofern $\varpi'(x) = 0$, sei, unter der also $\int_{x_0}^{x} f(x)$, als ein besonderer Fall, enthalten ist. Aus einem besondern Werthe für y, $F(x)$, lassen sich bestimmen: erstlich der Werth des unbestimmten Integrals $\int f(x)\,dx$: und zweitens die Werthe der bestimmten Integrale $\int_{x_0}^{x} f(x)\,dx$, $\int_{x_0}^{X} f(x)\,dx$, wofern $f(x)$ und $F(x)$ zwischen diesen Gränzen continuirlich bleiben: wird aber $f(x)$ discontinuirlich, so müssen, in der Regel, ein oder mehrere singuläre Integrale hinzugefügt werden.

Die siebenundzwanzigte Vorlesung beschäftigt sich mit verschiedenen Eigenschaften der unbestimmten Integrale und den Integrations-Methoden. „Da die Gröfse $\varpi(x)$ in dem allgemeinen Werthe eines unbestimmten Integrals enthalten, blofs durch die Gleichung $\varpi'(x) = 0$ bedingt wird, so kann sie, im Allgemeinen, als ein algebraischer Ausdruck angesehn werden, der nur einer endlicher Anzahl von constanten Werthen fähig sei, von denen ein jeder zwischen gewissen Gränzen stattfinde." „Wenn daher ein solcher Ausdruck durch C bezeich„net, und beliebige Constante genannt wird, so soll da„mit nicht gesagt seyn, dafs derselbe für alle Werthe „von x denselben Werth erhalten müsse." — Hierauf werden die vier Hauptmethoden mitgetheilt, durch deren Hülfe, in gewissen Fällen, die Bestimmung des allgemeinen Werthes eines unbestimmten Integrals geleistet werden kann, und welche unter den Namen der *unmittelbaren* Integration, der Integration durch *Substitution*, der Integration durch *Zerlegung*, und der *theilweisen* Integration in der Wissenschaft bekannt sind.

Die Vorlesungen von 28 bis 31 einschliefslich beschäftigen sich mit der Anwendung dieser Methoden auf Fälle, wo die Differenzial-Coëfficienten algebraische, logarithmische Exponential- und Kreis-Functionen enthalten.

Die zweiunddreifsigste und dreiunddreifsigste Vorlesungen handeln von dem Uebergange von dem umbestimmten Integrale zu einem bestimmten, und von der Differenziation und Integration unter dem Integrations-Zeichen, wie auch über die Integration von Differenzial-Formeln von mehrern unabhängig veränderlichen Gröfsen. Die vierunddreifsigste Vorlesung hat die Vergleichung der beiden einfachen Integrationen zum Gegenstande, die aus einer doppelten Intregation in den Fällen entstehn, wo die beiden partiellen Differenzial-Coëfficienten für ein oder mehrere Systeme von Werthen der unabhängig veränderlichen Gröfsen, zwischen den gegebenen Gränzen, unendlich werden. Die fünfunddreifsigste Vorlesung handelt von der Differenziation eines bestimmten Integrals rück-

Digitized by Google

sichtlich einer veränderlichen, welche sowohl in dem Differenzial-Coëfficienten, als in den Gränzen des Integrals enthalten ist; und von den Integralen der verschiedenen Ordnungen von Functionen Einer veränderlichen Gröfse. Die sechsunddreifsigste Vorlesung enthält eine Anwendung des Vorhergehenden, auf die Umformung einer Function von x oder $x+h$ in ganze Functionen von x oder von h; so wie hieraus in der siebenunddreifsigsten Vorlesung die Lehrsätze von *Mac-Laurin* und *Taylor* abgeleitet werden, und zwar sowohl in Beziehung auf Functionen von mehrern, als von Einer veränderlichen Gröfse.

Die achtunddreifsigste Vorlesung enthält zwei sehr wichtige Lehrsätze über die Convergenz der Reihen nebst Anwendung derselben auf die *Mac-Laurinsche* Reihe. Die neununddreifsigste Vorlesung hat die imaginären Exponentialen und Logarithmen, nebst der Anwendung derselben auf die Bestimmung sowohl von bestimmten als unbestimmten Integralen zum Gegenstande; während die vierzigste Vorlesung von der Integration mittelst Reihen handelt. Ein Anhang, in welchem einige Sätze, in der Integral-Rechnung zur Sprache gebracht, auf die Differenzial-Rechnung zurückgeführt werden, bildet den Beschlufs dieses, in Hinsicht des Strebens nach Allgemeinheit eben so sehr, als des nach Gründlichkeit ausgezeichneten, mit Beziehung auf die 172 Seiten, die es befafst, zugleich sehr gehaltreichen, dem gegenwärtigen Zustande der mathematischen Wissenschaften besonders angemessenen Werkes, in welchem eine *durchgreifende* Methode für die Bestimmung der genäherten Werthe eines Integrals vielleicht an ihrem rechten Platze gewesen wäre.

Dirksen.

LXV.

Statistik und Staatenkunde. Ein Beitrag zur Staatenkunde von Europa, von C. A. Freiherrn von Malchus, königl. Würtembergischem Finanz-Präsidenten. Stuttgart und Tübingen. XVI u. 588 Seiten gr. 8. 3 Rthlr.

Die Staatskunde oder Statistik gehört zu denjenigen Wissenschaften, die die allmälige Entwickelung des geselligen Lebens, das nähere Aneinandertreten von Staaten und Völkern, sei es in freundlichem oder feindlichem Verkehre, nothwendig bedingt. Sie ist von der Verwaltung jedes geordneten Staates unzertrennlich, und für jeden Staatsbürger, der an der Verwaltung Antheil nehmen soll, ist es ein unumgängliches Erfordernifs, sich dieser Wissenschaft ernst zu befleifsigen. So ist es aber von jeher in geordneten Staaten gewesen, und die Staatskunde hat mithin ein so hohes Alter, als die Geschichte dasselbe überhaupt für den allgemeineren politischen Verkehr der Staaten nachweisen kann. Es ist daher im höchsten Grade auffallend, wenn man auch noch heut zu Tage selbst von bewährten Männern in diesem Fache die alte, aber durchaus falsche, Behauptung wiederholt hört: die Staatskunde verdanke ihren Ursprung den Deutschen, und erst in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sei es *Achenwall* vorbehalten gewesen, diese Wissenschaft ganz neu zu schaffen, und theils durch seine Vorlesungen in Göttingen, theils durch seine vielfach aufgelegten Handbücher derselben allgemeinen Eingang zu verschaffen. Wie sehr ich mich auch über diese allgemeine Anerkennung meines Landsmanns *), als eines Schöpfers einer neuen Wissenschaft, erfreue, so steht mir doch diese selbst in ihrem bedeutungsvollen Standpunkte für das gesammte bürgerliche Leben höher, als dafs ich nicht auch die Einleitung zu dieser Recension benutzen sollte, um meinen Beitrag zur Vernichtung eines Vorurtheils zu geben, das der Staatskunde mit ihrem Alter auch zugleich einen Theil ihres Werthes und ihrer nothwendigen Bedeutsamkeit zu entreifsen droht. Es wäre doch in der That vermessen, oder geradezu thöricht, vor Savigny's und Eichorn's Auftreten völlig das Vorhandenseyn der Wissenschaft des Römischen und Deutschen Rechts, oder vor Boeckh's Arbeiten die wissenschaftliche Behandlung der Griechischen Alterthumskunde abläugnen zu wollen, wenn gleich jeder unbefangene Literator mit dankbarem Gefühle die grofsen Verdienste dieser drei Männer, und die durch sie hervorgebrachte vielseitige Anregung und Förderung ihrer Wissenschaften anerkennen wird. Dasselbe mufs auch für die Staatskunde gefordert werden, und dann wird bei jeder genauen Durchforschung der *vor* Achenwall vorhanden gewesenen Arbeiten in diesem Fache das sichere Urtheil gefällt werden können, dafs seine Bemühungen für die Staatskunde nicht höher in Anschlag zu bringen sind, als dafs dieselbe durch

*) Achenwall war geboren zu Elbing den 20. October 1719.

Digitized by Google

ihn mehr noch, wie früher geschah, in den Kreis akademischer Vorlesungen hinübergezogen wurde, das Material, welches jezt selbst von vielen Staaten Europa's durch die Regierungen bereitwilliger und in gröfserem Umfange bekannt gemacht wurde, eine zweckmäfsigere Anordnung in einem und dem andern Capitel erhielt, und dafs endlich nach seinem Vorgange der Name *Statistik* das eigenthümliche Feld dieser Wissenschaft fester bestimmen, und seine Gränzscheide von der Geographie, Geschichte und den allgemeinen Staatswissenschaften genauer angeben sollte. Da in diesen Jahrbüchern nicht der Ort ist, den Beweis für diese Ansicht vollständig zu führen, so mögen nur einige Andeutungen die Sicherheit des Weges und die Zulänglichkeit der Gründe zeigen. Am unfehlbarsten wird man jede Uebereilung vermeiden, und Achenwall und seiner Schule durchaus kein Unrecht anthun, wenn man von ihm rückwärts durch das achtzehnte, siebzehnte, sechszehnte Jahrhundert bis in das Mittelalter herauf zurückgeht, und auf dieser Durchmusterung die Werke statistischen Inhalts mit einander vergleicht, um zu erfahren, in welchem Grade Achenwall sich eine neue Bahn eröffnet hat. Sehen wir auch ganz davon ab, dafs gleichzeitig mit Achenwall dem jüngeren Docenten, Walch in Jena und Reinhard in Erlangen dieselbe Wissenschaft, und der Lezte noch in einem gröfsern Umfange (er zog die von Achenwall absichtlich übergangenen Oesterreichischen und Preufsischen Staaten sammt dem Deutschen Reiche und der Schweiz hinein) lehrten, und ihre Compendien darüber, entweder wie Walch gleichzeitig mit Achenwall's erster Ausgabe, oder doch bald nachher drucken liefsen, so spricht schon Achenwalls eigenes Geständnifs in den Vorreden zu den beiden ersten Auflagen über die Benutzung vieler statistischer Bücher, von denen er die neueren den älteren vorgezogen habe, gegen seine Schöpfung einer neuen Wissenschaft. Vergleichen wir aber sein Buch mit seinen unmittelbaren Vorgängern von *Everard. Ottonis notitia praecipuarum Europae rerumpublicarum Traiect.* 1726, und dann bis 1739 in vier Originalauflagen erneuert, bis zurück auf Herrm. Conring,*) der in der That in Deutschland zuerst statistische Vorlesungen hielt, so sehen wir sowohl bei dem gelieferten Material, als auch bei der Anordnung desselben durchaus keine Veranlassung, in Achenwalls Bestrebungen etwas Neues zu erkennen, sondern müssen nur seinem Fleifse in der Verpflanzung der Notizen aus Französischen und Englischen literarischen Producten auf den heimischen Boden alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber auch nicht minder mit Freude bemerken, wie sein Bestreben auf klare Ansicht von den verschiedenen Verfassungen und Verwaltungen der Staaten, und auf gedrängte Abfassung der Resultate in Zahlen ausgeht, und zugleich lobenswerth zur Vergleichung häufige Blicke auf die historische allmälige Entwickelung mancher Gegenstände der Statistik wirft. Das Leztere ist leider seit Achenwall sehr vernachlässigt worden, und auch jezt noch besitzen die wenigsten Statistiker genugsam historische Kenntnisse, um ihre Wissenschaft in den Capiteln von der Cultur, der Verfassung und Verwaltung so fruchtbar zu machen, als es geschehen müfste. Sieht man doch selbst in so brauchbaren Handbüchern, wie Hassel sie uns geliefert hat, schon in den Angaben der wichtigsten Grundgesetze und politischen Verträge sehr arge Verstöfse, die geradezu Unkunde in diesen Theilen der neuern Geschichte verrathen, und nicht als Druckfehler zu entschuldigen sind?!

Doch setzen wir den Weg unserer historischen Musterung fort: vor Conring stehen uns nun als Träger der Staatskunde die *respublicae*, die von Joh. Laet und den Buchdruckern Elzevir ausgeführt wurden, aber nichts weiter als eine gediegenere Nachahmung von *D'Avity les états, royaumes, empires etc.*, und des Schwaben *Ens thesaurus politicus* enthielten, wenn gleich ihre Verbesserungen, ungerechnet die Fortsetzung bis auf ihre Zeit, meistens aus authentischen Nachrichten aus den Ländern selbst, die sie betrafen, geschöpft, durch gröfsern selbstständigen Werth ihre ursprüngliche Quelle ganz vergessen liefsen. Ihr Einflufs ist auf die besondere Staatskunde der einzelnen Länder unberechenbar, wie sich diefs bis in die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durch die zahllose Masse von den *états*, *the present state*, *tegenwoordige Staat*, *Staat von* u. s. w. in den Literaturen sämmtlicher gebildeten Völker Europa's nachweisen läfst, denen die *Elzevir'schen respublicae* zur Grundlage dienten, oder als Musterarbeit vorschwebten. Soll ich es weiter noch verfolgen, wie der *thesaurus politicus* fast nichts weiter als eine Uebersetzung von dem ältern Buche *le relazioni di Giovanni Botero* war, die seit 1595 man-

*) Die Titel dieser Werke gibt ziemlich vollständig Meusel's Literat. d. Statist. Thl. 1, p. 3—6 an.

Digitized by Google

nigfaltig aufgelegt und ins Lateinische, Französische und Deutsche übersezt wurden; wie dieser wiederum kaum seine Vorgänger *Ventura, tesoro politico* 1585 und *Sansovino del governo e amministratione di diversi regni e republiche* 1567 (allein im 16ten Jahrhundert in Venedig fünfmal herausgegeben) erreichte; und dieser endlich zahlreiche Vorarbeiten von Luigi Guicciardini, dem Neffen des Geschichtschreibers, bis auf Aenea Sylvio Piccolomini (Pius II) herauf, in dessen *cosmographia* und *descriptio Asiae minoris ac Europae,* fand. Doch diese Aufführung genügt schon mehr als hinlänglich, um unsere Ansicht über Achenwalls Verhältnifs zur Staatskunde als Wissenschaft zu begründen, indem zugleich daraus erhellt, dafs nach einem noch richtigern Maafsstabe als er Conring, Laetus, Sansovino, ja sogar Pius II aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts als Väter der Staatskunde begrüfst werden können.

Aber so viel ist gewifs, dafs seit Achenwall's Zeit die Staatskunde aufserordentliche Fortschritte machte, und fast noch gröfsere bei den Engländern und Franzosen, als bei den Deutschen. Doch diefs rührte weit weniger von den gelehrten Bearbeitern dieser Wissenschaft her, als dafs diese selbst von den einzelnen Regierungen zur Grundlegung fester Sätze für mehrere Zweige der Verwaltung benuzt wurde, dafs die Behörden selbst sich dadurch aufgefordert sahen, in den seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts fast für sämmtliche Länder Europa's angewandten Tabellen über Ab- und Zunahme der Bevölkerung, der einzelnen Gewerbe, insofern sie sich durch die Arbeiter und Erzeugnisse in denselben bestimmen lassen, des Land- und Seehandels, der einzelnen Gebäude, der Staats-Einnahme und Ausgabe u. s. w. nicht nur gröfserer Genauigkeit und Umsicht sich zu befleifsigen, sondern viele neue und vielseitigere Untersuchungen selbst anzustellen, deren Resultate nach sorgfältiger Zählung der einzelnen Communen tabellarisch aufgefafst werden mufsten; dafs fast kein Schritt ferner, sowohl in der innern und finanziellen Verwaltung, als auch selbst in den militärischen und auswärtigen Verhältnissen gethan wurde, ohne nicht zuvor die statistischen Tabellen darüber zu befragen. Aber die meisten Tabellen wurden der öffentlichen Bekanntmachung vorenthalten, und auf das Sorgfältigste als Staatsgeheimnifs aufbewahrt: natürlich wurde nun gerade dadurch um so stärker die Begierde der Menschen nach der Enthüllung dieser Urkunden über die Staatskräfte der einzelnen Reiche aufgeregt, und es konnte nicht fehlen, dafs häufig die unerlaubtesten Mittel angewandt wurden, um sich den Besitz derselben zu verschaffen. Man denke nur an Mirabeau's und Mauvillon's bekanntes Werk über die Preufsische Monarchie. Besonders aber wurde der Eifer für die statistischen Studien durch diejenigen Länder rege gemacht, in denen das öffentliche Leben durch seine Verhandlungen in den Parlamenten und Ständeversammlungen, durch die Beaufsichtigung, Beschränkung oder Erweiterung des Staatshaushaltes von Seiten der Stände, die Darlegung und Rechenschaft der gesammten Verwaltung durch die obersten Regierungsbehörden selbst nothwendig machte, während in den anderen Staaten höchstens Schiffslisten über Aus- und Einfuhr und Bevölkerungstabellen dem Publicum übergeben wurden, über alle Zweige der Verwaltung das Volk aber absichtlich im Dunkel gehalten blieb, und höchstens aus den später bekannt gemachten Berichten der auswärtigen Gesandten an ihre Höfe einige Bruchstücke für die Darstellung seines eigenen Zustandes gewann. Mögen immerhin in den halbofficiellen Rechtfertigungsschriften, die in England schon seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts und jezt gewöhnlich unter dem Titel *the administration of the affairs of Great Britain, Ireland and their dependencies* vor der Eröffnung fast jeder Parlamentssession erscheinen, einige pomphafte Ausdrücke und nicht ganz begründete Thatsachen die Lage der Dinge in der Verwaltung verschönern wollen: um wie Vieles klarer lag uns doch schon in der Zeit des ältern Pitt und des Ausbruchs des Nordamerikanischen Freiheitskriegs der allgemeine Gang der öffentlichen Angelegenheiten in England vor Augen, als in irgend einem andern Staate? Doch lenken wir zu dem uns jezt näher liegenden Geschäfte ein, um unser Urtheil über den neuesten Versuch einer Bearbeitung der allgemeinen Staatskunde von Europa abzugeben.

Mit Achenwall arbeiteten bereits *Schlözer* und *Büsching* am eifrigsten für die Staatskunde, und nach dem Tode des Ersten wurden beide die Stimmführer dieser Wissenschaft in Deutschland. *Schlözer's Briefwechsel* und *Staatsanzeigen* sind mehr als blofse Zeitschriften; sie hatten für ihre Zeit eine so gewichtige Stimme, wie sie in der Gegenwart kein politischer Schriftsteller bei irgend einem Volke besizt, doch ist ihr statistisches Material, in der Regel nur auf heimlichem, unsiche-

Digitized by Google

rem Wege des Privatmanns geschöpft, nur von bedingtem Werthe. Aber Schlözer übernahm auch die Herausgabe des Achenwall'schen Lehrbuchs über die Staatskunde und die Fortsetzung seiner akademischen Vorträge in Göttingen, in welchen er jeden Staat für sich besonders in seinem äufsern und innern Leben darstellte. *Büsching's* Wirksamkeit für die Staatskunde war am gröfsten in seinem *Magazin*, für das er sich selbst die Anerkennung Friedrichs des Grofsen zu verschaffen wufste, und dessen stärkster Bestandtheil statistisches Material von bewährter Richtigkeit in sich fafst, da er die Aufmerksamkeit achtungswerther in- und ausländischer Staatsmänner für seine Unternehmung in Herbeischaffung des Materials gewonnen hatte. Aber eine kleine und an und für sich wenig bedeutende Schrift, seine Vorbereitung zur gründlichen Kenntnifs der geographischen Beschaffenheit und Staatsverfassung der Europäischen Reiche, erste Ausgabe 1758 und dann noch mehr als zehnmal aufgelegt und von Norrmann umgearbeitet, sollte seinem Namen für die gesammte Verarbeitung der Staatskunde eine festere Stellung geben, und ihn zum Stifter einer neuen Schule der Statistiker, im Gegensatze der Achenwall-Schlözer'schen, erheben. Büsching behandelte nämlich in diesem Büchlein die Gegenstände der Staatskunde nicht nach den einzelnen Staaten, sondern er ordnete das Material nach den allgemeinen Gegenständen dieser Wissenschaft, und beschrieb jeden einzelnen, wie er sich in den verschiedenen Staaten befände, oder nach und nach unter der Einwirkung natürlicher Zufälle oder der eingreifenden Behandlung der Regierungen oder der Völker sich gestaltet hätte: diese Bearbeitung der Staatskunde erlangte sogar fast allgemein den Namen der Büsching'schen. Es läfst sich *für* und *gegen* beide Methoden viel sagen, wie diefs auch bereits in den 70 Jahren ihres Bestehens sattsam geschehen ist. Aber der unbefangene Forscher wird bei ihrer genauern Würdigung sich bald eingestehen müssen, dafs beide *neben einander* zu wahrer Förderung der Wissenschaft bearbeitet werden können: und zeigt uns jene deutlicher und lebendiger das Bild jedes einzelnen Staates in seiner Ganzheit, wie er sich nach innen und aufsen ankündet, wie gegenseitig die Kräfte der Grundmacht und der Cultur in ihrer weitesten Ausdehnung einander durchdringen, wie sie durch die Verfassung und Verwaltung entweder vergröfsert oder auch beschränkt und verringert werden, wie endlich die auswärtigen Verhältnisse ganz von den inneren des Staates abhängen, aber auch häufig wieder als mächtiger Hebel zur raschern Entwickelung des innern Lebens und Gedeihens erscheinen; so lernen wir nach dieser Methode der allgemein vergleichenden Statistik mehr jede einzelne Kraft und Einrichtung der Staaten in ihren verschiedenen und mannigfachen Einwirkungen auf die Staaten selbst, und in ihren wechselseitigen Beziehungen auf die Völker unter einander schätzen; wenn gleich das zusammenhängende Leben eines einzelnen Staates in seiner politischen Wirksamkeit uns verloren geht. Jene Art der Bearbeitung schliefst sich also mehr an die der Geschichte an, während diese besonders den Standpunkt des allgemeinen Staatsrechts und der sogenannten Cameralwissenschaften vor Augen hat, und Schritt vor Schritt beide durch den bewährtesten Weg der Erfahrung erläutert. So viel mufs aber doch schliefslich anerkannt werden, dafs bei der Darstellung der Verfassung, Verwaltung und der auswärtigen Verhältnisse eines Staates wir doch immer genöthigt sind zur ältern Methode zurückzukehren, oder wenigstens diese durch häufige Wiederholungen und Rückblicke zu ersetzen. Aber auch nicht minder werden wir in dem Capitel von der Grundmacht, der Cultur und dem Handel uns gedrungen fühlen, selbst wenn wir mit Achenwall Staat für Staat gesondert darstellen, durch fortwährende Vergleichungen des einen Landes mit dem andern die Darstellung recht fruchtbar und anschaulich zu liefern, und so auch dem Namen Büsching zu huldigen.

Diese Bemerkungen schienen mir durchaus nothwendig der Beurtheilung des Werkes von *Malchus* vorausgesandt werden zu müssen, das auf eine so gediegene Weise die Büsching'sche Methode wieder in Erinnerung gebracht und veredelt hat, dafs wir unumwunden behaupten zu können glauben, sie werde fortan stets ihre Bearbeiter besitzen, damit auf zwei gut geebneten neben einander laufenden Wegen das Feld der Staatskunde mehr und mehr zur Belehrung über die wichtigsten Angelegenheiten der cultivirten Menschheit, und zur Vernichtung der überall uns sich entgegendrängenden Vorurtheile angebaut werde. Es könnte aber leicht geschehen, dafs der Verfasser selbst nicht einmal einräumte nach Büsching'scher Methode gearbeitet zu haben: dann würden wir uns aber nur mit ihm im Streite um Worte befinden; freilich ist eine Ausführung, wie sie in der zu beurtheilenden Schrift uns vorliegt, von der rohen

Digitized by Google

Arbeit im Büsching'schen Entwurfe himmelweit unterschieden; aber ich habe auch oben bestimmt genug die ganze Art der Bearbeitung bezeichnet, die ich nun einmal nach annehmlichem schon früher gemachten Vorschlage so benenne, da ihre Grundzüge zuerst in jenem Entwurfe gefunden werden. Allerdings ist aufser Norrmann's weitern Ausführung des mehrmals genannten Buches nur noch eine Schrift von einiger Bedeutung bis auf das Werk des Herrn v. Malchus erschienen: diefs ist *Bisinger's* vergleichende Darstellung der Grundmacht oder der Staatskräfte aller Europäischen Monarchien und Republiken. 4to. Pesth 1823, ein Buch von nicht übler Anordnung, in das aber schlechte Hülfsmittel zahlreiche Nachlässigkeiten und Fehler eingestreut haben. *)

Fassen wir nun zuerst ein allgemeines Urtheil über das uns vorliegende Werk, so finden wir in dem Verfasser einen in dem Fache der Staatswissenschaften bereits bewährten Schriftsteller, dessen Schrift von der Politik der innern Staatsverwaltung zwar nicht allgemeinen Eingang, aber doch rühmliche Anerkennung geistvoller Bearbeitung fand: derselbe geniefst aber überdiefs den aufserordentlichen hohen Vorzug, in zwei bedeutenden Staaten Deutschlands, Westphalen und Würtemberg, an der Spitze der Verwaltung der Finanzen als Minister gestanden, und überdiefs auch das Ministerium des Innern im lezten Jahre der Dauer des Königreichs Westphalen verwaltet zu haben: wodurch ihm eine vielseitige Anschauung und Kenntnifs der Staatsgeschäfte zu Theil geworden ist, die aufser dem Staatsrathe Hoffmann in Berlin, dem Musterarbeiter für die Staatskunde, wohl keiner der jezt lebenden statistischen Schriftsteller mit ihm theilen dürfte. Verbindet ein so trefflich ausgerüsteter Arbeiter auch noch wie Malchus den dem Statistiker unumgänglich nothwendigen Fleifs in der Sammlung und Sichtung des Materials, die äufserste Pünktlichkeit und Sorgfalt in Verarbeitung desselben — und nur der im Fache Erfahrene kennt die Beschwerlichkeit der stundenlangen Berechnungen, um Resultate, die kaum eine Zeile fassen, zu liefern — endlich eine scharfe und besonnene Kritik zur Beurtheilung des Verschiedenartigen und zur Aneinanderreihung des Gleichartigen: so darf man aus solcher Feder nichts Anderes als gediegene Arbeit von bleibendem Werthe erwarten; und diese hat Malchus in der That geliefert!

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieses Buch ist nicht mit Recht in dem Verzeichnisse der allgemeinen Werke über Staatskunde p. 25, wo manches schlechtere Buch angeführt ist, übergangen.

LXVI.

Achter Bericht.

Im Laufe des Monats Julius sind der Societät für wissenschaftliche Kritik präsentirt und in dieselbe aufgenommen worden:

Herr Oberbibliothekar und Professor Dr. Wilken; Herr Professor Bernhardy; Herr Dr. Müller in Halle; Herr Professor Weber in Frankfurt a. M.

Herr Professor Wilken ist in die Zahl der redigirenden Mitglieder getreten.

Das Secretariat der historisch philologischen Klasse ist von Herrn Professor Leo an Herrn Professor von Henning übergegangen.

Die Societät hat folgende Werke anzuzeigen beschlossen:

I. In der philosophischen Klasse (Philosophie, Theologie, Jurisprudenz).

Twesten, Dogmatik.
v. Baader, Vorlesungen über religiöse Philosophie.
Münter, der Stern der Weisen.
Eichhorn, Hug und de Wette Einleitung ins alte Testament, als Gesammtrecension.

II. In der naturwissenschaftlichen Klasse (Naturwissenschaften, Medicin, Mathematik).

Richard, nouveaux élémens de botanique.
Carus, Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie.
Walker, Amot Disposition méthodique des espèces de mousses.
Connaissance des tems et des mouvemens célestes.

III. In der historisch-philologischen Klasse (Geschichte, Philologie, Kunstwissenschaft).

Hammer, Geschichte des Osmanischen Reichs.
Geyer, Svea Rikes historia.
Thedichum, Uebersetzung des Sophocles.
Voigt, Geschichte von Preufsen.
Gerlach, Sallustii opera.

Beilage: Umschlag zum August-Heft.

Digitized by Google

Nro. 161. u. 162.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1827.

Statistik und Staatenkunde. Ein Beitrag zur Staatenkunde von Europa, von C. A. Freih. von Malchus.

(Fortsetzung.)

Dabei wollen wir aber keineswegs verhehlen, dafs uns die Benutzung der Quellen und Hülfsmittel für die verschiedenen Staaten nicht immer gleichmäfsig erscheint, dafs namentlich für die Preufsische und Russische Monarchie Manches ganz übergangen, und Manches nicht so benuzt ist, wie es bei seiner leichten Zugänglichkeit geschehen konnte. Eben so wenig können wir den Ausdruck ganz unbedingt loben; nicht nur erscheint er bisweilen fast absichtlich vernachlässigt und gezwungen, sondern er entbehrt auch, was bei Werken dieser Art am nachtheiligsten vermifst wird, der nothwendigen Klarheit und Schärfe, so dafs man namentlich in der Einleitung und im vierten und fünften Abschnitte, von der Verfassungs- und Verwaltungskunde, nicht einmal immer die eigenthümliche Ansicht des Verfassers von der vorgetragenen Sache genau entnehmen kann. Nach Unrichtigkeit oder Unsicherheit in einzelnen Notizen zu jagen ist eine leichte Sache bei jedem statistischen Werke von einigem Umfange, das nicht ausschliefslich aus dem Publicum verschlossenen, ungedruckten Nachrichten geschöpft ist: es findet sich also dafür auch hier nicht seltene Gelegenheit, aber doch *noch viel seltener*, als es mir bis jezt in *irgend einem Handbuche*, das achtbare Hassel'sche keineswegs ausgenommen, vorgekommen ist.

Nach dieser allgemeinen Würdigung und Bestimmung des Charakters dieses Werkes geben wir zur genauern Darstellung der Leistungen im Einzelnen über, wobei wir nicht versäumen wollen, einige berichtigende Beiträge unseren Bemerkungen einzuweben. Fangen wir *ab ovo* an, so dringt uns der Titel einen Pleonasmus auf, den der nun einmal eingeführte Sprachgebrauch nicht billigt, neue Definitionen schwerlich werden schützen und erhalten können, und unser Verfasser selbst nicht einmal festhält. Er nennt sein Werk: *Statistik und Staatenkunde, ein Beitrag zur Staatenkunde von Europa.* Wie er aber Statistik von Staatenkunde unterschieden haben will, läfst er in der Einleitung p. 1—21 unbestimmt, und gebraucht überdiefs noch in jedem Paragraphe beide Wörter identisch. Und anders kann es auch nicht geschehen, da eben *Statistik* nach Achenwall's Vorgange, von dem schon im allgemeinen Gebrauche vorhandenen Beiworte Statisticus abgeleitet, *) mit dem zu supplirenden Worte *ars* die technische Benennung für denjenigen Kreis wissenschaftlicher Bestrebungen bleiben sollte, der heutzutage gewöhnlicher Staats- oder Staatenkunde benannt wird. Soll also der Name Statistik beibehalten werden, so mufs er völlig gleiche Bedeutung mit Staatskunde behalten, und es wäre völlig unbegründet, sowohl in sprachlicher als sachlicher Rücksicht, wenn wir mit dem Worte Statistik insbesondere die Zahlenwissenschaft der Staatskunde bezeichnen wollten, da diese Achenwall gerade weit weniger kannte, als die Capitel von der Verfassung und Verwaltung der Staaten, und sich dennoch eben bewogen fühlte, gerade den Namen Statistik für seine Wissenschaft zu empfehlen, ohne dadurch mehr als blofs ein einfaches Wort für das weitläufigere „*Grundrifs der gegenwärtigen Staatsverfassung der vornehmsten Reiche und Völker*" zu erlangen: oder wenn wir, wie Malchus nach Niemann in dem Vorworte pag. IX vorschlägt, Statistik als Theorie und Staatenkunde als ihre praktische Anwendung auf einen gegebenen Staat oder auf mehrere derselben ansehen sollten, wogegen sich alle Europäischen Sprachen, die das Wort Statistik haben einbürgern lassen, insbesondere aber die Theoretiker der Sta-

*) Auf dieselbe barbarische Weise, wie *heuristicus* und *sphragisticus* die Namen der Wissenschaften Heuristik und Sphragistik hervorgebracht haben.

Digitized by Google

tistik auflehnen müfsten, weil sie sich sodann um die Theorie einer Theorie abgemüht haben würden. Aber noch eine zweite Bemerkung müssen wir über den Titel hinzufügen. Eine allgemeine Statistik aller bestehenden Staaten sollte nicht geliefert werden, es war nur um Europäische Statistik dem Verfasser zu thun, wie aber kann diese wiederum selbst ein blofser Beitrag der Staatenkunde von Europa und wie die allgemeinere Wissenschaft ein Theil der beschränktern seyn? Mithin wäre der Titel wohl passender gefafst worden: Staatenkunde von Europa, ein Beitrag zur allgemeinen Statistik.

In dem Vorworte gibt der Verfasser selbst den verschiedenen Standpunkt seines Werkes von den gewöhnlichen statistischen Handbüchern also an: „dasselbe unterscheidet sich von seinen Vorgängern vorzüglich dadurch, dafs in demselben mehr als in diesen geschehen, der staatswirthschaftliche Gesichtspunkt aufgefafst ist, sodann auch dadurch, dafs mit der Andeutung der Momente, *welche* zum Behufe der statistischen Schilderung eines gegebenen Staates als wesentlich zu betrachten, und mit solchen über die Art, *wie* dieselbe für diesen Zweck zu benutzen sind, zugleich ihre wirkliche Benutzung und so die Praktik mit der Theorie verbunden ist; endlich auch durch die Einwebung von kurzen Erörterungen über staatswirthschaftliche Fragen und Verhältnisse bei solchen Gegenständen, in Ansehung welcher eine solche zum Behufe der Auffassung einer richtigen Ansicht von ihrer eigenthümlichen Natur, und von den Wirkungen und Folgen, welche sich aus dieser entwickeln, nothwendig oder sachgemäfs geschienen hat. Diese Art von Behandlung hat die Einflechtung von Uebersichten über die Elemente der Grundkräfte und des Staatsreichthums der Mehrzahl der Europäischen Staaten erfordert, durch welche das vorliegende Werk die Form einer vergleichenden, oder verglichenen (?) Statistik erhalten hat. Der Verfasser bekennt zugleich, dafs nach seiner Ueberzeugung die Staatenkunde nur insofern als dieselbe in dieser Art behandelt wird, den praktischen Nutzen gewähren kann, zu dessen Gewährung dieselbe in so vorzüglichem Grade geeignet ist, und in dessen wirklicher Gewährung ihre praktische Aufgabe besteht.“ Diese Stelle, die zugleich als eine Probe der Darstellung zur Rechtfertigung des oben abgegebenen Urtheils dienen mag, ist der Sache nach so angethan, dafs wir Punkt für Punkt völlig mit ihr einverstanden zu seyn bekennen müssen: aber sie erschöpft noch nicht die Aufgabe der Staatskunde, und deutet vornämlich nur auf die Behandlung der Capitel von der Grundkraft der Staaten und dem Staatsreichthume hin, die allerdings aus solcher Bearbeitung am lehrreichsten hervorgehen. Indefs sind diese auch vom Verfasser ganz besonders, ja man darf sagen, der Masse nach unverhältnifsmäfsig berücksichtigt, dafs sie vier Fünftheile des Inhaltes vom ganzen Werke einnehmen, während die Verfassung- und Verwaltungskunde auf dem lezten Fünftheile nur einen höchst beschränkten Raum haben. Nicht so einverstanden sind wir mit dem Verfasser in der Sonderung des Stoffs für die Staatskunde. Er vertheilt denselben unter fünf Hauptrubriken:

1) *Quellen der Grundkraft der Staaten.*

a) Areal. *b*) Population.

2) *Elemente des Staatsreichthums.*

a) Manufacturen und Fabriken.
b) Innerer und äufserer Verkehr.
c) Geldumlauf.

3) *Staatsreichthum und Staatseinkommen.*

a) Nationaleinkommen.
b) Allgemeine Andeutungen über Staatseinkommen und Staatsaufwand.
c) Nachweis über das Staatseinkommen für die verschiedenen Staaten Europa's.

4) *Staatsverfassungskunde.*

a) Classification der Europäischen Staaten nach der Verschiedenheit ihrer Regierungsform.
b) Staatsverfassung der fünf grofsen Europäischen Monarchien, der Niederlande, Schwedens und des Deutschen Bundes.

5) *Staatsregierung* (?) *und Staatsverwaltung.*

a) Centralbehörden und innere Verwaltung für die *sub* 4. *b*. genannten Staaten Europa's.
b) Bewaffnete Macht derselben.
c) Politische Stellung und Staatsinteresse derselben.

Die Sonderung der ersten Abtheilung von der zweiten bemüht sich der Verfasser selbst pag. IX zu entschuldigen, „er habe die *Quellen der Grundkräfte* eines Staates von den *Elementen von* (*des*) *Staatsreichthum*(*s*) gesondert, und als solche (der ersteren)“ — dieser Zusatz dürfte wohl ganz wegbleiben — „nur das Areal, inwiefern dasselbe zur Production fähig ist, die wirkliche

Digitized by Google

Production und das Menschencapital betrachtet, unter den lezteren aber nur solche Quellen von Wohlstand und Reichthum begriffen, welche zunächst und vorzüglich das Product einer Combination intellectueller und physischer Kräfte sind, welche aber bis auf einen gewissen Grad das Daseyn der ersteren voraussetzen." Dafs diese Rechtfertigung keineswegs eine zulängliche sei, erhellt schon daraus, dafs die Producte des Ackerbaus, des Garten- und Weinbaus, der Viehzucht, des Bergbaus u. s. w. inwiefern sie zum Verbrauche geliefert werden, doch nicht minder Erzeugnisse des Zusammenwirkens intellectueller und physischer Kräfte, als Bierbrauerei, Gerberei und Manufacturen aller Art sind, jene aber zu den Quellen der Grundkräfte gerechnet werden, während diese zu den Elementen des Staatsreichthums gehören sollen. In der That ist keine Trennung zwischen den Grundkräften eines Staates und den Elementen des Staatsreichthums zu treffen, da die lezten doch sicherlich als Grundstoffe des Staats- und Nationalreichthums nothwendig Bestandtheile der Grundkräfte des Staates ausmachen. Sollte nun aber einmal eine Theilung vorgenommen werden, so konnte diese nicht anders geschehen, als dafs man unter den Grundkräften des Staates allein die Bodenfläche mit der Beschreibung ihrer physischen Beschaffenheit und der climatischen Einwirkungen auf dieselbe, und die Menschen als Bewohner derselben (mit genauer Darlegung der Verhältnisse ihrer geringern oder dichtern Bevölkerung zur Bodenfläche) aufzählte. Aber alle Producte, deren Erzielung menschliche Thätigkeit und Einsicht verlangt, dürfen billiger Weise in ihrem Einflusse auf die Kraft und Macht eines Staates nicht unter verschiedenem Gesichtspunkte betrachtet werden: denn es ist im Allgemeinen hiefür gleichviel, ob sie roh oder erst in der zweiten, dritten, vierten Bearbeitung verbraucht werden. Oder kann man sich die Producte der Viehzucht, (ich will nicht einmal vom Acker- und Bergbau reden, deren Boden ohne seine Benutzung völlig werthlos für die Grundkraft eines Staates wird) getrennt von einer Zusammenwirkung intellectueller und physischer Kräfte denken? Es würde demnach richtiger und dem innern Zusammenhang angemessener, der zweite Hauptabschnitt des Werkes von den *Elementen des Staatsreichthums* so anzuordnen gewesen seyn:

a) *physische Cultur*, unter der wir Acker-, Garten-, Wein-, Waldbau, Viehzucht, Jagd, Fischerei, Bienenzucht, Seidenbau, Bergbau u. s. w. begreifen;

b) *technische Cultur*, und ihr Ertrag in Gewerben, Fabriken und Manufacturen;

c) *Handel* d. h. Vertrieb der Producte der physischen und technischen Cultur innerhalb und aufserhalb des Landes, das sie erzeugt; und Herbeischaffung einzelner Arten dieser Producte aus fremden Ländern, wenn Mangel oder besondere Güte derselben Nachfrage nach ihnen erzeugt. Der *Geldumlauf* kann hier nur als Mittel des innern und äufsern Verkehrs betrachtet werden, und darf daher nicht, wie Malchus will, auf den Rang eines besonders zu behandelnden Elementes für den Staatsreichthum Anspruch machen.

Sodann würde aber der dritte Hauptabschnitt des Werkes ganz überflüssig; der Verfasser gibt ihn selbst „für den Erfolg und das Ergebnifs der Benutzung von beiden" (den Quellen der Grundkräfte und den Elementen des Staatsreichthums); aber richtiger nach der von uns geänderten Eintheilung würde es gesagt seyn „Benutzung der Elemente des Staatsreichthums," wodurch es also nur das Zusammenfassen der Resultate der physischen und technischen Cultur und des Handels liefern würde. Allerdings müfste dann das *Staatseinkommen*, als unzertrennlich von der gesammten Finanzverwaltung, hier ausgeschieden, und in den fünften Hauptabschnitt von der Staatsverwaltung hinübergetragen werden. Doch darf ich hier nicht verschweigen, dafs *die intellectuelle und moralische Cultur*, deren Darstellung einen nothwendigen Bestandtheil der Staatskunde für jedes Land ausmacht, in diesem Werke *gänzlich* übergangen ist; *) sie mufste nach der angenommenen Eintheilung ihren Platz unter den Elementen des Staatsreichthums finden.

Bei dem vierten Hauptabschnitte von der Staatsverfassung bleibt mir nur der Wunsch übrig, dafs es dem Verfasser gefallen hätte, aufser den dargestellten Monarchien wenigstens noch Spanien, Portugal, Dänemark und das Osmanische Reich in seine Darstellung aufzunehmen. Wir können uns wohl, mit Ausnahme von

*) Denn der Anhang von den höheren Unterrichtsanstalten und Bibliotheken p. 555 — 88, der mit dem ganzen Werke in keinem Zusammenhange steht, kann diese Lücke wohl nicht ausfüllen.

Digitized by Google

Dänemark, die Gründe vorführen, die den Verfasser eigentlich bestimmten, den unsichern politischen Zustand dieser Reiche gar nicht zu berühren: aber es bleibt doch die Aufgabe der Staatskunde, darzulegen, wie dieser Zustand allmälig sich entwickelt habe, wie er aus den bestehenden bürgerlichen Verhältnissen der Länder herrühre, und endlich wie durch noch gültige Staatsgrundgesetze, und altes, bis zur gesetzlichen Kraft eingeweihtes Herkommen, die höchste regierende Gewalt selbst an einer raschern und tief eingreifenden Umänderung, die für längere Dauer Bestand haben sollte, stets gehindert seyn würde. Dafür haben wir auch über diese Länder hinlängliche Quellen und Hülfsmittel, aber freilich für vergleichende Statistik würden wir zum guten Troste der übrigen Staaten wenig Gleichartiges gefunden haben. Der lezte Abschnitt von der Staatsverwaltung, wobei wir beiläufig nicht einsehen können, wie der Verfasser sächlich und sprachlich Staatsregierung und Staatsverwaltung unterscheiden will, ist am magersten ausgefallen; denn auch abgesehen von der oben schon angedeuteten Ausstellung in Bezug auf die Finanzverwaltung, ist über die Rechtsverwaltung und Militärverwaltung durchaus keine befriedigende Auskunft für irgend einen Staat gegeben worden, des Verhältnisses der Kirche zum Staat kaum Erwähnung geschehen, eben so wenig der Maafsregeln der Regierungsbehörden zur Schirmung der Sicherheit der Person und des Eigenthums und Erhaltung der Armen, Kranken und Gebrechlichen. Es genügt mit einem Worte, wenn ich sage, dafs dieser ganze so wichtige Abschnitt auf 30 Seiten ausgeführt ist, und die Darstellung der bewaffneten Macht und auswärtigen Verhältnisse für sämmtliche geschilderte Staaten davon nicht mehr als 5 Seiten füllt.

Fast zu lange haben wir uns bei der Beurtheilung der Anordnung des Materials in diesem Werke aufgehalten, aber es war diefs um so nothwendiger, je mehr gerade diese im Allgemeinen Anfechtung erfahren dürfte, und vielleicht selbst bei unbilligeren Beurtheilern Eintrag auf die Würdigung der ganzen Arbeit thun könnte. Wir scheinen daher solchen Angriffen schon entgegen gearbeitet zu haben, indem wir zeigten, wie mit geringer Abänderung das trefflich bearbeitete Material zur klaren Uebersicht und deutlicherem Zusammenhange angeordnet werden könnte, aber auch nicht die schwachen Seiten verbargen, die bei einer neuen Ausgabe die Aufmerksamkeit des Verfassers zu einer mehr ausführlichen und ebenmäfsigen Behandlung vorzüglich erfordern dürften. Wir haben zugleich dabei mehr als einmal Gelegenheit gehabt, schon im Voraus über die Bearbeitung einzelner Abschnitte unser Urtheil abzugeben, und können daher nunmehr bei der Darlegung des Charakters dieses Werkes im Einzelnen darüber rascher weggehen.

Die Einleitung (p. 1—39.) verbreitet sich § 1—2. über die mannichfaltigen Definitionen der Staatskunde, gibt eine eigene, die aber zu weitläufig die ganze oben gegebene Skizze der Eintheilung des Materials in sich aufzunehmen sich bestrebt, und bemerkt dann ganz folgerecht, dafs eine in wenige Worte gedrängte, und dabei doch den ganzen Umkreis der Wissenschaft aussprechende, Definition für die Staaskunde kaum möglich sei: denn sie umfafst entweder zu viel oder zu wenig, oder spricht sich nicht deutlich genug aus. Sodann geht die Einleitung in § 3. zur Theorie der Statistik über, und nennt für dieselbe die bedeutenderen Schriften. Unter diesen vermissen wir zwei der neusten, die im Ganzen die richtigsten Gesichtspunkte aufgestellt, und sicher mehr die Wissenschaft in ihrem Wesentlichen, als der angeführte *Moné*, erfafst haben: es sind *Klotz Statistices Theoriae particula I. Lips.* 1821. und besonders *Fischer* (*Ch. A.*) Grundrifs einer neuen systematischen Darstellung der Statistik als Wissenschaft, Elberfeld 1825 *). In dem folgenden § spricht der Verfasser von den Quellen der Staatskunde, vergifst aber den Staatshandbüchern die Rang- und Quartierlisten der Heere in den verschiedenen Staaten beizugesellen, die auch in der That von ihm an keinem Orte seines Werks benuzt zu seyn scheinen. Als den ältesten Staatskalender nennt er den *Almanac royal* von 1699, aber schon 22

*) Weniger befriedigt die neuste Skizze von dem bekannten Statistiker J. E. von Koch-Sternfeld in seinen Grundlinien zur allgemeinen Staatskunde, die er, München Nov. 1826. 86 S. 8., als Leitfaden zu seinen Vorlesungen herausgab, denn es findet sich hier durchaus keine Sonderung der historischen, politischen und cameralistischen Wissenschaften von der Staatskunde, so dafs ein solcher Entwurf wohl ausführbar ist, wir aber nach siebenjähriger Praxis in statistischen alljährlich wiederholten Vorträgen nicht absehen können, wie allen diesen aufgeworfenen Untersuchungen ein Genüge in der Staatskunde geschehen kann, wenn sich diese nicht blofs oberflächlichem Raisonnement hingeben will.

Digitized by Google

Jahre früher besizt einen solchen das Herzogthum Preufsen in *Lydicii notitiae ducatus Prussiae delineatio generalis et specialis*, *Viteberg.* 1677. 12mo, der ganz den Zweck der heutigen Staatshandbücher erfüllt, und ihn noch zweckmäfsiger und ausführlicher als die meisten derselben ausführt. Zu den Topographien einzelner Provinzen und Kreise ist kein Beispiel geliefert: eins der ehrenwerthesten hätte von der Preufsischen Regierung gegeben werden können, auf deren Veranlassung sämmtliche 25 Regierungsbehörden seit dem Jahre 1817 statistisch-topographische Beschreibungen der einzelnen Regierungsbezirke aus den ihnen zustehenden officiellen Angaben entwerfen mufsten. Es erschienen auf diese Aufforderung in den Jahren 1819 bis 1825—25 Bände, jeder einen Regierungsbezirk enthaltend, die allerdings nach der Persönlichkeit ihrer Verfasser von sehr verschiedenem Werthe sind, in Rücksicht der Beilagen über den Gang der Geschäfte, Lokalmerkwürdigkeiten, physische Beschaffenheit der Provinzen u. s. w., aber in den officiellen Angaben nach allgemeinen Vorschriften verabfafst doch eine höchst schätzbare Grundlage gewähren. Ihnen scheint sich würdig zur Seite zu stellen, ja sie noch in mancher Hinsicht zu übertreffen, *Memminger* in der Beschreibung der einzelnen Kreise *Würtemberg's*, von der bis jezt 3 Hefte erschienen sind, jedes einen Kreis enthaltend. Bei der Angabe der *Hülfsmittel* vermissen wir für die Reisebeschreibungen und Landkarten mindestens die Nachweisung von anderen Schriften, in denen über die ausserordentlich grofse Fülle, und doch nicht so sehr grofsen Reichthum an diesen Hülfsmitteln Aufschlufs und Warnung gegeben wird. Für die neuste Zeit 1821—25. leistet *Wolterstorf's* Jahrbuch der gesammten historischen Literatur Berlin 1826, auch in Betreff der Karten und Reisebeschreibungen recht sehr viel; diefs konnte freilich wegen seines spätern Erscheinens hier nicht angeführt werden. In §. 5—10 wird eine Uebersicht über die verschiedenen Methoden in der Bearbeitung der Staatskunde geliefert, in welcher der Verfasser unter den bekannteren der *Schlözer'schen* entschieden den Vorzug gibt, wie es scheint mit Unrecht gegen *Hassel*, der die Vorzüge der Einfachheit von der *Schlözer'schen* beibehalten, aber sie wohl noch recht sehr durch den gröfsern innern Zusammenhang und angemessene Erweiterung in seinen Arbeiten veredelt hat. Den Schlufs der Einleitung p. 22—39 bildet eine literärische Uebersicht der wichtigsten Schriften über die allgemeine Staatskunde von *Europa*, so wie über die der einzelnen Staaten. In derselben befinden sich manche Lücken, von denen wir nur die bedeutenderen ausfüllen wollen. Dafs von vielen hier angezeigten Werken neuere und stark vermehrte Ausgaben erschienen sind, wie von *Spittler's* Staatengeschichte mit der Fortsetzung von *Sartorius*, Berlin 1823, *Heeren*, 1823, *Stein's* Handbuch der Statistik 1825—26 u. s. w., von anderen die fehlenden Theile längst nachgeliefert sind, wie von *Crome's* Uebersicht der Staatskräfte Thl. 2 u. 3, den *Archives diplomatiques* 6 Bde. sammt den noch jezt fortgesezten *Neueste Staatsacten* u. s. w., dürfte doch nicht verschwiegen werden. — *Ancillon* konnte dagegen für sein *tableau des revolutions* wohl hier gar nicht angeführt werden, da gerade die historische Entwickelung der Verfassung und Verwaltung für die verschiedenen Staaten in diesem Werke mangelt, also wohl kaum von einem bereits mit dem Jahre 1713 beim Frieden zu *Utrecht* abschliefsenden Buche Gebrauch gemacht seyn kann. Unter den fehlenden sind vorzüglich nachzutragen, als Fortsezung von *Du Mont*, *Corps univ. diplomat.* und Uebergang zu *Martens*, *Wenk*, *Codex juris gentium recentissimi* 3 *vol. Lips.* 1781—95, die Staatsverträge von 1735—72 enthaltend, ferner *Koch histoire des traités de paix depuis la paix de Westphalie, ouvrage entièrement refondu, augmenté et continué jusqu'à* 1815 *par Schoell, Paris* 15 *vol.* 8vo, ein Werk, das in der *Schöll'schen* Fortsetzung vom 4ten Bande bis zum 15ten die Jahre 1796—1815 überliefern, durch die Aufnahme von zahlreichen officiellen Actenstücken, nur hier befindlichen diplomatischen Noten und anderen Verträgen, jedem Statistiker wie Historiker unentbehrlich ist. — Unter den allgemeinen Handbüchern mufste neben *Hassel's* Lehrbuch sein ausführlicheres Handbuch der Statistik nicht übersehen werden, das zu *Weimar* 1816—17 in zwei Bänden erschien, und nur England, Spanien, Portugall, Frankreich und die Niederlande enthält. Wenn *the Edinburgh Geographical Dictionary* angeführt wurde, wie durfte da das viel ausführlicher und gründlicher bearbeitete Werk von *Peuchet*, *Dictionnaire universel de la geographie commerçante* in fünf starken Bänden 4to. *Paris* 1799—800 (a. VII—VIII.) fehlen? Unter den Schriften über das Staatsschuldenwesen wird noch die neueste und wichtigste von *Gönner*, 1ste Abtheilung *München* 1826 vermifst. Für Rufsland ist die gegebene

Digitized by Google

literärische Notiz am unvollständigsten; es fehlen mit Ausnahme von *Storch's*, *Herrmann's* und *Hupel's* Schriften, von denen aber auch nicht einmal alle wichtigen angegeben sind *), alle Werke, die in Rufsland selbst bearbeitet sind und von eingebornen Russen herrühren: und wenn auch wegen der seltenen Kenntnifs der Russischen Sprache, Originalwerke wie von *Makszimowitsch* und *Schtschekatow*, ausgelassen wurden, so sollten wenigstens nicht *Georgi* geogr. Beschrb. d. Rufs. Reichs 6 *vol.* 1797—802., *Heym's* Encyklopädie d. Russ. Reichs Gött. 1796, *Wsevoloisky description geogr. et histor. de l'empire de Russie*, *Moskw.* 1813. 2 *vol.* 4to. u. m. a. mangeln. Bei Oesterreich ist die Literatur noch am vollständigsten geliefert worden, doch fehlt für *Krain* und *Istrien* die Monographie von *Hoff*, *Laybach* 3 *vol.* 8vo. und für die ganze Monarchie das topographische Lexikon von *Crusius* 1799—826, 4 Thle. in 13 *vol.* mit 10 Supplementb., im Ganzen 23 *vol.* — Ueber Preufsen ist die Angabe der Schriften sehr mangelhaft; nicht einmal des unter Mitwirkung des statistischen Büreau's zu *Berlin* bearbeitete topographisch-statistische Wörterbuch des Preufsischen Staates ist angemerkt, das von *Mützel*, *Halle* in 6 *vol.* 4to. 1821—25. herausgegeben ist, und auf den oben angeführten Topographien der einzelnen Regierungsbezirke beruht. Wenn die höchst oberflächliche Compilation von *Rumpf*, der Preufs. Secretair, hier schon seine Stelle fand, warum nicht das viel bessere Buch desselben Verfassers, das ich aber an und für sich damit auch nicht gelobt haben will, „die Preufs. Monarchie in Hinsicht ihrer Bewohner und ihres Staatsreichthums u. s. w." *Berl.* 1824. Von den Monographien für einzelne Provinzen des Preufs. Staates ist keine einzige angegeben worden; von *Kampz*, Annalen für die innere Verwaltung, die ununterbrochen bis jezt alljährlich in vier starken Heften erscheinen, sind nur die Jahrgänge für 1817 und 1818 bemerkt. Der trefflichen staatswirthschaftlichen Anzeigen von *Krug* mit besonderm Bezug auf den Preufs. Staat, von denen bis jezt 1826 2 Hefte bekannt gemacht sind, konnte wohl nicht Erwähnung geschehen, da das erste Heft nur wenige Monate vor diesem Werke erschien. — Bei Frankreich haben wir nur besonders vermifst für die allgemeine statist. Topographie das neuste Werk von *Aupik et Perrot nouvel atlas de France avec des descriptions historiques et statistiques*, bis jezt sind 83 Lieferungen erschienen (1823—27.), die 98 Karten und 110 Tabellen enthalten, und durch 3 Lieferungen über die Colonien beendigt seyn werden; für den innern Verkehr das wichtige Werk des Staatsraths *Becquey statistique des routes royales de France*, *Paris* 1824; für die Staatsverfassung *Lanjuinais*, *Constitutions de la nation française*, *Paris* 1819. 8vo. 2 *vol.*; für die gesammte Verwaltung *Guizot du gouvernement de la France*, *Paris* 1820; für die Rechtspflege *d'Eyraud de l'administration de la justice en France*, *Paris* 1824. 2 *vol.* 8vo; und für die Militärverwaltung *v. Zedlitz* Frankreich als Militärstaat unter *Ludw. XVIII*, *Lpz.* 1825. 8vo, die *Annuaires de l'état militaire*, die jährlich in Frankreich erscheinen, und *Bajot*, *annales maritimes et coloniales*, die seit 1817 in monatlichen Heften unter Begünstigung des Marine-Ministeriums herauskommen. — Für das *Brittische* Reich verdient noch angeführt zu werden *Wittich*, Statistik Englands, das im 1ten Hefte. Berl. 1825 *Kent*, *Surrey*, *Sussex* und *Berkshire* sehr genau in staatswirthschaftlicher Hinsicht beschreibt; *Rivinus* historisch statistische Darstellung des nördlichen Englands, nebst vergleichenden Bemerkungen auf einer Reise durch die südwestlichen Grafschaften, Lpz. 1824, besonders in Angaben für den Handel reichhaltig. Von *Dupin's* trefflichen Untersuchungen fehlt der 3te Theil, *force commerciale*, *section des travaux publics et d'association*, der schon 1824 zu *Paris* in 2 *vol.* erschien, und mit dem jezt die nicht minder schätzbaren Tabellen von Ces. *Moreau* über den gesammten Brittischen Handel in d. J. 1697—1822 zu vergleichen sind; für die financielle Verwaltung ist unbemerkt geblieben *Raumer*, das Brittische Besteuerungssystem, 1810, füs die Staatsschuld das Hauptwerk von *Hamilton*, *Edinbrg* 1814., für die Heeresmacht *Volz*, militärische Reisen 1ter Bd. *Stuttg.* 1826, der nur *England* enthält, für die Flotte unter vielen schätzbaren Werken das vorgüglichste von *James*, *naval history of gr. Brit. Lond.* 8 *vol.* 1820—24. 5 *vol.* 8vo. und 2 *vol.* in 4to. nur Tabellen nach den besten Quellen liefernd. Bei den übrigen Staaten werden die Lücken weniger bemerkbar, und besonders für die Deutschen Bundesstaaten ist die Literatur nach dem be-

*) Z. B. die sehr tüchtigen Arbeiten von *Herrmann* in den *Memoires de l'Academie de Petersbourg*, namentlich im 8ten Bde. für 1817—18. 1822. 4to. p. 331—497 für die Bevölkerung des Russischen Staates.

Digitized by Google

schränkten Maafsstabe des Werkes fast vollständig zu nennen: wir enthalten uns also, um nicht zu lang zu werden, der weiteren Nachträge.

In dem ersten Hauptabschnitte von den Quellen der Grundkraft der Staaten p. 39—242, den ich unbedingt den gelungensten des ganzen Werkes nenne, spricht sich der Verfasser zuerst (§ 1—2) über das gegenseitige Verhältnifs aus, das zwischen dem Areal, der Dichtigkeit seiner Bevölkerung und der Gröfse des Staatseinkommens, in Bezug auf die gröfsere oder geringere Bedeutsamkeit des ganzen Staates besteht, und bemerkt ganz richtig, was leider noch so oft von Regierungsbehörden und Schriftstellern verkannt wird, dafs die Bevölkerung an und für sich selbst, eben so wenig als das Areal, irgend einen brauchbaren Maafsstab für die wirklichen Kräfte und Macht eines Staates geben könne; dafs aber ferner auch noch keineswegs aus der Dichtigkeit der Bevölkerung auf einer gegebenen Bodenfläche auf das Daseyn einer mit ihr im Ebenmaafse stehenden physischen und moralischen Kraft eines Staates geschlossen werden könne, sondern dafs selbst die gröfste Dichtigkeit der Bevölkerung eine todte Gröfse bleibt, wenn sie nicht zugleich auch eine gröfsere Entwickelung aller Kräfte hervorbringt und ihr lebendiges und stets fortschreitendes Wirken in reger Strebsamkeit bewährt. Wie sprechend ist hier nicht das Beispiel von *Irland* gegen *England:* jenes hat in der Gegenwart für die Bodenfläche der ganzen Insel eine viel dichtere Bevölkerung als *England* selbst, und doch kann es in dem Verhältnisse der gegenseitigen Kräfte für das ganze Brittische Reich kaum höher als der fünfte Theil von England in Anschlag gebracht werden, wenn gleich es die Hälfte des Areals und fast zwei Drittheile der Volksmenge von *England* besizt. Freilich so viel bleibt immer fest stehen, dafs dünne Bevölkerung auf einem grofsen Areal sicher zugleich für absolute und relative Schwäche des Landes zeugt; so wie *abnehmende* Bevölkerung auf einem von der Natur begünstigten Lande, und Jahr aus Jahr ein *feststehende* Bevölkerung bei günstiger Lage des Landes stets treffende Beweise für grofse Gebrechen der Regierung dieser Staaten liefern, die selbst die rege allseitige Entwickelung der Kräfte ihrer Völker entweder völlig hindern, oder doch häufig hemmen. Wer kann bei dieser Ansicht seine Aufmerksamkeit vom reichbegabten Spanien abwenden, das seit dem Zeitalter Karls V. in einigen Provinzen seine Bevölkerung wenigstens nicht wachsen, in den meisten aber selbst abnehmen gesehen hat und noch sieht. Das Areal dieses Reiches unterscheidet sich von Frankreich nur um ⅛ der ganzen Bodenfläche, und doch erreicht die Bevölkerung nur den dritten Theil der Französischen. Nicht weniger richtig und bedeutsam ist die Warnung unsers Verfassers (p. 45), das Staatseinkommen als Richtschnur für die Bedeutsamkeit der Macht und Kraft der Staaten zu betrachten; er beweist die Richtigkeit derselben durch eine interessante Berechnung: das öffentliche Einkommen sämmtlicher Staaten Europa's sei nach ungefährer Schätzung auf 1822 Millionen Gulden oder 1000,000 000 Rthlr. Prfs. anzuschlagen, und in höchster Annahme noch 100,000 000 Rthlr. stärker. Davon geht auf das Brittische Reich in seinen Europäischen Besitzungen allein beinahe *ein Drittheil*, (wir würden noch richtiger sagen, ein *ganzes Drittheil und darüber*, denn der Durchschnitt hat für die lezten 7 Jahre an 57,000000 Pf. St. gegeben, die auch zu dem jezt mäfsigsten Kurse auf nicht weniger als 360,000 000 Rthl. zu berechnen sind) aber auf das in seinem Areal allein in Europa fünfzehnmal so grofse Rufsische Reich nur *ein Zehntheil* des Totaleinkommens; Frankreich achtmal so klein im Areal, und in der Bevölkerung zweimal so klein als das Europäische Rufsland, hat doch schon *ein Viertheil* des Totaleinkommens; Oesterreich von gleicher Volksmenge als Frankreich, und im Areal doch noch um ein Viertheil gröfser als dieses Reich, hat wiederum nur *ein Zehntheil* des Totaleinkommens: endlich füge ich noch Preufsen hinzu, das im Areal nur wenig kleiner als das Brttische Reich ist (wie 9: 10), aber nicht viel über die Hälfte seiner Bevölkerung besizt und nur ein *Neunzehntheil* des Totaleinkommens der Europäischen Staaten geniefst, also mehr als sechsmal weniger wie das Brittische Reich. Dennoch sind alle genannten Reiche Staaten vom ersten Range, und die einzigen von gleichem Gewichte in Europa.

Von §. 3—9 (p. 48—82) folgen nun allgemeine Bemerkungen über das Areal und die Verhältnisse, welche auf den Werth desselben in staatswirthschaftlicher und politischer Hinsicht Einflufs haben. Nachdem von den Einwirkungen des Climas auf die Culturfähigkeit des Bodens gehandelt ist, wird die richtige Bemerkung gemacht, dafs durch die gleichförmigere Temperatur der Seeluft, die sich der Temperatur der benachbarten Küstenländer mittheilt, in nördlichen Gegenden die Kälte im Allgemeinen, so wie in südlichen die Hitze gemildert wird. Diefs konnte noch weiter dahin ausgedehnt werden, dafs durch dieselbe Einwirkung der Seeluft die Küstenländer eines kühlern Sommers und eines mildern Winters, als Binnenländer unter gleichen Graden nördlicher und südlicher Breite sich erfreuen. Dafür kann ich das auffallende Beispiel meines Vaterlandes Ostpreufsen anführen, das in Königsberg unter 54° 42′ nördlicher Br. gegen Warschau unter 52°, 24′ Br., also bei

Digitized by Google

einer Differenz von 2° 18′ und gleichem Mangel des Schutzes durch Gebirge, und fast gleicher Lage der Höhe, doch in den drei härtesten Wintermonaten nach vieljährigem Durchschnitte, einen Unterschied von 3 Grad geringerer Kälte zu seinen Gunsten besizt, und beinahe in demselben Verhältnisse der Wärme für die Monate Juni, Juli und August steht.

Die nun folgende Uebersicht über die Gebirgsstöcke und die hydrographischen Verhältnisse der verschiedenen Staaten Europa's ist gedrängt und zweckmäfsig für den Zweck der Staatskunde eingerichtet: nur bei den Canälen würden wir eine gröfsere Ausführlichkeit, und sorgfältige Angabe ihrer Erbauung, ihrer Länge, Breite und Tiefe, wie diefs bei einigen angemerkt ist, gewünscht haben, weil darin schon gar sehr die Fürsorge der Regierungen in den einzelnen Staaten, für die Beförderung des innern Verkehrs und für das Emporheben des Wohlstandes der Völker sich aussprechen kann; oder wenn der Bau der Canäle durch leicht zu gewinnenden Vortheil Sache der Speculation von Privatleuten wird, nothwendig einen ausserordentlich hohen Grad der Industrie und des regsten innern Verkehrs bezeugt. In beiden Fällen wird also der Canalbau die besondere Aufmerksamkeit des Statistikers auf sich ziehen. Nur eine Berichtigung scheint mir hier nöthig; unter den Preufsischen Canälen wird von einem Johannisburger-Canal gesprochen, der mehrere Flüsse und Seen verbinden und eine Wasserfahrt von 12 Meilen bilden soll. Allerdings besteht eine Wasserverbindung zwischen dem Warschau-Spirding-Lewentin- und Mauer-See und dessen Aufluſs, der Angerapp, aber diese wird keineswegs durch *einen* künstlichen Canal geführt; noch heifst diese Verbindung der Johannisburger-Canal, oder verdient einen Platz neben den grofsen Bauten Friedrichs des Grofsen: vielleicht ist dem Verfasser die Nachricht von einem bedeutenden erst projectirten Unternehmen einer neuen Canalverbindung zwischen diesen Seen und der Alle und Guber zu Ohren gekommen, und dadurch die Verwechselung entstanden.

Indem darauf der Verfasser zur Cultur der Bodenfläche übergeht, beschreibt er zuerst die Methoden der Berechnung der nutzbaren Fläche, wenn sie, wie es in den meisten Staaten der Fall ist, noch nicht trigonometrisch aufgenommen ist: die eine nimmt die Aussaat und die Ernte zur Grundlage, die andere die Consumtion durch Menschen, Vieh, Industrie und Handel: beide haben, auch wenn sie mit einander vereint angewandt werden, nur eine sehr bedingte Zuverlässigkeit, müssen aber doch immer für besonnen veranstaltete Combinationen als die einzigen Mittel in Ehren gehalten werden. Und unser Verfasser hat sie mit vielem Glücke gebraucht, und in Verbindung mit allen anderen vorliegenden Materialien zu fruchtbaren Resultaten benuzt, die er endlich in Beziehung auf die Verwendung der Bodenfläche p. 79 in eine Generaltabelle zusammenstellt, deren Interesse ihr auch hier ihren Platz anweisen mag: ich bemerke nur noch, dafs ich selbst die 4te Rubrik der deutlichern Uebersicht wegen hinzugefügt, und einige fehlende Angaben, mit * bezeichnet, eingeschaltet oder berichtigt habe.

	A. Pflug- u. Grabeland.	*B. Wiesen und Weiden.*	*C. Waldung.*	*D. Gewässer, Strafsen, Gebäude u. Unland.*	*Menschen auf 1 □ M.*
1. Das Brittische Reich	gg. 57/100	gg. 37/100 (?) (35/100)*	3/100*	5/100* wohl gröfser und auf Kosten v. B. 21/100* (26/100*)	3861 (3970)*
2. Frankreich	üb. 50/100 (?) (45/100)*	gg. 16/100	üb. 12/100		3046 (3191)*
3. Oesterreich	üb. 36/100	gg. 9/100 (?) (15/100)*	gg. 39/100 (?) (51/100)*	16/100 (?) (18/100*)	2469
4. Rufsland	üb. 36/100 (?)	—	54/100	10/100	634
	A. und C. scheint zu grofs angenommen zu seyn, mir fehlen die Angaben.				
5. Preufsen	48/100 (?) 40/100 (*)	13/100	gg. 29/100 (?) (26/100)	(!) 0/100 7/100	2302 (?) (2401)
			zusammen		
6. Niederlande	gg. 50/100	gg. 34/100	—	16/100	4661.
7. Spanien	gg. 85/100	gg. 48/100	—	27/100	1350
8. Portugall	gg. 64/100	üb. 12/100	gg. 55/100	—	1826
9. Dänemark	gg. 80/100 (?)	gg. 6/100	—	14/100 (?)	777
10. Schweden und Norwegen	üb. 3/100	üb. 1/00	gg. 95/100	—	262

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 163. u. 164.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1827.

Statistik und Staatenkunde. Ein Beitrag zur Staatenkunde von Europa, von C. A. Freih. von Malchus.

(Beschluſs.)

Die nun folgende Darstellung der Productionsverhältnisse und Producte (p. 82—186) ist mit groſsem Fleiſse gearbeitet, und enthält den ersten allgemeinen Versuch, für *alle* Staaten Europa's die Producte des Pflanzen-, Thier- und Mineralreichs in deutlicher Uebersicht zusammenzustellen. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daſs ohne eine solche umfassende Kenntniſs der culturfähigen, der wirklich cultivirten Fläche, und der verschiedenen Arten ihrer Benutzung, eine Würdigung der staatswirthschaftlichen Verhältnisse eines gegebenen Staates, oder eine Vergleichung mehrerer Staaten in dieser Beziehung durchaus unthunlich ist. Es ist aber auch eben so einleuchtend, daſs wo die Masse des zusammenzubringenden Materials ins Riesenhafte wächst, wo es bald aus authentischen Thatsachen und officiell eingeforderten Angaben, bald aus Combinationen auf die Gröſse der Bevölkerung angestellt, geschöpft werden muſs, Irrthümer im Einzelnen auch der gespanntesten Aufmerksamkeit und der umfassendsten Kenntniſs kaum zu vermeiden sind, zumal wenn man erwägt, daſs jeder Tag neue Berichtigung zuführt, und officielle Bekanntmachung der hierzu nothwendigen Tabellen für einen bestimmten Zeitraum erst mehrere Jahre später in dem einen Staat, als in dem andern erfolgt. Allerdings könnte ich daher hier eine ziemlich bedeutende Menge von Berichtigungen *) hinzufügen, die aber immer noch in das groſse Ganze sich verlieren würden, und die Hauptergebnisse durchaus nicht stören dürften. Höchst zweckmäſsig hat der Verfasser ein Maaſs zum Grunde gelegt, das unter allen mir bekannten die Reduction der fremden Maaſse auf sich am leichtesten erlaubt, es ist für die Fläche der Magdeburger Morgen, und für das Getreide der Berliner Scheffel: während von seinen Vorgängern kein einziger die Mühe sich genommen hat, *durchweg* Alles auf ein einziges Gröſsenverhältniſs zu berechnen, wodurch mithin jede klare Anschauung und Vergleichung der Staatskräfte in staatswirthschaftlicher Hinsicht auſserordentlich erschwert wurde.

Der Schluſs seiner Untersuchungen über die Producte des Pflanzenreichs (p. 150.) gibt folgendes Resultat in Bezug auf die Bevölkerung: „es kommen hiernach in Europa (mit Ausschluſs des Osmanischen Antheils) von dem Total der *cultivirten Fläche* nicht ganz 8 Morgen; von dem Ackerlande nicht ganz 3 Morgen ($2^{195}/_{197}$) und von dem producirten Getreide ungefähr $10^{1}/_{2}$ Berliner Scheffel auf *ein Individuum*, und würden hiernach von dem Areal, welches nach Abzug des Osmanischen Antheils 145,595 □M. beträgt (mit Ausschluſs der Weiden), etwas über die Hälfte (ungefähr $^{5}/_{11}$) land- und forstwirthschaftlich; $^{57}/_{95}$ oder nicht ganz ein Drittheil als Ackerland benuzt seyn; die Forstfläche ungefähr $^{16}/_{35}$ oder nahe an die Hälfte des Areals bedecken.“ Daran schlieſst sich mit derselben Fruchtbarkeit für allgemeine Resultate von ganz Europa und für specielle einzelner Staaten und Gattungen der Hausthiere die statistische Uebersicht der Producte des Thierreichs, und endigt mit einer anziehenden Tabelle (p. 165), die genaue Angaben liefert, wieviel Morgen cultivirter Fläche, und wieviel Ackerland, ferner wieviel Pferde und wieviel Nutzvieh auf 1 □ Meile in den gröſseren Europäischen und Deutschen Bundesstaaten gehen. Endlich schlieſst sich daran die Untersuchung über die Producte des Bergbaus, die weniger ausführlich und genau als die beiden vorhergehenden

*) Für den Preuſsischen Staat würde sich namentlich aus dem 6ten Bande des oben angegebenen Werkes von Mützell, der regelmäſsigen Benutzung der lezten Jahrgänge der Staatszeitung und Krugs Staatsanzeigen (besonders über den Weinbau) eine reichliche Nachlese halten lassen.

Digitized by Google

behandelt ist; dagegen sehr anerkennungswerth wird von der Salzproduction abgesondert gesprochen und ihr Totalertrag auf 35,719 781 Cntr. angegeben, wovon

14,807,781 Cntr. Brunnen- und Steinsalz
8,300,000 — Salz aus Salzseen und Teichen
12,612 000 — Baisalz

deren Bruttowerth er auf 87,547 014 fl. Rhein., und nach Abzug des Productionsaufwandes von 27,439 671 fl. auf ein Nettoeinkommen von 60,107 343 fl. berechnet. Da nun die Volksmenge in Europa auf 208,300000 Menschen angenommen, und im allgemeinen Durchschnitt auf jeden Kopf 15 Pf. Salz jährlich zu rechnen ist, so wird für die Menschenmenge eine Quantität von 28,409 000 Cntr. erfordert: mithin blieben demnach für Consumtion durch Vieh und für Ausfuhr nach Amerika und Afrika 7,310 781 Cntr. übrig.

Nicht minder verdienstlich und ausgezeichnet ist die daran sich knüpfende Untersuchung über die Einwohner und ihre Verhältnisse in Absicht auf die Bevölkerung (p. 186—242). Wir sehen den Verfasser auf das Genauste vertraut mit den wichtigsten Schriften der Engländer und Franzosen über diesen Gegenstand, aber wir erkennen auch mit grofser Freude, wie er durch eigenes gründliches Forschen, das nicht auf blofsen Gedankenreihen und Combinationen beruht, sondern die Erfahrung verschiedener Staaten zu verschiedenen Zeiten zur Grundlage nimmt, seinen selbstständigen Weg mitten durch die verschiedensten Ansichten behauptet, und die verwickelte Materie zu erläutern strebt. Allein die Sache selbst bei dem grofsen Reichthume von Materialien verlangt eine so gedrängte Bearbeitung, die ihr hier auch in vollem Maafse zu Theil geworden ist, und steht in einem so innigen Zusammenhange, dafs sie nach dem im Raume beschränkten Zwecke dieser Jahrbücher weder eines Auszuges, noch auch der Darlegung des Ganges der Untersuchung fähig ist. Wir bemerken nur, dafs die lezten Ergebnisse überall in gut zusammengestellten Tabellen aufgefafst sind, die zugleich die officiell bekannt gewordenen Data über die Zahl der Städte, Marktflecken, Dörfer, Weiler und Gebäude für 24 Staaten enthalten, und auch noch die Vertheilung derselben auf eine Quadratmeile angeben. Mehrere von den Deutschen Statistikern nach *Süfsmilchs* allgemein für classisch erkanntem Werke als unfehlbar angenommene Regeln sind durch gesammelte Sätze der Erfahrung in der politischen Arithmetik, und besonders durch das von den Franzosen dargereichte Material sehr erschüttert worden. Aber nirgends finden wir hier Uebereilung, wo sie so leicht möglich war, sondern nur besonnene Prüfung vorliegender Thatsachen: und so scheiden wir von diesem Haupttheile des Werks, der absichtlich mit der gröfsten Liebe zur Sache gearbeitet ist, mit dem unumwundenen Bekenntnisse, dafs *Malchus* hier seine Vorgänger hinter sich zurückläfst. Nur die lezten Seiten p. 239—42, wo er über die Stammverhältnisse der einzelnen Nationen spricht, und von den dazu erforderlichen genaueren Kenntnissen aus der Geschichte des Mittelalters verlassen zu seyn scheint, erfordern vielseitige Berichtigung. So rechnet er z. B. *Liefland, Curland* und *Esthland* der *Deutschen* Bevölkerung zu, während die Slavische doch hier stets die Grundlage und Mehrzahl geblieben ist, und nur der Gebildetere und Gewerbsmann gröfstentheils aus den Abkömmlingen Deutscher Einwanderer besteht. So nennt er *Römische* Nation, statt des allgemein angenommenen *Romanische*, das Völkergemische der Deutschen und der unterjochten Römischen Unterthanen seit der grofsen Völkerwanderung. Aus den *Tscherkessen* macht er eine eigenthümliche Völkerschaft und trennt sie von dem Tatarischen Hauptstamme; die *Malteser* bilden gleichfalls nach ihm eine eigene Nation, die *Caledonier* werden noch heut zu Tage zu der viel zu grofsen Zahl von 7,200000 Köpfen angegeben, so wie ebenfalls unrichtig die Basken noch 650,000 Individuen zählen sollen: überdiefs scheidet er noch die Kymmern mit 1,500000 Köpfen von den Caledoniern, was doch eine sehr mifsliche Sache seyn dürfte, wenn man, wie in dieser Uebersicht, von *ursprünglicher Abstammung* redet, und diese für den Slavischen Stamm hier gut durchführt.

Ueber den zweiten Hauptabschnitt von den *Elementen des Nationalreichthums* haben wir unser allgemeines Urtheil schon oben abgegeben. Das Kapitel von der Manufactur- und Fabrikthätigkeit in Europa (p. 244—289) geht die einzelnen Manufacturen (Leinwand—Baumwolle—Wolle—Metall—Leder—Seide—) und Fabriken (Papier—Taback — Oel — Zucker — Seife — Glas — Porcellan und Fayence—Hut-), Bierbrauerei und Branntweinbrennerei für die 5 grofsen Staaten in Europa durch, und reicht nur selten noch eine Angabe von den Niederlanden, Spanien, Italien und den Deutschen Bundesstaaten dar. Wir haben hier weder dieselbe Sorgfalt in der Sammlung der Thatsachen, noch die Genauigkeit in der Verarbeitung, als in dem vorigen Abschnitte gefunden, und haben uns

Digitized by Google

besonders über manche auffallend alte und fast verjährte Angaben gewundert, in deren Stelle schon seit zwei Jahren gut bewährte und selbst aus officiellen Quellen herrührende Notizen gewählt werden konnten. — Der Binnen- und auswärtige Handel (p. 289—308) ist schon wiederum viel sorgfältiger und belehrender bearbeitet, wenn freilich wir hier auch zur Rechtfertigung des Verfassers gegen Ungleichheit in seinem Werke sehr wohl anzuerkennen verpflichtet sind, dafs über diesen Gegenstand von den Regierungen viel offener und bereitwilliger gespendet wird, und auch richtiger dargeboten werden kann, als über die Manufacturen und das Fabrikenwesen. Aber in dem dritten Kapitel dieses Abschnitts, das von dem *Geldumlauf*, der Masse der in Europa vorhandenen Circulationsmittel und ihrem Verhältnisse zum Verkehre (p. 308—35) handelt, finden wir den Verfasser wieder ganz auf seinem Felde, theils was den überaus grofsen Reichthum an Materialien betrifft, der hier noch bedeutender als selbst bei der Uebersicht der Producte hervortritt, theils was für die höchst gewandte und umsichtige Benutzung desselben für den staatswirthschaftlichen Theil der Staatskunde zu rühmen ist: so dafs wir um so mehr bedauern, durch den schon zu stark angewachsenen Umfang unserer Beurtheilung verpflichtet zu seyn, rascher zum Ende zu eilen. Ueberdiefs sind aufser den grofsen Staaten noch Spanien, Portugall, Schweden, Dänemark und einige gröfsere der Deutschen Bundesstaaten in diesem Kapitel berücksichtigt.

In dem dritten Abschnitte *von dem Nationaleinkommen und Staatseinkommen* der Europäischen Staaten (p. 336—399) sind über jenes auf wenigen Seiten bis p. 345 allgemeine Bemerkungen, besonders in Bezug auf Zusammenstellung der Ergebnisse der beiden früheren Abschnitte geliefert, die besonders dabei stehen bleiben, dafs die Ausmittelung des Nationaleinkommens erst dann ihren vollständigen praktischen Werth erhalte, wenn der *individuelle Antheil* eines jeden Einwohners in einem gegebenen Staate an dem Einkommen überhaupt, und insbesondere an dem reellen (ächten) Einkommen zu ermitteln (wobei in gröfseren Staaten bei bedeutend verschiedenen Provinzen in ihrer Cultur und ihren natürlichen Verhältnissen, für eine jede Provinz es besonders gefunden werden mufs, wenn das Resultat einigermaafsen der Wirklichkeit näher kommen soll) und auf dieselbe Weise die Geldsumme zu berechnen ist, die in diesem Lande zur Versorgung eines Individuums mit allen *nothwendigen* Producten erfordert wird. Aus einer Vergleichung der Ergebnisse von beiden erlangt man sodann die Gröfse der Summe, die zur Deckung der Zahlungen für Arbeitslohn, Dienste, Producte und Capitalzinsen an das Ausland noch übrig bleiben. Erst dann ergibt sich eine gründliche Einsicht in die Verhältnisse zwischen dem Wohlstande eines Staates und seiner Angehörigen, so dafs man nun einen begründeten Anhaltspunkt besizt, der nur allein als feste Grundlage für den financiellen Haushalt der Staaten anzusehen ist, indem man die Gröfse des Nationaleinkommens gegen die Lasten, die auf demselben haften, zu würdigen vermag.

Für das *Staats*einkommen (pag. 345 — 99) hat der Statistiker leichtere Arbeit, denn er darf hier nur die ihm von den Staaten dargebotenen Budgets und Berichte über ihre financielle Lage zusammenstellen, und die Schlüsse, Vergleichungen und Resultate ergeben sich von selbst. Wo aber das Material auf keine Weise officiell zu ermitteln ist, und von der Regierung absichtlich geheim gehalten wird, da werden auch die Combinationen, die nach der Menschenmenge und dem Nationalreichthum etwa gemacht werden dürften, die unsichersten seyn, die jemals der Statistiker auf sich nehmen kann. Was das vorliegende Werk in diesem Theile anbelangt, so sind im Ganzen die neuesten und besten Materialien benuzt, und es ist hier auf sämmtliche Europäische Staaten, selbst die kleinsten Deutschen Bundesstaaten miteinbegriffen, ausgedehnt worden. Doch finden wir die Darstellung von den Staatsschulden in den einzelnen Ländern zu mager, und hätten hier mehr historische Notizen über das allmälige Anwachsen derselben gewünscht.

Im vierten Hauptabschnitte folgt die *Darstellung der Staatsform und Staatsverfassung* (p. 400 — 502), über die ich oben schon meine Bemerkungen im Allgemeinen geäufsert habe. Die historischen Notizen bedürfen auch hier mancher Berichtigung, denn gleich zu Anfang bei der Angabe der Entstehungsjahre der Königreiche findet man bei Preufsen 1700 statt 1701, da doch hier nicht sowohl das Edict über die Annahme derselben vom 16. Dec. 1700, als die wirklich erfolgte Königskrönung am 18. Jan. 1701 und ihre Anerkennung von der *Mehrzahl* der Europäischen Mächte (noch im Verlaufe von 1701) berücksichtigt werden mufs; bei Frankreich 486 statt 843, denn es ist doch ein gar grofser Unterschied zwischen dem Reiche der Franken

Digitized by Google

und Frankreich, bei Schweden 806 (einzelne Reiche) und bei England doch erst 827 (die Vereinigung der Heptarchie), das überdiefs *ununterbrochen* seit 1066 (1649—60?) ein Königreich gewesen seyn soll, und wieder bei Spanien schon 712. Aber ich will nicht kleinlich scheinen im Aufzählen von Dingen, die allerdings nicht zur Hauptaufgabe der Staatskunde gehören. Unter den dargestellten Staaten nimmt nicht nur Rufsland räumlich die gröfste Stelle ein (pag. 407 — 33), sondern es erfreut sich auch der sorgfältigern Beschreibung, und namentlich die ständischen Verhältnisse sind hier weitläufiger und richtiger auseinandergesezt, als man es in den übrigen vorangehenden Handbüchern der Staatskunde findet, die im Ganzen freilich für dieses Kapitel viel reichhaltigere Nachrichten, wie das vorliegende Werk liefern. Nächst Rufsland ist Preufsen noch am vollständigsten bearbeitet (473 — 82), doch hätte sich der Verfasser in Bezug auf die Erbfolge bei einem etwaigen Aussterben des ganzen männlichen Stammes des regierenden Hauses nur an die richtige Bemerkung von Stein halten sollen, wenn gleich er diesen eben so richtig wegen der Volljährigkeit der Preufsischen Prinzen verbessert hat. Bei der protestantischen Kirche war das Verhältnifs zwischen den Bischöfen und den Generalsuperintendenten nicht so zu stellen, als wenn diese jenen untergeordnet sind; die bischöfliche Würde ist blofs persönliche Titelerhöhung für einige besonders verdiente Generalsuperintendenten, die aber durch Verleihung derselben durchaus keinen erweiterten Wirkungskreis erlangt haben. So erhielten noch im Jahr 1826 aufser den beiden hier genannten Bischöfen zu Königsberg und Berlin (Potsdam), noch die Generalsuperintendenten zu Stettin und Magdeburg dieselbe Würde; aber keineswegs ist, als der Bischof zu Stettin noch in dem Jahre seiner Ernennung starb, diese Würde auf seinen Nachfolger übergegangen. Aufserdem hat auch der hier angeführte Titel Erzpriester bereits seit dem Jahre 1804 aufgehört; er bestand in Ostpreufsen, und war gleichbedeutend mit Superintendent, so wie auch jezt die Nachfolger der Erzpriester heifsen: aber auch das Amt des Propstes und des Dechanten ist nichts weiter als eine Superintendentur im Preufsischen Staate, und hat nur herkömmlich in einigen Provinzen und besonders in gröfseren Städten diesen Namen behalten. — Frankreich, England und besonders der in der Staatsverfassung einzelner Länder so mannigfach gestaltete Oesterreichische Staat dürften wohl auf eine ausführlichere Darstellung ihren Anspruch behaupten, wenn ich schon auch zugestehen wollte, dafs der Verfasser nach dem besondern Zwecke seines Werkes sich nur sehr kurz bei den Staaten vom zweiten und dritten Range in diesem Kapitel gefafst hätte, obgleich ich im Allgemeinen mich darüber schon oben gemäfs dem eigentlichen Zwecke der Staatskunde ausgesprochen habe. —

Des fünften und lezten Abschnitts von der *Staatsregierung und Verwaltung* (p. 503 — 39) und seiner Bearbeitung ist schon früher Erwähnung geschehen. Es folgen darauf Nachträge (p. 540 — 54) zu den drei ersten Abschnitten, gröfstentheils Zusätze aus den Jahren 1824, 1825 und 1826 enthaltend. Auf das schliefslich angehängte Register von den Unterrichts- und gelehrten Anstalten in Europa (pag. 555 — 88) wird der geehrte Verfasser selbst keinen Werth legen; es würde aber in Bezug auf die Gymnasien und niedere gelehrte Schulen für alle Staaten (für den Preufsischen ganz vollständig aus Krug's Staatsanz. Heft 2, der auch die Bürgerschulen und Elementarschulen aufzählt) leicht Vervollständigung erlangen können; nicht minder für die Anzahl der Bände auf den öffentlichen Bibliotheken; beiläufig will ich nur die Stärke der königl. zu Königsberg angeben, da sie überall zu schwach angeführt ist; sie hat nach der Vereinigung mit der Universitätsbibliothek wenigstens 80,000 Bände. — Das Druckfehlerverzeichnifs ist schon sehr stark, es müfste aber wenigstens noch einmal so stark vergröfsert werden, denn es befinden sich fast noch auf allen Seiten unangezeigte, selbst den Sinn entstellende Fehler, wie z. B. 1807 für die Vereinigungsacte von Grofsbritannien statt 1707, Fink der Uebersetzer von Colquhoun statt Fick u. dergl.

Indem wir nun von dem achtungswerthen Werke des verehrten Verfassers scheiden, wünschen wir durch unsere Beurtheilung auf den selbstständigen Werth dieser Schrift und ein gründliches Studium derselben angelegentlich hingewiesen zu haben, und sind sehr erfreut mit einem solchen Unternehmen die Reihe der Recensionen statistischer Schriften in diesen Jahrbüchern eröffnen zu können. Die Sprache der Wahrheit ist der Wissenschaft selbst das nothwendigste Belebungsmittel, und das Urtheil über eine wissenschaftliche Untersuchung, ohne jener zu huldigen, ist völlig nutzlos, aber auch zugleich gefährlich und selbst für den bessern wissenschaftlichen Sinn erstickend: ich glaube daher durch

Digitized by Google

das ungeschmückte und parteilose Hervorheben des Trefflichen, und durch das unverholene Enthüllen des weniger Gelungenen in diesem Werke, meine hohe Achtung gegen die Verdienste des Verfassers um die Förderung der Staatskunde am aufrichtigsten und bewährtesten an den Tag gelegt zu haben, und hoffe, dafs derselbe noch oft und lange seine Studien dieser Wissenschaft zuwenden, und für die Art seiner Bearbeitung mehr als Einen Nachfolger bald anregen werde.

F. W. Schubert, in Königsberg.

LXVII.

1) *Grundsätze des Deutschen Privatrechts nach dem Sachsenspiegel, mit Berücksichtigung und Vergleichung des Schwabenspiegels, vermehrten Sachsenspiegels und Sächsischen Weichbildes, von Julius Weiske, Privatdocenten an der Hochschule zu Leipzig.* Leipzig, 1826. XXIV u. 122 S. 8.

2) *Der Sachsenspiegel oder das Sächsische Landrecht, nach der Berliner Handschrift v. Jahr 1369, mit Varianten aus siebzehn andern Texten, herausgegeben von Dr. C. G. Homeyer, aufserord. Professor der Rechte zu Berlin.* Berlin, 1827. XXXII u. 252 S. 8.

Wenn der Verfasser der zweiten dieser Schriften selbst die Anzeige beider übernimmt, so geschieht es in der Hoffnung, dafs Andere eben so wenig eine Unbefangenheit in der Beurtheilung vermissen werden, als er sie selbst durch seine Stellung zu den Schriften geschmälert fühlt. Jedenfalls scheint ihm in der offenen Darlegung dieser Stellung zugleich das beste Heilmittel für die Nachtheile, die sie etwa erzeugen möchte, gegeben zu seyn.

Wir fassen obige Werke zusammen, nicht nur weil es sich in beiden um dasselbe Denkmal des ältern Deutschen Rechts handelt, sondern noch mehr, weil in beiden eine gleiche Richtung auf ein allgemeineres, über den unmittelbaren Gegenstand der Bestrebungen hinausliegendes Ziel hervortritt. Dieses höhere Ziel aber ist die Gewinnung einer sicherern breiteren Grundlage für die Theorie des heutigen Deutschen Rechts, namentlich des Privatrechts, das Wort *Deutsches* Recht in dem vollsten bestimmtesten Sinne genommen. Somit ist es uns einerseits das *einheimische* Recht im Gegensatze des *fremden*, in Deutschland nur geltenden, nicht aus Deutscher Eigenthümlichkeit erzeugten, andererseits das *allgemeine* im Gegensatze des Preufsischen, Sächsischen u. s. w., und hier wiederum denken wir es uns nicht als ein lediglich aus den Particularrechten abstrahirtes, nur durch das, was ihre Bestimmungen Gemeinsames haben, existirendes, sondern als ein substantielles, selbstständiges, in eigener Kraft lebendes Recht. Dieses sodann betrachten wir als einem Theil der Bestimmungen particulärer Deutscher Quellen zum Grunde liegend, jedoch in den einzelnen nur auf mehr oder minder unvollkommene Weise, ja in allen zusammengenommen nicht ganz vollständig zur Erscheinung kommend, so dafs das System unsers Rechts für jenen Theil in demselben Sinne erläuternde und ergänzende Normen aufzustellen vermag, als diese für einen zweiten Theil in den fremden Rechten, und für einen dritten rein particulären, in den besonderen Zuständen eines einzelnen Staats einer Provinz, einer Gemeinde gefunden werden können.

Indem sich die neuere germanistische Schule, zu der sich auch Ref. aus voller Ueberzeugung bekennt, die Aufstellung einer Theorie des Deutschen Rechts in dieser Bedeutung zur Aufgabe macht, findet sie ihre Berechtigung wesentlich in der Geschichte, in den Thatsachen, dafs ein Deutsches Recht in obigem Sinne mit der Bildung eines Deutschen Volkes aus Germanischen Stämmen zugleich erwachsen, und aller gefährdenden und schmälernden Einflüsse ungeachtet unseren Tagen überliefert sey, dafs in jenem Systeme mithin nur das von jeher bestehende, wiewohl in seinem Wesen nicht immer gehörig erkannte ausgesprochen werde. Aus der Gegenwart aber, aus der in zahlreichen Lebenselementen fortwirkenden Einheit der Deutschen Völkerschaften, leitet sie nur die Befugnifs her, das überkommene Erbtheil zu pflegen und zu mehren, die nie unterbrochene nationelle und gemeinsame Richtung in Entwickelung des in Deutschland geltenden Rechts zu bewahren und zu fördern.

Es ist aber nicht nur die allgemeine Ueberzeugung von der Möglichkeit und Pflicht, ein lebendiges, gemeines Deutsches Recht darzustellen, die wir aus der Geschichte schöpfen; wir fordern auch von ihr

Digitized by Google

hauptsächlich die näheren Aufschlüsse, wie nun im Rechtsgebiete die Gränzen zwischen Fremdem und Einheimischem, Particulärem und Gemeinsamem in den Instituten genauer zu ziehen seien, nicht minder die Grundlagen zur Bestimmung der Natur der einzelnen gemeinrechtlichen Sätze selbst. Und hier werden diejenigen, welche jene Aufgabe zuerst entschieden hingestellt, und seitdem das Meiste zu ihrer Lösung gewirkt, gerade am bereitwilligsten anerkennen, dafs für die Erstere Begründung, Berichtigung, Erweiterung der Lehren des heutigen Deutschen gemeinen Privatrechts aus geschichtlichen Forschungen noch ungemein viel zu gewinnen sei.

An der Unzulänglichkeit aber der bisherigen möchten Stoff und Art seiner Behandlung gleiche Schuld tragen. Was erstern betrifft, so hat sich in der Weise, wie das Recht früherhin in Deutschland äufsere Gestalt gewonnen, das Individuelle und Zufällige in vollem Maafse geltend gemacht; eine den Blick verwirrende, kaum eine Uebersicht zulassende Fülle eigentlicher Rechtsquellen tritt uns entgegen; zugleich aber offenbart sich in der Mehrzahl eine solche Particularität, Unvollständigkeit, Dunkelheit des Inhalts, die uns in Erforschung gemeinrechtlicher Begriffe beim scheinbaren Reichthume darben, und jede Ergänzung und Erhellung aus den allgemeinen Quellen der Deutschen Geschichte, wie aus den Rechtsnormen der verwandten Völker willkommen heifsen läfst. So häuft sich vor uns ein Material auf, dessen Sammlung, Anordnung, Durchdringung nur einer besonnenen und beharrlichen Anwendung zahlreicher in gleichem Sinne thätiger Kräfte gelingen kann. Um so weniger vermochten die früheren isolirten, nicht selten nur von unbestimmtem Hasse des Fremden oder blofser Antiquitätenlust geleiteten, jedenfalls von beschränkten Standpunkten und für specielle Zwecke unternommenen geschichtlichen Untersuchungen, die Gewinnung allgemeiner praktischer Resultate bedeutend zu fördern.

Beschränken wir jedoch, das Gesagte zu veranschaulichen, die nähere Betrachtung auf den unmittelbaren Gegenstand der Bemühungen unserer Verfasser, auf die von jenen Mängeln freieste Quelle ihrer Zeit. Ihre Zeit ist aber die, in der einerseits die Vereinigung der zum Ostfränkischen Reiche verbundenen Germanischen Stämme zu einer Deutschen Nation vollendet ist, andererseits der Gegensatz zwischen Stadt- und Landrecht sich eben erst zu regen beginnt, die äufsere Spaltung des Deutschen Rechts durch die gesetzgeberische Thätigkeit der einzelnen Territorialgewalten noch entfernter liegt, in der endlich das fremde Recht, obwohl bekannt und geehrt, doch die eigenthümliche Entwickelung des einheimischen nicht stört. Unter solchen Umständen tritt im ersten Drittel des 13ten Jahrhunderts der Schöffe eines Landgerichts mit der Aufzeichnung dessen, was ihn der Gerichtsgebrauch in Sachsen über das allgemeine Recht im Gegensatze des auf einzelne Personenclassen bezüglichen gelehrt hat, hervor, und nun offenbart sich zum ersten Male auf augenfällige Weise, dafs auch das Recht dem Streben anderer Elemente zum Hervortreiben gemeinsamer Deutscher Bildungen gefolgt ist. Die kunstlose, in manchen Beziehungen mangelhafte Arbeit des Privatmanns wird alsbald in Gerichten der verschiedensten Gegenden Deutschlands zur Richtschnur genommen, und wie eines Theils solche allgemeine Anerkennung eine Gemeingültigkeit der Grundbegriffe schon voraussezt, so fördert sie andern Theils, mit dem Gewichte des in bestimmter Form des Gedankens gefafsten über das ungeschriebene Recht, die herrschende Einheit auch im Gebiete des mehr Zufälligen und Besondern. Doch wird das Princip der Rechtsbildung jener Zeit, das der Autonomie, durch diese Erscheinung nicht gefesselt; die Annahme des Rechtsbuchs ist überall eine freie; wie Ort und Zeit ein Anderes und Mehreres fordern, erwächst noch im Mittelalter ein weiter Kreis von Arbeiten der verschiedensten Form um den Sachsenspiegel, ihn excerpirend, erläuternd, vermehrend, abändernd; und diefs Uebergehen von einer Reihe seiner Sätze in andere Quellen hilft ihre allgemeinere Erhaltung, zum Theile bis auf die neueste Zeit, sichern, als die Urquelle selbst, bei der Umwälzung des Rechtszustandes im 16ten Jahrhunderte, nur in einzelnen Territorien die Gültigkeit eines Particularrechts zu behaupten vermag. Bildet so der Sachsenspiegel den Mittelpunkt für eine Menge bedeutender Rechtsmonumente des Mittelalters; ist er zugleich das sichtbare Band, das die älteste Germanische Zeit, deren Grundsätze er zum Theil in verjüngter Gestalt bewahrt, mit der neuesten verknüpft; mufs er endlich als sicherster Leitfaden zur Auffindung gemeinrechtlicher Sätze betrachtet werden, so ergibt sich leicht, dafs eine geordnete Entwickelung seines gesammten Inhalts, je tiefer sie in das Wesen seiner Bestimmungen dringt, je vollständiger sie seine Beziehungen zu den verwandten Quellen darstellt, eine um so bedeutendere Vorarbeit für zahl-

Digitized by Google

reiche, gewichtige Lehren des heutigen Deutschen gemeinen und particulären Rechts enthalten wird. Die Betrachtung aber dessen, was bisher für die ersten Grundlagen einer solchen nöthigsten Darstellung geschehen, liefert das deutlichste Bild der niedern Stufe, welche die specielle Bearbeitung der Deutschen Rechtsgeschichte bis jezt erreicht hat. Können wir nämlich nicht läugnen, dafs über die wichtigsten Punkte der äufsern Geschichte, über Entstehung, Ausbildung, Verbreitung unseres Rechtsbuchs, über sein Verhältnifs zu den verwandten Arbeiten vielfache Ungewifsheit herrscht, dafs die Kritik des Textes in ihrer Kindheit, die bei weitem gröfsere Zahl der Handschriften unbenuzt, ja kaum verzeichnet ist, dafs irgend brauchbare Erläuterungen nur für einzelne Stellen versucht, für alle übrigen aber weder die nächsten Schwierigkeiten der Sprache überwunden, noch die Hülfsmittel zur Erklärung aus anderen Rechtsquellen, aus Geschichte und Alterthümern nachgewiesen sind; so läfst sich allerdings das niederschlagende Resultat nicht anders fassen, als dafs mit den Arbeiten, welche eine erschöpfende Entwickelung obiger Art voraussezt, kaum begonnen sei, dafs der Sachsenspiegel, von der Masse seines Inhalts und von den Juristen im Ganzen gesprochen, noch unverstanden genannt werden müsse. Zu den Schwierigkeiten, welche somit dem einzelnen zum Verständnisse strebenden sich entgegenstellen, tritt noch diese als keine der geringsten, dafs selbst das früherhin wirklich Geleistete nicht einmal ein Gemeingut der juristischen Bildung geworden ist, dafs es mannigfach zerstreut, oft in schwer zugänglichen Schriften verborgen und gänzlich vergessen, nur mit Mühe gesammelt und übersehen werden kann. Daher die nicht seltene Erscheinung, dafs längst gelöste Fragen in unseren Tagen von Neuem aufgeworfen, dafs Irrthümer, die schon das 18te Jahrhundert bündig widerlegte, in den gangbarsten Lehrbüchern des 19ten ohne Bedenken wiederholt werden.

Also auch hier wird eine angestrengte, möglichst in einander eingreifende und unzersplitterte Thätigkeit der Germanisten erfordert, und derjenigen Quelle, welcher in Beziehung auf das *gemeine* Recht Deutschlands keine andere gleichsteht, bald ihr volles Recht angedeihen zu lassen. Schon vor zwölf Jahren gab der, den man willig als Haupt der neuen Schule anerkennen wird, in einem Aufsatze *), der die vollständigste Darstellung ihrer Richtung enthalten möchte, die Hoffnung zu einer genauern Entwickelung, „in welchem Verhältnisse die verschiedenen Rechtsbücher unter einander und zum heutigen Rechte stehen, und was der Kritik und Interpretation für ihren Inhalt zu thun obliege.“ Wo seitdem so Umfassendes und Erfolgreiches geleistet worden, ist der Vorwurf, dafs gerade jenes Versprechen nicht erfüllt sei, beseitigt; doch können wir die Aeufserung nicht unterdrücken, dafs die specielle Anleitung eines Mannes von solchem Einflusse auf die ganze jüngere Generation der Germanisten, schon zeitigere Bemühungen um jene Gegenstände hervorgerufen haben dürfte. Jezt sind sie, obwohl in der allgemeinen Richtung, welche Eichhorn angegeben, doch aus eigenen Antrieben, und deshalb um so später begonnen; die Arbeiten, welche wir anzuzeigen haben, sind seit jener Aufsatz geschrieben wurde, die ersten speciell dem Sachsenspiegel gewidmeten.

Ihre Verfasser greifen den mächtigen Stoff von verschiedenen Seiten an. Die *erste* Schrift gibt eine systematische Darstellung des Inhalts des Sachsenspiegels, für welche nur die hieher bezüglichen, trefflichen Abschnitte in Eichhorns Rechtsgeschichte als irgend bedeutende, wiewohl der Anlage des Werks nach nur die Hauptprincipien hinstellende Vorarbeit gelten konnten. Unserer Ueberzeugung ungeachtet, dafs ein Unternehmen, wie dieses des Herrn Dr. W., erst genügenden Erfolg haben könne, wenn für Geschichte, Kritik und Interpretation des Textes ein Mehreres geschehen seyn wird, können wir ihm doch unsern Beifall nicht versagen. Denn die Leistungen für Formelles und Materielles werden auch hier einer Wechselwirkung nicht entbehren können; eine dogmatische Entwickelung wird die belehrendste Probe liefern, wie weit man mit den bisherigen Mitteln reiche, wird ihre Mängel anschaulicher darlegen, und jenen vorarbeitenden Bestrebungen eine bestimmtere Richtung geben. Es kommt hinzu, dafs der Verfasser selbst seiner Arbeit Gränzen gesteckt hat, die sie als weniger gewagt erscheinen lassen. Er behandelt nur den privatrechtlichen Theil des Sachsenspiegels, als denjenigen, der für die Theorie des heutigen gemeinen Rechts den nächsten Werth hat, und dem fast allein die Bedeutung eines geltenden Landesrechtes für Sachsen, dem Vaterlande des Verfassers, geblieben ist. Ausgeschlossen sind demnach von der Erörterung: Staatsrecht, Procefs, Criminalrecht, auch manche Partien des Privatrechts, die hiemit in Verbindung stehen, als Standesver-

*) Eichhorn „Ueber das geschichtliche Studium des Deutschen Rechts“ in der Zeitschrift für gesch. R. W. Bd. I. Heft 1.

Digitized by Google

hältnisse, Gemeinderecht, Folgen unerlaubter Handlungen und einige andere, so wie überhaupt das ganze Lehnrecht. In einer andern Hinsicht geht der Verf. wiederum weiter, indem er auch die dem Sachsenspiegel zunächst stehenden Quellen, den Schwabenspiegel, den vermehrten Sachsenspiegel und das Sächsische Weichbild häufig berücksichtigt. Da nun diese ihre Urquelle nicht nur ergänzen und erläutern, sondern nicht selten auch abändern, so würde die Verbindung ihrer Resultate mit denen des Sachsenspiegels zu einem dogmatischen Ganzen der Wahrheit der Darstellung zuweilen Eintrag thun, wenn nicht für jeden Satz die Quelle in den Noten citirt wäre, und manche Folgerungen aus den Hülfsquellen überhaupt nur in diesen ihre Stelle gefunden hätten. So haben wir jene Ansdehnung nur als dankenswerthe Zugabe, als Erleichterung einer künftigen umfassenderen Darlegung des Verhältnisses unter jenen Rechtsbüchern, anzuerkennen.

Der vom Verf. eingeschlagene *Gang* ist dieser, dafs nach allgemeinen Angaben über die benuzten Rechtsquellen die Materien selbst in vier Bücher, welche 36 Paragraphen begreifen, vertheilt sind. Das erste handelt von der Verschiedenheit der Personen in Bezug auf ihre Rechtsfähigkeit, das zweite vom Familienrecht, das nach dem Vorgange der Quellen auch das Erbrecht umfafst und wieder in vier Abschnitte zerfällt, das dritte vom Eigenthum und den damit zusammenhängenden Rechten, das vierte vom Rechte der Forderungen. Vor den einzelnen §§ sind die in den Lehrbüchern des Deutschen Privatrechts von Runde, Eichhorn und Mittermaier, so wie in Eichhorns Rechtsgeschichte darauf sich beziehenden Stellen angegeben. Wir wüfsten gegen diese Anordnung nichts Erhebliches zu erinnern und wenden uns um so eher zur Betrachtung, in welchem Grade dem Verf. die Lösung der wichtigen Aufgabe, die er sich gestellt, gelungen sei.

Hier ist nun vor Allem ihm das Zeugnifs nicht zu verweigern, dafs er allenthalben auf die Quellen selbst zurückgegangen ist, und die von seinen Vorgängern, namentlich von Eichhorn gegebenen Resultate meistens nicht ohne eigene Prüfung und selbstständiges Urtheil benuzt hat. Auch ist ein durchgängiges eifriges Streben unverkennbar, der abspringenden, unsystematischen Darstellungsweise, dem ungebildeten, unbestimmten Ausdrucke der Quellen entschiedene, klare, zusammenhängende Resultate abzugewinnen. Diefs Streben darf auch insoweit erfolgreich genannt werden, als in den meisten Materien in irgend einer Beziehung, sei es auch nur durch Zusammentragen der betreffenden Stellen, einer künftigen Darstellung vorgearbeitet ist. Dagegen bleibt leztere, auch nach dieser Schrift, ein weder überflüssiges noch leichtes Werk. Eine grofse Zahl der Schwierigkeiten, die dem Interpreten des Sachsenspiegels noch entgegen stehen, sind auch von unserm Verf. nicht überwunden. Einige hat er umgangen, indem seine Abhandlung, obwohl ausführender als die in Eichhorn's Rechtsgeschichte enthaltene, doch nicht das Detail der Bestimmungen erschöpft, insbesondere aber indem die Rechtfertigung der oft auffallenden Interpretation der citirten Stellen den Vorlesungen, denen das Buch zum Leitfaden dienen soll, vorbehalten ist. Anderen Schwierigkeiten, die in sein Gebiet fallen, ist er nach unserer Ansicht unterlegen, sowohl da, wo er eigenthümliche Meinungen aufstellt, als da, wo er sich von Autoritäten hat hinreifsen lassen.

Wir suchen unser Urtheil in einer Reihe von Bemerkungen zu rechtfertigen, und wählen besonders solche Gegenstände der Erörterung, an welche sich ein bedeutenderes juristisches Interesse knüpft, oder wo wir allgemeiner verbreitete Irrthümer widerlegen zu können glauben.

Vorrede S. XVI heifst es: „Vor dem ersten Buche (des SSp.) stehen fünf Vorreden, von denen wohl die vier ersten . . ., weil sie in den *ältesten Handschriften fehlen*, unächt sind. Hiemit fällt der Hauptgrund der gewöhnlichen Behauptung weg, dafs Repkow den SSp. lateinisch geschrieben und ihn erst auf Bitten des Grafen Hoyer von Falkenstein übersezt habe (dritte Vorrede).“ Das Resultat unserer eigenen Untersuchung weicht hievon durchaus ab. Demzufolge sind in dieser dritten rhythmischen Vorrede zwei Hauptstücke wohl zu sondern, das erste: „Ich zimmere etc. V. 1 bis 96 umfassend, das zweite: „Gott hat die Sachsen“ beginnend, von V. 97 bis zum Ende. Während das erste 12 regelmäfsige achtzeilige Strophen mit wechselndem Reim zählt, hat das zweite kunstlosere dagegen Abtheilungen von ungleicher Länge mit aufeinanderfolgenden Reimen. Während das erste ferner in einem durch schon erfahrnen Widerspruch und erlittene Angriffe gereizten Tone spricht, will das zweite mehr die Arbeit erst einführen, empfehlen, gegen künftige Anfechtungen vertheidigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 165. u. 166.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1827.

1) *Grundsätze des Deutschen Privatrechts nach dem Sachsenspiegel, mit Berücksichtigung und Vergleichung des Schwabenspiegels, vermehrten Sachsenspiegels und Sächsischen Weichbildes von J. Weiske.*

2) *Der Sachsenspiegel oder das Sächsische Landrecht, nach der Berliner Handschrift v. Jahr 1369, mit Varianten aus siebzehn andern Texten, herausgegeben von Dr. C. G. Homeyer.*

(Fortsetzung.)

Das erste fehlt endlich in vielen und gerade in den Handschriften, die entweder der Zeit ihrer Verfertigung nach für die ältesten zu halten sind, z. B. in der Quedlinburger, oder doch aus inneren Gründen als die älteste uns bekannte Gestalt des Sachsenspiegels enthaltend betrachtet werden müssen, z. B. in der ersten Mainzer u. a.; das zweite ist gerade in *diesen* vorhanden. Hieraus ergibt sich theils eine verschiedene Zeit der Abfassung beider Stücke und namentlich ein höheres Alter des leztern, theils dafs wir, so lange innere Gründe nicht widersprechen, keine Ursache haben, die Richtigkeit der in lezterem Stücke V. 261 bis 280 gegebenen Erzählung in Zweifel zu ziehen. Diese sagt nun mit klaren Worten, dafs Repkow das zuerst Lateinisch verfafste Buch später ins Deutsche übersezte; denn man wird aus den Worten des Verses 274 „da ers *an* Latein hatte gebracht," nicht das geringste Bedenken hiegegen mehr hernehmen, wenn man durch eigene Erfahrung oder durch irgend einen Deutschen Sprachforscher belehrt ist, dafs *in* und *an* in der Schreibweise jener Zeit nur als verschiedene Formen desselben Begriffs erscheinen, der die heutigen Bedeutungen jener Worte in sich vereinigt. — Gegen diefs Ergebnifs ist zuweilen, auch neuerlich von Kopp, Bilder und Schriften I. S. 143, der Einwand gemacht worden, wir hätten ja nicht mehr solchen Lateinischen Urtext; allein warum soll denn Repkows erster Lateinischer Entwurf, von dem nicht gewifs ist, dafs er zur Verbreitung neben der Deutschen Bearbeitung bestimmt war, der Vernichtung so unzähliger Handschriften des Mittelalters durchaus entgangen seyn? Diejenigen übrigens, die, wie unser Verf., jener Stelle keinen Glauben schenken, scheinen nicht zu bemerken, dafs ja auf ihr fast allein der von ihnen nicht angefochtene Satz, Ecko von Repkow sei der Verfasser des SSp. und die weitere Folgerung für das Alter des SSp., beruht; denn aufserdem nennt ihn ja nur als solchen die in historischen Dingen so oft strauchelnde Glosse, und so viel wir wissen, auch nur mit der Bezeichnung „Herr Eike."

Vorrede S. XIX. „Den *vermehrten Sachsenspiegel oder das Schlesische Landrecht* liefs Johann von Luxemburg 1346 ausarbeiten." Dieses Zusammenwerfen zweier ganz verschiedenen Arbeiten, die auch noch in der neuesten Ausgabe von Mittermaiers Deutschem Privatrecht §. 23 Note 3 sich findet, und zuerst dem Herausgeber des vermehrten SSp. Böhme zur Last fällt, wurde gleich nach dessen Erscheinen von Klose in den neuen literarischen Unterhaltungen Breslau 1774 ff. Bd. I. S. 69. und Bd. II. S. 521 gerügt, der hier darthut, dafs das im Jahre 1346 compilirte *schlesische Landrecht* nichts ist, als der in wenigen Punkten veränderte, mit einigen Zusätzen versehene, Sachsenspiegel. Das von Böhme herausgegebene und von unserm Verf. gemeinte und benuzte Rechtsbuch hingegen, bei dem der SSp. nur eine sehr allgemeine Grundlage abgibt, hat keine ausschliefsliche Beziehung auf Schlesien, sondern kommt allenthalben vor, wo Sachsenrecht galt, namentlich noch in Preufsen, Polen, in der Mark, in Thüringen, in Braunschweig, und dürfte wohl in Sachsen selbst etwa in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts zu Stande gebracht seyn.

Das von Mittermaier a. a. O. Note 4 davon getrennte

Digitized by Google

„Buch der Ausscheidungen" (d. i. *liber distinctionum*) ist dieselbe Arbeit, deren einzelne Recensionen freilich in Anordnung und Inhalt Abweichungen zeigen, und von denen Böhme gerade die in diesen Beziehungen ungewöhnlichsten herausgegeben hat.

Nach S. 2 sind *Echtlose* diejenigen, welche sich Jahr und Tag in der Reichsacht befinden, und demzufolge werden S. 7 die einzelnen Folgen dieses Zustandes auf die Echtlosen angewendet. Diese Ansicht glauben wir so modificiren zu müssen. Das Substantiv Echt ist wie das ihm verwandte bekanntere È, Ee in allgemeinerer Bedeutung gleich *lex*, *legitimum;* in besonderer hat es eine Beziehung auf das Familienverhältnifs. Im SSp., wo es III. 28. §. 1 und in einigen Handschriften auch I. 38. §. 3. in der Verbindung Echt und Recht vorkommt, bezeichnet es nach unserer Ansicht die Rechtsfähigkeit in Bezug auf Familienrecht und das damit zusammenhängende Erbrecht, und ergänzt somit den Begriff Recht, d. i. diejenige Rechtsfähigkeit, die durch das Zutrauen der Genossen, durch die bürgerliche Ehre bedingt wird, deren Wirkungen sich mehr auf das öffentliche Leben beziehen. Diefs findet seine Bestätigung durch I. 51. §. 1, wo es heifst, der *Rechtlose* sei deshalb noch nicht *echtlos*, denn er könne ja ein Eheweib nehmen und Kinder zeugen, die ihm ebenbürtig wären und ihn beerben könnten. Der *Echtlose* ist also hiezu nicht im Stande.

Fragen wir nun, wer ohne *Echt* sei, so müssen wir zunächst einen gewissen, wenn auch nicht völligen, Mangel daran bei den aufser der Ehe erzeugten annehmen, denn es ist bekannt, und der Verf. führt es selbst S. 6 an, wie diese nicht nur rechtlos im alten Sinne, sondern auch in Familiengerechtsamen und Erbfähigkeit beschränkt sind. Daher werden sie freilich nicht echtlos genannt, aber doch vorzugsweise mit dem analogen unecht, und dem hiemit ganz promiscue vorkommenden unehlich bezeichnet; Worte, deren Bedeutung aber nicht durchaus auf unsere heutigen *Unehelichen* beschränkt ist. Ueber den Zusammenhang zwischen Echt und unecht vergl. insbesondere noch III. 28. §. 1.

Diejenigen ferner, die durch jahrelanges Verharren in der Reichsacht in die Oberacht gekommen, büfsen alle Rechtsfähigkeit überhaupt ein. Sie sind daher nicht nur rechtlos im Sinne des Mittelalters, verlieren ferner nicht nur ihre Güter, sondern werden auch echtlos. Darum heifst es I. 38. §. 3 in einer Verbindung, die keinen Zweifel läfst, dafs der Geächtete gemeint sei: seitdem (d. i. seit er in die Oberacht gekommen) mag der *unechte* Mann keine echten Kinder mehr gewinnen. — Das Resultat ist: Echtlosigkeit bezeichnet nicht den Zustand des in der Oberacht befindlichen, sondern des der Familienrechte darbenden; der leztere Zustand ist jedoch eine der Folgen des erstern. Zu dem zu ausgedehnten Gebrauche des Wortes echtlos scheint den Verf. die äufsere Aehnlichkeit mit dem Ausdrucke des SSp. für den Geechteten echter al. achter in III. 16. §. 3. verleitet zu haben; wir glauben uns indessen hier die nähere Ausführung sparen zu können, dafs beide Worte ganz verschiedenen Stämmen angehören.

S. 6 wird gesagt, die Rechtlosen hätten kein *wahres Wehrgeld*, denn Spielleute erhielten nur den Schatten eines Mannes u. s. w. Hier sind *Wehrgeld* und *Bufse* verwechselt. Die *Bufse* der Rechtlosen ist allerdings keine wahre, sondern eine entweder ganz illusorische oder doch sehr geringfügige, III. 45. §§. 9. 10. Das *Wehrgeld* dagegen fehlt ihnen ganz, wie im Allgemeinen aus III. 45. §. 9. hervorgeht, der diesen Personen nur eine Bufse gibt, während in den vorigen §§. aller übrigen *Bufse* und *Wehrgeld* bestimmt wird; ausdrücklich wird es in §. 11 noch den Unehelichen abgesprochen.

Ebendaselbst wäre nach I. 39. vergl. mit I. 48 §. 3. a. E. und I. 50. §. 2. als besonderer Nachtheil für diejenigen Rechtlosen, die es wegen begangener Verbrechen sind, noch anzuführen gewesen, dafs man sich im Kampfe mit ihnen durch *Kämpfer* vertreten lassen darf; denn man unterscheide wohl zwischen dem Ansprechen mit Kampfe (*kamp*) überhaupt, und mit Kämpfern (*kempen*). Beiläufig noch diese Bemerkung: der natürliche unmittelbare Zusammenhang zwischen I. 48. §. 3. und I. 50. §. 2, der nach den gewöhnlichen Handschriften zerrissen erscheint, ist im Quedlinburger wie auch im Bremer und ersten Mainzer Codex, denen die trennenden I. 49 und 50 §. 1. fehlen, ungestört; ein bedeutendes Argument für den Satz, dafs das diesen lezteren Codd. Mangelnde der ursprünglichen Gestalt des SSp. fremd sei.

S. 11 wird angenommen, mit dem Ausdrucke „zu seinen *Tagen* gekommen," d. i. nach I. 42 §. 1. über 21 Jahre seyn, sei gleichbedeutend: zu seinen *Jahren* gekommen seyn; und eben so mit: *binnen*, *vor* seinen *Tagen* d. i. unter 21 Jahren, gleichbedeutend: binnen, vor seinen *Jahren* seyn. Nach dem Rechte des SSp. trete

Digitized by Google

daher die erste Altersstufe, und damit die Mündigkeit erst mit vollendetem 21sten Jahre ein. So allgemein auch diese Meinung verbreitet ist, so entschieden halten wir sie für irrig. Wir nehmen vielmehr nach dem SSp. vor jener noch eine frühere Stufe an, deren Eintritt mit dem Ausdrucke: „zu seinen *Jahren*" gekommen seyn, bezeichnet wird, und wollen hier den Beweis dieser Behauptung, so weit es in der Kürze geschehen kann, führen. Zunächst lehrt I. 42 §. 2 mit klaren Worten, dafs ein Unterschied zwischen obigen beiden Ausdrücken stattfinde. Es heifst: „wenn ein Kind zu seinen *Jahren* kommt, kann es wohl — — Vormund seyn, — sei es gleich *binnen* seinen *Tagen*." Man kann also vor dem 21sten Jahre zu seinen *Jahren* gekommen seyn, wiewohl das Wann nicht angegeben wird. Nur unter dieser Voraussetzung ferner läfst sich der §. 1. desselben Art. im Anfange erklären, nach welchem man *vor* seinen *Tagen* beliebig einen Vormund nehmen oder seiner entbehren kann. Nach der gewöhnlichen Meinung müfste die Stelle völlig ohne Sinn einem jeden, auch dem jüngsten, dieses Recht geben, nach der unserigen gibt sie es denjenigen, welche schon zu ihren *Jahren*, aber noch nicht zu ihren *Tagen* gekommen sind. Diese Deutung bestätigt vollkommen der verm. SSp. I. c. 42. dist. 8: „wenn das Kind zu seinen *Jahren* gekommen ist, so mag es zu Vormund kiesen, wen es will, *sich selber*, seine Brüder etc." *)

Bedürfen wir nun noch einer festern Begründung unserer Ansicht, so finden wir sie in den übrigen, mit dem Sächsischen Landrecht in genauer Verbindung stehenden Rechtsquellen; die uns zugleich den gewünschten Aufschlufs über die Zeit dieser ersten Altersstufe, und die Gewifsheit ihrer gröfsern Bedeutung vor der zweiten von 21 Jahren geben. So sagt eine Lateinische Form des Sächsischen Weichbildrechts: *Quando puer est duodecim annorum, tunc potest eligere pro sua voluntate, quem voluerit pro tutore.* (*S. Jus Magdenburg.* in den *Statutis Poloniae Cracov.* 1506 *Fol.* 189; *cf. Heineccii Antiq. II.* 2. *p.* 494 Note c.) Ferner die Magdeburger Schöffenurtheile *III. c. q. dist. I.*: „Wann ein Kind über 12 Jahr alt wird, so ist es mündig, und man mag über es richten, auch mag es sein Gut ohne Vormünder vergeben." Auch das Braunschweig'sche Recht gab das Recht der Wahl des Vormundes dem Kinde mit vollendetem 12ten Jahre, das Goslar'sche im 13ten Jahre, als in welchem es „zu seinen Jahren" gekommen sei. (S. Eichhorn Rechtsgesch. §. 343 Note c. Vergl. noch über Hessen Kopp Hessische Gerichtsverf. I. S. 20 ff.) Am entschiedensten aber spricht die Analogie des Sächsischen *Lehnrechts*, das bekanntlich im Kap. 28 (Senkenb. Ausg.) die Kinder mit 21 Jahren zu ihren *Tagen* kommen läfst, als ihre „*Jahrzahl*" aber 13 Jahre, 6 Wochen und 3 Tage nennt. Der (ältere) *Auctor vetus de beneficiis* hat statt dessen 12 Jahre, und die spätere abweichende Bestimmung der Deutschen Form erklärt sich wohl daraus, dafs zu dem ursprünglichen Termine noch die Frist hinzugerechnet wurde, bis zu deren Ablauf es dem Lehnsmündigen noch gestattet war, den Lehnseid zu leisten. — Zu solchem frühern Alter von 12 Jahren passen endlich auch die übrigen Stellen des SSp., welche die Wirkungen „der Jahre" angeben weit besser als zu dem von 21 Jahren. S. II. 65 §. 1 (Vergl. Lex Sal. c. 12. I. 25. §. 2, II. 71. §. 3.)

Zur Entschuldigung der gewöhnlichen Meinung ist nun noch *erstens* der Umstand nicht zu verschweigen, dafs die Schreiber mancher Codices aus Nachlässigkeit oder Unkunde, die Worte „Jahren" und „Tagen" durcheinander gebrauchen. Doch stimmen alle von mir verglichenen in den oben angeführten Hauptstellen in dem Gegensatze überein, und auch in den übrigen ist es durch die Uebereinstimmung der meisten und besten in der Regel nicht zweifelhaft, ob „Jahren" oder „Tagen" zu lesen sei. Als *zweiter* möchte gelten, dafs der SSp. nicht den Zeitpunkt der ersten, sondern nur den der zweiten Stufe namhaft macht. Die Erklärung liegt wohl darin: die erstere erscheint so sehr als die bedeutendere, als die der eigentlichen Mündigkeit, dafs die Zeit ihres Eintritts wohl als allgemein bekannt vorausgesezt werden durfte, während als Folgen der zweiten Stufe im SSp. sich nur der Nachtheil, keinen Vormund mehr nehmen zu dürfen (I. 43 §. 1.) und die Pflicht das geistliche Gericht zu besuchen (I. 2. §. 1) ergeben. An lezterer Stelle könnte jedoch noch die Lesart schwankend scheinen. — Die innere Rechtfertigung einer so frühen Mündigkeit bei den Germanischen Völkern (denn

*) Der Verf. sieht sich S. 52 durch seine Meinung genöthigt aus dieser Stelle zu folgern: auch der über 21 Jahre gekommene habe sich beliebig durch einen Vormund vertreten lassen können, während wir gerade als die Hauptfolge dieser Altersstufe die Nothwendigkeit der eigenen Vertretung betrachten, die bis zum erreichten 60sten Jahre dauerte. (S. I. 45. §. 1.)

Digitized by Google

auch die nordischen kennen sie), so wie die Darstellung der fernern Schicksale dieser Lehre in Deutschland, liegt aufser unseren Gränzen.

S. 28. werden als Stücke der Gerade mit angeführt: verschlossene Kästen. Der Text liest aber: Kasten mit ufgehabeten (*al. upgehauenen*) liden d. h. Kasten mit erhabnen, gewölbten Deckeln, welche Deutung insbesondere die alten lateinischen Uebersetzungen *cistae cum texturis elevatis, cum cooperturis incurvatis, cistae superius gybbosae* im Hallischen Schöffenbriefe von 1235 *) aufser Zweifel setzen. Zobel gibt dagegen K. mit angehangnen Lieden, Gärtner K. mit Bändern und Thüren, unser Verf. wie eben angeführt, Bruns (Beitr. zu den D. Rechten S. 172) gar: Messerkisten mit Deckeln von erhabener Arbeit. Wir berühren diesen an und für sich geringfügigen Punkt nur als ein Beispiel, wie wenig die Neueren oft mit dem blofsen Wortsinne im Reinen sind.

S. 31 oben nimmt der Verf. ganz gegen den Begriff einer *Leibzucht* (d. i. Genufs auf Lebenszeit) an, sie habe der Frau auch zu *erblichem* Recht eingeräumt werden können. Er folgert diesen Satz aus I. 32, wo es heifst: kein Weib mag auch zu Eigen behalten ihre Leibzucht, noch ihr Erbe nach ihrem Tode, *die weil* man gezeugen mag, dafs es ihr „*zu irme libe*" (d. i. auf ihre Lebenszeit, als Leibzucht) gegeben sei. Allein nach der subjectiven Ausdrucksweise des ältern Deutschen Rechts, die bei Darstellung eines Streitfalls schon Partei nimmt, und so auch hier statt eines unbestimmten „Gut" gleich das entscheidende „Leibzucht" sezt, soll die Stelle nichts aussagen, als eben den Satz: die Frau kann ihre Leibzucht nicht als Eigen behandeln und vererben.

S. 97 wird die auffallende Behauptung: „aufsergerichtliche Verträge hätten durch den Eid der Partei *bewiesen* werden können" auf I. 7 gestüzt, der gerade das Gegentheil als Regel aufstellt. Es scheint, der Verf. habe in der Stelle: „*her entouret ez ime mit sime eide, swaz her vor gerichte nicht gelent hat*" das Wort *gelent* d. i. abgeschlossen (von *lenden* d. i. enden, schliefsen, vgl. z. B. I. 3. § 3) für „gelehnt, geliehen" genommen und nun so verstanden: derjenige dem durch einen aufsergerichtlichen Vertrag eine Sache geliehen ist, kann, wenn der Gegenpart die Erfüllung weigert, mittels Eides, durch den er den Vertrag beschwört, die Sache von ihm erlangen. Der richtige Sinn dagegen ist: jeder kann mit seinem Eide dasjenige seinem Gegner abläugnen, was er nicht gerichtlich abgeschlossen hat. Das Versehen des Verf. ist hier um so gröfser, als die nächsten Hülfsmittel, der Sachsenspiegel selbst I. 18. § 2, die Lateinische Uebersetzung, die Glosse, alle Lehrbücher die richtige Erklärung enthalten. Auch der Vorgang Hasse's, der in der Zeitschr. f. gesch. R. W. I. S. 31 das *gelent* gleichfalls mifsversteht, kann nicht entschuldigen, da dieser weit entfernt gewesen ist, sich durch das Mifsverständnifs in der wahren Ansicht von der Bedeutung der Stelle irre machen zu lassen.

S. 111. wird gegen Eichhorn (Deutsches Privatr. § 120. Note c) angenommen, der Erbe des Bürgen sei nicht verpflichtet gewesen, und mit Recht, denn die von Eichhorn für die Verpflichtung angeführte Stelle I. 652, spricht nicht von des *Bürgen*, sondern von des *Hauptschuldners* Erben.

Eine Reihe ähnlicher Bemerkungen, zu denen der Anlafs nicht gebricht, übergehen wir, um noch eins der wichtigsten Institute des Sachsenspiegels, ohne dessen Erhellung das alt-Deutsche Sachenrecht ein Räthsel bleibt, berühren zu können. Wir meinen die schwierige Lehre von der *Gewehre*, die der Verf. (der übrigens *Gewähr* schreibt) von S. 69 an behandelt. Es ist hier sein gewissenhaftes Streben nicht zu verkennen, unabhängig von den Meinungen seiner Vorgänger, zur Klarheit zu gelangen; doch finden wir uns auch durch seine Darstellung, obwohl sie uns in einigen Punkten richtiger scheint, noch nicht befriedigt. Der Gegenstand hat für uns ein besonderes Interesse, und wir möchten schon Gelegenheit genommen haben, mit unserer eigenen Ansicht darüber hervorzutreten, wenn uns nicht die Erwartung zurückgehalten hätte, ein uns befreundeter Germanist würde ehestens das Ergebnifs seiner mehrjährigen umfassenden Untersuchungen in dieser Sache bekannt machen. Möge er in diesen Zeilen eine neue dringende Aufforderung dazu finden. Wir sind hier darauf beschränkt, unsere Ueberzeugung nur theilweise und ohne volle Begründung in einzelnen Bemerkungen zu den Sätzen des Verf. auszusprechen.

S. 69. wird als das Allgemeine der so verschiedenen Bedeutungen des Wortes *Gewehre* angegeben, der

*) So liest eine Schweidnitzer Handschrift dieses Briefes. Der Abdruck nach einem Breslauer Codex bei Gaupp, Magdeb. Recht. S. 229 § 45. hat ohne Sinn: *cyffi superius gyldose.*

Digitized by Google

Inbegriff von Rechten und Verbindlichkeiten, die aus einer uns jezt oder früher zugehörenden Sache entspringen. Dieser Begriff ist einerseits zu eng gefafst, denn der Verf. behauptet S. 74 selbst: Gewehre sei auch der Ort, an dem eine Sache aufbewahrt werde; der Bedeutung „Gewährsmann" nicht zu gedenken; andrerseits halten wir ihn zu weit, und keineswegs mit dem Verf. *alle* „mit Besitz und Eigenthum verbundene Rechte" in dem Ausdrucke begriffen. Wir glauben vielmehr den etymologisch zunächst liegenden Begriff, von „Schutz, Vertheidigung" an die Spitze stellen zu müssen; aus welchem sich dann alle einzelnen Bedeutungen unschwer ableiten lassen. Man vergl. in unserer Ausgabe des Sachsenspiegels im Register das Wort *Gewehre*, wo für die Nummern *d*, Behausung, und *e*, Factum des Besitzes, das heutige „Gewahrsam" als verbindendes Mittelglied hinzustellen ist. — Diesen Begriff halten wir nun auch in allen einzelnen Bedeutungen als den herrschenden, bestimmenden fest. Daher ist uns *Gewehre*, wenn es ein *Recht* bezeichnet, nicht wie dem Verf. (S. 70) das „alle aus dem Eigenthum entspringenden Rechte, vermöge welcher wir die Sache gebrauchen, schützen und vertheidigen" umfassende, sondern nur das *jus possidendi*. Die *rechte Gewehre* sodann drückt nicht die Befugnifs aus: „eine Sache nach Gutdünken benutzen, verbessern, zerstören, veräufsern zu können," sondern ist als *Factum*, der durch feierliche Uebertragung erlangte unangefochtene Besitz von Jahr und Tag, als *Recht*, die daraus hergeleitete Befugnifs, sich im Besitze der Sache auf eine selbstständige, vom Benehmen des Auctors unabhängige Weise, gegen jeden Anspruch des Klägers zu schützen. Ueber den *Inhalt* derjenigen Rechte, deren ungestörte Ausübung durch die rechte Gewehre sicher gestellt wird, sagt diese noch nichts aus; er kann überhaupt so verschieden seyn, als verschiedene Bedeutungen in die feierliche Uebertragung einer Sache gelegt werden können. Je nachdem also die Sache *gelassen, geliehen, gesezt* ist (vergl. Schwäb. Lehnr. c. 92. §. 1.) und das Gut demnach des Empfängers *Eigen, Lehn, Staddeschatt* geworden ist, gibt auch die r. Gewehre, die in allen diesen Fällen erlangt werden kann, die Möglichkeit zum ruhigen Genusse verschiedenartiger Rechte, deren eigenthümliche Natur durch die Namen, die man dem Gute und der Art der Uebertragung beilegt, bezeichnet wird. Selbst das Vindicationsrecht liegt, beiläufig bemerkt, nicht in der rechten Gewehre als solcher, denn für den Kläger treten, — Falls ihm überhaupt gestattet wird, sich zu der Sache zu ziehen, was vom Benehmen des Beklagten abhängt — wieder ganz andere, und zwar im Ganzen leichtere Forderungen ein.

Die rechte Gewehre bezieht sich also nach unserer Ansicht einerseits nur auf die *Vertheidigung* eines Gutes, andrerseits gibt sie aber auch in dieser Beziehung ein, der Regel nach, unüberwindliches, überhaupt das stärkste Recht, was man an einer Sache haben kann — wenigstens gilt diefs für *inter vivos* Erworbenes. Hiemit scheint auch der Verf. S. 77, denn irgend ein Druckfehler macht den genauern Sinn unkenntlich, übereinzustimmen; Eichhorn nimmt dagegen (Einl. z. D. Privatr. §. 174. bei Note h, §. 176. bei Note l) an, die rechte Gewehre z. B. des Käufers habe noch durch eine *stärkere*, der Gewehre dessen nämlich, der das Gut als Erbgut anspreche, *gebrochen* werden können, in Folge von II. 43. §. 2, wo es heifst: *geerbet eigen muz ouch ein man baz behalden, den ein ander gekouft eigen oder gegeben.* Wir erklären uns diese Stelle im Zusammenhange mit dem vorhergehenden §. 1. folgendermaafsen. Zwei sprechen ein Gut mit gleicher Gewehr an, der eine als geerbtes, der andere als gekauftes. Die wichtige Frage nun, wer zuerst zum Beweise gelassen werde, denn die Beweisführung ist ja nach Altd. Recht ein Vortheil, nicht eine Last, wird zum Besten des erstern entschieden, also allerdings eine Präsumtion für ihn in zweifelhaften Fällen ausgesprochen. Allein ein Weiteres und namentlich den obigen Satz können wir in der Stelle nicht finden. Denn 1tens wird gar nicht gesagt, dafs der Käufer die *rechte* Gewehre hatte, 2tens ist *Gewehre* in diesem Art. wohl überhaupt nicht Besitz oder Besitzrecht, sondern Beweismittel, insbesondere Zeugnifs zu übersetzen (vergl. in der Parallelstelle III. 21. §. 1. die Worte „*mit gelikeme getüge*"); 3tens dürfen wir wohl nach der Analogie anderer Stellen z. B. III. 32. §. 6. annehmen, der Besitz einer Partei würde schon über den Vorzug im Beweise entschieden haben, hier werde also folgender Fall vorausgesezt: keine Partei ist im Besitz, von jeder werden gleiche Beweismittel vorgebracht, und nun wird dem, der ein Erbrecht geltend macht, der Vorzug in der Beweisführung vor dem Käufer gestattet. — Man vergl. für unsere Regel noch den verm. Sachsenspiegel I. 36 *dist.* 3 und I. 35 *dist.* 1: „Wessen *Erbgut* verloren wäre, die weil er aus dem Lande ist, und

Digitized by Google

er wiederkommt in das Land, das soll er widersprechen bei Jahr und Tag, und thut er es nicht, danach mag er es nicht widersprechen." Hierdurch wird einestheils unsere Ansicht, dafs die rechte Gewehre auch gegen Erbansprüche wirke, bestätigt, anderntheils die allgemeine Regel über dieselbe nach auch sonst bekannten Grundsätzen dahin näher besimmt, dafs ein *unangefochtener* Besitz von Jahr und Tag nur insofern die r. G. gibt, als die Prätendenten nicht durch ächte Noth an der Anfechtung gehindert worden sind. Mag man diesen Satz auch vielleicht so ausgedrückt haben, die rechte Gewehre ist nach Jahr und Tag vorhanden, aber gegen die durch ächte Noth an der Klage gehinderten hilft sie nicht, so ist doch immer diese Modification von derjenigen, welche Eichhorn aufgestellt, verschieden. — Wie übrigens unser Verf. die Stelle II. 43. §. 2. mit seiner Ansicht vereinigt, ist uns aus S. 78 nicht ganz deutlich geworden.

S. 72 wird *ledigliche Gewehr* dahin erklärt, dafs sie die Rechte in sich fasse, welche aus dem rechtlichen, vertragsmäfsigen Innehaben einer Sache fliefsen. Wir sehen in diesem Ausdrucke vielmehr eine bestimmtere Bezeichnung des alleinigen und wirklichen Innehabens einer Sache, und stützen uns theils auf die allgemeine Bedeutung des Wortes *lediglich* als des *unbedingten*, *reinen*, theils auf den Zusammenhang, in dem der Terminus vorkommt. Erstens (I. 34. §. 2.) wird nämlich der l. Besitz von Jahr und Tag bei dem Herrn eines aufgetragenen Lehns vorausgesezt, damit er geschüzt sey, wenn der Vasall es künftig als Eigen anprechen wollte; und zweitens (II. 57) wird unter Mehreren, die das Nutzungsrecht eines Gutes einer von dem andern empfangen, demjenigen die Bufse wegen Beschädigungen desselben zugesprochen, der es in *lediglichem* Besitze hat.

Wir unterdrücken mehrere kleinere Erinnerungen dieser Art, und schliefsen den Gegenstand mit der allgemeinen Bemerkung, dafs es bei jeder Entwickelung dieser Lehre wohl hauptsächlich darauf ankommen wird, die verschiedenen Bedeutungen von *Gewehre* genau zu scheiden, das alt-Deutsche Beweisverfahren immer im Auge zu behalten, und endlich von den Römischen Begriffen *dominium* und *jus in re* ganz zu abstrahiren.

Könnte nun auch die Zahl der in Obigem enthaltnen Ausstellungen noch leicht vermehrt werden, so müssen wir doch im Ganzen den Plan, die Weise der Ausführung und die öffentliche Bekanntmachung des Werkes wiederholt als löblich und dankenswerth anerkennen. Uns ist aus eigener Erfahrung — und der Verf. wird sie sicher auch schon gemacht haben — wohl bewufst, wie Verirrungen aller Art die ersten Schritte auf dem unwegsamen Gebiete, das er sich gewählt, begleiten, und wie jeder Tag des Forschens in gröfserem Maafse als irgendwo mit einem Zurückkommen von Abwegen, mit Erweiterung der Aussicht, mit neuen Entdeckungen belohnt werde. Darum ist gewifs der Muth und die Selbstverläugnung derer verdienstlich, die in der Ueberzeugung wie bald sie selbst über die Unvollkommenheiten ihrer ersten Arbeiten hinaus seyn werden, uns diese dennoch nicht vorenthalten, und somit eine Reihe von Gegenständen zum allgemeinen Frommen der öffentlichen Besprechung unterwerfen. Denn nur auf solche Weise werden auch in diesem Fache die Mühen des einen dem andern zu Gute kommen, wird der Isolirung der Bestrebungen, welche die Fortschritte der Deutschen Rechtsgeschichte nicht wenig gehemmt hat, gewehrt werden.

Referent wendet sich zur *zweiten* der anzuzeigenden Schriften, zu seiner eigenen Arbeit. Diese ist nun solcher Art, dafs dabei vornämlich Sammlerfleifs, Genauigkeit, Anordnungssinn in Anspruch genommen werden, äufserliche Fähigkeiten, über deren Vorhandenseyn und Verwendung man weit eher zu eigener freien Beurtheilung geschickt und geneigt zu seyn pflegt, als wenn die Bedingungen der höhern wissenschaftlichen Tüchtigkeit, wenn geistige Auffassung des Gesammelten und schöpferische Kraft in Frage stehen. Mufs daher diese Selbstanzeige gleich den Charakter einer Rechtfertigung des Geleisteten an sich tragen, so wird man dem Ref. doch um so leichter zutrauen, dafs er das Werk, als ein nicht aus seinem Innersten hervorgegangnes, ohne Vorurtheil betrachten, und dessen Mängel weder verkennen könne, noch sie zu verhehlen die Absicht habe.

Dem Ziele der Förderung der Theorie des heutigen Deutschen Rechts mittels Bemühungen um den Sachsenspiegel, habe ich mich dadurch zu nähern gesucht, dafs ich die nächsten äufseren Hindernisse für Arbeiten, wie der erste Verfasser sie unternommen, hinwegzuräumen trachtete. Die Veranlassung gerade diesen Weg einzuschlagen, lag für mich in der Stellung eines akademischen Lehrers des Deutschen Rechts. Bekannt ist es, dafs bei der Darstellung des Römischen Rechts die stete Beglaubigung des Vorgetragenen durch Angabe der Quellen, dafs ferner die Anleitung, wie das allgemeine

Digitized by Google

Dogma aus dem Zerstreuten und Zufälligen des geschriebenen Buchstabens zu entwickeln sei, als unerläſslicher Bestandtheil der Vorlesungen betrachtet werde; nicht weniger bekannt aber auch, daſs in den Vorlesungen über Deutsches Recht solche Hinweisung auf die Quellen nur im spärlichsten Maaſse stattfindet. Die Gründe liegen nicht fern; ein erster und zwar innerer ist, daſs die Lehrsätze des Deutschen Rechts nicht in der Weise, wie die des Römischen aus dem Buchstaben des Gesetzes entwickelt werden, daſs sie der Regel nach erst das Resultat einer langen, aus einer Kette von Folgerungen bestehenden Operation sind, deren Materialien nur zum kleineren Theil in eigentlichen Rechtsquellen gefunden werden. Die Anführung der lezteren reicht daher einerseits zur Begründung eines Satzes selten hin, andererseits kann sie bei der übergroſsen Zahl der einen jeden betreffenden Quellen nur mit Auswahl geschehen. Ebenso bliebe nun auch die Vermittelung einer nähern Bekanntschaft mit den Quellen durch den Lehrer nothwendig auf solche beschränkt, die am häufigsten, zwar nicht den vollen Beweis, aber doch dessen Hauptgrundlage liefern. Hier aber tritt ein zweites äuſseres Hinderniſs, der Mangel an brauchbaren oder zugänglichen Ausgaben hemmend entgegen. So geschieht es denn, daſs die Quellen des Deutschen Rechts dem Juristen nicht nur während des akademischen Studiums, sondern, namentlich die älteren Rechtsmonumente, auch für die Zukunft um so mehr unbekannt bleiben, je abschreckender die Schale ist, durch welche man zum genieſsbaren Kerne dringt, je fremdartiger sie in allen Beziehungen den nur der Römischen oder modernen Ausdrucksweise gewohnten anblicken müssen. Besonders ist hier noch eines zu erwägen. Jeder, auch gemeinrechtliche Deutsche Rechtssatz, kommt insbesondere im Mittelalter in der reichsten Fülle von individuellen Gestaltungen und in concretester Form zur Erscheinung; unsere heutige Darstellung aber, nur auf ein gemeinsames Deutsches und auf abstract allgemeinen Ausdruck gerichtet, sucht unablässig jene Besonderheit in Materie und Form zu vernichten und raubt den Instituten zugleich den Reiz und die Anschaulichkeit, in der sie unmittelbar aus den Quellen zu uns sprechen. Lieſse sich nun hoffen, daſs durch specielle Erläuterungen einzelner Hauptquellen für den Zuhörer nicht nur ihre Eigenthümlichkeit in Auffassungsweise und Sprache aufgeschlossen, sondern auch den Rechtssätzen erst wahres Leben und Interesse gegeben werden würde, so möchten die Vortheile der exegetischen Behandlung für den Lehrer nicht minder bedeutend seyn. Denn wer kann sich verhehlen, daſs die Mehrzahl der Germanisten neuerer Zeit in den vornehmsten Quellen, z. B. in unserm Sachsenspiegel, nur einzelne Stellen genau, die meisten gar nicht, oder nur in gewissen Beziehungen durchforscht haben, und daſs daher die Nichtbeachtung des oft losen aber doch wichtigen Zusammenhanges einzelner Partieen, das Uebersehen nahe liegender Parallelstellen, das Hinweggleiten über Schwierigkeiten, die einseitige Auffassung überhaupt sich erkläre, die den Erfolg ihrer Bemühungen so häufig schmälert. Eine Behandlung jener Art, welche Satz für Satz, Wort für Wort einzeln und in seiner Verbindung verfolgt, welche von allem Rechenschaft zu geben, jede Dunkelheit zu erhellen, von den verschiedensten Seiten Hülfsmittel herbeizuschaffen streben muſs, wird daher noch vielfältige Belehrung gewähren, und müſste allgemeiner verbreitet in der Vereinigung ihrer Resultate sehr bald zu einem Commentar führen, der hier ebensowohl unentbehrliche Grundlage befriedigender systematischer Behandlungen ist, als bei den Quellen des Römischen Rechts.

Es bedarf nun keiner Rechtfertigung, daſs bei dem Wunsche, durch exegetische Vorträge über ältere Deutsche Quellen jene Vortheile zu erreichen, meine Wahl auf eben gedachte Hauptquelle fiel; eben so wenig einer nähern Auseinandersetzung, daſs, in gänzlicher Ermangelung eines den Zuhöhern zugänglichen tanglichen Textes, dessen Besorgung unerläſsliche Bedingung der Ausführung des Planes war. Zunächst galt es, die Gränzen eines solchen, während der lezten hundert Jahre oft versuchten, aber stets fehlgeschlagenen Unternehmens festzusetzen. Denn von dem bloſsen Abdruck irgend eines vorzüglichen Textes, durch den der allernächste Zweck schon Befriedigung gefunden hätte, bis zu einer Ausgabe des Umfanges, wie sie Grupen im Sinne hatte, und noch darüber hinaus, konnte das Ziel in gar verschiedenen Entfernungen gesteckt werden. Das warnende Beispiel der Vorgänger, deren Leben nicht hinreichte, den Kampf mit dem Stoffe, den zu bewältigen sie sich vorgesezt, zu Ende zu führen, bewog mich, das Hervortreten der neuen Ausgabe überhaupt nicht an das Erreichen einer gewissen innern Vollendungsstufe, deren Zurückweichen ins Unbestimmbare hinaus zu fürchten war, sondern an etwas ganz Aeuſserliches, Zufälli-

Digitized by Google

ges zu binden. So sollte die Arbeit freilich über jenen ersten Schritt, jenes Genügen des unmittelbarsten Bedürfnisses ausgedehnt werden, allein das Maafs der Ausdehnung sollten lediglich äufserer Umfang und Zeit der Erscheinung geben. *Jener*, die Bogenzahl, bestimmte sich durch den Preis, der den Verhältnissen der Studirenden gemäfs festzusetzen war, *diese* durch die Erwägung der Dringlichkeit der Sache, und näher durch den Zeitpunkt, bis zu dem ich der regelmäfsigen Anwendung meiner Kräfte zu diesem Zweck einigermaafsen sicher zu seyn glaubte. Innerhalb dieser Schranken ist nun nach bester Einsicht und mit möglichstem Fleifse gearbeitet worden, und ungefähr in Jahresfrist, aufser der Sorge für den Grundtext, die Vergleichung von 17 anderen, für mich am leichtesten zugänglichen Texten, die Auswahl der mitzutheilenden Varianten, eine neue Eintheilung und Rubricirung, sowie ein ausführliches Sachregister zu Stande gekommen.

Es ist nicht meine Absicht, durch diese Darlegung die Kritik in Bezug auf das Geleistete zu entwaffnen; ich bitte vielmehr dringend um Rüge einzelner Mängel, um Belehrung: wie unter gleichen Umständen Nöthigeres oder dasselbe doch auf zweckmäfsigere Weise zu thun gewesen wäre, ingleichen, wie ohne wesentliche Veränderung des Plans für eine künftige reichere Ausstattung gesorgt werden könnte. Hierbei ist freilich der eigennützige Wunsch mit im Spiele, durch die öffentliche Stimme meine Verbesserungspläne für eine etwaige neue Auflage berichtigt zu sehen; doch ist gleich Anfangs die ganze Arbeit mit der Hoffnung unternommen worden, dafs sie, ins Leben getreten, Veranlassung geben werde, Ansichten, Pläne, Untersuchungen, die für den Sachsenspiegel von Einigen gehegt und begonnen sind, ans Licht zu ziehen, das Interesse Anderer für ihn zu erregen und zu schärfen, überhaupt die zerstreute Wirksamkeit in dieser Beziehung zum Frommen des Ganzen zu einigen. Und diese Hoffnung ist auch schon in nicht geringem Maafse auf eine für mich persönlich höchst erfreuliche Weise in Erfüllung gegangen. Auf Anlafs meiner Ausgabe sind mir die bereits weit gediehenen, mühevollen Arbeiten bekannt geworden, die der Herr Oberappellations-Gerichts-Secretär Nietzsche zu Dresden schon seit mehreren Jahren für die gesammten Rechtsbücher unternommen hat. Und nicht nur dieses, mir ist auch von diesem höchst fleifsigen und gründlichen Forscher auf die zuvorkommendste Weise eine Vereinigung zu künftigen gemeinschaftlichen Arbeiten angetragen worden, auf welche dankbar einzugehen ich nicht gezögert habe. Ueber den Gegenstand dieser Arbeiten werden wir in Kurzem dem Publicum nähere Kunde geben können; vorläufig nur soviel, dafs unsere vereinigten Unternehmungen sich erstens auf Handausgaben der übrigen Rechtsbücher, ungefähr in der Anlage meines Sachsenspiegels, zweitens auf eine Reihe von Abhandlungen zur Erläuterung vornämlich der Geschichte der Rechtsbücher, drittens weiterhin vielleicht auch auf eine umfassendere Ausgabe des Sachsenspiegels erstrecken sollen.

Durch diese neuen Pläne ist nun eine Abhandlung, deren Lieferung ich in der Vorrede meiner Ausgabe für den Sommer angekündigt hatte, zurückgestellt worden. Sie sollte aufser der Beschreibung von 20 Handschriften einzelne, die Geschichte der Rechtsbücher betreffende Erörterungen enthalten, namentlich Vervollständigung und Berichtigung der Handschriften-Verzeichnisse des Sachsenspiegels, den Versuch einer Geschichte des allmäligen materiellen Anwachsens desselben, Angaben über das Verhältnifs der lateinischen Uebersetzungen und der verschiedenen Glossen, insbesondere der Magdeburger Glosse in dem Görlitzer Codex, so wie ähnliche Erläuterungen über das Sächsische Lehnrecht, das Weichbild, den Richtsteig und den vermehrten Sachsenspiegel. Es war dabei überall nicht auf völlige Erschöpfung der besprochenen Gegenstände abgesehen, sondern nur auf eine solche Zusammenstellung des bisher von Anderen und mir selbst erforschten, die zu fortgesezten Untersuchungen anzuregen und zugleich einen Leitfaden für sie zu bieten vermöchte. Jezt indessen, wo jene Verbindung uns in allen diesen Punkten, mittels Theilung der Arbeit und gegenseitiger Mittheilung des Gewonnenen, die Lieferung weit vollständigerer und richtigerer Resultate möglich zu machen verheifst, war es Pflicht ein solches Einzelwerk zurückzuhalten. Dadurch wird es aber nöthig, bei Gelegenheit dieser Anzeige, Erläuterungen über einige in meiner Vorrede nur angedeutete Punkte, die gleichfalls jener Abhandlung überlassen waren, in aller Kürze zu geben.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 167. u. 168.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1827.

1) *Grundsätze des Deutschen Privatrechts nach dem Sachsenspiegel, mit Berücksichtigung und Vergleichung des Schwabenspiegels, vermehrten Sachsenspiegels und Sächsischen Weichbildes; von J. Weiske.*

2) *Der Sachsenspiegel oder das Sächsische Landrecht, nach der Berliner Handschrift v. Jahr 1369, mit Varianten aus siebzehn andern Texten, herausgegeben von Dr. C. G. Homeyer.*

(Beschluſs.)

1) Die erste betrifft die der Ausgabe zum Grunde gelegte *Berliner* Handschrift, die ich auf dem Titel geradezu mit der Jahrzahl 1369 bezeichnet habe, wiewohl man in neuerer Zeit gewöhnlich 1269 als die richtige angenommen hat. Bei der Rechtfertigung der ersten Zahl ist zweierlei wohl zu unterscheiden. Erstens die Behauptung, der Codex sei nicht im Jahre 1269, überhaupt nicht im 13ten sondern erst im 14ten Jahrhunderte geschrieben. Für diese spricht eine Reihe von Gründen, von denen fast jeder für sich allein hinreichen würde, die Autorität einer auch noch so entschieden im Codex selbst angegebenen frühern Zahl umzustoſsen. Dahin gehören einige: wie das Vorhandenseyn des Magdeburgischen Weichbildrechtes in neuerer Gestalt, und des Richtsteiges, das Citiren der Glosse in dieser Handschrift, Gründe, deren bloſse Anführung für den Kenner der Deutschen Rechtsgeschichte hinreichen, andere, die wir hier übergehen, weil sie erst durch eine weitläuftigere Auseinandersetzung klar werden könnten. Es ist aber zu hoffen, daſs die vollständige Darlegung aller, die ich mir vorbehalte, keinen Vertheidiger jenes höhern Alters mehr übrig lassen wird. Anders verhält es sich mit der zweiten Behauptung, der Codex sei 1369 geschrieben. *Meine* Augen freilich sehen in dem lezten Buchstaben des die Zeit der Abschrift bezeichnenden Wortes deutlich ein ursprüngliches später in ein *t* verwandeltes *c* also in dem ganzen ein ursprüngliches MILICVX CIIC d. i. 1369; allein ich darf nicht erwarten, daſs Auswärtige die Richtigkeit meiner Beobachtung ohne Weiteres annehmen werden, da selbst Einheimische die den Codex gesehen, im Zweifel darüber geblieben sind; und so wird es an anderweitigen Erklärungen des räthselhaften Wortes auch in der Zukunft nicht fehlen. Obgleich ich nun die Subjectivität jenes meines Urtheils anerkennen muſs, habe ich doch nicht angestanden, ihm auf dem Titel entschieden zu folgen; denn es kam hier darauf an die Handschrift auf eine kurze allgemein verständliche Weise zu bezeichnen, und es blieb nur die Wahl zwischen dem offenbar falschen Beisatze 1269 und dem wahrscheinlich richtigen 1369.

2) In meiner Einleitung S. XII habe ich geäuſsert, wenn man überhaupt auf die Verschiedenheit der Mundart in den Handschriften ein groſses Gewicht legen wolle, habe die niedersächsische wenigstens gleiche Ansprüche mit der obersächsischen darauf, die ursprüngliche des Sachsenspiegels zu seyn. Ich gebe hier die Vertheidigung dieser Ansicht, weil sie bei Manchen Anstoſs gefunden haben dürfte.

Jene Verschiedenheit erscheint mir erstens insofern von nicht groſser Bedeutung, als man von jedem Germanisten fordern darf, daſs es ihm für das Verständniſs einerlei sei, ob er einen ober- oder niedersächsischen Text vor sich habe, um so mehr, da der Unterschied dieser Mundarten namentlich in den Handschriften des Sachsenspiegels, hauptsächlich nur in der Buchstaben- oder Lautlehre sich äuſsert, nur in Veränderungen gewisser Vocale und Consonanten, mit deren Gesetzen eine nicht lange Uebung vertraut machen kann. Zweitens halte ich auch die Entscheidung über die Frage, in welcher Mundart der Verf. des Sachsenspiegels geschrieben, von geringem Belange für das wichtige Verständniſs des

Digitized by Google

Textes. Denn theils wird der Fall überhaupt selten eintreten, dafs bei Abweichungen in den Lesarten die Handschriften sich gerade nach ihren Mundarten trennten, und wenn auch, so wird die Präsumtion für die Lesart derjenigen Handschriften, die der Mundart des Urtextes folgen, dadurch sehr geschwächt werden, dafs wir wissen, wie vielfältig bei der Verfertigung Obersächischer Handschriften Niedersächische benuzt worden sind, und umgekehrt; wie also das Verhältnifs der Handschriften gleicher Mundart zu einander und namentlich zum Urtext ein häufig vermitteltes und unsicheres ist. — Sucht man aber dennoch obige Frage über den Urtext zu lösen, so glaube ich, dafs Grupens Meinung (s. Spangenberg S. II. 12), die den Niedersächsischen Text für den ältesten erklärte, von den Neueren ohne triftige Ursachen angefochten worden sei. Grupen stüzt sich 1) darauf, dafs manche Hochdeutsche Lesarten nur aus einem Mifsverstehen des Niederdeutschen Textes zu erklären seyen; ein freilich höchstens für wenige Stellen darzuthuender und deshalb unerheblicher Umstand. Er meint 2) die Niedersächsischen Handschriften seien die ältesten, offenbar irrigerweise. Allein eben so wenig möchte ich aus dem höhern Alter Obersächsischer Handschriften mit Gaupp (Magdeb. Recht S. 67) etwas für einen Obersächsischen Urtext folgern; denn, mufs einmal von Allen zugegeben werden, dafs Uebertragungen aus einer Mundart in die andere stattgefunden haben, so ist nicht abzusehen warum sie nicht innerhalb der ersten 30 bis 50 Jahre (die ältesten Obersächsischen Stücke sind von 1261) nach dem Entstehen des Urtextes, ja gleich bei der ersten Verbreitung desselben, eben so gut als späterhin geschehen seyn sollten. Grupen führt 3) an, Ecko von Repkow habe als Anhaltischer Ritter sich der Anhaltischen Mundart bedient, und in dieser habe damals das Niederdeutsche vorgeherrscht. Der hier von Grupen eingeschlagene Weg ist wie mir scheint der einzige einigermaafsen sichere, wenn auch nicht ganz untrügliche zu einer Entscheidung über die Frage zu gelangen. Deshalb mögen hier noch folgende Gründe für seine Behauptung Platz finden. Erstens dürfte der Anbau des Anhaltischen Landes nach Verdrängung der Slaven durch Colonisten vom Niederrhein und Holland aus geschehen seyn, s. Beckmann Hist. von Anhalt I. S. 22. Zweitens finden sich in den Lateinischen Anhaltischen Urkunden des 13ten Jahrh. häufig entschieden Niederdeutsche Formen in Personen- und Ortsnamen, z. B. in einer Urk. v. J. 1215 die auch unsern *Hecco de Repechowe* nennt, kommt *de Vredeberge* vor, Beckmann I. S. 312. Drittens, die *ersten Deutschen* Urkunden ebd. sind *Niedersächsisch.* Und dasselbe Resultat ergibt sich für das benachbarte Quedlinburgische Gebiet, dem Wirkungskreise Hoyers von Falkenstein, vgl. *Rettner antiquit. Quedlinb.* p. 267, 269, 332, 333, 447. — Die Präsumtion wäre demnach bis zu bessern Gegengründen eher für einen *Niedersächsischen* Urtext.

3) Ich habe ferner, was in der Einleitung S. XIV. u. ff. über einige verglichene Texte gesagt ist, zu rechtfertigen und zu erläutern.

Zunächst möchte wohl das über den berühmten *Görlitzer* Codex vom Jahre 1387 gefällte Urtheil Vielen zu hart scheinen. Indessen wufste ich nichts davon zurückzunehmen, wie hoch auch übrigens der Werth dieser Handschrift, namentlich wegen der darin allein enthaltenen Magdeburger Glosse, steht. Der Text des Sächsischen Landrechts, den sie liefert, erlaubt sich eine Menge willkürlicher Abänderungen und Zusätze, wovon in meiner Ausgabe Proben zu finden sind; er stellt ferner Varianten neben einander, selbst solche die keinen verschiedenen Sinn geben (z. B. II. 45 antwort odir keginwortigheit, II. 48 uorczehint und uorteczimt); er ist endlich voller Unachtsamkeiten des Schreibers. Nimmt man hiezu noch das Defectseyn in der Vorrede und in III. 1., so ergibt sich leicht warum ich nicht nach Antons Vorschlag ihn zum Grundtexte bestimmte. Diese Mängel können auch nicht für uns durch die Autorität der Magdeburger Schöffen aufgewogen werden, die sich dieses Textes bedient haben sollen. Mit dieser Behauptung sieht es ohnedem noch bedenklich aus. Das in Görlitz aufbewahrte Exemplar möchte wohl gar nicht, wie ich selbst a. a. O. angenommen, von Magdeburg dahin gesendet, sondern in Görlitz oder der Umgegend geschrieben seyn, also erst in zweiter oder gar fernerer Hand von den Magdeburger Schöffen herstammen. Denn 1) herrscht darin ganz die Lausitzische Mundart, ja es kommt sogar eine Federprobe in Wendischer Sprache vor; 2) wird in der Unterschrift des Weichbildes gesagt, es sei vollendet 1387 *sub umbra alarum principis altissimi*, vermuthlich des damals Görlitz besitzenden Herzogs Johannes; 3) hat die Handschrift im Sächsischen Landr. zu II. 65 singulärer Weise einen Zusatz, der aus dem Rechte, welches Görlitz 1304 von Magdeburg erhielt, A. 60 genommen ist. Bei dieser An-

Digitized by Google

nahme liefse sich auch die grofse Incorrectheit der Handschrift besser erklären.

4) In Bezug auf die gleichfalls berühmte *Heidelberger* Bilderhandschrift habe ich gegen die Meinung Kopps (Bilder und Schr. I. S. 152 ff.), der sie ins 13te Jahrh. sezt, Zweifel geäufsert. Sie beruhen auf Folgendem. Kopp gibt selbst zu, dafs der Charakter der Schrift und die Uebereinstimmung der Bilder mit denen der Handschriften des 14ten Jahrh. mehr für die Verfertigung im leztern sprechen. Dazu kommt, dafs der Heidelberger Text die lezten Artikel des 13ten Buchs von A. 83 an, die sogenannten Constitutionen hat, welche die Glosse nicht als echtes Privilegium anerkennen wollte, und die in den älteren Handschriften fehlen; namentlich kennt er auch schon die Artikel 88 — 91, die wohl noch später als 83—87, und schwerlich vor dem Ende des 13ten Jahrh. hinzugesezt worden sind. Gegen diefs Argument, das hier freilich nur angegeben, nicht weiter ausgeführt werden konnte, scheint mir nun der einzige Grund, der Kopps Ansicht bestimmt hat, nicht die Waage zu halten, der Umstand nämlich, dafs das Sächsische Wappen in der Gestalt, die es vor 1266 hatte, in den Bildern vorkommt. Denn man kann diesem wohl kein entscheidendes Gewicht beilegen, ohne der historischen Genauigkeit des Zeichners zu viel zuzutrauen. Auf einen zweiten ähnlichen Umstand, das Vorkommen einer Urkunde in den Bildern, worauf F. (*ridericus*)... Rex zu lesen, scheint Kopp selbst nicht viel zu geben, und er bewiese auch allerdings zu viel, denn Friedrich (II.) war, wie auch K. bemerkt, seit 1220 schon Imperator, und so hoch hinauf wagt dieser gelehrte Forscher selbst nicht die Handschrift zu setzen.

5) Für den mit O bezeichneten *Oppeln'schen* Text (Einl. S. XVI. C. 2.) wird die nachträgliche Bemerkung interessant seyn, dafs in ihm zugleich der Hauptsache nach das eigentliche *Schlesische Landrecht* zur Collation gekommen ist. Dieses begreift nämlich 365 Kapitel, deren Rubriken Klose, liter. Unterhalt. I. S. 74 ff. aufführt. Vergleicht man hiermit die bei Böhme Th. VI. angegebenen 351 Rubriken der Oppeln'schen Handschrift und beide mit dem gewöhnlichen Inhalte des Sachsenspiegels, so ergibt sich, 1) dafs dieser in den 351 ersten Kapiteln des Landrechts, und den 350 ersten des Oppeln'schen Textes enthalten ist, 2) dafs beiden ein dem Sachsenspiegel fremdes Kapitel (Landr. 352, Opp. 351) gemeinsam ist, 3) dafs das Landrecht noch 13 ihm eigenthümliche Kapitel hat. Dafs aber beide nicht nur in ihrer Eintheilung, bis auf kleine Abweichungen, übereinstimmen, sondern auch in den Abänderungen des Textes des Sachsenspiegels, bezeugt Klose II. S. 520; vgl. ebend. S. 526.

6) Der S. XIV. 10. mit V bezeichnete Breslauische, ehemals Heinrichsauische Codex gibt sich selbst für im Jahre 1306 geschrieben aus (s. Gaupp Magdeb. Recht S. 194). Indessen stehe ich nicht an, ihn für wenigstens ein Jahrhundert jünger zu halten, theils um des modernen Charakters des Textes, theils um der Schrift willen, welche mit der im spätern 15ten Jahrhundert in Schlesien vorkommenden die gröfste Aehnlichkeit zeigt. Indessen ist doch anzunehmen, dafs er eine, wenn auch entstellende, Copie eines Originals von 1306 enthalte, und somit bleiben die interessanten Resultate, welche Gaupp aus seinem übrigen Inhalte für die Geschichte einiger Rechtsbücher zieht, in voller Kraft. Wir haben ihnen noch eine Bemerkung hinzuzufügen. Das erste, unter Bischof Thomas von Breslau (II. von 1270 bis 1292) verfafste Stück, ist nach Gaupp S. 190 eine Lateinische *Umarbeitung* des Sächsischen Landrechts. Doch bleibt bei genauerer Betrachtung kein Grund, es nicht vielmehr eine *Uebersetzung* zu nennen, der freilich der 1ste und 2te Art. des 1sten Buchs fehlt, und hinten ohne Absatz und Bezeichnung eine Lateinische Form des *Lübschen* Rechts angehängt ist. Diese Arbeit findet sich noch, wie auch Gaupp bemerkt, in einer Cracauer Handschrift, und mit einigen Abweichungen in den *Statutis Poloniae per J. Lashium editis Crac.* 1506; auch rühren aus ihr die Lesarten her, welche die Ausgabe des Lateinischen Sachsenspiegels, Zamosc 1602 „*ex vetustis exemplaribus,*" aufgenommen, und nach ihr die Zobel'sche v. J. 1614 und die Gärtner'sche zum Lateinischen Texte mitgetheilt haben. Wir hätten also hier einen neuen, von dem der gewöhnlichen Handschriften und Ausgaben ganz unabhängigen, durchaus von ihm abweichenden *Lateinischen* Text des Sächsischen Landrechts.

7) Den in der *Zobel'schen* Ausgabe v. J. 1614 gelieferten, von mir mit P bezeichneten Plattdeutschen Text, konnte ich während der Arbeit nur mit dem Ludovicischen Abdrucke vergleichen (s. S. XV Note). Gleich nach dem Schlusse des Drucks erhielt ich jene Ausgabe. Eine Vergleichung mit dem Abdrucke hat einige Ungenauigkeiten Ludovici's ergeben, die auch in den von mir daraus mitgetheilten Varianten ein Paar Berichtigungen nöthig machen. Aufserdem sind mir, ungeachtet aller auf

Digitized by Google

die Ausgabe verwendeten Sorgfalt, bei der Schwierigkeit der Correctur, doch einige nicht angezeigte Fehler entgangen. Da mir an der völligen Zuverläſsigkeit des Textes und der Varianten viel gelegen, werde ich nach einiger Zeit einen Nachtrag von Berichtigungen und Zusätzen vertheilen lassen. Hier folgen gleich die bedeutenderen derselben.

S. 18 im Text setze den Notenbuchstaben t nach ok und lies in der Note w. o. statt o. w. — S. 20. Note h lies: PQTZ statt PTZ. — Seite 22 Artikel 8, in Note k lies: S statt T. — S. 27. Art. 15. lies: des 8ten Art. §§. 1. 2, statt: den 8ten Art. — S. 59 Note bb, lies LMZ statt LMP, und Note gg lies: Q statt P. — S. 92 Zeile 2 im Text lies: seg statt sag. — S. 104 Art. 51 streiche: Note a. — S. 110 Art. 59, Note gg lies: G statt P. — S. 156 Zeile 9 im Text lies: ne mach statt de mach.

G. Homeyer.

LXVIII.

1) *Einleitung in das Neue Testament. Von Dr. Johann Gottfried Eichhorn.* Vierter Band 504 S. Fünfter Band 378. S. Leipzig, in der Weidmann'schen Buchhandlung. 1827.

2) *Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die Bibel Alten und Neuen Testaments. Von Dr. Wilhelm Martin Leberecht de Wette.* Zweiter Theil. Die Einleitung in das N. T. enthaltend. Berlin, bei G. Reimer. 1826. 365 S. in 8.

3) *Einleitung in die Schriften des Neuen Testaments. Erster und zweiter Theil. Von Dr. Joh. Leonhard Hug.* Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1826. 535 und 618 S. in 8.

Mit den zwei Bänden Nro. 1 hat der nun verewigte Eichhorn noch kurz vor seinem Tode ein Werk vollendet, welches, wie miſsgünstig auch einige Gelehrte der neuesten Zeit darüber urtheilen mochten, doch unstreitig wie wenige andere Werke neue Bahnen der Wissenschaft eröffnet, und seit fast funfzig Jahren den Forschungsgeist mächtig geweckt und geschärft hat. Im Jahr 1780 erschien die erste Ausgabe der Einleitung in das A. T., welche in der vierten Originalausgabe 1823 — 24 mit mehrern neuen trefflichen Zusätzen vermehrt ist; die Einleitung in das N. T. schritt seit dem Jahre 1804 nur langsam ihrer Vollendung entgegen. Nicht die Evidenz und Haltbarkeit jeder einzelnen Meinung und Vermuthung gibt dem ganzen, nun aus 11 Bänden bestehenden, Werke ein bleibendes Verdienst — denn es fordert die Natur der Sache, daſs Untersuchungen im Gebiete der Althebräischen und urchristlichen Literatur, über welche eine lange Reihe von Jahrhunderten irrig urtheilte oder geflissentlich dieſs Urtheilen vermied, erst nach Prüfung mehrerer, auch völlig entgegengesezter, Meinungen sicher werden können —; nicht die vor 50 Jahren noch wenig gekannten und geschäzten genauern Forschungen über die Sprache, den innern Gedankenzusammenhang und höchsten Zweck der biblischen Schriften sind in diesem Werke zur Vollendung geführt: aber es ist der Alles belebende Geist der freien und gesunden Untersuchung, welcher dieses Werk vor allen frühern dieses Inhalts auszeichnete, den spätern zum Muster ward, und auch in Zukunft noch viele edlen Seelen wohlthätig erregen wird.

Vorliegende zwei Schluſsbände enthalten die allgemeine Einleitung, statt daſs des Verfs. Einleitung in das A. T. und alle ähnlichen Werke den allgemeinen Theil dem speciellen voranstellen. Obgleich diese abweichende Ordnung hier mehr zufällig und in der einzelnen Ausführung etwas unbequem *) ist, so hält sie Ref. doch nicht bloſs für möglich, sondern ist auch überzeugt, daſs sie bedeutende Vorzüge vor der gewöhnlichen hat. Denn die meisten und wichtigsten der Gegenstände, die man in dem allgemeinen Theil abzuhandeln pflegt, sind ja der Art, daſs sie wenigstens von dem Leser erst aus den Resultaten der Untersuchungen über die einzelnen Bücher verstanden werden können; die Lehre vom Kanon und der Authentie z. B. kann viel sicherer sowohl als kürzer dargestellt werden, wenn sie sich auf das Ergebniſs der Forschungen über Alter und Charakter jeder einzelnen Schrift stüzt; ja es möchte in der Natur der Sache selbst liegen, zunächst von den alten Schrif-

*) In dem dritten Bande war die specielle Einleitung schon durch vollständige Register geschlossen; hier beginnt eine neue Paragraphenzählung, wobei die Citate der ersten drei Bände sehr oft Irrungen verursachen.

Digitized by Google

ten einzeln so zu reden, als wären wir Zeitgenossen der Verfasser, und dann erst überzugehen zu der Geschichte und dem Werthe der spätern Sammlung jener Schriften und den Schicksalen der Sammlung bis auf unsere Zeit. Denn in diesen Gränzen mufs sich doch wohl die allgemeine Einleitung halten; wenn sie nicht in fremde Gebiete, die sie doch nicht ganz durchsuchen kann, z. B. in das Gebiet der Hermeneutik, sich zerstreuen will.

Zwischen den allgemeinen Einleitungen in beide Testamente gibt es so vielfache Berührungspunkte, und es werden so viele Wiederholungen nöthig, wenn man sie trennt, dafs es gewifs am gerathensten ist, sie in ein Ganzes zu verarbeiten. Und obgleich die wiederholte Beschreibung und Entwickelung desselben Gegenstandes aus der Hand eines Eichhorn immer neue Ideen erweckt, so finden sich doch, besonders in dem Kapitel von den alten Uebersetzungen, mehrere Wiederholungen aus der allgemeinen Einleitung in das A. T., wo unter andern eine kritische Vergleichung der Geschichte des Textes der LXX mit der des Textes des N. T. viel belehrender gewesen wäre.

Gehen wir aber zu dem wesentlichen Inhalte über, so treffen wir auch in dieser Frucht des hohen Alters, mit welcher der Verf. die lange Reihe seiner schätzbaren Schriften über biblische Literatur beschlossen hat, fast noch dasselbe Feuer der Sprache und dieselbe überredende Anschaulichkeit der Darstellung, welche seine frühern Schriften auszeichnete. Ueber mehrere Fragen schwieriger Art finden wir sehr bemerkenswerthe Vermuthungen und Ansichten; mit echter Freiheit widersezt sich der Verf. den kritischen Grundsätzen Griesbach's, welche, so viel sie auch einst gelten mochten, doch gewifs zum Vortheile der Wissenschaft jezt von einigen Kritikern wieder verlassen werden; es mufs allen Kritikern lieb seyn, Eichhorn's Ansichten auch über diesen Theil der biblischen Kritik zu prüfen, je schwieriger er an sich ist und je weniger der Verf. in seinen frühern Schriften diesen Gegenstand berührt hat. Ist der Gegenstand in diesen zwei Bänden nicht ganz erschöpft; zeigt sich der Verf. oft mehr als blofsen Referenten fremder Urtheile mit geringer oder gar keiner Abänderung; hat er nicht selbst ein ganz neues System über die niedere Kritik des N. T. aufgestellt: so liegt der Grund theils in dem Umfang und der Unerschöpflichkeit des Stoffes selbst, welcher wohl mehrere Decennien bedarf, um gründlich und vollständig durchsucht und beurtheilt zu werden, theils in der oft nothwendigen Unsicherheit und Abhängigkeit des Urtheils, wenn der Kritiker nicht selbst Handschriften gesehen und verglichen, oder die alten Uebersetzungen gründlich von Anfang bis zu Ende in ihren sehr verschiedenen Originalsprachen verglichen hat. Die höhere Kritik kann durch hervorragenden Scharfsinn und gründliche Untersuchung eines Einzigen in kurzer Zeit weite Fortschritte machen: die niedere Kritik des N. T. schreitet, langsam zum Ziele, und kann nur durch das vereinte Bestreben vieler Gelehrten gewinnen. Handschriften sind in grofser Menge, besonders eifrig im vorigen Jahrhundert, verglichen: aber was sollen wir läugnen, dafs bis jezt noch kein echter Geist das Urtheil und die Auswahl der einzelnen Lesarten beseelt? Und wie kann dieses geschehen, so lange man nach Bengel's und Griesbach's Grundsätzen die Lesarten fast blofs nach dem Abwägen der gröfsern oder kleinern Zahl von Handschriften oder sogenannten Recensionen wählt? Mufs ein solches Abzählen nicht in unzähligen Fällen das Urtheil blenden, wo die sorgfältigste Kenntnifs des Hebräischen, vorzüglich des Aramäischen und Alexandrinischen Sprachgebrauchs das Richtigere zeigen kann? Und wann fängt man an, in Gersdorf's Fufstapfen, nur etwas geistvoller und umsichtiger, den Specialsprachgebrauch der einzelnen N. T. Schriftsteller zu erforschen und zu erkennen, wie grundverschieden die Sprachelemente der Apokalypse von denen des Evangeliums und der Briefe Johannis, die des Lukas von denen des Marcus oder Matthäus sind, und nach dem Ergebnisse solcher Forschungen die niedere Kritik des N. T. im Grofsen zu üben? Kritische Grundsätze, deren Begründung eigentlich der Hauptzweck einer allgemeinen Einleitung ist und ihr gröfster praktischer Nutzen, hat Eichhorn's Werk nur gelegentlich aufgestellt; Hug führt am Ende des ersten Theils S. 525—535 ein Verzeichnifs solcher Grundsätze auf, und man mufs nur bedauern, dafs er theils noch etwas zu sehr an den blofs materiellen Grundsätzen Griesbach's hängt, und noch vom Abzählen der kritischen Zeugen redet, theils zu wenig im ganzen Werke auf den gänzlich verschiedenen Sprachgebrauch der einzelnen Schriften achtet, und die Regeln nicht mit Beispielen genug erläutert und sichert. Kritische Ausgaben einzelner Schriften des N. T., die man bis jezt fast gänzlich vermieden, in der neuesten Zeit

Digitized by Google

mit zu ängstlicher und den Hebräisch-Aramäischen Sprachcharakter des N. T. zu wenig beachtender Rücksicht auf den classischen Sprachgebrauch angefangen hat, würden mit grofsem Nutzen einer neuen kritischen Textesrecension des ganzen N. T. vorhergehen.

Die Geschichte des Kanon im zweiten und dritten Jahrhunderte gehört unstreitig zu den schwierigsten und wichtigsten Gegenständen einer kritischen Einleitung. Nach der Darstellung des Verfs. Th. IV. S. 23 ff. ging die Feststellung des Kanon in der katholischen Kirche des zweiten Jahrhunderts von der Sammlung Marcions aus. Darauf führe nicht blofs die Zeit der ersten Feststellung, sondern auch die Namen *τὸ ἐυαγγέλιον* und *ὁ ἀπόστολος* für die beiden Haupttheile des Kanon. Indefs müfste es doch auffallen, wie die katholische Kirche aus den Händen eines Ketzers ihre Sammlung angenommen oder auch nur nach seinem Beispiel und Vorgange sie gebildet hätte; jene Namen aber für die zwei Haupttheile des N. T. zeigen zwar, dafs die Paulinischen Briefe, die Marcion nebst Lukas allein annahm, auch in der katholischen Kirche zuerst gesammelt wurden, und dafs man erst allmälig die sieben katholischen nach dem Muster dieser Paulinischen sammelte, und mit der Apokalypse zum Kanon sezte: aber gewifs nannte man in der katholischen Kirche die vier Evangelien nicht deswegen in der einfachen Zahl *τὸ εὐαγγέλιον*, weil Marcion nur eines der vier anerkannte und sich die einfache Zahl nach seinem Muster auch später erhielt (S. 25), sondern weil alle vier historischen Schriften über Christus, oder so viel deren sonst seyn mochten, dasselbe Euangelion d. h. dieselbe Botschaft von dem in Christus erschienenen Heil verkündigen; daher auch die alte Kirche nach einem richtigen Gefühle die einzelnen Schriften nicht nannte *εὐαγγέλιον Ματθαίυ*, *Μάρκυ* u. s. w., sondern *εὐαγ. κατὰ Ματθαῖον*, *Μάρκον*. Die frühe Sammlung des Marcion hatte viel Ursprüngliches und augenscheinlich Richtiges, welches die katholische Kirche in jener Zeit mit ihr gemein hatte, später aber allmälig änderte; seine Ordnung der zehn Paulinischen Briefe z. B. (Galater, Corinther, Römer, Thessaloniker, Epheser, Kolosser, Philemon, Philipper, Epiphan. haer. 42, 9; nur die Briefe an die Thessaloniker müfsten vor dem an die Galater stehen) ist rein chronologisch und nicht so willkürlich als die später gewöhnlich gewordene, wie es auch merkwürdig und aus seinem Systeme unerklärbar *) bleibt, warum er neben dem kleinen Privatbriefe an Philemon, die gröfsern an Timotheus und Titus nicht kannte: aber dafs seine Sammlung die erste war oder das Muster der katholischen wurde, ist eine unerweisbare Annahme.

So zerstreut und an Zahl gering auch die Zeugnisse des christlichen Alterthums aus den drei ersten Jahrhunderten über die Schriften des N. T. seyn mögen: dennoch lassen sich aus ihnen, wenn man sie nur mit vorurtheilsfreiem kritischen Blicke und mit steter Rücksicht auf den innern Charakter jeder einzelnen N. T. Schrift prüfend sammelt, sichere Resultate ziehen. Der innere Charakter einer Schrift, zumal wo sie mit andern desselben Verfassers verglichen werden kann, mufs zwar immer bei der Unzulänglichkeit der unkritischen Tradition das Urtheil leiten; aber das Zusammenstimmen der Tradition gibt ihm erst völlige Sicherheit. Um dieses hier nur an den sieben katholischen Briefen zu zeigen, über welche der Verf. S. 22—70 nur einzelne unzusammenhängende Urtheile zusammenstellt, so hat die alte Kirche nie am ersten Briefe des Petrus und Johannes gezweifelt, und diese Schriften sind auch nach innern Spuren nicht zu bezweifeln; wenn die offenbar ächten zwei kleinern Briefe des Johannes oft zu den Antilegomena gerechnet wurden, so konnte es blofs geschehen, weil sie als kurze, für die christliche Lehre unwichtige Privatbriefe in vielen Sammlungen zufällig fehlten; die Briefe des Jacobus und Judas sind nach innern und äufsern Gründen alt und echt, und schon im zweiten Jahrhunderte geschäzt: wenn sie dennoch von Mehrern zu den Antilegomena gezählt wurden (*Hieronym. de script. eccles. c.* 2), so geschah es weil sich die auch durch den innern Charakter der Briefe bestätigte Tradition erhalten hatte, dafs die Verfasser Jacobus und Judas nicht die zwei Apostel dieses Namens, sondern zwei andere aus dem apostolischen Zeitalter seien; am längsten und auffallendsten ward der zweite Brief Petri bestritten, während den ersten nie dieses Urtheil traf, und die innern Spuren bestätigen die alten Zweifel. Selbst die *Ordnung* und Stellung einer Schrift stimmt oft, als alte Urtheile der Kirche über sie beurkundend, mit den innern Spuren vortrefflich

*) Was *Hug* II. S. 438 dagegen anführt, erklärt das zu Erklärende nicht genug.

Digitized by Google

überein. So wenn der Brief an die Hebräer seine gesetzlich gewordene Stelle am Ende der Paulinischen Briefe hat, wohin er als Schrift Pauli nach der Ordnung der übrigen Paulinischen Briefe nicht gehört, und wenn nur wenige alte Leser verschiedene Versuche machten ihn höher zu stellen, bald nach dem zweiten an die Corinther, bald nach dem an die Galater, bald nach dem an die Thessaloniker (Hug II. S. 476), da doch sonst die Ordnung der übrigen Paulinischen Briefe in den Handschriften nicht schwankt: was werden wir daraus schliefsen, als dafs der Brief erst später zu der schon vollendeten und geschlossenen Sammlung der Paulinischen Briefe gesezt ward?

In der Geschichte des Textes weicht der Verfasser gänzlich von Griesbach's System ab, und nähert sich mehr dem von Hug entworfenen, ohne indefs den kühnsten Voraussetzungen Hug's zu folgen. Auch nach dieser Darstellung ward der Text im zweiten und dritten Jahrhundert in allen Ländern stark entstellt, und es bildete sich ein *unrecensirter* Text (bei Hug *κοινὴ ἔκδοσις*), in Asien reiner, in Afrika unreiner; seit dem Ende des dritten Jahrhunderts entstanden zwei verschiedene *recensirte* Texte, durch Hesychius in Alexandrien, und Lucianus in Antiochien, und durch deren frühe Vermischung endlich ein *gemischter Text*, der sich in den meisten oder allen Handschriften erhalten hat; von einer Asiatischen und Aegyptischen (Africanischen) Recension kann daher noch ferner gesprochen werden, aber Griesbach's Occidentalische wird völlig verworfen, weil im Occident überhaupt Griechische Handschriften wenig gebraucht seien und der dortige Text sich von dem Africanischen nicht habe unterscheiden können. Dieses System ist also allerdings richtiger als das von Griesbach, dessen Recensionen doch nur im uneigentlichen Sinne diesen Namen tragen; es ist auch deutlicher und erweisbarer als das von Hug: dennoch aber darf man nicht glauben, dafs es auf völlig sicherm Grunde ruhe. Denn historisch is es ja völlig dunkel, wie Hesychius und Lucianus recensirten, und wie ihre Recensionen wieder gänzlich vermischt werden konnten; wie Vieles kann man also jenen Kritikern aufbürden, woran sie nie gedacht haben! Und sollte wirklich der Griechische Text im Abendlande so äufserst selten abgeschrieben seyn, da Griechische Sprachkunde sich lange in Italien erhielt und gerade einige der ältesten Handschriften von Occidentalen geschrieben sind?

In dem weitläufigen Abschnitt über die alten Uebersetzungen des N. T. findet sich (IV. S. 336 ff.) die neue und hier warm vertheidigte Meinung, dafs sich in der alten Lateinischen Kirche nur *eine* und *dieselbe* Uebersetzung nachweisen lasse, und dafs Augustin *de doctr. chr.* 2, 11 irrig oder in Hyperbeln gesprochen habe, wenn er eine grofse Menge Lateinischer Uebersetzungen in die frühesten Zeiten des Christenthums verlegt. Spricht indefs Augustin von vielen durch Privatleute zum Privatgebrauch unternommenen Uebersetzungen, warum sollte man seinen Worten nicht trauen? Sezt er doch deutlich die *Itala* allen übrigen Uebersetzungen vor und unterscheidet so bestimmt viele Uebersetzungen oder Versetzungsversuche. Für *Itala* empfiehlt jezt zwar der Verf. entschieden *usitata* zu lesen: nur kann man fragen, ob Augustin nicht an jener Stelle nothwendig einen Eigennamen setzen mufste? und ob der Name *Itala* (aus Italien gekommene Uebersetzung), der sich von Einwohnern Italiens, wie von Hieronymus, freilich nicht denken läfst, nicht in Africa leicht entstehen konnte? Den Text, aus welchem die Itala flofs, leitet der Verf. S. 370 aus Aegypten ab, weil die Koptische und Sahidische Uebersetzung bis zur Ueberraschung mit ihren Lesarten übereinstimme.

Wie Eichhorn in diesen Bänden sein seit 50 Jahren angefangenes Werk vollendet hat, so hat auch de Wette in Nro. 2 sein kürzeres Lehrbuch über die Einleitung in die Bibel vollendet. Den ersten Theil zeichnete kritische Schärfe und vorurtheilsfreie, meist gesunde und treffende Untersuchung aus, und wenn auch weniger neue Ideen, doch eine gründliche Beurtheilung fremder Ansichten und richtige Auswahl des Bessern. Dafs sich dieselben Vorzüge auch in diesem zweiten Theile finden; dafs der Verf. die Wahrheit überall ohne Nebenrücksichten gesucht hat, wohl wissend, dafs die wissenschaftliche Forschung, wenn sie bleibenden und wahren Nutzen stiften soll, keinen Zwang leide und keine Gränzen: dieses ist um so verdienstvoller, je mehr jezt Viele aus Mifsverstand des lebendigen und geistigen Christenthums gründliche Untersuchung in diesem Gebiete verabscheuen. Die allgemeine Einleitung ist zwar sehr kurz und man vermifst z. B. genauere Untersuchungen über die alten Uebersetzungen; doch sind die kritischen Grundsätze von Griesbach, Hug und Scholz nicht ohne richtige Schärfe kurz geprüft und verworfen, obwohl kein neues aufgestellt. Mehr eigenthümliches fin-

Digitized by Google

det sich im speciellen Theile, wo über das Verhältnifs der drei Evangelien eine den vorigen Hypothesen wenigstens gleiche aufgestellt, über die Pastoralbriefe Eichhorn's Meinung gebilligt und über die Apokalypse richtiger geurtheilt wird, als in den meisten ähnlichen Werken. Nur in einem Punkte weicht der Untersuchungsgeist dieses zweiten Theils merkwürdig von dem des ersten ab. Denn in diesem zweiten prüft der Verf. nicht nur mit gröfserer Vorsicht seine und fremde Ansichten, sondern er wirft auch oft in dem Gebiete, wo man ganz sicher zu seyn glaubt, blofse Zweifel auf, und stellt oft nur Gründe und Gegengründe gegeneinander in Kampf, so dafs vorzüglich dem lernen wollenden Leser oft ein zerrissenes und trübes Bild statt Deutlichkeit und Einheit erscheint. Mag diese Ungewifsheit bei einzelnen historischen Facta bleiben, wenn die Quellen fehlen oder getrübt sind: aber wo es sich um die Authentie einer ganzen Schrift handelt, sollte doch die Untersuchung nicht unvollendet und unklar gelassen werden; die Zweifel müfsten überwunden werden oder zu etwas sichern Resultaten führen, und wo sich viele Gründe und Gegengründe aufzählen lassen, mufs sich doch bei der genauesten und umfassendsten Erwägung das Urtheil auf eine Seite neigen; und falle dann das Urtheil auch falsch, so wird sich bald durch das anschauliche Bild des Falschen das Wahre desto stärker hervordringen. Nehmen wir einige Beispiele dieses schwankenden, sich selbst nicht vertrauenden Urtheils.

Nachdem S. 227 die Zeitumstände, welche den zweiten Brief an die Thessaloniker veranlafsten, aus dem Briefe selbst in Uebereinstimmung mit den andern Kritikern angegeben sind, werden S. 229 die von J. E. Chr. Schmidt gegen seine Echtheit erhobenen Zweifel als nicht ungegründet bezeichnet und mit neuen vermehrt; jedoch zulezt auch wieder etwas erinnert, welches für die Echtheit sprechen könnte. Warum aber wird hier nicht die Echtheit der Vorstellung erstrebt? und warum sind nicht die, hier wenigstens, aus blofser Unklarheit entstandenen Zweifel gelöst? Dafs der Brief weniger Eigenthümliches in geschichtlichen Beziehungen enthält als das erste (es fehlt nicht ganz daran, vergl. 2, 5. 3, 4. 7—11 wo sich die eigentliche Veranlassung des Briefes zeigt), kann nicht auffallen, wenn er einige Zeit nach dem ersten wie ein kurzer Nachtrag zu diesem geschrieben wurde; freilich spricht der zweite von bösen Zeiten, die der Parusie Christi vorhergehen müfsten, während der erste Brief davon schweigt und nur die *unvermuthete* und daher der Zeit nach nicht genau zu bestimmende Parusie schildert; aber diese Ansichten stehen sich durchaus nicht entgegen, sondern finden sich selbst in denselben Schriften (z. B. im Mathäus, in der Apokalypse) zugleich, und gehören beide gleichmäfsig zu dem Kreise der Messianischen Hoffnungen jener Zeit, die man eben, weil sie Hoffnungen und Wünsche sind, nicht in ein logisches System zwängen darf; hätte Paulus in einem der zwei Briefe einen vollständigen Abrifs dieser Hoffnungen geben wollen, wie sie Matthäus und die Apokalypse in ihrem ganzen Umfange darstellen, und wie sie Paulus selbst nach seinen Aeufserungen mündlich der Gemeinde vorgetragen haben mufs, so würde er beide Erwartungen zugleich berührt haben; aber der zweite Brief wollte blofs die wegen falsch verbreiteter Gerüchte über die bestimmte Zeit der Parusie entstandenen Unruhen stillen, und schiebt die Parusie nicht in die entfernteste Zukunft, wie der viel später geschriebene zweite Brief Petri, sondern in eine nahe, obgleich noch nicht gegenwärtige (2, 7) Zeit; er ist also eine vorsichtige Ergänzung des ersten Briefs. Und da die Schreibart des Briefs Paulinisch ist, der Ton vortrefflich, und sich Züge finden, die auch der unredlichste Betrüger nicht in dieser sorglosen individuellen Bestimmheit (2, 2. 3, 17) hätte erdichten können, wozu zweifeln wir ferner über den Verfasser? *)

Noch gröfseres Schwanken des Urtheils zeigt sich bei den Untersuchungen über den Brief an die Epheser Bei diesen waren die Gelehrten bisher nur ungewifs, ob er wirklich an die Epheser geschrieben sei, und wie man seine merkwürdige Uebereinstimmung mit den Worten und dem Gedankengange des Briefs an die Kolosser erklären könne; auch die kühnsten Kritiker kamen nicht auf den Gedanken, jene Schwierigkeiten dadurch zu heben, dafs sie ihn für untergeschoben und den Paulinischen nachgebildet erklärten.

(Der Beschlufs folgt.)

*) Der Einwurf, dafs Paulus blofs in diesem Briefe vom Antichrist rede, scheint sehr vag und unrichtig. Wer wird die Briefe Johannis deswegen dem Verfasser des Evangeliums absprechen, weil blofs sie von der Parusie und vom Antichrist reden? Genug, wenn sich jene Erwähnung des Antichrist in Pauli Zeit und Lage denken läfst.

Digitized by Google

Nro. 169. u. 170.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1827.

1) *Einleitung in das Neue Testament. Von Dr. Johann Gottfried Eichhorn.*

2) *Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die Bibel Alten und Neuen Testaments. Von Dr. Wilhelm Martin Leberecht de Wette.*

3) *Einleitung in die Schriften des Neuen Testaments. Erster und zweiter Theil. Von Dr. Joh. Leonhard Hug.*

(Beschluſs.)

Indem aber der Verf. jene Schwierigkeiten für unlösbar hält, sucht er zugleich noch andere Gründe des möglichen Zweifels an der Echtheit (S. 256 ff.); die bisweilen wörtliche Uebereinstimmung des Briefs mit den andern kürzeren und bündigeren ist ihm verdächtig, und er glaubt auch manches dem Apostel Fremde oder seiner nicht recht Würdige in seiner Schreib- und Denkart zu entdecken; und dennoch preſst ihm die Wahrheit zulezt das Geständniſs ab, daſs sich auch vieles des Apostels völlig Würdige und von einem Nachahmer nicht zu Erwartende in ihm finde, nicht zu gedenken, daſs gerade dieser Brief mehr als ein anderer Paulinischer von dem christlichen Alterthume geschüzt wird. So schroffe Gegensätze sollten wirklich ohne eine Einheit der Entscheidung, ja selbst ohne den Versuch einer Einheit bleiben? Prüfen wir denn zunächst kurz, ob der Zweck des Briefs für des Verf. Meinung rede. Eine untergeschobene Schrift hat auch einen Zweck und eine Veranlassung in der Zeit; denn an eine völlig zweck- und nutzlose Nachahmung einer apostolischen Schrift oder an eine Schülerübung wird man doch im apostolischen Zeitalter nicht denken können. Ja es zeigt sich in allen Schriften des A. und N. T., welche den Namen eines berühmten Verfassers zur Einführung annahmen, ein um so bestimmterer Zweck, je weniger diese Annahme ohne Ursache und Zeiterforderniſs geschah, je nöthiger es schien, eine wichtige Wahrheit im Namen eines wichtigen, geachteten Verfassers den Zeitgenossen dringend zu empfehlen. Was für ein Zweck könnte aber den Verfasser dieses Briefs getrieben haben, ihn im Namen des Apostels bekannt zu machen oder überhaupt zu schreiben? Er enthält ja keine neue Lehre, bestreitet keine Irrlehrer, empfiehlt keine neue Ansicht, und gibt für keine neue Leidenszeit Rath und Trost; er besteht in Herzensergieſsungen über die Wohlthaten des Evangeliums und in einigen ganz allgemeinen moralischen Vorschriften. Nehmen wir dann ferner, gewiſs nicht ohne Grund, an, daſs der Apostel in Rom diesen Brief einige Zeit vor dem an die Kolosser schrieb, und zwar, wie aus den Ueberschriften beider Briefe klar wird, eigenhändig, also mit gröſserer Ruhe und Langsamkeit, während er den andern Brief dem Timotheus dictirte, erklärt sich so nicht die etwas gröſsere Ruhe und Ausführlichkeit des ersten Briefs? Sind sich nicht auch die Briefe an die Corinther, nach der verschiedenen Stimmung und Lage des Apostels, in der Schreibart etwas ungleich? Den Brief an die Kolosser schrieb Paulus kurze Zeit nachher wegen der dieser Stadt gerade gefährlich werdenden Irrlehrer, und daſs er darin mehrere Worte und Gedanken aus dem kurz zuvor geschriebenen Briefe wiederholt (nicht ängstlich nachahmt), fällt um so weniger auf, weil der häufig schreibende und dictirende Paulus überhaupt sich an gewisse Lieblingsredensarten gewöhnt hatte, die überall wiederkehren. Der Mangel an Persönlichkeiten erklärt sich, selbst wenn der Brief kein Umlaufschreiben, sondern bloſs an die Epheser gerichtet seyn sollte, genug aus der Andeutung über den Ueberbringer 6, 21. 22. Unpassende Vorstellungen können wir nicht finden; z. B. die dämonologische über das Herrschen und Anfeinden böser Geister 2, 2. 6, 12 findet sich auch Röm. 8, 33 — 39. Wir übergehen andere Gründe für die Echt-

Digitized by Google

heit, z. B. dafs der erste Brief Petri, der überall auf den Ausdruck der Paulinischen Briefe Rücksicht nimmt, auch diesen Brief voraussezt, (5, 22. Vergl. 1 Petr. 3, 1. 5. ἰδίοις steht Kol. 3, 18).

Aehnlich schwankt die Untersuchung über den Verfasser des Briefs Jacobi und des ersten Petri ohne Haltpunkt und Resultat. Bei jenem Briefe wird S. 306 der vage Einwurf hervorgehoben, dafs es unbegreiflich sei, wie Jacobus zu einer so grofsen Uebung in der Griechischen Sprache gekommen sei; denn wie kann man historisch beweisen, dafs die Griechische Sprache damals in Palästina so wenig gebräuchlich war, (schrieb doch selbst Matthäus wahrscheinlich Griechisch); und, wenn sie es gewesen wäre, dafs sich nicht Jacobus bei einem für die Heidenländer bestimmten Briefe der Hülfe eines Griechischkundigen bedient habe! Die bei dem ersten Briefe Petri nicht gelösten Zweifel würden sich leicht heben, wenn der Verf. auf die durch 5, 12 klare Vorstellung *) gekommen wäre, dafs Petrus zwar den Brief veranlafst und bestätigt habe, die äufsere Form aber von dem frühern Begleiter Pauli, Silvanus, abzuleiten sei. So erklärt sich auch die grofse Uebereinstimmung mit Pauli Schreibart.

Viel richtiger und fester sind die Urtheile über die Pastoralbriefe, den Brief an die Hebräer, den des Judas und den zweiten des Petrus. Ueber die Apokalypse wird sehr wahr und consequent geurtheilt, was den Verfasser betrifft; aber wenn S. 351 behauptet wird, dafs sie aus zwei verschiedenen Theilen ohne Einheit bestehen, dafs der erste vor der Zerstörung Jerusalems, der zweite C. 12 — 22 gegen das Ende der Regierung des Vespasian geschrieben sei, so ist das Lezte völlig willkürlich angenommen, und das Erste nicht aus einer klaren Anschauung über die vom Propheten selbst angedeutete Eintheilung und den Zusammenhang der Visionen hervorgegangen. So edel und freisinnig sich sonst der Verf. den vagen und auf gut Glück angenommenen Hypothesen entgegensezt; so ist es doch wahrlich eine eben so starke, wenn man zur Erklärung einiger (nicht wirklichen) Schwierigkeiten annimmt, dafs die Apokalypse ursprünglich einen andern Schlufs gehabt habe, und dafs dieser von demselben Johannes später weggeschnitten und dafür einen neue Offenbarung hinzugesezt sei, die der Darstellung der erstern entgegenwirken sollte. Wozu verwarf er nicht lieber die ganze erste Schrift, und lieferte ein Buch, dessen Anfang sich nicht reimt mit dem Ende?

Wir eilen zu dem dritten Werke. Hug's Einleitung ist seit zwanzig Jahren unter uns rühmlichst bekannt und fleifsig gelesen; der Scharfsinn und die ausgebreitete Gelehrsamkeit des Verf. hat ihr grofse und anerkannte Vorzüge verliehen; wohlthätig wirkte das Werk selbst durch die Opposition gegen Eichhorn und Griesbach, wenn auch an die Stelle der bestrittenen Meinungen nicht immer vollkommen bessere kamen. Auch diese neue Ausgabe hat durch den Fleifs des Verf. einige wichtige Zusätze oder Aenderungen erhalten. Unser Geschäft kann es hier nicht seyn, eine vollständige Recension einer neuen Ausgabe zu liefern; wir schildern nur kurz den Geist der Schrift und ihr Verhältnifs zu den zwei vorigen Werken.

Erfahrung und die Sache selbst lehrt, dafs die Tradition sehr häufig durch die genaueren Forschungen unserer Zeit beschränkt oder völlig verlassen werden mufs. Sucht man die Wahrheit historischer Fragen, so darf keine Nebenrücksicht die Forschung hemmen, wenn sie nicht halb und unbestimmt bleiben soll; ja noch schädlicher ist eine ängstliche, obwohl sehr gelehrte, Vertheidigung der Tradition gegen augenscheinliche Gründe der Forschung. Zwar stellt sich bisweilen der Verf. mit rühmlichster Freimüthigkeit der Tradition der ältesten, ältern oder neuen Kirche entgegen, und übt das Recht einer besonnenen Forschung; aber indem er viel häufiger gegen die Gründe einer gesunden und zwangsfreien Kritik das Ansehen der Tradition durch alle Mittel des Scharfsinns und der Combination eifrig zu retten sucht, tritt er mit sich selbst in Widerspruch und streitet mit Waffen, zu denen er sonst nicht greifen würde. Schon der im ersten Theil ausgesprochene und durch das ganze Werk laufende Grundsatz, dafs die Tradition in der Theologie so viel gelten müsse als in der Jurisprudenz, ist höchst schädlich und jede Forschung fesselnd, wenn man ihn auf die rein historischen und kritischen Vorkenntnisse der Theologie überträgt. Fassen wir aber einige Beispiele ins Auge. Gewifs ist es ein in der Geschichte des Kanon höchst merkwürdiger Umstand, dafs die alte Peschito, deren Stimme in der Kritik allgemein geach-

*) Recensent ist längst schon darauf gekommen. Denn unrichtig sowohl den Worten des Satzes nach, als nach dem Briefstyle der Alten, welcher ἔγραψα auf den gegenwärtigen Brief zu ziehen befiehlt, versteht man den Vers von einem frühern Briefe. (Vergl. 1 Joh. 2, 14. 21. 26. 5, 13.)

Digitized by Google

tet wird, besonders wo es sich um Auslassungen handelt, die Apokalypse und den zweiten Petrinischen Brief nicht kennt. Da diese Bücher nach mehreren inneren und äufseren Zeugnissen nicht wohl von den Verfassern geschrieben seyn können, denen sie viele Christen zugeschrieben haben; so fühlt man leicht, wie grofs das hinzukommende Gewicht der Peschito sei, und wie sehr der Verf. die Tradition auch hier zu schützen Sorge tragen mufste. Seine Auskunft ist: dafs diese Bücher wirklich zu der Peschito gehört hätten, aber später von ihr weggeschnitten seien (Th. I. S. 356—359). Mögen auch schon berühmte Gelehrte dieser Hypothese des Verfs. gefolgt seyn, uns erscheint sie als unmöglich. Denn wie könnten die Syrer diese Bücher zuerst hoch geschäzt und dann so gänzlich verworfen haben, dafs sich nirgends eine Spur davon zeigt, da im Gegentheile die Geschichte klar bezeugt, dafs sie jene Bücher erst seit dem fünften Jahrhunderte kennen lernten und übersezten? Womit will man beweisen, dafs jene Bücher im dritten oder vierten Jahrhunderte von den Syrern für kanonisch gehalten wurden? Aus Ephräm gewifs nicht. Denn wenn er zuweilen die Apokalypse citirt, so setzen seine Citate keine Uebersetzung, noch weniger die Peschito voraus; Ephräm, wenn er nicht fertig Griechisch verstand, hatte nach Assemani *bibl. or. T. I.* stets Begleiter und Dolmetscher um sich, welche das Griechische ihm erklärten. — Die älteste Kirche schäzte nicht alle Bücher, die wir jezt im Kanon haben, eben so hoch, und obgleich sich unter den vom vierten Jahrhundert an gleichgeschäzten Schriften des jetzigen Kanon keine später untergeschobene Schrift findet, sondern auch die bestrittenen von Schülern und Freunden der Apostel im echtapostolischen Geiste geschrieben wurden, ihr Abstand also von den apostolischen Schriften nicht bedeutend seyn kann; so würde man doch sehr undankbar gegen die Wahrheit handeln, wenn man die ältesten und genauesten Zeugnisse über die Ungewifsheit des apostolischen Ursprungs einer Schrift mifsdeuten wollte, da sie vielmehr noch jezt durch die Untersuchung des innern Charakters einer solchen Schrift sich bestätigen. Indem aber der Verf. sich dem Dienste der seit dem vierten Jahrhundert erst stetig gewordenen Tradition ergibt, sieht er sich überall gezwungen die alten Zeugnisse irrig zu erklären. Die gewöhnliche Auskunft ist die, dafs z. B. der Brief an die Hebräer (Th. II. S. 481) und die Apokalypse erst dann dem Paulus und Johannes von der orthodoxen Kirche abgesprochen seien, als Irrlehrer diese Bücher zur Unterstützung ihrer Irrthümer zu gebrauchen angefangen hätten. Dann aber wundern wir uns wahrlich noch mehr über die Sonderbarkeit der alten Kirche, auf diese Art die Ketzer zur Ruhe zu bringen. Verehrte sie wirklich einstimmig jene Bücher längst als Schriften jener Apostel, wie konnte sie es wagen, sie leichtsinnig wegen scheinbarer Gefahr von Irrlehrern wieder zu verwerfen? und warum sind andere Schriften, welche von Häretikern nicht minder oder noch stärker mifsbraucht wurden, wie Johannis Evangelium von den Montanisten, nicht auch eben so planlos von der Kirche verworfen? — Wenn wir sehen, dafs die Apostel in ihren sicher echten Briefen nur immer gegenwärtige Irrthümer und Irrlehrer kennen und bestreiten; so kann es nicht zufällig seyn, wenn gerade umgekehrt in den Briefen, welche im Namen und Geiste der Apostel einige Zeit nach ihrem Tode nach vielen Spuren geschrieben seyn müssen (2 Petr. 2, 1 — 22. 1 Thimoth. 4, 1 ff. 2 Thimoth. 3, 1 ff.), von künftigen Irrlehrern Vieles geredet wird. Denn wir werden bei tieferer Forschung sehen, dafs diese Irrlehrer den Verfassern gerade damals als schädlich und die Zeitgenossen verführend vor Augen waren; wie denn auch die Rede im zweiten, Petrinischen Briefe zuerst wie von künftigen Irrlehrern handelt, dann aber bald sie als schon gegenwärtig mit so individuellen Zügen zu schildern fortfährt, wie sie blofs aus der gegenwärtigen Anschauung geflossen seyn können. Und so zwingt uns die Sache selbst zu der Annahme, dafs die gegenwärtige Gefahr neuer Irrlehrer eigentlich die Hauptveranlassung dieser Briefe war, und dafs die Verfasser diese Irrlehrer zur Warnung der Zeitgenossen gerade so bekämpften, wie sie fest überzeugt waren, dafs es die Apostel in ihrem Leben gethan haben würden; daher sie denn auch gar nicht zweifeln konnten, nach der Sitte jener Zeiten im Namen der Apostel zu schreiben. Und diesen Umstand übersieht der Verf. völlig bei der Vertheidigung der allmälig gebildeten Tradition über die Urheber dieser Briefe, nicht bedenkend, dafs dadurch allein die noch ältere Tradition, besonders über den Petrinischen Brief, sich vorurtheilsfrei erklären läfst. Wir übergehen hier die Gründe, welche dem Verf. genügten, seine spätere Tradition zu vertheidigen. Handelt es sich blofs um Vertheidigung einer im Ganzen unwesentlichen, mehr einzelnen Ueberlieferung des Alterthums; so mögen wir

Digitized by Google

gern dieses Halten an dem durch Ueberlieferung Geheiligten entschuldigen; der Verf. mag mit Recht die jezt gewöhnliche Ordnung der vier Evangelien als gleich ursprünglich in den Zeiten der Abfassung begründet in Schutz nehmen, oder die Kirchenväter vertheidigen, welche eine wirkliche Reise des Paulus (kein blofses Vorhaben, Röm. 15, 24) nach Spanien behaupten (Th. II. S. 322): aber wenn dadurch der Charakter und Ursprung einer ganzen Schrift verkannt wird, so ist der Schaden schwerer zu heilen.

Durch Hypothesen die Lücken der Geschichte auszufüllen kann dem kritischen Forscher nicht versagt seyn, wenn sie nur durch gewisse historische Data wenigstens vorbereitet und gestüzt werden können. Aber wir haben in diesem Felde schon fast zu viele künstliche Hypothesen gesehen, die meist nur ihren Urhebern gefallen konnten, und es bleibt eine noch nicht gelöste Aufgabe, durch genauere Forschung das ganze Gebiet so zu sichern, dafs die Menge dieser vagen Vermuthungen nicht weiter nöthig ist. Und wenn wir wünschen, dafs sich der Verf. vor solchen Vermuthungen, auf die er weitere Schlüsse baut, etwas vorsichtiger verwahrt hätte; so glauben wir nur eine einleuchtende Wahrheit auszusprechen. Wir rechnen dahin z. B. die durch die ganze Geschichte des Textes hindurchlaufende Annahme, dafs Origines der Urheber einer besondern Textesrecension des N. T. gewesen sei, welches nebst der behaupteten Verwandtschaft dieser Recension mit der Syrischen Philoxeniana höchst zweifelhaft bleibt; die Behauptung, dafs die Briefe Johannis zugleich mit dem Evangelium abgesandt und wie dieses in Patmos geschrieben seien (Th. II. S. 250—257); die sehr gezwungenen und man möchte sagen ängstlichen Versuche den Widerspruch der Genealogien des Lucas und Matthäus zu heben oder den Brief an Titus in die Zeitgeschichte Pauli bequem zu bringen (S. 268. 347); die als sicher angenommene Vermuthung, dafs Matthäus am Anfange des Jüdisch-Römischen Kriegs schrieb und mit Rücksicht auf diese bewegte Zeit seine Darstellung einrichtete (S. 12—15). Die Irrlehrer, welche im Briefe an die Kolosser, im zweiten Petrinischen und dem des Judas bestritten werden, hält der Verf. für aus einer Schule der chaldäischen Mager stammende; indefs die Irrlehrer, die der Gegenstand der zwei lezten Briefe wurden, waren gänzlich verschieden von denen, vor welchen der erste Brief warnt: denn ihr Grundfehler, das Läugnen der Möglichkeit der Parusie Christi, verleitete sie zur Verachtung der Engel, der Begleiter des Messias (dagegen Koloss. 2, 18), und zu allen Lüsten, da die Furcht vor dem rächenden Messias aufgehoben war. Wie ganz anders im Brief an die Kolosser! Weil der Verf. der Tradition folgt: dafs Johannes die Apokalypse unter Domitian schrieb (worüber doch selbst das Alterthum ungewifs ist), so mufs er S. 612. ff. die Worte 17, 9 αἱ ἑπτὰ κεφαλαὶ ὄρη εἰσιν ἑπτὰ - καὶ βασιλεῖς ἑπτά εἰσιν ganz gegen die Haupttendenz der Schrift und die Bedeutung der Worte selbst erklären durch: die sieben Köpfe sind königliche Hügel; und er sieht sich ferner gezwungen die zehn Hörner v. 12. für die zehn ersten Römischen Kaiser zu halten. Wie aber bei dieser Annahme irgend ein Sinn in das ganze Capitel kommen könne, ist schwer einzusehen; und die genaue Totalerklärung der Apokalypse hätte zu der festen Annahme leiten sollen, dafs sie nicht unter Domitian geschrieben seyn kann.

Die Einleitung in die Bibel, dieses eines wissenschaftlichen Einheitsprincips entbehrende Aggregat von den verschiedenartigsten Forschungen aus den Ergebnissen der Kritik, Hermeneutik und Geschichte, ist seit Johann David Michaelis, dem Begründer dieser Wissenschaft, von vielen der gelehrtesten Theologen zu gröfserer Vollkommenheit ausgebildet, und der durch sie entzündete Forschungsgeist wird sich auch in Zukunft selbst durch ungünstige Zeitideen nicht hemmen lassen. Aber noch leidet sie an einem Gebrechen, welches sich gerade in den ausführlichen, scheinbar am meisten wissenschaftlichen Werken wiederfindet. Als sich im vorigen Jahrhunderte diese Wissenschaft zuerst den lange getragenen Fesseln der Vorurtheile und beschränkten Ansichten entrang, traute sie der Kraft der ansprechenden Vermuthung und der Neuheit der Darstellung mehr als der ruhigen, sichern Forschung, die sich auf dem historischen Boden hält: während man das Alte eifrig verwarf, ward das neue Gebiet zu unsicher und die Untersuchung zu wenig besonnen und tief begründet; am meisten stritt man nur über Alter und Verfasser der Schriften, und schäzte zu gering die Untersuchungen über die Specialsprache jedes Schriftstellers und den Gedankenzusammenhang der schwierigern Bücher; nothwendige, aber oft schwierigere und weniger angenehme Nebenstudien, wie das vergleichende Studium der gesammten Orientalischen Literatur, der Kirchenväter und der Apokryphen im weitesten Sinne, wurden zu wenig zu Hülfe genommen. So

Digitized by Google

bleibt noch die Aufgabe, in diesem Gebiete ohne die Vorurtheile und Beschränktheit der frühern Zeit und ohne den zu raschen und unvorsichtigen Untersuchungsgang der spätern durch gründlichere Forschung nach sichern Resultaten zu streben. Die Einleitung in das N. T. aber ist, man sehe auf den allgemeinen oder speciellen Theil, bei Weitem noch nicht so vollkommen ausgebildet als die in das A. T., obwohl sie wegen der gröfsern Nähe der Zeit und des Reichthums an gewissen, unbestrittenen historischen Grundlagen eine noch vollkommenere Ausbildung gewinnen kann.

Ewald.

LXIX.

Der Procefs und die Klagen bei den Attikern. Dargestellt von Eduard Platner, Prof. zu Marburg. Erster Theil. *Procefs.* Darmstadt 1824. XLIV. u. 446. S. gr. 8. Zweiter Theil. *Klagen.* Ebendas. 1825. XVI. u. 379 S.

Erster Artikel.

Die vorliegende Schrift verdankt nach der eigenen Erklärung des Verf. ihre Entstehung zunächst der Preisaufgabe der königl. Preufs. Akademie der Wissenschaften vom J. 1817; sie wurde jedoch zu spät vollendet, um an der Bewerbung um den Preis theilnehmen zu können, der unterdessen schon dem unterzeichneten Recensenten und seinem mitarbeitenden Freunde zuerkannt worden war. Dafs Hr. P. sich durch diesen Umstand nicht von der Bekanntmachung seiner Arbeit abhalten liefs, kann man ihm nur Dank wissen. Er war es der Wissenschaft schuldig, eine so gründliche, genaue und erschöpfende Bearbeitung des schwierigen Gegenstandes nicht zu unterdrücken, und Rec. fühlt sich namentlich verpflichtet, seine Beurtheilung derselben mit dankbarer Anerkennung der vielen Belehrungen zu beginnen, die er über manches von ihm Uebersehene oder weniger Ergründete aus ihr geschöpft hat. Auch ist von selbst klar, dafs bei der Bearbeitung eines solchen Gegenstandes nothwendig der Jurist vielfältig vor demjenigen, der nur vorübergehend und theilweise auf dem juristischen Gebiete verkehrt hat, gar sehr im Vortheil seyn müsse, zumal ein Jurist, der, wie Hr. P., mit den achtungswürdigsten philologischen Kenntnissen ausgerüstet an die Arbeit geht, und dessen Bekanntschaft mit den zu behandelnden Sachen nicht von heute und gestern stammt, sondern schon seit längerer Zeit durch verdienstvolle Leistungen beurkundet ist. Deswegen liefs sich im Voraus von der Arbeit Hrn. P's. etwas Vorzügliches erwarten. Doch das Verhältnifs derselben zu der unsrigen genauer zu ermitteln und auseinanderzusetzen, dürfte man uns schwerlich Unbefangenheit genug zutrauen, und wir leisten darauf um so mehr Verzicht, da beide sich seit mehren Jahren in den Händen des Publicums befinden und jeder, den die Sache interessirt, sich schon selbst sein Urtheil darüber gebildet haben kann. Ebenso dürfen wir uns jezt wohl der Verpflichtung überhoben achten, über Alles, was Hr. P. in seinem Buche geleistet hat, umständlich Bericht abzustatten, indem wir auch damit für unsere Leser zu spät kommen würden. Unsere Aufgabe ist vielmehr, unseres Erachtens, vorzugsweise dahin gestellt, dafs wir dasjenige, worüber wir mit Hrn. P. nicht einverstanden sind, oder wenigstens das Wichtigere darunter ausheben, die Gründe unserer abweichenden Ansichten vortragen, und auf diese Weise die Sache der Entscheidung näher zu bringen suchen. Was in Attischen Processe schon vorgetragen ist, werden wir übrigens, wo wir nichts zur festern Begründung und Rechtfertigung beizubringen haben, hier nicht wiederholen, sondern uns begnügen darauf zu verweisen und prüfenden Lesern das Urtheil anheim zu stellen.

Hr. P. beginnt mit einer Einleitung über die Beschaffenheit des Athenischen Rechts und der Athenischen Procefsordnung überhaupt. Ohne Zweifel fehlt es dem Athenischen Rechte gar sehr an systematischer Consequenz und an wissenschaftlicher Ausbildung; est ist nicht viel mehr, als „ein allgemeines, nach gewissen Volksideen entworfenes, Regulativ für einzelne Handlungen und Verhältnisse, ohne dafs für dieselben mit ihren Modificationen und Verzweigungen feste Principien aufgestellt sind, durch deren Leitung und Vermittelung die einzelnen Institute in ein wissenschaftliches Ganze vereinigt werden könnten;“ indessen ist der Grund dieses Mangels des Athenischen Rechts nicht sowohl in seiner eigentlichen ursprünglichen Anklage, als vielmehr in der Art und Weise zu suchen, wie dem Bedürfnisse der Vervollständigung der Gesetzgebung abgeholfen und die Rechtspflege gehandhabt wurde. Solons Gesetzgebung, so verfälscht und unvollständig sie auf uns gekommen ist, erscheint uns dennoch als ein freilich sehr mangelhafter und unvollkommener Entwurf, doch aber als ein solcher, dem es an innerer Einheit nicht fehlt und in dem die Herrschaft leitender Principien nicht zu verkennen

Digitized by Google

ist. Aber die consequente Entwickelung dieses Entwurfs zu einem vollständigen und in allen seinen Theilen übereinstimmenden Rechtssysteme wurde, theils durch die öffentliche Verfassung überhaupt, theils namentlich durch die Art und Weise, wie Gesetzgebung und Rechtspflege gehandhabt wurden, gehindert. Wo über Gesetzvorschläge, die Jedermann zu machen berechtigt ist, eine unbesonnene und bewegliche Menge zu entscheiden hat, da kann es nicht an zahlreichen Inconsequenzen fehlen; und wo die Handhabung des Rechts ebenfalls wieder einer Menge überlassen ist, die weder das einmal vorhandene geschriebene Gesetz vollständig genug kennt, noch auch an dasselbe streng und unverbrüchlich gebunden ist, sondern als unverantwortliche Vertreterin der souveränen Macht sich, wenn sie will, auch von der Befolgung der vorgeschriebenen Norm entbinden kann, indem sie nur den Göttern und ihrem eigenen Gewissen über ihre Entscheidungen Rechenschaft zu geben hat, da mufs nothwendig eine streng wissenschaftliche Bearbeitung des Rechts und scharf bis ins Kleinste bestimmte Regeln über die Formen des Verfahrens unnöthig und nutzlos erscheinen, weil am Ende doch immer die Richter dadurch in ihrer Entscheidung nicht gebunden sind. Vielmehr hängt diese vielfältig nicht sowohl von dem geschriebenen Rechte als von andern Beweggründen ab; sie ist oftmals nicht sowohl Anwendung des Gesetzes auf den vorliegenden Fall, als vielmehr ein Machtspruch des Regenten, welcher festsezt, was diefs Mal als Recht gelten solle, und es kommt deswegen auf Umstände, auf die Geschicklichkeit des Redners an, was jedes Mal dem Richter als das wahre Recht erscheine, ob dasjenige, was der Buchstabe des Gesetzes besagt, oder etwas Anderes, was er nun vermöge der ihm beiwohnenden gesetzgeberischen Gewalt für dieses Mal als Recht auszusprechen hat. Ist daher nur dafür gesorgt, dafs jeder sich mit seinen Ansprüchen, Forderungen und Gründen dem Richter hörbar machen kann, so kommt auf die mehr oder weniger strenge geregelte Form des Verfahrens weniger an. — Freilich ist man sehr berechtigt, einem solchen Zustande der Dinge, verglichen mit der formellen Vollkommenheit, die man anderswo findet, höchst tadelnswürdig zu nennen und sich über die zahllosen Ungerechtigkeiten, die er veranlassen mufste, (Xenoph. Memor. IV, 8, 5. Apolog. c. 4.) zu beklagen; aber vergessen wir dabei auch nicht, dafs auf der andern Seite eben dieser Zustand es wenigstens mitunter um so leichter möglich machte, dasjenige Recht geltend zu machen, was der geschriebene Buchstabe tödten würde. Und am Ende, so tadelnswürdig uns immerhin dieser Rechtsstand erscheinen mag, so war er doch einmal mit derjenigen Art von Volksherrschaft, worin die Athener ihre Freiheit sezten, so nothwendig verbunden, dafs er nur im Zusammenhange mit der ganzen Verfassung richtig beurtheilt werden kann. — Noch erlauben wir uns hier eine besondere Bemerkung. Hr. P. sezt das eigentliche Thema des Processes in den Beweis der in Rede stehenden Thatsachen und in die Feststellung derjenigen Merkmale, von welchen die juristische Gewifsheit über dieselben abhängt, schliefst aber die Entwickelung der Rechtssätze aus, weil diese der Richter kennen müsse. Diefs läfst sich, nach unserer Meinung, auf den Attischen Procefs nicht anwenden. Indem nämlich hier die vollkommene und genügende Bekanntschaft mit dem geschriebenen Rechte bei dem Richter keineswegs immer vorausgesezt werden kann und vorausgesezt wird, insofern vielmehr der Richter auch bei dem besten Willen, dem Gesetze gemäfs zu sprechen, doch nicht immer weifs, was das Gesetz wolle und was nicht, und keine Behörde ihm zur Seite steht, um ihn von Amts wegen darüber zu unterrichten, liegt es allerdings den Sprechern ob, dem Richter nicht blofs über die Thatsache, sondern auch über das Recht Gewifsheit zu geben, und die alten Rhetoren haben deswegen, von Aristoteles an, auch die anzuführenden Gesetzstellen, als Beweise für das Recht, unter die πίστεις mit aufgenommen, was Hr. P. S. XXXIX tadelt.

Bevor wir uns zur speciellen Betrachtung des ersten Buches wenden, können wir nicht umhin, einen Wunsch auszusprechen, der uns beim Lesen mehr als einmal aufgestiegen ist, dafs nämlich der Verf. auf die Form seiner Darstellung, auf Klarheit, Präcision und Kürze des Vortrages, auf lichtvolle Anordnung der einzelnen Sachen etwas mehr Sorgfalt verwendet haben möchte, als er darauf verwendet zu haben scheint. Namentlich würden wir es ihm Dank wissen, wenn er uns durch die Form seines Vortrages in den Stand gesezt hätte, die Resultate, auf die ihn seine Untersuchungen geführt haben, an jedem Orte sogleich mit Leichtigkeit und Bestimmtheit vollständig zu übersehen, ohne dafs wir nöthig hätten, uns durch Zeugnisse und Interpretationen, Beispiele und Erörterungen, Zweifel und Widerlegungen hindurchzuarbeiten, um stückweise zu der eigentlichen Ansicht des Verf. zu gelangen. Es läfst sich, glauben wir, ohne grofse Schwierigkeit erreichen, dafs man im Text eine vollständige, zusammenhängende, leicht zu übersehende Darstellung seines

Digitized by Google

Gegenstandes, und in Anmerkungen die nöthige Begründung derselben vortrage, und diese Vortragsweise scheint uns in Schriften dieser Art die zweckmäfsigste und für den Leser die wünschenswürdigste zu seyn. Hinsichtlich der Anordnung der einzelnen Materien scheint es uns nicht wohlgethan zu seyn, dafs Hr. P. die Schilderung des Procefsganges der Darstellung der Klagen vorausschickt. Manche Verschiedenheiten und Eigenthümlichkeiten des gerichtlichen Verfahrens richten sich nach der Verschiedenheit der Klagen, und die vollständige Erklärung jener sezt deswegen Bekanntschaft mit diesen voraus. So kommt es, um das erste beste Beispiel zu wählen, schon in dem Kapitel, welches von der Fähigkeit vor Gericht (als Kläger) aufzutreten handelt, dem ersten des fünften Abschnittes bei Hrn. P., nicht nur darauf an, den Unterschied zwischen öffentlichen und Privat-Klagen, rücksichtlich ihrer Gegenstände überhaupt zu kennen, sondern auch den Unterschied zwischen den mittelbar und unmittelbar öffentlichen Klagen, den aber erst der zweite Band auseinandersezt. Eben so mufs nothwendig in dem Kapitel vom Schätzungsverfahren, einem übrigens sehr gelungenen Theile dieses Buches, Manches dem Leser dunkel bleiben, wenn ihm nicht vorher die verschiedenen Klagen bekannt sind. Und dergleichen liefse sich mehr anführen. Sodann ist es nicht gut, dafs Hr. P. nicht immer, was über einen Gegenstand zu sagen war, an einem Orte vollständig abhandelt, wie wir z. B. seine Ansichten über das Richterpersonale an drei verschiedenen Orten, ungerechnet die Zusätze, zerstreut vorgetragen finden. Zuerst S. 69 ff., wo von den Heliasten, ihrer Wahl, ihren Sectionen und den Gerichtshöfen, in denen sie Recht sprachen, gehandelt wird; dann S. 284, wo über die Eingeweihten die Rede ist, die, nach Hrn. P's. Ansicht, nicht, gleich den übrigen Geschwornen, wechselten, sondern in Rücksicht ihrer richterlichen Thätigkeit einen ständigen Verein bildeten; ferner S. 293, wo von den Nautodiken gesprochen wird, die, wenn wir Hrn. P. recht verstehen, nach den Zusätzen S. XLII, nicht für jeden Procefs wechselnde, sondern für eine gewisse Zeit ständige Richter in Handelssachen waren, und, nach S. XXIII, wahrscheinlich aus den 1000 überzähligen genommen wurden, welche nach Bildung der 10 Sectionen übrig blieben, aus welchen überzähligen Hrn. P. auch die Bergrichter genommen zu seyn scheinen. Ebenso wird von der Gerichtsbarkeit des Senats der 500 zuerst S. 38 ff. gehandelt; darauf S. 284 noch nachgetragen, dafs den Gerichten über Entheiligung der Mysterien der Senat, d. h. die Vorsitzenden desselben, als leitende Behörde vorgestanden hätten, was man S. 57 hätte lesen sollen. Anderswo dagegen finden wir einzelne Gegenstände an solchen Stellen erörtert, wohin sie eigentlich nicht gehören, und wo sie nur den klaren Zusammenhang der Darstellung unterbrechen. Die Erörterungen über die Verhaftung der Staatsschuldner z. B. sind dem Kapitel, in welchem sie S. 42 f. stehen, und welches über die Gerichtsbarkeit des Senats der 500 handelt, eigentlich fremd; zumal da gerade über den Punkt, inwiefern der Senat solche Verhaftungen anordnen konnte, nichts ausgemittelt wird. S. 50 wendet sich der Verf., nachdem er vorher von der Aufsicht des Senats über die εὐκοσμία der Redner und von der damit verbundenen Strafbefugnifs gesprochen hat, plötzlich zu der Eisangelie, läfst aber gerade den Punkt, auf welchen hier, wo von der Gerichtsbarkeit des Senats gehandelt wird, vorzüglich zu achten war, nämlich die Fälle, in welchen die Eisangelie stattfand, unerörtert, wogegen einige das Verfahren betreffende Fragen behandelt werden, die wohl passender im zweiten Kapitel des achten Abschnittes ihre Stelle gefunden hätten. — Wir wollen diese und ähnliche Mängel der Anordnung nicht bedeutender machen, als sie sind; aber wir wünschten sie namentlich auch deswegen vermieden zu sehen, weil sie den Gebrauch des Buches erschweren, zumal da kein Register den Leser unterstüzt, die Stellen, wo jeder Gegenstand behandelt sei, aufzufinden.

Der erste Abschnitt des ersten Buches, von den Gerichtshöfen und deren Personale überhaupt, enthält zunächst, im ersten Kapitel, die Ansichten des Verfassers über die Einrichtungen der vorsolonischen Zeit. Wer sich selbst mit Untersuchungen auf diesem Felde beschäftigt hat, der weifs, auf wie unsicherm Boden und in welcher Finsternifs man sich hier befindet, und wird sich deswegen nicht wundern, statt sicherer Resultate nur Möglichkeiten und unsichere Muthmafsungen aufgestellt zu finden. So ist namentlich, was über das Collegium der Prytanen gesagt werden kann, nothwendig immer nur mehr oder weniger wahrscheinliche Vermuthung. Hr. P. muthmafst, dafs man mit ihm wohl die 300 in Verbindung setzen könne, welche nach Plutarch im Leben des Solon c. 12 in dem Cylonischen Aufstande ἀριστίνδην Recht sprachen; wie auch schon Andere vor ihm vermuthet haben. Indessen deutet Plutarchs Ausdruck nicht auf ein ständiges Collegium, sondern veranlafst vielmehr die Vorstellung einer für diese Angelegenheit besonders beauftragten Commission.

Digitized by Google

Sollte man etwa eine Bestätigung jener Ansicht darin finden wollen, daſs auch das Prytaneum in dem von Plutarch Sol. c. 19 aufbewahrten Fragmente eines Solonischen Gesetzes in unverkennbarer Beziehung auf jene Cylonischen Unruhen erwähnt wird; so ist dagegen zu bedenken, daſs das Prytaneum über die der Theilnahme an Cylons Unternehmung Schuldigen gerichtet zu haben scheint, jene 300 aber beauftragt waren, über diejenigen einen Ausspruch zu thun, welche sich durch vertragswidrige Ermordung der überwältigten Anhänger des Cylon eines Religionsfrevels schuldig gemacht hatten. Wenn nun aber Hr. P. angibt, der Scholiast des Aristophanes zu den Rittern v. 443 nenne statt jener 300 den Areopag, und darauf die Vermuthung gründet, daſs jene wohl von Solon in den Areopag aufgenommen seyn möchten; so müssen wir gestehen, daſs wir, selbst wenn der Scholiast wirklich thäte, was der Verf. angibt, doch daraus nichts folgern möchten. Nun aber sagt in der That der Schol. auch gar nicht das, was Hr. P. in seinen Worten findet, sondern er gibt nur an, daſs die überwundenen Anhänger des Cylon sich ergeben hätten auf die Bedingung im Areopag gerichtet zu werden.

Hinsichtlich des Verhältnisses der Epheten zum Areopag entscheidet sich Hr. P. dafür, daſs ursprünglich Epheten und Areopagiten dieselben gewesen seien, und daſs der leztere Name, von dem bedeutendsten der Blutgerichtshöfe hergenommen, als allgemeine Benennung der Blutrichter auf dieselbe Weise gebraucht worden sei, wie späterhin die Geschwornen von dem bedeutendsten ihrer Gerichtshöfe, der Heliäa, mit dem Gesammtnamen Heliasten bezeichnet seien. Als Unterstützungsgrund für diese Ansicht macht Hr. P. bemerklich, daſs nach einigen Schriftstellern der Areopag vor Solon aus 51, also aus eben sovielen Mitgliedern wie das Collegium der Epheten, bestanden habe. Nach Pollux VIII, 125 kann man nicht umhin, die Epheten als ein neues, von Drakon zuerst eingeseztes und von dem offenbar ältern Areopag verschiedenes Collegium anzusehen, welchem alle Blutgerichte in den fünf dazu bestimmten Gerichtshöfen, dem Areopagitischen, dem beim Prytaneum, dem beim Delphinium, dem beim Palladium und dem zu Phreako, übertragen wurden. Vor Drakon müssen also andere Richter in diesen Gerichtshöfen gerichtet haben, und wenn man annimmt, daſs dieſs die Mitglieder des hohen Rathes gewesen seien — ob schon jezt *ἡ ἐν Ἀρείῳ πάγῳ βουλὴ* genannt, könnte man bezweifeln; vielmehr möchte der Name erst späterhin im Gegensatze gegen die *βουλὴ τῶν πεντακοσίων* aufgekommen seyn —; so dürfte sich dagegen nichts einwenden lassen. Insofern hätte also allerdings vor Drakon der hohe Rath, die vielleicht erst später sogenannten Areopagiten, auf diejenige Gerichtsbarkeit ausgeübt, welche Drakon den von ihm gestifteten Epheten übertrug; man könnte sagen, der hohe Rath des Areopag sei vor Drakon auch das gewesen, was nach ihm die Epheten waren; aber man dürfte nicht sagen, die Areopagiten und die von Drakon gestifteten Epheten seien eins und dasselbe. Was die Gleichheit der Zahl betrifft, so geben freilich Maximus und Georg. Pachymeres zum Dionys. Areopagita an, daſs der Areopagiten 51 gewesen seien, und der erstere beruft sich dabei selbst auf Philochorus; wie wenig Gewicht aber diese Angabe haben könne, mögen die eigenen Worte der Leute zeigen. Maximus, nachdem er, angeblich aus Androtion, das Bekannte über die Aufnahme der neun Archonten in den Areopag vorgebracht hat, fährt fort: *ὕστερον δὲ πλειόνων γέγονεν ἡ ἐξ Ἀρείου πάγου βουλὴ τουτέστιν ἐξ ἀνδρῶν πεντήκοντα καὶ ἑνός, ὥς φησιν Φιλόχορος* u. s. w.; und Georg. Pachym: *ἐκ τῶν ἐννέα λαθισταμένων ἀρχόντων ἔδει τοὺς Ἀρεοπαγίτας εἶναι, ὧν ἄριθμος εἷς ἕνα καὶ πεντήκοντα ἐποσοῦτο.* Beide reden also gar nicht von dem vorsolonischen Areopag; und für diesen nennen Andere bekanntlich ganz andere Zahlen; aber gesezt auch, wir wollten bei jenen den Irrthum darin setzen, daſs sie, was sie in ihren Quellen von der frühern Zeit fanden, auf die spätere bezogen hätten; so würde selbst das uns zu nichts als etwa zu der Vermuthung berechtigen, daſs Drakon sich bei der Einrichtung seines neuen Collegiums das alte zum Vorbilde genommen hätte. Indessen erklärt der treffliche Müller, Proleg. zur Griech. Mythol. S. 424, die Angabe, daſs Drakon erst die Epheten gestiftet habe, für eine aus mehren Gründen wenig glaubliche. Da wir diese Gründe nicht kennen, so können wir über ihr Gewicht nicht urtheilen. Sollte es indessen vielleicht für unwahrscheinlich gehalten werden, daſs Drakon dem hohen Rathe eine Gerichtsbarkeit entzogen habe, in deren Besitz er sich seit langer Zeit befand; so ist darauf nicht viel Gewicht zu legen, da ja wohl Gründe, die zu beurtheilen wir nicht im Stande sind, solche Maaſsregel zweckmäſsig machen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 171. u. 172.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1827.

Der Proceſs und die Klagen bei den Attikern. Dargestellt von Eduard Platner.

(Fortsetzung.)

Auſser Thätigkeit ward übrigens der Areopag dadurch sicherlich nicht gesezt; denn daſs die Blutgerichtsbarkeit nicht sein einziges oder sein Hauptgeschäft gewesen sei, scheint uns keinem Zweifel unterworfen, und eben darum mochte Drakon für dieses Geschäft ein eigenes Collegium stiften, um den Areopag zu erleichtern. Solon sezte nachher den Areopag indem er für einen Theil seiner übrigen Geschäfte andere Behörden ernannte, in den wichtigern Theil der durch Drakon ganz den Epheten übertragenen Blutgerichtsbarkeit wieder ein. Nach der entgegengesezten Meinung wäre der Areopag, als ein von den Epheten verschiedenes Collegium, offenbar eine neue Stiftung des Solon; vor diesem waren beide eins und dasselbe. Da nun Hr. P. S. 17 die Ansicht aufstellt, daſs vor Drakon die Beisitzer der Blutgerichte nicht sowohl öffentliche als compromissarische aus den Stammhäuptern gewählten Richter gewesen seien, deren Aussprüchen man sich nicht aus einem verfassungsmäſsigen Rechtszwange, sondern vielmehr aus Sitte und Gewohnheit unterwarf, und daſs die Nachricht von der Einsetzung der Epheten durch Drakon so viel sagen wolle, als er habe sie zu öffentlichen Richtern bestellt, ihre Zahl und Geschäftsthätigkeit näher bestimmt; so würde, da nach Hrn. P. Areopag und Epheten nicht verschieden waren, hieraus folgen, daſs auch der ältere, vorsolonische Areopag eine Stiftung des Drakon sei. Davon aber können wir uns unmöglich überzeugen. Aristoteles erkennt in dem Areopag vor Solon ein oligarchisches Collegium, welches dieser Gesetzgeber in seiner Wirksamkeit gelassen habe. Polit. II, 9, 2. Diese oligarchische Wirksamkeit des Areopag bestand nun ohne Zweifel vorzugsweise in der obersten Aufsicht über die ganze Verfassung und Verwaltung des Staates; und ein Collegium mit solcher Wirksamkeit sind wir weder in den Epheten anzunehmen berechtigt, noch dürfen wir seine Stiftung dem Drakon zutrauen, weil dieser, ebenfalls nach Aristoteles Zeugniſs, die Verfassung des Staates, also den ganzen Organismus der Staatsgewalten, unverändert lieſs und nichts darin neuerte. Polit. II, 12. War also der Areopag schon vor Solon ein oligarchischer hoher Rath, so muſs er es auch vor Drakon schon gewesen seyn. — Ebensowenig können wir Hrn. P's. compromissarische Richter in Blutsachen glaublich finden. Der Mord wurde ganz gewiſs schon sehr früh als eine Sache behandelt, die den Staat selbst angehe, und für dessen Bestrafung und Sühnung dieser zu sorgen habe.

Das zweite Kapitel dieses Abschnittes, *Solon und dessen Anordnungen in der Justizverwaltung*, übergehend, wenden wir uns zum zweiten Abschnitte, wo Hr. P. zuvörderst die Gerichtsbarkeit des Areopag schildert. Die Blutgerichtsbarkeit hat er von seinem Plane ausgeschlossen; nur beiläufig trägt er die Bemerkung vor, daſs diese dem Areopag niemals entzogen worden sei, nach Demosth. geg. Aristocr. S. 641, und sucht dieſs in den Zusätzen S. 1 ausführlicher zu beweisen. Indessen wenn wir auch zugeben, daſs die entgegenstehenden Stellen bei Lysias üb. Eratosth. Erm. und bei Antiphon üb. Herodes Erm. sich durch Hrn. P's. Interpretation beseitigen lieſsen; so haben wir doch in der Antiphontischen Rede über den Choreuten das Beispiel einer γραφὴ φαρμακείας, die sichtbar nicht vor dem Areopag verhandelt worden ist, und die doch, wenn diesem damals seine alte Gerichtsbarkeit zugestanden hätte, gerade von der Beschaffenheit ist, daſs sie nirgendswo anders als vor ihm würde haben verhandelt werden können. Vgl. Böckh's Programm zum Lectionsverz. für den Winter 1826 — 27. S. 8. — Die übrige Gerichtsbarkeit des Areopag wird ausführlich dargestellt; Hr. P. versteht aber, wie er späterhin selbst erklärt, unter der Gerichtsbarkeit alle Befugnisse, Maaſsregeln und Proceduren der Staatsgewalt, um die Bürger zur Erfüllung ihrer Rechtspflichten anzuhalten und überhaupt die Erhaltung und

Digitized by Google

Sicherstellung des Rechtszustandes zu bewirken. In diesem Sinne ist denn allerdings die Gerichtsbarkeit des Areopag von der gröfsten Ausdehnung. Er erscheint uns vor seiner Erniedrigung durch Ephialtes und nach seiner Wiederherstellung in der lezten Hälfte des Peloponnesischen Krieges (vgl. Böckh a. a. O. S. 9.) als die oberste Staatspolizeibehörde, unter deren Aufsicht ebensowohl das Leben der Privatleute als die Verwaltung der Beamten steht, und die nur in Hinsicht auf das ihr zustehende Strafrecht beschränkt ist. Und selbst in Beziehung auf dieses wurde dem Areopag bisweilen eine aufserordentliche und unbeschränkte Vollmacht verliehen, wovon wir bei Dinarch g. Demosth. S. 46 ein Beispiel haben, vgl. S. 58. Wenn Hr. P. meint, weil bei Dinarch kurz nach der angeführten Stelle die *αποφάσεις* des Areopag erwähnt werden, so gewinne es das Ansehen, als sei doch auch diefsmal derselbe nicht unumschränkt gewesen, sondern es haben seine Aussprüche der Bestätigung durch die Geschwornen bedurft; so ist dagegen die richtige Ansicht wohl diese, dafs der Areopag durch jene Bevollmächtigung zwar ermächtigt, aber keineswegs genöthigt gewesen sei, in jedem einzelnen Falle das Strafurtheil selbst auszusprechen, und dafs er es wohl manchmal rathsam finden mochte, dies nicht zu thun, sondern die Sache an die Geschwornen zu verweisen.

Die Gerichtsbarkeit des Senats der 500 (Abschn. 3.) ist, wenn jenes Wort in der angegebenen Bedeutung gefafst wird, nicht viel weniger umfassend. „Der eigentliche Beruf des Senats," sagt Hr. P., „war Verwaltung; sodann hatte er eine polizeiliche Oberaufsicht über den öffentlichen Zustand überhaupt; endlich war er das Organ für die Verhandlung der öffentlichen Angelegenheiten und bildete die vorbereitende und vermittelnde Behörde für die Volksversammlungen und die hier in Vortrag zu bringenden Gegenstände." Unsers Erachtens läfst sich die Wirksamkeit des Senats in ihrer Bedeutung und ihrem inneren Zusammenhange nur mittels des Verhältnisses desselben zur Volksversammlung richtig auffassen, insofern sein eigentlicher Beruf darin bestand, diese vorzubereiten, zu leiten und zu ergänzen. Die Volksversammlung übte in höchster Instanz legislative Macht und richterliche Gewalt über Staatsverbrechen, wählte Obrigkeiten und verfügte über die Finanzen; der Senat unterstüzte sie dabei, theils vorbereitend, indem er über die ihr vorzulegenden Gegenstände seine Probuleumata abfafst, theils leitend, indem er die Berathung und Abstimmung lenkt, theils ergänzend und stellvertretend, indem auf der einen Seite das Volk dem Senate die Entscheidung über manche Gegenstände speciell anträgt, auf der andern Seite Sachen von geringerer Bedeutung, z. B. Verbrechen, deren Strafbarkeit nicht über die Strafbefugnifs des Senats hinausgeht, oder solche Dinge, die ihrer Natur nach für die Berathung der Volksversammlung nicht geeignet sind, z. B. die Prüfung der gewählten Beamten oder speciellere Beaufsichtigung und Verwaltung der Finanzen, dem Senate ordnungsmäfsig überwiesen sind. Dieser leztere Theil der Wirksamkeit des Senats ist zwar allerdings von der gröfsten Wichtigkeit, aber er dürfte doch nicht als sein eigentlicher, wesentlicher Beruf an die Spitze gestellt werden. — In Absicht auf einzelne Punkte der Platnerschen Darstellung erlauben wir uns folgende Bemerkungen. Die S. 40 über die bei Demosth. g. Timokr. S. 731 erwähnte *προςκαταβλήματα* vorgetragene Ansicht scheint uns gänzlich unstatthaft. Da nämlich dieses „Zusatzgeld" dem Zinse der Staatspächter entgegengesezt werde und dazu dienen solle, den unzureichenden Betrag desselben für die öffentlichen Ausgaben zu decken, so meint Hr. P., dafs darunter vielleicht eine als Zusatz von den Bürgern zu entrichtende Abgabe zu verstehen sei, deren Summe sich nach dem gröfsern oder geringern Totalbetrage der Pachtgelder richtete. Aber zu geschweigen, dafs von einer solchen Abgabe, die, wenn auch bald gröfser bald geringer, doch, wie die Worte des Demosthenes nicht bezweifeln lassen, ziemlich regelmäfsig Jahr für Jahr ausgeschrieben seyn mufste, im Gegensatze gegen die *εἰςφορά*, die nur bei aufserordentlichen Verlegenheiten des Schatzes erhoben ward, sich nirgends sonst eine Spur findet; so ist es ganz klar, dafs Demosthenes das Gesetz: *τοὺς ἔχοντας τά τε ἱερὰ καὶ τὰ ὅσια χρήματα καταβάλλειν εἰς τὸ βουλευτήριον* namentlich auch auf diese *προςκαταβλήματα* bezieht. Denn er sagt: *aus Furcht vor diesem Gesetze werden die προςκαταβλήματα entrichtet.* Waren nun diese eine solche Abgabe, wie Hr. P. meint, so ist nicht zu begreifen, wie diejenigen, denen sie zu zahlen auferlegt war, als *ἔχοντες τά τε ἱερὰ καὶ τὰ ὅσια χρήματα, die heiligen und Staatsgelder in Händen habend*, bezeichnet werden könnten. Es scheint vielmehr als seien Leute darunter zu denken, die aus irgend einem Grunde den Tempeln oder dem Staate zukommende Gelder in Händen haben, und zwar, insofern von *προςκαταβλήμασι* die Rede ist, solche Gelder, welche den Kassen aufser der ordentlichen etatsmäfsigen Einnahme zufliefsen. Dahin können z. B. Strafgelder gehören, die irgend ein Beamter eingenommen, Reste von

Digitized by Google

Geldern, die ein Beamter zu verwalten gehabt hat, Beutegelder, die von den Kriegsbeamten an die Staats- oder Tempelkassen abzuliefern sind, Schenkungen und Vermächtnisse, die sich noch in den Händen von Privatleuten befinden, u. dergl. *Προςκαταβλήματα* konnten alle solchen Gelder sehr gut heifsen, die, aufser den regelmäfsigen Einkünften, noch an die Kassen gezahlt wurden. — Auch in Absicht auf die bei Demosth. g. Timokr. S. 752 erwähnte *διπλασία* können wir Hrn. P. nicht beistimmen, wenn er S. 41 läugnet, dafs in der angef. Stelle von der Eintreibung rückständiger *εἰςφορὰ* die Rede sei. Wir dürfen uns deswegen zuversichtlich auf jeden Leser berufen, der die ganze Stelle v. S. 750, 5 bis 753 z. E. aufmerksam im Zusammenhange liest; und der von Hrn. P. geltend gemachte Gegengrund, dafs in der Rede g. Androtion, wo von der Eintreibung der Kriegssteuern ausführlich geredet werde, zwar Pfändung und Einkerkerung, aber keine *διπλασία* erwähnt sei, ist von keinem Gewichte, da nicht abzusehen ist, weshalb Demosth. sie hier nothwendig hätte erwähnen müssen. — Was die bei Isokrates g. Kallimach. c. 3 erwähnte Phasis betrifft, welche gegen Kallim. beim Senat angebracht wurde, dafs eine Summe Geldes, die dieser bei sich trage, der Confiscation unterworfen sei; so scheint uns gar kein Grund vorhanden zu seyn, hier mit Hrn. P. S. 42 nicht den Senat selbst, sondern das Geschwornengericht als die entscheidende Behörde anzuerkennen. Indessen ist diefs allerdings ein singulärer Fall, indem theils der Grund der Confiscation ein ungewöhnlicher war, und auf politischen Parteiungen beruhte, theils die Sache unter der oligarchischen Herrschaft der Zehnmänner vorkam, wo ebenso wie unter den Dreifsigmännern der Senat eine sehr erweiterte Wirksamkeit hatte. (Vgl. Att. Proc. S. 250 u. Platn. S. 63 u. II. S. 13.) —

Den Unterschied, welchen Hr. P. S. 50 zwischen den Eisangelien macht, welche eigentliche Staatsverbrechen zum Gegenstande hatten, und deswegen vom Senate ans Volk gelangten, und denen, welche nicht eigentliche Staatsverbrechen betrafen, und vom Senate selbst entschieden oder an den Gerichtshof verwiesen wurden, sind wir geneigt für gänzlich unfruchtbar und dem Geiste des Attischen Rechts nicht gemäfs zu halten. Der Begriff eines Staatsverbrechens ist seiner Natur nach sehr unbestimmt, und das Attische Recht hatte gewifs nicht versucht, ihn scharf zu bestimmen und zu begränzen. Es hing von mancherlei Umständen ab, ob eine Handlung als Staatsverbrechen behandelt werden sollte oder nicht; und wenn sie als solches behandelt wurde, kam es auf den Grad der Strafbarkeit und die Wichtigkeit des Falles an, ob der Senat selbst darüber entschied, oder sie an ein Gericht oder an die Volksversammlung verwies. Etwas Anderes läfst sich auch aus Pollux VIII, 51 und 52, keineswegs folgern. — Ebenso scheint uns Hr. P. S. 51 ohne gehörigen Grund zu behaupten, dafs der *νόμος εἰσαγγελτικός*, dessen Demosth. g. Timokr. S. 720 (und Pollux a. a. O.) erwähnt, sich nicht blofs auf eigentliche Eisangelien, sondern auch auf blofse Denunciationen bezogen habe; obwohl sonst allerdings *εἰςαγγελία* öfters auch in allgemeinerer Bedeutung vorkommt. Der Grund, den Hr. P. anführt: das Gesetz gestatte einem jeden Athenienser, als Ankläger aufzutreten; bei einer eigentlichen Eisangelie aber bedürfe es keines besondern Klägers — ist uns unverständlich. Dafs übrigens auch in solchen Fällen, wo schon bestimmte Ankläger da waren, dennoch bisweilen allgemeine Aufforderungen an jeden, der da wollte, erlassen wurden, vor Gericht gegen den Angeklagten zu reden, verkennt Hr. P. selbst nicht; allein, sagt er, das hier in Rede stehende Gesetz gedenkt eines bestimmten Anklägers gar nicht, und es kann ein solcher wohl um so weniger angenommen und vorausgesezt werden, weil dasselbe zugleich für den Fall genauere Bestimmungen trifft, wenn in der Uebergabe der *κατάγνωσις* an den Gerichtshof eine Verzögerung eintritt, eine solche aber unter der Voraussetzung eines bestimmten Anklägers nicht zu befürchten steht. — Es scheint also als meine Hr. P., dafs, wenn ein bestimmter Ankläger da war, die Verhandlungen gar nicht verzögert werden konnten; warum dann nicht, gestehen wir, nicht einzusehen. Dafs aber das Gesetz, — übrigens nicht der alte *νόμος εἰςαγγελτικός*, wie man nach Hrn. P's. Darstellung denken sollte, sondern ein neues von Timokrates herrührendes — des eigentlichen Anklägers, der die Eisangelie angestellt, nicht erwähnt, kann nicht befremden, sobald seine Theilnahme an der Sache sich von selbst verstand. Und dafs sie sich von selbst verstanden, scheint uns unzweifelhaft. — S. 55 bezieht Hr. P. die bei Lysias g. Andocid. S. 256. 257 vorkommende Erzählung von dem Verfahren gegen einen, wegen Religionsfrevels belangten, Megarenser auf den Senat; es findet sich aber nicht die mindeste Andeutung, welche vermuthen liefse, dafs diese Sache im Senat, und nicht vor den Geschwornen verhandelt sei. Denn dafs wir anderswo den Senat auch mit Untersuchungen wegen Reli-

Digitized by Google

gionsfrevels beschäftigt finden, wird Hr. P. selbst nicht als Grund jener Vermuthung gelten lassen wollen. Uebrigens ist auch die Aufsicht über den Cultus und die Befugnifs gegen Religionsfrevler zu verfahren, nicht als ein specieller Geschäftszweig des Senats zu betrachten, sondern in seinem allgemeinen Verhältnisse zur Volksversammlung begründet. Die Senatssitzung am Tage nach den Mysterien, deren Andocides S. 55 erwähnt (Lysias g. And. S. 199, den Hr. P. ebenfalls anführt, sagt kein Wort davon) erinnert an die Volksversammlung am Tage nach den Pandien, in welcher über die bei den Dionysien begangenen Vergehen verhandelt wurde, s. *de comit.* S. 234, und welcher nothwendig ebenfalls eine Senatssitzung vorausgegangen seyn mufs. Hier kam nun Alles zur Sprache, was während der vorhergegangenen Feste vorgefallen war und Verfügungen des Senats nöthig machte: der Senat verwies die Sachen nach Beschaffenheit der Umstände an die Geschwornen oder an die Volksversammlung; und dafs diese auch über Religionsfrevel gesprochen habe ist gewifs. (Vgl. *de comit.* S. 301. 303.)

Im vierten Abschnitte, *von dem Geschwornengericht*, behandelt das zweite Kapitel die Loosung der Geschwornen und ihre Eintheilung in Sectionen genau und ausführlich. Hr. P. findet die Bildung der lezteren nach den Stämmen wahrscheinlich, theils wegen der Zeugnisse alter Grammatiker, und weil auch Lucian im Timon S. 165 einen freilich scherzhaft erdichteten, doch aber wohl einem wahren nachgebildeten, Beschlufs des Senates, des Volkes und *der Heliäa κατὰ φυλὰς* anführe, theils wegen der gröfsern Einfachheit, die das Geschäft der Verloosung bei dieser Abtheilung gewinnen mufste, theils endlich weil Abtheilung nach Stämmen auch beim Senat und beim Heere stattfand. Diesen leztern Umstand hat Rec. selbst in der Abhandlung *de sortitione judicum* bemerkt, und darin eben die Veranlassung zu der ihm irrig scheinenden Angabe der Grammatiker zu finden geglaubt. Die aus der dort von uns angeführten Aristophanischen Stelle, Plutus v. 1167 ff., hervorgehende Schwierigkeit, welche uns Zweifel gegen die Richtigkeit jener Angabe erregte, sucht Hr. P. zu beseitigen, was ihm jedoch nicht gelungen zu seyn scheint. Worauf es nämlich ankommt, ist, zu zeigen, wie es bei einer Abtheilung nach Stämmen möglich gewesen sei, dafs Einer mehren Abtheilungen zugleich angehören konnte, ohne sehr bald von den Genossen des Stammes, dem er nicht angehörte, als Eindringling erkannt zu werden. Ein solcher Betrug, sagt Hr. P. in den Zusätzen S. XXIII, ist nicht deswegen undenklich, weil die Demoten denselben sogleich entdecken würden; denn das Verzeichnifs der Sectionen wurde wohl von den Richtern selbst nicht eingesehen, sondern nur von den Magistratspersonen, und abgesehen davon konnte bei dem Umfange und der Gröfse mancher Demen der Einzelne nicht leicht wissen, wer zu dem Gau gehöre und wer nicht. — (Nicht jeder Einzelne; das geben wir gerne zu; aber unter mehren waren doch gewifs immer einige, die sich als Gaugenossen kannten, und der Fremde, den keiner als Gaugenossen kannte, konnte schwerlich auf die Länge der Entdeckung entgehen, wenn nur einige Aufmerksamkeit stattfand.) Allein, fährt Hr. P. fort, nach Schömann waren 6000 Richter wirklich da, ehe sie Sectionen bildeten. Wie konnte nun Jemand in doppelter Person Mitglied verschiedener Sectionen seyn? Diefs hätte die Richterzahl nothwendig zwar nicht in der Wirklichkeit, aber wohl auf dem Papier d. h. in den Verzeichnissen der Sectionen vermehrt. Eine Section hätte dann nothwendig überzählig seyn müssen — oder, ergänzen wir, es hätte die Zahl der überzähligen, nicht in den Sectionen enthaltenen, Richter nothwendig gröfser als 1000 werden müssen. — Allerdings! sobald es seine Richtigkeit hat, dafs erst 6000 Individuen ausgehoben, und darauf erst die Sectionen gebildet wurden. Diefs erinnert sich jedoch Rec. nirgends vorgetragen zu haben; vielmehr hat er darüber nichts ausdrücklich gesagt, weil sich darüber nichts vorfand, also nur Vermuthungen, und zwar solche Vermuthungen hätten vorgetragen werden können, wie sie jeder leicht selbst machen kann. Man denke sich nämlich, dafs die Verloosung mit jedem Stamme besonders vorgenommen wurde, was schon deswegen wahrscheinlich ist, weil gerade auch zehn Personen damit beschäftigt waren; s. *de sort. jud. p.* 12. Jeder dabei beschäftigte Beamte hatte zwei Gefäfse vor sich, in deren eines 600 Täfelchen geworfen wurden, von denen 500 mit den Zeichen der Sectionen A—K versehen, 100 aber ohne diese Zeichen waren; in das andere die Namen der Stammgenossen, die sich zur Loosung gemeldet hatten. Wurde nun immer zugleich ein Name und eines jener Täfelchen ausgezogen, so wurde auf diese Weise gleichzeitig nicht blofs die gehörige Anzahl von Richtern aus jedem Stamme gewonnen, sondern zugleich auch jedem Einzelnen seine Section angewiesen, und 100, deren Namen mit den unbezeichneten Täfelchen zugleich herausgekommen waren, wurden dadurch unter die

Digitized by Google

Ueberzähligen oder Suppleanten verwiesen. Nun läfst es sich allerdings wohl denken, dafs einer, der eigentlich z. B. zum Antiochischen Stamme gehörte, doch bei der Verloosung auch als Genosse des Erechtheischen Stammes seinen Namen aufschreiben liefs, und also doppelt an der Verloosung Theil nahm, was einmal, mit Beistand eines Helfershelfers, wohl geschehen konnte, wogegen, wenn eine und dieselbe Section auch nur Genossen eines und desselben Stammes enthielt, es nicht gut möglich gewesen seyn würde, die Rolle eines Erechtheers wiederholentlich fortzuspielen, ohne alsbald entdeckt zu werden. War nun einer auf solche Art wirklich Mitglied zweier Sectionen geworden, so konnte er freilich, wenn an *einem* Tage einmal *beide* zu Gericht safsen, nur in *einer* wirklich erscheinen; dadurch aber konnte um so weniger eine Entdeckung veranlafst werden, weil ohnehin die Sectionen nicht immer vollzählig erschienen. — Nach Hrn. P's Ansicht würde uns nun aber ein solcher Betrug, der doch, nach der Aristophanischen Stelle zu schliefsen, nicht gar ungewöhnlich gewesen seyn mufs, ganz unausführbar scheinen müssen. Was Hr. P. S. XXIV sagt: „bei der Ziehung in den einzelnen Phylen konnte es geschehen, dafs, wenn man in der einen nicht herauskam, man bei der andern mitlooste, indem man sich fälschlich für ein Mitglied desjenigen Stammes ausgab, an welchem das Loosen stand" — hilft uns nichts. Denn auf diese Weise würde man doch immer nur *einer* Section angehört haben; es kommt aber darauf an zu erklären, wie man *mehr als einer* Section zugleich habe angehören können. Eine andere Meinung, die S. 73 vorgetragen wird, weil es nämlich auch verschiedene Arten von Richtern gegeben habe, z. B. Nautodiken, auch wohl Bergrichter, so liefse sich das ἐν πολλοῖς γεγράφθαι γράμμασιν bei Aristophanes auch von dem verfassungswidrigen Eindrängen in diese verschiedenen Richterklassen erklären, ist unseres Erachtens ganz unzulässig, theils weil die γράμματα wohl schwerlich verschiedene Richterklassen, sondern nur die Sectionen bezeichnen können, theils weil das Daseyn dieser verschiedenen Richterklassen selbst unerweislich ist. Wir wollen, was Hr. P. an verschiedenen Orten darüber vorträgt, hier gleich im Zusammenhange prüfen. Ueber die Bergrichter findet sich in dem ganzen Buche weiter nichts; über die Handelsrichter lesen wir S. XLII der Zusätze die Vermuthung, es habe in den Handelsstreitigkeiten Richter gegeben, die nicht für jeden Procefs wechselten, sondern auf eine gewisse Zeit ständig waren; und dafs Hr. P. diese Richter in den Nautodiken finde, erhellt nicht nur aus dem weitern Verfolge der angef. Stelle, sondern auch aus S. 293. Indessen ergibt sich unseres Erachtens aus den im Attischen Procefs S. 83 u. 84 angeführten Stellen mit voller Gewifsheit, dafs die Nautodiken eine obrigkeitliche Behörde, eine ἀρχή waren, bei welcher Handelsprocesse anhängig gemacht wurden, nicht ein blofses Richtercollegium, welches unter dem Vorsitz einer ἀρχή entschied. Sollte nun Hr. P. etwa glaublich finden, dafs die Nautodiken beide Functionen, die der εἰσαγωγεῖς und die der Richter, vereinigt hätten, so können wir zwar diefs nicht widerlegen; aber dann ist doch soviel gewifs, dafs sie zu Demosthenes Zeiten nicht mehr so wie früher bestanden haben können (Hr. P. S. XLII. findet es bedenklich an ihrem Bestehen zu zweifeln), weil damals die Handelsprocesse bei den Thesmotheten anhängig gemacht wurden. S. Demosth. g. Apatur. S. 892 und g. Phorm. S. 920. Gab es also damals noch Nautodiken, so waren sie wenigstens nicht mehr das, was sie zu Lysias Zeiten gewesen waren. Aber da weder bei Demosthenes selbst noch bei irgend einem andern der gleichzeitigen Redner ihr Name jemals genannt wird; so sind wir vollkommen berechtigt, an ihrem Bestehen zu zweifeln. Es mufsten also nun andere ständige Richter in Handelsprocessen gewesen seyn, wenn die beiden von Hrn. P. angeführten Stellen wirklich auf ständige Richter deuteten. Die eine ist geg. Lakrit. S. 938, 25: ἐὰν ὑμᾶς πείσῃ τοὺς περὶ τῶν συμβολαίων τῶν ἐμπορικῶν δικάζοντας, die andere ebend. S. 939, 23: δικαζόντων ὑμῶν νυνὶ τὰς ἐμπορικὰς δίκας. Die erste dieser beiden Stellen kann in der That gar nichts beweisen; aus der andern liefse sich etwa nur diefs folgern; dafs es gewisse Zeiten gegeben habe, wo die Richter, mit Hintansetzung anderer Sachen, vorzugsweise mit den Handelsprocessen beschäftigt waren. — Bei dieser Gelegenheit erklärt Hr. P. auch die Angabe mehrer Grammatiker, dafs die Nautodiken ebenfalls für die γραφὴ ξενίας competent gewesen seien, für irrig. Seiner Meinung nach beruht sie nur auf einer mifsverstandenen Stelle der Psephismensammlung des Kraterus, welche Harpokration u. d. W. Ναυτοδίκαι anführt, und in welcher Hr. P. für: ἐὰν δέ τις ἐξ ἀμφοῖν ξένοιν φρατρίζῃ, nachdem er zuerst eine gewifs ganz unstatthafte Erklärung versucht hat, endlich zu lesen vorschlägt: ἐὰν δέ τις ἐξ ἀμφοῖν ξένοιν ἐρανίζῃ, so dafs also die Worte auf ein Verbot gingen, welches den Fremden die Theil-

Digitized by Google

nahme an einem ἔρανος untersagte. Ob an einem ἔρανος unter sich, oder mit Bürgern, darüber erklärt sich Hr. P. nicht deutlicher; es scheint indessen, als habe er nur an das Leztere gedacht. Dann würde ohne Zweifel das Gesetz sich bestimmter ausgedrückt haben; überhaupt aber sind wir geneigt ein solches Verbot zu bezweifeln. Denn der von Hrn. P. angeführte Grund: es würde zum Nachtheile des Nationalwohlstandes haben ausschlagen müssen, wenn auch Fremden der Genuss einer solchen Unterstüztung gestattet wäre —, ist von gar keinem Gewichte, da ja die Fremden, unter denen wir offenbar zunächst an Metöken zu denken haben, eben so oft in den Fall kommen konnten, Bürgern Unterstützung zu geben, als sie von ihnen zu empfangen. Dass der Ausdruck des Psephisma (denn aus solchem ist er ohne Zweifel entlehnt) höchst auffallend sei, wenn er Anmaassung des Bürgerrechts überhaupt ausdrücken solle, geben wir gerne zu, da, wie Hr. P. richtig bemerkt, eine solche Anmaassung sich auch wohl ohne das Eindrängen in eine Phratrie ausführen liess; allein es ist ja doch auch wohl denkbar, dass das Psephisma, aus welchem diese Worte sind, gerade nichts über die Anmaassung des Bürgerrechts überhaupt, sondern nur über die Anmaassung besonderer mit der Theilnahme an einer Phratrie verbundener Rechte festgesezt habe, und also gerade nichts Anderes habe sagen wollen, als was die Worte buchstäblich bedeuten. Wenn aber Hr. P. es an sich höchst unglaublich findet, dass dieselbe Behörde in Handelsprocessen und in Fremdenklagen competent gewesen sei, so darf doch diess allein in der That nicht als ein Grund gelten, den Zeugnissen der Grammatiker den Glauben zu versagen, da die Sache in früheren Verhältnissen und Einrichtungen ihren Grund haben konnte, worüber wir bei den höchst dürftigen Notizen über die Nautodiken gar nicht urtheilen können. Auch das von Harpokration angeführte Fragment aus Aristophanes Δαιταλεῖς scheint auf Jurisdiction der Nautodiken über Fremde als solche zu deuten.

Im fünften Abschnitte, *von den Voraussetzungen der Gerichtsthätigkeit und Klageanstellung überhaupt*, hätten wir auch, was über öffentliche Ankläger d. h. über solche, die entweder von Amts wegen oder in speciellem Auftrage des Volkes als Kläger auftraten, zu sagen war, zusammengestellt gewünscht. Auch ist uns nicht klar, was Hr. P. eigentlich über das angebliche Gesetz bei Gregorius von Korinth denke, wornach die ἄτιμοι und ἡταιρηκότες einen Synegoros erhalten sollen. Gregorius selbst in seinem Commentar zu Hermogenes π. μεθ. δειν. in Reiske's O. G. VIII. S. 928. nennt es einen ῥητορικὸς καὶ τεχνικὸς νόμος, d. h. eine Vorschrift der Schule, wie man Sachen dieser oder jener Art zu behandeln habe; auf das Attische Recht ist also daraus kein Schluss zu machen, und dass nach diesem der Ehrlose durch einen Synegoros habe Rechtshändel führen dürfen, ist mehr als zweifelhaft. Ein ähnlicher ῥητορικὸς καὶ τεχνικὸς νόμος ist auch die von Gregorius am a. O. aufgestellte Regel, dass Frauen, Kinder, abgelebte Greise und Kranke einen Synegoros erhalten sollen. Nach Attischem Rechte trat für Weiber und Kinder ihr κύριος auf, der aber offenbar etwas ganz Anderes als ein solcher Synegoros ist, wie er für Schwache und Kranke auftreten mochte. Weiterhin S. 95 finden wir, dass Hr. P. meint, es seien bisweilen von den Richtern selbst gewisse Synegoren für die Parteien amtlich bestellt worden, wenigstens in öffentlichen Processen. Diess schliesst er aus der Rede gegen Neara S. 1349, wo Theomnestus die Richter bitte, den Apollodorus *als Mitkläger vorbescheiden zu lassen*, oder um dessen *Ernennung zum Mitkläger* ersuche: ob diess auch bei Privatklagen gestattet und hier den Parteien auf ihr Ansuchen ein rechtlicher Beistand von Amts wegen beigegeben wurde, darüber wagt er nicht zu entscheiden. Allein in jener Stelle ist nicht davon die Rede, dass die Richter den Appollodorus amtlich zum Mitkläger ernennen sollen (eine solche Ernennung würde auf jeden Fall auch nicht erst am Gerichtstage selbst während der Verhandlungen statthaft gewesen seyn); sondern nur davon, dass sie ihm erlauben sollen, als Synegoros seines Freundes aufzutreten, weil dieser jung und unerfahren, jener aber älter, erfahrener, der vorliegenden Sache kundig und von dem Gegner ebenfalls verlezt sei; Gründe, wie wir sie auch anderswo öfter angeführt finden, um das Auftreten eines guten Freundes als Synegòros zu motiviren; vgl. Att. Proc. S. 709. Hrn. P. scheint der Ausdruck: δέομαι ὑμῖν — συνήγορόν με κελεῦσαι καλέσαι Ἀπολλόδωρον irre geleitet zu haben. Aber κελεύειν wird öfters von demjenigen gebraucht, der einen Andern auf sein Bitten etwas thun heisst, ihm sagt, er solle nur thun, warum er bitte; wo es also eigentlich soviel als *erlauben, genehmigen* ist, wie schon Budaeus und Stephanus bemerkt haben. Ein ganz Anderes ist es, wenn das Volk selbst συνηνόρους ernennt, um ein Verbrechen, von welchem es selbst Kunde genommen und zu dessen Bestrafung es

Digitized by Google

selbst ein Verfahren angeordnet hat, gerichtlich zu verfolgen. — Dafs der Synegoros eines Privatmanns für seine Bemühung kein Geld habe nehmen dürfen, ist Hr. P. geneigt zu bezweifeln; vielleicht deswegen, weil es ihm unbillig vorkommt, dafs ein von Gerichts wegen, wie er meint, bestellter und vielleicht gegen seine Neigung auftretender Anwalt ein solches Geschäft ohne alle Entschädigung hätte übernehmen müssen. Aber da es nun solche von Gerichts wegen bestellte Synegoren nicht gab, so ist auch solche Unbilligkeit nicht vorhanden, und die Absicht des Verbotes, für die Synegorie Geld zu nehmen, war offenbar zu verhindern, dafs einer ein Gewerbe daraus machte, eine Absicht, die auch Plato Gesetz. XI c. 14 S. 937 a. E. deutlich ausspricht. — Dafs es zu Athen Leute gegeben habe, die sich mit der Rechtskunde genauer beschäftigten und auf Befragen Auskunft darüber gaben, wollen wir nicht bezweifeln; aber dafs diese Leute Exegeten genannt worden seien, finden wir nicht bestätigt. Vielmehr kommen diese überall nur in Beziehung auf Religionsgegenstände vor, und scheinen Beamte gewesen zu seyn. Hrn. P's. Worte, sie kämen bei den Rednern mehr in diesem als in jenem Sinne vor, lassen vermuthen, dafs sie doch bisweilen auch in diesem Sinne vorkämen. Wir wünschten zu wissen, wo? Meier *de bon. damn.* S. VII. beruft sich deswegen auf Plutarch p. 11 C.; aber diese Stelle kann hierfür nichts beweisen, da er *νόμων διδασκάλους εἶναι* und *ὁσίων καὶ ἱερῶν ἐξηγητὰς εἶναι* von einander trennt, und die *ὅσια* also nicht auf das menschliche Recht, sondern auf das, was in Beziehung auf die Religion recht und erlaubt ist, zu beziehen scheint.

Das Kapitel *vom Gerichtsstande*, das vierte dieses Abschnittes, enthält im ersten §. nicht viel mehr als die Versicherung, dafs es nicht wohl möglich sei, die Behörden, bei welchen diese oder jene Art von Klagen, namentlich von Privatklagen, anhängig zu machen waren, mit einiger Sicherheit und Vollständigkeit auszumitteln, dafs, da ein jeder Staatsdiener die Hegemonie hatte, man diese sammt und sonders würde aufzählen müssen, um die Gerichtsbehörden namhaft zu machen, und dafs Hr. P. eine solche Aufzählung für unnöthig und überflüssig halte, indem er bei den einzelnen Klagen, insoweit es geschehen könne, die Obrigkeiten, vor welche sie gehörten, bemerklich machen wolle. Auch in der Vorrede S. XII erklärt der Verf., er habe es nicht für nöthig gefunden, über die Magistrate, welche die Hegemonie des Gerichts und die Instruction der Processe hatten, in einem besondern Abschnitte zu sprechen, zumal da die Attischen Regierungsstellen im Allgemeinen aus Schriften älterer und neuerer Zeit hinlänglich bekannt, die weniger bekannten aber gröfstentheils in dem Böckh'schen Werke über die Staatshaushaltung der Athener verzeichnet und der Umfang und die Gegenstände ihrer Amtsverwaltung näher angegeben seien, und er eine Kenntnifs der gangbaren Literatur über das Attische Recht bei seinen Lesern vorausgesezt habe. In dieser Hinsicht dürfte indessen Hr. P. nicht ganz von dem Vorwurfe der Inconsequenz freizusprechen seyn, indem manche andere Gegenstände des Attischen Rechts nicht weniger bekannt waren, und dennoch ausführlich von ihm besprochen worden sind. Auch wäre es ja wohl thunlich gewesen, die Ergebnisse der früheren Forschungen kurz anzugeben, zumal da, wenn auch eine vollständige Darstellung der Staatsbeamten in Rücksicht auf Zahl, Ernennung und Wirkungskreis allerdings eigentlich in das Staatsrecht gehört, doch die Angabe der Gründe, wefswegen man sich in jedem Falle mit seinen Klagen an diese oder jene Behörde zu wenden habe, gewifs nicht weniger in ein Buch über das Procefswesen gehörte, als z. B. die Schilderung des Wirkungskreises des Areopag oder des Rathes der 500, die Hr. P. ausführlich gegeben hat. Sollte durchaus nichts weiter als das eigentliche Procefsverfahren geschildert werden, so hätte auch selbst die Darstellung des Richterpersonals, seiner Wahl und Zusammensetzung hier ausgeschlossen und in das Staatsrecht verwiesen werden können. Inwiefern aber eine Beantwortung der Frage, vor welche Behörde diese oder jene Klage gehöre, möglich sei, müssen wir Anderen zu beurtheilen überlassen, da der Versuch sie zu beantworten und selbst die einzelnen Klagen nach den Behörden zu ordnen, im Attischen Procefs gemacht worden ist. — Der zweite §. dieses Kapitels behandelt die *δίκας ἀπὸ συμβόλων*, worüber wir im Ganzen mit dem Verf. vollkommen einverstanden sind. Nur gegen die Ansicht, dafs in Processen dieser Art der Kläger nothwendig immer dem Wohnorte des Beklagten habe folgen müssen, möchten wir Zweifel erheben. In den projectirten *συμβόλοις* zwischen Athen und Macedonien, deren die Rede über Halonesus erwähnt, war diefs freilich festgesezt, und es mochte auch sonst oft genug so festgesezt werden; ob aber immer, scheint uns ohne bestimmtern Beweis nicht wohl angenommen werden zu können. Das

Digitized by Google

Etym. M. gibt allerdings an: ἐξῆν δὲ τοῖς μὲν ξένοις ἐκκαλεῖσθαι πόλιν ἄλλην, τοῖς δὲ πολίταις οὐκέτι, was Hrn. P. darauf zu deuten scheint, dafs der Kläger, welcher vor dem vaterländischen Gerichtshofe des Beklagten verloren hatte, an einen auswärtigen habe appelliren können, der sachfällige Beklagte aber sich bei dem Ausspruche seines Gerichtshofes habe beruhigen müssen; allein selbst wenn diese Deutung richtig wäre, woran sich noch zweifeln läfst, so könnte man noch fragen, ob sich nicht der Verfasser des *Etym.* zu allgemein ausgedrückt habe. Dafs wenigstens die Quelle, aus der er schöpfte, nicht so allgemein gesprochen habe, scheint aus der offenbar aus derselben Quelle geflossenen Notiz des *Lex. rhet.* in Bekker's Anecl. I, p. 247, 30 hervorzugehn, wo es heifst: ἐξῆν δὲ τοῖς ξένοις μάλιστα ἐκκαλεῖσθαι, τοῖς δὲ πολίταις ἥκιστα.

Der sechste Abschnitt behandelt *das ordentliche Verfahren vor den Volksgerichten*, und ist, wie der wichtigste so auch der ausführlichste dieses ganzes Bandes. In den beiden ersten Kapiteln, *von der Vorladung* und *von Anbringung der Klage*, finden wir nichts zu bemerken, als etwa den Vorschlag des Verf., bei Lysias π. δημ. ἀδικ. S. 593 für ἔμποροι φάσκοντες εἶναι zu lesen ἐμπορικὰς φ. ε. sc. τὰς δίκας, der uns unnöthig scheint, weil, obgleich es wahr ist, was Hr. P. bemerkt, dafs διαγράφειν τὴν δίκην eigentlich von der Behörde, von der Partei aber διαγράφεσθαι gesagt werde, doch auch der Gebrauch des Activs von der Partei sich durch viele Beispiele ähnlicher Redeweisen vertheidigen läfst, weshalb uns auch die im Att. Proc. S. 27 vorgeschlagene Aenderung in διεγράψαντο nicht nothwendig scheint. — Bei der auf der nächstfolgenden Seite besprochenen Stelle aus der Rede gegen Timokrates S. 717, wo ein Gesez angeführt wird, dafs über schon einmal abgeurtheilte Sachen oder über Gegenstände ὧν τὸ δημόσιον ἀπέδοτο keine Klage weiter zulässig sei, scheint Hrn. P. entgangen zu seyn, dafs die richtige Erklärung dieser übrigens gar nicht schwierigen Stelle längst von Meier gegeben sei *de bon. damn.* S. 230. Dafs der von Demosth. angeführte Theil des Gesetzes nicht alle Fälle enthalte, in denen keine Klage zulässig war, ist gewifs. Uebrigens läfst auch Hrn. P's. Darstellung über diesen Punkt gröfsere Vollständigkeit wünschen. — Im dritten Kapitel, *über das Fallenlassen einer Klage*, untersucht Hr. P. S. 127 die Frage, ob in öffentlichen Processen ein Vergleich des Klägers mit dem Beklagten und demzufolge das Abstehen von der Klage nicht wenigstens dann erlaubt gewesen sei, wenn der erstere sich von der Unschuld des leztern durch Thatsachen überzeugt hatte, welche ihm früherhin unbekannt waren. Er meint diese Frage bejahen zu müssen, weil sonst der Kläger, aus Furcht vor der gesetzlichen Strafe, zu einer sykophantischen Fortsetzung der Klage gewissermaafsen genöthigt seyn würde. Das ist vollkommen wahr; aber ebenso wahr ist es auf der andern Seite, dafs jener Vorwand leicht gemifsbraucht werden konnte, ein Fallenlassen der Klage aus schlechten Gründen zu beschönigen. Die Gesetze, soviel wir sie kennen, sprachen das Verbot des Fallenlassens der Klage wahrscheinlich unbedingt aus; es mochte aber in der Macht der einführenden Behörde stehen, wenn sie sich überzeugte, dafs der Ankläger in der That in einem Irrthum befangen gewesen sei, auf seinen Wunsch die Klage wieder auszustreichen. Ohne Bewilligung der Behörde aber die einmal angestellte Klage aufzugeben, scheint nicht erlaubt gewesen zu seyn. Wer diefs that, verfiel gesetzlich in Strafe, ohne sich derselben nachher durch Rechtfertigungsgründe entziehen zu können. Hr. P. beruft sich auf eine Stelle der Rede g. Neära, S. 1386, wo der Sprecher erkläre, er wolle von der Klage abstehen, wenn sein Gegner die an ihn ergangene πρόσκλησις annehme, und in Folge derselben sich ergebe, dafs er eine Bürgerin geheirathet. Der Sprecher erklärt diefs aber nicht jezt erst vor den Richtern, wo es dazu wohl zu spät gewesen wäre, sondern erzählt diesen, er habe sich früherhin, wahrscheinlich bei der Anakrisis, erboten, wenn der Gegner seine Sklavinnen zur Folter hergäbe, und die Aussage derselben mit der Behauptung desselben übereinstimmte, seine Klage aufzugeben. Hier dürfen wir nun wohl mit Zuversicht annehmen, entweder, dafs bei diesem Erbieten die Genehmigung der Behörde vorausgesezt sei, oder, dafs der Sprecher sich zu etwas erboten habe, was eigentlich verpönt war, in der Voraussetzung, dafs er doch nicht in den Fall kommen werde, sein Erbieten erfüllen zu müssen. Das zweite Beispiel aus derselben Rede S. 1363 u. 1366 beweist allerdings, dafs man auch öffentliche Klagen habe fallen lassen; aber nicht, dafs es ohne Weiteres erlaubt gewesen sei, sobald die Klage blofs zur Verfolgung eines Privatanspruches und zur Sicherstellung desselben angestellt war, wie Hr. P. daraus folgert. Dasselbe gilt von dem dritten Beispiele, S. 1367 — 1369. Dafs dabei keiner Strafe erwähnt, keine Mifsbilligung geäufsert wird, kann nicht beweisen, dafs die Handlung keiner Strafe unterworfen gewesen sei und keine Mifsbilligung verdient habe, sondern nur, dafs der Redner es nicht für nöthig hielt, darüber sich zu erklären. —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 173. u. 174.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1827.

Der Proceſs und die Klagen bei den Attikern. Dargestellt von Eduard Platner.

(Fortsetzung.)

Im vierten Kapitel, *von der Anakrisis und der litis contestatio*, verwirft der Verf. mit Recht S. 137 die Meinung Hudtwalckers, daſs die Antomosie auch habe abgelehnt werden können; oder vielmehr, er beschränkt dieselbe nur auf solche Fälle, wie der von Hudtwalcker angeführte, wo von einer Eisangelie wegen pflichtwidriger Behandlung eines Mündels die Rede ist. Hier, meint er, seien die Förmlichkeiten des ordentlichen Processes weggefallen, indem eine solche Eisanglie, wie eine μήνυσις behandelt wurde. Das möchten wir nicht unterschreiben; wir sehen vielmehr gar keinen Grund anzunehmen, daſs der Kläger bei einer solchen Eisangelie anders wie bei jeder andern Klage gestanden habe, auſser daſs der Verlust der Sache, auch wenn er nicht den fünften Theil der Stimmen erhielt, gefahrlos für ihn war. Es ist aber in der Stelle des Isäus, worauf jene Meinung beruht, in der That auch gar nicht von Ablehnung der Antomosie die Rede, wie wir im Att. Proc. S. 625 gezeigt zu haben glauben.

Das fünfte Kapitel, *von der Paragraphe*, stellt S. 139 die Behauptung auf, daſs die Einwendung dieses Rechtsmittels als ein Zeichen des Zutrauens zur Gerechtigkeit der Sache, und die Unterlassung davon als ein Merkmal des Miſstrauens angesehen worden sei. In der That aber verhält es sich gerade auf die entgegengesezte Weise, wie die im Att. Proc. S. 650 Anmk. 51 angeführten Stellen zeigen, und wie es auch in der Natur der Sache liegt. Hr. P. beruft sich auf Demosth. g. Pantän. S. 966, wo aber der Sprecher nur sagt, er habe die Paragraphe deswegen nicht unterlassen wollen, damit sein Gegner nicht etwa aus dem Unterlassen derselben lügenhafte Folgerungen ziehen möchte, also ihre Anwendung gewissermaaſsen entschuldigt. — Daſs der dem Androtion bei Demosth. S. 599, 23 in den Mund gelegte Einwurf sich zu einer Paragraphe geeignet hätte, bezweifeln wir, weil er nicht gegen die ganze Klage, sondern nur gegen einen einzelnen von den Klägern zur Verstärkung der übrigen vorgebrachten Vorwurf gerichtet ist, durch dessen Beseitigung die Klage dennoch nichts desto weniger statthaft gewesen seyn würde, wogegen die Paragraphe nur den Zweck hat, die ganze Klage als unstatthaft und nicht einführbar darzustellen. Wenn Hr. P. S. 141 auch von der dilatorischen Einrede der vorzeitigen Klage spricht, und uns deswegen auf Ulpian zu Demosth. g. Med. S. 341 Ben. (170 Wolf.) verweist, so wollen wir zwar die Existenz solcher Einrede nicht läugnen, gestehen aber bei Ulpian nichts davon finden zu können. Unter den Beispielen der παραγραφή bei den Rednern wird S. 145 auch das des Lacritus angeführt, welcher läugne, der Erbe seines Bruders, des ursprünglichen Schuldners zu seyn, so daſs gegen ihn keine Klage angebracht werden könne. Daſs aber das Abläugnen der Obligation zu einer Paragraphe berechtigt haben könnte, ist doch wohl ganz undenkbar. Vielmehr stüzt Lacritus seine Paragraphe auf die Behauptung, daſs, da er kein ἔμπορος sei und zwischen ihm und dem Kläger kein συμβολαῖον ἐμπορικὸν bestehe, auch keine δίκη ἐμπορικὴ gegen ihn stattfinden könne. Hätte also der Kläger ihn nicht mit solcher, sondern mit einer gewöhnlichen Schuldklage belangt, so würde er die Paragraphe nicht haben einwenden können. Daſs er aber auch überhaupt Schuldner zu seyn läugnet, ist ganz in der Ordnung, wie ja in allen andern λόγοις παραγραφικοῖς die Excipienten, anstatt sich zu begnügen, bloſs ihre Paragraphe zu rechtfertigen, sich auch auf die Hauptsache selbst

Digitized by Google

einlassen und darzuthun suchen, daſs sie auch hier das Recht auf ihrer Seite haben, um so dem Vorurtheile zu begegnen, das der Gebrauch der Paragraphe gegen sie erwecken könnte. — Das über die Verjährung der Erbschaftsklagen S. 147 Gesagte, hätte schon nach *Bunsen de Jur. hered.* S. 94 genauer bestimmt werden sollen; und wenn S. 148 aus Lysias g. Agorat. 501 wahrscheinlich werden soll, daſs Criminalklagen nicht verjährten; so ist dagegen zu bemerken, daſs dort der Sprecher es nicht als eine gesetzliche Bestimmung, sondern nur als seine Meinung ausspricht, daſs bei Verbrechen, wie Agoratus sie begangen, gar keine Verjährung stattfinden dürfe. Hätte das Gesetz dieſs bestimmt, so würde er schwerlich unterlassen haben, dieſs geltend zu machen. (Vergl. auch Heffter, S. 293.)

Im sechsten Kapitel, *über die Diamartyrie*, verwechselt Hr. P. zunächst διαμαρτυρεῖν und διαμαρτύρεσθαι, wenn er sagt: „διαμαρτυρεῖν ist im Allgemeinen die Einlegung einer Protestation, ein Einspruch gegen eine Handlung, wobei man zugleich Zeugen anruft. S. Reiske Ind. in Dem. und auſser den hier angeführten Stellen Dem. geg. Olymp. 1180, geg. Kall. 1244.“ Reiske sagt nun zwar allerdings im Ind. unter d. W. διαμαρτυρεῖν: *proprie nihil est aliud, quam proximum* διαμαρτύρεσθαι *protestari, antestari, protestando intercedere;*“ daſs aber dem nicht also sei, wird sich leicht beweisen lassen. Zuvörderst bedeutet μαρτυρέω und alle seine *Composita* immer nur die Handlung des Zeugen, der etwas als Zeugniſs aussagt: so ἀντιμαρτυρέω, ἀντομαρτυρέω, ἐκμαρτυρέω, ἐπιμαρτυρέω, καταμαρτυρέω, προσμαρτυρέω, συμμαρτυρέω, ψευδομαρτυρέω; dagegen bedeutet μαρτύρομαι und seine *Composita* die Handlung desjenigen, der bei irgend einem Vorfalle Zeugen anruft, entweder um sich seiner anzunehmen und für ihn zu sprechen, oder auch bloſs um Kunde von dem Vorfalle zu nehmen, damit sie späterhin im Nothfalle ein Zeugniſs darüber ablegen können; so ἀντιμαρτύρομαι, ἀπομαρτύρομαι, ἐπιμαρτύρομαι, προσμαρτύρομαι. Beweise hiefür anzuführen, würde unnöthig seyn, da man sie ohne Mühe in den Wörterbüchern finden kann. Wie sollte es nun zugehen, daſs mit der Präposition διὰ zusammengesezt μαρτυρέω und μαρτύρομαι gleichbedeutend würden? Die Analogie lehrt, daſs διαμαρτυρέω bedeuten müsse: *ich trete als Zeuge dazwischen, ich lege ein Zeugniſs ab, um dadurch eine Sache zu hindern*; *und* διαμαρτύρομαι: *ich rufe dazwischen Zeugen an d.h. ich rufe Zeugen an, um mich vermittelst derselben einer Sache zu widersetzen.* Wie diese Bedeutung am Ende in die des feierlichen und förmlichen Verbietens und Protestirens, ohne daſs gerade an Zeugen dabei zu denken ist, übergegangen sei, können wir hier unerörtert lassen. Jene erste Bedeutung aber erscheint deutlich in Stellen, wie Demosth. g. Apatur. S. 899, 6: διαμαρτυραμένου τοῦ ἀνδρώπου ἐναντίον μαρτύρων, μὴ ἀποφαίνεσθαι καθ' ἑαυτοῦ ἄνευ τῶν συνδιαιτητῶν. G. Phänipp. S. 1047, 23: ἐγὼ μάρτυρας ἔχων — — διεμαρτυρόμην ὅπως μή μοι ὕστερον κατεσκευασμένοι δανεισταὶ φανήσονται u. a. m., und hieher gehören auch die von Hrn. P. angeführten Stellen; aber nirgends, und dieſs ist wohl zu merken, wird διαμαρτύρεσθαι von demjenigen gesagt, welcher in gehöriger und gewöhnlicher Form vor Gericht einen Zeugenbeweis vorlegt, um dadurch irgend eine Behauptung des Gegners zu entkräften; immer gilt es nur von demjenigen, welcher, sei es wo es sei, vor Gericht oder anderswo, ernstlich und feierlich gegen irgend eine Behauptung oder ein Verfahren protestirt; weshalb denn das Wort auch niemals von demjenigen gebraucht wird, welcher durch einen förmlich beigebrachten Zeugenbeweis die Einführbarkeit oder Nichteinführbarkeit einer Klage darthut, d. h. welcher sich der διαμαρτυρία εἰσαγώγιμον oder μὴ εἰσαγώγιμον εἶναι τὴν δίκην bedient. Bei Pollux freilich steht VIII, 32: διαμαρτυρία δὲ ὅστις διαμαρτύροιτο μὴ ἐπίδικον εἶναι τὸν κλῆρον; aber wahrscheinlich muſs hier διαμαρτυροῖτο geschrieben werden; denn so wie ἐκμαρτυρεῖσθαι von demjenigen steht, welcher zu seinen Gunsten eine ἐκμαρτυρία von Jemand ablegen läſst, Isaeus üb. Pyrrh. Erbsch. S. 31, so wird auch διαμαρτυρεῖσθαι von demjenigen gesagt worden seyn, welcher für sich eine διαμαρτυρία ablegen läſst, obgleich wir uns keiner Beispiele dieses Sprachgebrauches bei den Rednern erinnern. Was aber das Activ διαμαρτυρεῖν betrifft, so muſs dieses der Analogie nach, von demjenigen gesagt werden, welcher als Zeuge bei der διαμαρτυρία auftritt, nicht aber von dem, welcher einen Zeugen auſstellt. Dieſs bestätigt auch Harpokration, wenn er sagt: καὶ περὶ τούτου (d. h. περὶ τοῦ εἰσαγώγιμον εἶναι τὴν δίκην) πρότερον ἐγίνετο ἡ κρίσις πρὸς αὐτὸν τὸν διαμαρτυρήσαντα, οὐ πρὸς τοὶ ἐξαρχῆς δικαζόμενον, und nachher: ἐξῆν τῷ φεύγοντι προσαγαγεῖν τινα μαρτυροῦντα μὴ εἰσαγώγιμον εἶναι τὴν δίκην, καὶ πάλιν πρὸς τὸν διαμαρτυρήσαντα ὁ ἀγὼν ἐγίνετο. Man

Digitized by Google

sieht deutlich, wie er den *διαμαρτυροῦντα* oder *μαρτυροῦντα*, den Zeugen, dem *ἐξαρχῆς δικαζομένῳ*, demjenigen, welcher den Zeugen aufgestellt hat, entgegensezt. Dabei bemerkt er als eine Ausnahme, dafs bei Dinarch einmal das Activ von dem, der den Zeugen aufgestellt, nicht von dem Zeugen, der die Aussage gemacht hat, gebraucht worden sei: *Δείναρχος μέντοι διαμαρτυρῆσαι τεθεώρηκεν (τέθεικεν) οὐκ ἐπὶ τοῦ μαρτυρήσαντος αὐτοῦ ἀλλ' ἐπὶ τοῦ παρασχόντος τινὰ διαμαρτυρήσαντα*, wogegen Hr. P. die Sache gerade umkehrt, wenn er behauptet, dafs nicht der Zeuge, sondern derjenige, der sich auf ihn beruft und dessen Zeugnifs beibringt, der eigentliche *διαμαρτυρήσας* sei, „wie Harpokration richtig aus Dinarch anführe." (S. 170.) Er macht also die Ausnahme zur Regel und die Regel zur Ausnahme. Wie es sich übrigens mit jener Dinarch'schen Stelle verhalten haben möge, können wir nicht beurtheilen, da wir die von Harpokration angeführte Rede *περὶ τοῦ μὴ ἐπίδικον εἶναι τὴν Ἀριστοφῶντος δυγατέρα* nicht mehr haben; indessen findet sich dieselbe Ungenauigkeit des Ausdrucks auch in der Demosthenischen Rede gegen Leochares, wo mehrmals das Activ auch vom Leostratus vorkommt, der doch nicht selbst die *διαμαρτυρία* abgelegt hat, sondern sie durch seinen Sohn Leochares hat ablegen lassen. Aber hier erklärt sich diefs auch sehr leicht daraus, dafs der Sohn eigentlich nur den Namen dazu hergab, in der That aber der Vater es war, der durch den Mund seines Sohnes sprach. So heifsen auch beide gemeinschaftlich *τὰ ψευδῆ διαμεμαρτυρηκότες*, S. 1089; vom Leostratus wird gesagt: *τῇ διαμαρτυρίᾳ τοῦτον ἀπογράφεται ὡς υἱὸν ὄντα γνήσιον* S. 1093, und vom Leochares S. 1095: *διαμεμαρτύρηται*, was wohl heifst: er hat sich seine *διαμαρτυρία* abfassen lassen. Dafs aber eigentlich und genau gesprochen der *διαμαρτυρήσας* nur Leochares, nicht Leostratus war, erhellt deutlich aus S. 1097, 17: *ὑπὲρ ὧν γε διαμαρτυρῆσαι (Λεώστρατος) οὐκ ἐτόλμησεν*. Vergl. ebendas. Z. 7. Und so finden wir sonst überall *διαμαρτυρεῖν* von dem Zeugen gebraucht, der freilich bisweilen auch der Gegner selbst seyn konnte, in welchem Falle denn natürlich *διαμαρτυρεῖν* und *διαμαρτυρίαν προβάλλεσθαι* ganz einerlei ist. Hier kommen wir nun aber auf einen Punkt, den uns Hr. P. gänzlich verkannt zu haben scheint. Wir glauben nämlich, dafs, obgleich in der Regel wohl bei der Diamartyrie das Zeugnifs eines Dritten vorgebracht wurde, d. h. nicht der Processirende selbst, sondern ein Anderer der *διαμαρτυρῶν* war, dennoch diefs nicht unbedingt nothwendig gewesen sei, sondern dafs einer auch für sich selbst in eigener Person seine Protestation in der Form und mit der Wirkung eines Zeugnisses habe vorbringen, also Protestant und *διαμαρτυρῶν* in einer Person habe seyn können. Veranlassung zu dieser Ansicht gibt uns eine Stelle aus der Demosthenischen Rede gegen Leochares, die wir im Att. Procefs S. 643 besprochen haben, worauf wir deshalb hier unsere Leser verweisen können. Um aber die Sache erklärlich zu finden, mufs man bedenken, dafs ja wohl Fälle eintreten konnten, wo man seine Protestation auf einen Umstand gründete, welchen man nicht im Stande war durch das Zeugnifs eines Andern zu beweisen, weil etwa keiner davon genau genug unterrichtet war, oder keiner die mit der Ablegung eines Zeugnisses verbundene Gefahr übernehmen wollte. Hier gestattet nun das Gesetz oder die Praxis eine Ausnahme von der Regel, dafs keiner in seiner eigenen Sache zeugen sollte; es erlaubte dem Protestanten, seine Behauptung selbst in Form einer *διαμαρτυρία* vorzubringen, wobei er sich denn aber auch der Verantwortlichkeit unterziehen und der *δίκη ψευδομαρτυριῶν* gewärtig seyn mufste, so dafs sein Gegner ihn gerade wie einen falschen Zeugen angreifen, und, wenn er ihn besiegte, nicht blofs den ursprünglichen Procefs gegen ihn fortführen, sondern sich aufserdem noch eine Bufse von ihm zahlen lassen konnte. Dafs man nun eine auf diese Weise vorgebrachte Protestation ebenso wie das Zeugnifs eines Dritten auch *διαμαρτυρία*, die Handlung *διαμαρτυρεῖν* nannte, erklärt sich wohl ohne Schwierigkeit daraus, dafs sie dieselben Folgen, wie die gewöhnliche Zeugenaussage eines Dritten hatte. Und dafs der Gedanke, für sich selbst etwas in Form eines Zeugnisses und mit der Verantwortlichkeit eines Zeugen aussagen zu können, in der Attischen Gerichtspraxis uns nicht unerhört vorkommen dürfe, zeigt wohl das Erbieten des Demosthenes in der Rede über die Gesandsch. S. 396, 16, wenn dieses auch in dem dort stattfindenden Falle schwerlich zulässig gewesen seyn kann. Doch vergleiche Ulpian zu der Stelle. Nicht gar sehr verschieden ist es auch, wenn wir bei Isäus üb. die Erbsch. d. Pyrrhus den Ehemann in einem Processe, den er Namens seiner Frau und in der That also in seinem eigenen Interesse führt, dennoch selbst als *διαμαρτυροῦντα* d. h. als Zeugen auftreten sehen, ge-

Digitized by Google

gen den deshalb auch die δίκη ψευδομαρτ. gerichtet wird. — Dagegen hat Hr. P. einen andern Punkt zur Sprache gebracht, auf den die früheren Bearbeiter des Attischen Rechtes, soviel wir wissen, nicht verfallen sind, nämlich ob die Diamartyrie auch von dritten Personen eingelegt werden konnte, welche der anhängige Procefs rechtlich zunächst nichts anging, sondern welche durch ihre Protestation blofs die Rechte eines Andern wahrnahmen. Obgleich wir hiefür weder ein Beispiel noch ein Zeugnifs haben, so wollen wir doch die Möglichkeit der Sache nicht in Abrede stellen, wenigstens für den Fall, wenn Jemand, der dabei interessirt war, dafs ein Procefs zwischen zwei Personen nicht vor sich ginge, weil er selbst auf die zwischen ihnen streitige Sache ein ebenso gutes oder näheres Recht hatte, sich etwa im Auslande oder sonst aufser Stande befand, sein Recht jezt wahrzunehmen. Wir wollen die Möglichkeit einräumen, dafs hier nun ein unbetheiligter Dritter zum Besten jenes habe eine Protestation einlegen können; denn obgleich der zwischen jenen beiden gefällte Spruch, wodurch einem von ihnen die streitige Sache, z. B. eine Erbschaft, zuerkannt wurde, dem Rechte eines Dritten nicht präjudicirte; so konnte es doch sehr wichtig für diesen seyn, dafs die Sache nicht in den Besitz eines Andern käme, von dem er sie vielleicht entweder gar nicht oder nicht unbeschädigt wieder ausgeliefert bekommen konnte. An Beispielen aber oder Zeugnissen hiefür fehlt es, wie gesagt, gänzlich; denn das Zeugnifs, was Hr. P. im Harpokration findet, ist in der That keines. Harpokration sagt: ἐξῆν τῷ βουλομένῳ διαμαρτυρῆσαι ὡς εἰσαγώγιμός ἐστιν ἡ δίκη ἢ οὐκ εἰσαγώγιμος. Diefs deutet Hr. P. nun so, als wolle H. sagen, dafs jeder der wollte, sei es einer der Processirenden, sei es ein Anderer, die Diamartyria habe anwenden können. Dafs aber Harpokrations Meinung diefs schwerlich sei, ergibt sich nicht nur aus der weitern Darstellung, wo ausdrücklich nur von dem διώκων und von φεύγων die Rede ist, sondern auch aus dem Ausdrucke διαμαρτυρῆσαι, welcher, wie wir oben gesehen haben, nach richtigem Sprachgebrauche nur von dem Zeugen, den man zur διαμαρτυρία aufstellt, gebraucht wird, den auch Harpokration selbst weiter unten nur von diesem gebraucht, und dabei den abweichenden Gebrauch des Wortes bei Dinarch ausdrücklich als eine Ausnahme erwähnt. Demnach kann Harpokration nichts Anderes haben sagen wollen, als es konnte bei der Diamartyrie sich jeder, der da wollte, als Zeugen für die Einführbarkeit oder Nichteinführbarkeit der Klage aufstellen lassen; und zwar gibt er diefs als Regel an, weil er nachher von einer Ausnahme reden will, wo nicht jeder, der da wollte, sich als Zeugen aufstellen lassen konnte, nämlich bei der δίκη ἀποστασίου. Sollte uns Hr. P. hiergegen einwenden, was er S. 170 sagt, dafs ja doch der Zeuge als solcher, und insofern er nicht mit dem die Diamartyrie einwendenden eine Person sei (was Hrn. P. jedoch S. 167 nur für den Fall zulässig scheint, wo dieselbe von einem nicht selbst betheiligten Dritten zu Gunsten eines Andern eingewandt werde), seine Aussage nicht auf die Einführbarkeit sondern auf die Thatsache stelle, von welcher die Zulässigkeit und Statthaftigkeit der Einführung abhänge, und dafs also bei dem διαμαρτυρῆσαι des Harp. nicht an blofse Zeugen, sondern an die, welche die Diamartyrie einwenden, gedacht werden müsse; so entgegnen wir darauf, dafs uns diefs eine etwas zu weit getriebene Subtilität zu seyn scheine, indem es in der That ja doch ziemlich auf eins herauskommt, ob Thatsachen bezeugt werden, oder ob dasjenige bezeugt werde, was aus diesen Thatsachen nothwendig folgt. — Wir fügen jezt noch einige Bemerkungen über ein Paar der von Hrn. P. besprochenen Stellen der Redner, wo der Diamartyrie erwähnt wird, hinzu. Bei Isäus über d. Erbsch. des Phil. S. 149 (79 Bekk.) scheint Hr. P. die Worte: καίτοι εἰ μὲν διέθετο Φιλοκτήμων μὴ ἐξὸν αὐτῷ, τοῦτ' αὐτὸ ἐχρῆν διαμαρτυρεῖν, ὡς οὐ κύριος ἦν υἱὸν τόνδε ποιήσασθαι nicht recht gefafst zu haben, wenn er meint, es sei darin von der Nothwendigkeit oder Zulässigkeit überhaupt die Rede, eine Thatsache, wie die dort erwähnte, in Form einer Diamartyrie geltend zu machen. Der Redner sagt nur dieses: die Diamartyrie der Gegner enthält die Behauptung, dafs Philoktemon kein Testament gemacht, und also auch den Chärestratus nicht im Testament adoptirt habe; in ihrer Vertheidigung aber bringen sie auch eine in der Diamartyrie nicht enthaltene Behauptung vor, nämlich die, dafs Philoktemon gesetzlich gar nicht befugt gewesen sei, zu testiren, und dafs daher die Adoption des Chärestratus, selbst wenn sie wirklich stattgefunden hätte, doch nichtig und ungültig seyn würde. Nun, sagt er, hätte die Diamartyrie vielmehr auf diesen, als auf jenen Umstand gerichtet werden müssen; wolltet ihr eine Diamartyrie einlegen, so hättet ihr in dieser nicht diefs behaupten sollen, dafs Philoktemon nicht testirt habe,

Digitized by Google

was ihr ja unmöglich wissen könnt, sondern nur dieſs, daſs er, möge er es nun gethan haben oder nicht, rechtlich dazu nicht befugt gewesen sei. — Es ist also nicht davon die Rede, was überhaupt nöthig oder zulässig sei, sondern was in diesem bestimmten Falle hätte geschehen sollen. Bei dieser Gelegenheit bemerken wir noch, daſs uns scheint, Hr. P. habe, statt zu sagen, die Diamartyrie war eine sofort klare Einrede — vielmehr sagen sollen: eine Einrede, die, sobald sie erwiesen war, keinen Zweifel mehr gegen die Einführbarkeit oder Nichteinführbarkeit der Klage zulasse. Ob sie erwiesen werden konnte oder nicht, muſste jedesmal durch die *δίκη ψευδομαρτυριῶν* ausgemacht werden. Sie galt als wahr, bis das Gegentheil erwiesen war. — Auch dem, was Hr. P. S. 167 über den in der Rede gegen Leochares behandelten Fall vorträgt, können wir nicht beistimmen. Der Gegner des Sprechers in dem Hauptprocesse war Leostratus; dieser wandte die Einrede ein *μὴ ἐισαγώγιμον εἶναι τὴν δίκην*, und stellte dabei seinen Sohn Leochares als Zeugen auf. Leochares also war der *διαμαρτυρῶν*, und nothwendig muſste deswegen gegen ihn die *δίκη ψευδομαρτυριῶν* gerichtet werden; er wird angegriffen als *ψευδῆ διαμαρτυρίαν ποιησάμενος* (S. 1080). Seine Lüge besteht aber darin, daſs er eine gesetzmäſsige und rechtskräftige Adoption vorgibt, welche, nach der Behauptung des Sprechers, in der That ungesetzlich und nichtig ist. Die Thatsache der sogenannten Adoption selbst ist es nicht, die der Sprecher bestreitet, sondern die in der Diamartyrie behauptete Beschaffenheit der Thatsache. Jene war vom Leochares durch Zeugnisse erwiesen, aber daraus folgte noch nicht, daſs nun auch *seine* Behauptung wahr sei. Wenn nun aber Hr. P. sagt: „Hier war die Anfechtung der Diamartyrie nicht gegen die Zeugnisse, sondern gegen diejenigen gerichtet, welche es durch widerrechtliche Veranstaltungen zu bewirken gewuſst hatten, daſs dergleichen Zeugnisse existiren konnten“ — so verrückt er offenbar den richtigen Gesichtspunkt. Denn gesezt der Sprecher hätte auch die Thatsache an sich, und nicht ihre Beschaffenheit, als erlogen angreifen wollen; so würde nichs desto weniger doch zunächst sein Angriff, seine *δίκη ψευδομ.*, nicht gegen die subsidiarischen Zeugen, deren sich der die *διαμαρτυρία* ablegende Leochares bediente, sondern nur gegen ihn selbst, als den *διαμαρτυρήσας*, haben gerichtet werden müssen, und nur wenn es ihm gelungen wäre, durch Hülfe jener subsidiarischen Zeugen obzusiegen, würde der Sprecher auch diese haben angreifen müssen, wenn er die Diamartyrie unwirksam machen wollte. Also, um es nun als allgemeine Regel auszusprechen: Der Angriff gegen die Diamartyrie, welcher immer eine *δίκη ψευδομ.* ist, ist zunächst niemals gegen die subsidiarischen Zeugen, deren sich etwa der die Diamartyrie ablegende, der *διαμαρτυρήσας*, bedienen mag, sondern immer und nothwendig nur gegen diesen selbst gerichtet, und es muſs deswegen der Angriff gegen die Diamartyrie selbst wohl unterschieden werden von dem etwaigen Angriff gegen die von dem Hauptzeugen, dem *διαμαρτυρήσας*, angewandten subsidiarischen Zeugen. Nach Hrn. P's. Worten aber muſs man glauben, in der Sache gegen Leochares sei der Angriff gegen die Diamartyrie etwas Anderes als eine *δίκη ψευδομαρτυριῶν* gewesen, und ferner es habe der Angriff gegen die Diamartyrie auch zunächst nicht gegen den *διαμαρτυρήσας* selbst, sondern gegen die subsidiarischen Zeugen gerichtet werden können — ein Irrthum, der nothwendig daraus folgt, daſs ihm der *διαμαρτυρήσας* in der Regel derjenige zu seyn scheint, welcher die Diamartyrie einwendet, oder der Protestirende, da er doch in der That derjenige ist, welcher sie ablegt. Aus demselben Grunde will Hr. P. auch bei Isäus üb. Dikäog. Erbsch. S. 98 den Leochares, von dem es heiſst: *διεμαρτύρησε μὴ ἐπίδικον εἶναι τὸν κλῆρον*, als denjenigen angesehen wissen, welcher zu Gunsten des Dikäogenes eine Protestation eingelegt habe, da doch gewiſs eigentlich Dikäogenes protestirte, und die *διαμαρτυρία beibrachte*, welche Leochares *ablegte*.

Am Schlusse dieses Kapitels handelt Hr. P. auch von der Gegen- oder Widerklage, die wohl eine abgesonderte Darstellung verdient hätte. Denn wenn Hr. P. sie deswegen mit der Paragraphe und Diamartyrie zusammenstellt, weil sie auch bisweilen die Aufhebung der vorher gegen den Widerkläger angestellten Klage bewirkte, und ihre Einführung hinderte; so ist ja dieſs nicht eine jeder Widerklage als solcher zukommende Wirkung, sondern nur die Wirkung dieser oder jener einzelnen Widerklage wegen der speciellen Beschaffenheit der darin vorgebrachten Beschuldigungen. Was übrigens eigentlich unter einer Widerklage (*ἀντιγραφή*) nach dem Sprachgebrauche des Attischen Rechtes zu denken sei, erfährt der Leser von Hrn. P. gar nicht; und doch wäre eine genaue und bestimmte Definition

Digitized by Google

hier um so nöthiger gewesen, weil ihr Begriff und ihre Behandlung durchaus und wesentlich von dem Begriff und der Behandlung der Widerklage unseres gemeinrechtlichen Civilprocesses verschieden ist, und Heffter vollkommen Recht hat, wenn er diese dem Attischen Rechte abspricht. Wir werden bei der Beurtheilung des zweiten Theils auf diesen Gegenstand zurückkommen müssen. Das siebente und achte Kapitel, *von den Gerichtsgeldern* und *von den Verhandlungen vor den Richtern*, veranlafst uns zu keinen Gegenbemerkungen; nur würden, glauben wir, die Leser es dem Verf. Dank wissen, wenn er, anstatt sie auf Böckh zu verweisen, selbst sie mit einigen Worten unterrichtet hätte, was eigentlich unter Prytanien, Parastasis, Parakatabole und Epobelie zu verstehen sei. Das neunte Kapitel enthält eine sehr gelungene Darstellung des Schätzungsverfahrens, wo wir nur darin nicht mit dem Verf. übereinstimmen können, wenn er es wahrscheinlich findet, dafs in Criminalsachen auch dann, wenn die Strafe vom Gesetze bestimmt war, dennoch besonders über dieselbe erkannt worden sei, und zwar deswegen wahrscheinlich, weil bisweilen selbst schuldig Befundene wegen ihrer Verdienste um den Staat oder aus sonstigen Rücksichten mit der Strafe verschont worden seien. Die dafür angeführte Stelle, Demosth. g. Aristogit. S. 793 enthält nichts, was diese Vermuthung rechtfertigen könnte; denn die Worte, welche Hr. P. meint: *ἤδη τοίνυν τινὰς εἶδον τῶν ἀγωνιζομένων, οἳ τοῖς πράγμασιν αὐτοῖς ἁλισκόμενοι* (nicht *ἁλόντες*) *καὶ οὐκ ἔχοντες ὡς ἀδικοῦσι δεῖξαι — — εἰς ἔλεον καὶ φιλανθρωπίαν τοὺς δικάζοντας ἤγαγον*, werden am natürlichsten auf eine völlige Lossprechung gedeutet, nicht auf eine Lossprechung von der Strafe allein, nachdem sie vorher des Verbrechens schuldig erklärt worden waren, in welchem Falle *ἁλόντες* geschrieben seyn würde, nicht *ἁλισκόμενοι*. Und selbst, wenn der Redner an Schuldigerklärte dächte, würden wir dabei doch nur an *ἀγῶνας τιμητοὺς* denken dürfen, wo die Richter, denen die Strafbestimmung überlassen war, auf eine ganz unbedeutende erkennen konnten. Dafs aber, wo ein *ἀγὼν τιμητὸς* war, dennoch eine besondere Verhandlung über die Strafe stattgefunden und die Richter den Verurtheilten von der gesetzlich festgesezten Strafe entbinden gekonnt hätten, kommt uns ganz unglaublich vor. Nur wo ein *προστίμημα* zulässig war, mufsten über dieses noch Verhandlungen stattfinden. — In der S. 212 besprochenen Stelle des Aeschines g. Ctesiph. S. 602 sehen wir gar keine Schwierigkeit, wenn das *οὐ* zu Anfange des Satzes auch bei jedem der beiden folgenden Glieder hinzugedacht wird. Auch das scheint uns ganz klar, dafs die Worte *οὐχ — ὁ ἀγὼν οὐκ ἀτίμητος;* (die ebensoviel bedeuten, als *οὐχ ὁ ἀγὼν τιμητός;*) in Beziehung auf den Ctesiphon, nicht, wie Hr. P. will, auf den Demosthenes zu fassen, und der Sinn des Ganzen dieser sei: der Procefs kann weder für deinen Freund Ctesiphon so gar üble Folgen haben, noch bringt er dir selbst persönlich irgend einige Gefahr. — Die Frage, ob die Richter beim Schätzungsverfahren an die Anträge der Parteien gebunden waren, d. h. wenn keine *προστίμησις* eintrat, beantwortet Hr. P. bejahend, wie sie auch von Meier im Att. Proc. beantwortet worden ist. Rec. hat sie ebend. S. 725 verneint, erkennt aber jezt gerne an, dafs er sich übereilt habe.

Zehntes Kapitel. *Beweismittel.* Gutachten von Kunstverständigen, sagt Hr. P. S. 213, scheinen dem Attischen Processe nicht durchaus fremd gewesen zu seyn. Die dafür angezogenen Stellen aber, Demosth. g. Böot. S. 1018 und g. Konon S. 1260, reden blofs von Zeugenaussagen; an der erstern bezeugt ein Arzt, dafs Leute zu ihm gekommen seien, mit der Bitte, ihnen Einschnitte am Kopfe zu machen; an der zweiten bezeugt ein Arzt, dafs er zu einem Kranken gerufen sei und diesen schwer verlezt gefunden habe. Diefs sind also keine Gutachten, wie sie in unserm Processe vorkommen (vgl. Grolman's Theorie des gerichtl. Verf. §. 84); und dafs solche überhaupt dem Attischen Processe unbekannt gewesen seien, ergibt sich, unseres Erachtens, mit Sicherheit daraus, dafs sie auch da nie vorkommen, wo man sie unfehlbar erwarten müfste, z. B. wo von Mord und Verwundung und der Tödtlichkeit oder Nichttödtlichkeit derselben die Rede ist. — Dafs Sclaven gegen Mörder als Zeugen haben auftreten dürfen, läugnet Hr. P. S. 215, und meint, die Worte des Antiphon üb. Herod. Erm. S. 728: *καὶ μαρτυρεῖν ἔξεστι δούλῳ κατὰ τοῦ ἐλευθέρου τὸν φόνον*, seien nicht sowohl von einem eigentlichen Zeugnisse, als von einer Denunciation zu verstehen. Der Leser möge selbst entscheiden. Die Gegner des Sprechers bei Antiphon hatten einem Sclaven eine Aussage durch die Folter abgenommen und darauf denselben umgebracht. Diefs will nun der Sprecher als etwas durchaus Gesetzwidriges darstellen; denn, sagt er, wenn ein Sclave selbst gegen einen Freien *φόνον μαρτυρεῖν* darf, wenn der Herr eines ermordeten Sclaven eine *δίκη φόνου* ge-

Digitized by Google

gen den Mörder anstellen darf, wenn den Mörder eines Sclaven gleiches Urtheil wie den eines Freien trifft; so hätte es sich doch auch wohl gebührt, jenen Sclaven nicht ohne Urtheil und Recht zu tödten. Er will also daraus, dafs die Gesetze in manchen Fällen den Sclaven dem Freien gleichstellen, folgern, dafs ein Sclave nicht hätte ohne richterliches Urtheil umgebracht werden sollen; ist es nun wahrscheinlich, dafs er hier an blofse Denunciationen gedacht habe, welche Sclaven machen konnten, da sie ja gerade wenn sie nur denunciiren, nicht aber Zeugnifs ablegen durften, dadurch den Freien nicht gleichgestellt waren, dieser Umstand also die Argumentation des Sprechers nicht unterstüzen sondern schwächen würde? Dazu kommt nun, dafs auch Plato in den Gesetzen XI p. 448 Ast. verordnet: *δούλη δὲ καὶ δούλῳ καὶ παιδὶ φόνον μόνον ἐξέστω μαρτυρεῖν κ. τ. λ.*, wo ganz offenbar eigentliches Zeugnifs gemeint ist. Bedenkt man, wie Vieles Plato in dieser Schrift aus der Attischen Gesetzgebung entlehnt habe, und sieht nun die Uebereinstimmung seiner Worte mit denen des Antiphon, so wird man wenigstens nicht geradezu läugnen dürfen, dafs auch hier Plato das Attische Recht vor Augen gehabt habe; obwohl es uns nicht zweifelhaft scheint, dafs diese Befugnifs der Sclaven, als Zeugen aufzutreten, auf gewisse Fälle beschränkt und an gewisse Bedingungen geknüpft war, über die wir im Dunkeln sind. — Ob gegen diejenigen, welche, zum Zeugnifs aufgefordert, wider besseres Wissen eine *ἐξωμοσία* abgelegt hatten, Klage wegen Meineides erhoben werden konnte (S. 218) scheint uns sehr zweifelhaft. Wenigstens aus der vom Verf. angeführte Stelle, Demosth. I. geg. Steph. 1119, *ἐὰν δ' ἄρα τοῦτο ποιήσωσιν* (d. h. *ἐὰν ἐξομώσοσιν*) *ὑπ' ἀναιδείας, πρόκλησιν ὑμῖν ἀναγνώσεται, ἐξ ἧς αὐτοὺς ἐπιορκοῦντας ἐπαυτοφώρῳ λήψεσθαι*, erhellt diefs gewifs nicht. Ebensowenig kann die Stelle des Demosth. g. Apob. III, 849 hiefür beweisen. Demosthenes hatte den Aesius zu einem Zeugnisse aufgefordert, und dieser dasselbe auch wirklich, obwohl ungern, abgelegt, *οὔτ' ἐπιορκεῖν οὔτ εὐθὺς παραχρῆμα δίκην ὀφλισκάνειν βουλόμενος*, Hier zeigt schon das trennende *οὔτε — οὔτε*, dafs eins das andere ausschlofs; dafs Aesius entweder den Eid leisten, oder sich einer Klage aussetzen mufste; und diese kann deswegen nicht, wie Hr. P. meint, eben eine Klage wegen Meineides gewesen seyn. Ohne Zweifel ist eine *δίκη λειπομαρτυρίου* (*λιπομαρτυρίου* würde Hr. Schäfer zu schreiben rathen) gemeint, und wir müssen annehmen, dafs Aesius sich vorher zu dem Zeugnisse bereit erklärt hatte. Denn dafs auch einer, der sich vorher zu einem Zeugnisse bereit erklärt hatte, dennoch nachher die *ἐξωμοσία* ablegen konnte, erhellt aus Demosth. geg. Timoth. S. 1190, wo Apollodor erzählt, er habe eine *δίκη βλάβης* gegen Antiphanes angestellt, weil dieser ihm weder das versprochene Zeugnifs abgelegt noch auch die Exomosie geleistet habe. Hätte er also die Exomosie geleistet, so würde die *δίκη βλάβης*, folglich auch unter andern Umständen die *δικη λειπομαρτυρίου*, nicht anwendbar gewesen seyn. Endlich dient auch Demosth. üb. d. Gesandtsch. S. 396 durchaus nicht zur Bestätigung der Platner'schen Meinung, indem die Worte: *ἐὰν δ' ἐξομνύωσιν, ἐπιορκοῦντας ἐξελέγξω παρ' ὑμῖν φανερῶς* ebenso, wie das oben aus der R. g. Steph. angeführte, nicht auf einen mittels eines Processes wegen Meineides zu führenden Beweis gehen, sondern auf einen solchen Beweis, durch welchen die Richter jezt gleich auf der Stelle von der Falschheit der Exomosie überzeugt und dadurch die Wirkung derselben vernichtet werden soll. Wir glauben demnach, dafs das Gesetz die Strafe einer meineidigen Exomosie den Göttern überlassen habe, wie wir denn auch für andere Fälle keine Klage wegen Meineides im Attischen Rechte finden. — Ueber den Zeugeneid hatte Rec. die Bemerkung gemacht, dafs er nicht immer nothwendig gewesen zu seyn scheine. Hr. P., nachdem er S. 223 von demselben als einem allgemeinen Erfordernisse gesprochen, zieht nachher die Sache noch einmal in den Zusätzen S. XXXIV ff. in Erwägung, und beleuchtet namentlich einige wider die Nothwendigkeit des Zeugeneides angeführten Stellen. Wir lassen was üb. Plut. Apophthegm. T. VI p. 707 R. gesagt wird, auf sich beruhen; wenn aber der Stelle des Isäus in dem Fragm. f. Euphiletus S. 361 die Beweiskraft abgesprochen wird, so gestehen wir hier des Verf. Raisonnement nicht zu verstehen. Es erbietet sich nämlich der Sprecher zu einem Eide in Beziehung auf solche Umstände, über die er vorher schon ein Zeugnifs abgelegt hatte. „Derselbe ist aber," sagt Hr. P., „kein eigentlicher Zeuge in dem angegebenen Sinne, (d. h. kein processualischer Zeuge,) indem er als Synegoros erst vor den Richtern auftritt." Erst? — Soll etwa daraus, dafs er jezt als Synegoros auftritt, folgen, dafs er früher nicht schon als Zeuge habe auftreten können? dafs er diefs wirklich gethan habe, ergibt sich aus den Worten des Fragments S. 353 u. 355 deutlich, und dafs es öfter geschehen sei,

Digitized by Google

ersieht man aus Aeschin. üb. die Gesandtsch. S. 333, 7. „Auch ist" fährt Hr. P. fort, der Sprecher zugleich Bruder des Angeschuldigten und bei dem Rechtsstreit über die Civität des leztern zugleich mit interessirt, also mehr Partei als Zeuge." Allerdings ist er Bruder des Angeschuldigten, übrigens aber bei dem Rechtsstreite nur insofern interessirt, als er aus brüderlicher Liebe Antheil an ihm nimmt, nicht aber insofern seine eigene Civität zugleich mit angefochten würde; daſs aber ein Bruder für den andern nicht habe zeugen dürfen, glaubt Hr. P. gewiſs selbst nicht. „Daher ich auch den in Rede stehenden Eid nicht als Zeugeneid, sondern als einen solchen aufgeführt habe, wozu sich die Parteien selbst erbieten." Daſs Hr. P. den Eid, zu welchem sich der Sprecher erbietet, nicht als Zeugeneid betrachtet, ist ganz recht gethan; aber eben daraus, daſs dieser Eid jezt angeboten wird, nachdem schon vorher ein Zeugniſs über denselben Gegenstand abgelegt worden war, ergibt sich doch wohl, daſs dieses Zeugniſs nicht eidlich abgelegt worden sei, und wir gestehen deshalb, nicht zu begreifen, was Hr. P. gegen die Beweiskraft dieser Stelle eigentlich einzuwenden habe. Ebensowenig aber sehen wir ein, wie gerade die Worte des Lysias *π. τραύμ. ἐκ προν.* p. 169 den entscheidenden Beweis geben sollen, daſs es gewisse Sachen gegeben habe, in denen die Zeugen nothwendig vereidet werden muſsten, und andere, in denen dieſs nicht nothwendig war; da man vielmehr mit Sicherheit nur soviel daraus schlieſsen kann, daſs in Sachen wie der dort behandelten die Zeugen vor Gericht nicht auftreten durften, wenn sie nicht vorher, bei der Anakrisis, den erforderlichen Eid geleistet hatten, wogegen in anderen Sachen der Zeugeneid auch vor den Richtern selbst abgelegt werden konnte. S. Att. Proc. S. 676. — In der Hauptsache indessen hat Hr. P. ohne Zweifel Recht, wenn er meint, daſs in Processen vor dem Areopag (und wohl überhaupt vor den Blutgerichtshöfen) unvereidete Zeugen nicht zulässig waren, vor den Volksgerichten dagegen der Zeugeneid nicht nothwendig war, wenn die Parteien nicht darauf bestanden. — S. 226 scheint uns der Verf. den Begriff des *ἀκοὴν μαρτυρεῖν* nicht scharf genug zu bestimmen, wenn er sagt, es sei dieſs insbesondere dann eingetreten, wenn die Augenzeugen, von denen man etwas gehört zu haben behauptete, schon verstorben waren. Vielmehr dieser Fall war der einzige, in welchem die Gesetze ein Zeugniſs auf Hörensagen erlaubten; in jedem andern Falle verboten sie es, und es konnte also hier nur eine *ἐκμαρτυρία* stattfinden. Zwischen dem *ἀκοὴν μαρτυρεῖν* und dem *ἐκμαρτυρίαν μαρτυρεῖν* findet nun aber der wesentliche Unterschied statt, daſs bei der leztern die *δίκη ψευδομαρτυριῶν* zunächst immer nur gegen den *ἐκμαρτυρήσαντα* selbst gerichtet war, und gegen den *μαρτυρήσαντα τὴν ἐκμαρτυρίαν* nur dann, wenn jener seine Aussage abläugnete; dagegen der *ἀκοὴν μαρτυρήσας* immer selbst verantwortlich ist, insofern derjenige, von welchem er etwas gehört zu haben behauptet hatte, nicht mehr belangt werden konnte, gegen ihn selbst aber der Beweis versucht werden konnte, er habe in der That nicht gehört, was er gehört zu haben vorgab. Er ist also wegen seiner Behauptung immer verantwortlich und der *δίκη ψευδομαρτυριῶν* unterworfen, und dieſs ist der Sinn der Stelle aus Demosth. g. Eubul. S. 1300, wo es heiſst: Selbst wer als Zeuge eine *ἀκοὴ* vorbringt und sich als solcher verantwortlich macht, verdient, nach dem Gesetze, keinen Glauben (stillschweigend ausgenommen ist natürlich die *ἀκοὴ τετελευτηκότων*); vielweniger nun der Gegner selbst, der sich auf eine *ἀκοή* beruft. Es ist also an dieser Stelle keineswegs von einer besondern Verantwortlichkeit, zu der man sich freiwillig verbindlich machte, etwa, wie Hr. P. S. 231 meint, die Wahrheit der Thatsache selbst, und nicht bloſs der Behauptung, daſs man die *ἀκοὴ* gehört habe, zu vertheidigen, sondern von der allgemeinen Verantwortlichkeit die Rede, der sich jeder *ἀκοὴν μαρτυρήσας* unterziehen muſste, und die Worte *ὑπεύθυνον καθιστάντα ἑαυτον* bedeuten nicht: selbst wenn man sich besonders verantwortlich macht, sondern: selbst wenn man, als Zeuge, verantwortlich ist, nicht, wie jezt der Gegner, von der Verantwortlichkeit frei. Auch dieses Leztere bezieht Hr. P. mit Unrecht darauf, daſs in Processen, wie der dort behandelte, über Ausstossung angeblicher Fremdlinge, die Demoten überhaupt keiner Verantwortlichkeit ausgesezt waren. Der Sprecher meint sicherlich nichts Anderes, als daſs der Gegner wegen seiner Behauptung nicht gleich einem Zeugen der *δίκη ψευδομαρτυριῶν* unterworfen war, eben weil er als Gegner und nicht als Zeuge auftrat. — Noch bemerken wir hinsichtlich der S. 225 behandelten Stelle Demosthenes g. Leoch. S. 1097, daſs die Worte *τῶν τετελευτηκότων* unmöglich ächt seyn können, wie schon die zunächst vorhergehenden Worte beweisen: *ἀκηκοὼς τοῦ αὐτοῦ πατρὸς διαμεμαρτύρηκεν.* Leochares hatte also etwas bezeugt, was er nicht von Verstorbenen gehört hatte, in welchem Falle das *ἀκοὴν μαρτυρεῖν* allein erlaubt war, sondern von seinem noch lebenden Vater. Die Verbesserung *ὑπ' ἐκείνων* für *ὑπ' ἐκείνου* ist nun nicht bloſs deshalb unzulässig, weil, wenn *τῶν τετελευτηκότων* gestrichen wird, sie nun nichts mehr haben, worauf sie sich beziehen könnten, sondern auch, weil *ὑπ' ἐκείνου* an sich nicht anstöſsig scheinen kann, wenn man bedenkt, daſs Leostratus sehr wohl als mithandelnd bei jener Adoption bezeichnet werden konnte. Endlich scheint auch der Ausdruck *ἀκοὴν μαρτυρεῖν τὰ πραχθέντα* nicht ungriechisch zu seyn; und *ἐκείνου* in Beziehung auf den so eben bezeichneten Leostratus wird keinen befremden.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 175. u. 176.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1827.

Der Proceſs und die Klagen bei den Attikern. Dargestellt von Eduard Platner.

(Beschluſs.)

Von der Tortur (S. 237 ff.) erkennt Hr. P. natürlich als Grundsatz an, daſs sie gegen Bürger nicht anders stattfinden durfte, als in Folge eines speciellen Volksbeschlusses; wenn er aber auſserdem noch zwei Ausnahmen von dieser Regel bei Antiphon über Herod. Ermord. S. 729 u. Lysias geg. Sim. S. 153 findet, so wundert uns, wie er übersehen hat, daſs in der ersten Stelle weder der Gefolterte ein Athenischer Bürger, noch auch die Folterung selbst zu Athen vorgenommen ist, in der andern Stelle aber ebenfalls nichts uns nöthigt, den Platäischen Knaben für einen der eingebürgerten Platäer zu halten. Wenn aber Cicero partit. orat. c. 34 von Folterung der Freien und Bürger zu Athen und zu Rhodus spricht, so kann, abgesehen von allem andern, was sich über diese Stelle sagen lieſse, darin doch nur ein Zeugniſs für die Einrichtungen des damaligen, nicht des alten Athens liegen; und was der Tyrann Athenion that, kommt hier noch weniger in Betrachtung. Der Rhetor Curius Fortunatianus hätte lieber gar nicht angeführt werden sollen. — Die Behauptung des Demosthenes g. Stephan. I, S. 1106, 8, daſs die Folterung nicht vor den Richtern vorgenommen werden dürfe, ist eine von denen, die man nicht allzugenau nehmen muſs; sie gibt an, was Regel war, ohne deswegen einzelne Ausnahmen auszuschlieſsen. Hr. P. S. 240. meint, daſs nur eine öffentliche Tortur vor den Richtern habe vorgenommen werden können; darunter versteht er eine von Staats wegen angeordnete, und von einer solchen spreche Aeschines üb. d. Gesandsch. S. 295. Das ist nun aber nicht der Fall; vielmehr erbietet sich Aeschines selbst, die Sclaven zur Tortur herzugeben und diese vor den Richtern selbst, wenn sie es wollten, vornehmen zu lassen. Also hatte der Staat dieselbe nicht angeordnet. Wir lernen aber aus dieser Stelle, was auch der Natur der Sache gemäſs ist, daſs es von den Richtern abhing, ob sie dergleichen gestatten wollten oder nicht.

Am Schlusse dieses Abschnittes handelt Hr. P. noch besonders von der Proklesis, obgleich diese, wie er selbst vorher S. 214 bemerkt hat, nicht sowohl ein eigentliches Beweismittel, als eine Form ist, ein Beweismittel geltend zu machen, oder richtiger eine Handlung, die bisweilen den Zweck hat, ein Beweismittel herbeizuschaffen oder auch die über solche Handlung aufgesezte Urkunde, die aber nur durch Zeugnisse Beweiskraft erhalten kann. Deswegen ist ihrer denn auch bei Gelegenheit der einzelnen früher abgehandelten Beweismittel schon öfter erwähnt worden, und der Verf. findet hier nur noch für nöthig, der Aufforderung zu gedenken, an Ort und Stelle über einen Vorgang Erkundigungen einzuziehen, wie bei Demosthenes Zenothemis von seinen Gegnern nach Syrakus provocirt werde, um vor den dortigen Gerichten zu untersuchen, ob das in Frage stehende Getreide vom Hegestratus oder Protus gekauft sei. Es ist aber bei Demosthenes vielmehr von einer Aufforderung die Rede, sich aus den Büchern der Syrakusanischen Zollbeamten Auskunft zu verschaffen, und auf das Ergebniſs derselben die Entscheidung des Rechtsstreites ankommen zu lassen; folglich eine Provocation wie viele andere, nur daſs freilich die Syrakusanischen Zollregister nicht zu Athen, sondern zu Syrakus einzusehen waren. In den Zusätzen S. XXXIX führt Hr. P. noch ein Beispiel einer Proklesis, bei Antiph. üb. d. Choreut. S. 776, als besonders merkwürdig an, wo ein des Mordes Beschuldigter seine Sclaven in Gegenwart der Richter zur Tortur angeboten und dieses Anerbieten Tages darauf vor denselben Richtern wiederholt habe. Diese Verhandlung sei aber nicht in denjenigen Theil des Processes gefallen, wo nach Einführung der Klage vor den Richtern über Schuld und Unschuld des Verklagten gestritten und Beweis und Gegenbeweis geführt wurde, sondern sie habe sich vielmehr auf das Anbringen und die

Digitized by Google

Forderung des Klägers bezogen, wodurch er gegen den Angeklagten eine *προαγόρευσις* auswirken wollte. Nach dieser Darstellung sieht es aus, als ob jenes Anbringen und jene Forderung vor den dort erwähnten Richtern unter dem Vorsitze der Thesmotheten verhandelt worden sei. Diese hatten aber damit nichts zu thun, sondern dergleichen gehörte vor den *βασιλεύς*, an welchen sich auch die Gegner, aber nicht an dem Tage, an welchem zuerst jene Proklesis stattfand, sondern erst einen Tag später, deswegen wandten, jedoch von ihm abgewiesen wurden. (Vgl. S. 784 und 774, 12, wo der Ausdruck *τῇ ὑστεραία ἡ ὁ πᾶις ἐθάπτετο* bedeutet, am Tage nach dem Begräbnisse. (Vgl. Buttm. ad Dem. Mid. p. 69). Jene im Gerichtshofe der Thesmotheten versammelten Richter sollten in einer ganz andern Sache zwischen dem Sprecher und seinen Gegnern entscheiden; und die lezteren brachten die Beschuldigung des Mordes hier nur deswegen vor, um dadurch die Richter gegen den Sprecher ungünstig zu stimmen, weswegen denn dieser gleich auf der Stelle, und in Gegenwart ebenderselben Leute, die gegen ihn eingenommen werden sollen, seine Proklesis erläfst, um dadurch die Wirkung jener Beschuldigung zu hindern. Wir sehen also nicht ein, was hierbei besonders merkwürdig sei. Vielmehr möchte das merkwürdig genannt werden dürfen, dafs nach den Worten des Redners dieselben Richter an zwei aufeinander folgenden Tagen in demselben Gerichtshofe versammelt waren.

Siebenter Abschnitt. *Modificationen des ordentlichen Verfahrens.* Erstes Kapitel. *Summarisches Verfahren bei öffentlichen Anklagen* (*ἀπαγωγὴ* u. *ἔνδειξις*). Mit Recht erklärt sich Hr. P. gegen die Ansicht, dafs überall, wo gegen Abwesende die *ἔνδειξις* stattfand, gegen Anwesende die *ἀπαγωγὴ* zulässig gewesen sei. Das Gegentheil ist ganz gewifs; es gab *ἔνδειξις* für manche Fälle, wo doch keine *ἀπαγωγὴ* zulässig war; allein die Auslegung der Stelle des Pollux VIII, 49. die Hr. P. S. 258 gibt, können wir dennoch nicht umhin zu mifsbilligen, da sie den Worten des Schriftstellers offenbar Gewalt anthut. Pollux sagt, *ἀπαγωγὴ* sei, wenn man einen, den man, wenn er abwesend d. h. nicht anzutreffen sei, mit der *ἔνδειξις* angreifen könne, angetroffen und auf der That ertappt der Behörde zuführe. Darin liegt nun, unseres Erachtens, allerdings, dafs derselbige Verbrecher der *ἀπαγωγὴ* und der *ἔνδειξις* unterworfen sei, und der Unterschied nur darin bestehe, ob man seiner habhaft werden könne oder nicht; Hr. P. aber will es nur so verstanden wissen, als ob Pollux sagen wolle, wo *ἀπαγωγὴ* zulässig sei, da sei auch *ἔνδειξις* zulässig; nicht aber umgekehrt. Aber ist es denn so unglaublich, dafs Pollux ungenau definirt, dafs er, wie so oft diese Grammatiker, was in vielen oder in den meisten Fällen galt, als allgemeine Regel ausgesprochen habe? — Ob übrigens der Ausdruck *summarisch* ganz passend sei zur Bezeichnung des bei der *ἀπαγωγὴ* und *ἔνδειξις* eintretenden Verfahrens, möchte Rec., der freilich hier einem Juristen gegenüber nur mit Schüchternheit sprechen darf, zu bezweifeln wagen. Freilich beginnt bei beiden der Procefs mit einer Handlung, der vollziehenden Gewalt; aber diese Handlung, die Verhaftung des Beklagten oder Nöthigung zur Bürgschaftstellung, hat nur den Zweck, sich seiner Person zu versichern und ihn zu hindern, sich der Untersuchung zu entziehen, ohne dafs dadurch, Falls er den Beweis seiner Unschuld unternimmt, in dem weitern Verlaufe der Verhandlungen etwas geändert oder abgekürzt würde. — Hinsichtlich der *ἀπαγωγὴ* und *ἔνδειξις* gegen die Ehrlosen entsteht vor allen Dingen die Frage, ob unter den lezteren nur solche zu verstehen seien, die eines ehrlos machenden Verbrechens schon vorher gerichtlich überwiesen waren, oder auch solche, die zwar noch nicht überwiesen waren, gegen die aber ein vorläufig genügender Beweis des begangenen Verbrechens beigebracht werden konnte. Die Gesetze scheinen beide nicht deutlich unterschieden zu haben, und in praxi die *ἀπαγ.* und *ἔνδ.* auch gegen die lezteren zugelassen worden zu seyn. Darnach ist der in der Rede g. Theokrines S. 1323 behandelte Fall zu beurtheilen. Theokrines war wegen einer nicht fortgesezten Phasis allerdings dem Rechte nach Staatsschuldner, und als solcher der Epitimie verlustig, obgleich diese Strafe noch nicht förmlich über ihn ausgesprochen war. Da er nun fortwährend sich als *ἐπίτιμος* beträgt, so stellt der Kläger eine *ἔνδειξις* gegen ihn an, indem er der Behörde den erforderlichen vorläufigen Beweis von der verschuldeten Atimie des Beklagten gibt, und die Worte S. 1323: *φημὶ δὴ κατὰ ταύτην τὴν ἔνδειξιν ἔνοχον εἶναι Θεοκρίνην τῷ φήναντα Μικίωνα Χολλίδην μὴ ἐπεξελθεῖν, ἀλλ' ἀργύριον λαβόντα ἀποδόσθαι τὸ πρᾶγμα, καὶ τοῦτ' ἀποδείξω σαφῶς* enthalten das Versprechen, nunmehr den vollständigen Beweis zu liefern, dafs Theokrines wirklich *κατὰ τὴν ἔνδειξιν*, d. h. so wie es in der Endeixis geschrieben stehe, das Verbrechen, welches ihn zum Staats-

Digitized by Google

schuldner und als solchen ehrlos mache, begangen habe. Ebenso verhält es sich mit der ἔνδειξις gegen die ihre Pflicht in der Volksversammlung versäumenden Prytanen, welche, ohne vorher gerichtlich für ehrlos erklärt worden zu seyn, sogleich, wenn sie die gesetzliche Geldstrafe für ihre Pflichtversäumnifs nicht zahlen, als Staatsschuldner und ehrlose mit der ἔνδειξις belangt werden, und ebenso mit der ἔνδειξις nach dem Leptineischen Gesetze gegen diejenigen, welche um Atelie anhielten. (Vergl. Platn. S. 275. u. Att. Proc. S. 243.) Dafs nun aber regelmäfsig jede ἔνδειξις bei den Eilfmännern, und nur ausnahmsweise einige bei andern Behörden angebracht worden, wie Hr. P. S. 279 ff. zu erweisen sucht, können wir nicht wahrscheinlich finden. Der dafür angegebene Grund, weil der Procefs mit Verhaftung der Angeschuldigten (od. mit Bürgschaftstellung, setzen wir hinzu) begonnen, die Verhaftung aber den Eilfmännern obgelegen habe, kann dafür offenbar nichts beweisen. Denn aus demselben Grunde müfste man die Eilfmänner auch als die Behörde ansehen, bei welcher Eisangelien oder Klagen gegen Fremde angebracht wurden, weil ja auch hier Verhaftung oder Bürgschaft stattfand. Aber sowie man sieht, dafs hier die Klage bei andern Behörden angebracht ward, die Verhaftung aber auf Requisition dieser Behörden durch die Eilfmänner geschah, und wie ebendiefs nothwendig auch bei denjenigen Fällen der ἔνδειξις stattfand, welche erweislich nicht vor die Eilfmänner gehörten, so kann überhaupt die Verhaftung kein Grund seyn, diese für andere Fälle als die regelmäfsige Behörde anzusehen. Darum ist die Regel, die Hr. P. S. 282 aufstellt: „Ueberwiesene, insofern sie als solche behandelt werden, sind der Gerichtsbarkeit der Eilfmänner unterworfen; nur aus besonderen Rücksichten ging man in einzelnen Fällen ausnahmsweise von dieser Regel ab" — als unbegründet anzusehen. Auch sind es ja nicht nur eigentlich Ueberwiesene, gegen welche die ἔνδειξις stattfindet; es sind vielmehr meist nur Verdächtige, über deren Verbrechen der Kläger sofort solche Beweise vorgebracht hat, dafs die Behörde sich veranlafst sieht, dasselbe einstweilen als erwiesen anzusehen und sich deswegen der Person des Beklagten vorläufig zu versichern, wodurch aber der Gegenbeweis desselben, sowohl hinsichtlich der ihm vorgeworfenen Handlung an sich, als auch hinsichtlich ihrer Strafbarkeit in diesem Falle, nicht ausgeschlossen wird. Hätte man sich nun regelmäfsig mit der ἔνδειξις an die Eilfmänner gewandt; so würde es natürlich auch ihnen zugekommen seyn zu entscheiden, ob dieselbe anzunehmen sei oder nicht; und Falls nun der Beklagte die ihm vorgeworfene Handlung oder ihre Strafbarkeit läugnete, so dafs ein weiteres gerichtliches Verfahren nothwendig wurde; so hätten natürlich auch hier die Eilfmänner die Hegemonie gehabt, und demnach in die Jurisdiction der andern im ordentlichen Procefs über solche Verbrechen competenten Behörden eingegriffen. Viel wahrscheinlicher nimmt man also wohl an, dafs diejenige Behörde bei der Endeixis die Gerichtsbarkeit hatte, die im ordentlichen Rechtsgange über das Verbrechen competent war, welches der Endeixis ursprünglich zum Grunde lag.

Bei Erörterung der Endeixis gegen Andocides trägt Hr. P. S. 384 beiläufig auch noch die Meinung vor, dafs in den Processen über Entweihung der Mysterien die richtenden Eingeweihten nicht, wie die (andern) Geschwornen gewechselt, sondern in Rücksicht ihrer richterlichen Thätigkeit einen ständigen Verein gebildet, und ferner, dafs der Senat, d. h. die Vorsitzenden desselben, diesen Gerichten als leitende Behörde vorgestanden hätte. In wiefern jener Verein der Eingeweihten ständig gewesen sei, ob auf ein Jahr, so dafs alle während desselben vorkommende Processe jener Art vor denselben Richtern verhandelt wurden, oder auf längere Zeit, vielleicht lebenslänglich, darüber erklärt sich der Verf. nicht deutlicher; doch meint er wohl das Leztere, nach den angezogenen Beweisstellen zu schliefsen. Er stüzt sich nämlich darauf, dafs Andocides in der nach Euklides d. h. nach Ol. 94, 1 gehaltene Rede über die Mysterien zu den Richtern, die jezt über das ihm vorgeworfene Verbrechen richtete S. 19 in Beziehung auf ähnliche wenigstens 13 Jahre früher stattgefundene Untersuchungen sagt: *δέομαι ὑμῶν — ἀναμιμνήσκεσθαι ἐὰν ἀληθῆ λέγω καὶ διδάσκειν ἀλλήλους· ἐν ὑμῖν γὰρ ἦσαν οἱ λόγοι καὶ ὑμεῖς μοι τούτων μάρτυρες ἐστέ.* (Vergl. S. 23. 32. 33.) Auch heifse es S. 7: Ihr habt die Todesstrafe über diejenigen von den Denunciirten ausgesprochen, welche der Untersuchung durch die Flucht entgangen waren, und Lysias g. Andocides führe gleichfalls an: Ihr habt dem Andocides, als er über die begangenen Religionsfrevel eine Anzeige machte, Straflosigkeit zuerkannt; und kurz darauf heifse es S. 233 *ἐζητεῖτε τοὺς ἠσεβηκότας.* — Und aus diesen Stellen sollte sich jene Folgerung ziehen lassen? Gewifs nicht, wenn keine besseren Gründe hinzukommen. Denn wer weifs nicht, wie oft die Redner so sprechen, dafs sie

Digitized by Google

Collegien, wie die Gerichte, den Senat, die Volksversammlung, ohne Rücksicht auf die jedesmal verschiedenen Individuen, als unveränderliche Einheiten betrachten, und von Handlungen früherer Mitglieder gleichwie von Handlungen der späteren sprechen, ja was eines dieser Collegien gethan, als ebenfalls von dem andern gethan darstellen, weil am Ende alle doch Repräsentanten und Bestandtheile desselben grofsen Ganzen sind, welches dasselbe bleibt, so vielfältig auch seine Mitglieder wechseln. Und dafs es mit dem *Ihr* an den angeführten Stellen nicht anders gemeint sei, erhellt theils aus Aeufserungen wie S. 23: *πρῶτον μὲν οὖν ταῦτα, ὦ ἄνδρες, ὁπόσοι ὑμῶν παρῆσαν, ἀναμιμνήσκεσθε,* u. S. 33: *καὶ ταῦτ' εἰ ἀληθῆ λέγω ἀναμιμνήσκεσθε καὶ οἱ ἰδόντες διδάσκετε τοὺς ἄλλους,* theils daraus, dafs S. 33 der Redner, die Richter anredend, sagt: *ὑμεῖς δὲ ἀκούσαντες ταῦτα Διοκλείδην μὲν τῷ δικαστηρίῳ παρέδοτε,* also den Richtern etwas beilegt, was eigentlich der Senat gethan hatte, theils endlich daraus, dafs an den meisten jener Stellen nicht von der Entweihung der Mysterien, worüber damals, wie jezt, Eingeweihte zu Gericht safsen, sondern von der Hermenverstümmelung die Rede ist, einem Verbrechen, welches, einige Fälle ausgenommen, von jenem andern abgesondert behandelt und gerichtet wurde, wie sich aus der ganzen Darstellung des Andocides deutlich ergibt, und worüber doch gewifs nicht blofs Eingeweihte zu Gericht safsen. Es ist also gar kein Grund anzunehmen, dafs die Gerichte über Entweihung der Mysterien anders gebildet wurden, als so dafs man aus den 6000 Geschwornen des Jahres die gehörige Anzahl von Eingeweihten für jeden Procefs aushob. Eben so wenig Grund aber ist zu der Annahme, dafs dem Senate oder den Prytanen die Leitung jener Gerichte obgelegen habe; denn wenn Andocides und Lysias, indem sie zu den Richtern sprechen, sich über Handlungen, die ohne Zweifel eigentlich der Senat gethan hatte, so ausdrücken, als ob ihre Zuhörer sie gethan hätten; so folgt daraus nicht, dafs Senatsglieder als solche jezt unter ihren Zuhörern befindlich sind, sondern der Ausdruck ist eben ganz allgemein, ohne die besonderen Behörden genauer unterscheiden zu wollen. Sonst hätten doch auch die Redner sich ihres *ὑμεῖς* nicht so ohne Weiteres bedienen können, sondern den besondern Theil ihrer Zuhörer, den sie eigentlich meinten, bestimmter bezeichnen müssen, z. B. *ὑμεῖς ὦ ἄνδρες βουλευταὶ* oder *ὦ ἄ. πρυτάνεις.* Dafs übrigens bei den gegen die Hermenverstümmler und Entweiher der Mysterien ergriffenen Maafsregeln überhaupt auch der Senat thätig war, ist bekannt; auch die Endeixis gegen Andocides, worauf sich die Rede desselben bezieht, war im Senate zur Sprache gekommen; dafs aber das eigentliche Procefsverfahren unter seiner Leitung gestanden, ist selbst für diesen Fall nicht ersichtlich, geschweige denn als allgemeine Regel für alle ähnlichen Fälle anzunehmen.

Zweites Kapitel. *Summarisches Verfahren in Civilsachen.* Hier wird zuerst von dem Verfahren in Handelsstreitigkeiten, sodann von den *δίκαις ἐραντικαῖς,* endlich von den Bergsachen gesprochen. Worin aber eigentlich das Summarische des Verfahrens in diesen Sachen gelegen habe, wissen wir nicht; wir wissen nur, dafs sie nicht länger als dreifsig Tage anhängig seyn durften, ein Termin, der auch für viele andere Processe gesetzlich bestimmt war, doch vielfältig weiter hinausgeschoben wurde, was bei jenen nicht stattfand. Ueber die Meinung des Verfs. von den Nautodiken ist schon oben gesprochen. Weitere Bemerkungen über dieses Kapitel haben wir nicht zu machen, aufser etwa, dafs uns der Unterschied zwischen öffentlichen *ἐράνοις* und zwischen solchen, deren Zweck Unterstützung nothleidender Freunde war, nicht recht einleuchtet. Oeffentliche *ἔρανοι* nennt nämlich Hr. P. jene förmlich organisirten Gesellschaften unter gewissen gewählten oder erloosten Vorstehern, deren Mitglieder zur Zahlung eines bestimmten monatlichen Beitrags verpflichtet waren. Nun standen allerdings solche Gesellschaften unter dem Schutze der Gesetze, und erfreuten sich gewisser Begünstigungen; aber sie waren deswegen doch nichts desto weniger nur Privatverbindungen ohne öffentlichen Charakter. Auch glauben wir, dafs in der Regel alle solche Gesellschaften, neben andern Zwecken, wie z. B. gemeinschaftlicher Betreibung von Geschäften, auch Unterstüzung bedürftiger Mitglieder zum Zwecke hatten; dafs manche aufser gemeinschaftlichen Schmausereien und Vergnügungen, gar keinen andern als jenen Zweck hatten, und dafs, wenn wir von solchen Unterstützungen lesen, wir keineswegs immer nur an freiwillige Beiträge guter Freunde, die nur für diefsmal zusammengetreten seien, sondern an Beiträge einer bestehenden geschlossenen Gesellschaft zu denken haben, die eben solche Unterstützung mit zum Zweke hatte; wenn wir gleich nicht läugnen, dafs auch freiwillige Beiträge von Freunden ohne bestimmte daurende Gesellschaftsverbin-

Digitized by Google

dung ebenfalls ἔρανοι genannt werden. Hr. P. meint, dafs die aus ἐράνοις dieser lezten Art entstandenen Rechtshändel nicht zu den eigentlichen δίκαις ἐρανικαῖς gehört haben. Aber warum denn nicht? da sich doch wohl denken läfst, dafs man durch Anordnung eines kürzern Verfahrens auch für solche Fälle unredlichen Schuldnern die Möglichkeit rauben wollte, die Sachen in die Länge zu ziehen.

Drittes Kapitel. *Verfahren von Amts wegen.* 1. *Verfahren bei der Epibole.* Wir bemerken nur beiläufig, dafs Hr. P. die Stelle des Dem. g. Pantän. S. 980, die er S. 310 benuzt, nicht richtig verstanden zu haben scheint, was indessen hier unerheblich ist, da er in der Hauptsache ganz Recht hat. Eine andere Stelle, Lys. g. Andoc. S. 219 erklärt Hr. P. hier S. 311 anders, als er sie früher S. 270 erklärt hatte, und gibt in den Zusätzen S. XLIII der frühern Erklärung vor der spätern den Vorzug. Dort nämlich fand er es unwahrscheinlich, dafs in einem Falle, wie der vorliegende, von einer ἐπιβολή des Rathes die Rede gewesen seyn sollte, und änderte deswegen ἐξ ἐπιβολῆς in ἐκ τῆς βουλῆς; hier aber erklärt er die Worte ἐξ ἐπιβολῆς εἰσαχθεὶς εἰς τὸ δικαστήριον so, dafs Andocides in eine ἐπιβολή verurtheilt worden, und darnach noch dem Gerichte zur weitern Untersuchung übergeben worden sei. Und diese Erklärung scheint uns annehmlicher als eine Aenderung der Leseart, da wir zu wenig speciell über jene Vorgänge unterrichtet sind, um über jeden einzelnen Punkt des dabei beobachteten Verfahrens klar sehen zu können, und deswegen nicht berechtigt sind zu verwerfen, was uns nicht deutlich ist. Wenn aber Hr. P. S. XLIII hinzusezt: „Andocides machte sich vor Gericht anheischig, sich gefänglich einziehen zu lassen, wenn der übergebene Sclave nicht seine Unschuld beweise;“ so kann das der Sinn der Worte gewifs nicht seyn: ἔδησεν ἑαυτὸν τιμησάμενος δεσμοῦ, εἰ μὴ παραδοίη τὸν ἀκόλουθον. Das kann nur heifsen: er erbot sich ins Gefängnifs zu gehen, wenn er den Sclaven nicht übergäbe — wie es S. 311 richtig erklärt wird. Doch ist freilich die ganze Stelle so dunkel, dafs wir auf den Versuch, sie im Einzelnen zu erklären, Verzicht leisten müssen.

2. *Von der Prüfung und Rechnungsablage der Beamten und dabei gelegentlich von der Epangelie.* Gelegentlich nämlich wird S. 329 die Frage aufgeworfen, inwiefern Anklagen gegen Magistrate während der Amtsführung zulässig gewesen seien. Rec. hat die Vermuthung aufgestellt, dafs die Probole die Form gewesen sei, deren man sich bei öffentlichen Klagen gegen Magistrate habe bedienen müssen; und da wir wissen, dafs in der ersten regelmäfsigen Volksversammlung jeder Prytanie die Archonten eine Frage an das Volk ergehen liefsen, ob es mit seinen Beamten zufrieden sei, worin offenbar eine Aufforderung lag an jeden der Ursache zu Beschwerden zu haben glaubte, dieselben vorzubringen; so lag es sehr nahe anzunehmen, dafs in der Regel die Probolen eben bei dieser Gelegenheit vorgekommen seien, womit indessen keineswegs geläugnet werden sollte, dafs sie nicht auch in dringendern Fällen zu andern Zeiten hätten vorgebracht werden können. Wir wissen ferner, dafs bei Klagen gegen Senatoren zuvörderst eine ἐκφυλλοφορία eintrat, indem der Senat die Klage vorläufig prüfte, und wenn sie hinreichend begründet zu seyn schien, den Angeklagten einstweilen aus seiner Mitte entliefs, und dem Kläger die weitere gerichtliche Verfolgung anheimstellte. Sprach das Gericht den Angeklagten frei, so trat er wieder in den Senat ein. Diefs glauben wir *de comit.* S. 230 wenigstens höchst wahrscheinlich gemacht zu haben; denn die dort gegebene Erklärung der Stelle des Aeschines g. Timarch S. 128, welche andere entweder offenbar falsch erklärt oder nicht zu verstehen gestanden haben, scheint uns die einzig mögliche zu seyn. Nun ist aber nichts natürlicher, als anzunehmen, dafs es bei Klagen gegen Magistrate auf ähnliche Weise, wie bei Klagen gegen Senatoren gehalten ward, d. h. dafs auch hier eine vorläufige Untersuchung, und wenn die Klage begründet und weitere gerichtliche Verfolgung nöthig schien, einstweilige Entsetzung des Beklagten eintrat. Nothwendig konnte diese nur vom Volke ausgesprochen werden, und da wir nun wissen, dafs die Probole einen vorläufigen Ausspruch des Volkes über Schuld oder Unschuld zur Folge hatte, und es gewifs nicht wahrscheinlich ist, dafs ein schuldig erklärter Beamter im Amte gelassen worden sei; so scheint es uns vollkommen consequent anzunehmen, dafs die Probole der Magistrate eben den Zweck gehabt habe, ein solches den Beklagten einstweilen suspendirendes Urtheil des Volkes und damit die Erlaubnifs, ihn sofort gerichtlich verfolgen zu können, zu erwirken. Hören wir nun Hrn. P's. Gegengründe S. 332 ff. Erstens spreche jene Aufforderung der Archonten, deren wir oben gedacht ha-

Digitized by Google

ben, dafür, daſs eine besondere Erlaubniſs zur Anklage gegen Magistrate nicht erforderlich gewesen sei. Zu welcher Anklage, fragen wir? Zu der vorläufigen beim Volke? Hr. P. kann doch nur diese meinen, da die Aufforderung der Archonten nur auf diese ging. Hier lag ja die Erlaubniſs eben in der Aufforderung. Für die eigentlich gerichtliche Anklage aber folgt aus jener Aufforderung gar nichts. — Zweitens sei auch mit der Eisangelie die Absetzung nicht unmittelbar und nothwendig verbunden; wenigstens werden sie in vielen Fällen nicht erwähnt. Warum sollte nun bei andern öffentlichen Anklagen eine entgegensezte Bestimmung eingetreten seyn? Aber weiſs denn Hr. P. ein einziges Beispiel anzuführen, daſs ein durch Eisangelie in den Anklagestand versezter Beamter sein Amt ungestört fortgeführt habe? Bedarf es, um hier an Suspension zu glauben, noch ausdrücklicher Erwähnung? Allein, sagt Hr. P., eine Amtsentsetzung wegen angeblicher Verbrechen vor geführter Untersuchung muſs befremdlich und mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit unverträglich scheinen. Von Amtsentsetzung aber ist nicht die Rede, sondern nur von einer Entsetzung bis zur Entscheidung des Gerichtes. Fiel diese günstig für den Beklagten aus, so trat er wohl sein Amt wieder an. Rec. sieht, daſs er dieſs *de comit. a. a. O.* nicht ausdrüchlich genug ausgesprochen habe; allein die Analogie des Verfahrens gegen Senatoren, worauf er sich berufen, konnte doch schon zeigen, wie er es meinte. Eine solche Suspension nun aber kann um so weniger befremdlich und ungerecht scheinen, da ja das Volk die Sache wenigstens vorläufig untersuchte, und über Grund oder Ungrund der Klage abstimmte. — Drittens, Ulpian zu der Rede g. Timokrates und der Scholiast S. 188 wissen nichts von einem Verbote, einen Beamten während seiner Dienstzeit zu verklagen. Freilich Ulpian und der Scholiast oder die Scholiasten und Grammatiker alle miteinander wissen von vielen Dingen nichts, die darum doch nichts destoweniger vollkommen gewiſs sind. Hier indessen handelt es sich ja eigentlich auch gar nicht von einem unbedingten Verbote, sondern nur von dem Wege den man einschlagen muſste, um Beamte zu verklagen; ob man sich deswegen zuerst ans Volk wenden muſste, oder ob man sogleich ohne Weiteres an ein Gericht gehen konnte? — Viertens, entscheidend sei die Aeuſserung in der Rede gegen Aristogiton S. 801: Ihr müſst alle, welche gegen die Gesetze handeln, (d. h. als Ehrlose an den öffentlichen Angelegenheiten Theil nehmen), entfernen und strafen, besonders aber die öffentlichen Beamten (*τοὺς ἐν τᾶις ἀρχαῖς ὄντας*) und Staatsmänner." Gegen diese finde also auch Endeixis statt. Immerhin! Aber daſs diese gegen Beamte ohne Weiteres stattgefunden habe, daſs nicht auch ihr die vorläufige Suspension vorhergegangen sei, — woraus will Hr. P. das schlieſsen? Und glaubt er wirklich, die Eilfmänner, bei denen nach ihm die Endeixis in der Regel anzubringen war, hätten, sobald ihnen diese hinreichend begründet schien, ohne Weiteres hingehen und den Archon oder einen der Strategen verhaften oder Bürgen zu stellen nöthigen können? — Weiterhin unten, fährt Hr. P. fort, heiſst es: Solon habe bei den Privatpersonen eine langsame, bei den Beamten und Demagogen eine schnelle Bestrafung angeordnet (Vergl. noch eine Inschrift bei Böckh Staatsh. II. S. 343. 354). Daſs nun jene Aeuſserung des Redners irgend etwas beweise, glauben wir nicht. In der Inschrift ist von einer *ἀπογραφή* gegen Beamte, die über Maaſse und Gewichte die Aufsicht hatten, die Rede, wenn sie falsche Maaſse und Gewichte duldeten. Die *ἀπογραφή* ist aber keine eigentliche Anklage, und von ihr auf diese zu schlieſsen, möchte nicht sicher seyn. An der zweiten Stelle spricht die Inschrift von der Strafe der Beamten oder Privatleute, welche die Mustermaaſse verfälschen; aber von der Art und Weise, wie die ersteren verklagt werden sollen, sagt sie nichts. — Endlich der fünfte Grund ist: es besage kein Attisches Gesetz, daſs man eine Magistratsperson, welche man bei einem Verbrechen auf der That ergriff, nicht habe sofort zur Verantwortlichkeit ziehen können. Als ob wir wirklich so bestimmt sagen könnten, was die Attischen Gesetze besagten oder nicht besagten! Allerdings jedoch, wenn man sich den Fall denkt, daſs man einen Staatsbeamten beim Diebstahl oder Raubmord oder dergleichen ertappte, kann man schwerlich bezweifeln, daſs nicht alsbald gegen ihn habe verfahren werden können; indessen ist es uns um die Regel und nicht um einzelne mögliche Ausnahmen zu thun, und so müssen wir gestehen, daſs uns Hrn. P's. Gründe noch nicht von der Unrichtigkeit unserer Ansicht überzeugt haben. — Wir wenden uns nun zu der Epangelie gegen Beamte, die Hr. P. S. 334 annimmt. Jene Aufforderung der Archonten nämlich in der ersten Volksversammlung der Prytanie, bei welcher nach unserer Vermuthung die Probole in der Regel vorkam, konnte nach Hrn. P's. Meinung auch zu einer *ἐπαγγελία δοκι-*

Digitized by Google

μασίας gegen Magistrate benuzt werden, d. h. es konnte jeder, wer da wollte, auftreten und behaupten, dieser oder jener Magistrat besitze nicht die zur Führung seines Amtes gesetzlich erforderten Eigenschaften, z. B. er ehre seine Eltern nicht, er habe nicht die pflichtmäfsigen Kriegsdienste gethan, er zahle nicht die zu zahlenden Abgaben, er sei nicht rein-Attischer Abkunft u. dergl. mehr, worauf die Dokimasie gerichtet zu seyn pflegte. Diefs hält Hr. P. für unzweifelhaft, Rec. nicht einmal für wahrscheinlich. Die Dokimasie über jene Punkte war ja schon vor Antritt des Amtes abgemacht worden; die Aufforderung der Archonten bezog sich, nach den Worten des Pollux, nicht auf jene Eigenschaften, sonnern auf das Betragen im Amte; nirgends findet sich die mindeste Spur einer Prüfung während der Amtsführung. Wir wollen die Sache nicht gerade für unmöglich erklären; diefs ist aber auch Alles, was wir einräumen können. Nachweisen läfst sich die ἐπαγγελία δοκιμασίας nur gegen designirte Magistrate und gegen Redner. Wenn übrigens von den Grammatikern die Epangelie blofs auf Ankündigung von Dokimasien beschränkt wird, so scheint uns das ein Mifsgriff zu seyn, der wohl dadurch veranlafst wurde, dafs in der Hauptquelle aus der sie schöpften, nämlich in Aeschines Rede gegen Timarch, gerade nur eine Epangelie dieser Art vorkam; im Allgemeinen aber hiefs ἐπαγγελία wohl jede feierliche vor der Volksversammlung abgegebene Erklärung, dafs man Jemand wegen irgend eines Verbrechens anklagen werde; und der Zweck dieser Erklärung war kein anderer, als das Volk im Voraus gegen irgend einen angesehenen oder doch in öffentlicher Wirksamkeit stehenden Mann einzunehmen. (Vergl. *de comit.* S. 240 und 242.) Hieher gehört auch der Anfang der Dinarchischen Rede g. Spudias bei Dionys. v. Halik. in Reiske's O. G. VIII S. 441: *Καὶ ἐν τῷ δήμῳ κατηγορήσειν ὑπεσχόμην.* In welchen Fällen solche Ankündigung statthaft wäre, darüber gab es wohl schwerlich gesetzliche Bestimmungen; man richtete sich nach dem, was unter den jedesmaligen Umständen zweckmäfsig schien. Nothwendig mochte sie wohl niemals seyn. Auch Hr. P. sagt S. 336: „Ein Verbrechen von gröfserer Bedeutung nicht auf dem Wege der Epangelie sondern durch eine besondere Anklage zu verfolgen, war der Natur der Sache angemessen, die erstere konnte aber gesetzlich nicht verboten seyn;“ wobei wir nur diefs bemerken, dafs durch die Epangelie an sich ein Verbrechen eigentlich noch gar nicht verfolgt wurde, sondern erst durch die Klage, welche man durch die Epangelie ankündigte. — Schliefslich erwähnen wir hier noch der S. 320 und schon früher in den Beitr. zur Kunde des A. R. S. 87 vorgetragenen Meinung, dafs wenn wirklich nur Genneten zur Archontenwürde gelangen konnten, man nothwendig annehmen müsse, es sei der Verloosung dieser Würde eine Wahl vorausgegangen, durch welche man diejenigen, welche zum Loosen kommen sollten, vorher ausgehoben habe. Diefs scheint uns keineswegs nothwendig. Denn wenn das Gesetz wirklich vorschrieb, dafs nur Genneten die Archontenwürde bekleiden sollten, so konnten sich zum Loosen selbst auch nur Genneten melden, weil alle Anderen ja doch befürchten mufsten, entweder sofort zurückgewiesen zu werden, oder wenn diefs nicht geschah und das Loos sie wirklich traf, dennoch bei der Dokimasie wieder entfernt zu werden. Etwas Aehnliches sagt Hr. P. selbst S. 325, und er würde, wenn er es früher bedacht hätte, jene Meinung gewifs nicht aufgestellt haben.

Doch wir besorgen schon weitläufiger gewesen zu seyn als wir sollten, und übergehen daher den nächsten §. *über die Rechnungspflichtigkeit* und den ganzen neunten Abschnitt *von dem aufserordentlichen Verfahren in solchen Sachen, welche vor dem Volke verhandelt wurden*, — wo, was sehr zu loben ist, im ersten Kapitel die μήνυσις besonders und erschöpfend behandelt wird, dann in den folgenden *die Eisangelie*, *die Probole* und *der Ostracimus* dargestellt werden, — ebenso den zehnten Abschnitt, welcher als Anhang *das Verfahren vor den Kampfrichtern an den öffentlichen Festen* schildert — alles diefs übergehen wir um so lieber mit Stillschweigen, weil wir entweder überall mit dem Verf. einverstanden sind, oder doch nur unbedeutendere Einzelnheiten zu besprechen haben würden, die auf die Hauptsache von keinem Einflusse sind. Im zehnten Abschnitt, *von den Rechtsmitteln gegen gesprochene Erkenntnisse*, bezweifelt Hr. P. S. 398 die Meinung, dafs die δίκη ψευδομαρτυριῶν eine Pönalklage gewesen sei, die ohne Unterschied der verlierenden oder gewinnenden Partei gegen die wider sie aufgestellten Zeugen zugestanden habe, und ist vielmehr geneigt, dieselbe nur als eine Schadenklage anzusehen, welche deswegen auch nur die durch das Zeugnifs beschädigte, d. h. die sachfällige Partei habe erheben können. Indessen scheinen uns die Gründe, mit welchen Hr. P. die für jene Ansicht sprechenden Beweisstellen zu entkräften sucht, nicht hinreichend. Wenn er meint, dafs in der Sache wegen der Erbschaft des Pyrrhus bei Isäus die δίκη ψευδομαρτυριῶν nur deswegen von dem obsiegenden Theile habe angestellt werden können, weil diesem doch

Digitized by Google

die Besitznahme der angesprochenen Erbschaft durch die Diamartyrie des Xenokles wenigstens verzögert und insofern ein Nachtheil zugefügt worden sei; so findet sich dagegen in der ganzen Rede auch nicht die mindeste Andeutung, die diese Annahme rechtfertigen könnte; und wenn er die Aeufseruug des Demosthenes g. Euerg. S. 1140, 21, dafs Theophemus, der Sieger im vorigen Processe, die Zeugen des besiegten Gegners, wenn sie die Unwahrheit ausgesagt hätten, mit einer *δίκη ψευδομαρτυριῶν* habe belangen können, und dafs es als ein Beweis für die Wahrheit der Zeugen gelten müsse, dafs Theophemus diefs nicht gethan habe — für eine blofse Advocatenredensart erklärt; so kann man sich dabei schwerlich beruhigen, sobald man bedenkt, dafs eine solche Redensart hier nothwendig gerade das Gegentheil der Wirkung hätte hervorbringen müssen, die der Redner beabsichtigte. Denn wer sich auf einen offenbar nichtigen Grund beruft, um eine Sache zu beweisen, erregt dadurch unfehlbar den Verdacht, dafs er sie mit guten Gründen nicht beweisen könne, und schadet sich also, statt sich zu nützen. Konnte nun also auch der Sieger die *δίκη ψευδομαρτυριῶν* anstellen, so ist doch leicht begreiflich, dafs er es verhältnifsmäfsig weit seltener werde gethan haben, als der Besiegte, und wir dürfen uns deshalb nicht verwundern, wenn in den uns erhaltenen Reden kein Beispiel dieser Art vorkommt — mit Ausnahme des in der R. über Pyrrh. Erbsch. — vielweniger deswegen die Sache selbst bezweifeln. Die Stelle einer Schadenklage scheint vielmehr die *δίκη κακοτεχνιῶν* vertreten zu haben, welche auf die *δίκη ψευδομαρτυριῶν* folgte oder folgen konnte, und unseres Erachtens keinen andern Zweck hatte, als eine Bufse von dem Producenten der falschen Zeugen zu erhalten, durch welche man zugleich für den durch den Verlust des frühern Processes erlittenen Schaden einen Ersatz bekommen möchte. Auch scheint es uns in der That viel angemessener und natürlicher, eine Klage auf Schadensersatz gegen den Producenten zu gestatten, als gegen die Zeugen, indem sich der durch jenen erlittene Schade leicht nachweisen liefs, der Schade dagegen, den man durch diefs oder jenes einzelne Zeugnifs erlitten habe, in vielen Fällen höchst schwierig oder ganz unmöglich zu ermitteln war. Und als eine reine Pönalklage, wobei es auf Ermittelung des zugefügten Nachtheils nicht ankam, stellt auch Demosthenes die *δίκη ψευδομαρτυριῶν* dar in der ersten Rede g. Steph. S. 1117. Es ist ungereimt, sagt er, da alle Falsches bezeugt haben, nun ausmitteln zu wollen, wer den meisten Schaden verursacht habe, und nicht vielmehr nachzuweisen, dafs man selbst die Wahrheit gesagt. Denn man darf ja doch nicht deswegen losgesprochen werden, wenn man zeigt, dafs Andere noch Aergeres gethan haben, sondern nur wenn man die Wahrheit seines eigenen Zeugnisses beweist. — Wegen des weiterhin über die Wirkungen der *δίκη ψευδομαρτυριῶν* und *κακοτεχνιῶν* Gesagten glauben wir uns im Allgemeinen auf den Att. Proc. beziehen zu dürfen, und bemerken hier nur kürzlich soviel, dafs die *δίκη ψευδομ.* Rescission des frühern Urtheils und also Anadikie bewirkt habe, möchten wir weder auf öffentliche Processe allein beschränken, noch auch von allen öffentlichen Processen behaupten. Es kam vielmehr wohl auf die Beschaffenheit der Sachen an, d. h. darauf, ob Entschädigung für den durch das frühere Urtheil erlittenen Nachtheil durch eine Bufse vom Gegner möglich war oder nicht. Im erstern Falle erwirkte man dieselbe durch eine *δίκη κακοτεχιῶν* und war dann damit abgefunden; im zweiten Falle dagegen konnte man auf Rescission des frühern Urtheils antragen, und damit vielleicht zugleich auch einen Antrag auf eine Bufse verbinden. Demnach hatte die *δίκη κακοτεχνιῶν* nicht bisweilen Rescission zur Folge, und bisweilen nicht, sondern sie hatte niemals Rescission, immer nur Bufse und Schadenersatz zur Folge. Die Schätzung richtete sich natürlich nach der Gröfse des Schadens, den man durch die falschen Zeugen des Gegners erlitten zu haben behauptete; man wurde also dadurch für das im frühern Processe Verlorene entweder ganz oder zum Theil entschädigt, ohne dafs eine ganze oder theilweise Rescission des frühern Urtheils nöthig gewesen wäre, wie sie Hr. P. S. 415 annimmt, welche nun wieder, nach seiner eigenen Darstellung S. 410, noch einen dritten Rechtshandel herbeigeführt haben würde, um statt des rescindirten Urtheils oder statt des rescindirten Theils desselben ein neues zu erwirken.

Der eilfte Abschnitt behandelt *die Execution des gesprochenen Urtheils*, der zwölfte *die Begnadigung*, beide so gründlich und erschöpfend, dafs des Rec. Urtheil nur in allgemeiner Billigung und Zustimmung bestehen kann. Hier aber sehen wir uns für diefsmal abzubrechen genöthigt, und versparen daher unsere Bemerkungen über den zweiten die Klagen umfassenden Theil für eines der nächsten Blätter dieser Jahrbücher. Wenn wir übrigens fast nur solche Punkte, wo wir dem Verf. widersprechen zu müssen glaubten, hervorgehoben, dagegen diejenigen, wo wir mit ihm übereinstimmten oder uns durch ihn belehrt oder berichtigt fanden, meist übergangen haben, so wiederholen wir hier um so lieber die Versicherung, dafs deren viele sind, dafs es aber uns nicht sowohl darauf anzukommen schien, den Gehalt des ganzen Werkes jezt noch unsern Lesern auseinanderzusetzen, als vielmehr einige Beiträge zur Auflösung der Schwierigkeiten und Dunkelheiten zu liefern, deren uns in jedem Theile des Attischen Rechtes so viele aufstofsen. Mögen deswegen diese Bemerkungen, wie bei den Kennern des Gegenstandes überhaupt, so bei Hrn. Platner insbesondere, einer freundlichen Aufnahme nicht unwerth geachtet werden.

Schömann.

Digitized by Google

Nro. 177. u. 178.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1827.

LXX.

Vorlesungen über die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche, nach dem Compendium des Hrn. Dr. de Wette, von Aug. Detl. Chr. Twesten, Prof. der Theologie und Philosophie an der Universität zu Kiel u. s. w. Erster Band, welcher die Einleitung und den ersten, kritischen Theil enthält. Hamburg, bei Friedr. Perthes 1826.

Wie alle wahrhafte Entwickelung im Allgemeinen zwei Richtungen nimmt, so auch die der einzelnen Wissenschaft. Nach der einen dieser Richtungen erstrebt sie die, allen Wissenschaften zu Grunde liegende, Idee, den universellen Geist derselben; nach der andern will sie das eigenthümliche Leben der besondern Wissenschaft darstellen. Das Ziel ihrer Ausbildung hat diese nur dann gefunden, wenn jenes Gemeinsame und dieses Eigenthümliche zur innigsten Durchdringung und zur vollständigsten Entwickelung gekommen ist. Ehe sie diesen Blüthepunkt ihres Daseyns erreicht, muſs sie verschiedene Gestaltungen durchwandern; die bezeichneten Richtungen treten auf diesem Gange in Kampf gegeneinander, und nach bestimmtem Gesetze siegt bald die eine, bald die andere. Dieſs ist nach ihrem Begriffe die kurze Geschichte *aller* Wissenschaften, also auch die der *Dogmatik*. Auch sie ringt schon, seitdem sie in die Wirklichkeit getreten ist, nach dem eben angedeuteten Ziele, auch in ihrer Entwickelung ist jener Kampf sichtbar geworden. Der universelle Geist, die freie durchgebildete Idee sollte in sie eingehen, damit sie an ihr einen kräftigen Haltpunkt hätte, und sie verband sich mit der *Philosophie*. Allein die wahrhafte Beziehung beider Wissenschaften wurde häufig verkannt, darum entsprang gewöhnlich aus der Verbindung wenig oder gar kein Vortheil, oft aber der Nachtheil, daſs die Philosophie als Meisterin der Dogmatik sich benahm, und diese um ihre Selbstständigkeit brachte. Man kam zum Bewuſstseyn dieses allerdings sehr groſsen Verlustes, und mit erneuetem Eifer sollte errungen werden, was man oft nur zu gedankenlos hingegeben hatte. Alles wurde nun aufgeboten, um die unheilbringende und anmaſsende Philosophie aus dem Gebiete der Dogmatik zu verdrängen, und Alles wurde in diese aufgenommen, was ihr den Charakter einer eigenthümlichen, selbstständigen Wissenschaft aufdrücken konnte. Positive Religionslehren mit einer Zugabe exegetischer Künsteleien, kirchlich bestimmte Glaubenssätze, dogmen-historische Ausbeute u. s. w; das war das Materiale, aus welchem das Gebäude einer Dogmatik errichtet werden sollte, die, frei von allen heterogenen Bestandtheilen, nur in sich selbst begründet wäre. Aber bald muſste klar werden, daſs *solche* Selbstständigkeit schlimmer noch ist, als Knechtschaft. Dem Gebäude fehlte ein tüchtiges Fundament und die rechte Zusammenfügung; in der Masse war kein Geist, darum fehlte ihr Leben, Schönheit, Dauer. Oft stürzte das Werk zusammen, ehe sein Meister den Schluſsstein anfügen konnte. Man *fühlte* wenigstens, nach einer ganz andern Selbstständigkeit müsse sich die Dogmatik umsehen, wenn sie nicht gänzlich zu Grunde gehen wolle. Auszumitteln, wie sich diese Wissenschaft besondern könne, ohne ihr höheres Leben aufzuopfern und in sich selbst zu verfallen, das ward nun die Aufgabe aller derer, die berufen sind, an ihrer Entwickelung zu arbeiten.

Es ist der Mühe werth, das, was hier nur im Allgemeinen angedeutet wurde, in seiner historisch concreten Wirklichkeit zu überblicken. Kaum hatte sich der christlich religiöse Geist einen Leib in der Kirche gegeben, kaum war er somit ein religiös kirchlicher geworden, als er sich mit der Wissenschaft vereinigte, um seinen Glaubenssätzen Form, innigern Zusammenhang und vollständigere Durchbildung zu geben. Aber seine

Digitized by Google

Unternehmungen waren die des Anfangs. An scharfe Trennung, an consequente Durchführung, an erschöpfende Vollständigkeit, an ein Zusammenfassen in einen Alles versöhnenden, Alles durchdringenden Gedanken konnte noch nicht gedacht werden. Die philosophischen und religiösen Elemente traten *unmittelbar* neben und in einander. Ein vollendetes, in sich abgeschlossenes System aller Glaubenswahrheiten des Christenthums wurde nicht gefordert und nicht beabsichtigt. Jedermann sieht ein, dafs wir hier die Dogmatik der *Kirchenväter* im Auge haben. Einzelne unter ihnen leiten die Scheidung des kirchlich dogmatischen und des philosophischen Stoffes ein, und greifen hiermit in eine kommende Zeit hinüber; bei *Johannes Damascenus* übt diese Trennung schon ziemlich bedeutenden Einflufs auf die innere Gestaltung seiner Dogmatik aus; durch die *Scholastiker* wird sie auf die höchste Spitze getrieben. Bei aller formellen Wirksamkeit der Philosophie innerhalb der Dogmatik steht das Dogma den Philosophemen in Wahrheit durchaus *unversöhnt* gegenüber. Unversöhnte kämpfen aber so lange, bis das Eine dem Andern unterworfen ist. Das geschah auch hier. Durch kirchliche Satzungen wurde das Dogma immer mehr dem christlichen Geiste entfremdet; es verlor hiermit die eigentliche Quelle seines Lebens; unwahr und kraftlos erstarrte es in sich selbst. So war es der Scholastik ein Leichtes, die Dogmatik gänzlich in ihre Form zu schlagen und sie dadurch zu unterjochen, dafs sie, was ihr die Kirche an wahrhaft christlichem Inhalte übrig gelassen, durch maafslose Verstandessubtilitäten zersplitterte und zu Grunde richtete. Auf solche Weise war die Dogmatik um ihre Selbstständigkeit gebracht, sie schmachtete in einer entehrenden Knechtschaft. Aus ihr sollte sie befreit werden. Mit Indignation gegen den bisherigen Zustand erfüllt, sprachen diefs die Männer der Reformation laut aus. *Luther* erhob sich zum unversöhnlichen Kampfe gegen diejenige Gestaltung der Philosophie, die nach *seiner* Ansicht solch Unheil über die christliche Glaubenslehre hereingeführt hatte; Aristoteles mit seinen Ansichten wurde der Zielpunkt seiner fortgesezten Angriffe. Melanchthon verbannte in gleichem Sinne aus der ersten Ausgabe seiner *Loci* Alles, was nur an das Speculative erinnern konnte, und selbst der tiefforschende Calvin hob in seiner so herrlichen *Institutio christianae religionis* den Kampf zwischen der Dogmatik und Philosophie nicht auf. Die Dogmatik selbstständig und im Gegensatze gegen die Philosophie zu construiren, das war die Tendenz, deren sich die Bearbeiter jener Wissenschaft vom Anfange der Reformation bis zum Ausgange des 18ten Jahrhunderts mehr oder weniger bewufst wurden; das war der leitende Grundgedanke, der auf ihre Bearbeitung gröfsern oder geringern Einflufs ausübte. Verschieden waren die Wege, welche man einschlug, um das eigenthümliche Element der Dogmatik zu erforschen und darzustellen. Einige glaubten es in dem unmittelbaren Glaubensinhalt der Bibel zu finden. Diesen nun in den einzelnen Aussprüchen dieses Religionsbuches aufzusuchen, kunstgerecht zu deuten und äufserlich zusammen zu fügen zu einem erträglichen Ganzen, das galt den Dogmatikern, die man füglich die *biblisch exegetischen* nennen könnte, als vorzüglichstes Geschäft. In einem Meere exegetischer Bestimmungen verschwamm oft der eigentlich dogmatische Stoff. Von aufsen geschmückt mit allerlei gelehrtem Zierrath, mufste das so entstandene Lehrgebäude der Dogmatik um so mehr aller innern Haltbarkeit entbehren, als ihm der lebendige, Alles durchdringende und Alles umfassende Geist fehlte, und als in der Deutung, Anordnung und Zusammenfügung der einzelnen Sätze gewöhnlich ein blofs subjectives Dafürhalten das Regiment führte. Allgemeines Anerkenntnifs hätte sich diese Methode nicht verschaffen können, wenn nicht die Vorliebe für *kirchlich* sanctionirte Glaubenssätze eine andere Partei von Dogmatikern, die *kirchlich-symbolischen*, ins Daseyn gerufen hätte. Die Bibel sei das Universalbuch *aller* Christen, meinten sie; durch sie könne also auch nicht die Dogmatik, die schlechthin nur als *kirchliche* gedacht werden dürfe, ihre wahre Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit erhalten; der Inhalt der Glaubenslehre sei unmittelbar aus den symbolischen Schriften zu entnehmen, das höchste Richteramt möge der Bibel immerhin belassen werden. Bald nach der Reformatoren Tod machten sich diese Grundsätze und Ansichten durch Wort, noch mehr aber durch die That in ihrer ganzen Ausdehnung geltend. Die Verehrer derselben construirten, ihnen gemäfs, ihre Glaubenslehre, indem sie den dogmatischen Inhalt der kirchlichen Bekenntnifsschriften zu einem Ganzen zusammenstellten, dem sie einen gewissen logischen Zuschnitt gaben, und das sie mit allerlei historischen Zugaben zu zieren und näher zu begründen versuchten. Durch die Anwendung dieser Methode erstarrte allmälig das frische Leben, das die

Digitized by Google

Dogmatik, wie jede wahrhafte Wissenschaft, durchdringen mufs. Der Inhalt der, auf solche Weise entstandenen, Glaubenssysteme war in manchen Fällen mit dem Bibelwort und Bibelgeist in einen verletzenden Widerspruch gerathen; die einzelnen Dogmen hatten nur den Werth, den ihnen die kirchliche Symbolik aufprägte; an eine freie, selbstständige Fortbildung und Entwickelung ihres Geistes innerhalb der Kirche wurde bei diesem Verfahren nicht gedacht; die, jeder ächten Glaubenstheorie zu Grunde liegende Idee zersplitterte sich in verständige Spitzfindigkeiten, oder wurde begraben unter einer Anhäufung historisch erstarrter Bestimmungen. Der Tod darf aber nicht herrschen im Reiche des Geistes, denn der Geist ist Leben. Die bezeichnete Methode mufste in ihrer Mangelhaftigkeit und Einseitigkeit erkannt werden. Zwar gab es während der Dauer der Periode, deren dogmatische Thätigkeit wir eben andeuten, Solche, die das Verfahren der biblisch-exegetischen und das der kirchlich-symbolischen Dogmatiker einigermaafsen zu vereinigen strebten, und auf diese Art Glaubenssysteme zu Stande brachten, in welchen bald die Vorliebe zu jenem, bald zu diesem sichtbar wurde; und um ja nichts zu versäumen, was ihrer Theorie Haltbarkeit gewähren könnte, wurde von Manchen auch die Zeitphilosophie um taugliche Beiträge angegangen. So kam das Aggregat zu Stande. Kein belebendes, durchgreifendes Princip versöhnte die heterogenen Bestandtheile, der Gegensatz mit seiner ganzen zerstörenden Macht wirkte in ihm, es konnte den fortschreitenden Geist der Wissenschaft nicht befriedigen. Dringend forderte dieser, besonders seit dem Beginne des 19ten Jahrhunderts, dafs in die Dogmatik eine tiefere Ansicht eingehe, dafs ihr erstarrter Inhalt sich wieder zur Lebendigkeit erhebe, dafs ein gemeinsamer Gedanke die heterogenen Elemente ausgleiche, und in ihrer Einheit zusammenfasse, und dafs die Vernunft auch in dieser Wissenschaft wieder zu ihrer verlornen Würde gelange, dadurch, dafs der uralte Gegensatz zwischen der Dogmatik und Philosophie aufgehoben wurde. Alles diefs glaubte man zu Stande zu bringen, indem man dieser Wissenschaft einen durchgreifenden materiellen Einflufs auf jene gestattete. Die Zahl der *philosophischen* Dogmatiker nahm von Tag zu Tag zu, und in den Reihen derselben standen die tüchtigsten Geister. Ausgezeichnetes und Erfolgreiches wurde auf jeden Fall durch sie geleistet, aber noch weit Gröfseres wäre auf ihrem Wege zu erringen gewesen, wenn man es nur immer verstanden hätte, den Einflufs der Philosophie auf die Dogmatik in den rechten Schranken zu halten, und das Verhältnifs zu ehren, in welchem beide Wissenschaften zu einander stehen und zu einander stehen müssen, wenn nicht eine in der andern zu Grunde gehen soll. Das Lezte trat für die Dogmatik ein. Eine Menge neuer Systeme erschien, die sie zum Gegenstande hatten; aber sie waren gröfstentheils nichts weiter, als eine Darstellung der Philosopheme, welche Meister der Philosophie ausgesprochen und sanctionirt hatten. Die Lehrbücher dieser Meister waren manchen Bearbeitern der Dogmatik das geworden, was den frühern die symbolischen Schriften waren, und ihre Glaubenstheorien hätten als Systeme der Metaphysik u. s. w. gelten können, wenn sie nicht durch den Mangel an speculativem Gehalt oder durch einen gewissen christlichen Anstrich zu diesem Gebrauche verdorben gewesen wären. Nicht versöhnt hatte sich die Philosophie mit der Dogmatik; sie hatte sie *verschlungen*.

Besonnene Forscher erkannten das Uebel. Sie sprachen es aus, dafs die Dogmatik sich neu gestalten müsse, wenn sie ihrer Würde und dem vorangerückten Geiste der Wissenschaft entsprechen wolle. Hr. *Twesten* vernahm diesen Ruf, und stellte sich mit dem vorliegenden Werke in die Reihe derjenigen, die an der Umgestaltung der Dogmatik mit edelm Eifer arbeiten wollen. Seine Schrift ist aus dem tiefen Gefühle hervorgegangen, dafs es in einer Zeit, in welcher der wissenschaftliche Geist in den meisten Richtungen seiner Thätigkeit so grofsartige Erfolge erstrebt, für Jeden, der hierzu den Beruf hat, Pflicht sei, „bei der begonnenen oder bevorstehenden Regeneration der christlichen Theologie sein Scherflein beizusteuern. V.“ Schon aus diesem Grunde verdienen seine Vorlesungen eine sorgfältige Rücksichtsnahme, und die Kritik hat gewissenhaft zu untersuchen, ob der Inhalt derselben den wissenschaftlichen Fortschritten unserer Zeit angemessen sei, und ob sich die Pfleger der Dogmatik bei den in ihnen ausgesprochenen Resultaten einstweilen beruhigen können, oder ob gerade das, was jezt am Dringendsten auf dem Felde der Dogmatik gefordert wird, ihre Selbstständigkeit ohne Trennung von dem universellen Leben der Wissenschaft auf einem andern Wege noch errungen werden müsse. Zwar werden sich diese Fragen nicht so vollständig und befriedigend beantworten lassen, wie diefs

Digitized by Google

geschehen könnte, wenn das Publikum schon im Besitze der Twesten'schen Vorlesungen über die ganze Dogmatik wäre. Da indessen in dem gegebenen ersten Theile derselben die Principien der ganzen Entwickelung ausgesprochen und zugleich mehre wichtige Partieen ausgeführt sind: so ist es doch möglich, im Allgemeinen ein begründetes Urtheil abzugeben.

Ueber die äufsere Anordnung der, im vorliegenden ersten Theile abgehandelten, Materien können wir hier mit der Bemerkung hinweggehen, dafs sie im Ganzen mit der von Hrn. *de Wette* in seiner Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche aufgestellten zusammenfällt. Eine *allgemeine Einleitung* enthält, was de Wette in seiner biblischen Dogmatik unter der Aufschrift: Anthropologische Vorbereitung, gegeben, und was Twesten zur nähern Bestimmung einiger Hauptbegriffe hinzuzufügen für nöthig fand. Die *historisch-kritische Einleitung* verbreitet sich über die Fortbildung des Christenthums bis auf unsere Zeiten und gibt eine Uebersicht der Geschichte der christlichen Dogmatik. Der *erste* oder *kritische* Theil dieser Vorlesungen endlich, der von der Quelle der Religionswahrheit handelt, beschliefst das Ganze, so weit es vorliegt.

Die eigentliche Beurtheilung derselben eröffnen wir, indem wir ihre Lichtseite herausheben. Und hierbei müssen wir es denn als ein grofses Verdienst des Hrn. Verfassers anerkennen, dafs er, gleich seinem hochgeachteten Vorgänger, dem Hrn. Prof. *Schleiermacher*, in seinem Werke überall durch Wort und That die Nothwendigkeit bemerklich machte, die Dogmatik also zu construiren, dafs ihr charakteristisches Moment, dasjenige, worin sie ihre Eigenthümlichkeit und ihren Unterschied von andern verwandten Wissenschaften, besonders von der Philosophie, zu setzen hat, sichtbar werde. Anerkenntnifs verdient es ferner, dafs er bei der Construction der Dogmatik dem historischen Elemente, im Gegensatze gegen die, welche die Gegenwart dieser Wissenschaft ohne Rücksicht auf ihre Vergangenheit begreifen wollen, sein Recht widerfahren läfst. Dabei zeichnen sich viele Partieen seiner Vorlesungen eben so sehr durch die Wahrheit ihres Inhalts als auch durch die besonnene und scharfsinnige Entwickelung aus, vermittelst welcher diese Wahrheit herausgestellt wird. Zugleich kann die ganze Schrift, so weit sie uns gegeben ist, als ein Muster einer klaren, edeln, in sich abgerundeten Darstellung wissenschaftlicher Wahrheiten in Beziehung auf Sprache und Styl betrachtet werden; ein Vorzug, den die Twesten'schen Vorlesungen vor manchen ähnlichen Werken voraus haben. Hätte sich der Verf. in seiner Ansicht mehr über die Gränzen der blofsen Subjectivität erhoben, hätte er in seinem Streben, der Dogmatik ihre Selbstständigkeit zu geben, nicht einen gänzlichen Fehlgriff gethan, wäre bei seiner Bearbeitung dieser Wissenschaft die Ueberzeugung ihm zur Seite gestanden, dafs die Dogmatik nur in einer Richtung von der Philosophie sich unterscheide, in einer andern aber *wesentlich* mit ihr zusammenfalle, so dafs auch hier Unterschied in der Einheit und Einheit im Unterschiede seyn müsse; hätte er ferner den historischen Stoff der Dogmatik überall in seiner wahren, innern Fortbildung begriffen und endlich seiner Schrift hie und da eine strengere Consequenz und tiefere Entwickelung gegeben: so stünde sie, die immer als eine ehren- und berücksichtigenswerthe Erscheinung auf dem Gebiete der Glaubenslehre gelten mufs, als ein Werk vor unsern Augen, das eben so sehr den Forderungen des vorangeschrittenen wissenschaftlichen Geistes unserer Zeit entspräche, als es das dringend gefühlte Bedürfnifs, der Dogmatik eine diesem Geiste angemessene innere und äufsere Gestaltung zu geben, um ein Bedeutendes seiner Befriedigung näher gebracht hätte.

Dafs die angedeuteten Gebrechen wirklich an den Twesten'schen Vorlesungen haften, wird ein genaueres Eingehen auf ihren Inhalt erweisen. Bei der Beurtheilung desselben wenden wir uns zuvörderst zu derjenigen Ansicht, in welcher sich alle übrigen Behauptungen des Hrn. Verf. zu concentriren scheinen. Sie spricht sich also aus: Das Primitive in der Religion, ihr charakteristisches Moment, ist eben so wenig ein Erkennen als ein Handeln. Es mufs also in einem Dritten gesucht werden, was, von beiden unterschieden, mit beiden zusammenhängt, und diefs kann, wenn wir als einen Lehrsatz der Psychologie voraussetzen dürfen, dafs Erkennen, Wollen und Fühlen die drei Grundthätigkeiten der Seele sind, nichts Anders seyn, als das Gefühl, S. 10 f. Das Gefühl ist der mit Bewufstseyn verbundene Mittelpunkt des geistigen Lebens, es ist das unmittelbare Innewerden seiner selbst; ein Zustand, in welchem unser Bewufstseyn ganz und gar in dem Selbstbewufstseyn, in dem Bewufstseyn des Subjectes aufgeht. Mittelbar ist jedoch in jedem Gefühle mit dem Selbstbewufstseyn zugleich auch das Bewufst-

Digitized by Google

seyn eines andern gegeben, von dem wir uns abhängig fühlen. Steigert sich diese Abhängigkeit zur absoluten, zur Abhängigkeit des Endlichen von dem Unendlichen, so wird das Gefühl zum religiösen, S. 14—17. Von verschiedenen Modificationen des Gefühls oder des innern Lebens läfst sich nicht sagen, nur die *eine* sei wahr, die andere falsch; wahr und falsch sind hier ganz ungehörige Prädicate, S. 37. Dafs übrigens mit diesen Bestimmungen das Erkennen und Handeln nicht ganz aus dem Gebiete der Religion ausgeschlossen werden soll, erklärt der Verf. theils ausdrücklich, theils ergibt sich diefs aus den angeführten Sätzen. Mit dieser Darlegung der Grundansicht des Verf. sehen wir uns um einige Decennien zurück versezt, in jene Zeit, in welcher der kritisch-*verständigen* Thätigkeit der damaligen Philosophie das unmittelbare Bewufstseyn im Gefühe sich entgegensezte. *Kant* und *Friedrich Heinrich Jacobi* sind als diese Pole anzusehen. Der reifende Geist der Wissenschaft erhob sich unterdessen zu gröfserer Tüchtigkeit, und es wurde erkannt, nicht *unter* dem Verstande, d. i. im Gefühle, sondern *über* demselben, d. i. in der freien, lichten Vernunft, sei die Wahrheit in ihrer vollen Gewifsheit zu suchen; keinen Rückschritt zum unmittelbaren Bewufstseyn dürfe die Intelligenz mit Jacobi und seinen Freunden thun; voran müsse sie schreiten zur durchgebildeten, entwickelten Vernunfterkenntnifs. Dieser Ueberzeugung und der untergeordneten Stellung, welche nach dem Gesetze der Geistesentwickelung das Gefühl in der christlichen Zeit nothwendig einzunehmen hat, ist es zuzuschreiben, wenn die, von Jacobi aufs Neue angeregte und aus dem *Beginne* aller intellectuellen Bildung in die Zeit ihrer Kraft und Mündigkeit zur Ungebühr herübergetragene, Gefühlstheorie nur wenig Verehrer fand. Auf dem Boden der Philosophie konnte sie keine eigentliche Wurzel fassen, da gerade diese Wissenschaft des klaren und freien Gedankens Alles abweist, was noch in der Unmittelbarkeit beschlossen ist, und man darf wohl behaupten, dafs diejenigen Philosophen unserer Zeit, welche mit ihrem Meister Jacobi dem unmittelbaren Bewufstseyn eine so bedeutende Stelle in der Philosophie einräumten, sich in dem nämlichen Grade, als sie diefs thaten, von dieser Wissenschaft entfernt haben, und wenn sie dennoch als ihre Verehrer erkannt werden, so liegt diefs darin, dafs ihre bessere Natur sie nicht gänzlich in die Unbestimmtheit und Mangelhaftigkeit der Gefühlsansicht versinken liefs, sondern sie vielmehr von Zeit zu Zeit mit unwiderstehlicher Kraft in das Reich des vermittelten Gedankens erhob. Auch in der Theologie fand diese Ansicht im strengern Sinne des Wortes keinen Eingang, und wahrscheinlich würde sie an dieser ganz spurlos vorüber gegangen seyn, wenn nicht gerade einige, sonst sehr tüchtige Bearbeiter dieser Wissenschaft zu dem Extrem gekommen wären, die Theologie durch etwas regeneriren zu wollen, was die Philosophie verworfen hatte. Schon die äufsere Rücksicht, dafs bei zwei so sehr verwandten Wissenschaften das, was in der einen als unhaltbar, ja sogar als verderblich erkannt wurde, in der andern unmöglich Heil bringen könne, hätte sie davon abhalten sollen; noch mehr aber der eigentliche Gehalt dieses Gefühls und sein Verhältnifs zur christlichen Religion und Dogmatik. Wir sprechen von diesen Puncten, indem wir die, von Hrn. Twesten über dieselben aufgestellten, Sätze näher ins Auge fassen.

Was nun den Gehalt dieses Gefühls und das Verhältnifs desselben zur christlichen Religion betrifft: so läfst sich Beides mit Rücksicht auf die, vorhin aus den Twesten'schen Vorlesungen angezogenen, Stellen auf das Genaueste bestimmen. Nach denselben ist nämlich das Gefühl zuvörderst *eine blofs subjective Erscheinung des individuellen Geistes*. Hr. Twesten läfst über die Wahrheit dieser Ansicht nicht den geringsten Zweifel übrig; denn wie anders könnte es doch verstanden werden, wenn er dasselbe als das unmittelbare Innewerden seiner selbst und als einen Zustand erklärt, in welchem unser Bewufstseyn ganz und gar in dem Selbstbewufstseyn, in dem Bewufstseyn des Subjectes aufgeht? Sind einem solchen Subjecte nicht offenbar *andere* und die ganze *objective* Welt entgegengesezt? Man könnte dem Hrn. Verf. leicht beweisen, dafs er mit diesem Gegensatze schon über die Gränze des Gefühls hinausgegangen ist, indem jeder Gegensatz die, auch von ihm im Gefühle statuirte, Unmittelbarkeit aufhebt; man könnte also auch behaupten, dafs derselbe seine Grundansicht schon in ihrem tiefsten Wesen erschüttert und aufgelöst hat, ehe er nur zu dem Unternehmen kommt, sie eigentlich in sein System einzuführen. Allein wir wollen einmal diesen Mifsgriff übersehen, wir wollen annehmen, die über das Gefühl abgegebene Erklärung entspreche ganz der Natur desselben, — ist mit derselben nicht alle geistige Sicherheit und Gewifsheit aufgehoben? Das Gefühl ist das unmittelbare

Digitized by Google

Innewerden seiner selbst, des Subjectes. Wie, wenn dieses Gefühlssubject nun ein gesundes oder ein krankes, ein gutes oder ein böses ist, wird nicht eine und dieselbe Anregung bei solcher Verschiedenheit der Anzuregenden ganz verschiedene Erfolge haben? Wo sind nun die Kriterien, nach welchen zu ermitteln wäre, welcher Zustand dem Anregenden entspricht und welcher nicht? Das Gefühl trügt nicht, wird uns S. 84 geantwortet. Wo ist der Beweis für diesen Satz, dem die ganze Geschichte der Geistesentwickelung unsers Geschlechts widerspricht? Das Gefühl trügt nicht? Nun, so haben die Schwärmgeister, diese *excentrischen* Freunde des unmittelbaren Bewufstseyns, die der hellsehende, energische *Luther* so wacker bekämpfte, so haben die Superstitiösen, die Fanatiker u. s. w. nichts weiter zu thun, als sich zur Rechtfertigung ihrer ungereimten Ansichten und ihres Wahnglaubens auf ihr Gefühl zu berufen; es trügt ja nicht. Wer kann ihnen sagen: Euer Gefühl ist ein erkranktes, ein verdorbenes? Ist ja doch jeder an seine Subjectivität gewiesen, und jeder hat ein Recht, sich an sie zu halten, und sie für so gesund und tüchtig, wie die eines Andern, zu achten. Der Mensch ist das Maafs aller Dinge; dieser schon so oft bestrittene Satz jenes Sophisten ist bei solcher Gefühlstheorie auf seine höchste Spitze getrieben; hier erscheint er in seiner ganzen Nichtigkeit; denn, wenn nur das Geltung haben soll, was jeder unmittelbar in sich wahrnimmt: so ist alle innere Sicherheit aufgehoben, und was Hr. Twesten S. 37 bemerkt, dafs nämlich wahr und falsch hier (im Gefühle) ganz ungehörige Prädicate seien, das darf nicht in dem beschränkten Sinne genommen werden, auf welchen der Verfasser dort hinweist; es mufs in seiner ganzen, vollen Ausdehnung gelten.

Es ist nur eine Folgerung aus dem Vorhegehenden, wenn wir behaupten, dafs ein solches Gefühl unmöglich zu einem *objectiven Inhalt* gelangen könne. Zwar wird S. 15 gesagt, dafs in jedem Gefühle mit dem Selbstbewufstseyn mittelbar zugleich auch das Bewufstseyn eines Andern gegeben sei, von welchem wir uns irgend wie abhängig fühlen. Aber wer kann sagen, dafs das so im Gefühle aufgenommene wirklich ein *Anderes* sei? Mufs nicht vielmehr bei der ungeheuern Macht, welche der Subjectivität eingeräumt ist, die Wahrheit sich aufdrängen, dafs das sogenannte Andere nichts weiter seyn dürfte, als das Gebilde dieser Subjectivität? Und so ist es wirklich. Daher die unendliche Verschiedenheit in der innern Wahrnehmung eines und desselben Gegenstandes bei verschiedenen Subjecten; das Object geht in seiner Wahrheit und Wirklichkeit in das blofs subjective Gefühl nicht ein, es regt dasselbe höchstens äufserlich an, und dieses äfft zum Ersatze jenes nach und gestaltet es nach seinem besondern Bedürfnisse. So nur ist es zu begreifen, wie, um einen bestimmten Fall anzugeben, der Centralpunkt des Christenthums, der Erlöser, von dem Gefühle auf so verschiedene, der Objectivität des Weltheilandes oft gänzlich widersprechende Weise wahrgenommen werden konnte. Und solch ein Anderes, das Jeder ohne freies Bewufstseyn und ohne Rechtfertigung nach seinem subjectiven Gefühle modelt, das sollte einen wahrhaften objectiven Inhalt abgeben können? Nimmermehr. Das ist der Fluch, der auf jeder Subjectivität liegt, die mit der Objectivität in einen *wesentlichen* Gegensatz gebracht wurde, dafs jene an die Stelle dieser ihre eigenen, *zufälligen* Gebilde setzen mufs; am Stärksten lastet dieser Fluch auf der Gefühlssubjectivität. Von ihr behaupten wir, dafs sie durchaus unfähig sei, sich ein Object zu geben, das seiner Wirklichkeit entspräche. Sie ist also auch durchaus unfähig, das primitive Moment der Religion zu seyn. Hr. Twesten entgegne uns nicht, dafs das Erkenntnifs, welches er ja nicht gänzlich aus dem Gebiete des Religiösen verweist, dem Gefühle hilfreich zur Seite stehe und stehen müsse; denn wir müfsten offen bekennen, dafs dem subjectiven Gefühle, nach unserer ersten Ueberzeugung und aus den dargelegten Gründen, auf keine Weise solcher Beistand geleistet werden kann, dafs es im Stande wäre, der Bestimmung zu entsprechen, die er ihm zuweist; denn, was an und für sich keine Tüchtigkeit hat, dem ist auch nicht durch eine äufsere Zugabe, durch fremde Beihülfe Heil zu schaffen. Die Erkenntnifs kann in ein Gefühl, das in sich keine Sicherheit und keinen objectiven Inhalt hat und haben kann, kein Licht leuchten lassen, das diesen wesentlichen Mangel aufhebt; nur da, wo im geistigen Leben etwas Gesundes und Kräftiges, aber noch in seiner Unbestimmtheit vorhanden ist, da kann der erkennende Verstand, die klare und tiefe Vernunft hinzutreten und ordnen, bestimmen und begründen.

Uebrigens ist gar nicht abzusehen, warum der Verf. das Gefühl als das wesentlichste Moment der Religion so eifrig in Schutz nimmt, da er auf seinem Wege unmög-

Digitized by Google

lich an das vorgesteckte Ziel gelangen kann. Er will, indem er das Gefühl als das Primitive der Religion darstellt, die religiöse Richtung des Geistes von jeder andern unterscheiden. Nun hätte ihn schon die Betrachtung, dafs das Primitive einer Erscheinung, weil es nothwendig das noch Unentwickelte, gewissermaafsen Charakterlose ist, gar nicht geeignet sei, derselben einen unterscheidenden Charakter aufzudrücken, indem dieser erst im Verlaufe der Entwickelung und bei Entfaltung gröfserer Bestimmtheit sichtbar werden kann, von seinem Unternehmen abhalten sollen. Die ganze Zwecklosigkeit desselben aber hätte er finden müssen, wenn er seine eigene Erklärung über das Gefühl mehr beherzigt hätte. Das Gefühl soll seyn der mit Bewufstseyn verbundene *Mittelpunct* des geistigen Lebens S. 17. Der Mittelpunct gehört aber, eben weil er Mittelpunct ist, allen Radien *gleichmäfsig* an, und *alle* können und müssen von ihm *ausgehen*. Weil er aber allen Radien gleichmäfsig angehört, und weil alle von ihm ausgehen, aus diesem einfachen Grunde ist es unmöglich, dafs er für einen besonders einen charakteristischen Unterschied begründe. Nach seiner Ansicht vom Gefühle hätte Hr. Twesten wohl sagen können, alle Richtungen des geistigen Lebens wurzeln in diesem Centrum und gehen von ihm aus. Dafs er Beides nur für die religiöse in Anspruch nimmt, das bringt ihn in den verletzendsten Widerspruch mit seiner Grundüberzeugung; dafs er endlich durch diese durchaus unhaltbare Behauptung das charakteristische Moment des Religiösen begründen will, ist vollends unbegreiflich. Nur Eins wäre denkbar, dafs man nämlich das Eigenthümliche der religiösen Richtung *innerhalb* des geistigen Mittelpunctes, das Eigenthümliche aber der übrigen Radien in ihre Fortbewegung vom Centrum setzen wollte, wenn nicht das gerade mit zum Wesen des Centrums gehörte, dafs es alle Besonderung und allen Unterschied seiner Radien aufhebe. Auch von dieser Seite betrachtet, ist das Gefühl als Mittelpunct des geistigen Lebens durchaus ungeeignet, dem Religiösen seinen Charakter zu geben.

Umgehen wir aber einmal die einseitige Ansicht, welche Hr. Twesten von dem Gefühle aufstellt, und nach welcher es als ganz ungeeignet erscheint, in das religiöse Leben mit Erfolg einzugehen; fassen wir es auf, wie es in Wahrheit ist, nämlich als den Geist in seiner Totalität, aber diesen Geist auf der untersten Stufe seiner Entwickelung, in welchem die Gegensätze noch nicht zum klaren Bewufstseyn gekommen sind, mit einem Worte, noch als ψυχὴ gedacht: so ist es zwar fähig, das religiöse Leben zu durchdringen und ihm seinen Charakter aufzudrücken; aber dieses religiöse Leben erscheint dann nothwendig ebenfalls auf der untersten Stufe der Entwickelung; es ist das Heidenthum. Hier übt das Gefühl seine Macht, hier ist die rechte religiöse Unmittelbarkeit. Daher das zwar tiefe und vielsagende, aber noch trübe und unbestimmte Element dieser religiösen Gestaltung; daher die noch unterschiedlose und unklare Einheit der religiösen Gegensätze, des Göttlichen, des Menschlichen und des Natürlichen, in dem Begriffe, den das Heidenthum von seinen Göttern sich gebildet hat; daher die Mythe, das Bild, das Symbol als die vorherrschende Richtung im heidnischen Götterdienst; die Lehre, dieser Erfolg einer freiern Intelligenz, steht tief im Hintergrunde. Diese und andere Erscheinungen können allein nur aus dem Gefühle begriffen werden, das auf die heidnische Religionsgestaltung den entschiedensten Einflufs ausübt. Aber dieser Einflufs schwindet und mit ihm das Heidenthum, sobald sich der Geist zu gröfserer Durchbildung erhebt. Mit dieser Durchbildung wird er als Verstand und als Vernunft thätig; nothwendig prägt er sich nun in dieser Gestalt dem aus ihm hervorgehenden religiösen Leben auf, und es läfst sich leicht erweisen, dafs im Judenthume, als einer höhern Potenz dieses Lebens, die verständig trennende, im Christenthume aber, als der Religion in ihrer vollständigen Entwickelung, die vernünftig versöhnende Richtung am Entschiedensten eingreift und sich in dem Centralpuncte alles religiösen Seyns, in der sittlichen That, offenbart. Das Gefühl, wie es auch begriffen und bezeichnet werden mag, hat auf beiden Religionsstufen, am meisten aber im Christenthume, eine durchaus untergeordnete Stellung. Ihm eine höhere, ja die höchste einräumen, es zum primitiven, charakteristischen Momente, besonders im christlichen Leben, gestalten, heifst das Christenthum ins Heidenthum zurückdrängen, heifst den Anfang der religiösen Entwickelung über ihren Schlufs, die ψυχὴ über das πνεῦμα setzen, und doch sagt Paulus 1 Kor. 2, 14: ψυχικὸς δὲ ἄνθρωπος οὐ δέχεται τὰ τοῦ πνεύματος τοῦ θεοῦ. μωρία γὰρ αὐτῷ ἐστι, καὶ οὐ δύναται γνῶναι. ὅτι πνευματικῶς ἀνακρίνεται. Hr. Twesten wäre auf diese Ansicht, nach welcher die Gefühlstheologen offenbar einen ungeheuern

Digitized by Google

Rückschritt machen, gewiſs gekommen, wenn er mehr berücksichtigt hätte, was er S. 11. bemerkt. Nicht Reflexionen und Entschlüsse, sondern Gefühle sind es, die in der Brust des *rohen* Menschen die erste Ahnung des Unsichtbaren wecken, wird dort gesagt. Er wäre auf sie gekommen, wenn er, statt sich S. 35 mit dem Bewuſstseyn zu begnügen, daſs der christliche Glauben *unser* sei, ihn wirklich deducirt, d. h. als den Blüthepunkt der ganzen vorhergegangenen religiösen Menschheitsbildung begriffen und auf solche Weise die Wiedergeburt und das höhere Leben der Christen etwas tiefer aufgefaſst hätte; denn jene und dieses ist anzusehen als eine Befreiung von dunkeln, unbestimmten Gefühlen des heidnischen Daseyns und als ein Eingehen in den Menschgewordenen λόγος (die historisch concret gewordene *Vernunft*, nicht Gefühl) im Denken und Wollen. Hüten wir uns, das Heidenthum in das christliche Leben auf's Neue einzuführen; das heidnische Element in der christlichen Welt ist ohnehin noch gröſser und mächtiger, als wir gewöhnlich meinen.

Wie uns der Verf. mit der Stellung, welche er dem Gefühle im religiösen Leben gegeben hat, in das Heidenthum hineinführt: so führt er uns, durch die Art, wie er das Eigenthümliche des religiösen Gefühls auffaſst, mitten in das Judenthum. Er erklärt es nämlich als das Bewuſstseyn der absoluten Abhängigkeit des Endlichen von dem Unendlichen. Wo die Abhängigkeit als das Erste und Wichtigste erklärt wird, da ist nothwendig auch der Gegensatz in seiner ganzen Bedeutung vorhanden. Wir haben schon darauf hingedeutet, daſs wir auf dem religiösen Gebiete das Judenthum als den Repräsentanten dieses Gegensatzes ansehen; denn in ihm ist Trennung und starres Auseinanderhalten aller Momente vorherrschende Richtung. Gott und der Mensch stehen einander absolut gegenüber, jener der Herrscher, dieser der Unterworfene; hier ist die Abhängigkeit des Lezten von dem Ersten unstreitig das Erste im religiösen Bewuſstseyn. Gerade umgekehrt ist es im Christenthum. In diesem und durch dasselbe lösen sich die religiösen Gegensätze auf; der Mensch ist mit Gott versöhnt, lebt und webt in ihm und das mit dem Bewuſstseyn der vollesten *Freiheit*, die ihm Christus erworben hat. Als ein Zweites und Untergeordnetes mag die Abhängigkeit im christlichen Leben wohl gedacht werden, das Erste und Eigenthümliche ist sie in ihm nicht, sondern die in der Aufhebung des Gegensatzes, in der Versöhnung erlangte Freiheit. Wir wiederholen es daher, ein religiöses Gefühl, das als sein Wesen das Bewuſstseyn absoluter Abhängigkeit des Endlichen von dem Unendlichen hat, könnte, wenn es sonst hierzu tüchtig wäre, wohl der Träger des jüdisch-religiösen, nimmermehr aber der des christlich-religiösen Lebens seyn.

Aus Allem, was bisher über das, von Hrn. Twesten bezeichnete Gefühl bemerkt wurde, ergibt sich, daſs es an und für sich unsicher und verkümmert und nicht geeignet ist, dem religiösen Geiste überhaupt, am Wenigsten aber dem christlichen als Basis zu dienen. Daſs unter diesen Umständen dasselbe auch nicht geeignet sei und durchaus nicht geeignet seyn könne, dem Dogma, das nach seiner innern, wesentlichern Seite in ihm seine Wurzel haben soll (S. 84), ein tüchtiges Fundament zu gewähren, daſs es demnach ein eitles Unternehmen bleibe, der Dogmatik ihre Selbstständigkeit und Würde durch diesen Zusammenhang mit dem unmittelbaren Bewuſstseyn zu verschaffen: das Alles ist auf den ersten Blick klar, bedarf also keiner ausführlichen Auseinandersetzung. Indessen setzen wir den Fall, das Gefühl bilde das eigenthümliche und wichtigste Moment des religiösen Lebens überhaupt und des christlichen insbesondere, und die Dogmatik hätte ihre eigentliche Bestimmung darin zu suchen, daſs sie dieses Gefühl begreift und darstellt: wäre ihr denn dadurch nicht eine Selbstständigkeit gegeben, die nicht *in ihr*, sondern *auſser* ihr liegt? Denn, wie könnte sie doch in ihr liegen, da sie von dem religiösen Leben erborgt ist, ja da sogar das, was sie begründen soll, das Gefühl, gar nicht in die Dogmatik, die als Wissenschaft das Gefühl auf das Bestimmteste abweisen muſs, eingehen kann? Ehe dieſs geschieht, muſs der *Begriff* schon an ihm seine Macht geübt, es in seinem Wesen aufgelöst und somit als Gefühl aufgehoben haben. Eine Selbstständigkeit aber, die nicht in der Dogmatik, sondern auſser ihr begründet ist, eine Eigenthümlichkeit, die sie zwar nicht der Philosophie, aber einer Religion des Gefühls unterordnet, ist nur scheinbar, nicht wirklich. Wahre Würde und ächte Eigenthümlichkeit kann für sie, wie für jede Wissenschaft, nur in ihr selbst, nur in ihrem innersten Wesen wurzeln.

(Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 179. u. 180.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1827.

Vorlesungen über die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche, nach dem Compendium des Hrn. Dr. de Wette, von Aug. Detl. Chr. Twesten.

(Beschluſs.)

Wenn das Gefühl überhaupt nicht im Stande ist, der Dogmatik nützlich zu werden: so bringt das von Hrn. Twesten bezeichnete ihr offenbar Verderben; denn, wenn mit Consequenz verfahren wird, so müſste mit demselben die ganze Unsicherheit, die ganze Inhaltslosigkeit und, setzen wir mit Rücksicht auf die gegebenen Nachweise hinzu, die ganze Unchristlichkeit in diese Wissenschaft eingehen. Geschieht dieſs nicht, so siegt die bessere Natur des Bearbeiters über seine Grundansicht auf Kosten der Folgerichtigkeit. Niemand glaube, daſs durch die Reflexion auf das unmittelbar gegebene christliche Gefühl, der S. 222 die erste und wichtigste der, bei der Construction der Dogmatik zu lösenden, Aufgaben zugewiesen wird, an und für sich jener nachtheilige Einfluſs des subjectiven Gefühls aufgehoben werde; denn die Reflexion kann, wie geordnet sie auch seyn mag, und wie scharf und genau sie auch ihren Gegenstand auffaſst, doch nichts weiter thun, als das im unmittelbaren Bewuſstseyn Gegebene zu höherer Klarheit und Bestimmtheit erheben. Demselben etwas hinzufügen, oder überhaupt eine wesentliche Veränderung mit ihm vornehmen, das kann die Reflexion nicht, ohne ihre Stellung aufzugeben und selbst zum religiösen und dogmatischen Principe zu werden. Beides müſste aber geschehen, wenn die flache und gehaltlose Subjectivität des Gefühls aufgehoben und die unchristlichen Elemente aus demselben entfernt werden sollten. Trotz aller Reflexion auf das unmittelbare christliche Bewuſstseyn und den aus ihm hervorgehenden Glauben wird demnach die Dogmatik zu keinem sichern, wahrhaft objectiven und christlichen Inhalte kommen können: so lange nicht gegen die Grundansicht eine solche Inconsequenz begangen wird, daſs dieselbe als aufgehoben erscheinen muſs.

Und welchen ärgerlichen Umweg hat nicht derjenige Bearbeiter der Dogmatik zu machen, der sich auf den Standpunkt des Gefühls stellt! Der Dogmatiker soll nach Hrn. Twesten darstellen den gemeinsamen Glauben der christlichen Kirche und einer gewissen, z. B. der lutherischen Partei (223). Beides kann er nur, indem er den dogmatischen Geist des Christenthums, wie er sich in seiner fortschreitenden Entwickelung in einer besondern Kirche *bestimmt* hat, zu begreifen strebt. Das Bestimmte ist aber, eben weil es bestimmt, also der Unmittelbarkeit enthoben ist, kein Gegenstand des unmittelbaren Bewuſstseyns, des Gefühls, sondern der freiern Intelligenz, des Verstandes und der Vernunft. Diese haben demnach den bestimmten dogmatischen Inhalt zu begreifen. Von hier aus verbreitet sich derselbe nach den übrigen geistigen Richtungen, er senkt sich auch hinab ins Ge-

Digitized by Google

fühl, indem er sich seiner Bestimmtheit entäufsert und mit den allgemeinen religiösen Empfindungen verschmilzt. Offenbar ist demnach bei der wissenschaftlichen Darstellung bestimmter und somit positiv gewordener Glaubenslehren die selbstständig forschende und erkennende Vernunft, die diese Lehren in sich aufgenommen und mit sich versöhnt hat, die erste und reinste Quelle, das Gefühl aber nur die zweite und trübe. Wie auffallend ist es nun, wenn der Dogmatiker diese erste und reinste Quelle umgeht, um aus der zweiten und trüben mit der Gefahr zu schöpfen, dafs, was er aus dieser entnimmt, seinen ursprünglichen und wahren Gehalt verloren hat? Warum bleibt er nicht bei der ersten und besten?

Während die Ansicht, welche der Verf. über die Entstehung der Dogmatik hegt, dieser nicht nur die gewünschte Selbstständigkeit nicht gibt, sondern sie auch in eine grofse Unsicherheit stürzt, ihren objectiven Inhalt aufhebt, das christliche Element ihr verkümmert und den Bearbeiter derselben durch einen unnöthigen Umweg die Dumpfheit des Gefühls durchwandern und nur mit Gefahr wieder an das Licht kommen läfst: kommt noch der Nachtheil hinzu, dafs sie die Glaubenslehre nun allen wahrhaften, d. i. innern Zusammenhang mit der Philosophie bringt. Denn nach S. 84 ist es ja nur die nach aufsen gekehrte Seite des Dogma, worüber die Philosophie mit zu reden hat; die andere, innere, wesentlichere hat ihre Wurzel im Gefühl und liegt aufser dem Bereiche der blofs wissenschaftlichen Kritik. Die Philosophie gibt zu der Behandlung des Dogma allerlei ihr angehörige Lehren, als psychologische, moralische, metaphysische; aber diese Lehren stehen mit dem Kern desselben nur in der äufseren Beziehung der Hülfe bei der Untersuchung. Der Punkt ist nicht nachgewiesen, in welchem das dogmatische und philosophische Element in ihrem Unterschiede eins werden. Zwar sucht der Verf. S. 86 f. diesen Punkt anzudeuten; allein, da es immer nur die äufsere Seite des Dogma ist, in welcher sich jene Elemente ausgleichen könnten: so gelingt ihm diefs auf keine befriedigende Weise, er müfste denn einen Sprung aus seiner Ansicht hinausthun, und somit inconsequent werden.

Glücklicher als in der Bestimmung der Principien der Religion und der Dogmatik ist der Verf. in der Darstellung des historischen Ganges gewesen, den jene in der christlichen Welt genommen haben. Freilich hat die Grundansicht desselben auch hier nachtheilig eingewirkt, indessen erweist er sich gerade in diesem Theile seines Werkes als Denker, der seinen Gegenstand mit Besonnenheit überschaut und von seinen verschiedenen Seiten aufzufassen versteht. Es hat uns sehr erfreut, wahrzunehmen, wie Hr. Twesten die verschiedenen Erscheinungen des christlich-religiösen Lebens und die auf dem Gebiete der Dogmatik ordnet und historisch entwickelt. Was Vielen schon entgangen ist, die Wahrheit nämlich, dafs sich das christliche und im christlichen das dogmatische Element *allseitig* entfalte, dafs demnach in beiden im Verlaufe der Entwickelung historische Unterschiede sichtbar werden müssen, die auf *ihrem* Standpunkte so lange neben und nach einander mit gleichem Rechte bestehen, bis sich auch an ihnen die Zeit erfüllt hat, das ist ihm klar geworden, und hierin wurzelt auch sein wohlthuendes Streben, jeden dieser Unterschiede in *seinem* Werthe zu erfassen, ohne ihm absolute Gültigkeit zuzuweisen, ein Streben, das den Verf. über die Beschränktheit und Intoleranz erhebt, in welcher so Manche bei der Würdigung historischer Erscheinungen befangen sind. Seine Ansichten über die geschichtlichen Thatsachen, welche seinen Gegenstand berühren, ziehen da, wo sie nicht als Ausdruck seiner Principien erscheinen, gröfstentheils durch ihre befriedigende Gründlichkeit eben so sehr an, als die meisten Partieen seiner historischen Darstellung durch ihre Objectivität und Wahrheit erfreuen. Indessen würden alle diese Tugenden in einem höhern Grade sichtbar werden, und mancher Fehler würde in der Betrachtung vermieden worden seyn, wenn der Verf. nicht vergessen hätte, einen goldenen Faden durch das Ganze zu ziehen. Wir meinen damit die eben so klar als tief erkannte Idee des religiösen Geistes der Menschheit, wie er sich im Christenthume verwirklicht hat. Das ist der Angelpunkt, um welchen sich das christliche Leben und die Dogmatik in ihrer ganzen Entwickelung bewegen und bewegen müssen. Nur wer ihn, dieses wahrhaft Concret-Allgemeine, unverrückt ins Auge fafst, der kann das Einzelne, wie es sich in der Zeit entwickelt, vollständig deuten und würdigen, nur der kann in das Ganze das rechte Leben und innern Zusammenhang bringen. An Andeutungen über das Wesen dieses Geistes hat es

Digitized by Google

nun der Verf. in seiner Weise nicht fehlen lassen; aber sie sind nicht zusammengefafst, sie sind nicht zum Principe erhoben, das die ganze historische Darstellung durchdringt. Hätte er das gethan, dann würden die übrigens trefflichen Bemerkungen, welche S. 102 und 103 über das Christenthum gegeben werden, einestheils eine tiefere Begründung und anderntheils eine bestimmtere Ausführung erhalten haben; der Ursprung des Katholicismus und Protestantismus würde, wie ihre eigentliche Bedeutung und ihr Verhältnifs zu einander, in innigere Beziehung zu dem Menschheitsgeiste gesezt und dadurch in manchen Punkten richtiger begriffen worden seyn, und endlich, was für unsern Zweck das Wichtigste ist, es hätte klarer bestimmt werden können, wie sich die historischen Anhaltspunkte der Dogmatik, die Bibel und die im Verlaufe der Zeit, theils durch die Gesammtheit (die Kirche in ihren Bekenntnifsschriften), theils auch durch Einzelne (in ihren Glaubenssystemen), ausgebildeten dogmatischen Bestimmungen zu einander und zu der Dogmatik selbst verhalten. Ueber die beiden ersten Gegenstände müssen wir ohne nähere Erklärung hinweggehen, wenn wir nicht den Raum zur Ungebühr in Anspruch nehmen wollen; der lezte verdient eine bestimmte Rücksichtnahme, vorzüglich in unserer Zeit, in welcher sich die über ihn stattfindenden Begriffe wieder verwirren, und die Bessern, wie unser Verf., in ein gewisses Schwanken gerathen.

Fassen wir Alles zusammen, was von Hrn. Twesten über diesen Gegenstand an verschiedenen Stellen seiner Schrift (z. B. S. 38 ff. 47—70. 290—321 u. s. w. bemerkt ist, so begegnen wir zwar sehr anziehenden, einen wissenschaftlich freien Sinn beurkundenden Aussprüchen über denselben, aber seine Momente, die Bibel, die symbolischen Dogmensätze, die frühern Bearbeitungen der Dogmatik sind nicht unter sich und in einem Andern *versöhnt*; sie stehen demnach in einer blofs äufsern Beziehung neben einander, und die Wahrheit dieser Beziehung wird nicht in ihrem ganzen Umfange erkannt und dargestellt. Daher kommt eine gewisse Unsicherheit und Unbestimmtheit, die hie und da so weit geht, dafs früher ausgesprochene Ansichten in einzelnen Punkten annullirt werden, oder gar mit spätern im Widerspruch erscheinen. Besonders schien uns diefs an mehren Stellen der Fall zu seyn, wo sich der Verfasser über die Bedeutung der Bibel und der symbolischen Schriften verbreitet. Daher kommt ferner der Mifsstand, dafs jene Momente nicht immer nach ihrem eigentlichen Werthe geschäzt werden; daher endlich auch der, dafs die Dogmatik in keinen ununterbrochenen, *lebendigen* Zusammenhang mit der Vergangenheit gebracht ist, wodurch es denn auch unmöglich wird, ihren jetzigen Bestand historisch zu begreifen. Jene Momente erscheinen nur als *Fragmente*; die durchgreifende, in ihnen realisirte Idee fehlt, und das ist, wie schon bemerkt, die Idee des religiös christlichen Menschheitsgeistes, wie er sich überhaupt, besonders aber in dogmatischer Hinsicht, in der Zeit entwickelt hat. Dieser Idee hat sich der Dogmatiker vor Allem in ihrer ganzen Wahrheit und Fülle zu bemächtigen; denn dieser Geist ist das Erste, das Wichtigste, das, was die historischen Formen darstellen wollten. Er, dieser geistige, ewige λόγος, ist früher, ist wichtiger, als das äufsere, geschichtliche Wort, die Bibel. Diese spricht ihn zwar historisch aus; aber eben defswegen ist sie nur sein Träger, und kann nur in und aus ihm erklärt werden. Die Bibel über ihn stellen, d. i. sie begreifen wollen ohne jene Alles umfassende und ordnende Idee des christlich religiösen Geistes, führt zu der Bibliolatrie, von welcher schon *Lessing* sprach. Dieser Geist trägt eine unendliche Fülle in sich; sie mufs sich entfalten, sie mufs in die Zeit eintreten. Der Ausdruck und die Darstellung dieser seiner Entwickelung in der Zeit wird innerhalb derjenigen Form gegeben, in welcher er sich geoffenbart hat und fortwährend offenbart, in der Kirche. Die Symbole und Bekenntnifsschriften derselben sollen diesen Ausdruck und diese Darstellung enthalten. Was diese Symbole und Bekenntnifsschriften in und für die Kirche thun, das soll jede *tüchtige* Bearbeitung der Glaubenslehre in und für die Wissenschaft leisten; sie soll jenen Geist von seiner dogmatischen Seite wissenschaftlich begreifen und so aussprechen, wie es der Zeit, in welcher sie unternommen wird, in ihrer tiefsten und allseitigen Bedeutung angemessen ist. Wie aber die Kirche bei ihren dogmatischen Erklärungen immer wieder zu denjenigen Schriften zurückkehren mufs, in welchen dieser Geist in seiner Reinheit und Ursprünglichkeit bezeichnet ist, (wir meinen die biblischen, besonders die neutestamentlichen,) wenn sie nicht Gefahr laufen will, über seiner zeitlichen Fortbildung sein

Digitized by Google

ewiges Wesen zu verunstalten oder zu verlieren: so wendet sich auch jede Bearbeitung der Dogmatik der Bibel zu, um ihrer Wissenschaft diejenige historische Basis zu geben, auf welche sich alle andern geschichtlichen Erscheinungen, so weit sie dieselbe berühren, stützen müssen. Hiermit hat sie aber nur eine ihrer Pflichten erfüllt; denn sie soll nicht bloſs die ursprüngliche historische Verwirklichung des religiös-christlichen Geistes in sich aufnehmen und begreifen, sondern sie hat auch diejenige Gestaltung desselben, die in Folge seiner Entwickelung in der Zeit ihm geworden ist, darzustellen. Und hierzu bedarf sie der kirchlich dogmatischen Erklärungen. Sie treten als Mittelglieder zwischen jene ursprünglich historische Verwirklichung und die Gegenwart. Insoweit sie nun einestheils ihrer gemeinschaftlichen historischen Basis, der Bibel, entsprechen und anderntheils den Anforderungen gemäſs sind, welche jener in sich fortschreitende Geist in der besondern Zeit macht, in welcher die Construction der Dogmatik unternommen wird: kann ihr Inhalt, in das freie Element der Wissenschaft erhoben, auch Inhalt dieser Glaubenslehre werden. Wäre Beides oder nur Eins nicht, dann müſste nothwendig jener Inhalt von dem Dogmatiker gänzlich aufgegeben oder doch anders gefaſst werden. Weit entfernt also den Bearbeiter der Glaubenslehre an jene Symbole und Bekenntniſsschriften seiner Kirche unbedingt fesseln zu wollen, stellen wir ihn über sie; er muſs sie überschauen, reinigen, weiter entwickeln; ein Recht hierzu gibt ihm eben so sehr jenes ewigen Geistes Wesen, das sich nicht abschlieſsen läſst, als *seine* Zeit, die eben so gewiſs das Recht hat, diesen Geist in sich auszubilden und sich gemäſs auszusprechen, als eine andere und frühere. Wo kirchliche Bekenntniſsschriften fesseln, da sind sie gewiſs der vorangeschrittenen Geistesentwickelung nicht mehr angemessen, und wo sie dieser nicht mehr angemessen sind, da müssen sie sich freier und umfassender gestalten, und dazu soll und muſs der Dogmatiker wesentlich mitwirken. Er muſs also auch über ihnen stehen. Nur diejenigen Bearbeitungen der Dogmatik, von welchen sich nachweisen lieſse, daſs sie mehr oder weniger in der bezeichneten Weise entstanden, könnten *historischen* Werth haben; denn sie wären zu betrachten als eine von einem gemeinschaftlichen Principe durchdrungene Folge wissenschaftlicher Darstellungen des religiös-christlichen Geistes, wie er sich von seiner dogmatischen Seite in der Zeit entwickelt; jede müſste dann reicher und durchgebildeter seyn, als ihre vorhergehende, und die lezte zeigte die relativ höchste Entfaltung der Glaubenslehre. Diejenigen Bearbeitungen hingegen, welche nicht in dieser Folge zu begreifen wären, könnten nur ein vorübergehendes Interesse haben, und der Dogmatiker könnte ihnen keine weitere Aufmerksamkeit widmen. Nur so viel können wir über den in Frage stehenden Gegenstand andeuten.

Was nun den weitern, besonders den im ersten oder kritischen Theile der Twesten'schen Vorlesungen niedergelegten Inhalt angeht, so müssen wir uns in Betreff seiner auf eine allgemeine Bemerkung beschränken. Dieſs kann um so mehr hinreichen, da es uns bei unserer jetzigen Kritik mehr um die Beleuchtung der in diesen Vorlesungen herrschenden Grundsätze, als um die Prüfung der besondern Aussagen zu thun seyn muſste. Welche Geltung die lezten haben, das kann füglicher untersucht und bestimmt werden, wenn der zweite Theil von Hrn. Twestens Schrift erschienen ist.

Die Bemerkung aber, welche wir meinen, spricht sich also aus: der Menschengeist ist durchgehends in seiner Abstraction und Endlichkeit aufgefaſst. Die Subjectivität, welche wir weiter oben tadelnd berühren muſsten, tritt überall mit ihren, dem wahren Begriffe so nachtheiligen, Folgen hervor, und zieht den Geist, wie er sich in der Menschheit entwickelt, beinahe zur gänzlichen Passivität und zur Ohnmacht herab. Zum Belege mögen folgende Stellen dienen: „Der Mensch ist aus eigenem Vermögen unfähig, Gott und die göttlichen Dinge richtig zu erkennen. 290.“ „Unter Offenbarung verstehen wir hier (wo von der Offenbarung im engern Sinne die Rede ist) die Aeuſserungen der göttlichen Gnade zum Heile des gefallenen Menschen in ihrer ursprünglichen Wirkung auf die menschliche Erkenntniſs. 345 f.“ „In dieser Hinsicht kommt uns sehr viel darauf an, daſs die Offenbarung sich darstelle als ein Werk nicht menschlicher Kräfte, sondern als ein Werk Gottes am Menschen, wodurch er diesen Kräften eine andere Richtung gibt, oder daſs die Offenbarung etwas Uebernatürliches sei. 349.“ „Die Entstehung einer übernatürlich geoffenbarten Religion war wirklich der Eintritt eines Neuen und Ursprünglichen in die Reihe der Dinge, was

Digitized by Google

nicht als blofse Entwickelung aus einem frühern begriffen werden kann. 358." „Wir werden *erstlich* mit den ältern Theologen annehmen, dafs es eine Inspiration gebe, dafs nicht blofs die Offenbarung, sondern auch ihre Darstellung in der Schrift auf göttliche Causalität zu beziehen sei. Wir werden *zweitens* auch, was den Begriff der Inspiration betrifft, wie sie dieselbe darin setzen, dafs die Propheten und Apostel nicht blofs als Menschen schrieben (*meri homines*), sondern als Diener und Werkzeuge Gottes (*Dei servi et organa*) —, so dafs sie nichts die Offenbarung Betreffendes reden und schreiben konnten, wobei er nicht zu denken wäre als das Princip, (*causa efficiens principalis*) und sie als dessen Organe (*causae instrumentales*) 414 f." „Der Glaube ist ein Werk der Gnade, die den Menschen erleuchtet, indem sie ihn zu einer höhern Stufe des Lebens und der Erkenntnifs erhebt. Nicht durch Argumente und Demonstrationen kann der Mensch aus dem Zustande geistlicher Blindheit und Unempfindlichkeit erlöst werden, in welchem er befangen ist, sondern nur dadurch, dafs Gott ihm ein neues Herz und einen neuen Geist verleiht. — Niemand kann den Geist Gottes in der Schrift vernehmen, als wem er selber den Sinn öffnet. 426 f." „Dem christlichen Bewufstseyn ist nichts wichtiger, als der Gegensatz des Menschlichen und Göttlichen. 470." „Wir haben nur diefs festzuhalten, dafs sie (die Vernunft) im Verhältnifs zur Offenbarung nicht als Princip sondern als Werkzeug, nicht als das Licht, sondern als das Auge zu betrachten ist, und zwar ein Auge, das des Arztes bedarf, für welches es aber kein kräftigeres Heil- und Erregungsmittel gibt, als eben das Licht der Offenbarung selbst. Daraus folgt aber, dafs sie sich nicht zur Norm und Richterin aufwerfen, sondern sich dem geoffenbarten Worte Gottes subordiniren mufs. 477 f."

Wie sehr durch diese und andere, ihnen ähnliche Sätze der in der Menschheit sich verwirklichende Geist herabgewürdigt, bis zu welcher Kraftlosigkeit er durch dieselben herabgedrückt wird, das liegt am Tage. Freilich mufste der Hr. Verf. zu diesen Behauptungen voranschreiten, sobald er einmal jener schwankenden, inhaltsleeren Gefühlssubjectivität die bedeutungsvolle Stelle im Gebiete des religiösen Lebens eingeräumt und ihr gemäfs den Gegensatz des Menschlichen und Göttlichen als den wichtigsten Inhalt des christlichen Bewufstseyns erklärt hatte. Ein solcher Geist, dessen Besonderung als Vernichtung alles göttlichen Seyns in ihm gedacht wird, kann freilich nichts Anderes seyn als ein thatloses Gefäfs, in welches die Gottheit von aufsen so viel höheres Erkennen und Leben eingiefst, als ihr beliebt; ein Tantalus, der nur die Qual, nicht aber das Glück hat, seinen Wissensdurst zu stillen, wenn ihm nicht auf übernatürliche Weise die Labung gereicht wird. Aber warum zieht man den Menschheitsgeist in diese Niedrigkeit herab? Warum macht man ihn zu einem blofs subjectiven und ungöttlichen? Wahrlich, Gott hat ihn nicht dazu gemacht, wohl aber seine eigenen Träger, als ob sie die Herrlichkeit, eine Offenbarung des absoluten Geistes zu seyn, nicht zu fassen vermöchten. Die Wissenschaft, in der erhabenen Gestalt und in der reichen Entwickelung, zu welcher sie sich in unserer Zeit empor gebildet hat, wehrt zwar diese Schmach auf jede Weise von ihm ab; aber dennoch gibt es Viele, die sich ihre Pfleger nennen, und die Stärke ihres Denkens in der Gewandtheit suchen, die sie bei der Verdächtigung des Menschheitsgeistes an den Tag legen. Ein uralter, hochbegeisterter Barde hat schon gesungen: *Ἓν ἀνδρῶν, ἓν θεῶν γένος*, und das vielsagende Wort: Wir sind göttlichen Geschlechts, ist zu einem Bibelworte geworden, das Schätze der Wahrheit und Weisheit in sich trägt. Ein weniger entwickeltes Geschlecht hat diese Schätze schon angedeutet, warum graben wir, die wir die *Erstarkten* seyn wollen, nicht in die Tiefe, um sie in ihrem ganzen Umfange und in ihrer vollen Bedeutung zu erkennen? Wir sind göttlichen Geschlechts, das ist das Thema, dessen Ausarbeitung die ganze Menschheit in ihrer nothwendigen Fortbildung unternommen hat, und wir, die wir meinen auf ihrer Höhe zu stehen, wir sollten wieder unter *die* Wahrheit hinunter sinken, die sie im Beginne ihrer Entfaltung schon erkannt hat? Wir sollten das uns eingeborne göttliche, ewige Moment aus uns hinausstofsen, mit uns in einen unüberwindlichen Gegensatz bringen, und so von aufsen her auf beinahe mechanischem Wege wieder erwarten, was uns die Gottheit als Wahrzeichen unserer Abstammung aufgeprägt hat? Das sei ferne. Unsere Aufgabe ist vielmehr, die Bedeutung des Menschheitsgeistes in ihrer vollen Wahrheit und Tiefe zu erkennen; unsere Aufgabe ist, einzusehen, dafs er, indem er göttlichen Geschlechts ist, nothwendig auch göttlichen Wesens seyn müsse, dafs demnach der menschliche Geist mit dem gött-

Digitized by Google

lichen *wesentlich* eins und nur in seiner Individualität von ihm verschieden sei. Es muſs immer klarer werden, daſs er ohne diese Einheit gar nicht bestehen könnte, und daſs nur in ihr die eigentliche Bürgschaft seiner ewigen Fortentwickelung zu suchen sei; denn das bloſs Zeitliche, das abstract Endliche kann deſswegen keine Wirklichkeit haben, weil es eben der Charakter der Zeitlichkeit und Endlichkeit ist, die Wirklichkeit zu negiren. Und wie sollte denn der abstracte, und in einen durchgreifenden äuſsern Gegensatz mit dem absoluten Geiste gebrachte Menschengeist jenes höhere Leben und jene höhere Weisheit in sich aufnehmen? Ist es wirklich denkbar, daſs es ihm von auſsen her auf wunderbarem Wege beigebracht werde? Stände dann nicht die unfreie Natur über ihm, die, wenigstens in ihren vollkommeneren Formen, nur das aufnimmt, was sie mit einer gewissen Selbstthätigkeit aus sich erzeugt, aus ihrem Innern hervorgerufen hat? Und der Geist, dessen Wesen in seiner freien Activität besteht, sollte in seiner Verwirklichung durch die Menschheit seines Wesens da beraubt werden, wo es sich in seiner vollen Glorie zeigen möchte, er sollte da zur Passivität und zur Unfreiheit verdammt seyn, wo es sein innerstes Heil gilt? Schon *Plato*, der göttliche Denker, hat dieser Verirrung der Ansicht vorgebeugt, indem er erklärte, daſs *alles Suchen und Lernen ganz und gar Erinnerung sei;* denn nichts Anderes kann diese Erklärung ihrem wahrhaften Sinne nach sagen wollen als: Jegliche Wahrheit, wie sie nun auch benennt seyn möge, evolvirt sich aus dem innersten Wesen des Geistes zu immer gröſserer Klarheit und Bestimmtheit. Sie kommt nicht von auſsen hinein, sondern von innen heraus und ist eine Erinnerung an die ursprüngliche Einheit des göttlichen und menschlichen Geistes in ihrer Wesenheit. Und so ist es auch. Nach ewigem Gesetze entfaltet sich der Menschheitsgeist, immer reicher tritt sein Inneres ins Daseyn, immer glanzvoller strahlt aus ihm die Wahrheit, immer mächtiger wird in ihm die Tugendkraft. Was von auſsen kommt, gibt nichts, es regt nur an, und das nur, indem es als ein dem Innern homogenes Aeuſsere dasselbe durchdringt und seinen Gegensatz mit ihm aufhebt. Die Spitze dieser Entwickelung in religiöser Hinsicht, und ihr Blüthepunkt ist das Christenthum. In ihm tritt die berührte Wesenseinheit in ihrer vollen Wahrheit und für das blödeste Auge sichtbar in *Christus* in die historisch concrete Wirklichkeit. In und an ihm, diesem Repräsentanten der religiös durchgebildeten Menschheit, können sie auch die begreifen lernen, die sie nicht im reinen Gedanken zu erfassen vermögen. Weist uns demnach eine tiefere Betrachtung auf dieselbe hin, so müssen wir mit Beziehung auf die oben angezogenen Sätze des Hrn. Twesten erklären, daſs *alle Thätigkeit, die er bei der religiösen Entwickelung des Menschheitsgeistes auſser demselben mittheilend wirken läſst, so in ihn hinein verlegt werden müsse, daſs sie als das Resultat seines innersten Wesens erscheint.* Da nun in diesem Wesen als solchem der Unterschied des Göttlichen und Menschlichen aufgehoben ist: so ist es durchaus einseitig, in jener Entwickelung nur Uebernatürliches, Wunderbares und Göttliches sehen zu wollen; denn das Uebernatürliche in ihr ist eben so sehr auch natürlich, das Wunderbare den ewigen Gesetzen geistiger Ausbildung angemessen, und das Göttliche ist nothwendig auch menschlich. Mit einem Worte: Es ist nicht, wie der Hr. Verf. will, Gott auſser dem Menschheitsgeiste, der als die Causalität der Erscheinungen der religiösen Entwickelung betrachtet werden muſs, sondern Gott in ihm; es sind nicht zwei Existenzen, die sich wie Activität und Passivität zu einander verhalten, und wovon die eine von auſsen hergibt, und die andere mechanisch aufnimmt, sondern es ist nur eine, und diese ist eben so sehr activ als passiv, eben so sehr mittheilend als empfangend, ihre Momente durchdringen sich, Gottes Wort ist eben so sehr die Vernunft, als die Vernunft Gottes Wort (λόγος τοῦ θεοῦ) ist. Auf diesem Standpunkte ist alles der Zeit nach spätere Entwickelung eines Frühern, reichere Entfaltung des Ursprünglichen; nichts Fremdes tritt in diese Entwickelung ein; denn Alles ist in ihrem Kerne enthalten, was im Verlauf der Zeit aus ihr heraustreten soll. Wohl geben wir zu, daſs sie durch die Sünde gehemmt werden kann, und daſs eben diese Sünde das göttliche Moment in dem Menschheitsgeiste schon getrübt und verdüstert hat: aber das können wir nicht einräumen, daſs sie durch dieselbe so gestört werde, daſs sie einer wunderbaren, von auſsen stammenden Auf- und Forthülfe bedürftig wäre; denn wo das Göttliche einmal Platz genommen hat, da läſst es sich nicht wieder verdrängen; tritt es auch in den Hintergrund, wenn die Zeit erfüllt ist, so dringt es durch alle Hindernisse hindurch und strahlt mit neuem erhöhtem Glanze. Aber die biblischen Schriftsteller? Reden und urtheilen

Digitized by Google

die nicht ganz anders? *Begreifen* wir sie nur, und wir werden sehen, dafs sie jener abstracten Uebernatürlichkeit weit weniger das Wort reden, als wir gewöhnlich meinen *).

Wir würden jezt unsere Kritik mit der Erklärung schliefsen, dafs wir unsere bisherigen Bemerkungen und Ausstellungen nur als Beweis der Verehrung, die wir für die Wissenschaft und der Hochachtung, die wir für Hrn. Twesten empfinden, angesehen wissen möchten, wenn wir nicht zur bestimmtern Begründung und Erläuterung mancher von uns aufgestellten Sätze noch einige Worte über das Wesen und die Construction einer Dogmatik, wie sie nach unserm Dafürhalten dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft und den Forderungen der Zeit angemessen ist, auszusprechen wünschten.

Wir haben schon angedeutet, dafs wir *Christus* als die gänzliche Ausgleichung und Versöhnung des menschlichen und göttlichen Geistes in ihrer Wesenheit und als Repräsentanten der in religiöser Hinsicht durchgebildeten Menschheit betrachten. In seiner Erscheinung ist er die historisch concret gewordene *Idee*, oder wenn wir uns genau an die Bibel anschliefsen wollen, die historisch concret gewordene *Vernunft* (*καὶ ὁ λόγος σὰρξ ἐγένετο*, Joh. 1, 14). Ist er aber der Repräsentant der in religiöser Hinsicht durchgebildeten Menschheit, ist in ihm jeder Gegensatz des Menschlichen und Göttlichen so aufgehoben, dafs Gott und Mensch in der innigsten Einheit leben: so hat sich in ihm der ganze Reichthum des Geistes an und für sich, und damit auch die *Wahrheit* alles Seyns überhaupt entfaltet, nur auf religiösem Wege, der da ist ein historischer im tiefsten Sinne des Worts, in Gesinnung und Handlung, in welchen sich der *reine Gedanke* ausprägt, gleichsam einen geschichtlichen Leib annimmt, und auf welche sich alle Richtungen des religiösen Lebens, als auf das zwar nicht primitive, aber doch charakteristische Moment desselben, hindrängen. *Diesen Christus* nun erkennen wir als den einzig wahren *Mittelpunkt* einer *christlichen* Dogmatik; ihn zu *begreifen*, so weit er Gegenstand des Glaubens ist, halten wir für ihre eigenthümliche und echte Aufgabe. Wird aber Christus begriffen, so wird auch Gott begriffen, der sich in ihm offenbart, die Menschheit, die er repräsentirt, und der Geist, der von ihm und seinem Vater ausgeht und sein Werk fortsezt. Die Dogmatik würde demnach zerfallen in *Theologie* im engern Sinne des Wortes, in *Anthropologie*, und in *Pneumatologie*, und diese drei Theile würden sich zusammenfassen in der *Christologie*, ja sie wären nichts Anderes, als eine nähere und bestimmtere Auseinandersetzung derselben. Es bedarf keines ausführlichen Beweises, dafs sich in dieser Eintheilung Alles begreifen und darstellen läfst, was vernünftiger Weise Gegenstand des Glaubens seyn kann, und eben so wenig ist die Erinnerung nöthig, dafs dieser Begriff und diese Darstellung theils positiver, theils negativer Art seyn würde, so dafs z. B. in der Anthropologie die Menschheit negativ in ihrer Trennung von Gott, d. i. in ihrer Unchristlichkeit und Weltlichkeit, positiv aber in ihrer durch Christus dargestellten Vereinigung mit dem absoluten Geiste aufgefafst werden müfste.

Wäre auf *solche* Weise Christus zum Mittelpunkt und Inhalt der christlichen Dogmatik erhoben, und wäre anerkannt, dafs es die eigenthümliche Aufgabe dieser Wissenschaft sei, ihn als Gegenstand des Glaubens zu begreifen: so wäre zuvörderst die Selbstständigkeit derselben und ihr Unterschied von jeder andern Disciplin so bestimmt bezeichnet, dafs hierüber kein Zweifel weiter obwalten könnte; denn wenn auch andre Wissenschaften, insbesondere aber die Philosophie, zum Theil die nämlichen Objecte in sich aufnehmen, welche die Dogmatik behandelt, so unterscheidet sich doch diese von jener auf die unverkennbarste Weise, indem sie bei ihren Betrachtungen immer von Christus, dem historisch gewordenen Logos ausgeht und zu ihm zurückkehrt, während die Philosophie sich bei ihren Forschungen und Darstellungen durchaus im Elemente des reinen Gedankens bewegt. Die Dogmatik begreift dem gemäfs Gott, aber wie er sich in

*) Der uns zugemessene Raum erlaubt uns nicht, diese Andeutung zu verfolgen und einen Gegenstand zu entwickeln, der ohne eine gewisse Ausführlichkeit nicht behandelt werden kann. Wir erlauben uns daher in Betreff seiner den Leser auf die Schrift: *Philosophie und Christenthum oder Wissen und Glauben von Dr. J. Rust*, (Mannheim, 1825) um so mehr zu verweisen, als in ihr überhaupt der Versuch gemacht ist, die in sich fortschreitende Entwickelung des Menschheitsgeistes, wie sie sich in ihrer intellectuellen und religiösen Richtung nach nothwendigem Gesetze und mit Ausschlufs alles *abstract* Uebernatürlichen als etwas Fremdartiges von Stufe zu Stufe erhebt, bis sie in der Philosophie und im Christenthume ihren Schlufs und ihre Blüthe erreicht hat, darzustellen.

Digitized by Google

Christus geoffenbaret hat; die Philosophie nimmt diesen Begriff in seiner Reinheit an und für sich, und hält ihn im Reiche des Gedankens; die Dogmatik erfafst die Menschheit, wie sie sich in dem Weltheilande oder im Gegensatze zu ihm dargestellt hat; die Philosophie hingegen geht ohne diese Rücksicht in ihr Wesen ein und bemächtigt sich dessen nur im Begriffe; die Dogmatik erfafst den Geist als heiligen, d. i. als das Princip, welches das von Christus gestiftete Gottesreich und seine zeitliche Erscheinung, die Kirche, durchdringt, belebt und in sich entwickelt; die Philosophie begreift ihn in seiner Wesenheit und ohne Bezugnahme auf diese seine besondere Offenbarung; die Dogmatik stellt die Unsterblichkeit als Resultat der in Christus vollendeten Versöhnung der Menschen mit Gott dar, die Philosophie begreift sie als nothwendige Folge der im Begriffe des Geistes enthaltenen Momente u. s. w.

Wenn hiermit die Selbstständigkeit der Dogmatik auf das Sorgfältigste bewahrt, und ihr Charakter auf das Bestimmteste angegeben, und somit ein dringendes Bedürfnifs des wissenschaftlichen Geistes unserer Zeit befriedigt ist: so wird in dieser Ansicht ein nicht minder wichtiger Punkt auf das Gewissenhafteste berücksichtigt, wir meinen die Einheit, in welcher alle Wissenschaften unter sich und insbesondere mit der Philosophie stehen sollen. Diese Einheit zwischen der Dogmatik und Philosophie, und somit die Bürgschaft der wahren Wissenschaftlichkeit der ersten, tritt auf die klarste Weise heraus; sie zeigt sich als eine innere, das Wesen der beiden Wissenschaften umfassende. Die Philosophie will nämlich alles Seyn in seiner Vernünftigkeit, ja als Ausdruck und Darstellung der *Vernunft* selbst begreifen. Sie also, diese Vernunft, ist ihr Anfang, ihre Mitte und ihr Ende. Gerade so ist es in der Dogmatik. Christus ist in dieser Wissenschaft der Centralpunkt und, streng genommen, auch ihr Inhalt. Dieser Christus ist aber, wie wir schon bemerkten, die Vernunft selbst in ihrer historisch religiösen Erscheinung. Wer demnach als Dogmatiker nur tüchtig forscht, die historisch-concrete Darstellung durchdringt, und den in ihr ausgeprägten Begriff in seiner Reinheit auffafst, der kommt auf dieselben Resultate, auf welche der Philosoph gekommen ist. Wie sich demnach beide Wissenschaften, die Dogmatik und die Philosophie, in dem Punkte ihres Ausgangs und ihrer Rückkehr, also in der *Art* ihres Erkenntnisses unterscheiden, so fallen sie in dem Wesen desselben in eins zusammen; das Besondere und das Gemeinsame durchdringt sich in beiden in wahrer Wissenschaftlichkeit, und wenn die hier aufgestellte Ansicht auch nicht den im Anfange unserer Kritik bezeichneten Blüthepunkt abgeben kann, so führt sie doch, consequent durchgebildet, demselben entgegen. Wir haben sie anspruchslos und aus reiner Liebe für die Wissenschaft, freilich nur andeutend, dargelegt; mögen sie Andere und besonders der Hr. Verf. der beurtheilten Vorlesungen prüfen, und, wenn sie Eingang finden sollte, bestimmter durchführen.

Dr. J. Rust.

LXXI.

Neunter Bericht.

(Wird nachgeliefert.)

Druckfehler.

p. 1007	Z.	4	lies:	Kunstwerke.
p. —	Z.	34	—	Sotteranea.
p. 1012	Z.	8	—	Trastèvere.
p. 1020	Z.	25	—	Gaza.
p. 1023	Z.	5	—	Catervus.
p. 1024	Z.	3	—	vor.

Beilage: Umschlag zum September-Heft.

Digitized by Google

Nro. 181. u. 182.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1827.

LXXII.

Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Mahabharata. Von Wilhelm von Humboldt. — Zwei academische Vorlesungen. Berlin 1826.

Zweiter Artikel.

Nachdem in einem frühern Artikel (N. 7 dieser Jahrbücher) diese gelehrte Arbeit des höchstverehrten Hrn. Verfassers dazu benuzt worden, zu versuchen, das herauszuheben, was aus diesem berühmten Gedichte sich für die sittlichen Bestimmungen der Indier ergebe, so soll aus der Zusammenstellung und den Aufklärungen, welche uns diese höchst schätzbare Darstellung über die *religiöse Ansicht* dieses Volkes gewährt, der Vortheil gezogen werden, einige Grundbestimmungen zu derselben in Betracht zu ziehen und Rechenschaft über diese zu geben. Die Aufschlüsse, welche wir in den vorliegenden Vorlesungen erhalten, sind um so interessanter, als sie nicht irgend eine particuläre Seite der unendlich viel gestalteten indischen Mythologie behandeln, sondern sich vornehmlich mit der *Yoga-Lehre*, dem innersten der Religion dieses Volkes beschäftigen, worin eben so sehr die Natur seiner Religiosität als seines höchsten Begriffes von Gott enthalten ist. Diese Lehre ist die Grundvorstellung, welche durch das ganze Gedicht herrschend ist und geltend gemacht wird.

Sogleich ist zu bemerken, dafs der Ausdruck *Yoga-Lehre* nicht das Mifsverständnifs veranlassen darf, als ob Yoga eine Wissenschaft, ein entwickeltes System sei. Es ist damit nur eine Lehre in dem Sinne gemeint, wie man etwa von der mystischen Lehre spricht, um einen Standpunkt zu bezeichnen, der als Lehre betrachtet, nur etliche wenige Behauptungen und Versicherungen enthält, und vornehmlich erbauend, zur gefoderten Erhebung ermahnend und aufregend ist. Es ist diefs mit ein Grund, warum, wie Hr. v. H. S. 33 anführt, diese Lehre eine Geheimlehre ist; sie kann ihrer Natur nach nicht objectiv seyn, denn sie hat keinen entwickelten, in den Boden des Beweisens eintretenden Inhalt. Die höchste Lehre in Indien, die Vedas, sind aber dort auch äufserlich ein Geheimnifs; die Brahminen sind eigentlich im ausschliefsenden Besitz und Lesen dieser Bücher, das für die andern *Kasten* nur etwas Tolerirtes ist. Die grofsen Gedichte Ramayana und Mahabharata scheinen dagegen die Bestimmung zu haben, auch diesem aus dem Eigenthume der Brahminen ausgeschlossenen Theile der Nation die religiösen Kenntnisse zu gewähren, die derselbe freilich nur bis zu einem gewissen Grade und in dem Sinne zu benutzen fähig ist, um welchen sich die ganze Yoga-Lehre dreht.

Hr. v. H. führt ebendas. an, dafs Colebrooke in seinen Auszügen aus den philosophischen Systemen der Indier (*Transact. of the R. Asiat. Society, Vol. I.*) von dem Werke Patandschali's (eines mythologisch erscheinenden Wesens, bei Colebr. geschrieben: Patanjali), das die Yoga-Lehre enthält, nur kurze Andeutungen gebe, so dafs sich nicht beurtheilen lasse, in wie fern das, was Krishna in der Bhagavad-Gita vorträgt, damit übereinstimme. Die *special topics*, deren Colebrooke erwähnt, auf welche sich die Meditation in der genannten Lehre ausdehne, mögen wohl eigenthümliches enthalten; allein es läfst sich nicht zweifeln, dafs wenigstens die Natur dessen, was Yoga heifst, und das lezte Ziel, welches sich darin vorgesezt ist, der Hauptsache nach auf dieselbe Weise in beiden Darstellungen vorgestellt werde. Schon der Inhalt der vier Kapitel der Yoga-Sutras des Patanjali, den jener sorgfältige Gelehrte angibt, so wie einige weitere Anführungen, die er daraus macht, lassen diefs schliefsen, und wir werden auch die besondern Gesichtspunkte, die der Gegenstand jener Kapitel sind, in dem Inhalte der Gita finden. Ich will sie kurz angeben; das erste der Kapitel (padu), sagt Colebrooke, handelt von der Beschauung (Contemplation), das zweite von den Mitteln sie zu erlangen; das dritte von der Uebung übernatürlicher Macht (*exercice of transcendent*

Digitized by Google

power, *vibhuti*), das vierte von der Abstraction oder geistigen Isolirung. Dafs Colebrooke von den special topics der Patanjali-Lehre nichts näheres anführt, während er von den andern Lehren sehr ausführliche und bestimmte Auszüge gibt, hat wohl seinen guten Grund; es ist nicht zu vermuthen, vielmehr scheint es der Natur der Sache nach eher unmöglich, dafs viele andere als uns fremdartige, wilde, abergläubische Dinge, die mit Wissenschaftlichkeit nichts zu thun haben, zu berichten gewesen wären. Auch die Sanc'hya selbst, welche wesentlich von der Patanjali-Lehre verschieden ist, kommt in ihrem lezten und einzigen Zwecke mit dieser überein und ist darin Yoga-Lehre. Nur der Weg weicht von einander ab, in dem die Sanc'hya ausdrücklich durch die denkende Betrachtung der besondern Gegenstände und der Kategorien der Natur und des Geistes zu jenem Ziel fortzuschreiten anweist, die eigentliche Yoga-Lehre des Patanjali dagegen ohne solche Vermittlung gewaltsam und auf einmal in diesen Mittelpunkt sich zu versetzen treibt. Ausdrücklich macht Colebrooke den Anfang der Exposition der Sanc'hya damit, zu sagen, dafs der anerkannte Zweck aller Schulen, der theistischen (worunter die Patanjali-Lehre gehört), der atheistischen und mythologischen wie anderer philosophischen Systeme der Indier, dieser ist, die Mittel zu lehren, durch welche ewige Seeligkeit erlangt werden könne, nach dem Tode oder vor demselben.

Von den *Vedas* führt Colebrooke dabei nur eine Stelle in dieser Beziehung an; von der *Vedanta* (der Theologie der Vedas als ihr räsonnirender Theil) sagt er, ihr ganzer Zweck sei, eine Erkenntnifs zu lehren, durch welche die Befreiung von der Metempsychose erreicht werde, und diefs als das grofse Ziel einzuschärfen, das durch die in jener Theologie angegebenen Mittel zu erlangen sei. Bestimmter gibt derselbe anderwärts (*Asiat. Res. IX.* p. 289) an, die Anhänger der Vedasglauben, dafs die menschliche Seele nicht allein einer vollkommenen Einheit mit dem göttlichen Wesen fähig ist, was durch die Erkenntnifs Gottes, wie sie von den Vedas gelehrt wird, erreicht werde, sondern sie haben auch angedeutet, dafs durch dieses Mittel die besondere Seele Gott werde, selbst bis zur wirklichen Erlangung der obersten Macht. Sogar in den Aphorismen von *Nyaya* der Philosophie des Gotama, von welcher Colebrooke im zweiten Aufsatze über die indische Philosophie (*Transact. of the R. Asiatic Society Vol. I. P.* 1) einen ausführlichen Auszug gibt, — einer ziemlich trockenen formellen Logik, die der Gegenstand von einer unendlichen Menge von Commentarien in Indien geworden sei, — werde dieselbe Belohnung einer vollkommenen Kenntnifs dieser philosophischen Wissenschaft verheifsen. Wir dürfen daher mit Recht das, was Yoga heifst, für den allgemeinen Mittelpunkt indischer Religion und Philosophie betrachten.

Was nun Yoga ist, sezt der Hr. Verf. S. 33 sowohl etymologisch als in dem weitern Sinne auseinander; auch in der indischen Bibliothek B. II. H. 2. S. 248. ff. finden sich interessante Erörterungen sowohl von Hr. v. H. als auch von Hrn. v. Schlegel über die Schwierigkeit der Uebersetzung eines solchen Worts. Yoga wird also (S. 33.) beschrieben als die beharrliche Richtung des Gemüths auf die *Gottheit*, die sich von allen andern Gegenständen, selbst von *dem innern Gedanken* zurückzieht, jede Bewegung und Körperverrichtung möglichst hemmt, sich allein und ausschliefsend in das Wesen der Gottheit versenkt, und sich mit demselben *zu verbinden strebt*. Hr. v. H. übersezt das Wort durch *Vertiefung*, in dem die *Insichgekehrtheit* das auffallendste Merkmal des im Yoga begriffenen Menschen bleibe und darin auch die eigne mystische Gemüthsstimmung eines solchen liege; obgleich jede Uebertragung eines aus ganz eigenthümlicher Ansicht entspringenden Ausdrucks einer Sprache durch ein einzelnes Wort einer andern mangelhaft bleibe. Leztere Bemerkung enthält wohl die Rechtfertigung des Hrn. v. Schlegel, der Yoga vornehmlich mit devotio übersezt, wie es auch Langlois und Wilkins mit devotion (ind. Bibl. a. a. O. S. 250.) geben; sonst gebraucht Hr. v. Schl. *applicatio*, *destinatio*, *exercitatio*, wo der Sinn etwa nicht so specifisch zu seyn scheint. Der Hr. v. H. macht daselbst jedoch den Uebelstand bemerklich, dafs dem Leser bei allen diesen verschiedenen Ausdrücken der ursprüngliche allgemeine Begriff dieses Worts fehle, durch den man erst die einzelnen Anwendungen, jede in ihrer Eigenthümlichkeit, wahrhaft fassen könne, in welche Bemerkungen Hr. v. Schl. mit seiner vollen Kenntnifs der Schwierigkeiten des Uebersetzens, und im tiefen Gefühle der Uebersetzer-Leiden einstimmt. Es widerstreitet gewifs geradezu der Natur der Sache die Forderung zu machen, dafs ein Ausdruck der Sprache eines Volkes, das gegen die unsere eine eigenthümliche Sinnesart und Bildung hat, wenn solcher Ausdruck nicht unmittelbar sinnliche Gegenstände, wie Sonne, Meer, Baum, Rose u. s. f., son-

Digitized by Google

dern einen geistigen Gehalt betrifft, mit einem Ausdruck unserer Sprache wieder gegeben werde, welcher jenem in seiner vollen Bestimmtheit entspreche. Ein Wort unserer Sprache gibt uns *unsere* bestimmte Vorstellung von solchem Gegenstande, und eben damit nicht die des andern Volkes, das nicht nur eine andere Sprache, sondern andere Vorstellungen hat. Indem der Geist das Gemeinsame aller Völker ist, und wenn die Bildung desselben zugleich vorausgesezt wird, so kann sich die Verschiedenheit nur um das Verhältniſs eines Inhalts nach seiner *Gattung* und deren Bestimmungen, die *Arten*, drehen. In einer Sprache sind für viele, gewiſs nicht für alle Bestimmtheiten etwa besondere Ausdrücke vorhanden, aber etwa nicht für das sie befassende allgemeine Subject, oder aber wohl für dieses, und zwar daſs der Ausdruck entweder nur auf das Allgemeine eingeschränkt, oder auch für den Sinn einer besondern Art geläufig ist; — so enthält die *Zeit* zwar sowohl die erfüllte als die leere und die rechte Zeit, darum muſs aber tempus doch oft durch: Umstände, die rechte Zeit, übersezt werden. Was wir in den Wörterbüchern als verschiedene *Bedeutungen* eines Wortes angeführt finden, sind meistentheils Bestimmtheiten einer und derselben Grundlage. Wenn auch, wie Hr. v. Schl. (ind. Bibl. 2. B. 2. H. S. 257) sagt, die Europäischen Völker in Absicht auf die Sprachen und auf Geschmack, gesellige und wissenschaftliche Bildung Eine groſse Familie ausmachen, so geht die Verschiedenheit ihrer Sprachen dennoch zu der angegebenen Abweichung fort, und macht an einem Uebersetzer die Eigenschaften nothwendig, welche allein der Schwierigkeit auf eine Weise abhelfen können, wie Hr. v. Schl. es in den mannichfaltigsten Proben geleistet, gebildeten Tact und geistreiches Talent.

Hr. v. H. bemerkt (ebendas. S. 250) gegen die Französische Uebersetzung des Ausdrucks Yoga mit devotion und die Lateinische mit devotio, daſs sie die Eigenthümlichkeit des Yoga nicht bezeichnen; in der That drücken sie nicht die allgemeine Bestimmung für sich, und sie nur in einer Modification aus, die nicht im Yoga enthalten ist. Der Deutsche Ausdruck *Vertiefung*, dessen sich der höchstverehrte Hr. Verf. bedient, zeigt sich sogleich als bedeutend und passend; er drückt die allgemeine Bestimmtheit aus, welche Yoga überhaupt bedeutet, und für die (S. 41) destinatio, applicatio paſst. Yoga aber hat insbesondere die eigenthümliche Bedeutung, welche für die Kenntniſs des Ausgezeichneten der Indischen Religionen das Interessante ist. Wilkins S. 140 seiner Uebersetzung in den Anmerk. sagt nach der Erwähnung der unmittelbaren und der allgemeinen Bedeutung von *junction* und *bodily or mental application*, daſs es in der Bhagavad-Gita *is generally used as a theological term, to expreſs the application of the mind in spiritual things, and the performance of religious ceremonies.* Diese specifische Bedeutung zeigt sich hiemit im Ausdrucke der allgemeinen Grundlage die überwiegende zu seyn. Unsere Sprache kann nicht wohl ein Wort besitzen, welches solcher Bestimmung entspräche, weil die Sache nicht in unserer Bildung und Religion liegt. Der passende Ausdruck *Vertiefung* geht darum gleichfalls nicht soweit; Yoga in jener Eigenthümlichkeit ist weder Vertiefung in einen Gegenstand überhaupt, wie man sich in die Anschauung eines Gemähldes, oder einen wissenschaftlichen Gegenstand vertieft, noch die Vertiefung in sich selbst, d. i. in seinen concreten Geist, in die Empfindungen oder Wünsche desselben u. s. f. Yoga ist vielmehr eine Vertiefung *ohne allen Inhalt*, ein Aufgeben jeder Aufmerksamkeit auf äuſsere Gegenstände, der Geschäftigkeit der Sinne ebensosehr als das Schweigen jeder innern Empfindung der Regung eines Wunsches oder der Hoffnung oder Furcht, die Stille aller Neigungen und Leidenschaften wie die Abwesenheit aller Bilder, Vorstellungen und aller bestimmten Gedanken. Insofern diese Erhebung nur als ein momentaner Zustand betrachtet wird, würden wir ihn *Andacht* nennen können; allein unsere Andacht kommt aus einem concreten Geiste und ist an einen inhaltsvollen Gott gerichtet; ist inhaltsvolles *Gebet*, eine erfüllte *Bewegung* des religiösen Gemüths. Die Yoga *) könnte man darum nur *abstracte Andacht* nennen, weil sie sich nur in die vollkommene Inhaltslosigkeit des Subjects und des Gegenstandes, und damit gegen die Bewuſstlosigkeit hinsteigert.

Um zum Bestimmten überzugehen, so ist sogleich zu bemerken, daſs diese Abstraction nicht als eine vorübergehende Spannung verstanden wird, sondern sie wird als habituelle Stimmung und Charakter des Geistes wie die Andacht zur Frömmigkeit überhaupt werden soll, gefodert. Der Weg zu diesem constanten Versenktseyn des

*) Es mag erlaubt seyn, *die* Yoga zu sagen im Sinne des *Deutschen* femininen Artikels, mit dem Qualitäten meist bezeichnet zu werden pflegen.

Digitized by Google

Geistes hat verschiedene Stufen und damit verschiedene Werthe. Aus tausenden von Sterblichen strebt kaum einer nach Vollendung, und von den Strebenden und Vollendeten ist es kaum einer, der mich vollkommen kennt, sagt Krishna Bhag. VII. 3. Die untergeordneten Vollendungen (denn so mufs man nach dem eben angeführten Ausspruch reden) zu bezeichnen und ihren Werth unter den der höchsten Vollendung zu setzen, macht einen Hauptinhalt der Bhagarad-Gita aus. Der Vortrag fällt jedoch vornehmlich immer in die Wiederholung des allgemeinen Gebots, sich in Krishna zu versenken, zurück; die Mühe, die Hr. v. H. übernommen das Verwandte, im Gedicht so sehr Zerstreute, zusammen zu stellen, erleichtert es, diesen Unterschieden nachgehen zu können.

Dafs die Richtung des Geistes auf Krishna den Charakter durchdrungen habe, wird sogleich zu der Gleichgültigkeit gegen die *Früchte* der Handlungen gefodert, von welcher im ersten Artikel gesprochen worden, und die in den ersten Lectionen des Gedichts vornehmlich eingeschärft wird; s. Hr. v. H. S. 5 ff. Diese Verzichtleistung auf den Erfolg ist nicht ein Enthalten vom Handeln selbst, sezt dasselbe vielmehr voraus. Jene Verzichtleistung wird aber XII. 11. als die niedrigste Stufe der Vollendung ausgesprochen. Wenn du, sagt Krishna daselbst, nicht einmal das Vorhergehende (was diefs sei, davon sogleich) zu erreichen vermagst, so thu, mich vor Augen habend, in Bescheidenheit auf die Früchte der Handlungen Verzicht.

Wenn diefs Absehen von dem Erfolg der Handlungen einerseits ein Element sittlicher Gesinnung ist, so ist es in dieser Allgemeinheit zugleich unbestimmt und darum formeller und selbst zweideutiger Natur. Denn Handeln heifst nichts anderes als irgend einen Zweck zu Stande bringen; damit Etwas *heraus*, damit es zu einem Erfolg komme, wird gehandelt. Die Verwirklichung des Zwecks ist ein Gelingen; dafs die Handlung Erfolg hat, ist eine Befriedigung, eine von der vollführten Handlung untrennbare Frucht. Zwischen das Handelnde und das Erreichen des Zwecks kann sich Trennendes einschieben und das Handeln aus Pflicht wird in vielen Fällen zum Voraus sogar wissen, dafs es keinen äufserlichen Erfolg haben kann, aber die Pflicht ist etwas anderes als jene blofs negative Gleichgültigkeit gegen den Erfolg. Je sinnloser und stumpfer ein *opus operatum* vollbracht wird, eine desto gröfsere Gleichgültigkeit gegen einen Erfolg ist darin vorhanden.

Die nächst höhere Stufe, wodurch Vollendung (*consummatio*) erreicht werde, wird XII. sl. 10 angegeben als eine Vertiefung in die *Werke des Krishna* und ein Vollbringen von *Werken um seinetwillen* (*mei gratia*). Die Stelle, welche die leztere Bestimmung enthält, erklärt Hr. v. H. (ind. Bibl. a. a. O. S. 251) unter den schwierigen sl. 9—12 für die, die ihn vorzüglich zweifelhaft lasse. *Wilkins: 'follow me in my works supreme; for by performing works forme, thou shalt attain perfection.* Hr. v. H. interpretirt im ersten Satze nicht Vertiefung in die Werke des Krishnas, sondern das um Krishnas willen in alleiniger Richtung auf ihn zu übende Handeln. *Mea opera qui perficit* gibt einen Sinn, der allerdings zunächst nicht einleuchtet, und Hr. v. H. erinnert, dafs diese Uebersezung den Sterblichen etwas Unmögliches aufzuerlegen scheint. Aufserdem dafs überhaupt alle unsere Vorstellungen von Unmöglichkeiten an der Indischen Vorstellungswelt scheitern, als in welcher das *faire l'impossible* ganz zu Hause ist, so erhalten wohl jene Werke des Krishnas durch das Folgende ihre nähere Erläuterung. Die Frage ist, was es für Handlungen sind, die der Andächtige zu vollbringen habe? In III. 26. wird, wie überhaupt alle die wenigen Gedanken dieses Gedichts auf die tädiöseste Weise wiederholt werden, dasselbe gesagt, der Weise solle mit andächtigem Sinne alle Handlungen verrichten, und dann heifst es weiter sl. 27, dafs die Handlungen durch die *Qualitäten* der Natur bestimmt sind, es sind diefs die drei bekannten Kategorien der Indier, nach welchen sie sich alles systematisiren. In XVIII. 40 ff. ist es weiter ausgeführt, dafs die eigenthümlichen Geschäfte der *Kasten* nach diesen Qualitäten vertheilt sind. Auch in dieser Stelle, wo von dem specifischen Unterschiede der Kasten ausdrücklich gesprochen ist, übersezt Hr. v. Schlegel, wie im 1sten Art. bemerkt wurde, die erste zwar mit Brachmani, aber die drei folgenden mit *milites*, *opifices* und *servi*; die jedesmalige Wiederholung bei der Angabe der eigenthümlichen Eigenschaften jeder Kaste, diefs seien die ihnen durch die *Natur* bestimmten Geschäfte (*Wilkens: natural duty*), lautet: *munera, ex ipsorum indole nata. Indoles* ist wohl Naturbestimmtheit, als Naturanlage, Naturell; aber dafs es ganz nur

Digitized by Google

der physische Umstand der Geburt ist, wodurch jedem Menschen sein Geschäft bestimmt ist, diefs wird durch diesen Ausdruck eher verdunkelt, so sehr dafs man nach dem Sinne der Europäischen Freiheit leicht das Gegentheil verstehen könnte, nämlich, dafs von dem Naturell, der geistigen Naturanlage, Talent, Genie, abhängig gemacht werde, zu welchem Geschäfte, d. i. zu welchem Stande jedes Individuum sich selbst bestimme. Es ist eher für wichtig anzusehen, es bemerklich zu machen, dafs auch in diesem Gedichte, welches diefs grofse Ansehen Indischer Weisheit und Moral geniefst, die bekannten Kastenuntersehiede, ohne die Spur einer Erhebung zur moralischen Freiheit zu Grunde liegen. Den ersten Anschein, reine sittliche Principien zu enthalten, geben demselben die theils schon angeführten, theils gleich näher zu erörternden Grundsätze der negativen Gesinnung zunächst gegen die Früchte des Handelns. Grundsätze, die im Allgemeinen sich ganz gut ausnehmen, sind um ihrer Allgemeinheit selbst willen zugleich schwankend, und erhalten den inhaltsvollen Sinn und Werth erst durch die concreten Bestimmungen. Der Sinn und Werth Indischer Religiosität und der damit zusammenhängenden Pflichtenlehre bestimmt und versteht sich aber nur aus dem Gesetz der Kaste, — dieser Institution, welche Sittlichkeit und wahre Bildung ewig unter den Indiern unmöglich gemacht hat und macht.

Die Aufforderung an den Arjunas die Schlacht zu liefern, ist die Aufforderung, weil er zur Kshitri-Kaste gehört, das naturbestimmte Geschäft zu verrichten, *opus tibi demandatum*, *III.* 19. Ebendas. sl. 29 ist eingeschärft, dafs der Wissende (*universitatis gnarus*, vergl. Ind. Bibl. II. 3. S. 350.) die Unwissenden in diesem Thun ihrer Kastenpflichten nicht wankend machen solle; — was einerseits einen guten Sinn, andererseits eben die Verewigung der Naturbestimmtheit enthält. Es ist besser, heifst es XVIII. 47, seine Kastenpflicht mit *ermangelnden Kräften* zu vollbringen; wenn sie auch (hier heifst sie *connatum opus*) mit *Schuld* vergesellschaftet ist, soll sie keiner verlassen. Was daselbst ferner gesagt ist, dafs wer zufrieden mit seinem Geschäfte ist, die Vollendung erreicht, wenn er ohne Ehrsucht und Begierden es vollbringt, enthält, dafs, wie wir uns etwa ausdrücken könnten, nicht die *äufserlichen* Werke als solche (das *opus operatum*) zur Seligkeit verhelfen. Aber diese Aussprüche haben nicht den christlichen Sinn, dafs in jedem Stande, wer Gott fürchtet und Recht thut, ihm angenehm ist; denn dort gibt es keinen affirmativen Zusammenhang zwischen einem geistigen Gott und den Pflichten, und somit kein innerliches Recht und Gewissen; denn der *Inhalt* der Pflichten ist nicht geistig, sondern natürlich bestimmt. Die Ausdrücke *Handlungen*, *Character*, die wir oben gebrauchten, zeigen sich dadurch unpassend, hier angewendet zu werden, denn sie schliefsen moralische Imputabilität und subjective Eigenthümlichkeit in sich. — Krishnas sagt von sich III. sl. 22: Ich habe zwar in der Welt nichts zu verrichten noch zu erlangen, was ich noch nicht erlangt hätte; doch verbleibe ich im Wirken (*versor tamen in opere*); wenn ich je nicht fortdauernd in Wirksamkeit wäre, so würden die Menschen ins Verderben stürzen (*Wilkins: this world would fail in their duty*), ich würde der Urheber von was? — von *der Vermischnng der Kasten* seyn, und diefs Geschlecht verschlechtert werden (*W. I should drive the people from the right way*). Die allgemeinen Ausdrücke, Pflicht, rechter Weg der Engländer verbessert *opus in moral actions* oder *pessum ire*, *exitium*, wie das *opus*, das Krischna immer vollbringt, hören nur dadurch auf, leere Declamationen zu seyn, dafs es zu einem bestimmten Inhalt und Bedeutung kommt. Dieser ist in der *Vermischung der Kasten* angegeben: *Wilkins: I should be cause of spurious births;* Hr. v. Schl. nur *colluvies*, — ein für sich nicht genug bestimmtes Wort; genauer heifst es (in der im ersten Art. angeführten Stelle) *colluvies ordinum*, das specifische *varna-sarka*, das wohl auch hier im Original steht. Statt des Werkes der Weisheit, der Güte und Gerechtigkeit, welches in einer höhern Religion als das Werk der göttlichen Weltregierung gewufst wird, ist das Werk, welches Krishna immer vollbringt, die Erhaltung der Kastenunterschiede. Zu den Werken, die dem Menschen auferlegt sind, gehören wesentlich die *Opfer* und die gottesdienstlichen Handlungen überhaupt — ein Boden, der zunächst etwa eine Region zu seyn scheinen könnte, worin jene Natur-Unterschiede, wie bei uns der Unterschied der Stände, der Bildung, des Talents u. s. f. verschwänden und der Mensch als Mensch sich gleich zu Gott verhielte. Diefs ist aber nicht der Fall; die religiösen Verrichtungen, wie das, was sonst auch im täglichen Leben bei den gleichgültigsten oder äufserlichsten Handlungen zu beobachten ist, sind nach der Kaste bestimmt;

Digitized by Google

es versteht sich von selbst, dafs die Brahminenkaste auch darin ausgezeichnet ist, an tausend und aber tausend abgeschmackte Bestimmungen eines geistlosen Aberglaubens gebunden zu seyn. — Es hängt mit dem Gesagten zusammen, was Wilford (As. Res. XI. p. 122) von der Beziehung der Indischen Religion auf die Europäer und Nichtindier bemerkt. Die Indier lassen keine Proselyten zu, in dem Sinne, dafs wir alle zu ihr gehören, aber in der niedrigsten Classe; aus solcher können die Mitglieder dieser Kirche nicht in eine höhere übergehen, aufser sie sterben vorher, und dann, wenn sie es verdienen, mögen sie in Indien in einer der vier Kasten geboren werden. In dem Kreislaufe (*orbis, W. wheel*) von Opfer und Gottesdienst überhaupt, Mensch, Gott oder Brahm und Götter, der 41 sl. 14 ff. angegeben ist, ist das wichtigste Moment, dafs das, was wir als subjective Gesinnung und Thun des Darbringenden ansehen würden, Brahm selbst ist; doch hierauf werde ich bei dem Begriffe von Brahm zurückkommen. Ueber den beiden Vollendungen der Gleichgültigkeit gegen die Früchte, und der Richtung des Innern auf Krishnas in Verknüpfung mit den Werken, ist die höhere Stufe angegeben, welche die Werke oder Handlungen, das Gottesdienstliche, wie das Thun jeder Art, verläfst. Sie lautet XII. sl. 9. nach Hrn. v. Schlegels Uebersetzung als *assiduitatis devotio;* ein Ausdruck, der, wie Hr. v. H. Ind. Bibl. a. a. O. S. 251. bemerkt, allerdings dunkel ist. Derselbe führt (ebend. S. 252) an, dafs der Ausdruck des Originals (wie es scheint, *abhyasah*) von dem Uebersetzer an einer andern Stelle VIII. 89 ganz ausgelassen sei, wo doch in den vor- und nachfolgenden Sloken verschiedene Zustände beschrieben seien. Vielleicht hat Hr. v. Schl. dort in *ad devotionem exercendam* die Assiduität andeuten wollen; aber in der That, erst indem man sieht, dafs auf diese Assiduität ein Accent zu legen sei, wird es deutlich, dafs in L. VIII. 8 — 10 gleichfalls die Stufenfolge der Vollendungen und zwar dieselbe wie L. XII. 9 — 12 bezeichnet ist. Wilkins hat das ebenfalls unbestimmtere Wort *practice* und *constant practice.*

Worin diese Assiduität besteht, läfst sich zunächst aus der vorhergehenden Stufe schliefsen, und aus der nachfolgenden. Von jener kann die Richtung auf Krishnas, die Andacht, nicht wegfallen, sondern nur die Werke; die folgende, höchste Stufe ist, das vollbrachte der Werke und des Strebens entledigte Einsseyn und Wohnen mit Gott. Die dazwischenliegende ist sonach constante Devotion; wir können den Ausdruck *devotio assiduitatis* umkehren und sie die Assiduität der Devotion nennen. Ihre weitere Bestimmung geben theils Beschreibungen auch der Bhagavad-Gita selbst, theils aber ist es die Stufe, welche für sich nothwendig das Auffallendste für alle gewesen ist, welche von Indischem berichtet haben. Zunächst bemerke ich in Beziehung auf das Vorhergehende, dafs sie, da in ihr das *rein negative* Verhalten des Geistes hervorzutreten anfängt, welches die specifische Bestimmheit Indischer Religiosität ausmacht, im Widerspruche mit dem *Handeln* steht, zu welchem Krishnas früher den Arjunas aufgefordert hat. Es macht eine der tädiosen Seiten des Gedichtes aus, diesen Widerspruch der Aufforderung zum Handeln und der Aufforderung zu der handlungslosen, ja ganz bewegungslosen, alleinigen Versenkung in Krishnas, immerfort hervorkommen zu sehen, und keine Auflösung dieses Widerspruchs zu finden. Unmöglich aber ist diese Auflösung, weil das Höchste des Indischen Bewufstseyns das abstracte Wesen, Brahm, in ihm selbst ohne Bestimmung ist, welche daher nur aufser der Einheit, und nur äufserliche, natürliche Bestimmung seyn kann. In diesem Zerfallen des Allgemeinen und des concreten sind beide geistlos, jenes die leere Einheit, dieses die unfreie Mannichfaltigkeit; der Mensch an diese verfallen ist nur an ein Naturgesetz des Lebens gebunden, zu jenem Extrem sich erhebend, ist er auf der Flucht und in der Negation aller concreten, geistigen Lebendigkeit. Die Vereinigung dieser Extrême, wie sie in der vorhergehenden Stufe der Indischen Vollendung erscheint, kann darum auch nur die Gleichgültigkeit in den Werken der Naturgesetzlichkeit gegen diese Werke selbst, keine erfüllte, versöhnende geistige Mitte seyn. Ueber die nähere Art und Weise der Uebung der Assiduität kann kein Zweifel seyn. Sie ist die bekannte indische Ausübung gewaltsamer Zurückziehung und das Aushalten in der Einförmigkeit eines that- und gedankenlosen Zustandes. Es ist die Strengigkeit, in leerer Sinnlosigkeit sich zu erhalten, nicht die Strengigkeit der Büfsungen des Fastens, Geifselns, Kreuztragens, stupiden Gehorchens in Handlungen und äufserlichem Thun u. s. f. als womit wenigstens noch immer eine Mannigfaltigkeit von körperlicher Bewegung, wie von Empfindungen, Vorstellungen und geistigen Erregungen verbunden ist. Auch werden jene Uebungen nicht zur Bufse auferlegt, son-

Digitized by Google

dern direct allein um die Vollendung zu erreichen; der Ausdruck *Büſsungen* für jene Uebungen gebraucht, bringt eine Bestimmung herein, die nicht in ihnen liegt, und daher an ihrem Sinne ändert. Die, welche sich ihnen unterziehen, sind gewöhnlich unter den Yogi verstanden. Von ihnen ist auch zu den Griechen Kunde gekommen; es fällt das hieher, was sie von den Gymnosophisten berichten.

Dem, was hier *assiduitatis devotio* heiſst, entspricht das, was Colebrooke aus *Patanjali's Yoga sastra* (3tes Kap.) anführt, daſs es die dem höchsten, der Erreichung der Seligkeit, vorhergehende Stufe sei. Er sagt dieses Kapitel enthalte fast ausschlieſsend Anleitungen zu körperlichen und innern Uebungen, die aus einer intensiv-tiefern Meditation bestehen, verbunden mit Zurückhaltung des Athems und Unthätigkeit der Sinne, und dabei einer stäten Haltung in vorgeschriebenen Stellungen. Hr. v. H. nimmt S. 34 Bezug auf diese Stelle, und schlieſst aus dem Ausdrucke der *meditation on special topics*, worüber oben schon eine Bemerkung gemacht worden, daſs es scheine, das stiere Nachdenken des Yogi habe auch auf andere Gegenstände als die Gottheit gerichtet seyn können. Colebrooke's Anführung ist sehr unbestimmt; Nachdenken über bestimmte Gegenstände und damit eine Erkenntniſs von und in Gedanken ist vielmehr das der Sanc'hya-Lehre eigenthümliche. Wenn auch der Meditation dessen, der der Patanjali-Lehre als einem philosophischen System anhing, eine, obwohl selbst nur geringe Ausdehnung zuzuschreiben wäre, so fällt eine solche doch in der allgemeinen Indischen Yoga ganz hinweg. Alle Beschreibungen und Vorschriften schildern sie als eine Uebung oder Anstrengung zur äuſsern und innern Lebenslosigkeit. Zu oft ist in der Bhagavad-Gita, *nichts zu denken* als Erforderniſs ausgesprochen, wie in der Stelle VI. 19 — 27, von der ich einen Theil in Hrn. v. H. Uebersetzung hersetze, um auch von dieser ein Beispiel zu geben; das beibehaltene Sylbenmaaſs des Originals, das wohl Schwierigkeiten genug gemacht haben mag, zeigt sich hier besonders passend, indem sein hemmender Gang den Leser nöthigt, sich in den von der Vertiefung handelnden Inhalt zu vertiefen; es heiſst:

In der Vertiefung der Mensch muſs so vertiefen, *sinnent*-
fremdet sich,
tilgend jeder *Begier* Streben, von Eigenwillens Sucht erzeugt,
der *Sinne* Inbegriff bändigend mit dem Gemüthe ganz und gar.
So strebend, nach und nach *ruh' er*, im Geist gewinnend
Stätigkeit,
auf sich selbst das Gemüth heftend, und *irgend etwas den-*
kend nicht;
(*Schl. nihilum quidem cogitet.*)
wohin, wohin herumirret das *unstät* leicht Bewegliche,
von da, von da zurückführ' er es *in des innern Selbsts Gewalt.*

Weitere Vorschriften und Züge, die im Gedichte von den Uebungen der Yogi angegeben sind, stellt Hr. v. H. S. 35 zusammen; ein solcher soll in einer menschenleeren, reinen Gegend einen auf einem nicht zu hohen und nicht zu niedrigen, mit Thierfellen und Cupagras (mit dem die Brahminen immer zu thun haben, *poa cynosurides* nach Hrn. v. H. aus Wilson) bedeckten Sitz haben, Hals und Nacken unbewegt, den Körper im Gleichgewicht halten, den Odem hoch in das Haupt zurückziehen und gleichmäſsig durch die Naselöcher aus- und einhauchen, nirgends umherblickend, seine Augen gegen die Mitte der Augenbraunen und die Spitze der Nase richten, und die berühmte Sylbe *Om!* aussprechen. Hr. v. H. führt S. 36 den von Warren Hastings in dem convulsivischen Beten eines Rosenkranzes (denn auch die Indier bedienen sich seit alten Zeiten eines solchen) gesehenen Yogi, ingleichen die Aeuſserung Hastings an, daſs man wohl schlieſsen könnte, da seit vielen Menschenaltern Männer in der täglichen und ein ganzes Leben hindurch fortgesezten Gewohnheit abstracter Contemplation leben, und indem jeder einen Beitrag von Erkenntniſs zu dem Schatze, den seine Vorgänger erworben, hinzufügen, daſs diese collectiven Studien sie zur Entdeckung neuer Richtungen und Combinationen des Bewuſstseyns (*new tracks and combinations of sentiment*) geführt haben, die von den Lehren anderer Nationen ganz abweichen, und da sie aus einer so von aller Beimischung des Zufälligen befreiten Quelle herkommen, von gleicher Wahrheit als unsre abstracte Lehren (*the most simple of our own*, gleich nachher *the most abstruse of ours*) seyn möchten. Hr. v. H. gibt mit Recht nicht viel auf diese Vorstellung, und stellt solche Ueberspannungen auf gleiche Linie mit dem schwärmerischen Mysticismus anderer Völker und Religionen. Man sieht in der That, daſs der General-Gouverneur zwar damit bekannt war, daſs die Erkenntniſs nur durch Abstraction vom Sinnlichen und durch Nachdenken gewonnen wird, aber er unterschei-

Digitized by Google

det hievon nicht die stiere Indische Beschauung, in der der Gedanke so bewegungslos und unthätig bleibt, als die Sinne und Empfindungen zur Unthätigkeit gezwungen werden sollen. Auch möchte ich, wenigstens nach dieser Seite, nicht die Yoga mit dem Mysticismus anderer Völker und Religionen vergleichen, denn dieser ist reich an geistigen Productionen, und oft höchst reinen, erhabenen und schönen, gewesen, denn er ist in der äufserlichstillen Seele zugleich ein Ergehen derselben in sich und ein Entwickeln des reichen Gegenstandes, zu dem sie sich verhält, und ihrer Beziehungen auf denselben. Das Indische Vereinsamen der Seele in die Leerheit ist vielmehr eine Verstumpfung, die vielleicht selbst den Namen Mysticismus gar nicht verdient, und die auf keine Entdeckung von Wahrheiten führen kann, weil sie ohne Inhalt ist.

Ausführlicheres über die Uebungen der Yogi's aufser jenem Stillsitzen oder Stehen, das viele Jahre, oft lebenslänglich fortgesezt wird, ersehen wir aus andern Beschreibungen, wovon ich das Merkwürdigste anführen will. Capitain Turner, der die Reise nach Kleintibet zum dortigen Dalai-Lama gemacht hat, erzählt von einem Yogi, den er auf seiner Reise traf, welcher sich auferlegt hatte, 12 Jahre lang auf den Beinen zu bleiben, und sich während dieser Zeit nie auf den Boden niederzusetzen oder zu liegen, um zu schlafen. Um sich daran zu gewöhnen, hatte er sich anfangs an Bäume, Pfosten u. s. f. festgebunden; bald war es ihm zur Gewohnheit geworden, dafs es nichts Peinliches mehr für ihn hatte, stehend zu schlafen. Als Turner ihn sprach, kam er von einer Reise zurück, deren vorgeschriebene zwölf Jahre sich ihrem Ende nahten, und die er durch einen Theil des Asiatischen Rufslands, die grofse Tartarei und China gemacht hatte; und zwar befand er sich jezt im zweiten Stadium seiner Uebungen. Die Strengigkeit, die er während dieser zweiten zwölf Jahre übte, war, die Arme ausgestreckt mit gefalteten Händen über dem Kopfe zu halten, gleichfalls ohne an einem festen Aufenthaltsort zu bleiben. Er war zu Pferd, zwei Begleiter pflegten seiner, und halfen ihm auf und vom Pferde. Die Arme waren ganz weifs und hart, doch sagte der Yogi, dafs sie Mittel haben, sie wieder geschmeidig und empfindlich zu machen. Es standen ihm noch die weitern vorgeschriebenen Uebungen bevor, um die Vollendung zu erlangen. Sie sind, in der heifsen Jahrszeit mit aufgehobenen Händen zwischen fünf Feuern $3\frac{3}{4}$ Stunden lang zu sitzen, vieren in seiner Nähe angezündeten nach den vier Himmelsgegenden, dem fünften der Sonne über dem blofsen Haupte mit unverwandtem Blicke in dieselbe; ferner ebenfalls $3\frac{3}{4}$ Stunden über einem Feuer hin- und hergeschwungen zu werden, und zulezt $3\frac{3}{4}$ Stunden lebendig begraben zu seyn, stehend mit etlichen Fufs Erde über dem Kopfe. Wenn der Yogi alles diefs ausgehalten, so ist er ein Vollendeter. Voriges Jahr unterzog sich, wie man in Englischen Berichten las, ein Indier, der die frühern Strengigkeiten durchgemacht hatte, nun der des Schwingens über dem Feuer; er war an einem Beine angebunden, der Strick an einem hohen Balken befestigt; der Kopf hing unterwärts über dem Feuer, so dafs die Flamme die Haarspitzen erreichte; nach einer halben Stunde sah man aus Mund und Nase des hin- und hergeschwungenen Patienten das Blut in Strömen brechen, worauf er abgenommen wurde und entseelt war.

Im Ramayana I. Bd. Sect. 32 kommen in der Episode, die sich auf die Geburt der Ganga bezieht, (s. Ind. Bibl. 1 Bd. 1 Abth.) auch Strengigkeiten vor, die ein Nachkomme des Sugura, Königs von Uyodha übt. Die eine Gemahlin dieses Königs hatte einen *Kürbis* mit 60000 *Söhnen* geboren; sie wurden erschlagen, sollten aber in den Himmel aufgenommen werden, wenn Ganga sie bespühle. Diefs bewirkte der König durch die Strengigkeiten. Aufser dem Sitzen zwischen den fünf Feuern in der heifsen Jahrszeit lag er in der kalten im Wasser, stand er in der regnigten ausgesezt den herabstürzenden Wolken, lebend von gefallenem Laub, seine Gedanken in sich zurückgezogen. Vieles, was in Europa von abergläubischen Bufsübungen erfunden worden, kommt in Indien auf dieselbe oder ähnliche Weise vor, wie das Vorhinerwähnte nach einem Rosenkranze wiederholte Aussprechen von Worten, das Pilgern, wobei nach einer Anzahl vorwärtsgemachter Schritte eine Anzahl zurückgemacht wird, oder so, dafs der ganze Körper sich auf die Erde legt, und sich auf dem Bauche nach einer entfernten Pagode fortschiebt, auch mit Unterbrechung des Fortschreitens durch rückwärtige Bewegung, wozu mehrere Jahre angewendet werden müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 183. u. 184.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1827.

Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Mahabarata. Von W. v. Humboldt.

(Fortsetzung.)

Die *negative* Natur dessen, was das Höchste in der Indischen Religiosität ist, begnügt sich auch mit ganz abstractem Entäufsern, ohne jenen Zustand der Innerlichkeit; — dem unmittelbaren Tödten. So lassen sich Viele von den Rädern des Wagens des Götzen zu Jaghernaut, der fünfhundert Menschen braucht, um in Bewegung gesezt zu werden, wenn er am grofsen Feste um die Pagode herumgeführt wird, zermalmen *), Viele, insbesondere Weiber, zehn, zwanzig miteinander, sich an den Händen haltend, stürzen sich in den Ganges, oder auch, nachdem sie den Himmalaya erklommen, in den Schnee und die Felsenklüfte der Gangesquellen, verbrennen sich nach dem Tode des Mannes *oder eines Kindes* **) u. s. f.

Was nun der Yogi durch die Devotion der Assiduität zunächst erreicht, ist das Wunderbare einer *überschwänglichen Macht* (*transcendent power*). Hr. v. H. kommt S. 41 auf diese Zaubermacht zu sprechen, aber bemerkt (S. 42) von der Bhagvad-Gita, dafs in dem auch in dieser Rücksicht reinern Gedicht, abergläubische Spielereien dieser Art nicht vorkommen, und der Ausdruck *vibhuti*, der jene Macht bedeutet, nicht von Sterblichen gebraucht, sondern dieser Macht nur gedacht werde als von der *Gottwerdung* die Rede ist, und insofern sie sich in Besiegung des Zweifels und der Sinne auf das eigene Gemüth verbreite. Vibhuti ist (Ind. Bibl. 3. 11. H. 3. S. 253) als in X, 7 vorkommend bemerkt, wo Krishnas es von sich selbst sagt: Hr. v. Schlegel übersezt es daselbst mit *majestas*, was Hr. v. H. nicht billigt, da es zu wenig oder gar nicht an die Eigenthümlichkeit der Bedeutung erinnert. (Vergl. des jungen Gelehrten Hrn. Dr. Rose: *Radices Sanscritae. Berol.* 1827. *p.* 122, welche Stelle mir für die Erläuterung der Vibhuti mein Hr. College Bopp nachweist.) — Ueber die andere Bemerkung des höchstverehrten Hrn. Verf. erlaube ich mir zu erinnern, dafs die Yoga das Specifische dessen, was wir uns unter Sterblichen vorstellen, aufhebt, und wenn jene Macht von Gottgewordenen und von Krishnas ausgesagt wird, darin zugleich liegt, dafs sie von Sterblichen, welche vollendete Yogi sind, erlangt werden könne. Dafür, dafs aber in dem Gedichte nicht die näheren Züge dieser Macht vorkommen, läfst sich der Grund angeben, dafs wenn bereits die Verlegung dieser Unterredung, welche das Gedicht ist, in dem Moment, wo Arjunas eine Schlacht beginnen soll, auffallend genug ist, es zur förmlichen Ungeschicklichkeit geworden wäre, wenn Krishnas bei seinen Versicherungen, dafs der Yogi identisch mit ihm werden, und nachdem er dem vertieften Arjunas Lect. XI sein ganzes Wesen anzuschauen gegeben hatte, demselben auch die näheren Züge jener Macht auseinander gesezt hätte. Es hätte zu nahe gelegen, dafs Arjunas von Krishnas die Verleihung jener Macht erwartet hätte, mit der er ohne Kampf in einem Nu die feindliche Armee ver-

*) Doch soll in den lezten Jahren an dem Feste, bei dem sich früher Millionen eingefunden hatten, nicht so viele Fromme anwesend gewesen seyn, um den Wagen in Bewegung setzen zu können. — Der kahle Meeresstrand, auf dem der Tempel liegt, ist auf viele Meilen weit, mit Skeletten von Pilgern bedeckt, die der Reise und ihren Uebungen unterlegen sind.

**) Zwei Englische Officiere, die voriges Jahr bei der Verbrennung einer Frau, von geringem Stande, die ihr todtes Kind auf den Armen trug, anwesend waren, wandten sich, nachdem sie vergeblich ihre Vorstellungen an die Frau gerichtet hatten, an den Mann, der ihnen aber erwiederte, dafs er diese Frau entbehren könne; da er deren noch drei zu Hause habe, und dafs ihm und seiner Familie (ohne Zweifel auch seinen Voreltern) aus dieser Verbrennung grofse Ehre erwachse.

Digitized by Google

nichten konnte; Arjunas müfste nach der erwähnten Gnade, der Anschauung Krishnas gewürdigt worden zu seyn, vollgültige Ansprüche auf diese Macht zu haben scheinen, die Position hätte sich noch schiefer gestellt, als sie bereits ist.

Yogi und Zauberer sind, sagt Hr. v. H. S. 41, ferner, mit Anführung Colebrookes, bei dem *Volkshaufen* in Indien gleichbedeutende Begriffe. Man könnte diesen Ausdruck etwa so mifsverstehen, den Glauben an jene Macht nur dem gemeinen Volke zuzuschreiben; Colebrooke führt jedoch daselbst an, dafs eben so sehr die Pantanjali's Yoga-Lehre die Behauptung, dafs der Mensch in diesem Leben solche transcendente Macht zu erreichen fähig sei, als die Sanc'hya-Lehre sie enthalte; leztere ist, wie schon bemerkt worden, die ins Specielle ausgebildete Logik und Metaphysik, und beide Lehren oder Philosophien sind überhaupt ein höheres Studium, das über das gemeine Volk hinausgeht oder darüber erhebt; Colebrooke auch fügt hinzu, dafs die Lehre allgemein, wie sich in dem Folgenden näher zeigen wird, unter den Indiern herrschend sei. Es ist merkwürdig, die besonderen Züge der Macht zu sehen, die der jener Vertiefung Ergebene erwerben soll. Im 3ten, dem von *vibhuti* handelnden Kapitel der Lehre Pantanjali's heifst es, nach dem Auszuge Colebrooke's, dafs der Adept die Kenntnifs aller Dinge der vergangenen und der zukünftigen, der entfernten und verborgenen erlange; er erräth die Gedanken der Andern, gewinnt die Stärke des Elephanten, den Muth eines Löwen und die Schnelligkeit des Windes; fliegt in der Luft, schwimmt im Wasser, taucht in die Erde, sieht alle Welten in Einem Blick (diefs, was höher als das Vorhergehende, oder ungetrennt davon ist, hat Arjunas erreicht) und vollbringt andere aufserordentliche Thaten. Hinter dieser Beschreibung bleibt die Sanc'hya-Lehre nicht zurück; Colebrooke gibt folgenden Auszug: diese Macht ist achtfach, und besteht in der Fähigkeit, sich in eine kleine Gestalt zusammenzuziehen, welcher Alles durchgängig ist, oder sich zu einer gigantischen Gestalt auszudehnen, sich leicht zu machen (wie längst eines Sonnenstrahls in die Sonne emporzusteigen), unbeschränkten Bereich der Sinne zu besitzen (wie mit der Fingerspitze den Mond zu berühren), unwiderstehlicher Wille (wie in die Erde so leicht als in das Wasser zu sinken), Herrschaft über alle belebten oder unbelebten Dinge; das Vermögen, den Lauf der Natur zu ändern, das Vermögen, Alles, was man wünscht, zu erreichen.

Höher zeigt sich noch die Kraft der Vertiefung, wenn sie in den Kosmo- und Theogenien, wie in der, mit welcher *Menus* Gesetzbuch sich eröffnet, als die Macht angegeben wird, welche die Welt erschaffen hat. Nachdem das Ewige zuerst durch *sein Denken* das Wasser geschaffen, und in dasselbe den Samen, der zum Ei wurde, gelegt hatte, war *Er selbst*, Brahm, ebenso durch seinen *Gedanken* geboren; er theilte dann seine Substanz in Männliches und Weibliches, und Menu sagt von sich, dafs er die Person, der Bildner aller dieser sichtbaren Welt ist, welche aus der männlichen Kraft, *virai*, nachdem sie *strenge Andachtsübung* (*austere devotion*) vollbracht, erzeugt worden. — Auch Shiwa im Ramayuna I. Bd. Sect. macht einen Cursus heiliger Strengigkeiten, auf der Nordseite des schneeigen Himuvut, mit seiner Gemahlin Ooma, welche, nachdem sie von Indra und den andern Göttern um die Empfängnifs eins Sohns gebracht worden war, über alle Götter den Fluch ausgesprochen, und in tiefen Ingrimm und Schmerz sich versenkte. In der vorhergenden Erzählung von der Hochzeit Shiwas mit Ooma und den hundert Jahren, die er in der Umarmung derselben zubringt, und während deren er sein nach Aufsen gehendes Geschäft der Zerstörung unterlassen, werden gleichfalls die Ausdrücke *engaged with the goddefs in mortification* (nach der Engl. Uebers.) gebraucht. Was die Frucht dieses hundertjährigen Zurückziehens, welche Ooma zu empfangen gehofft hatte, war, ist im Folgenden beschrieben (den Vorgang selbst in modernen Sprachen vorzutragen, kann für einen Uebersetzer eine Verlegenheit seyn; die Englischen Uebersetzer zu Serampore hatten schon beim Vorhergehenden angemerkt, dafs die *grofs indelicacy* nicht erlaubt habe, die Worte des Originals wörtlich wieder zu geben).

Am ausführlichsten und glänzendsten aber ist das, was durch jenes Versinken in sich bewirkt wird, in der Episode des Ramayuna, dieses Indischen Nationalgedichts dargestellt, welche vom Vishmamitra handelt. Ich will die Hauptzüge davon kürzlich ausheben, theils zur Vervollständigung der Vorstellung von dieser wesentlichsten Seite Indischer Eigenthümlichkeit, theils in Beziehung anf eine weitere höchst interessante Bestimmung, die sich daran anschliefst. —

Vushistha, ein Brahmin, lebt in einer Einsiedelei, die mit Blumen, rankenden Pflanzen u. s. f. bedeckt ist, be-

Digitized by Google

obachtend heilige Gebräuche, umringt von Weisen, die dem Opfer und der Wiederholung des heiligen Namens gewidmet sind, und zwar den Balukhilya-Weisen, 60000 aus den Haaren Brahma's entsprungen so *grofs wie ein Daumen*, den Vikhanusas, andern Pygmäen-Weisen aus den Nägeln Brahma's u. s. f. Vishwamitra, (nun der Führer und Begleiter Rama's, des Helden des Gedichts, und seines Bruders Lukshmuna's) kam als mächtiger Monarch, der manche 1000 Jahre seine Unterthanen beglückt hatte, und nun mit einer grofsen Armee die Erde durchzog, zu jenem Weisen, der die Kuh, Shubala, (im allgemeinen Symbol der Productivität der Erde) besafs, welche der König zu erhalten wünschte, und nachdem er vergebens 100,000 Kühe, dann 14,000 Elephanten mit allem Rüstzeug von purem Gold, 100 goldene Wagen, jeden von vier weifsen Rossen gezogen, für sie geboten hatte, sie mit Gewalt hinwegnahm. Shubala entflieht zu Vushishta, der, äufsernd, dafs er gegen den mächtigen König, den Herrn so vieler Elephanten, Pferde, Mannschaft u. s. f. nichts machen könne, von ihr daran erinnert wird, dafs die Macht des *Kshetri* nicht gröfser sei, als die eines *Braminen*; Brahma-Kraft sei göttlich, weit erhaben über die eines Monarchen. Sie erschafft dann dem Vushishta eine Armee von 100 Puhlava- (Pelhvi, Perser-) Königen, welche die Armee des Vishwamitra zerstören; dieser erschiefst sie mit seinen Pfeilen. Die Kuh bringt von Neuem Heere, Saken, Yavanas (die man mit Javan, Joniern zusammenstellt) u. s. f. hervor; es geht ihnen durch die Pfeile des Königs wie den Andern. Vushishta heifst die Kuh neue Heere herbeischaffen, von denen dann die Armee des Vishwamitra vernichtet wird, dessen 100 Söhne, die ergrimmt auf den Braminen losgehen, von diesem mit einem lauten *Blas des Nabels* verbrannt werden. — Solches ist die Macht des Braminen.

Nun überläfst der König seinem einzigen übrigen Sohne, sein Reich zu bewahren, und geht in die Wildnifs des Himuvut. Um die Gunst Maha-deva's (Shiwas) zu erlangen, übernimmt er die *strengsten Uebungen*; steht auf den Spitzen seiner grofsen Zehen, mit aufgehobenen Händen, wie eine Schlange von Luft gefüttert, *hundert Jahre*. Der Gott gewährt dem Könige die von ihm verlangte Kunst des Bogens in ihrem ganzen Umfange; er gebraucht sie, an Vushishta Rache zu nehmen, verbrennt und verwüstet den Wald, den Schauplatz der Devotion desselben, dafs die Weisen, Thiere und Vögel zu Tausenden fliehen. Aber seine Waffe, vor der die Götter und alle drei Welten in Schrecken gerathen, wird zu Schanden durch den einfachen Stab Vushishta's. Der König tiefseufzend, sehend, was die Macht eines Brahminen ist, tritt eine neue Laufbahn strenger Uebung und der Abstractionen seines Gedankens an, *um die Brahmanschaft zu erlangen*, und bringt so 1000 Jahre zu.

Nach Verlauf derselben erklärt ihn Brahma, der Herr der Welt, für einen *königlichen Weisen*. Vishwamitra läfst sein Haupt mit Scham hängen, von Verdrufs erfüllt: nachdem ich solche Uebungen vollbracht, *nur* ein königlicher Weiser! ich achte mich für Nichts! und beginnt von Neuem seine Abstractionen. Indessen fällt es dem Fürsten Trichunko, einem Manne der Wahrheit, von besiegten Leidenschaften ein, ein Opfer anzustellen, dafs er in seinem körperlichen Zustande unter die Götter komme. Vishushta, an den er sich wendet, sagt ihm, diefs sei unmöglich, verflucht ihn, und macht eine niedrige Creatur, Chundula, aus der Kaste gestofsen, aus ihm. Vishwamitra, den er nun auf die gewünschte Versetzung in den Himmel angeht, ist dazu bereit, diefs sei in seinen Händen, er wolle es bewirken. Er bereitet ein Opfer, zu dem er dem Vushishta mit seinen Asceten die Einladung macht; dieser schlägt sie aus: wie soll der Herr des Himmels von einem Opfer essen, wo ein *Kschetri* Priester ist, von Dingen, die ein *Chundulà* darbietet. Die Götter schlagen ebenso die Einladung aus. Der grofse Vishwamitra, voll Zorn, ergreift den geheiligten Kochlöffel und sagt, Kraft seiner geübten Strengigkeiten, seiner selbsterworbenen Energie wolle er es bewirken. — Da stieg der Fürst Trichunko unmittelbar in den Himmel. Indra, der König des Himmels wirft ihn herunter; Trichunko ruft im Fallen den Vishwamitra: Hilf! Hilf! Dieser voll Zorn ruft: Halt! Halt! Trichunko bleibt so zwischen Himmel und Erde. Vishwamitra erschafft im Zorn sieben andere grofse Weisen (die Plejaden, sagt der Ausleger, am südlichen Himmel) und, wie er diese an ihrem Platze sah, noch andere Familien von himmlischen Körpern, und dann einen andern Indra und einen andern Kreis von Göttern. Die Götter und Weisen, versteinert vor Erstaunen, wenden sich hierauf an Vishwamitra mit *demüthiger Bitte*, nicht auf der Versetzung des von Braminen Verfluchten in den Himmel ohne *Reinigung* (zur Wiederaufnahme in die Kaste) zu bestehen, und die Ordnung der Dinge nicht zu zerstören. Der

Digitized by Google

König beharrt darauf, was er versprochen, dürfe nicht unerfüllt bleiben; sie verständigen sich dann über einen Platz für Trichunko am Himmel aufserhalb des Feuerkreises.

Nach tausend Jahren vollbrachter Abstraction erklärt Brahma den König für einen obersten Weisen (*chief sage*). Nicht zufrieden damit fängt er einen neuen Cursus an; hier kommt ein schönes Mädchen (Menoka, die Mutter der Sacontala wird) zu ihm, verführt ihn, dafs er 25 Jahre mit ihr vertändelt. Erwachend aus dieser Vergessenheit fängt er ein neues Jahrtausend von Strengigkeit an. Die Götter gerathen in Bangigkeit, er bereite durch seine stupenden Uebungen ihnen allen Unglück. Brahma erklärt ihm hierauf, dafs er ihm den Vorrang unter den obersten Weisen gebe. Auf Vishwamitra's Entgegnung, dafs er hiemit noch nicht für einen *Brahma-Weisen* (Brahma-sage) erklärt werde, erwiedert Brahma, du hast deine Leidenschaften, Zorn und Lust, noch nicht unterjocht, *) wie kannst du Brahmaschaft verlangen?

Vishwamitra beginnt seine Uebungen abermals; vergebens versucht ihn Indra wieder durch die schönste Upsura, vergebens reizt er ihn zum Aerger. Nachdem der Chef der Weisen nun tausend Jahre geschwiegen und seinen Athem zurückgehalten, wird dem Gott des Himmels, Indra, himmelbang, ingleichen den andern Göttern; sie wenden sich an Brahma: in diesem grofsen Weisen ist nicht der kleinste Schatten einer Sünde mehr; wenn das Verlangen seines Geistes nicht erfüllt wird, wird er mit seiner Abstraction das Universum zerstören. Die Extreme der Welt sind in Verwirrung, die Meere im Sturm, die Berge im Falle begriffen, die Erde zittert u. s. f. O Brahma, wir können nicht versichern, dafs die Menschen nicht Atheisten werden, die Welt ist voll Staunens und Unordnung. — So wird nun Vishwamitra von Brahma endlich für einen *Brahma-Weisen* (Brahma-sagge) erklärt, und versöhnt sich mit Vushishta.

Diese Erzählung ist höchst charakteristisch schon für den Mittelpunkt der Indischen Weltanschauung. Das Grundverhältnifs aller Religion und Philosophie ist das Verhältnifs zunächst des Geistes überhaupt zur Natur, und dann des absoluten Geistes zum endlichen Geiste. Die Indische Grundbestimmung ist, dafs die abstracte Geistigkeit, die Concentration der reinen bestimmungs- und schrankenlosen Abstraction, die absolute Macht des Natürlichen ist; es ist der Punkt der Negativität des Denkens, die reine Subjectivität des Geistes, in der alles Besondere und alle Naturmacht zu einem Unmächtigen, Unselbstständigen und Verschwindenden herabgesezt ist. Aber diese abstracte Subjectivität erscheint hier zunächst als Concentration, die der *Mensch* in sich hervorbringt; wie sie sich zu Gott oder vielmehr Brahma verhält, will ich nachher erwähnen.

Vornehmlich charakteristisch ist diese Episode für das Verhältnifs eines Kshetri zum Brahminen, bei dem ich zuerst verweilen will. — Diese vielfachen Curse von Mortificationen in der Assiduität der Vertiefung sind zu durchlaufen, damit ein Kshetri dasjenige erreiche, was der Brahmine von Haus aus, d. i. durch die Geburt ist. Wenn ein Mann aus einer andern Kaste erst durch die erzählten langwierigen Härten und Zustände der äufsern und innern Abstraction wiedergeboren werden kann, so ist der Brahmine sogleich als solcher ein *Zweimalgeborner*; eine Benennung, die im Ramayuna dem Brahminen als ein zu einem Titel gewordener Ausdruck gegeben wird. In den *Gesetzen des Menu* (I. 93—100) wo in der Stufenreihe der existirenden Dinge die Brahminen-Kaste als die vortrefflichste angegeben wird, ist wohl auch wieder unter den Brahminen eine Stufenfolge angegeben und gesagt, dafs unter ihnen diejenigen, welche ihre Schuldigkeit kennen, eminiren, unter diesen die, welche sie tugendhaft ausüben, unter ihnen die, welche Seligkeit suchen, durch eine vollkommene Bekanntschaft mit der heiligen Lehre. Theils sind diese Stufen nicht durch Uebungen jener Indischen Art, noch durch die geistigere Erwerbung einer intellectuellen und wirklich moralischen Bildung bedingt, theils ist für sich das Lesen der Veda's, in deren Besitz die Brahminen sind, nebst den Lebensvorschriften, die sie zu beobachten haben, der Zustand dieser durch die Natur

*) Ein merkwürdiges Beispiel, wie gleichfalls durch die abstracten Uebungen hohe Macht erlangt wird, obgleich die Besiegung der Leidenschaften noch fehlt, ist in der Episode des *Mahabharata*: Sundas und Upasundas, vorhanden, mit der mein gelehrter Freund und College, Hr. Prof. *Bopp* das Publicum bekannt gemacht hat, in: *Ardschunas Reise zu Indra's Himmel.* 1824. Uebers. S. 37. — In desselben Gelehrten Conjugations-System der Sanscrit-Sprache hat er eine Uebersetzung der Episode des Vishwamitra gegeben; bei meinem Auszuge hatte ich die Englische Uebersetzung in der Seramporer Ausgabe des Ramayuna vor mir.

Digitized by Google

schon Zweimalgebornen selbst, die Einheit mit Gott. Wenn der Engländer in der angeführten Stelle aus Menu die Europäischen Ausdrücke von Pflicht und Tugendübung anwendet, so haben sie nur den formellen Sinn der genauen Beobachtung seiner Kastengebote. Unter diese gehören nicht politische Bürgerpflichten, auch nicht die, Abgaben zu entrichten; „der König, auch wenn er aus Mangel stirbt, darf nicht irgend eine Taxe vom Brahminen, weil er in den Veda's gelehrt ist, nehmen." Dem Brahminen ist es wohl verboten zu morden, zu stehlen; — doch darf er für solche Verbrechen nicht bestraft, nur, jedoch mit Beibehaltung seines Vermögens, aus dem Lande verbannt werden. Auch gelten für ihn, wie für den Indier überhaupt nicht, die moralischen Pflichten der Menschenliebe; — ein Brahmine darf oder mufs den Chundula tödten, der ihm zu nahe käme, und ihn durch Berührung beflecken könnte; vielweniger hat er die moralische Pflicht, einem solchen, wenn er vor ihm verschmachtend läge, und durch eine kleine Hülfe, einen Trunk Wassers, vom Tode errettet werden könnte, eine Hülfe zu leisten, eben so wenig als gegen irgend Andere Menschenliebe auszuüben. Die geforderte Moralität beschränkt sich auf das Negative, die Unterdrückung der Leidenschaften; *a man of subdued passions*, diesen Ausdruck liest man allenthalben als ein Prädicat des Weisen. So wichtig die Abwesenheit böser Neigungen und Empfindungen ist, so ist diefs noch nicht Tugend und praktische Moralität. Die affirmativen Pflichten des Brahminen bestehen in einer unendlichen Menge von Beobachtungen der leersten und abgeschmacktesten Vorschriften, und in dem Lesen und Meditiren der Vedas. Wenn wir die noch in den allgemeinen Ausdrücken ausgesprochenen Lehren und Vorschriften lesen, werden wir zu leicht verführt, sie in dem Sinne unserer Moralität zu nehmen; ihr Verständnifs liegt allein in ihrem wirklichen Inhalt *). Die Gelehrsamkeit ist für sich als eine untergeordnete Stufe angegeben; den absoluten Werth hat das Lesen der Vedas, das Innehaben und Meditiren derselben ist als solche schon die absolute Wissenschaft. Welche Geistlosigkeit selbst diefs unendlich verdienstliche Lesen der Veda's zuläfst, sagt uns Colebrooke (Asiat. Res. VIII. p. 390), wo er die verschiedenen abergläubischen Arten angibt, in denen diefs Lesen geschieht, — nämlich entweder so, dafs jedes Wort für sich einzeln gesprochen, oder die Worte abwechselnd wiederholt werden, und zwar rückwärts und vorwärts, und wieder einmal oder öfter; zu welchem Behufe besonders eingerichtete Abschriften gemacht werden, deren Namen Colebrooke daselbst angibt, so dafs auch jede Mühe der eigenen Aufmerksamkeit für das Anordnen des sinnlosen Lesens erspart wird.

Die transcendente Macht, welche nach den obigen Anführungen dem Vushishta zugeschrieben wird, ist nicht eine Licenz der Dichtung, sich in dergleichen Erfindungen zu ergehen. Unsere Vorstellungen von willkürlichen Erdichtungen in der Poësie passen ohnehin auf die Indischen Productionen nicht. Die Hoheit der Brahminen ist wesentlicher Theil des Systems der Gesetzgebung, und selbst die Vorstellung von jener überschwänglichen Macht ist in die Gesezgebung selber aufgenommen. Unter der weitläufigen Ausführung der Pflichten und Rechte der Brahminen in dem Codex findet sich auch Folgendes: Ein Brahmine hat es nicht nöthig, bei dem König über Unrecht und Veletzung zu klagen, weil er selbst durch seine eigene Macht die, die ihn beleidigen, strafen kann. — Der König, obgleich in der äufsersten Noth, hüte sich Brahminen zum Unmuth zu reizen; denn einmal

*) Theils um eine nähere Vorstellung, theils um den Beweis dieser unglaublichen Abgeschmacktheit zu geben, sei Einiges von dem Vielen (in den ersten paar Stunden des Tags kann der Brahmine etliche und 40 Fehler begehen, ob er den rechten oder den linken Fufs zuerst aus dem Bette sezt, in den rechten oder linken Pantoffel zuerst schlupft u. s. f.) aus den Gesetzen des Menu ausgehoben; — der Brahmine darf IV. 43 seine Frau oder seine Frauen (denn er kann deren viele haben), mit denen er auch nicht essen darf, nicht essen sehen, noch sie sehen niesen oder gähnen u. s. f., er darf nicht essen, und dabei nur Ein Kleid anhaben; er darf nicht uriniren und seine Nothdurft verrichten auf der Landstrafse, noch auf Asche, noch wo Kühe grasen, noch auf beackertem Grund, noch ins Wasser oder auf Brennholz; noch (aufser in grofser Noth) auf einem Berg, noch auf die Ruinen eines Tempels, noch zu irgend einer Zeit auf ein Ameisennest, noch in Gräben, worin lebendige Wesen sind, noch im Gehen, noch im Stehen, noch an dem Ufer eines Flusses, noch auf dem Gipfel eines Bergs, noch bei solcher Verrichtung sehen auf etwas vom Winde Bewegtes, oder auf ein Feuer, oder auf einen Priester, oder auf die Sonne oder auf Wasser, oder auf Rindvieh. — mufs dabei bei Tage mit seinem Gesichte gegen Norden, bei Nacht nach Süden gewendet seyn, Morgens und Abends wie bei Tag u. s. f. Unzählig ist das, was er. n Beziehung auf das Essen zu beobacten nat.

Digitized by Google

aufgebracht könnten sie unmittelbar ihn mit seinen Truppen, Elephanten, Pferden und Wagen vernichten. Wer könnte ohne zu Grunde zu gehen diese heiligen Männer reizen, durch welche die allverzehrende Flamme geschaffen ward, die See mit untrinkbaren Wassern, und der Mond mit seinem Ab- und Zunehmen? Welcher Fürst könnte Reichthum gewinnen, wenn er diejenigen unterdrückte, welche, wenn sie zornig, andere Welten und Regenten der Welten erschaffen, und andern Göttern und Sterblichen Dasyen geben könnten? Welcher Mann, dem sein Leben lieb ist, wird diejenigen beleidigen, durch deren Hülfe die Welten und die Götter fortbestehen; — diejenigen, *welche reich sind in der Kenntniſs der Veda's?* Ein Brahmin, *gelehrt oder ungelehrt*, ist eine *mächtige Gottheit*, so wie Feuer eine mächtige Gottheit ist, ob es geweiht ist oder nicht." (Menus Gesetzb. v. M. Jones, C. IX. 317.) Der Brahmin, indem er die Veda's liest, und seine pflichtmäſsigen Werke, d. i. das für alle und jede tägliche, trivialste Verrichtung Vorgeschriebene beobachtet, ist ein Vollendeter und lebt in der Vollendung; der oben angeführte Unterschied betrifft, wie in der Bhagavad-Gita die Stufen der Yoga, den verschiedenen Werth seiner Verrichtungen in Beziehung auf die unterschiedenen Stufen der Vollendung, deren höchste das Lesen und die Meditation der Vedas die Stufe des Weisen und die Seligkeit ist. — Daſs es dagegen unter den andern Kasten nur Wenige geben werde, welche durch die angeführten beschwerlichen Mittel diejenige Hoheit zu erlangen suchten, die der Brahmine unbeschwerlich besizt, ist von selbst zu vermuthen. Die oben erwähnten Beispiele sind einzelne Erscheinungen, die eben so sparsam vorkommen, als der gleichfalls erwähnte religiöse Selbstmord häufig ist. Dieser aber bewirkt nicht diese Vereinung mit Gott und die transcendente Gewalt, noch die Befreiung von der Seelenwanderung, welche das Ziel dessen ist, der sich der ausführlichen Selbsttödtung und dem Zustande der Bewuſstlosigkeit im Bewuſstseyn widmet. Krishnas klagte (s. oben) über die Seltenheit derer, welche die Vollendung suchen, und Capitän Wilford, der hier aus eigener Erfahrung spricht, sagt darüber: so viel die Indier von der Erlangung der Seligkeit auf dem Wege der Yoga sprechen; so habe ich doch keinen einzigen Indier finden können, welcher diesen Weg nehmen wollte; sie führten an, daſs eine Verzichtleistung auf die Welt und ihre Vergnügungen, eine vollkommene Selbstverläugnung gefordert werde, und sie sich keine Vorstellung von den Genüssen der versprochenen Seligkeit machen können, da es dabei nicht Essen, Trinken, Heurathen u. s. f. gebe. In dem irdischen Paradiese dagegen (wie wir es etwa nennen könnten — Swergathumis, unterschieden von Mocsha jener Seligkeit) esse man, trinke, heurathe u. s. f. Den Brahminen sind die genannten Entbehrungen, die an die andern Kasten zur Vollendung gefordert werden, nicht auferlegt. Unter den Fakirs im nördlichern Hindostan führt Capitain Rapter (*Asiat. Res. XI.*) eine Art an, die *Jogi* heiſsen, aber als eine besondere Secte aufgeführt werden. So sehr sie wie die anderen Fakirs, der Indischen Religion angehören und theils den Siwa, theils den Vishnu verehren, (Rapter führt auch eine Secte unter diesen Fakirs an, die den Na'na, den Stifter der Secte der Sikh's verehrt,) — so haben sie sich doch vom Brahminen-Uebergewicht losgemacht, und nehmen sich auf ihre mitunter sehr leichtfertige Weise, ohne den Weg jener langwierigen Mortificationen durchzumachen, die Vorzüge, welchen den Brahminen die Geburt und die Lebensweise der Kaste gewährt.

Die übernatürliche Macht haben wir als der dritten Stufe der Yoga angehörig gesehen. Der Genuſs, der dieser Stufe zukommt, ist, da sie nicht der höchste ist, gleichfalls noch nicht der höchste. Ich habe hierüber das anzuführen, was Hr. v. H. S. 41 über diese, wie es sich nennen läſst, relative Seligkeit, aus dem Gedichte zusammenstellt und dieses Loos von der absoluten Seligkeit unterscheidet. Dieſs Loos heiſst nämlich Erhebung in die fleckenlosen Welten derer, die das Höchste kennen (XIV. 14. f.). Hr. v. H. erkennt darin, gewiſs mit Recht, dasselbe mit dem Leben in den Welten derer, die reinen Wandels gewesen, welches unendliche Jahre vor einer neuen Wiedergeburt in die zeitliche Welt, dauern soll VI. 41. 42. Die Wiedergeburt steht zwar einem solchen bevor, weil er nicht absolut die Devotion vollendet hat (Wilk. durch den Tod unterbrochen, Hr. v. Schl. überhaupt: *qui devotione excidit*), jedoch eine Geburt in einer *heiligen* und achtungswerthen Familie, ohne Zweifel einer Brahminenfamilie, (Hr. v. Schl. hat nur *castorum beatorumque familia*) oder aus dem Geschlecht eines gelehrten Yogi; eine solche Wiedergeburt sei höchst schwer (wie wir gesehen) zu erlangen. IX. 20—22 ist dasselbe wiederholt. Hr. v. H. fügt hinzu, daſs die Wiedergeburt in die irdische Welt

Digitized by Google

nach Erschöpfung des erworbenen Verdienstes als das Schicksal derer geschildert werde, die sich auf beschränkte Weise nur an die heiligen Bücher und die in ihnen vorgeschriebenen Ceremonien gehalten; es heifst nämlich nach Hrn. v. Schl. Uebersetzung daselbst (sl. 21) *sic religionem librorum sacrorum sectantes, desideriis capti, felicitatem fluxam ac reciprocantem adipiscuntur;* denn gegen die Lehre der Vedas und die wissenschaftliche Theologie eifere die Bhagavad-Gita auch sonst, nicht sie ganz wegwerfend, aber sie darstellend, als nicht den lezten Grund erforschend, nicht das lezte Ziel erreichend (II. 41—53). Vorhin ist des *Lesens* der Vedas als des heiligsten Geschäfts der Brahminen erwähnt worden; um hierin nicht einen Widerspruch mit dem zu finden, was Hr. v. H. hier von dem Verhältnisse der Ansichten des Gedichts zu den Vedas sagt, ist in Erinnerung zu bringen, dafs an die Brahminen zur höchsten Vollendung gleichfalls die Unterdrückung der Leidenschaften gefordert wird; ferner dafs II. 41 ff. nicht von dem der Brahminenkaste eigenthümlichen Lesen der Vedas *als solchem* gesprochen wird, sondern von dem verkehrten oder ungenügenden Gebrauche, der von diesen Büchern und deren Vorschriften gemacht, und der hier getadelt wird. Hr. v. Schl. nimmt die Stelle in einem viel stärkern Sinne nämlich als Tadel der Vedas selbst, (ind. Bibl. 2 H. S. 237) indem der Dichter in ihr sie angreife, und ihnen vorwerfe: auch sie begünstigten durch verheifsene Segnungen für äufserliche Religionsleistungen eine weltliche Denkart, und meint, der Dichter habe sich in eine, wie es scheine, absichtliche Dunkelheit gehüllt, wegen der Kühnheit seines Unternehmens. Hr. v. Schl. gibt dabei die interessante Hoffnung, dieses einst in der philosophischen Auslegung des Gedichtes zu beweisen. Einstweilen können wir uns nur an die verschiedenen Uebersetzungen halten und alle drücken denselben wesentlichen Sinn, wie ihn auch *Langlès* nach den zu anderweitigem Behufe gemachten Citationen (ind. Bibl. 2. H. S. 235) gibt: *l'auteur* (des Gedichts) *critique la conduite des faux dévots qui dans des vues intéressées, observent les règles préscrites par les védas, il finit par dire: Ils pratiquent aussi, ils agissent, mais sans la retenue digne du sage.* Ferner S. 238 zu sl. 45. *Crichna dit à Arjouna que l'explication des Védas peut préter des sens favorables aux gens amis de la liberté, ou des passions ou des ténèbres* (den drei obenerwähnten Qualitäten, die überall die drei Grundkategorien sind). Die Englische Uebersetzung drückt den Sinn wie *Langlès* aus, hie und da nur in entschiedeneren Zügen, als die Schlegel'sche ebendenselben darstellt. Diese lautet sl. 41—43. *Multipartitae ac infinitae sententiae inconstantium* (s. darüber Hrn. v. H. zu *Langlès* a. a. O. S. 236). *Quam floridam istam orationem proferunt insipientes, librorum sacrorum dictis gaudentes, nec ultra quicquam dari affirmantes, cupiditatibus obnoxii, sedem apud superos finem bonorum praedicantes; (orationem, inquam,) insignes natales tanquam operum praemium pollicentem, rituum varietate abundantem, quibus aliquis opes ac dominationem nanciscatur: qui hac a recto proposito abrepti, circa opes ac dominationem ambitiosi sunt, horum mens non componitur contemplatione ad perseverantiam.*

Ich kann hierin nichts sehen, als dafs vom Mifsbrauche der Vedas (*libr. sacr. dictis gaudentes* heifst bei Wilkins: *delighting in the controversies of the Veds*) und zwar ausdrücklich durch Menschen, die in Irrthümern und noch in Leidenschaften befangen sind, die Rede ist, wie bei uns vom Mifsbrauche der Bibel gesprochen wird, die für alle möglichen Irrthümer citirt worden, von denen man auch sagen kann, sie seien durch Aussprüche der Bibel veranlafst worden, ohne dafs darum dem Ansehen und dem wahren Inhalte der Bibel Eintrag geschehe, weil es nur der Irrthum selbst ist, der sich solche Veranlassung nimmt. Gleich in sl. 46 heifst es, dafs zu so vielem Gebrauch ein voller Brunnen dient, so vielfachen Gebrauch gewähren dem *prudenti theologo* die Vedas, wie auch unsere Theologen so *klug* sind, ihre willkürlichen Meinungen auf die Bibel stützen zu können. Ist unter *prudens theologus* etwas Wahreres als nur ein kluger Theolog zu verstehen, (*Wilk. knowing divine*), so liegt darin immer, dafs von einem vielfachen Gebrauche der Vedas die Rede ist. In L. IX. 20 wird solchen, die kenntnifsreich in den *drei* (hier sind nicht vier erwähnt) Vedas, den Asklepias-Saft trinken nach den Opfern und den Reinigungen von ihren Sünden, die Seligkeit der Welt des Indra zugesagt. Aber L. VIII. 11 ff. eröffnet Krishna dem Arjunas das Innerste und Höchste, — nämlich die Yoga — und sagt ausdrücklich, dafs diefs der reine Pfad sei, den die Weisen der Vedas lehren, und diese sind keine Anderen als Brahminen, und dürfen keine Anderen seyn.

Digitized by Google

Am bestimmtesten heifst es L. XV. 15: *Ich* (Krishnas) *bin in allen Vedas zu erkennen*, ich bin der Urheber der theologischen Lehre, (*vedanta*) und (nach Hrn. v. Schl.) bin der Ausleger der Vedas; *Wilk. I am who knowed the Veds.* Der die Kenntnifs und Erkenntnifs, und die Auslegung der Vedas hat, ist der Brahmine; Krishna spricht sich als *identisch*, nicht blofs übereinstimmend, mit den Brahminen aus, wie er auch die Vedas selbst ist — wovon nachher. Krishna theilt dem Arjunas das Wesentliche der Weisheit dieser Bücher und der Brahminen mit, weil Arjunas ein Kshetri ist, und darum für sich sie nicht besizt. So mufs die Bhagavad-Gita selbst nur als Mittheilung dieser Weisheit an die Nation angesehen werden, wodurch das, was ihr sonst auf andere Weise nicht bekannt wird, vielmehr im Ganzen unzugänglich ist, zur allgemeinern Kenntnifs gemacht wird, — auf die angemessene Weise, nämlich in einem poëtischen Werke. Die beiden Nationalgedichte Indiens leisten den Indiern was die Homerischen Gedichte den Griechen, die Belehrung über ihre Religion; sonst ist für diese Völker keine irgendwoher zu schöpfen, der Cultus selbst ist nicht lehrend. Auch die Griechischen Dichter, welche nach der berühmten Stelle Herodots den Griechen ihre Götter gemacht haben, hatten Mythen, Traditionen, Cultus, Mysterien u. s. f. schon vor sich; aber die Vedas sind für die Indischen Dichter eine viel festere Grundlage. Die Gedichte beider Nationen, wie überhaupt, sind nur Nationalgedichte insofern sie ganz in dem religiösen Geiste und in den Vorstellungen ihres Volkes stehen. Die Vedas liegen uns zwar noch nicht zur Einsicht vor, — welcher Gelehrte oder vielmehr welche Regierung wird uns einst diefs Geschenk machen? — aber man braucht nur die einstweilen dem, der sich für die Religionen der Völker interessirt, unschätzbaren Auszüge anzusehen, die uns Colebrooke gegeben hat, um auch unabhängig von der angegebenen allgemeinen Anerkennung und religiösen Verehrung dieser Bücher, sich zu überzeugen, dafs, was in der Bhagavad-Gita überhaupt und von dem Innersten der Indischen Vorstellung gemein gemacht ist, sich ganz nur auf die Lehre der Vedas gründet. In diesen heiligen Büchern selbst erscheint der Widerspruch, dafs Opfer, Gebete, Werke und Anderes, was äufserliche Erscheinung wird, das einemal als wesentlich vorgeschrieben, das andereemal Brahma und die reine Richtung auf ihn als das Höchste, ja allein Wahre gepriesen wird. Von den Vedas sagt theils Krishnas, dafs er selbst alle drei Vedas ist (IX. 17), theils in einem Zuge (das.) dafs er das concentrirte Monosyllabum *Om* in denselben ist, (auch VII. 8), ingleichen X. 35, dafs er unter den heiligen Heymnen (ohne Zweifel den Mantras, den Theilen der Vedas, welche aus Hymnen und Gebeten bestehen) der berühmte *Gayatri* ist. (Hr. v. Schl. schwächt durch: *magnus hymnus* das specifische *Gayatri*, das Wilkins angibt), dessen Uebersetzung Colebrooke (Asiat. Res. VIII. 400) gegeben hat. — Derselbe Gegensatz und Widerspruch erscheint allenthalben, wo äufserlicher Cultus und Ceremonien zugleich mit dem Bewufstseyn höherer Innerlichkeit verbunden ist. In einer andern Religion, die einen Ceremonial-Cultus von Opfern u. s. f. hat, heifst es auch: Opfer und Brandopfer gefallen dir nicht, was dir wohlgefällt ist nur ein reines Herz; es ist derselbe Gegensatz, der unter ärgeren Aeusserlichkeiten zugleich mit einer gröfsern Tiefe des Inhalts verbunden, zwischen dem Glauben und den Werken vorgekommen ist. Es ist als Indisches Gedicht, dafs gleicher Weise Bhagavad-Gita den Unterschied von Innerlichem und Aeusserlichem nur als Gegensatz, nur als höchsten Widerspruch ohne seine Versöhnung enthalten kann. Dieser Umstand macht das Tädiöse der Darstellung sogar nothwendig; wenn die eine Seite, die Werke und das Handeln überhaupt, geboren worden, so fällt die andere, die Abstraction von aller Handlung des Gottesdienstes und der Wirklichkeit wieder ein, aber diese Einseitigkeit macht auch wieder die andere, die Aufforderung zum Handeln insbesondere an den Kshetri, nothwendig; so dafs der Vortrag von selbst durch den Inhalt in diese lästigen Wiederholungen geräth.

Um nun aber von der Stufe der Vollendung, welche das höchste Ziel ist, zu sprechen, so betrachten wir sie zunächst in ihrer subjectiven Form. Diese Vollendung bestimmt sich als dauernder Zustand der Abstraction, um die es sich in allem Vorhergehenden gehandelt hat, — perennirende Einsamkeit des Selbstbewufstseyns die alle Sensationen, alle Bedürfnisse und Vorstellungen von äufseren Dingen aufgegeben hat, somit nicht mehr Bewufstseyn ist, — auch nicht ein erfülltes Selbstbewufstseyn, welches den Geist zum Inhalte hätte und insofern auch noch Bewufstseyn wäre; — ein Anschauen, das nichts anschaut, von nichts weifs — die reine Leerheit seiner in sich selbst. Nach modernen Ausdrücken ist die Bestimmtheit dieses Zustandes die absolute *Unmittelbarkeit* des Wissens zu nennen. Denn wo Wissen von Etwas, von einem Inhalt ist, darin ist sogleich und bereits Vermittelung; das wissende Subject ist Inhaltswissendes nur vermittelst dieses Inhalts, der ihm Gegenstand ist, und der Inhalt ist nur Gegenstand vermittelst dessen, dafs er gewufst wird. Einen Inhalt aber hat das Bewufstseyn nur, insofern er ihm Gegenstand ist, es sei fühlend, anschauend oder wie man wolle; denn das Fühlen, Anschauen, wenn es nicht Fühlen des Thieres ist, ist Fühlen, Anschauen des Menschen, d. i. des Bewufstseienden; — einfache nur analytische Bestimmungen, welche sogar nicht zu bemerken und zu wissen, diejenigen, die heutigstags soviel vom unmittelbaren Wissen sprechen, bewufstlos und unwissend genug sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 185. u. 186.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1827.

Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Mahabharata. Von Wilhelm von Humboldt. —

(Fortsetzung.)

Diese abstracte Concentration ist nun die Seligkeit, deren nähere Bestimmungen Hr. v. H. S. 39. zusammenstellt, — die den Frommen und Gläubigen fast auf jeder Seite unseres Gedichts mehremal verheifsen wird, — durchweg das Eingehen in die Gottheit — oder wörtlich zunächst in Krishna, das *Verwehen* in Brahma, *die Verwandlung in Brahma* (V. 24.) *Schl. ad exstinctionem in numine* (d. i. Brahma) *pervenit*, *Wilkins: obtain the incorporeal Brahm*, und dann weiter: *Brahm is prepared, from the beginning, for such as are free from lust and anger etc.*). Diese Einheit mit Brahma gibt auch die Befreiung von der Metempsychose.

Diese Einheit mit Brahm führt von selbst auf den lezten Punkt, welcher in dem Zusammenhange der Indischen Religion der höchste ist, — den Begriff des Brahm, die Spitze der betrachteten Vertiefung. So leicht fafslich und bekannt es ist, was Brahm ist, so gröfsere Schwierigkeiten bietet sein Zusammenhang mit dieser Vertiefung selbst dar, und so interessanter ist es, diesen Zusammenhang zu betrachten, aus dem, wie sich ergeben wird, der Begriff Brahm selbst resultirt oder der vielmehr er selbst ist.

Gehen wir davon aus, näher zu betrachten, welche die *affirmative* Stelle oder Bestimmtheit des Geistes sei, der jene Vertiefung seiner in sich, jene Vereinsamung des Selbstbewufstseyns mit sich, angehöre, so ist es das *Denken*. Vertiefung und die andern Ausdrücke Devotion, Contemplation, bezeichnen das *Zuständliche*, nicht die Sache selbst. Jene Abstraction von aller äusserlichen und innerlichen Bestimmtheit, allem Inhalte der Empfindung und des Geistes in ihrem affirmativen specifischen Daseyn ist das zustandslose Denken. Es ist für erhaben zu achten, dafs die Indier sich zu dieser Absonderung des Unsinnlichen vom Sinnlichen, der empirischen Mannichfaltigkeit von der Allgemeinheit, des Empfindens, Begehrens, Vorstellens, Wollens u. s. f. von dem Denken und zu dem Bewufstseyn der Hoheit des Denkens erhoben haben. Aber das Eigenthümliche ist, dafs sie von der ungeheuern Abstraction dieses Extrems nicht zur Versöhnung mit dem Besondern, nicht zum Concreten durchgedrungen sind; ihr Geist ist defswegen nur der haltungslose Taumel von dem Einen zu dem Andern, und zulezt die Unglückseligkeit, die Seligkeit nur als Vernichtung der Persönlichkeit, was dasselbe mit dem Niban der Bhuddisten ist, zu wissen.

Wenn statt des Ausdrucks Devotion, Vertiefung u. s. f. die Benennung der Sache, *Denken*, gebraucht worden wäre; so stünde dem entgegen, dafs wir bei dem Denken selbst dem reinen, auch abstracten Denken immer noch die Vorstellung haben, dafs *Etwas* gedacht werde, dafs wir als denkend *Gedanken* haben, d. i. sie als innern Gegenstand haben. In gleicher Bestimmungslosigkeit das *Anschauen* als so ganz reines Anschauen genommen, ist es dieselbe abstracte Identität mit sich; das nur reine Anschauen schaut auch nicht Etwas an, so dafs man es selbst nicht Anschauen *des* Nichts nennen kann, denn es ist gegenstandslos. Doch Anschauen schliefst wesentlich ein, concret zu seyn; wenn das Denken zwar auch nur wahr ist, insofern es concret in sich ist, so ist seine eigenthümliche Bestimmtheit jene reine Allgemeinheit, die einfache Iedentität; der Yogi, der innerlich und äufserlich unbewegt da sizt, und auf die Spitze seiner Nase hinstarrt, ist jenes zur leeren Abstraction gesteigerte, gewaltsam festgehaltene Denken. Solcher Zustand aber ist uns ein durchaus Fremdartiges und Jenseitiges, und würde uns durch den Ausdruck des Denkens, als welches uns in unserer

Digitized by Google

Vorstellung etwas ganz Geläufiges ist, viel zu nahe gelegt.

Erinnern wir uns aber jedoch der Ausdrücke, dafs jene Vertiefung den Brahma *suche*, der *Weg* die *Richtung* auf ihn und die *Vereinigung* mit ihm sei, so liegt darin wohl, dafs sie einen Gegenstand habe, den sie zu gewinnen strebe. In der That aber ist sie, wie gezeigt, in ihrer eigenen Bestimmung objectlos, und Streben, Richtung, u. dergl. gehört nur dem Bewufstseyn an, in dem das Vertiefen selbst nicht erreicht ist. Insofern nun dieses objectlose Denken zugleich wesentlich als Beziehung auf Brahma vorgestellt ist, — aber als eine *unmittelbare* d. h. unterschiedslose Beziehung; so nothwendig *ist dieses rein abstracte Denken als Brahma selbst* bestimmt; — ein subjectives, das mit dem als objectiv Gesagten identisch ist, so dafs dieser Gegensatz verschwindet, und zu einem im Inhalte selbst nicht vorhandenen, äufserlichen Sagen wird.

Es versteht sich hiebei von selbst, dafs wenn hier die Ausdrücke von Subjectivem und Objectivem und vollends von deren Einheit gebraucht worden, diese Erfindungen der denkenden Reflexion neuerer Zeit den Indiern nicht zugeschrieben werden sollen, so wenig als wenn eine denkende Mythologie zeigt, was der *Begriff* von Zevs, Here, Demeter u. s. f. ist, derselbe hiemit als reflectirter Begriff nicht den Griechen zugeschrieben wird. Man hat dabei wohl Recht zu sagen, sie haben diesen Begriff von Zevs nicht *gehabt*. Aber darum ist solcher Begriff, wenn er richtig bestimmt ist, nicht weniger Inhalt ihrer Phantasievorstellung von Zevs gewesen. Die Unwissenheit über diesen Unterschied, ob ein Inhalt das sinnliche oder phantasirende nur erfüllt, oder ob ebenderselbe Inhalt vom reflectirenden Bewufstseyn als Gedanke und Begriff gewufst wird, ist die Quelle vielen Mifsverständnifses und rohen Widerspruchs geworden. — Wenn nun Brahm als jene Einheit bestimmt worden, so ist es diese Einheit selbst, auf welche die wesentliche Ungunst gegen diese abstracten Bestimmungen fällt. In der That ist sie als abstracte Einheit ohne Bestimmung in ihr selbst das Mangelhafteste und Unwahre; eben diese Dürftigkeit ist es, welche die Natur des Indischen Brahma constituirte; er ist die Einheit nur als die abstracte Allgemeinheit, als bestimmungslose Substanz. Und wenn vorhin aus der Bestimmung der subjectiven Seite gezeigt worden, dafs indem sie das ganz abstracte Denken, das Nichts denkt, ist, ebendamit kein Gegenstand für sie vorhanden ist, so erhellt diefs gleichfalls aus der ebengenannten Bestimmung, die wir die objective nennen können, nämlich der reinen *Allgemeinheit* oder reinen Substanz, als welche eben diefs ist, dafs von aller Besonderheit, somit auch von der Besonderheit eines Objects gegen ein Subject abstrahirt ist. Man gehe von der subjectiven oder von der objectiven Bestimmung aus, so zeigt sich Brahm als das Mangelhafte, das ohne den Unterschied des Subjectiven und Objectiven ist. Aber die Nothwendigkeit und damit die Macht des *Unterschiedes* ist so grofs, dafs er auch auf dieser höchsten Spitze recurriren mufs.

Er begegnet uns schon, so wie der Ausdruck Brahma zu gebrauchen ist. Hr. v. H. S. 21, wie auch Hr. v. Schl. ausführlicher (ind. Bibl. II. B. 4. H. S. 420) (bei Gelegenheit eines gelehrtthuenden aber in der That zu nichts führenden oder zu nichts kommen wollenden Geredes) bringen den Unterschied von Brahma mit einem kurzen a hinten, dem neutrum, und mit einem langen, dem Masculinum, wieder in Erinnerung, und geben dessen genaue Bestimmung an. Die Sitte (wie ebend. Hr. v. Schl. S. 422 angibt) der heutigen und besonders der Bengalischen Pandits, — also ein usus der Gelehrten des Landes selbst, hiemit auch im Deutschen, wo sich der Unterschied eines langen und kurzen a nicht gut ausdrücken läfst, den kurzen Schlufsvocal des Neutrums zu unterdrücken, und Brahm zu schreiben. Das Masculinum Brahma, der *Herr* der Geschöpfe nach der Laconischen Angabe des ältesten Indischen Lexicographen (ebendas. S. 423), ist Individuum, Person, und spricht daher unsere Europäische Vorstellungsweise günstig an. Ich bemerke hierüber, dafs es für die Beurtheilung dieser Persönlichkeit wesentlich auf den innern Gehalt derselben ankommt. Brahma bleibt seiner innern Bestimmung nach, das abstracte *Seyn*; das Allgemeine, die *Substanz ohne Subjectivität* in sich, ist daher nicht das *Concrete*, nicht der Geist (eben so wenig Gott als das moderne *Wesen* der Wesen, hiemit als concret, als Geist bestimmt ist). Mit solchem Gehalt, welcher vielmehr Gehaltlosigkeit ist, ist in der That jenes Masculinum nicht ein individuelles Subject; die Persönlichkeit ist an ihm leere Form, sie ist blofse *Personification*. — Es ist in der Betrachtung der Religionen von unbedingter Wichtigkeit, die blofse Personification des Gottes oder eines Gottes, die man in allen Mythologien finden kann, von der Persönlichkeit, die es dem Gehalte nach ist, zu

Digitized by Google

unterscheiden. Bei der Oberflächlichkeit der Personification fällt sogleich auch die gegenständliche Selbstständigkeit des Gottes gegen das Subject hinweg. So nehmen wir den Eros, oder die Pallas zu Anfang der Iliade, wenn sie das Herausziehen des Schwerts in Achill hemmt, sogleich für die subjective Empfindung der Liebe, für die in Achill selbst eintretende Besonnenheit.

Als erläuterndes Beispiel aber, wie Brahma personificirt und selbst bis zu einer trivialen Aeusserlichkeit, erscheint, zugleich aber seine Unterscheidung gegen das Subject, dem er gegenüber steht, aufgehoben, und er nur als dessen subjectives Sinnen, als Neutrum, kundgegeben ist, bietet sich gleich in der Einleitung zum Ramayuna dar. Valmiki (der Verfasser des Ramayunas, — ein Zweimalgeborner) mit dem Stoff und Vorhaben dieses Gedichts beschäftigt, spricht eine Klage über einen eben vor seiner Hütte Erschlagenen und dessen überlebende Geliebte aus; das Versmaafs, in dem ihm diese Klage ausbricht, frappirt ihn und seinen Schüler, der dieses Versmaafs gleichfalls gutfindet. Valmiki sezt sich darauf in der Hütte auf seinen Stuhl nieder, und fällt in tiefe Betrachtung. Da kam der glorreiche Brahma (ob im Original Brahm oder Brahma in dieser ganzen Erzählung steht, weifs ich nicht zu sagen, es ist aber für sich selbst gleichgültig) der viergesichtete, der Herr der drei Welten, in der Hütte an. Valmiki in seiner Vertiefung erblickt ihn, steht auf, bückt sich mit gefalteten Händen, präsentirt ihm einen Stuhl, sezt ihm Wasser, Milch, Reis vor; Wasser, um ihm die Füsse zu waschen (— gewöhnliche Gaben und Bezeigungen gegen einen geistigen Lehrer); Brahma läfst sich auf den dargebotenen Stuhl nieder, und heifst den Valmiki sich gleichfalls einen nehmen. Valmiki sezt sich, ist mit seinem Geiste auf Brahma gerichtet, fällt in tiefes Nachdenken, und singt eine Strophe (nicht etwa des Lobes auf Brahma, der vor ihm säfse, sondern) der Klage über die Unthat, den vorhinerwähnten Mord, — im Versmafs der vorigen Klage. Brahma sagt ihm nun umständlicher, in diesem Metrum soll er Rama's Thaten besingen, und verschwindet. Valmiki und der Schüler ist voll Erstaunens; die Schüler insgesammt rufen in diesem Versmaafse aus, dafs aus den Worten, die der Lehrer über die Mordthat gesprochen, diefs Versmaafs entstanden sei. So entschliefst sich nun Valmiki, in demselben den Ramayuna zu componiren. — Man sieht, dafs selbst gegen jene Aeufserlichkeit des Erscheinens Brahma als das tiefe Sinnen charakterisirt bleibt.

Es sind aber die Momente und deren Verhältnifs, welches im Vorhergehenden aus der Natur der Sache sich ergeben hat, nach ihrem bestimmtern Vorkommen in der Indischen Darstellung aufzuzeigen. Brahm's *metaphysische* Bestimmung ist so bekannt, als einfach und schon angeführt worden, das *reine Seyn*, reine Allgemeinheit, *supreme being*, das höchste Wesen; das Wesentliche und Interessanteste dabei aber ist, dafs diese Abstraction festgehalten werde gegen die Erfüllung, Brahm nur als das reine Seyn, ohne alle concrete Bestimmung in sich. Wenn wir Europäer sagen, Gott ist das höchste Wesen, so ist diese Bestimmung ebenso abstract und dürftig, und die Verstandesmetaphysik, welche das Erkennen Gottes, d. h. Bestimmungen von ihm zu wissen läugnet, fordert, dafs die Vorstellung von Gott sich auf dieselbe Abstraction beschränke, von Gott nichts weiter wissen soll, als was Brahm ist. Dieser kritischen Weisheit unerachtet wird im Allgemeinen die Europäische Vorstellung diefs in sich behalten, dafs sie, bei dem Worte höchstes Wesen oder noch mehr Gott, ein Concretes, ihn als Geist vor sich hat, und dafs das, was sie meynt, reicher und gehaltvoller ist, als das, was sie sagt.

Diefs veranlafst mich zu einer Bemerkung über die Uebersetzung von Brahm (im Neutrum) bei Hrn. v. Schl. durch numen, wie Krishnas zum Unterschiede durch almum numen bezeichnet wird; Hr. v. H. gebraucht den Ausdruck Gott, wie derselbe ausdrücklich S. 21 bemerkt, dafs aus vielen Stellen deutlich hervorgehe, dafs das Brahma und Gott dieselben Begriffe seien. Hr. Guigniant in der Uebersezung der Creutzer'schen Symbolik (Tome I. P. II Notes p. 618) erklärt sich sehr bestimmt gegen Hrn. v. Schl. *méthode, qui consiste à traduire généralement, par des expressions latines correspondantes, les termes sacramentels de la philosophie réligieuse des Brahmanes, et beaucoup d'autres dénominations théologiques et mythologiques, en faisant disparaître complétement les noms originaux. — Cette manière efface et détruit toute originalité, toute propriété, toute couleur locale.* — Hr. von Schl. gibt zwar an (Ind. Bibl. II. B. 4. H. S. 422), dafs das Wort Brahma (neutr.) ganz genau dem griechischen *τὸ θεῖον, einigermafsen* auch dem Lateinischen numen entspreche, wenn dieses schöne Wort nach seiner wahren Würde

Digitized by Google

gebraucht werde. In allen diesen Ausdrücken, wie nicht weniger in Deus und Gott, ist Gott zwar so unbestimmt gesagt, als Brahm an sich unbestimmt, d. h. abstract ist, aber der grofse Unterschied ist, dafs jene Ausdrücke von einer concreten Vorstellung begleitet, nicht in der Unbestimmtheit gemeint sind, welche das innere Wesen Brahmas ausmacht. Es ist oben bemerkt worden, dafs beim Uebersetzen aufser der äufserlichen Nothwendigkeit auch der Sache nach für zulässig angesehen werden mufs, für den Ausdruck einer Sprache, der etwas Besonderes bezeichnet, in der andern den Ausdruck des Allgemeinern zu nehmen, oder auch umgekehrt; anders aber ist es, wenn jeder der beiden Ausdrücke etwas eigenthümlich Specificirtes bedeutet, und das Allgemeine nur das Gemeinschaftliche derselben ist. Hier bringt der Gebrauch des specifischen Ausdrucks in unsere Vorstellung eine Bestimmung des Inhalts, welche vielmehr entfernt bleiben, und läfst dagegen eine andere weg, welche ausdrücklich vor uns gebracht werden soll. Diese Veränderung, die bei untergeordneten Zügen und Modificationen unwichtiger werden kann, wird verwirrend, wenn sie bei den allgemeinsten und wichtigsten Grundbestimmungen eintritt. Deus, θεὸς, wie Deva auch Anderes der Indier, mag wohl und mufs sogar als *Gott* übersezt werden, wenn es nur um die unbestimmtere Vorstellung zu thun ist. Wenn aber die Verschiedenheit herausgetreten und sie ausdrücklich für die Vorstellung zum Auffassen bezeichnet ist, da werden wir getäuscht; wenn uns statt eines Specifischen das davon specifisch Unterschiedene gegeben wird. So, wie im ersten Artikel bemerkt worden, enthalten unsere Priester, Soldaten u. s. f. eigenthümliche Verhältnisse, die in den Brahminen, Kshetri u. s. f. fehlen, wogegen in diesen wieder Bestimmungen sind, welche untrennbar zu ihrer wesentlichen Natur gehören. So wird man auch gewifs nicht für Zevs, Jupiter, ob diefs gleich der höchste Vater der Götter ist, Gott oder auch das höchste Wesen übersetzen. Die objective Bestimmung Brahms, diese Kategorie des *reinen Seyns*, in welches die Indische Vorstellung *Alles* besondere sich *auflösen* läfst, als das Nichts alles Endlichen macht das Erhabene der Indischen Religion aus, das jedoch darum noch nicht das Schöne noch weniger das wahrhaft Wahre ist. Vielmehr ist das reine Seyn, um seiner Abstraction willen, nur endliche Kategorie. Doch begehen hiebei die Indier, so wenig als die Eleaten, die Inconsequenz nicht, das Nichtseyn von dem Seyn unterschieden zu setzen, oder es von ihm auszuschliefsen; Hr. v. Humboldt bemerkt diefs 14 nach Lect. IX. 19. wo Krishnas sagt: Unsterblichkeit und Tod bin ich, *was ist*, *was nicht ist*. Dasselbe, dafs Brahma die *entity* und *non-entity* ist, kommt auch anderwärts genugsam vor. — Dieses reine Seyn, weil es nicht bis zur Bestimmung der unendlichen Subjectivität fortgeführt ist, gibt den Indischen *Pantheismus*, wie zugleich insofern den *Monotheismus*, weil das reine Seyn das Eine ist. Colebrooke's so häufig angeführtes Resultat aus der Kenntnifs der Vedas, (*Asiat. Res. Vol. VIII*), dafs die alte Indische Religion nur *Einen Gott* anerkennt, aber das Geschöpf nicht hinlänglich von dem Schöpfer unterscheidet, hat zwar die nähere Bestimmung, dafs ursprünglich die Sonne als die grofse Seele (Mahanatma) gefafst worden ist; aber insofern es nur um solchen Monotheismus zu thun ist, bleibt derselbe, oder ist vielmehr reiner vorhanden im Brahm. Dieser Monotheismus ist aber eben so wesentlich Pantheismus, denn wenn das Eine auch als *Wesen* oder als die Abstraction *des Allgemeinen* bestimmt wird, ist es um dieser Abstraction selbst willen die *Unmittelbarkeit*, und darum allerdings als das *Seyn der Dinge*, immanent und identisch mit ihnen, das Geschöpf insofern nicht vom Schöpfer unterschieden; allein diefs immanente Seyn ist darum nicht die concreten und empirischen Dinge und deren Endlichkeiten, sondern vielmehr nur das *Seyn* ihres Daseyns, die unbestimmte Identität. Diefs ist es, was die Unvollkommenheit der Kategorie der Substanz ausmacht, dafs es in die Betrachtung des äufserlichen denkenden Subjects gelegt ist, die Unterscheidung zu machen, in dem Anschauen und Bewufstseyn der endlichen, einzelnen Dinge von ihrer Endlichkeit und Einzelnheit zu abstrahiren, und die Substanz, das Eine Seyn, festzuhalten. Ich habe es anderwärts (Encyklop. der philos. Wissensch. 2te Ausg. S. 519 ff. u. Vorr. S. XIII.) ausführlicher gerügt, dafs es heutigstags besonders bei den Theologen, welche die Vernunft nicht von dem Verstande, nicht einmal die Substanz von der Accidentalität zu unterscheiden wissen, vielmehr überhaupt das Vernünftige zur Albernheit verkehren und dichten, Mode ist, den Pantheismus gerade in sein Gegentheil zu verkehren, indem sie versichern, durch ihn werde das Unendliche zu endlichen Dingen, das Gute zum Bösen u. s. f. und hiemit ebenso das Endliche als *affirmativ* bestehen bleibend zum Unendlichen, das Böse als solches seiend, zum Guten gemacht. Sie fas-

Digitized by Google

sen so den Pantheismus als eine *Allesgötterei* auf, als ob ihm die einzelnen Dinge und deren empirische endliche Existenz als solche für göttlich oder gar für Gott gehalten würden. Es wäre nur dem Vieh, als welches Anschauungen wie auch Vorstellungen von Bildern hat, aber als nicht denkend nicht zum Allgemeinen kommt, solches Dafürhalten zuzuschreiben; und unter den Menschen gehört nur jenen Erfindern solcher Behauptung eine solche Vorstellung an.

Der Unterschied der Erkenntnifs in dieser Rücksicht ist sehr gut in dem Bewufstseyn der Indier, und in der von Hrn. v. H. S. 13 angeführten XVIII. Lection sl. 20—22 angegeben. Die wahrhafte Erkenntnifs, heifst es daselbst, ist, in *Allem*, was existirt, nur das *Eine unveränderliche* Princip, das *Ungetheilte* in dem Theilbaren zu sehen. Die zweite Erkenntnifs ist, die verschiedenen (besonderen) Principien in den einzelnen Dingen zu erkennen, — noch beschränkte Allgemeinheit, wie unsere allgemeinen Naturkräfte u. s. f. Die widrigste Erkenntnifs, die der dritten Qualität, der *Finsternifs*, ist aber die, nur vom Einzelnen zu wissen, als ob ein solches ein Ganzes für sich wäre, ohne ein allgemeines Princip. Von solcher absoluten Selbstständigkeit der einzelnen Dinge und deren Bestimmtheiten kommt jene Vorstellung des Pantheismus nicht hinweg, und da es die ausdrücklichste Bestimmung des Pantheismus ist, dafs die einzelnen Dinge und alle endlichen Qualitäten als nicht selbstständig, vielmehr als in dem reinen Seyn nur aufgehobene, *negirte* zu fassen seien, so ist es in der That nur die eigene Unfähigkeit der Subjecte, die sich jene falsche Vorstellung machen, sich von dem Glauben an die Selbstständigkeit, an die Absolutheit des Endlichen nicht losmachen, um das Factum nicht richtig auffassen zu können.

Es sind lange Tiraden im Gedichte, in denen Krishnas dieses allgemeine Seyn von sich ausspricht. Lect. VII: Ich bin der Geschmack in den Wassern, der Glanz in der Sonne und Mond, das mystische Wort in den heiligen Büchern, der Ton in der Luft, das Wissen der Wissenden u. s. f. Weiter Lec. X: Unter den Aditiaden bin ich *Vishnus*, unter den Sternen die Sonne u. s. f. unter den *Rudras* bin ich *Sivas*, u. s. f. Diese Tiraden, die Anfangs erhaben lauten, macht die Monotonie bald gleichgültig; zunächst sprechen sie aus, dafs Krishnas in allem Einzelnen das Wesentliche, das Princip sei, welches jedoch wie Geschmack, Glanz, u. s. f. selbst noch etwas Beschränktes ist. — In diesen Tiraden führt dann auch Hr. v. Schl., beiläufig gesagt, die oben bemerkte Weise des Uebersetzens nicht durch; diese Stellen strotzen von unübersezten Eigennamen; auch Sivas heifst nicht etwa numen destruens, fatum oder dergleichen, wie statt Krishnas immer numen almum steht. — Jene vielen besonderen Allgemeinheiten werden aber selbst absorbirt in das Eine, Brahm, das Krishnas ist.

Wenn hier Krishnas sagt, er sei Sivas, so gibt Sivas, wenn er seinerseits loslegt, diefs dem Krishnas heim, und sagt, er sei Krishnas. In Oupnekat IX der dem Sivas gewidmet ist, spricht dieser ebenso, zum Theil mit den kühnsten Wendungen der Abstraction, die in die Einheit auf diese Weise eine Bewegung bringt, von sich. Was gewesen ist, ist Rudras (d. i. Sivas) und was ist, ist er, und was seyn wird, ist er; Ich war immer, bin immer, und werde immer seyn. Es gibt kein Zweites, von dem ich sagen könnte: Ich bin es, und es ist Ich. Was *ist*, bin Ich, und was *nicht ist*, bin Ich. Ich bin Brahma und Ich bin Brahm, u. s. f. Auch fernerhin in Einem Zuge: Ich bin die Wahrheit, Ich bin der Ochs u. s. f. Ich bin das höchste Seyn. Ferner wird defswegen, wo die Anschauung oder Vorstellung von andern einzelnen Gegenständen, Elementen u. s. f. anfängt, von ihnen gleichfalls als das Lezte gesagt, dafs sie Brahm sind. In dem Vedas wird dem Vach (der Sprache) beigelegt, dafs sie diefs von sich sagt; — ebenso: Luft, du bist Brahm, die Sonne ist Brahm, Speise, Brod u. s. f. ist Brahm. — Ein Engländer, (*Mills History of British India Vol. I*), der diese Zusammenstellung aus den Vedas macht, kommt dadurch und nachher zu Erwähnendes auf die Verstellung, dafs Brahm, wie auch *das Eine*, bei den Indiern nur ein vages Prädicat des Preises, gleichsam eine Nichts sagende Titulatur sei. Der Grund, den er angibt, ist, dafs die Indier nicht zu der Vorstellung der Einheit Gottes gekommen sind; und was ihm hiegegen spricht, ist, wie er es nennt, ihre ungeheure Inconsistenz, die Thätigkeit des Einen Gottes zu den Charakteren von Brahma, Vishnu und Sivas fortgebildet zu haben. Diese Inconsistenz ist allerdings die Folge davon, dafs jene Einheit noch nicht in ihrer wahrhaften Bestimmung, nicht als in sich concret, als Geist aufgefafst; dafs sie nur die Kategorie des Substantialitäts-Verhältnisses ist. Die hiemit nothwendige Inconsistenz erscheint als der haltungslose Taumel, der oben nach der subjectiven Seite bemerklich gemacht worden, und ebenso in

Digitized by Google

der Vorstellung des Objectiven nothwendig ist, — als das Herausfallen von dem Einen in die vielen Götter und das Zurückfallen von diesem Reichthum und Pracht der Phantasie in das leere, trühe Eine; ein perennirendes Abwechseln, das wenigstens diese Wahrheit in sich hat, dafs diese Götter und die endlichen Dinge überhaupt nicht selbstständige Wirklichkeiten sind. Die metaphysische Bestimmung, die wir gesehen, ist als solche nur für das denkende Subject; ihr Inhalt ganz nur die Abstraction selbst; sie hat darum für sich selbst keine Wirklichkeit; denn in der Welt machen nur die endlichen, einzelnen Dinge ihre Existenz aus, in welche sie also nicht als sie selbst, sondern als ein Anderes ihrer selbst existirt. Aber die Morgenländer *sind* nicht zu diesem Verstande gekommen, sich auch an solcher Abstraction, dem reinen Seyn, dem blofsen Wesen, zu begnügen, wenn sie auch dieselbe denkend gefunden haben. Das Eigenthümliche nach dieser Seite ist die Art, in welcher Brahm als solcher nicht als abstracter Gedanke eines Andern, noch in einer Personification für einen Andern, sondern *für sich* existirend gewufst wird. Nach dieser Bestimmung sehen wir Brahm als das abstracte Selbstbewufstseyn ausgesprochen, zu welchem der Yogi gewaltsam sich concentrirt und ausleert. An dieser Vertiefung des Bewufstseyns in sich hat das reine Seyn in der That eine Existenz, die eben so allgemein d. i. abstract, als es selbst, ist.

Dieser Sinn der Vertiefung eben so sehr als des Brahm zeigt sich schon an dem Beispiele der Vertiefung Valmiki's, das oben aus dem Ramayuna angeführt worden; doch erscheint dieser Sinn dort mit Phantasie und Personification vermischt. Er ist in seinen unvermischteren Formen zu betrachten. — Zunächst ist die Andacht eine solche Form als ein momentaner Zustand, den der Yogi zum anhaltenden zu machen strebt. Am deutlichtsen macht den Sinn der Indischen Andacht die Darstellung eines Engländers, der sich gründlich um die Einsicht in die Indische Religiosität bemüht hat, und sich durch Fragen, die er macht, und Antworten, die er dem Indier in den Mund legt, erklärt. Fragt man einen Indier: verehrt ihr das höchste Wesen (d. i. Brahm) mit einem Cultus? Betet ihr zu ihm? Bringt ihr ihm Opfer? Er wird unmittelbar antworten: „Nein, niemals!" So betet ihr ihn im Geist an, — was der reinste, zugleich auch der thunlichste Gottesdienst ist, da er wenige oder keine Umstände nöthig macht? „Nein." Preiset ihr ihn? „Nein." Denkt ihr über seine Eigenschaften und Vollkommenheiten nach? „Nein" (Oben haben wir gesehen, dafs die Devotion ganz leer ist). Was heifst denn nun jene so gerühmte stille Meditation? Seine Antwort wird seyn, „wenn ich in irgend einem Gottesdienste mit übergeschlagenen Beinen, mit erhobenen gefalteten Händen, die Augen geschlossen, in Ruhe des Geistes, der Gedanken, der Zunge und Lippen, sitze, so sag' ich innerlich: *Ich bin Brahm.* Wir haben nicht das Bewufstseyn, Brahm zu seyn, durch die *Maya.* Es ist verboten das höchste Wesen zu verehren, ihm Gebete und Opfer darzubringen, denn diefs wäre ein Gottesdienst an uns selbst gerichtet; Emanationen von ihm mögen wir verehren und anbeten." — Von Brahma ist zwar die Tradition vorhanden, dafs er vormals Tempel gehabt, aber auch sie sind umgestürzt worden (s. Creutzer Symb. I. 575 u. Guigniant I. 241.) aber um so weniger hat Brahm Tempel. — Auf ähnliche Weise ist in unsern Zeiten, wie man in öffentlichen Nachrichten gelesen, dem Künstler Canova, der sein Vermögen zur Erbauung einer Kirche in seiner Vaterstadt Possagno bestimmt hat, von der geistlichen Behörde nicht gestattet worden, sie *Gott* zu widmen.

Diefs Verschwinden der Objectivität des Brahm liegt schon unmittelbar in dem, zum Ueberflusse angeführten, auf jeder Seite unseres Gedichts als Ziel der Vertiefung ausgesprochenen Einswerden mit Brahm, Werden zu Brahm, Deification, oder vielmehr Bramification. Ich übergehe, über diefs Einswerden Stellen anzuführen, die sich ins Unendliche vermehren liefsen. Nur hat es ein näheres Interesse, die Bestimmungen zu betrachten, welche der schon angeführte älteste Indische Lexicograph von Brahm gibt, und mit denen uns Hr. v. Schl. (ind. Bibl. II. Bd. 4. H. S. 423) bekannt macht. Aufser der Bestimmung von reinem Seyn gibt derselbe noch zwei Bedeutungen an, nämlich 1. die Vedas (sogar steht diese vor dem reinen Seyn) und 2. Religionsübung. Dafs diefs nur scheinbar verschiedene Bedeutungen wesentlich nur äufserlich unterschiedene Formen eines und desselben Inhalts sind; mufs nirgend mehr der Fall seyn als bei dieser absoluten Einheit selbst, dem Brahm. Der Sinn der Verbindung dieser Bestimmungen geht bereits aus allem Bisherigen hervor; Brahma ist die Vedas und die Opfer, nicht nur wie er das nur *ansich*seiende Seyn von Allem ist, sondern die Vedas, als von den Brahminen gelesen, die Opfer von ihnen dargebracht,

Digitized by Google

sind die Vertiefung, die Andacht, welche Brahm ist. Es ist dasselbe, was in Lect. IX. 16. Krishnas, d. i. wie wir gesehen soviel als Brahm, sagt: Ich bin das Opfer, Ich die Anbetung, ich das gesprengte Wasser und die Kräuter; Ich bin das Gedicht (*carmen*, *Wilk: the ceremonies to the manes of the ancestors*); Ich ingleichen das heilige Oel, Ich das Feuer, Ich der angezündete Weihrauch (*W. the victim*). Indem Brahm selbst das ganze Opfer und die verschiedenen Dinge ist, welche dargebracht werden, wird er sich selbst durch sich dargebracht und geopfert; — er ist als Andacht das abstracte reine Sich-selbst-vernehmen, und als Opfer eben diefs sinnlich-vermittelte-Verhalten zu sich selbst. So ist der Alles durchdringende Brahm, wie es III. 15 heifst, im Opfer *gegenwärtig*, eine auch dort, in der unklaren Darstellung nicht zu verkennende, näher bestimmte Weise der Gegenwart, als in dem allgemeinen pantheistischen Sinne. In dieser Stelle ist ein Kreislauf aufgestellt, der zunächst einen oberflächlichen Sinn gibt, nämlich, dafs durch Opfer Regen und durch diesen die Speise, und damit die Erhaltung der Lebendigen erlangt wird; das Opfer aber wird durch das gottesdienstliche Werk vollbracht, dieses aber entspringt vom Brahm, welcher, heifst es, aus dem Einfachen und Untheilbaren entsprungen ist *) (*numen e simplici et individuo ortum*). Hier ist Brahm selbst (das Neutrum) von dem einfachen Einen (*the great One*) unterschieden. Vornehmlich aber ist die Wirksamkeit des Opfers bemerklich zu machen; Fruchtbarkeit der Erde darf hier nicht als eine Folge desselben vermittelt durch die göttliche Rücksicht auf die mit Opfern unterstützten Bitten der Sterblichen vorgestellt werden. Der Zusammenhang des Opfers und der Hervorbringung oder Schöpfung ist, wie aus dem Obigen erhellt, directer; aus Tod kommt Leben, ist der abstractere Satz. Am wunderbarsten ist die Darstellung dieses Zusammenhangs in einer der Stellen, die Colebrooke in den Auszügen aus den Veda's (*Asiat. Res. VIII.* 404 ff.) gibt; als die Urheber dieser Gebete, die sich auf das Todtenopfer beziehen, wird Prajapati und sein Sohn Yajnya angegeben, jener die ursprüngliche Seele, Brahm, der andere Name scheine, sagt Col., auf das allegorische Opfer des Brahmâ anzuspielen, — (*Guigniaut l. c. S. 602: le sacrifice ou la victime*). Dieses Opfer aber hat folgende Stellung: das Schaffende der ersten unterschiedenen Masse ist die Macht der *Contemplation;* zuerst ward *Verlangen* in diesem seinem Denken gebildet, der ursprüngliche productive Samen, das die Weisen durch den Verstand es in ihren Herzen erkennend, als das *Band des Seyns* in *dem Nichtseyn* bestimmen; dann folgt die weitere schwer verworrene Beschreibung, worin sich wenigstens so viel erkennt, dafs das Erste, was geschieht, das allgemeine Opfer ist, mit welchem das Erschaffen unmittelbar verknüpft wird, oder welches vielmehr selbst als Schöpfung der Welt erscheint.

Ich füge eine Stelle noch hinzu, die Colebrooke (ebendas. S. 475 ff.) aus dem ersten Upanishad des 4ten Veda gibt und die gleichfalls das Hervorgehen des Einen aus sich, und somit sein Zurückgehen in sich, so wie damit zugleich das Erschaffen der Welt auszudrücken scheint; es heifst: durch die *Contemplation keimt* das weite *Eine;* von ihm wird die Speise (Körperliches) hervorgebracht, und von da nach einander Athem, Gedanke, wirkliche Welten, und Unsterblichkeit entspringend aus Werken. Der Allwissende ist *tiefe Contemplation;* in dem Wissen seiner besteht, der Alles weifs; und daraus geht das *weite Eine*, sowohl als Namen, Formen und die Speisen hervor; und diefs ist *Wahrheit*.

Das Abstrahiren, wodurch das Vertiefen wird, ist für sich das Moment der Negation, des Opferns; und der weitere tiefsinnige Gedanke ist nicht zu verkennen, dafs an diese Negativität, die Unendlichkeit, unmittelbar die Thätigkeit des Producirens geknüpft wird (wie bei Jac. Böhm an die Pein, *Qual* das *Qualiren* und *Quellen*). Der Wendungen aber nun in den vielen Theogonien oder Kosmogonien, die uns bereits bekannt sind, Formen, Nahmen und Gestaltungen sind unzählige, in welchen aus jenem vertieften Beschauen, aus der nur in sich versenkten Einsamkeit des Brahm, die productive Thätigkeit, das Erzeugen und der Erzeugende hervorgehend und unterschieden gefafst wird. Es scheint in diesen vielfachen Darstellungen nichts Gleichförmiges zu seyn, als die allgemeine Grundlage der angegebenen Gedanken. Eben so wirft sich das Indische Mythologisiren oder Philosophiren, um das Höchste zu fassen und zu bestimmen, in vielen Formen vom grofsen Einen, der allgemeinen Seele u. s. f. umher, die schwerlich vom Brahm wahrhaft werden unterschieden werden können.

Gleichfalls erscheint *Brahma* (*masc.*) nur als eine von den vielen Auffassungen und Gestaltungen des, zum

*) *Wilkins* hat nur: *Brahm, whose nature is incorruptible.*

Digitized by Google

Subject bestimmten Brahms. Hier, wo die äufserliche Erscheinung (die Maja) beginnt, wird die Mannichfaltigkeit der Gestaltungen immer gröfser und willkürlicher. Brahma erscheint vornehmlich im Verhältnisse zu Vishnu oder Krishna und zu Siva in bestimmterer Gestalt und als Eine Figur der Trimurti, der Indischen Dreieinigkeit; eine *Bestimmung* des Höchsten, welche im Indischen anzutreffen nothwendig die Aufmerksamkeit der Europäer hat auf sich ziehen müssen. So sehr die Ausführung dieser Vorstellung hier wild ist, und den Begriff von *Geist* vielmehr zerstört, der aus ihr hervorgehen sollte; so sehr enthält sie wenigstens die abstracte Form (wie die Pythagoräische und Platonische Trias) zu der concreten Bestimmung des Geistes; und es ist die höhere wissenschaftliche Ausführung, die es erweist, dafs wenn die Vorstellung des Geistes durch das Denken zum Begriff erhoben wird, er schlechthin als dreieinig in sich gefafst werden müsse. Es würde aber zu weit abführen, es auseinander zu setzen, wie das Rudiment der Dreiheit, welche erst im Christenthume zur wahrhaften Idee Gottes gediehen, in der Indischen Vorstellung nur zu etwas Verkehrtem ausgewachsen ist. — Für unsern Zweck aber, den Begriff Brahm's zu bestimmen, ist das Verhältnifs höchst charakteristisch, das ihm zu Vishnu gegeben, und das Geschäft, das ihm in seinen Erscheinungen auf der Welt zugetheilt wird. Ich meine in der Darstellung, welche Creutzer Symbolik I. Th. S. 626 (*Guigniant L. l. c.* 4) nach Polier gibt. Sie zeigt den Brahma, wie derselbe aufser dem Antheile, den er, wie Vishnu und Sivas an der Welt erhalten, noch einen Raum für sich behalten will, wegen dieses Raubs aber von ihnen gezüchtigt wird; dessen ungeachtet, stolz darauf, dafs er die Vedas geoffenbart, mehr zu seyn vermeinte als die beiden Andern. Zur Strafe dieses Hochmuths und dann wegen Lüsternheit wird er verurtheilt eine Reihe von Büfsungen in vier Gestalten, in denen er auf die Welt zu kommen hat, zu durchlaufen. Er kommt als Rabe, als Chundula und meuchelmörderischer Räuber u. s. f. in die weltliche Existenz; nach strengen Uebungen, an denen gleichfalls die Jahre und Jahrhunderte nicht gespart sind, gelangt er wieder dazu, Brahma zu seyn. Unter den Bufsen zu denen er verdammt wird, gehört die, den Vishnu anzubeten, und die Geschichte der Incarnationen desselben zu schreiben. In der zweiten Existenz aus dem Chundula und Räuber ein Weiser geworden, sezte er durch seine Kenntnifs und Auslegung der Vedas Alle in Verwunderung; in Demuth gesteht er, dafs er der ins Fleisch gekommene Brahma sei, verdammt seinen Stolz zu büfsen; er wird dann ein begeisterter Sänger, besingt die Incarnationen des Vishnu, dichtet den Mahabharata und den Ramayuna, — Rama der Held dieses Gedichtes ist eine Incarnation Vischnu's, und Arjunas der Held des ersten, mit dem Krishnas die Unterredung (Bhagavad-Gita) hält, ist Krishnas selbst, Lect. X. 37. — Creutzer macht a. a. O. S. 634 auf den Unterschied aufmerksam, dafs dem Vishnu Erscheinungen in der Welt als Incarnationen, dem Brahma aber die Rückkehr durch Bufse, *Regenerationen* seiner zu sich selbst zugeschrieben werden. Es ergibt sich noch ein weiterer charakteristischer Unterschied. Jene Krishnaschen Erscheinungen sind die eines unmittelbar Glücklichen, für die Liebe Lebenden, grofse Thaten Vollbringenden, Mächtigen; die Ehre, zu der es Brahma in seinen vier Gestaltungen und zwar vermittelst der Büfsungen bringt, ist die eines weisen Sängers und seine Thaten sind die grofsen Nationalgedichte. Seine Grundbestimmung bleibt sonach die Contemplation, die Existenz des *Einen* als abstracte Rückkehr seiner in sich selbst zu sich; indem aber die Meditation zur concreten selbstbewufsten That wird, ist sie die eines gebildeten Weisen, ein Gedicht. Und zwar gedeiht sie dazu durch die Vermittelung der Uebungen, durch die Erhebung aus dem niedrigsten Zustande und Charakter vermittelst jener Büfsungen zur Vollendung. Brahma als Valmiki, der Verfasser des Ramayuna wird der Kaste nach als Chundula angegeben; auch Chaldas (a. a. O. S. 633) der Wiederfinder und Sammler der Gedichte Valmiki's; die vierte und lezte Gestaltung Brahmas ist von armen Eltern geboren ohne Erziehung und Bildung, und wie er sich am Hofe, wo er bekannt ist, als ein Brahmine zeigt, geschieht diefs, um unbekannt zu seyn, und ist diefs nicht sein Stand.

Von den Brahminen aber ist oben gesagt, dafs sie durch die Geburt die Zweimalgeborne sind, und durch sie unmittelbar die Hoheit besitzen, zu welcher der Yogi und der Dichter sich hervorbringen; in ihnen ist Brahma nicht bemüht, die Vermittelung der Uebungen zu durchlaufen. Man kann diese Zusammenstellung auch in unserem Gedicht L. VIII. 11 nicht verkennen, wo die Weise der Vertiefung, wie gewöhnlich als das Zuschliefsen aller Sinne u. s. f. das Aussprechen des einsylbigen Om, beschrieben, und als das angegeben wird, was sowohl die Lehrer der Vedas, als diejenigen üben, die sich der Yoga ergeben. Jenes sind die Brahminen. Wenn wir die Ausdrücke der Schlegel'schen Uebersetzung, bei der wir vornämlich dazu berechtigt sind, in ihrer genauen Bestimmtheit nehmen, so liegt auch darin die obige Bestimmung von der Subjectivität des Brahm's. Von den Brahminen aber heifst es, dafs sie das Vertiefen *simplex ac invidnum nuncupant*, womit das Einfache, Brahma, das Vertiefen selbst als mit Inbegriff des subjectiven Moments, bezeichnet ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 187. u. 188.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1827.

Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Mahabharata. Von Wilhelm von Humboldt.

(Beschluſs.)

Daſs dem Brahminen die Macht über die Natur beigelegt wird, ist oben angeführt. Das gleichfalls schon citirte, älteste, Indische Wörterbuch (Ind. Bibl. II. Bd. 4. H. S. 423) gibt als die erste Bedeutung des Brahma (masc.) an, ein geborner Priester, als die Zweite: der Herr der Geschöpfe; man sieht, daſs Beides ein und dieselbe Bestimmung ist. Brahma, so ist bei Guigniant I. p. 241 das Verhältniſs zusammengefaſst, existirt in den Brahminen, sie werden an seiner Stelle verehrt, dann er wohnt in ihnen, — noch eigentlicher: er selbst wird verehrt, indem sie verehrt werden, sie sind seine Existenz; er ist sie als selbstbewuſste Existenz; sie sind seine ununterbrochene Incarnation. Wenn ein Brahmin geboren wird, heiſst es in Menus Gesetzbuch, wird er über den Welten geboren, der *Herr aller Creaturen*; — dieſs ist wörtlich dasselbe, was das alt-Indische Wörterbuch sagt. — Die Brahminen sind aus dem *Munde* Brahm's entsprungen — der Mund ist theils das Sprechen, — oben ist des Vach's, der Rede erwähnt worden, die Vedas und das Lesen derselben; — theils ist der Mund das Essen; es ist der Brahmin, der die Opfer darbringt; Beides sind die einzigen Pflichten und Geschäfte desselben. Der oben angegebene Sinn des Opfers ist in Menus Gesetzbuch in der Beziehung auf die Brahminen so ausgedrückt: der Brahmin bringt die geschmolzene Butter den Göttern, und die Reiskuchen den Erzeugern des Menschengeschlechts dar, *zur Erhaltung der Welten*; näher ist dieſs daselbst so bestimmt, daſs mit dem Mund des Brahminen die Götter des Firmaments fortwährend mit geschmolzener Butter gespeist werden, (*feast on clarified butter*) und die Manen der Voreltern mit geweihten Kuchen. — Das Verzehren der Opfer durch die Brahminen ist Speisen und Ernähren der Götter, damit die Production und Erhalten derselben und der Welten.

In den Betrachtungen, die der Brahmin an die aufgehende Sonne zu richten hat, Asiat. Res. V. p. 349, (— es sind ihm deren für alle Zeiten und Handlungen des Tages vorgeschrieben) sagt er bei sich; — das geheimniſsvolle Licht (von dem er auch sagt, daſs es die Erde und die dreifaltige Welt u. s. f. ist) das *in mir* wohnt, innerlich in *meinem Herzen* vorhanden ist, ist eins und dasselbe mit jener glänzenden Kraft. Ich bin eine strahlende Offenbarung des höchsten Brahm. — Der Indier hat an dem Brahminen den gegenwärtigen Gott vor sich, wie der Thibetaner, Mogole u. s. f. an dem Dalailama, wie die Secte der Ganapatyas (s. Colebr. As. Rech. VII. p. 279 ff.) zu Chinchwer in der Nähe von Puna den Ganesa (den Gott mit dem Elephantenkopf) in einem Individuum verehren, dessen Familie das Privilegium der erblichen Incarnation dieses Gottes besizt. Der Indier, wie ein Engländer sich ausdrückt, hat gegen den Brahmin die Empfindung, vor ihm niederzufallen und zu ihm zu sagen: Brahmin du bist mein Gott. — Fitz. Clarence, der Adjutant des General-Gouverneurs, Marquis von Hastings, sagt in seiner Reise, daſs einem Brahmin, der in untergeordneten Diensten und Geschäften bei der Englisch-Ostindischen Regierung steht, dieselbe hohe Verehrung bleibt; er führt das Beispiel an, daſs ein Brahmin als Bote mit Depeschen in beschmuztem Aufzug im Gouvernements-Hause ankam; Indier, die sich auf dessen Wege befanden, und den Strick um seinen Nacken (die Auszeichnung der Brahminen) unter dessen staubigen Kleidern wahrnahmen, fielen nieder, und küſsten die Fuſstapfen seiner beschmuzten Schuhe.

Dieſs ist die Art und Weise, wie sich mir die Verknüpfung der abgehandelten Principien des Indischen Geistes auf den Grund der vom Hrn. Verf. gegebenen Forschungen und durch die Vergleichung mit andern Materialien gezeigt hat. Je mehr der gründliche

Digitized by Google

und kritische Fleiſs der Europäischen Gelehrten uns den Zugang zu der Indischen Sinnesart in ihrem eigenthümlichen Lichte aufgeschlossen hat, desto mehr tritt das Detail der Theogonien und Kosmogonien und der sonstigen Mythen zu geringerer Wichtigkeit zurück, denn es zeigt sich bereits, daſs die Willkür der Phantasie, mit der die Versatilität einer feinen Reflexion verbunden ist, solchen Stoff in wilde und unsägliche Mannichfaltigkeit ausgedehnt hat. Man wird dadurch von selbst darauf geführt, den Grundlinien des Gemeinsamen, den Principien des Indischen Bewuſstseyns nachzuforschen und nachzugehen. Je mehr aber bereits jener Reichthum zugleich in der Originalfarbe sich uns darbietet, desto mehr müssen die oberflächlichen Vorstellungen von Indischer Religiosität und deren Inhalt, die aus der Anwendung theils der nächsten besten Kategorien unserer Bildung, theils einer Europäischen, oft selbst verworrenen Philosophie entsprangen, aufgegeben werden. Sie müssen der immermehr sich documentirenden Eigenthümlichkeit Indischen Geistes weichen. Aber die Aufgabe der Auffassung wird zugleich um so schwieriger; nicht sowohl um durchgängiger Verschiedenheit Indischer Vorstellungsweise von der unsrigen wegen, als vielmehr weil sie in die höchsten Begriffe unseres Bewuſstseyns eingreift, — aber in der wundervollen Tiefe selbst ungetrennt in das Erniedrigendste verfällt. Der höchstverehrte Hr. Verf., der in so vielen der schwierigsten und an Vorarbeiten oft wenig oder selbst gar keine Unterstützung findenden Forschungen ein neues und selbst oft ein erstes Licht angezündet hat, hat sich auch die Mühe nicht verdrieſsen lassen, aus der diffusen Darstellung des hier behandelten Gedichts die Grundsteine zusammen zu stellen. Wir verdanken ihm, daſs er es uns damit möglich gemacht hat, anderweitiges Material in Verknüpfung zu bringen, und in dessen näheres Verständniſs einzudringen.

Es wäre freilich noch von der zweiten Vorlesung (vergl. S. 45 bis Ende) Rechenschaft zu geben gewesen, welche sich, wie die erste mit dem Inhalte des Systems, nun mit dem Vortrage, sowohl dessen Anordnung als dem Verhältnisse desselben zu poetischer und philosophischer Form, beschäftigt. Doch ist dieser Artikel bereits weitläufig genug gediehen, und man wird von selbst erwarten, daſs die Gelehrsamkeit und der Geschmack dem Hrn. Verf. interessante Reflexionen und insbesondere tiefgehende Vergleichungspunkte mit der Verschmelzung von Poësie und Philosophie im Griechischen Alterthum dargeboten, so wie der ausgebildete kritische Tact desselben uns eine Verschiedenheit zwischen den eilf ersten und den sieben lezten Gesängen des Gedichts bemerklich gemacht hat. Die üble Entdeckung, daſs in astronomischen und genealogischen Werken die Interpolationen etwas Gewöhnliches sind, hat den Gelehrten, welche daraus, wenn nicht geschichtliche, doch endlich sichere chronologische und genealogische Data schöpfen zu können gehofft, ein neues Feld von Schwierigkeiten und Unsicherheit eröffnet. Die etwas Centoartige Beschaffenheit unseres Gedichts hat auf den Inhalt keinen wesentlichen Einfluſs, und vermehrt nur das sonst für sich genug Tädiöse der Indischen Breite und Wiederholung.

H. e. g. e. l.

LXXIII.

Vorlesungen, gehalten an der Königlich-Bayerischen Ludwig-Maximilians-Hochschule, über religiöse Philosophie im Gegensatze der irreligiösen, älterer und neuerer Zeit. Von Franz Baader. Erstes Heft. Einleitender Theil oder vom Erkennen überhaupt. München. 1827. VIII u. 111 S. 8.

Der geistreiche Verfasser dieses Werks hat sich schon seit längerer Zeit die Aufgabe gemacht, den Inhalt der Religion denkend aufzufassen, und auf dem Wege des speculativen Begriffs das an und für sich Wahre und Ewige darin aufzuzeigen. Er hat sich früher schon das groſse Verdienst erworben, den so lange verkannten *Philosophus teutonicus* wieder zu Ehren zu bringen, und viele Goldkörner der Weisheit aus dem harten Gestein herauszuschlagen. Er hat sich in gleicher Weise kühn den Frommen in unserer Zeit entgegengestellt, welche, alle Philosophie hassend, vom Wissen im Glauben Nichts wissen wollen, als den Unfrommen, welche, den leeren Abstractionen einer falschen Philosophie folgend, vom Inhalt des Glaubens in ihrem Wissen und somit eben so sehr, als jene, vom wahren Wissen, welches das Wissen der Wahrheit ist, Nichts wissen wollen. So hat er in verschiedenen kleinen Schriften, besonders in den *Fermentis cognitionis*, die Würde der Wissenschaft behauptet, und keine speculative Tiefe

Digitized by Google

des Dogma gescheut, um sich nicht darauf einzulassen. Herr *von Baader* gehört unstreitig zu den glänzendsten Schriftstellern der Nation, nicht sowohl, was die äussere Form, die Schreibart betrifft, als vielmehr in Ansehung der Intensität seines Witzes und des Gedankens. Er versteht die Kunst, in Wenigem viel zu sagen, wie es das Hinabsteigen in die Tiefe mit sich bringt, und sich in gedankenvollem Ausdruck zu bewegen d. i. in solchem, der zu denken gibt. In diesem ersten Heft ist als Einleitung in die religiöse Philosophie die Lehre vom Erkennen überhaupt abgehandelt. Hierauf will er in einem zweiten die religiöse Naturphilosophie und in einem dritten die Philosophie des Geistes folgen lassen, welches leztere, da der Geist nur in der Societät sich verwirklicht, zugleich die religiöse Philosophie der leztern befassen wird. Das dritte Heft sonach würde zugleich der wichtigen Lehre von der Kirche gewidmet seyn. Es ist nicht zu verkennen, dass der Verfasser in der ganzen Anlage seiner Schrift dem vernünftigen, wissenschaftlichen Gange der neuern Philosophie folgt, und mit dem Logischen hier den Anfang macht, in welchem das Denken überhaupt sich zunächst selbst zu rechtfertigen hat. Ueber den Ausdruck: religiöse Philosophie, erklärt sich der Verfasser gleich im ersten Lehrsatz. Er gibt hier nicht, was man wohl sonst Religions-Philosophie nennt, Philosophie, wie sie nächst anderweitigem Inhalte (Natur, Geist) die Religion zu ihrem bestimmten Inhalte hat, sondern Philosophie überhaupt, wie sie Logik, Natur-Philosophie und Philosophie des Geistes ist, aber in allen Dreien sich aus dem Princip der Religion entwickelt. Er bezieht sich, was diese Behandlung betrifft, auf die Erfahrung der neuern Zeit, in welcher allerdings die Philosophie theils zur Religion nur ein äusserliches Verhältniss hatte, wie z. B. die Kantische, theils die Religion nur in solcher Weise zu ihrem Gegenstande machte, dass sie ihn selbst los zu werden und in Nichts aufzulösen, statt wissenschaftlich zu begründen suchte, welches die sogenannte Philosophie der Aufklärung war. „Es is nicht zu läugnen," sagt der Verfasser, „dass die Speculation seit geraumer Zeit durch ihre Entfremdung von den Religionsdoctrinen und durch die Opposition gegen dieselbe, theils sich verflochten, theils verbrecherisch geworden ist, und eine gründliche Restauration unserer Philosophie, oder wie ein Französischer Schriftsteller sagt: *la desinfection de la pensée*, sich nur durch Wiedereinführen in die Tiefen der Religionsdoctrin bewerkstelligen lässt." Dabei wird es der Verfasser ohne Zweifel auch anerkennen, dass, wenn durch ihre ganze Entwickelung die Religions-Philosophie, sich auf diesen bestimmten Inhalt beschränkend, zeigt, dass sie jenes eitle und verkehrte Streben der Zeit nicht theilt, es eben so unverfänglich ist, die Religions-Philosophie als solche von andern Theilen der Philosophie zu unterscheiden und abgesondert zu behandeln, so wie andererseits diese Absonderung nicht die Bedeutung hat, dass die Philosophie der Natur und des Geistes nicht auch an der Idee des Absoluten und somit in der That an der Religion nicht ihren Ausgangspunkt und ihre Alles durchdringende Seele hätte. Auf jeden Fall können wir nach diesem geistreichen Anfange dem Hrn. Verfasser nur unsere Freude an seinem Beginnen und die Begierde bezeugen, zu sehen, wie er das Princip der Religion auch auf den beiden andern Gebieten der Philosophie in bestimmter Weise künftig wird geltend machen. — Er bezeichnet hierauf die Gegner, mit welchen es die Wissenschaft zu thun hat, nämlich die Wissensverächter, die Wissensfrechen und die Wissensscheuen. „Zu den *Wissensverächtern* muss man jene Unfrommen zählen, welche weder den Schmerz noch die Schmach der Unwissenheit fühlend, alle Speculation als ein überflüssiges und unpraktisches verachten, weil sie derselben, nämlich zu *ihrer* Praxis nicht bedürfen. Zu den *Wissensfrechen* zähle ich jene Unfrommen, welche ein solch Bedürfniss der Speculation wohl kennen, und welche wissend, dass nicht das Fleisch, sondern der Geist (der Gedanke) es ist, welcher lebendig macht, eifrig bestrebt sind, dem Einflusse der Theorie des Guten durch Gegenaufstellung von Theorien und Systemen des Nichtguten möglichst zu wehren. Da nun aber die Lüge und das Verbrechen keine standhaltende raison haben, so sehen wir diese Wissensfrechen seit geraumer Zeit um so eifriger mit dem beständigen Machen einer solchen raison beschäftigt, wie es ihnen denn gelungen ist, unter dem Namen der Aufklärung und des Illuminismus ein System des Obscurantismus (in der Religionsdoctrin und gegen diese) in Europa und der ganzen Welt geltend zu machen, und mit diesem giftigen Spinnengewebe den Gedanken überall zu umstricken. Nur seit Kurzem, nämlich seitdem man wieder anfing, was man freilich nie hätte aufhören sollen, die Waffe der Intelligenz mit Erfolg gegen sie zu führen, *suchen diese wahren Finsterlinge und Geistesbinder den Fortgang des wahren*

Digitized by Google

und guten Wissens wieder dadurch zu hemmen, dafs sie mit dem frommen Wissensscheuen gemeinschaftliche Sache gegen jene machen. Diese frommen *Wissensscheuen* sind nur insofern unsere Gegner, als sie ihre subjective Maxime objectiv gegen die Wissenschaft, welche sie nicht kennen, und über die sie sich doch ein Urtheil anmaafsen, geltend machen wollen. Der Weg und die Arbeit der Wissenschaft (*Dii omnia laboribus vendunt*) ist, wie der der Tugend, nothwendig, sowohl um die Unschuld des Glaubens gegen Verführung, als um ihren Uebergang in die höhere Potenz (in die Illabilität) dieses Glaubens zu sichern." (S. 6.) — Zu wünschen wäre gewesen, der Verfasser hätte in b. Satze noch etwas ausführlicher entwickelt, wie die Philosophie ursprünglich religiösen Sinn und Bedeutung gehabt habe, welches zugleich auf die tiefe, innere Verwandtschaft der Theologie und Philosophie geführt hätte. Denn wenn er sehr richtig sagt: schon das Wort (Liebe zur Weisheit) spreche die Anerkennung der objectiven Existenz einer Weisheit (d. i. eines weisen und weisenden), so wie der Nothwendigkeit der Subjection des Menschen und des sich weisen Lassens von ihr aus, so ist damit allerdings, wenigstens der Etymologie nach, die Philosophie als in der Religion selbst mitenthalten nachgewiesen; aber indem die Religion jene Weisheit (*Chochma*) zugleich als Gott (als den im λογος offenbaren) bezeichnet, ist in gleicher Weise auch die Theologie, wie die Philosophie, in der Religion enthalten. — Der Verfasser leitet hierauf die Entstehung der Philosophie im engern Sinn und geschichtlicher Weise aus dem Bestreben der Völker (Phönizier, Aegyptier) ab, die ursprünglichen Traditionen, welche sie nicht mehr rein überkommen hatten, zu reformiren. Man könnte aber vielleicht diefs, was an sich richtig ist, viel näher nur als Erscheinung dessen ansehen, was die Entwickelung des Bewufstseyns und der Reflexion nothwendig mit sich bringt: denn in dieser ist mit dem Bedürfnifs der Negation das Setzen des Gegensatzes unumgänglich, wie freilich auch die Gefahr vorhanden, von der der Verfasser hierauf sogleich handelt, sich von dem in der Tradition Gegebenen loszureifsen, womit dann, wie er sagt, das Schicksal und Periculum der Speculation für alle folgenden Zeiten entschieden war, und die Hemmung der freien Evolution der Intelligenz erfolgte. Diese abirrende Richtung der Speculation, welche den ersten Grund zu einem absoluten Gegensatze legte, nennt der Verfasser, jener Evolution gegenüber, mit Recht die revolutionäre; sie ist aber in der That einerseits der in der ersten Bewegung des Begriffs durch seine Momente unausbleiblich vorkommende Widerspruch, und andererseits nur als dieser unaufgelöste Widerspruch, und als der gleichsam auf halbem Wege stehenbleibende Begriff das wahre Verderben. Die weitere Forderung hingegen, welche der Verfasser macht, dafs das Ursprüngliche, Hervorbringende auch als das Begründende und Erhaltende anzusehen sei, und sich durch das Begründete als leitend durchzusetzen habe, ist gerecht und nothwendig, und ganz stimmen wir ihm hier bei, wenn er sagt: zu bedauern ist es nur, dafs die gegentheilige Ansicht zur herrschenden unserer Zeit geworden, und dafs selbe in Bezug auf die Religion sich festgesezt hat. Diesem Vorurtheile zufolge denken sich nämlich, sowohl Fromme als Nichtfromme, sowohl für die Menscheit überhaupt, als für jeden einzelnen Menschen, unter Religion etwas absolut Fertiges, Abgeschlossenes, was hiemit höchstens nur (gleich einer Zeitreliquie, oder Mumie oder gleich einem alten schriftlichen Document) zu erhalten, keineswegs aber in Theorie und Praxis, einer Erweiterung oder eines lebendigen Fortwuchses fähig sei. Nun ist freilich das Dogma ein solches fertiges, so wie es kein neuer, sondern derselbe Jesus Christus ist, der in und durch uns (also nicht ohne uns) das Erkennen und Thun stets neu fortwirkt: aber die immer reichere Entwickelung des Dogma widerstreitet so wenig dessen Fortbestand, dafs es diesen vielmehr bedingt." (S. 12.) Aber dieses kann andererseits auch nicht den Sinn haben, als ob die Philosophie auf dem Wege des freien Gedankens durch die Tradition sich müfste binden lassen, und als ob nicht genügte, wenn sie nachwiese, dafs eben der *wahre* Inhalt der Tradition selber nur die speculative Idee ist, und jene von dieser alle Wahrheit hat. So wird denn wohl alle wahre Philosophie und Theologie mit der *wahren* Tradition übereinstimmen; aber weil der Weg der Erkenntnifs in beiden ein ganz anderer ist, so ist es auch an der wirklichen Uebereinstimmung genug. Hier wird nun freilich immer die Klage bleiben, dafs das freie, selbstständige Denken nicht *Alles*, was die Tradition enthält, vor der Idee rechtfertige, und so wendet denn, wie z. B. zur Zeit der Reformation im 16ten Jasrhundert geschah, der Streit hauptsächlich sich auf den Inhalt der Tradition. Die Freiheit und Selbstständigkeit, wel-

Digitized by Google

che das Denken in jener Zeit sich nahm, war keineswegs, wie ihr auch hier Schuld gegeben wird, gegen alle und jede Tradition gerichtet (die biblische war auch eine), sondern nur auf die Ausscheidung der wahren von der falschen. — Der Verfasser geht hierauf zu dem Princip des Selbstbewufstseyns, als dem sich selber Manifestseyn oder der Einheit des Denkenden und Gedachten, der Identität des Hervorbringenden und des Hervorgebrachten über, und betrachtet dasselbe mit Recht als den einzig haltbaren Grund für die Lehre des Erkennens, unterscheidet sodann von dem primitiven das secundäre, als das sich Selberwissen des endlichen Geistes, wobei der innere, immanente Unterschied zur Sprache kommt. Er erkennt es an, dafs erst die neuere Philosophie des Selbstbewufstseyns den Weg gebahnt habe zur Einsicht in die Ursprünglichkeit oder Göttlichkeit desselben oder zu der Einsicht der Identität des Gottläugnens und Geistläugnens. „Mit der Einsicht, dafs der Schöpfer Geist ist, sagt er S. 33, und dafs selbst die kreatürlichen Geister nur durch Theilhaftseyn dieses Urgeistes auch in ihrer Sphäre als freie Causalitäten sich zu äufsern vermögen, hat die religiöse Philosophie festen Grund und Boden gewonnen, und die Worte: gottlos und geistlos gelten aus diesem Standpunkt für synonym.“ Aber er entdeckt zugleich an dieser Seite Irrwege und irreligiöse Richtungen; er fürchtet, „man möchte unter der zeitlichen Bewufstseyns-Entwickelung die des göttlichen Selbstbewufstseyns selber verstehen, und diese Vorstellung widerspräche sodann eben sowohl dem Begriff Gottes, als eines Absoluten, also eines bereits fertigen und nicht erst in der Zeit zum helleren Bewufstseyn sich vollendenden, so wie dieselbe auch dem Begriff des schöpferischen Geistes als Selbstbewufstseienden und in diesem Selbstbewufstseyn von keinem andern (nämlich von den Menschenkindern) Abhängigen widerspräche.“ (S. 23.) Hiemit scheint der Verfasser sich auf die Seite derer zu stellen, welche, indem sie die neuere Philosophie als Identitätsphilosophie bezeichnen, nur eine Seite derselben, und sie somit einseitig bezeichnen, da es ja keineswegs in ihr bei dieser abstracten Identität bleibt, sondern sie auch zum Unterschiede fortschreitet, und man sie also mit gleichem Recht Differenzphilosophie nennen könnte. Die Besorgnifs des Verfassers widerlegt sich aber schon aus dem von ihm selbst Gesagten. Denn es ist, wenn gleich nicht mit den Worten des primitiven und secundären Wissens, doch mit ähnlichen Benennungen des endlichen und unendlichen Geistes der Unterschied in dem Selbstbewufstseyn selbst mitenthalten und anerkannt, nur dafs der Gegensatz, der selbst zum Widerspruch fortgeht, nicht als ein fixer und bleibender zugelassen wird, und erst in der Aufhebung desselben seine Wahrheit und volle Bedeutung erhält. Und das mufs doch der Verfasser als den eigentlich christlichen Standpunkt dieser Philosophie anerkennen, welcher der der Versöhnung des Endlichen und Unendlichen, des Menschlichen und Göttlichen ist. Indem es in des Verfassers Philosophie doch auch nicht bei jenem primitiven und secundären Wissen bleibt, sondern zum vollendeten Ternar fortgeschritten wird, ist dieses selbst von ihm anerkannt. Wenn also von ihm der Satz getadelt wird, in welchem das fortschreitende Wissen der Menschen als die Arbeit seit Jahrtausenden jenes Einen lebendigen Geistes vorgestellet wird, dessen denkende Natur es sei, das, was er an sich ist, zum Bewufstseyn zu bringen; so ist darin eben so wenig bei der abstracten Identität, als bei der abstracten Differenz stehen geblieben, sondern es ist die concrete Einheit gemeint, welche beide zu ihrer Voraussetzung hat. Der Verfasser hingegen fixirt sich hier jenen Gegensatz, und streitet nun nicht ohne Unrecht gegen neue Irrlehren, aber hiemit eigentlich nur mit und wider sich selbst. Weil aber dieser Irrthum der Wahrheit selbst so nahe liegt, so wird er wohl lange noch die Quelle stets sich wiederholender Vorwürfe seyn. Der Verfasser sagt mit Recht in einer Anmerkung S. 26: „Schlimmer kann die Philosophie den die Gränzen des eigenthümlichen Daseyns feststellenden und darüber wachenden Genius — den ὅρος — nicht beleidigen, als wenn sie die Gränzen des Schöpfers und Geschöpfs aufhebt;“ aber eben so gewifs ist auch, dafs das endliche Geschöpf diese Gränze nicht wissen kann, ohne schon darüber hinauszublicken, welches der Zug aller vernünftigen Creatur zu Christo ist, und das Bestreben, sein gottmenschliches Wesen durch seinen Geist denkend und handelnd in sich nachzubilden. Nach jenen Erörterungen geht der Verfasser seinen geistreichen Weg weiter, und hier begegnen wir unter andern der schönen Stelle S. 26: „wie der Apostel sagt, dafs die Creatur der göttlichen Natur theilhaft (nicht Theil derselben) wird, so wird sie *eo ipso* auch der primitiven Erkenntnifs Gottes theilhaft, und Gott ist folglich nicht, wie bis dahin ziemlich allgemein gelehrt ward, ein blofs gewufstes (Object), so, dafs ich als wissend aufser Ihm (ungöttlich), wäre, sondern wie Gott, als sich wissend die Ein-

Digitized by Google

heit seiner als Gewufsten und Wissenden ist, so kann mein Gottwissen nur durch Theilhaftwerden jenes göttlichen Wissens statt finden. Wenn folglich schon dieselbe alte Schlange (welche dem ersten Menschenpaar das Kunststück zu lehren vorgab, sich Gott ohne Ihn und selbst gegen sein Verbot, gleich zu machen) manchem Denker unserer, wie älterer Zeit das ähnliche Kunststück lehren zu wollen scheint: Gott ohne Gott zu erkennen, so ist dieses doch nur Trug u. s. w. Im Folgenden zeigt dann der Verfasser, dafs die religiöse Philosophie eben so sehr den Unterschied des schöpferischen und geschöpflichen Thuns (im Erkennen, Wollen, Wirken) gegen beider Confundirung festzuhalten, als sich der Trennung beider zu widersetzen hat. Was der Verfasser hier sagt, ist eben das, was die ältere Theologie der christlichen Kirche in der Weise des Begriffs bei dem Dogma von der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur in Christo und in der gleichen Verwerfung des Nestorianismus und Eutychianismus geleistet hat; jener ist eben jene Lehre des abstracten Verstandes, der Gott und den Menschen stets aus einander hält und trennt, auch wenn er es zu einer äufserlichen Vereinigung kommen läfst (welcher Irrthum in der neuern Theologie schier bei allen Parteien stabil und zur ausgemachten Wahrheit geworden); diese Confusion ist die des blinden Gefühls, in welchem freilich Alles eins ist. Gegen diese Confundirung führt der Verfasser die vortrefflichen Worte von Meister Eckart an: Gottes Wesen mag nicht unser Wesen werden, sondern soll unser Leben (Begeistung) seyn: dann wir sind ausgeflossen von den Personen und nicht innebleibend im göttlichen Wesen, sondern wir empfingen als geschaffen ein fremd Wesen, das vom göttlichen geursprünget ist. Wir werden mit Gott vereint in Schauung, nicht in Wesung." (S. 29.) — Gern möchten wir nun noch den Verfasser weiter begleiten in seinem Gedankengange, auch gegen Einzelnes wohl noch Einzelnes erinnern: aber wir müssen abbrechen, um noch Platz zu behalten, theils zu einigen Proben des Vortrefflichsten in diesem Buche, theils zu einer allgemeinen Reflexion.

Zu jenem rechnen wir unbedenklich folgende Stellen: „der Irrthum tritt an uns heran mit einer falschen Negation und einer falschen Position zugleich, und nur, indem wir jener falschen Negation eine wahre Position, dieser falschen Position eine wahre Negation entgegensetzen, heben wir den Irrthum gründlich auf, und der Erfolg jeder gelungenen Polemik ist eine neue *Bekräftigung* der Wahrheit durch Vermittelung der *Entkräftung* des Irrthums, eine neue *Behauptung* der ersteren durch *Enthauptung* des lezteren." (S. 3.) „Es war nur der allgemein gewordene Unglaube an die Erweisbarkeit oder Vernünftigkeit der Religion, welcher in unsern Zeiten jenes moderne Glaubenssystem aufbrachte, welches besonders *Jacobi* der falschen Speculation mit Recht, der wahren mit Unrecht entgegenstellte (dafs alle Speculation nothwendig zum Atheism führe), und welches auf einem *Sophisme paresseux* beruhende Glaubenssystem bereits *Rousseau* mit der Behauptung ausgesprochen hatte, dafs der Mensch zu fühlen und zu empfinden aufhört, so wie er zu denken anfängt; wogegen *Thomas von Aquin* lange vor diesem Sophisten sagte: *Ex vi cognitionis homo inducitur ad magis diligendum, quia quanto Deus magis cognoscitur, tanto et magis diligitur.* Diese bis zur Poltronnerie einerseits, andererseits bis zum Wissenhafs sich ausbildende Wissensscheu, welche *Kant* und *Jacobi* selbst den berufenen Vertheidigern der Religion (den Theologen) beibrachten, hatte übrigens und hat grofsentheils noch die schlimme Folge, dafs diese Meneurs gerade zu einer Zeit, in welcher die Wissenschaft wieder in den Dienst der Wahrheit zu treten begonnen hat, gegen sie im Herzen ungläubig und mifstrauend, anstatt sie zu befördern, sich gegen den Obscurantismus hinneigen; so wie wir Aehnliches im Politischen erfuhren. Natürlich wird aber hiemit den Gegnern der Religion wieder bequemes und leichtes Spiel gemacht, wie denn überall die Kampfesunlust oder Faulheit und die Vernachlässigung der Polemik von Seiten derer, welchen die Vertheidigung des Göttlichen obliegt, dem Teufel Feiertage macht." (S. 8.) Das gute Agens will, dafs wir ihm erst als *Werkzeug* (Lehrling) dienen, uns, Falls wir diesen Dienst durchgemacht, zu seinem Mitwirker, Organ oder *Gesellen* erheben, und nur zulezt uns als *Meister, missus* oder Agenten frei lassen: wogegen das böse Agens den verkehrten Weg geht, uns nämlich zuerst als seinen Herrn und Meister behandelt, dem selbes nur als Werkzeug dient (*Mephistopheles* als Pudel), später sich schon zum Gesellen erhebt, zulezt aber den absoluten Meister über uns spielt, als blindes Werkzeug uns sich unterwerfend. *Desinit in atrum piscem!*" (S. 15) „Es ist der Grundirrthum aller Geist- und Gott-läugnenden Philosophie, dafs selbe ein Seyn oder Ding an sich statuirt, welches absolut unerkennbar und absolut unerkannt doch bestände." (S. 17) „Es ist nur die Lehre des Christenthums, dafs Gott der Geist und zwar der dreifaltige ist, welche der Speculation in Deutschland jene Anregung wieder gegeben hat, mittels welcher sie sich aus ihrer früheren Flachheit erhob." (S. 34) „Jedes vollendete Erkennen ist ein wechselseitiges Ineinander-Eingehen des Erkennenden und Erkannten, wie denn jedes Sinnen und Denken ein Bestreben ausdrückt, ins Gedachte einzugehen. Die entgegengesezte Behauptung *Kant's*, gemäfs welcher die Bewegung des Erkennens nur eine Flächenbewegung am Erkannten ist, und unser Erkennen nicht das Ding an sich (die Tiefe) trifft, diese Behauptung, sage ich, welche auch mit jener des Dichters übereinstimmt: Ins Innre der Natur dringt kein erschaffener Geist! müfste man allerdings, Falls sie absolut gelten sollte, mit für das Schalste erklären, was die moderne Philosophie aufbrachte, nämlich Falls man damit das Verlangen unseres Geistes, die Dinge, wie sie wirklich sind, zu erkennen, als ein ewig unabweisbares Bedürfnifs, somit als die constitutive Täuschung und Lügenhaftigkeit unserer denkenden Natur erklärt. Diesem wechselseitigen Ineinander-Eingehen des Erkennenden und

Digitized by Google

Erkannten mittels des *Begriffs* entspricht übrigens ein ähnliches Ineinander-Eingehen des Wollenden und Gewollten mittels der *Liebe*, so wie dasselbe für das sich objectivirende Thun und dessen Vermittlung: die *Kraft* gilt." (S. 62.) Vom Gebet S. 87. ff. Und der Schluſs S. 101. ff.

Der Verfasser verläugnet endlich auch seine Stellung in der Römisch-katholischen Kirche nicht, was wir ihm an und für sich gar nicht verargen wollen. Gegenwärtige Vorlesungen sind von ihm im unmittelbaren Auftrage Sr. Maj. des Königs von Bayern an der neuen Universität zu München gehalten worden. Hiemit hat sich denn innerhalb der Römisch-katholischen Kirche selbst eine Erscheinung hervorgethan, welche für das Verhältniſs der evangelischen Kirche zu ihr von groſser Bedeutung zu seyn scheint. Wenn man nämlich auf dasjenige hinsieht, worauf dermalen die Hauptthätigkeit fast aller protestantischen Theologie gerichtet ist, so dringt sich leicht die Bemerkung auf, daſs das Verhältniſs beider Kirchen zu einander sich allmälig sehr verändern und umstellen zu wollen scheint, und wer kann sagen, was davon wird die Folge seyn. Bisher war der Erfahrung zufolge der Vorzug der evangelischen Kirche hauptsächlich darin begründet, daſs das meiste und rechte Wissen auf ihrer Seite war. Das meiste oder viele Wissen ist an sich von sehr unbestimmtem Maaſs und daran hat auch die Römisch-katholische Kirche in Deutschland bisher ihren, wenn gleich nicht so groſsen Antheil gehabt; im Fach der Kritik und Exegese, der Kirchen- und Dogmengeschichte sind auch auf ihrer Seite berühmte Namen vorhanden. Dieſs Alles konnte sich wesentlich anschlieſsen an die biblische und kirchliche Tradition, und ist seiner Natur nach selbst ein traditionnelles Wissen, nur, daſs auch darin schon die protestantische Kirche für die Behandlung mehr Freiheit in der Bewegung vergönnte, und also von dieser formalen Freiheit hier mehr Gebrauch gemacht werden konnte, wie dort. Das rechte Wissen hingegen ist das Wissen dessen, was unter dem Vielen und Meisten das Wahre, Nothwendige und Ewige ist; es geht daher ganz vorzüglich den göttlichen Inhalt der christlichen Lehre selber an, es geht auf das, was nächst demjenigen, was *darüber* gewuſst werden kann, nun auch *darin* zu wissen ist, es ist das philosophische Wissen in der Theologie, welches zur Sache selbst nicht mehr ein äuſserliches nur, sondern ein inneres, wesentliches, immanentes Verhältniſs hat. Es ist das gehaltvollfreie Wissen, nicht mehr gebunden an die Autorität irgend einer bestimmten Ueberlieferung, sondern begründet allein in der unmittelbaren Gegenwart des Geistes, aber in seiner wahren Entwickelung sicher und gewiſs übereinstimmend mit Allem, was in aller Autorität und Tradition das Wahre, Vernünftige und Nothwendige ist. Keiner von den Philosophen der neuern Zeit ist in der Römisch-katholischen Kirche aufgestanden, und eben so ist es die Philosophie in der Theologie hauptsächlich, wozu es diese Kirche nicht kommen lieſs. Zum historischen Wissen hat sie von jeher Freiheit genug vergönnt: nur die Dogmatik in der Römisch-katholischen Kirche war eine andere, als die in der evangelischen Kirche. *Hug's* Recensionensystem und *Jahn's* kritische Conjecturen konnten bei protestantischen Theologen wohl Beifall finden: aber *Möhler's* oder *Deresser's* dogmatische Vorstellungen kann sich kein protestantischer Theolog aneignen: es ist schon ebenso mit den exegetischen, so weit sie den Inhalt der Lehre betreffen, weil da die Auslegung, ihrer Natur nach, in beiden Kirchen, in Ansehung der Wahrheit, die man in der Bibel erkennt, vom dogmatischen Urtheil, in Ansehung des Irrthums in den man dabei verfällt, vom dogmatischen Vorurtheil abhängt. Wenn aber nun, wie die vorliegende Schrift, obgleich zunächst eines Nichtgeistlichen zeigt, die Römisch-katholische Theologie das philosophische Denken in sich zuläſst, wenn ferner die höchste Lehranstalt in einem ansehnlichen Staate die freieste Bewegung der Philosophie in der Religion und Theologie vergönnt, wenn endlich die Kirche, als solche, von dem Wissen im Glauben keine Gefahr mehr besorgt und dieses auch nicht einmal mehr, wie zur scholastischen Zeit, ein solches ist, welches sich äuſserlich nur und abstract an den Lehren und Gebräuchen der Kirche herumbewegt, sondern in sie selbst eingeht — andrerseits aber in der protestantischen Kirche der Widerwille gegen alle Philosophie in der Theologie zuerst sich mit dem Ignoriren behilft, und wenn das nicht mehr vorhalten will, nun zum bittersten Haſs gegen alle Philosophie überhaupt und gegen sie in der Religion insonderheit fortschreitet (gleich als hätte Philosophie nicht wenigstens gleiche Rechte mit der Historie in der Theologie), wenn man ferner an dieser Seite sich gar zur Verketzerung und Verfolgung vergäſse gegen alle, welche dem philosophischen Denken in der Religion günstig sind, und die matt- und nichts glaubenden Kritiker sich mit den frömmelnden Buchstäblern dazu die Hand reichten, dann müſste man sich wohl überzeugen, daſs in der Stellung beider Kirchen zu einander eine groſse Veränderung entweder schon vorgegangen sei, oder sich doch vorbereite.

Nach solchen Vorgängen darf billig die Frage entstehen, ob die evangelische Kirche, wie groſs und unschätzbar auch die in ihr vorhandene Geistesbildung und Gelehrsamkeit sei, dann, wenn sie das philosophische Wissen in der Religion verschmäht und dieses vielmehr sich auf die entgegengesetzte Seite stellt, der römisch-katholischen Kirche gegenüber sich noch in wündiger und wohlbegründeter Haltung behaupten kann. So lange die römisch-katholische Kirche keine bedeutende Macht der Intelligenz entwickelte, konnte die protestantische Kirche mit den bisherigen Mitteln ausreichen und die kleinlichste Polemik konnte mit diesen Mitteln ihr Wesen treiben, die formale Freiheit behaupten, ohne sich auch nur im Mindesten auf die Sache selbst einzulassen. Aber es können Zeiten kommen, wo man zur Sache schreitet, und

Digitized by Google

nicht mehr bei demjenigen, was äufserlich nur daran und darüber zu wissen ist, stehen bleibt. Vielerlei weifs die gelehrte Theologie unserer Zeit: das ist mit Ruhm anzuerkennen; weifs sie aber die Frage: *was Gott ist*, nicht mehr zu beantworten, so hilft ihr alles Uebrige nichts mehr: denn eben in der Beantwortung dieser Frage ist sie erst *Theologie*, dieses ist ihr Element, ihr Anfang, Mittel und Ende. Die protestantische Theologie ist längst auf einen der Sache selbst fremden Boden gerathen, und kann, wird es einmal mit der Sache selbst Ernst, ihre grofse Pflicht nicht mehr erfüllen. Selbst das Berufen auf die Bibel, die uns doch nicht allein gehört, kann sich leicht als machtlos erweisen; denn ob sie zwar eine objective Autorität zu seyn scheint, so bedarf sie doch, um etwas zu seyn und zu sagen, der Auslegung, und mit ihr *an und für sich* sind wir wieder auf dem Gebiet einer ganz subjectiven Autorität. Ihr gegenüber steht die noch immer behauptete objective Autorität kirchlicher Unfehlbarkeit. Die Wahrheit, welche höher steht, als beiderlei Autorität, ist der Begriff und dieser ist, dafs nur der Gedanke, der Geist allein wahrhaft und recht die Bibel auszulegen und ihren göttlichen Inhalt zu fassen vermag. Er ist in ihr nicht nur an sich, sondern auch *für* sich, nur *für* den Geist. Die Auslegung, wenn sie auf mehr als den Wortsinn, wenn sie auf Gedanken ausgeht, wäre selbst noch ganz roh und ungebildet, wenn sie das, *wonach* und *womit* allein die heilige Schrift wahrhaft auszulegen ist, lediglich aus ihr zu entnehmen vermeinte. Der Geist aber ist das Glauben und Wissen. Es gibt eine Auslegung im Glauben und in der Gemeinschaft der Gläubigen, eine höhere im Wissen und in der Wissenschaft; nicht ihrem wesentlichen Inhalte nach sind beide verschieden, sondern nur wie Glauben und Wissen. Ist nicht der Glauben und das Wissen d. i. der Geist an und für sich vorhanden, so bleibt die Bibel unverstanden und unausgelegt. Das Wissen aber der mehr als historischen, der absoluten und ewigen Wahrheit in der Bibel ist in der Theologie nicht möglich ohne Philosophie. Durch den Mangel von dieser und jener ist es vielmehr geschehen, dafs die Theologie jezt so sehr mit sich selbst entzweit und zerfallen, mit sich selbst im Widerspruch ist, und sich nur noch in den kläglichen Gegensätzen des Rationalismus und Supernaturalismus bewegt, gleich einem Patienten, der sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite herumwirft, in der Hoffnung er werde sich besser befinden. Mit dem Ignoriren jenes Widerspruchs ist auch eben so wenig geleistet, als mit der Uebertünchung desselben, sondern erst der Widerspruch gegen jenen Widerspruch ist die Aufhebung des leztern, ist das Wissen der Wahrheit, die Befriedigung und Versöhnung des Geistes, und diese gewährt allein das philosophische Denken in der Theologie. Was ihr ohne dieses allein übrig bleibt, ist die blofse Beschreibung, die Versicherung und das Raisonnement. Auf diese armen Mittel allein ist sie alsdann noch beschränkt und angewiesen; von wahrer Methode der Untersuchung ist gar nicht die Rede mehr. Die Beschreibung ist die Flächenbewegung an ihrem Gegenstande, welche Merkmale an ihm aufgreift, um ihn von andern zu unterscheiden, Definitionen zu Stande bringt und ihn darin zu haben meint; dabei kann, was er an sich und seinem Wesen nach ist, ganz unerkannt, ja dahin gestellt bleiben: diese die Religion in ihren Wirkungen, Gefühlen, Vorstellungen und Meinungen beschreibenden Theologen sagen es meistens selbst, von Gott selbst könne man Nichts wissen. Wo dann die Sache selbst, welche hier die an sich seiende Wahrheit ist, kein Recht mehr hat, tritt die Versicherung ein: denn wo die objective Erkenntnifs der ewigen Wahrheit nicht mehr gesucht, oder sie für unerreichbar gehalten wird, da mufs sich Alles zulezt nach subjectivem Belieben und Meinen entscheiden. Der Urtheilende knüpft da nur an das gute Vorurtheil an, welches er für sich hat, dafs er Alles auf die Sache selbst sich äufserlich beziehende durchforscht, alle Meinungen darüber abgehört und abgewogen und zulezt nach reiflichem Erwägen dieser bestimmten Meinung den Vorzug zu geben beschlossen habe. Das ist die Weise der um die Sache selbst herumgehenden Versicherung und des Dogmatismus, der als solcher dieser blofs versichernde ist. Das Raisonnement endlich ist noch dazu das Wissen aus Gründen, diese aber sind lediglich nur der Widerschein jener subjectiven Meinung selbst oder Rücksichten, die aufser der Sache liegen und deren Verknüpfung mit der Meinung an sich ganz zufällig und willkürlich ist. Gründe lassen sich angeben für Alles; jede Einseitigkeit und Willkürlichkeit hat ihren Grund, jede Sophisterei fasset an der Sache eine solche Seite auf, von der sie ihr günstig ist, und welche in ihre Beziehungen pafst; das Entgegengesezte gilt sich darin gleich, und geht nach den Umständen aus solchen Gründen hervor. Zum Beispiel die vormaligen Helden der Lehrfreiheit verwandeln sich unter andern Umständen in die besten Ketzermeister; sie haben dazu ihren guten Grund; sie wollten die Lehrfreiheit nur, damit jeder die Freiheit hätte, *ihre* Lehre anzunehmen; sie wissen recht gut, dafs das philosophische Denken dem Raisonniren in der Wissenschaft nothwendig ein Ende macht. Denn der einzig zureichende Grund ist der concrete *Begriff*, und den wollen sie nicht.

Das ist der gegenwärtige Zustand der protestantischen Theologie. Mögen wir uns also nächst dem treuen Forschen in dem Einzelnen, Vielen und Mannichfaltigen, durch die dringendsten Bedürfnisse der Zeit gemahnt, auch noch zusammennehmen auf einem andern Punkt, nämlich auf dem Gebiete der strengen Wissenschaft, um uns nicht übertreffen zu lassen durch die starken Fortschritte, welche die Bewegung der Geister aufserhalb der evangelischen Kirche macht.

Marheineke.

Digitized by Google

Nro. 189. u. 190.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1827.

LXXIV.

Connaissance des tems ou des mouvemens célestes à l'usage des Astronomes et des navigateurs pour l'an 1825, *publiée par le Bureau des longitudes.* (Paris 1822.)

Diese alte, ehrwürdige, Ephemeride fängt seit einigen Jahren an, aufser dem eigentlichen Schiffer-Kalender auch noch sehr schätzbare nautisch-geographische Abhandlungen zu liefern, und das Verzeichnifs geographischer Ortsbestimmungen (der Versicherung nach) zu vervollkommnen.

Den Anfang macht der

Catalogue des Etoiles visibles à Paris pour le commencement de 1820.

Das Sternverzeichnifs selbst ist sehr *dürftig*. Schon die Ueberschrift zeigt, dafs es für Seefahrer in unseren, nordischen, Gewässern berechnet ist. Man dachte nicht daran, auch dem Schiffer *die leitenden Gestirne* in der südlichen Hemisphäre — zum Beispiel die Lage der schönen Sterne, Canopus und anderer angeben zu müssen.

Table des positions géographiques.

Ein stehender Artikel. Eine Zergliederung der Tabelle würde für diese Blätter zu weitläuftig seyn. Aber warum und aus welchen Gründen sezt man z. B. die Breite von *Berlin* noch 52° 31′ 45″ statt der richtigern von *Tralles* bestimmten?

Die Länge von *Rio Janeiro* (ein Punkt, welcher den Seefahrer besonders interessirt) ist *um einen halben Grad* zu klein angegeben worden — und dergleichen mehr.

Die *alphabetische* Ordnung, welche man bei diesen Ortsbestimmungen gewählt hat, scheint mir die unzweckmäfsigste von allen zu seyn. Denn für den Seefahrer und Karten-Zeichner ist es bequem, die Ortsbestimmungen für diejenigen Gegenden vor Augen zu haben, wo er sich befindet oder die er in Karten niederlegen will. Hätte man, seit des verdienstvollen *Mechain's* Zeiten, lieber eine Verbesserung statt Neuerung vornehmen wollen; so hätte man die Oerter (wie in den Sternverzeichnissen) nach geographischer Länge angeben können.

Auf der 16ten Seite gibt Herr etc. *Burkhardt* eine *Table des différences logarithmiques*, um die Zurückführung gemessener scheinbarer Mondsabstände auf wahre zu erleichtern. *Abkürzung* des Calculs kann ich darin nicht finden. Herr *Burkhardt* hat aber das Verdienst, auf die Nothwendigkeit der Berücksichtigung von Druck und Wärme der Luft zunächst aufmerksam gemacht zu haben. Denn in den neuesten Jahrbüchern, selbst in Mendoza y Rio's Tafeln wird die Veränderung der Refraction theils ganz vernachlässigt, theils, wenn sie noch berücksichtigt werden soll, auf eine schädliche Art und Weise angebracht.

Der Ingenieur-Hydrographe Herr *Givry* gibt (Nro. 324) ein

Resumé des operations hydrographiques faites en 1819 *et* 1820 *pendant la campagne de la Corvette la Bayadère et du Brik le Favori, commandés par le Baron Roussin.*

Gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts bekam man einigermafsen genaue hydrographische Kenntnisse von den Brasilischen Küsten. Die ersten Karten gründeten sich auf unvollkommne Mefswerkzeuge und Beobachtungs-Arten. Sie waren so schlecht, dafs ihre Anwendung dem Seemann oft den Untergang brachte. Die *Holländer* gaben uns die ersten zuverlässigen Nachrichten von den Küstengegenden, als sie nämlich gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts den Krieg im nördlichen Brasilien gegen die Portugiesen führten. Ihre sehr speciellen Karten sind noch die besten hinsichtlich des Terrains der Küsten-Länder, deuten aber keineswegs die Gefahren an, deren Kenntnifs für die Schifffahrt doch höchst nützlich ist.

Digitized by Google

Der Engländer *Dalrymple* unternahm eine Verbesserung dieser alten Karten, trug aber Klippen und Bänke hinein, *so*, wie die Englischen Seefahrer sie beobachtet und verzeichnet hatten. Im Jahre 1779 gab er seine Karten von der Brasilischen Küste von der Bay Espirito-Santo bis zum Cap S. Roch heraus. Neun Jahre später machte er eine Special-Karte der Küste vom *Cap Frio* bis zur Spitze Joatinga bekannt, welche von dem Portugiesen *Rosa Pinheiros* entworfen worden. Sie läfst jedoch noch Vieles zu wünschen übrig; blofs die relativen Entfernungen und Richtungen (gisemens) sind so ziemlich richtig darauf angegeben.

Der Portugiesische Cosmograph, *Manuel Pimentel*, hat eine beachtungswerthe Instruction für Schiffer in diesen Gewässern herausgegeben. Sie gründet sich aber auf mangelhafte Karten und auf unzuverlässige Nachrichten. *Pimentel* gibt jedoch sehr schätzbare Bemerkungen über die Veränderungen der Winde und Fluthzeiten.

Unsere Kenntnisse von der südlichen Küste Brasiliens waren daher seit langer Zeit sehr beschränkt. Blofs von den Häfen: Santos, von der Insel St. Catarina von Rio Grande de S. Pedro hatte man einige brauchbare Nachrichten; Längen und Breiten der Oerter waren aber sehr unrichtig in den Karten niedergelegt. —

Deswegen verordnete der Hof von Lissabon im Jahre 1783 eine aus Astronomen und Geographen bestehende Commission, um, gemeinschaftlich mit den Spaniern, die Gränzen der Portugiesischen Besitzungen in Südamerika festzusetzen.

Bei dieser Gelegenheit wurde die Küstenstrecke von Rio grande de San Pedro bis zur Catharinen-Insel aufgenommen, und diese Arbeit in der Folge weiter nordwärts hinauf fortgesezt.

Herr *Givry* S. 325. bemerkt, dafs die grofsen Unterschiede, welche bei den Ortsbestimmungen der *Portugiesen* und den neuern der *Französischen* Hydrographen obwalten, eben kein besonderes Zutrauen zu den *Portugiesischen* Beobachtungen einflöfsen.

Dieser Meinung kann ich nicht beistimmen.

Don Oliveiro de Barbosa und Don Bento Sanchez Dorta wenigstens haben in Rio de Janeiro sehr schätzbare astronomische Beobachtungen angestellt, deren Längenresultat für die Stadt nur um einige wenige Raumsekunden von Roussin's Bestimmung abweicht.

Die Franzosen *Godin*, *Lacaille* und *d'Après* haben sich (1751) der Wahrheit *nur bis auf etwa einen halben Grad* genähert.

Portugal, ein Portugiesischer Geograph, entwarf jezt Karten von der Küste Brasiliens, welche auf die vorerwähnte Gränze-Vermessung gegründet wurden. Sie stehen dort in dem vortheilhaftesten Ruf, weil sie „*à très peu près*" alle gefährlichen Stellen an den Küsten bezeichnen. Aber die geographischen Ortsbestimmungen sind nicht genau, und der Tractus der Küste selbst ist nur schlecht dargestellt worden.

Diefs war (sagt *Givry*) der Zustand unserer hydrographischen Kenntnisse von der Brasilischen Küste zu Anfange gegenwärtigen Jahrhunderts, und bis zum Jahre 1820 haben sie einen nur geringen Zuwachs erhalten.

Freilich, im Jahre 1807, gab der Englische Geograph *Faden*, eine Special-Karte von der Capitaneria de San Paulo heraus, welche auf des Admiral Campbells Messungen gegründet wurde. Herr *Givry* hält zwar das *Detail* derselben für genau — sie aber für desto unvollständiger hinsichtlich der Richtung der Küsten-Punkte.

Ueberhaupt genommen soll sie um nichts besser und genauer seyn als ihre Vorgänger.

Der Englische Seeoffizier Hewet bestimmte im Jahre 1808 mehrere Küstenpunkte, vermittelst Chronometer und Mondsdistanzen, die seiner Karte zur Grundlage dienten.

Hewet scheint aber das Detail der Küstenstrecke blofs nach den Dalrympel'schen Karten eingeschaltet zu haben; wenigstens findet man auf der neuern Karte die alten Fehler wieder. Und diese Fehler sollen, nach Givry's Versicherung, grofs genug seyn, um die Schifffahrt gefährden zu können.

Purdy hat zu gleicher Zeit eine nautische Gebrauchs-Anleitung von *Hewets* Karten herausgegeben. Aber so schätzbar sie immerhin seyn mag; so gibt sie doch sehr viele, dem Seefahrer höchst wichtige Punkte gar nicht an. (S. 326.)

Herr *Hewet* übergeht mit Stillschweigen Arrowsmith's Brazil Pilot, dessen Coast's of Brazil's, North Coast of Brazil etc. by Jose Patriceo (1809) und andere. Wahrscheinlich hält der umsichtige Givry sie für nichts besser, als die vorerwähnten.

Bei dieser Lage der Sache konnte das Seekarten-Depot zu Paris, aus den verschiedenen alten Materialien

Digitized by Google

und Schifferangaben keinen Nutzen ziehen. Sollte die Schifffahrt in diesen Gewässern nicht länger gefährdet bleiben, so war kein anderes wirksameres Mittel übrig, als die brasilischen Küsten in hydrographischer Hinsicht aufnehmen zu lassen. Und *dazu* entschloſs sich die Französische Regierung am Ende des Jahres 1818. Baron *Roussin*, ein verdienstvoller Seefahrer, erhielt die oberste Leitung dieses wichtigen Geschäftes. Hr. *Givry* wurde mit der Aufnahme der Küsten und mit den geographischen Ortsbestimmungen beauftragt. Die Expedition hatte zwei Chronometer, Sextanten und Repetitions-Kreise an Bord. Die See-Offiziere *Quernel* und *Peronne* bestimmten gemeinschaftlich mit *Givry* die geographische Lage der Hauptküsten- und Landungspunkte.

Roussin wählte (N. 329) die Insel Anhatomirin zu seinem Beobachtungs-Platze, dessen Breite vom 15. zum 20. Mai auf 27° 25′ 31″, 9 südlich (Fort S. Cruz) bestimmt wurde.

Die See-Uhr gab für die Länge des Forts 51° 1′ 18″ westlich von *Paris*, ein beobachteter Eintritt des ersten Jupiters-Mondes 50° 57′ 30″.

Man benuzte den 10tägigen Aufenthalt dazu, um die Rhede mit ihren Umgebungen aufzunehmen, und den Gang der Längen-Uhren zu bestimmen. Seit dem 20. Mai wandte man sich nordwärts, um die Küsten in Grund zu legen, und landete in Rio-Janeiro am 16. Junius.

Roussin und *Quernel* beobachteten hier die Breite 22° 54′ 19″, 4 südlich.

Die wichtigsten Punkte wurden durch Dreiecke mit Rio Janeiro verbunden. Am 30. Junius verlieſs man den Hafen, um nach San-Salvador sich zu begeben.

Am 4. und 5. Julius wurde die Lage des *Cap Frio* der Länge und Breite nach bestimmt. Diese auf 23° 1′ 18″ (Südspitze), jene auf 1° 12′ 28″, 4 östlich von Rio Janeiro.

„Dieser wichtige Küstenpunkt, über dessen Lage „man seit langer Zeit in Zweifel war, ist endlich nun „ganz genau (*invariablement*) an Rio Janeiro geknüpft „worden."

Das Cap *Frio* ist allerdings ein Hauptpunkt an der Brasilianischen Küste, und dient fast allen Schiffern, welche nach Rio Janeiro segeln, zur Orientirung und Erkennung. Es liegt nämlich sehr hoch, und Berge landeinwärts steigen hinter ihm empor, die sich durch verticale weiſse Flecke auszeichnen.

Die Bemühung des Hrn. *Roussin* ist allerdings sehr lobenswerth. Aber *schlecht bestimmt* war die Lage des Cap Frio *vor* der Französischen Expedition doch nicht. Z. B. die Portugiesische Manuscript-Karte sezt es 1° 6′ östlich von Rio Janeiro in 23° 1′ südlicher Breite.

Die Portugiesen nehmen das Cap 1° 6′ 20″ östlich von Rio etc. und in 23° 1′ 3″ Breite an.

Die *Connaissance des tems* (selbst die neueste vom Jahre 1829) läſst sich noch gröſsere Abweichungen zu Schulden kommen. Sie sezt nämlich das mehrerwähnte Cap nur 10 Bogensekunden nördlich von Rio Janeiro, und 1° 8′ 30″ östlicher.

Die absolute Länge des Caps ist daher um circa einen halben Grad zu klein; die Breite um zwei Deutsche Meilen zu weit nach Süden gelegt worden.

Diese Abweichungen sind um so auffallender, weil man, vier Jahre früher schon, die bessern Beobachtungen des Hrn. Roussin (in der *C. des tems pour* 1825) öffentlich bekannt gemacht hat.

Vom Cap Rio segelte die Bayadère nach der Espirito-Santo-Bay. Man nahm diese, wie die Küstenpunkte auf, bis man sich in der Allerheiligen-Bay mit der Favory (16. August) wieder vereinigte.

Deperone stellte hier seine Untersuchungen über den Gang der Chronometer an, und bestimmte die Breite durch zahlreich beobachtete Scheitel-Abstände von Sternen.

Im 3ten §. kommt nun Hr. *Givry* auf die Länge von Rio Janeiro, wie solche nämlich durch neuere und ältere Beobachtungen bestimmt worden ist. (S. 333 folgg.)

Roussin und *Givry* beobachteten hier eine Reihe von Mondsabständen; denn Sternbedeckungen zeigten sich während ihres dortigen Aufenthaltes nicht. Achthundert und zwei und neunzig gemessene Winkel zwischen Sonne und Mond geben die Länge: 45° 36′ 4″, 6. Eine Verfinsterung des ersten Jupiters-Trabanten gab: 45° 32′ 22″, 0. Die *See-Uhr* in Vergleich mit Anhatomirin 45° 36′ 10″, 4. Dann werden noch einige ältere, als die von *Lacaille*, und einige neuere, wie die von *Freycinet* und *Brisbane* gemachten, damit verglichen, und überall befriedigende Resultate gefunden.

Die Haupt-Resultate für geographische Ortsbestimmungen (172 an der Zahl) sind auf der 336ten bis 343ten Seite unter *einen* Gesichtspunkt gestellt worden.

Herr *Givry* Abhandlung ist, dünkt mich, *sehr gut* geschrieben, und berechtigt uns, zu wünschen, daſs der verdienstvolle Ingenieur-Hydrograph fortfahren möge,

Digitized by Google

die *C. des tems* mit ähnlichen interessanten Aufsätzen zu bereichern.

Eine andere, in das geographische Fach einschlagende Abhandlung ist die vom Herrn Bouvard gegebene *Note sur la détermination de la différence des Longitudes entre les méridiens de Paris et de Greenwich.*

Herr *Bouvard* sucht aus Mondsculminationen, welche gleichzeitig zu Paris und Greenwich beobachtet wurden, den Mittags-Unterschied beider Sternwarten zu bestimmen. Er findet ihn 9′ 20″, 5 in Zeit. Die lezten Maskelyneischen und die ersten Pond'schen Beobachtungen vom Jahre 1811 gaben ihm: 9′ 21″, 74 und 9′ 18″ 53.

Bouvard hat hierbei die Unterschiede der geraden Aufsteigung des Mondes aus Beobachtungen am Passage-Instrumente hergeleitet, die Sterne mochten nun ungleich höher oder niedriger als der Mond culminiren. Dieser Umstand mufste allerdings ungünstig auf die Längen-Bestimmungen einwirken; aber die Genauigkeit des Endresultats zeugt immer von der Gewandtheit der Franzosen sowohl als der Engländer.

Herr Professor *Schuhmacher* macht jezt in seinen astronomischen Nachrichten diejenigen Sterne *im Voraus* bekannt, welche auf dem Parallel des Mondes culminiren, und daher am vortheilhaftesten mit dem Monde verglichen werden können. Dabei nämlich hat die absolute Rectascension des Sterns keinen Einflufs, wenn einer und derselbe Stern mit dem Monde verglichen wird.

Herr *Bouvard* mufste damals (1800 bis 1819) dieses Vortheils noch entbehren.

Neu ist übrigens diese Methode der Längen-Bestimmungen nicht.

Johann Krabbe, ein Deutscher Mathematiker, hat sie vielleicht zuerst in Vorschlag gebracht, nämlich in seinem Werke: Neues Astrolabium etc. Münden 1608.

Das Beispiel, welches *Krabbe* von der Nutz-Anwendung seiner Methode gibt, ist wahrscheinlich ein fingirtes, blofs zur Erklärung dienendes.

Aber der berühmte englische Seefahrer *William Baffin* machte auf seiner Reise in den nördlichen Polargegenden die erste praktische Anwendung davon. Er beobachtete nämlich am 9. Juli 1612 zu Cookings Sound, in Grönland, um 4 Uhr 17′ 24″ den Mond im Meridian. Nach den Ephemeriden mufste dieses zu London um 4 Uhr 25′ 34″ statt gefunden haben.

Baffin berechnet daraus seine Länge auf 60° 30′, und bemerkt, *dafs diese* Methode sehr genaue Resultate geben könne, wenn die Beobachtungen selbst mit gehöriger Sorgfalt angestellt werden, und die Tafeln, die man dabei in Anspruch nehmen müsse, genau und zuverlässig wären. Drei Jahre später machte er eine neue Anwendung von seiner Methode — wobei er ausdrücklich sagt, dafs die Geographie *fester* begründet seyn würde, wenn man dergleichen am Cap der guten Hoffnung, in Japan, Neualbion und in der Magellanstrafse gemachte Beobachtungen aufzuweisen hätte.

Dem ohngeachtet gerieth diese Methode fast ganz in Vergessenheit, bis Leadbeater sie (1755) wieder in Anregung brachte.

Bouguer, *Pingré* und *Maskelyne* empfahlen sie den Geographen.

Eduard Pigot, *von Zach* und *Brühl* bekundeten ihren Nutzen durch zahlreiche Beobachtungen.

Der verdienstvolle *Triesnecker* berechnete die Monds-Durchgänge, welche James Cook auf seiner Reise um die Welt angestellt hat. Die daraus gefolgerten Längen stimmen auf 1½ bis 3 Zeitsekunden mit den Sternbedeckungen überein. Endlich hat Herr Baron von *Lindenau* (v. Zach's Correspondenz J. 1805. Sept.) in einer gelehrten Abhandlung die Genauigkeit auseinander gesezt, welcher die vorerwähnte Methode der Längenbestimmung fähig ist oder seyn kann.

Die zunächstfolgende Abhandlung des Herrn *Arago*: *Resultats des expériences faites par ordre du Bureau des Longitudes, pour la détermination de la vitesse du Son dans l'atmosphère* schlägt theilweise in das Gebiet der geographischen Ortsbestimmungen und der Nautik ein.

Denn wenn die Geschwindigkeit des Schalles bekannt ist; so läfst sich rückwärts von der Dauer der Fortpflanzung auf die Gröfse des durchlaufenen Raumes schliefsen.

Es war daher ein verdienstliches Unternehmen von Seiten der Herren *von Humboldt*, *Arago*, *Gay-Lussac*, *Mathieu*, *Prony*, *Bouvard etc.*, die vorerwähnte Geschwindigkeit *von Neuem und auf's Genaueste* zu bestimmen. Die Beobachtungen wurden zu *Montlhery* und Villejuif mit aller nur erdenklichen Vorsicht angestellt. Die Entfernung dieser Orte ist 9549,6 Toisen.

Digitized by Google

Herr *Arago* sezt die Geschwindigkeit des Schalls bei + 10, 0, (Centigrade) 173,01 Toisen = 337,2 Metres, welches mit *Laplace's* Untersuchungen (p. 372) sehr nahe zusammen stimmt. Ueber den Nutzen und Anwendung der Schallbeobachtungen für Ortsbestimmungen hat sich übrigens *Don Jorge Juan* in seinen „*Observaciones astronomicas y fisicas*" sehr deutlich ausgesprochen.

I. Oltmanns.

LXXV.

M. Terenti Varronis de Lingua Latina libri qui supersunt. Ex codicum vetustissimarumque editionum auctoritate integra lectione adiecta recensuit Leonhardus Spengel, Monacensis. Accedit index Graecorum locorum apud Priscianum quae exstant ex codice Monacensi, supplementum editionis Krehlianae. Berolini 1826. 724 S. Text. LXVII Vorr. 8.

Wir haben bekanntlich von Varro's umfassendem Werke *de Lingua Latina*, welches aus 24 Büchern bestanden haben soll, nur noch sechs Bücher übrig, die bisher als das *vierte* bis neunte gezählt wurden. Der neue Herausgeber dieser Ueberreste, Herr Spengel, zeigt bei der Feststellung der Ueberschrift des ersten der erhaltenen Bücher, dafs es das *fünfte* genannt werden, und sofort bis zum zehnten gezählt werden müsse, erstens durch das bestimmte Zeugnifs der Florentiner Handschrift, zweitens durch die berichtigten Citationen anderer alten Schriftsteller.

Da Varro selbst angibt, dafs er die drei dem nunmehrigen fünften vorhergegangenen Bücher, also das zweite bis vierte, in denen er von dem System der *Etymologie* (*gegen*, *für* und *über* dasselbe) handelte, dem *P. Septimius*, seinem ehemaligen Quästor, zugeschrieben hatte, so nimmt Herr *Spengel* nach einem Zeugnifs des Priscian an, dafs das erste Buch *de Origine Linguae Latinae* gehandelt habe, und vermuthet nicht ohne Grund, dafs es dem Pompejus gewidmet gewesen sei.

Die drei ersten der uns erhaltenen Bücher, also fünf, sechs und sieben, sind dem Cicero zugeschrieben, und enthalten, nachdem von dem System, der *disciplina*, gesprochen worden, nunmehr die einzelnen Etymologien der Oerter und Sachen in den Oertern (*locus*, *coelum*, *terra*, Götter, Thiere und Menschen und deren Geräthschaften und Wohnungen), dann der Zeiten und Verrichtungen in der Zeit, zulezt der poetischen Bezeichnungen der Oerter, Sachen und Zeiten. Hiemit war der erste Theil des ganzen Werkes, nach Varro's Eintheilung (Buch 7 am Schlufs) vollendet, nämlich wie in der Lateinischen Sprache die Dinge benahmt seien; der zweite Theil sollte zeigen, wie von diesen Wörtern andere abgeleitet und abgewandelt werden, also die Lehre von der willkürlichen Ableitung, z. B. der Adjective von Substantiven, und der (im Gegensatz damit) nothwendigen Abwandelung durch Casus und Tempora, enthalten.

Von dieser Abtheilung des Ganzen ist uns nur der erste oder allgemeine Theil erhalten, Buch 8, 9 und 10, in welchem Varro nach derselben Art, wie er von dem System der Etymologie gesprochen, abhandelte, was *gegen* und was *für* die *Analogie* gesagt werden könnte, und wie beides vereinigt, und die Begriffe Aehnlichkeit und Unähnlichkeit, Sprachgesetz, Analogie und Gewohnheit genauer bestimmt werden müfsten. Nachdem er so von dem *System* der Abwandelungen (*de disciplina declinationum*) gesprochen, wollte er nun in den drei folgenden Büchern die einzelnen Arten dieser Abwandelungen verfolgen, oder, wie er sich selbst VIII, 9 ausdrückt, von den *propaginibus ejus disciplinae* handeln, z. B. nach X, 2 von den *Formulis verborum* (womit er die Klassen der *Verba frequentativa*, *inchoativa* und dergl. meint) und somit den zweiten Theil des Ganzen beschliefsen.

Der dritte Theil sollte zeigen, wie die Wörter verbunden würden. Wie viel Bücher dieser Theil enthalten hat, darüber findet sich bei Varro keine Angabe, und es bleibt Referenten, weil wir noch durchaus keine genaue und vollständige Variantensammlung haben, hiebei Vieles dunkel. Varro VIII, 1 sagt, dafs er in diesem Werke *de Lingua Latina* von der *copia verborum* sprechen wollte. Rechnete er diesen Gegenstand mit zur Lehre von der Wortverbindung? Aus dem 23ten und 24ten Buche *de Lingua Latina* werden Stellen angeführt, welche von Unterscheidung ähnlichbedeutender Wörter handeln, also sehr wohl zur Abhandlung von der *copia verborum* gehören konnten. Es werden ferner von den alten Grammatikern Stellen aus den Büchern *ad Marcellum de sermone Latino*, vom Chari-

Digitized by Google

sius bis zum fünften Buche, vom Rufinus (pag. 2707 Putsch.) aus dem siebenten, aber mit der Veränderung *de Lingua Latina ad Marcellum* angeführt, ferner vom Charisius eine Stelle aus dem vierten Buche *de utilitate sermonis*, welche sämmtlich Gegenstände enthalten, die recht wohl einen Theil des grofsen Werkes *de Lingua Latina ad Ciceronem* ausgemacht haben können. Selbst die Bücher *de poematis*, deren drittes von Charisius citirt wird, brauchten nicht davon ausgeschlossen gewesen zu seyn, wenn anzunehmen ist, dafs Varro in seinem dritten Theile von der prosaischen und poetischen Wortverbindung abgesondert gehandelt hat; denn weder der Zusatz *ad Marcellum*, noch die Menge und hohe Zahl der einzelnen Bücher darf dieser Meinung entcheidend entgegen stehen, weil auch eines der an Septimius gerichteten Bücher unter dem umfassenden Titel *Varro ad Ciceronem* angeführt wird, und weil die Grammatiker in ihren Citaten öfters den Inhalt eines einzelnen Buches als ein besonderes Werk ansehen, wie denn z. B. Charisius das *neunte* vorhandene Buch *de Lingua Latina*, weil es, wie oben bemerkt, die Vertheidigung der Analogie enthält, als das zweite Buch *de similitudine verborum* anführt, woraus die Fragmentensammlung eine besondere Schrift gemacht hat. Es ist das zweite Buch des zweiten Theiles vom ganzen Werke, aber das zunächst vorhergehende Buch handelte nicht *de similitudine*, sondern vielmehr *de dissimilitudine verborum*.

Bei so bewandten Umständen wäre es wünschenswerth gewesen, wenn Herr Spengel nach dem Beispiele mehrerer älterer Editoren nicht blofs die erhaltenen sechs Bücher *de Lingua Latina* und die wenigen Fragmente, die ausdrücklich unter diesem Namen angeführt werden, behandelt, sondern auch die übrigen Fragmente der grammatischen Schriften Varro's in seiner neuen Ausgabe zusammengefafst, und ihre muthmafsliche Verbindung zu einem systematischen Ganzen untersucht hätte. Sind doch auch jene sechs Bücher nur Fragmente, deren Erklärung und Berichtigung vielfach von andern grammatischen Schriften abhängt.

Das ganze Varronische Werk mufs einen bedeutenden Totaleindruck gemacht haben: was uns davon noch übrig ist, kann keinen bleibenden Anspruch auf Wichtigkeit machen. Das Studium der Etymologie und der allgemeinen Grammatik ist durch die neuere so sehr erweiterte Sprachenkenntnifs wissenschaftlicher begründet worden, und die Leistungen der Alten darin haben nur noch einen historischen Werth: bei Varro sind es hauptsächlich nur einzelne Angaben und Erwähnungen, die das Interesse der Philologen auf sich ziehen. Unter der Menge unfruchtbarer und nach alter Art oft lächerlicher Etymologien (z. B. *nux quasi nox*, weil sie schwarz mache, *aqua quod aequa summa, prata quod sine opere parata*, *ornatus quasi ab ore natus* u. s. f.) werden viele Localitäten und alterthümliche Institute erwähnt, die zur Aufhellung historischer Dunkelheiten dienen, freilich erst, wenn sie selbst in das rechte Licht gesezt sind; im siebenten Buche sind die zahlreichen Fragmente alter Römischer Dichter der Beachtung werth, und die drei lezten Bücher enthalten bei Erörterungen, deren wir jezt durch das grammatische Erlernen sehr verschiedenartiger Sprachen geübt, nicht mehr bedürfen, viele immer noch wichtige Angaben über Römischen Sprachgebrauch im Einzelnen.

Jedoch es ist ziemlich unnütz, über den Werth oder Unwerth einzelner alter Schriftseller im Allgemeinen zu reden, da ein jeder seinen Theil zur Kenntnifs des gesammten Alterthums beiträgt; und was einen alten Lateinischen Grammatiker insbesondere betrifft, so verdient jede neue Ausgabe desselben mit Dank aufgenommen zu werden, da das Studium dieses Theils der Literatur lange vernachlässigt worden ist. Seit dem Jahre 1605 ist keine selbstständige Ausgabe des *Varro de Lingua Latina* erschienen: die Zweibrücker Gesellschaft lieferte im Jahre 1788 nur den vulgären Text und eine Zusammenstellung der Noten des Augustinus, Turnebus, Jos. Scaliger und Popma, ohne die Sache selbst weiter zu fördern.

Herr *Spengel* fand in der Münchener Bibliothek sämmtliche alte Ausgaben des Autors und zwei Vergleichungen von Handschriften, einer Florentinischen *) und

*) Der Beweis, dafs der von *Victorius* verglichene Codex der jezt in Florenz aufbewahrte ist, mufs bei Herrn Sp. in der Vorrede nachgelesen werden. Dagegen könnte ferner, wenn es nicht übersehen worden ist, zeugen, dafs *Niebuhr* in der zweiten Ausgabe seiner Römischen Geschichte Thl. I. S. 400 Note anführt, der Cod. Fl. (doch wohl *Florentinus*?) des Varro lib. 4 (5) c. 5 zu Anfang habe *Septimontium*, nicht *septem montium*, wie bei *Spengel* ohne Variante edirt wird. Allerdings ist *Septimontium* richtig. Denn die Worte *Ubi nunc est Roma, Septimontium* gehören vor den Anfang des 7ten Kapitels, wo, als nach einer Lücke

einer unbekannten, in der Variantensammlung Cod. B. genannt, in dem Apparat des Petrus Victorius, erhielt von *Niebuhr* die vollständige Vergleichung einer Kopenhagener Handschrift, ehemals zum Gebrauch des verstorbenen Rector *Höhler* von Niebuhr selbst angefertigt und nur zum Theil in Seebode's Archiv für Philologie und Pädagogik bekannt gemacht. Er sah sich durch diese Hülfsmittel in den Stand gesezt, eine neue Recension des Textes zu unternehmen, und erhielt auch, aber leider erst nach Vollendung seiner Arbeit, die Vergleichungen von drei Pariser Handschriften, einer vollständigen und zweier unvollständigen, deren Varianten dem Buche angehängt sind.

Hr. *Sp.* erklärt sich selber über den Plan seiner Arbeit in der Vorrede nicht; es geht aber aus dem Ganzen hervor, dafs er die sachliche Erläuterung von demselben ganz ausschlofs, und auch die kritische Erörterung vermied, indem er sich begnügte in der Vorrede das Verhältnifs der Handschriften und alten Ausgaben auseinanderzusetzen und darnach ohne fernere Darlegung der sachlichen Gründe die Lesarten für den Text zu wählen, alle andere Abweichungen aber, der Codices, Ausgaben und Emendatoren, in der untergesezten *varietas lectionis* anzugeben. Ref. mufs offen bekennen, dafs ihm diese Beschränkung der Arbeit den Bedürfnissen des gelehrten Publikums nicht angemessen erscheint. Sie mag genügen bei einem Autor, der allgemein Verständliches und Zusammenhängendes vorträgt. Varro enthält zu viel Besonderes und Abstruses, als dafs sein Herausgeber jener Pflicht der Erläuterung überhoben seyn könnte. Es ist bekannt, dafs die grammatische Litteratur der Römer gröfstentheils aus Bruchstücken sehr verschiedener Art besteht, aber dennoch ein Ganzes bildet, dessen einzelne Theile sich gegenseitig ergänzen und berichtigen und dadurch erst Werth und Bedeutung erhalten. Es war zu hoffen, dafs ein neuer Herausgeber des ältesten Römischen Sprachgelehrten die Meinungen und Angaben seines Autors mit den übrigen Grammatikern vergleichen, die betreffenden Stellen citiren, oder das Resultat derselben mit wenig Worten angeben würde. Diefs Geschäft der Vergleichung mufs jeder Leser vornehmen, um zu einem Ergebnifs zu gelangen: eine Erleichterung desselben würde auch der gelehrteste nicht verschmäht haben, nicht zu erwähnen die grofse Zahl derjenigen, denen die Sammlungen der alten Grammatiker nicht zu jeder Zeit zugänglich sind. Es sei uns erlaubt, einige Stellen beispielsweise anzuführen:

Varro V, 8 spricht von der Ableitung des Namens *Subura*. Turnebus hat zuerst die richtige Lesart *nunc scribitur tertia litera C non B* als Emendation empfohlen, aber die Sache verdiente wohl durch Anführung von Quintil. I, 7, 29 und Festus belegt zu werden. Varro bezeugt an zwei Stellen, Hortensius habe zuerst *cervix* für *cervices* zu sagen gewagt, wobei zu bemerken war (auch Behufs der zweifelhaften Worte *in poematis*), dafs es sich bei Dichtern auch früher findet, aber von keinem Grammatiker mehr als *plurale tantum* angeführt wird, zum Beweise, dafs der Sprachgebrauch auch in der Prosa der Neuerung folgte. Varro VIII, 35 nimmt den Vocativus *une* an; Priscian lib. V. pag. 673. Putsch. sagt, dafs manche daran zweifelten, aber von dem Grammatiker Caper durch namhaft gemachte Stellen von Autoren widerlegt worden seien. Varro VIII, 37 erklärt *hae puppis*, *restis* für gewöhnlich und ohne Tadel: es scheint wenigstens der Bemerkung zu bedürfen, dafs kein anderer Grammatiker diese Anomalie statuirt. Gleichfalls erklärt Varro allein für gebräuchlich *horum dentum* gegen die zahlreichen Stellen der Autoren und das Stillschweigen der andern Grammatiker in Betreff dieser Ausnahme. Varro lib. X, 4 nimmt drei *species* des Wortgebrauches an, den veralteten, jetzigen und keinerleiartigen, und sagt, es könne hinzu kommen eine *quarta species mixta, ut amicitia, inimicitia, amicitiam, inimicitiam.* Warum wird hier das Beispiel noch im Accusativ, neben den Nominativ gesezt? Varro nimmt Bezug auf eine Stelle des Ennius, die Nonius p. 557 Gothofr. erhalten hat: *amicitiam et inimicitiam in fronte promptam gero*, und meint, dafs hier Gewöhnliches und Ungewöhnliches mit poëtischer Freiheit verbunden sei, denn Charisius und Diomedes erkennen ebenfalls nur *inimicitiae* als *plurale tantum* für sprachrichtig.

Allerdings kann sich der Herausgeber gegen unsern Wunsch, dafs er seine Arbeit erweitert haben möchte, wenn er dessen Gültigkeit anerkennt, damit entschuldigen, dafs er eine Recension des Textes, keinen Com-

---

fortgefahren wird: ** *nominatum ab tot montibus, quos postea urbs muris comprehendit*, und sind keineswegs der Vers eines alten Dichters, wie bei Sp. durch die Verschiedenheit des Drucks angezeigt zu werden scheint.

Digitized by Google

mentar über den Autor habe liefern wollen. Wir gestehen ihm sein Recht zu, obgleich es einen Mittelweg gibt, wo beides nicht unpassend vereinigt wird. Aber die Unlust unsers Herausgebers gegen sachliche Erörterungen gibt sich nicht bloſs in der Abfassung der Noten kund, sie zeigt sich auch bei der Ausübung seines Geschäftes als Kritiker, indem er die niedere oder Litteralkritik mit groſser, selbst übermäſsiger Sorgfalt behandelt, die Conjecturalkritik aber mehr als billig vernachlässigt hat. Alles, was er durch diplomatische Genauigkeit in der Benutzung seiner Hülfsmittel erreichen konnte, hat er geleistet; die Heilung der Wunden, welche tiefer liegen, hat er seinen Nachfolgern überlassen und dafür selbst die vorhandenen Vorarbeiten nicht hinlänglich benutzen mögen.

Sämmtliche Handschriften des Varro, so weit wir sie durch Herrn *Spengels* Sammlung und Untersuchung kennen lernen, scheinen aus einer durch Unkunde der Sachen und Nachlässigkeit schon entstellten Abschrift geflossen zu seyn; ein Theil derselben gibt das Original treu, nur mit vielen neuen Schreibfehlern wieder, ein anderer scheint die Emendation eines alten Gelehrten erfahren zu haben, der den Zusammenhang der Worte herzustellen, kleine Lücken auszufüllen, Unverständliches durch Glossen zu erklären bemüht war und an vielen Stellen, wenn er nicht wirklich das Original besser gelesen hat, durch eigne Kenntniſs das Richtige getroffen hat. Doch diese Emendation hält sich durchweg nur auf der Oberfläche: es bleiben der unverständlichen und fehlerhaften Stellen, namentlich wo Varro seine umfassende Kenntniſs des Römischen Alterthums bewährt, noch sehr viele übrig, die in beiden Klassen der Handschriften mit unbedeutenden Abweichungen gelesen werden. Zu der ersten Art, der treuen Codices, gehört der *Florentinus Victorii*, der *Havniensis* und *Paris. a*, von den Ausgaben nur die des *Rholandellus* Venedig 1475, zur zweiten der *Codex B* des Victorius und die Ausgabe des Augustinus Rom 1557, welche die *vulgata* geworden ist, während die früheren Ausgaben mehr oder weniger zur ersten treuen Art neigten, aber mit mancherlei Auslassungs- und Nachlässigkeitsfehlern behaftet waren. Hr. *Spengel* hat in der Vorrede die Beschreibung der Codices und die Abstammung der Ausgaben mit der vom Ref. rühmend anerkannten Genauigkeit gegeben, auch die verschiedene Stufen der Interpolation in Bezug auf sogenannte Glossen, die am stärksten im Codex B ist, gezeigt und nachträglich mehrere Stellen davon gereinigt. Sein Bestreben war demnach, den Text von den Willkührlichkeiten des alten Emendators und des neuern Herausgebers Augustinus zu reinigen und, wo es irgend der Sinn zuliefs, die Lesarten der treuen Familie wiederherzustellen, indem er dabei überall auch die geringsten Abweichungen auszeichnete. Er konnte jedoch nicht umhin, an sehr vielen Stellen dem Codex B (und dem Augustinus) zu folgen; denn wo eine Verbesserung nöthig ist, hat allerdings der alte Emendator, auch wenn er wirklich nur ein solcher seyn sollte, den Vorzug vor der nicht besser begründeten Muthmaſsung eines Neueren. Wir bemerken dasselbe Verhältniſs bei den meisten viel gelesenen Römischen Autoren, und Ref. kann nicht umhin, der treffenden Aehnlichkeit wegen auf das zu verweisen, was er über die doppelte Familie Codices des *Curtius* in der Vorrede zu seiner Ausgabe S. X und XI bemerkt hat. Auch in der Orthographie beobachtete Hr. *Spengel* dieselbe diplomatische Treue. Augustinus hatte, obgleich er die Spuren des alterthümlichen Ausdrucks in andern Dingen verwischte, in der Schreibart die willkührliche Consequenz der Alterthümlichkeit eingeführt, daſs er den Genitivus Sing. und den Dativus und Ablativus Plur. der zweiten Declination durchweg ei und eis (statt i und is) schrieb, dagegen aber gerade der Nominativus Plur., welchen Varro (s. lib. IX, 48. p. 515) *ei* geschrieben wissen wollte, auf *i* endigte. Hr. Sp. folgt durchaus den für treu erkannten Handschriften, der Florentiner und Kopenhagener, und schreibt *ei* und *eis* für *i*, *is* und *es*, *quom*, *quoius*, *quoi*, *quor* (für *cur*), wo sich in einem jener Bücher diese Formen finden, läſst dagegen, wo nichts in der Vergleichung angemerkt worden ist, die gewöhnliche Schreibart unverändert. Wir sind an diese Consequenz in der Inconsequenz nicht gewöhnt, und schwerlich wird das Beispiel des neuen Herausgebers Nachfolger finden. Varro selbst, der beredte Fürsprecher der Analogie, wird, zuversichtlich *eine* Schreibart gebilligt haben, und Hr. Spengel erkannte aus der zu spät eingegangenen Vergleichung der Pariser Handschriften selbst, daſs er auf die Autorität des Paris. a durchweg hätte *quom* für *cum* schreiben sollen.

(Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 191. u. 192.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1827.

M. Terentii Varronis de Lingua Latina libri qui supersunt. Ex codicum vetustissimarumque editionum auctoritate integra lectione adiecta recensuit Leonhardus Spengel.

(Beschluſs.)

Darin aber übertreibt er gewiſs alle zu erwartende Genauigkeit, daſs er an jeder Stelle diese äuſserste Inconsequenz der Codices aus alten Ausgaben, auch der Augustinischen *vulgata* herzählt. Denn keine der bisher verglichenen Handschriften ist so alt, oder im Geringsten so sorgfältig geschrieben, daſs es ein Interesse haben könnte, ihre und der nach Hrn. Spengel's eigner Anmerkung absichtlich consequent gemachten *vulgata* Abweichungen so treu referirt zu lesen. Wir schlagen die erste beste Seite auf, und finden so ziemlich die Hälfte der Varianten aus der Aufzählung derjenigen Bücher bestehend, die *adlocutus* oder *adloquutus* oder *allocutus*, *quom* oder *cum*, *causa* oder *caussa*, *spatium* und *tertius* oder *spacium* und *tercius*, *maxume* oder *maxime* und nun besonders *verbis* oder *verbeis*, *equi* oder *equei*, *similes*, oder *similis* oder *simileis*, *iis* oder *his*, *heis* u. s. f. haben.

Dieser Raum hätte, unserer Meinung nach, besser angewandt werden können, wenn nun einmal nicht zur sachlichen Erläuterung der richtig gelesenen, doch zur kritischen Erörterung der wirklich schwierigen, und über die Hülfe der bis jezt verglichenen Codices hinaus liegenden Stellen. Denn was diese betrifft, so läſst der neue Herausgeber den Leser meistentheils im Stich. Es genügt nicht, daſs er in den Noten die Emendationsversuche der alten Gelehrten, eines Turnebus und Scaliger, anführt, da er ihre Gründe und Beweise wegläſst. Die Capitel von den Localitäten der Stadt Rom liefern die Belege dafür zusammengedrängt. Buch 5, 34 edirt Hr. Spengel: „*Praeterea intra muros video Portas dici, in Palatio Mucionis, a mugitu, quod ea pecus in bucitatum antiquum oppidum exigebant. Alteram Romanulam, ab Roma dictam, quae habet gradus in navalia* (die besten Codd. haben *novalia*) *ad Volupiae sacellum.* Warum dieſs nicht bestehen könne, zeigt Scaliger und emendirte leicht und glücklich *in bucita tum antiquum oppidum exigebat*, und darauf in *nova via*, aber er gab auch den Beweis dafür, dessen Widerlegung oder etwas Besseres von dem neuen Herausgeber zu erwarten war. Die bloſse Anführung seiner Emendation oder der von Schottus *in Buritanum antiquum oppidum*, verschafft dem Leser keine Einsicht. Auch die Stelle des *Festus s. v. Romana porta* darf nicht fehlen. Varro fährt bei Hrn. Spengel fort: *Tertia est Janualis, dicta ab Jano, et ideo ibi positum Jani signum, et jus institutum a Pompilio, ut scribit in Annalibus Piso, ut sit aperta semper nisi quom sit bellum nusquam. Traditum est memoriae, Pompilio rege fuisse opertam et post Tito Manlio consule, bello Carthaginiensi primo confecto,* [*et*] *eodem anno apertam.* Wie sich Herr Spengel diese Worte erklärt hat, ist nicht angegeben: sie enthalten einen offenbaren Widerspruch, und es muſs an der zweiten Stelle entweder mit *Victorius non apertam* oder mit *Scioppius clausam* gelesen werden. Ferner ist kein Grund angegeben, warum *et* in Klammern geschlossen worden ist. Gehörten die lezten Worte ohne *et* zum nächstvorhergehenden Satze, so ist *eodem anno* überflüssig, wird aber *clausam* emendirt, was doch auf irgend eine Art nothwendig ist, so kann *et* im adversativen Sinne, gleich *sed*, nicht entbehrt werden. Die Vulgata hilft sich mit dem Codex B auf ihre Weise, aber schafft doch den richtigen Sinn. Warum hatte uns also Hr. *Spengel* seine Erklärungsart vorenthalten, warum zum Theil sein Urtheil durch Einklammerung von *et* ausgedrückt, zum Theil einen offenbaren Fehler im Text zurückgelassen?

Doch dieſs ist eine Eigenthümlichkeit dieser Aus-

Digitized by Google

gabe, von der wir besonders zu reden haben. Herrn *Spengels* diplomatische Treue geht nämlich so weit, dafs er fast nirgends die Emendation eines neuern Gelehrten, *) oder seine eigene in den Text aufnimmt, sondern die Worte so unverständlich, wie sie sich in der verhältnifsmäfsig besten Handschrift finden, hinstellt. Wir können den Grundsatz nicht mifsbilligen, treu zu *unterscheiden*, was die Handschriften darbieten, und was mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit von den Kritikern verändert worden ist, und Hr. Spengel hat hierin ein glänzendes Vorbild an dem Ruhnkenischen Vellejus. Aber die Sache hat doch auch ihre Gränzen, und Ruhnkenius trug kein Bedenken, sichere Emendationen in den Text zu nehmen, oder wenn er sich dazu noch nicht für berechtigt hielt, so entschied er selbst in den Noten mit Anführung aller Gründe bis zu dem ihm erreichbaren Grade kritischer Wahrscheinlichkeit. Auch Herr *Spengel* hat nicht überall seinem Grundsatze treu bleiben können, und mufste manche conjecturelle Verbesserung der Vulgata gegen die Codices beibehalten, auch hie und da einer spätern die Aufnahme gestatten. S. 43 edirte er (durch einen Druckfehler, der aus den Noten zu verbessern ist, ging es nicht recht von Statten) *stagnum a Graeco στεγνὸν, quod nomen habet primam.* Diesen Unsinn verbesserte Scaliger ohne allen Zweifel richtig: *quod non habet rimam*, und Hr. Spengel heifst uns diefs noch nachträglich in den Emendandis in den Text setzen. Dergleichen sichere Verbesserungen sind aber aus den Commentaren der scharfsinnigen Männer, die sich *nach* der Constitution des vulgären Textes mit dem Varro beschäftigten, besonders Turnebus und Scaligers, noch viele in den Text zu setzen, und im Kleinen, was die richtige Construction der Worte betrifft, hätte unbedenklich viel Anstöfsiges weggeräumt werden können, ohne dafs der kritische Leser, wenn die Veränderung in den Noten angezeigt worden, darüber unzufrieden seyn dürfte.

Es würde ein Leichtes seyn, entweder einige Capitel durchzugehen und die Nothwendigkeit mancher kleinen Aenderung zu zeigen, oder eine Anzahl schlagender Emendationen der Commentatoren zu sammeln, um die Ausstellung gegen den neuen Herausgeber zu begründen, dafs er aus zu grofser Aengstlichkeit lieber Sinnlosigkeiten im Texte zurücklassen, als durch eine kleine Verbesserung die sogenannte diplomatische Treue verletzen wollte. Wir wollen lieber Beispielsweise ein Paar Stellen hersetzen, welche Hr. *Spengel* durch seine eigene Emendation auf das Sicherste hätte herstellen können. Er edirt S. 45 *Oppidum Interamna dictum, quod inter omnes est constitutum, item Antemnae, quod ante amnis quanto inflait in Tiberim.* Da er *quanto* für so gut begründet hält, um es in den Text zu sezten, warum nicht gleich seine unzweifelhaft richtige Verbesserung *qui Anio?* S. 389 edirt er: *in primo volumine est, quae dicuntur cur ἐτυμολογικὴ neque* [*an*] *sit, neque ea utilis sit.* Weder *neque sit* allein, noch *neque an sit* ist verständlich; darf Jemand zweifeln an der Richtigkeit einer kleinern Nachhülfe *neque ars sit*, da gleich darauf folgt: *in secundo quae sint, cur et ars ea sit et utilis sit?*

Bei der Beschäftigung mit so vielen, aber in der Autorität der Handschriften leider zu gut begründeten Corruptelen scheint unser Herausgeber ordentlich eine Vorliebe für den ungrammatischen und verworrenen Ausdruck angenommen zu haben, (nämlich aus Furcht, dafs der regelrechte durch Fälschung entstanden sei,) die ihn mitunter verführte, leichtere und verständliche Lesarten selbst guter Codices zurückzuweisen; z. B. lib. VIII, 9 S. 407 wo ihm der Havniensis den Namen *lon* und die Formen *lonis* und *lona* bot, wählte er lieber den unclassischen *lonas*, *lonae*, *lonam*, so wie er S. 420 ungrammatisch *album esse Aethiopam* edirte, obgleich die Verbesserung *Aethiopa* nahe lag. Derselbe Havn. bot mit andern guten Codices S. 44 *amnis id flumen quod circuit aliquid* und S. 239 *auspiciorum coelestium:* Hr. *Spengel* wählte ungrammatisch *aliquod* und *coelestum*, so wie er umgekehrt S. 25 dem Flor. nicht folgte und *ubi quidquam consistit, locus* edirte,

*) Hiebei ist uns noch das Bedenken entstanden, ob auch Hr. *Spengel* die kritischen Schriften der Philologen des 18ten und 19ten Jahrhunderts in Bezug auf etwa darin enthaltene Berichtigungen des Varronischen Textes hinlänglich durchsucht hat. Während wir diese Recension niederschrieben, sind uns zwei Verbesserungen aufgestofsen, die Hr. *Spengel* nicht erwähnt hat, eine von Joh. Mich. *Heusinger* zu Nepos Alcib. 2 über Varro lib. VI, 6. p. 223 Sp. wo er für *illud quod dicitur reminisci* gewifs richtig *eminisci* liest, die andere von *Spalding* zu Quintilian. Tom. I pag. 148 über Varro lib. VIII, 40 p. 449, welche zweifelhafter seyn mag, aber als Erklärung einer bisher, wie wir fürchten, nicht verstandenen Stelle angeführt zu werden verdient.

Digitized by Google

wo der Sprachgebrauch *quidque* fordert. Der Anfang des 32sten Capitels im 5ten Buche lautet in seiner Ausgabe so: *Aedificia nominata a parte, ut multa. Ab aedibus et faciendo maxume Aedificium, et Oppidum ab Opi dictum, quod munitur opis causa ubi sint et quod opus est ad vitam gerendam ubi habeant. Tuta oppida, quod operi muniebant moenia* (ist durch einen Druckfehler ausgefallen) *quo moenitius esset. Quod exaggerabant Aggeres dicti, et qui aggerem contineret Moerum.* Wir haben die Wörter herausgehoben, die uns der Verbesserung zu bedürfen scheinen. Was der Autor will, ist klar: sollen wir nicht das Recht haben, einige grammatische Fehler zu corrigiren und *ope, opere* und *moerus*, da die Casusendungen so oft entstellt sind, zu schreiben? Nicht auch, aus den vorhandenen Lesarten diejenigen zu wählen, die für den Sinn nothwendig sind? *A parte* ist hier gar nichts, die alten Ausgaben und nun auch der Paris. a (den Hr. Sp. freilich für seine Recension nicht mehr gebrauchen konnte), haben *aperte;* für *habeant tata* steht selbst im *Havn. habitent tuto.* Kurz, wenn wir den Satz so herstellen, wie er zum Theil schon in der Vulgata ist: *Aedificia nominata aperte, ut multa, ab aedibus et faciendo. Maximum aedificium est Oppidum, ab ope dictum, quod munitur opis causa, ubi sint, et quod opus est ad vitam gerendam, ubi habitent tuto, vel quod opere muniebant Moenia dicta, quo munitius esset. Quod exaggerabant, Aggeres dicti, et qui aggerem contineret Moerus* — so können wir beinahe Alles mit der Autorität der Codices rechtfertigen, und der Leser muſs es uns Dank wissen, daſs wir ihm durch dieses Gezerre einen Weg gebahnt haben, immer mit dem Vorbehalt, daſs ihm in den Noten Rechenschaft von unserm Verfahren gegeben werde.

So kommt es denn nun, daſs Hr. *Spengels* Ausgabe des Varro in Bezug auf seinen Text einer *editio princeps* ganz ähnlich sieht, mit allen Verdiensten und allen Mängeln einer solchen. Denn wir können sicher behaupten, daſs im Durchschnitt auf jeder Seite ein Räthsel zu finden ist, was sich der Leser auf seine Weise erst *lösen* muſs, ehe er fortschreiten kann. Dabei erkennt man allerdings die Gewissenhaftigkeit des Herausgebers, und die Sache hat ihren eigenthümlichen Vortheil für den Philologen, der selber eine Ausgabe des Varro veranstalten, oder sich an diesem Buche im Emendiren üben will; aber die gröſsere Zahl der Leser wird urtheilen, daſs die Unbequemlichkeit den etwaigen Vortheil überwiegt, und dem Herausgeber zürnen, daſs er nicht mehr Vertrauen zu sich selber gehabt und nach seinem besten Ermessen das Wahrscheinlichste gewählt hat.

Ref. hat den Plan, die Vorzüge und Mängel der vorliegenden neuen Ausgabe des Varro im Allgemeinen beschrieben; einzelne Abschnitte durchzunehmen, die Gründe zu prüfen, welche Hr. Sp. bestimmten, diese oder jene Lesart aufzunehmen, und vorkommenden Falls neue Verbesserungsvorschläge zu machen, würde das Maaſs dieser Blätter überschreiten. Hr. Sp. hat die Wissenschaft besonders dadurch gefördert, daſs er zuerst die Beschaffenheit des Varronischen Textes deutlich auseinandersezte, und zur Verbesserung desselben bedeutende litterarische Hülfsmittel herbeischaffte: seine eigenthümliche Vorstellung von den Pflichten eines Herausgebers, oder vielleicht auch Mangel an kritischer Entschlossenheit hat ihn verhindert, selbst denjenigen Gebrauch von seinen gesammelten Schätzen zu machen, zu welchem er hinlänglich berechtigt war.

Hr. *Spengel* hat zu seiner Ausgabe des Varro einen Anhang hinzugefügt, betitelt: *Index Graecorum locorum apud Priscianum quae exstant, ex codice Monacensi, supplementum editionis Krehlianae,* der jedem Leser des Priscian unentbehrlich ist. Herr *Krehl*, der neueste Herausgeber dieses vollständigsten der Römischen Grammatiker, früher Professor in Dresden, jezt Pfarrer zu St. Afra in Meiſsen, hat bei allem Danke, den wir ihm schuldig sind, doch den Forderungen der Kritik in Bezug auf die Stellen Griechischer Autoren im 17ten und 18ten Buche des Priscian nicht Genüge leisten können, theils durch eigne Schuld, theils aus Mangel an Hülfsmitteln und einer *genauen* Vergleichung der Münchener Handschrift des Priscian. Die andern Codices, die er zu Rathe zog, enthielten die Griechischen Stellen entweder gar nicht, oder im höchsten Grade entstellt. Herr *Spengel* beginnt seine Nachlese mit einer Untersuchung über die ganz besonderen Schwierigkeiten, die sich in diesem Theile des Priscianischen Werkes dem Kritiker entgegenstellen, indem Griechische Beweisstellen, die nach der Absicht des Autors nothwendig sind, selbst in den besten Codices nicht selten ausgelassen, andere unnütze dagegen von dem Editor der Venetianischen Ausgabe 1496 hinzugefügt sind. Er verfolgt einige Spuren jener Auslassungen, und weist mit treffen-

Digitized by Google

der Belesenheit die von Priscian berücksichtigten Stellen der Autoren nach. Alsdann behandelt er eine bedeutende Anzahl Stellen, besonders aus verloren gegangenen Komikern, die von dem lezten Herausgeber vernachlässigt, oder unglücklich hergestellt sind, mit Hülfe des Münchener und Tegernseer Codex, so dafs seine Genauigkeit eben sowohl als seine glückliche Combinationsgabe wenig Zweifel übrig lassen, dafs dem Priscian sein verdientes Recht widerfahren ist.

C. G. Zumpt.

LXXVI.

Italienische Forschungen von C. F. von Rumohr. I. Theil. 8vo. S. 355. Berlin, bei Nicolai. 1827.

Der Verfasser, der eine Reihe von Jahren mit Erforschen der wichtigen Zustände der Kunst in Italien zubrachte, macht mit diesem Theile den Anfang, die Ergebnisse seiner Studien und seines Nachdenkens bekannt zu machen. Er wählte hiezu die Form vereinzelter Aufsätze theils theoretischen, theils geschichtlichen Inhalts. Diese Forschungen in eine Reisebeschreibung zu verweben schienen ihm ihres Ernstes wegen nicht angemessen, und dieselben in einer ausgearbeiteten Kunstgeschichte vorzulegen, konnte er sich vor der Hand nicht entschliefsen.

Wir danken dem Verf. für das, was er für jezt hat geben wollen, mit der Hoffnung, dafs Schwierigkeiten ihn nicht abhalten werden, so glücklich begonnene, und so weit geführte Studien fortzusetzen, um das einzeln mit so viel Sorgfalt Erforschte dereinst in einer allseitigen historischen Uebersicht bekannt zu machen. Solche gründliche Forschungen, wie die vorliegenden, müssen allerdings vorangehen, und die Base bilden, worauf erst das Ganze eines Baues mit sicherem Erfolg aufgeführt werden kann. Zugleich wollte der Verf. durch die zwei vorausgehenden Aufsätze den Leser mit den Grundsätzen bekannt machen, welche ihn bei der Forschungsweise und der Beurtheilung des Kunsthistorischen und der Denkmäler leiteten.

Der erste Aufsatz ist: *Haushalt der Kunst* überschrieben. Der Verf. geht hievon aus: dafs auch den bildenden Künsten irgend ein durchwaltendes Gesetz, ein Allgemeines und Unveränderliches zum Grunde liegen müsse. Diesem zu Folge thut er mancher neueren theoretischen Ansichten Erwähnung, welche einen solchen Grundsatz für die Künste bald in diesem, bald in jenem finden wollten, wovon ihm aber keiner als solcher genügt. Darunter scheint er auch diejenige Ansicht zu begreifen, welche das Hauptprincip für das Schöne in den bildenden Künsten in die Charakteristik sezt, ohne sich jedoch näher darüber zu erklären. Später hievon ein Mehreres.

Vor allem Andern war uns wichtig, die eigenen Ansichten des Verf. kennen zu lernen. Er beginnt damit: dafs er *die Kunstthätigkeit in die Auffassung und Darstellung des Anschaulichen* sezt, und so das Eigenthümliche und die Gränzen der bildenden von denen der redenden Künste unterscheidet, zugleich kund gebend, dafs die *Darstellung des Anschaulichen* ein Bedürfnifs sei, um den Umfang der Ausbildung menschlicher Geistes- und Gemüthskräfte zu vervollständigen, und dafs ein Volk, welches der Cultur der bildenden Künste entbehre, immerhin noch als ein halbbarbarisches anzusehen sei.

Indem also die Kunstthätigkeit in der Auffassung und Darstellung des Anschaulichen beruhe; so sei dem Künstler vor allem Andern ein tieferes Eindringen in die Formen und in die Erscheinungen der Natur nöthig. Die Formenkenntnifs im Allgemeinen gebe das Studium der Zergliederung, verbunden zugleich mit dem des Modells. (Wie diese beiden Studien gemeinschaftlich zu treiben seien, und wie mangelhaft dieselben gewöhnlich in den Kunstschulen betrieben würden, darüber ertheilt der Verfasser treffliche Winke und Lehren). Znr allgemeinen Formenkenntnifs gehöre ferner die Verhältnifslehre, ungefähr in der Art, wie dieselbe bei den Alten in dem Canon des Polyklet aufgestellt ward, (und man kann beisetzen, wie unter den Neuern Albrecht Dürer eine solche Lehre zu begründen sich bemühte. Man vergl. hiemit die akad. Abhandlung von A. Hirt in den Schriften der königl. Akad. der Wissenschaften zu Berlin, Jahrg. 1814). In solchen Studien, welche die Formenkenntnifs im Allgemeinen begründeten, und daher allen andern vorangehen müfsten, könnten indessen Künstler wohlerfahren und trefflich seyn, wie z. B. Michel Angelo; aber ein Studium, das nur das Allgemeine von der Formenkenntnifs enthülle, reiche für die künstlerische Darstellung nicht aus. Denn da jede Form, jede Geberdung und Miene in der Natur ihre Bedeutsamkeit habe; so habe der Künstler Auge und Geist

Digitized by Google

auf die Handlungen und Bewegungen, auf das Leben, Thun und Leiden der Menschen, auf das Alter, das Geschlecht, den Stand, auf die eigenthümlichen Verrichtungen und Uebungen zugleich zu richten, um das Individuellbedeutsame hievon allseititig in Wahrheit und in Geist aufzufassen, damit er dadurch in Stand gesezt werde, eben diefs Bedeutende und Eigenthümliche in jeder vorkommenden Aufgabe gehörig darzustellen. Es sei daher nicht zweifelhaft, dafs Talente, wie Raphael und Lenardo, welche das Bedeutsame der Formen mit unvergleichlicher Schärfe auffafsten, demjenigen vorzuziehen seien, der nur das Allgemeine der Formen in seinen Werken richtig darzustellen vermöge. Daher komme es auch, dafs man sich durch Werke alter Meister, welche, wie Fra Gio. Angelico da Fiesole, Benozzo und D. Ghirlandaio, in einer Zeit lebten, wo das allgemeine Formenstudium noch sehr zurück war, aber in deren Werken sich ein ergreifender Sinn für die individuellen menschlichen Zustände ausspreche, als durch die Arbeiten späterer Meister, denen zwar ungleich mehr Mittel und Kenntnisse zu Gebote standen, das Allgemeine der Formen zu erfassen, aber das Individuellbedeutsame derselben weniger darzustellen verstanden. Vornämlich seien es die Griechen, welche in die innere bedeutsamkeit der Naturgestalten eindrangen; und daher jenes leicht Verständliche in ihren Kunstgebilden. In der neuern Kunst offenbare sich ein ähnliches Streben schon von Cimabue und Giotto an, und ihren Nachfolgern bis auf Raphael.

Der Verf. beschränkt aber die bildende Kunst nicht blofs auf das richtige Auffassen und Darstellen der Formen nach den dargelegten Rücksichten, sondern fordert auf ähnliche Weise das richtige Auffasen und Darstellen des Optisch-perspectivischen. Er erklärt sich jedoch über Lezteres hier nicht näher. Es läfst sich indessen leicht ersehen, dafs er hiemit Alles begreifen will, was auf Licht und Schatten und überhaupt auf das Mahlerische Beziehung hat; und dafs auch hierin eine richtige Darstellung nur aus einem anhaltenden und gründlichen Studium der Naturerscheinungen hervorgehen könne.

So scheint uns im Wesentlichen, wenn wir den Verf. anders recht verstehen, die Gedankenfolge zu seyn, worin derselbe seine theoretischen Ansichten, die Grundsätze und den Zweck der bildenden Künste aufstellt. Uebrigens ist der Gang seiner Darstellung nicht leicht zu fassen, indem sich so viele Seiten-Beziehungen, so viel Verschleiertes und Polemisches einmischen, dafs man nicht immer erräth, wo das Gesagte hinzielt.

Das Polemische, was sich durch den ganzen Aufsatz hinzieht, betrifft besonders die Grundsätze, welche seit Lessing, Winkelmann und Mengs in Gang gekommen, und denen bedeutende neuere Schriftsteller gefolgt sind, wie Herder, die Herausgeber der Propyläen, Fernow und Andere. — Was in solchen Schriften über das Ideal und das Schönheitsprincip vorkommt, scheint ihm mit den reellen und gesunden Ansichten der Kunst nicht verträglich. Der Verf. meint: alle Formen wären dem Künstler in der Natur gegeben, und daher sei es müfsig und eitel, von idealen Formen, vom Veredeln, Verherrlichen und Verklären der Formen zu sprechen; und da der beste Künstler doch immer nur zur Hälfte die Naturformen zu erreichen vermöge: wie sollte er darüber hinausgehen? — Solches Grübeln könne nothwendig nur zum Seichten und Manierirten führen. Eine ähnliche Bewandtnifs habe es mit dem Schönheitsprincip, wornach der Kunst nur erlaubt seyn soll, Objectivschönes darzustellen, oder wornach dem Künstler Gesetz seyn soll, die Formen zu verschönen, und ihre Bedeutung nach einem beliebten idealen Schönheitsmesser zu modeln. Die Alten hätten von dergleichen nichts gewufst, und eben so wenig die Neuern, so lange die Kunst bis in's Raphaelische Zeitalter im Steigen war.

Ein Wort in einem bekannten Briefe Raphaels habe erst gleichsam die Losung zu dem Idealwesen gegeben, besonders in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, wo Meister formenlose Werke darzustellen anfingen, indem Andere zu gleicher Zeit auf dem Princip der Naturnachahmung bestanden. Aber um diefs recht grell hervorzuheben, war solchen nur Natur, wenn sie die gemeinsten Individuen zu Vorbildern auswählten, und auch in Beziehung des Mahlerischen sich nur die auffallendsten Lichteffecte erlaubten. So standen sich die beiden Aeufsersten entgegen, einerseits die flache Manier der Idealisten, und anderseits das Bestreben, die gemeinsten Naturindividuen in dem grellsten Gegensatze von Schatten und Licht geltend zu machen, mit Uebergehen und Vernachlässigen Alles dessen, was die Bezeichnung des Edeln, Würdigen und Schönen, und eine offene freie Beleuchtung erfordert hätte. —

S. 84 erklärt sich der Verfasser über das Wort Typus, oder über die Gleichförmigkeit in der Darstellung verwandter Kunstaufgaben. In der Kunst der Alten er-

Digitized by Google

weise sich der Typus von doppelter Abkunft und Art: einmal sei er die Nachwirkung der ältesten Bezeichnungsweise der Gegenstände (wo der Verf. auf die sogenannten Aeginetischen Kunstwerke hinzuweisen scheint). Er hält sich aber hiebei nicht auf, indem das Typische in diesem Sinne die Betrachtung des Reinkünstlerischen, wovon hier allein die Rede sei, ausschliefse, und der historischen Archaeologie anheim falle. Das andere Mal sei der Typus kunstgemäfs, nämlich wo die Gleichförmigkeit in der Darstellung eben aus jener in der Natur gegebenen Bedeutsamkeit der Formen entstehe, vermöge welcher bestimmte Ideen nur in bestimmten Formen sich anschaulich und künstlerisch ausdrücken liefsen. (Man sieht, dafs der Verf. hiebei auf die Ideale der Götterbildungen und anderer mythischen Gegenstände hindeuten will).

Ferner erklärt sich der Verf. über den Ausdruck *Stil:* er sei verfänglich; und dessen Gebrauch habe zu mancherlei Mifsdeutungen verleitet. Der Verf. will daher die Erweiterung, die Winkelmann und seine Nachfolger diesem Worte gegeben haben: als hoher Stil, gewaltiger Stil, schöner Stil, Stil schöner Formen: nicht anerkennen; auch nicht den Stil im Sinne der Italiener, welche hiedurch eigenthümliche Gewöhnungen gewisser Schulen und Meister bezeichnen. Er beschränkt daher S. 87 das Wort durch seine Definition, wie folgt: Der Stil sei ein zur Gewohnheit gediehenes sich Fügen in die innern Forderungen des Stoffes, in welchem der Bildner seine Gestalten wirklich bildet, der Maler sie erscheinen läfst."

Ueber das Nähere der Stilgesetze, die der Verf. hiebei aufstellt, stimmen wir gerne ein. — Aber der Sprachgebrauch ist hartnäckig, und wir glauben kaum, dafs es dem Verf. gelingen werde, den Begriff Stil so zu beschränken, wie er es für die Kunstsprache ersprieſslich hält. Der Sprachgebrauch wird sich immer wieder vordrängen.

Das Folgende von S. 104. S. 134 des inhaltreichen Aufsatzes begreift fernere und sehr zu beherzigende Instanzen gegen das Schönheitsprincip und die Idealität der Formen, was die neuere Kunstlehre seit lange befangen hielt; — welches man aber selbst nachlesen mufs. Uns genügt es, darauf hingewiesen zu haben.

Der zweite Aufsatz: *Verhältnifs der Kunst zur Schönheit*: überschrieben, ist als ein Anhang zu dem erstern zu betrachten. Wir übergehen die nähern Bemerkungen des Verf. in Hinsicht des Schönheitsbegriffes, und fügen blofs die Resultate bei: Zwar sei die Behandlung oder die Wahl schöner Naturgegenstände für die Kunst wünschenswerth; aber das Naturschöne sei keineswegs der Maafsstab für das Schöne in der Kunst. Das Schöne sei einzig das Werk einer lebhaften Begeisterung. Auch genüge es nicht, blofs einzelne Theile den Gesetzen gemäfs und mit Begeisterung zu behandeln, sondern das wahre Schöne (das Kunstschöne) beruhe in der gleichmäfsigen Behandlung des Ganzen.

Die gründlichen Ansichten über das Wesen der Kunst, welche der Verf. in den beiden vorliegenden Abschnitten ausspricht, sind für den Referenten um so erfreulicher, da er bereits vor dreifsig Jahren zuerst gegen das sogenannte Schönheitsprincip auftrat, und gegen Winkelmann und Lessing erwies, dafs ein solches Princip keineswegs jemals in den Schulen der Alten geherrscht hätte, sondern dafs die Charakteristik, oder die individuelle Bedeutsamkeit der Grundsatz sei, der sich durch die ganze Handhabung der alten Kunst, nachdem sie einmal mündig geworden war, durchziehe, und sich auch derselbe Geist in der neuern Kunst offenbare, so lange sie im Steigen begriffen war.

Diesem Grundsatze gemäfs seien alle Formen, und alles Bedeutende an denselben, so wie auch alles Optische in Beziehung der Farbengebung — einzig und allein aus der Natur zu schöpfen, und das Studium der Antiken und der neuern Kunstwerke nur insofern dabei zu benützen, als sie Lehre und Beispiel wären, wie man das Wahre aus der Natur zu erfassen, und dem vorliegenden Gegenstande anzueignen habe; ferner auch, wie man durch fleifsiges Betrachten trefflicher Kunstwerke leichter dahin gelangen möge, technische Schwierigkeiten zu überwinden.

Sehr wünschen wir, dafs unser Verf. die Gemüther jezt besser vorbereitet und weniger abgeneigt finden möge, auf seine Forschungen und Ansichten einzugehen, als der Ref. zur Zeit, wo er zuerst seine neuen Ansichten vortrug. Doch kamen ihm damals die mächtigen Einsprüche nicht unerwartet.

Herder, der bekanntlich in den Lessing-Winkelmannschen Ideen ganz befangen war, und dem ich im J. 1788 zu Rom meine beiden Aufsätze: *Laokoon, und über das Kunstschöne* (in den Horen Jahrg. 1797, 7tes und 10tes Stück) zuerst vorlegte, sagte mir nach manchem Hin- und Herreden mit seiner gewohnten Freimüthigkeit: „Alles, was ich Ihnen rathe, ist: machen Sie Ihre Ansich-

Digitized by Google

ten nicht durch den Druck bekannt, Sie würden in Deutschland nur Gegner finden."

Dafs die Mahnung Herder's richtig war, erwies die Folge. Erst an zehn Jahre später theilte ich die genannten Aufsätze auf einem Besuche in Weimar Goethe und Schiller mit, welche sich für die Publication aussprachen. Auch nahm lezterer sie sogleich in Empfang, um sie, wie es geschah, in den Horen abdrucken zu lassen. Bald darauf ward mir ein Goethe'sches Manuscript mitgetheilt, ungefähr in dem Sinne des Aufsatzes, der: *Laokoon* überschrieben, an der Spitze der Propyläen steht, und in Beziehung dieses handschriftlichen Aufsatzes schrieb ich die Erläuterungen, die ich unter der Aufschrift: *Nachtrag zu Laokoon*: damals ebenfalls handschriftlich an Goethe sandte, und die dann im Auszuge in das 12te Stück der Horen desselben Jahres eingerückt erschienen. — Was bis dahin freundschaftliche Discussion zwischen ähnlich Gesinnten war, erbitterte dann die Folge durch Einmischungen. Doch darf ich gestehen, dafs ich Widersprüche nie als ein Uebel betrachtete. Sie sind vielmehr nöthig, wenn wesentliche Fragen sich läutern, und die Zeit Mifsverständnisse heben, und das Rechte begründen soll.

Indessen scheint auch der Verf. vorliegender Aufsätze meine frühern Schriften, worin ich meine Grundsätze über bildende Kunst aufstellte, nicht aus ihrem wahren Gesichtspunkt aufgefafst zu haben. Er meint nämlich in der ersten Note, wo er meiner ehrenvoll gedenkt: Ich sei damals in der Behauptung einer wesentlichen Seite der Kunst zu weit gegangen. — Ich gestehe nicht zu errathen, welche Seite er hiemit meinen kann. Ich kann daher hier nur wiederholen und erwiedern, dafs ich in keiner wesentlichen Behauptung und Ansicht der Kunst von unserm Verfasser abweiche, und von jeher nach denselben Principien gedacht habe. Hievon wird sich jeder überzeugen, der meine drei Aufsätze in den Horen selbst liest, und meine Ansichten nicht blofs aus den Schriften meiner Gegner auffassen will. Noch erlaube ich mir, hier eine Stelle aus meinem Bilderbuche (Einleit. p. IX) beizufügen: „Das individuelle Andeuten oder die Charakteristik ist der Hauptschlüssel, um sich alle Erscheinungen in dem Kunstkreise der Alten zu erklären. Dieser Grundsatz war es, der die Fülle und den Scharfsinn in der Erfindung prüfte, bei der Anordnung die leichte Anmuth zu Hülfe nahm, den Gestalten die eigenthümliche Schönheit gab, und das Maafs der Bewegung und des Ausdruckes bestimmte. So lange die Kunst im Steigen war, bewahrte sie diesen Grundsatz, als ein sicheres Palladium, einerseits gegen excentrische Ausartungen einer schwärmerischen Phantasie, anderseits gegen Gehaltlosigkeit und Schwäche sowohl in der Erfindung, als Ausführung." — Und dafs diese Ansichten über alte Kunst die richtigen seien, davon geben die beiden Hefte meines Bilderbuches durch die vorgelegten Beispiele und Erläuterungen die fortlaufenden Beweise. —

Doch will ich alter Streite nicht ferner gedenken. Vielmehr würde es mir angenehm seyn, wenn früher Mifsverstandenes sich in Einverständnifs auflösen könnte.

Herr H. Meyer, der sich erklärt, dafs ihm früher kein ausgesprochener Grundsatz irgend eines Frühern genügt hätte, beruhigt sich jezt in einer kürzlich ausgesprochenen Aeufserung Goethe's: „der höchste Grundsatz der Alten war das Bedeutende, das höchste Resultat aber einer glücklichen Behandlung das Schöne." (H. Meyer's Kunstgesch. S. 204.)

Auch ich erkenne diesen von Goethe ausgesprochenen und von Meyer angenommenen Grundsatz in der alten Kunst als den meinigen an. Denn er ist ganz demjenigen entsprechend, welchen ich früher aussprach. Was Goethe hier das Bedeutende nennt, nannte ich das Charakteristische, und eben so nannte ich, wie hier Goethe, das höchste Resultat einer glücklichen Behandlung das Schöne (das Kunstschöne), mit der Angabe, dafs ein solches Resultat in der Behandlung aus dem Bedeutenden, oder Charakteristischen hervorgehe, und darauf ruhen müsse. Denn hieraus nur tritt die dem Anschauen angemessene, glückliche und lichte Darstellung hervor, und darnach stellen sich dem talentvollen Künstler die Schranken und die Freiheiten von selbst dar, welche ihm in der Kunstart, worin er arbeitet, zustehen.

Es ist also eitel, wenn Herr Meyer in der angeführten Stelle beisezt: das Charakteristische als oberster Grundsatz sei lange spurlos verschwunden, und eben so der Grundsatz des Ideals von Fernow, welcher hiemit doch nichts Anderes that, als dafs er sich für die Behauptung der Grundsätze, welche früher die Weimaraner vertheidigten, aufopferte. Doch lassen wir es. Auf die Autorität des neuen Beschreibers der alten Kunstgeschichte kommt es eben nicht an. — Ich wiederhole es: auch ich erkenne in dem von Goethe zulezt ausgesprochenen Grundsatze den meinigen; und aus dem herrlichen Geiste, der in der hier angezeigten Schrift we-

Digitized by Google

het, darf ich kaum zweifeln, dafs der Verf. sich derselben Ansicht auch gerne anschliefsen werde.

Der Referent gehet zur Betrachtung der historischen Forschungen über. Sie betreffen hauptsächlich die Darstellungen christlicher Gegenstände von der frühesten Zeit des Christenthums, und so das Mittelalter hindurch bis zum Wiederaufleben der neuern Kunst im 13ten Jahrhundert.

Die dritte des ganzen Werkes, oder die erste der historischen Forschungen ist überschrieben: „*Betrachtungen über den Ursprung der neuern Kunst.*" S. 157 — S. 180.

Da die neuere Kunst aus der Bearbeitung christlicher Gegenstände hervorging; so verfolgt der Verf. ihre Darstellung bis auf die früheste Zeit, wo die Bildung christlicher Gegenstände noch mit der Kunst der Alten zusammenfällt, und Christliches und Heidnisches zugleich noch Gegenstand der Kunst war. Das künstlerische Bestreben und die Techniken waren in der frühern Zeit dieselben für die Gegenstände des einen, wie des andern Cultus, und so ging christliche Kunst unmittelbar aus der der Alten hervor. Nur meint der Verf., dafs die christliche Kunst bis ins 4te Jahrhundert, und ehe nicht die Duldung der christlichen Religionsweise durch Constantin ausgesprochen war, sich hauptsächlich nur, etwa Bildnisse ausgenommen, an solche Gegenstände hielt, die eine allegorische Deutung erlaubten, und deren geheimer Sinn blofs den Eingeweihten verständlich war. — Und in der That betrachtet man unter den zahlreichen Denkmälern, die in den Coemeterien vorkommen, und die als die ältesten auf uns gekommenen anzusehen sind, den engen Kreis von sich immer wiederholenden Vorstellungen; so wird es nicht unwahrscheinlich, dafs eine solche allegorisirende Ansicht das Gemüth der ersten christlichen Gemeinden geleitet habe. Nichts sieht man daher häufiger, als Christus in der Darstellung des guten Hirten (so wie auch die seiner Mutter unter dem Bilde der Pietas), die Hoffnung in Noah, den Sinn nach dem Himmlischen in Elias, der im Viergespann dem Ueberirdischen zueilt, in der Erweckung Lazari die Wiedererstehung des Fleisches, den Glauben und die Standhaftigkeit in dem Opfer Isaac, in Daniel unter den Löwen, und in den drei Jünglingen im Feuerofen, die Strafe und die Reue in Jonas, das Ausdauern in Hiob, und die Erinnerung an die Heiligkeit der Gesetze in Moses. — Doch dürfen wir nicht blofs an Allegorie denken, wie die Aufstellung des Bildes Christi und des Abraham in der Hauskapelle des Alexander Severus zeiget.

Indessen ist bekannt, dafs zur Zeit, wo die Bildung christlicher Gegenstände begann, die Kunst der Alten bereits sehr in Abnahme war. Der Verf. sagt also mit Recht, dafs die frühern christlichen Kunstwerke nicht mehr das Erhebende anböten, was man in den ältern heidnischen Kunstwerken bewundere. Auch lasse sich in der Bildung christlicher Gegenstände nicht jene allmälige Entwickelung und jenes Fortschreiten wahrnehmen, wie solches bei der Kunst der Alten, und bei den Neuern — vom 13ten bis zu dem 16ten Jahrhundert — der Fall war. Vielmehr zeige sich hier das Gegentheil. Denn wenn gleich, wie gesagt ist, die Bildung christlicher Gegenstände erst zur Zeit begann, wo die Kunst der Alten schon sehr im Sinken war; so zeigt sich doch der Verfall nicht in dem Maafse, wie in den folgenden Jahrhunderten, wo die Weltzustände, anstatt sich zu bessern, sich immer mehr verschlimmerten; und so ging es auch in der Kunst, und in Allem dem, was auf eine höhere Geistespflege gegründet ist. Doch ist auch hiebei Manches zu unterscheiden. In Byzanz, als der Residenz, wo alt-Römischer Glanz fortvegetirte, erhielt sich auch in der Kunst Althergebrachtes, und so auch verhältnifsmäfsig in Italien, so lange Byzantinische Macht noch einigen Einflufs übte, wie zu Rom und Ravenna, selbst unter der wechselnden Herrsthaft der Gothen und Longobarden.

Dann war, was wir in früher cultivirten Ländern als Abnahme bezeichnen, Anfang der Bildung bei andern Völkern, wie z. B. bei den Deutschen und andern nordischen Völkerschaften, als sich bei denselben allmälig die christliche Religion ausbreitete. Denn mit dieser verpflanzten sich aus den zwei Hauptstädten des Reiches zugleich jene kirchliche Bauweise und jene bildlichen Zierden, welche die neue Religionsübung erforderte, wodurch ein Anfang eines wissenschaftlichen und künstlerischen Betriebes unter diesen Völkern, wie in den alten Ländern, entstand.

(Der Beschlufs folgt.)

(Beilage: Intelligenzblatt Nro. 1.)

Digitized by Google

Intelligenzblatt
der
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

No. 1.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen, politischen und sittlichen Lebens der Völker außerhalb Deutschland, mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland.

Mit jedem Jahre wird die Verbindung der Völker inniger, und erweitert sich über neue Gränzen bis zu den entferntesten Punkten der Erde. Der Handel, der diese Bande knüpft, dient nicht blos den materiellen Interessen, er befördert zugleich die Entwicklung geistiger Kräfte, indem er uns über den beschränkten Raum unsers kleinen Daseyns hinaus in das unermeßliche Völkerleben blicken läßt, und eine bunte Reihe fremder, überraschender Erscheinungen aus der physischen, wie aus der sittlichen Welt an uns vorüberführt. Innerhalb seiner vier Wände kann der Mensch seine Erziehung nicht vollenden; Menschen im edelsten Sinne des Wortes werden wir erst durch die Anschauung des Ganzen der Menschheit, ohne welche die Einzelnen Kinder, Völker Barbaren bleiben. Staaten, die sich den Einflüssen fremder Bildung verschließen, sind wie Wohnungen, in welche keine frische Luft eingelassen wird. Mit der Selbstgenügsamkeit beginnt die Einseitigkeit, und mit dieser die Barbarei. Ein Volk, das den Blick über die engen Gränzen der Heimath erhebt, ist eben dadurch schon der Barbarei entwachsen; keiner der Schätze, die der menschliche Geist sich irgendwo errungen, wird ihm fremde seyn. Diese Aneignung ist keine Usurpation; wir geben und empfangen, und je reicher der Verkehr ist, in den wir treten, desto begründeter ist unsere Stellung auf der Höhe des Jahrhunderts. Darum ist es ein Bedürfniß civilisirter Völker mit dem geistigen, sittlichen und politischen Leben des Auslandes in fortwährender Bekanntschaft erhalten zu werden. Unter allen Völkern der Erde ist das deutsche Volk dasjenige, das vermöge seines allgemeinen Humanitäts-Sinnes keine Isolirung kennt, dem der Spruch des Römers Nihil humani a me alienum aus der Seele gesprochen ist. Wo finden wir diese freudige Anerkennung fremden Verdienstes? diese uneigennützige, selbst Aufopferungen nicht scheuende, Theilnahme an Allem, was das Wohl der Menschen nah und ferne angeht? Der Deutsche, der nicht durch die trübe Brille einer egoistischen Nationalität blickt, eignet sich vorzugsweise zum unbefangenen Darsteller und Beurtheiler fremder Erscheinungen, so wie der ihm inwohnende Forschungsgeist ihn zur allseitigsten, umfassendsten Thätigkeit antreibt. Es sind aber nicht blos die Gelehrten, welchen die Kunde ausländischer Civilisation unentbehrlich ist; das Bedürfniß berührt alle Verhältnisse des Lebens: der Staatsmann, der Rechtsgelehrte, der Arzt, der Theologe werden nicht minder mit Nutzen bei fremden Nationen Belehrung suchen, als der Kaufmann, der Fabrikant, der Handwerker und selbst der Ackerbauer sich nur dann reichen Gewinn in ihren Geschäften versprechen können, wenn ihnen die Bedürfnisse und Erfindungen fremder Völker als Basis ihrer Berechnungen und als Mittel der Verbesserung ihres Gewerbes dienen können.

Wir glauben sonach einem allgemeinen Bedürfniß entgegen zu kommen, wenn wir ein Tagblatt ankündigen, dessen Zweck ist, deutschen Lesern die möglichst umfassende Kunde des Auslandes zu erleichtern.

Ein flüchtiger Blick auf die jetzige Zeit und auf das, was uns zu leisten durch die liberale Ausrüstung der Verlagshandlung möglich gemacht wird, möge unser Unternehmen rechtfertigen.

Erhebung des Geistes und dadurch stets allgemeinere Anerkennung seiner Würde und seines Rechts ist zugleich Aufgabe und Tendenz des Jahrhunderts. Der in die Ferne gerichtete Blick sieht vom emancipirten Griechenland aus die Segnungen der Cultur gegen das vordere Asien und gegen das nördliche Africa vordringen; zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere gestalten sich in den uralten Steppenländern wandernder Barbaren unter dem milden Schutze russischer Oberherrschaft mit langsamem, aber sicherem Schritte bürgerliche Vereine, Ackerbau, Handel und Gewerbe; und Mittelasien öffnet sich europäischer Cultur. An den Ufern des Indus, des Ganges und des Irawaddy, wo der Britte sein Reich gegründet, wandeln die Herolde des Evangeliums und einer vernünftigen Rechtspflege; die alten Sagen der Urzeit, die Geheimsprache vorchristlicher Weisheit, treten aus ihrer tausendjährigen Verborgenheit hervor, und die Vermählung asiatischen Geistes mit europäischer Wissenschaft kündigt dort und hier neue selbstständige Formationen an. Ein schöner Anfang von noch weit Größerm, was der Zukunft vorbehalten ist. Früher oder später müssen alle Schranken fallen, die jetzt noch den großen Völkerverein unterbrechen. Im Westen des atlantischen Oceans, welches unermeßliche Panorama! Oben die Vereinigten Staaten von Nordamerica, wo die englisch-deutsche Civilisation sich eines regen Lebens freut, und uns manche verwandte Geistesblüthe darbietet; in der Mitte das französisch-africanische Hayti, das den Beweis liefert, daß die Neger culturfähig sind, woran man nie hätte zweifeln sollen; westlich von da die fruchtbaren Gefilde Mexico's, durch deutsche Bergwerkskundige und durch die rheinisch-westindische Compagnie mit uns befreundet; weiter südlich das mit spanischem Blute getränkte Columbia, und alle seine reichen Landschaften, die sich nun von dem langen Kampfe um die Unabhängigkeit allmälig erholen, ein unermeßlicher Boden, wo ein neues Spanien sein europäisch-americanisches Leben beginnt; unten am Uraguay das Land und die Sprache der Guarani, und die vereinigten Provinzen vom Rio de la Plata, die uns vielleicht in der Erhaltung jener autochthonischen Sprache eine eigenthümliche americanische Litteratur vorbereiten. Wie interessant ferner der Antagonismus des monarchischen Brasilien mit den jungen Nachbar-Republiken! In Europa selbst ist des Merkwürdigen nicht wenig, was das Ausland darbietet. England, Frankreich, Italien, die pyrenäische Halbinsel, die Niederlande, Scandinavien und dann die in geistiger Hinsicht so wenig beachteten slavischen Länder mit den Resten alter Nationalpoesie, wo sich auch jetzt zu neuer Bildung so Manches still und unbemerkt entfaltet, was uns bisher fast so fremd geblieben ist, als was neuerdings über Africa, Asien und Polynesien der Fleiß der Forscher, der Eifer der Reisenden, das weit umfassende Band des Welthandels, und die stets weiter und weiter sich verbreitende Politik Europa's in den Kreis unserer Kenntnisse und unseres Interesses gezogen hat!

Geht der Blick, statt sich im Einzelnen zu verlieren, den geistigen Resultaten nach, welche sich aus der unendlichen Mannichfaltigkeit dieses weitverbreiteten, vielgestaltigen Lebens darbieten, so ordnet sich die Unermeßlichkeit des Stoffs unter klare, über-

Digitized by Google

schauende Gesichtspunkte, so daß die Größe des Feldes, statt zurückzuschrecken, vielmehr aufmuntert, sich seiner geistig zu bemächtigen. Uebrigens davon ausgehend, daß nicht gerade, was unserer individuellen Meinung nicht zusagt, deshalb verwerflich sey, werden wir dem Urtheile unserer Leser nicht vorgreifen, sondern sie in den Stand setzen, selbst prüfen und urtheilen zu können. Die Sachen objectiv hinzustellen, sey unsre Aufgabe, denn die Facta reden mehr als oberflächliche Raisonnements. Hiermit ist der Umfang, so wie der Geist der Bearbeitung angedeutet.

Nicht an die Schule, nicht an diesen oder jenen Stand, nicht an diese oder jene Partei wird diese Zeitschrift sich richten, sondern an den in allen Ständen und Parteien sich findenden edleren Theil des Volks, der die geistigen Berührungspunkte ahnt, welche Völker mit Völkern, Länder mit Ländern verbinden, und welche, offen oder geheim, die Bewegung von einem Ende der Welt zum andern leiten.

Zu den nothwendigen Bedingungen des Unternehmens gehört eine möglichst ausgedehnte Benützung der neuen Litteratur, und besonders der vorzüglichsten schönwissenschaftlichen sowohl, als Gesittung, Verfassung, Kunst und Philosophie abhandelnden Schriften aus allen Theilen der Welt, welche durch die Verlagshandlung aufs Vollständigste und Schleunigste herbeigeschafft werden sollen. Nicht nur wird der Redaction mittelst einer durch die Verlagshandlung in München gegründeten Anstalt die freieste Benützung der gesammten neuesten Litteratur dieser Länder gewährt, sondern auch eine umfassende Sammlung der besten europäischen und außer-europäischen Journale angewiesen, folglich Quellen und Hülfsmittel eröffnet, wie sie wohl in dieser Ausdehnung sonst keinem Blatte in Deutschland zu Gebote stehen. Das ebenfalls in München für Rechnung der Verlagshandlung errichtete lithographische und geographische Institut wird uns ferner in den Stand setzen, dem Blatte Karten, Plane, landschaftliche Umrisse und Porträts interessanter Personen beizufügen, so weit das Interesse des Gegenstandes, seine Neuheit oder die Nothwendigkeit, ihm Anschaulichkeit zu geben, dieß erfordert. Die Redaction wird unter Leitung und Mitwirkung eines Vereins sachkundiger Männer besorgt werden, was schon die Mannichfaltigkeit des Stoffs nothwendig macht. Dabei sind nicht nur in den verschiedenen Ländern Europa's, sondern auch in einzelnen Theilen America's und Asien's Correspondenzen angeknüpft, und die bereits bei den übrigen Blättern der Verlagshandlung bestehenden litterarischen Verbindungen wesentlich erweitert. Endlich beginnt das Unternehmen in einer Stadt, die mehr und mehr ein glänzender Mittelpunkt des erfreulichsten geistigen Lebens wird, geschützt und gepflegt von einem Könige, der in dem, was er der Kunst und Wissenschaft ist, sich selbst und sein Volk ehrt, wohlbewußt, daß nur der Kranz ewig grünt, welchen die Muse jenen seltenen hochgestellten Häuptern auf die Stirne drückt, die auch im Reiche der Geister sich als Könige bewähren.

* * *

Das „Ausland" erscheint täglich, und kann durch alle Postämter und Buchhandlungen bezogen werden; jene wenden sich an das löbliche Ober-Post-Amt München, welches die Hauptspedition o übernommen hat, daß man dieses Tagblatt ohne Preiserhöhung auch in den entferntesten Gegenden Deutschlands auf dem schnellen Wege der Post erhalten kann, diese erhalten die Exemplare von 8 zu 8 Tagen durch die Verlagshandlung.

Der Preis des Jahrgangs ist 16 fl.

München, den 6 Oct. 1827.

Litterarisch-Artistische Anstalt
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Die Unterzeichnete zeigte im Intelligenzblatte des Morgenblatts Nro. 6. und in andern Journalen im Januar d. J. an, daß von

ORGANOGRAPHIE VEGÉTALE
par
DE CANDOLLE

eine Uebersetzung von Hrn. Dr. Meißner, ordentl. Lehrer der Zoologie und Botanik zu Bern, mit Einverständniß und Mitwirkung Hrn. de Candolle's in ihrem Verlag erscheinen werde. Sie kann und die Versicherung geben, daß die Steindrücke dazu fertig und von Hrn. de Candolle selbst durchgesehen worden sind, und daß der Druck des Textes so weit vorgerückt ist, daß das ganze Werk in Kurzem erscheinen kann.

Stuttgart im October 1827.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Panorama vom Bussen, aufgenommen und gezeichnet von Schefold, lithographirt in der k. lithographischen Anstalt zu Stuttgart von Wölfle. Preis 3 fl. in Futteral.

Der Bussen ist sowohl durch seine historische Bedeutung, als auch insbesondere durch Lage und Aussicht einer der merkwürdigsten und eben deßwegen auch der besuchtesten Punkte des alten Schwabens. Aber um so mehr vermißte man bisher eine ganze und den Forderungen der Kunst entsprechende Darstellung seines unermeßlichen Gesichtskreises. Dieses Bedürfniß ist nun durch das angezeigte Panorama auf eine Weise gestillt, die ohne Zweifel Jedermann befriedigen wird. Es ist das Werk eines Anwohners des Bussen, der damit mehrere Jahre lang sich beschäftigte, und stellt, in einer Länge von 10½ Fuß, den ganzen sichtbaren Umkreis des merkwürdigen Standpunktes, bis auf die Tyroler- und Schweizer-Alpenkette, mit nahe an 500 Wohnorten dar. Die Ueberdecke ist mit einer besondern Abbildung des Berges geziert.

Ankündigung einer Uebersetzung
von
CHEVALLIER's und RICHARD's

DICTIONNAIRE DES DROGUES.

Von dem

Dictionnaire des drogues simples et composées, ou Dictionnaire d'histoire naturelle médicale, de pharmacologie et de chimie pharmaceutique, par MM. CHEVALLIER et RICHARD,

einem klassischen und mit dem lautesten Beifalle in Frankreich aufgenommenen Werke, welches nicht blos für den Arzt und für den Pharmaceuten, sondern auch für den Specereihändler und verschiedene Fabrikanten höchst unentbehrlich ist, insofern es die neuesten Entdeckungen enthält, erscheint in unserm Verlage nächstens eine deutsche Uebersetzung, welches hiemit zur Vermeidung aller Collisionen angezeigt wird.

Stuttgart und Tübingen, 10 Sept. 1827.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage der Unterzeichneten erscheint eine Uebersetzung von

Noticias secretas de America sobre el estado naval, militar y politico de los reinos del Peru etc.

unter dem Titel:

Geheime Nachrichten über Amerika, besonders über den politischen, militärischen und Marine-Zustand Peru's, des Landes Quito, der Küsten von Neu-Granada und Chili; über Verwaltung und besondere Regierung der Indianischen Völkerschaften; über die grausame Unterdrückung und gewaltsamen Maßregeln der Corregidors und Pfarrer; über die durch die Missionarien bei diesen Einwohnern eingeführten schändlichen Mißbräuche; deren Ursachen und die Beweggründe sie dreihundert Jahre lang fortdauern zu lassen, getreu niedergeschrieben, zufolge der Instructionen Sr. Excellenz des Marquis von Ensenada, ersten Staatssecretairs, und

Digitized by Google

vorgelegt in Form eines geheimen Berichts Sr. katholischen Majestät Ferdinand VI. durch Don Jorje Juan und Don Antonio de Ulloa, Generallieutenant bei der königl. Marine, Mitglieder der k. Societät zu London und der k. Akademien zu Paris, Berlin und Stockholm; bekannt gemacht, um eine genaue Idee von der Art zu geben, wie die Spanier Süd-America regierten, von David Barry. 2 Thle.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Bei *H. L. Brönner* in Frankfurt a. M. J. No. 148. hat so eben die Presse verlassen, und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Kleine Schwärmer
über
die neueste deutsche Literatur.

Eine Xeniengabe für 1827. Mit den Xenien des Schillerschen Musenalmanachs von 1797.

12mo cartonnirt . . . . . 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Dritte und lezte Subscriptions-Eröffnung.

M. TULLII CICERONIS
OPERA
QUAE SUPERSUNT OMNIA
AC
DEPERDITORUM FRAGMENTA
RECOGNOVIT
ET SINGULIS LIBRIS
AD OPTIMAM QUAMQUE RECENSIONEM
CASTIGATIS
CUM VARIETATE LAMBINIANA MDLXVI, GRAEVIO-GARATONIANA ERNESTIANA, BECKIANA, SCHUETZIANA, AC PRAESTANTISSIMARUM CUIUSQUE LIBRI EDITIONUM INTEGRA, RELIQUAE VERO ACCURATO DELECTU BREVIQUE ADNOTATIONE CRITICA
EDIDIT
JO. CASP. ORELLIUS.

So eben ist von dieser Ausgabe fertig und versendet worden Vol. II. Pars II., so dafs sich nun die *Scripta rhetorica*, *subditicia*, und die sämmtlichen Reden in den Händen der bisherigen Subscribenten befinden. Folgerecht wurde der Plan durchgeführt, bei jeder einzelnen Schrift die beste bis anhin erschienene Ausgabe zum Grunde zu legen, dieselbe wiederum aus den vorhandenen Hülfsmitteln zu berichtigen, und diesem neu revidirten Texte theils die *Varietas integra Lambin's*, *Graev's*, *Garatoni's*, *Ernesti's*, *Becks*, *Schützens* und einzelner vorzüglicher Bearbeitungen, theils eine sorgfältige Auswahl der übrigen Lesearten unterzulegen, allenthalben, wo es erforderlich war, mit beigefügtem Urtheile des Herausgebers selbst, welches ohnedis bei jeder Variante durch kritische Zeichen angedeutet wird. So gewährt dieser *Apparatus criticus* einen bequemen Ueberblick beinahe Alles dessen, was seit Lambin geleistet ward, und kann von jedem Philologen beim Selbststudium und bei der öffentlichen Erklärung mit Zuversicht benuzt werden. Die Ausdehnung nun, welche dem frühern Plane einer weit beschränktern Variantensammlung nach Art gewöhnlicher Handausgaben gegeben wurde, brachte es unvermeidlich mit sich, dafs die mühevolle Arbeit nicht so schnell zum Drucke befördert werden *konnte*, als die erste Zusage lautete. Diese Verzögerung bringt indefs den Subscribenten einen nicht unbedeutenden Gewinn, wo hingegen jede Uebereilung dem innern Werthe der Ausgabe nachtheilig seyn müfste.

Um nur von denjenigen Reden zu sprechen, bei denen der Herausgeber seinen trefflichen Vorgänger, *Beck*, nicht mehr benutzen konnte, so verweisen wir den Kenner, z. B. auf die *Sextiana*, *Vatiniana*, *Pisoniana*, *Planciana*, *Miloniana*, und die *Philippicas*, welche durch die genaue Berathung *Hervags*, *Faërno's*, *Muret's*, *Lambin's* und *Garatoni's* eine ganz andre Gestalt gewonnen haben, als in welcher die bisherigen Ausgaben *Operum omnium* sie darbieten. Uebrigens berufen wir uns auf die günstige Aeufserung eines ganz competenten Richters, Herrn Professor *Karl Beier's*, in *Jahn's* Jahrbüchern für Philologie I, 2 S. 451. Eine höchst willkommene Zugabe ist für den Kritiker der diplomatisch genaue Abdruck der *Varietas L. A. Juntae* zur *Nangeriana*, nach dem *einzigen* bisher bekannten Exemplar der königl. Bibliothek in Paris.

Während sich der Herausgeber aus Handschriften und Incunabeln einen sehr umfassenden Apparat zu den Ciceronischen *Briefen* anlegte, um hier noch Bedeutenderes zu leisten, als in dem Frühern, überzeugte er sich immer mehr von der Richtigkeit der Ansicht *P. Vettori's*, *Lagomarsini's* und *Bandini's*, dafs die zwei Handschriften der Medicea Laurentiana *Epp. ad Famil.* Plut. XLIX. Cd. IX. und der *Epp. ad Attic.* cet. Plut. XLIX. Cd. XVIII. die einzigen wirklich authentischen dieses herrlichen Denkmales des Alterthums seien, alle übrigen, selbst die Cdd. *Memmiani*, der *Tornaesianus* und *Crusellinus*, nur Conjecturen und Interpolationen darbieten, dafs folglich ohne eine Collation jener, alle Bemühung um die Briefe unsicher und schwankend bleiben müsse. Mit sehr beträchtlichen Opfern haben die Verleger die Erhaltung dieser Collation veranstaltet. Es bedarf aber noch einige Monate Zeit, bevor dieselbe in des Herausgebers Händen ist, und bis dahin *kann* an den Briefen nicht gearbeitet werden, weil in Beziehung auf diese unsre Ausgabe die erste ächt-kritische und zuverlässige werden soll. Aus diesem Grunde erscheinen nun die von den bisherigen Herausgebern sorgfältiger bearbeiteten philosophischen Werke, oder der *vierte* Band *Operum omnium vor* dem *dritten* der Briefe. Beigegeben wird dieser Abtheilung, abgesehen von der Selecta, die Varietas integra *Victoriana*, *Lambiniana*, *Davisiana*, *Ernestiana*, *Lallemandiana* et *Schuetziana*: dann bei den einzelnen Schriften die sämmtlichen Leistungen von *Wolf*, *Hottinger*, *Bremi*, *Goerenz*, *Moser*, *Heusinger*, *Beier*, *Gernhard*. Stets wird dahin getrachtet werden, noch unbenuzte Ausgaben zu berathen; z. B. bei den Büchern *de Officiis* die sehr seltenen des *Suffridus Petrus* und *Hubers*.

Rücksichtlich des Preises werden Sachkenner gestehen, dafs bei den grofsen und bedeutenden Anstrengungen von Seite der Redaction und der Verleger der *bisherige Subscriptionspreis* sehr *wohlfeil* und nicht im Verhältnifs zu dem Geleisteten steht; es ist auch ganz natürlich, dafs derselbe unwiderruflich von heute an aufhöre. Um inzwischen denjenigen Philologen, die unsre Ausgabe noch nicht besizen, und welchen sie ein wahres Bedürfnifs wird, den Ankauf vor Eintritt des Ladenpreises noch mit unserm besten Willen zu erleichtern, bestimmen wir einen *dritten* und *lezten* Subscriptionspreis für alle *vier Bände*, nemlich

15 Gulden die Ausgabe auf weifs Drukpapier
24 Gulden — — — — Postpapier
gültig von heute bis Ende November 1827,

um welchen in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands, Holland und der Schweiz Exemplare zu finden sind. Selbst zu diesem Preise bleibt unsere Ausgabe in Betracht dessen was sie leistet, noch die *wohlfeilste* und *brauchbarste*, die je erschienen.

Zürich, den 30 Januar 1827.

Orell, Füfsli et Comp.

Bei Heinrich Ludw. Brönner sind nachstehende neue Werke erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz zu haben:

The British Poets of the nineteenth century, including the select works of Crabbe, Wilson, Coleridge, Wordsworth, Rogers, Campbell, Miss Landon, Barton, Montgomery, Southey and others. Being a supplementary vo-

Digitized by Google

lume to the poetical works of *Byron*, *Scott* and *Moore*. In one volume. Royal. 8.

Preis der 1sten und 2ten Lieferung (wovon die zweite zu Michaeli erscheint) 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Auf extra fein Velinpapier 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

The Vicar of Wakefield, a tale by Oliver Goldsmith. 8. cartonnirt. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr. Velinpapier 1 Rthlr. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Dasselbe, wohlfeile Schulausgabe, mit Stereotypen gedruckt. 12. geh. 6 gr. oder 27 kr.

Miss Edgeworth's moral tales, 2 vols. small 8vo. 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

— — popular tales, 2 vols. small 8vo. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Miss Edgeworth's parents assistant, or Stories for Children, 6 vols. 12mo. 3 Rthlr. 12 gr. od. 6 fl. 18 kr.

A Dictionary of the english and german Languages. In two parts. By C. Will. Stereotype-edit. 12. 1827. geh. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. Jede Abtheilung einzeln carton. 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr.

Aschbach, Dr. J., Geschichte der Westgothen. gr. 8. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Schwenck, K., Etymologisches Wörterbuch der lateinischen Sprache mit Vergleichung der griechischen und deutschen. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Die beiden Hauptschriften der Rosenkreuzer, die Fama und die Confession. Kritisch geprüfter Text mit Varianten und dem seltenen lateinischen Original der zweiten Schrift. 8. geh. 15 gr. oder 1 fl. 8 kr.

Luthers grosser Katechismus, als christliches Lehr-, Erbauungs- und Communionbuch. 12. geh. 12 gr. oder 48 kr.

Velinpapier 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Baumgärtner, K. H., Ueber die Natur und die Behandlung der Fieber oder Handbuch der Fieberlehre. 2 Thle. gr. 8. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Minner, I. M., Spanisch-deutsche Gespräche für das gesellschaftliche Leben, 2te Auflage, 12. 1827. geh. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Atlas zu Rüppels Reise im nördlichen Africa, I. Abthl. (Zoologie) 3tes und 4tes Heft, fol., das Heft à 2 Rthlr. 8 gr. oder 4 fl. 12 kr.

Anzeige für höhere Schulen.

So eben ist fertig gedruckt, und an die Buchhandlungen versendet:

Euripidis Hecuba ex recensione G. Hermanni cum animadversionibus scholis excerptis et indice copioso tironum maxime in usum edidit. G. Lange. Editio II. 8maj. Druckpap. 25 Silbg. (20 ggr.) Schreibp. 1 Thlr. 5 Silbergr. (1 Thlr. 4 ggr.) Schweizerpap. 1 Thlr. 15 Silbergr. (1 Thlr. 12 ggr.)

Im vorigen Jahre erschien:

Xenophontis Symposium, textu recognito in usum praelectionum seorsim edidit G. Lange. Adjuncta est locorum Symposii difficiliorum explicatio. Editio II. 8. 10 Silbergr. (8 ggr.)

Der schöne und correcte Druck beider neuen Auflagen, so wie die Wohlfeilheit dieser Ausgaben machen sie, wie die ersten Auflagen, empfehlenswerth.

Halle, 22. Sept. 1827.

C. A. Kümmel.

Bei uns ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Uebungen im Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische zur Befestigung in der griech. Formenlehre, von Dr. W. H. Blume, Professor ꝛc. Erste Abtheilung. Zweite vermehrte und durchaus verbesserte Ausgabe. 12 ggr. (in Partien zu 25 Exempl. bei directer Beziehung von uns oder Herrn Cnobloch in Leipzig nur 9 ggr.)

Wenn die stets zunehmende Verbreitung dieses Uebungsbuchs in ansehnlichen und namhaften Lehranstalten, so wie der vollständige Absatz der starken ersten Auflage schon den Werth desselben in seiner bisherigen Gestalt beurkunden, so läßt die planmäßige und durchgreifende Verbesserung, von welcher in dieser neuen Ausgabe jede Seite die sprechendsten Beweise liefert, an einer noch allgemeinern Anerkennung nicht zweifeln. Und da es das hauptsächlichste Bestreben des Herrn Verfassers gewesen ist, durch Einmischung zahlreicher grammatischer Bemerkungen (zu deren besserer Benutzung selbst ein Index angehängt ist) den Schüler Schritt vor Schritt zu dem Abweichenden der griech. Syntax so weit zu führen, als es diese Unterrichtsstufe erfordert und gestattet, so ist dadurch, neben der erhöheten allgemeinen Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit des Buchs überhaupt, auch ein genaueres Anschließen an das zweite Werk desselben Herrn Verfassers gewonnen:

Anleitung zum Uebersetzen aus dem Lateinischen in das Griechische für die obern Klassen der Gymnasien. 1826. Preis 18 ggr. (in Partien zu 25 Exempl. bei directer Beziehung von uns oder Hrn. Cnobloch in Leipzig nur 14 ggr.)

welches, für den eigentlichen syntaktischen Cursus berechnet, bereits von berühmten Schulvorstehern und Lehrern mit Beifall aufgenommen und eingeführt worden ist.

C. Löffler'sche Buchhandlung in Stralsund.

Von dem ausgezeichneten und in Frankreich mit grossem Beifall aufgenommenen Werke des Herrn Degerando, Mitglied des Instituts von Frankreich:

„Von der moralischen Vervollkommnung oder Selbst-Erziehung"

wird eine deutsche Bearbeitung in *einem Bande* von Herrn *Dr. K. G. Bauer* bei uns erscheinen, was wir zur Vermeidung von Collisionen anzeigen.

Leipzig im Januar 1827.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Herabgesezte Preise zweier werthvollen Bücher.

P. F. A. Nitsch
Mythologisches Wörterbuch für Künstler und Studirende.

Zweite Auflage. Herausgegeben von F. G. Klopfer, 2 Bände. 109 Bogen stark.

Leipzig 1821, bei Friedrich Fleischer.

Sonst: auf Druckpapier $5^1/_3$ Rthlr., weiß Druckpap. 6 Rthlr., Schreibpapier $6^2/_3$ Rthlr.

Jezt: auf Druckpapier 4 Rthlr., weiß Druckpapier 5 Rthlr., Schreibpapier 6 Rthlr.

* * *

Adrian Blecq's logarithmische Tabellen.

20ste Auflage. Nach J. J. Ebert. Herausgegeben von G. Nordmann.

Leipzig 1821, bei Friedrich Fleischer.

Sonst: auf Schreibp. 1 Rthlr. 10 ggr., extrafein Papier 2 Rthlr.

Jezt: auf Schreibpapier 1 Rthlr., extrafein Papier $1^1/_2$ Rthlr.

Die Ursachen zu dieser Preiserniedrigung, so wie ganz ungewöhnliche Vortheile, welche bei Bestellungen von 6 Exemplaren auf einmal, gewährt werden, besagt eine ausführliche Anzeige, welche in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Digitized by Google

Nro. 193. u. 194.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1827.

Italienische Forschungen von C. F. von Rumohr.

(Beschluſs.)

Ferner darf man seinen Blick auch nicht von jenem Volke abziehen, das durch eine zweite neuere Religionsweise in kurzer Zeit über weite, vorher cultivirte Länder zerstörend sich verbreitete, dann aber auf eigene Weise aus ältern Elementen eine neue Cultur schuf, deren Einwirkung selbst auf christliche Culturzustände in späterer Zeit nicht zu verkennen ist. So zeigt sich von Constantin an bis auf Carl den Groſsen und von diesem bis zu Friedrich II. ein Wogen mancherlei Zustände in der Kunst, wo hier bei dem Sinken auf einer Seite, dort auf der andern ein Schein zu einem allmäligen Culturzustande auftaucht. Dieſs an der Hand der Geschichte und mit Hülfe der Denkmäler anschaulich zu machen, ist das Thun des Verf., wenn nicht in dem Umfange, wie wir es wünschten, doch in dem Maaſse, daſs das Strenge und Consequente in seinen Forschungen für einen geschichtlichen Zusammenhang nie zu verkennen ist.

Der Verf. betrachtet jene frühesten christlichen Werke als die Incunabeln der neuern Kunst, indem der Styl sich nach den Werken des classischen Alterthums bildete, und so durch mancherlei Mittelglieder bis zum 13ten Jahrhundert, und von diesem bis zu Raphael fortpflanzte.

Der Verf. berührt Manches als Beispiel aus den frühesten Darstellungen christlicher Kunst, wie die Gemälde in den Catacomben von S. Calisto bei Bosio, wo die Anordnung an den Gewölben besonders sich noch ganz in dem gefälligsten antiken Sinne darstellt. Er berührt ferner: Wie die Christen, gleich den Alten, sich noch häufig allegorischer Nebenfiguren bei ihren Compositionen bedienten, wie der Sonne und des Mondes, der Berge, Flüsse u. s. w.; wobei der Pergamentsrolle gedacht wird, welche die Ereignisse Josuah's — bei D'Agincourt edirt — vorstellen, deren Originale auf eine sehr frühe Zeit zurückgehen muſsten. Unter den Arbeiten in Marmor wird die Statue des guten Hirten in dem Museo Christiano der Vaticana erwähnt, zugleich mit dem Sarkophag des Junius Bassus in dem unterirdischen S. Peter, und einem andern in der Franciscanerkirche zu Perugia (der nach unsern Papieren den Mythus vom Propheten Jonas darstellt), als das Vorzüglichste von christlichen Kunstwerken dieser Gattung. Auch auf manche besser gearbeitete Diptychen bei Gori, und in der Sammlung Triulzi in Mailand wird aufmerksam gemacht; wobei zugleich des gelehrten Werkes: Die Sinnbilder und Kunstvorstellungen der ersten Christen, von dem Bischoff Dr. Münter, ehrenvoll gedacht wird.

Unter den musivischen Arbeiten rühmt der Verf. das Christusprofil in der Vaticana. Man bediente sich dieses Kunstzweiges vorzüglich in den Basiliken, deren Erbau erst unter den Nachfolgern Constantin's statt fand, und daher solche Musive erst um das fünfte Jahrhundert vorkommen, Geringes ausgenommen, wie die auf die Weinlese anspielenden Zierden im Denkmale der heiligen Constantia. Aber von jener Zeit an geben die Mosaike gleichsam eine fortlaufende Kunstgeschichte durch alle Jahrhunderte des Mittelalters bis zum Anbeginn der neuern Kunst. Unser Autor berücksichtigt aber hier nur die ältern in Rom und Ravenna ungefähr bis Ende des 7ten Jahrhunderts, die der Zeit nach auch die bessern sind. Bei Ciampini finden sich hievon die wesentlichsten Abbildungen. Die groſsen Flächen, die diese Mosaike gröſstentheils einnehmen, waren allerdings der Kunst nicht ungünstig, und Manches hat sich darin als Vorbildung für die neuere Kunst erhalten, wenn sie gleich nach unserem Dafürhalten lange nicht das Kunstinteresse in dem Grade anregen, wie die ältern Mauergemälde und Marmorsärge in den Coemeterien, auch selbst in Beziehung des mannigfaltigen und schönen Costums, wovon wir in der Münter'schen Recension sprachen. In Rücksicht der Gegenstände machet der Verf. auch die Bemerkung, daſs die Lei-

Digitized by Google

densgeschichte Christi in den Denkmälern der frühern Jahrhunderte nicht vorkomme, aber wohl das Vorspiel, die Gefangennehmung und die Stellung vor den hohen Priester und vor Pilatus. *) Eben so richtig wird bemerkt, dafs, wie die Vorstellung des Leidens Christi in spätern Zeiten häufiger wird, die Darstellungen aus dem alten Testament immer mehr zurücktreten. Doch gibt es von leztern noch schöne Beispiele, wie die genannten von Josuah auf einer Pergamentrolle in der Vaticana, und die von mir früher besprochenen in einer Pariser Handschrift.

Am Ende berührt der Verf. noch die Mosaike in dem äufsern Umgange der Marcuskirche zu Venedig, die er noch in die Zeitläufe vor dem Erbau der Marcuskirche setzet. Der Verf. nimmt nämlich an, dafs an der Stelle der leztern, deren Bau erst um das zehnte Jahrhundert begann, schon früher eine andere Kirche stand, und der äufsere Umgang, worin die gedachten Mosaike an den Gewölben sich befinden, hievon stehen blieb. Er gibt von diesen Mosaiken einen sehr vortheilhaften Begriff, und meint, dafs Ravenna noch während des Exarchats die Künstler hiezu dahin geschickt haben möchte. Auch wir haben diese Mosaike zu verschiedenen Zeiten mit grofsem Interesse betrachtet; aber gewöhnt, diesen äufsern Umgang als gleichzeitig mit der Errichtung der Kirche, welche im Wesentlichen dem Plane der heiligen Sophia in Constantinopel nachgebildet ist, anzusehen, gaben wir keinem Zweifel Raum, dafs diese Mosaike auch Werke jener Griechischen Künstler seien, die nach einer constanten Tradition nicht nur den Bau führten, sondern zugleich auch jene Musivwerke besorgten, die in der Folge die Veranlassung wurden, die musivischen Arbeiten anderwärts in Italien wieder in Gang zu bringen, und überhaupt die Kunst im Occident wieder zu beleben. Indem also gedachte Mosaike sich durch einen bessern Styl auszeichnen; so möchte man leichtlich vermuthen: die Verfertiger hätten Musterzeichnungen nach ältern Griechischen Werken mitgebracht, und darnach die Mosaike ausgeführt. Bezeugt doch der Verf. selbst, dafs die beiden Tafeln in Mosaik, welche im Schatz der Johanneskirche zu Florenz aufbewahrt werden, und welche Gori edirt hat, zu den vollkommensten Arbeiten dieser Gattung gehören, obwohl ihre Verfertigung erst in das zehnte Jahrhundert versezt wird.

Die kühne Vermuthung des Verf. verdient allerdings nähere Localerforschung, und zwar um so mehr, da man den Bau der Marcuskirche und diese und andere Mosaike darin für die Kunst des Mittelalters bis jezt als Lichtpunkte angesehen hat, die den Uebergang erleuchten sollen, durch den das Wiederaufleben der neuern Kunst in Italien mit dem Byzantinischen zusammenhängt. — Eine solche Forschung: wer könnte sie aber besser vornehmen als der Verf. selbst? —

Ferner kommt noch die wichtige Frage zur Sprache: wem man die ältern Denkmäler christlicher Kunst in Italien zuzuschreiben habe: ob den Griechen, oder den Römern ausschliefslich? Oder beiden zugleich? Und ob nicht selbst barbarische Völker daran Theil hatten? — Nach unserer Meinung antwortet der Verf. mit Recht: dafs so lange Römische Macht noch bestand, auch eine gleichmäfsige Bildung in der Kunst wie in der Wissenschaft durch alle Theile des Reiches fortherrschte, und dafs so lange die alte Hauptstadt noch Mittelpunkt war, auch im Verhältnifs das Beste allda erzielt ward. Wie man in Rom arbeitete, arbeitete man verhältnifsmäfsig in Gallien, Spanien, Carthago, Alexandria, Syrien, Asien und in Griechenland. An barbarische Völker sei in solcher Hinsicht nicht zu denken; denn diese brachten keine Kunst mit, sondern erhielten sie erst von den Unterworfenen.

Ferner behauptet der Verf. eben so richtig, dafs eine eigenthümliche Byzantinische Kunstart sich erst gestaltete, als der Orient und Africa bereits den Mahomedanern unterlag, und die Kunstübung in Italien durch anhaltende Verwirrungen und Kriegszustände immer mehr zurückgedrängt ward. — In dem Griechisch-Byzantinischen Reiche erhielt sich der Funken, doch, wie es scheint, mehr in typischer Form, als in freier Uebung.

---

*) Den Grund, warum die ersten Christen die Darstellung des Leidens Christi vermieden, scheint Paulus an die Korinther (I, I. 23.) anzudeuten. — Früher war das Lamm das Symbol, das die Aufopferung Christi für die Sünden der Menschheit vertrat. Erst um den Anfang des 8ten Jahrhunderts ward eine solche Vorstellung durch den Trullanischen Kirchenrath aufgehoben, und an deren Stelle die Bildung des Gekreuzigten selbst eingeführt.

Der IVte Aufsatz ist überschrieben: Ueber den Einfluss der Gothischen und Longobardischen Einwanderungen auf die Fortpflanzung altchristlicher Kunstfertigkeiten in Italien — S. 180—196.

Der Verf. berührt im Eingange das eingewurzelte

Digitized by Google

Vorurtheil bei den Italienern, alles Unbeholfene in den Bauwerken und in andern Künsten den nordischen Völkern zuzuschreiben, indem sie theils Aelteres zerstört, theils an dessen Stelle Anderes eingeführt haben sollen. Allein solche Völker, aller Kunstübung fremd, konnten nicht einführen, was sie nicht hatten; und wenn anderseits kriegerische Zustände, wie besonders die sich so oft wiederholenden Anfälle der Gothen, von Verwüstungen unzertrennlich sind; so waren jene Völker doch keineswegs mehr so roh, um absichtlich zu zerstören. Theodorich ist vielmehr ein Beispiel von jener humanen Gesinnung, die dahin trachtet, das Alterthümliche überall zu erhalten, und die Gebäude, die er führen, und andere Kunstwerke, die er vollenden liefs, waren ganz nach der Sitte und nach dem Stande der noch ererbten Kenntnisse der alten Landeseinwohner. Die Beweise geben seine Paläste, seine Kirchenbaue und sein noch in Ravenna erhaltenes Grabmal. Bildwerke in Erz, und Mosaikarbeiten waren wie früher an der Ordnung.

Für die Kunstübung unter den Longobarden spricht nicht nur mancher Bau; sondern auch andere Kunstwerke, die sie zum Theil selbst nach herkömmlicher Sitte der Landeseingebornen führen liefsen, zum Theil während ihrer Herrschaft von Andern in Italien gemacht wurden. Die Tradition eignet der Königin Theodolinda den Erbau des Baptisterium zu Florenz an, und der Verf. selbst zeiget sich geneigt, den Longobarden gleichfalls die Kirche der Apostel in derselben Stadt zuzuschreiben, welche Andere von Carl dem Grofsen errichtet glauben. Mit mehr Zuverlässigkeit gehört denselben die Errichtung der Kirche S. Michael in Pavia an, und der Palast zu Monza mit den Gemälden, die Thaten der Longobarden vorstellend. Ferner erwähnt der Verf., aufser Handschriften mit Gemälden, auch noch Ueberreste von Mauermalereien in Assisi und in Verona, welche aus jener Zeit zu seyn scheinen.

Was während der Regierung der Longobarden durch den Einflufs der Byzantinischen Kaiser in Italien geschah, genügt es zu erwähnen: dafs die bereits von den Gothen begonnene Kirche S. Vitale zu Ravenna vollendet ward, und Rom jezt noch bedeutende Mosaike zeiget, wie das in S. Agnese aufser der Stadt, dem wir noch die in S. Venanzio, und das ehemalige in S. Euffemia beifügen können. Solche Werke zeigen zwar nicht mehr die Verdienste der frühern Zeit; die Behandlung ist roher, und die schwerfällige und reichere Gewandung verräth schon das spätere Byzantinische. Das Rückschreiten der Italienischen Kunst wurde allerdings unter den Bedrängungen der Longobarden immer fühlbarer.

Die fünfte Abhandlung führt die Aufschrift: Zustand der bildenden Künste von Carl des Grofsen Regierung bis auf Friedrich I.: für Italien das Zeitalter äufserster Entartung. S. 196—250. —

Es kommen während dieser Periode hauptsächlich zwei Gegenstände in Betrachtung: der Zustand der Kunst in Italien, welcher immer mehr und bis zum rohesten herabsinkt, was der Verf. das Zeitalter äufserster Entartung für Italien nennt; dann das Gedeihen der Künste im Deutschfränkischen Reiche unter Carl dem Grofsen und seinen Deutschen Nachfolgern, wo ein erfreuliches Aufleben geistiger Erhebung sich kund thut.

Wir betrachten zuerst, wie der Verfasser die Kunstzustände in Italien während dieser dunkeln Periode — von 774 bis 1152 — darstellt.

Nach dem Fall des Longobardischen Reiches schien in Italien unter Fränkischem Schutze die Kunst anfänglich aufs Neue zu gedeihen. Hadrian I. benuzte die eingetretene Ruhe zunächst, die kirchlichen und andern Gebäude wieder herzustellen. Leo III. errichtete im Lateranischen Palaste einen Festsaal, wovon der Theil mit den Mosaiken noch erhalten ist, welche, wenn sie gleich gegen frühere Arbeiten dieser Gattung zurückstehen, doch eine neue Aufnahme verhiefsen. Auch stellte derselbe Papst die Taufkapelle Constantin's mit den Porphyrsäulen wieder her, ein Unternehmen, das noch für die hergebrachten guten Baukenntnisse des Zeitalters spricht. Auch die nächstfolgende Zeit blieb nicht ohne Kunstbetrieb. Im ersten Viertel des neunten Jahrhunderts kommen ausgedehnte Mosaike von Pasqualis I. in der Kirche S. Prassede, in S. Cecilia in Trastevere, und in S. Maria in Navicella auf dem Berge Coelius vor, wobei auch die Ueberreste der Mauergemälde nicht zu übergehen sind, welche derselbe Papst in S. Prassede anordnete. Um die Mitte desselben Jahrhunderts liefs dann Leo IV. die Mosaike in S. Francesca romana bei dem Bogen des Titus verfertigen; und diesen ist noch beizufügen das Mosaik der Hauptkirche zu Capua, etwas später um den Anfang des zehnten Jahrhunderts gemacht.

Um den mifslichen Zustand der Kunst noch anschaulicher darzustellen, führt der Verfasser noch Anderes an, wie das Diptychum von Rambona vom J. 869.,

Digitized by Google

jezt in der Vaticana aufbewahrt, und von Buonarotti edirt, allerdings ein höchst trauriges Werk von der rohen Hand eines Mönches, der in abgelegener Gegend aller Vorbilder entbehrte. Eben so roh soll sich die Arbeit einer im 11ten Jahrhundert mit Miniaturen versehenen Handschrift der Vaticana, das Lobgedicht der Gräfin Mathildis enthaltend, ausweisen. Ueber einiges Andere verweisen wir auf den Verf. selbst, der sich übrigens auf keine umfassende Recension gleichzeitiger Monumente einlassen wollte. Ihm genügte den kläglichen Kunstcharakter der Zeit in Italien angegeben zu haben.

Andere Aussichten eröffneten sich am Rhein. Allerdings war bei den Franken und Burgundern schon ein Grad von Kunstbetrieb vor Carl dem Grofsen. Die Kirchen wurden nach der Römischen Basilikenform erbaut, und es fehlte auch nicht an manchen bedeutenden Auszierungen. Aber von einem erneuten Kunstleben diefsseits der Berge war der Stifter erst Carl der Grofse. Bei der Befreiung Italiens eroberte er auch den Grad der Kunst und der Wissenschaft, den damals Rom und Ravenna noch bewahrte. Deutschland verdankt seinen auflebenden Culturzustand diesem Kaiser gänzlich.

Bauverständige und andere Künstler in Metall, in Malerei und Mosaik, Statuen und kostbares Material in Säulen und in Marmor wurden von Carl aus Rom und Ravenna nach den Rheingegenden versezt. Die Residenz Achen mit der Hofkirche nach dem Muster S. Vitale in Ravenna ward errichtet, und dann nicht weniger prachtvoll die Schlöfser von Ingelheim und Nimwegen, nachdem Carl schon früher bei der Einweihung des Klosters Lorsch gegenwärtig gewesen war. — Die Tradition eignet ihm auch Bauwerke in seinen Italienischen Besitzungen zu, wie die, zwar nicht grofse, aber gefällige dreischiffige Basilik der Apostel in Florenz, welche Kirche aber der Verf. lieber den Longobarden, wie wir sagten, aneignen möchte. Einem sehr ähnlichen Bau begegnen wir in der Schottenkirche zu Regensburg, wahrscheinlich von Ludwig, dem Sohne Carls, erbaut.

Der Verf. zeigt ferner, wie die von Carl angeregte Kunstthätigkeit wurzelte, und auch durch die folgenden Regentenhäuser Deutschen Herkommens erhalten ward. Mancherlei Ueberreste werden besprochen unter den Ottonen bis auf Heinrich II, der durch den Kirchenbau S. Miniato über Florenz sich auch für Italien wirksam zeigte. Ueberhaupt scheint der Verf. anzunehmen, dafs Deutschland in jener Periode sich kräftiger und vorbildlicher in Kunst und Wissenschaft erwies, als das gleichzeitige Italien; und die mancherlei Kunstnotizen, die Fiorillo gesammelt hat, widerstreben dieser Annahme nicht. Man lese den Verf. selbst, der hauptsächlich nur immer dasjenige anführt, was er selbst zu sehen und zu prüfen Gelegenheit hatte.

Der VIte Aufsatz ist überschrieben: Zwölftes Jahrhundert: Regungen des Geistes, technische Fortschritte bei namhaften Künstlern. S. 250—282.—

Es ist ein wesentliches Verdienst des Verf., auch den geringern Kunstproducten des spätern Mittelalters nachzuspüren, und mit sorgsamer Kritik ihre Zeit und ihren Styl zu bestimmen. Aber diese geringen Ueberreste, welche der Zufall gröfstentheils an wenig beachteten Orten erhalten hat, sind es, welche belehrend von dem Zustande und der Technik zeugen, welche allmälig wieder das Bessere vorbereiten. Der Verf. bezeichnet demnach sehr trefflich solche Producte blos als Anregungen des Geistes, und bemerkt die dabei verzeichneten Künstlernamen als Beweise, dafs sie sich defshalb schon etwas Besseres zutrauen mufsten. Bei diesen technischen Fortschritten meint der Verf., dafs die Plastik der Malerei — wie natürlich und immer — vorangeeilt sei. Beispiele werden beigebracht: das Relief einer Fufswaschung der Magdalena im Dom zu Volterra, die Reliefs der Kanzel in der Kirche S. Lionardo bei Florenz, die sich früher in einer andern, jezt abgebrochenen, Kirche befand. Unter diesen Reliefs kommt auch die Darstellung der Könige vor, wobei wir blofs die Bemerkung wiederholen, dafs eine solche Vorstellung schon häufig unter den ältesten christlichen Denkmälern erscheint. Der Verf. verzeichnet dann mehrere Namen von Bildnern in Pistoia, Lucca und Pisa, deren Werke sich erhalten haben, und beantwortet dann die Frage: ob diefs Bestreben örtlich, hauptsächlich durch den Flor von Pisa, oder sonst von einer Schule Italiens hervorgegangen sei, damit: dafs in jenen frühen Zeiten Baumeister und Steinmetz sich in derselben Persönlicheit vereinigten, und aus dem Steinmetz auch der Bildner hervorging. Und er gibt dann, nicht ohne Grund, seine Vermuthung kund, dafs Bauleute aus der Gegend von Como, welche schon von Alters her, so wie heutzutage noch die Mauerer, nach andern Gegenden sich verbreiteten, grofsen Antheil an solchen Arbeiten haben mochten. Hiebei wird ein Guido von Como genannt, der et-

Digitized by Google

was später, um die Mitte des 13ten Jahrhunderts, in Pistoia arbeitete. Noch werden andere Lombarden beigebracht, die theils zu Parma, theils zu Rom in Stein sowohl, als in Erz Werke verfertigen. Auch machet der Verf. auf eine Bildnerfamilie Cosmas in lezterer Stadt aufmerksam, die zwar hauptsächlich erst im 13ten Jahrhundert bekannt wird, deren Vater und Lehrer aber schon im 12ten thätig seyn mufste.

Dergleichen Vorgänge in der Technik, den Marmor handzuhaben, fand Nicolaus von Pisa, der Wiederhersteller der Bildnerei im 13ten Jahrhundert: sagt der Verf., die Meinung kund gebend, dafs jene frühern Meister ihre Steingebilde ohne Thonmodelle gemacht hätten, und bedauernd, dafs keine Beweise für die Vermuthung vorhanden wären, dafs Nicolaus die Thonmodelle, als Vorbilder für die Arbeiten in Stein wieder eingeführt habe. Wir gestehen, dafs wir die Thonmodelle auch bei den geringen Vorgängern des Nicolaus nicht gern bezweifeln möchten.

Was zum Lobe der Schnitzwerke an den Thürflügeln der Kirche S. Sabina in Rom gesagt wird, stimmen wir gerne ein; nur schienen uns diese Arbeiten nicht so alt, sondern erst aus dem 14ten Jahrhundert. Dagegen leidet es keinen Zweifel, dafs die beiden Figuren in Mosaik, das alte und das neue Gesetz in derselben Kirche vorstellend, zur Zeit Coelestin des 3ten am Ende des 12ten Jahrhunderts gemacht, und nach langer Unterbrechung wieder die ersten Arbeiten dieser Gattung in Rom gewesen seien. Die Mosaike gewinnen jezt einen neuen Fortgang, und der Nachfolger Coelestins, der Papst Innocentius III, liefs in der alten Peterskirche das grofse Mosaik verfertigen, wovon Ciampini (Tom. III. Tab. XIII.) noch die Zeichnung edirt hat.

Der Verfasser gedenkt ferner der sehr beschädigten Mauergemälde in der Vorhalle S. Lorenzo aufser der Stadt, so wie auch derer in S. Urbano, deren Werth aber wegen Uebermalung sich nicht mehr gehörig würdigen läfst. In Spoleto fand der Verf. noch ein Gemälde von Christus am Kreuze mit dem Namen des Meisters gegen das Ende des 12ten Jahrh. gemacht, und Anderes, was ihm Gelegenheit gibt, von der verschiedenen Art zu sprechen, wie die Byzantinischen und die Italienischen Künstler das Bild des Gekreuzigten darzustellen pflegten.

Die VIIte Abhandlung ist überschrieben: Dreizehntes Jahrhundert: Aufschwung des Geistes der Italienischen Kunst, rascher Fortschritt in Vortheilen der Darstellung. Einflufs der Byzantiner auf die Entwickelung der Italienischen Malerei. —

Die Anregung des Kunstgeistes, wie sie sich im 12ten Jahrhundert bei den Italienern nach den Forschungen in dem vorangehenden Abschnitt kund gibt, erhält im 13ten durch Byzantinische Vorbilder und Meister eine günstigere Richtung. Diefs war zum Theil auch von Vasari anerkannt, aber nicht in dem Umfange und in dem Maafs, wie eine schärfere Prüfung der historischen Quellen, und der damals noch häufigern Denkmäler ihn hätte belehren können. Durch frühere Berichtgeber, besonders durch die Schriften von Lorenzo Ghiberti verleitet, eilte er, den Meister des Giotto, den von Dante gepriesenen Florentiner Cimabue an die Spitze der neuern Malerei zu stellen, blofs im Allgemeinen kund gebend, dafs er von Byzantinischen Malern und Mosaikern einen dürftigen Unterricht erhalten habe. Natürlich dafs spätere vorzüglich örtliche, Forscher anderer Gegenden sich dagegen auflehnten, theils ihren Antheil, theils den Vorgang fordernd. Glücklich in solcher Beziehung ist besonders von Seite des Verf. die Beleuchtung der Aussagen von Lami, Lastri, della Valle und Lanzi.

Nach solchen Beseitigungen beginnt der Verf. mit jener Ueberlegenheit des Geistes, welche umsichtige Forschung und geprüftes Wissen gewähren, seine eigene Darstellung.

Erstlich sei aus den frühern Forschungen klar, dafs die christliche Kunstübung bis auf die Zeit Carl des Grofsen im Occident, wie im Orient, ungefähr dieselbe war; dafs aber später die verworrenen Zeitzustände den Italienern und ihrer Kunstpflege, ohwohl dieselbe nie ganz aufhörte, weniger günstig blieben, und die Kunst bis zum Rohesten ausartete, ohne die Kraft zu gewinnen, bei erneuten Anregungen sich von selbst wieder zu heben.

Der Verkehr zwischen dem Orient und Occident habe zwar auch in spätern Zeiten nie aufgehört, und es fehle nicht an Nachrichten, dafs der Orient von Zeit zu Zeit nicht blofs Kunstwerke als Geschenke sandte, sondern auch Künstler zur Ausführung dieser und jener Arbeiten. Dahin gehörten die Griechischen Mosaiker zu Monte Cassino im J. 1070, welche zugleich die jüngern Mitglieder des Klosters in diesem Kunstzweig unterrichten sollten. Indessen schiene es nicht, dafs solche Berührungen irgendwo einen merklichen Einflufs und ver-

Digitized by Google

änderten Zustand in der Kunstthätigkeit der Eingebornen bewirkt hätten.

Hiernach übernimmt der Verf., das Eigenthümliche der spätern Griechischen Kunst, oder des eigentlich Byzantinischen nach der Ansicht mehrerer, und von ihm genau geprüften Denkmäler zu bestimmen. — Die Bildnerei scheine sich im Orient länger in einem erträglichen Zustande erhalten zu haben als in Italien, indem man in spätern Zeiten noch zu Constantinopel den Kaisern und andern ausgezeichneten Männern an öffentlichen Orten Statuen zu errichten pflegte. Das Kunstverdienst lasse sich aber nicht mehr beurtheilen, und nach dem höchstbarbarischen Gepräge der Münzen keinen vortheilhaften Schlufs machen. Indessen mochte es gröfsern Kunstwerken doch nicht an Zierlichkeit und Nettigkeit der Arbeit gebrechen. Hievon geben andere kleinere Werke Zeugnifs, wie die nicht selten vorkommenden Diptychen in Elfenbein: wobei hauptsächlich auf ein Triptychum in der Vaticana Rücksicht genommen ist. Weniger vortheilhaft zeigten sich aber die Arbeiten der Thüren zu Amalfi, und der kürzlich verbrannten an der Paulskirche aufser Rom, wo die Umrisse der Figuren in das Erz eingeschnitten, und dann theils mit Silber, theils mit Schmelz ausgefüllt wurden. Günstiger lasse sich von der Malerei urtheilen, wobei zwar keine grofsen Musive, Wandgemälde, oder mächtigere Tafeln zu nennen seien, doch Kleineres und Tragbares desto mehr. Handschriften mit Zeichnungen und Gemälden gebe es noch mehrere, wie jene Pergamentrolle mit den Thaten des Josuah in der Vaticana, und ein Codex in der Laurentiana mit minirten Bildern, worunter der Prophet Jeremias, und mehreres Andere in derselben Sammlung. Dann seien vorzüglich kunstvoll ausgeführt die zwei kleinen Mosaiktafeln in dem Schatze des Battisterio zu Florenz, und ferner das Menologium in der Vaticana. Auch liefsen sich mehrere Tafeln von Madonnabildern dieser Zeit zuschreibern. Hiedurch nun sei der Stand der Malerei der Byzantiner in solcher Epoche hinlänglich beurkundet.

Die biblischen Gegenstände seien gröfstentheils Nachahmungen der frühern christlichen Kunst, doch treten die des alten Testaments immer mehr zurück, und an deren Stelle machen sich die Darstellung der Leidensgeschichte Christi und die Vorgänge nach seiner Erhöhung immer mehr geltend. Doch geschah diefs nicht vor dem 8ten Jahrhundert, und solche Gemälde seien also als spätere Erfindung zu beachten. Auch hätten die Figuren, obgleich das antike Costum in der Gewandung gröfstentheils beibehalten sei, nicht mehr jene einfache und kunstlose Stellung und Anordnung, wie in den frühern Gemälden christlicher Kunst. Eine Hauptquelle für die Darstellungen wurden ferner die Legenden der Heiligen und das Leben der Anachoreten. Bei leztern habe man das Costum in seiner Einfachheit beibehalten; aber reich und schwerfällig und mit Zierden überladen zeige sich die Bekleidung bei den Heiligen, was aus den Hof- und Kirchengebräuchen der Orientalen hervorgegangen sei. — In den Gründen zeigten sich nicht selten bauliche Gegenstände im Geschmack der Zeit, aber mit geringer, und nicht mehr wissenschaftlicher Perspectiv. Bei den Tafeln habe aber die Pracht des Goldgrundes, über einem Kreidengrund aufgetragen, immer mehr über Hand genommen, besonders die Theile, welche die Luft vorstellen sollen.

Die Zeichnung war nicht mehr wissenschaftlich begründet, und die Lehre der Verhältnisse ermangelte gänzlich; daher jene überlangen Figuren, und jene vermagerten Formen, die gleichsam typisch geworden sind. In solcher Art seien auch die Köpfe, doch mit einer gewissen Vollendung, und nicht ohne Charakter.

Was das Malerische betrifft, sei die Technik sorgsam: Die Farben haltbar und mit einem zähen Bindungsmittel, wovon die Bestandtheile noch nicht hinreichend erforscht seien (doch möchte der Rec. hiebei weder an Oel, noch an Wachs denken, sondern eher an Leim, oder an das Gelbe des Eies. Wohl möchte der Ueberzug — Firnifs — nach Art der Alten in einer Mischung von Wachs und Oel bestanden haben, und demselben der ernste, dunkelgelbliche Ton jener Gemälde hauptsächlich zuzuschreiben seyn. Auch scheinen die Byzantiner nicht al fresco, sondern bis spät immer nur, so wie die Alten, auf die trockenen Mauern mit Leimfarben gemalt zu haben).

Die Gemälde seien nicht ohne Wirkung mit Licht und Schatten, mit grünlichen Halbschatten und Mitteltönen; die Lichter aufgesezt, und oft mit Gold erhöht, selbst die Schatten und Halbschatten gestrichelt; die Farben so über einander gelegt, und nicht verschmolzen; und daher verbleibe ein gewisses trockenes Ansehen, was aber durch den Goldgrund nicht wenig belebt werde. (Es gibt jedoch auch Gemälde in Byzantinischer Art, welche einen gewissen Schmelz der Farben zeigen. Der

Digitized by Google

Rec. ist aber nicht gewiſs, ob diese Behandlung schon früher statt fand, oder zu der spätern Technik gehört, in welcher die Neugriechen jezt noch ihre Kunst üben).

Solche Merkmale, wodurch Byzantinische Kunstwerke sich auch weniger geübten Augen kennbar machen, hat der Verfasser mit hoher Sicherheit bezeichnet. Aber nicht minder scharf bestimmt er das Eigenthümliche der Italienischen Kunst des Zeitalters. Die Figuren sind kurz und breit, die Gesichtsbildungen unfein und ohne Charakter, das Costum willkürlich; die Gewänder hüllen die Gestalten mehr ein, als daſs sie einen Faltengang bezeichnen. In der Malerei sind die Figuren mit groben Umrissen umzogen; die Farben und die Bindungsmittel schlecht, der Vortrag roh und hell, und ohne alle Andeutung von Licht und Schatten.

So stand Italienischer Kunstbetrieb gegen den Byzantinischen, als um den Anfang des 13ten Jahrhunderts eine wesentliche Aenderung eintrat. Der Verf. sieht sich nun wieder nach Monumenten um, die er nach Inhalt und Zeit genau prüft, und die ihm als Belege dienen sollen: wie die Italienischen Künstler allmälig das Verfahren der Byzantiner sich aneignen, und dadurch ein erneutes Leben für Kunstthätigkeit vorbereiten.

Das späteste Denkmal eigenthümlich Italienischer Barbarei findet der Verf. in einer Altartafel in der Gallerie der Akademie zu Siena, die mit der Jahrzahl 1215 bezeichnet ist. Hingegen ist das älteste Denkmal Italienisch-Neugriechischer Malerei, das ihm bekannt geworden, das groſse Musiv der Vorseite am Dom zu Spoleto. Die Inschrift nennt Solsernus als den Meister mit der Jahreszahl 1207. — Dann kommt die groſse Madonna des Guido von Siena in der dortigen Dominikanerkirche vom Jahr 1221 an die Reihe; ferner das Mosaik in der groſsen Nische im Battisterio zu Florenz von Jacob, einem Bruder des neu aufgekommenen Franciscanerordens im J. 1225 gemacht, und die Arbeiten des Giunta di Pisa, der um das Jahr 1256 thätig war. Alle diese, in Byzantinischer Art verfertigten Arbeiten sind also früher als Cimabue, der erst 1240 geboren ward. Die Italienisch-Neugriechischen Kunstwerke genannter Meister unterscheiden sich indessen von den rein Byzantinischen darin, daſs die Formen der Figuren weniger hager sind und eine gröſsere Fülle haben.

Die Frage ist nun: Wie entstand gleichsam auf einmal diese Nachahmung des Byzantinischen, und dieſs Aufstreben der Italienischen Künstler? — Dem Verf. scheint die Ankunft des Griechischen Mosaikers Apollonio in Florenz, wie gewöhnlich erwähnt wird, ohne sie geradezu abzulehnen, nicht genug gesichert, ebenso wenig als die Nachricht von Theophilus, der bereits um das Ende des 12ten Jahrhunderts eine Kunstschule in Venedig gehabt haben soll.

Dem Verf. ist in solcher Beziehung die Einnahme von Constantinopel 1204 durch die Franken besonders wichtig. Durch die Plünderung dieser mit Reichthümern aller Art überfüllten Stadt lieſse sich leicht denken, daſs auch Kunstwerke nach dem Occident gekommen, und zugleich auch Künstler, besonders in die Hafenstädte Italiens, eingewandert wären. — Venedig und Pisa waren damals noch, wie früher, die vorragenden Städte, die durch groſsen Handelsverkehr und die Errichtung mächtiger Baudenkmäler sich auszeichneten; und so möchten nicht nur damals, sondern auch schon früher Byzantinische Künstler dahin berufen seyn, die einerseits in Toskana und anderseits in Venedig, und in den dortigen Gegenden des festen Landes thätig auf den Sinn der Italiener einwirkten. Aber so wahrscheinlich all' dieſs auch sei, so fehlten doch hiefür die positiven Thatsachen, oder wenigstens seien die durch alte Tradition bezeichneten noch nicht genugsam erwiesen. Nur Eines weiſs der Verf. mit Sicherheit anzugeben, nämlich eine Reihe von Mauergemälden in der Kirche S. Pietro in Grado zwischen Pisa und Livorno, welche die Ereignisse der Apostel Petrus und Paulus in rein Byzantinischer Kunst darstellten, und welche noch nichts von der gemischten Art der Italiener an sich trügen. Die Meister also dieser und ähnlicher Werke möchten leicht die Umwandelung, die sich zu jener Zeit in der Italienischen Kunstthätigkeit offenbare, bewirkt haben. —

Cimabue dürfte demnach seine gräcisirende Manier, so wie andere Meister bis Ende des 13ten Jahrhunderts, und bis auf Giotto, der zuerst von der Neugriechischen Manier abgewichen zu seyn scheint, nicht nothwendig unmittelbar von Griechischen Meistern erlernt haben; er konnte darin eben so gut von seinen Landsleuten unterrichtet worden seyn. —

Darin beruht das Wesentliche dieser reichhaltigen Abhandlung, wovon der Inhalt mit seltener Gediegenheit, Umsicht, Kenntniſs und Urtheil durchgeführt wird. Mit diesem Aufsatz schlieſst sich zugleich jene Periode von Kunstthätigkeit, deren historische Entwickelung uns immer zu den schwierigsten Aufgaben zu gehören geschienen hat.

Digitized by Google

Wir betrachten das Hauptproblem als gelöst. Die christliche Kunstthätigkeit seit der frühesten Zeit und das Mittelalter hindurch bis zum Wiederaufleben liegt klar vor: Entstehen, Fortgang, das Sinken bis zum erneuten Aufschwung. — Das Leben des Geistes und der Kunst sinkt allmälig: Italien früher, und bis zum tiefsten, und der Orient erhält vor seinem gänzlichen Umsturz nur so viel von dem lezten Lebensfunken, dafs der Geist der westlichen Völker sich wieder daran entzünden kann. Die Grundlage für die mittlere Kunstgeschichte ist hiemit gegeben; es fehlt der Auf- und Ausbau. Wem liefse sich aber ein solches Unternehmen anvertrauen? — Wem anders, als demjenigen, der in dem Geleisteten seine Forschungsgabe, seine Liebe für die Sache, und sein Talent so glücklich bewährt hat. Wir haben früher unsern Wunsch ausgesprochen; wir können ihn nur widerholen; möge der Verf. seinen Beruf nicht verfehlen! —

Die Anforderung ist grofs, aber nicht unbescheiden, wir wissen, dafs wir die Schultern des Kraftvollen dadurch nicht überlasten. Die persönliche Bekanntschaft dieses Kunstfreundes gehört zu dem Glück meiner reifern Jahre. Er bedarf meines Lobes nicht; aber scheuen darf ich mich nicht es auszusprechen, dafs Talent, Forschungsgabe und Schärfe der Beurtheilung im kunstgeschichtlichen Fache sich wohl nie so ausgezeichnet vereinigt haben.

A. Hirt.

LXXVII.

Nouveaux élémens de botanique et de physiologie végétale, par Achille Richard. Troisième edition avec huit planches. Paris 1825. 8.

Der Verfasser arbeitete dieses Buch nach Grundsätzen und unter der Leitung seines berühmten Vaters, des Professors L. A. Richard zu Paris, von dem man ein solches Werk, wie es in der Vorrede zur ersten Aufflage heifst, schon seit längerer Zeit gewünscht hatte. Diefs war Grund genug, weshalb mehrere Lehrer der Botanik in Paris und anderen Französischen Städten, wie Desfontaines, Delile, bei ihren Vorlesungen das Buch zum Grunde legten, und es ihren Schülern zum Nachlesen empfahlen, so dafs auf diese Weise in kurzer Zeit mehrere Auflagen nöthig wurden.

In der That sind auch diejenigen Zweige der Wissenschaft, welche der ältere Richard mit Liebe und Fleifs bearbeitet hatte, wohin vorzüglich die Analyse der Frucht und des Samenkeims gehören, im gegenwärtigen Buche mit besonderer Sorgfalt in der Ausführung und Anordnung einerseits, wie der äufsern Vollständigkeit andererseits behandelt. Bei den übrigen Theilen scheint der Verfasser mehr auf äufsere Vollständigkeit im Aufzählen und Beschreiben der äufsern Organe der Pflanze, als auf physiologisch wissenschaftliche Behandlung des Materials im Einzelnen und innere Anordnung des Ganzen Rücksicht genommen zu haben, und wir halten es für zweckmäfsig, den Inhalt des Buchs nach diesen drei Seiten durchzugehen, um so mehr als man dasselbe zufolge des Beifalls, den es von mehreren berühmten Botanikern in Frankreich erhalten hat, als eine Darstellung der Art und Weise, wie die Botanik in Frankreich im Allgemeinen gelehrt wird, ansehen kann: nämlich vorzugsweise als eine Organographie, nach Decandolles Vorgange.

Nachdem in der Einleitung kurz angedeutet worden, dafs die Botanik zur Erleichterung des Studiums in mehrere Zweige getrennt werden müsse: nämlich 1) in die eigentliche Botanik oder Systemkunde, welche wieder in Glossologie (Terminologie), Taxonomie (Classificationslehre), und Phytographie zerfalle;

2) in die Physik der Pflanzen oder organische Botanik (Pflanzenphysiologie), welche wiederum in drei Theile: Organographie, Physiologie und Pathologie sich spalte;

3) in die angewandte Botanik; — wird daselbst noch eine kurze Uebersicht von der Anatomie der Pflanzen gegeben, unter den Ueberschriften: Vom Zellgewebe (*tissu cellulaire*) und vom Gefäfsgewebe (*tissu vasculaire*), und zwar ganz nach Mirbel, so dafs auch noch die Existenz von Poren in den Zellenwänden und die baumförmige Verzweigung der Spiralgefäfse behauptet und ebenso abgebildet ist. Auch die Poren sind nach (Taf. 1. F. 9) unrichtig als runde Oeffnungen in einzelne Zellen abgebildet, anstatt dafs es Spalten zwischen zwei verschiedenen Zellen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 195. u. 196.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1827.

Nouveaux élémens de botanique et de physiologie végétale, par Achille Richard.

(Fortsetzung.)

Jene eben angedeutete Eintheilung der Botanik wird nun gar nicht berücksichtigt, sondern der Inhalt auf eine ganz andere Weise vertheilt. Der Verfasser wendet sich zu den äufsern Theilen einer völlig entwickelten Pflanze, und nachdem diese von der Wurzel bis wieder zum Keim aufgezählt sind, theilt derselbe die äufsern Organe der Pflanzen (nach Decandolle's Vorgang) in zwei Abtheilungen: 1) die Organe der Ernährung oder der Vegetation; 2) die Organe der Reproduction oder der Fructification. Zu den ersteren sind die individuellen Pflanzentheile, zu lezteren Blumen und Früchte gerechnet. Mit der Beschreibung dieser Organe beschäftigt sich der gröfste Theil des Buchs. Zuerst sind die Organe der Nutrition, wozu Wurzel, Stengel, Knospen, Knollen, Blätter, Nebenblätter, Ranken und Dornen gehören (also alle individuellen Pflanzentheile); dann die Organe der Reproduction: die Blumen in allen ihren Theilen, die Früchte und Samen bis zum Keim, ausführlich beschrieben worden, so dafs zugleich die terminologischen Ausdrücke den verschiedenen Formen beigefügt sind.

Zugleich ist jedesmal nach der Beschreibung der Formen eines Pflanzentheils der praktische Gebrauch, den man in der Medicin davon macht, angegeben und eine Aufzählung der gebräuchlichen Arten nach ihren medicinischen Kräften hinzugefügt.

Eben so sind, da die eigentliche Physiologie der Pflanzen nicht in abgesonderter Abtheilung zusammenhängend behandelt ist, die auffallendsten physiologischen Eigenschaften bei jedem Theile: dem Stengel oder der Wurzel erwähnt, und die dahin gebrachten Erscheinungen gewöhnlich mit Klarheit übersichtlich dargestellt. So ist nach der Beschreibung der Stengelformen vom Bau der Stengel bei den dikotyledonen und monokotyledonen Pflanzen, zuvörderst von der Epidermis, dem Rindenzellgewebe, den Rinden- und Holzschichten, dem Baste und Marke gehandelt. Ebenso vom Bau der Wurzel. Dann sind daselbst allgemeine Betrachtungen über das Wachsthum der Pflanzen, und der Stengel insbesondere, angestellt, besonders mit Anführung der hauptsächlichsten Ansichten, welche die Naturforscher von dem Wachsthum durch Holzschichten in die Dicke gehabt haben. Nach der Beschreibung der Blätterformen ist zugleich von der Bewegung derselben gehandelt.

Von der Nahrung der Pflanzen wird aber nach der Beschreibung dieser Pflanzentheile, ebenso wie von der Saftbewegung, der Ausdünstung, Respiration und Excretion einiger Stoffe noch besonders gesprochen. Hinter der Beschreibung der Blumentheile folgt zweckmäfsig, was der Verf. von der Befruchtung zu sagen wufste, und dann die Beschreibung der Frucht und des Samenkorns.

Ueber die Natur der Farbenbildungen besonders in den Blumen, über die Zahlenverhältnisse und über die Krankheiten der Pflanzen ist Nichts erwähnt.

Ueber die Classification der Pflanzen ist unter der Ueberschrift: von der Taxonomie eine kurze historische Notiz und dann eine ausführlichere Darstellung der Pflanzensysteme von Tournefort, Linnée und Jussieu gegeben, und jedes derselben ist durch beigefügte Tabellen erläutert; auch die Veränderungen, welche Richard, der Vater, mit dem Linnée'schen System vorgenommen, übersichtlich dargestellt. Solche Zusammenstellungen mehrerer künstlichen und natürlichen Systeme haben ihren grofsen Nutzen, und es kommt mir vor, als ob man in diesem Stück in Frankreich umsichtiger als in Deutschland wäre. Ich mache darauf aufmerksam, dafs wir in Deutschland kein ausgeführtes systematisches Werk, keine Flor besitzen, in welcher die Pflanzen nach einer natürlichen Methode geordnet wären. In Frankreich hat man dergleichen mehrere, und gewifs zum Vortheil der Wissenschaft. Die ausschliefsliche Behandlung des Pflan-

Digitized by Google

zenreichs nach dem Linnée'schen System macht einseitig; man gewöhnt sich zu sehr auf das Zählen der Staubfäden, an die einzelnen Merkmale, ohne deren Beziehung zur ganzen Organisation aufzufassen; die Classification sinkt zum todten Mechanismus, und die Kenntniss der Formen zum einem blossen Stammregister herab. Das natürliche System erfordert eine vielseitigere Betrachtung der Organisation und Vergleichung der Merkmale, eine grössere Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang der Organe, und ist darum freilich schwieriger und nicht so bequem als die künstliche, namentlich die Linnée'sche Methode; aber darum führt es auch zu gründlicherer Einsicht, und es ist gewiss wünschenswerth, dass man dieser Grundlichkeit jene Bequemlichkeit aufopfert; die Pflanzen nach der natürlichen Methode ordnet, und bei den Gattungen und Familien allenfalls eben so die Zahlen der künstlichen Klassen hinzufügt, als man jezt neben die künstlichen Gattungen und Ordnungen die natürlichen Familien zu bemerken pflegt.

Von der Pflanzengeographie, dieser wichtigen Disciplin, hat Herr Richard gar nicht gehandelt. Wenn man bedenkt, welchen wichtigen Einfluss Standort, Clima und überhaupt die Aussenverhältnisse auf die Ausbildung der Organisation und der Kräfte in den Pflanzen haben, so lässt sich nicht verkennen, dass auch von der praktischen Seite die Pflanzengeographie nicht ohne Interesse ist, und dass sie also in einem Handbuch der Botanik durchaus nich fehlen darf. Wie viel denn sind wir Humboldt, Decandolle, Wahlenberg und Anderen schuldig, dass sie dieser Seite der Botanik ihre besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und damit eine neue Wissenschaft dargestellt haben!

Wir vermissen überhaupt, dass der Verf. irgendwo von der Bildung der Kräfte und Stoffe in den Pflanzen gesprochen hätte: ein Gegenstand, der gerade für den Zweck des Buchs, das nämlich für Aerzte besonders bestimmt seyn soll, von grosser Bedeutung gewesen wäre, und worüber, wenn auch nicht von reinphysiologischer, doch von dieser äussern Seite der Einwirkung der Temperatur, des Bodens, der climatischen Verhältnisse überhaupt, mancherlei für das praktische Leben wichtige Erscheinungen hätten beigebracht werden können.

Die Organographie und Systemkunde sind also die beiden Hauptseiten der Botanik, welche in dem Richard'schen Buch enthalten sind; alles Uebrige untergeordnet. Nehmen wir noch, bevor wir von der physiologischen, wissenschaftlichen Behandlung des Materials sprechen, kurz auf die Ordnung des Vorgetragenen Rücksicht.

Dass die eigentlich physiologischen Erscheinungen der Vegetation nicht für sich, abgesondert von dem Uebrigen, zusammenhängend dargestellt sind, verkümmert die Einsicht in die Bedeutung derselben, und macht diesen wichtigen Zweig, welcher eigentlich die Grundlage alles übrigen (sowohl systematischen als organographischen) Wissens in der Botanik ist, zu einem ganz untergeordneten, und somit wird, weil diess leitende Princip fehlt, die Stellung alles Uebrigen zufällig und ohne allen nothwendigen innern Zusammenhang. Dieser ist es daher besonders, welcher in dem gegenwärtigen Buche sowohl, als überhaupt bis jezt noch in den botanischen Schriften durchaus vermisst wird.

Der Grund dieses Mangels liegt offenbar nur darin, dass man die wahre Bestimmung der Organe bei den Pflanzen, und somit auch der Functionen noch nicht richtig aufgefasst hat. Es sind nämlich die äussern Pflanzentheile (Wurzel, Stengel, Blätter etc.) welche man jezt noch ziemlich allgemein als die Pflanzen-Organe betrachtet, in Wahrheit keine wesentlichen Organe, wodurch die Pflanze ihre inneren Lebensthätigkeiten (Functionen) verrichtet, wie die inneren Organe der Thiere, wodurch z. E. Assimilation, Respiration, Circulation als entsprechende Functionen ausgeübt werden, sondern die wesentlichen und allgemeinen Functionen der Pflanze: nämlich die Assimilations- und Bildungsprocesse, welche hauptsächlich die Vegetation constituiren, können von jedem der äussern Pflanzentheile zusammen ausgeübt werden, und folglich müssen auch nothwendig die wesentlichen inneren Pflanzenorgane in jedem dieser Pflanzentheile vorhanden seyn. Jedes Blatt, jeder Zweig, jedes Wurzelstück enthält innerlich die wesentlichen Bedingungen der Vegetation vereint: es kann Nahrung von Aussen einsaugen, diese vollständig assimiliren, und sich dadurch weiter fortbilden und wachsen, wenn es nur die erforderlichen äusseren Lebensbedingungen dazu hat. Daher ist es durchaus nicht richtig, dass Wurzel, Stengel und Blätter wesentlich und allgemein zur Organisation der Pflanzen gehörten, und noch viel weniger, dass die Wurzel ein Organ der Verdauung der Nahrung, der Stengel ein Organ der Bildung, das Blatt ein Organ der Respiration seien, sondern in jedem dieser Theile können alle vegetativen Functionen zusammen genommen aus-

Digitized by Google

geübt werden, und die Wurzel kann ohne den Stengel, das Blatt ohne die Wurzel u. s. w. fortleben und wachsen.

Die Verschiedenheit dieser Pflanzentheile ist durchaus eine äufsere Metamorphose, und bezieht sich zum Theil auf das verschiedene Medium, worin sie sich entwickeln, zum Theil auf die Verschiedenartigkeit der äufseren Pflanzenformen an sich, womit nur ein abgeändertes Verhältnifs der wesentlichen inneren Verrichtungen gegen einander gegeben ist, auf welchem die etwaige Verschiedenheit der äufsern Erscheinungen beruht. Nämlich so, dafs in der Wurzel gewöhnlich die Einsaugung der Nahrung, im Blatte die Ausdünstung und der Respirationsprocefs vorwaltet, wobei jedoch die übrigen Functionen keineswegs unterdrückt oder verschwunden sind. Denn wir sehen das Blatt ebenso zugleich Nahrung einsaugen, und die Wurzel am Lichte grün werden, und zugleich die Blattfunction verrichten. Darum ist ja in einigen Familien die ganze Vegetation auf das Blattleben (Saftgewächse), in anderen, mit Unterdrückung aller Blattbildung, auf das Stengelleben (*Cacti, Stapeliae*) concentrirt; die Wurzeln vieler parastischen Pflanzen sind so gut als nicht vorhanden!

Diese äufseren Pflanzentheile, weit entfernt wesentliche Organe der Pflanze zu seyn, entstehen vielmehr nur, indem die Pflanze gliederweise sich immer von Neuem fortbildet, und in jedem Gliede sich selbst und dem Ganzen gleich ist. Es kommt also darauf an, das innere Wesen der Vegetation an einem einzigen Pflanzengliede zu untersuchen und zu zergliedern: einerseits den Unterschied aufzusuchen, welcher in dieser Beziehung zwischen der thierischen Organisation und den Pflanzen herrscht, und andererseits eine Vergleichung der thierischen und vegetativen inneren Organe der Bildung anzustellen.

Es ist in Wahrheit nur das Holz, oder vielmehr die wahren Spiralgefäfse des Holzes, welche die Einsaugung und Assimilation der Nahrung bewirken (Assimilationssystem), und die Rindensubstanz oder vielmehr die Saftgefäfse darin, (welche wir Lebensgefäfse nennen wollen), wodurch mittelst sichtbarer strömender Bewegung der zu einer blutähnlichen Flüssigkeit organisirte rohe Saft des Holzes in die Pflanze vertheilt und zu den Bildungen verwendet wird (Bildungssysteme), welche theils auf weiteres Wachsthum, theils auf Stoffbildung gerichtet sind. Diese beiden Theile also, Holz und Rindensubstanz, oder vielmehr Spiralgefäfse und Lebensgefäfse, in ihrer Vereinigung durch das Zellgewebe, als den Grund und Boden der Pflanzenorganisation, sind allein als die wesentlichen inneren Pflanzenorgane oder Systeme zu betrachten, welche den thierischen Organen wirklich, aufs Vollkommenste entsprechen, auch nur mit ihnen verglichen werden können. Da in jedem äufseren Pflanzentheile, welchen Namen er auch haben mag, diese inneren Organe vorhanden sind; so ist auch diese Zergliederung der vegetativen Organisation ihrer äufseren Erscheinung durchaus entsprechend, und nur auf diese Weise lassen sich jene eben berührten Thatsachen von der Selbstständigkeit jedes äufseren Pflanzentheils erklären. Die inneren Bedingungen (Organe) der vegetativen Totalität sind in jedem dieser Theile, und somit auch die Möglichkeit des Fortbestehens enthalten, wenn nur die äufseren Lebensbedingungen nicht hemmend wirken.

Das Wesen der Totalität in der Vegetation liegt auch nur in dem Zusammenhang dieser inneren Pflanzenorgane; so dafs dieser allein in jedem Gliede eine ganze Pflanze ausmacht. Die sich gliederweise nach Aufsen über und um einander entwickelnden Pflanzentheile haben nur einen äufsern Zusammenhang, und die Pflanze bleibt immer und ewig ganz und innerlich vollkommen, wie viel Zweige und Wurzeln und Blätter man von diesem äufseren Zusammenhange auch abschneiden mag.

Es ist hier nicht wie beim Thier, dafs die innern Organe der Vegetation in dem, was man äufserlich eine ganze Pflanze nennt, durch alle die verschiedenen äufseren Pflanzenglieder einen centralen Zusammenhang haben, sondern hier tritt eben die wesentliche Verschiedenheit der innern Pflanzenorgane von den thierischen Organen ein, wodurch es möglich wird, dafs jedes äufsere Pflanzenglied unbeschadet von dem andern getrennt werden kann: nämlich dafs die inneren Organe der Pflanze eben so gegliedert und (wegen der rein peripherischen Organisation) in jedem einzelnen Theile dem Ganzen gleich sind, als es mit der äufseren Gliederung der Fall ist, dafs folglich auf den Zusammenhang der Organe in den verschiedenen Gliedern nichts ankommt, wenn nur der Zusammenhang der wesentlich zur Vegetation gehörigen Organe (Assimilations- und Bildungssystem) in jedem einzelnen Gliede unzerstört ist. Hierin ist die Verschiedenheit in der äufseren Entwickelung des Thiers und der Pflanze auch einzig und allein begründet.

Diese Zergliederung der inneren Pflanzenorganisa-

Digitized by Google

tion mag mir nun ganz gelungen seyn oder nicht, so wird doch jeder vorurtheilsfreie Naturforscher bekennen müssen, dafs jene äufseren Pflanzentheile (Wurzel, Stengel, Blätter) nicht allgemeine Organe der Pflanzen, wodurch bestimmte vegetative Functionen hervorgebracht werden, seyn können, indem es blofse äufserlich verschiedene Formen einer und derselben im Innern wesentlich gleichen vegetativen Gliederung sind, welcher überall eine gleiche wesentliche innere Organisation zum Grunde liegt, ebenso wie beim Thiere sich bei einer im Allgemeinen gleichen innern Organisation die äufsere Entwickelung mannigfaltig gestaltet.

Und damit mufs denn auch die vom Verfasser beobachtete Anordnung, bei welcher die Mehrzahl der vegetativen Thätigkeiten nach der Beschreibung der äufseren Pflanzentheile als Functionen derselben abgehandelt werden, mangelhaft erscheinen, indem dadurch einerseits die Darstellung von dem Verlauf der Entwickelung der äufseren Pflanzentheile beständig unterbrochen wird, und andererseits der innere Zusammenhang in den überall stückweise zerstreuten physiologischen Erscheinungen durchaus nicht klar und einsichtlich werden kann. Aus diesem Grunde erscheint daher der physiologische Theil des Richard'schen Buches sehr unvollkommen, und eine Menge höchst wichtiger Erscheinungen, die der Verfasser nirgends anzuknüpfen wufste, sind daher gänzlich unberührt geblieben, z. E. die eigenthümlichen Qualitäten der verschiedenen Pflanzensäfte: des Holzsaftes, Milchsaftes und deren Analogie, ferner die Bildungen, wie die Harze, ätherische Oele etc. Ganz vorzüglich aber scheint mir die Durchmengung des physiologischen mit der Organographie der Theile deswegen unvollkommen, weil es den Irrthum, als ob die äufseren Pflanzentheile wirklich wesentliche Organe der Pflanze seien, nicht nur nicht aufheben kann, sondern noch mehr befestigt, und somit ganz falsche Ansichten von dem innern Wesen der Vegetation geben mufs.

Der Verfasser selbst scheint sich von diesem Irrthume nicht haben losmachen können, indem er wirklich in der Eingangs berührten Eintheilung der Botanik die Organographie und die eigentliche Physiologie, unter der allgemeinen Benennung „*physique végétale*" vereinigt. In dem Sinne jedoch, wie der Verfasser die Organographie nimmt, nämlich als blofse Beschreibung der Theile ohne Rücksicht auf ihre Bedeutung bei der äufseren Entwickelung der Pflanze und ihre Metamorphose, können wir daran nichts Physiologisches finden, sondern es ist eine blofse Terminologie, und darum um so weniger unmittelbar mit dem Physiologischen in Verbindung zu bringen. Das eigentliche Interesse an der sogenannten Organographie der Pflanzentheile liegt nicht in der isolirten Beschreibung der äufseren Pflanzentheile, sondern in der Einsicht in ihre Entstehung und Entwickelung im normalen und abnormen Zustande, in der Darstellung aller Uebergänge und Metamorphosen, welche man an den äufseren Pflanzentheilen beobachtet, wodurch man eben erkennt, dafs dieses keine wesentlich verschiedenen Theile, sondern (wenigstens am Individuum) blofse Form-Veränderungen in der äufseren, gliederweise sich entwickelnden, Pflanze sind.

Die Abtheilungen, welche der Verfasser zwischen seinen Organen der Nutrition und denen der Generation, nach Decandolle, angenommen hat, sind durchaus treffend und richtig, nur dafs die äufseren Pflanzentheile nicht blofs die Organe der Nutrition, sondern auch Organe der Bildung in sich enthalten. Es beziehen sich nämlich jene Abtheilungen auf das Verhältnifs des individuellen Pflanzenlebens zum Geschlecht, und zwischen beiden ist ein so entschiedener Gegensatz bei den höheren Pflanzen, dafs eine ursprüngliche Trennung beider der Natur durchaus gemäfs ist.

Wie der Verfasser indessen dieses Verhältnifs zwischen Individuum und Geschlecht behandelt hat, denken wir näher aufzufassen, indem wir

3. noch von der physiologischen Behandlung der Botanik in dem gegenwärtigen Werke überhaupt sprechen. Es kommt hierbei auf dreierlei Punkte wesentlich an: nämlich auf das Verhältnifs des idividuellen Pflanzenlebens zum Geschlecht, und dann auf die Betrachtung des geschlechtlichen einerseits und des individuellen Pflanzenlebens andererseits jedes für sich. Ueber die Analyse des individuellen Pflanzenlebens haben wir so eben einige Bemerkungen gemacht. Die Ansichten von der Fortpflanzung der Gewächse scheinen vorzüglich dadurch bedingt, wie man das Verhältnifs der individuellen Pflanze zur Blumen- und Fruchtbildung betrachtet. In diesem Betracht sehen wir schon seit längerer Zeit zwei Hauptrichtungen der Wissenschaft. Die eine, welche sich besonders die Metamorphose der Pflanzen zum Gegenstande des Studiums macht, und welche damit auch eine solche Metamorphose der individuellen Pflanzentheile durch allmälige Uebergänge in die Blumen-, Frucht- und

Digitized by Google

Keimbildung aufzuzeigen sucht, dafs bei der Keimbildung im Samen selbst durchaus an kein wirklich geschlechtliches Verhältnifs zu denken sei. Die Arbeiten mehrerer Französischen Schriftsteller wie Thouars, Turpin, Cassini schliefsen sich in dieser Beziehung an das, was in Deutschland über die Pflanzenmetamorphose nach Linnée, von C. F. Wolf, Meyer, Göthe u. A. gesagt ist.

Eine andere Richtung, welche besonders das Geschlecht der Pflanzen als eine Analogie des thierischen aufzufassen bemüht ist, scheint mit dieser Ansicht die Metarmophose der Pflanzen nicht in Uebereinstimmung zu halten. Daher sieht man hier die Metamorphose als durchaus untergeordnet an, berührt sie kurz oder gar nicht, sondern beschreibt die verschiedenen individuellen und Geschlechtstheile der Pflanze als isolirte verschiedene Theile, ohne auf deren Entstehung auseinander und auf ihre mannigfaltigen Formübergänge Rücksicht zu nehmen. Zu diesen gehört auch unser Verfasser, welcher daher die Erscheinungen, welche jener ersten Ansicht zum Grunde liegen, durchaus nicht erwähnt.

Um dieses näher einzusehen, wollen wir zuvörderst eine kurze Darstellung dessen, was Hr. Richard von der Blumen- und Fruchtbildung sagt, geben, und dann eine Vergleichung beider Ansichten, so wie einige Andeutungen über die wahre Bedeutung des Pflanzengeschlechts folgen lassen; insbesondere aber untersuchen, ob die Theile der Blume und Frucht wirklich blofs metamorphosirte individuelle Pflanzentheile sind, und ob, wenn dieses der Fall ist, hiermit dennoch die Fortpflanzung der höhern Gewächse die Bedeutung des Geschlechts habe, und wodurch sich das Pflanzengeschlecht von dem thierischen unserscheide.

In vorliegendem Werke sind zuerst unter der Ueberschrift „*organes de la reproduction*" die verschiedenen Formen der Blumentheile und der Inflorescenz beschrieben, und zwar ohne alle Rücksicht auf die Entstehung derselben und die Uebergänge der Formen, so dafs hier jeder Theil als eine eigenthümliche unabhängige und bei allen Pflanzen beständige und gleiche Bildung erscheint. Die Beschreibungen dieser Theile als der Bracteen, Blumenstiele, des Blüthenstandes, der Kelch- und Blumenkronen, der Nektarien, Staubfäden und endlich die Stempel, — sind rein-terminologisch, nicht physiologisch-organographisch. Es ist die stufenweise Entwickelung der Bracteen aus den Blättern, der Kelchblätter aus Bracteen, der Blumenhüllen aus den Kelchblättern, der Staubfäden und Nektarien aus den Blumenhüllen u. s. w. durchaus nicht berührt, und der Verf. scheint alle hieher gehörigen Erscheinungen im normalen und abnormen Zustande besonders vermieden zu haben, indem er auf die mannigfachen Uebergänge dieser Theile nur ein einziges Mal (S. 277) zu sprechen kommt. Es wird hier nämlich bemerkt, dafs man bei *Nymphaea alba* in der Blume die Staubfäden von Innen nach Aufsen sich allmälig verbreiten, und die Antheren daran verschwinden sehe, bis sie vollkommen in Blumenblätter übergegangen seien. Diese unmerklichen Uebergänge hätten bei einigen Botanikern die Vorstellung veranlafst, dafs die Blumenkronen blofs aus abortirten Staubfäden entstanden seien. Aehnlich sei es bei gefüllten Rosen. Aber, heifst es weiter, wir wollen diese Meinung weder annehmen noch widerlegen. Der Verfasser übergeht damit die vielfältigen für die Blumenbildung so lehrreichen Erscheinungen bei der mannigfaltigen Bildung der gefüllten Blumen, und hat also noch viel weniger die Gesetze entwickelt, nach denen diese Bildung vor sich geht. Wie nützlich dieses gewesen wäre, sieht man an einzelnen irrigen Vorstellungen des Verfassers von der Blumenbildung, welche er doch scheinbar mit physiologischen Gründen zu unterstützen bemüht ist: z. E. (S. 242) wird behauptet, dafs alle Monokotyledonen niemals eine Blumenkrone, sondern immer nur eine einfache Blumenhülle hätten, welche als ein Kelch zu betrachten sei. Wenn bei diesen Pflanzen (wie bei *Tradescantia*, *Alisma*) wirklich eine doppelte Blumenhülle, eine äufsere grün gefärbte und eine innere kronenartig gefärbte, vorkomme, so sei die Blumenhülle nur scheinbar doppelt, denn sie bilde auf der Spitze des Blumenstiels nur einen einfachen Kreis, beide haben also einen gemeinschaftlichen Ursprung, bilden auch nur ein Organ, und dieses sei ein Kelch.

Ein Blick auf eine gefüllte Tulpenblume, bei der die Blumenblätter durch Ausdehnung der oberen Blumenstielglieder von den äufsersten an, so weit auseinander gerückt sind, dafs man deutlich sieht, wie die Krone aus mehreren wirklich übereinander stehenden Blattkreisen gebildet ist, mufs jeden Beobachter aufs Entscheidendste überzeugen, dafs jene Vorstellung von der einfachen Blumenhülle aller Monokotyledonen durchaus unrichtig ist.

Die Bedeutung der Nektarien, als Uebergangsform verschiedener Blumentheile in höhere Stufen der Bil-

Digitized by Google

lung, konnte aus ähnlichen Gründen nicht dargestellt werden, obgleich der Verfasser selbst bei der Bestimmung der Nektarien in den Blumen sichtbar in Verlegenheit ist.

Im Uebrigen sind die terminologischen Benennungen der Blumentheile in der Hauptsache recht fliessend und faßlich abgefaßt, insbesondere die verschiedenen Formen der Blumenkronen, des Pollens u. s. w.

Auf die Beschreibung der Blumentheile folgt ein Kapitel über die Befruchtung. Nachdem bemerkt worden, daß es unmöglich für uns sei, den Mechanismus (darunter versteht der Verf. wohl den innern Verlauf der Thätigkeiten überhaupt, ohne zu meinen, daß sie nach mechanischen Gesetzen vor sich gehen) der Befruchtung zu erkennen, heißt es, daß die Befruchtung mittelst Bewegungen der Staubfäden, wodurch der Pollen mit der Narbe in Contact gebracht werde, vor sich gehe, zu welchem Zweck auch die Wasserpflanzen ihre Blumen während der Befruchtung über dem Wasser erhielten. Bei anderen Pflanzen, z. E. den Orchideen, geschehe die Befruchtung wahrscheinlich ohne Berührung durch eine *Aura Pollinaris*.

Bei monoecischen und diaecischen Pflanzen nimmt der Verfasser die Bestäubung der Blumen durch Insecten und durch den Wind zu Hülfe.

Daß die Bewegungen der Staubfäden nicht den Zweck der Befruchtung oder der Berührung des Pollens mit der Narbe haben, sieht man daran, daß in den wenigsten Blumen die Staubfäden dergleichen Bewegungen zeigen, daß, wenn sie vorhanden sind, öfter eine Entfernung der Antheren von der Narbe, als eine Annäherung bewirkt wird, und daß in vielen Blumen bloß auf angebrachten äußeren Reiz die Bewegungen sich zeigen.

Die Befruchtung durch Insecten ist möglich, wenn von ihnen Blumenstaub aus einer Blume in die andere übertragen wird; allein dieß bleibt eine rein zufällige Erscheinung, und man soll das Wesen der Vegetation aus eigenen, inneren Bestimmungen und nicht aus äußeren Zufälligkeiten begreifen: daß die sogenannten caprificirten Feigen keineswegs durch Insecten befruchtet, sondern bloß durch die erhaltenen Verletzungen von Insectenstichen krankhaft frühreif geworden, meist ohne völlig entwickelt und mit keimendem Samen versehen zu seyn, haben auch schon mehrere eingesehen.

Die Umgebung mit Luft ist der Blume bei der Befruchtung wie überhaupt der vegetirenden Pflanze nöthig, allein daß durch den Wind die Natur eine Bestäubung der Pflanzen beabsichtigt habe, ist noch viel unwahrscheinlicher als die Bestäubung durch Insecten, indem dieses auf einer noch weit größern Zufälligkeit beruht, und die Pflanzen, welche zufällig während einer Windstille blühen, nicht befruchtet werden könnten; abgesehen von der Möglichkeit dieser Sache überhaupt.

Daß künstliche Befruchtungen überhaupt, z. E. bei den Dattelpalmen, im Orient sich wirksam beweisen, läßt sich nicht bezweifeln; allein auch unter künstlich den Pflanzen gegebenen Verhältnissen, woraus nicht folgt, daß die Natur überall solche äußerliche Hülfsmittel gebrauche.

Nach diesen kritischen Bemerkungen wollen wir nun über den fraglichen Gegenstand einige Bestimmungen über die eigentliche Natur des Pflanzengeschlechts zur Erläuterung und Ergänzung des Gesagten beibringen. Wir wollen nur die wesentlicheren Punkte dabei zur Sprache bringen, wie sie uns als Resultate mehrjähriger Beobachtungen und Betrachtungen sich ergeben haben, und wünschen dadurch vorläufig die Deutschen Botaniker auf eine ausführlichere Arbeit über diesen Gegenstand aufmerksam zu machen, welche wir aus dem bereits Beobachteten zu liefern im Begriff stehen.

Wir halten die Erscheinungen der Metamorphose der individuellen Pflanzentheile in die Blumen- und Fruchttheile für durchaus begründet, glauben aber andererseits aufzeigen zu können, daß deßwegen doch die Keimbildung nicht als eine bloße Metamorphose des individuellen Wachsthums anzusehen, sondern wirklich durch einen nothwendigen geschlechtlichen Gegensatz bedingt ist, welcher sich aber wesentlich von dem thierischen Geschlecht unterscheidet. Dieses zu erläutern und zu beweisen, wollen wir Folgendes bemerken.

1. Es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen der Metamorphose der individuellen Pflanzentheile in einander, und zwischen der Metamorphose der individuellen Pflanzentheile in die Theile der Blumen und Früchte. Diesen Unterschied haben durchaus alle, welche über diesen Gegenstand geschrieben, übersehen, und dadurch sind scheinbare Widersprüche entstanden, welche die Metamorphose der Theile mit der geschlechtlichen Differenz als unvereinbar darstellten.

Das Wachsthum der Pflanze ist mehr eine *Formenbildung* äußerlich verschiedenartiger, im Innern aber gleicher Theile, wobei die Bildung der *Qualitäten* (Stoffe) untergeordnet ist. Bei der Blumenbildung tritt

Digitized by Google

das Gegentheil ein. Alle Erscheinungen deuten darauf, dafs hier die Bildung der Qualitäten, und zwar auf Kosten der Form-Entwickelung der Theile, überwiegend ist. Man kann sagen, dafs dieses Umkehren in der Richtung der vegetativen Thätigkeiten das Mittel der Natur sei, wodurch sie aus den individuellen Pflanzentheilen die Blumen bilde. Es ist also allerdings ganz richtig, dafs die Blumentheile keine blofse Metamorphosen, d. h. Formveränderungen, individueller Pflanzentheile sind, sondern es tritt zugleich *eine qualitative Richtung der Thätigkeiten ein* Die Blumen und Kelchblätter entstehen aus Zweigblättern, indem das Wachsthum derselben, mittelst der hervortretenden Farbenbildung, gehemmt wird. Bei der Staubfadenbildung aus den Blumenblättern, wird deren blattartige Ausbreitung und zugleich auch die Farbenbildung durch die Secretion des Pollens in den Antheren gehemmt. Oft wird die Pollenbildung noch durch Zwischenbildungen vorbereitet, indem zuerst Nektarsecretion auf Kosten der Kronen-Entwickelung hervortritt. Auf der andern Seite erschöpft sich die qualitative Richtung der Thätigkeiten in den Blumentheilen durch die Bewegungen, um von der Formbildung abgeleitet zu werden.

Wie beim Wachsthum eine äufsere Vervielfältigung der Formen, eine Mannigfaltigkeit der Production, so ist bei der Blumenbildung eine Concentration der Thätigkeiten nach Innen, womit zugleich die Einheit in der centralen Form der Blume gegeben ist.

2. Nothwendig ist daher mit der rückgängigen Metamorphose der Blumentheile in individuelle Pflanzentheile ihre eigenthümliche Verrichtung aufgehoben. Bei den Uebergängen der individuellen Pflanzentheile in einander gehen mit der Formveränderung die innern Verrichtungen nicht verloren, sondern bleiben sich in allen Theilen im Wesentlichen gleich. Bei der Metamorphose der verschiedenen Blumentheile in einander, gehen eben die Verrichtungen mit den Stoffbildungen ebenfalls verloren, indem sich auch das Specifische der Qualitäten verändert. So bildeten sich beim Uebergange der Staubfäden in Blumenblätter die Farbenstoffe auf Kosten des Pollens, oder beim Uebergange in Nektarien der Honig. In diesem Fall sowohl, als in dem anderen, wenn alle Blumentheile unmittelbar sich in individuelle Pflanzentheile umgestalten, wie bei der Zwiebel- und Knospenbildung an der Stelle der Blumen, bei Gräsern- und Zwiebelgewächsen, wird daher das Wesen der Blumenbildung durchaus aufgehoben.

3. Insofern jedes einzelne, individuelle Pflanzenglied dem Ganzen gleich ist, und in sich die wesentlichen inneren Organe der Vegetation enthält; die Theile der Blume aber sämmtlich durch die angegebene Umkehrung in der Richtung der bildenden Thätigkeiten aus individuellen Pflanzentheilen entstanden sind; so enthält auch jeder Geschlechtstheil der Blume in sich die individuelle Differenz (der Assimilations- und Bildungsorgane). Somit bilden die Geschlechtsorgane (Staubfäden und Stempel) eine höhere Stufe der Entwickelung, so dafs in jedem die Einheit individueller Organisation wieder als Theil (Moment) eines höheren Ganzen, nämlich der Geschlechtseinheit, enthalten ist. Die Geschlechtsorgane der Blume sind also keine Theile der individuellen Pflanze mehr, sondern jedes ist selbst eine ganze Individualität, und zwar mit geschlechtlicher Differenz, durch deren Vereinigung die Pflanze in die Samenbildung umkehrt. Da die geschlechtliche Differenz der Blumentheile nicht auf blofser Formverschiedenheit, sondern auf Differenz der Qualitäten beruht; so mufs natürlich auch mit dem Verlust des Qualitativen bei der Metamorphose das Wesen der Geschlechtlichkeit verloren gehen.

4. Hierauf beruht es, dafs die Samenbildung und Keimbildung, als Resultat der geschlechtlichen Differenz, von der individuellen Knospenbildung durchaus verschieden ist, und dafs die Analogien, welche du Petit Thouars, Meyer, und nach ihnen auch Schelver, durchzuführen bemüht gewesen sind, der Natur in Wahrheit gänzlich entgegen sind. Man sieht die Metamorphose der Theile als eine blofs quantitative an, allein sie ist wesentlich qualitativ, und darum werden jene Naturforscher, so achtungswerth auch ihre fleifsigen Bemühungen sind, doch nie erklären können, warum aus dem Apfelkern einer edlen Apfelvarietät in der Regel nie wieder ein veredelter Baum, sondern immer wieder die wilde Art aufgeht, wogegen doch mittelst individueller Fortpflanzung (durch Oculiren, Pfropfen) bis ins Unendliche die veredelte Varietät mit allen ihren Eigenthümlichkeiten fortgepflanzt werden kann; eben weil die qualitative Differenz bei der Generation nimmer zum Vorschein kommt.

5. Da die Ansichten Schelver's in Heidelberg, von der Generation der Pflanzen, obgleich viel besprochen, doch noch keineswegs aus einem befriedigenden Gesichtspunkte dargestellt erscheinen, so erlauben wir uns hierbei einige Bemerkungen darüber. Schelver stellt die

Digitized by Google

Samen- und Keimbildung bei den Pflanzen als eine durchaus bloſs quantitative Metamorphose dar. In einigen Fällen soll die Keimbildung ohne alle Einwirkung des Pollens auf die Narbe zu Stande kommen, in anderen aber der Pollen als ein das Wachsthum und Sprossen der Narbe hemmendes Gift einwirken, so daſs also jede specifische qualitative Wirkung ausgeschlossen ist. Man sieht nun leicht, aus welchem Standpunkte jene Vorstellung zu beurtheilen ist. Die Befruchtung kann keine Hemmung des Wachsthums seyn, denn das individuelle Wachsthum ist in der Blumenbildung selbst schon durch die qualitative Richtung der Thätigkeiten gehemmt, und die Keimbildung selbst ist im Gegentheil der Anfang neuer Bildungen nur in einer durch das innere Hervortreten der Qualitäten in sich gehenden centralen Richtung. Bei der besonderen Ausführung jener Schelver'schen Ansicht durch ihn selbst und durch Henschel, besonders bei der Erklärung von Erscheinungen, die ihnen von der anderen Seite entgegengekommen sind, hat man sich daher nothwendig in allerlei Widersprüche verwickelt, die zum Theil auf eine sehr ungründliche Art behandelt sind.

Schelver vergleicht die Hemmung des Narbenwachsthums, durch den giftigen Pollen, mit der Hemmung des individuellen Pflanzenwachsthums, wodurch eine Blumenbildung hervorgebracht werde. Aber dieſs läſst auch schon von der rein quantitativen Seite keine Analogie zu. Es ist der Pflanze eigenthümlich, daſs überall, wo die Formen-Entwickelung gehemmt wird, die Thätigkeiten nach Innen mehr auf Stoffbildung gerichtet werden. Es ist im Allgemeinen gleich, ob diese Hemmung des Wachsthums durch äuſsere Verletzungen, mittelst Beschneidens der Theile, oder auch wohl bloſs durch Entziehung der äuſseren Lebensbedingungen geschehe z. E. durch Mangel an Feuchtigkeit bei groſser Wärme u. s. w. Diese innere Concentration der Thätigkeiten ist auch im Allgemeinen der Grund der Blumenbildung. Wenn nun diese aber einmal gebildet sind, dann kann eine ähnliche Hemmung der Thätigkeiten gar nicht mehr in den Blumen selbst eintreten, denn dann würden die qualitativen Thätigkeiten der Stempel gehemmt, und somit die Fruchtbildung gerade aufgehoben werden, entweder durch Hemmung der Thätigkeiten überhaupt, oder bloſs der qualitativen, und dann geht ja die Blumenbildung wieder in individuelle Knospenbildung über. Es ist wichtig zu bemerken, *daſs die Hemmung des Wachsthums der Pflanzen bei der Blumenbildung nicht eine Hemmung der Thätigkeiten überhaupt ist, sondern bloſs Hemmung der quantitativen, nämlich der Formentwickelung, so daſs im Gegensatz und auf Kosten dieser die Thätigkeiten nach Innen eine qualitative Richtung annehmen.*

Obgleich nun Schelver in dem gegenwärtigen Fall ausdrücklich eingesehen, daſs eine Verletzung der Pflanze die Blumen- und Keimbildung begünstige, so ist er auf der anderen Seite wieder in der Verlegenheit zu behaupten, daſs dergleichen Verletzungen der Fruchtbildung schaden. In den Fällen nämlich, wo nach dem Abschneiden der Staubblumen bei monoecischen und der bloſsen Staubfäden, bei Zwitterblumen, keine Fruchtbildung erfolgt, sagt er nämlich, könne wegen der, der Pflanze zugefügten Verletzung, die Fruchtbildung eben nicht erfolgen. Diese Widersprüche lösen sich in sich auf. Die Wahrheit ist, daſs je mehr Blumen abgeschnitten werden, desto mehr hervorkommen, und die übrigen vollständiger werden, wenn nur die inneren qualitativen Bedingungen vorhanden sind. Hiermit, denke ich, wird die Einsicht gewonnen seyn, daſs nicht nur zwischen Individuum und Geschlecht bei den Pflanzen ein wesentlicher Gegensatz vorhanden ist, sondern auch daſs dieser Gegensatz darauf beruht, daſs im individuellen die Formbildung, im geschlechtlichen die Qualitätenbildung überwiegend ist.

Es bleibt noch zweierlei zu bemerken übrig. Einmal wodurch sich das Geschlecht der Pflanzen von dem der Thiere unterscheide, und dann wie der innere Verlauf der Thätigkeiten bei der Befruchtung der Pflanzen beschaffen ist.

6. Es ist die gewöhnliche Ansicht, daſs, nach Analogie des thierischen Lebens, das Individuum an der Pflanze die Pflanze selbst sei, und die Blume ein Theil dieser Pflanze, ein Werkzeug derselben, wodurch sie sich fortpflanze. Eine aufmerksame Betrachtung der Vegetationsverhältnisse zeigt aber bald, daſs die Durchführung dieser Analogie im Besonderen zu unauflöslichen Widersprüchen führt, und daſs die Verhältnisse von Individuen und Geschlecht bei den Pflanzen sich umgekehrt, wie bei den Thieren verhalten, so daſs bei ersteren das Individuum dem Geschlecht, bei den Thieren aber das Geschlecht dem Individuum untergeordnet ist.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 197. u. 198.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1827.

Nouveaux élémens de botanique et de physiologie végétale, par Achille Richard.

(Beschluſs.)

Bei den Pflanzen werden die Geschlechtswerkzeuge erst durch Metamorphose der individuellen Theile erzeugt, bei den Thieren wird gleich im Bildungsacte mit dem Individuum auch das Generationsorgan gebildet. Daher sehen wir die Möglichkeit, daſs das, was wir eine Pflanze nennen, hunderte von Blumen haben kann; aber ein Thier hat nur ein Generationsorgan.

Es gibt sogar eine Menge von Pflanzen, welche unmittelbar als bloſse Blumen, ohne alles Kraut, aus der Erde zum Vorschein kommen. Ich mache auf *Aphyteia hydnora* vom Cap, auf *Cynomorium coccineum*, die *Rafflesia*-Arten in Java und Sumatra, auf die *Balanophoreae Rich.* aufmerksam, denen sich leicht die *Orobanchen*, *Monotropa* und andere Uebergangsformen anschlieſsen. Im Thiere dagegen findet sich nirgends ein für sich bestehendes Generations-Organ, ohne ein thierisches Individuum.

Alles dieses hat seinen Grund darin, daſs die Blumen- und Fruchtbildung an der Pflanze das allgemeine vegetative Centrum ist, um welches sich die Vegetation dreht, und die individuelle Pflanze der bloſse Durchgang und Grund und Boden, mittelst und auf welchem sich die Blume, als die eigentliche Pflanze, erzeugt. Das Pflanzenindividuum ist eine bloſse Embryonenbildung, durch dessen Metamorphose die Blume, als die vollendete Pflanze, mit einer centralen thierischen Form, welche dem Individuum fehlt, entsteht. Darum ist die individuelle Pflanze noch etwas Mangelhaftes und Unvollkommenes, ohne alle innere Einheit und Allgemeinheit, so daſs es für sich gar nicht zu begreifen ist. Anstatt daſs umgekehrt beim Thier das Individuum in sich central abgeschlossen und vollendet, und die Geschlechtsorgane als ein bloſs peripherischer Anhang an dieser centralen Selbstständigkeit anzusehen sind.

Die Pflanze lebt eigentlich nur in der Gattung, und in Wahrheit pflanzt sich nicht das Pflanzenindividuum durch die Blumen- und Samenbildung fort, sondern die Blume pflanzt immer und ewig nur sich selbst fort, und das Individuum, welches unterwegs bei ihrer Bildung entsteht, ist gleichgültig gegen die durch den Samen verewigte Art. Daher ist auch die individuelle Bildung der Arten durchaus zufällig und von äuſseren Umständen abhängig, wogegen die Blumen- und Fruchtbildung sich in den Gattungen bei der verschiedensten individuellen Bildung gleich bleibt. Wir sehen daher die Euphorbien, in Africa blattlos und fleischig wie die Cactus, in den übrigen Climaten deutlich mit Blättern wie alle übrigen Pflanzen versehen, aber bei beiden die Blumenbildung gleich.

Diesem nach ist es also unmöglich, daſs die Blumen als Theile der individuellen Pflanze anzusehen sind, sondern jede Blume einer Pflanze ist für sich ein ganzes und vollendetes Gebilde, und die blühende Pflanze ist eine äuſsere Sammlung von Blumen, die auf der Pflanze bloſs als auf einem Grund und Boden stehen. Man sagt: die Blumen begränzen das Stengelwachsthum. Eigentlich muſs es heiſsen: an dieser Stelle fängt die Pflanze erst an, sich selbst anzugehören, früher war es noch keine vollendete Pflanze.

Es ist ganz derselbe Fall, wie mit den an einem gemeinschaftlichen Stamme befindlichen Polypen, von denen jeder wie die Blume, ein ganzes Thier ist, das sich selbst ernährt und fortpflanzt, ohne der übrigen dazu zu bedürfen.

Aber alle Blumen einer Pflanze, wie alle Polypen eines Stammes pflegen doch mehr oder weniger einen sympathischen Zusammenhang zu haben, welcher indessen durchaus nicht allgemein ist, und nicht berech-

Digitized by Google

tigt, darum alle Blumen für Theile einer Pflanze und alle Polypen für Theile eines Stammes zu halten.

In diesem umgekehrten Verhältnifs, welches zwischen der individuellen und geschlechtlichen Bildung bei den Pflanzen und Thieren vorhanden ist, zeigt sich denn auch weiter eine wesentliche Verschiedenheit des Pflanzengeschlechts von dem thierischen, durch den ganzen Verlauf der dabei wirksamen Thätigkeiten. Im Allgemeinen ist nur die Analogie des Gegensatzes zwischen Individuum und Gattung in den höheren Formen bei beiden, und dann die Differenz der Geschlechts-Organe unter sich. Der Unterschied ist besonders in der Verschiedenheit der Beziehungen der Generationswerkzeuge untereinander bei den Pflanzen und Thieren gegeben, worüber wir noch, 7. indem wir einige Bemerkungen über den innern Verlauf der Thätigkeiten bei der Befruchtung machen, Einiges hinzufügen wollen.

Linnée sah das während des Blühens erfolgende Bestreuen der Narbe mit dem Blumenstaub als den Zweck des Blumenlebens an, und betrachtete die Erscheinungen beim Blühen als einen wirklichen Begattungsact. Daher wurden auch die Blumentheile mit den thierischen Generations-Organen in allen Bestimmungen verglichen, und für die Acte der Pflanzengeneration Namen eingeführt, welche von den thierischen, ja von den menschlichen Geschlechtsverhältnissen entnommen waren. Die Namen der Pflanzenabtheilungen: Vielehige, einehige: der Titel der Dissertation: *Sponsalia plantarum*, die Ueberschrift auf der Tafel dazu: *amor urit plantas*, so wie die ganze Darstellung der Generationsverhältnisse bei den Pflanzen sprechen deutlich genug jene Ansicht aus. Ernsting (historische und physikal. Beschreibung der Geschlechter der Pflanzen etc.) sprach, aufser der Liebe, sogar von der öffentlichen und sichtbaren Hochzeit der Pflanzen, und wenn spätere Autoren durch Weglassung solcher Benennungen nicht ganz hierin gefolgt sind, so ist doch die Ansicht im Allgemeinen geblieben, und von Niemand sind die völlig der Vegetation widersprechenden Vorstellungen gehörig gewürdigt worden. Im Gegentheile haben jene Vorstellungen, eben weil sie auf die Vegetation gar keine Anwendung finden können, immer nur dazu gedient, über das Pflanzengeschlecht selbst zu spotten, da jener Spott doch nur die einseitigen und unrichtigen Vorstellungen davon hätte treffen sollen. Dafs von Liebe und Ehe als Verhältnissen sittlich freier Wesen nicht die Rede bei den Pflanzen seyn könne, hätte man leicht einsehen und darauf aufmerksam machen können, anstatt die Sache stillschweigend zu übergehen; aber wichtiger noch ist es, auf die Meinung aufmerksam zu seyn, ob die Pflanzen, wie noch die allgemeine Vorstellung der Anhänger Linnée'scher Geschlechtstheorie und auch Richard's ist, einen thierischen Begattungsact und Instinct besitzen, da man ihnen sogar noch andere Instincte zuschreibt.

Dieses ist darum wichtig, weil eben die vegetative Befruchtung eine rein nach innerlich nothwendigen Gesetzen vor sich gehende ist, welche ohne alle Begattung statt findet. Die Begattung sezt nothwendig eine physisch freie, auf inneren Empfindungen und Trieben beruhende Thätigkeit voraus. Wie die Pflanzen aber überhaupt keine Empfindung und keine Triebe, keinen Hunger und keinen Durst haben, so fehlt ihnen auch durchaus aller Geschlechtstrieb, und, wie gesagt, sie haben eine Befruchtung ohne Begattung. Das Ausstreuen des Blumenstaubes, die Bewegungen der Generationswerkzeuge, sind keine Begattungsacte, sondern der blofse unfreie, nothwendige Ausdruck der Blumen-Entwickelung und des Blühens, ebenso wie ähnlicher Erscheinungen im Individuellen. Die nach einander folgende Bewegung der Staubfäden ist keine wiederholte Beiwohnung, sondern blofse Wirkung des Aufblühens und der nothwendigen Entwickelung der Qualitäten, in denen sich die bildende Thätigkeit der Blumen erschöpft. Noch viel weniger sind Wind und Insecten als die Begattung vermittelnde Potenzen zu betrachten.

8. Es bleibt uns also die Analyse des Befruchtungs-Actes bei den Pflanzen übrig. Die Bestreuung der Narbe mit dem Pollen scheint bei vielen Pflanzen durchaus nicht zu erfolgen, und gewifs nicht, wo, wie bei den Nymphaeen, die Narbenpapillen in Spalten der Fruchtknotenspitze sitzen, während die Oberfläche durchaus glatt ist; eben so wenig bei den Orchideen und Asklepiadeen mit zusammenhängenden Pollenmassen, weshalb auch schon früher mehrere Naturforscher, wie auch Richard, dem Pollen eine *actio in distans*, eine *aura pollinaris*, zugeschrieben haben, welche die Befruchtung vermitteln sollte, ohne jedoch eine Analyse der Thätigkeiten zu geben.

Es kommt auf folgenden Umstand an. Das Wesen der Befruchtung hat, wie schon C. F. Wolff richtig eingesehen, eine grofse Aehnlichkeit mit dem Assimilationsprocefs des Individuums. Die Befruchtung ist eine

Digitized by Google

Assimilation der zeugenden Stoffe durcheinander, deren Resultat die Keimbildung ist, wie die Blutbildung das Resultat des Assimilationsprocesses. Es gibt eine individuelle und eine geschlechtliche Assimilation; aber wie die individuelle Assimilation der Thiere wesentlich von der der Pflanzen durch die inneren Empfindungen zur Aufnahme der Nahrung, den Hunger, durch die freie Bewegung zur Aufnahme derselben, welche den Pflanzen fehlen, und endlich durch den ganzen Verlauf der assimilirenden Actionen verschieden ist; so ist auch der innere Verlauf der Thätigkeiten bei der Befruchtung, als der generellen, geschlechtlichen Assimilation, auf eine ähnliche Weise bei den Pflanzen und Thieren verschieden. Wie also bei der individuellen Ernährung der Pflanze die Aufnahme der Nahrung ohne Hunger und Durst und thierische Instincte geschieht, so wird diesem die Aufnahme der befruchtenden Stoffe ohne Geschlechtstrieb und Begattung entsprechen. Und wie ferner die Nahrung selbst bei der individuellen Pflanze nicht in festen Stoffen, sondern hauptsächlich in Gasarten besteht, dergestalt, dafs sogar die in Wasser gelösten festen Nahrungstheile im gesunden Laufe der Vegetation nicht aufgenommen werden; so wird noch viel mehr bei der geschlechtlichen Assimilation, als einer höheren Stufe, der befruchtende Stoff in Gasform vorhanden seyn müssen.

Und so sehen wir auch wirklich, dafs eine ungemein starke Gasentwickelung aus allem Pollen statt findet, dem die meisten Blumen ihren specifischen Geruch verdanken. Wie denn aber die Blumenbildung der Pflanzen überhaupt sich von dem individuellen Pflanzenleben unterscheidet; so wird auch die befruchtende Gasart specifisch von der blofs ernährenden verschieden seyn, was sich auch wirklich in der Erscheinung zeigt. Die gasförmigen Aushauchungen der Pollensubstanz haben, ebenso wie die Blumenbildung überhaupt in einer centralen thierischen Form sich zeigt, ebenfalls eine thierische Qualität; sie sind nämlich vorzüglich stickstoffhaltig, ammoniakalisch. *) Desfontaines versichert, dafs die Dattelpalmen in Aegypten weit um sich her, wenn sie blühen, einen lebhaften spermatischen Geruch verbreiten, und man nimmt dasselbe an *Fagus Castanea*, *sylvatica* und mehr oder weniger bei allen Pflanzen wahr, besonders stark aber an *Arum*, wo die ammoniakalische Natur deutlich empfindbar wird. Die chemische Zergliederung der Pollensubstanz, welche Fourcroy von Dattelbäumen aus Aegypten erhielt und zergliederte, eben so wie spätere Untersuchungen zeigten mit dem obigen völlig übereinstimmende Resultate: nämlich thierische Stoffe. Und so scheint denn diese gasförmige Pollensubstanz allein das befruchtende Wesen, indem sie von den Secretionen der Narbenpapillen, eben so wie die Kohlensäure von den Secreten der individuellen Pflanzentheile, angezogen wird, um in die sich frei durch den hohlen Griffel nach Aufsen öffnende Stempelhöhle zu gelangen, um mit den Samenanlagen in Berührung zu kommen. *)

Der absorbirte gasförmige Pollen erscheint nach dem Verblühen bei Liliengewächsen (z. E. *Fritillaria imperialis*) in der Griffelhöhle als eine milchartige Flüssigkeit.

So wie es nun in den verschiedenen Pflanzenfamilien, im Individuellen, nach ihrer verschiedenen Organisation, der Fall ist, dafs einige ihre Nahrung mit den von Luft umgebenen Theilen unmittelbar vorzugsweise aus der Luft einsaugen, andere aber das im Wasser gelöste kohlensaure Gas unmittelbar aus dem Boden vorzüglich aufnehmen; so scheint es ähnlich bei der Befruchtung, dafs bei einigen Pflanzen die Pollenatmosphäre aus der umgebenden Luft, bei anderen aber mehr unmittelbar das Pollengas, wie es gebildet ist, von den Secretionen der Narbe absorbirt wird. Auch scheint die Entfernung, aus welcher die Pollenatmosphäre von der Narbe angezogen wird, bei verschiedenen Pflanzen verschieden, gewifs aber bei monoecischen und dioecischen am gröfsten; so dafs auch diese Pflanzen in einer wenig concentrirten Pollenatmosphäre sich zu befruchten vermögen. Es ist um nichts auffallender, dafs die Narbenpapillen den gasförmigen Pollen im durch Luft verdünnten Zustande einsaugen, als dafs die fleischigen Ge-

*) Man sieht, dafs diesem zu Folge die Ansicht: die Pflanzen unterscheiden sich von den Thieren dadurch, dafs sie keine stickstoffhaltigen Bestandtheile haben, dahin zu berichtigen ist, dafs nur im Individuellen wenig stickstoffige Theile vorkommen; aber bei der Generation die völlig thierischen Qualitäten der Substanz aufs Allerentschiedenste zum Vorschein kommen.

*) Ueber den Bau des Stempels, besonders in Betreff seiner freien Oeffnung nach Aufsen durch die mit Narbenpapillen besetzte Griffelhöhle, habe ich eine Reihe neuer Beobachtungen aus vielen Familien gemacht, und die Theile gezeichnet, kann mich aber hier darüber nicht verbreiten.

Digitized by Google

wächse, welche, in freier Luft aufgehängt, vegetiren, das in der Luft sehr verdünnte kohlensaure Gas so weit absorbiren, dafs sie sich vollkommen dadurch ernähren.

Der Pollen besizt, vor seiner Verstaubung gesammelt, die Eigenthümlichkeit, in grofsen Gefässen, mit Luft eingeschlossen, ebenfalls eine bedeutende Menge gasförmiger stark riechender Theile zu entwickeln. Dieses habe ich zu einer Reihe von Versuchen benuzt, um durch das blofse Gas die Stempel zu befruchten, während nach genauer Untersuchung nicht das Mindeste von Blumenstaub selbst die Narbe berührt hatte. Die Versuche, welche ich hier nicht beschreiben kann, sind am auffallendsten beim Hanf und mehreren Cucurbitaceen gelungen.

Nach dieser Analyse von dem inneren Verlaufe der geschlechtlichen Assimilation oder dem vegetativen Befruchtungsprocesse, kann man die Art wie die Befruchtung bei denjenigen Pflanzen, wo der Blumenstaub in zusammenhängenden Massen, ohne je auszustauben, verbleibt, wie bei den Orchideen, Asklepiadeen, leicht einsehen und in völlige Uebereinstimmung mit der Befruchtung aller übrigen Pflanzen bringen, ohne zu allerhand künstlichen Hülfsmitteln in der Erklärung derselben seine Zuflucht zu nehmen. Diese Pflanzenfamilien sind es, unter andern, besonders, welche beim Blühen einen ungemein starken spermatischen Geruch, der bei den Stapelien in wirklichen Gestank übergeht, entwickeln, deren Narben also vor allen anderen von einer Pollenatmosphäre umgeben sind, welche sie mit Leichtigkeit absorbiren können.

Aus dem Gesagten wird es einleuchtend seyn, dafs einerseits die Bestaubung der Narbe mit dem Blumenstaub bei den meisten Pflanzen völlig unnöthig ist, dafs hingegen andererseits besonders bei Pflanzen, die nicht aus gröfserer Entfernung die Pollenatmosphäre absorbiren können, eine Bestaubung mit Pollen, dessen Inhalt sich noch nicht gasförmig aufgelöst hat, allerdings von Nutzen seyn und eine Befruchtung bewirken kann. Da aber die Befruchtung selbst von der lebendigen Anziehung zwischen der Pollenatmosphäre und den Theilen des Stempels abhängig ist, so müssen auch beide in ihrer völlig entwickelten lebendigen Beschaffenheit seyn, und die künstliche Befruchtung wird in dem doppelten Fall durchaus ohne Wirkung bleiben müssen, wenn entweder die Stempel der Blumen nicht vollkommen entwickelt sind, so dafs ihnen die Anziehungskraft gegen den Pollen fehlt, oder wenn der Polleninhalt sich schon vor dem Bestäuben gasförmig durch die Verstaubung aufgelöst hat. Wenn man diese Umstände gehörig berücksichtigt, so lassen sich auch alle die Widersprüche erklären, welche aus den Beobachtungen und Versuchen über die natürliche und künstliche Bestaubung der Blumenarten mit dem Pollen hervorgegangen sind.

Zunächst wird man einsehen, dafs diejenigen, welche die Samen- und Keimbildung als eine blofs individuelle Metamorphose ansehen, durchaus keinen Grund haben, das Geschlecht der Pflanzen darum zu läugnen, weil bei vielen Pflanzen die Keimbildung zu Stande kommt, ohne dafs je die Narbe bestäubt wird, wie bei den *Campanula*-Arten, weil sich dessen ungeachtet die Narben in der Pollenatmosphäre befinden. Bestäubung der Narbe ist nicht einerlei mit Befruchtung. Darum also beweisen die vielen Versuche über solche Verhütung der Narbenbestäubung, wobei die Einwirkung der Pollenatmosphäre nicht ausgeschlossen ist (und dieses leztere ist bei keinem einzigen der Versuche der Fall), durchaus ganz und gar nichts gegen die Existenz einer geschlechtlichen Befruchtung, wenn dabei die Früchte- und Samenkeime ausgebildet werden.

Man könnte hiergegen den Spalanzanischen Versuch, welcher die Stempelblumen von Kürbissen in Glasflaschen längere Zeit eingeschlossen hielt, und dennoch reif werden sah, einwenden; aber hierbei ist zu erinnern, dafs bei allen in engen Räumen eingeschlossenen Pflanzentheilen, wenn sie nicht gänzlich absterben, ein Stillstand der Vegetation bewirkt wird, und somit auch in jenem Spalanzanischen Versuch keine weitere Ausbildung des Stempels statt gefunden, wefshalb denn nach der Befreiung aus dem Glase die Stempel erst von Neuem zu vegetiren anfingen, und sehr wohl aus der Pollenatmosphäre der übrigen Blumen sich befruchten konnten. Und umgekehrt beweist ein Versuch über die auf eine vorgenommene Bestaubung erfolgte Befruchtung und Keimbildung noch gar nicht die Geschlechtlichkeit, und noch viel weniger gelangt man durch diese Versuche zu Aufschlüssen über das Wesen und die eigentliche Bedeutung des Geschlechtes bei den Pflanzen. Denn sobald der aufgestreute Pollen schon verstaubt ist, und seine Wirkung also schon verloren hatte,

Digitized by Google

die bestaubten Blumen aber sich in einer Pollenatmosphäre von anderen Blumen befinden, so wird die Ursache der Fruchtbarkeit der bestaubten Blume nicht in der Bestaubung, sondern in der aus der Atmosphäre absorbirten gasförmigen Pollensubstanz anderer Blumen begründet seyn.

Die mehr oder weniger ammoniakalische Beschaffenheit des aus dem Pollen entwickelten Gases hat in einigen Fällen zu sonderbaren und ganz unrichtigen Mifsdeutungen Veranlassung gegeben. Dafs der dadurch hervorgebrachte Geruch bei Arum und einigen Stapelien sehr stinken wird, ist eine bekannte Erscheinung, nur hat man sie wohl nicht bestimmt auf die Pollenbildung bezogen. Aus den Bemerkungen von Fourcroy über den Pollen der Dattelbäume geht hervor, dafs auch dieser, sich selbst überlassen, freies Ammonium entwickelte, was aber durch die sich bildende Säure absorbirt wurde, doch leicht durch einen Zusatz von Kali frei gemacht werden konnte. Man hat die stinkende Geruchsentwickelung des Pollens hingegen in einzelnen Fällen für eine Fäulnifs und Verderbnifs angesehen. Gleditsch liefs sich bekanntlich die blühenden Spathen von männlichen *Chamaerops* zur Bestaubung des weiblichen Exemplars im Berliner botanischen Garten aus dem Bosischen Garten in Leipzig, in Moos eingewickelt, bringen. Er bekam einmal eine *Spadix*, wo der Pollen schon, (wahrscheinlich dadurch, dafs sich das allmälig entwickelte Gas nicht hatte in der umgebenden Luft verbreiten können) stinkend geworden. Bei *Arum* wäre es nicht aufgefallen. Gleditsch hielt diefs für Verderbnifs und Fäulnifs, und äufserte sein Erstaunen darüber, dafs der schon verfaulte Blumenstaub, nachdem er die Narben damit bestreute, doch noch die Wirkung der Befruchtung hatte. Nach unserer Ansicht war hier die höchste lebendige Wirksamkeit des Pollens eingetreten, und darum mufste dieser Pollen recht eigentlich befruchtend seyn. Aber Schelver hat dieses Mifsverständnifs der Natur benuzt, um die Vorstellungen, welche man bisher über das Pflanzengeschlecht hatte, lächerlich zu machen, und glaubt einen Beweis mehr darin zu finden, dafs es durchaus kein Geschlecht bei den Pflanzen gebe, indem er nämlich folgert, dafs wenn verdorbener, fauler Pollen noch die Wirkung des frischen hat, die Wirkung nichtig ist, und allenfalls blofs als hemmendes Gift wirke, so dafs man ebenso gut mit jedem anderen Staub dieselbe Wirkung erzeugen könne. Aber eine quantitative Hemmung ist keine Befruchtung.

Dafs der verstaubte Pollen (nachdem der Inhalt schon gasförmig aufgelöst ist) nicht mehr zur Befruchtung wirksam sei, hat sich auch erfahrungsgemäfs bei der Bestaubung der Dattelpalmen ergeben. Desfontaines bemerkt in der Flora atlantica, dafs man genau beim Abschneiden der Spathen mit männlichen Blumen, welche man zur künstlichen Bestaubung benuzt, auf den rechten Zeitpunkt der Entwickelung des Pollens aufmerksam sei. Man sammle daher die Spathen genau zu der Zeit, wenn sie bei der Berührung ein kleines Geräusch geben. Früher seien die Blumen noch unreif, und später, wenn das Geräusch stark sei, überreif. Dieses Ueberreif ist offenbar in nichts Anderem als in der vollendeten Gasaushauchung zu suchen.

Wegen der nothwendigen Gasentwickelung bei der Befruchtung findet also auch nur in der Luft eine Befruchtung statt; daher bei Wasserpflanzen die Blumen immer über dem Wasser erscheinen, was man bei *Valisneria spiralis*, wo sich die, an kurzen Stielen sitzenden, männlichen Blumen beim Aufblühen ablösen, um auf die Oberfläche des Wassers zu schwimmen, immer sehr bewundert hat; einige haben dieses sogar einem inneren Geschlechtstriebe zugeschrieben. Nuttal (Philadelphia Journal. August 1822) sagt, dafs in Nordamerica die männlichen Blumen der *Valisneria* niemals die Oberfläche des Wassers erreichen, und dafs sich nur die Körner des Samenstaubes trennen, und auf dem Wasser schwimmen, wo sie, so wie die Luft einwirkt, platzen. Dasselbe gilt von dem verwandten Geschlechte *Udora*. Das Ablösen der männlichen Blumen bei *Valisneria spiralis*, in den Italienischen Flüssen, hat Aehnlichkeit mit dem Abfallen der Blumenkätzchen unserer Amentaceen, z. B. der Pappeln, während und gleich nach dem Verblühen, und die Erscheinung ist so einzig und isolirt in der Natur nicht, als man gewöhnlich glaubt. Genug, dafs auch hiedurch eine Gemeinschaft des Blumenstaubes mit der Luft bewirkt werden soll, ist nicht zu verkennen, und unter Wasser selbst scheint keine wirklich geschlechtliche Pflanze zu blühen. Herr Richard versichert zwar (p. 316) nach Ramond, dafs die Blumen von *Ranunculus aquatilis* auch unter Wasser Früchte ansezten. Er sucht auch die Erscheinung dadurch zu

Digitized by Google

erklären, dafs sich Luftblasen in den Blumen aufhalten; allein ich kann versichern, dafs diese Beobachtungen unvollkommen sind. *Ranunculus aquatilis* blüht bei uns nie eher auf, als bis die Blumenknospen die Oberfläche des Wassers erreicht haben. Aber es ist der Fall, dafs hier, wie bei den übrigen Wasserpflanzen, z. B. *Nymphaea, Potamogeton*, die Früchte nach dem Blühen wieder unter Wasser gezogen werden, wefshalb Ramond wohl geglaubt, dafs nach solchen Beobachtungen die Pflanzen auch unter Wasser blühen. Ein zufälliger Umstand bringt die Blumen von *Ranunculus aquatilis* in kleineren stehenden Gewässern unter Wasser: nämlich ein plötzliches Steigen des Wassers nach starkem Regen, wobei sich die Blumenstiele nicht genug verlängern können: ursprünglich blühen sie nicht unter Wasser. Durchaus unrichtig behauptet der Verfasser, dafs *Ruppia, Zostera, Zanichellia* ihre Blumen gänzlich unter Wasser hielten, und dort befruchtet würden. Von *Ruppia maritima* weifs ich durch Tscherniaew Prof. in Charkow, der die Pflanzen im südlichen Frankreich gesammelt hatte, und von dessen Güte ich Exemplare daher besitze, dafs die Pflanze über dem Wasser blüht. Contarini fand in den Lagunen und der offenen See nahe den Flufsmündungen bei Venedig im Mai *Zostera Marina* blühen, und die Blumenscheiden hatten sich zur Oberfläche des Wassers erhoben, und alle ihre Oeffnung der Sonne zugewendet. (Martens Reise nach Venedig 2. Bd. p. 550.) Aehnlich ist es auch mit *Zanichellia*.

Wie sehr es darauf ankommt, dafs zu einer wirksamen Befruchtung nicht nur der Pollen, sondern auch die Stempel und Samenanlagen in einem vollkommenen Grad ausgebildet und empfänglich seyn müssen, zeigen die Erscheinungen des regelmäfsigen Abortirens mehrerer Samenanlagen in einem Stempel, wo alle die gleiche Einwirkung des Pollens hätten erfahren können. Von den sechs Samenanlagen bei *Aesculus Hippocastanum* werden gewöhnlich nur 1—2 höchstens 3 nach der Befruchtung entwickelt, und man sieht hieran (wie an vielen anderen Pflanzen z. B. *Jasmineae, Quercus*) wie vorsichtig man auch wieder mit den Folgerungen aus der Unwirksamkeit künstlicher Bestaubung seyn mufs, da sich leicht in den Stempeln anderer Blumen der Zustand zufällig allgemein finden kann, der regelmäfsig bei den Kastanien nur einzelne Samenanlagen betrifft.

So erscheint also die vegetative Befruchtung nur allein durch diejenige Wechselthätigkeit der befruchtenden Stoffe, welche bei den Thieren erst nach der Begattung eintritt, bedingt. Entblöfst von allen physisch freien Thätigkeiten und Trieben, geht sie vielmehr nur nach nothwendigen Gesetzen, und zwar nach den Gesetzen der vegetativen Ernährung überhaupt vor sich.

Dafs man die beiden von einander unabhängigen Thätigkeiten, Begattung und Befruchtung, nie bestimmt von einander gesondert, sondern als nothwendig zusammengehörig betrachtet hat, da wo wirklich eine geschlechtliche Wirkung zu Stande kommen soll, und dafs man ferner den inneren Verlauf der Thätigkeiten während der Befruchtung bei den Pflanzen nie genau zergliedert hat, scheint der Grund zu seyn, wefshalb man immer in den Widersprüchen, welche sich in den entgegengesezten Vorstellungen fanden, stehen geblieben ist, ohne sich über die eigentlich wahre Bedeutung des Pflanzengeschlechts und seine Verhältnisse zu dem thierischen zu vereinen, und somit eine klare Einsicht in die dabei vorkommenden Erscheinungen zu gewinnen.

So gibt denn auch Herr Richard, welcher sich zur Annahme eines Pflanzengeschlechts im Linnée'schen Sinn bekennt, unbefriedigende Vorstellungen und Erklärungen, oder vielmehr gar keine Erklärungen, über die Bedeutung der vegetativen Generation. Er scheint die Widersprüche darin wohl zu fühlen, und übergeht die Ansichten Thouars's, auch Dutrochet's, der noch in einer neuen Abhandlung wieder, aus ähnlichen Gründen wie Spalanzani, die Evolutionstheorie auf die Pflanzen hat anwenden wollen. Bei ähnlichen Vorstellungen von dem Pflanzengeschlecht ist man allerdings weder im Stande, die Richtigkeit der Ansicht für sich zu zeigen, noch viel weniger die entgegengesezten zu widerlegen. Im Gegentheil haben diejenigen, welche die Samenbildung für eine völlig geschlechtslose individuelle Metamorphose gehalten haben, eine Reihe von Erscheinungen aus der Analogie der Blumen und Fruchttheile mit den individuellen Pflanzentheilen beizubringen gewufst, welche an und für sich von bedeutendem Interesse für die Wissenschaft sind, aber darum, weil man diese Erscheinungen in ihrer inneren Bedeutung nicht erkannt hat, gewöhnlich von denen, welche ein Geschlecht bei den Pflanzen im Linnée'schen Sinne annehmen, völlig unberücksichtigt geblieben sind. Man kann wohl sagen, dafs es ungeach-

Digitized by Google

tet der fleifsigen Bemühungen in diesem Zweige des Wissens und der vielen fruchtlosen Versuche, welche sämmtlich mit Vorurtheilen oder vielmehr irrigen Ansichten von der Bedeutung der Vegetation angestellt sind, dennoch bis jezt ebenso wenig gelungen war, in Wahrheit das Pflanzengeschlecht zu beweisen, als auf der anderen Seite es möglich war, dasselbe zu widerlegen. Man hat Erscheinungen der Vegetation sich feindlich gegenübergestellt, die in der Wirklichkeit harmonisch zusammengehören (die Metamorphose und die Befruchtung), auf der anderen Seite Erscheinungen zusammengeknüpft, die durchaus keine inneren unmittelbaren Beziehungen unter einander haben (die Bewegungen der Staubfäden und die Befruchtung). Man kann dadurch, dafs die Staubfadenbewegungen keine Begattungsbewegungen sind, auch also (eben weil die Befruchtung unabhängig davon ist) ebenso wenig als dadurch widerlegen, dafs kein Geschlecht vorhanden sei, dafs die Theile der Blume metamorphosirte individuelle Theile sind, denn es tritt eine qualitative specifische Differenz bei der Blumenbildung ein.

Durch diese Andeutungen wünschen wir dazu beizutragen, dafs besonders in Deutschland das Interesse an dieser Seite des Pflanzenlebens in reger Thätigkeit erhalten werde, damit man sich bei uns einmal das Verdienst zueignen kann, eine Seite der botanischen Wissenschaft bis zu einem Grade der Vollendung gebracht zu haben, woran man in Frankreich immer wenig Theil genommen hat. Es ist hiebei gar nicht unsere Absicht, die Bemühungen anderer blofs zu tadeln, im Gegentheil sehen wir den bisher über diese Angelegenheit geführten Streit als einen Durchgangspunkt an, wodurch die Wissenschaft nothwendig weiter geführt werden mufs. Aber ich kann doch nicht unterlassen, wiederholt darauf aufmerksam zu machen, was sich vorzüglich an der Lehre vom Pflanzengeschlecht zeigt, dafs ein äufserlicher Reichthum an Erscheinungen darum noch nicht ein innerer Reichthum der Wissenschaft ist: denn bei der grofsen Masse sich scheinbar widersprechender Thatsachen auf diesem Gebiete, wird die Bedeutung des Pflanzengeschlechts dennoch so lange durchaus unverständlich bleiben, als man ihren inneren Zusammenhang nicht eingesehen hat, durch dessen Kenntnifs allein der Reichthum der Thatsachen geordnet und begreiflich gemacht werden kann.

Zum Schlusse wollen wir noch kurz auf die Analyse der Frucht und des Samens in dem Richard'schen Werke zurückkommen. Ohne Frage ist diefs der vorzüglichste Theil des Buches. Wir finden hier die verschiedenen äufseren Formen der Früchte sehr zweckmässig classificirt: zuerst in drei Klassen: einfache, vielfache und zusammengesezte. Die einfachen Früchte insbesondere sind wieder nach ihren mannigfaltigen Formen und ihrer Organisation, je nachdem sie trocken oder fleischig, aufspringend, oder nicht sind, treffend abgetheilt und beschrieben. Ferner ist die Organisation der Fruchthülle, die Bildung der Scheidewände, der Samenträger und Samendecken, welche leztere besonders nach L. O. Richard genau bestimmt sind, sorgfältig beschrieben.

Wir können jedoch den Unterschied zwischen wahren und falschen Scheidewänden in den Früchten nicht billigen, da das, was der Verfasser dazu rechnet, theils zu den wirklichen Scheidewänden, theils zu den Samenträgern, gehört. Insbesondere aber ist die Darstellung der Organisation des Samens und des Keims vollständig auseinandergesezt. Nach der Beschreibung des Wurzel- und Knospentheils des Embryo überhaupt, gibt Herr Richard die beiden Eintheilungen, nach Beschaffenheit des Wurzel-Endes von seinem Vater und nach der Zahl und Abwesenheit der Kotyledonen von Jussieu, dann eine Betrachtung des dikotyledonen und monokotyledonen Embryo für sich, und eine Beschreibung, sowohl der Entwickelung beider während des Keimes, als auch der äufseren Bedingungen unter denen das Keimen der Samen statt findet.

Die Bildungs- und Entwickelungsgeschichte der Theile vermissen wir aber hier wie bei den Blumen, doch soll durch diese Bemerkung, um so mehr, da wir nicht mehr ins Einzelne eingehen können, das Verdienst in dem Geleisteten nicht geschmälert werden.

Dr. C. H. Schultz.

Digitized by Google

LXXVIII.

Neunter Bericht.

(Siehe Seite 1440.)

Im Laufe des Monats August sind der Societät für wissenschaftliche Kritik präsentirt und in dieselbe aufgenommen worden:

Se. Excellenz Herr Staatsminister von Wangenheim in Coburg; Herr Dr. Lazzenberg in Hamburg; Herr Professor Voigt in Königsberg in Preufsen; Herr Dr. Lucas in Königsberg in Preufsen; Herr Oberstbergrath und Akademiker von Baader in München; Herr Professor Johannes Müller in Bonn; Herr Dr. Dirichelet in Breslau.

Die Societät hat folgende Werke anzuzeigen beschlossen:

I. In der philosophischen Klasse (Philosophie, Theologie, Jurisprudenz).

Blasche, über das Böse.
Cousin, Traduction de Platon.
Benjamin Constant, la Religion etc.
Spangenberg, die Lehre von dem Urkundenbeweis.

II. In der naturwissenschaftlichen Klasse (Naturwissenschaften, Medicin, Mathematik).

Desmoulins, Anatomie du système nerveux.
Dupont, lettres physiologiques et morales, sur le magnetisme animal.
Gehler, physikalisches Wörterbuch. 3. Band.
d'Alton, über die straufsartigen Vögel.

III. In der historisch-philologischen Klasse (Geschichte, Philologie, Kunstwissenschaft).

Wilken, Kreuzzüge. 4. Bd.
Roth, über den bürgerlichen Zustand Galliens.
Güllmann, Städtewesen im Mittelalter.

Zehnter Bericht.

Im Laufe des Monats September sind der Societät für wissenschaftliche Kritik präsentirt und in dieselbe aufgenommen worden:

Herr Medicinalrath und Professor Otto in Breslau; Herr Professor Rosenthal in Greifswald; Herr Professor Spehr in Braunschweig; Herr Dr. v. Riefs in Bonn, Herr Regierungsrath und Professor Graff in Königsberg in Preufsen.

Die Societät hat folgende Werke anzuzeigen beschlossen:

I. In der philosophischen Klasse. (Philosophie, Theologie, Jurisprudenz.)

de Wette, über die Religion, ihr Wesen und ihre Erscheinungsformen.
Handelsgesetzbuch des Königreichs der Niederlande.
Gans, System des Römischen Civilrechts im Grundrisse.

II. In der naturwissenschaftlichen Klasse. (Naturwissenschaften, Medicin, Mathematik.)

d'Alton, über die Cetaceen.

III. In der historisch-philologischen Klasse. (Geschichte, Philologie, Kunstwissenschaft.)

Balbi, Atlas Ethnographique.
Mémoires de Don Juan de Halem.
Foy, histoire de la Guerre dans la Peninsule.
Ulloa, Noticias secretas.

Beilage: Umschlag zum October-Heft.

Digitized by Google

Nro. 199. u. 200.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1827.

LXXIX.

1) *Das Kirchenrecht nach den Grundsätzen der Vernunft und im Lichte des Christenthums dargestellt von Professor Krug, in Leipzig.* 1826.

2) *Das öffentliche Recht der evangelisch-lutherischen Kirche in Deutschland, kritisch dargestellt von Johann Gottfried Pahl Königl. Würtembergischem Decan der Diöcese Gaildorf und Pfarrer zu Vichberg.* Tübingen 1827.

3) *Das allgemeine kanonische Recht der protestantischen Kirche in Deutschland aus seinen ächten Quellen zusammengestellt und erläutert von Dr. Heinrich Stephani, Kirchen-Rath, Decan u. s. w.* Tübingen 1825.

Erster Artikel.

Bei dem innigen Zusammenhange, welcher zwischen dem politischen und dem religiösen Leben der Völker statt findet, hat es nicht fehlen können, dafs in Folge der gewaltigen politischen Stürme, durch welche seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts fast ganz Europa in seinen innersten Tiefen durchwühlt worden ist, auch die Angelegenheiten der Religion und der Kirche, und das Verhältnifs derselben zum Staate wieder in lebhaftere Anregung kommen, und zum Gegenstand vielfacher Discussionen gemacht werden mufsten. Während auf dem praktischen Gebiete die Regierungen fast überall damit beschäftigt sind, die kirchlichen Verhältnisse im Wege der Gesetzgebung in mehr oder weniger umfassender Weise neu zu ordnen und zu gestalten; so sehen wir gleichzeitig dasselbige Thema auch auf dem theoretischen Gebiete von den verschiedensten Gesichtspunkten aus, und nicht selten mit grofser Leidenschaftlichkeit verhandeln. Schriftsteller aller Art, zunächst Theologen und Juristen, von allen Schattirungen der Gesinnung und Bestrebung, zumal in Deutschland, Frankreich und England, lassen es sich fortwährend angelegen seyn, die Fundamente des Kirchenrechts in Untersuchung zu ziehen, und daraus sowohl rücksichtlich der innern Verfassung der Kirchengesellschaften, als auch in Betreff des rechtlichen Verhältnisses der lezteren zur Staatsgewalt die verschiedensten Resultate abzuleiten. Wie verwirrend nun auch auf den ersten Anblick die Mannigfaltigkeit der auf solche Weise zu Tage geförderten kirchenrechtlichen Theorien erscheinen mag, so kann es doch dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, dafs es im Allgemeinen zunächst die grofsen politischen Gegensätze unserer Zeit sind, welche auf dem hier in Rede stehenden Gebiet wiederkehren, und dann durch den Hinzutritt der in den verschiedenen Confessionen befestigten Unterschiede der religiösen Denkweise, ihre nähere Bestimmung und Ausbildung zu kirchenrechtlichen Systemen erhalten. Was demnächst die dermalige Weise der Behandlung des Kirchenrechts als Wissenschaft anbetrifft, so dringt sich uns hier vor allen Dingen die Bemerkung auf, dafs während früher es hauptsächlich nur darum zu thun war, den wirklich vorhandenen kirchlichen Rechtszustand als solchen wissenschaftlich darzulegen, zu dem Ende die betreffenden positiven Quellen zu erforschen, und die daraus abzuleitenden einzelnen Rechtsbestimmungen zu einem mehr oder weniger systematischen Ganzen zusammenzustellen, — in neuerer Zeit die räsonnirende Behandlung des Kirchenrechts immer mehr das Uebergewicht gewonnen hat, und zwar in der Art, dafs bei der Mehrzahl der gegenwärtig erscheinenden Schriften kirchenrechtlichen Inhalts es sich vornämlich darum handelt, dem, was da *ist*, ein vermeintliches *Sollen* entgegen zu stellen, welches sogenannte Ideal dann, je nach der Beschaffenheit der son-

Digitized by Google

stigen Denk- und Sinnesweise der betreffenden Schriftsteller, entweder in die Vergangenheit oder in die Zukunft verlegt, oder auch nicht selten aus beiden auf die mannigfaltigste Weise zusammengesezt wird.

Die zur Beurtheilung vorliegenden oben genannten Schriften gehörten ihrem wesentlichen Charakter nach dieser räsonnirenden Methode an, über deren Werth und Bedeutung eine etwas ausführlichere Erörterung vorauszuschicken uns um defswillen als zweckmäfsig erscheint, weil eben diese Methode es ist, deren einseitiger Durchführung der in den zu beurtheilenden Schriften sich kund gebende im Ganzen unerfreuliche und mifsliche Zustand des in Rede stehenden Zweigs der Rechtswissenschaft zugeschrieben werden mufs. So wenig nun auch in Abrede gestellt werden soll, dafs neben der blofs positiven Darstellung des Rechts in seinen verschiedenen Zweigen als Privatrecht, Naturrecht, Kirchenrecht u. s. f. auch einer räsonnirenden, die verschiedenen Rechtsinstitute sowohl rücksichtlich ihrer Ursachen und Wirkungen als auch rücksichtlich ihrer Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit dem allgemeinen Gedanken des Rechts beurtheilenden Betrachtungsweise ihre Stelle gebührt; so mufs es doch einem jeden Unbefangenen sofort einleuchten, dafs wenn die räsonnirende Behandlung des Rechts zu dem vorher angedeuteten Extreme fortgetrieben und es dem gemäfs dahin gebracht wird, dafs der wirkliche und vorhandene Rechtszustand als etwas schlechthin Aufzuhebendes erscheint, diefs nur als eine aus krankhafter Zeitstimmung hervorgegangene und ihrerseits zu den verderblichsten Folgen führende Tendenz betrachtet werden kann. Allerdings mufs zugegeben werden, dafs die geistige Welt, der das Recht angehört, sich von der ihr gegenüberstehenden natürlichen Welt dadurch unterscheidet, dafs sie nicht wie diese ein für alle Mal fertig, sondern vielmehr in fortwährender Entwickelung begriffen ist. Ja es mufs ausdrücklich behauptet werden, dafs der Geist nur *ist*, indem er stets aus freier Innerlichkeit sich selbst bestimmt; damit ist aber keineswegs ausgesprochen, dafs der Geist es zu keiner festen Gegenwart zu bringen vermöchte und schlechthin dem Wechsel und Wandel dahin gegeben, in rastlosem Wirbel zwischen Vergangenheit und Zukunft umhergetrieben werde. Um diese, durch eine einseitige Auffassung der Geschichte herbeigeführte und nur das Verhältnifs des Geistes zur Natur, d. h. seine Endlichkeit ins Auge fassende Vorstellung zu beseitigen, braucht nur an das Gebiet der Religion als dasjenige Gebiet erinnert zu werden, dessen Inhalt noch in einem ganz anderen Sinn, als diefs bei der Natur der Fall ist, der Charakter der Unwandelbarkeit, der Ewigkeit, und eben damit zugleich der absoluten Gegenwärtigkeit zukommt. Die Religion als ein Wissen von Gott, weifs diesen als den allein wahrhaft *Seienden*, und sowohl die in der Geschichte sich entfaltende geistige, als auch die unmittelbar vorhandene natürliche Welt, gelten dem religiösen Bewufstseyn nur insofern als Halt, Dauer und Bestand in sich habend, als Gott sein ewiges Wesen in ihnen offenbart. Mit dieser gedoppelten Offenbarung Gottes aber, in Natur und Geschichte, verhält es sich in der That gerade umgekehrt so, wie das bei der blofsen Erscheinung bleibende gemeine Bewufstseyn zu nächst anzunehmen sich veranlafst findet. Die Natur ist zwar ewig ihrem Wesen nach, denn ihr Wesen ist nichts anders, als der ihr inwohnende göttliche Gedanke; allein zugleich erweist sich diese selbe Natur in ihrem Daseyn, d. h. in ihren einzelnen Gestaltungen hinfällig und sterblich, — wohingegen der endliche, der menschliche Geist, auch in seiner Vereinzelung als *dieser*, in dem er sein creatürliches Seyn überwindet, sich der Macht des Todes entnommen, und somit als wahrhaft ewig und unvergänglich weifs. Diese Betrachtung, welche weiter durchzuführen hier nicht der Ort ist, sollte nur dazu dienen, das Unzulängliche einer solchen Auffassungsweise des Rechts bemerklich zu machen, der zu Folge dasselbe seiner sichern positiven Begründung in der Gegenwart beraubt, und zu etwas gleichsam blofs augenblicklich Tolerirtem herabgesezt wird. Von der Welt des Rechts überhaupt, im umfassenden Sinne des Worts, kann gesagt werden, dafs sie das weltliche Reich des Geistes ist, indem aber der Geist das schlechthin Gegenwärtige ist, so kommt auch dem Recht der Charakter der Gegenwärtigkeit in positiver und concreter Bedeutung zu, und es ergeht dem gemäfs an die Wissenschaft die Forderung, das in der Gegenwart wirkliche positive Recht als solches anzuerkennen, und in seiner Vernünftigkeit aufzuzeigen. Dieser Forderung vermag nun allerdings die blofs positive Rechtswissenschaft als solche nicht zu genügen, obschon nämlich der unbefangene religiöse Sinn sich mit dem Zutrauen, ja mit der unendlichen Gewifsheit, an die Betrachtung des vorhandenen Rechts begibt, dafs dasselbe seinem Wesen nach dem entspreche, was es seyn *soll*,

Digitized by Google

so bringt doch die Natur des Rechts selbst es mit sich, dafs der Mensch sich die Aufgabe stellt, sich desselben nicht nur als eines unmittelbar Seienden, sondern auch als eines Vermittelten bewufst zu werden. Es wird dem gemäfs dazu fortgeschritten, für die vorliegenden Gesetze Gründe aufzusuchen, und das Bewufstseyn betritt hiermit den Boden der Reflexion.

Indem es nun zunächst das endliche oder formelle Denken ist, welches den vorgefundenen Stoff der vorhandenen Gesetze durch seine Thätigkeit zu vermitteln und auf solche Weise sich anzueignen bemüht ist, so nimmt jenes Aufsuchen von Gründen *die* Wendung, dafs der concrete Inhalt der einzelnen Gesetze in seine abstracten Seiten zerlegt, und dann die eine oder die andere dieser Seiten als das Wesentliche, oder als der solchen Gesetzen zu Grunde liegende Zweck betrachtet wird. Dabei zeigt es sich denn bald, dafs für das eine und selbe Gesetz eine Mehrheit von Gründen angegeben werden kann, denn eine jede der durch den analysirenden Verstand davon unterschiedenen Seiten läfst sich als Gruud auffassen. Da, um für etwas einen Grund anzugeben, weiter nichts erforderlich ist, als eben diesem Etwas seinen concreten Inhalt abzustreifen, und dasselbe auf irgend eine dem Denker bereits anderweit geltende allgemeine Bestimmung zurück zu führen.

Weiter bringt es nun aber auch die logische Natur des Unterschiedes mit sich, dafs von der blofsen Verschiedenheit der Gründe zur Entgegensetzung fortgeschritten wird.

Es begegnet uns hier die bekannte Wendung des reflectirenden Verstandes, der zu Folge es heifst, Alles habe zwei Seiten, welche Betrachtung auf die zu beurtheilenden Gesetze angewendet, die bei deren Untersuchung aufgefundenen Gründe in der gedoppelten Gestalt von Gründen *für* und *wider* erscheinen läfst. Es tritt jezt das Bedürfnifs einer Entscheidung zwischen den einander entgegenstehenden Gründen ein, und hiermit beginnt dann das vorher angedeutete Wankendwerden dessen, was dem Bewufstseyn zunächst als ein Festes erschienen war. Aus den Gründen als solchen ist die geforderte Entscheidung nicht zu entnehmen; denn wenn es auch heifst, den guten und zureichenden Gründen müsse der Vorzug gegeben werden, so steht dem die gedoppelte Bemerkung entgegen: einmal, dafs alle Gründe als solche gleich gut sind, und zweitens, dafs es die Natur des Grundes mit sich bringt, nicht zureichend zu seyn. Gut ist ein jeder Grund, da gut hier nur so viel heifsen kann, als mit sich übereinstimmend, oder anders augedrückt, dem abstracten Denken entsprechend, und der Grund überhaupt in der That nichts Anderes ist, als eben diese Form der Uebereinstimmung mit sich und dem abstracten Denken. Andererseits ist denn aber auch kein Grund als solcher zureichend, da der Grund in seinem formellen abstracten Naturwillen immer noch ein Bedingtes und Relatives und nicht, wie durch das Prädicat *zureichend* angedeutet wird, ein Leztes und Absolutes ist. Ob somit ein Grund gelten und als zureichend betrachtet werden soll oder nicht, diefs kommt auf die Voraussetzungen an, welche zur Beurtheilung mitgebracht werden, und das Räsonnement über die vorhandenen Gesetze wird demnach bestätigend oder verwerfend ausfallen, je nachdem die Gesinnungen und die Grundsätze des räsonnirenden Subjects beschaffen sind, worin denn eben das Mangelhafte ja das Gefährliche dieses Standpunkts liegt. In sofern es übrigens zunächst der abstracte und formelle Verstand ist, der sich hier geltend macht, so wird auch das sonst wohlgesinnte und den Gesetzen seines Landes von Herzen geneigte Subject, ohne zu wissen wie ihm geschieht, sich durch die Consequenz des Denkens immer mehr mit sich selbst und mit eben jenen Gesetzen und Einrichtungen in Zwiespalt versezt finden. Diefs zeigt sich dann näher so, dafs, um bei der Mannigfaltigkeit der *für* und *wider* die zu beurtheilenden Gesetze sprechenden Gründe zu einer Entscheidung zu gelangen, das räsonnirende Individuum sich veranlafst sieht, auf das *Wesentliche* jener Gesetze zurück zu gehen. Diefs Wesentliche aber, im Sinne des abstracten Verstandes, ist nichts Anderes als das durch Hinweglassung des Besonderen sich ergebende abstract Allgemeine, welches als Maafsstab der Beurtheilung zu Grund gelegt, seiner Natur und seinem Ursprunge nach nur zu einem negativen Resultate führen kann, so nämlich, dafs jenes Abstractum als dasjenige, was seyn *soll*, dem, was da *ist*, mit der Forderung, dasselbe seinem *Sollen* gemäfs zu machen, entgegengestellt wird. Indem nun das abstract Allgemeine als solches das Princip der lebendigen Bewegung nicht in sich trägt, und es somit sich nicht aus sich selbst zu verwirklichen oder, was dasselbe ist, zu besondern vermag, so mufs, wenn es nicht beim leeren Sollen sein Bewenden haben soll, demselben ein von Aufsen her aufzunehmender bestimmter Zweck untergelegt werden, welchem

Digitized by Google

Zweck als einem selbst besondern dann das vorgefundene Besondere der vorhandenen Gesetze als Mittel untergeordnet wird. Wie nun auch die Entscheidung des räsonnirenden Verstandes über die auf solche Weise rücksichtlich ihrer Zweckmäfsigkeit zu prüfenden rechtlichen Institute ausfallen mag, jeden Falls werden diese Institute durch ihre Herabsetzung zu blofsen Mitteln ihres eigenen selbstständigen Lebens beraubt, und hierauf bezieht sich der dem Verstande nicht mit Unrecht gemachte Vorwurf des Verendlichens lebensvoller, individueller Gestalten zu bleichen und selbstlosen Schatten. Die lezte Wendung dieser räsonnirenden Methode in ihrer Anwendung auf die vorhandene Welt des Rechts ist dann *die*, dafs der Verstand, an seinem Princip der abstracten Identität oder der Widerspruchslosigkeit festhaltend, die in der so eben erwähnten Weise aufgefundenen besonderen Zwecke der verschiedenen Kreise des durch Gesetze bestimmten rechtlichen Lebens, selbst wieder zu Mitteln herabsezt, und auf einen obersten oder Endzweck zurück führt. Ob nun schon bei der nähern Bestimmung dieses Endzwecks aller Gesetze und rechtlichen Einrichtungen sich dieselbe Zufälligkeit und Willkür bethätigt, der wir bereits bei Aufstellung der untergeordneten besondern Zwecke der einzelnen Institute begegnet sind, indem bald die Sicherstellung der äufseren Freiheit, bald die Glückseligkeit, bald die sittliche Vervollkommnung u. s. f. als der zu erstrebende Endzweck bezeichnet und demgemäfs das Ideal der Rechtsverfassung ausgebildet wird; so ist doch die Uebereinstimmung auf diesem Gebiete viel gröfser als es zunächst den Anschein hat, ja es zeigt sich bei tieferer Betrachtung, wie durch die Consequenz des abstracten Verstandes getrieben, von den verschiedensten Seiten her alle die diesen Standpunkt des Räsonnements als einen lezten festhalten, in dem mehr erwähnten Resultat übereinstimmen, dafs das wirkliche und geltende Recht nur als etwas Provisorisches betrachtet werden dürfe, welches einem sogenannten peremtorischen Rechtszustande Platz zu machen bestimmt sei. Dieser peremtorische Rechtszustand, im Sinn des blofsen Verstandes, ist dann aber in der That nichts Anderes, als die völlige Vernichtung aller Objectivität des Rechts, und es ist demgemäfs auch mit dem Anscheine besonderer Tiefe ausdrücklich behauptet worden, der Staat — (diese Summe aller Rechtsinstitute!) habe in lezterer Instanz keinen andern Zweck als den, sich selbst überflüssig zu machen.

Es ist leicht zu ermessen, dafs die hiermit in ihren Grundzügen charakterisirte räsonnirende Methode das nicht zu gewähren vermag, worum es dem Geiste zu thun ist, indem er sich an die denkende Betrachtung des vorhandenen Rechts begibt. Diefs sollte in seiner innern Begründung erkannt werden; anstatt nun aber diese innere Begründung aufzuzeigen, hat jenes Räsonnement sich gerade umgekehrt nur als ein *Ent*gründen des positiven Rechts erwiesen, und es darf uns bei solchem Resultate nicht befremden, wenn das Denken über Recht und Staat überhaupt und ins Besondere die mit dem Rechtsräsonnement für identisch gehaltene Philosophie des Rechts in grofsen Mifscredit gekommen ist. Hier ist dann aber vor allen Dingen an jenen bekannten Ausspruch des Baco von Verulam zu erinnern: *Philosophia obiter gustata a Deo abducit, funditus exhausta ad eum reducit.* Die *philosophia obiter gustata* ist nichts Anderes als die räsonnirende Verstandes-Betrachtung, und von dieser mufs dann allerdings gesagt werden, dafs sie den unbefangenen Glauben an Gott und an die göttliche Weltordnung in den vorhandenen Staaten untergräbt. Die Wunden aber, welche das Denken schlägt, heilt auch dasselbe und zwar eben als philosophisches Denken. Was es mit diesem für eine Bewandtnifs hat, ergibt sich zunächst aus demjenigen, was bisher über das endliche blofs formelle Denken bemerkt wurde. Während dieses leztere, consequent durchgeführt, mit jenem absoluten Zwiespalt endet zwischen dem, was da *ist*, und dem, was seyn *soll*, so gewährt dagegen das philosophische Denken die wissenschaftliche Ueberzeugung, dafs das, was seyn soll, auch *ist*, und fällt dem gemäfs seinem Inhalte nach mit dem religiösen Bewufstseyn schlechthin in eins zusammen. In der Genesis heifst es am Schlusse der Schöpfungsgeschichte; „und Gott sah an, Alles was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut;“ — das Urtheil, welches der eitele Verstand über die vorhandene Welt, dieses Werk der göttlichen Weisheit und Allmacht, fällt, ist gerade das Entgegengesezte, und stimmt mit jener Antwort überein, die der unzufriedene Mephistopheles dem Herrn auf die Frage ertheilt; „ist auf der Erde ewig dir nichts recht?“ — „Nein Herr! ich find' es dort wie immer herzlich schlecht.“ — Wenn über den Ausspruch der Philosophie, „dafs das Vernünftige wirklich und das Wirkliche vernünftig sei,“ neuerdings von vielen Seiten her ein so lautes Geschrei erhoben worden ist, als sei die göttliche Vernunft dadurch aufs Aeufserste gelästert worden, so kann die Philosophie sich damit trösten, dafs

Digitized by Google

in der That hiermit nichts Anderes, als jener alte und allgemeine Glaube der gesunden Vernunft an die das natürliche und das sittliche Universum auf gleiche Weise umfassende göttliche Weltregierung in der Gestalt eines wissenschaftlichen Princips ausgesprochen ist.

Diese einleitenden Betrachtungen mögen genügen, um den Standpunkt zu bezeichnen, von welchem aus sich Ref. an die Beurtheilung der in der Ueberschrift genannten kirchenrechtlichen Schriften begeben hat. Es schien hier vor allen Dingen erforderlich, das *Wie* oder die Methode zu besprechen, da der in diesen Schriften vorgetragene Inhalt sich als durchgängig von dieser Methode abhängig erweist. Wenn nun aus der bisherigen Erörterung sich die Unzulänglichkeit einer blofs räsonnirenden Behandlung des Rechts überhaupt und somit auch des Kirchenrechts zur Genüge ergeben hat, und gleichwohl dieser Zweig der Rechtswissenschaft, wie oben bemerkt wurde, in neuerer Zeit fast lediglich nach dieser Methode bearbeitet worden ist, so ist damit zugleich das dringende Bedürfnifs eines wahrhaft philosophischen Kirchenrechts auf das Deutlichste ausgesprochen.

Die unter Nro. 1. genannte Schrift, berechtigt zwar durch ihren Titel: „das Kirchenrecht nach Grundsätzen der Vernunft und im Lichte des Christenthums dargestellt," zu der Erwartung, in ihr eine Philosophie des Kirchenrechts zu finden; Ref. kann jedoch nicht umhin, dieselbe trotz dieses Titels, als lediglich der Sphäre des blofsen Verstandes-Räsonnements angehörig zu betrachten. Zwei Seiten sind es indefs, wodurch sich dieses Kirchenrecht von der grofsen Mehrzahl der in neuerer Zeit erschienenen räsonnirenden Schriften kirchenrechtlichen Inhalts, wenn auch nicht der Art doch dem Grade und dem Umfange nach unterscheidet: einmal nämlich hat der Hr. Verfasser es sich zur Angelegenheit gemacht, das Ganze der kirchenrechtlichen Begriffe, Institutionen und Verhältnisse in ihrem Zusammenhange zu umfassen, und sich nicht wie seine Vorgänger auf diesem Gebiete damit begnügt, blofs den allgemeinen Begriff des Kirchenrechts oder einzelne Materien aus dieser Disciplin zu verhandeln, und zweitens finden wir in seiner Schrift das der räsonnirenden Methode zu Grunde liegende Princip der Abstraction in Beziehung auf den darin dargestellten Gegenstand mit einer Consequenz durchgeführt, wie diefs bisher noch nirgends geschehen war. Das Erstere mufs ohne Zweifel als ein wissenschaftliches Bedürfnifs, und als ein formelles Verdienst des Hrn. Verfassers anerkannt werden, und auch die consequente Durchführung der räsonnirenden Methode erscheint wenigstens indirect als ein wissenschaftlicher Gewinn, da hierdurch der erfahrungsmäfsige Beweis der Unzulänglichkeit eben jener Methode auch auf dem hier in Rede stehenden Gebiete des Erkennens geführt und so zu sagen *par l'excès du mal*, die Nothwendigkeit einer wahrhaft idçenmäfsigen, den vorliegenden positiven Stoff in seiner Vernünftigkeit erkennenden und mit dem Gedanken versöhnenden Darstellung des Kirchenrechts dargethan wird. Alle jene Vorwürfe, welche dem so häufig mit der eigentlichen Philosophie verwechselten abstracten Verstandes-Räsonnement in seiner Anwendung auf Recht und Staat von Seiten der positiven Wissenschaft und von Männern gediegener praktischer Gesinnung nicht mit Unrecht gemacht zu werden pflegen, treffen in vollem Maafse auch die vorliegende Darstellung des Kirchenrechts, dessen Titel: „das Kirchenrecht nach Grundsätzen der Vernunft," — im Sinn jener Vorwürfe und mit Zustimmung der Philosophie füglich in *den:* „das Kirchenrecht in seiner Entgründung und Verpflichtigung durch den abstrahirenden Verstand" umgewandelt werden könnte. Was demnächst den Grundsatz „im Lichte des Christenthums" anbetrifft, so erklärt der Herr Verfasser sich darüber selbst dahin, dafs er zwar als Christ für Christen und nicht für Heiden, Juden und Muselmänner geschrieben habe, dafs aber seine Rechtsgrundsätze auch auf die kirchlichen (?) Vereine dieser Religions-Parteien ebenfalls anwendbar seyn sollten und müfsten, wenn sie wahr, mithin allgemein gültig seien, woraus denn Ref. auf die Gefahr hin, als Verketzerer verketzert zu werden, die Folgerung ziehen zu müssen glaubt, dafs mit jenem Schreiben als Christ für Christen es im Grunde nicht ernstlich könne gemeint seyn, und dafs vielmehr auf dem vom Verf. gewählten Standpunkte der abstracten Allgemeinheit ein rein vernünftiges Kirchenrecht eben als ein solches erscheint, bei dessen Darstellung von dem positiven und specifischen Inhalt der christlichen Religion weiter keine Notiz genommen wird. Dem Urtheile unbefangener und ihrer Unbefangenheit unbeschadet christlicher Leser mag es überlassen bleiben, darüber zu entscheiden, mit welchem Rechte, bei einer in solchen Abstractionen gehaltenen und auf allen concreten Inhalt verzichtenden wissenschaftlichen Darstellung, noch von einem Lichte des Christenthums gespro-

Digitized by Google

chen werden kann. Das Licht, mit welchem in der vorliegenden Abhandlung die rechtlichen Verhältnisse der Kirche beleuchtet werden, ist ganz und gar kein anderes als jenes wohlbekannte Licht der Verstandes-Aufklärung, welche zwar auch noch heut zu Tage unter dem fälschlich usurpirten Namen des Rationalismus (*lucus a non lucendo*) in einer niedern Sphäre der theologischen Welt ihre Rolle spielt, in der That aber vom Standpunkte der wahren mit der Philosophie in Eins zusammenfallenden speculativen Theologie aus schon seit geraumer Zeit nur noch als ein Durchgangspunkt in der Entwickelungs-Geschichte des wissenschaftlich-religiösen Bewufstseyns, und, in so fern sie für sich gelten will, als der eigentliche Obscurantismus betrachtet wird. Wenn übrigens unser Hr. Verf. bei Gelegenheit der hier in Rede stehenden Erörterung darüber, in welchem Sinn er sein, einem zweiten Titel zufolge, *allgemeines* Kirchenrecht als im Lichte des Christenthums dargestellt angesehen wissen will, ausdrücklich alle Discussion über religiöse Lehren und alle theologische Polemik von der Hand weist, so sind wir zwar insofern mit ihm einverstanden, als das Kirchenrecht, welches auch seine wissenschaftliche Form sei, auf jeden Fall den Begriff und das Daseyn der Religion als absolute Grundlage vorauszusetzen hat; zugleich mufs jedoch hierbei bemerkt werden, dafs die philosophische von der blofs räsonnirenden Behandlung des Kirchenrechts sich dadurch wesentlich unterscheidet, dafs die leztere, wenn sie consequent durchgeführt wird, sich auf das dem Verstandesgott (dem blofsen *être suprême*) entsprechende Abstractum einer *Kirche überhaupt*, dergleichen es nirgends anders als im Kopfe der betreffenden Naturrechts-Canonisten gibt, reducirt sieht, während die erstere es mit der wirklichen und zwar mit der allein als wirklich anzuerkennenden christlichen Kirche und mit dem begreifenden Erkennen ihrer rechtlichen Verhältnisse zu thun hat. Dafs hier von der christlichen als der allein wirklichen Kirche gesprochen wird, mag zwar für solche befremdlich klingen, die wie unser Verf. auch von einer jüdischen, muhamedanischen, ja sogar von heidnischen Kirchen und kirchlichen Vereinen (S. 14 u. S. 20) zu sprechen gewohnt sind. Ref. beruft sich indessen, ohne hier auf eine nähere theologische Discussion einzugehen, zu seiner Rechtfertigung auf das Zeugnifs des allgemeinen christlichen Bewufstseyns, womit denn auch der aus diesem Bewufstseyn hervorgegangene Sprachgebrauch aller christlichen Nationen vollkommen übereinstimmt *). Das philosophische Kirchenrecht läfst um so lieber den Vorwurf der Einseitigkeit und der Parteilichkeit (S. 14) über sich ergehen, und verzichtet um so bereitwilliger auf jene von unserm Hrn. Verf. erstrebte abstracte Universalität, der zufolge *sein* Kirchenrecht auch bei Heiden, Juden und Muhamedanern Anwendung finden soll, als bei näherer Betrachtung und bei dem Versuche einer praktischen Durchführung jener vernünftig seyn sollenden und nur nominell christlich kirchenrechtlichen Principien, das vermeinte allumfassende *Ueberall* in ein *Nirgends* zusammenschrumpfen dürfte. So wenig wie das Christenthum durch seinen bestimmten concreten Inhalt (den Glauben an den dreieinigen Gott) aufhört, allgemeine Religion zu seyn, eben so wenig geschieht dem Kirchenrechte, indem es sich auf die christliche Religion beschränkt, dadurch Abbruch an seiner wahren Universalität. Wenn bei der christlichen Religion als solcher das Vorhandenseyn anderer Religionen noch eine scheinbare empirische Instanz gegen ihre Universalität bildet, und es um dieselbe zu beseitigen erst einer Erörterung über den Unterschied zwischen eigentlicher Universalität und empirischer Allgemeinheit bedarf, so fällt bei Betrachtung des Kirchenrechts auch jene scheinbare Instanz gänzlich hinweg, da, wie bemerkt wurde, es eben keine andere als eine christliche Kirche gibt, und somit auch nur von einem christlichen Kirchenrecht die Rede seyn kann. Damit soll nun zwar keineswegs behauptet wer-

*) Der oben erwähnte Sprachgebrauch bezieht sich allerdings zunächst auf die dem Gottesdienste gewidmeten Gebäude, dem zufolge man von heidnischen Tempeln und muhamedanischen Moscheen, nicht aber von heidnischen und muhamedanischen Kirchen spricht; demnächst würde es aber auch als sprachwidrig und ungehörig überhaupt betrachtet werden, z. B. von einem Uebergange zur muhamedanischen oder jüdischen Kirche zu sprechen, und eben so wenig wird, wenn von der griechischen oder römischen Kirche die Rede ist, füglich ein Zweifel darüber entstehen können, ob damit die betreffenden Glieder der allgemeinen christlichen Kirche oder die religiösen Verbindungen und Institute des classischen Alterthums gemeint sind. — Man hüte sich die Sprache in dieser Hinsicht hofmeistern oder ihr Gewalt anthun zu wollen; so wohl hier als bei vielen andern Gelegenheiten kann die Beachtung des Sprachgebrauchs dazu dienen, auf die eigentliche Natur und die innere Vernunft solcher Gegenstände aufmerksam zu machen, die der abstracte Verstand zu ermessen und zu verendlichen sich angelegen seyn läfst.

Digitized by Google

den, dafs nicht auch bei Nichtchristen es auf die Religionslehre derselben bezügliche Gesetze und rechtliche Einrichtungen gebe und gegeben habe (eine Behauptung, die sofort durch die Verweisung auf das Thatsächliche zu widerlegen wäre). Diefs Zugeständnifs kann jedoch unserm Verf. nicht allein nichts helfen, sondern dient im Gegentheil nur dazu, die Unzulänglichkeit *seines* allgemeinen Kirchenrechts noch mehr ins Licht zu setzen. Es bedarf nämlich nur eines flüchtigen Blicks auf die religiösen Institute nicht christlicher Völker, um sich sofort zu überzeugen, dafs dieselben mit den hier in Rede stehenden naturrechtlichen Abstractionen noch viel weniger gemein haben, als die in der christlichen Kirche geltenden Rechtsprincipien, eine Erscheinung, welche sich leicht aus dem gedoppelten Grunde erklären läfst: einmal dafs jenes Räsonnement doch jeden Falls an der Wahrnehmung christlicher Zustände und Einrichtungen seinen Ausgangspunkt hat, und in soweit es nicht bis zur gänzlichen Verflüchtigung alles positiven Inhalts gediehen ist, immer noch die Spuren dieses Ausgangspunkts an sich trägt, und zweitens, dafs das Christenthum, als die ihrem Wesen nach allgemeine Religion, gegen die ihr gegenüberstehenden nicht christlichen besonderen Religionen sich zunächst als deren Negation verhält. Der hier zulezt zu Sprache gebrachte Umstand verdient übrigens insofern noch besonders ins Auge gefafst zu werden, als dessen Erörterung überhaupt dazu geeignet ist, über einen richtigen Berührungspunkt zwischen dem blofs räsonnirenden und dem eigentlich philosophischen Kirchenrechte Aufschlufs zu geben. Obschon nämlich das Leztere seinem Inhalte nach positiv ist, so darf diese Positivität doch nicht abstract aufgefafst werden, vielmehr schliefst dieselbe als wahrhafte Positivität zugleich das Moment der Negativität in sich. Diese Negativität aber als abstracte Negativität, dergestalt dafs es bei ihr sein Bewenden hat, ist, der frühern Auseinandersetzung zufolge, das Princip und der Zielpunkt der blofs räsonnirenden Behandlung des Kirchenrechts. Hieraus ergibt sich denn, dafs das philosophische und blofs räsonnirende Kirchenrecht in ihrem Resultat in soweit mit einander übereinstimmen müssen, als es sich blofs um das Geltendmachen jener Negativität, d. h. um das Ablehnen auf äufserliche Autorität begründeter Schranken und Bestimmungen handelt. Es bedarf übrigens kaum der besondern Bemerkung, dafs die hier in Rede stehende Coincidenz sich nicht blofs auf das Kirchenrecht, sondern auch auf alle übrigen Zweige des Rechts erstreckt, wie denn z. B. das blofse Rechts-Räsonnement und die Rechts-Philosophie darin mit einander übereinstimmen, dafs es einem Eigenthümer frei stehen mufs, von seinem Eigenthume Gebrauch zu machen oder auch nicht, und eben so auch darin, dafs es nicht blofs von dem Belieben eines Vaters abhängen kann, seinen mündig gewordenen Sohn aus der väterlichen Gewalt zu entlassen u. s. f.

Kehren wir nach dieser allgemeinen Betrachtung zu unserm Verf. zurück, so tragen wir zwar kein Bedenken, anzuerkennen, dafs er im Ablehnen äufserlicher d. h. nicht im Begriffe des Kirchenrechts begründeter Schranken, oder, abstracter ausgedrückt, im Verneinen überhaupt, redlich das Seine gethan hat. Zugleich mufs denn aber auch bemerkt werden, dafs er dadurch seinem Vorhaben, ein im Sinn des abstracten Verstandes *allgemeines*, auch für Heiden, Juden u. s. w. passendes Kirchenrecht zu schreiben, ungetreu geworden ist, in sofern z. B. die Cerimonialgesetze der bramanischen Religion, welche vorschreiben, wie man aufstehen, wie man sich waschen, wie man essen und wie man sich niederlegen soll, mit dem Principe, dafs über dergleichen Aeufserlichkeiten keine religiösen Vorschriften zu ertheilen sind, im Widerspruch stehen und gleichwohl eben jene Cerimonialgesetze der Bramanischen Religion schlechthin wesentlich sind. Unser Hr. Verf. thut sich selbst den gröfsten Schaden, wenn er die Wahrheit und Allgemeingültigkeit seiner Rechtsgrundsätze von ihrer Anwendbarkeit auf die (von ihm sogenannten) kirchlichen Vereine der Heiden, Juden und Muhamedaner abhängig macht, da es sich auf das Bestimmteste nachweisen läfst, dafs alle diese Ungläubigen aufhören müfsten zu seyn was sie sind, wenn sie die Gültigkeit der kirchenrechtlichen Principien unseres Verfassers anerkennen wollten, womit übrigens noch keineswegs gesagt seyn soll, dafs sie durch dieses Anerkenntnifs sofort Christen werden würden, da wie früher erwähnt wurde, das Christenthum nicht blofs bei der abstracten Negation stehen bleibt, sondern seinen eigenen durch den Begriff der Religion bestimmten und eben defshalb absoluten und unendlichen Inhalt hat. Dieser weiter oben angedeutete Inhalt des Christenthums mufs dann auch die Grundlage und die belebende Seele des Kirchenrechts bilden, welches, indem es wesentlich christliches Kirchenrecht ist, eben dadurch zugleich den Charakter

Digitized by Google

der Vernünftigkeit und wahren Allgemeinheit erhält. Nun aber scheint für die Aufstellung eines *allgemeinen* christlichen Kirchenrechts in der Existenz der verschiedenen christlichen Confessionen ein unüberwindliches Hindernifs begründet zu seyn, welches Hindernifs durch das von unserm Verf. (S. 15) anempfohlene wohlfeile Hausmittel, von diesem Unterschiede der verschiedenen Confessionen keine Notiz zu nehmen, keineswegs zu beseitigen ist; denn es liegt am Tage, dafs wenn z. B. von dem Unterschiede zwischen der Verfassung der römisch-katholischen und der evangelischen Kirche abstrahirt, und blofs das beiden Gemeinsame beihalten wird, nur ein sehr dürftiges Residuum übrig bleibt. Sollte unser Verf. vielleicht dawider einwenden, zu dem von ihm aufgestellten allgemeinem Kirchenrechte sei er nicht auf diesem abstrahirenden Wege gelangt, so würde nur etwa diefs zugegeben werden können, dafs er allerdings es für das Kürzeste gehalten zu haben scheint, gleich von Haus aus unter den verschiedenen Gestaltungen der christlichen Kirche nur die protestantische ins Auge zu fassen, um dann bei dieser rücksichtlich ihrer rechtlichen Verhältnisse das früher erwähnte Abstractions-Experiment in Anwendung zu bringen. Es ist nämlich eben jene zum Christenthume gehörige bei der durch die Reformation bewirkten Wiederherstellung der evangelischen Kirche zunächst wieder geltend gemachte negative Seite des nicht durch äufsere Gewalt und Autorität Gebundenseyns, welche unser Verfasser zum alleinigen Principe seiner kirchenrechtlichen Darstellungen macht. So wie nun aber der christlich-evangelische Glaube überhaupt noch etwas ganz Anderes ist, als die an sich leere Form des blofsen Protestirens, eben so ist auch das evangelische Kirchenrecht nicht durch das blofse von der Handweisen hierarchischer Anmafsungen, und durch das Geltendmachen der formellen Geistesfreiheit erschöpft. Es ist bekannt, dafs es schon zur Zeit der Reformation nicht an solchen gefehlt hat, welche die christliche Freiheit in der blofs negativen Bedeutung schrankenloser Unbestimmtheit aufgefafst und durchzuführen versucht haben; eben so bekannt ist es aber auch, wie kräftig der grofse Luther gegen diese aufs blofse Vereinen gestellten Protestanten, welche er Rotten- ~~und Schwarm~~geister zu nennen pflegte, von jeher protestirt und wie angelegen er sich es hat seyn lassen, die wahre und vernünftige evangelische Freiheit in Beziehung auf kirchliche Angelegenheiten gegen den Fanatismus eines Karlstadt und eines Thomas Münzer in Schutz zu nehmen. Wir sind übrigens weit entfernt, unsern Verfasser rücksichtlich der in dem vorliegenden Kirchenrechte und in seinen sonstigen zahlreichen Schriften praktischen Inhalts vorgetragenen Lehre ohne Weiteres mit jenen Fanatikern auf gleiche Linie zu stellen. Wenn auch das Princip auf beiden Seiten dasselbe ist, so entgeht es doch einem so welterfahrenen Schriftsteller nicht, dafs man mit einem solchen Prinzipe nicht durch die Welt kommt, und er läfst sich defshalb aus Fügsamkeit gegen die nun einmal vorhandenen Schranken der menschlichen Natur (S. 21.) (?!) allerhand Beschränkungen gefallen, indem er sich an den Trost hält, dafs eben keine Idee vollständig zu realisiren sei, (!) (S. 24) und dafs man defshalb auch mit solchem vorlieb nehmen müsse, was eigentlich nicht seyn sollte, und wenn die Menschen so vortrefflich wären wie sie seyn sollen, auch nicht seyn würde. Indem wir uns enthalten, diese heut zu Tage sehr beliebte und insbesondere auch in Beziehung auf den Staat vielfältig anempfohlene Accommodations-Theorie hier näher zu würdigen, bemerken wir nur noch rücksichtlich des vorliegenden Kirchenrechts, dafs dasselbe bei aller Nachgiebigkeit unseres Verfassers gegen das, was nun einmal nicht zu ändern ist, in seiner negativen Haltung immer noch steif und stark genug dem wirklichen Rechtszustande auch der evangelischen Kirche gegenübersteht, und es unterliegt defshalb keinem Bedenken, dafs wenn es mit der Durchführung der hier aufgestellten Principien jemals Ernst werden sollte, dadurch zugleich der ganze Bau der vorhandenen politischen Welt im Innersten würde erschüttert werden.

Ob wir nun schon es der Philosophie gern erlassen, ein auch für Nichtchristen passendes und in *diesem* Sinne allgemeines Kirchenrecht aufzustellen, aus dem einfachen Grunde, weil eben nur Christen eine Kirche bilden, so können wir doch nicht umhin zu der oben aufgeworfenen Frage, ob und inwiefern bei der Existenz der verschiedenen christlichen Confessionen von einem allgemeinen Kirchenrechte die Rede seyn kann, zurückzukehren, da allerdings ein nur für *eine* dieser Confessionen geltendes Kirchenrecht als gar zu einseitig und parteiisch erscheinen würde.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 201. u. 202.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1827.

1) *Das Kirchenrecht nach den Grundsätzen der Vernunft und im Lichte des Christenthums dargestellt von Professor Krug in Leipzig.*

2) *Das öffentliche Recht der evangelisch-lutherischen Kirche in Deutschland, von J. G. Pahl.*

3) *Das allgemeine kanonische Recht der protestantischen Kirche in Deutschland aus seinen ächten Quellen zusammengestellt und erläutert von Dr. H. Stephani.*

(Beschluſs.)

So viel ist zunächst einleuchtend, daſs wenn es ein die ganze Christenheit umfassendes allgemeines Kirchenrecht geben soll, entweder die jezt bestehenden Unterschiede der christlichen Confessionen verschwinden müssen, oder aber das Allgemeine in einem solchen Sinn aufgefaſst werden muſs, daſs dasselbe, ohne an seiner Macht zu verlieren, das Besondere unter sich gewähren läſst. Das Leztere ist der Fall in der evangelischen Kirche, wogegen die Römisch-katholische Kirche die zuerst erwähnte Forderung aufstellt, und um deſswillen, insofern sie in einer fortwährenden Protestation gegen das Bestehen anderer Confessionen begriffen ist, heutzutage mit gröſserem Recht auf den Namen einer protestantischen Kirche Anspruch machen könnte als die gegenwärtig nur noch in historischer Hinsicht protestantisch genannte evangelische Kirche. Indem nun ferner nach dem Glauben und der Lehre der evangelischen Kirche auch die übrigen Confessionen als zur christlichen Kirche gehörig betrachtet werden, so ist sie eben damit ihrer wahren Bedeutung und ihrem Wesen nach die allgemeine oder die katholische Kirche, wo hingegen die Katholicität der Römisch-katholischen Kirche nicht auf einer wirklichen, sondern nur auf einer seyn sollenden Allgemeinheit beruht. Demgemäſs ist denn auch das evangelische Kirchenrecht das allgemeine Kirchenrecht, aber nicht im Sinne der empirischen, sondern der wahren Allgemeinheit, die als solche, ohne dadurch an ihrer Fülle Abbruch zu erleiden, das Besondere und das Einzelne frei für sich entläſst, welches der eigentliche Sinn jener so oft miſsverstandenen evangelischen Toleranz und Gewissensfreiheit ist.

Das Verhältniſs der evangelischen zu den übrigen christlichen Kirchen ist im Ganzen dasselbe, wie das des Denkens zu den übrigen theoretischen Geistesthätigkeiten, namentlich zum Vorstellen und Empfinden. So wie der Mensch überhaupt denkendes Wesen, und eben nur, insofern er denkt, Mensch ist, eben so ist die Kirche vor allen Dingen christlich und nur dadurch Kirche. Weiter ist denn aber auch das Denken eine von den übrigen intellectuellen Thätigkeiten verschiedene Thätigkeit, es ist die *allgemeine* Thätigkeit, wogegen Empfinden und Vorstellen als die Thätigkeiten der Einzelnheit und der Besonderheit zu betrachten sind, welche indeſs, als der Intelligenz überhaupt angehörig, zugleich ein *an sich* Denken, und somit vom Allgemeinen durchdrungen sind. So verhält es sich denn auch in der Sphäre des absoluten Geistes und näher in der Sphäre des religiösen Bewuſstseyns mit der evangelischen Kirche, welche, der obigen Erörterung zufolge, sich nicht als die nur an sich allgemeine oder nur allgemein seyn *sollende*, sondern nur als die *wirklich* allgemeine Kirche weiſs; eben deſshalb aber auch in dieser unendlichen Gewiſsheit ihrer selbst die anderen christlichen Kirchen in ihrer Eigenthümlichkeit anerkennt, und als Glieder der (unsichtbaren) allumfassenden, wahrhaft katholischen Kirche betrachtet. Es muſs nothwendig zu vielfältigem Miſsverständnisse und zu verkehrten Resultaten führen, wenn die hier in Rede stehende gedoppelte (so zu sagen intensive und extensive) Bedeutung der Allgemeinheit nicht gehörig ins Auge gefaſst, und da wo es sich, wie im vorliegenden Falle vor

Digitized by Google

allen Dingen um das an und für sich seiende wahrhaft Allgemeine handelt, nur die der äufseren Reflexion angehörige abstracte Allgemeinheit festgehalten und als ein zu Realisirendes geltend gemacht wird. Unsern Verf. trifft der (in dem Wesen des blofsen Verstandes-Räsonnements begründete) Vorwurf, jenen Unterschied übersehen zu haben, und darum entbehrt denn auch das von ihm aufgestellte allgemeine Kirchenrecht aller concreten Lebendigkeit, und steht in seiner Negativität als ein ohnmächtiges und perennirendes Sollen dem positiven wirklichen Rechte der christlichen Kirche gegenüber.

Was nun den näheren Inhalt der vorliegenden Schrift anbetrifft, so würde es ein undankbares und ermüdendes Geschäft seyn, die darin aufgestellten einzelnen Behauptungen einer ausführlichen Kritik zu unterwerfen, und wir begnügen uns defshalb damit, nur noch einige Hauptpunkte zur Sprache zu bringen, um dadurch das im Obigen gefällte allgemeine Urtheil zu bestätigen.

Der erste Abschnitt handelt vom *Begriff*, und der zweite vom *Zweck* der Kirche. So einverstanden wir mit dem Hrn. Verf. darüber sind, dafs eine gedankenmäfsige Darstellung des Kirchenrechts vom Begriffe der Kirche als ihrer Grundlage ausgehen mufs, so entschieden müssen wir uns, im Interesse des Gedankens, gegen die hier beliebte gesonderte Abhandlung vom Begriff und vom Zweck der Kirche erklären. Nur bei ihrer Natur nach endlichen, nicht um ihrer selbst willen, daseienden Gegenständen, und in der niedern Sphäre blofs verständiger Betrachtung, kann eine solche Trennung ihre Stelle finden. So mag z. B. allerdings in einer Abhandlung von den Dampfmaschinen zunächst der sogenannte Begriff (d. h. die allgemeine Vorstellung) und sodann der Zweck oder — was dasselbe sagen will — der Nutzen dieser Werkzeuge abgehandelt werden. Vernunftgegenstände sind hingegen als solche über diese Trennung von Begriff und Zweck erhaben, dergestalt, dafs, indem ihr Begriff ausgesprochen wird, damit zugleich ihr Zweck (das ihnen immanente τέλος) angegeben ist, und es nicht erst noch der Aufsuchung eines aufserhalb dieses Begriffs liegenden Zwecks oder einer Nachweisung ihrer Nützlichkeit bedarf. Wenn vom Begriffe Gottes, vom Begriffe des Geistes, vom Begriffe des Rechts u. s. f. die Rede gewesen ist, so wird ein jeder Unbefangene es sofort als ungehörig ansehen, dann noch nach dem Zwecke Gottes, des Geistes, des Rechts u. s. f. zu fragen. So verhält es sich denn auch mit der Kirche, auf deren vernünftige Betrachtung in der That dadurch verzichtet wird, dafs Begriff und Zweck derselben separat verhandelt werden. Die Kirche hat durchaus keinen anderen Zweck als ihren Begriff oder anders ausgedrückt, als sich selbst, denn ihr Selbst und alles Selbst überhaupt ist eben der Begriff. So wie dazu fortgeschritten wird, aufserhalb des Begriffs der Kirche noch einen besonderen Zweck derselben aufzusuchen, so wird damit zugleich zu einer blofs äufserlichen und endlichen Betrachtung herabgestiegen. Soll diese vermieden und nicht blofs dieser oder jener endliche Zweck, sondern der *Endzweck* der Kirche nachgewiesen werden; so bleibt Nichts übrig, als zu deren Begriff zurückzukehren, und dasselbe, was vorher als das Specifische des Begriffs angegeben wurde, nunmehr als Zweck (oder Endzweck) zu wiederholen. Diefs Alles findet seine volle Bestätigung, wenn wir den von unserm Hrn. Verfasser in den beiden Ersten Abschnitten seiner Abhandlung befolgten Gang des Räsonnements näher betrachten. Von der Kirche heifst es nämlich zuvörderst, (S. 17) sie stehe überhaupt unter dem Begriff eines *Menschenvereins*, einer *Gesellschaft*, und sei als solche eine *moralische Person*, die mehr oder weniger physische Personen fassen könne; diefs sei ihr generisches Mermal, ihr specifisches aber, dafs sie eine Gesellschaft religiöser Art sei, wefshalb man sie auch schlechthin eine Religions-Gesellschaft nennen könne. Ob nun schon durch diese Angabe des generischen und des specifischen Merkmals der nächsten Anforderung an eine schulgerechte Definition Genüge geschehen, so findet unser Hr. Verf. doch selbst die hiermit von ihm angegebene Bestimmung noch nicht zureichend, und er bemerkt, es entstehe sehr natürlich die Frage, in welcher Beziehung die Religion und die Gesellschaft zu einander stehen müssen, um eine Kirche zu bilden. So viel ist richtig, dafs eine Religions-Gesellschaft überhaupt als solche noch keine Kirche bildet, allein nicht minder ausgemacht ist es, dafs auch durch die von unserm Hrn. Verfasser weiter hinzugefügte Bestimmung, „eine Kirche sei eine Gesellschaft, welche ihr religiöses Leben nach gemeinsamen Ueberzeugungen und Gesinnungen zur öffentlichen Gottesverehrung gestaltet hat," dasjenige noch nicht herauskommt, was im christlichen Sinne unter Kirche verstanden wird. Nach christlicher Ansicht

Digitized by Google

ist (um in der logischen Schulsprache zu reden) nicht Gesellschaft überhaupt, sondern Religions-Gesellschaft das generische Merkmal (das *Genus proximum*) der Kirche, deren *specifisches* Merkmal darin besteht, dafs die Glieder dieser Religions-Gesellschaft sich zur christlichen Religion bekennen, oder noch bestimmter ausgesprochen, darin, dafs diejenigen, welche zu ihr gehören, sich als Glieder eines Leibes wissen, dessen Haupt Christus ist.

Unser Hr. Verf. wird, trotz seiner oben erwähnten Protestation gegen alle Discussion über religiöse Lehren und gegen alle theologische Polemik diese berichtigende Bemerkung über den Begriff der Kirche uns zu Gute halten, da er ja selbst erklärt, *als* Christ *für* Christen schreiben zu wollen. Wer als Christ ein Kirchenrecht für Christen schreiben will, der thut nicht das, was er will, oder zu wollen meint, wenn er an die Spitze seines Systems einen Begriff der Kirche stellt, worin vom Christenthum als solchem durchaus keine Notiz genommen wird. Ob die Kirche ein hauptloser Rumpf, ein seelenloser Leib, eine inhaltlose Form seyn soll oder nicht, dieſs ist keineswegs bloſs eine der Schulgelehrsamkeit angehörige theologische Streitfrage, in Beziehung auf welche sich etwa die Philosophie auf das hohe Pferd der sogenannten Vernunft setzen kann, um mit vornehmer Toleranz darauf herab zu blicken. Von solcher Philosophie gilt der Ausspruch des Evangeliums, „daſs die Weisheit dieser Welt Thorheit vor Gott ist.“ - Und die Warnung des Apostels: „Sehet zu, daſs euch Niemand beraube durch die Philosophie und lose Verführung nach der Menschen Lehre.“ — Unser Hr. Verfasser bemerkte zu Anfang des Abschnitts, welcher vom Begriff der Kirche handelt, die Frage: was eigentlich die Kirche sei? lasse sich nicht so leicht beantworten, als es beim ersten Anblicke scheinen möchte. Sehen wir näher nach, was von seiner Seite zu Lösung der (insofern eine speculative Begriffsbestimmung verlangt wird) als vorhanden zugegebenen Schwierigkeit geschehen ist, so reducirt sich in der That das Ganze seiner Leistung darauf, daſs er bemerklich gemacht hat, der Ausdruck „Kirche“ habe nicht bloſs den Sinn eines zu gottesdienstlichen Versammlungen bestimmten Gebäudes, sondern es werde darunter auch (der vorher erwähntenten Definition zufolge) eine Gesellschaft verstanden, welche ihr religiöses Leben nach gemeinsamen Ueberzeugungen und Gesinnungen (gleich viel welchen) zur öffentlichen Gottesverehrung gestaltet hat. Refer. würde glauben, dem Hrn. Verf. zu nahe zu treten, wenn er annehmen wollte, daſs es ihm sonderliche Mühe gekostet, auszumitteln, daſs Steine und Balken, woraus man Kirchen baut, etwas Anderes sind als Menschen, welche zu ihrer Erbauung sich in den Kirchen versammeln. Das Weitere ist dann aber, daſs, so wie jene steinernen und hölzernen Kirchen als solche leere Gehäuse sind, auch die auf die Gottesverehrung *überhaupt* reducirte Religions-Gesellschaft unseres Verf., ein bloſses *caput mortuum* genannt werden muſs. Eine Gottesverehrung *überhaupt* ist in der That gar keine Gottesverehrung, weil eben der Gott überhaupt ein bloſser Schatten, oder ein (von solchen, die nicht wissen, was denken heiſst, sogenanntes) bloſses Gedankending ist. Gott will nicht bloſs überhaupt, sondern im *Geist* und in der *Wahrheit* verehrt werden, und dieſs geschieht, indem er *als* der Geist und *als* die Wahrheit gewuſst wird, welches, wie wir aller Protestation unseres Hrn. Verf. ungeachtet, nochmals zu bemerken, nicht umhin können, nur in der christlichen Religion der Fall ist. Ein wissenschaftlicher Beweis für diese (nicht unserer *individuellen Meinung*, sondern dem *allgemeinen* christlichen *Glauben* angehörige) Behauptung kann hier, wo vom Kirchenrecht die Rede ist, um so weniger verlangt werden, als das Kirchenrecht die Kirche zu ihrer absoluten Voraussetzung hat, und die Deduction des Begriffs der Kirche und der speculativen Theologie oder der philosophischen Religionslehre anheimfällt. So wie nun überhaupt das speculative von dem bloſs räsonnirenden Denken sich dadurch unterscheidet, daſs es sich selbst Inhalt ist, während das leztere sich an einem von Auſsen her aufgenommenen Inhalt ergeht, so zeigt sich dieſs dann auch rücksichtlich des Begriffs der Kirche. Das seinem Inhalte nach mit der christlichen Religion in Eins zusammenfallende speculative Denken betrachtet den Begriff der Kirche in seiner unendlichen Bestimmtheit, und somit als Selbstzweck; die bloſs räsonnirende Betrachtung hingegen muſs sich, nachdem sie ihren Begriff der Kirche als eine leere Form aufgestellt, nach einem Inhalte dafür umsehen, und dem gemäſs verhandelt dann auch unser Hr. Verf. nächst der Frage *was* die Kirche sei, die fernere Frage, *wozu* sie da sei. Diese äuſserliche und verendlichende Betrachtungsweise, der zufolge das *Was* und das *Wozu* (Begriff und Zweck) als zweierlei erscheinen,

Digitized by Google

pafst unserer obigen Bemerkung zufolge, nur auf endliche und äufserliche Gegenstände, wie denn z. B. (um bei unserm Gegenstande bei seiner äufserlichsten Gestalt stehen zu bleiben) bei einer Kirche, nur in der Bedeutung eines gottesdienstlichen Gebäudes allerdings der, hier nur noch sogenannte Begriff (d. h. die abstracte Vorstellung) derselben, abgesehen von ihrem Zwecke betrachtet und einer architektonischen Beschreibung eines solchen Gebäudes zum Grunde gelegt werden kann. Unser Hr. Verf. eröffnet seine Untersuchungen über den Zweck der Kirche mit der etwas trivialen Bemerkung: „jede Gesellschaft mufs irgend einen Zweck vor Augen haben, nach welchem sich auch die Thätigkeit ihrer Mitglieder richtet.“ Und er fügt hinzu: „sonst wäre sie ein zweckloses Ding, oder wenigstens die Thätigkeit ihrer Glieder etwas Unzweckmäfsiges oder gar Zweckwidriges.“ Wenn man nicht wüfste, zu welcher Hohlheit und Verkommenheit die Wissenschaft des Denkens heutzutage herabgesunken ist; so müfste man sich billig wundern, wie ein Schriftsteller, der selbst ein ansehnliches Compendium der Logik und aufserdem auch eine Geschichte der alten Philosophie geschrieben hat, so wenig mit der bereits durch Aristotiles festgestellten Kategorie des Zweckes (τέλος) bekannt seyn kann, dafs, nachdem er in einer Darstellung, welche den Anspruch macht, philosophisch zu seyn, den Begriff seines Gegenstandes verhandelt, *quasi re bene gesta* nun noch mit der Frage nach dem Zwecke dieses Gegenstandes auftritt. Ahnet denn der Hr. Verf. gar nicht, dafs es Gegenstände gibt, die um ihrer Trefflichkeit willen über das *Wozu* (über das πρὸς τί des Aristoteles) erhaben sind, und die, um auf eine ihrer würdige Weise betrachtet zu werden, lediglich κατὰ τέλος d. h. nach dem ihnen immanenten Zwecke betrachtet werden müssen? Allerdings scheint eine Ahnung des Unterschiedes zwischen äufserlichem und innerlichem Zwecke bei ihm aufzudämmern, indem er weiterhin mit Nachdruck nach dem *eigentlichen* Zwecke der Kirche fragt, und zu der Bemerkung fortschreitet, man müsse, um den Zweck der Kirche vollständig aufzufassen, denselben als einen doppelten Zweck denken, und dem gemäfs den nächsten oder niedern von dem entfernten oder höhern Zweck unterscheiden, — allein dieser Lichtblick verschwindet wieder spurlos, und die Finsternifs wird nur noch ärger. Anstatt nämlich nunmehr ausdrücklich den Begriff der Kirche als den geforderten *eigentlichen* oder höhern Zweck derselben anzuerkennen, wird vielmehr umgekehrt dasjenige, was nach der frühern Erörterung des Hrn. Verf. über den Begriff der Kirche als das ganz charakteristische Merkmal derselben sich ergeben hatte, — gemeinsame öffentliche Gottesverehrung — jezt nur als der unmittelbare oder niedere Zweck der Kirche bezeichnet, welcher dem angeblich höhern Zweck der sittlichen Vervollkommnung nun wieder als Mittel dienen soll. Wenn einmal auf die hier in Rede stehenden Verhältnisse und überhaupt auf das Verhältnifs des Menschen zu Gott die Kategorie von Zweck und Mittel noch zur Anwendung kommen soll, so kann nur gesagt werden, dafs die sittliche Veredelung des Menschen der nächste oder der niedere, und die Verehrung Gottes der entfernte oder der höhere Zweck sei. Das Weitere ist dann aber, dafs in der Sphäre des religiösen Bewufstseyns alle jene Unterschiede des endlichen Bewufstseyns ihre blofs verstandesmäfsige Bedeutung verlieren, so dafs namentlich hier Zweck und Mittel schlechthin in Eins zusammenfallen. Freilich, so lange es sich beim Gottesdienste nur um den todten und abstracten Verstandes-Gott überhaupt und nicht um den lebendigen selbstbewufsten dreieinigen Gott handelt, so lange kann auch der Gottesdienst noch nicht als der absolute Zweck erscheinen, und mufs es dem Menschen darum zu thun seyn, noch einen anderweitigen höhern Zweck ausfindig zu machen. Als ein solcher bietet sich dann zunächst die Sittlichkeit dar; allein das sittliche Handeln verkehrt sich in sich selbst, und wird zu einem unsittlichen *opus operatum*, indem es, getrennt vom religiösen Bewufstseyn, für sich zum Endzwecke gemacht wird. Was der Mensch thut, das soll er zur Ehre Gottes thun; so haben unsere Vorfahren gesagt, und diefs ist der Ausspruch der unbefangenen christlichen Gesinnung. Der eitle räsonnirende Verstand ist damit nicht zufrieden, und sezt diesen absoluten Endzweck zu einem endlichen Zweck, zu einem blofsen Mittel herab. Sache der Philosophie oder der speculativen Theologie ist es dann, auch in der Weise des Gedankens Gott die Ehre zu geben, und somit von der höchsten Gabe, die Gott dem Menschen verliehen, und auf welcher allein unsere Gottähnlichkeit beruht, *) auch den würdigsten Gebrauch zu machen.

*) Und Gott der Herr sprach: „Siehe, Adam ist geworden als unser einer, und weifs, was gut und böse ist.“ (1 Mosis Kap. 3. v. 22.) Der Mensch weifs nur was gut und böse ist, indem er denkt.

Digitized by Google

Wir beschliefsen hiermit diesen ersten Artikel, bei welchem es uns diefsmal nicht um eine Erörterung des speciellen Inhalts der bisher besprochenen Schrift, sondern nur um eine Beleuchtung der darin befolgten Methode und der als Resultat dieser Methode sich ergegebenden allgemeinen Principien zu thun war. Wenn auf dem Gebiete der empirischen Wissenschaften die Kritik ihr Auge vorzugsweise auf das zu richten hat, was im Einzelnen geleistet, und wie diefs Einzelne zu allgemeinen Resultaten verarbeitet worden ist; so mufs nothwendig bei der Beurtheilung solcher Schriften, die auf Apriorität Anspruch machen, der umgekehrte Weg eingeschlagen werden. Wichtig genug bleibt es dann allerdings, die allgemeinen Principien auch in ihrer Specialisirung zu verfolgen; aus den schon oben angedeuteten Gründen nehmen wir indefs Anstand, unsere diesfallsigen Betrachtungen an das bisher beleuchtete Werk anzuknüpfen, und indem wir uns vorbehalten, dasjenige, was unseres Erachtens über den bestimmteren Inhalt des Kirchenrechts von Seiten des begreifenden Erkennens zu bemerken ist, in einem zweiten Artikel bei Gelegenheit der Verhandlung über die beiden andern in der Ueberschrift nahmhaft gemachten Schriften beizubringen, sehen wir uns hier nur noch schliefslich zu der Erneuerung veranlafst, dafs wir das zeitgemäfse Verdienstliche der neuerdings vielfältig bestätigten Polemik unseres rüstigen Hrn. Verf. gegen pfäffische Anmafsungen und gedankenscheue Frömmelei vollkommen anerkennen, wie entschieden wir auch sonst gegen die abstracte und negative Haltung seiner Leistungen auf den verschiedenen Gebieten des Erkennens im Interesse der concreten und mit der Wirklichkeit versöhnenden Vernunft uns jeder Zeit erklären werden.

v. Henning.

LXXX.

Der Stern der Weisen. Untersuchungen über das Geburtsjahr Christi. Von Dr. Friedrich Münter. Mit einer Kupfertafel. Kopenhagen 1827, bei dem Hofbuchhändler J. H. Schubothe. 7½ Bogen. 8.

Indem Ref. den kirchenhistorischen und chronologischen Theil dieser mit der bekannten Gelehrsamkeit des Hrn. Verfs. verfafsten Schrift andern Beurtheilern überläfst, welche hiezu näher berufen sind, glaubt er die Erlaubnifs zu haben, seine exegetische Meinung darüber zu äufsern. Dieses erfordert jedoch eine kurze Anzeige des ganzen Inhalts.

Ueber das Geburtsjahr des Herrn waren die Meinungen bereits in der ältesten Kirche getheilt; in neuern Zeiten war man ziemlich einverstanden, dafs unsere, von Dionysius dem Kleinen im 6ten Jahrhundert herrührende Zeitrechnung, die solches für das Jahr 753 nach der Erbauung Roms hält, unrichtig sei. Eine nähere Bestimmung ist jedoch schwierig. Der Verf. „glaubt einen Umstand bemerkt zu haben, der von den frühern Schriftstellern zwar nicht ganz unbeachtet geblieben ist, jedoch nicht scheint, ganz richtig aufgefafst zu seyn, und der nicht blofs ein ziemlich festes Datum gibt, sondern sich auch mit mehrern andern sehr gut vereinigen läfst.“ Der Stern, welchen die Magier beobachteten, scheint ihm dieses Datum zur Bestimmung des Jahrs an die Hand zu geben. Zufällig fand er, dafs Abarbanel in seinem Commentar über den Propheten Daniel die Zusammenkunft der obern Planeten Saturn und Jupiter im Zeichen der Fische für das astrologische Zeichen der Ankunft des Gottgesandten erklärt. Dieses bestärkte ihn in seiner Vermuthung, dafs der Stern des Messias kein einzelner Stern sei, und Keplers Schrift über den neuen von ihm im Jahre 1604 beobachteten Stern im Fufse des Schlangentreters (Schlangenträgers, Schlangenhalters) überzeugte ihn davon, es sei eine Conjunction der obern Planeten gewesen, welche die Magier beobachtet und für den Stern des Messias gehalten hätten, und deren Erscheinung mit der Geburt Jesu gleichzeitig eingetroffen wäre. Er machte seine Ansicht im Jahre 1821 durch ein Programm bekannt, und fand Beistimmung von Astronomen. Diesen Gedanken entwickelt er nun in gegenwärtiger Schrift ausführlicher. „Zwar, sagt er, gehe ich hier von astrologischen Ideen aus; ich hoffe aber doch, dafs Niemand einem Thelogen des neunzehnten Jahrhunderts zutrauen werde, er glaube an diese thörichte Wissenschaft, die nur in finstern Zeiten und bei unvollkommnen astronomischen Kenntnissen Anhänger finden konnte.“ Das Factum wird einfach also aufgestellt: „Die Magier beobachteten eine aufserordentliche Erscheinung am Himmel; diese hielten sie aus astrologischen Grundsätzen für das Gestirn des Messias; sie kamen nach Jerusalem und Bethlehem, und fanden das

Digitized by Google

Christkind." — Die Kirchenväter sahen ihn für einen neuen fremden Stern an. Als ihm Jahre 1603 die Conjunction der drei obern Planeten, Saturn, Jupiter und Mars, beobachtet wurde, fanden die Astronomen zwischen Jupiter und Saturn den schon oben erwähnten neuen Stern, den Fixsternen ähnlich, der im März 1606 wieder völlig verschwand.*) „Er war den Astronomen um so merkwürdiger, weil sie ihn mit den Planeten in einer so seltenen Conjunction, die nur nach dem Verlaufe von acht Jahrhunderten eintrifft, verbunden glaubten, und sie sogleich berechneten, diese Erscheinung habe kurz vor dem Tode Herodes des Grofsen statt gefunden. Sie täuschten sich aber in ihrem Urtheil über die Beschaffenheit derselben; denn nach den physikalischen, vielleicht astrologischen Ansichten des Zeitalters glaubten sie, dafs der Stern aus den Ausflüssen der drei Planeten entsprungen sei. Kepler schrieb über diese Erscheinung eine eigene Schrift: *De stella nova in pede Serpentarii, et qui sub ejus exortum de novo iniit, trigono igneo. Prag.* 1606"—und ein Polnischer Astronome, Suslyga, gab eine andere Schrift heraus, in welcher er die Geburt Christi mit der Conjunction der drei obern Planeten in den lezten Graden der Fische oder im Anfang des Widders in Verbindung sezte. — Es wird nunmehr die evangelische Erzählung bei Matthäus analysirt. Hiebei heifst es (S. 14): „Da die Aufmerksamkeit der Magier, von denen Matthäus redet, so sehr auf den Messias gerichtet war, können wir, ohne in weitere Vermuthungen einzugehen, wer sie gewesen seyn mögen, wohl annehmen, dafs sie, obgleich aufserhalb Palästina wohnhaft, doch Israelitischen Ursprungs waren. Sehr viele Juden waren ja während der Assyrischen und Babylonischen Gefangenschaft im Persischen Reiche, namentlich in Mesopotamien, ansäfsig geworden und dort geblieben, welches aus Josephus erhellt; und auch in Arabien hatten sich Jüdische Colonien niedergelassen," u. s. w. Allein diese schon von Kepler beliebte Annahme ist in der That ohne allen zureichenden Grund und wider die Wahrscheinlichkeit. Der Evangelist redet von ihnen als Genossen einer fremden Nation, und der Name *Μάγοι* (Asiatische Priester oder Weise) bezeichnet sie noch mehr als solche. Es wird hiernächst durch jene Annahme die grofse Bedeutung der Begebenheit verlezt, und die Erwartung des Messias auf Jüdische Nationalbegriffe beschränkt, wogegen doch schon dasjenige spricht, was (S. 16 u. anderwärts) über das grofse Gerücht im ganzen Orient von einem Herrscher, der in Judäa auftreten werde, angeführt wird. Der Verf. sagt ferner (S. 17): „dafs aber Morgenländische Juden sich auch mit Babylonischer und Persischer Wissenschaft beschäftigten, bedarf wohl keines Beweises. Dieses zeigt die Geschichte Daniels und der Gebrauch, den die späteren Propheten von den Babylonischen Symbolen machten (?); des vielfältigen Einflusses nicht einmal zu gedenken, den die Zoroastrische Religion auf das spätere Judenthum äufserte, dessen Dämonologie, Unsterblichkeits- und Auferstehungs-Lehre nach den Begriffen gebildet ward, welche die Jüdischen Gelehrten während des Exils und nach demselben im Umgange mit den Persern erhalten und sich zugeeignet hatten." In diesen bekannten Autoritätsglauben der jüngst verwichenen theologischen Schule kann Rec. nicht einstimmen, und hat ihn mehrmals widerlegt. Ein Anderes ist gemeinschaftliche Kenntnifs haben, und sich mit einander darüber verständigen (wobei nach Dan. 2, 48 die Israeliten wenigstens nicht der untergeordnete Theil waren), und ein Anderes, fremde Religionsvorstellungen zu den seinigen machen. Durch jene Idee wird besonders der gröfste Theil der neutestamentlichen Lehrsätze in das Reich der Probleme und Fabeln verwiesen, und unsere Offenbarungsbücher verlieren für die wesentliche Wahrheit alle Autorität.

Nachdem der Verf. es für wahrscheinlich erklärt hat, dafs *ἐν τῇ ἀνατολῇ* nicht von dem Aufgang des Sterns in Osten (es gibt aber noch andre Aufgänge der Sterne als der tägliche im Osten), sondern von dem Lande, in dem die Magier ihn beobachteten, oder von der Himmelsgegend zu verstehen sei; so dafs (S. 21) sie die Erscheinung in ihrem Vaterlande und in der Himmelsgegend sahen, die der astrologischen Lehre zufolge auf Judäa Bezug hatte (das Wort *Himmelsgegend* ist S. 19 u. 21 nicht wohl unterschieden): so bemerkt er, dafs obgleich der Sprachgebrauch von den Griechischen Grammatikern dahin bestimmt werde, dafs *ἀστήρ, stella,* einen einzelnen Stern, dagegen *ἄστρον, sidus,* ein Sternbild oder eine Verbindung mehrerer Sterne, ein Gestirn bedeute, dennoch sowohl von Griechen als Römern beide Wörter häufig verwechselt werden. Rec. ist der Meinung, dafs in der Prose des Matthäus die grammatische Bedeutung von *ἀστήρ* schon der Sprache halben das

*) Etwas abweichende Zeitbestimmungen s. in G. H. Schuberts Handbuch der Kosmologie S. 136.

Digitized by Google

Meiste für sich habe, und im zweifelhaften Fall der andern vorzuziehen sei. Nirgends aber bedeutet ἀστὴρ eine *Constellation*. Der Lesart ἐστάθη wird vom Verf. vor der gewöhnlichen ἔστη der Vorzug gegeben, vielleicht zum Nachtheile seiner Erklärung, und die Sache (S. 23) so gedacht: „Als sie von Jerusalem nach Bethlehem reiseten, ging der Stern in der östlichen Himmelsgegend auf, welche sie vor Augen hatten, und zeigte ihnen gleichsam den Weg, indem er sich nach der Lage von Bethlehem hin bewegte. Unterdessen langten sie an und sahen ihn beständig in derselben Richtung. Das erste wird durch das Wort προῆγεν, das zweite durch ἐστάθη ἐπάνω ausgedrückt; und diese Erklärung scheint um so natürlicher und leichter zu seyn, da Bethlehem, wenn man von Jerusalem aus dorthin reisete, wegen des Thals, das beide Städte schied, hoch lag, und folglich der südliche Horizont hinter der Stadt eingeschränkt seyn mufste.“ Bekannlich liegt die kleine Stadt Bethlehem wirklich auf einem hohen Berge, südlich von Jerusalem, und zwar wie vorher (S. 22) gesagt wird, nur 30 Stadien d. h. dreiviertel Meilen von Jerusalem enfernt und durch ein tiefes Thal davon geschieden, und die Reise geschah, wie es ebendaselbst heifst, wahrscheinlich der Tageshitze wegen, bei Nacht. Indessen weifs Rec. die Vorstellung des Verf. von dem Aufgange des Sterns durch die tägliche Bewegung, und von dessen Stand über Bethlehem im Augenblicke der Ankunft der Magier daselbt, mit den Worten προῆγεν und ἔστη oder ἐστάθη ἐπάνω nicht zu vereinigen, zumal wenn man hinzunimmt: ἐπάνω οὗ ἦν τὸ παιδίον. Der natürliche Wortbestand bringt mit sich, dafs dieser Stern, unabhängig von der übrigen Himmelsbewegung, der sogenannten Breite nach gegen Süden vor ihnen hergeschritten, und nicht nur über der Höhe von Bethlehem überhaupt, sondern selbst im Zenith des Wohnhauses wo das Kind war, stille gestanden sei, ja so niedrig, dafs sie in der Wohnung nicht irren konnten, indem sie (V. 11 bei Matth.) in das Haus gingen, von dem sie zu Bethlehem durch Erkundigung schwerlich erfahren konnten, dafs darin der neugeborne Judenkönig mit seiner Mutter sei. Denn der Kinder von gleichem Alter waren (zu Folge V. 16) zu Bethlehem mehrere. Der Verf. sagt zwar (S. 23): „Dafs der Stern über dem Hause, in dem Jesus geboren war, stille gestanden habe, sagt Matthäus mit keinem Worte. Wie wäre es möglich gewesen, seine Stellung am Firmamente so genau zu bestimmen? Die Magier sahen ihn blofs in der Himmelsgegend, in welcher Bethlehem lag, und das war ihnen, die dasjenige, was auf Erden geschah, nach dem Laufe der Gestirne bestimmen zu können glaubten, genug.“ Allein Rec. fragt jeden Unbefangenen, ob nicht Matthäus vielmehr jenes sagt, als was die Erklärung des Verfassers daraus macht, wonach überdem die Begebenheit blofs auf einer astrologischen Meinung der Magier beruht haben würde; und davon ist bei dem Evangelisten am allerwenigsten etwas zu finden. — Es wird hernach gezeigt, dafs die Erscheinung den Römern und Griechen nicht ganz unbekannt geblieben sei, und sich selbst Spuren von dieser Kunde bei andern Völkern des Morgenlandes, sogar bei den Chinesen finden; alle diese Nachrichten aber (auch die Sage von Zoroaster S. 29. 30.) deuten auf einen besondern und neuen Stern.

Der Verf. geht nun zur alten Astrologie über, hauptsächlich zu deren Allgemeinheit unter Römischer Herrschaft. (S. 35) „Sie war nun einmal eine Krankheit, die sich über das ganze menschliche Geschlecht verbreitete, und jedem Widerspruche Trotz bot.“ Auch bei den Juden, worauf unter andern nicht nur das אות או מופת 5 Mos. 13, 2 bezogen, sondern auch gesagt wird: „die Forderungen der Juden an Christus, die immer ein Zeichen am Himmel zu sehen verlangten, erstreckten sich wohl nicht blofs auf Meteore, sondern betrafen vorzüglich die Erfüllung astrologischer Erwartungen.“ Gleichwohl ist das begehrte Zeichen, nicht *am* sondern *vom* Himmel (σημεῖον ἐκ τοῦ οὐρανοῦ, Matt. 16, 1. ἀπὸ τοῦ οὐρανοῦ, Marc. 8, 10. ἐξ οὐρανοῦ, Luc. 11, 16), in Vergleichung mit Joh. 6, 30 ff. nicht sowohl ein Zeichen das *aus* d. i. *an* dem Himmel zu ersehen ist, als ein höheres oder göttliches Wunder, dergleichen Moses den Vätern gezeigt, im Gegensatze von den für zweideutig gehaltenen niedern oder irdischen Zeichen. Ferner wird von der Astrologie der Rabbinen gehandelt. Der höchste Gegenstand derselben ist das Jüdische Weltreich oder die von den Gestirnen verkündigte Zukunft des Messias, mit besonderer Rücksicht auf das Zeichen der Fische. Hiebei heifst es (S. 45): „Indessen dürfen wir auch hier den allgemeinen Volksglauben nicht ganz aufser Acht lassen, auf den auch Matth. 24, 28 (?) und in der Offenbarung Johannis Rücksicht genommen wird, dafs allgemeine und fürchterliche Naturrevolutionen vor der Erscheinung des Messias vorausgehen sollten.“ Diese Worte gehören in ein anderes System, als Rec. billigen kann. Zugleich ist zu bemerken, dafs einige angeführte Rabbinenstellen nicht astrologisch sind oder von dem Einflusse der bekannten Sterne, sondern von einem zukünftigen neuen Stern reden. (S. 47): „Diese Traditionen

Digitized by Google

reichen demnach bis an die Zeiten Christi hinauf — als nun die Magier die verhängnifsvolle Erscheinung am Himmel sahen, wufsten sie gleich, was sie bedeute. Sie hatten sie aber ohne Zweifel, auf früheren Beobachtungen bauend, schon lange erwartet! Nun läfst sich auch begreifen, wie jene Sage von der die Römer sprechen: *Fore ut valesceret Oriens et e Judaea profecti rerum potirentur*, die aus keinen irdischen *prodigiis*, sondern allein aus himmlischen Zeichen entstehen konnte, sich so lange erhielt." Allein wenn der Verf. diese aus Tacitus (hist. V, 13) geschöpfte Worte hier nachgesehen hätte, so würde er gefunden haben, dafs sie so lauten: *Pluribus (Judaeis) persuasio inerat, antiquis sacerdotum literis contineri, eo ipso tempore fore ut valesceret Oriens, profectique Judaea rerum potirentur*, wie er sie nachher S. 84 selbst anführt. Die alten Priesterschriften sind ohne Zweifel die biblischen Propheten, deren Weissagungen man auf jene Zeit berechnete. Und wenn Suetonius (Vesp. 4) schreibt: *Percrebuerat Oriente toto vetus et constans opinio, esse in fatis, ut eo tempore Judaea profecti rerum protirentur:* so wird diese Meinung keineswegs ausschliefslich auf atsrologische Rechnungen gebaut.

Indessen sagt der Verf., wissen wir noch nicht, welches das himmlische Phänomen war, an dessen Erscheinung die Juden die Erwartung ihres Messias knüpften, und ob ein solches zur Zeit der Geburt Christi wirklich statt gefunden habe. Dürfen wir unter ἀστὴρ כוכב, anstatt eines einzelnen Himmelskörpers, eine temporäre Conjunction von mehrern Sternen verstehen (s. oben), so wird die Sache um ein Grofses leichter. Die Astrologen theilen den Thierkreis in die vier Trigonen des Feuers, der Erde, des Wassers und der Luft; hierunter ist das Trigon des Feuers mit den ihm zugewiesenen Himmelszeichen das edelste, die in demselben sich ereignenden Phänomene die bedeutsamsten, und am entscheidendsten ist die Zusammenkunft von Saturn und Jupiter. Dazu, dafs sie durch alle Zeichen des Thierkreises wandern, und sich dann wieder an demselben Orte begegnen, sind ungefähr 800 Jahre erforderlich (genauer 794 Jahre, 4 Monate und 12 Tage, s. Idelers Handbuch der Chronologie, 2 Bd. S. 403); diese grofse Conjunction ist von der kleinern, die sich in etwas weniger, als 20 Jahren ergibt, zu unterscheiden. Alle Weltperioden liegen in den Gestirnen, und die Weltgeschichte wird nach dem Wiedereintritt der grofsen Conjunction Jupiters und Saturs in die Zeichen des feurigen Trigons (nach 800 Jahren) eingetheilt, worüber eine kurze Tabelle nach Kepler beigefügt ist. Je mehr Planeten sich mit einander vereinigen, um so merkwürdiger werden diese Conjunctionen. Daher war auch die von Kepler beobachtete Conjunction, die seiner Meinung nach durch ihre Ausflüsse den Stern der Weisen hervorbrachte, so höchst merkwürdig, weil nicht blofs Jupiter und Saturn im Zeichen der Fische, mithin noch im Wassertrigon vereinigt waren, sondern auch weil, sobald sie ins Feuertrigon, welches im Zeichen des Widders anfängt, hineintraten, die Sonne, Merkur, Venus und Mars hinzukamen, und solcher Gestalt eine Conjunction von fast allen Planeten sich bildete. Dieses geschah nun im Julianischen Jahre 40, welches mit dem Jahre Roms 747 zusammenfällt; diese beiden gehen dem Jahre 750 um drei Jahre voran, wo Herodes der Grofse starb, mithin müfste die Geburt Jesu in diese Zeit fallen; ein Zusammentreffen, welches der Verf. auch mit Beseitigung der Astrologie chronologisch merkwürdig findet, und das es in der That ist, ohne dafs darum die damalige grofse Zusammenkunft der Planeten einerlei mit dem Stern der Weisen gewesen zu seyn braucht. Die Merkwürdigkeit wird dadurch vermehrt, dafs Jüdische Traditionen vorhanden sind, welche sich blofs an den ersten Theil der Conjunction, nämlich Saturns und Jupiters im Zeichen der Fische halten, und diese als Vorboten der Erscheinung des Messias betrachten (S. 54 ff.). — Mit Recht wird S. 63 ff. angenommen, dafs die Lehre von der Conjunction der Planeten über die Geburt Christi hinaufreiche, und dafs auch die Juden den Lauf der Planeten durch den Thierkreis beobachtet, was ja schon ihr Kalender mit sich brachte. Es war auch den Israeliten nichts verboten, als die Anbetung der Gestirne, und sich nicht zu fürchten vor den Zeichen des Himmels, wie sich die Heiden fürchten. Astronomie war eine unentbehrliche Wissenschaft der Priester, und weit entfernt, dafs der Lehrsatz der Astrologie im Allgemeinen, von einem natürlichen Einflufs der Weltkörper auf die Erde, für abgöttisch erklärt worden wäre, finden wir ihn z. B. in dem Siegsgesang der Prophetin Debora, Richt. 5, 20. — Wenn S. 66 f. gesagt wird, dafs die Zahl 40 bei den Juden, Griechen und Römern eine runde Zahl gewesen, und bei den Morgenländern noch sei, und dafs daher auf sie in chronologischen Berechnungen nicht gebaut, und die Bestimmung des Alters Mosis nicht buchstäblich verstanden werden könne, welches schon daraus wahrscheinlich werde, weil sein Leben, wie das des Phönicischen Fürsten Arganthonius (Herodot I, 163) in drei Perioden von 40 Jahren abgetheilt sei: so findet Rec. für die hier gebrauchte Schlufsfolge, namentlich in Absicht des Alters Mosis, nicht den mindesten Grund. Die auffallende Abtheilung, die sich aus Apostelg. 7, 23. 2 Mos. 7, 7 und 5 Mos. 31, 2 erweist, ist darum noch so wenig fabelhaft oder ungewifs, als die anderwärts in der h. Schrift vorkommende, allerdings bedeutende Zahl 40, oder andere runde Zahlen, die zugleich wahre Zahlen sind. Hiernach müfsten viele biblische Zahlen schwankend werden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 203. u. 204.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1827.

Der Stern der Weisen. Untersuchungen über das Geburtsjahr Christi. Von Dr. Fr. Münter.

(Beschluſs.)

Nun geht die Abhandlung (S. 60 ff.) zu der Frage über: Wie stimmt das Jahr 747 nach Erbauung Roms, in dem jene Zusammenkunft der beiden obern und fast aller Planeten statt gefunden hat, mit den historischen Datis überein, die bisher den Untersuchungen über das Geburtsjahr unsers Herrn zum Grunde gelegt worden sind? Dieser Theil der Schrift verdient von Sachverständigen gewürdigt zu werden, und scheint dem Rec. wenigstens eine fleiſsige Forschung zu enthalten. Die Hauptsätze sind: 1. Christus ist vor dem Tode Herodis des Gr. geboren, nämlich vor dem J. Roms 750. 2. Christus ist gegen zwei Jahre vor dem Tode Herodis geboren, 3. Christus ward geboren, während der von Augustus befohlene Census bewerkstelligt ward; wobei sichs fragt: a) Welcher Census unter denen, die Augustus veranstaltete, ist der, von dem hier die Rede ist? b) Wer war der Cyrenius, den Lucas 2, 2 als Präses Syriä nennt? Die Antwort fällt dahin aus, daſs der Senator Publius Sulpicius Quirinius (im J. 742 Consul) obgleich im J. 747 noch nicht eigentlicher Statthalter in Syrien, doch als kaiserlicher Legat mit groſser Gewalt ausgerüstet dahin kam, und den Census vollzog; wobei (S. 94. Anm.) ἀπογραφὴ ἡ πρώτη buchstäblich und nicht mit Andern für προτέρα genommen wird. Und das Resultat in besonderm Bezug auf den Stern ist (S. 103): Die Magier sahen den Stern nach der geocentrischen Conjunction der Planeten vom Ausgange Mai's 747 bis um Weihnachten desselben Jahrs, da diese (Planeten) aus dem Zeichen der Fische in den Widder hinübergingen. Als sie nach Jerusalem kamen, sahen sie die Conjunction noch, und fanden das Kind in Bethlehem. S. 104: „Wir hätten also auf diese Weise das Jahr 747, und zwar die lezte Hälfte desselben, als das Geburtsjahr Christi ausgemittelt. Die Uebereinstimmung der historischen Daten mit den astronomischen scheint für die Richtigkeit des Resultats zu sprechen. Die Folge davon ist, daſs unsere gewöhnliche Zeitrechnung, die mit dem Jahre 753 anhebt, um sechs Jahre zu kurz seyn dürfte, und daſs wir anstatt 1827, 1833 schreiben müſsten etc.

Hierauf folgt eine Aufzählung der Zeitbestimmungen bei den ältesten Schriftstellern der christlichen Aere, und Allegate über die der spätern Gelehrten; zulezt eine Uebersicht der verschiedenen Meinungen über den Geburtstag Christi. Bekanntlich hat der gröſste Theil der Morgenländischen Kirche in den drei bis vier ersten Jahrhunderten den 6. Januar (Epiphania), die abendländische den 25 December gefeiert, „wahrscheinlich weil die Römer an diesem Tage die *Natales Invicti* der Wintersonnenwende, von der an die Tage wieder länger werden, feierten, und die Christen den Erlöser gerne mit der Sonne verglichen.“ Der Verf. findets dagegen nicht wahrscheinlich, daſs der Geburtstag des Herrn im Winter zu suchen sei, „wiewohl die lezte Conjunction der Planeten gerade in die Weihnachtszeit, oder nach Hrn. Prof. Pfaff's Berechnung in die ersten Tage des Januars fällt;“ eher möchten seiner Meinung nach Scaliger, Wagenseil und Lightfoot richtig gerathen haben, wenn sie ihn in den August, September oder Anfang Octobers verlegten. „Indessen, sagt er, ist und bleibt hier Alles Muthmaſsung; und selbst das Resultat unserer Untersuchungen über das Jahr, in welchem Christus geboren ward, darf auf keine völlige Gewiſsheit Anspruch machen.“

So viel Achtung nun diese Schrift von Seiten der Mühe historischer Forschung verdient, so kann doch Rec. mit der Ansicht des Verf. von dem, was der Stern der Weisen gewesen, unmöglich übereinstimmen. Es bleiben auch in der Zeitbestimmung mancherlei Dunkelheiten hiebei übrig, deren Sichtung aber unnöthig ist. Zugegeben, daſs die groſse Conjunction Jupiters und Saturns nebst der der übrigen Planeten um das Jahr der Ge-

Digitized by Google

burt Christi, und zwar im feurigen Trigon, sich ereignete (ein Umstand, über dessen Merkwürdigkeit oder die astrologische Meinung davon hier weiter nichts gesagt werden soll): so kann doch diese Erscheinung an sich, nach dem evangelischen Berichte, der Stern des Messias nicht gewesen seyn. Und hier haben wir einen Stern, den die Magier im Morgenland und (was nicht ausgeschlossen ist) bei seinem Aufgang oder ersten Hervortritt beobachtet hatten. Sie, mit dem übrigen gestirnten Himmel vertraut, erkannten diesen Stern für einen aufserordentlichen, ja für den, welcher den Gesalbten Israels, den König der Juden bedeute, eine Person, von deren Wichtigkeit für alle Völker sie offenbar Einsicht hatten, weil sie (Nichtjuden, s. oben) ihm sonst keine Huldigung dargebracht haben würden, und von dem sie aus ihrer hier nicht getadelten Wissenschaft wufsten, dafs eine solche kosmische Erscheinung ihn ankündigen könne oder werde. Dieser Stern, von dem es nach der Erzählung ungewifs ist, ob auch andere Augen ihn gesehen, oder vor und mit ihnen seine Bedeutung erkannt; dieser Stern, der so gewifs ein neu erschienener Stern seyn konnte, als wir seit Herschel und schon seit Kepler wissen, dafs auch natürliche Fixsterne neu entstehen und wieder verschwinden können — er verschwand, ihnen wirklich. Sie reisten nach Judäa; als sie daselbst durch ihre Anmeldung und Frage das Aufsehen erregt hatten, welches sie erregen sollten, und exegetische Antwort aus einem klaren prophetischen Text erhalten, zogen sie nach Bethlehem, und bestätigend ging der Wunderstern aufs Neue vor ihnen auf, und wurde ihnen ein genauer Wegweiser zu dem Ziele, das sie suchten. Auch jetzo scheint er wieder unsichtbar geworden zu seyn, wir lesen nichts weiter von ihm. Den Weisen wird nicht durch ihn, sondern durch einen Traum ihre unmittelbare Rückreise in ihr Land vorgezeichnet.

Rec. gesteht, dafs ihn auch erst jezt die wiederholte Betrachtung der Einfachheit des Worts völlig von aller Einmischung natürlicher oder gemeiner astronomischen Erklärungen abmahnt, welche er bei einem so dunkeln Gegenstande, an welchem nicht das ganze Heil hängt, einigermafsen zuzulassen geneigt war. Er konnte z. B. mit Andern für möglich halten, dafs es ein Comet gewesen (an sich ja ein räthselhaftes Ding), der in der Sonnennähe unsichtbar geworden. Aber wir bedürfen Alles dessen nicht, und die Sache wird klarer, wenigstens wortgemäfser, wenn wir von solchen Hypothesen abstehen, für die kein Fingerzeig vorliegt. Wir wissen viel zu wenig von dem, was auch in der Sichtbarkeit und ihren Kräften über uns ist, und verstehen von der Verbindung des Sichtbaren mit dem Unsichtbaren zu wenig. Wir haben auch die Wissenschaften des Alterthums (die durch ein weises Geschick fürerst andern Schulen Platz machen mufsten) noch keiner gehörigen Prüfung unterworfen, und urtheilen über sie nur aus ihrer spätern Verbildung. Ueber den Träumen unwissender Ueberlieferer sind wir ungeduldig geworden, und haben uns nicht die Zeit genommen, mit stiller Klugheit den Sinn dessen zu belauschen, was die von uns citirten Kinder ihren Vätern nachlallen. Wir halten uns für gelehrt durch die buchstäblichen Zeugnisse, die wir zusammentragen, aber nicht durch den Geist, welcher sich in ihnen verkörpert hat, und endlich zu Mifsgestalten ausgewachsen ist. Rec. hat auch für diese Einsicht (so weit sie zugelassen und nützlich seyn kann) ein treues Annehmen der Worte unserer Offenbarungs-Urkunde, und der nach ihrer eigenen Anleitung darin liegenden Winke, als das sicherste Hülfsmittel erkannt für ein reines Augenglas zur Beobachtung dessen, was durch die Zeit und durch den Raum (unsern Standpunkt in der Geschichte und in der Sichtbarkeit) von uns entfernt liegt; für ganz verwerflich aber die Uebertragung der verfälschten wissenschaftlichen Tradition des spätern Wahnglaubens auf die Bibel zum Behufe der Erläuterung ihrer Mittheilungen; gleich als wenn man auf das Glas Wolken malen wollte, um Sterne dadurch zu beobachten.

J. F. v. Meyer.

LXXXI.

Ueber den bürgerlichen Zustand Galliens um die Zeit der Fränkischen Eroberung. Gelesen in der feierlichen Versammlung der königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften am Ludwigstage 1827 *von Friedrich Roth.* Nürnberg, bei Carl Felsecker. 16 S. in 4.

In den Vorträgen unserer Akademieen der Wissenschaften ist einer eigenen Art von Beredsamkeit Raum gegeben, deren Charakter jedoch bei uns noch vielfach mifskannt, oder doch nicht gehörig beachtet zu werden pflegt. Die wissenschaftliche Mittheilung, welche

Digitized by Google

in solchen Verträgen statt findet, — denn dafs sie wissenschaftlich sei, gilt natürlich als erste Voraussetzung, — empfängt weitere Bedingnisse durch das Verhältnifs, in welchem die Akademieen selbst zu der übrigen Welt sich darstellen. Der sächliche Nutzen und Ertrag dieser gelehrten Anstalten, über deren Zweckmäfsigkeit überhaupt und Einrichtung insbesondere noch gar manche Fragen walten, mag nach den Umständen sehr verschieden ausfallen, bald in umfassenden Arbeiten fruchtreich hervortreten, bald auch neben blofs äufserlichem Bemühen in's Unscheinbare hinschwinden, immer bleibt den Akademieen, aufser dieser nächsten unmittelbar auf das wissenschaftliche gerichteten Beziehung, die ihnen mit vielen andern Anstalten und allen einzelnen Gelehrten gemeinsam ist, noch eine andere, ihrem Wesen unterscheidend angehörige Aufgabe, deren Vorstellung den Gründern solcher Vereine mehr oder minder klar gewifs immer vorgeschwebt hat. Diese Aufgabe kann keine andere seyn, als diese: die Wissenschaften mit der höhern Gesellschaft zu vermitteln, sowohl mit der allgemeinen, die durch Bildung überhaupt, als mit der besondern, die durch den Staat bestimmt wird. Auf diesem Boden hauptsächlich mögen die Akademieen sich begründet fühlen, an diesem festhalten; wollten sie ihn verläugnend ihre Bedeutung nur in der Wissenschaft allein suchen und aufstellen, so würde es mit dem Werthe der meisten bald sehr bedenklich aussehen, denn es ist offenbar, dafs die Pflege der Wissenschaften auch anderweitig gar wohl gedeiht, und die gröfsten Fortschritte und Umwandlungen dieser durch die Kraft einzelner glücklich begabter Geister geschehe. Wie grofse Namen eine Akademie auch in ihrer Liste führen, wie mächtige Wirkung von diesen Mitgliedern ausgehen mag, diese Namen und Wirkungen sind ein Gewinn, den sie nimmt, aber nicht einer, den sie verleiht, und als wahres Eigenthum kann ihr nur das angerechnet werden, was sie selbst als Gesellschaft, oder, in deren Kraft und Sinn, ihre Mitglieder als solche hervorbringen. Die reichsten Männer könnten noch immer die ärmste Gesellschaft bilden. In der That, die Ausbeute unserer Akademieen, als lediglich auf die Wissenschaft gerichteter Anstalten gedacht, darf Niemanden durch ihre Gröfse erschrecken. Ganz anders aber stellt sich das Verhältnifs, der Werth und die Wichtigkeit der Akademieen, wenn sie, wie auch sonst ihre augenblickliche Beschaffenheit seyn möge, als Vertreter der Wissenschaft selbst wieder auf die allgemeine Gesellschaft bezogen werden.

Wir nehmen hier diesen lezteren Bezug als durchaus nicht abzuweisen an, und sagen, indem wir zu dem Anfang unserer Bemerkungen zurückkehren, dafs für die behauptete Bestimmung, die Wissenschaften mit der höhern Gesellschaft zu vermitteln, eine eigene Art der Beredsamkeit einzutreten habe, als welche das wirksamste, vielleicht das einzige brauchbare Werkzeug solcher Vermittelung ist. Die Art der Beredsamkeit, welche hier erfordert wird, ergibt sich aus der Stellung selbst, in der sich der Redende befindet. Der Akademiker kann durch seinen Vortrag nicht überreden wollen, nicht blenden, nicht fortreifsen; da keine That, keine Entscheidung auf seine Rede zu folgen hat, so wäre jede solche Wirkung zwecklos, und die augenblickliche Befriedigung, welche dennoch darin gesucht werden könnte, würde durch die Folge, da Besinnung und Nachforschung jeden späteren Zugang offen haben, nur um so peinlicher gebüfst werden. Der Zweck des Vortrages ist mit dem Gegenstande genau verknüpft; es gilt Kenntnisse, Ansichten mitzutheilen, welche der Wahrheit dienen wollen, und nicht dem Scheine, nur Einsicht und Ueberzeugung können hier abseiten des Hörers als Gewinn dem Redner entgegenkommen. Daher darf die Beredsamkeit auf keine Weise den Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchung oder Darstellung überstrahlen; dieser Gegenstand mufs in seinem vollen Werthe hervortreten, an und für sich wissenschaftlich, und, wo von Gelehrten gesprochen wird, vorzugsweise dieser würdig seyn, nämlich neu oder neugefafst. Aber diese wissenschaftliche Forderung als befriedigt vorausgesezt, darf sogleich eine andere ihr Recht geltend machen, die allgemein gesellige, dafs der Vortrag für jede gebildete Theilnahme soviel als möglich klar und fafslich, dafs er im Sinne seiner geselligen Erscheinung für einen weiteren Kreis einladend und angenehm sei. Die Beredsamkeit wird hier eine ordnende, aufhellende Kunst, welche jedes Gegebene, welcher Art dieses auch an sich seyn möge, in gefällige Fassung bringt, selbst der Sprache der Schule, wo sie beibehalten wird, Würde und Anmuth mittheilt, und dabei gleichwohl diese Ausschmückung nie zur Hauptsache zu erheben sucht. Wer die strenge Wissenschaft rücksichtslos vorträgt, ist Lehrer, wer die Redekunst in ihrer Macht erscheinen läfst, mag in dieser als Virtuose gelten; zwischen beiden steht

Digitized by Google

der akademische Redner mitten inne, er hat den wissenschaftlichen Stoff als Künstler zu behandeln. Nur so läst sich eine eigenthümliche Vortragsweise für Akademieen annehmen, nur in dieser Verbindung ihre Zweckmäfsigkeit behaupten. Wenn die Wissenschaft hiebei nicht ihr schlagendstes Verdienst, ihre ganze Tapferkeit, könnte man sagen, wie auf dem ihr allein gehörigen Felde, darlegt, so wird ihr doch in dieser höchsten Sorgsamkeit, in diesem würdigsten Anstand, in dieser umsichtigsten Beachtung, eine nicht minder eindrucksvolle Erscheinung, als vergleichungsweise der Krieger darbietet, welcher im Schmucke des Sieges den Staub und das Blut des Kampfplatzes nicht mitführt. Ohne Zweifel ist hier, wo es die Vereinigung von zweien, nur allzu oft auseinander fliehenden Elementen gilt, eine zarte Linie zu halten, über welche hinaus das Richtige sogleich im Uebermafse schwindet, ein festes Gleichgewicht, das eben so Gehalt als Talent und Beides beherrschenden Geist erfordert, und so dürfte es allerdings, wie tüchtig auch sonst er sich bewähren möge, nicht jedem Gelehrten zustehen, ein Akademiker in solchem Sinne zu seyn!

Je seltener die Verbindung solcher Eigenschaften, von welcher in Französischer Sprache so zahlreiche Muster vorhanden, im Deutschen noch erscheint, desto mehr dürfen wir uns freuen, in einzelnen Beispielen die schönsten Leistungen dieser Art uns dennoch gegeben zu sehen. Im Gebiete der Naturbetrachtung sind uns seit längerer Zeit, und auch ganz neuerlich wieder, *Alexanders von Humboldt* akademische Vorträge leuchtende Vorbilder geworden, die Fülle des Wissens und die Schärfe der Einsicht ermangeln bei ihm nie der freien Anmuth und des fesselnden Reizes, welche aus belebtem Geiste jedem Stoffe sich mittheilen. Philologischen und philosophischen Gegenständen haben *Friedrich August Wolf* und *Wilhelm von Humboldt* die ganze Anziehungskraft geistreicher Behandlung in streng gehaltenen Mafsen zu verleihen gewufst. Im historischen Gebiete dürfen wir vor allen die vorliegende Rede von *Friedrich Roth* für musterhaft erklären, für eine wahre Bereicherung dieser Art Literatur bei uns.

Der Verfasser hat an einem gegebenen Tage, an einem höchst feierlichen, dem Geburts- und Namenstage des königlichen Beschützers der Akademie der Wissenschaften zu München, als Mitglied derselben einen Vortrag zu halten, der als ein wissenschaftlicher in dieser Feier wohl seine Veranlassung erkennen, nicht aber ebenso in ihr seinen bestimmten Gegenstand finden soll. Er wählt diesen dem Zwecke vollkommen angemessen; die Untersuchung und der Ueberblick allgemeiner Zustände und Verhältnisse, in welchen das Glück, die Eigenthümlichkeit und die Fortdauer der Völker sich bedingt, erscheinen höchst betrachtungswürdig für solchen Tag, an welchem in seinem Fürsten ein Volk seine eigenen Geschickesloose günstigst ersehen darf. So sezt der Verfasser durch Ernst und Gewicht der Sachen, die er vorträgt, sich mit dem Anlasse, der ihm geworden, gleich in gehörigen Bezug. Ohne Gepräng und Aufregung von Worten, einfach und zwanglos, aber gehalten und mafsvoll, ist seine Rede nur der wahre Ausdruck dessen, was er wirklich zu sagen hat. Schwung und Witz und Schlag, zu welchen die Anlagen in diesem geistreichen Vortrage sich vielfach vorhanden zeigen, sind gleichsam verarbeitet zu ebenmäfsigem Fortschritte. Die äufserste Enthaltsamkeit und Bescheidenheit des Redners erweist sich sogar in der Kürze des Ganzen, welches durch seinen Schlufs allzubald den Leser überrascht.

Was wir in Hinsicht des Vortrages loben, würden wir gleichwohl nicht preisen dürfen, wenn nur dieser zu preisen, nicht auch der Inhalt selbst von hohem wissenschaftlichem Werthe, von eigenthümlicher Begründung wäre. Der Redner handelt von dem bürgerlichen Zustande Galliens um die Zeit der Fränkischen Eroberung. Zwar haben Französische Schriftsteller diesen Vorwurf schon öfters mit Scharfsinn und nicht ohne Gründlichkeit bearbeitet. Unser Verfasser aber geht unabhängig von ihnen seinen eigenen Weg, indem er überall zu den Quellen selbst hinabsteigt. Aus dem Einzelnen zerstreuter Thatsachen, wie bündige Gelehrsamkeit sie ihm vollständig überliefert, erhebt er sich zu allgemeineren Ansichten, zu freien Geistesblicken. Nur so begründet können die lezteren, nur so benuzt die ersteren, dem Geschichtsforscher vollen Werth haben.

Das Verhältnifs überwundener Völker zu den Ueberwindern zu betrachten, war von jeher in der Geschichte von eigenem Reiz, aber auch von eigener Schwierigkeit. Meist Alles ist im Verlaufe der Zeit dunkel geworden in diesem Gebiete langsamer, stiller Einflüsse und Wirkungen, und der Scharfsinn des Forschers mufs dieses Dunkel sowohl, als auch die plötzlichen Blendungen, die dennoch hindurchstreifen, erst überwinden, um zu sicherer, gleichmäfsiger Anschauung zu gelangen. Die wich-

Digitized by Google

tigsten Fragen erwarten von dieser ihre Lösung, die höchsten Anliegen der Gegenwart ziehen oft ihre tiefsten Lebensfäden aus jenem Dunkel ferner Vergangenheit. Das Verhältnifs der Gallier und Franken ist in solchem Bezuge besonders wichtig. Noch in neuester Zeit hat man in Frankreich jene beiden Nationen sondern und einander feindlich entgegensetzen wollen, um Vorzüge oder Gehässiges, je nachdem die Parteimeinung es bezielte, an diesen Unterschied zu ketten. Die Geschichte, indem sie die Thatsachen bewahrt, und die darauf begründeten Ansichten darstellt, weist die falschen Waffen, mit denen man streiten will, zurück; sie erscheint, so oft man sie dazu beruft, mäfsigend und versöhnend für die Gegenwart. Aber sie bedarf reiner Hände zu ihrem Dienste; von falschen mifsbraucht und mifshandelt, entzündet sie nur noch mehr die Flammen der Leidenschaften, wilder Begierden und Ansprüche. Darum ist ächte Geschichtschreibung ein hoher Besitz für eine Nation, welche darin gereinigt, gestärkt, in sich selbst versöhnt wird; und wenn wir auch solche Geschichtschreibung bis jezt nur bruchstückweise haben, so ist doch in reichem Maafse der Sinn wach, der ihrer als eines Ganzen begehrt, der sie erstrebt, und vielleicht auch haben wir bereits, und gerade in unserm Verfasser, das auserwählte Talent, dem gegeben seyn könnte, solch ein Werk zu liefern. —

Der Verfasser glaubt, dafs plötzliche, durchgreifende Umwandlungen in der Geschichte selten sind, mancher schroffe Gegensatz bei genauerer Betrachtung als unschwieriger Uebergang, selbst manche Zerstörung als blofse Umgestaltung erscheine. Gegen die gewöhnliche Meinung, die an den Untergang des Weströmischen Reiches eine Umwälzung aller gesellschaftlichen Verhältnisse knüpft, und namentlich die Franken Chlodwigs für zermalmende Neuerer halten will, stellt er die Behauptung auf, dafs die Franken dem eroberten Gallien weit weniger Mitgebrachtes aufgedrungen, als dort Angetroffenes angenommen und behalten haben. Die Betrachtung des bürgerlichen Zustandes von Gallien vor und nach der Eroberung gibt dieser Ansicht überall Bestätigung. Die Verfassung Galliens, wie sie vor den Römern war, geht aus Cäsar's Nachrichten deutlich genug hervor. Die Lage des Volks war schlecht genug, um unter der Römischen Herrschaft eher zu gewinnen, als zu verlieren; ein neues Gemeinwesen entstand, doch aus diesem selbst entwickelte sich bald wieder die alte Unterdrückung, welche die Vornehmen gegen ihre geringeren Volksgenossen ausübten, die Gallisch gewordenen Römer selbst entgingen diesem Unheil nicht, die Freien verschwanden mehr und mehr, die Bagauda, „der gallische Bundschuh," in welchem die Unterdrückten zur Gewalt ihre Zuflucht nahmen, wurde besiegt, Adel und Geistlichkeit herrschten allein, der Mittelstand verlor sich in Gallien wie in dem Römischen Reiche überhaupt, „dessen grausenvoller Untergang vorzüglich diesem Uebel zuzuschreiben ist." (Der Verfasser bringt hiebei aus einer Rede „des grofsen Mannes, welchen die Welt jezt betrauert," die daselbst angeführten Verse in Erinnerung;

But a bold peasantry, their country's pride,
When once destroy'd, can never be supplied.)

Dieser Zustand nun, unter welchem Gallien seufzte, blieb unter und nach der Eroberung durch die Franken im Wesentlichen derselbe. Wie die Gallier, theilten auch die Franken sich in zwei Hauptstände, die Vornehmen herrschten, die Geringen wurden unfrei. Der Unterschied der beiden Völker schwand allmälig, der Unterschied der beiden Stände trat an die Stelle, und der arme Franke wurde dem armen Gallier gleich. War irgend ein Uebergewicht auf Seiten des einen Volkes, so war es auf Seiten der Gallier; gegen die Römer hatte das ursprüngliche Volk seine Sprache eingebüfst, gegen die Franken wurde die Römische Mundart behauptet, und Französisch heifst nicht die eigene, sondern die in Gallien angenommene Sprache der Franken. So haben die Franken sich in den Galliern, nicht diese sich unter jenen, verloren, und ein grofser Theil der Sieger zugleich die ursprüngliche Freiheit, während ein Theil der Besiegten zur Herrschaft auch über sie gelangte. Das Lehnswesen änderte diesen Zustand nicht, es liefs Herrschende und Unfreie einander scharf gegenübergestellt. Erst in späterer Zeit erhoben weise Könige die Freiheit der Städte, doch das Landvolk vermochte nicht in gleicher Art zu freiem Grundbesitze wieder zu gelangen. „Wie viel anders diese Verhältnisse, sagt der Verfasser, sich in Deutschland würden ausgebildet haben, wären nicht vierhundert Jahre lang *die mit Galliern vermischten Franken* das herrschende Volk gewesen, ist an England zu sehen, wo den gemeinen Freien selbst die Normännische Eroberung nicht hat ausrotten können. Allerdings war schon in Deutschland, wie es Tacitus kannte, Leibeigenschaft;

Digitized by Google

allein höchst wahrscheinlich war die Zahl der Unfreien, welche Land für einen Herrn bauten, nicht grofs, und von den gemeinen Freien weit überwogen. Ueber Bayern, Schwaben, Franken und Westphalen kam mit der Fränkischen Herrschaft, was diese in Gallien angetroffen und sich angeeignet hatte, Ueberwältigung der Freiheit der Gemeinen, obwohl so durchgehends nicht, als bei den Franzosen."

Diese Ansichten erheben sich gleichsam auf einen Unterbau von gelehrten Beweisstellen, Forschungen, Berichtigungen, die auch in diesem Theile der geschichtlichen Arbeit, ein scharfes, festes Ersehen des Richtigen, ein sicheres Verbinden des Zusammengehörigen, und ein fruchtbares Anwenden des Gefundenen kund geben. Was er in dieser Hinsicht, und wieder in aller Kürze, geleistet, ist um so wichtiger, als wir über diesen ganzen Gegenstand bei andern Schriftstellern, welche billig darüber nicht schweigen durften, fast aller Auskunft entbehren müssen. Wie gering ist in diesem Bezuge *Sismondi!* Und auch neuere Deutsche Historiker lassen uns nur beklagen, wie wenig man auf der Bahn des trefflichen, zwar nicht unfehlbaren, aber stets sinnvollen und sorgsamen *Möser* fortgeschritten ist! Freilich bedarf es dazu ganz andern Vermögens an Kenntnissen und Geist, als zum blofsen Anhäufen und Wiederanhäufen von (nicht einmal immer genau) zusammencitirten, aber sonst unverbundener Einzelheiten. —

Sollten wir den Betrachtungen unseres Verfassers noch etwas hinzufügen, so wäre es die Bemerkung, welche nicht gegen seine Ansichten gerichtet ist, wohl aber neben denselben ihre Stelle finden möchte, dafs in dem erörterten Verhältnisse der Gallier und Franken, welches wir so annehmen, wie der Verfasser es darstellt, doch nun auch nicht zu übersehen ist, dafs nach der Eroberung, wie sehr auch der Gallisch-Romanische Stoff überwiegend geblieben, doch die ganze Mischung ein neues Princip erhalten, und Volk, Staat, Sitte, und selbst die Sprache, wie sehr auch in dieser leztern das alte Material vorherrscht, formal diesem neuen Principe gefolgt sind. Die Gallier wirkten stärker ein, doch immer als Besiegte, die Franken schwächer, doch als Sieger.

Der Verfasser sagt zulezt: „Auch in Deutschland ist diese Freiheit gerade da, wo unsere Vorfahren sie am meisten bedroht glaubten, in Städten, frühe wieder aufgekommen; aber die Unfreiheit des Landvolkes, obgleich viel gemildert, hat in den meisten Ländern fortgedauert. Stadt und Land wieder gleich zu stellen, den Bauern zum Bürger zu erheben, war der neuesten Zeit vorbehalten. In jener Erstorbenheit des Denkens und Verdorbenheit des Wissens, die dem Umsturze der Römischen Weltherrschaft nicht erst gefolgt, sondern vorangegangen ist, wo Gesetz, Regierung, Staat, Vaterland, Gemeinwohl darniederlag, verkam auch die gemeine Freiheit. Die Wiederkehr der Alles prüfenden und beleuchtenden Wissenschaft hat sie wieder aufgerichtet; jeder grofse Fortschritt derselben hat sie gefördert und gestärkt. Wege sind eröffnet, ebenso entfernt von eingebildeter und, könnte sie erreicht werden, verderblicher Gleichheit, als von einer alle Einheit hindernden, alles Wachsthum hemmenden Ungleichheit; ausgehend von Einsicht und Besinnung, nicht von Leidenschaft und Vorurtheil; abzielend nicht auf Zertrümmerung und Zerstreuung, sondern auf Abtheilung und Verbindung. Diefs ist die Bahn des Ruhmes, der königlich zu heifsen vor jedem andern verdient; die Bahn, auf welcher alle Ordner der Völker zur Unsterblichkeit gegangen sind; die Bahn, worauf den König, dessen Tag wir feiern, das Geschick, mehr noch sein eigener hoher Geist ruft." — Und indem sie solchergestalt, einfach und edel in ihrem Lobpreise, die Feier des Tages berührt, findet die schöne Rede ihren angemessenen, so gehaltvollen als würdigen Schlufs.

H. A. Varnhagen von Ense.

LXXXII.

Manuscrit de 1812, *contenant le précis des événemens de cette année, pour servir à l'histoire de l'empereur Napoléon; par le baron Fain, son secrétaire-archiviste à cette époque.* Paris, 1827. 2 vol. 8.

Nach dem Titel der vorliegenden Schrift erwartet man eine Erzählung der Begebenheiten jenes denkwürdigen Jahres, niedergeschrieben nach Mafsgabe, wie sie sich zutrugen, und unterstüzt von interessanten Actenstücken, die in Folge der Stellung des Verfassers zu seiner Kenntnifs kommen mufsten, oder deren Mittheilung mit Leichtigkeit von ihm erlangt werden konnte. Dagegen erhalten wir eine, so ziemlich ihrer ganzen Verzweigung nach, geordnete Geschichte des Feldzuges,

Digitized by Google

in der Regel übersichtlich gefafst, zuweilen aber auch mit einer Art Detail von Stellungen, Märschen und Anordnungen ausgestattet, und diese Geschichte nach mehreren, um nicht zu sagen nach allen Schriften, die über jenen Feldzug bereits erschienen sind, bearbeitet. — Durch diese, dem Titel nicht entsprechende Form hat der Verfasser, gewifs seiner Ansicht entgegen, statt das Interesse seines Buches zu erhöhen, es im Gegentheil geschwächt; denn diejenigen Leser, die einen wissenschaftlichen Vortrag in einer Kriegsgeschichte verlangen, müssen nothwendig in den Schriften von Chambray und Butturlin eine Befriedigung ganz anderer Art finden, so wie diejenigen, die einer lebhaften Darstellung der Begebenheiten den Vorzug geben, von Ségur's Geschichte der grofsen Armee und Rapp's Memoiren sich bei Weitem mehr angezogen finden werden; — trotz dieser Art Fehlgriff bleibt jedoch das Werk immer von hohem Interesse durch die Sammlung von Actenstücken, die es enthält, welche, aufser mehreren diplomatischen Noten, die sich auf den Ausbruch des Krieges beziehen, in zahlreichen Fragmenten der Correspondenz des militärischen Cabinets Napoleon's bestehen. Diese Actenstücke machen mehr als den dritten Theil des Buches aus und enthalten allein über achtzig Briefe Napoleon's; das Interesse, welches sie einflöfsen, besteht weniger in einer neuen Ansicht der Dinge, die man durch unbekannte Aufschlüsse gewönne; denn die meisten dienen nur zur Bestätigung dessen, was schon bekannt war, sondern es besteht vielmehr darin, dafs man durch sie an Napoleon gleichsam näher herangeführt wird, man sieht ihn überlegen, abwägen, anordnen, sieht, mit welcher Thätigkeit und Vorsorge er die ganze riesenhafte Unternehmung in allen ihren Richtungen umfafst, und mit welcher geistigen Ueberlegenheit er Schweres und Leichtes behandelt.

Uebrigens läfst sich nicht daran zweifeln, dafs der Ursprung des Werkes nicht wirklich ein Manuscript aus jener Zeit sei; denn man kann den Gang eines Tagebuches an sehr vielen Stellen deutlich erkennen; ja es scheint selbst, als wenn der Verfasser geschwankt habe, ob er uns ein Tagebuch oder eine Geschichte geben wolle; die Form, die er nämlich gewählt, ist nicht correct, indem seine Erzählung, und oft in sehr schnellen Abwechselungen, bald den Charakter des Erlebten, Gegenwärtigen, bald den des Vergangenen, Erforschten trägt. Bei Allem dem müssen wir es dem Verfasser Dank wissen, dafs er die Fäden, womit er die Fragmente, die er selbst liefern konnte, zu einem Ganzen vereinigte, treu und ehrlich nachweist. Wenn der Fleifs, den er angewandt hat, um selber eine richtige Ansicht der Begebenheiten zu gewinnen und seinem Gemälde Rundung zu geben, gewifs lobenswerth ist, so wäre es doch für das Publicum vielleicht interessanter gewesen, die mit den Begebenheiten sich gleichzeitig entwickelnden Ansichten eines geistreichen Mannes wie Baron Fain, kennen zu lernen, als die nach einem Zeitraume von vierzehn Jahren berichtigte Ansicht desselben.

Die meisten Feldzüge Napoleon's, seine glücklichen wie seine unglücklichen, tragen einen grofsen Gesammt-Charakter an sich; fast jeder stellt sich wie ein geschlossenes Ganzes dar, einem erhabenen Drama gleich, wo der Zuschauer durch rasch auf einander folgende Entwickelungen fortwährend in Spannung gehalten, einer imposanten Schlufsscene entgegengeführt wird; und es ist gewifs, dafs Feldzüge in diesem Style das Interesse der Kriegswissenschaft so wohl, wie der Geschichte ungleich mehr in Anspruch nehmen, als Kämpfe mit wiederholtem Wellenschlage, mit einem Auf- und Ab des Glücks und der Geschicklichkeit. Unter den Feldzügen jener Art zählt der von 1812 in erster Reihe. Es galt die Herrschaft von Europa; zwei bis dahin befreundete Fürsten zerfallen, und führen unermefsliche Schaaren ins Feld; Napoleon überrascht, verfolgt, schlägt; die eroberte Hauptstadt geht in Flammen auf, und der Sieger steht in einer Wüste auf Aschenhaufen; das Schicksal zwingt ihn zurück, und Alles, Ruhm und Heer, gehen durch Verfolgung und Hunger und Clima in Trümmer; erdrückt zu werden im Begriff und nach menschlicher Wahrscheinlichkeit mit allen ihn umgebenden Grofsen dem Untergange geweiht, entkommt er zulezt durch Besonnenheit, List, und durch eine denkwürdige Waffenthat. Das ist die ohngefähre Skizze des Feldzuges.

In einer Beschreibung eines jeden Krieges gibt es gewisse Momente, auf die sich das Interesse des Lesers vorzugsweise niederläfst, und diese Momente sind solche, die entweder eine Begebenheit runden und in ihrer Gesammtheit überschauen machen, oder die den Anfang zu einer neuen bezeichnen; Alles, was zwischen jenen Momenten liegt, ist von untergeordnetem Interesse. Wenn wir eine neue Schrift über irgend einen Krieg, und so über diesen, in die Hand nehmen, so wird unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise auf jene Entwickelungs-

Digitized by Google

oder Vollendungsmomente sich richten, die unser Interesse schon im Voraus in Anspruch genommen hatten, und wir werden das Verdienst eines Schriftstellers nach dem Grade abmessen, wie er unsere Anforderungen Hinsichts jener Momente befriedigt, indem er uns entweder neue Aufschlüsse gewährt, oder insofern wir die Geschichte noch gar nicht kennen, wie er die Ereignisse auf eine verständliche und klare Art gruppirt, und das unserer Aufmerksamkeit Würdige genügend heraushebt. Indem wir der so eben entworfenen Skizze des Feldzuges folgen, wollen wir bei den Hauptmomenten derselben verweilen, und sehen, welche Ausbeute wir in deren Bezeichnung beim Baron Fain finden.

Wie und wodurch es zwischen Alexander und Napoleon zum Bruche kam, die in Tilsit und Erfurt ein Band gegenseitigen Wohlwollens verknüpft zu haben schienen, ist die erste interessante Frage, die sich darbietet. Fain gibt uns hier im ersten Abschnitte Fragmente der diplomatischen Correspondenz mehrerer Höfe, die zum Theil schon bekannt waren; und wovon die neuen uns auch eben nicht mehr sagen, als wir schon wufsten, dafs nämlich eine Spannung zwischen Rufsland und Frankreich eingetreten war, die indefs sehr gut durch Unterhandlungen beigelegt werden konnte, da die Unversöhnlichkeit dieser Mächte durch nichts bewiesen war. Nach Fains Ansicht, die er durch manche Aeufserungen Napoleons unterstüzt, hatte sich etwas Feindseliges in dem Gemüthe Alexanders gegen Napoleon entwickelt; wodurch diefs veranlafst worden, weifs er nicht, er vermuthet nur; bald sind es die Einflüsterungen Englands, bald irgend eine Verletzung der Persönlichkeit, und hier dehnt er das Feld seiner Vermuthungen sogar bis auf den plötzlichen Fall von Speransky aus. So bleiben wir denn am Ende auf das Factum, den Ausbruch des Krieges verwiesen, wie wir es schon waren, und werden nur in der Vermuthung bestärkt, dafs beide Herrscher im Gefühle des Zwangszustandes von Europa es wohl einsahen, dafs eine Krisis über kurz oder lang eintreten müsse. Wenn aber einmal der Gedanke einer Krisis gefafst war, und Rufsland dieselbe in der Besitznahme von Oldenburg, der Hansestädte, von Schwedischpommern, und in der ins unabsehbare sich verlängernden Occupation Preufsens herannahen sah, so wie seiner Seits Napoleon in der mangelhaften Ausführung des Continentalsystems und in dem verlezten Interesse der Russischen Grofsen als Land-Eigenthümer, so wie der Kaufmannschaft, sie als bevorstehend betrachtete, so mufsten der Natur der Sache nach von beiden Seiten Rüstungen eintreten; aus diesen Rüstungen mufsten Explicationen hervorgehen, und da bei Explicationen solcher Art die Staatsinteressen immer die Wortführer sind, diese Interessen aber der Gestaltung der Dinge nach nicht wohl beschwichtigt werden konnten, indem Napoleon entweder sein System gegen England aufgeben, oder Rufsland dasselbe aufrichtig durchführend, sich selbst immer neue Wunden schlagen mufste, so scheint der Krieg früh oder spät unausweichlich gewesen zu seyn; dafs es so schnell zum Kriege kam, und nicht noch vorher alle Macht und Freiheit der Unterhandlungen erschöpft wurden, lag wohl nur an dem ungestümen Charakter Napoleons.

Das nächste wichtige Ereignifs des Feldzuges ist die Ueberraschung der Russischen Armee durch Napoleon, in ihren Ursachen weder von Fain noch von irgend Jemand anders genügend dargestellt. Man bemerkt hier in der Kriegsgeschichte eine Lücke, und fühlt, dafs etwas Unverstandenes und Unerklärtes in der ganzen Begebenheit sei; denn, sagt man sich, wie kann eine grofse Armee, die schon seit geraumer Zeit auf einer nicht sehr ausgedehnten Gränze versammelt ist, die den Krieg erwartet und von erprobten und geschickten Generalen commandirt wird, wie kann diese von einer andern Armee, die über fünfzig Meilen weit her ihren Anlauf nimmt, dergestallt überfallen werden, dafs ihre Hauptabtheilungen erst sechzig Meilen rückwärts sich vereinigen können, und auch dieses nur mit genauer Noth und begünstigt durch den Fehler der Gegner? Nur die strafbarste Fahrlässigkeit oder gänzlicher Zweifel an dem Ausbruche des Kriegs können so etwas erklären, und wenn keins von diesen beiden statt fand, wie es denn auch wirklich der Fall war, so mufs in irgend etwas zur Zeit noch Unbekanntem der wahre Aufschlufs liegen. Dieser Aufschlufs nun geht vielleicht aus nachstehenden Mittheilungen hervor, die der verstorbene General von Phull *) mehreren seiner Freunde gemacht hat, und die ich so kurz wie möglich zusammenzufassen versuchen will.

(Beschlufs folgt.)

*) Der General von Phull trat im Jahre 1807 in Russische Dienste, und gehörte bis zum Jahre 1812 zur nächsten Umgebung des Kaisers.

Digitized by Google

Nro. 205. u. 206.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1827.

Manuscrit de 1812, *contenant le précis des évènemens de cette année, pour servir à l'histoire de l'empereur Napoléon; par le baron Fain.*

(Beschluſs.)

Der General von Phull stand seit mehreren Jahren dem Kaiser in seinen militärischen Studien mit gutem Rathe zur Seite, und genoſs das volle Vertrauen seines Herrn. Als ein Bruch mit Frankreich in die Wahrscheinlichkeits-Rechnung des Kabinets aufgenommen worden war, entwarf der Kaiser gemeinschaftlich mit dem General von Phull den Kriegsplan; angenommen ward: erstens die Französische Armee wird Anfangs zahlreicher seyn als die Russische, zweitens Napoleon wird der Angreifende seyn und eine Schlacht suchen; und drittens es ist kein Feldherr da, der ihm am Tage der Schlacht gewachsen wäre. Es muſs daher die Defensive gewählt und der günstige Moment, zum Angriffe überzugehen, abgewartet werden. Demnach werden zwei Armeen seyn, eine unter Barclay, die andere unter Bagrathion. Der Kaiser hat die Oberleitung. Beide Armeen versammeln sich in Litthauen. Die Verpflegungs- und Ergänzungs-Linie der ersteren geht über Drissa in die nordöstlichen, die der zweiten über Bobruisk in die südöstlichen Provinzen. Bei Drissa auf beiden Seiten der Düna wird ein verschanztes Lager der stärksten Art seyn, drei Reihen Redouten, Laufgräben, Vorräthe aller Art; und ein ähnliches bei Bobruisk, einer Stadt, die schon an und für sich fest ist; sobald Napoleon den Niemen überschreitet, geht jede Armee nach ihrem verschanzten Lager zurück. Bei gewaltsamen Angriffen scheiternd wird Napoleon bald irgend eine beobachtende Stellung nehmen, und um zu leben mit einem groſsen Theile der Armee sich über einen weiten Strich Landes ausbreiten müssen. Dieser Zeitpunkt wird wahrgenommen und zum Angriff unsererseits benuzt; hat der Feind seine Kräfte von Neuem vereinigt, so nimmt uns das verschanzte Lager wieder auf. Dieses Spiel wird unaufhörlich wiederholt bei Drissa wie bei Bobruisk, und sollte sich die feindliche Hauptmacht gegen einen dieser beiden Punkte vorzugsweise wenden, dann erhält die Armee des andern Punktes um so freiern Spielraum, ihren Angriffen Nachdruck zu geben. Auf diese Art hin und hergezerrt, durch Märsche ermüdet, durch Gefechte geschwächt, durch Hunger und Entbehrung aller Art gequält, werden die feindlichen Armeen ihrer Zahl und Haltung nach bald den Russischen nachstehen, die sich mit jedem Tage verstärken, und so wird jenen am Ende nichts übrig bleiben, als gegen den Winter das Russische Gebiet wieder zu verlassen. Der Kaiser theilte diesen Plan Niemandem mit, aber alle Vorbereitungen wurden in dem Sinne getroffen. Phull, der ganz isolirt da stand, bei Hofe sowohl als bei der Armee, konnte wohl den Gedanken zu einer Operation hergeben, da er aber überhaupt nicht der Mann praktischer Thätigkeit war, so vermochte er hier, als Fremder, noch weniger zur Ausführung beizutragen; woher es denn kam, daſs die Anstalten bei Drissa als dem eigentlichen Angelpunkte des ganzen zukünftigen Krieges, keineswegs dem Entwurfe entsprachen. Der Kaiser kam nach Wilna, die Franzosen waren im Anzuge; der Kriegsplan ward jezt den Generalen entwickelt, und fand auf der Stelle den lebhaftesten Widerspruch, Niemand wollte etwas vom Rückzuge wissen, Vereinigung der Armeen, hieſs es, und bei Wilna schlagen, ja selbst unvereinigt, Wilna nicht ohne Schlacht Preis geben. Der Kaiser hatte das nicht erwartet, und ward wankend; in diesem Augenblick überschritt Napoleon den Niemen; das Unthunliche, noch getrennt zu schlagen, war zu einleuchtend, ja selbst die Barclay'sche Armee konnte nicht mehr, weder bei Wilna, noch rückwärts bei Swenziani vereinigt werden, und so zog Alles gegen Drissa; Befestigungen und Verpflegungsmittel waren hier unvollkommen, aber auch ohne dieſs war der ursprüngliche Plan schon aufgegeben;

Digitized by Google

rückwärts ein Vereinigungspunkt mit Bagrathion war das nächste Operationsziel. Der Kaiser verliefs die Armee, und gieng nach Moskau. — General von Phull, Alles nach Drissa in Bewegung erblickend, dachte noch immer an die Durchführung seines Plans; auf einmal sieht er, der sonst von jeder Bewegung der Truppen durch den Kaiser selbst unterrichtet ward, die Armee eiligst, er weifs nicht wohin, abmarschiren, und hört: der Kaiser sei abgereist ohne irgend eine Benachrichtigung noch Befehl für ihn zurückgelassen zu haben; allein, von seinem einzigen Beschützer verlassen, und dem Verdachte der Verrätherei Preis gegeben, sieht er auf der Stelle, wo er Ruhm und Dank zu finden dachte, den Plan, der seine ganze Seele seit Jahren her erfüllt hatte, in Trümmer gehen. Dem Schmerz fast erliegend begab er sich nach Petersburg, und lebte dort in der tiefsten Zurückgezogenheit, bis nach dem Frieden der Kaiser seinem Verdienste volle Gerechtigkeit widerfahren liefs, und ihn zum Gesandten im Haag ernannte. Hiernach liefse sich nun die Ueberraschung der Russischen Armee eben so vollkommen erklären, als die allgemein verbreitete Meinung von dem vorausberechneten Plane des Rückzuges und des Verlockens in die Wüsteneien des innern Rufslands. Die Ueberraschung wie der Rückzug waren die natürlichen Folgen von Umständen, die Niemand vorhergesehen hatte; denn der wirkliche Rückzug hatte mit dem Plan des Generals von Phull nicht das Geringste gemein. Und in der That, durfte man wohl vernünftiger Weise Litthauen ohne Kampf Preis geben, da jeder Schritt in dieser Provinz vorwärts, Napoleons Kräfte vermehrte, indem es ihm neue Alliirte zuführte? In politischer Hinsicht war jeder freiwillige Rückzug gewifs ein grofser Fehler, in rein militärischer Beziehung konnte er allenfalls gerechtfertigt werden; ob der Plan des General Phull's seinem Zwecke entsprochen haben würde, ist hier nicht der Ort zu untersuchen. —

Der dritte Hauptmoment des Feldzuges ist die Vereinigung der Russischen Armee bei Smolensk, und man kann nicht umhin, sich die Frage aufzuwerfen, wie diese Vereinigung schon so bald möglich gewesen. Fain wiederholt die schon bekannten Aufschlüsse; nämlich Hieronymus Bonaparte's Unfähigkeit, und zum Theil Davoust's Langsamkeit. Davoust mufste später noch öfters von Napoleon die Kühnheit Murat's loben hören, wenn er sich über des leztern blindes Angreifen, und seine die besten Truppen hinopfernde Vermessenheit beschwerte. Aus dieser Vereinigung aber, so wie aus der verfehlten Zersprengung der Russischen Armee bei Valutina kann man indefs weniger dem Hieronymus, Davoust und Junot einen Vorwurf machen, als vielmehr Napoleon selbst, trotz der Vortrefflichkeit seiner Dispositionen; denn es ist klar, dafs er die Rollen zur Ausführung seines Manövers nicht so vertheilt hatte, wie es den persönlichen Eigenschaften seiner Generale angemessen gewesen wäre. Beim Verfolgen und Zuvorkommen gilt es Kühnheit und Unermüdlichkeit, nicht Vorsicht und Unentschlossenheit, wie die genannten Generale sie hier zeigten; Aehnliches rettete bald darauf Napoleon auf seinem Rückzuge. — Der Oberfeldherr kann wohl für einen gegebenen Fall seine Einsicht übertragen, seine Persönlichkeit aber übertragen, kann er nicht, und doch nur der Charakter und die Persönlichkeit sind im Kriege die eigentlichen Macher und Vollbringer. Defswegen kann man nicht Alles von jedem verlangen, und ein Heer oder irgend eine Truppenabtheilung überhaupt, ist nur dann erst gut organisirt zu nennen, wenn der Anführer die geistigen und moralischen Eigenschaften der übrigen Führer kennt, und jeden dieser Kenntnifs gemäfs gebraucht. Napoleon, der in der Anwendung dieser Maximen ein so vollkommener Meister war, hatte sie hier, vielleicht aus andern Rücksichten, aufser Acht gelassen; er hat es aber schwer gebüfst.

Nach der Ankunft Napoleons in Witepsk hörte die Verfolgung der Barclayschen Armee auf, und es trat ein vierzehntägiger Stillstand ein, der sich selbst nach der Einnahme von Smolensk noch etwas fortzusetzen schien. Napoleon, darin stimmen alle Schriftsteller überein, war unschlüssig, ob er seine Verfolgung weiter treiben, oder hier endigen sollte. Fain schildert diesen Zustand der Unschlüssigkeit lange nicht so gewaltsam, wie Ségur; bestätigt ihn aber im Ganzen durchaus, so dafs man beinahe glauben möchte, diese Unentschiedenheit würde noch länger gedauert haben, hätte ihr der Feind nicht selbst ein Ende gemacht, zuerst, durch den Angriffsmarsch gegen Witepsk, dem Napoleon durch die höchst geschickte Umgehung nach Smolensk begegnete, und dann durch das hartnäckige Treffen bei Valutina.

Der vierte Hauptmoment des Feldzuges ist die Schlacht. Den weniger entscheidenden Charakter der-

Digitized by Google

selben in Vergleich zu den frühern Schlachten Napoleons mifst Ségur einer krankhaften Abspannung des Kaisers, die ihn Tages zuvor befallen habe, bei. Gourgaud widerspricht dem gerade zu; Fain klärt die Sache auf, er sagt nämlich, als der Kaiser nach der Schlacht in der für ihn zubereiteten Wohnung kaum eingetroffen war, wollte er die seit fünf Tagen unterbrochene Arbeit des Kabinets wieder aufnehmen; seine Stimme war jedoch so völlig erloschen, dafs er weder dictiren noch überhaupt nur reden konnte; es war diefs die Folge eines starken Schnupfens, der durch die lezten kalten Nächte, die der Kaiser unter dem Zelte zugebracht hatte, bedeutend schlimmer geworden war. Hiernach nun hat Ségur insoweit nicht unrecht, dafs er sagt: Napoleon sei unwohl gewesen; denn er hatte wirklich den Schnupfen, defswegen aber war noch nicht seine Combinationskraft geschwächt, seine Seele nicht krank; auch ein weniger elastischer Geist, als der Napoleon's, würde unter solch einer Anregung, wie die bevorstehende Schlacht, ein gröfseres Uebel überwunden haben, als den Schnupfen. Die ganze Begebenheit erscheint übrigens sehr einfach, der Bewegung nach die Schlacht gewonnen; um sie zur Niederlage zu machen, hätte Napoleon die Garden ins Gefecht führen und sie vielleicht einem harten Verlust aussetzen müssen, was er nicht wollte, und diefs auch geradezu erklärte; wer mag ihn darum tadeln! Eine Niederlage wäre für die Russen noch nicht der Untergang aller Dinge gewesen; dagegen würden die Opfer, wodurch Napoleon sie erkauft hätte, das Gelingen seiner weitern Unternehmungen unfehlbar mehr ins Zweifelhafte gestellt haben.

Ich kann nicht umhin, in Bezug auf die Schlacht eines Umstandes zu erwähnen, den wir in allen Schriften über diesen Feldzug vermissen, eines Umstandes, der auf den Gang der Schlacht ohne Zweifel den entschiedendsten Einflufs hatte, und sie für die Russen weniger verderblich machte; dieser Umstand war, nach meiner Meinung, das grofsmüthige Verweilen des Generals Barclay bei der Armee. Barclay als ältester General kommandirte nach der Vereinigung mit Bagrathion das Ganze; er war ein Fremder seiner Geburt nach, der fortgesezte Rückzug hatte Murren bei der Armee und bei der Nation erregt, Bagrathion selbst gehorchte nur widerstrebend. Ein Russe zum Führer, war das Geschrei der Nation; der Kaiser rief Barclay ab, und schickte Kutusoff. Dieser kam wenige Tage vor der Schlacht; Barclay war gekränkt; weniger edelmüthig, hätte er die Armee verlassen, und hätte seinen Nachfolger der Verwirrung neuer Verhältnisse Preis gegeben, in einem Augenblicke, wo Alles auf dem Spiele stand. Barclay blieb, und leitete die Schlacht; mit welcher Einsicht, Thätigheit und Tapferkeit, ist bekannt genug; wenn schon verloren, dürfen die Russen mit Stolz auf sie hinblicken.

Das Kapitel Moskau ist eines der interessantesten des vorliegenden Werkes; es enthält eine Menge Befehle Napoleons für alle Verwaltungszweige der Armee, so wie für Alles, was die Operationen auf dem ganzen Kriegsschauplatze betraf; sie zeugen von der rastlosen Thätigkeit der Alles umfassenden Uebersicht, so wie überhaupt von den grofsen Geistesgaben dieses aufserordentlichen Mannes. Was der Verf. von dem sagt, was zur Zeit der Occupation von Moskau, in Petersburg vorging, ist nicht bedeutend; es ist die Wiederholung der frühern Ansichten, von Engländern, die das Feuer schüren, und von Grofsen, die über den geringen Absatz ihres Talgs und Hanfs seufzen; von einem höheren Interesse ist nicht die Rede. Alexander wird als zu sehr von seinen Umgebungen influenzirt dargestellt, so als wenn seine eigentliche Freundschaft zu Napoleon nicht hätte durchbrechen können; eine Freundschaft, die ihn gewifs bewogen haben würde, sofort beide Hände nach dem Frieden auszustrecken. Wie ein so grofsherziger Charakter, wie Alexanders, sich entwickeln mufste, nachdem der Kampf solche Wendung genommen, nachdem die ganze Nation in die Waffen gerufen, ein Theil des Reichs erobert und die alte Hauptstadt verbrannt war, davon ahnet der Verfasser nichts; wie schon gesagt, für Ansichten eines Manuscripts geht das Alles, für eine Geschichte aber nicht.

Die lezte Periode des Feldzuges ist endlich der Rückzug, der wieder in verschiedene Abschnitte zerfällt. Die Russen sollten durch das Manöver auf der alten Strafse nach Kaluga über die Okka geworfen, und so eine Rückzugslinie durch vom Kriege noch unberührte Landstriche gewonnen werden; das war der Plan.

Durch das Gefecht bei Malojaroslawetz war dieser Plan ganz und gar nicht gescheitert, denn die Russen waren in vollem Rückzuge nach der Okka, und doch sehen wir Napoleon seinen Plan aufgeben, ja wir sehen ihn sogar die grofse Strafse von Moskau nach Smolensk nicht auf dem kürzesten Wege gewinnen; der

Digitized by Google

Schlüssel hieven kann nur darin liegen, einmal, dafs Napoleon den Rückzug der Russen nicht so bestimmt annahm, wie er sich wirklich schon ausgesprochen hatte, sodann, dafs er die grofse Strafse seinen Befehlen gemäfs besser mit Vorräthen ausgestattet glaubte, als es der Fall war; endlich, dafs seine Durchschnittsberechnungen ihm die Kälte noch weiter hinausgerückt zeigten. Wie mangelhaft seine Befehle Hinsichts der Vorräthe ausgeführt wurden, davon zeigen die Klagen mehrerer höherer Beamten der Administration, deren Corespondenz beim Rückzuge zum Theil in die Hände der Russen fiel. Ordnung und Zuverlässigkeit eines grofsen Theils der Unterbeamten, heifst es darin, habe aufgehört, dazu komme die Armuth des Landes an sich, die Schwierigkeit der Transportmittel, die Gefahr weiter Expeditionen, und alle diese Uebel befinden sich in einer fortwährenden Steigerung, so dafs alle Anordnungen täglich unvollkommener ausgeführt würden.

Nachdem die grofse Strafse von Napoleon einmal gewählt worden war, und Kutusoff über die Nachricht dieses Rückzuges, die er selbst bei eigenem vollen Rückzuge empfing und anfänglich gar nicht glauben wollte, vor Freuden aufser sich, sogleich zur Verfolgung umkehrte; nachdem diefs Alles geschehen war, so wirft man sich die Frage auf, wie es möglich war, dafs Napoleon mit einer, auf einer einzigen Linie marschirenden Armee, die allen Gräueln des Hungers und des Frostes Preis gegeben war, und nach wenigen Unglücksnächten ihre gesammte Cavallerie und fast die ganze Artillerie eingebüfst hatte, wie es möglich war, dafs Napoleon mit dieser Armee Smolensk erreichen, bei Krasnoy durchkommen und die Berezina gewinnen und überschreiten konnte? Wenn wir auch bei den kritischen Momenten dieses Rückzuges die Entschlossenseit und Geschicklichkeit Napoleons und mehrerer seiner Feldherren, so wie den Heroismus der Truppen bewundern, so wären doch aller Muth und Geist und alle Heldenthaten vergebens gewesen. Die Rettung lag in der Persönlichkeit des feindlichen Feldherrn; denn die Richtung und Geschwindigkeit seiner Verfolgung waren auf den Untergang der Franzosen gut genug berechnet. Bei Wiazma erreichte zuerst der General Miloradowitsch die Franzosen, und brachte Davoust und Eugen zum Gefecht, einem Seiten-Angriff von Platoff mufste Ney sich entgegensetzen. Die grofse Russische Armee hatte vier Stunden seitwärts Wiazma genächtigt, mit anbrechendem Tage ward das Gewehr zum Abmarsch in die Hand genommen, auf einmal hört man Kanonendonner von Wiazma her; ein hitziges Gefecht war aufser Zweifel, die Armee blieb ruhig, und eilte nicht nach dem Kampfplatze; wäre es geschehen, so wäre Davoust und Eugen und vielleicht auch Ney gänzlich gesprengt gewesen. Das bei Wiazma Versäumte konnte glänzend bei Krasnoy nachgeholt werden, die Russische Armee traf hier gleichzeitig mit der Avantgarde der Französischen Armee ein, und diese Avantgarde war Napoleon mit den Garden; Davoust, Eugen und Ney waren noch zurück. Unter den Augen der ganzen Russischen Armee mufsten hier die Franzosen defiliren; ihr Untergang schien unvermeidlich. Der Angriff auf Krasnoy sollte am Morgen beginnen, und ein Theil der Russischen Armee hatte bereits Befehl, links abzumarschiren, und um Krasnoy herum den Franzosen ihre Rückzugslinie nach Liady zu sperren. Auf einmal erscheint Napoleon mit 5 bis 6000 Garden, und macht eine Bewegung zum Angriff; in der Ungewifsheit, was diese Kühnheit bedeute, und unentschlossen, was nun zu thun, wird die umgehende Bewegung, die das Netz unwiderruflich zugezogen hätte, abbestellt. Davoust und Eugen haben Zeit, Krasnoy zu erreichen, nehmen ihrerseits den Kampf auf, und Napoleon zieht ruhig auf der freigelassen Strafse davon.

Nach der Schlacht von Krasnoy und nach der Zersprengung des Ney'schen Korps machte Kutusoff zwei Ruhetage; er verlor nun die Franzosen ganz aus dem Gesichte, und so kam es denn, dafs ihre weitere Richtung sich durch einen Bericht des Admirals Tschitschagoff bestimmte, der den Uebergang der Franzosen unterhalb Borisoff für unzweifelhaft annahm; hierdurch bewogen, marschirte Kutusoff auf Igumen in der Richtung von Minsk, und Napoleon entkam bei Zembin.

Es ist nicht zu läugnen, dafs das Glück Napoleon auf dem Hinmarsche bei der Verfolgung der Bagrathionschen Armee und bei dem Gefecht von Valutina nicht gelächelt hat; dagegen erscheint aber sein Rückzug, so schwer die Hand des Schicksals auch auf ihm ruhte, nicht ohne Glücksmomente; denn die Ereignisse bei Wiazma, Krasnoy und der Berezina waren eigentlich der Willkür oder vielmehr der Einsicht des Feindes anheim gegeben; er für seine Person mufste sie wie eine Nothwendigkeit annehmen. Dafs diese Ereignisse aber eine solche für ihn günstige Wendung nehmen konnten,

Digitized by Google

kam daher, dafs der Russische Feldherr in ihm immer und überall noch den Löwen fürchtete, und dafs er, nicht das Allergeringste aufs Spiel setzend, nur mit mittelmäfsigen Resultaten zufrieden war.

Wenn man bei der Augenscheinlichkeit der Folgen im Kriege oft immer wieder denselben Fehler begehen sieht, so kommt diefs daher, weil hier nicht blofs Verstandescombination sondern auch moralische Kräfte in Betracht kommen; und weil die Mafsregeln und Entwürfe des Feindes immer in einem Halbdunkel liegen, welches aufzuerklären nur reich begabten Naturen verliehen ist. Im Kriege ist selten Etwas gewifs, Alles nur wahrscheinlich; auf Wahrscheinlichkeit sollen sich die Berechnungen stützen, und der Zufall als eine Macht anerkannt werden. Was gehört aber für ein Scharfblick dazu, die vorhandenen Wahrscheinlichkeiten aufzufinden, und welche Ruhe des Gemüths und welche Unbefangenheit des Urtheils sind nöthig allen in der Berechnung aufzunehmenden Gröfsen ihren wahren Werth zu geben, und nicht hier oder dort, wie irgend eine Leidenschaftlichkeit uns gerade stimmt, einen falschen Accent hinzulegen! Wenn aber diejenigen, die über Kriegsgeschichte schreiben, von der Wahrheit dieser Beobachtungen durchdrungen wären, so würden wir genauere Erzählungen und vorsichtigere Beurtheilungen der Begebenheiten haben. Wie manchem schulgerechten Kritiker würde dieser oder jener Feldherr sagen: was du jezt weifst, das wufste ich damals nicht, und was du voraussetzest, das sezte ich nicht voraus. —

von Pfuel.

LXXXIII.

Preufsische biographische Denkmale. Zweiter Theil (oder: Biographische Denkmale, dritter Theil). Von K. A. Varnhagen von Ense. Berlin 1826, bei G. Reimer. Fürst Blücher von Wahlstadt (617 S. in 8. Text. 14 S. Vorrede und Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel.)

„Ich mufs bei Blüchers Lebensbeschreibung" (so beginnt das Vorwort des Verfassers) „dieselbe Nachsicht „ansprechen, wie bei der des alten Dessauer's, ja in „manchem Betracht noch gröfsere, da der entschiedenere Bezug auf die Gegenwart den Stoff nur um so „schwieriger zu behandeln gab. Der Ausdruck ist hier „oft mit dem Stoffe hart im Streite gewesen, damit weder die Energie mancher Auftritte und Aeufserungen, „noch die Schicklichkeit des Vortrags aufgegeben wurde. „Einige heitere Züge, die eingeflochten sind, wird man „nicht zu streng nehmen; von manchen Geschichtchen ist „wenigstens das wahr, dafs sie allgemein erzählt und „für glaubwürdig gehalten werden, mögen diejenigen „Zeugen, welchen hier Bejahung und Verneinung zusteht, „sich darüber vernehmen lassen. Ich war wenigstens „redlich bemüht, mich überall der erkennbaren Wahrheit anzuschliefsen, und ihre Farben so aufzutragen, „dafs in der Folge nach Mafsgabe des Zeitverlaufs, weil „allerdings Manches im jetzigen Augenblicke nicht völlig auszudrücken war, einige Striche nur vielleicht verstärkt, keineswegs aber in ihrem Grunde verändert „zu werden brauchen. Wenn es Vielen dünken möchte, „es sei überhaupt noch zu früh, eine Lebensbeschreibung Blüchers erscheinen zu lassen, so darf ich doch „versichern, dafs es zugleich schon hohe Zeit war, sie „niederzuschreiben; denn nicht lange erhält sich in unseren Tagen ein Ereignifs als Gegenwart, sondern mit „ungewöhnlicher Geschwindigkeit drängt die Fluth der „neuesten Vorgänge stets das Kaumgesehene in den „Hintergrund einer schon entlegenen Vergangenheit. „Da gilt es eilig zu seyn, um so viele bald unwiederbringlich verlorene Züge des Lebens, Eigenthümlichkeiten der Gestalt, der Farbe, der Bedeutung, aufzufassen und festzuhalten. Ein Zwischenraum von zehn „Jahren macht bei Betrachtung dieser Gegenstände oft „schon eine kaum noch recht unterscheidbare Ferne. „Wäre mir gelungen, den Kenner zu dem Ausspruche „zu bewegen, dafs die allerdings nicht leichte Aufgabe „in den Bedingungen der Gegenwart ein Leben Blüchers, auch den Anforderungen der Zukunft gemäfs, „zu schreiben, durch dieses Buch wenigstens annähernd „gelöst worden, so würde dasselbe hinreichend gerechtfertigt seyn."

Der Ansicht, welche in diesen einfachen Worten ausgesprochen ist, in der Hauptsache beipflichtend, könnten wir die Beurtheilung des Buches füglich auf die Versicherung beschränken, dafs der Verfasser die sich selbst gesezte Aufgabe im Wesentlichen eben so richtig erkannt habe, als es ihm gelungen ist, sie auf eine

Digitized by Google

allgemein befriedigende Weise zu lösen: wenn nicht sowohl Stoff, als Ausführung es uns zur angenehmen Pflicht machten, auf die ausführliche Erwägung des Einzelnen Bedacht zu nehmen. — Nachdem fast ein Jahrzehend vorübergeeilt ist, ohne dafs der sonst so reichlich sprudelnde Quell der alljährlichen Mefskataloge uns mit einem einigermafsen genügenden Werke beschenkt hätte, in welchem das Leben, Wirken, die äufsere und innere Eigenthümlichkeit des hochgefeierten unvergefslichen Helden treu und anschaulich dargelegt worden; ja, da wir darin selbst die so beliebten Anekdotensammlungen vermissen, von einem Manne, dessen alltägliche Sprech- und Lebensweise schon überreichen Stoff zur belustigenden Unterhaltung darbot; so verdient es allerdings in jeder Hinsicht wohlwollend anerkannt zu werden, dafs sich endlich eine gewiegte Hand dem unerläfslichen Geschäfte unterzogen, und der talentvolle Verfasser, trotz mancher nicht unerheblichen Bedenklichkeit, für seine Bearbeitung eine Zeit gewählt hat, welche hoffen läfst, dafs wohlunterrichtete Augenzeugen dem Reize nicht werden widerstehen können, ihm durch schriftliche und mündliche Mittheilungen eine reiche Ausbeute von einzelnem Material zur Ergänzung und innern Vollendung einer gewifs nicht ausbleibenden zweiten Auflage zuzuführen. Dafs solche Mittheilungen statt finden mögen, ist um so mehr zu wünschen, als dem Verfasser das Anerkenntnifs gebührt, jeden einzelnen, anscheinend noch so unbedeutenden Charakterzug des Helden, der zu seiner Kenntnifs gekommen, mit Liebe und Sorgfalt dem Ganzen angereiht, und an dem angemessensten Platze in die übrige Schilderung verwebt zu haben, so dafs nichts zu bedauern bleibt, als dafs dem Verfasser nicht vergönnt gewesen, über die merkwürdigsten Perioden aus dem lebendigen Quell unmittelbar persönlicher Anschauung zu schöpfen. Indem er des klassischen Wahlspruchs eingedenk, *sine ira et studio* — sonder Leidenschaft noch Nebenabsicht — nur nach Hervorbringung naturgemäfser Schilderung gestrebt, und es, wie billig, verschmäht hat, eine blofse Lobrede zu schreiben, ist es ihm gelungen, seinen Helden nicht blofs in seiner Art, sondern selbst in seinen Unarten auf solche Weise darzustellen, dafs ein Jeder, der den Verewigten näher gekannt und beobachtet hat, sich durch die Treue und Aehnlichkeit der Darstellung überrascht finden wird. Dafs die solchergestalt entstandene geistreiche Skizze treffender und charakteristischer gehalten, ja selbst hier und da im Einzelnen reichhaltiger ausgestattet ist, als das Wenige, was wir leider von den meisten Coryphäen der Geschichte aufzuweisen haben, mögen wir gern anerkennen, und vielleicht ist es nur eine Folge der menschlichen Ungenügsamkeit, wenn wir bei alle dem, und trotz des Wissens, wie nahe mit solchem Beginnen gänzliches Mifslingen und erhöhete Unbefriedigung gepaart zu seyn pflegen, den Wunsch dennoch nicht unterdrücken können, diese Skizze zu einem vollendet ausgeführten Gemälde erhöhet zu sehen; Personen, denen die Vorsehung — sei es durch ihre ursprüngliche Stellung in der staatsbürgerlichen Gesellschaft, oder durch sonst irgend welche zufällige Verkettung von Umständen — einen so erhabenen Standpunkt angewiesen hat, dafs die Geschichte grofse Begebenheiten nicht aufzuzeichnen vermag, ohne dabei ihres Namens Gedächtnifs ausdrücklich mit zu feiern, verdienen, dünkt uns, unter allen Umständen eine vorzugsweise Berücksichtigung und Erforschung ihrer Sinnesart, Handlungsweise und speciellesten Lebensverhältnisse. Denn wie unbedeutend sich immerhin ihre Persönlichkeit an und für sich selbst bewähren, oder wie sehr es etwa scheinen möchte, dafs sie nur als willens- oder bewufstlose Hebel in das grofse Räderwerk miteingegriffen, so kann es dennoch nicht ausbleiben, dafs den Begebenheiten durch ihre Coëxistenz nicht ein eigenthümliches Colorit, ja vielleicht gerade durch ihre Negativität und Passivität eine aufserdem ganz anders gestaltete Richtung und Bedeutsamkeit aufgedrungen wurde. Um wie viel mehr aber erscheint solche Berücksichtigung bei einem Manne gerechtfertigt, den die öffentliche Meinung so hoch gestellt hat, wie Blücher; an dem sich eine so entschiedene kräftige Originalität beurkundet, dafs die abweichendsten und grofsartigsten äufseren Verhältnisse keine erhebliche Umänderung zu bewirken vermochten, und dessen Wirksamkeit auf das Schicksal Europens vielleicht für die Dauer von Jahrhunderten einen deutlich erkennbaren Impuls ausgeübt hat. Ein Mann, dessen Thaten, in unserer Gegenwart unzweifelhaft vollbracht, so glanzreich und colossal sich gestalten, dafs sie bis zur poetischen Verklärung gesteigert, und zur Verherrlichung unserer gesammten Zeit und Nation dienend, ihren Urheber (— wie der Biograph sich S. 3 ausdrückt —) zu einem Volkshelden umbilden, „in welchem die dämonischen Mächte der Masse zur mythologischen Gestalt werden," — hat auch wohl einen vollgegründeten Anspruch

Digitized by Google

darauf, dafs der Gesammtinbegriff seines Wesens auf eine würdige und selbst die Anforderungen der historischen Kunst befriedigende Weise der Nachwelt überliefert werde. Aehnlich, wie seine äufsere Erscheinung, auf das Gebiet seines hochsinnigen Königs in Erz ausgeprägt, bereits vor unsern Augen sichtlich sich erhebt, erscheint es gewissermafsen als Nationalverpflichtung, dafs auch seine innere Persönlichkeit, so wie sie sich in Wort und Thaten ausgesprochen, zwar in ihrer naturgemäfsesten Individualität, aber zugleich auch in ihren edelsten Momenten aufgefafst, durch das Medium der Redefülle dargestellt, und in diesem Bemühen nach Musterhaftigkeit nicht eher nachgelassen werde, als bis es gelungen, eine Schilderung zu liefern, deren Totaleindruck in dem Gemüthe des Lesers eine ähnliche begeisterte Stimmung zu erzeugen vermöge, wie sie bei der blofsen Gegenwart des lebendigen Führers durch das rege Bewufstseyn seines moralischen Werthes und die concentrirte Erinnerung aller vorangegangenen herrlichen Momente, in seinen Zeit- und Kampfgenossen so oft mit unwiderstehlicher Gewalt hervorgerufen werden.

Aber, völlig abgesehen von dem so eben Gesagten, gibt es auch andere, vielleicht noch erheblichere Gründe, welche uns anempfehlen, Alles, was irgend wie mit Blücher's Leben, Thun und Treiben in Verbindung steht, bis auf das geringfügigste Detail hinab, durch sorgfältige Erforschung und Aufzeichnung der Vergessenheit zu entreifsen. Wie man in der Lebensbeschreibung ausgezeichneter Staatsmänner den bestimmteren Aufschlufs über die geheimen Motive und versteckten, oft eben so zart und unscheinbar als mächtig wirkenden Triebfedern der politischen Ereignisse zu suchen berechtigt ist, welche in der allgemeinen Geschichts-Erzählung oft ganz unerwogen bleiben, oder doch nur gelegentlich und obenhin berührt werden können, so soll auch die Biographie der Feldherren dem Studium der höheren Kriegskunst eine gleiche Quelle der Belehrung werden, und diefs um so mehr, als in den gewöhnlichen Berichten und Darstellungen von Kriegshegebenheiten dieses wesentliche Element fast ganz unbeachtet gelassen wird, in dem Wahne, dafs die umständliche Darlegung des reinen Factischen schon zum Verständnifs genüge, und der militärischen Würde und Abgeschlossenheit dergleichen Abschweifung nicht zieme. In dieser Ansicht ist es vielleicht auch begründet, warum zeither aus den lezten Kriegen, nach Verhältnifs so wenig recht individuelle Schilderungen zur öffentlichen Kenntnifs gekommen sind, was gerade in Beziehung auf Blücher doppelt beklagenswerth ist. Nicht blofs für uns, denen er so nahe angehört, sondern zu allen Zeiten, wird es ein Gegenstand der Verwunderung bleiben, und Stoff zu ernstem Nachdenken und gründlicher Forschung darbieten, wie es möglich war, dafs ein scheinbar schlichter Mann, zwar nicht ohne glückliche Naturanlagen und früher erworbenen militärischen Ruf, aber doch ohne erhebliche, in der Jugend oder späterhin erworbene, wissenschaftliche Bildung, in der Blüthe seines Lebens fünfzehn Jahre lang der Kriegspraxis durch ländliche Beschäftigung entzogen, und in der selbstständigen Führung grofser Heere und strategischer Operationen fast gänzlich ungeübt, es vermocht hat, plötzlich unter so gigantischen politischen Verhältnissen eine so beispiellos glänzende Rolle zu spielen. Es in seiner innern Naturnothwendigkeit zu erkennen und klar zu machen, wie es einem solchen Manne gelingen mochte, dem, allen frühern Kriegsruhm in Energie und methodischer Anordnung überbietenden Weltstürmer Napoleon gegenüber, jedem Mitbewerber vorweg den schönsten Lorber pflückend, gebieterisch in den Gang der Weltbegebenheiten einzugreifen, und bereits ins Greisenalter mächtig vorgeschritten, den Ungestümsten noch in Kühnheit, Ungestüm und Schnellkraft des Entschlusses voranzuschreiten, — ist ohne Zweifel eine Aufgabe von dem höchsten anthropologischen Interesse für den Geschichtsforscher und Menschenkenner überhaupt, ganz vorzüglich und vorherrschend aber für den denkenden Krieger. Mit der vorschnellen Erklärung, dafs ihn Glück und Umstände begünstigt, dafs sich Vieles ohne sein Zuthun durch blofses Darauflosgehen von selbst gefügt, Anderes mehr auf Rechnung seiner Umgebungen und Unterfeldherren geschoben werden müsse, — ist das Räthsel noch bei Weitem nicht gelöst. Der Schlüssel dazu liegt eben so sehr in Blücher's ungewöhnlicher Persönlichkeit, als in dem Zusammentreffen der übrigen günstig wirkenden Verhältnisse. Blücher hatte allerdings viel Glück, aber er besafs nebenher auch ein nicht häufig anzutreffendes Geschick, diefs Glück zu suchen und zu fesseln. Sein thatenlustiger Sinn rifs ihn unwillkürlich auf der Bahn der Ehre fort, aber an seiner Heldennatur fand er in wirklicher Gefahr und ernstem Mifsgeschick auch eine sichere Stütze. Ihm ging in der Hauptsache die soge-

Digitized by Google

nannte Kriegsgelehrtheit ab, die manche Feldherren ins Verderben gestürzt hat, aber er ersezte sie mit bewundernswerther Virtuosität durch ein gesundes und geübtes Urtheil, einen richtigen Blick und eine verständige Würdigung Alles dessen, was noch aufser dem unmittelbaren Waffengebrauch und Commandowort zur consequenten Kriegführung erforderlich ist, und wenn er fremder Kraft und Wissenschaft hinlänglich freien Spielraum zu gönnen, und sie dennoch in treuer Anhänglichkeit und freudiger Unterordnung festzuhalten verstand, so ist diefs gewifs einer der preiswürdigsten Züge seines Charakters. Nicht selten werden die Erfolge der Kriegsunternehmungen durch die angemessene Behandlung der mitwirkenden Charaktere, durch die Gemüthsstimmung des Anführers und das augenblickliche Begreifen der innern Natur der wechselnden politischen und anderweitigen Verhältnisse eben so einflufsreich bestimmt, als durch das, was unmittelbar und im engern Sinne militärische Anordnung und Kriegsthat ist. — Schon in seinem frühern Leben hatte Blücher übrigens, wenn gleich in weit untergeordnetem Kreise, gerade die Eigenschaften bewährt, welche allgemeines Vertrauen und Zuneigung zu erwerben pflegen, und dem Führer grofser Truppenmassen nach heutiger Fechtart unentbehrlich sind. Was aber in der lezten grofsen Periode seines Lebens in seinem Benehmen musterhaft genannt werden darf, und leider an sonst preiswürdigen Feldherren nicht selten schmerzlich vermifst wird, ist das Geschick einerseits in harmonischer Verknüpfung der ihm untergeordneten, physischen, intellectuellen und moralischen Elemente, andererseits in gewandter und ausgedehntester Benutzung freigegebener Selbstständigkeit, ohne dafs dadurch das Zusammenwirken seiner Nebenfeldherren zum grofsen gemeinsamen Zwecke gehemmt oder beeinträchtigt worden wäre. Man stelle Blücher in eine andere Zeit, an die Spitze eines anders gesonnenen und gearteten Heeres und Hauptquartiers, und es möchte sich Vieles allerdings anders gestaltet haben; aber man denke aus der statt gefundenen Gruppirung von Personen und Umständen Blücher hinweg, setze bestimmte andere Charaktere an seinen Platz, und die Scene wie die Resultate werden sich unbedenklich nicht minder bedeutsam verändern. —

Wir glauben kein überflüssiges, noch unsern Lesern unerfreuliches Geschäft zu unternehmen, wenn wir mit Beibehalt der Worte des Textes jezt eine gedrängte Zusammenstellung der im ganzen Werke zerstreuten Andeutungen zur eigentlichen Charakteristik Blücher's folgen lassen, und damit unsere eigenen gelegentlichen Bemerkungen in eine pafsliche Verbindung zu bringen suchen.

(S. 4—6.) Rostock war Blücher's Geburtsort. Von der frühern Erziehung des Knaben wird uns nichts gemeldet. Von einem Meklenburgischen Dorfe, wo seine Eltern wohnten, wurde er beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges mit einem ältern Bruder auf die Insel Rügen zu einer dort verheiratheten Schwester geschickt. „Doch scheint auch hier von Unterricht und Erziehung kaum die Rede gewesen. Sinn und Gemüth durften sich desto freier in den unmittelbaren Lebenseindrückungen entwickeln, welche die Umgebung in mannichfachen Gegenständen reichlich darbot. Die Landwirthschaft, mit und in welcher die Tage sich bewegten, gab in diesem wichtigen Zweige künftiger Thätigkeit frühzeitige Erfahrung und Gewohnheit. Im Felde die Uebung zu Rosse, auf den Meereswellen mit Nachen und Ruder, am Felsenufer zu Fufs die kühnsten Wagnisse, entsprachen der Regsamkeit ungebändigter Jugend, und Geschik und Muth knüpften mit der Verwegenheit hier früh den unzertrennlichen Bund. Die ungefügige Wildheit der Jünglinge empfing schwerlich Lob in allen Ausbrüchen ihrer mannichfachen Wendungen; allein die Jugend nährt in ungebilligten Bahnen oft nur die Kraft für künftig hochgepriesene, und hegt in Rohheit wie in Bildung für widersprechende Richtungen die unentschiedenen Anlagen, aus welchen dann Wille und Schicksal den guten Kern zu Tage bringen müssen, welches doch selten unvermischt geschehen mag."

Beide Brüder verliefsen ohne Erlaubnifs das Haus ihres Schwagers, und begaben sich in den Schwedischen Reiterdienst. Der Zufall hatte diesen ersten Schritt bedingt, das jugendliche Herz hing am Kriegswesen. Ein zweiter Zufall liefs unsern Blücher in Preufsische Kriegsgefangenschaft gerathen.

(S. 8.) „Obrist Belling, angezogen von der muntern und muthigen Weise des wohlgebildeten (17jährigen) Jünglings, behielt ihn bei sich, bis nach Verlauf eines Jahres seine Auswechselung möglich ward, und gewann seine Neigung für den Preufsischen Dienst. Er kaufte für ihn die Feldrüstung eines gefallenen Offiziers, und machte ihn zu seinem Adjutanten. Binnen *zehn* Monaten stieg Blücher vom Fahnjunker bis zum Premierlieutenant auf." (Ein Stufengang zu welchem im Laufe des Friedens in jener Zeit nicht selten doppelt so viel Jahre erfordert wurden.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 207. u. 208.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1827.

Preufsische biographische Denkmale. (Fürst Blücher von Wahlstadt.) Von K. A. Varnhagen von Ense.

(Fortsetzung.)

(S. 9 u. 10.) „In den lezten Jahren des siebenjährigen Krieges kämpfte er als Husaren-Offizier gegen die Russen und Oesterreicher eifrigst mit; insbesondere wohnte er den Schlachten von Kunnersdorf und Freiberg mit ausgezeichneter Tapferkeit bei. Seine Wildheit liefs es nicht an Streit und Ungebühr fehlen, doch waren ihm seine meisten Kameraden freundlich zugethan, obgleich er durch Leichtsinn und Ungestüm sowohl ihnen als seinen Vorgesezten nicht selten Ursache zur Unzufriedenheit gab. Da er aber einst sogar den General von Belling, der ihm wegen Dienstvergehen harte Worte gesagt hatte, dafür herausfordern wollte, wurde er zur Schwadron des Majors von Podscharli versezt, eines eben so strengen als wohlwollenden Mannes, welchen Blücher noch in den spätesten Jahren als seinen vorzüglichsten Lehrer im Dienste rühmte, und dem, nächst Belling, er alle seine Kenntnisse in diesem Fache zu verdanken habe."

(S. 11.) „Die mit dem Hubertsburger Frieden eingetretene vieljährige Waffenruhe liefs den jugendlichen Thatendrang die gesezten Schranken nur desto ungeduldiger empfinden. Alle Nachrichten stimmen überein, dafs Blücher ein äufserst wilder Offizier gewesen, und sorglos in das Leben hineingestürmt habe, ohne sich viel um die Folgen zu bekümmern. Jagd, Spiel, Gelage, Liebesfreuden und Gewaltstreiche theilten seine Zeit. Sein kühnes Kriegesherz, sein tüchtiger Sinn und antheilvolles Gemüth verläugneten sich aber auch auf solchen Abwegen nicht, und liefsen ihm Vieles verzeihen. Da er von Hause keinen Zuschufs erhielt, so sezte ihm freilich die Spärlichkeit seiner Mittel nur allzu oft ein strenges Ziel, und geraume Zeiten mufste er sich äufserst dürftig behelfen; allein auf seine Laune und Lebhaftigkeit hatte diefs keinen Einflufs, er blieb unter allen Umständen gutes Muthes, und wufste sogar in den schlimmsten Lagen noch immer durch manchen Aufwand, besonders aber durch schöne Pferde, sich hervorzuthun."

Im Jahre 1773, als Blücher im Begriffe stand Schwadronschef zu werden, zog er sich durch eine in Polen verübte Gewaltthat die Ungnade Friedrichs des Grofsen zu. Auf den ungünstig lautenden Bericht seines damaligen, ihm wenig gewogenen Generals, wurde er im Avancement übergangen. (S. 15.) „Blücher empfand diese Zurücksetzung mit heifsem Unwillen, und äufserte diesen laut und stark selbst in einem Schreiben an den König. Ihn schreckte schon damals kein Gegner, keine Rücksicht." Verhaft und Dienstentlassung waren die Folge. — Dreizehn Jahre lang trieb er nun Landwirthschaft mit solchem Eifer und Erfolg, dafs er bald so viel erübrigen konnte, sich ein eigenes Gut zu kaufen, und für ein Muster von Einsicht und Sorgsamkeit galt. Die Achtung und das Vertrauen seiner Genossen und Nachbaren beriefen ihn zur Stelle eines Ritterschaftsraths. Seine Tüchtigkeit blieb den Behörden nicht unbemerkt, und einige gute Dienste, welche er in Sachen des Staates leistete, erregten sogar des Königs Aufmerksamkeit und Wohlwollen. Jedoch erst nach Friedrichs des Grofsen Tode (1787) wurden seine unablässigen Wünsche und Bemühungen wieder in den Kriegsdienst zu treten erfüllt. (Hier hätte wohl die von ihm selbst an die Kriegskanzlei über die nähern Umstände seiner frühern Entlassung gegebene schriftliche Erklärung (S. Militär-Wochenblatt Jahrgang 1819 S. 1169) eingeschaltet werden mögen.)

(S. 21.) „Blücher lebte nun ganz wiederum dem Kriegswesen; die fünfzehnjährige Unterbrechung hatte den Eifer und die Stärke, mit denen er dieser Richtung folgte, nicht geschwächt; seine Art und Weise

Digitized by Google

war unverändert, der bittern Erfahrung, welche er gemacht, gönnte er wenig Raum in seinem Bewußtseyn; sich selbst und seinem Säbel vertrauend, gab er frisch und muthig sich dem Augenblicke hin, unbeachtend Gefahr und Nachtheil, deren Vorstellung ihm niemals zur Bedenklichkeit werden konnte. So trieb er sein früheres Wesen in lustigem Leben fort. Immer in seinen Mitteln sehr beschränkt, verthat er doch leicht und schnell, was etwa das Glück ihm zuwandte; der Wechsel des Spiels gewöhnte ihn, Geld für Nichts zu achten."

In dem Marsche nach Holland (1787) gab die schnelle Umwandelung der Dinge keine Gelegenheit zu kriegerischen Thaten. Indeß fehlte auch hier für Blücher nicht der Anlaß, sich als tüchtiger Offizier mehr und mehr bekannt zu machen; seiner Gewandtheit und Entschlossenheit konnte man Vieles zutrauen, und mitten im Frieden erhielt er bei einer Truppenschau den ersten, und damals einzigen, militärischen Verdienstorden.

(S. 24.) „In den Feldzügen am Rhein hielt sich sein kraftvoller Sinn, unbekümmert um andere Dinge, und namentlich um den Zwiespalt politischer Meinungen, in welchen damals so manche bedeutende Männer geriethen, treu und fest in der Bahn des Handelns, welche seine Verhältnisse ihm darboten; er war ein tüchtiger Kriegsmann, und als solcher in seiner Stellung abgeschlossen. Wie hätte er zweifeln können, daß zu siegen seine Bestimmung sei, und da die Franzosen der Feind waren, über die Franzosen und ihr ganzes Treiben!" Er fand in diesem Berufe mehrfache Gelegenheit sowohl kühne Tapferkeit als einsichtsvolle Beurtheilung zu zeigen. (S. 30.) „Bei aller Verwegenheit seines freudigen Muthes blieb ihm doch die eigentliche Tollkühnheit fern; umsichtige Beurtheilung und kluge Sorgfalt begleiteten ihn zu jedem Unternehmen." (S. 32 — 48.) „Sein ausgezeichnetes Verdienst wurde von den Heerführern, wie von den Truppen immer lebhafter anerkannt, und selbst bei dem Feinde gewann sein Name schon einige Berühmtheit. Sein munterer und dabei gelassener Sinn, sein kräftiger Willen, und seine schwer zu überlistende Klugheit zeigten den Mann, dessen Führung man getrost vertrauen durfte. Sein eifriger Muth, von *Rüchel's* gleicher Sinnesart unterstüzt, versuchte sich in zahlreichen Angriffen, Ueberfällen und Streifzügen, welche fast immer ausgezeichneten Erfolg hatten, und Gefangene, Nachrichten und Beute lieferten. Er wußte seine Truppen ganz mit seinem Geiste zu beseelen, sie folgten seiner Leitung mit unbegränztem Vertrauen, und hingen ihm persönlich mit Eifer an. Ihm wurde zuerkannt, daß wenn auch vor Allem die Reiterei seine Hauptwaffe bliebe, doch darum andere Waffengattungen ihm nicht fremd seien, und er sie leichter und besser zu gebrauchen wisse, als dieß gewöhnlich vorkomme. — Das Menschliche ging stets bei ihm voran, weder vorgefaßte Meinung noch irgend eine Rücksicht konnte dessen Wirkung in ihm unterdrücken, und seine besondere volksgemäße Sinnesart, die später für sein Wirken und für seinen Ruhm so entscheidend wurde, fand schon in dieser Periode manche Veranlassuug, sich unverkennbar und bedeutsam kund zu thun." Sein Verdienst (und Glücksstern) wurden überall anerkannt, vom Könige, im Heer und im gesammten Volke, das von jeher in Preußen mit leidenschaftlicher Vorliebe den Truppen und Feldherren seinen Eifer zuwandte, und ihren Kriegsthaten huldigte.

(S. 69 — 75.) „Hatten, diese Thaten ihm den Namen eines neuen Zieten erworben, so war sein ganzes Wesen gemacht, auch im Fr[illegible] seinen Ruf noch zu vermehren, in nahen und fernen Kreisen Ansehen und Zuneigung zu gewinnen. Als ihm daher gleich nach Beendigung des Krieges der Befehl über die Vorhut der Truppen, welche die Demarcations-Linie besezten, anvertraut wurde, gelang es ihm, trotz der gegen die Preußen herrschenden und wachsenden ungünstigen Stimmung, mit allen Klassen der Einwohner ein gutes Vernehmen zu erhalten. Er ließ die Preußen in nichts verkürzen, aber übrigens die Leute ihr Wesen treiben, und eben so wenig sich in dem seinigen stören. Auf gleiche Weise führte seine biedere und zutrauliche Weise bei den ihm im Jahre 1802 übertragenen Besitz-Ergreifungen über manche Unannehmlichkeit hinweg. Er verfuhr mit Ordnung und Billigkeit, indem er der Sache Preußens nichts vergab, jedoch der frühern Verhältnisse, die sich nun ändern sollten, wohlmeinend schonte. Obgleich schon über das fünfzigste Lebensjahr hinaus, behauptete er in der Fülle der Manneskraft noch gleichsam die Frische der Jugend. Lust und Muth des Lebens bezeichneten Alles, was er that; seine treuherzige, muntere Weise, dem Volke so verwandt, wußte mit anmuthiger Feinheit auch im vornehmeren Leben zu gelten; eine glänzende Persönlichkeit gewährte ihm Erfolge jeder Art.

Digitized by Google

„Am 10. Febr. 1806 wurde Blücher zum Gouverneur von Münster ernannt, und ordnete daselbst seinen bleibenden Aufenthalt. Hier gab es für ihn mit den in seiner Nähe befindlichen Französischen Kriegsbehörden vielfache Berührungen, welche bei aller Sorgfalt, jeden Hader zu vermeiden, gar oft übeln Groll zurückliefsen. Der Eifer für Deutschlands Wohl, für Preufsens gebietendes Ansehen, welchen eine grofse politische Thätigkeit unausgesezt gegen Frankeich regsam erhielt, entzündete leicht Blücher's ursprüngliche Kriegslust, sein gerader Sinn hielt sich an die rohen Thatsachen, wie sie ihm in die Augen fielen, und verwarf die Feinheit der Staatskunst, welche ihm unter der Menge von Rücksichten das wesentliche Ziel zu verfehlen schien. Seine Unzufriedenheit mit dem angenommenen Systeme und insbesondere mit den Männern, welche dasselbe aufrecht hielten, äufserte sich laut genug. Die Kriegseifrigen, stets im Heere zahlreich, aber damals auch in den übrigen Ständen, und besonders unter den Schriftstellern stark vernehmbar, sahen in Blücher ihren Helden, einen der Männer, welche sie als Gewähr des glücklichsten Erfolgs anzuführen nicht unterliefsen."

(S. 86 — 94) „Friedrich Wilhelm III, der schon als Kronprinz in den Feldzügen am Rhein Blücher's Verdienste persönlich zu würdigen Gelegenheit gehabt, liefs demselben stets die anerkennendste Gerechtigkeit widerfahren. Bei Eröffnung des Feldzuges von 1806 bestimmte er ihn, die Vorhut des Hauptheeres anzuführen, und am Tage von Auerstädt fiel Blücher, der eben erst von Rüchel's Heer zu seiner neuen Bestimmung eingetroffen war, zuerst mit 25 Schwadronen im dichten Nebel des Herbstmorgens auf den Feind. Aber sowohl dieser, als wiederholte ähnliche Versuche im Verfolge der Schlacht, wurden durch mancherlei widrige Umstände vereitelt, nicht mit dem gewohnten Erfolge gekrönt. Dennoch war es in der Reihe schmachvoller Ereignisse, welche diesen ersten Unfällen folgten, wiederum Blüchern beschieden, dafs stets die lichthellere Seite des finsteren Gemäldes sich dem Betrachter darbietet, wenn er inmitten der grofsen Zerrüttung vorzugsweise dessen Bahn verfolgt. (S. 118.) „Von allen Preufsischen Feldherren und Truppenschaaren, die in diesem Feldzuge den Kampfplatz betraten, hatte er allein den Ruhm der Waffen behauptet, und in dem allgemeinen Unglück, welches ihn schon mitergriffen hatte, vorüber allen breiten Abwegen der Schande, auf schmalem Pfade sich zum ebenvollen Ziele durchgedrungen. Seinem Kreise war kein Verzagen, welches überall Schlag auf Schlag die Geprüftesten ergriff, kein Unmuth und keine Schwäche genaht; seine Truppen hatten sich tapfer und ausdauernd bis zum lezten Augenblicke gehalten."

(S. 122—128.) „Gegen den General Victor ausgewechselt, wurde er im Frühjahr 1807 zum Führer der Preufsischen Truppen ernannt, die nebst einer erwarteten Grofsbritannischen Hülfsmacht zur Unternehmung in Pommern den Schwedischen sich anschliefsen würden. Aber zunächst durch den Waffenstillstand, den der König von Schweden geschlossen, dann durch den bald folgenden Frieden von Tilsit wurde er dort zur Unthätigkeit verdammt. Blücher behielt den Oberbefehl in Pommern, und nahm sein Hauptquartier in der Nähe von Kolberg, den Französischen Truppen, auf deren Abzug vergebens gewartet wurde, in wechselseitigem Mifstrauen gegenüber. In diesem Verhältnisse jedoch zeigte er so viel Klugheit und Mäfsigung, als bei andern Gelegenheiten Ungestüm; sein nachdrückliches Wesen, die Kürze und Geradheit seiner Aeufserungen, selbst die Unkunde der Französischen Sprache, wodurch alle Ueberlistungen beredter Gewandtheit an ihm vorübergingen, machte die Französischen Generale und Verwaltungsbehörden, mit welchen unaufhörlich verdriefsliche Händel abzumachen waren, persönlich zurückhaltend, und seine Nachgiebigkeit, welche freilich in Folge der Umstände und höherer Befehle nicht ausbleiben durfte, behauptete ein schicklicheres Ansehen." Erst im Januar 1812, nachdem auch früher schon Scharnhorst aus aller Thätigkeit, wenigstens scheinbar, abgetreten und ein Bündnifs Preufsens mit Frankreich zum Abschlusse kam, wurde Blücher, an dessen Namen, Treiben und Reden sich die mifstrauische Eifersucht der Französischen Behörden zunächst anhing, vom Oberbefehl in Pommern abgerufen, worauf er fast ein Jahr lang in Schlesien in gezwungener Unthätigkeit verlebte, in seiner Art und Weise unverändert. —

(S. 151.) „Der Oberbefehl über die Truppen in Schlesien, welche bei Eröffnung des Feldzugs von 1813 die Preufsische Hauptstärke bildeten, war jedoch nicht gleich Anfangs Blüchern zugedacht. Manche befürchteten seine tolle Husarenart werde ihn über alle Schranken fortreifsen, und im ersten Augenblicke Alles aufs Spiel setzen. Andern schien sein Alter von 71 Jahren nicht mehr die Kraft und Ausdauer zu versprechen,

Digitized by Google

welche jezt mehr als je nöthig dünkten; sein barsches Wesen konnte in dem Bundesverhältnisse den eigenen wie den fremden Staatsbehörden vielfaches Ungemach bereiten. Scharnhorst insonderheit aber machte die wahren Vorzüge seines längst erprobten Feldherrn geltend, und als derselbe wirklich ernannt worden, schlofs er als Generalquartiermeister sich ihm an, die einsichtsvolle Besonnenheit solchergestalt dem rauhen Heldenthum verbündend."

Blücher's Thaten in dem ewig denkwürdigen Befreiungskriege sind weltbekannt. (S. 193.) (Daher wir aus dem Theil der Lebensbeschreibung, welcher sich auf diese Periode bezieht, zunächst nur das hervorheben wollen, was unmittelbar zur Charakterschilderung des Helden gehört.) „Ihm vor Allen gebührt der Ruhm, dafs er den höchsten Beispielen und Erwartungen durch seine Gesinnung und Kraft immer entsprochen, und das Ganze der Aufgabe, unbekümmert um scheinbaren Theilgewinn, unter allen Umständen in seiner Brust getragen, zurückgedrängt in einen Winkel von Schlesien, wie vorgedrungen auf die Höhen von Montmartre, und dafs diese Denk- und Handelsweise, obgleich in mancher Gestalt und an vielen Orten wach und wirksam, doch nirgends eine entschiedenere Stätte, eine kräftigere Vertretung gefunden, als in seinem Hauptquartiere in dem Geiste seiner Umgebung und seines ganzen Heeres." (S. 203.) „In dem Verhältnisse zu den verbündeten Truppen war sein Betragen so gewandt als einsichtsvoll, so kräftigend als versöhnend." (S. 299.) „Die Anordnungen politischer Mannigfaltigkeiten gern Andern überlassend, von keiner Rücksicht gehalten, von keinem Bevorstehenden geschreckt, drang er immer nur auf Fortsetzung des Kriegs." (S. 366.) „Eine Niederlage war für ihn ein Ereignifs wie jedes andere, sie konnte ihn tief schmerzen, aber nicht aus der Fassung bringen; die Bedeutung, welche für andere Feldherren sich damit verknüpfte, hatte für ihn keinen Sinn, er wufste nichts von Feldherrn-Ruhm, der auf dem Spiele stehen könnte; man hatte sich tapfer geschlagen und war übel weggekommen, was war da weiter? Man mufste sich nur nicht lange bei dem Uebel aufhalten, man mufste sich wieder schlagen, und bessern Erfolg hoffen, die Würfel fallen nicht alle Tage gleich." (S. 435.) „In Blücher und seinem Heere war der Kern des ganzen Krieges, die eigentliche Kraft, welche dem Feinde immer die Spitze bot, die ihn schlug, der er erlag. Erst nachdem Blücher alle Mitkämpfer in das Feuer seines Vorwärts gezogen, wich die Franzosenherrschaft zertrümmert aus Deutschland, erst nachdem Alle in seinen Sinn und seine Bahn eingegangen, lag in Frankreich Napoleons Macht zerbrochen." (S. 333) „Aber bei dem Allem fanden seine Aeufserungen und Vorschläge nicht selten heftigen Tadel; man fand Anlafs, ihm Unbesonnenheit und Tollkühnheit vorzuwerfen; er sei ein Waghals, sagte man, ein guter Haudegen, allerdings, aber weder ein Staatsmann noch selbst, man sehe es, ein Feldherr. Namentlich regte im Februar 1814 sein Aufgeben der Verbindung mit dem Hauptheere, dieses vereinzelte Vordringen nach Paris, viele tadelnde Stimmen auf; altgediente Männer vom Handwerk waren bedenklich über das unerhörte Wagnifs, eingeweihte Kriegskünstler fanden sich in die tollen Unternehmungen des alten Husaren nicht, und Alle weissagten damals neues Unheil als nothwendige Folge, ja als gerechte Strafe solches Treibens. Und dieser Marsch gehört, nach dem einstimmigen Urtheil aller wahren Kriegskundigen, zu den gröfsten und glänzendsten Unternehmungen des ganzen Krieges! Blücher wufste, was er that, und that es mit Bedacht und Vorsicht, nur nicht mit jener, welche den Zweck selbst wieder zurücknimmt." (S. 591.) „Seine Kriegsführung zeigt überall denselben Charakter des Eifers und der Kühnheit; sein Heer ist immer angestrengt, sehr oft in allzugrofse Fernen vertheilt, zum Angriff und zur Vertheidigung zu weit auseinander; er selbst wird häufig überfallen. Aber sein unaufhaltsamer Muth und rastloser Drang eilen über alle Fehler hinweg, überbieten alle Berechnungen; für sich allein oder verbunden mit andern Feldherren, mit eigenen oder mit fremden Truppen, selbstständig oder von höherem Befehl abhängig, immer dringt er entschlossen auf den Feind, keine politische wie keine persönliche Gefahr kennend, und durch keinen Gedanken an Verantwortung in den kühnsten Wagnissen jemals gehemmt."

(S. 599.) „Wahrhaft grofs erscheint Blücher in seiner neidlosen, freudigen Anerkennung des Verdienstes Anderer, sowohl solches, das er selbst nicht theilen konnte, als auch dessen, welches in der Bahn des seinigen lag. Jede würdige Erscheinung, jede tüchtige Kraft hielt er in Ehren, den Staatsmann und den Schriftsteller, den Kaufmann und den Künstler, sobald sie ihm in der Persönlichkeit oder in dem Namensansehen entgegentraten, die ihren Werth ihm verständlich machten. Das Verdienst des Kriegsmannes wufste er unmittelbar

Digitized by Google

durch eigenes Urtheil zu würdigen. Nicht nur erkannte er jede Eigenschaft seiner Mitfeldherren an, auch den Einsichten der Oberfeldherren, welchen er zu verschiedenen Zeiten mehr oder minder zu folgen hatte, unterwarf er gehorsam seine eigene Meinung, so lange nicht die Umstände ihm gebieterisch eine Selbstständigkeit aufdrangen, die er dann freilich zu behaupten wufste." (S. 600.) „Aus der höchsten Prüfung ging sein Charakter rein und grofs hervor in den Verhältnissen, welche, einzig in ihrer Art, erst zu Scharnhorst, und dann zu Gneisenau, besonders aber zu dem leztern, ihm zu Theil wurden. Mit aufrichtiger Selbsterkenntnifs unterwarf er sich der höheren Einsicht dieser Männer, welche weniger seine Untergebenen, als seine Freunde und Vertraute waren, und gleichwohl in ihm den gebietenden Feldherrn nie vermissen konnten."

(Ebend.) „Von Blücher sind heftige Ausbrüche des Zorns, harte Befehle in allgemeinen Anordnungen, aber kein Zug einzelner Grausamkeit, keine Handlung unmenschlicher Härte, keine freche Lust an böser Gewaltthätigkeit bekannt. Während der höchsten Aufreizung vergafs er in dem Feinde nie den Menschen, der Tapfere konnte stets auf seine Achtung, der Besiegte, der Verwundete auf seinen Schutz, auf seinen Beistand rechnen. Das Milde, das Menschliche drängte sich überall hervor, und wollte sich jeder Kraftäufserung beigesellen. In den leidenschaftlichsten Ausbrüchen seiner Unzufriedenheit machte er sich durch Schelten, aber nicht durch Schlagen Luft. Seine Gutmüthigkeit zeigte sich in allen seinen Lebensverhältnissen; es wurde ihm in den meisten Manches geboten, was er ohne vielen Harm gut seyn liefs."

(S. 602.) „Bei aller biedern Geradheit und unbefangenen Treuherzigkeit verband er mit jenen Eigenschaften zugleich die listigste Schlauheit und die durchtriebenste Verschmiztheit. Sein scharfer Verstand hatte in den vielfachen und langdauernden Erfahrungen, die ihm zu Theil wurden, einen Schatz von Welt- und Menschenkenntnifs geschöpft, den seine Urtheilskraft klug zu gebrauchen wufste. Ihm war zuviel Ueberblick und Gewandtheit verliehen, um das, wozu ihn die Natur gemacht hatte, was er ursprünglich war, nicht auch oft mit Bewufstseyn und Absicht seyn zu wollen." (S. 603.) „So verstand er Ansehen und Gunst, sei es der Grofsen oder des Volkes, auch da mit einer Art von Klugheit aufzunehmen und zu behandeln, wo er nur das Dargebrachte auf sich einströmen zu lassen schien. Sein heftiges Schimpfen und Toben war nicht selten mit besondern Zwecken verknüpft; er wufste genau, wo er damit etwas ausrichten, und hinwieder Alles verderben konnte; es gab Verhältnisse, die er fortdauernd mit zartester Schonung behandelte, in denen er sich nie vergafs, dagegen andere, in welchen er, weil er seinen Boden kannte, sich Alles erlaubte, und keine Rücksicht mehr gelten liefs. Weitaussehende Ränke durchzuführen, wäre gleichwohl seine Sache nicht gewesen, sein Ungestüm hätte sich dazu nicht dauernd genug von der Klugheit beherrschen lassen, seine Verstellung dazu nicht Mannigfaltigkeit genug gehabt." (S. 604.) „Die Fehler, welche ihm sonst Schuld gegeben werden, die ungezähmte Selbstsucht, die unersättliche Begier nach Gewinn, lassen sich leicht auf mildere Bezeichnung zurückführen. Jeden Falls trieb das Alter die Fehler, die man ihm zurechnen mag, stärker hervor, und seine glanzvolle Stellung brachte sie um so heller zur Erscheinung. Doch kann man sagen, dafs das Menschliche und Gemüthvolle immer die Oberhand behielt." (S. 595.) „Ein geselliges Zusammenseyn mit Kriegskameraden und andern guten Leuten, die lebten und leben liefsen, allenfalls ein Spiel mitmachten, einem Glase Wein Bescheid thaten, und mancherlei erzählen und anhören konnten, war immer sein bestes Vergnügen." (S. 77.) „Seine Hauptleidenschaft war das Spiel, wobei er grofse Summen gewann und verlor, beides ohne sonderlichen Unterschied auf seine Gemüthsverfassung. Aller Gewinn jedoch, welchen er machte, so wie die ansehnlichen Einkünfte, die mit seinem Dienstverhältnisse verbunden waren, konnten nicht leicht dem Aufwande eines Spieles genügen, welches sich selten einer Berechnung unterwarf." (S. 437.) „Während der ganzen Dauer der drei lezten glorreichen Feldzüge hat er sich indessen dem Karten- und Würfelspiel entfernt gehalten, vielleicht ohne sich Zwang anzuthun, da das Glücksspiel des Krieges die Wechselfälle reichlich und im gröfsten Mafsstabe darbot, deren der angeregte Geist zu seiner Spannung bedarf."

(S. 605.) „Blücher liebte sehr, wie mündlich so auch schriftlich, seine Gedanken und Meinungen mitzutheilen. In allen Briefen, die nur einigermafsen von Bedeutung sind, findet sich ein Gepräge seines Wesens." (S. 598). „Die Gelegenheit, Reden zu halten, ergriff er mit aller Vorliebe, welche die Leichtigkeit des Hervorbringens und die Entschiedenheit des Erfolgens einem Talente zuwenden. Das seinige war durchaus volksmäfsig;

Digitized by Google

unvorbereitet ermangelte es nie des Stoffes, der schicklichen Wendung, des treffenden Wortes; die Natürlichkeit seines Vortrags, die treuherzige Meinung, die daraus hervorleuchtete, führten ihn über alle Klippen mancher breiten Redensarten und schwerfälligen Worte glücklich hinweg, und nie verfehlte er eines starken Eindruckes." (S. 579.) „Bei Festen und Gastmahlen zeigte sich seine Beredsamkeit, bei vielfältigen Anlässen seine gute Laune, sein volksmäfsiger Sinn, oft auch sein aufbrausender Zorn und sein in Ausdrücken maafsloser Ungestüm. Vieles von dem, was in den öffentlichen Angelegenheiten vorging, reizte seine Galle; er tadelte bitter und ohne Scheu, was ihm mifsfiel, oft das Allgemeine in dem Persönlichen verlierend." (S. 554) „Auch verstand er sich nicht darauf, eine Meinung gründlich zu behaupten und im Zusammenhange zu verfolgen. Was er vorbrachte, wie schneidend und zermalmend auch oft seine Worte trafen, war immer nur persönlich und augenblicklich; daher gewann er auch niemals irgend einen Einflufs auf die gröfsern politischen Verhandlungen selbst." (S. 593.) „Dagegen hatte seine Art zu seyn, und die Dinge zu nehmen eine unwiderstehliche Wirkung auf das Volk; der gemeine Mann war ihm überall, wo er sich zeigte, sogleich zugethan, und besonders war ihm die Gabe eigen, mit den Soldaten umzugehen, sie zu ermuntern, zu befeuern. Selbst in Frankreich fühlte das Volk eine Art Vorliebe für ihn, die sich freilich, sobald es auf Worte ankam, oft nur in der vorzugsweisen Anfeindung, die gleichwohl den tiefern Antheil in sich fafste, zu erkennnen gab." (S. 438.) „Dagegen hatte sein Wesen für die Engländer insonderheit viel Anziehendes; sein Charakter entsprach dem ihrigen, und ihre Vorliebe für ihn, die sich schon durch Hörensagen gebildet hatte, wurde durch die persönliche Gegenwart völlig entschieden. Er empfing hier die rauschendsten Huldigungen, deren neben den höchsten Personen nur er in so hohem Maafs würdig schien." (S. 457.) „Der Jüngling Bonaparte, der Mann Wellington, mufsten im allem Volkstaumel, den sie, nach gleichen Siegeszügen rückkehrend, in ihrer Heimath weckten, doch den Antheil missen, den Blücher der Greis aufregte. Seine ganze Heimkehr glich einem fortwährenden Triumphe, dem jeder Stand, und jedes Geschlecht zu huldigen beeifert war. Einem solchen grauen Haupte durfte sich freilich jede Würde und jede Anmuth beugen."

Schliefslich haben wir noch über des Verfassers Darstellung der Kriegsbegebenheiten zu reden, in welche Blüchers Leben so eng verflochten war. Für die frühere Periode der Rheinfeldzüge sind dessen eigene im Jahre 1795 zum Druck angefertigte, aber wenig bekannte Tagebücher benuzt worden, was um so interessanter ist, weil Blüchers persönliche Ansicht und Darstellungsweise daraus unmittelbar erkennbar ist. Für die spätere Zeit ist mit zweckmäfsiger Auswahl der zuverlässigsten Quellen, und richtiger Beurtheilung der wahren Verhältnisse in solchen Fällen, wo abweichende Ansichten und Lesarten statt finden, die Folge und der innere Zusammenhang der Begebenheiten auf eine so lichtvolle und umsichtige Weise beschrieben, dafs wir zur Zeit auch in dieser Beziehung nichts Besseres aufzuweisen haben. Die diplomatische Feinheit, mit welcher manche kitzlichen Gegenstände oder schwierigen Verhältnisse, deren vollständige Erörterung aus unverwerflichen Gründen unterbleiben mufste, entweder so berührt, oder so umgangen sind, dafs aus dem, was mitgetheilt wurde, wenigstens kein betrügliches Licht über den Vorgang verbreitet, oder directe Veranlassung zu falschen Consequenzen gegeben wird, verdient eine besondere Anerkennung. Vielleicht möchte Manchem im Verhältnisse zur Hauptperson des Gemäldes, in dieser lezten Lebensperiode, der historische Hintergrund etwas zu reichhaltig ausgestattet erscheinen, und wir selbst können diesen Vorwurf nicht gänzlich in Abrede stellen. Abgesehen indessen davon, dafs dieser geschichtlichen Uebersicht, als ein eigenes Ganze abgesondert für sich betrachtet, der innere Werth und mannigfaches Interesse nicht abgesprochen werden können, möchten wir überhaupt auch weniger von dem Gegebenen etwas entbehren, als umgekehrt, aus den bereits oben entwickelten Gründen, durch speciellere Notizen über Blücher's und seiner nächsten Organe persönliche Wirksamkeit, Ansichts- und Verfahrungsweise, das Gleichgewicht hergestellt sehen. Wenn man den Resultaten, welche durch die Operationen der Heere herbeigeführt wurden, die unter Blücher's Oberbefehl gestanden, zwar die Gerechtigkeit im Allgemeinen nicht versagen kann, noch zu versagen pflegt, so ist es doch eine nicht sparsam verbreitete Ansicht, dafs entweder diese Resultate als Folge zufälliger Verkettung ganz unvorhergesehener und beim Entwurf unerwogen gebliebener Umstände betrachtet, oder aber, in Vergleich zu andern Kriegsbegebenheiten und zu den Grundgesetzen einer erleuchteten höhern Kriegskunst, so angesehen werden, als ob in ihnen we-

Digitized by Google

nig Belehrendes und Nachahmungwürdiges anzutreffen sei. Wie man erst lange nach Beendigung des siebenjährigen Krieges erkannte, dafs sich unter der Leitung und dem genialen Einflufs des grofsen Königes die Kriegskunst und die Modalitäten der Kriegführung bedeutend verändert und ausgebildet hatten, so scheint es, ist man auch jezt sich dessen noch nicht gehörig bewufst geworden, was seit dem Ausbruche der Französischen Revolution durch diese selbst, durch Napoleon, und in den Kämpfen, welche seinen Fall herbeigeführt, für die innere Vervollkommnung der Theorie und Praxis des Kriegswesens allmälig und zum Theil unbemerkt zur Entwickelung gekommen ist. Der wahre Werth dieses Vorschrittes und sein richtiges Verhältnifs zu früheren Theorien und Methoden aber wird nur dadurch unzweideutig hervortreten, wenn über die innern und verborgenen Motiven der äufsern Erscheinungen genugsam detaillirte Aufschlüsse zur öffentlichen Kenntnifs kommen, und es kann daher, unseres Bedünkens, nicht häufig genug bevorwortet werden, dafs Alle, welche Aufschlüsse dieser Art zu geben im Stande sind, zu deren ausführlichen Bekanntmachung Neigung und Veranlassung finden mögen. Uns hier auf eine kurze Berührung desjenigen beschränkend, was uns aus persönlicher Wissenschaft der nähern Umstände bekannt ist, und nicht schon anderweitig nachgewiesen worden, haben wir in den folgenden Bemerkungen dasjenige zusammengestellt, was uns zur Erläuterung oder Berichtigung einzelner Stellen des vorliegenden Werkes diensam schien.

Zur Schlacht von Grofs-Görschen.

(S. 165) „Blücher trat beim Zusammentreffen seines „Heertheiles mit dem des Gen. Gr. Wittgenstein diesem „den Oberbefehl willig ab, überzeugt, dafs vielfache „Gründe diese Verläugnung für den Augenblick geboten.“ (und S. 166.) „Den trefflichen Entwurf zur Schlacht hatte „Scharnhorst angegeben, die Ausführung entsprach aber „der Anlage nicht.“ Blücher als weit älterer Befehlshaber hatte nicht nur einen Anspruch auf diesen Oberbefehl, sondern er war ihm durch den Kaiser von Rufsland auch ausdrücklich zugesprochen. Allein schon in Breslau erklärte Blücher eigenen Antriebs, dafs es ihm Freude machen werde, sich einem Feldherrn unterzuordnen, der in dem jüngsten Kampfe gegen Napoleon so viel Ruhm erworben habe. Nach wiederholtem Abehnen von beiden Seiten liefs sich endlich Wittgenstein zur Uebernahme der ersten Rolle willig finden, als man sich dem entscheidenden Augenblicke näherte; anstatt aber, dafs er, wie Blücher und Scharnhorst gehofft hatten, in Folge dieser Condescendenz um desto gefügiger in ihre Ansichten über die Kriegführung und die zu ergreifenden Maafsregeln eingehen werde, verwarf er rücksichtslos ihre Vorschläge, begegnete allen Bedenklichkeiten durch die trockene Floskel, „bei Polotzk sei es eben so gewesen,“ und nur mit Mühe und durch das ernsteste Widerstreben wurde es abgewandt, dafs nicht am Tage vor der Schlacht das Blücher'sche Heer in seinem innern Verbande als selbstständiges Ganze aufgelöst, und die von Scharnhorst weislich ersonnene Anordnung der Brigaden-Aufstellung, durch Eintheilung der verschiedenen Waffen bei den Russischen Divisionen in ihrer Grundidee vernichtet worden wäre. An eben diesem Tage wurde Ref. zur Erforschung der Gegend von Libertwolkwitz abgesandt, wo Scharnhorst hoffte oder beabsichtigte, dafs es nach erfolgter Vereinigung unserer gesammten Streitkräfte zur Schlacht kommen sollte. Soviel sich Ref. aus den damals erhaltenen vertraulichen Mittheilungen erinnert, war es Scharnhorsts anfänglicher Ansicht ganz entgegen, das Schlachtfeld in die jenseits der Elster gelegene, durch den Flofsgraben und zahlreiche Hohlwege durchschnittene Gegend zu verlegen, wo die Wirksamkeit unserer zahlreichen Reiterei mannichfaltiges Hindernifs fand. Als Ref. am Abend seinen Bericht erstattete, erwiederte Scharnhorst: „Diefs ist nun Alles unnöthig; indessen wir müssen nur froh seyn, dafs wir endlich so glücklich sind, uns mit den verhafften Kerlen tüchtig herumschlagen zu können.“ Die im Russischen Hauptquartier ausgearbeitete Disposition zur Schlacht (s. Plötho I.) wurde erst spät in der Nacht ausgegeben, sie war, wie sich am andern Tage auswies, weder dem Terrain, noch der wirklichen Stellung des Feindes angemessen, und zum Theil so undeutlich gefafst, dafs es fast unmöglich wurde, den richtigen Sinn zu errathen. Dadurch, dafs York und Blücher auf eine der Richtung ihres Anmarsches entgegengesezte Weise sich in die Schlachtordnung einfügen sollten, wurde ein Kreuzen der Colonnen herbeigeführt, und der schon durch andere Ursachen verzögerte Uebergang über die Elster noch mehr verspätet. Scharnhorst war von der Idee, dafs wir jenseits der Defileen unmittelbar auf den Feind stofsen würden, so ergriffen, dafs er die bereits jenseits des Flofsgrabens angelangte Colonne des Linken

Digitized by Google

Flügels im ersten Augenblik durchaus nicht für die Unsrigen erkennen wollte. Von der Gegend des Kampfplatzes waren damals nur äufserst mangelhafte Charten vorhanden; auf der hekannten Bertuch'schen, welche man für die beste hielt, fehlten sonderbar genug, gerade die sämmtlichen Dörfer, welche zum Tummelplatz des heftigsten Gefechtes bestimmt waren. Es war sonach höchst schwierig sich zu orientiren; die vom Gen. Winzingerode billiger Weise erwarteten Aufklärungen über Stellung und Bewegung des Feindes blieben gänzlich aus, und dieser, der sich weder mit Patrullen noch Vorposten befafst hatte, war weit und breit nicht zu entdecken. Die Hoffnung, es an diesem Tage noch zum Gefecht zu bringen, fing bereits an zu schwinden; Graf Wittgenstein befahl auf den Höhen in der Gegend des Monarchenhügels Halt zu machen und abzukochen, als der Obristl. von Müffling zuerst den Pulverdampf in der Richtung auf Leipzig, und gleich darauf in dem vor der Front gelegenen unbekannten Dorfe das Blinken einiger Gewehrläufe wahrnahm. Ohne die geringste Vorstellung dessen, was uns bevorstand, wurde von Neuem aufgebrochen, und auf Scharnhorst's Veranlassung bald darauf zum Angriffe geschritten. Da sich die sämmtlichen Preufsischen Truppen an der Spitze befanden, und die gegebene Disposition aufser Kraft getreten war, liefs sich hoffen, dafs wenigstens der erste Act des Drama's nach Blücher's und Scharnhorst's persönlichem Ermessen würde ausgeführt werden können. Leider wurden beide zu früh durch das feindliche Geschofs aufser Thätigkeit gesezt. Dem Ref., der den Auftrag hatte, zuerst nach Starsiedel, dann nach Eisdorf hin Localität und feindliche Aufstellung zu erforschen, war nicht mehr vergönnt an Einen von Beiden Bericht erstatten und aufser der Anfangs erhaltenen allgemeinen Instruction neue Befehle empfangen zu können. Als er die Gegend des linken Flügels verliefs, war dort die Preufsische Reiterei im Vorgehen, im Centrum die ganze Preufsische Infanterie zwischen den Dörfern im heftigsten Gefecht begriffen, auf dem rechten Flügel nur Russen zur Division von Berg gehörig, mit denen man sich kaum verständigen konnte. Es gelang ihm jedoch eine Russische Zwölfpfünder-Batterie und zwei Bataillone, die neben Grofs-Görschen in Unthätigkeit waren, zu einem Vorrücken um Klein-Görschen und über den Flofsgraben zu bewegen, um Kaya und die dahinter aufgestellten feindlichen Massen in die Flanke zu nehmen. Als aber die in der Ebene hinter Eisdorf herumschwärmenden Kosaken und Tirailleure durch ein Paar einzelne Kanonenschüsse zum Rückzuge bewogen wurden, machte die kleine Colonne an der Fuhrt durch den Flofsgraben Halt, um erst weitere Befehle von ihrem Divisionsgeneral einzuholen, und einige Stunden lang unterblieben alle Unternehmungen auf diesem Flügel, bis es zu spät war dort etwas Erspriefsliches zu wirken, da sich während der Zeit schon der Vicekönig so weit genähert hatte, dafs das Vordringen des Prinzen von Würtemberg durch Eisdorf vereitelt wurde.

(Zu S. 169.) Nach Wagner und Plotho waren es nur 9 Preufsische Schwadronen, mit welchen der Obrist v. Dolffs den Nachtangriff unternahm.

Zur Schlacht von Bautzen. (S. 174. u. 177.)

„Wie bei Lützen ein schickliches Schlachtfeld zum Angriff, so wurde bei Bautzen das vortheilhafteste zur Vertheidigung ausersehen.“ — Das Schlachtfeld von Bautzen hatte neben manchen örtlichen Vorzügen, deren wesentlichster darin bestand, dafs der Feind die Aufstellung nicht übersehen und die wahrscheinlichen Bewegungen schwerlich im Voraus errathen konnte, doch das wesentliche Gebrechen, dafs es keine Offensivbewegung gestattete, und ungesehen in der Nähe auf so gefährliche Weise umgangen werden konnte, dafs Besorgnisse wegen der Möglichkeit des einzig verhandenen Rückzugs nach Görlitz hätten entstehen können. Es wurden defshalb gegen diese Aufstellung, gleich beim Einrücken, von Seiten des Blücherschen Generalstabs sehr ernstliche Bedenklichkeiten erhoben, auch defshalb die zuerst von dem Russischen General v. Toll angegebene Stellung in eilf Treffen unmiltelbar hinter der Stadt, gegen die nachmals verschanzte bei Jenkwitz umgetauscht. Dennoch mufste das Gefecht abgebrochen werden, noch ehe Napoleon bis an die verschanzten Linien vorgedrungen war, und wahrscheinlich hätte man hiezu schon am ersten Schlachtabende schreiten müssen, wenn die Franzosen das Terrain genauer gekannt hätten, und der Marschall Ney rasch gegen Weifsenberg um die linke Flanke der Verbündeten vorgedrungen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 209. u. 210.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1827.

Preufsische biographische Denkmale. (Fürst Blücher von Wahlstadt.) Von K. A. Varnhagen von Ense.

(Fortsetzung.)

Zum Gefecht von Hainau (S. 184).

Schon seit dem Abmarsch von Bautzen stand die Colonne, zu welcher das Blücher'sche Corps gehörte, unter dem Oberbefehl des Gen. Barclay de Tolly, und bereits am 23sten in Waldau war demselben das Project zu einem bei Hainau zu legenden Hinterhalte vorgetragen worden, zu welchem indessen die Russische Reiterei westlich dieser Stadt und des dieselbe durchströmenden Gewässers ebenfalls mitwirken sollte, wodurch das Gros des Marschalls Ney selbst würde bedroht und behindert worden seyn, dem Gen. Maison zu Hülfe zu kommen. Der Russische Feldherr hörte diesen Vorschlag zwar beifällig an, liefs ihn aber, als es zur Ausführung kam, auf sich beruhen. Als Blücher beim Abmarsche von Hainau über den zum Hinterhalte ausersehenen Terrainabschnitt ritt, wurde das Project nochmals zur Sprache gebracht, und er fand es so ganz nach seinem Sinne, dafs auf der Stelle die Anstalten getroffen wurden, es in dem Mafse auszuführen, als seine beschränkte Befehlsgewalt es zulassen wollte. Freilich konnte nun, trotz der gelungenen Vollführung, der Erfolg bei Weitem so grofsartig nicht seyn, als in dem anfänglichen Plane beabsichtigt worden, und wurde durch den am darauf folgenden Tage ausgegebenen Armeebefehl ähnlichen Unternehmungen ein Ziel gesezt.

Die S. 188. erzählte Anekdote scheint in eine andere Zeit und wahrscheinlich in die Geschichte des Schlachttags an der Katzbach zu gehören. Denn bei Hainau war gar keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, dafs die Franzosen, welche hinter unserm Nachtrabe nachzogen, irgendwo einen Vorsprung in eine unserer Flanken hätten möglich machen können.

Zum Elbübergang bei Wartenburg.
(S. 232 bis 240.)

„Blücher bekam die Aufgabe sich in schnellen Märschen rechts an das Nordheer heranzuziehn, und zugleich mit diesem über die Elbe zu gehen;" — „Stellung gegenüber von Elster, aus welcher das Geschütz des Gen. Bertrand am Abend des 2ten Oct. die Preufsischen Brückenarbeiter bestrich."

Als der Kaiser von Rufsland, über alle kleinlichen Rücksichten erhaben, mit bewundernswerther Selbstverläugnung, Blücher's wiederholt und dringend motivirtes Ansuchen, seine Operationen in der Lausitz ungestört fortsetzen zu dürfen, genehmigt hatte, sollte nach der am 15ten Sept. getroffenen Abrede die Zeit, welche Bennigsen zu seinem Anmarsch von der Queis nach Töplitz bedurfte, sofort benuzt werden, um das grofse Hauptheer staffelweis gegen die westlich gelegenen Uebergänge des Erzgebirges in Bewegung zu setzen. Gen. Kleist erhielt Befehl mit seinem Corps den Gr. Wittgenstein bei Nollendorf abzulösen, Barclay sollte mit den Grenadieren und Garden gleichzeitig nach Brix abrücken, und das Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg schon am 17ten dahin folgen. Von einer Verbindung Blücher's mit dem Nordheer war dazumal noch nicht die Rede, noch viel weniger wurde derselbe dazu ausdrücklich vom grofsen Hauptquartier aus beauftragt, sondern er sollte im Verein mit Bubna direct gegen Dresden und Pirna operiren. — Wittgenstein verliefs den Nollendorfer Berg, ehe Kleist dort eingetroffen war. Napoleon hatte zufällig dieselbe Zeit zum Vorrücken gegen Peterswalde gewählt, und so kam es zu dem bedenklichen Gefechte, in welchem der Sohn des Gen. Blücher gefangen wurde. Hierdurch wurde der bereits ein-

Digitized by Google

geleitete Links-Abmarsch der Hauptarmee aufs Neue um mehrere Tage verzögert, und die Ungeduld Blüchers, dem der zunehmende Mangel an Lebensmitteln bereits anfing sehr fühlbar zu werden, dadurch aufs Höchste gesteigert. Ein Versuch, die Elbe zwischen Torgau und Dresden, oder oberhalb der lezten Stadt zu überschreiten, so lange Napoleon's Hauptmacht in deren Nähe stand, hatte auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit für sich. Es mufste daher ein anderer Ausweg ermittelt werden, und Ref. erhielt zu diesem Ende den Auftrag, weiter unterhalb einen schicklichen Uebergangspunkt auszusuchen, und die Gen. Tauenzien und Bülow zu sondiren, ob sie im Fall unerwarteten Widerstandes oder Unglücks wohl geneigt seyn würden, nach Mafsgabe der Umstände thätig in die neue Operation mit einzugreifen, auch selbst ohne dazu vom Kronprinzen von Schweden im Voraus den bestimmten Befehl erhalten zu haben. Der Punkt von Wartenburg, der um diese Zeit nur durch etwa drittehalbtausend Mann feindlicher Truppen beobachtet wurde, schien dem Zwecke angemessen, die Preufsischen Feldherren erklärten sich nach Wunsch, und als auf den Rath des Gen. Bülow auch der Kronprinz von Schweden im Allgemeinen mit dieser Idee bekannt gemacht wurde, erklärte sich dieser unerwartet bereit, sein ganzes Heer ungesäumt über die Elbe zu führen, wenn Blücher mit dem seinigen den Uebergang bei Wartenburg effectuiren würde. Blücher wurde hievon durch einen von Zerbst aus abgesendeten Courier benachrichtigt, und schon am Tage darauf wurde der Rechts-Abmarsch mit solcher Schnelligkeit ins Werk gesezt, dafs Gen. Tauenzien, der sich von Libenwerda ebenfalls nordwärts gegen Wittenberg bewegte, kaum rasch genug Platz zu machen vermogte, und das grofse Hauptquartier in Böhmen die Kunde davon erst erhielt, als der Marsch sich seiner Vollendung näherte. Durch ein Mifsverständnifs waren indefs, statt geheimer Voranstalten zum Brückenbau bei Elster, und der verabredeten ernstlichen Demonstrationen bei Acken und Dessau, Demonstrationen zu einem Uebergange bei Wartenburg gemacht worden, welches zur Folge hatte, dafs die Division Bertrand dahin zur Verstärkung gesandt wurde, und auf Ein Haar die ganze Operation dadurch vereitelt worden wäre. Nur mit der gröfsten Anstrengung und durch Beihülfe der Russischen Leinwandpontons gelang es während der Nacht zwei Brücken zu Stande zu bringen, nachdem am Abend ein lauer Versuch des Feindes den Bau zu stören, durch das Feuer zweier zum Corps des Gen. Borstell gehörigen, am rechten Elbufer placirten Batterien abgewiesen worden war.

Zufolge der am Schlachtmorgen beim Uebergange über die Brücken dem Gen. York mündlich eröffneten Generalidee sollte die Aufmerksamkeit des Feindes durch Demonstrationen gegen Wartenburg so lange in Spannung gehalten werden, bis die Zeit zu einer Umgehung über Bleddin gewonnen seyn würde, während dessen das Corps von Langeron als Reserve nachrücken sollte. Hätte man die Kampflust der Truppen, welche allmälig ins Gefecht kamen und durch das feindliche Feuer stark mitgenommen wurden, ein wenig mehr mäfsigen können, so würde der diesseitige Verlust vielleicht geringer und die Niederlage des Feindes noch beträchtlicher gewesen seyn. Als aber Gen. St. Priest gerade um die Zeit, als die tapfere Brigade Horn die Dämme erstürmte, durch einen Spion die Nachricht erhielt, Napoleon sei mit 20,000 Mann von Torgau im Anmarsch, liefs man es sich gern gefallen, dafs das Gefecht mit beschleunigtem Schritte seiner Beendigung entgegenging, um so mehr, als das in der Nähe befindliche Tauenzien'sche Corps, (dessen Mitwirkung man im schlimmsten Falle beim Schlacht-Entwurfe in Anschlag gebracht hatte,) zu einer andern Bestimmung abberufen wurde.

Unterhandlungen mit dem Kronprinzen von Schweden. (S. 242.)

Schon in Bautzen war beschlossen worden, im Fall der Uebergang bei Wartenburg gelänge, rasch bis in die Gegend zwischen Torgau und Eilenburg vorzurücken, durch einige tausend Arbeiter, welche mit Ablösungen, wie bei einer Belagerung, Tag und Nacht schanzen sollten, einen starkbefestigten Brückenkopf anzulegen, zu dessen Vertheidigung 300 Kanonen disponibel waren, und wo möglich vor demselben Napoleon selbst so lange zu beschäftigen, bis die grofse Armee den Uebergang über das Erzgebirge glücklich vollbracht haben würde. Man kam defshalb überein, beim langsamen Zurückweichen in den geräumigen Brückenkopf, zu welchem die Dämme von Wartenburg und Bleddin geschickt aptirt werden sollten, durch einen Nachtmarsch das Gros der Caval-

Digitized by Google

lerie unter dem Gen. Oppen, dem Kronprinzen von Schweden zuzusenden, der sodann mit seiner ganzen Macht dem überraschten Feinde in Flanke und Rücken fallen sollte. Die Schanzarbeit rückte etwas langsamer vor, als in der Absicht gelegen hatte, weil verabsäumt worden war, in hinlänglicher Masse Schanzzeug herbeizuschaffen, und die Truppen sich des ordonnanzmäfsig mitzuführenden seit längerer Zeit, als einer beschwerlichen Bürde allgemach entledigt hatten. Nichts destoweniger war Blücher auch jezt noch bestimmt entschlossen, den früher entworfenen Plan energisch durchzuführen, als die Nachricht eintraf, dafs Napoleon von Dresden aufgebrochen sei. Dem Kronprinz von Schweden indessen erschien es unter den nun eingetretenen Umständen bedenklicher als zuvor, den unmittelbaren Kampf mit Napoleon zu bestehen; er hegte grofse Besorgnisse für Berlin, und erklärte, dafs kein anderer dem Geiste der Kriegskunst angemessener Ausweg übrig erscheine, als dafs beide Heere, nach vollbrachtem Rückmarsche auf das rechte Elbufer, ihre Brücken hinter sich zerstörten. Ref., der in der Nacht vom 8ten zum 9ten October an ihn nach Jefsnitz abgeschickt worden, um seine definitive Entscheidung einzuholen, erwiederte ihm hierauf, dafs in der Ansicht der Preufsischen Feldherren Berlin nur als ein Operationssubject von untergeordneter Wichtigkeit erscheine, und dafs er bestimmt wisse, die Schlesiche Armee werde nicht auf das rechte Elbe-Ufer zurückkehren, welches sie dringender Verpflegungsrücksichten wegen verlassen habe, sondern im schlimmsten Fall der Gen. Blücher es vorziehen, sich einen Weg hinter die Saale zu eröffnen, wo er auf der Communication des Feindes stände, und Gelegenheit finden würde, in die Operationen des Hauptheeres kräftig mitzugreifen. Hierauf proponirte der Kronprinz den gemeinsamen Abmarsch hinter die Saale, vielleicht, wie man aus spätern Umständen hat schliefsen wollen, in der Erwartung, dafs General Blücher ohne zuvorerhaltene Genehmigung des grofsen Hauptquartiers die eigene Verantwortlichkeit für ein so gewagtes Unternehmen nicht würde übernehmen mögen, bei dem derselbe leicht in eine Art von Abhängigkeit vom Nordheere gerathen, von seiner Verbindung mit Schlesien und den eben im Marsch begriffenen Zufuhren und Verstärkungen aller Art abgeschnitten, vom activen Krigsschauplatze entfernt werden konnte, und alle auf die Verschanzung von Wartenburg berechneten Plane ohne Wiederkehr aufgeben mufste. Graf Alexis Noailles, damals im Gefolge des Kronprinzen, wurde mitgesendet, um aus Düben Blüchers Entscheidung einzuholen, und ihm war anempfohlen, keine der eben bemerkten Bedenklichkeiten unbevorwortet zu lassen.

Das Gewicht derselben war allerdings so grofs, dafs ein hoher Grad von Selbstverläugnung, Energie und Unternehmungsgeist dazu gehörte, um in die ganz unerwartet vorgeschlagene und allen frühern Verabredungen entgegenlaufende Operation einzugehen. Indessen nach einer ganz kurzen Berathung mit Gneisenau wurde der Vorschlag vollständig und ohne Rückhalt angenommen, und augenblicklich der Befehl zum Abmarsch an die Truppen ausgefertigt. Als die erste Colonne derselben am Abend bei Jefsnitz anlangte, waren die dicht an der Muldebrücke gelagerten Truppentheile des Nordheeres noch unverändert in der alten Stellung. Der Uebergang der Schlesischen Armee über den Flufs wurde dadurch beträchtlich verzögert, und hätte gefährliche Folgen haben können, wenn Napoleon nach dem Ueberfall bei Düben die rechte Fuhrt entdeckt, und ungesäumt seine Verfolgung ernstlich gegen Jefsnitz dirigirt hätte. Die Brücke bei Düben (S. 244) war zerstört, und konnte nicht benuzt werden — ein glücklicher Umstand, weil er mit dazu beitrug, Napoleon's Täuschung über den Operationsplan der beiden hinter der Mulde jezt zwar vereinten aber nach entgegengesezten Ansichten handelnden Heere zu vermehren.

Napoleon in Düben. (S. 248 bis 253.)

„Schon am 10. Oct. in Düben angelangt, und die folgenden Tage bis zum 14ten dort verweilend, leitete er bereits neue Bewegungen, deren Zweck bis heute zwiefacher Deutung unterliegt, aber, in beiden Annahmen, bei gelungener Durchführung ohne Zweifel mit den gröfsten Folgen verknüpft gewesen wäre. Durch die Correspondenz Napoleons (S. Pelet „*des principales opérations de la Campagne de* 1813", im *Spectateur militaire* und die „Originalbriefe aus der Brieftasche eines Französischen Marschalls," im zweiten Stück der Denkwürdigkeiten für Kriegskunst und Kriegsgeschichte) sind wir in diesem Augenblicke über die Zwecke und Ansichten, die demselben in der verhäng-

Digitized by Google

nifsvollen Periode vom Abmarsche von Dresden bis zur Schlacht von Leipzig vorgelegen haben, ziemlich aufgeklärt. Es ergibt sich daraus unzweideutig, dafs er die Bewegungen seiner Gegner weder gekannt noch richtig beurtheilt habe; eine Voraussetzung, welche im Blücherschen Hauptquartier schon damals statt fand, und beim Entwurf der Operationen als ein wesentliches Motiv mit in Anschlag gebracht wurde. Napoleon achtete seine Gegner zu gering, und in dem Wahne, dafs er nur allein kühne und consequente Combinationen zu ersinnen und auszuführen vermöge, schob er alle erlittenen Unfälle auf Rechnung eines vorübergeheden Unsterns, und versäumte es, sich über den wahren Zustand der Dinge möglichst vollständig aufzuklären. Schon am 30. Sept. erhielt er Nachricht, dafs Schwarzenberg von Marienberg über Chemnitz nach Altenburg, Blücher aber rechts abmarschire. In der Nacht vom 4. Oct. traf die Meldung vom Uebergange bei Wartenburg, und in der Nacht vom 7ten die Bestätigung ein, dafs die Böhmische Armee über Chemnitz vorrücke. Am 9ten verlegte Napoleon sein Hauptquartier nach Eulenburg, im Glauben, dafs sich das Böhmische Heer gegen Dresden wende, das Nordheer noch bei Dessau stehe, und in der Absicht, jenes durch den König von Neapel verfolgen zu lassen, sich selbst aber mit allen übrigen Corps nach Düben zu begeben, um über die Schlesische Armee herzufallen. Bis zum 14. Oct. verweilte Napoleon unschlüssig in Düben, über der Idee brütend, den Kriegsschauplatz auf das rechte Elbufer zwischen Dresden und Magdeburg zu verlegen, (wo er keine Lebensmittel gefunden haben würde), und Blücher zu schlagen, von dessen Marsch hinter die Saale erst am Tage zuvor die sichere Kunde an ihn gelangt war. Durch die Zerstörung der Elbebrücken machte er den Rückzug des Nordheeres auf das rechte Elbufer unmöglich, und ward so selbst die Veranlassung, dafs die Verbündeten um 70,000 Mann stärker waren, als sonst der Fall gewesen seyn würde. Hätte er die Zeit vom 7ten bis zum 14ten benuzt, mit gesammelten Kräften der Böhmischen Armee entgegenzugehen, die Nordheere aber blofs beobachten zu lassen, so ist die höchste Wahrscheinlichkeit vorhanden, dafs er jene über das Erzgebirge zurückgeworfen und nun hinlängliche Mufse und Gelegenheit gefunden haben würde, mit Nachdruck und Erfolg sich gegen die, während dessen wahrscheinlich bis in die Gegend von Altenburg vorgedrungenen Nordheere zu wenden. Dresden war dann gerettet, der Kriegsschauplatz in Sachsen behauptet, und ob sodann noch eine Schlacht von Leipzig dort oder anderswo möglich gewesen wäre, ist eine grofse, schwer zu bejahende Frage. Merkwürdig ist, was Odeleben über die Langeweile und Geschäftslosigkeit erzählt, in der Napoleon die Tage seines Aufenthalts in Düben verlebt habe.

Zur Schlacht von Leipzig. (S. 254.)

Der Entwurf zur Schlacht von Leipzig, zufolge dessen dem Schlesischen Heer die Rolle zu Theil geworden war, die Stadt Leipzig von Schkeuditz her ungesäumt anzugreifen, und wo möglich dem Feinde zu entreifsen, während zugleich auch die Mitwirkung des Nordheeres beim gemeinsamen Angriffe bestimmt in Anspruch genommen wurde, gab Veranlassung zu manchen Bemerkungen und Vorschlägen, mit welchen Ref. am Nachmittag des 15. Oct. vom Gen. Blücher aus Halle nach Pegau zum Kaiser von Rufsland und Fürsten Schwarzenberg gesendet ward. Das Wesentliche des Inhalts derselben bestand in Folgendem:

So viel sich Stellung und Absicht des Feindes in diesem Augenblicke beurtheilen lasse, scheine es, dafs Napoleon bereits den gröfsten Theil seiner Streitkräfte bei Leipzig vereint habe, und dafs die noch fehlenden Abtheilungen von der Elbe und Mulde her dahin auf dem Anmarsche begriffen seien. Unter diesen Umständen dünke es am vortheilhaftesten, ihn in dem spitzen Winkel zwischen dem linken Partha- und rechten Elsterufer festzuhalten, und ihn zu nöthigen, sich, mit dem Rücken nach Leipzig gekehrt, gegen die vereinten Böhmischen und Nordheere zu schlagen, während das Corps von Giulay durch Meerveldt, Thielmann und St. Priest unterstüzt, hinreichen dürfte, jeden Versuch zu einem Rückzuge durch Leipzig nach den Saale-Uebergängen hin zu vereiteln. Da beide Flüsse in der Nähe ihrer Mündung den Uebergang nur an wenigen Stellen gestatteten, würde Napoleon in allen Flankenbewegungen gehemmt seyn, und ihm daher kein Ausweg übrig bleiben, als entweder sich auf eine stricte Defensive zu beschränken, in welcher für ihn schwerlich Heil zu finden sei, da den verbündeten Heeren der vierfache Vortheil, der Uebermacht an Truppen und Geschütz, der Offensive, des

Digitized by Google

concentrischen Angriffs und einer sichern Flügelanlehnung zu Gute komme; oder aber sich durch irgend einen Punkt der Frontlinie der Verbündeten den Durchbruch zu erzwingen, und dabei, Falls es ihm nicht gelingen sollte einen oder den andern Theil seiner Gegner aufzurollen, sich wenigstens nach Torgau oder Wittenberg einen Ausweg zu eröffnen. Dieser lezte Fall sei allerdings nach dem Charakter und der Fechtart Napoleon's der wahrscheinlichere, werde aber ebenfalls für ihn schwerlich zu einem glücklichen Resultate führen, wenn alle Heerestheile der Verbündeten mit gleicher Energie zur Schlacht mitwirkten, und namentlich die überaus zahlreiche Reiterei und berittene Artillerie zur zeitgemäfsen Einwirkung bereit gehalten werde. Da indessen Bennigsen, Bubna und Colloredo noch auf dem Marsche begriffen wären, und es nicht minder zweifelhaft sei, ob der Kronprinz von Schweden schon am nächsten Morgen links der Schlesischen Armee werde thätig in das Gefecht eingreifen wollen und können, sei zwar kein Grund vorhanden, die Initiative durch das Böhmische Hauptheer noch länger aufzuschieben, doch möchte es dienlich seyn, Falls nicht im Laufe des Gefechtes sich ungewöhnlich vortheilhafte Verhältnisse darböten, am ersten Schlachttage das Gefecht hinzuhalten, um für die vollständige Vereinigung aller Heerestheile Zeit zu gewinnen, und weniger auf eine schnelle glänzende Entscheidung, als auf einen sichern Ausgang und die völlige Vernichtung der feindlichen Streitkraft Bedacht zu nehmen. —

Die Generale Thielmann und Giulay, deren Hauptquartiere der Ueberbringer auf dem Hin- und Rückwege berühren mufste, sollten von diesem Plane, und der darauf im Hauptquartiere erfolgten Entscheidung sofort in Kenntnifs gesezt werden. Der leztere erklärte sich schriftlich dahin, „dafs er mit Anbruch des Tages trachten werde, Lindenau mittelst Umgehung (!) zu nehmen."

Die Ansichten des Feldherrn der Schlesischen Armee, welche ohnehin nichts dem bereits ausgegebenen allgemeinen Schlacht-Entwurfe Entgegenlaufendes, sondern nur eine bestimmtere Verabredung über das fernere übereinstimmende Zusammenwirken enthielten, wurden sowohl vom Kaiser von Rufsland als dem Fürsten Schwarzenberg vollkommen gebilligt, und die ihnen gemäfsen Anordnungen zugesagt. Durch die Schlacht von Möckern wurde die für den 16. Oct. dem Schlesischen Heere zu Theil gewordene Aufgabe vollständig und glücklich gelöst, obschon das Nichterscheinen des Nordheeres und die dadurch blofsgegebene linke Flanke seine Lage bedenklich und ein behutsames Vorrücken, so wie das Heranziehen des Gen. St. Priest unerläfslich machte. Durch Napoleons Unentschlossenheit, am 17. Oct., da derselbe auf den Erfolg der angeknüpften Unterhandlungen zu sicher gerechnet haben mochte, wurde das Verzögern des Ausganges der Katastrophe unerwartet begünstigt, bis die gesammte Streitmacht der Verbündeten, welche dadurch um 110,000 Mann gröfser als am ersten Schlachttage wurde, herangekommen war. Blofs durch die bekannten, bei Meerveldt und Giulay statt gefundenen Ereignisse erhielt das beim Schlachtentwurfe ins Auge gefafste Grundverhältnifs eine wesentlich veränderte Gestalt. Ohne sie hätte Napoleon wahrscheinlich nicht erst bei Belle-alliance und in St. Helena, sondern bei Leipzig seine ewig denkwürdige Laufbahn beschlossen.

(Zu S. 269.) Das Nordheer war nicht 90,000, sondern nur 68,000 Mann stark, weil Tauenzien, Thümen und Hirschfeld auf dem rechten Elbufer zurückgeblieben waren.

Zusammenkunft in Breitenfeld. (S. 270.)

Bei der Zusammenkunft in Breitenfeld hatte Ref. den Auftrag den Dolmetscher zu machen, da keiner der beiden Feldherren die Sprache des andern verstand. Bei der Unterhandlung selbst waren aufser dem Prinzen Wilhelm von Preufsen noch der Schwedische Chef des Generalstabes, Gen. Adlercreutz, und gegen das Ende derselben zuerst ein als Courier vom Fürsten Schwarzenberg gesendeter Oesterreichischer Uhlanen-Offizier gegenwärtig, zulezt aber auch die gesammten im Hauptquartier des Kronprinzen versammelten zum militärisch-diplomatischen Personale gehörigen Generale Pozzo di Borgo, St. Vincent, Krusemark, Lord Stewart u. s. w. Die Aufgabe war, den Kronprinzen dahin zu vermögen, unmittelbar neben der Schlesischen Armee mit der seinigen die Partha zu überschreiten, und noch am Vormittag des angebrochenen entscheidenden Schlachttages den linken Flügel der Französischen Stellung anzugreifen, widrigenfalls der Prinz Wilhelm erklären solle, dafs er als Bruder des Königs sich in Person an die Spitze des Bülow-

Digitized by Google

schen Heerestheiles setzen und denselben in den Kampf führen werde. Es währte eine geraume Zeit, bevor die Unterhandlung sich dem Ziele näherte, weil der Kronprinz ausführlich auseinandersezte, dafs er nach den Regeln der Kriegskunst *en echelon* hinter dem linken Flügel des Schlesischen Heeres als Reserve stehen bleiben müsse, um, im Fall Napoleon sich einen Ausweg nach der Elbe bahnen wolle, sodann den Weg nach Berlin versperren und ihm in die Flanke fallen zu können.

Als aber Blücher mit steigendem Unwillen auf augenblicklichem Ueberschreiten der Partha beharrte, und sich erbot, die Uebergänge unterhalb Taucha, welche der Kronprinz Tags zuvor durch Kosakendetaschements hatte verderben lassen, wieder in brauchbaren Stand zu setzen, erklärte sich der Kronprinz plötzlich, wie von einer neuen glücklichen Idee ergriffen, bereit sich unter diesen ungewöhnlichen Umständen über die Bedenken einer regelrechten Kriegskunst hinwegzusetzen, und, sich selbst dem Heldentode weihend, ohne Säumnifs den verlangten Angriff zu beginnen, wenn ihn Blücher durch Ergänzung seines seit dem Abmarsche Tauenziens zu sehr geschwächten Heeres, in den Stand setzen wolle, diese schwierige Rolle mit dem gehörigen Nachdruck durchsetzen zu können. Das Schlesische Heer war durch die Gefechte bei Wartenburg, Möckern und Gohlis selbst so zusammengeschmolzen, dafs es eher seinerseits einer Verstärkung bedurft hätte, und durch die vom Kronprinzen begehrte Abtretung von Anfangs 20,000 dann 25,000 und zulezt 30,000 Mann fast auf nichts reducirt worden wäre. Die Erwägung indessen, dafs diese Abtretung bei der Gewohnheit der Truppen, dem Schlachtrufe Blücher's zu folgen, jeden Augenblick leicht in eine leere Formalität verwandelt werden könnte, und dafs die Corps von Bülow und Winzingerode, nur einmal erst auf dem Schlachtfelde angelangt, durch die Ereignisse von selbst würden in die dem Ganzen heilsame Richtung und Thätigkeit gerathen, auch ohne den Hinzutritt des Nordheeres das Schlesische ebenfalls Gefahr lief, durch die vorliegende Terrainhindernisse behindert, auf einem vom Kampfplatze entfernten Abschnitte des Schlachtfeldes, der nicht von Truppen entblöfst werden durfte, thatenlos festgehalten zu werden — vermochte Blücher endlich, nach kurzem heftigen Widerstreben, das Corps von Langeron, welches auf dem linken Flügel zum Abmarsch bereit stand, unter folgenden ausdrücklichen Bedingungen für den Lauf des Tages zur Disposition des Kronprinzen zu stellen: 1) dafs das Corps von Langeron auf dem rechten Flügel des Nordheeres durch die seiner jetzigen Aufstelluung zunächst gelegene Fuhrt sofort zum Angriffe abrücke; 2) dafs die Corps von Bülow und Winzingerode auf den zunächst oberhalb dieser Fuhrt zu ermittelnden Uebergängen über die Partha geführt, und ebenfalls sofort in Marsch gesezt würden; 3) dafs die Schwedische Armee (bei der sich 120 Kanonen befanden) als gemeinsame Reserve beider Heere in die Gegend von Breitenfeld herangezogen und daselbst verdeckt aufgestellt werde. Der Kronprinz dictirte dem Ref. hierüber eine schriftliche Verhandlung in die Feder, die, mit seiner Unterschrift versehen, Blüchern nachgesendet wurde, dessen Ungeduld, bei dem bereits beginnenden Kanonenfeuer, ein längeres Verweilen in Breitenfeld nicht gestatten wollte.

Dafs der Preufsische Feldherr das Corps von Langeron selbst angeführt habe, ist von Plotho irrig berichtet worden. Er befand sich nur in der Nähe desselben (jedoch während des ganzen Tages auf dem rechten Ufer der Partha), um jeden Anlafs, wodurch die Verbindung desselben mit dem Rest des Schlesischen Heeres zufällig gestört werden möchte, zu seiner Zeit augenblicklich beseitigen zu können. Dagegen fand Ref. den Kronprinzen am Nachmittage im heftigsten Kanonenfeuer vor der Front dieses Corps, um persönlich den Angriff desselben auf Schönfeld zu leiten. Auf welche Weise die Theilnahme der zum Nordheere gehörigen Heerestheile durch die eingeschlagenen Umwege theils verspätet wurde, theils ganz unterblieb, ist bereits in „C. v. W. Feldzügen der Schlesischen Armee" berichtet. Doch mufs noch folgender Umstand hinzugefügt werden, weil er auf das Resultat der Schlacht wesentlich nachtheilig eingewirkt hat. Als am Nachmittage des 18ten, dem nur etwa 8000 Mann starken Corps von Sacken gegenüber, die feindlichen Massen sich zwischen Schönfeld und Leipzig fortwährend häuften, und eine dicht unterhalb Schönfeld verdeckt aufgestellte Französische Batterie plötzlich das rechte Partha-Ufer zu beschiefsen begann, entstand die Besorgnifs, dafs Napoleon beabsichtige, in dieser Gegend einen Durchbruch zu erzwingen. Jezt trat der Augenblick ein, um die Schweden mit der Reserveartillerie des Nordheeres auf die verabredete Weise zur Unterstützung Blücher's herbeizuholen. Allein statt

Digitized by Google

in der Nähe bei Breitenfeld bereit zu seyn, waren sie anderthalb Meilen weit entfernt, auf dem Marsche nach Taucha begriffen. Glücklicherweise ging jene Besorgnifs zwar nicht in Erfüllung, weil den Franzosen bald nachher durch die Anzündung Schönfelds dieser Ausweg versperrt wurde, allein einerseits gebrach es nun an Geschütz, um das linke Partha-Ufer nachdrücklich zu beschiefsen, wodurch in den dichten Haufen des nahestehenden Feindes ein fürchterliches Blutbad würde angerichtet, und die Eroberung Schönfelds, ja vielleicht selbst das Vordringen in die Vorstädte Leipzigs ungemein würde begünstigt worden seyn; und anderntheils wurde es hierdurch unausführbar, schon jezt den Rechts-Abmarsch des York'schen Corps und der gesammten disponiblen Reiterei des Schlesischen Heeres zu bewirken, welcher um diese Zeit stark in Anregung kam, und wodurch die Versäumnisse bei Lindenau auf eine glänzende Weise hätten redressirt werden mögen.

Der 19. Oct. und Verfolgung nach der Schlacht. (S. 278 ff.)

Die Erstürmung Leipzigs wurde insonderheit auf der Seite, wo sich das Schlesische Heer befand, durch die Unbekanntschaft mit den Einzelnheiten des mannichfaltig durchschnittenen Bodens ungemein erschwert. Hätte man zur Zeit der Schlacht einen so speciellen Grundrifs von Leipzigs nächsten Umgebungen gehabt, wie er den Franzosen, welchen die vortreffliche Sächsische Landesaufnahme zu Gebot stand, füglicherweise nicht fehlen konnte, oder hätte man den Rath eines mit der Localität und ihren militärischen Beschaffenheiten genau vertrauten Mannes benutzen können, so würde viel unnütz vergossenes Menschenblut erspart worden seyn, und man würde wahrscheinlich den Nachmittag des 18ten und die darauf folgende Nacht benuzt haben, sich irgendwo brauchbare Zugänge durch das Rosenthal und nach der hohen Brücke hin zu eröffnen. Ueberhaupt würde es ohne allen Zweifel kriegsgemäfser und von dem entschiedensten Erfolge gewesen seyn, wenn man statt einer ernsten Bestürmung der wohlgesinnten Stadt, die leicht hätte dabei nutzlos zu Grunde gehen können, und wobei mindestens ein halber Tag in regellosen Kämpfen verloren werden mufste, dort blofs den Feind leicht beschäftigt, und während dessen mit möglichster Eile auf den zunächstgelegenen Wegen die Stadt auf beiden Seiten umgangen hätte, um den schon muthlos gewordenen Feind noch diesseits der Saale vollends aufzureiben. Die Truppenmasse der Verbündeten war freilich so grofs, dafs der Angriff auf die Stadt und die Verfolgung des Feindes mit gleichmäfsigem Nachdrucke hätten betrieben werden können; warum das Leztere nicht geschah, und dem Feinde gestattet wurde, einen bedeutenden Vorsprung zu gewinnen, ist bis jezt noch nicht genügend aufgeklärt. Dem Schlesischen Heere kann füglich dabei nichts zur Last gelegt werden. Obschon Blücher den Russen bei den ermüdenden Gefechten am 19ten um sie zu erhöheter Anstrengung aufzumuntern, nach vollendetem Siege Ruhe und Erholung zugesagt hatte, so waren dennoch alle demselben zugehörigen Truppentheile bis zum Abend im Vormarsche begriffen, der dann ohne Aufenthalt in den darauf folgenden Tagen bis an die Werra fortgesezt wurde.

Nach Plotho (II. 414) standen am Abend des 18ten noch beinahe 100,000 Mann kampfbegieriger Reserven rückwärts da, die keinen Theil genommen an der Schlacht. Aber der *Wunsch* des Kaisers von Rufsland, dafs die Rufsischen und Preufsischen Garden und Grenadiere sogleich abmarschiren sollten, um dem Feinde auf dem Rückzuge in die Flanke zu fallen, blieb unerfüllt. Der Biograph des Fürsten Schwarzenberg (S. 218) gesteht ein, dafs manches Versäumnifs bei der Verfolgung sowohl, als während der Schlacht selbst, *gegen den Willen* des Fürsten statt gefunden; Giulay, der am 18ten Befehl erhielt, aufs Neue gegen Lindenau vorzurücken, und unter dessen Augen Bertrand nach Weifsenfels marschirte, gerieth beim Vorgehen gegen die Saale auf unrechte Wege, und versäumte sich des berüchtigten Passes von Kösen und der jenseitigen Höhen vor Eintreffen des Feindes zu bemächtigen, was, wenn es in rechter Zeit und Art geschehen wäre, für Napoleon den Uebergang über die Unstrutt wahrscheinlich unmöglich gemacht haben würde.

Operationen im Februar 1814. (S. 369 — 387.)

Für diese Periode der Geschichte des Befreiungskrieges — deren Darstellung in den biographischen Denkmalen übrigens mit so viel Besonnenheit und richtigem Blicke abgefafst ist, dafs sie zu den vorzüglich gelungenen Abschnitten der Lebensgeschichte Blücher's gezählt werden darf — sind vor allen Dingen noch nähere Auf-

Digitized by Google

schlüsse über die Motive zu wünschen, welche den Siegeslauf der Verbündeten plötzlich erlahmen liefsen. In den Operationen des Feindes wird dazu nicht der vollständige Schlüssel gefunden. Die Unglücksfälle, von welchen mehrere Abtheilungen des Blücher'schen Heeres betroffen wurden, (welches, wie sich der Biograph des Fürsten Schwarzenberg ausdrückt, „in heiterer Sicherheit unvereinigt durch die Champagne zog" —) scheinen weniger Ursache dieser erstorbenen Offensive, als eine Folge der Läfsigkeit zu seyn, mit der das Hauptheer auf seiner Operationslinie vorwärts schritt. Der Kaiser von Rufsland ist in Uebereinstimmung mit seiner Handlungsweise bei allen andern Gelegenheiten, auch hier nicht sowohl als das hemmende, sondern umgekehrt als das vornämlich belebende Princip im grofsen Hauptquartier zu betrachten. Vollkommen richtig bemerkt die weiter unten S. 393 von unserem Verfasser aus dem Buche von C. v. W. angeführte Stelle: „Der Kaiser Alexander hatte die Lage Bonaparte's und die der Verbündeten mit Scharfsicht beurtheilt, und er war der Fels im Meere geworden, um den sich Alles sammelte, an den sich Alles hielt, was die Nothwendigkeit der Fortsetzung des Krieges und der Entthronung Bonaparte's begriffen hatte. Ihm verdanken wir viel, vielleicht Alles. Welche Ansicht bei den Preufsen nicht blofs bei Blücher statt fand, rechtfertigt sich am unverkennbarsten in dem entschiedenen Einflusse, welchen die Anwesenheit ihres Monarchen, wie früher bei Kulm, so hier bei Bar-sur-Aube auf das Einhalten des Rückzuges gehabt hat. Aber ohne Blücher's eisernes Beharren in der ihm angebornen Handlungsweise, und ohne die fast gewaltsam durch ihn wieder ergriffene Offensive hätte das schon bis hinter Troyes beschlossene Ausweichen der grofsen verbündeten Massen im Centrum dennoch leicht noch bedenklichere Folgen haben können. Schwarzenberg (S. „Denkwürdigkeiten aus seinem Leben" S. 261) hatte eine von dem, was kurz vor und nach dieser Periode geschah, abweichende Ansicht der Kriegsführung, die, wie überall, weniger aus eigener Idee oder persönlichem Ermessen der gegenseitigen militärischen Verhältnisse entsprungen seyn mag, als aus dem pflichtgemäfsen Bestreben, seine Handlungen genau mit den Weisungen in Uebereinstimmung zu erhalten, welche ihm zur Richtschnur vorgeschrieben waren. Noch am 25. Febr. erliefs er aus Bar-sur-Aube an den Ref. (welchem um diese Zeit die Leitung der gesammten Deutschen Bewaffnung in den ehemaligen Rheinbundesstaaten, mit Ausnahme von Bayern, Würtemberg, Würzburg und Oldenburg, übertragen war) ein Schreiben, worin dem leztern der Befehl ertheilt wurde, „durch Aufbietung des Deutschen Landsturms „das rechte Rheinufer vor partiellen Einfällen zu si„chern, und auf das Schleunigstmögliche dahin zu wir„ken, dafs die schwachen Blocadecorps der Französi„schen Festungen (Mainz, Luxemburg, Landau) nach „Möglichkeit von den Contingents-Truppen verstärkt „würden, weil es im gegenwärtigen Augenblicke in den „Absichten des Feindes liegen könne, mit den aus den „südlichen Theilen von Frankreich entwickelten Streit„kräften auf die rückwärtigen Communicationen der Ar„mee zu wirken, und aus den Rheinfestungen etwas „zur Beunruhigung der Deutschen Rheingegenden zu un„ternehmen." Wenn man alle obgewalteten Umstände kennt und erwägt, so dringt sich die Ueberzeugung auf, dafs noch um die Zeit, als in Fontainebleau Napoleon's eigener Kleinmuth sein Schicksal unwiderruflich entschied, ein entschlossener Zug gegen den Rhein, nach dem Süden und Westen Frankreichs, wie er in der Fecht- und Sinnesart des Consuls Bonaparte sich wohl harmonisch construiren läfst, verbunden mit einem grofsartigen, im Vertrauen auf den Französischen Nationalgeist beharrlich durchgeführten Defensivsystem, zu ungeheuern Resultaten hätte führen können.

(Zu S. 400.) „Die Truppen von Winzingerode, „dem Geiste des Schlesischen Heeres fremd." — Sollte hier nicht dem Geiste der Truppen aufgebürdet werden, was mehr im Geiste des Befehlshabers gelegen haben mag? Auffallend ist es, dafs dieser General, der gleich dem Grafen Wallmoden, den Oesterreichischen Kriegsdienst, wo er einen ausgezeichneten Ruf erworben, mit dem Russischen vertauscht hatte, bei keiner Gelegenheit mit seinem nicht unbedeutenden Heerestheile (er befehligte in Frankreich 30,000 Mann) auf eine entscheidende, die Operationen kräftig fördernde Weise mit eingegriffen hat.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 211. u. 212.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1827.

Preufsische biographische Denkmale. (Fürst Blücher von Wahlstadt.) Von K. A. Varnhagen von Ense.

(Beschlufs.)

(Zu S. 476. ff.) Aufstand der Sächsischen Truppen in Lüttich.

„Die Sächsischen Truppen waren den Preufsischen „verbündet angeschlossen, und erwarteten die Entschei„dung, welche der Wiener Congrefs ihrem Vaterlande „bringen sollte. Die zögernden Verhandlungen öffne„ten den hin- und herbewegten Gemüthern wieder sol„che Richtungen, die, wo nicht in den Wünschen, doch „in den Hoffnungen der meisten Sachsen, schon aufge„geben waren. Die Truppen, welche in der Schlacht „von Leipzig nur Deutsch hatten seyn wollen, wollten „jezt wieder vorzugsweise Sächsich seyn, und Napo„leons Wiederkunft mufste jezt auch in diesem Sinne „förderlich scheinen, wie einst sein Walten hauptsäch„lich jenen Sinn hervorgebracht hatte.“ — „Gegen Ende „des April erhielt Blücher aus Wien den Befehl, die nun„mehr zu Preufsen gehörigen Sachsen, doch vorläufig ohne „Beeidigung und mit Beibehaltung ihres bisherigen Feld„zeichens, einem Preufsischen Heertheile zuzuweisen.“ — „Die Sächsischen Anführer äufserten Bedenken über „diese, wie ihnen schien, zu wenig vorbereitete Maafs„regel, deren Ausführung Widerstand finden würde.“ — Diese unglückliche, für beide Theile gleich verdriefsliche Begebenheit ist von mehrern Seiten sehr ungleich beurtheilt worden, und es verdienen die nähern Umstände, die dabei obgewaltet haben, wohl eine umständliche und unparteiische Erörterung. Dafs die Maafsregel der Truppentheilung überall, vornämlich aber in dem Zeitpunkte, wo sie vorgenommen wurde, ihre bedenklichen Seiten hatte, und die Einleitungen dazu mit gröfserer Vorsicht hätten getroffen werden sollen, unterliegt wohl keinem Zweifel. Der Sächsische Soldat hat ein leicht erregbares, und insonderheit wenn seine Vorstellungen von Nationalehre u. s. w. dabei empfindlich berührt werden, ungemein verletzliches Gemüth. Man darf sich nur an die Folgen der Capitulation von Pirna im siebenjährigen Kriege erinnern, wo ganze Regimenter die Preufsischen Fahnen verliefsen und nach Ungarn zogen, und an den Aufstand einiger Bataillone auf dem Marsche nach Polen im Jahre 1807, welche sich thätlich an ihren eigenen Offizieren vergingen. Ob jene Maafsregel und die damit verknüpfte Eile daher überhaupt nützlich und nothwendig gewesen, wollen wir dahin gestellt seyn lassen; auf jeden Fall aber hätte sie, um jeder Mifshelligkeit und falschen Deutung vorzubeugen, durch eine officielle Benachrichtigung von Sächsischer Seite begleitet, und ein ausdrücklicher Befehl des Königs von Sachsen an seine Truppen gleichzeitig erlassen, vielleicht durch einen eigenen Commissarius zur Kenntnifs derselben gebracht werden sollen. Blüchern trifft dabei keine Schuld, er hatte es an frühern Andeutungen der obwaltenden Verhältnisse nicht fehlen lassen, und verfuhr nun nach einer gemessenen Vorschrift, welche keine weitere Wahl oder Verzögerung gestattete. Wie ihm diese Begebenheit in ihren Motiven und ihrer Bedeutsamkeit erschienen ist, hat er in einem merkwürdigen Schreiben an den König von Sachsen entwickelt, das in ziemlich derben Ausdrücken abgefafst, durch den Courier, welcher die Meldung des Vorfalls nach Wien brachte, übersendet worden, aber, wie verlauten will, nicht wirklich an seine Bestimmung gelangt seyn soll. Wenigstens ist darauf keine Antwort irgend einer Art erfolgt. Uebrigens verdient bemerkt zu werden, dafs das aus königlich Sächsischen Unterthanen in der Periode der Centralverwaltung des Ministers von Stein neu formirte, theils aus den bei Leipzig und früher freiwillig übergegangenen Truppentheilen, theils aus den im Laufe des

Digitized by Google

Krieges gemachten Gefangenen, theils aus den durch den Russischen Generalgouverneur Fürsten Repnin ordnungsmäfsig verfügten Aushebungen gebildete Contingent in der Form, wie es in Lüttich unter den Befehlen des Feldmarschalls Blücher stand, füglich nicht als ein vom Könige von Sachen für seinen Dienst in Eid und Pflicht genommenes Truppencorps betrachtet werden konnte. Diese Truppenmasse trug ein von den königlich Sächsichen Nationalfarben völlig abweichendes, aus eignem freien Antriebe angenommenes Feldzeichen (weifs und grün, statt weifs und roth). Die aus dem Feldzuge in Rufsland zurückgekehrte königliche Armee war völlig aufgelöst, ihre innere Organisation von Grund aus verändert, sämmtliche Offiziere theils neu, theils in andern Graden angestellt, und mit Patenten versehen, welche unter Leitung des Generalcommissärs der Deutschen Bewaffnung ausgefertigt, und vom Hauptmann aufwärts, durch die Unterschrift des Kaisers von Rufsland in Kraft gesezt worden. Nach analogen Gründsätzen hatte gleichzeitig die Formation des grofsherzoglich Frankfurtischen Contingents im Namen des Kaisers von Oesterreich, und die des grofsherzoglich Bergischen Contingents im Namen des Königs von Preufsen statt gefunden. Die Folgen, welche die Meuterei hätte haben können, wenn sie nicht im Keime erstickt und durch angemessene strenge Maafsregeln völlig getilgt worden wäre, erhielten dadurch noch einen bedenklicheren Charakter, dafs die königlich Sächsischen Truppen im Rücken des Blücher'schen Heeres dicht bei dem Maafsübergange von Lüttich und an der Haupteommunication mit dem Rheine in engen Cantonirungen beisammen standen, von wo aus sie sich schnell nach jedem Punkte der erst kurz zuvor erworbenen und von Truppen entblöfsten Rheinprovinzen begeben konnten, wo eben die Einleitungen zur Aushebung und Bewaffnung der Landwehren getroffen wurden, und wo ein Französischer Marschall und ein Französischer Divisions-General, beide von ausgezeichnetem militärischen Rufe, ihren einstweiligen Wohnort gewählt hatten, jede Aufforderung sich am Bourbonischen Hoflager zu Gent einzufinden, beharrlich zurückweisend. —

Aus Besorgnifs, über die einer Recension gesteckten Gränzen hinauszugehen, wird manche andere Bemerkung, welche vielleicht noch dazu hätte beitragen können, ein helleres Licht auf einzelne Waffenthaten und Handlungsweisen des verehrten Helden zu verbreiten, hier unterdrückt, und schliefst der Ref. seine Anzeige mit dem aufrichtigen Wunsche, dafs dieselbe auch zu ihrem Theile beitragen möge, noch in weiteren Kreisen die Aufmerksamkeit auf diese durch Inhalt und Darstellung gleich ausgezeichnete Schrift zu erhöhen und lebendig zu erhalten. —

Rühle von Lilienstern.

LXXXIV.

Die Grundlehren der christlichen Dogmatik als Wissenschaft von Dr. Philipp Marheineke. Zweite völlig neu ausgearbeitete Auflage. Berlin, 1827. 8.

Erster Artikel.

Indem die Anzeige dieses Werks speculativen Inhalts von mir, dessen Verdienste um die speculative Theologie der Verf. in der freundlichen Zueignung rühmt, und noch dazu freudig und beifällig übernommen wird, entsteht leicht der Verdacht, dafs hier Lob mit Anpreisung solle vergolten werden. Nun ist zwar der Wissenschaft selbst, wie das Individuum mit seinen Ansprüchen, wenn es deren hat, oder zu haben meint, so der gegen es von andern gefafste oder erregte Verdacht an sich gleichgültig, allein, da sie in ihrer Allgemeinheit sich mittelst des Einzelnen für die Einzelnen hervor und an dieselben bringt, so wird vornämlich wenn sie sich wie hier, mit den höchsten Interessen der Menschheit beschäftigt, der Versuch, seiner Entstehung zu begegnen, oder ihn, Falls er entstanden, zu heben, durch sie selbst und ihren Gegenstand zur Pflicht. Trifft es sich, dafs mit deren Erfüllung zugleich der Förderung, beim Anzeigen einer Schrift, wie die vorliegende, ihr Verhältnifs zur Geschichte der Wissenschaft, die ihr Inhalt ist, nicht unbeachtet zu lassen, genug geschieht, so wird der unbefangene Leser um so weniger mifsbilligen, dafs er gemacht worden.

Aeufsere Veranlassung zu dem Gedanken einer speculativen Behandlung der christlichen Dogmatik gaben vor etlichen zwanzig Jahren die beiden Parteien, in die sich, wie früher, unbestimmter Weise, so damals aufs Bestimmteste die protestantisch-*theologische* Welt theilte. Es war das denkende Ich, als abstract selbstständiges Subject, welches die Frage: was kann *ich* wissen, was mufs

Digitized by Google

ich glauben, was darf *ich* hoffen? *an sich selbst* gethan, und sie in der Person des Urhebers der kritischen Philosophie aufs Vollständigste, dabei nicht blofs als die dieses berühmten Mannes, sondern im Grunde als Jedermanns Frage zur Sprache gebracht hatte. Auch hatte das fragende Ich mittelst einzelner Personen aus der Menge, die seine Existenz war, die Antwort darauf, jedoch in entgegengesezter Richtung gesucht. Auf der einen Seite nämlich hielt es sich mit seiner Frage innerhalb der von ihm, als diesem und jenem Individuum, gemachten Erfahrung und erworbenen Gelehrsamkeit, und blieb es, indem abhängig von sich, das von seinen Erfahrungen und seiner Gelehrsamkeit abhängige, — ein *erscheinend* selbstständiges, — auf der andern machte es die Erfahrung als solche zum Gegenstande seines Nachdenkens, und blieb es, seine Abhängigkeit von ihr insofern aufhebend, sich von ihr befreiend, nur noch von sich abhängig. — das *abstract* selbstständige. — Dort war es der Knecht zweier Herren, *seiner selbst* — in der Erfahrung von sich, — und des *Objects*, — d. i. der Welt in der Erfahrung von ihr, — hier dagegen, in dem zwar die Objectivität, als Erscheinungs-Welt sich unterwerfenden, aber der Subjectivität unterworfenen Denken, nur noch der Diener seiner selbst. Hier war daher seine Frage vielmehr die, *wie* ihm das Wissen und Hoffen möglich, und das Glauben nothwendig, dort aber vielmehr die, *was* ihm zu wissen und zu hoffen möglich und zu glauben nothwendig sei. Und so war denn das Suchen der Antwort einerseits ein in die Erfahrung, besonders in die traditionelle und für die Momente des Glaubens und Hoffens vornämlich in die *biblisch* geschishtliche sich immer tiefer Einlassen — auf der entgegengesezten Seite aber ein sich, mittelst der Abstraction von Allem, also auch von der Bibel, zu sich selbst Erheben des Ich und dessen Streben gewesen, die Principien des Wissens, Glaubens und Hoffens aus sich allein zu deduciren. Nach beiden Seiten hin war es indefs um die Wissenschaft zu thun. In der Richtung jedoch nach unten konnte das suchende, selbst bei den mühsamsten und bewunderungswürdig gelehrten Forschungen der Individuen, als die es existirte, nicht den Anfang, also auch nicht das Ende, und in der nach oben, sogar bei den gröfsten Anstrengungen eben solcher, nicht das Ende, also auch nicht den Anfang finden; in jener war seine Bewegung ein Regrefs — in dieser ein Progrefs ins Unendliche. Sie war die *seinige*, d. h. *subjective* Bewegung, einerseits, als Reflexion aufs *Object* und Subject, andererseits als zwar Abstraction vom Object, aber als Reflexion aufs *Subject*, und so lange sie die *nur* seinige blieb, d. h. nicht die von beiden, dem Object und Subject abstrahirende, und *gleichsehr* objective und subjective wurde, konnte der Regrefs nicht zu seinem Anfange im Progrefs, dieser nicht zu seinem Ziele im Regrefs gelangen, mithin das an und für sich Unendliche — die Wahrheit — der Ichheit oder vielmehr dem Geiste sich nicht zeigen, sondern entweder in der Vergangenheit für die Gegenwart, oder für eben dieselbe in der Zukunft nur gesucht, und da Vergangenheit und Zukunft Abwesenheiten sind, in jener nur mittelst des Verlangens, oder sehnsüchtig, in dieser nur mittelst eines, seiner selbst sich schämenden Wunsches, d. i. mittelst des Postulats oder vergeltungssüchtig gesucht werden, ja mufste, da die Vergangenheit Anfangs- die Zukunft endlos ist, dieses Suchen ganz vergebens seyn. Das naive, den forschenden Männern in beiderlei Richtung ihres Denkens *gemeinsame* Bekenntnifs der Vergeblichkeit ihres Suchens war, dafs Gott, — eben weil er der an und für sich Unendliche, — unerforschlich, dafs er der Unbegreifliche sei. Und allerdings mufste er ihnen, da ihr suchendes Denken das sich in einer Mitte, die in Ermangelung des Anfangs und Endes, ihrer selbst ermangelte, also das sich in Nichts, und ein nur endliches, ein nichtiges Bewegen war, unerforschlich seyn. So war daher die Wahrheit selbst nur ein Gedanke, den das Ich hatte, und welchem es in der Richtung aufs Object seine Erfahrungen, so weit sie theils mittelst der von ihm *in der Natur* gemachten Beobachtungen, *in dieser*, theils mittelst seiner Belesenheit, Kritik und Gelehrsamkeit *in der Geschichte* reichten, in der Richtung aber auf sich seine transscendentalen Erkenntnisse vom Denken, Wollen, Sollen u. s. f. zum Inhalte, und zwar für sich mit dem Vorbehalte gab, ihn rück- oder vorwärts ins Unendliche zu vermehren.

Als es zu mehr besagter Frage kam, war unter anderm der Glaube selbst, und eine theils gelehrte, theils sogar wissenschaftliche — die scholastisch theologische — Erkenntnifs von ihm, seinem Grunde, Inhalte, Gegenstande — eine Dogmatik — bereits, ja schon längst vorhanden, und eben sie wurde jezt einerseits als gelehrtbiblische, andererseits als reinphilosophische, als philosophische Religionslehre, wie man sie nannte, die, in dem trauten, und

Digitized by Google

auf der einen Seite doppelten, auf der andern einfachen Verhältnisse des denkenden Subjects zu ihm selbst, dem Gedanken Gottes zwar angehende Beschäftigung desselben, aber nicht eigentlich mit ihm, der ja der Unerforschliche sei, sondern mit sich selbst. Das Ich suchte wohl die Wahrheit, mochte aber, damit sie sich finde und zeige, weder in der einen Richtung von den grundgelehrten Wahrheiten, die es gefunden hatte, und ferner zu finden hoffte, — *seinen* Schätzen und ihrer Vermehrung durch tägliches Zulernen u. dergl. noch in der andern von sich selbst, an welchem es allerdings auch eine Wahrheit hat, (eine der abstractesten und ärmsten: *so wahr ich bin!*) wenn schon nur einstweilen, ablassen, und sezte in seiner Anhängigkeit an — und Abhängigkeit von sich voraus, dafs sie nicht gefunden, sondern ins Unendliche hin nur gesucht seyn wolle. *Im Glauben* an Gott ihn *erkennend*, spricht der Mensch: „wenn ich nur *dich* habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde;" hier dagegen, in der entweder *empirischen* oder *transcendentalen* Erkenntnifs des Glaubens und seines Inhalts würde er, wenn *darin* seine Rede aufrichtig seyn könnte, sagen müssen: weil ich *mich* habe und — sei es geradezu, oder vorerst von der Erfahrung abstrahirend, und die Bedingungen ihrer Möglichkeit zu erkennen bemüht — gar sehr nach Himmel und Erde frage, so suche ich ihn, an den ich glaube, und von dem ich, — wie es mir scheint, meiner Bescheidenheit und seiner Unendlichkeit zu Ehren — meine, dafs er an sich der Unerkennbare sei.

Indessen damals war nicht nur der Glaube, sondern er war auch, wie er noch ist, als der *christliche* vorhanden, und in ihm hatte, wie sie dieselbe noch darin hat, die Kirche ihre Autorität; er aber hatte die seinige, so lange er sie einerseits in der heiligen Schrift, andererseits in der vermeinten Infallibilität des Papstes, des Clerus u. s. f. mochte gehabt haben, seit leztere mittelst der erstern durch die kirchliche Reformation auf immer gebrochen war, nicht ferner in ihr, sondern *allein* in dieser. In dieser aber konnte und kann seine Autorität, wenn er wirklich Glaube, nicht Wahn oder Meinung ist, nur enthalten seyn, sofern der Inhalt ihrer Lehre nicht eine Summe sich, gleich den *schlechthistorischen*, ins Unendliche rück- oder vorwärts verlaufender und nur äufserlich zusammenhängender Wahrheiten, sondern die Wahrheit *an und für sich*; und diese in ihrer innern Unendlichkeit und innerlich nothwendigen Vermittelung ihrer selbst mit sich, *erkennbar* ist. Sie für sich dazu, dafs sie die Wahrheit sei, keiner Autorität aufser ihr bedürftig, sie in ihrer Majestät ist's, die das denkende Subject, indem es zum Glauben an sie gelangt, und in diesem sie selbst unmittelbar, so dafs Glauben und Wissen noch identisch sind, erkennt, sowohl von der Autorität des Objects — der Natur, Welt, Geschichte u. s. w., als von seiner eigenen und von ihm selbst — von diesen Endlichkeiten — frei macht. Diese Freiheit war, wie sie es noch ist, die der *protestantisch*-christlichen Gemeinde, und jedes Einzelnen, sofern er sich als Glied derselben zu ihr, und als solches von allen seinen Gütern, also auch von seinen Erfahrungen, gelehrten Kenntnissen u. dergl. und von sich unabhängig verhielt, oder mit ihr in Glaube und Liebe *Eines Geistes*, und so der nicht abstract- noch erscheinend- sondern *wirklich* selbstständige war. Aber so wenig der Wahn einer Infallibilität der Kirche Bestand haben konnte, so wenig auch konnte der Glaube in der Identität mit dem Wissen, *als worin er noch ein unbestimmter war*, bleiben; vielmehr wie die Wahrheit durch sich, d. i. durch ihre befreiende Macht jenen, wenn auch vorerst nicht in der Totalität der Kirche, sondern nur partiell zerstörte, eben so mufste vermöge ihrer diese Identität in den Unterschied des Glaubens und Wissens fortgehen. Und obgleich die Gemeinde selbst in ihrem Glauben, dessen einzige Autorität für sie die heilige Schrift war, Gottes und seiner Erkenntnifs unmittelbar gewifs blieb, so mufste doch dieser Unterschied, wie er *an sich* nothwendig war, ein Unterschied für *einzelne Mitglieder* derselben, und für sie ein desto bestimmterer werden, je eifriger sie darauf hielten, dafs in ihr die, ob zwar an sich unergründliche Wahrheit allein gelehrt werde, und mit Ausschlufs des Wahns und der Meinung der Glaube walte.

Das Nächste, worauf der Unterschied führte, war der Versuch einer Wissenschaft vom Glauben in allen seinen Momenten; zu ihm kam es, und hätt' es kommen müssen, auch wenn dergleichen von frühern Zeiten her, gleichviel ob aus der nämlichen oder einer andern Veranlassung, nicht schon vorhanden gewesen wäre. Nur hatte sich jezt, d. h. mit der kirchlichen Reformation das Verhältnifs derer, die auf den Glauben für das Wissen und für die Wissenschaft von ihm reflectirten, und denen er mit samt der Kirche, ihrer Subjectivität gegen über als Object der Gegenstand ih-

Digitized by Google

rer Forschung geworden war, zu ihm selbst anders bestimmt, nämlich so: die Autorität der Kirche für den Staat und jedes einzelne gelehrte oder ungelehrte Individuum, so wie für jede besondere Corporation ist enthalten im Glauben, die Autorität des Glaubens lediglich in der Schrift Alten, vornämlich Neuen Testaments, denn wenn auch die Kirche symbolische Bücher hat, so beruht doch deren Autorität selbst wiederum allein auf der Schrift, die Autorität aber der Schrift ihrerseits gründet sich auf den Glauben, dafs sie die heilige oder Gottes Wort sei. Kömmt nun der in diesem, wie im Glauben überhaupt, mögliche Zweifel zur Existenz, so wankt die Autorität von ihrem Grunde aus und mit ihrem Grunde bis in den Gipfel; er aber ist, ob zwar nicht so, dafs die Gemeinde selbst ins Zweifeln gerieth, doch so, dafs er der Zweifel einzelner ihrer Glieder wurde, zur Existenz gekommen, und hiermit ist die Gefahr, dafs die Gemeinde selbst ins Zweifeln gerathe, mit dieser aber die andere entstanden, dafs sie endlich sich auflöse, und so die protestantische Kirche, wie sie aus dem Zweifel an der Infallibilität der katholischen hevorging, in dem Zweifel an der Infallibilität der Bibel zu Grunde gehe. Wer wendet die Gefahr ab? Wer hebt den Zweifel, so dafs die Schrift, welche als heilige, als Lehre Gottes von Gott, *geglaubt* wurde, als solche *gewufst* werde? Ihn zu heben sind früher schon, besonders aber seit *freimüthige Untersuchungen über den Canon* angestellt wurden, und *Apparate zur liberalern Erklärung der heil. Schrift* zum Vorschein kamen, die Anstrengungen der gelehrten Männer, deren Zweifel er geworden war, sowohl in Ansehung der Authentie der in der Bibel enthaltenen einzelnen Bücher, als betreffend die Theopneustie ihrer Verfasser, die gröfsten und rühmlichsten gewesen.

Es kann hier dahin gestellt bleiben, ob er auf diese Weise gehoben sei oder nicht, denn ist er es nicht, so taugt diese Weise nichts, so schwankt die Autorität, und droht die Gefahr wie vorher; ist er es aber, nun so gründet sich die Autorität des Glaubens der Gemeinde an die Bibel als Gottes Wort, oder daran, dafs sie die Lehre von der Wahrheit sei, ja an die Wahrheit selbst, *zuletzt* auf die Gelehrsamkeit und Meisterschaft derer, die den Beweis dafür kritisch, exegetisch oder wie sie sonst noch vermochten, geführt, ingleichen, sei's mit Interesse an dem kirchlich *symbolischen*, dem lutherischen, reformirten u. s. w. — oder gleichgiltig dagegen, den rein *biblischen* Lehrbegriff, wo nicht gefunden, doch gesucht haben, und regressiv ins Unendliche zu suchen fortfahren, und deren jeder, indem ihm die Gemeinde nebst ihrer Doctrin, Geschichte, ihrem Cult u. s. w. zum Gegenstande seiner gelehrten Untersuchungen geworden, sich aus ihr in sein gelehrtes Wissen und in sich reflectirt hat, mithin insofern aus seiner wirklichen in die nur erscheinende Selbstständigkeit zurück gegangen, aus der Freiheit — nur noch mit Beibehaltung ihres Scheins — in die doppelte Knechtschaft der Gelehrsamkeit und empirischen Ichheit gerathen ist. Sogar wenn diese Gelehrsamkeit die der Gemeinde selbst in ihrer Totalität — und jeder Glaubige mit seinem empirisch-geoffenbarten Christenthume ein Gottes-*Gelehrter*, noch dazu ein gründlicher wäre, würde hiedurch im Wesentlichen nichts geändert werden; sie hörte damit auf, *die Gemeinde* zu seyn, würde dafür höchstens zu einem *Verein*, dergleichen z. B. jede gelehrte Societät ist, — wie man ja auch wohl die Kirche eine christliche Religions-*Gesellschaft* genannt hat, — und nach Art seiner sämmtlichen Glieder, wie stark übrigens ihr Glaube und wie grofs ihre Frömmigkeit seyn möchte, wäre der Verein selbst der Diener zweier Herren, — des Objects, nämlich des Bibeltexts mit dessen immer vollständiger werdenden Apparate, in seinem gelehrten Wissen von ihm, und — seiner selbst, als des gemeinsamen Subjects dieses Wissens, als collectiver Einheit vieler gelehrt Glaubigen; die durch die Wahrheit der Menschheit gewordene Freiheit hätte sich in der Knechtschaft solchen Vereins verloren.

Kommt es hingegen auf der andern Seite in der Richtung des denkenden und, wenigstens einstweilen, von der Erfahrung und aller Gelehrsamkeit abstrahirenden Subjects unmittelbar auf sich dazu, wie es mit der kritischen Philosophie dazu gekommen ist, dafs der Zweifel an dem göttlichen Ursprung der Bibel und ihres Inhalts — so gut es um ihre Authenticität stehen möge — für unauflöslich, aber auch für unentbehrlich oder gleichgiltig genommen wird, ohne dafs jedoch, wie nach *Stolle*, von der Scholastik, die Bibel unter die Bank geworfen werde, so hat dasselbe die Autorität für seinen Glauben an Gott, an dessen Heiligkeit u. s. w. und für seine Hoffnung der Glückseligkeit anderswo zu suchen, kann sie aber nirgends anders, als in sich, oder — in der praktischen Vernunft, die den Pri-

Digitized by Google

mat vor der reinen, mithin auch vor der Erfahrung und Gelehrsamkeit habe, also selbst die entschiedenste Autorität sei, suchen wollen. Könnte es dann in dieser abstracten Selbstständigkeit, wie als ein und das andere Individuum, eben so als eine Totalität derselben als Gemeinde existiren, so würde sie ihre Autorität — dem Staate und den Staatsgenossen gegenüber, denen als solchen der Glaube zwar, z. E. beim Eide, keineswegs gleichgiltig, aber für die doch, die Lehre von ihm und die Lehrform keine unmittelbare Angelegenheit in der Gesetzgebung u. dergl. wäre, — im Glauben, er aber die seinige in der Ichheit, die als subjectiv-praktische Vernunft das Wesen der Gemeinde seyn würde, haben, und dieser Vernunft, inwiefern sie sich selbst, ihren kategorischen Imperativ, seine näheren Bestimmungen, ihre Postulate u. dergl. in der Bibel wieder fände, und deren Autorität in der ihrigen begründet wäre, dieses alte Buch der Bücher, ob zwar nicht als Quell der Pflichten- und Glaubenslehre, geschweige als Princip ihrer Wahrheit, doch als Lehrmittel — bis zur endlichen Antiquirung desselben — sogar willkommen seyn.

Die protestantisch christliche Gemeinde war nicht die, und der ihr inwohnende Geist der Wahrheit hat verhindert, dafs sie wurde, wozu das auf sie, als Object reflectirende Subject in seiner entgegengesezten Richtung, nachdem es in der auf sich von ihr zuvor ganz abstrahirt hatte, sie zu machen strebte. Der Zweck desselben in beiderlei Richtung war übrigens der gleiche, nämlich dafs ihr mit dem Wissen identisches Glauben, ein unmittelbares, das durch Wissen vermittelte, und gleich grofs, wo nicht gröfser, war in seiner Richtung auf sich der Eifer, dafs in ihr die Wahrheit allein gelehrt würde, und der Glaube Alles, der Wahn und die Meinung nichts gelte. Was für ein Wissen aber wurde nun, damit der Glaube ein durch es vermittelter werde, herbeigebracht? Nicht das, welches mit ihm identisch war, welches das Wissen von Gott — das ihn Erkennen ist, und nicht erst herbeigebracht zu werden brauchte, sondern nach der auf der einen Seite doppelten Knechtschaft des Subjects ein *empirisches*, *gelehrtes* und ins Unendliche gelehrter werdendes, und nach der andererseits einfachen ein *apriorisches*, *transcendentales* und *subjectiv praktisches*. Der Glaube jedoch war und sollte — auch zum Unterschied von dem Wahne, der das Unwahre für das Wahre nimmt, und von der Meinung, der das Wahrscheinliche genügt, — seyn und bleiben Glaube an die Wahrheit. Diese aber in dem Glauben an sie und unzertrennlich von ihm, wie er von ihr, ist eben die *geglaubte*, seine Vermittelung durch das Wissen, — so dafs die Gemeinde wisse, woraus, warum, wozu sie glaube, — ist mithin auch die Vermittelung der Wahrheit selbst durch dasselbe. Wäre nun dieses ein herbeigebrachtes, so würden *in ihm* die Autorität der Wahrheit, wie des Glaubens enthalten, beides sie und er von ihm abhängig, und mit der Rede von der Hoheit und Majestät der Wahrheit nichts gesagt sein. Das zeigt sich in der nähern Betrachtung des herbeigebrachen nach seiner Verschiedenheit.

I.

Indem das sich zu sich selbst in zweifacher Weise traulich verhaltende Subject den Gedanken der Wahrheit, wenigstens das Wort dafür, bereits hätte, wurde von ihm gefragt: ist die Lehre der Bibel die von der Wahrheit und vom Glauben *nur* an sie? und darauf, nach vorher gelehrt- und möglichst-erwiesener Authenticität derselben, aus *empirischen*, theils *äufsern* — hergenommen von der in der Weltgeschichte offenkundigen, heilsamen Wirksamkeit dieser Lehre — theils *innern* Gründen, die selbst wiederum theils der Bibel, theils ihrem unbefangenen Leser, — der die Wahrheit des Gelesenen in sich fühle, und an sich erfahre — innerliche, und wie auch die äufsern, scharfsinnig gelehrt und mit Salbung entwickelt waren, geantwortet, dafs die rein biblische Lehre Gott selbst zu ihrem Urheber habe, also die wahre und die Lehre von der Wahrheit sei, so wie aus diesen Gründen dafür anerkannt werden müsse. Wobei dann freilich zu vergessen war, dafs er der Unbegreifliche sei, denn eine vollkommen wahre Lehre für den Glauben kann doch nur den Untrüglichen, mithin den, dessen Wesenheit die Wahrheit selbst ist, zu ihrem Ueheber haben, und wird sie *darum*, weil *er*, ihr Urheber ist, für die wahre anerkannt, so mufs seine Untrüglichkeit — die göttliche Wahrheit und Wahrhaftigkeit — erkannt, ja begriffen seyn; ist aber die Wesenheit Gottes, er als die Wahrheit, begriffen, so steht nicht abzusehen, was nun noch — Zufälliges und Nichtiges ausgenommen, — unerforschlich und unbegreifflich sei. Hierauf indefs liefs sich das vom Object in seiner Erfahrung und Gelehrsamkeit abhängige Subject nicht ein, (denn da hätte es, statt seine Liebhaberei an der

Digitized by Google

Wahrheit, die ins Unendliche hin gesucht werde, zu Gunsten seiner Argumentation vorübergehend, und ihrer nachher sich desto besser erinnernd, zu vergessen, vielmehr *sich selbst* vergessen müssen) sondern fragte dafür weiter: was denn nun die heilige Schrift in ihrer Untrüglichkeit, von der Wahrheit, dem Glauben an sie, seinen Wirkungen u. s. w. lehre, oder als Gottes Wort der Welt für ihre Hoffnungen und für deren Erfüllung verkündige. Ihre Lehre ist klar; das göttliche Wort ganz angemessen der, *wie sie an und für sich ist*, aus ihrer unendlichen Liebe sich zeigenden Wahrheit — ist leicht verständlich, und so beschaffen, dafs jeder Einzelne in der Gemeinde *mittelst seiner* der Gedanken Gottes, dessen Wort es ist, für seinen Glauben und seine Liebe zur Bewahrung seiner Unabhängigkeit von sich und den andern Endlichkeiten theilhaftig zu werden und zu bleiben vermag. Allein so klar die Lehre, so verständlich das Wort sei, ist doch eine andere *die Frage*: was *lehrt* die heilige Schrift von der Wahrheit? und eine andere *die:* was *ist* die Wahrheit, von der sie *dieses* und *das*, aber auch *das*, und überdem noch *das*, ferner noch *das* und *das*, und, nachdem diefs Alles *geradezu*, auch noch *dieses* und *jenes* lehrt, was der, welcher durch sie belehrt worden, daraus gelehrter Weise und regelrecht folgert, und aus dem Gefolgerten weiter zu folgern das Talent und die Geschicklichkeit hat?

Dem Subject in der Abhängigkeit theils vom Object, mithin von Gefühl und Erfahrung, theils von ihm selbst in der Erfahrung seiner selbst, konnte es, wenn ihm auch nicht eben die Gelehrsamkeit, sondern vielmehr das was die — nach seiner Vorstellung — aus Erfahrung erweislich oder erwiesen heilige und unfehlbare Schrift von der Wahrheit lehre, dem die Gelehrsamkeit blofs diene, das Wichtigste war, nur um die Beantwortung der *ersten* Frage, die ohnehin dem Suchen und der Sehnsucht das Feld ins Unendliche offen liefs, zu thun sei. Die *zweite*, wenn es dieselbe an sich gestellt hätte, wäre ihm entweder eine Frage ohne Gehalt und Inhalt, oder nur, als ganz einerlei mit der ersten von Bedeutung gewesen. Die Antwort aber auf die erste, werde immerhin der rein biblischen Glaubenslehre die Gelehrsamkeit nachgesezt, steht doch in ihrer möglichsten Genauigkeit und Vollständigkeit, an der für die Wissenschaft vom Glauben, also von dieser Glaubenslehre, — für die Dogmatik, wo nicht Alles, wenigstens sehr viel gelegen ist, nicht ohne die gründlichste Gelehrsamkeit und feinste Auslegungskunst zu erhalten. Wird hiezu genommen, dafs um die Authenticität — und auf dem Standpunkte der Empirie, worauf das Subject, wie weit der Gegenstand seines Glaubens über die Erfahrung hinausgehe, für die Erkenntnifs dieses Glaubens, seines Inhalts und selbst seines Gegenstandes sich hält — den göttlichen Ursprung des biblischen Canones zu beweisen, gleichfalls die umfassendste und gründlichste Gelehrsamkeit erforderlich ist, so zeigt sich der Glaube an die Wahrheit, die Lehre von ihr, die Wahrheit selbst und die Gemeinde oder Kirche, deren Glaube er, und für die sie die Lehre ist, auf *allen* Seiten durch Gelehrsamkeit bedingt. Nun hat zwar das Bedingende, wie die das Leben weiterhaltende Luft, nicht die Bedeutsamkeit des Bedingten, allein diesem — dem Leben die Luft — unentbehrlich, hängt dieses von ihm ab, und beruht seine erscheinende, wie seine abstracte Selbstständigkeit oder das, dafs es ein *von sich* Abhängiges ist, auf der, die das Bedingende hat. Nicht also umgekehrter Weise! sondern *an sich* würde das Bedingende — die Luft, ein Element, die Gelehrsamkeit — eine wohl geordnete Summe mit Fleifs und Anstrengung erworbener realer *Wahrheiten* — seyn, auch wenn das Bedingende, wenn das Leben, der Glaube, *die Wahrheit* nicht wäre, wie ja selbst von den Gelehrtesten, so sehr sie sich für das, was an einer Sache, Geschichte u. dergl. das Wahre sei, interessiren mögen, die Frage: *was ist Wahrheit?* mit der nämlichen Miene, womit sie der Landpfleger *Pilatus* that, gethan werden kann. Das Bedingtseyn jedoch des Glaubens, an die Wahrheit, der Wahrheit selbst, als *geglaubter* u. s. f. hat zu seiner nächsten Voraussetzung den, in dem Glauben an den göttlichen Ursprung, mithin an die Unfehlbarkeit der biblischen Lehre von der Wahrheit, rege gewordenen Zweifel, und *hier* zu seiner weitern die, dafs es die gründliche Gelehrsamkeit sei, kraft deren der Zweifel gelöst, und die Lehre oder Schrift möglichst genau und vollständig erklärt werde. Ist er gelöst und die Lehre, so weit sie bei der supponirten Unbegreiflichkeit des göttlichen Wesens explicabel ist, explicirt, so wird freilich die Autorität des Glaubens an ihren göttlichen Ursprung in Gott selbst enthalten, und hiermit die Wahrheit, von der sie die Lehre ist, in ihrer befreienden Macht und in ihrer Majestät anerkannt seyn, aber doch nur so, dafs sie sich mufs gefallen lassen, diese Macht und Majestät mit der Gelehrsamkeit, wie das

Digitized by Google

Leben seine Energie mit der Luft, von der es lebt, mit dem Licht u. s. w., zu theilen. Ja selbst bei dieser Theilung wird es nicht bleiben, sondern ist einmal, wie es hier ist, die Unbegreiflichkeit der Wesenheit Gottes, mithin die Unmöglichkeit ihn *in ihm selbst*, und den Ursprung der biblischen Lehre von der Wahrheit für den Glauben, *aus ihm* zu erkennen, statuirt, so werden, indem die Erkenntnifs dieses göttlichen Ursprungs aus *empirischen*, äufsern und innern, Gründen hervorgebracht wird, und eine lediglich empirische, übrigens von allen Seiten gelehrte ist, die Wahrheit, die Lehre von ihr und der Glaube ihre Autorität *allein* in der Gelehrsamkeit haben, und wird dieser allein die Majestät zukommen, die sonst als die der Wahrheit gerühmt zu werden pflegt.

Die Gelehrsamkeit aber, an sich eine Objectivität, ist ihrerseits selbst bedingt; sie schiefst nicht, wie ein Pilz aus dem Boden, von selbst empor, sondern will aus dem, was nicht sie selbst ist, — aus Wahrnehmungen und vom Subject gemachten und gesammelten Erfahrungen — hervorgebracht, von ihm erstrebt und erworben, und kann, was sie ist, nur seyn, *als die seinige.* Das Ich also, existirend als irgend eine Menge solcher Individuen, ohne deren Fähigkeiten, Talente, Fleifs und Arbeitsamkeit die Gelehrsamkeit gar nicht *daseyn* würde, und welche die philologisch-biblisch kritisch-exegetisch- und historisch-gelehrten sind, und immer gelehrter werden, ist es eigentlich, worin, indem von ihm durch sein gelehrtes Wissen das Glauben vermittelt wird, der Glaube, dafs die Bibel Gottes Wort, und dieses Gottes Gedanken, Gebote, Verheifsungen u. s. f. enthalte, mithin der Glaube an die Wahrheit dessen, was sie lehre, die geglaubte Wahrheit selbst und sogar die Kirche, als deren nur nächste Autorität in diesem Glauben enthalten ist, ihre Autorität haben. So wenig aber die protestantische Kirche für das, was sie zu glauben habe, die Autorität der gelehrten, und von der katholischen als heilige geehrten Kirchenväter sich gefallen läfst, eben so wenig konnte und kann sie die der, wenn gleich noch gelehrtern Bibelväter für das, was überhaupt zu glauben nothwendig, und im Glauben zu thun und zu hoffen sei, als bestimmendes Moment gelten lassen. Oder ist etwa die Wahrheit, die der Protestant glaubt, eine Sybille? Und hat sie, wie diese, sich nachdem alle ihre beschriebenen Blätter, oder doch ein Theil derselben in einem Fascikel — Bibel genannt — der Menschheit von ihr, und zwar unentgeltlich eingehändigt worden, in die Vergangenheit zurückbegeben? Sind die Schriften, deren Inbegriff der biblische Canon ist, sybillinische Bücher? Und wenn ihre grundgelehrten Ausleger Auguren sind, wer hat das Collegium derselben angeordnet? Auf die Nothwendigkeit und Allgemeinheit des Glaubens, und zwar als eine solche, die er eben so sehr *an sich* — die ihm inwohnende, — als *für das denkende Subject* habe, war von der protestantischen Kirche nicht zu verzichten, denn ohne diese Kategorien würde er, — wie ohne sie das Wissen kaum ein Wahrnehmen wäre — nicht der Glaube, sondern nur ein Wahn oder eine Meinung seyn; auch durften dieselben keinem Glaubens-*Artikel* sowohl *an ihm selbst*, wie in der ihn und den besondern Gegenstand und Inhalt des Glaubens selbst aussprechenden Lehre — in keinem Glaubens-*Satze*, — fehlen, denn ohne sie hätte der Artikel höchstens nur den Werth eines gescheidten Einfalls, und die, wenn auch noch so genau und ausführlich bestimmte Lehre von ihm, — das fixirte und illustrirte Dogma — doch nur die Bedeutung einer Rede gehabt, worin Jemand eine Ansicht, die er hat, Andern Versuchsweise, ob Jedermann dieselbe zu der seinigen machen werde, mittheilt. Nun ist aber das den Gegenstand — hier den Glauben u. s. w. — in der Nothwendigkeit und Allgemeinheit Wissen, die er an sich und für das glaubig-werdende und bleibende Subject hat, kein empirisches, denn dieses, obgleich ohne dieselben kein *Wissen*, ist doch als *empirisches* — als Erfahrung und selbst als die gründlichste und umfassendste Gelehrsamkeit — nicht das den Gegenstand in diesen Kategorien, sondern blofs ein denselben in der Zufälligkeit der Bedingungen seines Daseyns und in der Unbestimmtheit des Vielen, die wohl Allheit, aber nicht Allgemeinheit ist, Erkennen. Weder also die genaueste Kenntnifs des Altherthümlichen, Urchristlichen u. dgl., welches auf das Nothwendige, — noch die des Allen, übrigens bei noch so grofser Verschiedenheit unter ihnen Genügenden, welches, wie, angehend das Daseyn Gottes der *consensus omnium gentium*, auf das Allgemeine höchstens nur hinwies, konnte das den Glauben in seiner Nothwendigkeit und Allgemeinheit Wissen ersetzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 213. u. 214.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1827.

Die Grundlehren der christlichen Dogmatik als Wissenschaft von Dr. Philipp Marheineke.

(Fortsetzung.)

Vornehmlich mufste daher

II.

dem Subject, das als abstract selbstständiges die Frage, woher der Erfahrung und empirischen Wissenschaft die Nothwendigkeit und Allgemeinheit komme, die ihr aus ihr selbst nicht kommen könne, an sich gestellt, und sie *aus sich* beantwortet hatte, sobald von ihm auf die biblische Lehre und Tradition überhaupt reflectirt wurde, der *Alt*glaube als solcher, und wenn er auch der Glaube *aller* gewesen wäre und noch wäre, besonders da die zur Vertilgung des Zweifels an dem göttlichen Ursprunge dieser Lehre geführten Beweise zulezt, obschon durch noch so viele Zwischenglieder, doch nur eine *empirische* Subjectivität zu ihrem Principe hatten, schlechthin gleichgültig seyn. Ihm, unabhängig von der Erfahrung, und nur noch abhängig von ihm selbst, blieb in diesem einfachen Verhältnisse zu ihm dafür, dafs der Glaube *als solcher* ein durch Wissen vermittelter, und so gegen den Zweifel gesichert sei, nichts übrig, als sein apriorisches und in der Deduction der Nothwendigkeit und Allgemeinheit aus ihm selbst, dem *denkenden* — aus dem: *Ich denke* — transscendentales Wissen; wird der Glaube von mir, der ich eben so sehr wollendes, und *aus mir* sollendes, als denkendes bin, oder, was dasselbe, wird er von der praktischen Vernunft als der nothwendige, wär's auch nur in einer praktisch-nothwendigen *Hypothese*, und als der allgemeine gewufst, so hat seine Wahrheit, und die Wahrheit dessen, woran ich glaube — an Gott, an die Freiheit meines Willens und an die Unsterblichkeit — *die Gewifsheit* meiner selbst, — so gewifs ich soll — und seine Gewifsheit, wie auch die Gewifsheit dessen, woran ich glaube, *die Wahrheit* meiner selbst, — so wahr ich bin, — und ist, was ihn in der Erfahrung und für das Leben zum Glauben macht, nicht die Erfahrung, nicht eine göttliche Offenbarung u. dgl., sondern allein die Vernunft, — sie *als reine* das Princip der Nothwendigkeit und Allgemeinheit für das Wissen, *als praktische* das eben derselben für das Wollen und Glauben; er selbst mithin ist Vernunft-Glaube, und gewufst als solcher der vernünftige. Hiermit aber wäre wohl zugleich ausgesprochen, dafs seine Autorität *allein* in der praktischen Vernunft, wie sie die des abstract selbstständigen Subject's ist, enthalten sei. Er, wenn auch in seiner Reinheit nur erst *das Bedürfnifs* — und noch nicht der Glaube *aller* Menschen, doch gegen den statutarischen *der nothwendige* und *allgemeine*, hätte die *Wahrheit* und *Gewifsheit*, welche die praktische Vernunft in der Bestimmtheit des Subjectiven, und in der nähern *meines* Gewissens hat. Er ist aber zugleich als Glaube an Gott der Glaube an die Wahrheit, — an sie, von der das Subject, sich selbst treu und mit sich vertraut, für sich beweist, dafs sie unerkennbar sei. Sie demnach, die, wenn sie eben so unglaublich, wie unerkennbar wäre, oder die ohne den Glauben — gar nichts seyn würde, hat, wie dieser, ihre Autorität in der subjectiv-praktischen Vernunft, d. i. in der Abhängigkeit des denkenden und sollenden Subjects von ihm selbst, — in seiner Knechtschaft.

Gegen den Gedanken der Identität dieser Vernunft und der Knechtschaft ist leicht eingewendet, dafs der kategorische Imperativ die Unabhängigkeit des Ich von ihm selbst sowohl darin beweise, dafs er *kategorisch* für dasselbe, als darin, dafs *er* von ihm, und dafs, indem er von ihm, nicht *es* von sich selbst gewufst sei, aber eben so leicht ist hiergegen bemerkt, dafs er, so auch seine Bestimmtheit des kategorischen, und das ihn Wissen — das praktische — die abstract denkende *Subjectivität* in ihrem *ausschliefslichen* Verhältnisse zu ihr

Digitized by Google

selbst, worin sie von sich nicht abläſst, und wie an sich gefesselt ist, gleichwohl zum Princip habe, daſs ferner diese Subjectivität, als reine Vernunft und als praktische, ihre Selbstverknechtung darin zeige, daſs sie, wie im Theoretischen, so im Praktischen dasjenige, dessen Bedingungen nicht einzig und allein *in ihr* enthalten und von ihr *aus ihr* deducibel seien, darchaus für kein Wissen gelten läſst, daſs sie mithin aus Interesse *an sich*, oder an der Vernunft *in sich* — in der Subjectivität, — die Vernunft in der Objectivität, auſser sofern dieselbe *durch sie* hineingebracht *sei*, oder *werden solle*, nicht nur ignorirt, sondern auch negirt, und daher was wie das göttliche Wesen u. s. f., ein von ihr zwar gedachtes, aber aus ihr nicht erkennbar ist, für das an sich Unerkennbare, jedoch insofern für das Wahre und für den Gegenstand des Glaubens nimmt, als ihr aus dem Verhältniſs, worin sie zu sich steht und beharrt, solche unerkennbare Wahrheit interessant ist.

So ist's die von dem Denken, welches sich der abstracten Subjectivität, oder das sie sich unterworfen hat, für das Gesetz der Freiheit und für die Freiheit selbst gehaltene, und eben darum desto tiefere Knechtschaft, aus der das Daseyn Gottes, der Glaube daran u. s. w., wo nicht wie in einem Heils-Ausschuſs *decretirt*, doch postulirt wird, und so ist die mit der Allgemeinheit durch ihre Selbstvermittelung geeinigte Nothwendigkeit des Glaubens, — sie, das Vernünftige in ihm, — nicht eine Bestimmtheit, die er *an und für sich selbst* habe, nicht *seine* Kategorie, sondern eine solche, die er durch das *auf sich* für sein Wollen und Thun, für sein Wohlverhalten und die Würdigkeit seines Wohlergehens reflectirende und ihn postulirende Subject erhält — *nur* dessen Kategorie; was denn auch richtig dadurch ausgedrückt ist, daſs er und sein Gegenstand für eine praktisch nothwendige *Hypothese* erklärt wird, und was in der Gemeinde, wenn ihr Glaube ein durch dieſs herbeigebrachte apriorische und praktische Wissen vermittelter werden könnte, so vorkommen würde, daſs derselbe, als sei er, z. B. der Glaube an die Menschwerdung Gottes, Dreieinigkeit u. s. w., unvernünftig, ohne Nothwendigkeit und Allgemeinheit, ein bloſs statutarischer, aus ihr erst weggeschafft, also, statt daſs ihn das Wissen vermittle, allmälig vertilgt werden müsse, damit der praktische Vernunftglaube, der durch ihn nur gekommen sei, sich in ihr erheben könne, und sie die Gemeinde der Vernunftglaubigen werde.

Bei der Nothwendigkeit, daſs der Glaube, schon damit er sich von der Meinung unterscheide, die Bestimmtheit des Nothwendigen und Allgemeinen habe, gewinnt es, wenn darauf reflectirt wird, allerdings den Schein, daſs seine Autorität einzig und allein in der praktischen Vernünftigkeit, da sie in der Gelehrsamkeit nicht enthalten seyn kann, enthalten sei, und diese ihr den Vorrang, oder Primat lassen müsse, allein so sehr in dieser das Subject sich mit Endlichkeiten ins Unendliche beschäftigt, ist doch, wenn es den Glauben in Untersuchung nimmt, sein Thun nicht gegen die *demselben* inwohnende Nothwendigkeit und Allgemeinheit gerichtet; vielmehr wird sie von ihm *darin* vorausgesezt, und nach ihrer Erkenntniſs gestrebt, nur daſs die Elemente dieser Erkenntniſs dort, wo sie nicht zu finden sind — in der Empirie überhaupt, besonders in der Geschichte — gesucht werden, da hingegen das Ich, abstrahirend von der Erfahrung, und sich allein zu sich verhaltend, dieselbe als Bedingungen formallogischer Urtheile, in sich entdeckt, und aus solchen Urtheilen — auf transscendentale Weise — die Nothwendigkeit und Allgemeinheit selbst begreift, aber dafür auch diese weder als dem Glauben, noch als einem seiner Artikel inwohnend voraussezt, sondern sie aus sich hinein bringt, und eben daher, wenn es reflectirend auf den Inhalt einer Lehre, wie die biblische, sich besonders als praktische Vernunft u. s. w. in diesem findet, die Lehre, deren Inhalt er ist, als ein Erziehungs- und Unterrichtsmittel für die Menschen zuläſst, nicht weil sie durch Gott ein solches — *ein Gnadenmittel* — sei, sondern weil die praktische Vernunft sich selbst, *ihren* Glauben und *ihre* Allgemeinheit und Nothwendigkeit des Glaubens, so wie die Einfachheit desselben, als des Glaubens an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit — etwa mittelst der Lebens- und Lehrweisheit eines Mannes, dergleichen *Christus* gewesen sei — ursprünglich in dieselbe hineingebracht habe, und eben darum sich in ihr wieder finde. Auf die Nothwendigkeit also und Allgemeinheit, welche der Glaube, jeder Glaubens-Artikel und Glaubens-Satz *an und für sich* habe, und welche die evangelisch-protestantische Kirche nicht aufgibt, thut die abstract selbstständige Subjectivität, — wie auf die Erkennbarkeit der Gegenstände des Glaubens — Verzicht, hält aber dagegen, an sich selbst fest haltend, desto fester an derjeni-

Digitized by Google

gen, deren Princip sie selbst, und die von ihr, als ediglich ihre Kategorie, dem Glauben u. s. f. nur geliehen ist. Das ihn in *seiner* Nothwendigkeit und Allgemeinheit Wissen, damit er *so* der durch Wissen vermittelte sei, und Jedermann wisse, was er an seinem Glauben habe, ist das dieselbe bloſs als die *ihrige*, und ihn selbst als ein *Fürwahrhalten* Wissen, dessen Gründe subjectiv zureichend, objectiv unzureichend seien, oder vielmehr, da ein unzureichender Grund kein Grund, und die Mehrheit der Gründe für die Vernunft ohne Bedeutung ist, dessen Grund ein lediglich, jedoch allgemein- oder abstract-subjectiver sei.

Vor der abstracten Subjectivität hat demnach die empirische mit ihrer Gelehrsamkeit und Meisterschaft, was die Autorität des Glaubens betrifft, die in ihr enthalten sei, das voraus, daſs sie der Nothwendigkeit und Allgemeinheit als ihm inwohnend wenigstens nicht zuwider ist, obwohl sie dieselbe nicht zu beweisen vermag; vor ihr hingegen die abstracte mit ihrer apriorischen und transscendentalen Wissenschaft das, daſs ihr sein Gegenstand so gewiſs und wahr, wie sie in ihrem Sollen und Seyn ihrer selbst gewiſs und sich das Wahre ist, — und daſs, wenn die in der Gelehrsamkeit enthaltene Autorität der unerkennbaren, aber geglaubten Wahrheit — eine precäre und zufällige — mit ihr steigt und fällt, die in ihr, als der praktischen Vernunft enthaltene stets dieselbe ist, und sich aus ihr als allgemein und nothwendig, wie der Glaube selbst, erweist. Allein obschon damit, wenn es heiſst: „so gewiſs ich soll, und so wahr ich bin, so gewiſs — gegen jeden Zweifel — ist die Wahrheit, und so wahr — gegen jeden Schein — die Gewiſsheit, daſs Gott sei u. s. w.," mehr gesagt ist, als wenn es hieſse: „so gewiſs die biblische Lehre göttlichen Ursprungs ist, so gewiſs ist ihr Inhalt die Wahrheit selbst," hat doch, indem das, daſs hiermit *weniger*, eigentlich gar *nichts* gesagt ist, daher kommt, daſs der Versuch aus empirischen Gründen den göttlichen Ursprung der Lehre zu beweisen, vergeblich ist, jenes *Mehr* nur in der abstracten Selbstständigkeit des denkenden Subjects, worin dasselbe, wie im Selbst- und Abhängigkeitsgefühl das Thier für sich abgeschlossen ist, seinen Grund. Nun ist aber der christlichen, besonders als evangelisch-protestantischer Gemeinde, der Glaube, in welchem ihre Autorität enthalten ist, als ein solcher wesentlich, und kann er als ein solcher gewuſst werden, der durch die Wahrheit, die sein Gegenstand und deren *Erkenntniſs* von ihm unzertrennlich ist, die Bestimmung hat, eben für die Wahrheit selbst zur Aufhebung der Knechtschaft des Menschen, zu seiner Befreiung von der Abhängigkeit überhaupt, hiermit zu seiner *wirklichen* Verselbstständigung, d. i. wie zur Stiftung der Gemeinde selbst, so zur Erhaltung der gestifteten das Mittel zu seyn. So unmöglich es mithin ist, daſs die Autorität dieses Glaubens zu ihrem Princip die empirische Subjectivität in ihrer zweifachen Abhängigkeit, wie viel immerhin mit der Gelehrsamkeit, wenn sie *im Dienste* der geglaubten und erkannten Wahrheit steht, für die Freiheit und deren Bestehen ausgerichtet werde, — eben so unmöglich ist, daſs sie zu demselben die abstracte in ihrer zwar einfachen, aber desto entschiedenern Knechtschaft habe, oder in einer abstract subjectiven Gewiſsheit und Wahrheit gegründet sei.

III.

In diesem einfachen Verhältnisse des denkenden Subjects zu ihm selbst hat jedoch seine Abhängigkeit von ihm, die in jenem zweifelhaften — dem noch unentschiedenen — eben so sehr Abhängigkeit vom Object war, ihr Aeuſserstes erreicht; *das Ich* ist sich das Princip des Wissens, Gesetzes, Glaubens — und weiſs sich als solches. Es enthält aber dasselbe weder, indem als seiendes das denkende, (-Ich-ich *denke*) noch, indem als denkendes das seiende, (-Ich-ich *bin*) die Nothwendigkeit des Verbleibens in diesem Aeuſsersten, vielmehr kann es, da es selbst sich zum Knecht seiner selbst gemacht, und hiermit in den Widerspruch, ein Herr zu seyn, der ein Knecht ist, gebracht hat, diese Herrschaft, welche die Knechtschaft ist, oder sich, *als sich widersprechendes*, mittelst des Glaubens an die Wahrheit, aufheben, so daſs die Beschreibung seiner von ihm selbst *durch sie* zugleich sein *durch es selbst* von ihm Freiwerden ist.

Das Bedürfniſs der Aufhebung dieses Widerspruchs ist für den Einzelnen nicht vorhanden, so lange sein Glauben das mit dem Wissen unmittelbar identische, er also, indem ein Glied der protestantisch-christlichen Kirche, *vom Object*, d. i. von den Geschichten und der Zeit ihres Entstehens, von ihrem Alter, als dem der christlichen, von ihrem Jungseyn, als dem der protestantischen, vom Buchstaben der biblischen Lehre, von den dieser Lehre durch Männer, wie die Reformatoren wären, gegebenen Bestimmungen u. dgl. (so denkwür-

Digitized by Google

dig, dankens- und ehrenwerth ihm übrigens diefs Alles sei) und *von sich*, d. i. von dem gelehrten, oder ungelehrten, dem empirisch-reichen oder abstract-armen *Subject* unabhängig, somit der in und mit der Kirche, deren Glied er ist, durch die Macht der Wahrheit allein in jeder Beziehung wirklich selbstständige ist, denn solange enthält er den Widerspruch seiner mit sich nur der Möglichkeit nach. Aber indem die unmittelbare Identität des Glaubens mit dem Wissen zum Unterschied beider von einander, und der Einzelne dieses Unterschieds sich bewufst wird, kömmt, wenn er an der Infallibilität der biblischen Lehre zu zweifeln, auch besonders nach einer genauern Erkenntnifs dessen, was ihr gemäfs von ihm geglaubt wird, zu streben anfängt, und, damit dieses Zweifeln aufhöre und solche Erkenntnifs gewonnen werde, sich für den Beweis des göttlichen Ursprungs der Lehre nach Gründen in der traditionellen und eigenen Erfahrung, für ihre Erklärung aber — für die Auslegung der Schrift, — nach sprachlichen, geschichtlichen, und sonstig alterthümlichen und neuthümlichen Hilfsmitteln umsieht, der erst in ihm nur mögliche Widerspruch seiner mit sich, als die mehr genannte zweifache Knechtschaft zur Existenz. Und so ist allerdings das Bedürfnifs der Aufhebung desselben nunmehr vorhanden. Allein obschon des Unterschieds, wird er doch nicht alsbald auch dieses Widerspruchs sich bewufst, und kömmt es überdem in der Weise, wie er seinen Zweifel zu lösen, und die Gegenstände seines Glaubens zu erkennen sucht, mit seiner Abhängigkeit noch nicht zum Aeufsersten. Denn während sie die von ihm selbst, im Gefühl und in der Erfahrung seiner selbst ist, ist sie zugleich die vom Object, in seiner Erfahrung desselben; sie ist somit als die gedoppelte zugleich eine getheilte. Es kann daher der Einzelne in seinem Verhältnifs zu sich selbst und zum Object, wenn dieses die Bibel ist, bei dem Versuche empirischer Beweise (denn bekanntlich läfst man's bei einem nicht bewenden) für die Theopneustie ihrer Verfasser, und bei der gelehrten Auslegung ihrer Lehren, den Widerspruch und dessen Bewufstseyn leicht von sich abhalten. Er darf zu dem Ende nur ein doppeltes *Insofern* herbei bringen und zu sich sagen: „insofern ich für meinen Glauben und dessen Reinheit, für meine Pflicht und deren Erfüllung von der Bibel, von den Gründen der Wahrheit ihrer Lehre, von den Mitteln zur richtigen Auslegung derselben und von dieser Auslegung abhange, kurz sofern ich ein entschiedner Bibelfreund bin, hange ich nicht an irgend einer Meinung, die ich hege, und bin ich unabhängig von mir selbst, von meinen Wünschen u. s. w.; insofern ich aber für meine Glaubens- und Pflicht-*Treue* die Gründe der Wahrheit, welche die biblische Lehre hat, selbst suche, die gefundenen selbst prüfe, bei Erklärung dieser Lehre mich selbst überzeuge, bin ich von der Aeufserlichkeit des Worts oder Buchstabens der Lehre, geschichtlicher Vorgänge, zufälliger Ereignisse u. dgl. ganz unabhängig, und hängt die Erwähnung und Beurtheilung dessen, was zu glauben und zu thun, zu hoffen und zu fürchten, nothwendig ist, mithin die Einsicht in diese Nothwendigkeit von mir, oder von der Vernunft ab, mit welcher zu diesem Zwecke Gott selbst mich begnadigt hat." — Hat denn dieses doppelte *Insofern*, angehend die Objectivität grofse Gelehrsamkeit, und in Ansehung der Subjectivität innige Frömmigkeit auf seiner Seite, und wird diese Gelehrsamkeit durch das Subjective der Sehnsucht zur wohlgefälligen, diese Frömmigkeit durch das Objective ihres Anerkanntwerdens zur selbstgefälligen, so kann der Diener zweier Herren, von denen der eine er selbst ist, bei der Frage nach dem Verhältnifs seiner zu sich selbst und zum Object, wenn er anders vor Gelehrsamkeit und Frömmigkeit dazu kommen kann, dafs er sie thue, gar nicht in Verlegenheit kommen, denn er hat in der genannten Weise oder einer ähnlichen die alsbaldige Antwort darauf zur Hand. Somit ist in der Richtung des Subjects auf das Object für die Aufgabe: was mufs ich glauben? wenn auch in dieser Richtung eine gründlich-gelehrte Theologie zu Stande kommt, da der in ihm existirende Widerspruch ein ihm unbewufster ist, kein Versuch eines andern Wissens, als des empirischen, zur Vermittelung des Glaubens möglich, und mufs von ihm jeder, wär' er auch der gelungenste, da durch ihn sein Bewufstseyn des Widerspruchs angeregt, es selbst also in seiner Abhängigknit von sich und vom Object verlezt wird, wo nicht vornehmer- und feindlicherweise, doch beharrlich zurückgewiesen, vollends aber in einer wohlgefälligen Gelehrsamkeit mit der Aussicht in das Unendliche der Vergangenheit, und in einer selbstgefälligen Frömmigkeit mit eben solcher in das Unendliche der Zukunft als tief unter ihm verachtet werden. Das also, dafs *innerhalb* der gelehrten und in der *empirischen* Ob- und Subjectivität begründeten Theologie die *speculative* anhebe und sich entwickele, steht nicht zu erwarten.

Digitized by Google

Aber in der Richtung der denkenden Subjectivität auf sich *allein* kommts dazu, dafs sie sich das Princip des Wissens u. s. w. ist, und als solches weifs, und da kann der vollkommene — Widerspruch ihrer mit ihr selbst, *so geheimnifsvoll er sei für Kluge, wie für Thoren*, ihr selbst nicht verborgen bleiben; sie wird und zwar nothwendigerweise seiner sich bewufst. Denn vom Object, als dem Gegenstande der Erfahrung, und von dieser selbst abstrahirend, und nur darauf bedacht, die Bedingungen ihrer Möglichkeit zu erkennen, hat sie selbst es sich unmöglich gemacht, ihre Abhängigkeit von sich durch Reflexion auf eine Abhängigkeit vom Object, welche die ihrige wäre, für ihre Unabhängigkeit zu nehmen, und das zweideutige Wesen zu seyn, welches sie als empirische Subjectivität war; aus dieser gegen das Object — hier gegen die Bibel u. s. f. — und gegen sich wohlgemeinten *Selbsttäuschung* ist sie heraus. Doch vermag sie, existirend in der Zahl einzelner — kritischer Philosophen, d. i. als viele oder wenige Individuen, oder als nur noch Eines — als der lezte *Kantianer*, da hiermit der Eigensinn, die Eitelkeit, oder überhaupt das, wodurch das Individuum in sich befestigt ist, zu ihrer abstracten Selbstständigkeit sich gesellt, ihre Abhängigkeit von sich zu ignoriren, selbst zu dissimuliren, allein da dieser Ignorations- oder Dissimulations-Act zur Voraussetzung seiner Möglichkeit ihre eigene Notiz von ihrer Abhängigkeit hat, so kann sie durch denselben, obschon mittelst seiner ein und das andere Individuum — der steife Anfänger der kritischen Philosophie — diese Notiz, d. i. das Bewufstseyn, ein sich selbst widersprechendes Subject zu seyn, auf Lebenszeit von sich abhalte, das nicht wieder gewinnen, dafs sie sich selbst genüge, mit sich zufrieden und ruhig in sich selbst sei.

Als Glied der protestantischen Gemeinde hat der Einzelne in ihrem, also seinem, mit dem Wissen unmittelbar identischen Glauben sich seiner selbst und des weltlichen Wesens begeben; die Wahrheit hat ihn mittelst des Glaubens an sie frei gemacht; so ist er der in der Gemeinde von sich, dem Subject, und — vom Object unabhängige, der in ihr wirklich selbstständige, und diese Selbstständigkeit, die eben so sehr die im *Befolgen des Gesetzes* der Liebe *freie* Selbstthätigkeit ist, genügt; in ihr hat er seine Ruhe und seinen Frieden. Aus der wirklichen Selbstständigkeit aber in die abstracte zurückgegangen und darauf bedacht, in ihr — als das *Ich in sich* — das Glauben mit dem Wissen durch das herbeigebrachte apriorische zu vermitteln, hat er den in der Unendlichkeit wirklichen und sichern Frieden gegen den Gedanken eines ins Unendliche zu verwirklichenden aufgeben. Diese Verwirklichung nun oder, wie sie sich lieber nennt, die Realisirung des Idealen, die Hervorbringung einer moralischen Weltordnung, die nicht dazu kommen kann — denn sie geht ins Unendliche — die Wirklichkeit selbst zu seyn, ist *an sich* nichts Anderes, als der Versuch des Ich, das an sich, als dem Princip des Wissens u. s. w. festhält, hiermit aber das von sich abhängige, welches nicht von sich abhange, also der Widerspruch seiner mit sich selbst ist, ihn zu heben. Da jedoch derselbe durch das, welches die Bestimmung hat, ihn zu heben, nämlich durch das Wissen, als transcendentales und dann empirisches, und durch das Wollen, als rein- und dann als angewandt moralisches, für eben das Wissen und Wollen sich immer wieder erzeugt, mithin, indem die Erfahrung ihrem Gegenstande nie vollkommen adäquat, das Wollen mit dem Sollen nie identisch ist, wo sonst das leztere überflüssig wäre, die Unruhe des Suchens und Sollens immer aufhört, so kommt es, wenn vorher versucht wurde, *den Glauben*, damit er gegen den Zweifel gesichert, und durch diesen der Einzelne oder dann die Gemeinde selbst nicht beunruhigt werde, durch das Wissen zu vermitteln, jezt vielmehr darauf an, dafs der Denkende sein *Wissen*, damit er durch dasselbe nicht ferner beunruhigt werde, *mit sich selbst* vermittle. Für diese Vermittelung aber bleibt ihm nur noch das Glauben selbst übrig, und half er sich vorher gegen das Bewufstseyn des Widerspruchs, in seiner erscheinenden Selbstständigkeit durch die Ausflucht des *Insofern* und *Insofern*, so reicht jezt selbst für ihn diese Hülfe nicht mehr hin; denn erwehrt gleich *ein und der andere* gelehrte und fromme Bibelfreund sich der Vernunft-Kritik und ihrer Resultate, so hat doch die *empirische* Subjectivität *an sich*, beklemmt in ihrem Wissen, durch dessen Abhängigkeit vom Object, das Bedürfnifs *ihrer selbst* als *der abstracten* und kritisch thätigen, diese aber, deren transscendentales Wissen den gegen die Skepsis ins Unendliche vorwärts gesicherten Gang der Erfahrungs-Wissenschaften bezweckt, hat ohnehin, besonders in dem sie sich ihres Widerspruchs mit sich bewufst wird, das Bedürfnifs *ihrer selbst*, als *der empirischen*. Die Erfahrung nämlich und die Gelehrsamkeit, wenn sie auch

Digitized by Google

als solche und im Bewufstseyn ihrer Solidität den Beweis ihrer Möglichkeit und der Unmöglichkeit einer Erkenntnifs dessen, was weder zu erfahren steht, noch die Bedingung einer möglichen Erfahrung ist, für sich entbehrlich findet, auf ihn also nicht eingeht, läfst sich doch seine Resultate, besonders die *a priori* bewiesene Nothwendigkeit und Allgemeinheit, — so dafs sie nunmehr mit guter Zuversicht sich theils rück- theils vorwärts ins Unendliche bewege, — und die *a priori* bewiesene Unerkennbarkeit des *Dinges an sich*, Gottes, seines Wesens u. s. f. — so dafs dem Glauben sein weiter Abstand vom Wissen, sein hoher Adel vor demselben gesichert bleibe — wohlgefallen.

Es hat hiermit die empirische Subjectivität sich zur abstracten in den Individuen, als welche sie in jener und dieser Bestimmtheit zur Existenz gekommen ist, aus der Entgegensetzung gegen dieselbe in ein mehr oder weniger annäherndes Verhältnifs gebracht; die gelehrten Natur-, Geschichts-, Sprach-, Rechts-, Gesetzes-, Glaubens- und Religionsforscher sind theils unbewufster-, theils bewufsterweise mit den kritischen Philosophen und diese mit ihnen befreundet worden. Vornehmlich wird, was den hier zu beachtenden Gegenstand betrifft, die Unmöglichkeit den im Glauben an den göttlichen Ursprung der biblischen Lehre reger gewordenen Zweifel auf empirische und gelehrte Weise zu lösen, von jenen, wo nicht eingesehen, wenigstens gemerkt, und auf die aus innerer und äufserer Erfahrung für die Unfehlbarkeit dieser Lehre geführten Beweise, — *sofern man überhaupt den Glauben an die Göttlichkeit ihres Ursprungs noch festhält* — kein besonderes Gewicht gelegt; ja sie werden eigentlich nicht mehr geführt, sondern nur noch, wie ein geschichtlich Vergangenes hererzählt, ohne dafs übrigens der Versuch eines Beweises, der jede Kritik, auch die des Beweisens selbst und — der Vernunft aushalte, gemacht werde, das nämlich, a) dafs von der empirischen Subjectivität, wie sie sich mit der abstracten zusammengethan hat, *der Glaube* an den göttlichen Ursprung der biblischen Lehre noch festgehalten wird, ist es, wodurch ihre Behandlung der Theologie, als der Wissenschaft, deren Gegenstand diese Lehre u. s. w. sei, die Bestimmtheit *des Supernaturalistischen*, das aber b) dafs sie *ihn* als unhaltbar aufgegeben, und ihm zur Ueberzeugung lediglich *aus sich* — zur Selbstüberzeugung — das Räsonnement substituirt hat, ist es, wodurch diese Behandlung die des *Rationalistischen* erhält und hat. Beide der Supernaturalismus und Rationalismus sind in der abstracten Subjectivität, die das Wesen der kritischen Philosophie ist, befangen, der eine nur mehr unbewufster- und in Allem, was dem von ihm fest gehaltenen Glauben nicht zusagt, widerstrebender-, der andere mehr bewufster und amicablerweise, und beide zugleich so, dafs der als die abstracte Selbstständigkeit härteste Widerspruch — des von sich abhängigen Subjects, welches sei das von sich unabhängige — von dem einen hinter der *Pietät* — von dem andern hinter der *Moralität* seines durch den Glauben mit der empirischen Subjectivität vermittelten Wissens versteckt wird.

In der Reflexion über beiderlei Theologie, wie sie jezt sich geltend zu machen sucht, die eine für einerlei mit der frühern, blofs gelehrten und biblischen, deren Hauptzweck war, durch ein herbeigebrachtes Wissen den Glauben der Gemeinde und das mit ihm unmittelbar identische Wissen zu vermitteln, die andere eben so für wesentlich einerlei mit der kritischen Religionsphilosophie nehmen, die an sich den nämlichen Zweck hatte, wäre so viel, als keiner von beiden das ihr gebührende Recht widerfahren lassen; denn dort war das Subject in seiner zweifachen Knechtschaft sich selbst in seiner einfachen, und eben dasselbe in dieser sich in jener *entgegengesezt*, hier aber hat es in seiner zweifachen sich selbst in der einfachen zu seiner *Voraussetzung*, auch ist hier ein *Fortschritt*, nämlich, was die supernaturalistische Theologie betrifft, aus der Selbsttäuschung der frühern in den *Selbstbetrug*, und was die rationalistische angeht, aus der *unbefangenen Verstellung* der kritischen Religionsphilosophie (s. *Phänomonologie des Geistes* S. 567. ff.) in die *Selbstbelügung* allerdings nicht zu verkennen. Dort hatte für das in der *erscheinenden* ihm selbst in der *abstracten* Selbstständigkeit entgegengesezte Subject *in jener* die Gelehrsamkeit den Werth wenigstens eines Mittels zur Erkenntnifs des Grundes der biblischen Glaubenslehre, des Glaubens selbst, seines vollständigen Inhalts und seines Ziels, *in dieser* die Reflexion auf die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung überhaupt den des Mittels zur Erkenntnifs des Grundes und Inhalts des von der Bibel und aller andern Tradition unabhängigen Glaubens, und die Gelehrsamkeit nur noch den einer ins Unendliche gehenden, und übrigens hochachtbaren Vervollständigung der Erfahrung. Hier hingegen ist dasselbe, in seiner erscheinenden Selbst-

Digitized by Google

ständigkeit sich als abstract selbstständiges voraussetzend, in seinen Bemühungen für eine supernaturalistische sich selbst in denen für eine rationalistische Theologie entgegengesezt, hat aber für es in beiderlei Bemühungen die Gelehrsamkeit den völlig gleichen Werth; eine gründlich-gelehrte soll die Theologie vor allen Dingen seyn, was sie dann auch sonst noch zu seyn vermöge. Zugleich ist das beiden Seiten des Gegensatzes Gemeinsame, wie 1) von der erscheinenden Selbstständigkeit her diese gleiche Werthschätzung der Gelehrsamkeit, so 2) von der abstracten aus, die gleiche Meinung der Unerkennbarkeit des *an und für sich* Wahren. Mit ihr war zwar früher schon das Subject, als das nur erscheinend selbstständige, aber noch ganz unbefangenerweise behaftet, jezt hingegen gilt sie ihm in der Befangenheit des abstract selbstständigen für eine entschiedene gewisse Wahrheit; Supernaturalisten und Rationalisten sind darin, dafs zur möglichst genauen und möglichst vollständigen Erkenntnifs wie *dessen, was* die Bibel von Glauben und seinem Gegenstande lehre, eben so *des Inhalts*, den sein Gegenstand hat, und der mithin der *bestimmte* Inhalt des Glaubens selbst ist, Gelehrsamkeit erforderlich — aber auch darin mit einander einverstanden, dafs die Erkenntnifs Gottes, seiner Natur u. s. w. in und aus ihm selbst unmöglich, oder dafs ein zwar Wahrheiten, die mathematischen, historischen u. s. w., aber kein *die Wahrheit* Wissen möglich sei. In diesem Einverständnifs sind sie zugleich einig und vereint gegen die Erklärung, wenn sie gethan würde, dafs, so grofsen Werth für die Erkenntnifs der biblischen Glaubenslehre die Gelehrsamkeit habe, zu der in der Allgemeinheit und Nothwendigkeit bestimmten Erkenntnifs ihres Inhalts ein ganz anderes als das gelehrte, mit oder ohne Salbung interpretirende, und — als das subjectiv räsonnirende Forschen erforderlich, und dafs, wenn Gott für unbegreiflich, die Wahrheit für unerreichbar geachtet, und in die Anerkenntnifs dieser Unbegreiflichkeit und Unerreichbarkeit die Bescheidenheit gesezt werden müsse, an ihm, an ihr, an den erreichbaren Wahrheiten, und an dieser Bescheidenheit, — einer Scheu vor dem Begreifen, — nichts gelegen sei. Der Unterschied beider, des Supernaturalismus und Rationalismus, von einander, der dann zur Entgegensetzung, und selbst zum Widerspruch beider wird, stellt sich erst mit dem Glauben ein, an welchem jeder von beiden 3) zwar das eine und selbe vermittelnde Element für sein Wissen mit sich, aber dieses eben auf eine entgegengesezte Weise hat.

A.

Das abstract selbstständige Subject, als vorausgesezztes, in der Bestimmtheit des erscheinend selbstständigen, oder das Ich in der des gelehrt wordenen, täglich gelehrter werdenden und für den Glauben und dessen Autorität, wie ihn die Gemeinde hat, deren Glied es ist, sich, da er zugleich der seinige ist, interessirenden Individuums, macht allerdings denselben und den Grund seiner Autorität für das Wissen von ihm und diesem Grunde zum Gegenstande seiner angestrengten und ernsten Nachforschungen, aber doch nicht, wie früher das in seiner erscheinenden Selbstständigkeit sich, dem abstract selbstständigen entgegengesezte, so, dafs dieses Wissen die Bestimmung habe, den Zweifel an der Göttlichkeit des Grundes zu vernichten, und solchermafsen das vermittelnde des Glaubens und des mit ihm unmittelbar identischen Erkennens zu seyn, sondern so, dafs seine Bestimmung ist, das empirische Wissen des Subjects von der Natur, von der Welt, von ihm selbst, und sein gelehrtes insbesondere mit ihm selbst, dessen Wissen es ist, zu vermitteln; der Glaube, ohne den, wie es in sich verspürt, die gröfste Gelehrsamkeit mit sich und ihm zweispältig und unbefriedigend bleibt, soll, indem er ein gründlich und vollständig *gewafster* wird, vor Allem das in sie und es selbst Eintracht und Befriedigung bringende Mittel seyn.

Ihren Anfang, wenigstens das, was ihr für einen Anfang gilt, nimmt daher auf dieser Seite die Theologie, wie früherhin auch, ohne allen Beweis, dafs sie dazu berechtigt sei, nach Art des Katechismus, der dazu berechtigt ist, in der Empirie, und selbst als solche, sei es, dafs für den Glauben an Gott auch die Natur, wie sie erfahren, oder alsbald auf die Lehre von ihm, wie sie in der Bibel gelesen wird, reflectirt werde. Diese Lehre, in ihrer Einfachheit allen, welche die Fähigkeit haben, Erfahrungen zu machen, leicht verständlich, ist die, dafs er sich, seine Macht, Weisheit, Liebe in der Welt, deren Schöpfer und Erhalter er sei, vornehmlich aber in der biblischen Geschichte selbst, von seiner Erschaffung des Menschen an bis zu seiner Versöhnung mit ihm geoffenbart habe. Diese Offenbarung nun wird von der supernaturalistischen Theologie, und zwar mit viel stärkerm Nachdruck, als von der frühern, die, obschon *an sich* supernaturalistisch, doch diese Bestimmtheit noch

Digitized by Google

nicht besonders, und höchstens nur gegen den *Naturalismus* herauskehrte, selbst für eine durch die in der Bibel erzählten Begebenheiten sich hindurch ziehende Begebenheit, für eine Historie in den Historien — ihre Erkenntnifs also für eine, in und mit dem Lesen der Bibel, welches an sich schon *ein Erfahren* ist, gemachte Erfahrung genommen; und so ist nunmehr vom *historischen* Christenthum mit einer Bedeutsamkeit, wie vorher nie, als wäre an ihm das Historische bei Weitem das Wichtigste, die Rede. Da jedoch das diese göttliche Offenbarung Erfahren nicht, wie für den, der Augen hat zu sehen, das des Sonnen-Aufgangs und Lichts, ein unmittelbares ist, so ist es bei übrigens noch so grofser Aufmerksamkeit im Lesen der biblischen Berichte und Lehren und im Sammeln oder Zusammenlesen der Zeugnisse für ihre Aechtheit, dennoch kein Wissen, sondern, nach Art der Geschichtskunde überhaupt, ein Glauben. Dieses die göttliche Offenbarung Glauben wird als das der Christenheit in der Vorwelt, auch nur mittelbar, und erst als das eben derselben in der Mitwelt und als das eigene Glauben des Subjects, von ihm unmittelbar erfahren, ist also, was die Vorwelt angeht, selbst ein *geglaubtes* Glauben, und nur als das der Mitwelt und als das eigene ein *gewufstes*. Das Wissen mithin von dem Offenbarungsglauben, — ein empirisches, als welches die Theologie anfängt, wird, indem es dieser Anfang ist, zugleich ein solcher seyn, worin das abstract selbstständige Subject in der Bestimmtheit des erscheinend selbstständigen sich selbst hintergeht, der Anfang des Selbstbetrugs.

Die nämlich in dem Offenbarungsglauben und dem Wissen von ihm enthaltenen Nothwendigkeit und Allgemeinheit ist eine gewähnte, imaginäre, also keine, wenn die Offenbarung, die allerdings nur als Geschichte ihre *Wirklichkeit* hat, nicht zugleich in Ansehung ihrer *Wahrheit* eines ganz andern Inhalts, als alle Geschichte, wenn mithin der Glaube der an sie *nur* als Geschichte, oder *vornehmlich* als Geschichte, und das Wissen von ihm und ihr ein *nur*, sei es mittelbar- oder unmittelbar-empirisches, und gründlich- oder seichtgelehrtes ist; denn die Begriffsbestimmungen des Allgemeinen und Nothwendigen, ohne welche die Offenbarung Träumerei, wo nicht Betrug, der Glaube Meinung, wo nicht Wahn, und das Wissen ein Erfahren nur der vielen und nur zufälligen Erscheinungen seyn würde, haben die Offenbarung, der Glaube und das Wissen von beiden in sich nicht aus der Geschichte und Empirie, sondern aus dem, wodurch die Begebenheit zur Geschichte, und die Empfindung zur Erfahrung wird. Auch ist die supernaturalistische Theologie in ihrem Eifer für das historische Christenthum, keineswegs so gedankenlos, dafs sie die Beziehung desselben auf den Geist, der die Natur und die Geschichte unter seinem Gesetz, als der in der Allgemeinheit nothwendigen, in der Nothwendigkeit allgemeinen Macht, hält, ganz unbeachtet lassen sollte; im Gegentheil, sie spricht, wie vom Historischen, eben so, obschon blofs ungelernterweise, vom *Geist* des Christenthums. Aber gleichwohl hebt sie, wie wenn das Allgemeine und Nothwendige seine Autorität im Geschichtlichen, und nicht vielmehr umgekehrt dieses die seinige in ihm habe, mit der geschichtlichen Offenbarung, dem historischen Glauben an sie und als ein empirisches Wissen von ihm und ihr an; mit Sprach-, Bücher-, Alterthums-, Völkerkunde, mit Kritik u. s. w. ausgerüstet sucht sie ins Unendliche, statt in dem unendlichen Geiste ihn selbst zu erkennen, und in ihm, dem erkannten, den Buchstaben zu verstehen — die Schrift auszulegen — den Geist im Buchstaben, d. i. in dem, was und wie es in der heiligen Urkunde des Glaubens und der Liebe, — in der Bibel — erzählt, berichtet, gelehrt und theils schon erklärt, theils, um, so weit möglich erklärt zu werden, angedeutet worden. Der Supernaturalist betet zwar mit der Gemeinde: „unser Anfang steht *in Gott*," hat aber in seiner erscheinenden Selbstständigkeit, wie das abstract selbstständige Subject *sich*, als das Princip des Wissens, Sollens und Glaubens, so *das Wort*, *die Geschichte* und *die Erfahrung* überhaupt dergestalt lieb, dafs er sich selbst um diesen Anfang betrügt, statt wie der vor ihm auch gelehrte, aber das historische Christenthum, den Geist desselben und — seinen Offenbarungs-Glauben noch keineswegs zur Schau tragende Theolog, die diesem Glauben inwohnende Nothwendigkeit und Allgemeinheit vorauszusetzen, und in dem, obzwar gleichfalls unberechtigten Anfange der Wissenschaft, wie er ihn macht, wenigstens diese Voraussetzung zu haben, beginnt er mit der Erfahrung des Glaubens an die geschichtliche Offenbarung, als sei ihm und ihr, nach Anweisung der kritischen Philosophie, die Nothwendigkeit und Allgemeinheit durch das denkende Subject, dessen Kategorie sie sei, hinlänglich gesichert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 215. u. 216.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1827.

Die Grundlehren der christlichen Dogmatik als Wissenschaft von Dr. Philipp Marheineke.

(Fortsetzung.)

Dieser Selbstbetrug sezt sich sodann als ein hinter dem Glauben an Gott, von welchem *Ich* und *die Welt abhängig*, und welcher der alleinige Herr sei, die abstracte Selbstständigkeit verborgen fort. In der christlichen Gemeinde beginnt die Verselbstständigung des Einzelnen mit seiner Entselbststigung, und ist sein Glaube an die Wahrheit, nicht als eine geschehene, oder die des Geschehenen, sondern an sie im Geschehenen, wie das Mittel dazu, oder zur Auflösung der Bande, womit er abstracter- und empirischerweise an sich geknüpft ist, eben so das zur Erhaltung seiner wirklichen Selbstständigkeit. Wird nun, indem es zur Reflexion auf das Glauben und Geglaubte kommt, beides vornämlich von der Seite des Historischen, des ihm zwar wesentlich, aber nicht mit ihm identisch ist, gefafst, und dieses für die Erkenntnifs, fast ausschliefslich erforscht; so hat das entselbstständigte Subject, als solch reflectirendes und forschendes, sich wieder verselbstigt, und sich die alten Bande von Neuem angelegt. Seine wirkliche Selbstständigkeit, die Freiheit, ist damit, dafs das Wesenhafte und Wahrhafte des Gegenstandes, den der Glaube hat, für ein Geschichtliches genommen wird, wo er, selbst nur noch ein historischer, aufhört, ihr Erhaltungsmittel zu seyn eingebüfst, und ihm ist nur noch die Erinnerung derselben geblieben. Eben diese Erinnerung aber ists, welche die Veranlassung zur Fortsezung des Selbsttrugs gibt.

Nämlich das erscheinend selbstständige Subject, sich als abstract selbstständiges voraussetzend, wird, indem es als dieses nicht das sich erfahrende, sondern sich denkende, das Ich *als solches* ist, dessen, dafs es von der Erfahrung seiner selbst, in der es *dieses Individuum*, und des Objects, in der dasselbe die Natur u. s. w. ist, unabhängig sei, mithin seiner Unabhängigkeit von der Individualität und empirischen Objectivität überhaupt sich bewufst, auch kömmt das Bewufstseyn dieser Unabhängigkeit, wo nicht in den Thaten, wenigstens in den erhabenen Redensarten des Individuums von Selbstbeherrschung, Selbstverläugnung, Herrschaft des verständigen Menschen über die Natur, Leben und Sterben für die Wahrheit u. dergl. zur Existenz. Zu seiner Bedingung hat jedoch dieses Bewufstseyn die Abhängigkeit des sich denkenden von ihm selbst, somit das oben betrachtete Verhältnifs, worin der Knecht des Herrn selbst der Herr, und das Denken ein der Subjectivität unterworfenes ist. Es ist also der complete Widerspruch, der dasselbe bedingt. Auf dem frühern Standpunkte der erscheinenden Selbstständigkeit, in der Entgegensetzung gegen die abstracte, war er nur der des in der Erfahrung seiner selbst von sich abhängigen Subjects, welches in seiner Erfahrung des Objects das vom Object abhängige sei, und dort kam dem Subject, um ihn von sich ab- und sich auf diesem Standpunkte zu erhalten, seine Selbsttäuschung mit einem doppelten *Insofern* zu statten. Hier aber gilts darum, ihn, der das Bewufstseyn der Unabhängigkeit von der empirischen Sub- und Objectivität und die vorerwähnten und ähnliche Redensarten bedingt, damit er nicht als der Widerspruch gewufst werde, als *diese Bedingung* zu ignoriren, und dazu bahnt die Erinnerung an die Freiheit, wie sie die des Einzelnen in der Gemeinde ist, den Weg. Dieser war der mittelst seines mit dem Erkennen der Wahrheit, welche der in dem Menschen *Christus* offenbare Gott selbst, nicht aber eine Historie ist, unmittelbar identischen Glaubens wirklich selbstständige, und wenn er Gott oder den Sohn Gottes für seinen Herrn anerkannte, so geschah es, weil mittelst eben dieses Glaubens seine *Selbst*entäufserung angefangen, aber sich noch nicht bis dahin vollendet hatte, wo das Verhältnifs der Glaubigen zu Gott nicht ferner das

Digitized by Google

der Knechte zu ihrem Herrn, sondern ein dem Verhältnisse mündig gewordner Kinder zu ihrem Vater, oder das zum Sohn Gottes ein dem eben solcher Brüder zu ihrem Bruder ähnliches ist. „Gott oder Christum meinen Herrn, und zwar in einer Bedeutung, wie aufser ihm Niemand der Herr eines Andern ist, zu nennen, kann nicht unrecht seyn; die Redensart ist ja biblisch, und zugleich bezeichnet sie meine Ehrfurcht vor ihm, und die, meine Unabhängigkeit *von mir* und von der Welt bedingende Abhängigkeit von ihm, dessen Weisheit allein in ihrer Tiefe und in der Unerforschlichkeit seiner Wege für mich das Wissenswürdige, und dessen Wille allein für mich das Gesetz ist.“ So etwa würde der Einzelne, der, als Mitglied der Gemeinde, sich zu entäufsern, aber noch nicht auf ihren und seinen Glauben, auf dessen Autorität und deren Grund zu reflectiren angefangen, und weder für das biblische Wort, ingleichen für das Geschichtliche der göttlichen Offenbarung, und für das Empirische des Glaubens, noch für den Gedanken der Unerforschlichkeit des an und für sich Wahren bereits eine Vorliebe gefafst hat, zu sich selbst sagen. Ist es hingegen aus Interesse an dem biblischen Offenbarungsglauben der Gemeinde, die in ihm allein ihre Autorität hat, zur Reflexion auf diesen Glauben für die Wissenschaft desselben und der rein biblischen Lehre von ihm gekommen, und der Anfang der Wissenschaft selbst empirischer Weise und mit dem Geschichtlichen des Offenbarungsglaubens und der Lehre von ihm, wie Beides, sie und er, sich als Geschichtliches dem erfahrungslustigen Subject *zuerst* darbietet, also einen solchen Anfang zu rechtfertigen scheint, gemacht worden, so wird, indem das Bedingende des Bewufstseyus der Unabhängigkeit des Subjects von der Erfahrung seiner selbst und des Objects, dann von ihm selbst und diesem — übrigens bei aller Lust und Liebe zur Erfahrung, — die abstracte Selbstständigkeit ist, nicht sie, oder das Verhältnifs, worin es sich selbst zu seinem Herrn hat, sondern aus der Erinnerung an die wirkliche Verselbstständigung die Abhängigkeit von Gott oder Christo für dieses Bedingende von ihm genommen, und diese Erinnerung die Veranlassung werden, dafs es, wie von seiner erscheinenden Selbstständigkeit her, in Ansehung des Anfangs der Wissenschaft, der als geschichtlicher und in der Empirie gemacht, ein ins Unendliche *vorausgesezter*, also in Wahrheit *kein* Anfang ist, sich hintergängen habend, — eben so von seiner abstracten Selbstständigkeit aus, in Ansehung der Bedingung seiner Unabhängigkeit und des Verhältnisses, worin die Wissenschaft vom Offenbarungsglauben zu diesem Glauben selbst steht, sich zu hintergehen fortfährt — den Selbstbetrug fortsezt.

War also, den Anfang, Gegenstand und Inhalt der Wissenschaft betreffend, aufs Nachdrucksamste vom historischen Christenthum und mitunter vom Geist desselben die Rede, so ist sie, und zwar gleich nachdrücklich nun auch die von Christo *dem Herrn*, vom Glauben an ihn, *den Herrn*, und da der Glaube, ohne wenigstens einige Erkenntnifs kaum Meinung, geschweige Glaube wäre, von der — in der Bibel besonders Neuen Testaments *lesbaren* — Erkenntnifs durch ihn, *den Herrn*, wie wenn er an denen, welche die Seinigen sind, seine Knechte hätte. Der Herr, der sein eigener Knecht, aber dessen, von der Erfahrung, mithin von sich und vom Object, wie Beides, er und es, ihr Gegenstand ist, unabhängig zu seyn, sich bewufst ist, hintergeht sich darin, dafs er, ohne seine Abhängigkeit von sich, wie sie die abstracte Selbstständigkeit ist, aufzugeben, sich in die Abhängigkeit dessen begibt, der Knechtsgestalt annahm, aber in ihr auf keinerlei Weise von sich abhängig — nicht das Ich, und nicht ein ins Unendliche sich vor aus- noch fortsetzender, sondern der unendliche Geist selbst — war und ist. Als der unendliche Geist hat er an sich die Bestimmtheit des Herrseyns; sie ist ihm so wesentlich, wie der Offenbarung die des Geschichtlichen, aber auch eben so wenig, wie diese mit ihr, mit ihm identisch. Soll jedoch, während das Subject sich, das abstract selbstständige zur Bedingung des Bewufstseyns seiner Unabhängigkeit von der Erfahrung und ihren Gegenständen in der That hat, nicht diese seine Abhängigkeit von sich, sondern, damit es in der Bewufstlosigkeit, das sich selbst widersprechende zu seyn, also in der treuen Anhängigkeit an sich selbst, — sie wird wohl als eine pflichtmäfsige und zärtliche Sorge für die unsterbliche Seele vorgestellt, — beharren könne, seine Abhängigkeit von dem Herrn für diese Bedingung gelten, so mufs freilich das, was nur eine wesentliche Bestimmung ist, — das Herrseyn — für das Wesenhafte und Wahrhafte, das aber, welches das Wesenhafte und Wahrhafte ist, — das Geistseyn — für eine nur wesentliche Bestimmung genommen, und statt, dafs man, wie der Apostel (2 Kor. 3, 17) der Herr ist *der Geist*, sage,

Digitized by Google

umgekehrt: der Geist ist *der Herr*, gesagt werden. Diese Umkehrung, eine Folge der Noth, in die das offenbarungsglaubige Subject durch seine Reflexion auf die göttliche Offenbarung als geschichtliche, besonders aber durch sein an ihr, der geschichtlichen, und an sich, dem abstract selbstständigen, Festhalten versezt worden, hat selbst die Folge, dafs, da es in seiner Abhängigkeit von dem Herrn sich keineswegs entäufsert hat, die Anerkenntnifs derselben, — sie, in der, vornämlich da sie zugleich die seiner Abhängigkeit von den Lehren und Vorschriften des Herrn, und durch Glaubens- und Pflicht-Treue bethätigt ist, seine *Pietät* besteht — eben nur die Fortsetzung des Selbstbetrugs ist, und hierin, da diese Anerkenntnifs überdem die Offenbarung *als geschichtliche*, und die *empirische* Erkenntnifs derselben zu ihrem Grunde hat, selbst das Bewufstseyn seiner Unabhängigkeit von der Erfahrung in obengenannter und ähnlicher Beziehung, zum Selbstbetrug wird. Die Wissenschaft aber von der göttlichen Offenbarung ihrem Inhalte u. s. w. — die Theologie besonders als Dogmatik, — die aus Principien des Selbstbetrugs hervorgebracht wird, kann, sei sie übrigens mit der gründlichsten und umfassendsten Gelehrsamkeit erarbeitet, nichts Besseres enthalten, als was in ihnen enthalten ist, und was sie selbst sind. Zieht also der Supernaturalist *solcher* Wissenschaft vom Glauben den Glauben selbst und die Frömmigkeit, die an demselben eines ihrer Elemente hat, vor, so ist's das eigne Recht des Glaubens und der Frömmigkeit, woraus ihm und ihr dieser Vorzug gebührt, nur dafs sie dann die Pietät des Einzelnen, als Gemeindeglieds, in welcher der Widerspruch seiner mit ihm selbst aufgehoben ist, und nicht die des erscheinend selbstständigen, und sich als abstractselbstständiges voraussetzenden Subjects ist, hinter welcher es selbst ihn versteckt hat. Die Pietät aber des Supernaturalisten ist eben die des so bestimmten Subjects, und hinter ihr, die als die seinige *curta supellex* ist, kann es den Widerspruch nicht dergestalt vor sich verbergen, dafs er nirgend hervorblicke; erst als die *seines Wissens* wird sie ein weiter Mantel, der ihn und noch manches Andere gänzlich zudeckt. Dieses Wissen, das als rein mathematisches und logisches, ob zwar als solches ein gewisses und wahres, doch kein den Gegenstand in *seiner Wirklichkeit* Wissen seyn, sondern auf ihn, den als wirklichen bereits anders woher gewufsten, nur applicirt werden — als empirisches, indem ein physikalisches, nicht ins Innere der Natur dringen; indem ein historisches, den Anfang und — das Ende der Geschichte nicht erreichen kann, und überhaupt als unser Wissen Stückwerk ist und bleibt, gewährt der seiner habhaft gewordene Intelligenz, je fester sie an sich selbst hält, je bestimmter daneben ihr Wissen seiner Mangelhaftigkeit, und je gewisser sie dessen ist, dafs es, wie ihr Eigenthum, so ihr eigenes Werk sei, um desto weniger Befriedigung. Aber entweder schon im Gefühl und in Wahrnehmungen, oder durch das Wissen hindurch zum Glauben an Gott, der sich, den Herrn und Vater in seinem Sohne, dem Herrn, und durch ihn, so weit das Auge des Geschöpfs, ohne zu erblinden, sein Licht ertragen könne, geoffenbart habe, — gekommen, hat das Subject, diesen Glauben erfahrend, und auf ihn, wie er der Gegenstand seiner Erfahrung ist, für die Wissenschaft von ihm reflectirend, an ihm, in welchem es ein Wissen, das nicht *sein*, sondern *Gottes* sei, anerkennt, einen unendlich ergiebigen Schatz zur Vermittelung *seines* Wissens mit sich. Der Supernaturalist nämlich, obgleich in seinem Glauben an den Herrn von der Erfahrung u. s. w. unabhängig, ist doch gegen dieselbe in seiner abstracten Selbstständigkeit nicht solchermafsen gleichgültig, dafs er den Gedanken der Wissenschaft, die zur Erfahrung werde, und *an der* diese ihre Wahrheit, die aber an dieser *blofs* ihre Bestätigung habe, fassen, oder wenn er ihm geboten wird, bei ihm verweilen, ja ihn nur ertragen könne. Ihm in seiner erscheinenden Selbstständigkeit gilt umgekehrt die Erfahrung für eine solche, die, mittelst abstracter Doctrinen, wie Mathematik, Logik, Grammatik, Hermeneutik zur Wissenschaft, und ins Unendliche fortgesezt, zur immer vollkommnern Wissenschaft, oder vielmehr nach Verschiedenheit ihrer Gegenstände, zu einer Menge, der Vervollkommnung ins Unendliche fähiger Wissenschaften, zur Natur-, Seelen-, Geschichts-, Offenbarungs-Kunde und dergleichen werde. Jede derselben hat, auf welcher Stufe der Vollkommenheit sie bereits stehe, ihre Mängel, ja es thut sich in jeder, wie sehr das beobachtende und forschende Subject dem Widerspruch aus dem Wege gehe, bald hier bald da das Unvereinbare hervor. In diesem Mangelhaften und Unvereinbaren befriedigt keine, aber eben darum ist jede, insbesondere dem auf sie und seine, selbst aus der Erfahrung heraufgeholten Glaubensschätze reflectirenden Offenba-

Digitized by Google

rungsglaubigen desto willkommener. Er, für den dieses Glauben darin, dafs es *kein* Wissen ist, wo nicht den einzigen, doch den Hauptvorzug vor dem Wissen hat, wiederholt mit Wohlgefallen, dafs keine Erkenntnifs ihren wirklichen Gegenstand vollkommen erreiche, dafs kein erschaffener Geist ins Innere der Natur dringe, dafs unser Wissen Stückwerk sei u. dergl. Und schon aus der Art der Wiederholung ist zu ersehen, welcher Art die Vermittelung seines Wissens mit ihm selbst durch das Glauben sei. An der Empirie nämlich dieses, wenn auch grundgelehrten Wissens zeigt sich seine Particularität und Zufälligkeit, an den Mängeln in ihm, wenn auch einem noch so viel umfassenden, die Ignoranz, — und an dem Unvereinbaren in ihm, wenn auch einem noch so consequent gehaltenen, die Impotenz des Subjects, dessen Wissen es ist. Und eben bei dieser Particularität u. s. w. kann weder dasselbe einig in sich, noch der, dessen Werk — Stückwerk ins Unendliche — es ist, befriedigt in ihm, der im Wissen selige seyn. „Der Glaube macht selig, nicht die Wissenschaft;" doch wird dieselbe, welches Inhalts, und wie unvollkommen sie sei, vom Offenbarungsglaubigen keineswegs verschmäht; ihm in seiner erscheinenden Selbstständigkeit empfiehlt sie sich vielmehr durch ihre Unvollkommenheit, denn eben dadurch gibt sie der Sehnsucht Nahrung und dient sie zur Verherrlichung des Glaubens. Dieser ist's, der durch seinen Reichthum der Wahrheit und Gewifsheit die Mängel des Wissens vom gemeinen an bis zum gelehrtesten ersezt, und so dasselbe mit ihm und mit dem, dessen Glaube er ist, vermittelt. Diese Vermittelung hat die Wirkung, dafs die Pietät des Glaubigen in sein Wissen selbst eindringt, dasselbe ein frommes Wissen wird, und dafs z. E., statt mit Verachtung gegen vermeintliche Anmafsungen, mit Andacht gesagt werden kann: Ins Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist.

Für den Herrn, dessen Knechtschaft in der Abhängigkeit 1) von dem, was nicht er selbst ist, und von dessen Erfahrung, von Licht und Wort, Natur und Geschichte — 2) von sich, dem sich, seine Gefühle, Empfindungen u. s. w. erfahrenden, 3) von sich, dem denkenden, die *verdreifachte* ist, kann es zu dem Zwecke dieselbe, somit neben dem ersten, noch den zweiten und dritten Widerspruch seiner mit sich, hinter seinem Glauben an den Herrn, der Knechtsgestalt annahm, vor sich zu verbergen, und um die, auf der Stufe der Erforschung des Glaubens u. s. w. wiederkehrende Nothwendigkeit der wahrhaften *Selbst*verläugnung sich zu betriegen, kein genügenderes und zugleich bequemeres Mittel geben, als eben diese Pietät seines Wissens. Denn eine Forschungsweise und Wissenschaft, in welcher der Wahn obwaltet, dafs sie überall nur ein bereits Angefangenes, an ihm aber fort und fort nur die Schale, und von ihr nur bald dieses bald jenes Stück zu ihrem Gegenstande haben könne, sodann, dafs ein Anderer, nämlich der Geglaubte es sei, der *allein* das Innere der Dinge u. s. w. durchschaue, und *allein* das Ganze, jedes seiner Bestandstücke und den innern Zusammenhang aller wisse, zulezt, dafs nur ein im Glauben an — und in der Unterwürfigkeit unter — ihn angefangenes und fortgeseztes Forschen und Erkennen, — ein frommes, — sei es in der Natur oder in der Geschichte, und in beiden als solchen, oder als seiner Offenbarung, sein Wohlgefallen habe, gewährt dem, dessen Forschungsweise und Wissenschaft sie ist, den doppelten Vortheil, sowohl in ihr den Selbstbetrug, ohne dafs er seiner *als des seinigen* inne wird, fortsetzen zu können, wie auch seiner den zu beschuldigen, „der dem Zweifel, statt ihn unter dem Glauben gefangen zu halten, in sich Raum gebe, denselben, in seinem dünkelhaften Vertrauen zur Vernunft, welcher doch selbst gegen das Zweifeln der Glaube Noth thue, zu lösen unternehme, und statt in seinen Forschungen für den Zweck werkthätiger Erkenntnifs sich durch das wohlverstandene Wort göttlicher Offenbarung leiten zu lassen, in dem Hochmuth seiner Zuversicht zum Gedanken — und Wort der Creatur in das Heiligthum und Geheimnifs des Ewigen einzudringen und ein Wissen dessen, was Gott und die Welt und der Mensch sei, zu erringen streben, das wenn es der Menschen Wissen werden könnte, ihnen den Glauben entbehrlich machen würde."

Der von dem Supernaturalisten in der Anerkenntnifs seiner Abhängigkeit von dem Herrn, welcher das unsichtbare Oberhaupt der Gemeinde ist, mittelst der, seine dreifache Knechtschaft vor ihm verbergenden, Pietät seines Wissens fortgesezte Selbstbetrug vollendet sich nun eben darin, dafs einerseits aus dem Glauben der Zweifel abgehalten, andererseits in der Erkenntnifs seines Gegenstandes, ohne die es blind — zugleich auf der Unbegreiflichkeit desselben, ohne die es nicht ein Glauben, sondern Wissen seyn würde, bestanden wird.

Digitized by Google

In der protestantischen Kirche, die Kraft des Zweifels an der Untrüglichkeit der katholischen zu der, die sie ist, — zu der in jeder Beziehung wirklich selbstständigen Gemeinde, zur concreten Einheit der Glaubigen, die ihre in Bezug auf sie und sich eben so selbstständigen Glieder sind, — geworden ist, stellt sich die Nothwendigkeit, dafs an der göttlichen Autorität des biblischen Canons, in welchem die nächste Autorität ihres Glaubens enthalten ist, nicht gezweifelt werde, als die allgemeine heraus, worin die, dafs der Einzelne *sich* dem Zweifel an dieser Autorität nicht hingebe, ihm nicht *unterliege*, begriffen ist. In der supernaturalistischen Theologie dagegen, wie sich mit ihr der seine verdreifachte Abhängigkeit von sich unter der Anerkenntnifs seiner Abhängigkeit von dem Herrn u. s. w. verbergende beschäftigt, wird von ihm diese allgemeine Nothwendigkeit, wo nicht übersehen, doch seinem Bedürfnifs, *sich*, dem Offenbarungsglaubigen, des Zweifels, auf welche Weise er kann, — durch das Wort und die Lehre des Herrn, durch ihre regelrechte Auslegung, durch das Gebet zum Herrn — zu erwehren, nachgesezt. In der frühern, so sehr in ihr das glaubige Subject von der Erfahrung seiner selbst und des Objects abhängig war, hatte dasselbe doch diese Zärtlichkeit gegen sich noch nicht, und ging seine Selbsttäuschung, so weit sie gehen mochte, doch nicht so weit, dafs von ihm die genannte Nothwendigkeit nur nicht übersehen, übrigens aber vor dem Zweifel, damit er *seinen* Glauben, oder vielmehr *es selbst* in seinem Glauben nicht verletze, fast nur die Flucht genommen, und das ihn, indem auf ihn eingegangen würde, Vernichten, damit in der Gemeinde an der göttlichen Autorität dessen, worin die Autorität ihres Glaubens und ihre eigene gegründet ist, *nicht* ferner gezweifelt werden *könne*, für gleichgültig, oder sogar für unmöglich gehalten worden wäre.

Das Glauben, wenn es kein historisches ist, hebt allerdings nicht mit dem Zweifeln an, vielmehr hat die Möglichkeit seines Anfangens zu ihrer Bedingung das Nichtzweifeln; und so ist freilich die Nothwendigkeit, dafs, damit der Glaube an die Wahrheit seinen Anfang nehmen — die Gemeinde der Glaubigen entstehen — könne, nicht gezweifelt werde, *ein Sollen*. „Zweifle nicht, sondern glaube!“ *gebietet* die unterrichtende Wahrheit, aber sie wäre nicht die Wahrheit, wenn sie, nachdem der Glaube angefangen und ein Bestehen hat, für ihn und für sich den Zweifel zu fürchten hätte. Im Gegentheil das, dafs sie die Wahrheit ist, bringt mit sich, dafs, nachdem es zum Glauben an sie — und zur Reflexion auf ihn, seinen Grund, Inhalt u. s. w. gekommen ist, der darauf Reflectirende von ihr selbst zum Zweifeln aufgefordert wird: „zweifle, damit der untrügliche Grund des Glaubens gewufst, und dadurch, dafs er gewufst wird, das Zweifeln fortan unmöglich werde.“ Jene allgemeine Nothwendigkeit in der Gemeinde *der Glaubigen*, dafs nicht gezweifelt werde, hat daher keineswegs die Bedeutung des abstracten *Sollens*, und ist nicht *das Bedürfnifs* des Einzelnen — eine *kümmerliche* Nothwendigkeit — dafs er sich des Zweifels enthalte, oder ihn so gut er kann von sich abhalte, sondern ist vielmehr, indem *das Glauben* vorerst die Möglichkeit des Zweifels enthält, die *der Wahrheit* selbst immanente Unmöglichkeit desselben. Wird in ihr, an die geglaubt wird, diese Unmöglichkeit gewufst, so ist in diesem Wissen — einem durch den Glauben und durch den rege gewordenen Zweifel vermittelten — jene Möglichkeit aufgehoben; der so gewufste Glaubens-Grund ist der untrügliche, und den *aus ihm* gewufsten Glauben hat mittelst seiner selbst die Wahrheit selbst von der Möglichkeit des Zweifels befreit.

Der Irrthum, dafs die Kirche in ihren Concilien, ihrem Clerus, sichtbaren Oberhaupte, wie wenn sie die substanzielle Wahrheit, die allein infallibel ist, selbst wäre, untrüglich, und in ihrer Untrüglichkeit die Mutter der Glaubigen sei, ist grofs, wird aber von dem, dafs in dem Glauben an die Untrüglichkeit der evangelischen Lehre, d. i. an das Wort der Wahrheit oder Gottes die Möglichkeit des Zweifels und er selbst von aufsen her — durch das leichtsinnige, dünkelhafte, unwissende, böswillige Subject — hineingebracht werde, noch übertroffen. Und eben er ist der Irthum des Supernaturalisten. Dieser, als Glied einer Gemeinde, die mittelst des Zweifels an der kirchlichen Infallibilität entstand, mufs wissen, — oder er wäre ein Sectirer, und sie eine Secte, — dafs die Möglichkeit dieses Zweifels in der vermeintlichen Infallibilität selbst, in dem sogenannten Glauben an die Kirche, und nicht blofs in dem Denken, in der Pietät, Redlichkeit, Bibel*kunde*, Gelehrsamkeit der Männer, die sich von ihr los sagten, nicht blofs in der Subjectivität der Reformatoren enthalten war; für ihn also ist schon mit diesem Wissen die Ver-

Digitized by Google

anlassung vorhanden, sich seines Irrthums, dafs die Untrüglichkeit der rein biblischen Lehre aus allerlei, nur nicht aus dieser Lehre selbst zu bezweifeln möglich sei, bewufst zu werden. Aber freilich seiner sich bewufst werdend, und zugleich das Unzulängliche der früherhin für ihren göttlichen Ursprung geführten Beweise vermerkend, müfste er ganz andere Beweismittel suchen, als die sind, welche Erfahrung, Belesenheit, Gelehrsamkeit u. dergl. darzubieten vermag. Diefs kann er nicht, so lange er bleibt, der er ist, — das in seiner Vorliebe für das Historische des Christenthums und in der Anerkenntnifs seiner Abhängigkeit von dem Herrn, an sich und zwar dreifacher Weise festhaltende Subject, aber in der Bewufstlosigkeit seines Irrthums sich erhalten, und hiermit in ihm selbst beharren, das kann er; er darf zu dem Ende, in der Pietät seines Wissens, den Gedanken, dafs die *bestimmte* Erkenntnifs des Inhalts der Wahrheit, *ihr Begriff*, als der des Gegenstandes für den Glauben der christlichen Gemeinde, ohne den Zweifel, also ohne das Unwahre unmöglich sei, dafs mithin der Glaube, wie er ohne Werke todt ist, so ohne die *in ihm selbst* enthaltene Möglichkeit des Zweifels eben auch kein lebendiger seyn würde, nur nicht an sich kommen lassen, oder vor sich verbergen. An den Mitteln dafür läfst ihn die Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Denkfertigkeit, womit er sich zu der, selbst wieder seine Frömmigkeit, Gelehrsamkeit, Denkfertigkeit fördernden Wissenschaft von den rein evangelischen Glaubenslehren vorbereitet hat, keinen Mangel leiden. Und so sind es denn besonders seine vertraute Bekanntschaft mit den Gesetzen der Auslegung heiliger Schrift, seine genaue Kenntnifs der Fehler, die in ihrer Auslegung gemacht worden, seine in ihr umsichtige und treue Behauptung dieser Gesetze, und ein darin zur Beurtheilung, jedoch mit Bescheidenheit von seiner Vernunft gemachter Gebrauch, kraft deren er sich von der Untrüglichkeit jener Glaubenslehren, vornämlich derer, die den Untrüglichen selbst, Gott, den eingebornen Sohn Gottes, die Versöhnung u. s. w. zu ihrem Gegenstande haben, überzeugt, des göttlichen Ursprungs der Schriften, deren Inhalt sie sind, sich versichert, den Zweifel an jener und diesem aufser sich, und sich aufser ihm hält, hiermit, so vielerlei an, in und aufser ihm selbst von ihm verläugnet werde, sich um den Entschlufs der *Selbst*verläugnung für das Wissen und die Wissenschaft, den Glauben aber um die Möglichkeit des Zweifels betrügt, und mit diesem Glauben, wie mit einem Schwert, das *nicht* schartig werden *könne*, gegen den Zweifel, der, wo er aufkommt, den Frieden stört, selbst seine *kritisch*-gelehrten Forschungen in *ununterbrochen-ruhigem* Fortgange, sein frommes Wissen, ob zwar nur Stückwerk, doch in stetiger Uebereinstimmung mit ihm selbst und mit sich, und sich, den in seinem Gott vergnügten, in seiner Selbstzufriedenheit erhält.

Dem Subject der biblisch-gelehrten, aber noch nicht *bestimmt*-supernaturalistischen Theologie war in der Reflexion auf den Glauben der Gemeinde, und den Grund der Autorität, die er, und die in ihm die Gemeinde selbst habe, nicht nur die Erinnerung an seine wirkliche Selbstständigkeit, sondern, indem sein Interesse an der Gelehrsamkeit aus dem an der Gemeinde *in ihrer Gegenwart* kam, und es selbst zwar ihr gegen über, aber noch *in ihr, der gegenwärtigen*, auf ihren und seinen Glauben u. s. w. reflectirte, auch die Zuversicht zur Wahrheit, als der mittelst des Wissens die, in dem Glauben an sie enthaltene Möglichkeit des Zweifels vertilgenden Macht geblieben. Und in dieser Zuversicht, so wie in jener Erinnerung, als der seiner Abhängigkeit von dem Herrn, — die ihm, da es zwar als erscheinend- aber noch nicht als abstract-selbstständiges fest an sich selbst hielt, noch nicht zum Bedürfnifs gegen das Bewufstseyn seiner abstracten Abhängigkeit von ihm selbst geworden war, so dafs daher die Rede vom *Herrn*, wie die vom *historischen* Christenthum nur selten, wenigstens ohne Emphase vorkam, hatte dasselbe weder Maafsregeln dagegen, dafs der an sich im Glauben an den göttlichen Ursprung der biblischen Lehre enthaltene Zweifel zur Existenz komme, genommen, noch, höchstens nur ihn von sich abhaltend, Gründe wieder ihn aufgesucht, — gegen ihn polemisirt, — sondern sich vielmehr auf ihn, somit ihn in sich eingelassen, und, *durch ihn selbst* in Bewegung gesezt, Beweise für die Göttlichkeit, mithin Untrüglichkeit jener Lehre versucht, die, wenn sie gelungen wären, ihn selbst vernichtet, also alle Polemik gegen ihn, und alle Besorgnisse für den Glauben überflüssig gemacht hätten. Sie mufsten mifslingen, weil, wie bemerkt worden, in diesem Versuche das Wissen zur Vermittelung des Glaubens ein herbeigebrachtes und obendrein ein empirisches war. Allein obschon die Subjectivität in ihrer gedoppelten Richtung auf die Erfahrung ihrer selbst und des

Digitized by Google

Objects, von dem empirischen, als *begründenden* und *bewährenden* Wissen nicht abliefs, und als die sich, in der einfachen und abstracten Richtung auf sich, entgegengesezte das kritischphilosophische und transcendentale von sich ausschlofs, nahm sie doch, da *sie selbst* die zweifelnde geworden war, noch nicht eine die Philosophie vornehm von sich ablehnende, oder sogar gegen dieselbe feindselige Stellung. Zwar schon beim Anfang ihrer gelehrten Theologie, und dann durch sie hindurch fort und fort in Gefahr, sich selbst zu betrügen, hielt sie sich gleichwohl innerhalb der blofsen Selbsttäuschung; und so konnte es nicht schon durch sie dahin kommen, dafs der Glaube an die Untrüglichkeit der biblischen Lehre um die *in ihm* enthaltene Möglichkeit des Zweifels an dieser Untrüglichkeit, vollends aber die Gemeinde selbst um eine durch Erforschung und Erkenntnifs *der Wahrheit* die Vernichtung dieses Zweifels und seiner Möglichkeit vermittelnde Wissenschaft betrogen wurde. Dieser fromme Betrug und der Ruhm, mittelst seiner wenigstens die Glaubigen vor dem Zweifeln möglichst zu bewahren, und von der Theologie die Philosophie abzuhalten, blieb dem Supernaturalismus, der, was er mit oder ohne symbolische Bücher, mit oder ohne den *rein* biblischen Lehrbegriff u. dergl. ist, allein durch Selbstbetrug zu seyn vermag, aufbehalten. Die supernaturalistische Subjectivität, obwohl, — da sie historisch weifs, dafs an der göttlichen Autorität des biblischen Canons *gezweifelt worden*, und die Besorgnifs hegt, dafs die protestantische Kirche endlich selbst in den Zweifel daran gerathe, — dessen sich bewufst, dafs jene Autorität, somit die Untrüglichkeit des Inhalts, den der Canon hat, zu bezweifeln *möglich sei*, hintergeht, damit sie ihres Irrthums, dafs in dem Glauben an die evangelische Lehre, als an Gottes Werk und Wort die Möglichkeit des Zweifels *von Aufsen* komme, sich nicht bewufst werde, also ungestört in ihm beharre, so grofs ihr fromm- und gründlich-gelehrtes Interesse an der Gemeinde sei, für die sie thätig ist, dennoch theils die wirkliche Selbstständigkeit und Glaubensfreiheit derselben, als *könne nicht* die glaubige, sondern *nur* die nicht-glaubige oder unglaubige, mithin die, welche noch nicht, oder nicht mehr die Gemeinde ist, die zweifelnde seyn, — theils betrügt sie, indem bei ihrer Abhängigkeit von sich und zärtlichen Treue gegen sich, ihr Streben, sich von der Untrüglichkeit der biblischen Lehre zu überzeugen, und des göttlichen Ursprungs der Bibel sich zu versichern, ein die Existenz des Zweifels nicht Befördern, sondern möglichst Verhindern ist, sich selbst, (empirischer- und gelehrter Weise *in der Erscheinung* — abstracter Weise *in sich* beharrend) um ihre wirkliche Selbstständigkeit *in der Gemeinde*, und um das Bewufstseyn der ihr obliegenden Pflicht, für sie, wie sie die in jeder Beziehung freigewordene, und die Autorität ihres Glaubens nur äufserlich in der *Rede* und *Lehre* von der Wahrheit, an und für sich aber in der, diese Rede und Lehre selbst autorisirenden *Wahrheit* enthalten ist, thätig zu seyn.

Von der einen Seite hat solcher Weise der Selbstbetrug sein Extrem erreicht, und ist er nahe dabei zur Selbstbelügung zu werden; von der andern — angehend die Unbegreiflichkeit des Gegenstandes für das Glauben, ohne die es nicht Glauben, sondern Wissen seyn würde, — vollendet sich derselbe durch den Erfolg, den er besonders als das die Gemeinde Hintergehen, hat, und welcher der ist, dafs er innerhalb ihrer, an die in ihrer Wirklichkeit und Glaubensfreiheit die Bestimmung des Supernaturalistischen nicht kommen kann, sich in und für sich selbst abschliefst. Da nämlich das Ich in der Bestimmtheit des Individuums es ist, von welchem der Glaube an den göttlichen Ursprung des Evangeliums gegen den Zweifel fest gehalten wird, die Individualität aber gegen das Identische der Ichheit den Unterschied *als numerischen* an sich hat, so liegt hierin, dafs die supernaturalistische Theologie, indem sie eine Angelegenheit der in ihrer erscheinenden Selbstständigkeit sich als die abstract selbstständige voraussetzenden Subjectivität ist, die Angelegenheit *einer Menge*, die Sache unbestimmt vieler Individuen, oder wie diese selbst zu sagen durch ihre Gelehrsamkeit berechtigt sind, — *unsere* Sache sei. Für dieselbe, damit sie, die in der That *nur* ihre Sache seyn kann, zu Stande komme, sprach- und geschichtskundig, kritisch- und exegetischgelehrt, logischpräcis u. s. w. zu wirken, und sie, die etwa zu Stande gekommen, für ihre Vervollkommnung, was vornämlich ihre Grundlage, die heilige Schrift, und deren berichtigt- und immer richtigerwerdende Auslegung betrifft, ins Unendliche zu cultiviren, das ist gleichfalls *nur* ihre Sache. So werden sie, die, ein jeder, ohne seine Abhängigkeit von sich aufzugeben, durch die gemeinsame Anerkenntnifs ihrer Abhängigkeit von dem Herrn, von seinen Lehren, Vorschriften u. s. w. bereits einan-

Digitized by Google

der nahe sind, nunmehr durch das, was zweifacherweise ihre gemeinsame Sache ist, einander noch näher gebracht, und bei übrigens noch so grofser Verschiedenheit, in Ansehung des Mehr und Weniger ihrer Kenntnisse, des Grades ihrer Glaubens- und Pflichttreue und dergleichen, mit einander vereinigt. Es ist die, jedem in der Pietät seines Wissens gleich interessante Sache, die sie, Wenige, Viele, immer Mehrere, einander associirt. Versammelt um das Christenthum, dessen Theorie auf der Empirie und Erudition ruhe, sammeln sie sich, Einer zum Andern; es entsteht, und zwar, — so sehr sie einander an Belesenheit, Gelehrsamkeit u. s. w. zu übertreffen suchen, — ohne die imponirende Autorität des Einen oder Andern, ohne Umtriebe, Anlockung, Verabredung u. dergl. eine collective Einheit supernaturalistischer Theologen innerhalb der evang. protestantischen Gemeinde, welche die concrete Einheit der Glaubigen, und wie überhaupt, so besonders darin die wirklich selbstständige ist, dafs sie das Geistseyn des Herrn für das Wesenhafte und Wahrhafte, das Herrseyn aber für eine blofs wesentliche Bestimmung des Geistes anerkennt; — das Pfingstfest ist in dieser Beziehung ihr höchstes. — Die supernaturalistische Subjectivität verkennt nun zwar keineswegs die in dem Glauben der Kirche, der ja auch der ihrige ist, enthaltene Allgemeinheit und Nothwendigkeit, dafs er, wie der Glaube an Gott, den Vater und den Sohn, so der an ihn, den Geist sei, oder das, dafs Gott sich der Welt als den Vater, als den Sohn und als den Geist geoffenbart habe; allein da, wenn es zur Reflexion auf diesen Glauben, vornämlich in Ansehung seiner, als des Glaubens an den Geist kommt, für das Wissen von ihm, oder — von diesem Artikel der *Dreieinigkeitslehre*, die *durch das Zweifeln* vermittelte Selbstverläugnung zur nothwendigen Bedingung wird, jene dasselbe *aufser sich* haltende Subjectivität aber, so lange sie bleibt, die sie ist, — die den Glauben um die in ihm selbst enthaltene Möglichkeit des Zweifels betrügende, — diese Selbstverläugnung nicht vermag, und ihr, um zu bleiben, die sie ist, der Selbstbetrug ein Bedürfnifs ist, so wird ihr auf den Glauben an Gott, den Geist, Reflectiren ein möglichst baldiges Abstrahiren von demselben, und reflectirt sie, ihrem Bedürfnifs gemäfs, desto unverdrossener auf die Schrift in der Lehre von Gott, wie er, indem der Vater, *Herr*, indem der Sohn, *der Versöhner* und Herr ist.

(Der Beschlufs folgt.)

LXXXV.

Eilfter Bericht.

Im Laufe des Monats October sind der Societät für wissenschaftliche Kritik präsentirt und in dieselbe aufgenommen worden:

Herr Oberappellationsrath Dr. Spangenberg in Celle; Herr Procurator Gans in Celle; der Major im Generalstabe, Scharnhorst; Herr Professor Blume in Halle; Herr Hofrath Dr. Trinius in St. Petersburg.

Die Societät hat folgende Werke anzuzeigen beschlossen:

I. In der philosophischen Klasse. (Philosophie, Theologie, Jurisprudenz.)

Gabler, System der theoretischen Philosophie. 1. Theil.
Michelet, System der philosophischen Moral.
Heffter, Institutionum Commentarius Quartus.
Mittermaier, das Deutsche Strafverfahren.

II. In der naturwissenschaftlichen Klasse. (Naturwissenschaften, Medicin, Mathematik.)

Nees von Esenbeck, Gramina Brasiliae.
Kilian, über den Kreislauf des Blutes im Kinde.
Moebius, barycentrischer Calcul.

III. In der historisch-philologischen Klasse. (Geschichte, Philologie, Kunstwissenschaft.)

Theon Smyrnaeus. ed. Gelder.
Lucas, Polybius Darstellung des aetolischen Bundes.

Beilage: Umschlag zum November-Heft.

Digitized by Google

Nro. 217. u. 218.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1827.

Die Grundlehren der christlichen Dogmatik als Wissenschaft von Dr. Philipp Marheineke.

(Beschluſs.)

Was ihr indeſs bei solcher Abstraction, an Erkenntniſs des substantiellen Geistes, dessen Wirkungen übrigens, als die der Heiligung, Erleuchtung u. s. w. von ihr, nach der Schrift, allerdings anerkannt werden, *in ihm selbst* abgeht, das ersezt sie, reflectirend *auf sich* in der Weise ihres Bedürfnisses. Die abstracte Selbstständigkeit nämlich als die Ichheit ist die *sich* denkende — somit die, als denkende von sich der gedachten, als gedachte von sich, der denkenden abhängige — Subjectivität, und diese ist das sämmtlichen Individuen in ihrer numerisch- und sonstig erscheinenden Verschiedenheit Gemeinsame; *Ich* ist ein Jeder, wer und was er übrigens noch sei, oder zu seyn sich dünke. Zugleich haben sie in ihrer Individualität die Bestimmtheit einer Vermittelung des Wissens durch das Glauben an die göttliche Offenbarung, wie das Wahre derselben *die historische Thatsache* sei, und sie selbst *lediglich* in der Bibel überhaupt enthalten, in den Schriften des Neuen Testaments aber als vollendet vorhanden ist, mit einander gemein, und ist eben hierin die abstracte eine supernaturalistische Subjectivität. So sind sie in vorgenannter collectiver Einheit, jeder, indem in der Erscheinung einerseits von dem Gegenstande seiner Erfahrung und Gelehrsamkeit, andererseits von der Erfahrung seiner selbst — und abstracter Weise von sich, dem denkenden abhängig, von jedem abhängig, denn jeder ist in dieser dreifachen Beziehung, was der andere auch ist. Hiermit aber hört, da die Abhängigkeit des einen von dem andern die Negation der Abhängigkeit des andern von dem einen, und die des andern von dem einen die Negation der Abhängigkeit des einen von dem andern, und diese gegenseitige Negation vielmehr die Unabhängigkeit eines jeden von jedem ist, das als die vielen, supernaturalistisch-bestimmten Individuen existirende Ich auf, nur *das Ich* zu seyn; es wird zu *einem*, und zwar durch das gelehrte Wissen, durch dessen Pietät u. s. w. sehr inhaltsreichen und nachdrucksvollen *Wir*. In *diesem* Wir hat denn das als die vielen Supernaturalisten existirende Ich sich allerdings noch erhalten, jedoch nicht so, daſs *darin* der eine oder andere, wenn er auch — was indeſs nicht leicht, und höchstens bald vorübergehend sich ereignet — von den übrigen für den gelehrtesten, frömmsten u. s. w. anerkannt wird, für sie eine Autorität sei, an ihn die Menge sich anschlieſse, und ihn ihren Lehrer, Vertreter, Wortführer an der Spitze, eine Partei, Secte u. dergl. bilde, die einen von ihm ausgehenden, und ihr selbst, in ihrer Anhänglichkeit an ihm, eigenthümlichen, einen besondern Partei- oder Secten-*Geist* habe, vielmehr so, daſs sie, *jeder* seine Abhängigkeit von dem Herrn, von dem der in alle Wahrheit leitende Geist ausgegangen, und der das unsichtbare Oberhaupt der Gemeinde ist, anerkennend, und über die wohlverstandene heilige Schrift als *Quelle* des ächten Christenthums, über das Historische desselben als seine *Wahrheit*, und über den Glauben, als *in ihm selbst* unbezweifelbaren, mit einander einverstanden, keiner über den andern sich erheben, keiner dem andern sich entgegen setzen, und lediglich in collectiver *Einheit*, die durch das *Wir*, als Ausdruck zugleich gegenseitiger Unabhängigkeit und gleicher Abhängigkeit von dem Herrn, wenigstens den Schein einer concreten, ob zwar nicht so vollkommen, wie bei der Secte der *Quäcker*, — wo der Geist des Herrn bald über *diesen*, bald über *jenen* kommt, — gewinnt, für die Wissenschaft von Christenthum, — als ihre Sache, — und für das Christenthum selbst, wodurch *ihre* Sache die *gute* Sache sei, thätig sind.

Dieses Wir ist solcherweise *der Geist*, der die erste oder uralte — eine längst vergangene — Gestalt der Gemeinde, ihre Einrichtung, Geschichte, die mancher-

Digitized by Google

lei Irrungen und Spaltungen in ihr, die Schriften und sonstigen Werke ihrer Glaubenslehrer, kurz *alle Dinge*, in ihnen aber, seines Selbstbetrugs unbewufst, sich selbst durchforscht, und nur *die Tiefen der Gottheit* zu durchforschen scheuet, auch zu dieser Scheu *an sich selbst* einen vollgültigen Grund hat, da er es ist, als welcher das Ich, nur das Ich zu seyn zwar aufgehört, in welchem aber dessen Abhängigkeit von sich, von der Natur und vornämlich von der Geschichte sich erhalten hat, und welcher — ein Geist der Knechtschaft — somit, selbst wenn die Furcht vor dem Herrn der Liebe zu ihm Raum gegeben hätte, die Tiefen des Herrn, welcher der Geist ist, zu durchforschen, nicht hoffen und nicht wagen kann.

In der protestantischen Gemeinde hat auch das Ich sich, als solches aufgegeben, allein nicht so, dafs die einzelnen Gemeindeglieder in ihrer Abhängigkeit von dem unsichtbaren Oberhaupt derselben und in ihrer ganz gleichen Unabhängigkeit von einander, jedes seine Selbstständigkeit sich *reservirt* hätten, sondern so, dafs sie kraft des einfachen Glaubens an die Wahrheit, und in ihm die Möglichkeit des Zweifels weder schon voraussetzend, noch vor sich verbergend, jedes in jeder Beziehung sich selbst verläugnet haben, und solcherweise *erst die wirklich selbstständigen* geworden — zur Freiheit gelangt sind. Dem Supernaturalisten, auch einem Glied der Gemeinde also enthalten in ihrer concreten Einheit, der aber, als dieser und jener, für sich reflectirend auf sie, auf das Geschichtliche der göttlichen Offenbarung, mithin auf das in ihr Vergangene, nicht sowohl bei ihr, als bei sich und in der collectiven Einheit mit allen und jeden ist, die seines gleichen sind, thut Noth, dafs er kraft des durch den Zweifel vermittelten Glaubens sich selbst verläugne, oder den supernaturalistischen Menschen, der im Grunde wieder der alte Mensch, nur in einer neuen Gestalt ist, ausziehe, damit er, der in seinem historischen Christenthum, in seiner Abhängigkeit von dem Herrn, in seiner Glaubens- und Pflichttreue und in der Pietät seines Wissens sich für den freien hält, der wirklich und wahrhaft Freie werde. Allein aus dem Glauben und von sich das Zweifeln blofs abhaltend, und nur darauf bedacht, dasselbe zu verhindern, vermag weder er, als dieser und jener, noch der jeden enthaltende und — an sich festhaltende Geist eine Selbstentäufserung, der schon das von sich unmittelbar abhängige, noch mehr aber das, durch Reflexion auf sich wiederum und zugleich mit desto gröfserer Intensität von sich abhängig gewordene Subject widerstrebt, und würde demnach durch diesen Geist der Knechtschaft die Gemeinde, wenn es möglich wäre, dafs er zu ihrem Herrn, sie selbst also eine *supernaturalistische*, und ihre concrete Einheit, als welche sie die *evangel. protestantische* ist, zur collectiven herabgesezt würde, um ihren, auch die Tiefen der Gottheit durchforschenden Geist der Freiheit, indem er um ihn sich selbst betrogen, und so zu dem, der er ist, sich selbst gemacht hat, betrogen werden.

Somit ist und bleibt das Verhältnifs des Supernaturalismus zur Gemeinde, wie fest er sich innerhalb ihrer halte, und wie weit durch die zunehmende Menge der Individuen, die seines Geistes sind, er in ihr sich verbreite, ein blofs äufserliches. Aus Scheu vor ihrem unendlichen Glaubens-Grunde, dem in der Wahrheit und durch die Wahrheit selbst gesezten, sich aufser ihm haltend, sezt er, irgendwo in der Historie und seinem Gefühl sich tief gelehrt ansiedelnd, einen Grund ihres und seines Glaubens ins Unendliche voraus, ohne zu ahnen, dafs ein *so voraus*-gesezter *kein* Grund, und gesezt *durch ihn*, nicht der, den der Glaube in der Wahrheit, sondern *in ihm* hat, sei; — oder ist aber die Subjectivität überhaupt, und diese supernaturalistische insbesondere die Wahrheit selbst? — Eben so geht er, von seiner Vernunft mit Bescheidenheit Gebrauch machend, und vornämlich in der Andacht, an den Inhalt und Gegenstand des Glaubens, wie wenn dieser in einer *empirischen* und *gelehrten* Erkenntnifs seines Inhalts und Gegenstandes *kein* blinder wäre, immer nur hinan, und ist er, indem mit seiner Empirie und Erudition für die rein christliche Glaubenslehre, wie wenn sie seine pflegbefohlene sei, thätig, fort und fort in und mit sich selbst beschäftigt. So beschäftigt und ohne Ahnung dessen, was ihm Noth thut, geräth er leicht in den Wahn, es thue der Gemeinde in der Gegenwart vor Allem die Erinnerung an ihre Vergangenheit Noth, damit sie in dieser, die er gut kennt, und in dem durch die Erinnerung an sie verstärkten Gefühl ihrer Abhängigkeit, wie ihren Glauben, — den der Altvordern — vor dem Zweifel, so sich selbst vor dem Frevel, das Unerforschliche erforschen zu wollen, bewahre. Berühmte Zweifler und Glaubige unter den Vorfahren, Gnostiker und Schriftgelehrte, Arianer und Athanasianer, Monophysiten und Dyophysiten, Pneuma-

Digitized by Google

tomachen und Pneumatologen, Unitarier und Trinitarier haben sich freilich viele vergebliche Mühe gegeben, das, was er ohne Mühe für unbegreiflich erklärt, zu begreifen, und sind darüber in vielerlei Irrsal gerathen, können aber doch nur zu Beispielen, *wie* in der Gottheit und ihrem Verhältnifs zu ihr selbst und zur Welt der Geist der Freiheit *nicht* forsche, und keineswegs zu solchen, wozu der Geist der Knechtschaft sie machen möchte, dienen, *dafs* er darin *nicht* forschen *solle*. Hat, wie der Geist der Gemeinde jedes ihrer Glieder zu hoffen berechtigt, dieses Forschen zu seinem Resultat das Wissen, so wird durch dasselbe der Glaube nicht entbehrlich gemacht, sondern ist es, indem das Wissen von der Dreieinigkeit Gottes, zugleich, — da weder der Wissende in seiner Einzelnheit, noch die Gemeinde, wann sie die wissende geworden, der dreieinige Gott selbst ist, — das der Unentbehrlichkeit des Glaubens an ihn, den dreieinigen. Dem Supernaturalisten, mufs, so lange er bleibt, der er ist, — ein dreifacher Knecht, — diese Unentbehrlichkeit und die Dreieinigkeit ein *Mysterium* bleiben, Falls er die leztere nicht etwa für eine der biblischen Lehre, mithin dem Christenthum, fremde Zuthat, und die unsere für eine solche nimmt, die in der leicht erkennbaren Sünde und in dem fühlbaren Bedürfnifs des Versöhnung ihren Grund habe; wo dann seine *Mystik* nur die eines sehr beschränkten Gefühls der Wahrheit, und er selbst, der sich betrügende, — empirisch, in Wahrheit also *blind* glaubig anfangend, als ein *sonores Wir* den Glauben vor dem Zweifel und vor der vermeintlichen Anmafsung der Philosophie behütend, und die Erkenntnifs des an und für sich Wahren ins Unendliche *hinaus*setzend, also endigend mit dem, womit der Rationalismus, der sie ins Unendliche *voraus*sezt, anhebt, — am nächsten dabei ist, der sich selbst belügende zu werden.

C. Daub.

LXXXVI.

Philosophiae Chrysippeae fundamenta in notionum dispositione posita e fragmentis restituit Christianus Petersen ph. dr. Altonae apud Carolum Busch 1827. (XXII u. 354 S.)

Die Geschichte der alten Philosophie, wie die Geschichte der Philosophie überhaupt, beschäftigt sich nicht blofs mit einem Geschehenen, Vergangenen, sondern zugleich mit einem gegenwärtig Dauernden. Denn die frühere Stufe der Begriffe erneuert sich wieder auf gewisse Weise in jeder spätern Entwickelung, und zwar nicht im todten Kreislauf, sondern im lebendigen Fortschreiten, wo das Mehrseitige der spätern Zeit das Einseitige der frühern, insofern in diesem Einseitigen eine Seite der Wahrheit, eine Richtung des Geistes sich offenbarte, wieder in sich trägt im Verhältnifs eines Gliedes zum Ganzen. Dem entgegengesezt widerlegt ein System das andere, und die Geschichte der Philosophie ist als Geschichte durch sich selbst Kritik, in ähnlichem Sinne, wie die Weltgeschichte das Weltgericht genannt ist. Wenn ferner die alte Geschichte überhaupt als eine in sich geschlossene Welt für sich dasteht, in der sich auf gewisse Weise allseitig die Richtungen des Lebens erzeugten und wieder begruben; so ist auch die Geschichte der alten Philosophie ein in sich geendetes Ganze, gleichsam das begleitende höhere Bewufstseyn der alten Welt, und in diesem geschichtlichen Mikrokosmus spiegelt sich der Makrokosmus wieder. Die Griechische Philosophie ist die Mutter aller abendländischen, ursprünglich schöpferisch und in Tiefe und Breite durchgebildet; und dieser Theil der Alterthumswissenschaft greift nicht blofs geschichtlich, sondern auch durch Gegenstand und Art der Untersuchung in die neuere Wissenschaft hinüber, ähnlich darin der Euklidischen Mathematik. Bei einer solchen Bedeutung der alten Philosophie ist es gewifs erfreulich, dafs es in diesem Theil der Philologie, der die Philosophie eng berührt, im Ganzen wie im Einzelnen immer reger wird.

Es sind bekanntlich drei grofse Gruppen, in denen sich vornehmlich, um die frühern zu übergehen, die Griechische Philosophie gestaltet hat, die Platonische, Aristotelische und Stoische. Wenn die Platonische und Aristotelische Philosophie sich aus ihrer ersten Quelle auffassen und für die Wissenschaft wieder erzeugen lassen: so kann die Stoische Lehre nur aus abgeleiten Nebenarmen geschöpft werden. Die Ergründung und Darstellung ihrer Eigenthümlichkeit wird unsicherer. Von den Griechischen Meistern der Stoa, Zeno, Chrysipp, sind uns nur abgerissene, zersreute Bruchstücke aufbehalten; und die Römischen Nachfolger, Cicero, Seneca, geben uns kein vollständiges, kein unverändertes Bild der ersten Lehre. Die geschichtlichen Nachrichten, wie die des Diogenes Laërtius, sind oft ohne Ordnung zusam-

Digitized by Google

mengehäuft, und ohne Tiefe an einander gereiht. Einer glücklichen Zusammenstellung ist hier ein Feld geöffnet, das noch wenig bearbeitet ist, und doch für die Geschichte der Entwickelung des Begriffs und für das Verständnifs viel gelesener Bücher des Alterthums, namentlich des Cicero, Frucht verspricht. Darum freuen wir uns, in dem vorliegenden Buche eine neue und eigenthümliche Untersuchung der Stoischen Philosophie anzeigen zu können. Wir beschränken uns, die geschichtliche Forschung geschichtlich zu prüfen, ohne mit irgend einem vorbestimmten Begriffe des Stoicismus voranzueilen.

Der Verf., wie aus der Vorrede hervorgeht, ein Schüler der Hochschule zu Kiel und Berlin, jezt Lehrer an einer Privatanstalt zu Nienstädten bei Altona, widmet diese seine wissenschaftlichen Erstlinge zweien seiner Lehrer, zweien würdigen Männern, dem Etatsrath von Berger in Kiel und dem Professor Boeckh in Berlin, von denen der erste mit seiner vielseitigen Umsicht und tief schöner Darstellung den Verf. ohne Zweifel für die Philosophie anregte, und der lezte, wie der Verf. dankbar erkennt, ihn zur Bearbeitung des Chrysipp veranlafste.

Es ist des Verf. Verdienst, zerstreute, noch nicht benuzte Stellen der alten Aristotelischen Commentatoren, besonders des Simplicius zu den Kategorien, über die Stoische Lehre hervorgehoben und aus ihnen mit Hülfe der sonstigen Nachrichten hauptsächlich der Stoischen Logik eine neue Haltung und eigenthümliche Gliederung gegeben zu haben. Der Verf. entwickelt mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn eine wichtige, bisher unbeachtete Seite der Stoischen Philosophie, die Lehre von den höchsten Geschlechtern der Dinge (nach dem Stoischen Ausdruck *τὰ γενικώτατα*), und sucht in derselben die Grundlage zu den Eintheilnngen des gesammten Systems. Durch diese Bereicherung der Stoischen Logik, durch diese in sich geschlossene Zusammenordnung der Begriffe erhalten einzelne Ueberlieferungen einen bestimmtern Ort und eine tiefere Bedeutung für das Ganze. Die Stoische Philosophie ward bis jezt besonders nur von der ethischen Seite beleuchtet, weil sittliche Reinheit und männlicher Stolz an derselben das Gemüth ansprachen. Hier erhalten wir einen wichtigen Beitrag zur Logik, welche doch die ersten Stoiker als den Schlüssel des Systems voranstellten (*Diog. Laërt. VII.* 40. *Sext. Emp. adv. math. p.* 141). Der Verf. wählt passend für die Lehre von den höchsten Geschlechtern den Namen der *Kategorien*, einen Namen, der der Aristotelischen und in diesem das ganze System schematisirenden Sinn der Kantischen Schule entnommen, jedoch nicht als eigenthümlich stoisch erwiesen ist.

Ueber die besonders benuzten Quellen gibt der Verf. in der Vorrede (S. VII) Nachricht, so wie über seine Vorgänger eine kurze, freilich der Kürze wegen oft unbegründet gebliebene Würdigung (S. XIV ff).

Die Einleitung (S. 1 bis 35.) enthält zwei Abschnitte, 1) eine Geschichte der Lehre von den höchsten Geschlechtern bei den Griechen, 2) eine Untersuchung, in welchem Theile der Logik Chrysipp die Lehre von den höchsten Geschlechtern behandelt habe. — Es wird der erste Gedanke zu einer allgemeinen Eintheilung der Begriffe in einer Kategorientafel von den Pythagoräern und Alkmæon aus (Aristot. Metaph. I. 5.) durch den Plato hindurch (vgl. Phileb. p. 27 C.) bis zur Ausbildung durch Aristoteles geführt. Die Kategorien des angeblichen Archyton werden mit den Aristotelischen verglichen. Die Fortbildung der Kategorien wird den Stoikern und unter diesen besonders dem Chrysipp zugeschrieben. Die Stoiker seien dazu besonders von den Platonikern und vermuthlich auch von den Cynikern (vergl. S. 18 bis 20) angeregt. Darauf wird die Eintheilung der Stoischen Logik bestimmter nachgewiesen, als bisher geschehen, und der Zusammenklang der verschiedenen Nachrichten über dieselbe dargethan. Sie wird aufgestellt nach dem Diokles bei Diogenes VII und dem Verzeichnisse der Chrysippischen Bücher bei Diogenes in folgender Ordnung: 1) *περὶ κανόνων καὶ κριτηρίων.* 2) *περὶ φωνῆς* 3) *περὶ ὅρων καὶ γενῶν καὶ εἰδῶν* 4) *περὶ πραγμάτων* 5) *περὶ συλλογισμῶν καὶ σοφισμάτων.* Eine Stelle bei Sextus Empir. (VIII. 11.), die der Verf. (S. 30.) vergleicht, sagt dagegen: *οἱ ἀπὸ τῆς Στοᾶς τρία φασὶ συζυγεῖν ἀλλήλοις· τό τε σημαινόμενον καὶ τὸ σημαῖνον καὶ τὸ τύγχανον.* Aehnlich *so Philop. ad prior. anal. c. IX.* Der Verf. zeigt die Uebereinstimmung und stellt die *τυγχάνοντα* in den Abschnitt *περὶ κανόνων καὶ κριτηρίων* d. h., wie uns scheint, in die subjective Betrachtung der Gegenstände. Die beiden folgenden Abschnitte der Logik nach dem Diogenes, *περὶ φωνῆς* und *περὶ ὅρων καὶ γενῶν καὶ εἰδῶν*, sollen die *σημαίνοντα*, die lezten *περὶ πραγμάτων* und *περὶ συλλογισμῶν καὶ σοφισμάτων*, die *σημαινόμενα* seyn. Der Verf. hätte erörtern mögen, wie nach seiner Ansicht der Abschnitt *περὶ πραγμάτων* bei Diogenes von den *τυγχάνοντα* des

Digitized by Google

Sextus Empiricus verschieden seyn kann, da doch Beides das Objective an und für sich zu bezeichnen scheint. Ueberhaupt hat die vierte Ueberschrift *περὶ πραγμάτων* ihre Schwierigkeiten, da sie mit dem Nebentitel *περὶ λέξεων* verbunden vorkommt, und in dem Auszug der Stoischen Lehre bei Diogenes unter diesem Abschnitt, die Lehre vom Satz, aber nichts eigentlich Sachliches enthalten ist. Sollte der Titel *περὶ πραγμάτων res cogitatas* bedeuten, wie der Verf. S. 31 zu erkennen gibt, so wäre der Name zu weit und schlösse den Inhalt der übrigen Abschnitte zum Theil nicht aus. Vielleicht hat ursprünglich der Name *περὶ πραγμάτων* eine weitere Beziehung. Dieses erhellt aus einer Stelle im *Diog. Laert. VII.* *ἐν δὲ τῷ περὶ τῶν πραγμάτων καὶ τῶν σημαινομένων τέτακται ὁ περὶ λεκτῶν καὶ αὐτοτελῶν καὶ ἀξιωμάτων καὶ συλλογισμῶν λόγος.* Die Ueberschrift *περὶ πραγμάτων* scheint daher keineswegs die eigenthümliche, ursprüngliche Ueberschrift eines einzigen Abschnittes, wie der Verf. S. 222 den Titel anführt. Sie bezieht sich auf die *beiden* Abschnitte *περὶ λέξεων* und *περὶ συλλογισμῶν*, wahrscheinlich insofern diese als die Lehre von den Sätzen (d. h. in gewissem Sinn die Lehre von den Urtheilen) und von den Schlüssen einen individuell gegenständlichen Zweck haben, die früheren Abschnitte aber sich mehr in der Allgemeinheit halten. Der Verf. zeigt endlich, dafs in der Eintheilung bei Diogenes unter der Ueberschrift *περὶ ὅρων καὶ γενῶν καὶ εἰδῶν* die Lehre von den höchsten Geschlechtern oder den Kategorien begriffen sei.

Die Kategorien werden im ersten Haupttheile des Werks entwickelt (S. 36 bis 144). Das erste Kapitel (S. 36) gibt die allgemeine Eintheilung an, und legt die ausdrücklichen Zeugnisse des Plotin (*Ennead. VI. Lib. I.* c. 25) und des Simplicius (*ad Aristot. categ. f.* 16 *Δ*) zum sichern Grundstein des Ganzen. Wir entlehnen den wichtigsten Theil der Stelle des Simplicius (S. 41). *Οἱ δέ γε Στωικοὶ εἰς ἐλάττονα συνέλλειν ἀξιοῦσι τὸν τῶν πρώτων γενῶν ἀριθμόν· καί τινα ἐν τοῖς ἐλάττοσιν ὑπηλλαγμένα παραλαμβάνουσι· ποιοῦνται γὰρ τὴν τομὴν εἰς τέσσαρα, εἰς ὑποκείμενα καὶ ποιὰ καὶ πῶς ἔχοντα καὶ πρός τί πως ἔχοντα.* Hieraus ergeben sich die vier Kategorien der Stoiker, die Beziehungen des *τί*, 1) *ὑποκείμενα.* 2) *ποιὰ*, 3) *πῶς ἔχοντα.* 4) *πρός τί πως ἔχοντα*, Substrat, Qualität, Verhalten des Dinges an und für sich, Relation zu Anderm. Wir bemerken hiebei, dafs der Verf. die Kategorienwörter *ποιόν, πῶς* etc., insofern sie die allgemeinen Geschlechter bezeichnen, als allgemeine Begriffe für sich oxytonirt, da sie sonst wie die Fragwörter accentuirt werden (Vorrede S. X). Der Verf. scheint uns richtig diese selbstständigen Begriffe, die Appellative geworden sind, von der Frage zu sondern. Ursprünglich aber, und das darf nicht verkannt werden, stammen diese Kategorienwörter aus den Fragen her; denn in den Fragen ward sich der Geist zuerst dieser allgemeinen Begriffe bewufst. Mehrere Ausdrücke bei dem Aristoteles, wie das *τὸ τί ἐστι, τὸ τί ἦν εἶναι* halten die Frage noch in sich gebunden; und selbst der über den einzelnen Kategorien schwebende Begriff der Stoiker, das *τί*, erscheint noch bei Seneca (p. 58) als das *quid*, nicht als das *aliquid*, wie freilich der Verf. es nimmt (S 146).

Das Substrat *ὑποκείμενον*, (Kap. 2. S. 43 ff.) wird nachgewiesen als *ὑποκείμενον πρῶτον* d. h. die Materie in abstracto, der gestaltlose Stoff *ἡ ὕλη ἡ δυνάμει* (nach dem Aristotelischen Sprachgebrauch), und *ὑποκείμενον δεύτερον* d. h. die bestimmte Materie als Träger bestimmter Eigenschaften. (*Simplic. ad vat. fol.* 12. *Δ.*) Jene, die Materie des Alls, ist keiner Vermehrung und Verminderung fähig; diese, ein Theil jener, mehr und weniger. So scheinen uns die Stellen (S. 53) zu fassen *Diog. Laert. VII.* 150. *Καλεῖται δὲ διχῶς οὐσία τε καὶ ὕλη, ἥτε τῶν πάντων καὶ ἡ τῶν ἐπὶ μέρους· ἡ μὲν οὖν τῶν ὅλων οὔτε πλείων οὔτε ἐλάττων γίνεται, ἡ δὲ τῶν ἐπὶ μέρους καὶ πλείων καὶ ἐλάττων* und *Plutarch d. commun. notit. contr. Stoicos c.* 44. Der Verf. übersieht den wichtigen Unterschied, dafs der erste Begriff die gesammte Materie, die Materie des Weltalls bezeichnet, der zweite die Materie der einzelnen Theile (so übergeht der Verf. in der Stelle des Plutarchs *τὰς μὲν ἐν μέρει πάσας οὐσίας* die Worte *ἐν μέρει* in der Uebersetzung ganz); daher nimmt der Verf. den Satz von der Vermehrung und Verminderung in einem beschränkten Sinne von den einzelnen Dingen. Die Materie derselben sei einmal im Punkt der Vollendung gefafst, einer Vermehrung und Verminderung nicht fähig, dann aber wieder wechsle sie doch im Laufe der Entwickelung. Diese Erklärung trifft schon deswegen nicht, weil die Sache in ihrer Vollendung ja nicht mehr das erste Substrat, die gestaltlose Materie ist, und weil in der Vollendung der Begriff der Vollendung und der Begriff des Zeitpunkts, nicht aber der Begriff der Materie, von der doch die Rede ist, die Vermehrung und Ver-

Digitized by Google

minderung ausschliefst. Wir erinnern zur sachlichen Erläuterung unserer Auffassung an denselben Satz, dafs bei allen Veränderungen der körperlichen Natur die Quantität der Materie im Ganzen dieselbe bleibt, unvermehrt und unvermindert, wie es sich bei Kant findet, Kritik der reinen Vernunft 2te Aufl. S. 224. Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaften S. 116. —

Der Verf. führt eine zweite Bestimmung durch (S. 48 ff.), dafs das ὑποκείμον entweder οὐσία oder ὄν sei. Die οὐσία erscheint nach dieser Auffassung mehr als die an sich todte Materie, das ὄν als das Belebende. Kann aber das ὄν in diesem Sinne noch Substrat genannt werden? Wir finden keine Stelle dafür. Es bezeichnet auch der Gegensatz des Ausdrucks (οὐσία und ὄν) keineswegs den Gegensatzes jenes Gedankens in der nöthigen Schärfe. Die für diesen Sprachgebrauch des ὄν angeführten Stellen sind zum Theil zweifelhaft, zum Theil andersdeutig. Zweifelhaft ist das ὄν in der Stelle bei *Stobaeus I.* 14. 1. *p.* 338. *ed. Heeren* (S. 48.): καὶ τὸ μὲν αἴτιον ὄν καὶ σῶμα καὶ ὅτι. Hier scheint das ὄν unpassend, da ja auch das σῶμα ein ὄν ist. Vielleicht hat es sich in den Text geschlichen durch eine irrthümliche Verdoppelung der lezten Sylbe im Worte αἴτιον. Liest man καὶ τὸ μὲν αἴτιον καὶ σῶμα καὶ ὅτι, so ist auf diese Weise die Bedeutung des αἴτιον entsprechend angegeben als reell (σῶμα) und als ideell (ὅτι). — Sollte man anstehen, das ὄν aus dem Text zu bannen, wegen der Wiederholung der Worte (καὶ τὸ μὲν αἴτιον ὄν καὶ σῶμα) unter dem Namen Posidonius, so liegt doch die Erklärung näher, dafs das αἴτιον als ein Reelles — im Gegensatz des Stoischen μὴ ὄν — durch den Zusatz ὄν bezeichnet werden sollte; und nichts nöthigt zu einer Beziehung auf die erste Kategorie, wie sie der Verf. findet. Weiter unten S. 255 wird die Stelle in ihrer Ausdehnung angeführt. Dort nimmt der Verf., um die Lesart der Handschriften zu behaupten, das αἴτιον δι' ὃ gleichbedeutend mit dem ὅτι, als die *causa efficiens*, aber entgegengesezt dem διά τι (*causa finalis*), mit dem es doch offenbar gleiche Form hat. Wir wissen nicht, mit welchem Rechte. In der Stelle (S. 49) bei *Stobaeus I.* 18. p. 374. scheint uns kein bestimmter Gegensatz zwischen ὄν und οὐσία gesezt. Das ὄν ist nämlich im Allgemeinen, unabhängig von solchem scheidenden Sprachgebrauch von der Seite des sich Belebens aufgefafst, als ein Hauch sich selbst zu sich selbst bewegend. Die Materie, οὐσία genannt, wie schon bei Aristoteles, an sich todt, ist in Verbindung mit dem Belebenden gedacht. Das ὄν ist gerade umgekehrt bei Plotin VI. I. 28 (S. 55) als das in allem Wechsel Bleibende, als die bebarrliche Materie gedacht. Der Gegensatz zwischen der belebenden Ursache, dem αἴτιον, und dem, was belebt wird, der οὐσία liegt in der Sache und ist zweifellos. Wir bezweifeln nur, dafs er in das Substrat gehöre, und dafs er durch die in sich wenig verschiedenen Ausdrücke, ὄν und οὐσία, bezeichnet sei. Daher dürfen wir auch nicht das ὄν, mit welchem der Verf. eine Lücke bei Plutarch (*d. comm. not. contr. Stoicos c.* 44.) ausfüllt, für ausgemacht halten: ἀλλὰ οὗτοι μόνοι εἶδον τὴν σύνθεσιν ταύτην καὶ διπλοῆν καὶ ἀμφιβολίαν, ὡς δύο ἡμῶν ἕκαστός ἐστιν ὑποκείμενα τὸ μὲν οὐσία, τὸ δὲ ὄν· καὶ τὸ μὲν ἀεὶ ῥεῖ καὶ φέρεται, μήτε αὐξόμενον μήτε μειούμενον, μήτε ὅλως οἷόν ἐστι διάμενον· τὸ δὲ διαμένει καὶ αὐξάνεται καὶ πάντα πάσχει τἀναντία, θατέρῳ συμπεφυκὸς καὶ συνηρμοσμένον καὶ συγκεχυμένον καὶ τῆς διαφορᾶς τῇ αἰσθήσει μηδαμοῦ πάρεχον ἅψασθαι. Der Verf. schreibt hier τὸ μὲν οὐσία, τὸ δέ ὄν und scheint das ὄν als das je für das All zu nehmen, was die Eigenschaft (ποιότης) für das Einzelne ist. Es läfst der Verf. den scheinbaren Widerspruch der schwierigen Stelle ungelöst, „dafs die οὐσία fliefse und sich bewege, weder wachsend, noch abnehmend, *noch* bleibend, wie sie ist; dafs das ὄν aber *bleibe* und wachse und abnehme und das Gegentheil erfahre.“ etc. Wir bemerken, dafs nicht blofs von dem All, sondern zugleich von dem Einzelnen die Rede ist, auf das sich das ὄν, wie der Verf. es aufstellt, weniger anwenden läfst. Es pafst aber hieher die Stelle des Plutarch (*d. stoicor. repugn. c.* 43. S. 73) τὰς δὲ ποιότητας πνεύματα οὔσας καὶ τόνους ἀερώδεις, οἷς ἂν ἐγγείνυνται μέρεσι τῆς ὕλης εἰδοποιεῖν ἕκαστα καὶ σχηματίζειν. Wenn es freilich an dem fraglichen Orte heifst: ὡς δύο ἡμῶν ἕκαστός ἐστιν ὑποκείμενα, so darf man aus dem Wort „δύο ὑποκείμενα“ nicht streng eine doppelte stoische Kategorie des Substrats folgern und diese hier voraussetzen. Die Worte sollen sichtlich in Plutarchs Sinne einen Widerspruch in der ganzen Lehre hervorheben, und sprechen diesen einfach aus: „so dafs ein jeder von uns *zwei* Subjecte hat, *zweierlei*, das ihm zu Grunde liegt.“ Liest man ποιὸν, wie Wyttenbach, so ist der Gegensatz „τὸ μὲν οὐσία, τό δὲ ποιὸν“ sprechender. Die abstracte Quantität der Materie, οὐσία, bleibt, aber sie verändert sich ihrer Gestaltung nach; die Qualität, inso-

Digitized by Google

fern sie in dem Begriffe ruht, an sich dieselbe bleibend, erscheint an einem Gröfsern oder Kleinern; aber ihr selbst ist das Mafs der Quantität, an der sie auftritt, gleichgültig; dieselbe Qualität kann in einem gröfsern und kleinern Materiellen wohnen, sie wird aber mit der Materie eins. — Auf diese Weise gefafst öffnen die dunkeln Worte einen tiefern Blick in das Wechselverhältnifs zwischen Quantität und Qualität, inwiefern nämlich die Reflexion beide abstract getrennt hält.

Der Verf. sucht das Substrat weiter zu entwickeln als körperlich (*σῶμα*) und unkörperlich (*ἀσώματον*), das körperliche als vereinigt und unvereinigt etc. Diese nähern Arten, wie z. B. Seele etc., sind offenbar schon qualitative Substrate und wir vermissen bestimmte Zeugnisse, durch die sie unter die Kategorie des Substrats gebracht wären. Jedes Ding kann als Substrat gedacht werden. Daher scheint entweder der ganze spätere Abschnitt *de rerum divisione* unter das Substrat zu gehören, oder diese lezte Darlegung in jenen Abschnitt. Wir glauben das Leztere, da sonst diese logische Uutersuchung ganz in das Physische überschlägt. Diese Eintheilungen der Arten sind aus Antonin und Seneca entnommen, und hätten schon darum nicht als allgemein Stoisch oder gar eigenthümlich Chrysippisch angeführt werden dürfen, um so weniger aber, da solche specielle Eintheilungen mehr nach dem gerade vorliegenden Zwecke geformt zu werden pflegen.

Das dritte Kapitel (S. 64 ff.) behandelt die Qualität, und ist vorzüglich ausgezeichnet in der Untersuchung über die *ἕξις* und die Begriffe, welche sich an die *λόγοι σπερματικοὶ* anreihen. — Es wird zuerst nach Simplicius (*ad. Ar. categ. f.* 55. *A. B.*) die dreifache Bedeutung des *ποιὸς* bei den Stoikern angegeben; und die allein herrschende der *ποιότης* als die *σχέσις ποιοῦ* d. i. *τοῦ ἀπαρτίζοντος καὶ ἐμμόνως ὄντος*, also nicht das zufällige Verhalten, wie Bewegung und Stellung eines Dinges, sondern das bleibende, wesentliche Verhalten, in dem die abstracte Qualität gerade dem Wesen des Concretum gleich kommt. Die Qualität in diesem engen und strengen Sinne findet sich aber nur in Substraten, die in sich zu einer Einheit verwachsen sind (*ἐπὶ τῶν ἡνωμένων μόνων*). (S. 68) Diese verbindende Einheit stellt sich den Stoikern, wie die Beispiele ergeben, unter dem Bilde des durchdringenden Hauches dar. Die Qualität heifst *ἕξις* (*habitus*), insofern sie eben sich auf die Einheit bezieht und das Zusammenhaltende ist. Man vergl. das Beispiel aus Chrysipp *περὶ ἕξεων* bei Plutarch (*d. Stoicorum repugn. c.* 43) „*οὐδὲν ἄλλο τὰς ἕξεις πλὴν ἀέρας εἶναί φησιν· ὑπὸ τούτων γὰρ συνέχεται τὰ σώματα καὶ τοῦ ποιὸν ἕκαστον εἶναι τῶν ἕξει συνεχομένων· αἴτιος ὁ συνέχων ἀήρ ἐστι.* Die Eigenschaften (*ποιότητες*), insofern sie in der *ἕξις* enthalten sind, heifsen *ἑκτά*, gleichsam die *consecutiva* zum *constituens*, und es heifst daher auch von ihnen *ἐπὶ τῶν ἡνωμένων μόνων* (*Simpl. f.* 55. *E. S.* 68). Das *ἑκτόν* ist aber der relative Begriff zu der *ἕξις* und es werden nur da, wo die *ἕξις* ist, die *ἑκτά* zugelassen. Es hätte daher das *ἑκτὸν* wohl nicht erklärt werden müssen (S. 71) *substrato alligatum et quasi subjectum*, welches die *ἑκτὰ* relativ zu dem Substrat macht. Darum durfte auch nicht der Verf., wie er S. 100 thut, das *ποιὸν* eintheilen in *ἑκτὸν* und *ἕξις* als einander nebengeordnet, da vielmehr jenes diesem untergeordnet ist. Der Verf. war daher nicht folgerecht mit dem, war er S. 70 am Stanley tadelt. — Der Grund des Beschaffenseyns ist ein Vermögen, *δύναμις*. Die Stelle, welche diefs näher ausführt, ist schwierig (S. 72). Simplicius z. d. Kategorien f. 68. *E. Οἱ δὲ Στωικοὶ δύναμιν ἢ μᾶλλον κίνησιν τὴν μανωτικὴν καὶ πυκνωτικὴν τίθενται, τὴν μὲν ἐπὶ τὰ ἔσω, τὴν δὲ ἐπὶ τὰ ἔξω· καὶ τὴν μὲν τοῦ εἶναι, τὴν δὲ τοῦ ποιὸν εἶναι νομίζουσιν αἰτίαν,* Die *κίνησις μανωτικὴ καὶ πυκνωτικὴ* ist nicht, wie der Verf. übersezt, *motus solutior et densior*, sondern vielmehr *solvens ot densans*, wie diese Verbal Adjectivformen mit *δύναμις* verbunden überall das Activ anzeigen. So *δύναμις αἰσθητικὴ* bei Aristoteles. Dieses Vermögen als eins gedacht, ist nach seinen verschiedenen Richtungen bestimmt; aus dieser innern Einheit des Vermögens ist die umsetzende Eintheilung des *τὴν μὲν, τὴν δὲ*, wovon jenes auf das Lezte, dieses auf das Erste geht, leichter zu erklären. Wie die verbreitende, aufs Extensive hinwirkende Kraft als Grund der Individualisirung, mithin der Qualität gedacht wird, ist klar, unklar aber, wenn die zusammendrängende, auf das Intensive hinwirkende Kraft Grund des Seyns sei, das doch schon durch die Kraft überhaupt vorausgesezt wird. Wir vermuthen *καὶ τὴν μὲν τοῦ ἓν εἶναι* (für die Lesart *καὶ τὴν μὲν τοῦ εἶναι*) *τὴν δὲ τοῦ ποιὸν εἶναι νομίζουσιν αἰτίαν.* Es gewinnt diese Vermuthung durch die oben angegebene Beziehung zwischen Qualität und Einheit, der Zusatz aber ist für den Text leicht und unerheblich.

Auf diesem Wege wird die Untersuchung über das *ποιὸν* eine Untersuchung über die *δυνάμεις*. Diese sind die *λόγοι ἔνυλοι* oder *σπερματικοὶ* in den Dingen, aus der Gott-

Digitized by Google

heit ausgehend. Hieher bringt der Verf. eine Stelle des Syrian zur Metaphysik des Aristoteles (nach der Uebersetzung des Bagolin p. 83. 6), um die λόγοι σπερματικοὶ und ihr Verhältniſs als μονάδες bei den Stoikern zu erweisen. Der Griechische Text heiſst nach der Handschrift (S. 76.): Ὅταν δὲ λέγωσι μονάδα εἶναι εἰδῶν εἶδος, τὴν ἀρχηγικὴν αὐτῶν αἰτίαν ἐνδείκνυνται τὴν πάντα ἐν ἑαυτῇ τὰ εἴδη τῶν ἀριθμῶν προειληφυῖαν, ἣν καὶ οἱ ἀπὸ τῆς Στοᾶς ἓν πλῆθος οὐκ ὤκνουν καλεῖν, ἐπεὶ καὶ ὅταν περὶ τῶν θείων μονάδων διαλέγωνται, ἄλλως μὲν τὴν νοητὴν ἀφορίζονται, ἀφ' ἧς ὁ πρώτιστος πρόεισιν ἀριθμὸς μονάδος ἐκ κενθμῶνος ἀκηράτου, ἄλλως δὲ τὴν νοερὰν καὶ δημιουργικὴν, ἣν καὶ Δία καλεῖν ἠξίουν. Der Verf. nimmt die ganze Stelle von ἣν καὶ οἱ ἀπὸ τῆς Στοᾶς etc. an für Stoische Lehre von den Monaden. Uns scheinen aber die Worte ἣν καὶ οἱ ἀπὸ τῆς Στοᾶς ἓν πλῆθος οὐκ ὤκνουν καλεῖν ein beiläufiges Zwischenschiebsel, insofern nämlich die Monas die Arten der Zahlen in sich enthält, und also von den Stoikern ἓν πλῆθος, Einheit und doch Menge genannt werden konnte. Das Folgende gehört nicht zu den Stoikern, wie der Verf. es nahm, sondern zu dem Subject des Satzes, ὅταν δὲ λέγωσι, zu den Pythagoräisirenden Platonikern d. h. zu denselben, auf welche die Aristotelische Stelle, Metaph. *M.* S. 277. Z. 29 ff. Br. S. 227. Sylb., die eben commentirt wird, zu beziehen ist; denn Syrian nennt in der ganzen Anmerkung kein bestimmtes Subject. Die Worte geben sich als auf jene bezüglich durch die Ausdrücke und Begriffe ihrer Schule kund μονὰς νοητὴ, νοερὰ, δημιουργικὴ etc.) und sie bilden eine nothwendige Erläuternng zu dem ersten Theile des Satzes. Es erhellt diese Pythagorische Beziehung der Stelle noch deutlicher durch die Worte, welche auf die von dem Verf. ausgezogenen folgen. Wir verdanken sie der gütigen Mittheilung des Herrn Professor Brandis in Bonn. — — — καὶ Δία καλεῖν ἠξίουν, περὶ ὧν πολλοὶ μὲν τῶν πρεσβυτέρων, πολλοὶ δὲ τῶν νεωτέρων διελέχθησαν, σαφέστατα δὲ ὁ θεῖος Ἰάμβλιχος ἐν ζ' βίβλῳ τῆς τῶν Πυθαγορείων δογμάτων συναγωγῆς· εἰ δέ τις αὐτῷ τῷ Πυθαγόρου ἱερῷ λόγῳ παρακολουθεῖν δύναιτο, πάσας εὑρήσει τάξεις ἐκεῖ τῶντε μονάδων καὶ τῶν ἀριθμῶν ἀπαραλείπτως ὑμνουμένας. Es wäre diese namentliche Aufführung der Pythagoräer ein verwirrter und verwirrender Absprung in der ununterbrochenenen Gedankenreihe, wenn jene vorhergehenden Wörter, wie der Verf. sie nahm, irgend die Stoische Schule träfen. Auf diese Weise glauben wir die Stoa von den geheimniſsvollen Bildern der frühern Zahlenlehre befreien zu müssen. Die Meister der Stoa erscheinen in der Richtung ihres Geistes zu logisch klar, mehr der Breite der Erkenntniſs und ihrer Erbauung und Gliederung zugewandt, als daſs sie sich in eine solche mehr überschwengliche Anschauung hätten vertiefen sollen. — — Die λόγοι σπερματικοὶ führen den Verf. auf die φαντάσματα, von denen sie in der Gottheit ausgehen, und auf die Ideenlehre, wie sie in der Stoischen Schule erscheint. Das Allgemeine eines Geschlechts, objectiv *gedacht* (ἐννόημα), ist die Idee (ἰδέα); ihr entspricht der Fall, die πτῶσις, Erscheinung, die sie manifestirt. Den Ideen wohnt die Unendlichkeit bei, die im Endlichen begriffen, umfaſst wird (περίληψις). Die πτώσεις sind die Begriffe der *appellativa*, (προσηγορίαι) *Stobaeus eclog. physic. I.* 13. 1. (S. 79.) καὶ τῶν μὲν ἐννοημάτων μετέχειν ἡμᾶς, τῶν δὲ πτώσεων, ἃς δὴ προσηγορίας καλοῦσι, τυγχάνειν. Nach diesem Zeugnisse scheint der Name προσηγορία nur den πτώσεις anzugehören. Der Verf. sezt sie S. 100 als ἰδέα und πτῶσις umfassend, wie eine Art des ποιὸν, da sie doch nur der Sprachausdruck für dieselbe sind. Das κοινῶς ποιὸν, gemeinschaftlich Qualitative, scheint Charakter der ἰδέα, das ἰδίως ποιὸν, individuell Qualitative, Charakter der πτῶσις zu seyn. Der Verf. hat diese Begriffe, wie uns deucht, nicht eng genug an einander gezogen (S. 90). Unter den treffenden Stellen, welche der Verf. hier darlegt, und welche wir nicht alle mittheilen können, heben wir die Bemerkung der Stoiker hervor (*Simpl. ad. cat. f.* 57. *E.* S. 85), daſs sich das Gemeinschaftliche der Qualität in den Gedanken und in die Eigenthümlichkeit endige, da nämlich das Allgemeine von dem Gedanken aufgefaſst wird, sich aber nirgends rein, sondern nur im Individuellen findet. Wir bemerken hier noch beiläufig, daſs die Stellen, welche der Verf. (S. 82) zur Erläuterung der πτῶσις als Erscheinung aus dem Simplicius (*ad. cat. f.* 54 *T. f.* 26. *E.* anführt, auf eine schöne Weise auch den Zweifel heben, der im *Stobaeus ecl. ph. I.* 13. p. 333 gegen das Wort πτῶσις erhoben ist. Dort ward περιπτώσεων vorgeschlagen nach Analogie des *Sext. Emp. I.* 25. *p.* 220 *Fabr.*; der Vorschlag erscheint jezt als überflüssig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 219. u. 220.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1827.

Philosophiae Chrysippeae fundamenta in notionum dispositione posita e fragmentis restituit Christianus Petersen.

(Fortsetzung.)

Es ist eine wichtige Unterscheidung, die wir dem Verf. weiter verdanken, die Stoische Unterscheidung des ποιὸν in ἕξις und διάθεσις, jene der Spannung und des Nachlassens fähig, diese rein qualitativ, ohne quantitativ zu seyn, weder eine Vermehrung, noch Verminderung zulassend, jene in der Breite (Extension) der Art bestehend (ἐν τῷ πλάτει τοῦ εἴδους), diese in der Vollendung (ἐν τῷ τέλει). Ein Beispiel der ἕξις sind die Künste, die einen höhern und geringern Grad haben können, ein Beispiel der διάθεσις die Tugenden, die Gerechtigkeit, das Gerade. Diese Begriffe stehen auf einer einzigen Linie; sie sind oder sind nicht. Es kann ein Mehr oder Weniger ihres Gegentheils geben, aber keine Steigerung und keine Minderung ihrer selbst. *Simpl. ad cat. f.* 61 *B.*, wo zugleich der Unterschied vom Aristotelischen Sprachgebrauch angeführt ist. Der Verf. mischt hier (S. 93. 94) den Zeitbegriff ein zufolge der Ausdrücke ἐν τῷ πλάτει und ἐν τῷ ἀπαρτισμῷ, die von der Stetigkeit und dem Moment der Zeit gebraucht werden. „*Virtus cum perfecta sit scientia* (ἐπιςήμη), *nec augeri nec minui potest, sed in quoque temporis momento fastigium* (τέλος καὶ τὸ μάλιςα) *nacta est; quae si exercetur, vel aliquid agit, etiamsi nondum ad summum illud fastigium pervenerit, artem efficit, nunc vehementius intensam, nunc laxius remissam ideoque temporis continuitate conspicuam.*“ (S. 94.) Aber jene Wörter (ἐν τῷ τέλει und ἐν τῷ ἀπαρτισμῷ) haben auch eine blofs logische Bedeutung. So *Dionys. Halic. comp. d. verb. p.* 27. *l.* 43. *Sylb.* ὁρᾶται δὲ (ἡ μεσότης τῶν ῥυθμῶν ἄυτη), ὥσπερ ἔφην καὶ πρότερον, οὐ κατὰ ἀπαρτισμὸν, ἀλλ' ἐν πλάτει καὶ τὰς ἰδίας πολλὰς ἔχει διαφορὰς, wo οὐ κατὰ ἀπαρτισμὸν, *non absolute* zu erklären und ἐν πλάτει die Mannichfaltigkeit in der Sphäre des Begriffs bezeichnet. Jene Stoische Bestimmung liegt, unabhängig von der Zeit, in dem Begriffe einer reinen Qualität und einer reinen quantitativen Qualität. Später (S. 228) scheint der Verf. die διάθεσις blofs für die logische Disposition des Begriffs zu nehmen, die sich in der Intension offenbare. Wenn aber die logische Disposition jedem Begriffe zukommt, so ist die διάθεσις in dem Sinne der hier entwickelten Unterscheidung nicht Eigenthum aller.

Die Qualitäten sind nach ihrem Substrat, wie der Verf. weiter darlegt, körperlich oder unkörperlich. Wie der Verf. in der Behandlung des Substrats die Arten desselben aufzählte und dadurch sich nothwendig ins Gebiet der Qualität verlor, so mufste es ihm hier umgekehrt begegnen, wo die Arten ἁπλῆ ἕξις, ψυχὴ ἄλογος, ψυχὴ λογικὴ, ψυχὴ θεῖα wieder ins Substrat hinüberspielen.

Die dritte Kategorie (Kap. 4. S. 101) ist das πῶς ἔχον, das einfache Verhalten des Dinges an und für sich. Der Verf. weist hier durch Zeugnisse und Vergleichung scharfsinnig nach, dafs die einzelnen Kategorien des Aristoteles ποτὲ, ποῦ, κεῖσθαι, ἔχειν, ποιεῖν, πάσχειν, unter diese allgemeine Eintheilung gefafst wurden. Die beiden lezten ordnen sich der κίνησις unter, die nach *Simplic.* (*ad. cat. fol.* 78 *B.*) näher bestimmt wird (S. 110 ff.) 1) τὸ ἐξ ἑαυτοῦ κινεῖν. 2) τὸ δι' ἑαυτοῦ ἐνεργεῖν τὴν κίνησιν 3) τὸ ἀφ' ἑαυτοῦ ποιεῖν. — Der Verf. zieht noch unter diese Kategorie das ποσὸν und ποιὸν und findet dazu allerdings in einer Stelle des Simpl. Veranlassung. Doch scheint jenes mehr zum Substrat, dieses mehr zur Qualität zu gehören; und wie beide in diese dritte Kategorie fallen können, bedarf einer nähern Bestimmung.

Der Verf. sucht (S. 119 ff.) sich überordnende Begriffe für das ποσὸν, ποιὸν, ποῦ, ποτὲ, so wie für das κεῖσθαι, ἔχειν, πάσχειν, ποιεῖν, und bezeichnet jene

Digitized by Google

πῶς ἔχον κατὰ διαφορὰν, diese κατάσασις. Der lezte Name entspricht den Arten, ist aber mehr Name der Vermuthung, als bestimmte Nachricht. Jener erste κατὰ διαφορὰν ist entnommen aus Simplicius (*ad. cat. fol.* 55. *B.* — S. 65). Der Verf. erklärt dieses κατὰ διαφορὰν minder passend durch den Aristotelischen Ausdruck κατὰ συμβεβηκός. Das κατὰ συμβεβηκός ist das Mittelbare, erst durch ein anderes Unmittelbares auf den Begriff bezogen. Das κατὰ διαφορὰν aber bezeichnet das eigenthümlich Unterscheidende in Beziehung auf ein Anderes und ist insofern getrennt von dem καθ' αὑτὰ (*Simplic. ad. cat. fol.* 42. *E.* S. 126), das diese Beziehung auf ein Anderes ausschliefst. Das κατὰ διαφορὰν ist wesentlich scheidend, das κατὰ συμβεβηκός hingegen einen Begriff mit einem andern im Gedanken vereinigend. Auf diese Weise sind beide Begriffe κατὰ συμβεβηκός und κατὰ διαφορὰν mehr entgegengesezt, als gleichlaufend. S. Arist. Metaphys. Δ Ende. Vergleichen wir die Stelle, aus welcher der Verf. die Ueberschrift dieser Kategorienwörter κατὰ διαφορὰν entlehnt hat, so wiederholt sich dort der Ausdruck dreifach in verschiedener Beziehung, und daraus wird klar, dafs die ἰσχόμενα κατὰ διαφορὰν, die ἰσχόμενα in ihrer wesentlichen Unterscheidung bezeichnen, keineswegs aber einen eigenthümlichen Namen des Systems für eine eigene Abtheilung bilden. Es passen auch keineswegs die Beispiele φρόνιμος und προβεβλημένος, welche Simplicius zu den ἰσχόμενα κατὰ διαφορὰν anführt für die Arten, denen der Verfasser diesen Namen gibt (für das ποῦ, ποτέ etc). Sie werden vielmehr zu der entgegengesezten Abtheilung, dem ἔχειν und κεῖσθαι gehören. Vgl. *Simpl. ad. cat. fol.* 42. *E.*

Die vierte Kategorie (Kap. 5. S. 125 ff.) beschäftigt sich mit dem πρός τί πως ἔχον. Der Verf. legt es besonders nach einer Hauptstelle bei *Simpl. ad. cat. fol.* 42. *E. Z.* vielseitig dar. Folgende Momente scheinen uns das Wesentliche. Diese Kategorie theilt sich in zwei Unterabtheilungen, in das πρός τι ἔχον und in das πρός τί πως ἔχον im engern Sinn. Ein Beispiel von jenem ist das Süfse und Bittere, von diesem rechts und links, Vater und Sohn. Das πρὸς τι ἔχον, entsprechend dem καθ' αὑτὰ, hat seinen Begriff durch sich selbst, wie das Bittere schon durch sich seinen Geschmack hat, wenn gleich der Begriff sich auch auf seinen Gegensatz beziehen kann. Das πρός τί πως ἔχον hat den Gegensatz zur nothwendigen Bedingung seines Begriffs, ist nicht durch sich allein, ähnlich wie das κατὰ διαφορὰν eine Beziehung auf ein Anderes hat. Das πρός τί πως ἔχον ist immer zugleich ein πρός τι ἔχον, aber nicht umgekehrt. Das πρός τί πως ἔχον ist ferner gegenseitig (ἐξ ἀμφοτέρων) und zwar ἀδιαφόρως bei ähnlichen Begriffen, οὐκ ἀδιαφόρως bei unähnlichen Begriffen. Die Arten zu dieser Kategorie werden nach einer Stelle bei *Simpl. ad. Epictet. c.* 37. *p.* 195. *a.* aufgeführt. Unter ihnen scheint uns besonders die Ursache und Wirkung (αἰτία und αἰτιατὸν) nach *Sext. Empir. adv. math. IX.* 208 bemerkenswerth. Die Entwickelung des Verf. ist in sich begründet. Uns ist nur ein Zweifel begegnet, der eine Einzelheit betrifft. Der Verf. zeigt nämlich (S. 141), dafs dieser Kategorie eine Wechselseitigkeit der Begriffe (τὸ ἀνάπαλιν) zukomme, die in der Qualität nicht gedacht werde. So seien auch die qualitativen Begriffe τὸ καλὸν und τὸ ἀγαθὸν nach den Stoikern (Simpl. f. 46 *Γ.*) nicht Wechselbegriffe. In solchen in sich reichen Begriffen, wie das Gute und Schöne, kann sich aber nicht die abstracte Qualität offenbaren; in ihnen ist ihr bestimmteres Wesen zu betrachten. Auch scheinen sie kein Beispiel zu seyn, das sich mit der Kategorie des πρός τί πως ἔχον, in der mehr der Gegensatz herrscht, passend vergleichen liefse.

Mit dieser Untersuchung ist die eigentliche Kategorienlehre beendigt. Es folgt der zweite Theil *de rerum divisione* (S. 145). Der Unterschied dieses Abschnitts von der Lehre der Kategorien wird darin gesezt, dafs derselbe Gegenstand nach seinen verschiedenen Beziehungen in die verschiedenen Kategorien fallen kann, dafs in den Kategorien das Gedachte als solches, nicht das Seyn des Gedachten, in Betracht komme, in der Eintheilung der Dinge aber das Seyn und seine Unterordnungen nach seinem bestimmten Platz. Wir finden freilich bei dem Verf. kein bestimmtes Zeugnifs für eine solche Eintheilung *aufserhalb* der Kategorien, und möchten vielmehr glauben, dafs sie eben in der Gliederung des ganzen Systems enthalten gewesen sei. War sie dieses, so mufs allerdings die Zusammenstellung des Verf. wiederum für das Aufbauen des Systems von Wichtigkeit seyn. — Der Verf. theilt diesen zweiten Theil in fünf Kapitel. 1) *de fundamento divisionis* (S. 145). 2) *entis et non entis discrimen* (S. 151). 3) *corporis et incorporei discrimen* (S. 159). 4) *incorporeorum subdivisio* (S. 165). 5) *corporum subdivisio* (S. 175).

Das τὶ ist das höchste Geschlecht, das Etwas, un-

Digitized by Google

ter das sich Alles ordnet. Der Widerspruch, den Plotin (*Enn. VI. I. c.* 25. S. 146) und Plutarch (*d. comm. not.* c. 30. S. 152) darin finden, dafs das τὶ, das Etwas, ein ὄν und μὴ ὄν, also auch das Nicht-Seiende unter sich begreife, scheint sich uns leichter dadurch zu lösen, wenn man in dem τὶ die ursprüngliche Frage, aus der es entstanden, erkennt, wenn man es hier als Was, und nicht sosehr als Etwas nimmt. Das Etwas sezt; die Frage Was läfst ein Setzen und Nicht-Setzen, ein ὄν und μὴ ὄν zu.

Das μὴ ὄν (Kapitel 3) wird als das blofs Gedachte, als das nur in der Vorstellung Seiende erklärt. Zur Aufhellung wird das 30ste Kapitel aus Plutarch *d. commun. not. contr. Stoic.* angeführt. In demselben wird das All (τὸ πᾶν) nach der Stoischen Consequenz zum μὴ ὄν gemacht. Die Stoiker unterschieden zwischen dem τὸ πᾶν und τὸ ὅλον, dem Ganzen (*d. placit. philos. II.* 1. S. 157). Jenes (τὸ πᾶν) umfafst die Welt mit dem Leeren (τὸ κενὸν), dieses (τὸ ὅλον) die Welt aufser dem Leeren. Jenes hat also die Negation, das μὴ ὄν in sich, dieses gleichsam an sich, zur Gränze. Aus diesen Begriffen entspringen die Antinomien, die Plutarch am Begriff des πᾶν, der Stoischen Lehre gemäfs, darlegt. Das πᾶν mufs nämlich nun entweder weder seiend noch nicht — seiend oder Beides zugleich seyn. Der schematisirende Geist der Eintheilung kommt hier ins Gedränge. Es wäre interessant über die dialektische Natur der Negation, wie sie von den Stoikern behandelt ist, nähere Nachricht zu haben, als uns aufbehalten ist. — — — Wir bemerken nur, dafs uns die S. 158 angeführte Stelle des Plutarch, der Schlufs des 30sten Kapitels *d. commun. not.*, und die des *Sext. Emp. XI.* 221. *adv. math.* (S. 159) gar nicht von dem zu handeln scheint, wovon der Verf. sie verstanden, nämlich von einer Herleitung des Seienden aus dem Nichts, die der Verf. sogar mit einem bekannten Satz einer neuen Schule vergleicht. Die erste Stelle spricht nicht vom μὴ ὄν als solchem, sondern von dem ἀληθὲς, von der Erkenntnifs des Seienden, die nicht selbst ein äufserlich Seiendes ist, und daher nicht ein ὄν, sondern καταληπτὸν, — wie denn auch Plutarch im Anfang des nächsten Kapitels diesen Satz für rein logisch erklärt. Die Stelle des Sextus zeigt nichts, als den Widerspruch in der Lehrbarkeit des μὴ ὄν, welches als nicht seiend nicht gelehrt werden könne, weil es als solches überhaupt kein Gegenstand sei, und auch nicht als seiend, weil es alsdann nicht mehr nichtseiend wäre.

Der Unterschied zwischen dem Körper- und Unkörperlichen, und die Arten des Unkörperlichen werden im 3ten und 4ten Kapitel ausgeführt. Der Körper, die drei Abmessungen des Raumes enthaltend, Gegenstand der sinnlichen Wahrnehmung, unterscheidet sich vom Unkörperlichen, dem nothwendigen Gegenstand des Denkens. Als ἀσώματον wird im Sextus (X. 218. — S. 163) genannt λεκτὸν, κενὸν, τόπος, χρόνος. Nach einer Erklärung des Chrysipp bei Stobaeus (I. 19. 4. p. 390 S. 164) ist das ἀσώματον ein ἄπειρον im Gegensatz des σωματικόν als πεπερασμένον. Der Verf. bemerkt hier die Schwierigkeit, wie das λεκτὸν, das Wort, und der τόπος, der bestimmte Ort, doch nicht ein ἄπειρον genannt werden könne. Es ist diese Schwierigkeit nicht gehoben, wenn man auch, wie der Verfasser vorschlägt, ἄπειρον in der Bedeutung =, unbestimmt statt unendlich nimmt. Das Wort oder das Gesagte (λεκτὸν) ist ja eben der Stempel der Bestimmtheit. Wir glauben eher, dafs jene Nachricht bei Sextus vielleicht von den Stoikern im Allgemeinen, diese Erklärung bei Stobaeus nur von Chrysipp gilt, der vielleicht hier von den übrigen Stoikern abwich. Wäre dieses nicht der Fall, so ist vielleicht die ausgezogene Definition bei Stobaeus ohne ihre Beschränkung ausgehoben. — Vom Körperlichen ist der eigenthümliche Ausdruck εἶναι, vom Unkörperlichen ὑφιστάναι und ὑπάρχειν, dieses (ὑπάρχειν) vom Gegenwärtigen, wie von dem bestimmten Ort und der gegenwärtigen Zeit, jenes (ὑφιστάναι) vom blofs Gedachten, wie von der vergangenen und zukünftigen Zeit (S. 165. 169). Der Verf. führt (S. 175) eine Vergleichung zwischen dem Verhältnifs des Leeren (κενὸν) zum Ort (τόπος), und des Gesagten (λεκτὸν) zur Zeit (χρόνος) durch. Das Leere sei das den Ort Begränzende; aber das ist doch nicht das λεκτὸν in seiner Beziehung zur Zeit. Es scheint uns auch nicht erwiesen, dafs das λεκτὸν, wie der Verf. aufstellt (S. 174. 175), je nachdem es in die Gegenwart fällt oder nicht, das Prädicat ὑπάρχειν oder ὑφιστάναι habe, zumal da in der Definition des λεκτὸν (S. 172) bei Sext. Emp. (*adv. math.* VIII. §. 70) beide Wörter in derselben Beziehung vorkommen: Λεκτὸν δὲ ὑπάρχειν φασὶ τὸ κατὰ λογικὴν φαντασίαν ὑφιστάμενον. Das λεκτὸν ist immer etwas Gegenständliches und hat in seinem Begriff nicht das Flüchtige, was die Zeit hat, und hat dieses über-

Digitized by Google

haupt nur, inwiefern es, wie jedes Andere, in die Zeit fällt. — Wie Raum und Zeit unter den ἀσώματα aufgeführt werden, so vermuthet auch der Verf., dafs die Bewegung (κίνησις) und die Ruhe (μονή, σχέσις) zu diesen von den Stoikern gezählt seien. Indessen die Stelle, welche allein der Verf. anführt (*Sext. Emp. adv. math.* X. 121), zerlegt nur den Begriff der Bewegung in die drei Beziehungen, welche in demselben sich finden, auf einen Körper, der bewegt wird, auf den Raum und die Zeit. Ueberblicken wir die übrigen Nebenarten, die unter diesem Abschnitt begriffen sind, und erwägen wir den Zweck dieser ganzen Eintheilung: so scheint uns vielmehr diese Untersuchung nur Begriffe zu umfassen, die von Aufsen als Gegenstände gegeben oder durch die Vorstellung als gegenständliche Dinge gesezt zu werden pflegen, wie Raum und Zeit. Die Bewegung und Ruhe aber erscheinen nicht der vorstellenden Anschauung als solche gegenständliche Dinge, sondern nur als Affectionen, wie denn auch Sext. Emp. in jener Definition der Bewegung mit diesem Sinne sagt, πᾶσα κίνησις τριῶν τινων ἔχεται, die Bewegung hält sich, schliefst sich an dreierlei. Wir müssen daher die Vermuthung des Verfs. bezweifeln.

Die Unterabtheilung der Körper (Kap. 5. S. 175 ff.) in lebende und leblose, jene in vernünftige und unvernünftige etc., beruht auf Cicero und Seneca, ist ohne Schwierigkeit, aber auch wohl nicht das Tiefste im Stoischen System. Zum Schlufs des Kapitels theilt der Verf. einige Sellen und Bemerkungen über die dichotomischen und trichotomischen Eintheilungen der Stoiker mit, die vielleicht passender im Beginn der ganzen Untersuchung ihren Platz gefunden hätten.

Der dritte Theil des Buches (S. 181 bis 215) handelt von den Gegensätzen. Inwiefern der Verf. diese Lehre in die Untersuchung zieht, gibt er mit folgenden Worten an: (S. 181). *In summis generibus enumerandis etsi nulla oppositionis fit mentio, ubique tamen contraria inter se opponuntur; divisio autem omnis sola oppositione nititur et diserte ad eam refertur; quamobrem ad categorias divisionesque omnino intelligendas contrariorum indoles et natura largiore expositione indiget.*

Soll dieser Theil demnach mehr propädeutisch erläuternd seyn, so ginge er vielleicht passender dem vorigen voran. Die Forschung hat auf diesem Gebiete weniger ausdrückliche Stellen über diese Lehre bei den Stoikern zu ihren Führern. Sie folgt vielmehr nur einer Nachricht bei dem Simplicius (*ad cat. f.* 98 *Γ*.), dafs die Stoiker in den Gegensätzen von dem Buche des Aristoteles περὶ ἀντικειμένων ausgegangen seien. Diese Schrift des Aristoteles ist verloren gegangen; und der Verf. fufst daher vorzüglich auf die Stelle aus Aristoteles Kategorien, zu der Simplicius eben jene Nachricht mittheilt. Der Verf., der an diesem Orte bei dem Aristoteles allgemeine Untersuchungen über die Gegensätze vermifst (S. 183), hätte sich auf Aristotiles Methaph. *Δ*. p. 101. Br. p. 514. *ed. Casaub.* und I. p. 199 Br. p. 546 *ed. Casaub.* zurückbeziehen können. Dort findet sich auch eine Erläuterung über die Definition des Gegentheils (τὸ πλεῖστον ἄπεχον ἐν τῷ αὐτῷ γένει), die der Verf. (S. 185) aus dem Simplic. (ad cat. Fol. 98 *Γ*.), also aus einer abgeleiteten Quelle anführt. Die Stelle der Aristotelischen Kategroien (*ed. Lew. c.* 8. *ed. Pac.* 10. §. 2. — *S.* 183), welcher der Verf. folgt, gibt in nachstehenden Worten die Eintheilung. Λέγεται δὲ ἕτερον ἑτέρῳ ἀντικεῖσθαι τετραχῶς ἢ ὡς τὰ πρός τι ἢ τὰ ἐναντία ἢ ὡς στέρησις καὶ ἕξις ἢ ὡς κατάφασις καὶ ἀπόφασις. Der Verf. ändert die Reihenfolge, wie er sie der Stoischen Kategorienlehre angemessen hält, und stellt zur Erörterung der einzelnen Theile passende Stellen zusammen. Auf diese Weise folgt 1. *de simpliciter contrariis* (S. 185 bis 192). 2. *habitus et privatio* (S. 192 bis 204). 3. *affirmatio et negatio* (S. 204 bis 208). 4. *contraria ad aliquid relata* (S. 209 bis 215). In diese Gegenstände hat sich den Stoikern manche Untersuchung aus der allgemeinen Grammatik eingemischt.

Die einfachen Gegentheile (ἐναντία) (S. 187) sind entweder unmittelbar ἀμέσως oder mittelbar (μέσως). Sie sind als unmittelbar 1) die ἕξεις, z. B. Verstand, Unverstand; 2. die κατηγορήματα, wie verständig seyn, unverständig seyn. (Die κατηγορήματα haben die Bedeutung von unvollendeten Sätzen, blofse Prädicate der Möglichkeit noch ohne Subject, daher Infinitive). 3. die Adverbia, μεσότητες genannt, insofern sie zwischen den abstracten Substantiven der Eigenschaft und den concreten Adjectiven in der Mitte stehen. Mittelbar (μέσως) sind sich die concreten Adjective als Substanzen entgegengesezt, wie ein Verständiger, ein Unverständiger, weil diese nur insofern entgegenstehen, als sie sich auf rein entgegengesezte Begriffe, wie Verstand, Unverstand, beziehen. Es erscheint hier der Begriff streng gefafst, da in der That die einzelnen concreten Dinge mehr in sich schliefsen, als blof

Digitized by Google

jenen Begriff, der den Gegensatz bildet. Wie grammatisch formal auf der andern Seite diese Bestimmungen gesezt sind, belegt dieselbe Stelle aus dem Simplicius, die der Verf. S. 190 ff. behandelt. In ihr wird gesagt, dafs Chrysipp die Definitionen von Gegensätzen nicht für entgegengesezt auf gleiche Weise (ὁμοειδῶς) erklärt habe, als die undefinirten Begriffe selbst. Ist die Definition adäquat, deckt sie gleichsam ihren Begriff, wie sie es soll, so ändert doch die Definition nichts in dem Werth des Begriffs und der innere Werth des Gegensatzes bliebe bei aller Definition eine unveränderte Gröfse, wenn auch der grammatische Ausdruck den Gegensatz nicht mehr so schlagend an sich trägt.

Die Haupterklärung der στέρησις nach Chrysipp entnimmt der Verf. aus *Simpl. ad. cat. f.* 100 *B.* Τὸν Χρύσιππόν (φασιν) Ἀριστοτέλει ἑπόμενον στερητικὰ λέγειν ταῦτα, ὅσα ἀναιρεῖ παρεμφαίνοντα τὴν τοῦ ἔχειν φύσιν, οὐχ ἁπλῶς, ἀλλ' ὅταν ἐμφαίνῃ τὸ πεφυκὸς καὶ ὅτε πέφυκεν. Chrysipp bezeichnet also mit der στέρησις nach Aristoteles Vorgang Alles das, was das Wesen eines Habens und zwar eines Habens, das von Natur da ist, aufhebt. Von der στέρησις werden als Arten angeführt 1. ἡ φυσικὴ, wie die Blindheit; 2. der Sitte nach (ἠθικὴ), z. B. unbeschuhet etc.; 3. dem Ziemenden nach (τοῦ καθήκοντος); 4. in der Gattung und Art (τῶν ὁμωνύμως λεγομένων), wie der Begriff, dafs die Pflanze keine Empfindung habe. Wir erkennen in diesen Arten keinen systematischen Scheidungsgrund, so dafs wir sie als Beispiele, nicht aber, wie der Verf. S. 215, als Eintheilung nehmen möchten. Auch hier findet sich Berücksichtigung des Sprachausdrucks, die der Verf. S. 200 nach der Stelle bei dem Simplicius (f. 100. Δ) darlegt.

Was über die Bejahung und Verneinung bei den Stoikern im Simplicius aufbehalten ist und von dem Verf. nachgewiesen wird, reicht nicht weit über die grammatische Erklärung hinüber, aufser dafs der Unterschied zwischen dem blofs Negativen, dem Contradictorischen (ἀντιφατικῶς ἀντικείμενα) und dem Conträren (ἐναντία) bemerklich gemacht wird. (S. 206. Simpl. f. 102. Z.)

Die Behandlung der *contraria ad aliquid relata* (τὰ πρός τι ἐναντία) stüzt sich auf keine unmittelbare Nachricht über die Stoiker, sondern ist mittelbar nach dem Aristoteles (*cat.* VIII. § 4.) entworfen. Es ist demnach die Beziehung des Doppelten auf sein Einfaches, der Wissenschaft auf den Gegenstand des Wissens. Es fällt dieses theilweise mit der vierten Kategorie zusammen. Der Verf. wagt es, die Arten dieses Abschnittes auf eine Stelle des Archytas bei *Simpl. ad. cat. f.* 97. Δ zurückzuführen. Es ist zum Theil eine Uebereinstimmung der Stoiker mit dem Archytas angedeutet, und der Verf. schliefst nun auf eine völlige in diesem Abschnitt.

Der Verf. übernimmt im 4ten Theile seines Buches, die neu von ihm aufgefundene Kategorienlehre der Stoiker als das durchgehende Schema für die Eintheilung und die Begriffe der gesammten Chrysippischen Philosophie im Einzelnen nachzuweisen, und die Kategorien dadurch gleichsam zum wiederkehrenden, symmetrischen Gesetz in dem systematischen Gebäude zu erheben. Die Durchführung ist schwierig, da sie nur an Bruchstücken geschehen kann, und zugleich gefahrvoll, da das Stückwerk sich leicht eine Bedeutung anprägen läfst, welche das Ganze, dessen Theil es war, verschmähen würde. Man erkennt aus der Kralle den Löwen, weil der Löwe bekannt ist. Aber gibt auch eine Kralle das Bild von dem Baue einer untergegangenen Thierart? So ist es fast hier der Fall. Wohl wird bei Cicero und andern die Folgerichtigkeit der Stoiker gerühmt, aber nirgends finden wir eine Nachricht von einem solchen zum Grunde liegenden, in allen Theilen sich wiederholenden Grundrifs. Auch darf einförmiger Schematismus nicht mit dem in sich nothwendigen System verwechselt werden. Jener ist oft eine blofs subjective Form, in die der Gedanke gezwängt wird, ein fremder Typus, in dem die freie Bewegung erstarrt; dieses in seiner Vollendung würde die Objectivität, die ihr in jeglicher Gestalt, in Einheit und Mannigfaltigkeit eigenthümlich entsprechende Form aus sich erzeugen lassen, und dadurch Nothwendigkeit und Leben zugleich gewinnen. So kennt Plato und Aristoteles den Schematismus nicht, den die Scholastiker aufbauten, und in den zum Theil auch die Kantische aufging. Der Versuch, diese durchgreifende, schematisirende Gliederung bei den Stoikern nachzuweisen und durch sie ihr System und ihre Kategorien wechselseitig tiefer zu begründen, ist für die Würdigung der ganzen Schule wichtig. Mit je umsichtigerer Kenntnifs, mit je scharfsinnigerer Combination Alles aus dem Einzelnen entwickelt ist, um so mehr sollten wir ganz ins Einzelne folgen. Uns beschränken zum Theil die Gränzen einer Anzeige; doch berühren wir die Hauptpunkte. — —

Der Verf. vergleicht im ersten Kapitel des vierten Theiles (S. 216) die Stoischen Kategorien den Kantischen

Digitized by Google

und bezeichnet ihren schematisirenden Gebrauch für das System. Der Verf. glaubt dieselbe Anwendung auch in den rhetorischen Schriften zu finden, auf welche die Stoische Schule Einfluſs geübt. So *Quintil. inst. III. 6. In duo et Posidonius dividit, vocem et res. In voci quaeri putat, an significet, quid, quam multa, quomodo; in rebus conjecturam, quod κατ' αἴσθησιν vocat, et qualitatem, et finitionem, cui nomen dat κατ' ἔννοιαν et ad aliquid.*" Der Verf. findet hier in beiden Eintheilungen die entsprechende, aufwärts gehende Reihe der Stoischen Kategorien, *ὑποκείμενον, ποιὸν, πῶς ἔχον, πρός τί πως ἔχον.* In der Eintheilung der *vox* scheint uns indessen die zweite Bestimmung *quid* vielmehr auf das Substrat und nicht auf die Qualität zu deuten. Vergleichen wir ferner die Arten, welche der Verf. oben unter dem *πῶς ἔχον* entwickelt hat, wie das *ποῦ, ποτὲ, κεῖσθαι, ἔχειν* u. s. w., so dünkt uns das dritte Glied *quam multa* und die *finitio κατ' ἔννοιαν* nur scheinbar der dritten Kategorie zu entsprechen. Das *quam multa* bezeichnet dem natürlichen Zusammenhang nach die Extension des Wortes in Hinsicht der unter dem Wort begriffnenen Arten, und ebenso *finitio* die Bestimmung der Sache nach der Reflexion (*κατ' ἔννοιαν*) nach Inhalt und Umfang im Gegensatze der Auffassung durch die sinnliche Wahrnehmung (*κατ' αἴσθησιν*). — In der Stelle des Antonin VIII. 22. *πρόσεχε τῷ ὑποκειμένῳ ἢ τῷ δόγματι ἢ τῇ ἐνεργείᾳ ἢ τῷ σημαινομένῳ,* möchte sich die eigenthümliche Färbung des *δόγμα* und der *ἐνέργεια* verwischen, wenn man sie, wie der Verf. hut, auf die abstracten Kategorien *ποιὸν* und *πῶς ἔχον* zurückbringt. Das *δόγμα* als das Subjective ist nicht bloſs ein *ποιὸν,* sondern kann unter alle vier Kategorien fallen.

Die *Logik* der Stoiker (Kap. 2. S. 221 bis S. 239) hat, wie auch schon oben nach dem Verf. angegeben ward, die fünf Theile 1) *περὶ κανόνων καὶ κριτηρίων* und *περὶ φαντασιῶν;* 2) *περὶ φωνῆς;* 3) *περὶ ὅρων καὶ εἰδῶν καὶ γενῶν;* 4) *περὶ πραγμάτων* (richtiger *περὶ λέξεων*). 5) *περὶ συλλογισμῶν.* Den ersten dieser Theile *περὶ κανόνων καὶ κριτηρίων* und *περὶ φαντασιῶν* scheidet der Verf. als die Entwickelung des Geistes und der Geisteskräfte darstellend, von der eigentlichen Dialektik aus, und gibt ihm eine Stellung als vorbereitende Einleitung. So bleiben vier Theile übrig und in diesen findet der Verf. die einzelnen Kategorien wieder, in dem Theile *περὶ φωνῆς* das Substrat, *περὶ ὅρων καὶ εἰδῶν καὶ γενῶν* die Qualität, *περὶ πραγμάτων* (oder *λέξεων*) das verschiedene Verhalten, *περὶ συλλογισμῶν* die Relation. Diese Reihenfolge, als nach den Kategorien entwickelt, hat viel Empfehlendes. Dennoch, wenn Alles in sich folgerichtig zusammenhängen soll, so müſsten die drei lezten Theile, wie uns scheint, nichts als die qualitative und relative Entwickelung des Substrats, also der *φωνὴ* seyn; die *λέξεις* wären das *πῶς ἔχον,* die *συλλογισμοὶ* das *πρός τί πως ἔχον* der *φωνὴ,* da doch beide Theile, als *πράγματα* bezeichnet, mehr sächlich sind. Die ganze Stoische Logik würde gleichsam zu einer Function des Wortes (*φωνὴ*) und Begriff und Sache, die doch vom Diogenes Laertius und Sextus Empiricus keineswegs ausgeschlossen werden, fänden nur sehr mittelbar einen Platz. — — —

Daſs die *φωνὴ* zum Substrat stimme, sucht der Verf. auch dadurch darzuthun, weil die *φωνὴ* doppelt definirt sei, einmal dem *ὄν* und dann der *οὐσία* des Substrats entsprechend, einmal als die den Ton individualisirende Kraft (*ὄν*), und dann als die der individualisirenden Kraft zu Grunde liegende Materie. (*de placitis philos. IV.* 20. 21. *Diog. Laert. VII.* 55.) Wir müssen uns hier auf das zurückbeziehen, was wir oben unter der Kategorie des Substrates über das *ὄν* und die *οὐσία* bemerkten. Der Unterschied der Definitionen kann keinem Zweifel unterliegen, wohl aber ob die Stoiker ihn durch *ὄν* und *οὐσία* würden bezeichnet haben, und ob das, was der Verf. auch hier *ὄν* nennt, das Individualisirende, Belebende, nicht vielmehr unter die Qualität gehört. — — Der Verf. zeigt weiter an der Stoischen Eintheilung der *φωνὴ* wiederum das Princip der vier Kategorien. Die Redetheile sind der Artikel (*ἄρθρον*), das Nomen (*ὄνομα*), das Verbum (*ῥῆμα*), die Conjunction (*συνδεσμός*). Es ist in dieser Reihe eine groſse Uebereinstimmung mit des Verfs. Kategorien nicht zu verkennen; doch ist sie nach unserer Ansicht nicht erschöpfend. Der Artikel (*ἄρθρον*) bezieht sich freilich auf das Substrat, ist sein Anzeiger, aber keineswegs das Substrat selbst; als das Substrat könnte das *ἄρθρον* erscheinen, inwiefern es auch das Pronomen unter sich begreift. Der Verf. führt zu dem Ende Prisc. p. 910 an, wo nach der Stoischen Eintheilung das Pronomen dem Artikel beigezählt wird. Vergleichen wir aber die Stelle des Dionys von Halicarnaſs *περὶ συνθέσεως ὀνομάτων* Buch 1, wo es von den Stoikern heiſst: *ἕτεροι δὲ καὶ τὰς ἀντωνυμίας ἀποζεύξαντες ἀπὸ*

Digitized by Google

τῶν ὀνομάτων, ἕκτον στοιχεῖον τοῦτο ἐποίησαν, und erwägen wir den verschiedenen Begriff der verschiedenen Pronomina, so wird es wahrscheinlich, dafs die *pronomina personalia*, die sich als Substrat darstellen könnten, zum Nomen, und nur die *demonstrativa* und *determinativa*, welche sich der individualisirenden Bedeutung des Artikels nähern, dem Artikel zugerechnet sind. — Das Nomen (ὄνομα) enthält nach der ausdrücklichen Definition bei Diogenes Laertius (VII. 58) die Qualität; das Nomen ist ποιότης λόγου, entweder eine gemeinschaftliche Eigenschaft (προςηγορία) oder eine besondere Eigenschaft der Rede (ὄνομα). Der Verf. macht mit vollem Recht diese Erklärung für seine Ansicht geltend. Dennoch müssen wir bemerken, dafs in anderer Beziehung das Nomen auch als Substrat erscheint, wie denn ja das Subject, das doch Nomen ist, aber ὑποκείμενον heifst. Wir setzen als ein Beispiel aus des Verfs. Buch (S. 133) eine Stelle des Simplicius hin: *ad cat. f.* 79 *B.* ἐπεὶ γὰρ ἐν συνθέσει πῶς ἔχει ὁ τύπτων μετὰ τοῦ ὑποκειμένου ὀνόματος u. s. w. — An dem Verbum (ῥῆμα), insofern es κατηγόρημα ἀσύνθετον genannt wird, treten die verschiedenen Momente der dritten Kategorie auf (S. 232); und die Uebereinstimmung ist treffend. — — Die Wechselbeziehung, das πρός τί πως ἔχον, liegt allerdings in der Conjunction (συνδεσμός), nur dafs diese nicht allein die Wechselbeziehung darstellt. Das Verbum hat sie schon in sich im einzelnen Satz; die Conjunction im Verhältnisse von Satz zu Satz. Der Verf. bemerkt nach dem Diogenes Laertius, dafs Chrysipp das ὄνομα spaltete in Eigennamen und Appellativa. Hier, wie in der Hinzufügung des Adverbiums durch Antipater, scheint sich doch zu offenbaren, dafs die Kategorien nicht immer die Norm der Eintheilung bei den Stoikern waren.

Für den zweiten Theil der Logik (S. 227) περὶ ὅρων καὶ εἰδῶν καὶ γενῶν vermuthet der Verf. den allgemeinen Namen περὶ ἐννοημάτων. Dafs dieser Theil der Kategorie der Qualität entspreche, thut der Verf. dadurch dar, weil bei der Begriffsbestimmung, wie bei der Qualität, die ἕξις und διάθεσις (*habitus*, *dispositio*) in Betracht komme. Wir müssen hier auf unsere obige Bemerkung zurückkommen, dafs die διάθεσις, die der Verf. unter der Qualität entwickelte, nicht die logische Disposition jedes Begriffs sei. Ein zweites Anzeichen liegt dem Verf. in einer von ihm angeführten Stelle des Simplicius f. 16 B. ἐν τῷ αὐτῷ ἂν εἴη γένει τό τε ὄνομα καὶ ὁρισμός, weil nämlich der Name der zusammengefafste, die Definition der entfaltete Begriff sei. Hier scheint uns das γένος nach dem Zusammenhange nicht die Kategorie zu bezeichnen, sondern viel eigenthümlicher die Zusammenfassung des Nomen und der Definition unter einen und denselben Begriff, ein und dasselbe Geschlecht von Begriffen. Mittelbar würde dadurch sich auch die Gemeinschaftlichkeit der Kategorien ergeben. Die ὅροι entsprechen der *finitio* in der oben angeführten Stelle des Quinitilian (III, 6.) und dort rechnete der Verf. die *finitio* zur dritten Kategorie.

In dem dritten Theile, περὶ λέξεων, (S. 230) herrscht das κατηγόρημα, die Prädication, und das ἀξίωμα, der vollständige Satz, und der Verf. zeigt an ihnen die Momente, die sich auf die dritte Kategorie beziehen. Dabei finden sich viele sehr nutzbare Bemerkungen, besonders in Rücksicht auf das Verbum. Die Untereintheilungen ordnet der Verf. in diesem, wie in dem vorigen Theile, ebenfalls nach den Kategorien, und nimmt zum Beleg besonders den Titel der Chrysippischen Werke, ein Beleg, der allein betrachtet, nur oft nicht bestimmt genug und nicht unzweideutig vorkommt.

Im vierten Theil (S. 235), περὶ συλλογισμῶν, liegt der Relation das πρός τί πως ἔχον klar vor. Der Verf. sucht die vier Beziehungen nach den vier Kategorien an den bei Diogenes Laertius aufbehaltenen Schlufsformen wahrscheinlich zu machen.

Eine Stoische Eintheilung der *Physik* gibt Diog. Laert. VII. 132, die aber, wie sie vorliegt, keine Ordnung darbietet. Der Verf. vermuthet daher Lücken in der Stelle; zeigt den Mangel gründlich, möchte aber doch nicht Grund genug gewinnen, um in der Eintheilung auf so bedeutende Weise, wie er thut, von der Stelle des Diogenes abzuweichen. Diogenes sagt: Τὸν δὲ φυσικὸν λόγον διαιροῦσιν εἴς τε τὸν περὶ σωμάτων τόπον καὶ περὶ ἀρχῶν καὶ στοιχείων καὶ θεῶν καὶ τεράτων καὶ τόπου καὶ κενοῦ· καὶ οὕτω μὲν εἰδικῶς, γενικῶς δὲ εἰς τρεῖς τόπους, τόν τε περὶ κόσμου καὶ τὸν περὶ τῶν στοιχείων καὶ τρίτον τόν αἰτιολογικόν. Von der ersten und lezten allgemeinen Eintheilung, von dem τόπος περὶ κόσμου und dem τόπος αἰτιολογικὸς werden zwei Unterschichten angegeben, so dafs ein Theil von beiden mathematischer Art ist. Die Gleichzahl möchte hier nicht das Recht zur Vermuthung des Verfs. geben können, dafs eine gleiche Spaltung des Abschnittes περὶ στοιχείων in zwei Theile bei dem Diogenes angefal-

Digitized by Google

len sei, wenn auch dieser Theil die Untersuchungen περὶ σωμάτων καὶ περὶ ἀρχῶν καὶ στοιχείων im engern Sinne umschlofs. Wenn nun jeder der drei Theile in der angeführten Stelle des Diogenes auf die angegebene Weise sich dem Verf. in zwei scheidet, so erhält der Verf. folgende sechs Theile (S. 244): περὶ στοιχείων, περὶ σωμάτων, περὶ κόσμου, περὶ θεῶν, περὶ ἀστρολογίας, περὶ προνοίας. Von den drei mathematischen dieser sechs Theile soll der erste die reine Mathematik, der zweite die Mathematik auf Physisches angewandt, der dritte auf Astronomie angewandt, enthalten. Wie stimmen nun aber diese sechs Theile mit den vier Kategorien überein? Der Verf. sondert den ersten Haupttheil d. h. die zwei Abschnitte περὶ στοιχείων und περὶ σωμάτων als propädeutisch und den Weg bahnend von dem eigentlichen System ab; und findet dann in den übrig bleibenden Theilen die Folge der Kategorien. Der Verf. beruft sich bei der Eintheilung auf *Senec. ep.* 89, nach welcher Stelle der physische Theil der Philosophie in *corporalia* und *incorporalia* geschieden wird, und auf die Eintheilung bei *Cicero de natura Deorum II*, 1. 3. „*Omnino dividunt nostri totam istam de Diis immortalibus quaestionem in partes quatuor. Primum docent, esse deos: deinde, quales sint: tum, mundum ab his administrari: postremo, consulere eos rebus humanis.* In dieser Stelle sollen sich die vier Kategorien in ihrer Steigerung offenbaren. Wir müssen aber fragen, ob der Begriff des dritten und vierten Theils *mundum ab his administrari* und *consulere eos rebus humanis* in Beziehung auf die Stoischen Kategorien nicht derselbe Begriff ist und in dieselbe Ordnung gehört. Der Verf. fafst freilich den vierten Theil auf eine mehr relative Weise, der Mensch sei der Zwek und das Ziel der Schöpfung. Es läfst sich aber eben so schon im dritten Theile die Relation, die Beziehung der göttlichen Thätigkeit auf die Welt, also ein πρός τί πως ἔχον finden. Es war die Eintheilung bei Cicero an sich so einfach und sachgemäfs, dafs man hier wohl eine Erzeugung aus den Kategorien ebenso wenig bestimmt voraussetzen darf, wie etwa in der logisch rhetorischen Regel über die Behandlung eines Gerichtsfalles: *an sit, quid sit, quale sit* u. s. w. Uns ist der historische Grund — abgesehen von der Kategorientafel — keineswegs klar, warum die ersten Abschnitte περὶ στοιχείων und περὶ σωμάτων in die Einleitung verwiesen werden. Sie scheinen uns wesentlich, wie auch Diogenes Laertius überliefert, der Untersuchung des Systems anzugehören. — Wie entspricht — möchten wir ferner fragen — der Abschnitt περὶ θεῶν vor allen andern der Qualität? Kann man sagen, dafs sich die Abschnitte περὶ κόσμου und περὶ θεῶν sich wie Substrat und Qualität einander gegenüber stehen? — In Rücksicht der logischen Kategorie sind beide, wie uns scheint, auf gleiche Linie zu setzen. Sie können beide sich unter verschiedenen Gesichtspunkten darstellen, nur dafs diese auf einer und derselben Stufe liegen, als Substrat, als Qualität, und in ihrer Wechselbeziehung. Die beiden lezten Abschnitte περὶ ἀστρολογίας und περὶ προνοίας fallen unter den allgemeinen Theil τόπος αἰτιολογικός; der Verf. findet als den Theilungsgrund die *causa efficiens* und *causa finalis* (*Stob. ecl. I.* 14. 1.). Wenn der dritte Abschnitt die *causa efficiens* enthält, so scheint hier die Entstehung der Erscheinungen, die der Abschnitt περὶ κόσμου behandelte, nachgewiesen zu seyn; es ist aber Manches, was nicht die Erklärung aus dem Grunde betrifft, hineingemischt. Der Verf. hat besonders Cicero's zweites Buch von dem Wesen der Götter benuzt, um hinter der mehr rhetorischen Durchführung die tiefere logische Eintheilung zu zeigen, und es ist hier Manches für das Verständnifs des innern Zusammenhanges und die Vergleichung mit dem Diogenes geleistet. Der Verf. gibt ferner einen Entwurf, wie wieder die einzelnen Theile der Physik nach den Kategorien behandelt seyn mögen. Das Beispiel, welches am bestimmtesten zu sprechen scheinen könnte, haben wir oben aus *Cic. d. nat. Deor. II.* angeführt. Uns ist in der Folgerichtigkeit des dritten Theiles nur Folgendes aufgefallen (S. 253): Der Verf. läfst auf die Hypothesen zur Erklärung des Sternenlaufes sogleich die εἱμαρμένη, das Fatum folgen, weil in dieser der Zusammenhang der Hypothesen liege. Hier scheint uns ein Sprung zu geschehen. Einmal ist das Fatum nicht der *Grund* der astronomischen Hypothesen, sondern lediglich die unabänderliche Gewalt in der Reihe von Ursache und Wirkung (nicht die Ursache und ihr Begriff selbst). Dann hat auch das Fatum eine weitere Bedeutung, als dafs es hier einseitig bei der Astronomie einen Platz fände. — Sonst ist es sinnvoll, die εἱμαρμένη, das Fatum, als die Spitze und Vollendung der wirkenden Ursache, die Vorsehung, πρόνοια, als den lezten Gipfel der Zweckursache zu setzen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 221. u. 222.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1827.

Philosophiae Chrysippeae fundamenta in notionum dispositione posita e fragmentis restituit Christianus Petersen.

(Beschluſs.)

Die Eintheilung der *Ethik* (S. 258) bei *Diogenes Laertius VII.* 84 verglichen mit der Eintheilung bei *Seneca epist.* 89 und *Cicero d. off. II.* 5. ist eine dreitheilige, die der Verf. auch in den Schriften des Chrysipp (S. 329 ff.) findet: 1. περὶ τῆς ὁρμῆς (über das subjective Vermögen zum Guten und Bösen, Gefühl und Begierde); 2. περὶ τοῦ ἀγαθοῦ καὶ κακοῦ; 3. περὶ τῶν πράξεων. Jeder dieser drei Theile scheidet sich wieder in zwei, wie der Verf. zeigt. Auf diese Weise ergeben sich folgende Theile: I. 1. περὶ ὁμῆς, 2. περὶ παθῶν; II. 1. περὶ ἀγαθῶν καὶ κακῶν, 2. περὶ ἀρετῆς; III. 1. περὶ τέλους περί τε τῆς πρώτης ἀξίας καὶ τῶν πράξεων, 2. περὶ καθηκόντων προτροπῶν τε καὶ ἀποτροπῶν. Der Verf. betrachtet die beiden ersten Theile περὶ ὁρμῆς und περὶ παθῶν als Einleitung und sezt sie dadurch auſserhalb des Systems auf ähnliche Weise, wie ein solcher Proceſs in der Logik und Physik vor sich ging. Dabei wird aber doch übersehen, daſs Diogenes von dem Abschnitte περὶ ὁρμῆς als von einem integrirenden Theile der Ethik spricht. Der Abschnitt περὶ ἀγαθῶν καὶ κακῶν soll also dem Substrat, περὶ ἀρετῆς der Qualität, (die *corporalia*) περὶ τέλους περὶ τε τῆς πρώτης ἀξίας καὶ τῶν πράξεων dem πῶς ἔχον, περὶ καθηκόντων προτροπῶν τε καὶ ἀποτροπῶν dem πρός τί πως ἔχον (beide zusammen die *incorporea*) entsprechen. Inwiefern die beiden ersten Abschnitte die *corporalia*, die beiden lezten die *incorporea* begreifen, hat der Verf. aus *Seneca ep.* 106 treffend dargethan.

Das Gute ist das Substrat der Ethik, und soll nach dem Verf. als solches ohne Qualität seyn, wie das Substrat in der ersten Kategorie. Ein formloses, qualitätloses Gute würde aber doch seinem Begriffe widersprechen. Das Gute als das höchste Gleichmaſs der Dinge ist vielmehr selbst Qualität. Wenn Seneca in dem von dem Verf. angeführten Orte (*ep.* 106) sagt, *unum esse unius boni principale*, von diesem aber eben beweist, daſs es ein Körper sei seiner Thätigkeit wegen, so kreuzt dieses den Satz des Verfs., daſs das Gute als Substrat ohne Qualität sei. Wäre das Gute als Substrat ohne Qualität, so würde der Verf. an ihm als Substrat die in sich verschiedenen Bestimmungen, die von ihm als die vier Beziehungen der Kategorien vermuthet werden, nicht haben auffinden können (S. 268). Uns scheint vielmehr die ὁρμή, dieses bloſse Vermögen zum Guten und Bösen, als die an sich gestaltlose Materie, als das Substrat des Guten und Bösen aufzufassen. Diesem stände dann die Erklärung des Guten, als der zusammenhaltenden, gestaltenden Form die der Verf. aus *Senec. ep.* 102 mittheilt (S. 267), entgegen, übereinstimmend mit den Begriffen der ersten Kategorie.

Die Tugenden gehören zur Qualität, wie Chrysipp ein Buch περὶ τοῦ ποιὰς εἶναι τὰς ἀρετὰς gegen den Ariston schrieb (*Galen. de Platon. et Hippocr. placit. VII. c.* 1. *p.* 309 *ed. Basil.* — *vol. V. p.* 589. *ed. Kühn* nach des Verfs. Anführung S. 269). Der Verf. führt in diesem Abschnitte besonders den Unterschied zwischen ἀρετὴ θεωρηματικὴ und ἀθεώρητος durch.

Der dritte Theil als das πῶς ἔχον beschäftigt sich mit den Handlungen (πράξεις). Er geht von der εὐδαιμονία und ὁμολογία aus, der Glückseligkeit und Uebereinstimmung mit der Natur, die dem Stoiker nach seinem höchsten Grundsatz eins sind. Der Verf. sucht die einzelnen Begriffe dieses Abschnittes in ihrer Uebereinstimmung mit den einzelnen Begriffen der dritten Kategorie, namentlich der ἕξις und σχέσις, nachzuweisen, und führt dadurch diesen Abschnitt vielseitig durch. Es bleibt uns aber auch hier ein Zweifel, ob der Abschnitt streng, wie der Verf. will, der dritten Kategorie entspreche. In den Begriffen, die an der Spitze stehen,

Digitized by Google

der ὁμολογία und εὐδαιμονία offenbart sich deutlich schon die Beziehung auf etwas, ein πρός τί πως ἔχον — denn ohne diese ist keine Uebereinstimmung denkbar.

Die Beziehung auf etwas, das πρός τί πως ἔχον hat der Verf. sonst mit vollem Rechte in den Pflichten gefunden (περὶ καθήκοντος), und gesellt diesen die ermahnende Seite dieses Theils der Philosophie bei (προτρεπτικά).

In jedem einzelnen Abschnitte hat der Verf. wiederum die Untersuchung der Stoiker nach den Kategorien geordnet, doch, wie der Verf. zum Theil auch gesteht (S. 268, 272), oft mehr nach Vermuthungen selbst geordnet, als nach Zeugnissen geordnet gefunden, wiewohl alle Anzeichen sorgfältig zusammengestellt werden.

Wäre des Verf. strenges, schematisches Gesetz nach der Folge der Categorien eine nothwendige Form der Stoischen Forschung, so könnte man mit Recht noch einen Schritt weiter gehen, sowohl vorwärts als rückwärts. Man könnte einmal vermuthen, dafs die gesammte Eintheilung der Stoischen Philosophie nicht dreitheilig, wie sie war, hätte gewesen seyn müssen, sondern viertheilig nach den Kategorien. Dann könnte man wiederum die Theile der Unterabtheilungen nach der Kategorienfolge sich entwickeln lassen und sofort, ohne dafs wir einen Grund der Hemmung sehen. Bei einem Rückblick auf die Art, wie der Verfasser die Kategorienreihe in den Hauptpartien der Stoischen Philosophie nachweist, findet es sich in allen gemeinsam, dafs von ihm der erste Theil als der Kategorie sich nicht fügend aus dem System in die Einleitung verbannt wird. Aber dadurch wird in allen drei Disciplinen der Philosophie zu einem Beiwerk gemacht, was als Hauptwerk überliefert ist. Durch solche Episoden wird der stetige Zusammenhang des Systems durchbrochen, der eben durch die Kategorien in seiner Gliederung gesichert werden sollte. Es kann nicht systematisch seyn, Wesentliches aufserhalb des Systems zu setzen. Es wird das Gesetz der Kategorien in seiner Nothwendigkeit durch sich selbst aufgehoben, wenn es diese Theile als Einleitung aus seinem Verbande entläfst.

Die drei Theile der Stoischen Philosophie enthalten, wie uns scheint, drei untrennbare, sich ergänzende Theile, wie eben der Verf. sie in dem Verzeichnisse der Chrysippischen Schriften S. 321 ff. anführt. Die Logik 1. περὶ τυγχανόντων, 2. περὶ σημαινόντων, 3. περὶ σημαινομένων. Die Physik 1. περὶ τῶν στοιχείων, 2. περὶ τοῦ κόσμου, 3. περὶ τῶν αἰτιῶν. Die Ethik. 1. περὶ τῆς ὁρμῆς, 2. περὶ τοῦ ἀγαθοῦ καὶ κακοῦ, 3. περὶ τῶν πράξεων. Bei näherer Betrachtung scheint sich uns unabhängig von den Kategorien in diesen Theilen eine eigenthümliche Zusammenstimmung mit sich selbst und eine individuellere Uebereinstimmung mit einander zu ergeben. Namentlich entsprechen sich in der Physik und Ethik im ersten Theile die Elemente des Gegenstandes der Disciplin, im zweiten die Erscheinung, im dritten die wirkende Ursache. —

Wenn wir nun nach diesem Allen die schematische Gliederung des Systems nach den Kategorien bezweifeln müssen, so stellen wir darum keineswegs die Bedeutsamkeit der neu entwickelten Kategorien in den Hintergrund. Es ist ihr durchgreifender Einflufs auf die Logik und ihr Gepräge in vielen Begriffen nicht zu verkennen.

Der Verf. schliefst seine Forschung mit einem Abrisse des Chrysippischen Systems (S. 292), der sich in Sprache und Darstellung durch Klarheit und Gedrungenheit auszeichnet. Wenn der Verf. hier den Chrysipp allein vor Augen hatte, so hatte er es nicht ausschliefsend in der übrigen Untersuchung. Das eigenthümlich Chrysippische tritt keineswegs in der allgemein Stoischen Haltung des Ganzen gesondert hervor. Zwar scheint dieses der Titel zu versprechen; zwar wird es besonders wiederholt zu Anfang des vierten Theiles (S. 220); aber die Lösung war in der That bei der Dürftigkeit der Nachrichten zu schwierig. Doch hätte der Verf. es verhüten mögen, dafs nicht die Ansichten aus allen Jahrhunderten der Stoa zu sehr in einander verschwämmen. Gewifs wird der Verf. diese strengere Ausscheidung, welche zur Individualisirung erfordert wird, in der Untersuchung, die er den sämmtlichen Fragmenten des Chrysipp zu widmen verheifst, vorherrschen lassen. Wir wünschen zu der neuen Arbeit, die eine Ergänzung und Bestätigung der vorliegenden Schrift seyn wird, dem Verf. Glück. Wie fördernd die gegenwärtige Leistung ist, das leuchtet am hellsten durch eine Vergleichung der lezten Bearbeitung des Chrysipp hervor. Diese ist *Baguet commentatio de Chrysippi vita, doctrina et reliquiis*, *Lovanii* 1822, eine weite Abhandlung, die mit Gelehrsamkeit geschrieben ist. Der Verf. konnte des Buches nicht habhaft werden (Vorrede XVIII). Aber seine neu benuzten Quellen, sein neu ergriffener Gedanke der Kategorien hoben ihn ohne dasselbe auf einen andern Standpunkt. Wir wünschen,

Digitized by Google

dafs der Verf., der sich einen umfassenderen Blick in die Stoischen Ueberreste erworben hat, unsere Bemerkungen berichtigen oder benutzen möge.

Das Verzeichnifs der Chrysippischen Schriften bei Diogenes hat der Verf. nach dem in dem Werk aufgestellten System geordnet und als Anhang beigefügt (S. 321). Die Indices der benuzten Stellen, der entwickelten Sachen und der erklärten Worteigenthümlichkeiten machen das Buch für den gelehrten Gebrauch bequemer und waren bei dem Reichthum der verschiedensten Gegenstände nöthig.

Adolph Trendelenburg.

LXXXVII.

Handbuch der physikalischen Erdbeschreibung von H. F. Link. Erster Theil. 1826. 404 S. 8.

Der Verf. wünscht, dafs kein Urtheil über den ersten Theil dieses Werkes gefällt werde, bevor der zweite Theil erschienen ist, und er hofft, durch eine Selbstanzeige, einem solchen zu raschen Urtheile zuvorzukommen. Es ist hier durchaus nur Propädeutik gegeben, eine wie der Verf. glaubt, fafsliche Darstellung der Kenntnisse, welche erfordert werden, ehe man zur Einsicht des Ganzen gelangen kann. Die Geologie, die Lehre von der Erde im Ganzen, hat ihre grofsen Schwierigkeiten; man mufs sich mehr hüten, als in irgend einem andern Theile der Naturlehre zu schnell zu den ersten Gründen der Erscheinungen überzugehen, und zwar aus einem doppelten Grunde. Erstlich, weil uns das Lezte der Erscheinung zu sehr berührt, weil es uns darauf ankommt, Bewegung und Stellung der Erde für den jetzigen und den nächsten Augenblick zu bestimmen, weil es uns darauf ankommt, die lezten Zuckungen der Oberfläche der Erde zu kennen, und weil es nothwendig ist, die äufsersten Enden, wo das scheinbar Unorganische zum Organischen übergeht, zu finden. Zweitens, weil wir in keinem Theile der Naturlehre so wenig gesammelte Erfahrungen haben, als in diesem, und selbst wenn die ersten Gründe richtig gefunden wären, doch in der Ableitung der Thatsachen Fehler machen können, besonders dadurch, dafs wir Zwischenglieder übersehen. Die vielen verunglückten Theorien der Erde müssen uns ein warnendes Beispiel seyn, damit wir nicht hier die Gränzen überschreiten.

In dem ersten Abschnitte: die Erde als Himmelskörper, hat der Verf. angedeutet, wie er über die Bildung des Ganzen denkt. Es ist das Streben zur organischen Bildung, welches sich in den Anfängen des Ganzen zeigt; es sind die ersten Aeufserungen des Lebens, welche wir unter den Sternen suchen müssen und finden werden. Eine Lichterscheinung, ein Verbrennen macht den Anfang, wie uns Herschel's Beobachtungen über die Lichtnebel lehren. Dieses Verbrennen, der erste Puls der Natur, ein Zusammenziehen und Ausdehnen zeigt sich in den ersten Spuren des organischen Lebens, nur schnell und vergänglich; es zeigt sich am Sternenhimmel für grofse Zeiträume und dauernd. Die erhaben genannten Darstellungen des Weltgebäudes, wie sie Wright und Lambert gaben, sind vielmehr kleinlich und das Ganze entstellend. Nach ihnen ist das Weltgebäude eine todte Krystallisation, oder ein mechanisches Kunststück, welches, wenn wir es aufmerksam betrachten, nur mangelhaft oder gar nicht gelungen erscheint. Vergeblich sind die Bemühungen gewesen, in den Abständen der Planeten, dem Durchmesser ihrer Bahnen, und den Umlaufszeiten ihrer Bewegungen Zahlen zu finden, welche scharf bezeichnete oder leicht zu fassende Verhältnisse geben, wie sie doch seyn müfsten, wenn jenes Kunststück zur Vollkommenheit gebracht wäre. Man glaubte durch jene Betrachtungen Ordnung und Schönheit in das Weltgebäude zu bringen, oder darin zu entdecken, aber man bedachte nicht, dafs man statt eines lebendigen Schwankens eine todte Ruhe in das Weltgebäude legte. Der Verf. konnte sich nicht lange bei diesen Betrachtungen aufhalten, da die gemeinsten Erscheinungen eine Darstellung erforderten. Sie sind nach der gewöhnlichen Ordnung vorgetragen worden. Hin und wider kommen Druck- auch Schreibfehler vor. So sollte es S. 19 heifsen, folglich ist die Polhöhe der Breite gleich; so sind S. 23 die Stellen verwechselt, wo mittlere Sonnenzeit und Sternzeit gesagt wird, auch steht S. 27 Minuten statt Secunden, und S. 55. rechtläufig statt rückläufig. Die Kepler'schen und Newton'schen Entdeckungen mufsten auseinander gesezt werden, da wir nach ihnen die Bewegung der Himmelskörper berechnen. Gewifs ist das Gesetz für die Abnahme der Anziehung mit der Entfernung ein glücklicher Gedanken, welcher, wenn sich auch gegen die Ableitung Einiges sagen läfst, doch sich überall bewährt gezeigt hat. Damit ist keinesweges behauptet, dafs nicht

Digitized by Google

eine andere höhere Ableitung für dieses Gesetz, so wie für die Kepler'schen Gesetze statt finde. Dafs die Anziehung der Körper sich aber auch, sowie die Masse, verhalte, ist durch nichts erwiesen, und Masse bedeutet in den astronomischen Rechnungen nichts als die unbestimmte Stärke der Anziehung, welche erst aus den Wirkungen gefunden wird. Der zweite Abschnitt von der Gestalt, Gröfse und Dichtigkeit der Erde enthält die Erzählung der Unternehmungen, wodurch man jene Eigenschaften zu bestimmen suchte. Es ist geradezu gesagt, dafs die Ungeschicklichkeit der Französischen Mathematiker, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ausgesandt wurden, gegen Norden und unter der Linie Grade im Meridian zu messen, sehr grofs war, und dafs ihre Beobachtungen nur zufällig auf die richtige Seite fielen. In dem Abschnitte: Gestalt des Landes, ist von den Erhebungen der Erdoberfläche, den Bergen umständlich die Rede. Ihre Verbindung unter einander ist zwar hier, wie der Verf. meint, genauer angegeben worden, als dieses gewöhnlich zu geschehen pflegt, aber es ist schwer die Veränderlichkeit der Natur in den mannichfaltigen Gestaltungen der Berge zu fassen, und eine Bildung der hohen Alpen schwebte dem Verf. nicht lebendig genug vor. Es ist nämlich die Form des Aletschgletschers, des Gemmi u. a. m., wo sich auf dem Gipfel eine Einsenkung befindet, nach einer Seite hin gekehrt, und mit einem hohen Felsengrat umgeben. Sie zeigt deutlich, dafs die Berge durch Erhebungen und zwar durch einzelne Erhebungen entstanden sind, was im Buche wohl angedeutet, aber nicht ausgeführt ist, auch nicht auszuführen war, da der Verf. auf das Innere der Erdrinde keine Rücksicht nehmen wollte. Schwer ist es zu begreifen, wie das sonderbare System, nach welchem die Bildung der Erdrinde durch Niederschlag hervorgegangen seyn sollte, sich bei einem Blicke auf das Ganze der Gebirge erhalten konnte; höchstens kann es in einem Schachte befriedigen, wo man nur das übersieht, was man mit den Händen erreicht. Die Wasserscheiden sind von den Bergezügen, gegen Buache und Fr. Schulz, genau unterschieden und als ältere Erhebungen bezeichnet worden, welche durch die neueren Erhebungen höherer Berge durchschnitten und verändert sind. Da der Verf. wiederum nicht auf das Innere der Erdrinde Rücksicht nehmen konnte, so mufste er auch hier unvollständig werden, und durfte die deutlichen Durchschneidungen, welche von den Basalt und neuern vulkanischen Bergketten herrühren, nicht gehörig auseinander setzen. Die Darstellung der Bergzüge auf der ganzen Erde, wodurch bewiesen wird, dafs die Berge Verästelungen bilden, theils von den Polen auslaufend, theils zwischen den Wendezirkeln oder in deren Nähe die Erde umziehend, ist lang und vielleicht langweilig, ungeachtet der Verf. sich Mühe gab durch Angabe der Höhen und anderer Merkwürdigkeiten den trockenen Stoff geschmeidiger zu machen. Aber es hätte nur kurzer Angaben bedurft, um den Satz zu erweisen, und durch die Weitläufigkeit hat sich der Verf. die Verantwortlichkeit für die einzelnen Angaben aufgeladen, welche dem, der das Buch durchblättert, auffallen und als wichtig erscheinen mochten, ungeachset sie nur Nebensachen sind. Es ist daher nöthig zu sagen, dafs durch Auslassungen, auszustreichende Einschiebsel und Versetzungen im Manuscript das Blatt S. 223 und 224 eine ganz falsche Darstellung gibt, und im zweiten Theile nebst den übrigen Verbesserungen verändert erscheinen soll. Es ist allerdings richtig, dafs die Gebirgsmassen der Krainischen Alpen von Südost hinauf kommen, wie man bei Villach deutlich sieht, und sich nachher südwestlich wenden, aber es ist eine Wendung, wie sie nicht durch Verästelung, sondern durch kaum merkliche Aenderung paralleler Züge hervorgebracht wird. Die Darstellung der Schweizergebirge bezieht sich nur auf die beiden höchsten Züge, welches eine falsche Vorstellung geben könnte, da doch der Verf. völlig überzeugt ist, dafs Saussüre Recht hat, wenn er die Schweizer Alpen als einen Haufen paralleler Bergzüge betrachtet, welcher, wenn man die Thäler verhältnifsmäfsig ausfüllte, einen einzigen Bergrücken darstellen würde. Die deutliche Verästelung der Gebirge, mögen sie noch so breit seyn, deutet auf eine Verästelung derjenigen Substanz im Innern der Erde, welche die Erhebung der Berge hervorbrachte, sie deutet auf die Anfänge des Organismus, welche sich in den Adern des Eies, wie im Innern der Erde zeigen. Der Verf. kann aber nicht mit manchen neuern Geognosten einverstanden seyn, welche die Berge darstellen, als aufgesezt auf eine Spalte der Erdoberfläche; aus dem einfachen Grunde, weil sie sehr unbestimmt ist. Denn die Frage drängt sich hier auf, was gespalten sei, und es möchte schwer seyn, die Steinart anzugeben, worin die Spalte sich befinde. Auch zeigen die mächtigen Lager von Gneis, Glimmerschiefer, Kalkstein, an und auf den hohen Bergketten, so wie um dieselben, dafs vor ihrer Erhe-

Digitized by Google

bung schon eine Veranlassung zu ihrer Mächtigkeit seyn muſste. Endlich läſst die allmälige Abdachung der Länder vom Gebirge zum Meere auf eine allgemeine Erhebung schlieſsen, so daſs also eine Erhebung in und auf der andern anzunehmen seyn möchte, wobei die Vorstellung von einer groſsen Spalte nicht zulässig seyn kann, und nur diejenigen Erscheinungen als Spalten gelten können, welche man schon längst dafür angesehen hat; die Gänge nämlich. In den Abschnitten von den Gewässern auf dem Lande und dem Meere ist der Verf. bewährten Schriftstellern gefolgt. Nur ist zu erinnern, daſs die Veränderung der Schichten in der Nähe der Landseen, nicht als ein Beweis für die Bildung derselben durch Einsturz dienen kann, indem, wie neuere Beobachtungen dem Verf. gezeigt haben, die Schichten mit dem Gestein selbst gebogen sind, welches auf eine ursprüngliche Bildung dieser gekrümmten und verdrehten Schichten deutet.

L i n k.

LXXXVIII.

1) *Opere poetiche di Alessandro Manzoni. Con prefazione di Goethe. Jena per Federico Frommann* 1827 (1 *Bd. in* 8. 298 *S. die Vorrede S. I—L.*)

2) *Adelgis von Manzoni, übersezt von Carl Streckfuſs. Berlin Trautwein* 1827.

Mit besonderer Vorliebe hat schon seit einigen Jahren *Göthe* in seinen Heften über Kunst und Alterthum die Arbeiten des Italienischen Dichters empfohlen, und diese gesammelten Aufsätze sind den so eben (in Jena bei Frommann) erschienenen Werken Manzoni's als Vorrede vorgedruckt worden. Wir würden Bedenken tragen, nachdem ein solcher Meister das Urtheil gesprochen, noch einmal das Wort zu nehmen, wenn wir uns nicht durch Göthe selbst dazu aufgefordert fänden. Nachdem er nämlich die Schönheiten und Vorzüge der ersten Tragödie Manzoni's uns ausgelegt hat, fügt er hinzu: „So viel wir nun aber auch über dieses lobenswürdige Trauerspiel beifällig gesprochen, *so bliebe doch noch Manches zu sagen und zu entwickeln übrig.* Wenn wir jedoch bedenken, daſs ein ächtes Kunstwerk sich selbst schon ankündigen, auslegen und vermitteln soll, welches *keine verständige Prosa* zu thun vermag; so wünschen wir nur noch dem Verfasser Glück, daſs er von alten Regeln sich lossagend, auf der neuen Bahn so ernst und ruhig vorgeschritten, dermaſsen, daſs man nach seinem Werke gar wohl wieder neue Regeln bilden kann.“ u. s. w. Wir wollen es nun versuchen, von dem, was noch zu entwickeln und zu sagen übrig geblieben, Einiges auszusprechen, wobei wir jedoch dem Vorwurfe zu entgehen hoffen, als wollten wir mit einer nur *verständigen* Prosa einem Kunstwerke die Auslegung geben, die es sich selbst zu geben, zu ohnmächtig wäre. Allerdings hat der trennende Verstand, so vorwitzig er auch zu dem Kunstwerk herantritt, weder die Macht noch die Vollmacht, das Schöne zu begreifen und auszulegen; allein es finden sich Viele, die ein solches, von Göthe mit wohlbedachtem Sinne gesprochene Wort, gern als eine Autorität anführen möchten, dafür, daſs überhaupt das Kunstwerk der Auslegung nicht bedürfe, daſs man nur schweigend genieſsen und bewundern solle, und am wenigsten in Prosa, höchstens in Versen davor laut werden dürfe. Auch die Kunstkritik ist man geneigt zu dieser verrufenen Prosa zu zählen; nur über gelehrte Werke, nur über die Wissenschaft, nicht aber über die Kunstwerke will man der Kritik das Wort erlauben. Eine Kritik der Vernunft und dessen, was sie treibt, hat man gestattet, eine Kritik der Phantasie und ihrer Schöpfungen wird für frevelhaft gehalten. —

Daſs man in neuerer Zeit das Kunstwerk ganz auſser den Bereich der Kritik hat stellen wollen, ist zum Theil durch die Philosophie selbst und namentlich durch *Schelling* veranlaſst worden, obwohl er selbst auch wieder den angerichteten Schaden zu heilen versucht hat. Zu hoch stellte er die Kunst, wenn er sie „die *einzige* objective Weise der intellectuellen Anschauung“ nannte und behauptete, „die Kunstanschauung sei die Einheit der Anschauung der Natur und der Anschauung der geistigen intellectuellen Freiheit, die Identität des bewuſsten und bewuſstlosen Ich, und Bewuſstseyn dieser Identität, wodurch diese, als die sich objectiv gewordene intellectuelle Anschauung dasjenige mit allgemeiner Gültigkeit *objectiv* mache, was der Philosoph nur *subjectiv* darzustellen im Stande sei.“ „Deshalb,“ sagt er weiter, wird die Philosophie auch, in ihrer Kindheit von der Poesie geboren, nach ihrer Vollendung in den allgemeinen Ocean der Poesie zurückflieſsen, von welchem

Digitized by Google

sie ausgegangen." *) Mit diesem zu Wasserwerden der Philosophie hat es jedoch Schelling selbst nicht so ernst genommen, vielmehr hat er in späteren Schriften und namentlich in seinen Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums eine ganz andere Sprache geführt, wo er sagt: „dafs die Aesthetik, als *Wissenschaft* der Kunst, über der Kunst selber stehe, und dafs also die Kunst nicht nur Gegenstand eines philosophischen Wissens zu werden vermöge, sondern auch, dafs aufser der Philosophie, und anders als durch Philosophie von der Kunst nichts auf absolute Weise gewufst werden könne." **) Es würde allerdings eine Erniedrigung des Geistes seyn, dem Kunstwerke, das aus ihm hervorgegangen ist, eine Energie zuzuschreiben, die er selbst nicht habe. Vielmehr hat die Idee, wo man sie nur in Bildwerke von Stein, oder in das Gefühl, die Vorstellung, die Phantasie bannen wollte, diese Behausung gesprengt, und sich in das freie Reich des absoluten Gedankens, als ihrer wahrhaften Heimath erhoben. Noch immer ist dieser Streit nicht ausgeglichen, und auch die gegenwärtige Beurtheilung dürfte Manchem als unberechtigt erscheinen, wogegen freilich ein blofses Verwahren nicht schützen kann, wefshalb wir nun dem Gegenstande selbst näher treten.

1. *Il Conte di Carmagnola. Tragedia.*

Der Verfasser schickt dem Trauerspiele selbst eine Vorrede und eine historische Einleitung voraus. In der erstern rechtfertigt er sich über die Freiheit, die er sich genommen hat, den alten Zwang der sogenannten classischen Einheit des Orts und der Zeit verlassen zu haben, wobei er sich theils auf innere Gründe, mit Berufung auf A. W. v. Schlegel und Andere, bezieht, theils auf die Erfahrung, dafs das Publicum in allen Ländern der Erde *solchen* Vorstellungen beiwohne, wo diese Einheiten verlezt würden, ohne dafs die Wahrscheinlichkeit des Stücks verloren gehe; *il popolo*, fügt er hinzu, *in questa materia è il miglior testimonio.*" ***) — An der Ausführlichkeit, mit der der Verfasser diesen Gegenstand behandelt, sehen wir, welchen Widerspruch er dabei in Italien erwartete; obwohl es ausschliefslich die Franzosen sind, die er zu widerlegen sich fast zu viel Mühe gibt, was er selbst recht gut fühlt, indem er endlich mit der Erklärung abbricht, „dafs er über eine längst schon gut gelöste Frage, vielleicht zu ausschweifend geplaudert habe." Dafs er aber sich auch noch die Frage: „*ob die dramatische Poesie nützlich oder schädlich sei?*" aufwirft und beantwortet, erweckt die unangenehme Vergegenwärtigung eines ultramontanen Publicums, wenn auch der Dichter selbst von den Gewissensscrupeln solcher Pedanterei sich längst losgesprochen hat. Zur Wiedereinführung des Chors wurde der Dichter, wie er selbst gesteht, durch A. W. v. Schlegel's treffende Charakteristik des Griechischen Chors, dessen eigene Worte er übersezt mittheilt, veranlafst. Nur scheint es doch ein grofses Mifsverständnifs unsers Dichters zu seyn, wenn er den Chor der classischen Tragödie, der insbesondere bei Sophokles, theilnahmlos der Handlung gegenüber sich von dem Pathos der auftretenden Personen nicht fortreifsen läfst, und überhaupt einen mehr objectiven Charakter hat, hier ganz zu einer mitfühlenden und mitleitenden Person macht und zwar in so subjectiver Weise, dafs er nur seinem eigenen Herzen dadurch Luft machen will. „Sie haben," sagt er von seinen Chören, „auch noch den Vortheil für die Kunst, dafs sie dem Dichter ein Plätzchen aufbewahren, wo er in seiner eigenen Person sprechen kann, und die Versuchung vermindern, sich selbst in die Handlung einzuführen und den Personen seine eigenen Gedanken zu leihen." Wir werden bei Beurtheilung der Chöre selbst sehen, inwiefern dem Dichter diese lyrische Haltung des Chors gelungen ist. —

Es folgt auf die Vorrede ein Vorbericht, in welchem historische Notitzen über den Helden des Dramas beigebracht werden, woraus wir zum Verständnifs des Stücks ebenfalls Einiges mitzutheilen haben. Der Dichter hat seinen Stoff aus der wüsten und aufgeregten Zeit gewählt, wo zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien die geistliche Gewalt sich für die ganze Christenheit in einem Haupte zusammennahm, die weltliche in eine vielköpfige Hyder auseinander spaltete, so dafs wir neben einander den Papst als Despoten des Reichs Christi auf Erden, und die Städte und kleinen Staaten als Repräsentanten der Gesetzlosigkeit und Willkür in dem Reiche, das von dieser Welt ist, finden. Hier betrifft es einen Krieg der Republik Venedig mit dem Her-

*) Schelling, System des transcendentalen Idealismus. Tübingen 1800. S. 451. 477.

**) Sch. Vorles. Stuttg. 1813. S. 313.

***) Das Volk ist in dieser Sache der beste Gewährsmann.

Digitized by Google

zoge Philipp von Mailand. An der Spitze des Republicanischen Heeres finden wir *den Grafen Carmagnola*, einen der gerühmtesten Kriegshelden seiner Zeit. — Francesco di Bartolomeo Bussone, dieſs war sein eigentlicher Name, wurde um das Jahr 1390 zu Carmagnola im Piemontesischen, wo sein Vater Landmann war, geboren. Unter den Berghirten zeichnete er sich als ein Raufer aus, verlieſs dann die Heimath und nahm als gemeiner Krieger Dienst bei Facino Cane, einem berühmten Condottierre in Diensten des Herzogs von Mailand, wo er sich aus Tortona, Vercelli und andern Städten ein kleines, von dem Herzoge unabhängiges Fürstenthum gebildet hatte. Er starb in demselben Jahre, als der Herzog Johann Maria Visconti ermordet wurde, (1412), dessen Bruder und Nachfolger Philipp sich der Städte und Soldaten Facino's dadurch zu versichern suchte, daſs er die von ihm hinterlassene Wittwe heirathete. Philipp konnte das Erbtheil seines Bruders nur mit Gewalt der Waffen gewinnen, und hierbei zeichnete sich Carmagnola, dem bereits Facino den Befehl über eine Abtheilung seiner Truppen anvertraut hatte, so aus, daſs er von Philipp zum Obersten des ganzen Heeres und bald darauf zum Grafen von Castelnuovo ernannt wurde. Das stolze Geschlecht der Visconti's vergaſs jezt die niedere Herkunft des Feldherrn, und Herzog Philipp gab ihm eine Verwandte, Antonia Visconti zur Gemahlin, mit der er zu Mailand einen prächtigen Palast bewohnte. — Bald wurde dem Herzog ein so hochgeachteter und hochgestellter Mann in seiner Nähe unbequem, er nahm ihm den Befehl über das Heer, schickte ihn als Statthalter nach Genua, wo er nur den Befehl über 300 Mann behielt. Auch dieser wurde ihm noch genommen, und als er sich persönlich bei dem Herzog beschweren wollte, lieſs dieser ihn vor dem Schlosse Abbiate-grasso abweisen, ohne ihn einzulassen, oder zu sprechen. Da wandte der Graf sein Roſs und rief dem Herzog, den er durch die Schieſsscharten erblickte, zu, daſs er *den* bald zurückwünschen werde, den er jezt mit schnödem Undank von sich weise. Der gekränkte Feldherr verlieſs Mailand, wo der Herzog seine Güter einzog, und kam auf weitem Umwege 1425 nach Venedig. Hier wurde er mit Auszeichnung empfangen, erhielt eine öffentliche Wohnung in dem Patriarcato, und am dritten Tage nach seiner Ankunft trat er mit 300 Reitern, die ihn begleiteten, in den Dienst der Republik. Das einzige Bestreben Carmagnola's war, Gelegenheit zu finden, gegen den Fürsten Krieg zu führen, der ihn so undankbar behandelt, und sogar in Venedig einen Mörder, Johann Ciprando, gegen ihn gedungen hatte. Als daher Florenz ein Bündniſs wider Philipp mit Venedig in Antrag brachte, und der Senat den Grafen Carmagnola um seinen Rath befragte, rieth dieser eifrigst zu Bündniſs und Krieg. Man folgte seinem Rathe; er wurde zum Obersten des Landheeres der Republik ernannt und ihm am 15ten Febr. 1426 am Altare der St. Marcuskirche der Feldherrnstab und die Fahne vom Dogen überreicht. Carmagnola führte zwei Jahre hindurch den Krieg mit vielem Glück, eroberte Brescia und schlug das Heer Philipps bei dem Schlosse Maclodio, wo er dem Feinde fünftausend, nach Andern sogar achttausend Gefangene abnahm. Ein sonderbarer Gebrauch in jenen Kriegen war es, daſs nicht nur dem Oberfeldherrn, sondern auch den Unterbefehlshabern, es frei stand, die Gefangenen nach entshiedener Schlacht zu entlassen. Die in dem Lager anwesenden Abgeordneten Venedigs machten dem Grafen vergebliche Vorstellungen gegen einen so schädlichen Gebrauch, allein dieser berief sich auf das Herkommen, und entlieſs auf der Stelle vierhundert Gefangene, die sich seinem Banner ergeben hatten. So übel der Senat dieſs Benehmen empfand, behielt der Graf dennoch den Oberbefehl bis zum Abschluſs eines zweiten Friedens 1428, und als ein dritter Krieg 1431 ausbrach, finden wir ihn wieder an der Spitze des Heeres. Als aber in diesem die Republicaner einigen Verlust erlitten, klagten neidische Feinde den Grafen heimlich des Verraths und Einverständnisses mit dem Feinde an. Der Senat gab diesen Zuflüsterungen Gehör und lieſs den Grafen, unter dem Vorwande, sich mit ihm wegen des Abschlusses des Friedens berathen zu wollen, nach Venedig laden. Ohne Argwohn folgte der Graf dieser Einladung; er wurde ausgezeichnet empfangen, allein in dem Palast des Dogen verhaftet; von einem geheimen Collegium zum Tode verurtheilt, den 5ten Mai 1432 mit einem Knebel im Munde zu den zwei Säulen der Piazetta geführt und daselbst enthauptet. Seine Gattin und eine Tochter befanden sich damals in Venedig. —

Dieſs sind in gedrängter Uebersicht die denkwürdigsten Begebenheiten aus dem Leben des Helden, den sich unser Dichter für seine tragische Muse erwählte. Wir haben jezt den Gang der Handlung zu verfolgen, wie ihn der Dichter in fünf Acten vor uns vorüberführt.

Digitized by Google

Die handelnden Personen werden in *Personaggi storici* und *Personaggi ideali* eingetheilt; zu den ersteren gehören: der Graf Carmagnola, dessen Frau und Tochter; Franzesco Foskari, Doge von Venedig; Gonzaga, Orsini, Tolentino, Hauptleute im Solde Venedigs; Malatesti, Pergola, Torello, Piccino, Sforza, Pergola der Sohn, Hauptleute im Solde des Herzogs von Mailand. Zu den *idealen* oder erdichteten Personen gehören: Marco, Senator von Venedig, Marino vom Rath der Zehner; zwei Commissarien des Senats, Soldaten, Senatoren, Gefangene u. s. w. —

Den, Anfang der Handlung verlegt der Dichter in die Zeit, wo Carmagnola sich in Venedig, noch ohne öffentliches Amt aufhält, und ein vom Herzog von Mailand angestifteter Mordversuch auf ihn gemacht worden war. Zu gleicher Zeit suchte Florenz bei Venedig um Bündniſs und Hülfe wider den Herzog von Mailand nach —

Erster Act. Der Doge legt diese Verhältnisse auseinander und macht den Antrag, den Rath Carmagnola's in dieser Sache zu hören. — Der Graf wird vorgelassen; nachdem er über sein Verhältniſs zum Herzog von Mailand gesprochen, räth er, mit vieler Einsicht in die Angelegenheiten des Staats, zum Kriege. Er tritt ab, und der Doge macht den Antrag: dem Herzoge den Krieg zu erklären und Carmagnola den Oberbefehl zu übergeben. Der Senator Marino spricht dagegen, da ihm der Graf als Ausländer nicht zuverlässig und überdem zu hochfahrend erscheint. Der Doge nimmt sich des Grafen nochmals an; den ungeschickten Antrag Marino's, daſs er für Carmagnola Bürge seyn soll, weis't er von sich. Der Senator Marco spricht für den Grafen als Freund; man fordert Abstimmung. Der Doge läſst die Stimmen sammeln, droht aber dem schwere Strafe an, der das Geheimniſs verräth. Noch eh' die Abstimmung geendet ist, verändert sich die Scene und wir befinden uns in dem Hause des Grafen. —

Den Grund, weſshalb der Dichter uns nicht sogleich die Entscheidung erfahren läſst, sehen wir nicht ein. Bei der Aufführung würde man, wenn während des Stimmensammelns eine Wand vorgeschoben würde, glauben, der Maschinenmeister habe das Stichwort vergessen. Angemessener wär' es daher gewesen, diese Verhandlung zur Entscheidung kommen zu lassen und eine Deputation zu ernennen, um dem Grafen die Ernennung feierlich anzukündigen. Statt dessen wird dem Grafen, von dem wir vorher noch einen schönen Monolog, wohl das Meisterhafteste in dem ganzen Drama, hören, die Nachricht von seiner Ernennung durch den Senator Marco, der weder vor uns damit beauftragt wurde, noch es im Auftrage des Senats zu thun erklärt, mitgetheilt. Er fügt die guten Lehren hinzu, daſs der Graf bedenken solle: „daſs er Feldherr sei im Solde der Herren im Bürgerkleide," „und vor Allem seinen raschen Charakter mäſsigen möge." Der Graf gibt die besten Versprechungen und spricht die Hoffnung aus, daſs ein glücklicher Erfolg seine Feinde mit ihm aussöhnen werde. —

Von dem ersten Acte eines Drama's verlangen wir eine vollständige Einführung in den Gang der Begebenheiten, die vor uns entwickelt werden sollen, was man die Exposition des Stücks genannt hat. Eben so nothwendig aber, wie diese *Entwickelung*, ist dem ersten Acte auch *die Verwickelung* der in Conflict kommenden Interessen nothwendig, wenigstens muſs sich das spätere Schicksal schon jezt als drohend, wo nicht als unvermeidlich ankündigen. Das Schicksal nun der modernen Helden ist ihr Charakter, und den finden wir von dem Dichter in dieser Anlage nicht so vollständig gezeichnet, daſs wir alle künftigen Tage an diesen einen Tag geknüpft sehen. Auſserdem erscheint die eigentliche Exposition des Drama's zu breit; es wird zu viel *verhandelt* und zu wenig *gehandelt*, was freilich eine Krankheit des ganzen Drama's ist. So beginnt *der zweite Act* ebenfalls wieder damit, daſs in dem herzoglichen Lager von den Feldherren hin und her Rath gepflogen wird, ob man eine gutgewählte Stellung verlassen solle, weil die Truppen Carmagnola's die Herzoglichen übermüthig herausgefordert haben. Es wird beschlossen, die Venetianer anzugreifen. Was mit einer kurzen Scene abgemacht werden könnte, wird durch drei Scenen hindurch geführt. — In dem Lager der Venetianer finden wir den Grafen zuerst allein, dann an die Hauptleute die Befehle zur Schlacht vertheilend. — Dieſs ist der ganze Inhalt des zweiten Actes, der dadurch ziemlich mager erscheint. Um ihn auszufüllen, tritt am Schluſs ein Chor auf. Ueber die Bedeutung, welche der Dichter seinen Chören zu geben geneigt ist, wurde früher schon gesprochen. Würde der Chor sich nur mit dem beschäftigen, was eben jezt ihn umgibt und sich nur darauf beschränken, die Schlacht und den Ausgang derselben, oder auch die allgemeineren Angelegenheiten Italiens, wie sie damals standen, zu schildern, so würden wir uns selbst auf der Bühne an solchen Chor gewöhnen, und er würde uns die Schlacht lebendiger vor die Vorstellung bringen, als es gewöhnlich auf den Bretern durch schlecht eingeübte und ungeschickt angeordnete Scheingefechte geschieht. In den ersten Strophen leistet der vorliegende Chor allerdings diesen Anforderungen Genüge, auch die Klagen über den Krieg der Söhne eines und desselben Vaterlandes, vor dem zu allen Zeiten die edleren Männer Italiens, vor andern Petraca und Machiavelli strafend gewarnt haben, sind noch an ihrer Stelle, allein zulezt wird zu sehr auf die Gegenwart hingedeutet und der Zuhörer zu sehr von dem Interesse, welches er an der weiteren Entwickelung der Handlung nehmen soll, entfernt.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 223. u. 224.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1827.

1) *Opere poetiche di Alessandro Manzoni. Con prefazione di Goethe.*

2) *Adelgis von Manzoni, übersezt von Carl Streckfuſs.*

(Beschluſs.)

Dritter Act. Die Schlacht ist von dem Grafen gewonnen. In seinem Zelte empfängt er einen Commissair der Republik, der sich glücklich schäzt, der Erste zu seyn, der in dem Senat von dem Triumphe seiner Waffen Meldung thun werde. Zugleich erlaubt er sich aber den Grafen aufzufordern, den Sieg zu benutzen, die Feinde zu verfolgen. Dieser findet sich durch solchen Vorwitz des Civilisten gereizt, und wird es noch mehr, als der zweite Commissär hastig eintritt und darüber Beschwerde führt, daſs die Gefangenen ohne Weiteres entlassen werden. Der Graf stellt ihnen vor, daſs es der Kriegsgebrauch so mit sich bringe. Vergebens wenden die Commissarien alle Beredsamkeit und alle guten Worte auf, sie nennen ihn den Sohn Venedigs, von dem es erwarte, was zum Nutzen und Ruhm des Staats führen könne; sie sprechen die Ueberzeugung aus, daſs er der Mann sei, dem nichts widerstehe, dem jeder Wille so schnell sich beuge, daſs man nicht wissen könne, ob es aus Furcht oder Liebe geschah; allein auf die Frage, ob er nicht in seinem Lager ein Gesez geben und auch behaupten könne? gibt er jezt zur Antwort:

. . . . . „Ich sagte,
„Daſs ich *nicht könnte*, besser sag' ich jest,
„Daſs ich *nicht will*."

und darauf

. . . . „Ich könnt es' wohl. Wenn ich
„Ein Zeichen gäbe, hörte man im Lager
„Nicht einen Widerspruch."

Er begnügt sich aber nicht bloſs damit, sondern entläſst nun auch noch vierhundert Gefangene, über die ihm allein die Verfügung zustand, und behandelt den Sohn eines feindlichen Feldherrn mit auffallender Auszeichnung. — Die Commissärs sehen in diesem Benehmen nur Zeichen des Verraths, und verabreden sich, dem Rathe der Zehnmänner hiervon Meldung zu thun. — Offenbar hat der Dichter seinen Helden durch dieſs fast kindische Benehmen herabgesezt, die Zumuthungen, die ihm gemacht wurden, waren nicht unbillig, um so ungehöriger erscheint die Verweigerung, die ein so kleinlicher Anlaſs zum Untergange eines so hoch gestellten Mannes wird.

Der vierte Act beginnt mit einer Sitzung des Rathes der Zehnherren in Venedig, vor welche der Senator Marco vorgeladen worden ist, um zu erfahren, daſs ein Schiff bereit liege, ihn zu einem nicht näher bezeichneten Geschäfte nach Thessalonich zu bringen; dabei wird ihm von Marino angedeutet, daſs er wegen seiner Neigung zu Carmagnola entfernt werde. Anstatt diesen Freund des Grafen, den man für höchst gefährlich hält, entweder fest zu nehmen, oder ohne Weiteres fort zuschicken, wird er vorher in das groſse Geheimniſs eingeweiht, daſs Befehl gegeben sei, den Grafen zu morden, wenn er nicht sogleich zurückkehre. Man hat alle Ursache, sich über die Offenheit zu verwundern, mit welcher der vorsichtige Marino dem muthmaſslichen Verräther zuruft:

. . . . „Ein groſs Geheimniſs, hört,
„Und wahrt es wohl: es ist Befehl gegeben,
„Daſs er nicht lebend uns'rer Hand entgeht."

Wodurch sich aber diese Rathssitzung besonders dehnt, ist: daſs nur Marino und Marco das Wort nehmen, und über den schon einmal von Beiden in dem ersten Act zur Genüge verhandelten Gegenstand, ob nämlich dem Grafen zu trauen sei oder nicht, wiederum zwei Reden halten, von denen die des Marino über 60 Verse und die des Marco über 80 zählt, und zwar sind diese Reden reicher an den sophistischen Wendungen des Demosthenes und Cicero, als an raschem Widerspruch und

Digitized by Google

leidenschaftlicher Begeisterung, die wir in der Tragödie vernehmen wollen. — Marco *unterzeichnet* einen Schwur, nichts von dem zu verrathen, was ihm mitgetheilt wurde, und ihm selbst wird der Tod angedroht, wenn er nicht schweigt. Der Dichter hatte bisher den Marco als edeln entschlossenen und treuen Freund gezeichnet, er läfst ihn ohne Noth fallen, und wir hören nun, wie er sich in einem langen Monolog die Frage beantwortet:

. . . . . „*s'io*
„*Fui più stolto, o codando, o suenturato!*

Auch wir schwanken, ob wir ihn mehr thöricht, feig, oder unglücklich nennen sollen; allein noch mehr fällt er aus seinem früheren Charakter, wenn er so raththat- und haltlos in sich wird, dafs er es als eine Wohlthat ansieht, dafs ihn diese feigen und heimtückischen Rathsherren auf den Weg gewiesen hätten, den er gehe; dafs er zum Verräther an dem Freunde werde, sei nicht seine Wahl; Alles, was er thue sei Zwang, nicht eigener Wille. So sagt er am Schlufs des Monologs:

. . . „Ihnen (den Rathsherren) dank' ich es, sie haben
„Ein Schicksal mir bestimmt, sie haben mich geschoben
„Auf einen Weg — ich lauf' ihn und mein Heil ist's, dafs
„Ich ihn nicht wählte — keinen wähl' ich; Alles
„Was ich nur thu', ist Zwang und Anderer Wille."

Er geht nach dem Hafen und überläfst den unglücklichen Freund seinem Geschick. Diesen finden wir jezt in einem Gespräch mit Gonzaga in seinem Zelt, ohne alle Vorahnung, dafs ihm etwas Schlimmes bevorstehe, wefshalb er auch der, von dem Senat an ihn gerichteten Einladung, nach Venedig zu kommen, mit dem besten Vertrauen sogleich Folge leistet.

Fünfter Act. Schon wieder Rathsversammlung in Venedig. Carmagnola wird zunächst um seine Meinung wegen des, von dem Herzoge von Mailand angebotenen Friedens befragt, bald aber von dem sonst so besonnenen Dogen selbst als ein Verräther des Staats angeklagt und Bewaffneten übergeben, die ihn vor den geheimen Rath zur Verantwortung führen sollen. Das Benehmen des Grafen vor dem Senat ist edel, hochherzig und des braven Kriegsmannes würdig; weder bittet er, noch vertheidigt er sich, allein er erinnert die feigen Häupter der Republik an die Geschichte und an die Rache, die später oder früher sie ereilen werde.

Hätte der Dichter seinen Helden im dritten Acte eben so würdig und angemessen erscheinen lassen, so würde dieser Charakter allein hinreichen, um das Ganze, wie eine einzige Mittelsäule, die, nach verschiedener Richtung hin wankend gewordenen, Bogen des Gewölbes zu tragen. —

Der Graf wird nach dem Gefängnifs abgeführt. Gemahlin und Tochter harren mit freudiger Erwartung der Rückkehr. Statt seiner tritt Gonzaga ein, der ihnen die betrübende Botschaft bringt und sie mit sich nimmt, um den Vater und Gemahl noch einmal zu sehen. — In dem Gefängnifs hören wir den Grafen auf würdige Weise über das schmähliche Ende klagen, welches ihm hier gleich dem gemeinsten Verbrecher bereitet werde. In diesem Monolog sind Anklänge an den des Egmont von Göthe in ähnlicher Lage!

„O freies Feld!
„O heit'res Sonnenlicht! O Klang der Waffen!
„O Freude der Gefahr! Trommeten! Ruf
„Der Kämpfenden! O du mein Rofs! Bei euch
„Zu sterben wäre schön; doch, wider Willen
„Geh' ich entgegen dem Geschick, gezwungen
„Gleich dem Verbrecher, ausstreuend auf dem Weg
„Ohnmächt'ge Wünsche, jammervolle Klagen!

Die Frauen erscheinen nun in dem Gefängnifs; ihren Charakter hat der Dichter mit einiger Liebe und tiefem Gefühl ausgestattet, und die Scene des Abschiedes so geschickt angeordnet, dafs die Ausbrüche übermäfsiger Weinerlichkeit und Rührung vermieden werden. Dem Freunde Gonzaga trägt er den lezten Grufs an seine Kriegsgenossen auf. — Jezt hört man Lärm, Bewaffnete treten ein, die Frauen sinken in Ohnmacht, der Graf empfiehlt sie der Sorge der Freunde, und geht mit festem Schritt dem Tod entgegen.

2. *Adelchi. Tragedia.*

Auch diesem Drama werden von dem Verfasser historische Notizen vorausgeschickt, von denen wir nur das erwähnen, was zu der Handlung selbst gehört. — Während *Carl der Grofse* (770—72) die Sachsen bekriegte, machte Desiderius, König der Lombarden, von dem Frankenkönige dadurch beleidigt, dafs er die ihm zur Gemahlin gegebene Ermengard, die Tochter Desiders, verstofsen hatte, dem Papst Hadrian, welchen er gern mit Carln verfeindet hätte, den Vorschlag, die beiden Söhne Carlmanns, des Bruders Carls, die mit ihrer Mutter Gerberga zu ihm geflüchtet waren, als Könige des Frankenlandes zu salben. Der Papst ging nicht darauf ein; dafür fiel Desider verwüstend in sein Gebiet und der heilige Vater sandte in Eil an Carl um Hülfe;

Digitized by Google

auch Longobardische Groſse, mit ihrem Könige verfeindet, schickten Boten ab an Carl, lieſsen ihn auffordern, mit einem Heer nach Italien zu kommen, wo sie ihm den Desiderius sammt seinen Schätzen auszuliefern versprachen. Carl brach auf nach Italien, wo er die Pässe, die zu dem Thal von Susa führen, mit Mauern und Thürmen geschüzt fand, hinter denen *Adelgis*, Desiders Sohn hervorbrach und das Frankenheer zurückschlug; schon wollte Carl den Rückmarsch antreten, als der Diakonus Martinus, vom Erzbischof Leo von Ravenna abgesandt, im Lager ankam, und auf unbekanntem Wege eine Abtheilung des Frankenheers den Longobarden in den Rücken führte, die nun geschlagen wurden. Nach hartnäckigem Widerstande muſste Pavia sich ergeben; Desiderius, der hier sich eingeschlossen hatte, wurde von seinen Vasallen dem Frankenkönige ausgeliefert und nach Deutschland geschickt, wo er in das Kloster Corvey eingesperrt wurde. Adelgis flüchtete nach Constantinopel, kehrte später mit Griechischen Truppen zurück, und blieb in einem Gefecht gegen die Franken. — Der Dichter erläſst ihm die Fahrt nach Constantinopel; Adelgis stirbt bei einem Ausfall aus Verona. — Herr Manzoni hat sehr gründliche historische Studien gemacht, um des groſsen Stoffes ganz mächtig zu werden; indessen vermissen wir doch bei diesen Studien die poetische Absicht, wie wir es nennen möchten. Die Chroniken aus jener Zeit sind reich an Legenden und Sagen, die der Verfasser entweder nicht kannte, oder absichtlich ausschloſs, und doch würden gerade diese Erzählungen der poetischen Bearbeitung etwas so Eigenthümliches gegeben haben, wie es die eigene Erfindung nicht vermocht hat aus der späteren Prosa der reflectirenden Geschichtschreiber herauszubilden *).

Die Hauptpersonen, welche der Dichter in diesem Drama auftreten läſst, sind folgende. Von den Longobarden: Desiderius; Adelgis (Adelchi) sein Sohn; Ermen-

---

*) Nur ein paar dergleichen Erzählungen aus Chroniken will ich hier anführen, um den, dem Dichter gemachten Vorwurf zu rechtfertigen. Bei Erwähnung des Uebergangs Carls des Groſsen über den Mont Cenis erzählt eine im Kloster Novalese geschriebene Chronik (*Chronicon Novaliciense in Valle Segusiana;* bei *du Chesne* T. 2. p. 225) Folgendes:

„*Erat enim Regi Desiderio filius nomine Algisus, a juventute sua fortis viribus. Hic baculum ferreum equitando solitus erat ferre tempore hostili et ab ipso fortiter inimicos percutiendo sternere. Cum autem hic juvenis dies et noctes observaret et Francos quiescere cerneret, subito super ipsos irruens percutiebat cum suis, a dextris et a sinistris maxima caede eos prosternebat. Cum vero haec per dies singulos agerentur, contigit joculatorem ex Longobardorum gente ad Carolum venire et cantiunculam a se compositam de eadem re rotando in conspectu suorum cantare. Erat enim sensus praedictae cantiunculae hujus modi. Quod dabitur viro praemium, qui Carolum perduxerit in Italiae regnum? Per quae quoque itinera nulla contra se hasta erit levata. Neque clypeum repercussum, nec aliquod recipietur ex suis damnum. Cumque haec dicta ad aures Caroli pervenissent, accersivit illum ad se et cuncta quae quaesivit dare illi post victoriam repromisit.*“

Eine zweite Erzählung, die von einem dramatischen Dichter recht gut hätte benuzt werden können, findet sich bei dem *Monachus Sangallensis* (II, 26. bei *du Chesne* II, 132) Als Desider die Ankunft des Frankenheeres erfuhr, stieg er mit *Ogger*, einem seiner Vertrauten, der früher in Carls Diensten stand, auf einen Thurm. „*Apparentibus vero impedimentis, quae expeditiora Darii vel Julii fuissent expeditionibus, dixit Desiderius ad Oggerum: Estne Carolus in tanto exercitu? At ille respondit, Non adhuc. Videns vero exercitum popularium de latissimo imperio congregatum diffinite pronunciavit ad Oggerum: Vere in his copiis Carolus exultat? Respondit Oggerus: Sed non adhuc, neque adhuc. Tunc aestuare coepit et dicere: Quid faciemus, si plures cum eo venerint? Dixit Oggerus: Videbis qualis ille veniat. De nobis autem nesciò quid fiat. Et ecce ista sermocinantibus, apparuit schola vocationis semper ignara. Quam videns Desiderius, stupefactus, Iste est, inquit, Carolus. Et Oggerus, Non, inquit, adhuc. Post hunc cernuntur Episcopi, Abbatesque et Clerici Capellani cum Comitibus suis. Quibus aspectis, haec vix aegre jam lucis inimicus mortisque Desiderius singultando blateravit: Descendamus et abscondamus in terra a facie furoris adversarii tam immanis. Ad quae retulit extumescens Oggerus, rerum et apparatus incomparabilis Caroli quondam expertus et meliori tempore assuetissimus: Quando videris, inquiens, segetem campis inhorrescere, ferreum Padum et Ticinum marinis fluctibus ferro nigrantibus muros civitatis inundantes, tunc est spes Caroli venientis. His necdum expletis primum ad Occasum Circino vel Borea coepit apparere quasi nubes tenebrosa, quae diem clarissimum horrentes convertit in umbras. Sed propiante paululum Imperatore, ex armorum splendore dies omni nocte tenebrosior oborta est inclusis. Tunc visus est ipse Carolus ferrea galea cristatus ferreis manicis armilatus, ferreo thorace ferreum pectus humerosque Platonicos tutatus hasta ferrea in altum subrecta sinistra impletus. Nam dextera ad invictum chalybem semper erat extenta etc. etc.*

Wir wollen es dem Dichter nicht als einen Fehler an-

Digitized by Google

gard und Ansberga seine Töchter, Wahrmund (*Vermondo*); Schildknappe (*Scudiero*) Desiders; sieben Herzöge; Swarto, ein Soldat. Von den Franken: Carl der Grofse; Albin, Gesandter; zwei Grafen. Von den Lateinern: Pietro, Legat des Papstes Hadrian; Martino, Diakonus von Ravenna. — Der Verfasser hat dem Adelgis das Hauptinteresse zugewendet, ohne jedoch diesen seinen Liebling zum Besten zu bedenken. Schon in der Vorrede schneidet er ihm alle Berechtigung ab; denn wenn er mit übel angebrachter Aufrichtigkeit, gegen welche wir einiges Mifstrauen hegen möchten, erklärt, „dafs er den Charakter des Adelgis ganz und gar selbst erfunden und zwischen die geschichtlichen Charaktere so *verunglückt* hineingeschoben habe, dafs der übelwollendste Leser diefs nicht so lebhaft fühlen könne, als der Verfasser selbst;" *) so wünschten wir nur, dafs der Dichter gegen sich eben so streng, als aufrichtig gewesen wäre, und uns das nicht gegeben hätte, was er selbst für verunglückt erklärt. Dafs er in der That zu streng gegen sich verfährt, wird die nähere Betrachtung des Dramas zeigen.

Erster Act. Ein Schildknappe meldet dem König Desider die Ankunft seiner von Carl verstofsnen Tochter Ermengard; Adelgis verlangt die Schwester einzuholen, der Vater verweigert es, um Auflauf in Pavia zu verhüten. Auf geheimem Wege läfst er sie in das Schlofs kommen; dem Sohn aber erklärt er, an Carl sich dadurch zu rächen, dafs er die beiden Neffen, die sich mit Gerberga zu ihm geflüchtet, in Rom zu Frankenkönigen wolle salben lassen. Adelgis äufsert sich bedenklich über den Zustand des Longobardischen Reichs, über die unzuverlässigen Vasallen, er räth sogar dem Papste die Städte zurückzugeben und mit ihm Freundschaft zu schliefsen; der Vater weist solchen Antrag mit Zorn zurück. — Die heimkehrende Ermengard, so schwer sie auch gekränkt wurde, tritt mild und versöhnend auf, sie wünscht ihre Tage einsam in einem Kloster zu verleben. Der Vater, durch solch stummes Leid nur um so mehr aufgeregt, gewährt ihr diese Bitte. — Ein Gesandter Carls wird gemeldet; Desider, der selbst dem eigenen Sohne mifstrauet, frägt ihn:

Figlio, sei tu con me?

Der Sohn fühlt sich durch so harte Frage gekränkt; er erklärt, dafs er nur ein Schwert in der Hand des Vaters seyn wolle. — Der Gesandte Carls wird hereingeführt. Er verlangt im Auftrage seines Königs die Zurückgabe der dem Papste abgenommenen Städte. Da diefs verweigert wird, kündigt er Krieg an. Die Kriegserklärung wird vom Desider und vielen Vasallen erwiedert. — Einige Ungetreue nehmen Abrede, sich in dem Hause Swarto's, eines gemeinen Kriegers, zu finden, hier verabreden sie, sich an Carl anzuschliefsen, Swarto übernimmt es, diese Nachricht dem Frankenkönige zu bringen. —

Dieser erste Act des Trauerspiels ist in Beziehung auf die ganze Oekonomie des Stücks gut angeordnet, wir werden mit dem Boden, auf dem sich die Handlung begibt, genau bekannt; die zurückgeschickte Königstochter gewinnt innige Theilnahme, und somit das Auflehnen Desiders gegen den Frankenkönig Berechtigung, zugleich sehen wir, wie innerlich krank das Longobardische Reich ist, und wie es dem Anlauf der Franken nicht widerstehen wird. Nur Adelgis läfst uns ziemlich gleichgültig, da wir doch von ihm, der dem Stück den Namen gab, zu den gröfsten Erwartungen berechtigt waren. Er tritt als Mitkönig neben dem Vater auf, ist jedoch mit diesem so eines Sinnes, spricht und thut, wenn es zur Entscheidung kommen soll, so eins und dasselbe mit ihm, dafs er — wenn das Hauptinteresse der Untergang des Longobardischen Reichs seyn sollte, eine entbehrliche Figur war.

Zweiter Act. Lager der Franken im Thale von Susa. — Pietro, der päpstliche Legat wendet alle seine Beredsamkeit auf, den Frankenkönig abzuhalten, das Unternehmen gegen Desider aufzugeben. — Gleich hier müssen wir einen wesentlichen Fehler rügen, der der

---

rechnen, dafs er gerade diese beiden Erzählungen übersehen hat; sie sollen nur zum Belege dienen, dafs es gut ist, wenn der Dichter sich mit dem, was in Sagen und Mährchen berichtet wird, eben so genau bekannt macht, als mit der späteren pragmatischen Geschichte, zumal wenn er den Stoff aus einer Zeit wählt, die noch vielfach in Nebel gehüllt ist.

*) Hier die eigenen Worte des Verfassers: *Il carattere però d'un personaggio, quale e presentato in questa tragedia, manca affato di fontamenti storici: i desegni di Adelchi, i suoi giudizi sugli eventi, le sue inclinazioni, tutto il carattere in summa è ventato di pianta e intruso fra i caratteri storici con una infelicità, che dal più difficile e dal più malevolo lettore non sara cepto cosi viramente tentita come lo è dall' autore.*

Digitized by Google

Lebendigkeit und inneren Gliederung des Stücks groſsen Eintrag thut, den nämlich, daſs es zwischen den handelnden Personen fast nie zu einem eigentlichen Dialog, sondern fast immer nur zu Reden und Gegenreden kommt. So spricht Carl in diesem ersten Auftritt nur zweimal; aber das erstemal sagt er 47, das zweitemal 24 Verse her. Eher können wir dem Diakon Martinus, der jezt eintritt, erlauben, uns von dem Weg, den er über die Alpen gefunden, in beinah hundert Versen Nachricht zu erstatten, da diese Schilderung zu dem Schönsten des Gedichtes gehört; so einfach und naturtreu, daſs ein Maler die Landschaft aufnehmen könnte. Zur Taktik Carls des Groſsen können wir jedoch dadurch kein Zutrauen gewinnen, daſs er, nachdem Martinus von Schluchten ohne Pfad, Bergstromgebraus, unübersteigbaren Mauern von Erz gesprochen, und wie er vier Tage lang nur von Gott geleitet, mühsam durchgekommen, bei ihm anfragt, ob dieser Weg mit Cavallerie zu passiren sei, und dieſs auch dem geistlichen Boten auf sein Wort geglaubt. — Wenn uns im ersten Act einiger Zweifel gegen Carls Charakter in Beziehung auf die verstoſsene Ermengard entstand, so rechtfertigt er sich hierüber in einem Monolog, wo wir aber wiederum in der Anordnung es nicht ganz geschickt finden, daſs unmittelbar nach diesem Monolog von dreiſsig und einigen Versen, Carl sogleich wieder mit einer Rede von fünfzig und einigen Versen auftritt, in welcher er seinem Gefolge den Uebergang über die Alpen ankündigt und zwar in der Sprache des Bülletins Napoleons vor der Schlacht von Marengo.

. . . . Drei Tage nur
Dann Kampf und Sieg, und dann erwünschte Rast
Im schönen Welschland, mitten in den Feldern
Von Aehren wogend, in dem Fruchtgeheg,
Das Obst trägt, unsern Vätern unbekannt;
Dort unter alten Tempeln, unter Hallen,
Im Land, dem sangesfrohen u. s. w.

Daſs Carl seine Franken auf die antiken Tempel und Säulenhallen vertröstet, scheint nicht ganz angemessen; ob die Gräber der Märtyrer, welche er gleich darauf nennt, so groſsen Reiz für die Seinen haben mochten, lassen wir ebenfalls dahin gestellt seyn; allein auf die Versammlung scheint die Rede des Kaisers keinen groſsen Eindruck zu machen, der Act schlieſst, ohne daſs irgend ein Zeichen des Beifalls von der Genossenschaft gegeben würde.

Dritter Act. Lager der Longobarden. Adelgis hört zu seinem Verdruſs, daſs die Franken den Rückzug antreten; er schüttet in den Busen seines Freundes Anfried seinen Schmerz darüber aus, daſs der Krieg gegen Rom, der ihm ungerecht und unrühmlich erscheine, wieder beginnen werde. Hat uns schon im ersten Acte Adelgis nicht groſse Erwartungen erregt, so geschieht es jezt noch weniger; denn was sollen wir von einem Helden erwarten, der dem Freunde das Geständniſs macht:

„Mein Herz beängstigt mich Anfried; denn es gebietet
„Nur Hohes mir und Edles und das Schicksal
„Verdammt zum Niedern mich; dahin geschleift
„Geh' ich ziellos auf dunk'lem Weg, den ich
„Nicht wählte, und mein Herz vertrocknet mir,
„Gleich einem Keime, den, auf schlechtes Land
„Gefallen, der Wind verweht.

Der Zuspruch des Freundes ist eben auch nicht geeignet, diese schöne Seele aus ihrem unglücklichen Bewuſstseyn zu reiſsen; er ruft ihm zu: *Soffrei e sil grande!*" aber mit dem Dulden allein ist noch Keiner ein Held geworden. — Dem Vater der sich jezt nähert, und ihn zum Kriege gegen Rom auffordert, verspricht er: zu welchem Unternehmen es auch immer sei, blindlings als Krieger zu folgen. — Allein bald zeigt sich anderwärts Gefahr; die Franken sind in dem Lager, die Longobarden fliehen, Adelgis geht mit wenigen Getreuen dem Feinde entgegen, Desiderius versucht die Flüchtlinge aufzuhalten, da es ihm nicht gelingt, läuft er selbst mit davon. Die Soldaten rufen: *Fuggiamo!* und er:

„Nun denn, so lauft; auch ich will mit Euch flieh'n;
„Dieſs ist das Loos deſs, der über Schurken herrscht."

Carl mit den Seinen nimmt von dem verlassenen Lager der Longobarden Besitz; seine Feldherren klagen, daſs der Sieg zu leicht gewesen; Carl tröstet sie mit dem unköniglichen Worte: daſs es ganz gleich sei, auf welche Weise man zu einem Reiche komme. In diesem Sinne sagt er zu Rutland:

. . . . „Gieb dich zufrieden,
„Held meiner Helden; schön ist eines Reichs
„Erob'rung, welche sie auch sei." —

Die von Desiderius abgefallenen Herzöge kommen an, Carl empfängt ihre Huldigung. Nachdem sie abgetreten sind, wird Anfried, der Freund des Adelgis, verwundet und gefangen vor den König gebracht. Aus der Begeisterung, mit der er für seinen königlichen Freund

Digitized by Google

spricht, sehen wir, wie hoch der Dichter den Helden seines Dramas stellen will. Warnend ruft er Carln zu:

„Gedenke,
„Dafs herrschend oder fallend solch ein Mann
„Adelgis ist, dafs der, der ihn verlezt,
„Den Gott des Himmels selbst in seinem reinsten
„Abbild verlezt."

Solche Uebertreibungen aus dem Munde des Freundes haben wenig Gewicht; wir verlangen, dafs der Held sich durch seine eigene That bewähre. — Gleich darauf finden wir die beiden flüchtig gewordenen Könige in einem Walde mit den ihnen treugebliebenen Longobarden. So bereit auch diese sind, auf der Stelle durch die That ihren Muth und ihre Treue zu bewähren, so findet es Adelgis doch für jezt rathsamer, mit ihnen davon zu laufen; sein Rath ist derselbe, den wir schon von dem Vater hörten:

„Wohlan, so lafst
„Uns nach Pavia laufen; fliehen wir und retten
„Jezt unser Leben, um zu rechter Zeit
„Es theuer zu verkaufen."

So verständig dieser Rath auch seyn mag, so unentbehrlich insonderheit dem Dichter das Leben seines Helden zur Vollendung des vierten und fünften Actes ist, so würden wir ihn doch jezt schon lieber mitten in dem Getümmel der Schlacht fallen sehn, als mit solcher Besonnenheit davongehen. —

Ein Chor schliefst den dritten Act, in welchem das Loos eines Volkes geschildert wird, das die Fremdlinge als Sieger über ihre angestammten Herrscher begrüfst, und zu dem alten Joch ein zweites aufgelegt erhält. Da der Dichter schon früher erklärt hat, dafs er die Chöre nur zu seinen eigenen Expectorationen verwende, so verstehen wir auch diesen Chor nur, wenn wir uns erinnern, dafs ihn ein edler Mailänder im Jahre 1825, oder etwas früher schrieb.

Vierter Act. Garten im Kloster St. Salvator in Brescia. Die zum Tode kranke Ermengard ertheilt einer Klosterjungfrau ihren lezten Willen; als sie erfährt, dafs Carl eine Andere zur Gattin genommen habe, fällt sie in Wahnsinn, der jedoch so ruhiger und besonnener Art ist, dafs sie darin gleich mit einer Rede von 27 Versen debütirt, in denen auch nicht ein unzusammenhängendes, oder verwirrtes Wort vorkommt. Mehrere Klosterfrauen treten herzu; sie stirbt. — Der Chor, der hier folgt, besingt das Leben und Leiden der Königin, die wir so eben verscheiden sahen. Dieser Chor, der, wie alle Chöre Mazonis, von seinem schönen lyrischen Talente zeugt und für sich eine sehr gelungene Elegie genannt werden kann, steht hier insofern nicht an der rechten Stelle, als wir im Drama selbst diefs Leben und Leiden Ermengards zu sehen verlangt hätten. Es ist nicht gut, wenn man den Helden und Heldinnen der Bühne erst dann seine Theilnahme zu schenken veranlafst wird, wenn sie todt sind. —

In Pavia, wohin Desider geflohen, wird neuer Verrath gesponnen. Guntig, dem die Festung als Commandanten anvertraut ist, hält eine sehr sophistische Rede von einigen siebenzig Versen über die Treue, die an die schöne Rede Fallstaf's über die Ehre erinnert, jedoch ohne den leisesten Anflug von Humor. Swarto wird auf verstecktem Wege eingeführt, die Uebergabe der Festung und die Gefangennehmung Desiders wird verabredet. Die beiden Verräther geloben sich in einem, für solche Gesellen viel zu feierlichen Tone, ewige Freundschaft.

Fünfter Act. Königlicher Palast in Verona. Giselbert, Herzog von Verona, fordert den Adelgis im Namen des ganzen Heeres auf, die Stadt zu übergeben. Adelgis überlegt in einem ziemlich langen Monolog, was zu thun sei. Von Teudis erfährt er, dafs eine kleine Schaar von Getreuen mit ihm Alles wagen will. Adelgis weifs auch jezt nichs Anderes zu rathen, als Flucht; so sagt er zu Teudis:

„Zu meiner Flucht, Genossen,
„Nehm' ich die Tapfern mit, nichts anders kann ich
„Mit ihnen thun; nichts können sie für mich thun,
„Als nach Byzanz mir folgen. Ach! wär' Einer,
„Der Edleres (*un più gentil consiglio*) zu rathen wüfste mir
„Aus Mitleid, sag er es."

So finden wir den Adelgis unentschlossen zur That, und sogar um Rath spricht er andere mitleidige Seelen an. — Im Lager Carls begegnet uns der Gefangene Desider im Gespräch mit dem Frankenkönig, von dem er um freien Abzug für den Sohn vergeblich bittet. Da trifft die Nachricht ein, dafs Verona bereits gefallen sei; Adelgis, der sich durchzuschlagen versucht hat, wird, zum Tode verwundet, in das Zelt Carls gebracht. Sehr feierlich erklärt jezt Adelgis, dafs nur die lezte Stunde das Geheimnifs des Lebens begreife, allein seine Weis-

Digitized by Google

heit scheint des Königssohns, des Helden der Tragödie, nicht angemessen. Er wünscht dem Vater Glück, daſs er das Reich verloren habe, er räth ihm, froh zu seyn, daſs er nicht mehr König sei, und sich zu freuen, daſs ihm nun „jeder Weg zur That" verlegt sei. Dieſs sind seine eigenen Worte:

. . . „Dir ward
„Ein Reich geraubt. O, weine nicht, nein glaub' es,
„Wenn du einst dieser Stunde nahst, dann gleiten
„Gar hold und schön vor deinem Geist vorbei
„Die Jahre, da du nicht mehr König warst. — —
„Sei froh, daſs du nicht König bist, sei froh
„Daſs dir zum Handeln jeder Weg versperrt ist.
„Raum für den Edlen gibt's hier nicht, nicht That
„Für den Unschuld'gen. Unrecht nur zu thun,
„Oder zu leiden gilt's. O eine wilde
„Gewalt besizt die Welt und nennt sie selbst
„*Das Recht* . . . . . .
. . . . . „Dieser Glückliche,
„Dem Alles lächelt, Beifall ruft und dient,
„Er ist ein Mensch, der sterben wird!" —

Der Bitte, daſs seinem Vater in der Gefangenschaft edel begegnet werden möge, wird von Carl Erfüllung zugesagt. Er stirbt in den Armen seines Vaters. —

Von den in einem Anhange mitgetheilten vermischten Gedichten müssen wir das auf den Tod Napoleons, oben anstellen, obwohl wir bemerken müssen, daſs Verehrung und Bewunderung nicht ausreichen, um einer welthistorischen Person das Urtheil zu sprechen, oder den Kranz zu reichen. Die „*Inni sacri*" sind aus religiösem Gemüth hervorgegangen, allein gegen den Ernst eines Dante und Petrarca erscheinen sie doch sehr modern. Man vergleiche nur Manzonis Gedicht „*Il nome di Maria*" mit der berühmten Canzone Petrarca's an die Jungfrau Maria: *Vergine bella* u. s. w. — Wo wär' es wohl einem jener alten Dichter in den Sinn gekommen, ein solches Gedicht an die heilige Jungfrau mit einer Apostrophe an die Israeliten, um sie zur Kirche Christi zu bekehren, zu schlieſsen, wie dieſs Herr Manzoni thut. —

Sollten wir nun die zerstreuten Bemerkungen zulezt in ein Endurtheil zusammenfassen, so müssen wir Herrn Manzoni, wie sehr wir auch Ursache hätten im Einzelnen Manches zu tadeln, dennoch für einen Dichter von entschiedenem Berufe und groſsem Talente erklären. Seine Sprache ist durchgängig edel, nirgend findet man Schwulst und Uebertreibung, oft eine Einfachheit, die an die gröſsten Muster erinnert. Nirgend hascht er nach Effecten und doch verfehlt er nie die Wirkung, wo er das Gemüth ergreifen und begeistern will, zumal in den lyrischen Gedichten. Das Mangelhafte seiner Dramen scheint vornämlich seinen Grund darin zu haben, daſs Herr Manzoni sie nicht für die Darstellung schrieb, wie er dieſs selbst da, wo er über die Chöre spricht, erklärt. Dieſs veranlaſst ihn, statt eines lebendigen Dialogs, die auftretenden Personen lange Reden halten zu lassen und den Eindruck, den die scenische Darstellung macht, bei den gewählten Situationen nicht sorgfältig genug zu beachten. Anstatt uns im Carmagnola drei oder viermal vor die Rathsversammlung zu führen, hätte er aus den, von ihm selbst mitgetheilten geschichtlichen Notizen Vorgänge wählen können, deren Darstellung von groſser scenischer Wirkung gewesen seyn würde. Z. B. die Scene, wo der Graf vor dem Schloſs des Herzogs von Mailand hält, vergebens Einlaſs begehrt, und dann mit drohenden Worten von ihm scheidet; eben so die feierliche Uebergabe des Banners und Marschalsstabes durch den Dogen in der Kirche.

In sechs Zeilen seines Vorworts hat der Deutsche Uebersetzer des Adelgis, Herr Streckfuſs, den Zweck und die Reflexion des Dichters ausgesprochen. Dieſs sind sie:

„Und doch — Adelgis sank! — Ist er gesunken?
„Er siegt! er siegt! In des Triumphes Wonnen
„Erhebt er sich zum Urlicht aller Sonnen.
„Nicht jauchze Carl! Leicht sät' er siegestrunken
„Ins neue Reich den Samen der Vernichtung —
„Dieſs lehrt die Weltgeschicht' und diese Dichtung. *)

Dieses Citat mahnt uns zugleich an die Verpflichtung, die wir haben, auf zwei Uebersetzungen der beiden genannten Trauerspiele Manzoni's in Deutscher Sprache, aufmerksam zu machen. Die des Grafen Carmagnola von *August Arnold*, Professor in Posen, ist bereits 1823 in Gotha erschienen, und zeichnet sich durch sorgsame Treue und fleiſsige Durcharbeitung aus, obwohl Geläufigkeit im Versbau, zumal in den gereimten Stanzen des Chors vermiſst wird. — Eine weit vollendetere Sprache finden wir in der Uebersetzung des Adelgis von Herrn Streckfuſs, der sich längst als einen Meister in der Uebersetzungskunst bewährt hat. — Gewagt scheint es im

*) Aus dem Sonett, welches als Vorwort der Uebersetzung des Adelgis vorgedruckt ist.

Digitized by Google

3ten Act (S. 68), wo es von den gegenüberstehenden Feinden heifst:

. . . e „*petti*" *non da noi più longe*

zu übersetzen: Und „*Brüste*" weiter nicht von uns entfernt. Sehr gelungen ist ihm der Chor am Schlufs des dritten Aufzuges; nur in der lezten Stanze könnte die erste Zeile: „Mit dem Siegenden wird der Geschlagene schalten!" zu dem Mifsverständnisse Veranlassung geben, als sollte dem Geschlagenen es frei stehn nach Belieben mit dem Siegenden zu schalten, d. h. umzugehn, wie er Lust habe, was man sich durchaus nicht zu erklären weifs. Im Urtext heifst es:

Il forte „si mesce" col vinto nemico.

(der Starke mischt sich, d. h. vereinigt sich mit dem besiegten Feinde, um nämlich das dienende Volk zu unterjochen.)

Goethe's Theilnahme an Manzoni und diese Uebersetzungen zeigen uns aufs Neue, welch ein lebendiger, geistiger Verkehr gegenwärtig unten den Europäischen Nationen statt findet. Zwei Jahrhunderte vergingen, eh' wir die erste Uebersetzung von Shakespeare erhielten; jezt erscheinen Walter Scott's Romane in Deutschland, fast noch eh' er sie in Edinburg schrieb, und Dante, der ebenfalls zur Wanderung über die Alpen Jahrhunderte nöthig hatte, sieht, wie gegenwärtig seine Landsleute diesen Weg in wenigen Wochen zurücklegen und bei uns heimisch werden.

Fr. Foerster.

LXXXIX.

The life of Napoleon Bonaparte, Emperor of the French; with a preliminary view of the French Revolution, by Sir Walter Scott. London, 1827. 9 Vols. in 8vo.

Der grofse Unbekannte, dessen wundervolle Thätigkeit im Romanenschreiben eine ganze Welt mit Unterhaltung versorgte, aber auch, gleich der anderer Englischen Waarenerzeuger, alsbald über das eigentliche Bedürfnifs hinaus den Markt so überführte, dafs der Artikel beträchtlich im Preise fallen mufste, der in der Welt, so weit Uebersetzungen und Leseanstalten reichen, allgemein genannte, allein trotz allem Erkanntseyn beharrlich im Scheine der Verhüllung gebliebene Verf. des Waverley, von welchem bei uns *Tieck* schon früh mit gerechter Würdigung gesagt: „Wie wenig fehlt diesem Meister um ein Poet zu seyn, und wie ist dieses Wenige, was fehlt, doch mehr, als sein ganzes grofses Talent," derselbe Schriftsteller hat nunmehr unter seinem wahren Namen als *Sir Walter Scott* eine neue Richtung eingeschlagen, deren nächster Zweck und Erfolg ohne Zweifel schon jezt hinlänglich entschieden sind, als Gewinn auf der einen Seite, als Verlust auf der andern. Wir könnten vielleicht es ruhig dabei bewenden lassen, und eine Verhandlung sparen, die in keinem Falle mehr den Anspruch zu machen hat, am frühsten und schnellsten der allgemeinen Aufmerksamkeit gedient zu haben; allein der grofse Gegenstand, *Napoleon Bonaparte's Lebensbeschreibung*, und der berühmte Namen *Walter Scott*, mögen es dennoch wohl rechtfertigen, wenn wir diesem Werke, das beide verbindet, einige Blätter widmen.

Dafs die Geschichtschreibung sich trefflich mit der Dichtkunst in demselben Geisteswirken vertrage, bedarf keines Beweises mehr; dem Geschichtschreiber wie dem Dichter ist derselbe Sinn zum Auffassen, dieselbe Kraft zum Bilden vonnöthen, nur in anderen Stoffen und durch andere Wege streben beide zu derselben Wahrheit allgemeiner und besonderer Lebensdarstellung. *Herodotos* Geschichten sind ein dichterisches Werk; die Romane des *Cervante's*, die Schauspiele *Shakespear's*, die Vielgebilde *Goethe's*, sind geschichtlichen Lebens erfüllt. Aber nicht nur beide Seiten in demselben Werke vereinend, sondern auch beiden durch verschiedene Werke einzeln folgend, haben begabte Geister Ruhm und Beifall erlangt. Wir können *Machiavelli* als Dichter nennen, unsern *Schiller* als Geschichtschreiber, *Voltaire* hat in beiden Richtungen, wenn auch nicht die höchste Meisterschaft überhaupt, doch die gleiche seines unerschöpflichen Talents bewiesen, und in *Goethe's* eigener Lebensbeschreibung und in seinen Nachträgen zum Divan sind ganze Abschnitte eines *Tacitus* würdig. Nicht die Verschiedenheit der Gebiete kommt hier so sehr in Betracht, als der Umfang und die Macht der Gaben, durch welche jene bearbeitet werden sollen. Denn wir haben allerdings auch auf der untersten Stufe solche Vereinigung des Dichters und des Geschichtschreibers gesehn, zum Beispiel in *Kotzebue*, dessen geschichtliche Arbeiten ganz seine dichterischen, beide aber, wie jezt wohl nirgends mehr bezweifelt werden mag, überaus wenig werth sind. Walter Scott verdient deshalb keinen Vorwurf, dafs er das Gebiet des Romans eine Zeitlang mit dem der Geschichte zu vertauschen gesucht, die Sache selbst ist vollkommen zulässig, und kann vollkommen gelingen. Was er aber bisher und besonders zulezt als Dichter gewesen, möge Andern zu untersuchen bleiben, uns liegt ob, ihn als Geschichtschreiber näher anzusehn.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 225. u. 226.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1827.

The life of Napoleon Bonaparte, Emperor of the the French; with a preliminary view of the French Revolution, by Sir Walter Scott.

(Beschluſs.)

Der *Kaiser Napoleon* ist kein günstiger Gegenstand einer Biographie. Wohl mag auch in ihm vorzugsweise der Einzelmensch betrachtet, seine Thaten und Schicksale zunächst in Rückbezug auf seine Person gehalten werden; dargestellt werden aber kann er, gleich andern solchen Naturen, nicht getrennt von seiner Welt, sondern nur mit ihr vereint, die schon ein Bestandtheil von ihm selbst geworden. Es zeigen sich in der Geschichte gewaltige Persönlichkeiten, welche aus der Mitte reifer Verhältnisse hervorgehend neue Triebwerke groſser Bewegungen werden, und neue Ordnungen der Dinge bezeichnen, aber in ihrem unmittelbaren Wirken gleichwohl nur Einem Kreise, Einer Nation angehören, und selber in deren Charakter abgeschlossen bleiben; als solche sind zu nennen Cäsar, Luther, Cromwell, Ludwig XIV und auch noch Friedrich der Groſse; der Römer, der Deutsche, und so ferner der eigene Volkskarakter, herrscht in jeder dieser Gestalten vor; dennoch ist ihr Wirken so umfassend, so einfluſsreich auf die Welt überhaupt, so nachhaltig in den Folgen, daſs ihr Leben nothwendig ihre ganze Umgebung, den ganzen Zustand ihrer Zeitgenossenschaft darstellen muſs. Hier erweitert sich die Aufgabe des Biographen schon zur höheren Geschichtschreibung, die Begebenheiten werden selbstständig. Wie viel gröſser und schwieriger aber wird die Biographie, wenn es Naturen gilt, welche mit gleicher Kraftwirkung, wie die genannten, eine Stellung verbinden, in der sie, über beschränkte Nationalitäten hervorragend, keiner einzelnen, und kaum sich noch angehören, sondern ihr Bild und ihre Geschichte in die Gesammtwelt niedergelegt haben! In solchem Falle befinden sich Alexander der Groſse, Carl der Groſse, die Hohenstauffischen Kaiser, Kaiser Carl V und ganz besonders Napoleon. Nicht der Grieche noch der Franke schlieſst hier die Erscheinung ab, der Deutsche erweitert und verliert fast die eigene, und nur als Franzose ist auch Napoleon wahrlich nicht zu fassen. Was muſs für ein Werk entstehn, wenn wirklich das Leben eines solchen Helden geschrieben wird? Ein ganzes Stück Weltgeschichte, in deren groſsen Zusammenhang einfügbar, aus ihren allgemeinsten Gebilden die Masse der Begebenheiten aufnehmend und an eben solche sie wieder abliefernd, schwerlich als Biographie zu halten, die ihren Anfang und ihr Ende in sich selbst bestimmt gegeben findet! Bescheidenheit könnte eine Geschichte Napoleon's und seiner Welt bloſs eine Lebensbeschreibung desselben nennen, in der That aber müſste das, was auch nur diese seyn wollte, mehr als nur diese seyn!

Schwerlich hat Walter Scott, indem er das Leben Napoleon's zu schreiben sich unterwand, seine Aufgabe so verstehn wollen. Er scheint wirklich gedacht zu haben, für sein Werk mit der Anlage einer gewöhnlichen Lebensbeschreibung auszureichen, die von andern nur durch einen gröſseren Umfang, weil ja sehr viel zu erzählen war, nicht durch innere Verarbeitung, sich unterschiede. Daſs ihm indeſs auch eine Ahnung vorgeschwebt, hier sei noch etwas weit Anderes zu leisten, bezeugt die Einleitung, welche er zwei Bände stark vorangeschickt, um die Französische Revolution, den groſsen Sturm von Ereignissen, in welchen sein Held erscheinen und die er fortführen sollte, in gedrängtem Abrisse zu schildern, ferner manche Uebersichten und Rückblicke, die er von Zeit zu Zeit der Erzählung einschaltet. Daſs aber der Lauf der Begebenheiten nach Napoleon's Tode nothwendig ebenso zusammengefaſst, und das Leben des Helden auch von daher beleuchtet werden muſste, um vollständig zu erscheinen, ist ihm entgangen. Vielleicht hat ihn zu jener Einleitung auch

Digitized by Google

nur das Beispiel *Robertson's* bewogen, welcher, doch mit ganz anderem Geiste und Geschick, seiner Geschichte Carls V eine Schilderung des allgemeinen Weltzustandes vorausgehen liefs.

Der Abrifs einer Geschichte der Französischen Revolution zeigt gleich die Schwäche unsers neuen Geschichtschreibers in aller Blöfse. Wenn wir früher in *Mignet's* talentvollem Versuche solcher Art keine volle Befriedigung fanden, was sollen wir nun von dieser Arbeit sagen! Der Geschichtschreiber hat einen Theil seiner Mittel als ursprüngliche Gaben, einen andern als erworbene; Einsicht und Kunst müssen ihm verliehen seyn, wenn sie ihm fehlen, so ist es wenigstens nicht seine Schuld, Kenntnifs und Genauigkeit aber kann er sich selbst verschaffen, und für diese bleibt er verantwortlich. Was nun diese leztere betrifft, so kann man nicht leicht unkundiger und ungründlicher an ein solches Werk die Hand legen, als es der Verf. gethan. Er scheint keine Ahnung von dem zu haben, was hier Quellenstudium seyn mufs. Die oberflächlichen Nachrichten, wie sie jede neue Zusammenstoppelung der Tagesgeschichte aus hundert älteren immer wiederholt, die einzelnen Angaben, wie das Lesen von Denkwürdigkeiten sie zufällig darbietet, hin und wieder ein Beitrag aus näherer Ueberlieferung, wo der Gegenstand den Engländer besonders angeht, diefs sind die Bestandtheile, aus welchen ohne sonderliche Mühe das Ganze sich gehäuft hat. Selbst in Ansehung der Denkwürdigkeiten, die so zahlreich und mannichfach vorhanden und so anziehend und bequem zu lesen sind, scheint der Verfasser mehr dem Zufall, als bewufstem Ueberblick und vollständiger Kenntnifs gefolgt zu seyn; die allerneust wiederaufgelegten, und dadurch gerade wieder im allgemeinen Lesekreise für den Augenblick vorfindlichen, werden von ihm am meisten, in manchen Fällen gewifs allein gebraucht, und so gibt er seine Thatsachen nach einer Gewähr, für welche der Zufall ihm eben so leicht eine andere, Entgegengeseztes bedingende, zuspielen konnte, mit der ihm dann völlig eben so gedient gewesen wäre. Diese Einleitung, wie das ganze Werk wimmelt von Verstöfsen, irrigen Angaben, Unwissenheiten, Schiefheiten, und diefs meist in Dingen, die bei einiger Sorgfalt, mit nur geringem Bemühen, sehr genau und sicher zu wissen waren. Die Franzosen, eifersüchtig auf die fremde Behandlung eines ihnen so besonders angehörigen Gegenstandes, haben bereits so vieles dieser Art ausgestellt, dafs wir uns der Mühe überheben dürfen, Einzelnes zum Beleg hier anzuführen. Was auf solcher lockeren Grundlage weiter errichtet werden kann, läfst sich im voraus ziemlich ermessen; dennoch wäre es nicht unmöglich, wir wollen es zugeben, dafs ein so schwachgegründetes Gebäude durch freie Stellung, glückliche Durchblicke, schöne Verhältnisse und geschmackvolle Verzierung einen nicht unangenehmen Ersatz für die mangelnde Gründlichkeit lieferte, dafs Geist und Kunst im Ganzen gleichwohl erreichten, was im Einzelnen verfehlt bliebe; so weifs ein Dichter durch eine Folge von Auftritten, die für sich nie so da gewesen sind, das treueste Bild wirklich da gewesener Zustände hervorzurufen! Aber hegen wir diese Erwartung nicht, dafs der Dichter hier den Geschichtschreiber auslöse! In dieser Erzählung ist weder Gestalt, noch Farbe, weder Anordnung, noch Lebendigkeit zu finden. Verworren in oberflächlicher, nicht in tiefer Verwirrung, ohne Hervortreten des Eigenthümlichen, unsicher und wandelbar, zieht der gewaltige Stoff träge vorüber; kein Vorgang erscheint in seiner bestimmten Eigenheit, nirgends werden die springenden Punkte sichtbar, kein Ereignifs wird deutlich, keines tritt in seiner Nothwendigkeit hervor, die Verbindung ist nur äufserlich, Gehalt und Bedeutung kaum geahnet. In solcher Darstellung mufs alles Licht der Geschichte erlöschen, und sie selbst wird zum, nicht wunderbaren, sondern gemeinen Mährchen. Die Ueberlegungen und Betrachtungen, welche sich öfters dem Vortrag einschieben, sind von einer entsprechenden Art. Solch dünnlicher philosophischen Bereitung ist unsere Lesewelt längst entwachsen. Der dürftige Zuschnitt einer am Einzelnen haftenden Moral reicht nirgend aus. Der Verfasser schwankt in stückweiser Beurtheilung hin und her, und vermag, bei genau ermitteltem Lob oder Tadel für besondere Handlungen oder Aeufserungen, nie im Zusammenhange eine Ansicht und Beurtheilung zu fassen. Man kann ihm nie Recht geben, weder wo er das Volk noch wo er den König tadelt, weder wo er die Nationalversammlung preist, noch wo er sie schilt, weil er es immer nur aus geringem Standpunkte, und wie es scheint blofs nach den einseitigen Vorlagen thut, auf die er im Bereiten seiner Auszüge gerade gestofsen ist, und deren Leitung er sich völlig überläfst.

Aus diesen Wogen unsicherer Schwankungen taucht Eine Eigenschaft hervor, an die man sich halten kann,

Digitized by Google

nämlich die, dafs es ein Engländer ist, der hier das Wort führt. Diese Beziehung herrscht in Allem so bestimmt und augenscheinlich, dafs es vergebens wäre sie abzuläugnen; weit entfernt, sie zu tadeln, erkennen wir sie dem Werke, wie es einmal ist, noch zum Verdienst an. Der ganze Verlauf der Revolutionsgeschichte ist vom Grofsbritannischen Ufer, wenigstens von Grofsbritannischen Schiffen aus angesehn, die Ereignisse Frankreichs und des ganzen Festlandes empfangen ihre Bedeutung, ihr Gleichnifs und ihre Währung erst in der Betheiligung, die für England dabei statt findet. Die Stimmung der Engländer, ihre Meinungen, Interessen und Parteien bei den verschiedenen Wandlungen in Frankreich, werden gründlicher, als diese selbst, erörtert. Englands Verhältnisse, Macht, Hülfsmittel, Thätigkeit und Ruhm sind überall das Wichtigste. Hieraus entsteht der Vortheil, dafs dieser Zug der Geschichte mit besserer Forschung und Klarheit hervortritt, und mancher Umstand bekannt wird, der bisher unbeachtet war. Selbst die entschiedenste Parteilichkeit, die sich in Uebertreibungen und Verschweigungen gefällt, kann diesen Vortheil nicht ganz aufheben, eben weil sie selbst offenbar ist. Nicht nur auf die Erzählung der nächsten Thatsachen, sondern auch auf entferntere Ansichten und Urtheile übt dieses Englandsthum seinen wirksamen Einflufs. Dafs der Englische Soldat der erste der Welt, dem Englischen Feldherrn kein anderer gleich, die Englische Staatsführung stets weise und gerecht, die Wegnahme der Dänischen Flotte eine tadellose Klugheit, die Verweigerung der im Frieden festgesezten Herausgabe von Malta durch das Interesse Englands gerechtfertigt sei, diefs und anderes der Art möge der Gunst und Liebe, mit der jedes Volk sich selbst ansieht, noch gern gestattet seyn; dafs aber die Erinnerung, wie auch Engländer einst ihren König vor Gericht gestellt und getödtet haben, auf die Ansicht von der Hinrichtung des Königs von Frankreich mildernd einwirken kann, ist um so merkwürdiger, als sonst unser Verfasser überall ein eifriger Königlicher ist, und in der Wiederherstellung der Bourbons wohlgefällig das Gleichnifs der Wiederherstellung der Stuarts sieht, in welcher die Rolle *Monk's* ihm als unabweisbares Vorbild für Bonaparte nicht aus dem Sinne will. Diese einseitige Beharrlichkeit und praktische Zähheit Walter Scott's in seinem Englandsthum gibt, wir gestehen es, einen Zug der Ueberlegenheit, welche er für seine Landsleute überall und immer behaupten will, wirklich an. Den Franzosen aber ist es nicht zu verdenken, wenn sie gegenüber dem, der bei Betrachtung ihres Kaisers so ganz und gar nur Engländer ist, auch ganz und gar nur Franzosen seyn wollen.

Nun müssen wir aber sogleich dem Verfasser zu Ehren anmerken, dafs derselbe keineswegs ohne guten Willen ist, auch das Fremde und Feindliche nach Billigkeit gelten zu lassen, und dessen Beurtheilung unparteiisch zu halten; das Bestreben, sich der vorgefafsten Meinungen zu entschlagen, und auch seine Leser dazu anzuleiten, ist häufig sichtbar. Jedoch bei den Mitteln, mit welchen er sich behilft, wird hieraus ein neuer Uebelstand. Er führt langwierige Untersuchungen über die politischen Zustände und Möglichkeiten, ob diefs und jenes Nichtgeschehene geschehn konnte, das Geschehene geschehn durfte, welche Zurechnungen dabei statt finden, welche Entschuldigungen, und indem er so den Gegenstand vielfältig hin- und herwendet in seichten und überflüssigen Betrachtungen, erreicht er dennoch nach aller Mühe das Ergebnifs nicht, welches aus der wirklichen Darstellung des Dafs und Wie des Geschehens in aller Kürze klar erfolgt wäre! Die Breite des Verfahrens von entgegengesezten Seiten, welches bei parlamentarischen Nationen aus der stets wiederkehrenden Entwickelung und Zusamenfassung der Debatten sich zur Gewohnheit macht, und wobei die Wahrheit (eigentlich nur das dem Augenblicke nach Richtige) in der Mitte liegen soll, ist in der Geschichtschreibung ganz unangemessen. Ein Anderes ist, Debatten erzählen, welches der höchste Glanz eines Geschichtschreibers seyn kann, ein Anderes, sie selber anstellen, und besonders um die zweideutige Moralität irgend einer Einzelheit zu ermitteln, ein mifsliches Unternehmen, dem sich gerade die Meister der Einsicht, die es allein mit Gewinn könnten, am wenigsten unterziehen, sondern vorzugsweise diejenigen, welche nichts dabei herausbringen. Doch ist nicht leicht ein Engländer, selbst der geistvolle, lebhafte *Hume* nicht, von solcher Angewöhnung frei.

Nachdem die Einleitung bis zu dem Zeitpunkte geführt hat, wo Napoleon zuerst in den Ereignissen bedeutend auftritt, beginnt mit dem dritten Bande das eigentliche Werk, das Leben des Helden selbst, mit der Geschichte seines Ursprungs und seiner früheren Jahre anhebend. Dieser Theil des Buches ist mit besonderer Sorgfalt bearbeitet, die Sagen und Mährchen,

Digitized by Google

welche der Parteigeist daran zu knüpfen gesucht, sind mit Schicklichkeit abgewiesen. Wir loben es, dafs Walter Scott das Jahr und den Tag der Geburt Napoleon's, so wie dessen Vor- und Zunamen, keinen gehässigen Zweifeln überläfst, mit welchen die Gegner hier unnütz verschwenderisch gewesen. Die Geschichte der Jugend Napoleon's bietet indefs wenig Stoff dar, und geht bald in die der politischen und militärischen Laufbahn über, deren staunenswerthe Machterscheinungen fortan fast zwanzig Jahre das Schicksal einer Welt bestimmt haben. Diese ungeheuern Begebenheiten, diese grofsen und mannichfachen Gestalten, welche in ihnen hervortreten, erfüllen die Einbildungskraft unserer Mitlebenden noch genug durch die unmittelbaren Eindrücke der erlittenen oder genossenen Wirklichkeit, um dem Geschichtschreiber die Darstellung des Richtigen zu erleichtern, aber auch seine Unzulänglichkeit, im Fall diese Statt findet, selbst dem gewöhnlichen Leser zu offenbaren.

Für Walter Scott ergeben sich hier nur mifsliche Umstände. Ein Schriftsteller schreibt als Augenzeuge, wenn er inmitten der Versältnisse und Personen, von welchen er spricht, gelebt hat, und demnach in den eigenen Augen, geistigen wie leiblichen, das lebendige, ordnende Mafs für die unendliche Mannichfaltigkeit alles Dessen besizt, was dem unmittelbaren Selbstanschauen auch in der günstigsten Stellung noch immer entzogen bleibt. Gilt es die Darstellung entlegener Zeiten, so ist freilich den Späteren jener Vortheil unmöglich, wir verzichten aber ungern auf ihn, wo die noch miterlebte Vergangenheit zur Sprache kommt. Nun ist unser Verfasser allerdings ein Zeitgenosse der Geschichten, die er mittheilen will, jedoch keineswegs ein Augenzeuge; er hat nichts von Allem, worauf es hier ankommen kann, selbst gesehn, sogar seinen Helden nie persönlich. Ein grofser Sinn, verbunden mit der treuen Forschung, welche die Fülle des Einzelnen sorgsam wieder zu einem Ganzen vereint, werden in solchem Falle dem Geschichtschreiber unerläfslich, da seine Darstellung des einzig möglichen Verdienstes, welches ihr sonst noch offen wäre, eine naive Mittheilung selbsteigener Anschauung zu seyn, entbehren mufs. Wir haben schon erwähnt, dafs die Genauigkeit und Vollständigkeit der Forschung nicht als die Stärke unsers Verfassers erscheint; den grofsen Sinn aber, das glückliche Talent eines sichern Erfassens im Ganzen, müssen wir ihm nicht weniger absprechen. Der Held, mit dem er sich sieben Bände hindurch unausgesezt beschäftigt, gewinnt vor unsern Augen niemals sichre Gestalt, sein Bild wird nie leibhaftig, dafs Persönlichkeit und Karakter aus ihm uns brennend entgegenleuchten; derselbe Schriftsteller, der die Helden seiner Romane in hundert genauen Zügen, bis auf Schnitt und Stoff und Farbe jeder Bekleidung, zum gegenwärtigsten Bilde zu erheben weifs, läfst den Helden seiner Geschichtschreibung inmitten von tausend wirklichen Zügen lebendigen Auftretens gestaltlos und farblos! Die Aesthetiker mögen uns Aufschlufs geben, wie so der Unterschied der beiden Gattungen diese auffallende Verschiedenheit des Ergebnisses begründen kann. Jeder von uns hat eine allgemeine, bündige Vorstellung von Personen und Dingen, die er nicht genauer gekannt, vielleicht nie gesehn hat, deren Gesammtwirkung aber ihn auf seinen Lebenswegen mehr oder minder berühren mufste; so auch ist uns Napoleon, als die Persönlichkeit, auf welche so viele Fäden des Weltgewirres, das wir erfahren haben, und das uns noch umgibt, zurückzubeziehen sind, nach Umständen und Fassungskraft ein ganz bestimmtes Bild, welches vervollständigt, berichtigt, erhellt zu sehn, wir mit Recht erwarten, wenn wir das Ausführliche seiner Lebensgeschichte vernehmen. Weit entfernt, dafs wir unsrem Verfasser solchen Gewinn zu verdanken hätten, fühlen wir jenes Bild, wie es auch gewesen seyn möge, in seiner Schilderung vielmehr umtrübt, verdunkelt! So geringe Kraft seines Sinnes, Talents und Geistes hat Walter Scott überhaupt für die Welt seiner Zeitgenossenschaft entweder von jeher aufgewendet, oder diefsmal aufwenden wollen! Nicht nur Napoleon, als der Held des Ganzen, sondern auch alle andern Personen und Ereignisse, deren glänzendste Gallerie hier eröffnet ist, leiden an dieser Schwäche und Karakterlosigkeit der Schilderung. Bildnisse, wie die ungeheure Fruchtbarkeit dieses Zeitraums von den gröfsten Kriegshelden, Rednern, Staatsmännern, sie in Fülle liefert, Kriegszüge und Schlachten, wie nur je Land und Meer sie darbieten, Länder und Völker, wie alle Himmelsgegenden sie dieser Geschichte zutragen, Vorgänge der Natur und Auftritte des Staatslebens, des Hofes und der Gesellschaft, Alles erscheint in gleicher Mattigkeit, bleich und erloschen. Diefs wird um so auffallender, als die Vorbilder, deren sich der Verfasser bedient, und nach denen er sich richtet, oft am Wenigsten diesen Fehler haben.

Die Geschichte eines Helden und seiner Zeit kann,

Digitized by Google

aufser dem allgemeinen Interesse der Gestaltungen des Menchlichen überhaupt, noch anderes Augenmerk auf besondere Gegenstände haben, und darin ihren eigenthümlichen Vorzug finden. Die Geschichte Napoleon's hauptsächlich läfst sich in dieser Art von sehr verschiedener Seite fassen; die äufseren Staatsveränderungen, die innere Verfassung der Länder, die Finanzen, die Verwaltung, die Gesetzgebung, die Cultur und ganz insonderheit die Kriegführung geben solche Gesichtspunkte, aus deren jedem etwas Vorzügliches und Dankenswerthes geliefert werden könnte. Wirklich übergeht Walter Scott auch keine dieser Seiten, aber indem er sie nur oberflächlich berührt, und bei keiner weder eigentliche Sachkunde noch geistige Ansicht offenbart, so macht er nur desto augenscheinlicher, wie unberufen derjenige solch ungeheure Geschichtsmasse zu verarbeiten unternimmt, der für alle diese Seiten weder Kenntnifs noch Beurtheilung mitbringt. Vor allen darf die Forderung, dafs der Geschichtschreiber von kriegerischen Dingen doch einige Kenntnifs habe, bei der Geschichte Napoleon's wohl unerläfslich dünken. Wer dem Französischen Kaiser auch alles Andere abspricht, der wird ihm die Feldherrngröfse doch nie bestreiten, und wenn die Weltgeschichte in Jahrtausenden einige Männer zeigt, die ihm zu vergleichen seyn mögen, so hat sie doch keinen, der hierin über ihn zu stellen wäre. Feldzüge und Schlachten sind das Element dieses Lebenslaufs, die Kraft und Kunst der Kriegführung begleitet dessen Schicksale, die wundervolle Erhöhung, wie den grofsen Fall. Walter Scott aber vermag seinem Helden auf dieses Gebiet, wo derselbe es am meisten ist, nicht zu folgen; nicht allein ist das eigentliche Kriegsfach ihm ganz fremd, sondern sogar die Fähigkeit fehlt ihm, das darin zu Jedermanns Gebrauch schon Vorgearbeitete in seinen Nutzen zu verwenden. Der Schauplatz des Krieges, die Bewegungen der Truppen, das eigentliche Gefecht, Alles bleibt in ungewisser, schwacher Zeichnung, weder im Einzelnen klar, noch im Zusammenhange; die bestimmten Angaben verschiedener Berichte werden auf gut Glück äufserlich hingestellt, ohne eine lebendige Vorstellung des Ganzen, welche, da sie nicht vorher in dem Verfasser war, denn auch in dem Leser unmöglich entstehen kann. Die herrlichen Feldzüge in Italien, deren Jugendkraft und Kunstsicherheit im reifsenden Fortschritt kein Auge ohne Bewunderung und Antheil begleiten kann, der gewaltige Heerzug nach Rufsland mit allen Schrecknissen eines beispiellosen Verderbens, das raschbewegte Ringen hin und her in der Champagne, um aus der grofsen Reihe so einzig karakteristischer Kriegsthaten nur diese zu nennen, und selbst das lezte grofse Trauerspiel bei Belle Alliance, wo den Engländer ein unverläugnetes Nationalgefühl doch endlich erwärmen konnte, alle diese inhaltreichen entscheidungsvollen Geschichten sind bei Walter Scott so kalt und dürftig behandelt, dafs wir keine Berichterstattung kennen, die nicht reicher und anziehender wäre, als seine Erzählung. Und doch hatte er Napoleon's eigene Mittheilungen vor sich, und die Schriften so vieler Andern, unter denen ein *Ségur*, welchen leztern er sogar als seinen Führer ausdrücklich nennt! Einige Umstände, welche er aus ihm näher zugänglichen Quellen über Englische Seesachen und die Befehlführung Wellington's mittheilt, mögen für die Leser des Festlandes immerhin Werth haben; jedoch die Seeschlachten Nelson's und die Feldzüge Wellington's, wiewohl der leztere die ganze Vorliebe und höchste Bewunderung Walter Scott's hat, sind so verworren und mangelhaft, so unanschaulich und leblos, wie alles Uebrige vorgetragen. Die überhinfliegenden Lobsprüche geben kein Bild; in seinem Eifer verbindet der Verfasser Worte, die in ihrer Bedeutung nicht zusammen halten; so wenn er von der Schlacht von Belle Alliance schliefslich sagt: „*The laurels of Waterloo must be divided, — the British won the battle, the Prussians achieved and rendered available the victory,*“ — so dürfte man wohl begierig seyn, zu wissen, wie dieser Kopf sich die Wirklichkeit der Sachen vorstellt, welche solcher Zusammenfassung zum Grunde liegen soll; denn der zweite Satz macht den ersten unwahr, der dritte aber wieder den zweiten, und schon Wellington's eigener Bericht, im Augenblicke der sprechenden Thatsachen und unabweislichster Ueberzeugung geschrieben, hätte vor solchem Verstofse bewahren können.

Werden die Erwartungen, welche man von diesem Buche haben mochte, immer weiter als unhaltbare von einer Stufe zur andern hinabgedrängt, so bleibt noch zulezt eine günstige Zuversicht, in Betreff der Schreibart werde dasselbe den Ruhm seines Verfassers doch behaupten. Aber mit nichten! Hier ist keine Spur der reichen Farben, welche den Romanen desselben Schriftstellers eigen sind, der milden Anmuth, die sich vom Anfange bis zum Schlusse fortzieht und den Leser fesselt. Auch die Kunst der Anordnung, der Abschnitte, Uebergänge, der Gruppirung überhaupt und der Beleuchtung, sofern sie dem Styl angehören, fehlt hier fast ganz,

Digitized by Google

ob zufällig verloren, oder absichtlich weggeworfen, entscheiden wir nicht. Die Schreibart im Ganzen ist trocken, hart, ungelenk; sie schmiegt sich nirgends den Gegenständen an; soll damit Einfachheit und Strenge des geschichtlichen Vortrags gemeint seyn, so ist die Meinung durch den Erfolg sehr getäuscht. Auch scheint Walter Scott etwas der Art befürchtet zu haben, denn er hat, um die arge Dürre zu mildern, ein seltsames Auskunftsmittel gewählt. Eingedenk seiner Eigenschaft als Poet, die er zwar als Geschichtschreiber nicht geltend machen will, aber doch als Schriftsteller überhaupt nicht zu verläugnen hat, zieht er bei häufigen Anlässen die Vorgänge und Redensarten der Dichterwelt herbei, deren romantische Buntheit dann plötzlich hell aus der historischen Einfärbigkeit hervorleuchtet, zur Verwunderung mehr, als zur Erfrischung des Lesers, der durch die wiederholten Bezugnahmen und Rückblicke auf Ariosto, Tasso, Shakspeare, Cervantes, Rabelais, Lesage, daneben der alten Classiker und selbst der Bibel, sich nur unbequem versezt fühlt, und während er mit Ney und Carnot vollauf beschäftigt ist, für Rinaldo, Gilblas oder Holofernes kein Ohr hat. Den Früchten dieser unglücklichen Belesenheit gesellt sich eine Unzahl eigengemachter Gleichnisse, die wahrhaft in Erstaunen setzen, sowohl durch ihre Menge, als durch ihre Art. Die Verfassung der Vereinigten Staaten von Nordamerica wird mit einem Rock, die Batavische Repuhlik mit einer Kuh, der man ein ausgestopftes Kalb zugesellt, die gesetzgebenden Räthe in Frankreich mit herumziehenden Schauspielern, und dann mit liederlichen Weibsbildern, die nach den Colonien verwiesen dort wieder ehrlich werden, das Englische Volk mit einem Ochsen, Carnot mit der Quelle Arethusa verglichen! Ein Hase, ein Weg, ein Kelterer, Schafe, ein Bogen, Blutegel, Priamus und Pyrrhus, eine Boa, ein Holzwurm, ein Geschwür, und in solcher Mischung alles Mögliche muſs für alles Mögliche zum Gleichniſsbilde dienen! *Homer* kann die Verantwortung für dieses Homerisiren wahrlich nicht übernehmen, Walter Scott hat allein dafür einzustehn, wenn die erborgten Dichtungstropfen, die er solchergestalt auf seine Prosa träufeln wollen, auf dieser nur Flecken geworden sind! Wie durch Miſsgriff und Unzulänglichkeit in der Behandlung des Stoffes der ganze Inhalt des Buches krankt, so leidet der Vortrag und Styl desselben an gleichen Miſsgriffen und Mängeln, die auch äuſserlich schon von ihm abschrecken. Dieſs gibt uns ein desto gröſseres Unbehagen getäuschter Erwartung, als wir von dem ausgezeichneten, durch allgemeinen Erfolg bewährten Talente des berühmten Verfassers wohl ein allzuleichtes Geschichtswerk befürchten, aber mit desto gröſserer Zuversicht ein Buch hoffen durften, das wenigstens eine angenehme Unterhaltung gewähren würde.

Aus allem Vorgetragenen ergibt sich zur Genüge, daſs Napoleon nicht in diesem Buche lebt, sein Geist nicht darin heraufbeschworen worden. Einen solchen Gewaltigen zu bannen, bedarf es stärkerer Zaubersprüche. Der Feldherr, der Machthaber, der persönliche Mensch, diesem Bilde haben sie sich nicht anvertraut. Walter Scott kommt erst einigermaſsen in Besitz seines Helden, wie dieser auf St. Helena ist, wie er nur noch Englischer Gefangener, und also fast nichts mehr ist. Die lezten Lebensjahre Napoleon's beleuchtet unser Verfasser mit besonderer Genauigkeit, im Interesse Englands wiegt er sorgfältig das Recht, die Schicklichkeit und die nothwendigen Bedingnisse dieser denkwürdigen Gefangenhaltung ab. In Hinsicht der Thatsachen standen ihm alle Hülfsquellen offen, welche die Groſsbritannische Regierung durch Mittheilung der urkundlichen Schriften darbot. Punkt für Punkt geht er die Beschwerden und Klagen durch, welche Napoleon und seine Begleiter und Freunde über den Aufenthalt in St. Helena und die daselbst erlittene Behandlung vielfach und laut geführt haben, wie für einen Gerichtshandel — und in der That ist es einer zwischen dem Englischen Ministerium und der öffentlichen Meinung geworden — untersucht er den Grund, jeder einzelnen Beschwerde, weſshalb und worüber sie statt gefunden, ob und wie sie berücksichtigt worden. Obgleich Walter Scott in dieser Angelegenheit fast weitläufiger wird, als die bloſse Geschichtserzählung erlauben darf, und wiewohl er mit unverholener Hinneigung den Sachwalter seiner Regierung macht, deren würdige Sorgfalt und groſsmüthigen Aufwand er in das hellste Licht sezt, so kann man doch nicht anders als anerkennen, daſs er die Thatsachen mit groſser Unparteilichkeit behandelt, und überhaupt für Napoleon und dessen einzige Lage so groſse Berücksichtigung und Billigkeit an den Tag legt, als von der edeln Theilnahme eines wohlgesinnten Mannes je zu forden ist. Wir können seiner Vertheidigung des Englischen Ministeriums in den meisten Stücken nur beipflichten; auch in Betreff des Sir Hudson Lowe haben wir längst, und zwar aus den eigenen Schrif-

Digitized by Google

ten des Grafen Las Cases, die Ueberzeugung geschöpft, dafs in den Beziehungen jenes Mannes zu Napoleon und dessen Begleitern das erste und meiste Unrecht nicht auf seiner Seite gewesen; indem Walter Scott ihn gegen die gehässigsten Beschuldigungen mit Erfolg vertheidigt, will er jedoch nicht in Abrede stellen, dafs derselbe in manchem Betreff gegen seinen hohen Gefangenen allerdings zartere Formen und mildere Nachsicht hätte üben mögen.

Napoleon's Aufserordentlichkeit und Gröfse ist in seiner Welterscheinung stark genug ausgedrückt, um weder abseiten seiner Gegner weggeläugnet werden zu können, noch abseiten seiner Anhänger neuer Begründung zu bedürfen. Die Abmessung seiner einzelnen Eigenschaften nach einem für solche Vereinzelung zugerichteten Mafsstabe angeblicher Moral wird seinen Karakter, mögen Freunde oder Feinde sich damit bemühen, wenig ins Klare bringen. Napoleon hat seine Tugenden und seine Fehler, beide gehören zu seinem Wesen, und vereinigen sich in ihm zu einer Gesammtkraft, von welcher mehr angezogen oder mehr abgestofsen zu werden jedem eigenthümlichen Gefühl anheimgestellt bleibt. Die gröfsten Bewunderer Napoleon's dürfen getrost seine Fehler eingestehn, seiner Gröfse wird dadurch nichts genommen; sie besteht trotz seiner Fehler und selbst in ihnen, denn das Gute und Schlimme im Menschen liegt nicht in fester Trennung geschieden da, sondern schiefst aus demselben Lebensquell hervor, und tauscht in unermüdlicher Beweglichkeit immerfort die Rollen. Es heifst Napoleon entstellen, ihn anders grofs sehn zu wollen, als wie er es wirklich war. Wer ihn so nicht vertragen kann, wie er wirklich war, wer ihn erst theilweise verhüllen, theilweise schmücken mufs, um seinen Helden in ihm zu haben, der mag sich nur von der Geschichte abwenden, und lieber gleich in alten Ritterromanen sein Ideal suchen! Gewifs denkt man sich einen gewaltigen Kriegshelden gern von grofser Körpergestalt, und auf unseren Schaubühnen will man sie kaum anders gelten lassen: aber würde nicht alle ächte, ja wir wollen sagen alle für uns mögliche Vorstellung von Napoleon gründlich zerstört durch die eine ausschmückende Fiction, er habe eine mächtighohe Gestalt gehabt? Nein, mit allen seinen Flecken sei er dargestellt, nur so wird er im Buche die Gröfse behaupten, in welcher er in der Welt uns erschienen ist. Denn, vergessen wir es nicht, die Gröfse, in der wir ihn bewundern, ist unter Hafs und Feindschaft, unter Schimpf und Verwünschung aufgewachsen, und in dieser Geschichte derselben ist ihr Charakter mitgegründet. Walter Scott steht hier auf sehr unterer Stufe des Urtheils, er weifs nur einzeln zu loben, einzeln zu tadeln, aber nicht im Ganzen einfach auszusprechen, was da gewesen; man kann ihm fast nie beistimmen, weil immer der Mangel fühlbar bleibt, dafs er in allem Lob und Tadel, wie er auch beide abwechselnd steigere, auf solche Art gleichwohl nie zu dem Rechten kommt. Napoleon's stolze Prahlereien — denn solche waren die unerfüllt gebliebenen Verkündigungen: „Das Haus Braganza hat aufgehört zu regieren, Rufsland erliegt seinem Verhängnisse," doch gewifs die groben Uebertreibungen und offenbaren Unwahrheiten, die er sich erlaubte, selbst der niedrige Hafs, mit welchem er edle Feinde unversöhnlich verfolgte, und die kleinliche Eifersucht, die er auf Hofsachen und Titel zeigte, und bis zulezt mit eignem Schaden halsstarrig festhielt, diese gesammt sind mit seiner Gröfse gar wohl zusammenzureimen. Das Lob eines guten Ehemannes, wie es der strenggesinnte Schottländer meint, dürfte Napoleon auch schwerlich verdienen; es ist bekannt, dafs er freilich nach eigener Weise, Liebschaften genug gehabt, wie auch uneheliche Kinder; in seinem Betragen gegen seine beiden Gemahlinnen war er nicht nur heftig, sondern auch hart und roh. Seine Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr möchte eben so wenig zu preisen seyn; das Lächeln des Kaisers war gewifs ganz erwünscht, und wenn er guter Laune war, plauderte, die Leute beim Ohr zupfte, konnte man sich hochbeglückt glauben; allein hinter solcher zweideutigen Freundlichkeit lauerte der wildeste Zorn, der unheilvollste Ausbruch. Dafs ihn Frauen und die Soldaten leidenschaftlich geliebt, ist auch ohne seine persönliche Liebenswürdigkeit begreiflich, beide haben von jeher der Macht angehangen, die, indem sie, wenn auch unbarmherzig mit ihnen schaltete, durch Ruhm und Gaben ihnen schmeichelte. Auch uneigennützig, wie Walter Scott meint, war Napoleon gleich in der ersten Zeit seines Auftretens nicht; dafs er in Italien als Sieger zwar angebotene Summen zurückgewiesen, aber desto eifriger anderweit sich entschädigt, melden die zuverlässigsten, gleich damals bekannt gewordenen Nachrichten. Um es gerade heraus zu sagen, so hätte auch eine solche Tugend seiner ganzen, schon in jener Zeit auf das Persönliche gerichteten, Rolle nicht geziemt; er mufste Geld haben, um zu wirken, und so nahm und gab er nach seinen Zwecken.

Unsere Aufgabe kann hier nicht seyn, das zu liefern, was der Verfasser versäumt oder verfehlt hat.

Digitized by Google

Doch seien noch einige Worte zur allgemeinen Karakterzeichnung Napoleon's hier erlaubt. Sein Wesen war herrschende Thätigkeit, ausströmend von einer Seele, welche jeder Wirklichkeit gegenüber in sich selbst eine stärkere trug, und dieser folgend jene überwand, getragen von rücksichtslosem Wollen und glücklichem Talent. So lange sein Inneres die Welt nicht einliefs, weder als Rührung, noch als Ansehn und Ehrfurcht, noch als ideellen Zweck, der über die eigene Persönlichkeit hinaus ihr geböte, so lange war er unbezwinglich; als ihm zu schmeicheln anfing, anders zu seyn, als er selbst, gab er den bisher unterdrückten Gewalten Raum, sie drangen auf ihn ein, er folgte ihnen, entsagte dem Seinen, huldigte dem Fremden, so im Innern den Feind hegend erlag er dem Aeufsern. Von Anfang freilich lagen die Keime, aus denen sein Unheil sich entwickelte, in den eigenen Mächten seiner Brust. Herrschende Thätigkeit, als ein Höheres auf Geringeres gerichtet, leidet Gefahr in der steten Berührung, denn das Praktische ist das Gemeine, in welchem das obsiegende Geistige selber zu Grunde geht; defshalb bedürfen edle Naturen inmitten grofser Weltthätigkeit immer, als eines Gegengewichts, geistiger Abgeschiedenheit, einsamer Betrachtung, um sich zu stärken, wiederherzustellen. Friedrich der Grofse, seinem geistigen Werth und seiner persönlichen Würde nach unstreitig gröfser als Napoleon, wiewohl dieser ein gröfseres Schicksal hatte, fühlte dieses Bedürfnifs im Tumult seiner Kriege und im Drange seiner Friedensarbeiten, die Einsamkeit ist ein wesentlicher Theil seiner Gröfse. Auch Napoleon war von solch erhabener Regung berührt, als er nach seinen italienischen Kriegsthaten, ein jugendlicher, sieggekrönter Feldherr, an das Französische Directorium schrieb, er wolle, den Oberbefehl niederlegend, in die Masse der Bürger zurücktauchen, um sein verwöhntes Gemüth dort neu zu kräftigen. Aber sein Loos war unaufhörliche Thätigkeit, ohne Besinnen und Rast; so übernahm ihn das Wirkliche, und übte die Herrschaft, die es hätte erfahren sollen! Einmal dieser Richtung hingegeben, waren zwei Abwege unvermeidlich, das Gemeine und das Aeufserste, in jenem erlosch Begeisterung und Vertrauen, dieses erschöpfte Mittel und Kraft. Seine ganze Geschichte zeigt diesen Verlauf. Die höheren Triebfedern, die Kraft der Gesinnung, in welcher ganze Geschlechter ihn zu tragen bereit gewesen, hatte er verschmäht, begnügt mit der gemeinen Wirklichkeit seiner thatsächlichen Macht. Er fand jene bald sich gegenüber, und sie schufen dort wachsend, was ihm nur abnehmend noch angehörte. Nochmals wollten sie dem von Elba Rückkehrenden einen Augenblick beitreten, er litt sie nicht lange. Mäfsigung und Selbstüberwindung hätten ihn zwanzigmal gerettet; er war ihrer nicht mehr fähig, nur am Rande des Abgrunds waren ihm Entscheidungen. Wer wollte auch in dieser Wendung die Gewalt und Gröfse seiner Erscheinung verkennen! Merkwürdig ist es, wie die Einsamkeit und Ruhe, die ihm während seines Thatenlaufes stets versäumt geblieben, am Schlusse seines Lebens, zu vollen Jahren aufgehäuft, gleichsam im Ganzen nachgeliefert werden, gezwungen und nunmehr fruchtlos! In so grofsen Mafsen gestaltete sich ihm Alles, dafs auch seine Einsamkeit noch eine belebte Welt war, sein Kerker eine reichausgestattete Niederlassung, seine Wächter eine Land- und Seemacht! —

Bei dieser Gelegenheit seien unsre Landsleute denn auch an die bedeutenden Worte wieder erinnert, welche zwei unsrer Ersten, *Fichte* — in den nach seinem Tode erschienenen Vorlesungen über die Staatslehre — und *Goethe* — in den Heften von Kunst und Alterthum — beide nach sehr verschiedenen Seiten, und doch, wie uns dünkt, gar wohl vereinbar, zur Karakteristik Napoleon's ausgesprochen. Auch zweier besonderen Quellen, welche wir im Deutschen für die Geschichte Napoleon's besitzen, und jedem künftigen Bearbeiter dieses Gegenstandes empfehlen dürfen, wollen wir erwähnen: Die eine ist der Abschnitt „Buonaparte" in den Fragmenten über Italien, welche zu Tübingen in dem Jahre 1798 erschienen sind, und zu einer Zeit, wo diesem Namen überall nur Staunen und Begeisterung anzugehören schien, auch andre Beziehungen desselben aufdeckte. Die andre ist das merkwürdige Buch „Napoleon Bonaparte und das Französische Volk unter seinem Consulate," ein geistreiches und sorgfältiges Werk, als dessen Verfasser der in Paris verstorbene Graf von *Schlabrendorf* zu behaupten ist, wenn auch der Kapellmeister *Reichardt* Redacteur der ihm überlieferten Aufsätze und Nachrichten war, und die Herausgabe auf eigene Verantwortung unternahm. Für den Uebergang Napoleon's von der republicanischen Rolle zur monarchischen gibt es kein zuverlässigeres Denkmal, als diese Schrift eines Augenzeugen, der Sachkunde und Geistestiefe in seltnem Mafs vereinte.

Blicken wir zum Schlusse nochmals auf das Werk Walter Scott's zurück, so wollen wir noch gern gestehn, wie sehr leid es uns ist, so wenig Gutes von einer Arbeit sagen zu können, in welcher übrigens so viel guter Willen und redlicher Sinn unverkennbar waltet. Allein das Mifsverhältnifs der Kräfte zu der Aufgabe läfst sich nicht ausgleichen noch verhüllen. Indefs wollen wir ihm zum Troste nicht verhehlen, dafs wir die Ueberzeugung haben, das von ihm nicht Geleistete werde auch so bald von keinem Andern zu erwarten seyn, so viel ihrer in Frankreich und Deutschland Geist und Talent daran versuchen! Unsre Zeit wird keine Lebensgeschichte Napoleon's liefern, welche dem Urtheile der Nachwelt für etwas Mehreres gelten könnte, als eine der vielen zu seyn, deren keine die rechte ist. —

K. A. Varnhagen von Ense.

Digitized by Google

Nro. 227. u. 228.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1827.

XC.

Italienische Forschungen von C. F. v. Rumohr. II. Theil. Berlin, bei Nicolai. 1827. 8vo. S. 422.

Wichtig, reichhaltig und nicht weniger gediegen, als im ersten Bande, sind die Forschungen, die hier im zweiten folgen. Sie umfassen in sieben Abschnitten einen Haupttheil der Geschichte der neuern Kunst von Cimabue und Giotto bis auf Leonardo und Raphael. Doch beschränkt sich der Verf. hauptsächlich nur auf Toscanische Künstler, und auf die, welche er die Umbrischen nennt.

Was Andere schon früher mit uns wünschten, ist hier mit grofser Sicherheit durchgeführt, nämlich die Berichtigung vielfacher Irrthümer, die Vasari sich in dem Leben der Künstler zu Schuld kommen liefs. Das Meiste solcher Berichtigungen beruht auf archivalischen Forschungen, denen der Verf. sich mit seltener Aufopferung, Geduld und Zeit, besonders in Florenz und Siena, hingegeben, und dadurch ein glänzendes Beispiel aufgestellt hat, patriotische und kunstliebende Männer anderer Städte, Gegenden und Länder zu ähnlichen Arbeiten zu ermuthigen, weil es blofs auf diesem Wege möglich ist, theils geschichtliche Irrthümer zu heben, theils so manches Wichtige, wo bis jezt historischer Zusammenhang und Begründung fehlt, an's Licht zu ziehen. Wie viel bleibt uns noch über Deutsche und Niederländische Kunst verschlossen, wovon Manches kund werden würde, wenn Cöln, Strasburg, Ulm, Augsburg Bamberg, Lübek, Danzig; dann Gent, Brügge, Antwerpen, Mecheln, Brüfsel, Löwen und andere Städte und Klöster ihre Archive öffneten. In Nürnberg und Nördlingen ist solches zum Theil geschehen. In Italien bieten sich noch eine grofse Reihe von Städten zu dergleichen Forschungen an, woraus ein Schatz von Notizen hervorgehen müfste.

Um nun zur Anzeige vorliegender Forschungen zu kommen, können wir nicht umhin, vornhinein zu bemerken, dafs das gründliche Verfahren des Verf. etwas Befremdendes, fast Abschreckendes hat, besonders für solche, welche, wie früher auch der Referent, weniger Mifstrauen in die Nachrichten des Vasari sezten. Hier wird ihm aber auf einmal so viel Falsches oder Unzulängliches nachgewiesen, dafs das Gemüth des Lesers in eine Art von revolutionären Zustand geräth, und selbst dasjenige als richtig zu bezweifeln beginnt, worüber keine positiven Gründe des Verdachtes vorliegen. Bei dem grofsen Gewinn des von Seite des Verfassers gründlicher Erforschten mufs man daher sich in Acht nehmen, nicht alle frühern geschichtlichen Grundlagen zu verlieren; und dann wieder aus dem Neuaufgefundenen nicht zu viel zu folgern. Der Zweifel ist zwar der Vater des richtigen Wissens; aber er kann auch zerstörend wirken, wenn man ihm über das Mafs nachhängt. —

Die achte Forschung (oder die erste des zweiten Theils) ist überschrieben: *Daccio di Buoninsegna,* und *Cimabue: Sieneser* und *Florentiner.* S. 1—38.

Die Anfänge der neuern Kunst seien nicht von einem ursprünglichen Bildungstrieb hervorgegangen. Früher Vorhandenes habe ihre Richtung bestimmt, und keine Art von Technik habe neuer Erfindung bedurft. Die neuere Kunst lasse sich blofs, als das Werk der Steigerung längst schon wirksamer Kräfte, des Wiedererwachens vorhandener, nur schlummernder Begriffe ansehen. Zwar wären die ältesten Italiener, wie Giunta von Pisa, und Guido von Siena, die zu den ersten gehörten, welche sich nach den Byzantinern richteten, noch zu sehr in dem Technischen befangen gewesen, um ihre Vorbilder weder in der Idee, noch in der Ausführung zu erreichen. Dagegen als ihren Nachfolgern die Griechische Manier durch Schule geläufig wurde, so konnten solche bereits dahin arbeiten, den Vorsprung über ihre Vorbilder zu gewinnen. Unter den Meistern, welche die Griechische Manier verfolgten, sezt nun der Verf. zwei an

Digitized by Google

die Spitze, nämlich Duccio von Siena, und Cimabue von Florenz, als solche, die schon mit Bewufstseyn in den Charakteren sittliche Würde, in den Geberden und Handlungen Ernst und Feier zu erzwecken sich bestrebten, indem sie Früheres, was noch die tiefern Kenntnisse älterer Kunst offenbaret, näher in Betracht zogen.

Der Verf. zeigt dann den Irrthum des Vasari, dem Duccio schon die Anfänge des künstlich figurirten Fufsbodens im Dom zu Siena zuzuschreiben. Nach Urkunden war eine solche Zierde erst 1445 in Berathung genommen. Der Referent bekennt, auch in dieser Täuschung befangen gewesen zu seyn. Er sah die allegorischen Figuren am Eingange als Werke des Duccio an, und erkannte die Fortsetzung im 15ten Jahrhundert von Matteo von Siena in der Zeichnung des Kindermordes, und die Steigerung durch bunte Marmor von Beccafumi im 16ten. Dafs übrigens ein solches Marmor-Niello, wie es der Verf. nennt, eine antike Erfindung sei, leidet keinen Zweifel (vergl. Ciampini vet. mon. tom. I. Tab. 22—24 und Hirt's Abhandlung: über die verschiedenen Arten Mosaik, in den Schriften der königl. Akad. der Wissenschaften. Berlin 1801. Franz. Ausgabe p. 155). Ferner zeigt der Verf., dafs Duccio in geringern Arbeiten schon 1285 thätig war, und dafs er das grofse Altarbild für den Dom in Siena, welches jezt noch allda zu sehen ist, in den Jahren 1308 bis 1311 verfertigte: das Hauptwerk, welches das grofse Talent, und die Griechische Manier des Meisters beurkundigt. Andere Arbeiten desselben sind dem Verf. nicht vorgekommen. Wozu wir blofs bemerken: ehedem in der Kirche S. Maria de' Servi in Siena eine wohlerhaltene und wahrhaft grandiose Madonna mit dem Kinde, auf Goldgrund in Byzantinischer Manier gemalt, gesehen zu haben. Aber wir blieben zweifelhaft, ob das Werk dem ältern Guido, oder dem Duccio anzueignen seyn möchte.

Von Cimabue S. 14. wisse man weniger: er habe seine Werke weder mit dem Namen bezeichnet, noch habe man bis jezt aus den Archiven Kenntnifs über ihn erhalten. Nur sein Zeitgenosse Dante zeuge von ihm, und ein nahe lebender Commentator desselben. Auch sei er nach Ghiberti der Meister des Giotto gewesen. Von den vielen Werken, die Vasari und andere nennen, gesteht ihm der Verf. die grofse Madonna, früher in der Kirche Trinità, jezt in der Kunstakademie, zu, und dann die noch gröfsere in S. M. Novella (eine dritte nicht geringere sah der Ref. noch in der Kirche S. Francesco zu Pisa). — Hiedurch sei nicht nur die Byzantinische Manier, sondern auch das höhere Streben des Cimabue erwiesen. Die Madonna des leztern zeige mehr Strenge und Hoheit, die von Duccio aber Güte, und liebenswürdigern Ausdruck. Bei Cimabue soll man schon den Versuch wahrnehmen, die malerische Technik der Neugriechen umzuändern. Das zähere Bindungsmittel der Leztern erforderte einen festern, gestrichelten und scharfhingesezten Auftrag, und schlofs jene flüfsigen Ueberzüge aus, wodurch die Italiener, besonders Giotto, die Farben in tempera in einander verschmelzten. Nach Vasari hatte auch das Malen auf frischen Maueranwurf durch Cimabue sehr gewonnen, da früher seit der ältesten Zeit die Griechen nur auf die trockene Mauer zu malen pflegten.

Vasari, dem auch Andere gefolgt sind, suchte die Meinung geltend zu machen, dafs vom Anfang des 14ten Jahrhunderts bis in's erste Viertel des 15ten nicht blofs die Florentinischen Maler, sondern auch die andern Toscaner, und überall, wo damals die Malerei in Italien verbreitet war, die Manier des Cimabue, oder vielmehr die seines grofsen Schüler's Giotto, verfolgten.

Diese Ansicht theilt aber unser Verf. nicht, kundgebend, dafs den Sienesern nicht nur die Priorität zukomme, sondern ihre Künstler auch später selbsständig nichts von den Florentinern annahmen. Siena habe von Guido an aus seinen Archiven eine Reihe von Künstlern bis Duccio, und von diesem bis Taddeo Bartoli aufzuweisen, welche ihre eigenthümliche Manier, die sich immer noch mehr an den alterthümlichen Sinn der Neugriechen hielt, befolgt haben soll.

Was aber die Florentiner betreffe, so seien aus früherer Zeit nur zwei Maler urkundlich nachzuweisen, der eine, Fidanza 1224, und der andere, Bartolomeo 1236, welchem Leztern das wunderthätige Gemälde, die Ankündigung, in der Servitenkirche zugeschrieben wird. — Als einen Meister dieser Zeit möchten aber wir auch den Andrea Tafi nicht aufgeben, wenn gleich es falsch ist, dafs er, wie Vasari angibt, den Griechen Apollonio von Venedig nach Florenz brachte, und von demselben Alles zur Verfertigung der Musivwerke erlernte. Diefs bedurfte Tafi nicht, da der Franciscaner-Bruder Jacob schon 1225 ein bedeutendes Musivwerk in der Johanniskirche vollbracht hatte. Tafi aber konnte sehr gut einer der Gehülfen des Apollonio seyn, dem die gröfseren Mosaikarbeiten in derselben Kirche über-

Digitized by Google

tragen waren, und später mochte er allda Einiges für sich selbst arbeiten, so wie Vasari ausdrücklich angibt, dafs der sieben Ellen hohe Christus von ihm in Mosaik gesezt sei. Ueberhaupt sind die musivischen Auszierungen der Johanniskirche in jener Zeit so bedeutend, dafs wohl damals keine andere Stadt in Toscana, weder Siena, noch Pisa, mit Florenz, was die Kunstthätigkeit betrifft, in Vergleich gesezt werden kann. Nicht nur der Mosaiker Jacob, sondern auch Andrea Tafi und Gaddo Gaddi, theils als Vorgänger, theils als Zeitgenossen des Cimabue spielen hiebei Hauptrollen. Von den Musivarbeiten des Gaddo Gaddi im neu-Griechischen Styl wird uns die grofsartige Madonna über der Hauptthüre im Innern von S. M. del Fiore immer ein erfreuliches Andenken gewähren. —

Hiernach bleibt es schwer, irgend einer andern Stadt dieser Zeit die Priorität vor Florenz zuzugestehen, oder dafs leztere Stadt weniger grofse Meister, als irgend eine andere in Toscana gehabt habe. — Doch nehmen wir immer hievon aus die Bildkunst, worin Nicolaus und sein Sohn Johann von Pisa sich auszeichnen. In der Kirche S. Domenico zu Bologna werden das Denkmal des Heiligen, und die verschiedenen Kanzelreliefs in Pisa, Siena und Pistoia immer Wunder der Zeit bleiben.

Ueberhaupt scheint es mifslich, irgend einer Stadt damals einen entschiedenen Vorrang anzueignen. Das Aufstreben war damals allgemein. Nicht blofs die drei Hauptstädte von Toscana, sondern auch Lucca, Pistoia, Arrezo, Perugia, auch Rom, (Venedig nicht zu gedenken) hatten, wie noch überall die Ueberreste zeigen, ihre Meister, wobei Margaritone von Arrezo, der noch ganz in Byzantinischer Art arbeitete, nicht zu vergessen ist. Leicht möchte das vom Verf. S. 38 angeführte Bild in Perugia, welches in neu-Griechischer Manier verfertigt die Jahreszahl 1272 trägt, von Margaritone herrühren. Der religiöse Eifer war damals so allgemein, dafs die Künstler von Ort zu Ort gerufen unter einander arbeiteten, und sich so wechselweise ohne Geheimnifs und Eifersucht ihre Fortschritte und Techniken mittheilten. Wie könnte dergestalt irgend einer Stadt der Rang angehören? Jacob, Tafi und Gaddi mögen den Vorzug in der Mosaik behaupten, Cimabue und Duccio in der Malerei, und Nicolò und Gioanni von Pisa in der Bildnerei. Wenn aber Vasari, wie Andere vor ihm, wobei das Zeugnifs von Dante für viele gilt, den Cimabue in der Mahlerei an die Spitze stellt; so möchte nicht blofs die Grofsartigkeit seiner Madonnen dazu beigetragen haben, sondern auch sein Schüler Giotto, der bald alle Andern überflügelte. Dabei darf nicht unbeachtet bleiben, dafs Florenz sich damals bereits zur vorragenden Stadt, auch durch seine ausgezeichneten Männer in der Dichtkunst und in der Literatur, erhoben hatte. Eine blühende Stadt hebt aber ihre Mitbürger, wie grofse Männer wieder die Stadt heben.

Ohne also die Verdienste anderer Städte und ihrer bedeutenden Männer zu verkennen, möchten wir doch die Stellung der Kunstgeschichte bei der gewöhnten alten Ansicht lassen. Toscana verbleibe das Hauptverdienst um das Wiederaufleben der Kunst und Literatur; und in den Musivarbeiten, und in der Malerei mag jenen vorragenden Männern, deren Werke wir unter den Namen Jacob, Tafi, G. Gaddi, Cimabue, Duccio und Giotto kennen, immer der Vorrang zugestanden werden, so wie den beiden grofsen Pisanern in der Bildnerey. Niemand kann für die vielen wichtigen Aufschlüsse, die der Verf. gibt, dankbarer als ich seyn; aber es wird mir schwer, mich von Ansichten zu trennen, die sich seit lange her bei mir festsezten, und welche die wichtigen Erläuterungen des Verf. mehr in mir verstärkten, als erschütterten.

Der neunte Abschnitt führt die Ueberschrift: Giotto. S. 39 — 76.

Die bekannten Verse des Politian unter dem Brustbild des Giotto von der Hand des Benedetto da Majano in der Hauptkirche zu Florenz sind der wichtigen Charakteristik des grofsen Meisters vorangestellt. Auffallend ist, dafs der Verf. einen gleichzeitigen angesehenen Sienesischen Bürger aufgefunden hat, der gerade den Namen und Vaternamen führt, wie unser Meister nämlich Giotto Buondoni. Doch möchten wir uns hiedurch zu keiner Consequenz verleiten lassen, dafs Giotto desto minder der Schüler des Cimabue seyn möchte.

Wichtiger und wahrhaft erfreulich für uns ist, wie der Verf. das Naturell, den Geist, die Malart und die Richtung des Giotto in künstlerischer Rücksicht aufgefafst hat. Ghiberti sagt von ihm: „Giotto schuf die Kunst neu; verliefs das Unbeholfene der Griechen; er führte die Kunst zur Natur zurück (eben so spricht

Digitized by Google

auch sein Zeitgenosse Gio. Villani 11, 12 von ihm), und gab ihr hiemit Anmuth, nicht abweichend von den richtigen Maſsen." Und Cennino: „Giotto wandelte die Kunst zu malen von der Griechischen in die Lateinische (Italienische) um, und die neuere Weise ging von ihm aus."

Hierüber commentirt der Verf. wie folgt: Giotto verlieſs das zähere Bindungsmittel der Griechen, und wählte dafür das flüssigere, was schon bei den Italienern im 12ten Jahrhundert üblich war. Aber Giotto entfernte sich von den Griechen nicht bloſs in der Technik, und im Colorit, sondern auch in der Richtung des Sinnes. Er verlieſs das Typische der Neugriechen, welches Cimabue und Duccio, so wie ihre Zeitgenossen noch befolgten: worüber ihm der Verf. Leichtfertigkeit und Nichtachtung des Heiligen vorwirft.

Indessen ward das Lob des Giotto von Gio. Villani an ein stehender Artikel bei der Florentinischen Geschichtschreibung. Dante, Petrarca, Boccaccio stimmen in das Lob ein. Lezterer sagt: Giotto konnte Alles natürlich darstellen, und doch verweigerte er den Namen eines Meisters. Mehrere Anekdoten werden beigebracht, um seine Geistesart näher durchscheinen zu lassen. Er kannte genau die Schattenseite des Mönchslebens, woraus er so vielfältig die Gegenstände für seine Kunst schöpfen muſste. Die Kälte des Verstandes aber und die Deutlichkeit des Bewuſstseyns waren bei ihm zu vorherrschend, um sich für solche Aufgaben zu enthusiasmiren, und das Hohe und Würdige zu durchdringen. Das Mönchische besiegte damals das früher Typische evangelischer Gegenstände. Die Richtung der Vorgänger ging auf die Vorstellung heiliger und göttlicher Charaktere; aber durch Giotto war die Malerei auf Handlungen und Affecte hingeleitet. Das Burleske und Pathetische war neben und durcheinander dargestellt. Die Lebendigkeit solcher Darstellungen war das Eigenthümliche des Giotto.

Manches von den Arbeiten dieses Meisters wird angezweifelt, wie das Abendmahl im Refectorio von S. Croce, was Ruschweih noch kürzlich in Kupfer gestochen hat. Der Verf. hält sich hauptsächlich an die Tafel in der Capelle Baroncelli in der Kirche S. Croce, und dann an die kleinern Täfelchen, die früher die Sacristei dieser Kirche zierten; jezt aber theils sich in der Kunstakademie befinden, theils durch den Handel in mehrere Hände auswärts gekommen sind.

Der Verf. wirft hiebei dem Giotto, wie uns scheint, mit Recht vor: das alterthümliche Costüm (welches die Sieneser und Umbrer bis auf Raphael beibehalten haben sollen) vernachlässigt zu haben. So habe er auch das Helle und Rosige in der Farbengebung eingeführt; dagegen wären die Sieneser noch länger bei der ernstern und dunklern Manier der Neugriechen verblieben, in den Schatten das Bleifarbige, und in den Lichtern das Gelbliche beibehaltend. In den Formen zeige sich Giotto schwächer, als selbst Cimabue und Duccio, in den Engeln sehe man keine Verschiedenheit der Bildung, und derselbe Kopf wiederhole sich immer. Die Augen verriethen keine Spur von Verkürzung und Rundung; sie wären lang und schmal in zwei gerade und gleichlaufende Umrisse eingeschlossen, und nahe zusammenstehend. Die Nase sei im Profil ohne gehörige Ausladung; die Kinnlade kantig, und das Kinn vorgedrängt. — Auch hierin stimmen unsere Erinnerungen überein. Giotto durchbrach wirklich überall die Schranken des Typischen, und schuf sich eine ganz neue Thätigkeit, welches aber bei den vielen neuen Aufgaben, wozu sich keine Vorbilder fanden, zum Theil nöthig war. Denn da das Zeitalter in dem Studium zur richtigen Kenntniſs der menschlichen Gestalten noch gänzlich zurück war, und es auch an allem Wissenschaftlichen gebrach, die Erscheinungen in der Natur, was Licht und Schatten und die Verschiebungen betrifft, gehörig zu beobachten; so konnte die Zeichnung nur sehr unvollkommen und skizzenhaft, die Bewegungen und Geberden steif, die Farbengebung hart, ohne Kraft und Rundung ausfallen.

Bei diesem Mangel an Kenntnissen zeige sich Giotto jedoch geistreich und schöpferisch in den Erfindungen; seine Darstellungen sprechen sich klar und deutlich aus, doch mehr im Handeln und in der Geberdung, als durch Individualisirung der Gesichtsbildungen, und der übrigen Theile. — Sich ohne Mühe in jede Situation des Lebens versetzend, machte er seine Entwürfe ungemein leicht, doch immer nur skizzenhaft.

Unter andern Werken des Meisters berührt der Verf. die Gemälde in der Kirche der Madonna incoronnata zu Neapel, die sieben Sacramente vorstellend, und dann die in Assisi, deren Erhaltung er lobt, zugleich näher bestimmend: welche von diesen Gemälden ihm angehören und welche nicht. Seine Arbeiten in den verschiedenen Städten der Romagna seien zerstört, und die in der Kirche der Madonna dell' Arena zu Padova über-

Digitized by Google

malt. (Diefs mufs erst in der neuesten Zeit geschehen seyn, was wir um so mehr bedauern, da wir gerade diese Frescogemälde immer als die erhaltensten dieses Meisters angesehen haben.) Mit dem Ausbessern der Gemälde des Giotto im Campo Santo zu Pisa scheint der Verf. mehr zufrieden; und unter den Fragmenten, die jezt in der Sacristei der Peterskirche zu Rom aufbewahrt werden, lobt er mit Recht die Apostel. — Aber warum wird allda das grofse Musivwerk des Meisters, la Nave di S. Pietro, ganz mit Stillschweigen übergangen. — Denn wenn dasselbe auch bei der Versetzung aus der alten Peterskirche an den jetzigen Platz einiger Ausbesserung bedurfte; so konnte doch die Hauptanlage dadurch nicht leiden. Auch wäre eine Notiz von dem Fragment in der Laterankirche mit dem Porträt Bonifacius VIII zu erwarten gewesen. — Dann wird dem Recensenten immer eine Tafel gegenwärtig seyn, welche den heil. Franciscus in Verzückung vorstellt, und welche früher die Kirche S. Francesco in Pisa zierte. Ferner warum keine Meldung von der grofsen höchst interessanten Tafel der Madonna, welche jezt aus der Kirche Ognisanti in die Kunstakademie zu Florenz versezt ist? —

Dafs Giotto auch als Architekt und Bildner thätig war, und dafs er als Freund der grofsen Dichter seiner Zeit, sich auch in der Poesie versuchte, betrachten wir jezt nicht näher.

Vortrefflich hat der Verf. den ausgezeichneten Charakter unseres Künstlers aufgefafst, und zwar nicht blofs nach seinem Naturell und Geist, sondern auch nach seinen Leistungen. Nur scheint es manchmal, dafs er ihm das Abgehen von dem Typischen der Neugriechen zu scharf anrechne, und dem originalen Talent desselben nicht immer volle Gerechtigkeit widerfahren lasse. Sollte die Kunst aufs Neue begründet werden; so war es unumgänglich, die Schranken des Typischen zu durchbrechen, um sich unbefangen wieder dem Studium der Natur anzunähern. Nach dieser Seite strebte der Geist Giotto's hin. Er gehörte, so wie Raphael, zu den Künstlern, die ihr Talent auf das Vielseitigste bewährten, und mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit ihre zahllosen Werke fertigten, freilich mit der Hülfe einer Menge Schüler, so wie Raphael. Aber seine Thätigkeit fällt in ein Zeitalter, wo er für das Studium noch Wenig vorbereitet fand. Die Manier zu malen der Byzantiner konnte ihm nicht genügen, da das zähe Bindungsmittel und der gestrichelte Auftrag die Schnelligkeit der Hand hemmte. Eine flüssigere Behandlungsweise sagte ihm mehr zu, obwohl man nicht in Abrede stellen kann, dafs er die Byzantiner im Ton und in der Wirkung von Licht und Schatten nicht erreichte. Auch selbst in den Charakteren und in der Gewandung blieb er gegen dieselben zurück, denn leztere befolgten meistens alt-Hergebrachtes und Typisches aus einer glüchlichern Zeit; und obwohl die Byzantiner hauptsächlich nur als Copisten zu betrachten sind; so enthielten doch diese Gemälde die Andeutungen der frühern mit höherer Kunstkenntnifs verfertigten Originalwerke. Eine solche gleichsam sclavische und geistlose Nachahmung konnte dem erfinderischen Geiste des Giotto um so weniger zusagen, da das Zeitalter ihm Aufgaben vorlegte, die ganz neu waren, wie die Begebenheiten der damaligen mächtigen Ordensstifter Dominicus und Franciscus.

Was Dante in der Dichtkunst, war Giotto in der Malerei, und wahrlich kein geringeres Talent. Aber so wie Dante in der Sprache, die er erst zu bilden hatte, befangen war, und defswegen aus Unbeholfenheit der Sprache gegen seine antiken Vorbilder zurückblieb, eben so wenig konnte Giotto die Hülle der Unbeholfenheit, worin die malerische Darstellung damals und noch lange nachher befangen war, nicht abstreifen. Er konnte gleichsam nur skizzenhaft andeuten, was er in Vollendung dargestellt haben würde, hätte er in dem Lichte des Raphaelischen Zeitalters gelebt. Dante und Giotto sind verwandte Geister, und als vereinte Colossen der wiederauflebenden Schwesterkünste stellt sie nicht blofs die gleichzeitige, sondern auch die spätere Geschichte dar, — und wie es uns scheint, mit Recht. —

Der zehnte Abschnitt ist überschrieben: Ueber die bessern Maler des vierzehnten Jahrhunderts: zur Vermehrung und Berichtigung ihrer Geschichte. S. 76—123.

So wie der Verf. den Duccio dem Cimabue entgegensezt, wählt der Verf. jezt einige der vornehmsten Florentiner aus der Schule des Giotto, die nach einander im 14ten Jahrhundert thätig waren, zu seiner Darstellung aus, und stellt denselben ungefähr eben so viele Sieneser zur Seite, vermeinend, dafs diese dem Giotto nichts zu danken hätten, und forthin mehr auf dem typischen Wege der Neugriechen ihre Bahn verfolgten.

Der Recensent bekennt, dafs er nicht recht weifs, ob eine solche Auffassung des Kunstzustandes in dem

Digitized by Google

Zeitalter die rechte und die fruchtbarste ist. Wenigstens habe ich mich davon noch nicht überzeugen können. Angenommen, dafs Sienesische Maler da und dort die typische Manier der Neugriechen länger befolgt hätten, als die Florentiner: welche Folgerung wäre daraus zu ziehen? — Bei dem Typischen konnte man nicht stehen bleiben; das Studium der Natur, um die Kunst aufs Neue zu begründen, mufste auf jeden Fall eintreten: der Schritt, den Giotto wirklich that, mufste vorangehen. Das neu-Griechische, so viel Schätzbares es auch enthielt, konnte nicht genügen; man konnte die Ideen, die sich in ihren Werken aussprachen, bis auf einen gewissen Grad benutzen, denn sie enthalten allerdings viel Edles, Würdiges und Hohes, und das Geschick ist manchmal so vortrefflich und überraschend, dafs man nicht eine neu-Griechische, sondern eine antike Darstellung vor Augen zu haben glaubt. Auch, wer möchte es läugnen? — ist sehr viel hievon schon früh in die neuere Kunst übergegangen. Aber die Kunst als künstlerisches Wissen war nicht mehr; nur als mönchischer Betrieb, gleichsam als eine Copiermaschine, war sie in die Klöster verwiesen. So wie man noch forthin den Homer und Plato abschrieb, aber immer incorrecter und mit schlechtern Lettern; so zeichnete und malte man ältere Bilder nach, und zwar nicht blofs Christliches, sondern auch Heidnisches, wie die Bilder zu Homer, zu Virgil und zu Terenz zeigen. Das Kunststudium war aufs Neue zu gründen, sonst würden wir noch auf dem Punkte stehen, worauf die heutigen Griechen, die Russen und andere Befolger des Griechischen Ritus sich jezt noch befinden. Der Gewaltstreich, den das Genie des Giotto wagte, war nothwendig, um den Geist zu entfesseln, sich der Natur anzunähern, und das wissenschaftliche Studium hervorzurufen, welches aber natürlich nur langsam und allmälig gedeihen und sich ausbilden konnte. Wahr ist es, dafs man manche schöne Idee urchristlicher Kunst einbüfste, so wie überhaupt die neuere Kunst, so hoch sie auch stieg, und so aufserordentliche Talente sie auch aufzuweisen hat, doch nie den Gipfel des antiken Kunstsinnes erreichte.

Wir kommen zu einer zweiten Instanz. Wir hätten gewünscht, dafs der Verf. nicht die Malerei, nicht Giotto, vorangestellt hätte, sondern die Bildner, wie Nicolaus und Johann von Pisa. Leichter, scheint uns, dafs man auf diesem Wege zu einer festen Ansicht des Kunstbetriebes in dem Anfange der neuern Zeit gekommen wäre. Jene Bildner waren es, die sich weniger mit der Betrachtung des Typischen der Neugriechen abgaben, sondern sie hielten sich, um ihrer Kunst Vorschub zu geben, gleich an das Höhere, das Antike. Aber diefs reichte nicht aus; sie mufsten selbst erfinden, und sich also an die Natur wenden. Hievon wird sich jeder leicht überzeugen, der die Reliefs des Nicolaus an dem Denkmale des heil. Dominicus in der Kirche des Heiligen zu Bologna, und seine Kanzelsculpturen in Pisa, und in Siena in Betracht zieht. Giotto hatte also schon Vorgänger in der Durchbrechung des sogenannten Heiligen der Neugriechen, und seine Zeitgenossen Andrea von Pisa und die Sieneser, Agostino und Angelo waren Schüler und Nachahmer der grofsen Pisaner. Und wenn Vasari, wie wir glauben müssen, nicht immer Falsches berichtet; so übte Giotto, auch selbst Bildhauer, zugleich seinen Einflufs über den Andrea bei Verfertigung der Erzthüren am Battisterio zu Florenz, und Agostino und Angelo von Siena arbeiteten das bekannte Grabmal des Bischofs Guido zu Arrezo nach der Zeichnung, die Giotto ihnen einhändigte.

Durch Nicolò und Giotto kam die Kunst wieder dahin, auf eigenen Füfsen zu stehen, zwar noch schwach und als eine neugeborne; — die dann nur allmälig heranwuchs. Denn es scheint nicht in der Natur des menschlichen Geistes zu liegen, dafs der Kunstbetrieb schnelle Fortschritte mache. Einen ähnlichen Gang hatte die Kunst auch bei den Griechen.

Zur bequemern Ansicht des Zeitzustandes glaubten wir Vorstehendes voranschicken zu müssen. Wir kommen jezt auf die Schüler des Giotto, wovon der Verf. vier als die Ausgezeichnetsten namhaft machet, nämlich Taddeo Gaddi, Giottino, Gioanni da Melano und Andrea Orcagna, oder wie er hier richtiger genannt wird, Arcagnuolo.

Die Werke des Taddeo Gaddi, die der Verf. als noch vorhanden anführt, sind allerdings bedeutende Werke, die nicht unter Giotto stehen, weder in der Auffassung der Gestalten, die nach Grofsheit hinstreben, noch in dem schönen Ton und in der Ausführung. Der kleine Altar in der königl. Preufsischen Sammlung (nicht von Solly, sondern später angekauft) ist eine wahre Perle. Auch sind die Mauergemälde in der Capelle Baroncelli, in der Kirche S. Croce zu Florenz treffliche Werke; doch haben uns die in der Sacristei allda einzelner schönen weiblichen Figuren, und des lebhaften Colorits we-

Digitized by Google

gen immer vorzüglich angezogen, so wie auch die Arbeiten im Kapitelsaal des Klosters S. M. Novella wegen der Grofsheit der männlichen Charaktere, die aber der Verf. kaum anzuerkennen scheint. Unter den sieben kleinern Tafeln, jezt in der Akademie zu Florenz aufbewahrt, ist die Geburt der Maria besonders bemerkenswerth. T. Gaddi, der zugleich als Architekt den Ponte Vecchio zu Florenz baute, starb nicht 1350, sondern wie der Verf. zeigt, lebte er noch 16 Jahre später.

So wie Taddeo Gaddi der Hauptschüler des Giotto, scheint wieder Gioanni da Melano der Hauptgehülfe von T. Gaddi gewesen su seyn. Der Verf. sezt die Arbeiten dieses Meisters, besonders die in Assisi, sehr hoch in Beziehung der Zartheit und Vollendung. Uns sind von ihm nur die Ueberreste von dem Gemälde in Ognisanti, die sehr an seinen Meister erinnern, lebhafter im Gedächtnifs geblieben.

Dem Verf. scheint eine Berührung dieses Meisters mit den Niederteutschen Vorgängern der Brüder van Eyck nicht unmöglich; und dafs jene unbekannten Niederländer damals schon einen Vorsprung vor den Italienern in technischen Dingen hatten. — Wir zweifeln aber, dafs man mit dieser Hypothese viel gewinnen wird, daraus eher die aufserordentlichen Leistungen der Brüder van Eyck zu erklären. Für jezt, bis nicht neue Forschungen näher belehren, müssen wir uns freilich mit Hypothesen befriedigen; und unter diesen scheint immer die Annehmlichste die, dafs jenen Meistern Byzantinische Vorbilder gedient hätten, die durch die Plünderung von Constantinopel 1204 nach Flandern gekommen wären, wie auch der Verf. meint. Allein auch diefs erklärt die Sache kaum. Solche Vorbilder konnten zwar das ungemeine Talent des Hubert van Eyck wecken, und selbst bis zu dem Grade steigern, dafs jene Charaktere, und jenes Vollendete in den Figuren hervorgehen konnten, wie wir solche noch in den Werken des grofsen Meisters und seines Bruders Johann bewundern; aber woher jenes Landschaftliche, und jene südlichen Bäume und Pflanzen, die in einer Vollkommenheit, und in einem Ganzen dargestellt sind, dafs eine solche Ausführung sich nur denken läfst, wenn der Künstler selbst durch einige Zeit in einem mittäglichen Clima lebte. Vielleicht hätte hiezu schon eine Reise nach dem Maurischen Spanien hingereicht. Aber befremden könnte es nicht, wenn Hubert im Gefolge der Johanniter auch Rhodus und die Syrischen Küsten gesehen hätte. Doch auch unter diesen günstigen Voraussetzungen bleiben die Werke der Brüder van Eyck immer räthselhaft. —

Giottino ward von jeher als einer der vorzüglichsten Nachahmer der Giotteskenmanier gepriesen, und wie der Aut. sagt, ist hievon die Capelle de' Bardi in S. Croce der beste Beweis. Seiner Arbeiten in Assisi erinnern wir uns nicht, und die Tafel in der Kirche S. Romeo zu Florenz, eine Kreuzabnahme Christi vorstellend, welche wir immer als das schönste Werk des Giottino ansahen, wird jezt von dem Verf. (p. 172) einem andern Meister, dem Pietro Chelini, zugesprochen, der diefs Gemälde ein Jahrhundert später gemacht haben soll (vergl. Vasari Vita di Giottino tom. I. p. 108).

Andrea Orcagna gehört ohne Zweifel zu den wichtigsten Meistern der Zeit, der als Architekt durch den Erbau der Loggia de'Lanzi, als Bildhauer durch den Marmortabernakel in Or S. Michell, und als Maler durch seine Arbeiten in der Capelle Strozzi in S. M. Novella genugsam bekannt ist, ohne andere noch wohl erhaltene Gemälde dieses Meisters zu erwähnen. Urkundliche Nachrichten schreiben seinen Namen Arcagnuolo.

Die Sieneser, die der Verf. neben den genannten Florentinern aufstellt, sind: Simon di Martino und Lippo Memmi, Ambrogio und Pietro di Lorenzo, und Barna.

Der Verf. sagt p. 92, 1. Das Beispiel des Giotto, wenn nicht wahrscheinlicher ein allgemeiner Hang damaliger Zeitgenossen, lenkte auch die Sienesische Schule, wenigstens ihre bekanntesten Meister, von der Nachbildung und Vervollkommnung altchristlicher Typen zur Beschauung und mehrseitigen Auffassung des Lebens hinüber. Die Verehrung des heiligen Franz und anderer neuer Heiligen führte nothwendig zur vielseitigsten Auffassung menschlicher Verhältnisse. — Dieser neuen Richtung brach unter den Sienesern Simon di Martino die Bahn, wie Giotto unter den Florentinern u. s. w.

Wir freuen uns, dafs hier der Verf. von selbst auf die richtige Ansicht der Kunstzustände der Zeit zurückkommt. Die Sieneser arbeiten mit und neben Giotto in gleichem Sinn und mit demselben Streben, wie der grofse Florentiner. Warum also die Sieneser von den übrigen Toscanern trennen, und aus ihnen eine besondere Schule machen, sei übrigens Simon ein Schüler Giotto's, wie Vasari sagt, gewesen, oder nicht? — gewifs möchten wir über dergleichen nicht streiten.

Digitized by Google

Der Verf. spricht nur von wenigen Arbeiten des Simon, und eine der gröfsten wird angezweifelt, nämlich die, welche er zugleich mit Taddeo Gaddi in dem Kapitelsaal von S. M. Novella verfertigte. Man darf aber hier dem Vasari um so mehr glauben, da Simon mehrere andere Werke in Florenz und zwar mit seiner Namensbeischrift verfertigte. Die Manier des Simon mufste also dem Vasari sehr geläufig seyn. Auch kannte Vasari aus Ansicht die Ankündigung in S. Ansano zu Siena, jezt in der Gallerie zu Florenz, mit der Unterschrift des Simon Martini und Lippo Memmi und der Jahrzahl 1333, wie ich dieselbe früher noch las. — Die Tafel ist mit Leinwand bezogen, und darauf der Kreidengrund gelegt und vergoldet. Die Farbe ist sehr dünn aufgetragen, die Falten der Gewandung kaum angedeutet, und ohne Schatten. Etwas besser ist doch die Drapperie der beiden Heiligen, welche auch ein leidlicheres Verhältnifs zeigen. — Diefs schrieb ich 1792. Mich wundert demnach von dem gestrichelten Auftrage, von dem der Verf. spricht, nichts bemerkt zu haben. Sollte diefs von der spätern Restauration, worüber der Verf. klagt, herrühren? —

Gleichzeitig mit Simon und Lippo um das Jahr 1330 arbeiteten die Brüder Ambrogio und Pietro di Lorenzo. Ein Hauptgemälde des Erstern ist untergegangen, was der Verf. nach Ghiberti ausführlich beschreibt. Darin war ein Sturm mit Hagel und Blitz gemalt zu sehen, allerdings ein seltenes Vorkommen in einer Zeit, wo man noch keine Luftgründe zu machen verstand. Die Phantasie des Ghiberti mag hier nachgeholfen haben. Indessen malte derselbe Meister in dem Stadthause zu Siena ein anderes Gemälde mit städtischen und ländlichen Aussichten: was ich leider übersehen habe, obwohl mir seine andern Arbeiten, allegorische Figuren, Tugenden und Laster, vorstellend, allda sehr wohl erinnerlich sind. Der Verf. bezeichnet noch andere Tafeln der beiden Brüder. Dahin gehört auch das Gemälde von Pietro im Campo Santo zu Pisa, welches die Eremiten vorstellt, ganz nach neu-Griechischen Vorbildern.

Von Berna oder Barna scheint aufser den Arbeiten in der Pfarrkirche zu S. Gemignano sich wenig erhalten zu haben. Wir erinnern uns nur einiger Ueberreste desselben in einer Capelle der Pfarrkirche zu Arezzo, und zwar einiger Thiere wegen, welche dieser Meister nach Vasari zuerst mit einiger Wahrheit darzustellen verstand. — Noch bemerken wir, dafs alle hier genannten Sieneser zugleich auch bedeutende Werke in Florenz verfertigten. Leicht mischten sich auf diese Weise mit den Eingebornen Sinn und Manier, wie auch noch alle vorhandenen Arbeiten zeigen.

Der eilfte Abschnitt: „Urkundliche Erörterung, wefshalb man den neuen Dom zu Siena unvollendet gelassen, und sich begnügt hat, den alten schöner zu schmücken. Nebst andern Beiträgen zur Geschichte der Italienischen Bauhütten. S. 123 — 164.

Bei dem ungleichen, durchschnittenen und hügeligen Boden der Stadt Siena ist es schwer, sich einen Begriff zu machen, wie der Neubau des Doms zu dem Alten geführt werden sollte. Obwohl mehrmal in Siena anwesend, entsinnen wir uns doch der Localität zu wenig, um uns eine solche Anlage zu vergegenwärtigen. Indessen ist der Aufsatz ein schöner Beitrag zur Localgeschichte der Stadt, und bestätigt den Wohlstand und Eifer der Einwohner, die Stadt der Zeit gemäfs nicht nur zu verstärken, sondern auch durch nützliche und zierende Baue zu verschönern. — Ungeachtet der Neubau mit grofsem Aufwand und schon bis sur Ueberwölbung gediehen war; so mufste man doch der Fundamente wegen, welche wichen, und Risse in den Mauern verursachten, von der Vollendung abstehen, und trachten, dem alten Bau durch Verlängerung der Schiffe, und durch eine reich geschmückte Vorderseite jene Vergröfserung und Pracht zu geben, welche der damaligen Bevölkerung und Wohlstande zusagte. Wichtig bleibt ferner gegen die Meinung anderer zu erfahren, dafs der grofse Baumeister und Bildhauer, Nicolaus von Pisa, weder der Erbauer des Battisterio, noch sein Sohn Johann der Erweiterung des alten Doms Vorstand und Erbauer der Vorderseite war, sondern ein anderer Johann, der Sohn des Baumeisters und Bildhauers Agostino von Siena. Wenn aber jene berühmten Pisaner keinen Antheil an solchen Bauen hatten, so ist es desto wichtiger urkundlich zu erfahren: wie sie die Bildwerke an der Dom-Kanzel verfertigten, und dafs ihnen auch Deutsche Bildhauer dabei behülflich waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 229. u. 230.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1827.

Italienische Forschungen, von C. F. v. Rumohr.

(Fortsetzung.)

Der zwölfte Abschnitt: „Von einigen Dunkelheiten und Verwechslungen der Kunstgeschichte des 14ten und des folgenden Jahrhunderts: Alberto di Arnoldo, Piero Chelini, Lorenzo di Viterbo, Bernardo Rossellini, Urbano di Cortona, Antonio di Federigo.“ S. 164—210.

Die urkundlichen Forschungen, wodurch so viel Neues an's Licht gezogen, und so viel Altes berichtigt wird, sind ein wesentliches Verdienst des Verfassers. Dieser ganze Aufsatz, so wie der vorige, gibt die Beweise. — Nach Vasari hielt man die Statue der Madonna, und die zwei Engel zur Seite an der Brüderschaftscapelle der Misericordia für Werke des Andrea von Pisa. Hier wird nach dem Vorgang Anderer gezeigt, dafs ein Florentiner, Alberto di Arnoldo, der Meister war. Noch wichtiger für uns war die Ausmittlung, dafs Piero Chelini die Vorderseite des Bigallo um's Jahr 1444 malte. Diese treffliche Arbeit ist uns wohl erinnerlich, aber die Hand nicht kennend, bezeichneten wir dieselben als Werke in der Manier und in dem Geist von Fra Angelico von Fiesole. Auch mögen wir gerne glauben, dafs die Kreuzabnahme in S. Romeo, sonst dem Giottino zugeschrieben, dem Chelini angehöre.

Wir werden ferner mit einem Mosaiker, Philippus Ruserati, bekannt, der sein Werk an der Vorderseite von S. M. Maggiore zu Rom mit seinem Namen und dem J. 1300 bezeichnete. Auch die Nachricht über die Arbeiten eines nicht unwichtigen Malers, Lorenzo di Viterbo, war für uns neu, der in der Servitenkirche seiner Vaterstadt eine Capelle auf trockener Mauer malte. Sein Styl wird mit dem des Baldovinetti und Fra Filippo verglichen, und besonders die Geburt Christi gelobt. Das Datum ist 1469 mit den Buchstaben L. V. — Laurentius Viterbensis.

Vorzüglich lesenswerth ist der Artikel über den Baumeister Bernardo Rossellini, und den Kriegsbaumeister Francesco di Giorgio. Es wird klar gezeigt, dafs die wichtigen Bauwerke, welche Pius II in seiner neuen Stadt Pienza 1459 führen liefs, und die gemeiniglich dem Leztern zugeschrieben wurden, dem Erstern angehören; nebst mehrern andern Gebäuden anderwärts. Dagegen zeigte sich Francesco di Giorgio als der erfahrenste Baumeister in der neueren Befestigungskunst, mit Hülfe des kriegskundigen Herzogs von Urbino. Die Residenz in Urbino bauten aber Andere, woran auch Baccio Pintelli Antheil hatte, dem Rom im 15ten Jahrhundert mehrere bedeutende Kirchen verdankt.

Noch nennt der Verf. einige Bauten in Siena 1451 gemacht, und dem Vecchietta und Jacopo della Guercia zugeschrieben, die aber nach Urkunden dem Urbano von Cortona, und Antonio di Federigo angehören.

Der dreizehnte Abschnitt: „Entwurf einer Geschichte der Umbrisch Toscanischen Kunstschulen für das fünfzehnte Jahrhundert.“ S. 210—384.

Dieser Aufsatz ist in mehrern Beziehungen von Wichtigkeit. Wir können daher nicht umhin uns über Manches ausführlicher zu erklären. Denn wenn gleich wir dem Forscher bedeutende Belehrungen und Zurechtweisungen zu verdanken haben; so gibt es doch Ansichten, auf welche wir nicht unbedingt eingehen können.

Wir haben früher erklärt, dafs wir in der ersten Periode der neuern Kunst, oder in der Anfangsepoche — von Cimabue und Giotto bis auf Masaccio und Fra Angelico — nicht zwei Schulen, eine Florentinische, und eine Sienesische, anerkennen, sondern nur eine Toscanische. Eben so wenig können wir uns dazu verstehen, in der zweiten Periode, welche im ersten Vier-

Digitized by Google

tel des 15ten Jahrhunderts beginnt, und die wir gern die Entwickelungsepoche der neuern Kunst nennen möchten; und die von Masaccio und Fra Angelico bis auf Lionardo und Raphael geht — eine abweichende Verschiedenheit der Manieren oder Schulen anzunehmen, nämlich eine in Toscana und eine andere in den Umbrischen Städten. Denn die Richtung ist überall dieselbe, und die Verschiedenheit in den Arbeiten beruht hauptsächlich auf der Individualität der Talente. Das Streben ist gemeinsam; die Meister berühren und kreuzen sich unter einander; einer lernt von dem andern, und jeder eignet sich an, was ihm Noth thut: und so steigern sie sich in wechselseitigen Bestrebungen. Nie war das Leben der Kunst reger, nie der Geist mächtiger, als in dieser zweiten, der Entwicklungsepoche. Doch ist hier nur von den Künstlern in Toscana und in den benachbarten Umbrischen Städten die Rede. Was im Venezianischen und in der Romagna gleichzeitig in's Leben tritt, davon ist hier nicht die Rede.

Ferner so wie wir gewünscht hätten, dafs in der ersten Periode die Bilder vorangestellt und ihre Bedeutung besonders gewürdigt worden wäre, hätten wir dasselbe in der zweiten um so mehr erwartet, da die bildnerische Technik der malerischen immer vorangeht, und durch eine solche Voranstellung die Behandlungsweise immer einfacher und bequemer wird. Unsere Recension wird sich im Wesentlichen nach einer solchen Ansicht richten. Doch ehe wir in die zweite Epoche einschreiten, haben wir noch einen Rückblick zu thun.

In dem zehnten Abschnitte nämlich hat der Verf. nur einen Theil der bessern Maler des 14ten Jahrhunderts behandelt. Er nimmt also hier den Faden wieder auf, um noch einige andere einzuschieben, die im Sinne jenes Zeitalters bis auf Masaccio und Fra Angelico thätig waren. Solche sind: Angelo Gaddi, Taddeo di Bartoli, und sein Vater Bartolo di Fredi, dann Nicolò di Pietro, Spinello und Lorenzo de' Bicci.

In Rücksicht des Angelo Gaddi können wir allerdings nicht in Abrede seyn, dafs er die Manier des Giotto und die seines vortrefflichen Vaters eben nicht sonderlich förderte. Auch ist die Tafel am Ende des Seitenschiffes in S. Lorenzo zu Florenz vom J. 1391 eben nicht sehr geschickt, eine Idee der Fortschritte in der Manier des Giotto zu geben. Aber wenn der grofse Haufen der Maler, welche um das Ende des 14ten Jahrhunderts thätig waren, sich eben nicht auszeichnet; so gibt es doch einige, in deren Werken man ein höheres Streben und einen bestimmten Fortgang nicht verkennen kann. Diefs findet der Verf. selbst in den Arbeiten des Florentiners Nicolò di Pietro, die noch in Pisa vorhanden sind; wozu wir noch den Pisaner Francesco Traini, Schüler des Andrea Orcagna, gesellen müssen, dessen Haupttafel in S. Caterina zu Pisa noch sehr gut erhalten ist, und welcher der Kenner unter den Werken des Zeitalters einen entschiedenen Vorzug zugestehen wird. Denn wie liefse sich von den Florentinern Spinello von Arezzo trennen, welcher in der Sacristei von S. Miniato in Monte eine Reihe seiner ausgezeichnetsten Werke verfertigte? — Dafs der in der Geschichte viel gepriesene Starnina übergangen ist, läfst sich entschuldigen, da nur noch geringe Ueberreste von ihm zeugen. Aber über den Lorenzo de' Bicci hätten wir ein günstigeres Urtheil gewünscht. Vasari schliefst mit ihm die Reihe der Giottesken. Erhalten sind von ihm noch die Tafeln in S. M. del Fiore, und in S. Lucia de' Bardi, so wie die Mauergemälde unter der Halle von S. M. Nuova. Vor allen andern zeichneten aber diesen Meister seine kolossalen Arbeiten an der Vorderseite der Kirche S. Croce aus, bestehend in einem grofsen Christoph, und in einer Madonna in einer Glorie von Engeln, welche an Thomas den Gürtel herabläfst. Solche Werke von Zeichnung und Grofsheit hatte man bis zur Zeit noch nicht gesehen. Leider fand ich dieselben im Jahre 1817 zerstört und die Mauer übertüncht. Diese Arbeiten machten mich zweifelhaft: Ob man den Lorenzo nicht eher zur zweiten Epoche zählen sollte, besonders da er bereits ein Zeitgenosse von Masaccio war. Indessen scheint Vasari die erste Periode mit einem bedeutenden Meister schliefsen zu wollen, um dann mit einem noch bedeutendern, dem Masaccio, die zweite zu eröffnen.

Zur ersten Epoche gehört noch ferner der Senefer Taddeo di Bartolo, ein Schüler seines Vaters Bartolo di Fredi, der gleichzeitig mit Barna und in dessen Art malte. Den Taddeo hebt unser Verf. besonders hervor, und nach den Arbeiten, die uns erinnerlich sind, mit vollem Recht. Man könnte ihn, wie der Zeit nach, so auch nach den Arbeiten mit dem Lorenzo de' Bicci vergleichen. Auch machte er sich durch einen grofsen Christoph in dem Stadthause zu Siena 1414 bekannt; und in der vom Verf. besprochenen Ankündi-

Digitized by Google

gung in der Akademie zu Siena sieht man wirklich den Vorgänger des trefflichen Matteo von Siena. Zur Notiz fügen wir bei: ehedem eine schöne Tafel dieses Meisters in der Sacristei von S. Francesco in Pisa (ohne Anderes im Campo Santo allda von J. 1400 zu erwähnen) gesehen, aber im Jahre 1817 nicht wieder gefunden zu haben. Das Gemälde stellt auf Goldgrund die Madonna mit vier Heiligen vor, bezeichnet mit 1395. Die Köpfe sind voll Charakter, und auch die Färbung gut. Nur Hände und Füfse haben noch das Unbeholfene der frühern Giottesken. Eine andere Tafel des Taddeo sahen wir ehedem noch zu Padova in der Kirche der Madonna dell' Arena; aber auch diese verschwand in der leztern Zeit.

Ferner war der treffliche Meister nach Vasari auch in Perugia thätig, und diefs stimmt unsern Verf. zu der Meinung, dafs Taddeo grofsen Einflufs auf die Meister der Umbrischen Städte, selbst auf die späteren, wie Nicolò Alunno, Fiorenzo und Pietro Perugino, gehabt haben möchte. Wir haben nie in dieser Linie geforscht; und wagen daher, weder die Sache zu verneinen, noch zu bekräftigen. Nur möchten wir auf die alterthümliche, neu-Griechische Richtung des Taddeo di Bartolo nicht zu viel Gewicht legen, weil so manche bedeutende Männer, theils geborne Umbrer wie Gentile da Fabriano und Pietro della Francesca, theils Florentiner, die in den Gegenden arbeiteten, wie Benozzo Gozzolo und Fra Filippo dazwischen liegen.

Doch schliefsen wir für jezt unsere Betrachtung über die erste Epoche der Giottesken mit dem Senezer Taddeo di Bartolo, und dem Florentiner Lorenzo de' Bicci, zu denen man noch den Aretiner Spinello gesellen kann. Das Fortschreiten in dieser Periode war sehr allmählig, und im Einzelnen wenig fühlbar; aber im Ganzen war der Trieb der Kunst, welcher mit den Pisanischen Bildhauern und mit Giotto begann, jezt so weit vorgerückt, dafs die Strahlen der ersten Sonne die Rinde durchbrechen mufsten, um einer neuen Entwickelung den Weg zu bahnen.

Wir schreiten also mit dem Verf. in die zweite oder Entwickelungsepoche ein, zuerst unsern Blick auf die Bildner richtend, denen wir dann die Maler folgen lassen.

Man kann nicht in Abrede seyn, dafs die Fortschritte in der Bildnerei sich besonders seit der Zeit bemerklich machen, wo den Florentinern einfiel, die Verfertigung der erzenen Thürflügel der zweiten Thüre am Battisterio zur Preisaufgabe zu machen. Die sieben Concurrenten waren: Brunelleschi, Donatello, Lorenzo Ghiberti, Jacopo della Quercia, Nicolò von Arezzo sein Schüler, Francesco di Valdambrina, und Simone da Colle. Leztere drei sind weniger bekannt, mehr der Sieneser J. della Quercia, und dann die drei Florentiner, doch Brunelleschi weniger als Bildner, denn als Architekt. L. Ghiberti erhielt den Preis nach dem Urtheil der Concurrenten selbst; und er erledigte sich seiner Aufgabe so gut, dafs ihm später auch die Arbeit der dritten Thüre, zugleich mit den Verzierungen der Seitenpilaster an allen drei Thüren übertragen ward. Man kann also aus solchen Arbeiten den Lorenzo als den leitenden Meister des Zeitalters ansehen, obwohl andere, besonders Florentiner, ihm weder in Talent, noch in Kunstfertigkeit nachstehen, wie Donatello. Dann kam Luca della Robbia, und die etwas jüngern, als Andrea Verocchio, und Antonio Pollainolo. Diese Meister erinnern an jene Epoche und an jene Bildner der Griechen, welche der Zeit des Phidias vorangehen, an Ageladas, Canachus, Aristocles, Calamis, Hegias und Onatas.

Zwar verrathen die Thüren an der Nordseite des Lorenzo schon einen mächtigen Fortschritt gegen die Bildwerke der vorangehenden Epoche des 14ten Jahrhunderts, aber doch in einem ungleich geringern Mafse, als die später von ihm gemachten an der Ostseite. Hierin nimmt man hauptsächlich die Studien wahr, welche dieses zweite Zeitalter so sehr förderten, nämlich ein genaueres Auffassen der Natur und des Nackten, und ein emsigeres Studium der antiken Ueberreste. Durch lezteres gewann das Naturstudium eine festere und höhere Richtung, und später gesellte sich zum Studium des Modells auch das der Anatomie. Andere Studien waren ferner die Perspective nach Grundsätzen, was nothwenig die höhere Aufmerksamkeit auf die Erscheinungen der Natur in Rücksicht des Lichtes und Schattens, so wie der landschäftlichen Gründe und der Luftperspective ziehen mufste. So bildete sich allmälig das Wissenschaftliche der Formenkenntnifs und des Optischen und hiemit zugleich das Vermögen, den Figuren eigenthümlichen Charakter und Ausdruck zu geben, immer mehr aus.

Bemerkenswerth bleibt es, dafs bei dem erweckten Formenstudium auch die Bildner sich die Linear-

Digitized by Google

perspective sehr angelegen seyn liessen, und davon in den Reliefs mehr Gebrauch zu machen pflegten, als die Bildnerei verträgt. Diefs thaten L. Ghiberti und Donatello: Lezterer vorzüglich in seinem grofsen Relief, die Anbetung der Hirten vorstellend, in der Kirche Monte Oliveto zu Neapel. Brunelleschi war besonders der Beförderer der wissenschaftlichen Perspective, und bestrebte sich dieselbe auch andern beizubringen, wie dem Masaccio (Vasari fine della Vita di Masaccio, und Vita di Brunelleschi s. 213).

Das Perspectivische, was Ghiberti so häufig in seinen Reliefs gegen das wahre Wesen der Plastik anbrachte, scheint unsern Verfasser zu der Aussage vermocht zu haben: Ghiberti habe mehr malerisches als plastisches Talent besessen; wobei jedoch nicht zu vergessen, dafs Ghiberti sich früher wirklich mit der Malerei beschäftigte, und auch später Vorbilder für die Glasmaler entwarf. Uebrigens läfst der Verf. den plastischen Arbeiten des Ghiberti volle Gerechtigkeit widerfahren, besonders den gröfseren Köpfen und Figürchen an den Schenkel- und Querrahmen der Thürflügel, theils Porträte, theils Bildungen nach den Antiken vorstellend. Das Vollkommenste bleiben aber immer die im antiken Sinn angeordneten Arabesken. Dazu verfehlt der Verf. nicht zu bemerken, dafs die Gruppirungen, Häufungen und Perspectiven, welche in den Werken Ghiberti's nach dem Standpunkte der Zeit nicht blofs verzeihlich, sondern selbst erfreulich sind, in der Folge für die Sculptur höchst verderblich, und wahrhaft unerträglich wurden.

Nicht so günstig, wie den Ghiberti beurtheilt der Verf. das Talent und die Werke des Donatello; wir zweifeln aber: ob mit Recht. — Doch lobt er selbst den unvergleichlichen Zuccone, und andere Marmorstatuen desselben; wozu man die herrlichen, und wahrhaft im antiken Sinn gedachten Kindergruppen an der Kanzel in Prato gesellen kann. Unter seinen Werken in Erz müfste allerdings die Reiterstatue des Gatta Melata zu Padova voranstehen. Aber wahr ist es, dafs seine Kanzelreliefs in Erz in der Kirche S. Lorenzo zu Florenz weniger gerathen sind; aber wie bekannt, wurden dieselben erst nach seinem Tode von seinem Schüler Bartolo ciselirt und vollendet. Dafs er sehr fertig arbeitete, beweiset die grofse Anzahl seiner Werke; und daher hat seine Antwort, die er in Hinsicht des Nanni d'Antonio gab, nichts Unwahrscheinliches, besonders wenn man dabei den einfachen Charakter des Donatello bedenkt, welcher, seiner Vorzüge bewufst, gewifs nicht mit Absicht nachtheilig von Andern sprach.

Von den Freunden des Donatello, dem Brunelleschi und Michelozzi (bekanntlich arbeitete lezterer mit ihm zugleich eine der Statuen am Grabmale des Pabstes Johann XXIII in S. Gioanni) ist als Bildnern weniger die Rede, da beide sich hauptsächlich mit der Baukunst beschäftigten. Das berühmte Crucifix, welches Brunelleschi, um seinen freundschaftlichen Tadel gegen Donatello zu rechtfertigen, in Holz schnitt, befindet sich in einer der Seitencapelle des Chors von S. M. Novella, und nicht in S. Croce, wo das angedeutete Crucifix von Donatello gezeigt wird. Jezt noch wird der Kenner das Urtheil des Brunelleschi richtig finden, und dafs er allerdings seinem Christus einen edleren Charakter und Ausdruck zu geben wufste (vergl. Vasari vita di Donato in princ. p. 236). Noch fügen wir bei, dafs der Verf. andere bekannte Bildner des 15ten Jahrhunderts, wie Antonio Rossellini, Nanni d'Antonio, Mino da Fiesole, Desiderio da Settignano und Benedetto da Ravezzano nur leicht berührt.

Desto wichtiger ist der Artikel über Luca della Robbia, theils in Rücksicht des ausgezeichneten Talentes, als der trefflichen Werke und Erfindungen, theils durch die urkundlichen Berichtigungen, die diesen und andere gleichzeitige Meister betreffen. Die Domkirche in Florenz war das Theater der grofsen Werke dieses Künstlers, und mit Recht werden allda gepriesen: die wundervolle Reliefgruppe der singenden Chorknaben in Marmor (ihrer Natürlichkeit wegen fast mit denen von Hubert van Eyck in der Berlinersammlung vergleichbar), dann die erzenen Thürflügel an der Sacristei, die zwar, wie aus dem Archiv der Kirche hervorgeht, nicht alle allein von ihm sind; übrigens aber in Hinsicht des Styls, der Grofsheit der einzelnen Figuren, und der schönen Vollendung der Erzarbeit fast noch die Thüren von Ghiberti übertreffen. Eben allda sieht man zugleich seine ersten grofsartigen Terre cotte, deren Erfindung dem genialen Manne angehört. Daher nennt der Verf. den Luca das entschiedenste Bildnertalent der neuern Kunstgeschichte.

Nicht so erfreulich lautet das Urtheil des Verf. über den Antonio Pollainolo. Nicht einmal das Verdienst der grofsen Tafel des heiligen Sebastian in der Capelle Pucci wird anerkannt. Selbst die Nachricht über die von ihm

Digitized by Google

als Jüngling so schön ciselirte Wachtel an den Seitenpilastern der Thüren des Lorenzo Ghiberti wird getrübt. In Rücksicht der beiden erzenen Denkmäler in der Peterskirche hat das Gedächtnifs den Verf. getäuscht. Dieselben sind nicht beide in dem mittäglichen Seitenschiffe, sondern nur das von Innocenz VIII, einmal in Statuenform auf dem Sarge liegend, und das anderemal thronend. Das Monument von Sixtus IV aber ist in der Capelle des Sacraments an die Erde hingestellt, mit der liegenden Figur des Pabstes, umher mit kleinen allegorischen Figuren und Reliefs. Dann wären in S. Pietro in Vincoli, wo sich die Büsten des Antonio und Pietro Pollaiuolo befinden, auch noch anzuführen gewesen die schönen erzenen Reliefs in der dortigen Sacristei, die sich auf den heil. Petrus beziehen. Ferner möchten wir den Antonio schon aus dem Grunde nicht für gering achten, da er besonders das Studium der Anatomie in Ansehen brachte. Mit besonderm Geschick erwies er sich in den kühnsten Skurzen, wie in seinem bereits besprochenen Gemälde in der Capelle Pucci. Die fünf nackten und vortrefflich bewegten Figuren dieses Gemäldes und die wahrhaft kühnen Skurze der Schützen zeigen den Antonio als einen leitenden Meister des Zeitalters; und vergessen darf man nicht, dafs zu seinen Erzwerken auch eine Schlacht zwischen nackten Figuren gehörte, wovon der Abgufs in Gyps noch im Zeitalter des Vasari nicht in dem Studio eines Künstlers fehlen durfte.

Zu den leitenden Künstlern des Zeitalters gehört ferner Andrea Verocchio, der, neben dem Studium des Antiken und der Perspective, das der Natur besonders zur Hülfe nahm, und hiezu seine Erfindung benuzte, Gegenstände der Kunst sowohl, als der Natur in Gyps abzuformen. Diefs erstreckte sich nicht blofs auf Köpfe der verstorbenen, sondern auch auf Hände, Füsse, Arme, Rümpfe und andère Theile lebender Personen, die er dann als Studien in seiner Werkstatt aufbewahrte.

Als besonders gelungen im Erzgufs führt der Verf. das Kind mit dem Fische über dem Brunnen des Palastes Pitti an, und die Gruppe von Christus und Thomas in Or S. Michele. Die Reiterstatue des Bartolomeo Colleone in Venedig wird nicht erwähnt, vielleicht weil bei dem Tode des Meisters die Ueberarbeitung in Erz noch nicht ganz vollendet war. Aber auf solche Weise wäre auch das Grabmal des Cardinals Forteguerra in Pistoia nicht zu erwähnen gewesen, denn auch diefs erhielt erst nach dem Tode des Meisters seine Vollendung. — Von den Malereien des Andrea ist nur noch die Taufe bekannt, worin der junge Leonardo den Engel malte, jezt in der Akademie zu Florenz.

Mit richtigem Sinne, wie uns däucht, hat der Verf. etwas umständlicher die fünf Künstler hervorgehoben, welche die leitenden Meister in der Bildnerei während der zweiten, oder Entwickelungsepoche in dem 15ten Jahrhundert in Toscana waren. Lorenzo Ghiberti und Donatello, schon seit dem ersten Viertel des Jahrhunderts thätig, waren die Begründer der bessern Manier zugleich mit Philippo Brunelleschi. Gegen die Mitte des Jahrhunderts förderte hauptsächlich Luca della Robbia den Kunstgeist, und im lezten Viertel bringen Antonio Pollaiuolo und Andrea Verocchio durch ihre Werke sowohl, als durch die gegründete Weise ihres Studiums die Bildnerei auf den Grad, dafs man in der folgenden Generation der höhern Vollendung der plastischen Künste entgegen sehen durfte; — hätte es das Schicksal nicht anders beschlossen. Sansovino, der Schüler des Pollaiuolo, und Gio. Francesco Rustichi, Schüler des And. Verocchio, und wer will es läugnen — auch Michelangelo Bonarotti, Schüler des Dominico Ghirlandaio, alle drei zugleich in dem von Lorenzo Medici gestifteten Kunstinstitute gebildet, leisteten Grofses. Unter den Händen dieser Meister verschwindet das Magere, Dürftige und Dürre in den Formen, so wie das Unbeholfene in den Bewegungen und Geberden. Eine grofsartige Fülle uud Leichtigkeit tritt überall an die Stelle. Der Knochenbau, die Musculatur, das Nervige, so wie das Fleischige, ist vortrefflich verstanden, und wissenschaftlich in den feinsten Theilen ausgeführt. Die Gewandung schliefst sich den Körpern in jeder Bewegung geschickt an. Die Technik in Marmor und in Erz hat sich der wesentlichsten Schwierigkeiten bemeistert; und um das Höchste zu leisten, fehlte nichts, als jener einfache Sinn, welcher die Gegenstände nach ihrer individuellen Natur auffafst, und ohne Uebertreibung der Formen, die Stellungen und Geberden in jener Wahrheit und in jenem Mafse darstellt, wodurch sich die Charaktere klar kund geben.

Aber das Schicksal wollte es anders. Der gewaltige Geist des Michelangelo gewann die Ueberhand, der in seinem Streben einseitig die Formen nur im Allgemeinen auffafste, die Stellungen und Bewegungen phantastisch wendete, und eben so willkürlich Charakter und

Digitized by Google

Ausdruck behandelte, ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht, Zustände und Bedeutung. Man liefs sich durch das Kühne in den Stellungen und eine gewisse Grofsheit der Formen täuschen; — und so gerieth die Bildnerei, an der Schwelle ihrer Verherrlichung angelangt, auf Abwege, um nie wieder ihre wahre Richtung zu gewinnen.

Betrachten wir nun das Loos der Malerei. —

In Rücksicht der Formenkenntnifs geht die Malerei neben der Bildkunst her; aber jene hat eine längere und schwierigere Bahn zu durchlaufen, als diese; mit dem richtigen Auffassen der Formen ist es noch nicht gethan. Schon das Darstellen der Formen hat Schwierigkeiten, die bei der Bildnerei nicht vorkommen. Diese ahmet die Gestalten wirklich nach; jene läfst sie nur erscheinen. Die Stoffe, wie Thon und Wachs, sind weich, und lassen sich leicht handhaben; und die Gebilde in Thon und Wachs sind die Vorbilder, nach denen erst die härtern Stoffe ihre Bearbeitung erhalten, durch Schnitzen, Meifseln, Hämmern und Giefsen. Diefs sind aber nicht so viel Thaten und Leistungen des Geistes, als Werke der Ausdauer und einer verständigen und sorgsamen Technik. Man würde Unrecht thun, das Geschick in solchen Arbeiten nicht mit Gebühr anzuerkennen, indem der Bildner bei der Vollendung der Werke in härtern Stoffen noch manche Feinheit und schärfere Vollendung hinzubringen kann, was der weichere Stoff nicht füglich erlaubt. So hoch man aber auch die Technik, sei es in Marmor, oder Erz, anschlagen mag; so beschränkt sich doch der Geist und das wahre Verdienst des Bildners hauptsächlich auf das Vorbild in Thon oder Wachs.

Anders die Malerei: die die Gestalten nicht bildet, sondern auf der Fläche nur erscheinen läfst, bald blofs in Umrissen, bald zugleich mit Andeutung des Lichtes und Schattens, bald mit dem ganzen Spiel der Farben.

Schon das Zeichnen in Umrissen fordert nebst dem richtigen Auffassen der Gestalten zugleich das wissenschaftlich Perspectivische, ohne welches richtige Stellungen, Verschiebungen und Verkürzungen nicht gehörig vorzubilden sind. Licht und Schatten in ihren unendlichen Abstufungen machen ein neues grofses Studium aus, wozu ein eigener Beobachtungsgeist und Zartgefühl für Naturerscheinungen gehört, um die mannigfaltigen Formen der Körper nicht blofs gehörig zu runden und zu modelliren, sondern dieselben zugleich nach der Verschiedenheit der Nähe und Ferne, und nach der Art der Beleuchtung gehörig abzutönen. Solche Studien und Kenntnisse bestimmen das eigenthümliche Talent des Malers, und unterscheiden ihn wesentlich von dem Bildner, dessen Studienkreis enger gestellt ist. Daher kommt es, dafs ein Maler der trefflichste Darsteller der Formen seyn kann, ohne im eigentlichen Sinn ein hohes malerisches Talent zu besitzen, und ein anderer die Farbengebung auf eine glänzende Weise inne haben kann, und doch in der Darstellung der Gestalten nur Geringes zu leisten vermögend ist.

Hieraus ergibt sich eine andere Betrachtung, nämlich die: dafs die Gesetze der Composition für Malerei und Bildnerei nicht dieselben seyn können. Die leztere kann aus Mangel der Farbe und durch die Darstellung der Körper von dem Optischen und Perspectivischen nur geringen Gebrauch machen (nämlich vom Optischen nur in sofern als sie im Voraus die Wirkung ihrer Werke aus dem Standpunkte, woraus man sie sehen soll, richtig zu beurtheilen hat, um darnach die mehr oder weniger sorgsame Ausführung zu richten). Daher die Bildkunst bei ihren Compositionen auf das Gruppiren und die Stellungen hinter einander nach der Tiefe wesentlich verzichten mufs, und auf die Nebeneinanderstellung der Figuren beschränkt ist. — Ferner sind die Nebengegenstände, als die gröfsern Thiere, Bäume, Gebäude, Wasser, Gebirge u. s. w. nicht in den natürlichen Gröfsen, Verhältnissen zu dem Menschen, sondern nur im kleinern Verhältnifsmafs und symbolisch anzudeuten. — Dagegen leidet die Malerei keine solchen Schranken: jede Erscheinung, wie sie die Natur gibt, kann auch ein Gegenstand des Malers seyn. Gruppirungen jeder Art, Stellungen nach der Tiefe auf verschiedenen Planen, näher und entfernter, höher und niedriger, mit allen Nebengegenständen in ähnlichem Mafse sind die wahren Aufgaben des Malers; nur mufs er so zu ordnen wissen, dafs Nichts verwirrt erscheine, sondern Alles klar, geschickt und wohl entwickelt vor das Auge trete.

Was die Technik des Malers betrifft, so scheint dieselbe zwar weniger umständlich, als die des Bildners in harten Stoffen. Aber aufserdem, dafs der Malarten und der Bindungsmittel viele sind, ist es hauptsächlich nöthig, dafs der Maler die Behandlungsweise in der Malart, welche er wählt, gehörig verstehe. Hiezu wird aber nicht blofs eine genaue Kenntnifs des

Digitized by Google

Farbenmaterials und der Bindungsmittel, sondern auch ein durch Uebung erlangtes Geschick erfordert. Die besten Köpfe — wir wollen hier nur den Leonardo nennen — haben sich vielfach hierüber abgemüht. Lange hat man das Mischen der Farben mit Oel gekannt; aber erst den Brüdern van Eyck gelang es, den wahren Gebrauch davon zu machen, und Gemälde mit vollendetem Farbenreiz darin darzustellen. Nichts ist in der Malerei so abweichend, als die Verschiedenheit der Technik in der Handhabung und im Auftrag der Farben, wie die verschiedenen Zeiten und Schulen beweisen. Und geht einmal die Kenntniſs — man möchte sie ein Geheimniſs nennen — einer bestimmten Behandlungsweise in einer Schule verloren; so bemüht man sich umsonst, dieselbe wieder herzustellen. Die Erfahrungen von Jahrhunderten geben hierüber keine sicheren Lehren; und so scheint es, daſs jeder Anfänger, wenn er nicht so glücklich ist, in einer praktischen Schule gebildet zu seyn, den ganzen alten Proceſs aufs Neue durchzumachen habe. Daher das unendliche Sudeln; und die so seltene Erscheinung, daſs ein Talent sich über die Schwierigkeiten der malerischen Technik erhebt. Nichts ist räthselhafter als eine solche Technik. Man sehe junge Leute, welche durch Copiren sich unendliche Mühe geben, bald von dieser Schule, bald von jenem Meister sich die Technik und die Farbengebung anzueignen. Aber wo ist der Maler, von dem man sagen könnte, er habe auf diesem Wege die Manier eines Correggio, Titian, der alten Niederländer oder der Holländischen Meister richtig erfaſst. Richtig sagt man: man soll keinen Meister, keine Schule, sondern nur die Natur zum Vorbilde machen. Aber hier ist nicht von dem richtigen Auffassen der Erscheinungen der Natur die Rede, sondern bloſs von den technischen Kunstgriffen, das richtig Erfaſste in einer treuen Farbengebung darzustellen.

Wir haben hier vielleicht mehr als nöthig vorausgeschickt, um auf den Standpunkt zu kommen, aus dem wir dasjenige, was uns der Verf. über die Maler des 15ten Jahrhunderts berichtet, näher in's Auge zu fassen.

Mit Recht sezt er an die Spitze dieser Epoche den Masaccio, und den Fra Gioanni Angelico von Fiesole, obwohl andere gleichzeitig mit ähnlichen Bestrebungen, aber nicht mit gleichem Erfolge arbeiten, und daher in einer solchen Uebersicht theils übergangen oder nur flüchtig bezeichnet werden.

In der Formenkenntniſs können wir voraussetzen, daſs die Maler mit den Bildnern gleichen Schritt hielten. Wie Ghiberti zeichnete auch Fra Angelico, und wie Donatello zeigt sich Masaccio in der Form erfahren. Die Perspective, hauptsächlich dem Maler nöthig, erlernten aber die Maler, wie die Bildner, von dem Architekten Brunelleschi. Dieſs that Masaccio und Fra Angelico blieb nicht zurück. Daher jezt die Goldgründe immer weniger werden, und an deren Stelle Perspective und Lufteffecte treten; dieſs besonders in einigen kleinern Gemälden des Fra Angelico, selbst in künstlichen, und in Nachtbeleuchtungen, die in der Harmonie wahrhaft Bewunderung verdienen. Die Handlungen und Compositionen machen sich jezt natürlicher, die Physiognomien werden lebendiger und sprechender selbst bis zum Ausdrucke. Doch lassen wir den trefflichen Beobachter selbst reden: „Was — in der ältern Manier der Giottesken — klar und erfaſslich, und nach den Umständen, ergreifend ist, beruht auf einer gewissen allerdings sinnreichen Handhabung der Bewegung oder des allgemeinen sich Gehabens der Gestalten; denn von denn Gesichtsformen besaſsen die Giottesken nur das Nothdürftigste, zur ungefähren Andeutung der Affekte Unentbehrlichste. Mehrung der Rundung, tieferes Eingehen in die Austheilung, in den Zusammenhang, in die vielfältigsten Abstufungen des Reizes und der Bedeutung menschlicher Gesichtsformen war demnach die nächste Voraussetzung alles Fortschreitens in Dingen der malerischen Darstellung."

„Vielleicht überstieg vereinte Lösung beider Aufgaben die Kräfte damaliger Künstler; oder auch gefiel es dem Geiste der Geschichte zwei verschiedenen Künstlern jedem seine eigene Aufgabe zu ertheilen. Masaccio übernahm die Erforschung des Helldunkels, der Rundung und Auseinandersetzung zusammengeordneter Gestalten; Angelico da Fiesole hingegen die Ergründung des innern Zusammenhanges, der einwohnenden Bedeutung menschlicher Gesichtszüge, deren Fundgruben er zuerst der Malerei eröffnet und in höchster Fülle für seine ihm ganz eigenthümlichen Kunstwerke benutzt hat."

Merkwürdig bleibt es, was der Verf. von einem Bildner in Erz, der Masaccio heiſst, und in derselben Zeit thätig ist, urkundlich beibringt, und sehr wahrscheinlich eine und dieselbe Person mit Masaccio dem Maler ist. — Dann zeigt der Verf., ganz einverstanden

Digitized by Google

mit Vasari über die Gemälde in der Capelle Brancacci: welche davon dem Masaccio, welche dem frühern Masolinio, und welche dem spätern Filippino angehören; und unterscheidet mit erfahrnem Kennerauge das Eigenthümliche von jedem der drei Maler, besonders das Verdienst der Rundung durch mäfsige Schatten und breite Lichter, wonach Masaccio hauptsächlich hinstrebte. Die nähere Auseinandersetzung empfehlen wir den Lesern als vorzüglich gelungen; auch was der Verf. über die Gemälde des Masaccio in der Capelle von S. Clemente in Rom beibringt, die er früher malte, und worin er sich noch wenig von der alten Manier entfernte.

Nicht weniger vortrefflich schildert der Verf. den Geist, das Ausgezeichnete und die ganz unvergleichbare Eigenthümlichkeit des Fra Angelico, so wie seinen Einflufs durch Beispiel und Lehre. — In der Darstellung der Gestalten habe er zwar noch wenig Festes und Sicheres, und erreiche den Masaccio weder hierin, noch in der schärfern Beleuchtung und in der mäfsigen Schattengebung. Leicht fafsliche Darstellung der Handlungen, Auffassung mannigfaltiger Charaktere, Anmuth und geistige Bewegung auf den Gesichtern mit belebtem Farbenreiz, der sich auch über die Gewandung verbreite, seien hauptsächlich der Antheil, worin er nicht nur seinem Zeitalter vorangehe, sondern auch Beispiel für die nachfolgenden Zeitalter werde. Eben so viel Ehre bringt dem Verf. die Recension einiger seiner vornehmsten Werke; und auch hierin stimmt er mit Vasari, der mit unendlicher Liebe, und fast mit mehr Begeisterung von Fra Angelico, als sonst irgend von einem Meister spricht. Unser Verf. zeigt dann weiter gegen Vasari, dafs Fra Angelico nicht in Fresco malte, sondern die Malerei in tempera auch bei seinen Mauergemälden anwandte (und daher ihre gröfstentheils vortreffliche Erhaltung). Gewöhnt seit der ersten Jugend sich mit Miniaturen in Büchern zu beschäftigen, behauptet er auch in den spätern Gemälden von geringerer Demension den Vorzug über seine gröfseren, erstlich durch einen besondern Reitz in der Farbengebung, und dann weil darin das noch Mangelhafte der Gestaltung weniger auffällt. — Der Recensent erinnert sich mit Vergnügen der Zeit, wo er in seinen frühern Aufsätzen über Kunstgegenstände Gelegenheit hatte, durch Nachrichten über einige seiner Werke das Andenken dieses Meisters wieder zu beleben (S. Italien und Deutschland von Moritz und Hirt 1789. 1stes und 2tes Stück).

Wenn Fra Angelico und Masaccio die Leiter der auf neuem Wege fortschreitenden Malerei sind; so dürfen doch nebenbei Masolino von Panicale, der Meister und Vorarbeiter des Masaccio in der Capelle Brancacci, dann Paolo Uccello, als einer der ersten, der sich wissenschaftlich mit der Perspective, mit Verkürzungen der Figuren und landschäftlichen Gründen beschäftigte, ferner eben jener Chelini, den wir erst durch den Verf. als den Maler der interessanten Mauergemälde an der Vorderseite des Bigallo haben kennen lernen, nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Besonders hätte Gentile da Fabriano, der in der Art des Fiesole mit wahrhaft trefflichem Sinn arbeitete, und von dem noch zwei ausgezeichnete Tafeln, die eine von dem in S. Trinità jezt in der Akademie, die andere in S. Nicolò zu Florenz, vorhanden sind, um so mehr Erwähnung verdient, da er zu den Umbrischen Meistern gehört, und von dem die spätern Meister jener Gegend ungleich mehr hätten lernen können, als von dem Sieneser Taddeo di Bartolo. Auch hätte wohl Pietro della Francesca, ein anderer Maler jener Zeit und Gegend, eine nähere Berücksichtigung verdient, dessen zwar der Verf. in einer spätern Note (s. 336) gedenkt, aber nicht auf eine Weise, die den Verdiensten dieses Meisters angemessen scheint. Die noch ziemlich erhaltenen Gemälde (nicht an den Wänden, sondern) an den Gewölbetheilen der Chorcapelle in S. Francesco zu Arezzo geben Zeugnisse von einem wissenschaftlich gebildeten Perspectivisten; und vortrefflich ist ihm das Wagestück gelungen, vielleicht das erste der Art in der neuern Malerei, wo im Traume Constantin's die Beleuchtung von dem Engel ausgeht. —

Freier bewegen sich schon die Schüler und Nachfolger des Masaccio, und des Fra Angelico, welche nach der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts thätig waren, darunter besonders Benozzo Gozzolo, Fra Filippo Lippi, Andrea del Castagno, Domenico Veneziano und Alefso Baldovinetti.

Der Verf. würdigt den Geist und die Werke des Benozzo auf eine schöne Weise, und nicht blofs die bekanntern in Florenz und Pisa, sondern auch die in S. Gemignano, und in dem Städtchen Montefalco unweit Foligno. Der Meister vereinigte in hohem Grade das Vortreffliche von Masaccio und Fra Angelico mit bedeutenden Fortschritten zu einer höhern Entwickelung der Kunst.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 231. u. 232.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1827.

Italienische Forschungen von C. F. v. Rumohr.

(Fortsetzung.)

Dafs Domenico Veneziano das Oelmalen in seiner Vaterstadt erlernt, und das Geheimnifs dann zu Florenz dem Andrea del Castagno mitgetheilt habe, ist auch dem Verf. nicht wahrscheinlich. Die bekannten Gemälde dieser beiden Meister sind alle in Tempera, und keines in Oel gemalt, worunter auch das interessante Gemälde in S. Lucia de' Bardi, das mit dem Namen des Domenico bezeichnet ist. Folglich fällt auch die Ursache weg, weswegen Castagno den Domenico aus Neid meuchelmörderisch überfallen haben soll. — Domenico, wie Castagno, gehören zu den trefflichen Meistern der Zeit in der Zeichnung des Nackten, und in der Stärke des Ausdruckes sowohl, als in der Perspective und in den landschäftlichen Gründen. Der Verf. (p. 263) nimmt hiebei Gelegenheit, von dem schönen Gemälde des Hugo van der Goes in der Spitalkirche S. M. Nuova zu sprechen, und meint, dafs das Ergözen an den schönen Beiwerken dieser Tafel, und an den physiognomischen Feinheiten einen bedeutenden Einflufs auf die Florentinischen Maler des Zeitalters gehabt habe: was wir auch gerne glauben wollen. —

Aber schwer wird zugestanden werden, dafs es den damaligen Meistern bereits an religiöser Begeisterung gefehlt habe, heilige Gegenstände würdig zu behandeln. Das Hinstreben nach classischer Gediegenheit konnte die Mittel zur vollkommnern Darstellung des Heiligen nur befördern.

Unter den unmittelbaren Nachfolgern von Angelico und Masaccio verdient Fra Filippo vorzügliche Beachtung und mit Benozzo auf einer Linie zu stehen, was auch der Verf. zum Theil anzuerkennen scheint. Mit Lob werden seine Werke in der Pfarrkirche zu Prato, und besonders die schöne Tafel in S. Margarita erwähnt, welche, wie ich mit Vergnügen höre, jezt dort in dem Hause Bracciolini aufbewahrt werden soll. Keine so vortheilhafte Erwähnung geschieht von den Werken des Meisters in Spoleto, wobei jedoch der Referent bekennen mufs, die grofsartige Madonna in der Glorie jedesmal, da er dort passirte, mit Bewunderung betrachtet zu haben. Doch sprach uns vor allen andern seine Madonna auf Goldgrund in dem untern Capitel der Dominicaner zu Perugia an, die ich aber leider in der lezten Reise nicht mehr fand, ohne zu erfahren, wo sie hingekommen ist. Nur die Madonna, welche in einer Predella, jezt in der Akademie zu Florenz, vorkommt, scheint hiemit vergleichbar. Wenn in jener Peruginischen der Liebreiz einer himmlischen Venus sich offenbaret, so zeigt die Florentinische im Kleinen die Grofsheit einer Juno. — Hiebei kann ich nicht umhin, einer andern Predella zu erwähnen, welche in derselben Sammlung die Predigt des heiligen Antonius von dem Geizigen vorstellt. Darin ist eine Gruppe von drei an der Erde sitzenden Frauen, welche Alles übertrifft, was man von naiver Anmuth sehen kann. Der Meister dieser Tafel ist Pesello Peselli, ein Vertrauter Schüler des Fra Filippo.

Weniger wichtig, doch nicht unbedeutend ist Alesso Baldovinetti, von welchem sich aber nur ein einziges sicheres Gemälde, auch dieses nicht unbeschädigt, in dem Vorhofe der Kirche der Serviten zu Florenz erhalten hat, die Geburt Christi vorstellend. Der Meister behandelte mit besonderer Sorgfalt bauliche Gegenstände und landschaftliche Gründe.

Eine dritte Folge von Meistern, die der Zeit nach zu den vorigen wie Schüler zu ihren Meistern sich verhalten, und besonders im lezten Viertel des 15ten Jahrhunderts thätig waren, sind: Cosimo Rosselli, Sandro Botticelli, Domenico Ghirlandaio, Lucca Signorelli, die Brüder Pollaivolo, Andrea Verocchio und Filippino, wobei der Verf. noch Nicolò Alunno, Fiorenzo di Lorenzo,

Digitized by Google

Pietro Perugino, und Bernardino Pinturicchio nennt, und wir noch den Matteo von Siena hinzufügen.

Diese in die Fussstapfen der vorigen tretend, befördern die Formenkenntniss durch anatomische Studien und durch tieferes Eindringen in den Geist antiker Denkmäler, und die Farbengebung durch stärkern Schatten und feinere Uebergänge. Dergestalt leiten gedachte Meister die Malerei fort bis an die Pforte, wodurch dann die Folgenden um das 16te Jahrhundert triumphirend einziehen, wie Leonardo da Vinci, Fra Bartolomeo, Michelangelo, Andrea del Sarto, Sodoma und Raphael, alle hervorgehend aus der Toscanischen Grundschule. Von andern Italienischen Schulen dieser Zeit ist hier nicht die Rede, auch nicht von den grossen Meistern der Eyckischen Schule.

Wir folgen nun den Ansichten des Verfassers über die Meister einzeln.

Andrea Verocchio war als Maler, wie wir wissen, weniger thätig; sein Ruhm scheint auf die trefflichsten Meister Pietro Perugino, Lorenzo di Credi und Leonardo da Vinci eingewirkt zu haben.

Die Brüder Antonio und Pietro Pollaivolo, wovon der erstere nur eine bekannte grosse Tafel, aber ein Meisterwerk lieferte, waren Schüler des Castagno, welchen Pietro nur in so fern übertraf, dass er stärkern Schatten und Rundung einführte, wie in seinem Gemälde, ehedem in der Kirche S. Miniato al Monte, jezt in der Gallerie zu Florenz.

Wir kommen jezt an die fünf Meister der Zeit, denen als den berühmtesten Sixtus IV in der Capella Sistina zu Rom einen ähnlichen Concurs eröffnete, wie ehedem der Magistrat zu Florenz den Bildnern. Manches ist von diesen Werken seit lange theils durch Zufall, theils absichtlich zerstört; aber noch soviel von jedem vorhanden, um eine richtige Ansicht der gegenseitigen Strebungen zu erhalten. Doch zeugen ausser diesen, von jedem der fünf Concurrenten noch viele andere Werke, wovon wir die Geeignetsten anzuführen nicht versäumen wollen.

Luca Signorelli von Cortona, Schüler von Pietro della Francesca, den aber der Verf. zum Zögling eines wenig bekannten Malers, des Fiorenzo di Lorenzo machen möchte, zeichnete sich durch geniale Erfindung, kühne Skurze, Verständniss des Nackten und stärkere Schattengebung aus. Bei dem Concurs in der Capella Sistina malte er die Reise Mosis in Aegypten, und die Segnung des Israelitischen Völkes bei dem Anblick des gelobten Landes. Andere Mauergemälde fertigte er in dem Kloster Monte uliveto unweit Siena, und im Dom zu Orvietto, die die Orginalität seines Geistes, und seine Formenkenntniss in den mannigfaltigsten Charakteren am meisten beurkunden. Man sieht in seinem jüngsten Gericht allda den Vorgänger des Michelangelo. Tafeln von ihm kommen an mehreren Orten vor, besonders in der Domkirche seiner Vaterstadt.

Von Cosimo Rosselli finden sich in der Capella Sistina vier Stücke, wovon der Verf. nur drei nennt: der Durchzug durch das rothe Meer, die Anbetung des goldenen Kalbs, die Bergpredigt Christi, und das Abendmahl. In seinem berühmten Mauergemälde in S. Ambrogio zu Florenz bewundert der Verf. besonders eine Gruppe von Priestern und Chorknaben; für Andere mag darin eine weibliche Gruppe noch anziehender seyn. Der Verf. liest darauf die Jahrszahl 1456. So alt hätten wir diess Gemälde nicht gehalten. Auch erinnern wir uns, früher die Jahrszahl so verwischt gefunden zu haben, dass wir nichts Sicheres mehr heraushringen konnten. Vielleicht dass durch eine spätere Reinigung die Ziffern wieder klarer zum Vorschein kamen.

Das vortreffliche Gemälde, die Krönung der Maria in der Kirche Madalena de' Pazzi zu Florenz, das früher allgemein, und so auch von uns für ein Fra Angelico gehalten ward, schreibt der Verf. auch dem Cosimo Rosselli zu. Wir haben dieses schöne Gemälde im J. 1817 nicht wieder gefunden, und auch nicht ein anderes sicheres Gemälde von Cosimo, die Madonna mit Engeln, die Magdalena und den heil. Bernard vorstellend, welches früher neben dem gedachten Gemälde des Fra Angelico an einem besondern Altar aufgestellt war. — Ob hier nicht eine Verwechslung statt finden möchte? — Er hatte zwei vortreffliche Schüler, den Fra Bartolomeo, und den Pier Cosimo, der lange mit dem Meister arbeitete. Der Verf. erwähnt ihn später p. 352, kundgebend, dass er in dessen Werken die Richtung und also die Berührung mit den Lombardischen Malern erkennen möchte. Hiezu erinnern wir bloss, dass das mit dem Namen des Meisters und dem J. 1480 bezeichnete Bild: Die Maria, knieend vor Gott Vater, umgeben von Cherubim und Engeln, unten mit S. Francesco, S. Girolamo und vier andern Heiligen vorstellend, im Jahre 1817 nicht mehr an seiner Stelle — im Chor der Kirche S. Francesco zu Fiesole — vorhanden war.

Digitized by Google

Ein Zahnarzt Buti in Florenz hatte es an sich gebracht, in dessen Hause ich es wieder sah. Diefs Gemälde hatte von jeher viel Interesse für mich, weil es bereits einen bedeutenden Grad von Halbdunkel und jenes Verblasene in der Schattengebung — Sfumatezza — zeigt, wodurch sich später sein Schüler, Andrea del Sarto, in den schönern Gemälden so vortheilhaft auszeichnet.

Von Sandro Botticelli sind in der Capella Sistina die Rache Mosis gegen den Aegypter, und der Versuch des Herrn in der Wüste. Er war der Schüler des Fra Filippo, dessen Bemühung um ihn er dem Meister dadurch vergalt, dafs er seinen Sohn Filippino zu sich nahm und unterrichtete. Die Werke des Botticelli lassen den geistreichen Meister nirgends verkennen. Charakter und Anmuth, leztere besonders in seinen Frauen- und Jugendgestalten begleiten seine Werke. Die Altartafel, früher in der Kirche S. Barnaba, jezt in der Akademie zu Florenz, schien uns immer die Hauptarbeit des Meisters; und so auch sein Augustin in der Kirche Ognisanti, den er im Wettstreit mit D. Ghirlandaio malte.

Auf die Angaben, dafs Sandro Botticelli, so wie auch Cosimo Rosselli, und später auch Filippino, sich in ihren spätern Arbeiten verschlechtert hätten, wissen wir nicht zu antworten, bestochen vielleicht durch das schöne Talent der drei Meister; oder weil wir in den Werken der Aufstrebenden immer lieber das Lobenswerthe als die Fehler berücksichtigen.

Wahr ist es, dafs die Madonnen von Filippino immer mehr Anmuth als Schönheit zeigen. Die grofsen Frescogemälde des Meisters in den Capellen Brancacci und Strozzi zu Florenz, wie in der Capelle Caraffa zu Rom gehören zu den vorbildlichsten Werken der zweiten Epoche. Unter den Tafeln läfst der Verf. zwei der ausgezeichnetsten unberührt: die eine in der Kirche der Abtei zu Florenz, den heiligen Bernard in der Einöde, dem die Madonna erscheint, — und die andere in S. Domenico zu Bologna, die Heurath der heil. Catharina nebst vier andern Heiligen vorstellend, leicht das Meisterwerk des Malers, der defswegen es auch mit seiner Unterschrift bezeichnet zu haben scheint: Opus Philippini pictoris Florentini A. 1501. —

Den Domenico Ghirlandaio stellt der Verf. mehr als einen mittelmäfsigen und bedachten, als belebten Geist dar; daher seine Werke nach Mafsgabe seines vorrückenden Lebens an Werth und Ausbildung gewonnen haben sollen. Allerdings nehmen wir auch bei diesem herrlichen Meister ein Früheres und ein Späteres wahr. Aber wir waren von dem Schönheitssinn, dem leichten Erfindungsgeist, der guten Anordnung, von dem klaren und innigen Wesen und der sorgsamen Darstellungsweise dieses Meisters zu sehr befangen, um seine künstlerische Bahn schrittweise zu verfolgen. Schwächeres, was aus seiner Bottega hervorging, schoben wir leicht seinen beiden Brüdern, seinem Schwager Mainardi und andern Schülern zu. In der Capella Sistina hat sich von ihm nur ein Stück erhalten: der Ruf des Petrus und Andreas zum Apostelamte. Die Arbeiten in der Chorcapelle in S. M. Novella haben leider zu viel gelitten. In besserer Erhaltung sind seine Wandgemälde in S. Trinità, und der herrliche Hieronymus, den er im Concurs mit Sandro Botticelli in Ognisanti malte. Noch streiten sich die Hände.

Unter den Tafeln — alle in Tempera und nicht in Oel gemalt — hat uns die Anbetung der Hirten in S. Lucia al Prato, die Geburt Christi, früher in Trinità jezt in der Akademie, und die Krönung der Maria in S. Jacopo di Ripoli, was wir aber bei unserer lezten Reise nicht mehr fanden, immer sehr angezogen; doch vor allen andern die Anbetung der Könige in der kleinen Kirche degli Innocenti. — Es verdient bemerkt zu werden, dafs ein so talentvoller und vielbeschäftigter Künstler sich auch mit der Mosaik abgab, von dessen Geschicklichkeit in diesem Fache die Ankündigung über einem der Seitenthore von S. M. del Fiore Zeugnifs gibt. Er lernte diese Technik von Alesso Baldovinetti, — den übrigens der Verf. nicht als den Meister des Domenico annehmen möchte, sondern eher den Cosimo Roselli. — Wenigstens würde er von diesem etwas ältern Meister viel haben absehen können, wenn gleich er sich früher unter Baldovinetti gebildet hätte. —

Wir würden jezt den Pietro Perugino, der mit den genannten Toscanern zugleich sowohl in der Capella Sistina, als auch in einer Menge bedeutender Arbeiten zu Florenz thätig war, folgen lassen. Aber der Verf., wie wir früher meldeten, spricht von einer besondern Umbrischen Schule, in welcher auch Pietro seine geistige Richtung erhalten haben soll. Diefs ist also zuerst in Betracht zu ziehen.

Auf die Umbrische Schule soll besonders Taddeo di Bartolo durch Reminiscenzen altchristlicher Kunstvorstellung seinen Einflufs geübt haben. Dagegen wird behauptet, dafs die Sieneser das ganze 15te Jahrhundert

Digitized by Google

hindurch geschlafen hätten. Lezteren Ausspruch finden wir hart, wenn er auch den trefflichen Matteo von Siena, und seinen Schüler Fungai treffen soll.

Unter den Umbrern, welche die Richtung des Taddeo di Bartolo befolgt haben sollen, werden Nicolò di Alunno von Foligno, und Fiorenzo di Lorenzo genannt, wovon der erste von 1458 — 1499, und der zweite von 1472 — 1521 thätig war. Dabei wird angenommen, dafs auch Pietro Perugino und Andere aus dieser Quelle die erste Weihe erhielten. Der Verf. zweifelt daher, dafs Pietro der Schüler des Verocchio gewesen sei, oder doch in solchem Falle sich unter dessen Leitung nur vervollkommnet habe. Auch möchte dann Pietro die zarten innigen Auffassungen modern christlicher Aufgaben unter die Schüler des Verocchio verpflanzt haben. — Wir streiten nicht. — Aber wie sollten Leonardo da Vinci, Lorenzo di Credi und Pietro Perugino der Umbrer und des vorbildlichen Geistes von Taddeo di Bartolo bedürfen, wenn sie in Florenz und überall von den zartesten christlichen Werken eines Fra Angelico, eines Benozzo und Fra Filippo umgeben waren? — Doch wir kehren zu Nicolò di Alunno zurück, von dem mehrere Werke angeführt werden, unter andern auch Fahnen, welche man bei Processionen herumzutragen pflegte. *) Uns ist nur eine Tafel dieses Meisters erinnerlich, welche im J. 1817 in der vaticanischen Sammlung zu sehen war. Nach unsern Noten zeigte sie noch alterthümliche Anordnung, und bei nicht unbedeutenden Charakteren eine Behandlung, welche uns nicht so viel an Toscanische Meister, als an den Venezianer Bartolomeo Vivarini erinnerte.

Nach dem Verf. scheint Fiorenzo mehr die Richtung von Benozzo gehalten zu haben. Auch von diesem Meister kennen wir nur ein Bild, das sich in der Sacristei von S. Francesco zu Perugia befindet, und eine Madonna mit Engeln, unten mit Petrus und Paulus u. s. w. vorstellt. Die Manier schien uns viel von dem Styl des Fra Filippo zu haben.

Nach dem Beispiel des Nicolò d'Alunno sollen sich auch Andrea di Luigi, genannt Ingegno, und Bernardo Pinturicchio benommen haben. In Rücksicht des erstern weist der Verf. gegen Vasari nach, dafs er im J. 1480 nicht mit Pietro in der Capella Sistina gearbeitet habe, und dafs er, als er schwachen Gesichtes wurde (nicht erblindete) von Julius II im J. 1511 ein Amt erhielt, — nicht aber eine Pension von Sixtus IV —. Sichere Arbeiten des Ingegno, der in der Schule des Pietro mit Raphael rivalisirt haben soll, sind nicht bekannt, aber die Nachricht, dafs er im Cambio zu Perugia dem Meister Pietro als Gehülfe diente, hat nichts Widersprechendes. Ein Gemälde ist unter dessen Namen in die Sollysche Sammlung gekommen, wovon wir aber den Meister um so weniger verbürgen wollen, da das Gemälde wenig von der Manier des Pietro an sich trägt. Ein anderes Gemälde sah ehedem der Verf. im Handel, das man nach den Anfangsbuchstaben: A. A. P. (Andreas Aloysii pinxit) für dessen Werk halten konnte.

B. Pinturicchio, dessen grofse Arbeiten in Fresco, und Manier allgemein bekannt sind, verräth den Styl des Pietro in sehr hohem Grade, so dafs die genaueste Verwandtschaft der beiden Künstler zu einander nicht zu verkennen ist. Ob diese Manier der beiden Meister sich von Nicolò d'Alunno herschreibe, stellen wir der Beurtheilung derer anheim, die mehrere Werke von diesem Meister zu sehen Gelegenheit hatten. Unsere geringe Kenntnifs des Nicolò berechtigt uns nicht zu solchem Schlusse. Auch von Pinturicchio äufsert der Verf. die Meinung, dafs er in seinen Arbeiten zurückgeschritten sei, und weicht daher in Rücksicht seiner Gemälde zu Spello, die wir als seine grofsartigsten Werke betrachten, von unserer Ansicht ab.

Den Meister, der unter dem Namen Pietro Perugino bekannt ist, haben wir von jeher so hoch gehalten, dafs wir keinen Zweifel hegten, er sei nur zu dieser Vortrefflichkeit durch die Schule des Verocchio gelangt, worin

*) Hiebei nimmt der Verf. Gelegenheit von der Raphael'schen Madonna di S. Sisto zu Dresden zu sprechen, die befremdende Meinung kundgebend, dafs Raphael die Gemälde zum Dienst einer Fahne gemalt habe. Eine solche Aeufserung geschieht von einem Forscher, wie der Verf. ist, nicht ohne Gründe; aber schwerlich möchte sie viel Beifall gewinnen. Als Fahne wäre auch die Rückseite zu malen gewesen, und das Bild würde nicht leicht die Gröfse gehabt haben, welche es wirklich hat. Dann möchte sich Raphael schwer zur Fahnenmalerei herabgelassen haben, in einer Zeit besonders, wo er in seinem Zenith stehend mit Arbeiten überhäuft war. Freilich hatte er in seiner Werkstätte Gesellen genug, um irgend einem derselben eine solche Malerei übertragen zu können. Uebrigens haben wir unlängst unsere Meinung über diefs herrliche Gemälde in einem andern bekannten Blatte angezeigt. —

Digitized by Google

worin er Mitschüler, wie Leonardo und Lorenzo di Credi, traf. Er blieb indessen gegen beide zurück, so dafs, wenn Leonardo und Credi als die ersten der dritten oder Vollendungsepoche zu nennen sind, Pietro immerfort nur zu den ausgezeichnetsten der zweiten Epoche gerechnet werden darf. Auf der Gränze zwischen der zweiten und 3ten Epoche stehend hatte er aber den Ruhm, auf den gröfsten der dritten Epoche lebendig eingewirkt zu haben. Die Jugendarbeiten Raphaels bis in seine zweite Manier hinein verrathen den entschiedenen Einflufs des Pietro.

Rom, Florenz und Perugia waren Zeugen der schönsten Arbeiten des Pietro. In der Capella Sistina rang er mit den gröfsten Meistern der Zeit um den Vorzug, wo ihm die ansehnlichsten Aufgaben zufielen, obwohl jezt nur noch zwei seiner Gemälde allda vorhanden sind, nämlich die Taufe Christi, und wo der Herr die Schlüssel an Petrus übergibt. Die andern wurden zerstört, um dem jüngsten Gericht des Michelangelo Platz zu machen. Zu den leztern gehörten auch die Ereignisse der Kinder Mosis. Bei dem mächtigen Aufstreben sind wir auch mit dem Verf. der Meinung, dafs er bereits um das Jahr 1495 im Zenith stand. Die Grablegung in S. Chiara, jezt in der Akademie, war sein höchster Flug: ein unübertreffbares Werk, wenn nicht sein Schüler Raphael denselben Gegenstand (in der Gallerie Borghese) behandelt hätte. Doch ging er nicht zurück. Die Himmelfahrt in der Kirche S. Pietro ad aram in Perugia gehört zu seinen spätesten Werken, und hiezu malte er drei kleinere Gemälde als Pradellen, die Anbetung der Könige, die Taufe Christi und die Auferstehung vorstellend, die vom grofsen Bilde getrennt früher in der dortigen Sacristei aufgestellt waren, die ich aber im Jahre 1817 nicht mehr fand, ohne zu erfahren, wo sie hingekommen sind. Man darf sagen: dafs, was Composition, Handlung, Charaktere, Colorit, Haltung und die landschäftlichen Gründe betrifft, sein grofser Schüler kaum etwas Vollendeteres gemacht hat. Wo sind jezt diese Schätze? —

Von des Pietro beiden Mitschülern Leonardo und Lorenzo di Credi, war der leztere zwar kein umfassen der Geist, und beschränkte sich auf einen geringen Umkreis blofs religiöser Gegenstände: die Madonna mit dem Kinde auf dem Schoos, oder dasselbe auf den Knieen verehrend, bald mit, bald ohne Heiligen zur Seite, die Anbetung der Hirten, und die der Könige, Crucifixe, zu deren Füfsen die Mutter, Magdalena und Johannes, dann büfsende Heilige, wie Hieronymus und Magdalena; aber in allen diesen Aufgaben spricht sich ein Inniges voll Liebe, Wahrheit, Schöne und Anmuth aus, zugleich mit der zartesten Vollendung in der Schattengebung. Wir kennen kein Gemälde, welches wir der Anbetung der Hirten, früher das Gegenstück von der Grablegung des Pietro Perugino in der kleinen Kirche S. Chiara zu Florenz, und jezt in der Akademie allda vorziehen möchten. Der heil. Hieronymus, der vom Verf. p. 308, als von Leonardo in der Gallerie Fesch zu Rom erwähnt wird, möchte leicht jenes Gemälde seyn, was wir früher in der schönen Gemäldesammlung der Angelica Kaufmann als Lorenzo di Credi bewunderten. Denn es war das Schicksal dieses Meisters, dafs sein Namen vergessen ward, und seine Gemälde bald dem Leonardo da Vinci, bald dem Raphael angeeignet wurden.

Die Werke des Lorenzo lassen nicht zweifeln, dafs ihn und seinen Mitschüler Leonardo ein gleiches Streben in den verschiedenen Studien beseelte. Dazu gehörte besonders, durch stärkere und harmonische Schattengebung, was den gleichzeitigen Meistern noch am meisten gebrach, die Malerei ihrer höhern Vollendung entgegen zu führen. Ein Unglück ist, dafs man aus den noch vorhandenen Werken der beiden Meister nicht genug einzusehen vermag, wie ein solches Erringen allmälig erfolgte. Man kann annehmen, dafs die Thätigkeit der beiden Meister schon in den siebenziger Jahren des 15ten Jahrhunderts begann. Aber bei den Werken des Lorenzo, deren uns eine bedeutende Anzahl bekannt ist, bleibt es schwer zu errathen, was früher und was später von ihm gemacht ist: so ähnlich stellen sie sich in ihrer Behandlung dar, und leider hat Vasari in solcher Beziehung nichts angemerkt, weder über den Credi, noch über die frühern Arbeiten des L. da Vinci. Doch ist von lezterm Manches vorhanden, was offenbar seinem frühern Bestreben angehört, und wo bei der höchsten Sorgfalt der Schattenbehandlung es ihm noch nicht gelingen wollte, die Härten zu vermeiden. Niemand hat vor uns bemerkt, was jedoch der Vergleich der Werke gibt, dafs Leonardo und Credi im Schmelz und in der Stärke der Farbengebung der Behandlung der Eyckischen Schule nachstrebten, denn Niederländische | Gemälde konnten damals in Italien und in Florenz nicht fehlen.

Zu den frühern Arbeiten des Leonardo zählen zwei

Digitized by Google

Madonnen in der königl. Preufs. Sammlung, und jenes ungemein schöne — vielfach copirte — Bildnifs in der Gallerie Doria zu Rom, das unter dem Namen der Königin von Arragonien (Johanna von Arragonien, Schwester von Ferdinand dem Katholischen, und Gemahlin von Ferdinand I, Könige von Neapel) bekannt ist. Diefs Bildnifs hat noch schneidende Umrisse und bedeutende Härten, bei der zartesten Vollendung der Gesichtstheile. Auch hatte Leonardo, als er unter Ludovico il Moro nach Mailand kam, noch nicht alles Strenge der frühern Manier abgelegt, obwohl er bereits zu einer Grofsheit der Formen und der Charaktere übergegangen war, welche die Kunst nie höher brachte; — ich meine in dem Gemälde, das sich früher in der Kirche S. Ambrogio ad Nemus aufser den Thoren von Mailand befand, jezt aber in der dortigen Akademie ist. Dieses Gemälde stellt die Maria mit dem Kinde auf dem Throne vor, zwei fliegende Engel darüber, die vier Lateinischen Kirchenväter rechts und links stehend, und auf dem Vorgrunde knieend, einerseits den Herzog mit dem ältern, und anderseits die Herzogin mit dem jüngern Sohne. Diese wundervolle Tafel scheint der Vorgang von der Hauptthat des grofsen Meisters, dem Abendmal im Refectorio der Madonna delle Grazie gewesen zu seyn. Manche Unfälle haben schon früh, und auch noch in der lezten Zeit zur Zerstörung dieses Gemäldes beigetragen. Doch erinnern wir uns, dasselbe noch in einem Zustande gesehen zu haben, der uns das Urtheil aufdrang: es sei das erste umfassende Werk, worin sich die Malerei nach allen ihren Theilen in der höchsten Vollendung kund thue. Leonardo erweist sich in diesem Gemälde nicht blofs als den Apollodorus, sondern zugleich auch als den Zeuxis und Parrhasius der Griechen. (Freilich darf man das Genter Bild von Hubert und Johann van Eyck, das ein Halbjahrhundert früher gemalt wurde, darüber nicht vergessen.)

Nach dieser Vollendungsepoche des Meisters, die an den Rand des 16ten Jahrhunderts fällt, läfst sich wenig Sicheres von seinen Gemälden angeben. Doch überzeugen uns Tradition und Art, dafs das Gemälde, jezt in der Sammlung von Sciarra Colonna zu Rom, die Tugend und die Eitelkeit vorstellend, dann der Christus zwischen den Pharisäern, ehedem in der Sammlung Aldobrandini in Rom, jezt in England, von seiner Hand sind, und hiezu gesellen wir noch eine Madonna, ehedem in der Sammlung Borghese zu Rom, jezt im Palaste des Königs zu Neapel, wovon jedoch wir nur das Gesicht der Madonna von ihm selbst vollendet halten.

Noch findet sich in dem Kloster S. Onofrio zu Rom auf die Mauer gemalt die Madonna mit dem Kinde und dem Bildnifs eines Verehrenden, welches Werk Vasari dem Leonardo zuschreibt, und zwar gemalt zu einer Zeit, wo der Meister im Anfange der Regierung Leo's X auf dem höchsten Punkte stand. Diefs Gemälde läfst sich als ächt von dem Meister nicht bezweifeln. Nur über die Zeit möchte man Anstand nehmen. Hätte Leonardo diefs Werk vor seinem Aufenthalt in Mailand gemacht, würde uns die kleinliche Art, die mit seinen spätern Werken nicht harmonirt, nicht befremden. Wie! Leonardo sollte sich haben beigehen lassen, neben den Meisterwerken Raphael's und Michelangelo's eine so geringe Aufgabe zu behandeln? — Nimmermehr! Ueberhaupt ist die Art wie Vasari die Anwesenheit Leonardo's in Rom beschreibt, des Meisters unwürdig. — Denn wie könnte man an einer frühern Reise des noch jungen Leonardo nach jener Hauptstadt, wo des Merkwürdigen für ihn so viel war, zweifeln? — Doch genug von den drei grofsen Schülern des Verocchio, wozu uns der Verf. veranlafste. —

Auf den Francia von Bologna, und die grofsen Meister anderer Schulen des Zeitalters wollte der Verf. sich hier nicht einlassen. Nur in der Nachschrift erwähnt er noch zwei interessante Gemälde in der Berliner Sammlung, das eine eine Jugendarbeit von Pietro Perugino, und das andere eine Madonna von Raphael, auch ein früheres Werk des Meisters, zu welchem sich nun bald jene Madonna gesellen wird, die früher so lange eine Zierde des Hauses Colonna in Rom war.

Der XIVte und lezte Aufsatz ist überschrieben: „Die unumgängliche Vielseitigkeit in den Beziehungen, die Hindernisse der Entwickelung, die Ursachen des vorzeitigen Verfalles der neuern Kunst.“ S. 384 — 420.

Der Verf. beginnt mit der Ehrenrettung des Gio. Antonio Razzi, genannt Sodoma, gegen die Verunglimpfungen des Vasari, umständlich die Verdienste dieses ausgezeichneten Malers preisend. Besonders gedenkt er einer weniger bekannten Jugendarbeit des Meisters in dem Kloster Monte uliveto — auf dem Wege zwischen Siena und Rom, sechs Miglien seitwärts von Buonconvento; von 36 Bildern, die Begebenheiten des heil.

Digitized by Google

Benedikt vorstellend, malte der junge Sodoma alle, ausser 15, welche Luca Signorelli verfertigte. Wir bedauern, diese Werke nicht zu kennen, da der treffliche Meister auch zu unsern Lieblingen gehört. Obwohl ungleich in seinen Arbeiten, ist ihm in dem Fettlichen der Carnation, in dem Schmelz der Farbengebung, und in der kräftigen und zugleich durchsichtigen Schattirungsweise — in Fresco, wie in Oel — nie ein Anderer gleich gekommen. Anmuth und Ausdruck begleiten dabei nicht selten seine wohlverstandenen und schönen Formen, besonders in Weiberköpfen und Jünglingsgestalten.

Wie dem Meister die vortreffliche Manier zugewachsen ist, weiss man nicht; auch ist keine Sicherheit über sein Vaterland und über seinen Lehrer. Nach Vasari kam er von der Lombardei nach Siena. Der Verf. äussert die Vermuthung, dass er unter Filippino gearbeitet haben möchte. Gewiss verdankt er das Wesentliche seiner Verdienste dem eigenen Talent. Nach Urkunden, die der Verf. beibringt, gab er sich auch mit der Bildnerei und dem Erzguss ab. Ausser den Wandgemälden in der Farnesina zu Rom, war Siena das Haupttheater seiner Leistungen. Anderes hat Pisa, und Florenz zeigt seinen vortrefflichen Sebastian. Auch schreiben wir ihm unbedingt eine ganz nackte Lucretia in der Berlinersammlung zu, wahrscheinlich diejenige, welche er für Leo X machte, wofür der Papst ihn zur Ehre eines Ritters erhob. —

Der Verf. spricht dann von den Gegenständen: wie sich dem Christlichen das Symbolische und später das Mythische und Profanhistorische anschloss; und wie Raphael auch in den mythischen Behandlungen zuerst die wahre Ansicht sich aneignete, dergleichen Gegenstände den Zeiten gemäss orginell zu behandeln. Beiläufig p. 397 wird auch von den Rhyparographen der Alten gesprochen, und wie niedrige Gegenstände durch das Ausgezeichnete der malerischen Behandlung den Beifall der Kenner zu erringen wussten, so wie in der neuern Zeit die Holländischen Meister.

Ueber die Hindernisse der Entwickelung vom Anfange der neuern Kunst bis Raphael.

Die Hindernisse, welche die schnellere Entwickelung aufhielten, kamen nicht von jener Vielseitigkeit in den Beziehungen her. Nicolaus von Pisa, Duccio, Cimabue hätten in der Ausbildung des Einzelnen, im Ausdrucke und in der Zeichnung, verglichen mit den Vorgängern, eine hohe Stufe erreicht. — Dagegen soll Giotto in der Charakteristik des sittlichen Seyns und Wollens weit hinter diesen zurückgeblieben seyn. Der Ruhm des Giotto beruhe auf der Abänderung der Manier, oder der malerischen Handhabung, auf der Einführung einer neuen Richtung in der Handlung und Bewegung, und in einer freiern Erfindung, wodurch das Gebiet der künstlerischen Beziehungen erweitert, aber der Sinn der Zeitgenossen auf Lange von der Begründung des Charakters abgezogen wurde. Anstatt fortzuschreiten seien (mit geringer Ausnahme) die Nachfolger bis ins 15te Jahrhundert hinein unter ihrem Vorbilde Giotto verblieben. Masaccio und Fra Angelico erweiterten dann aus innerem Bedürfniss die malerische Darstellung. — Aber nun entstehe eine neue Lücke. — Unter den folgenden Meistern bis auf Leonardo und Raphael soll sich die befremdliche Erscheinung zeigen, dass Künstler, wie Cosimo Rosselli, Fra Filippo, Pietro Perugino, Pinturicchio und andere, die ihren Lauf aufs Herrlichste begannen, später in eine unerfreuliche, geist- und geschmacklose Manier verfielen. — Wie wir über dergleichen denken, zeigen die vorangestellten Erörterungen.

Ein anderes Hinderniss, das die schnellere Entwickelung aufhielt, sei der Zunft- nnd Lehrzwang gewesen, der die Anfänger so lange Zeit in der Lehre gefangen hielt. — Auch der Mangel sicherer architektonischer Grundlagen soll ein Hinderniss für die wahre Entwickelung der Stylgesetze gewesen seyn. Weder das vor-Gothische, noch das Gothische soll bequem zur Entwickelung des Stylsinnes seyn; die antike Baukunst verdiene hierin den Vorzug. — Hiebei kommt die für uns nicht wenig befremdende Bemerkung vor, dass das Gothische — in so fern es im mittlern und äussersten Norden zu Hause ist — Lob verdiene; nicht aber für den Süden. — Man mag sich hiebei aus frühern Angaben erinnern, dass wir nicht zu denen gehören, die den Ursprung der Gothischen Bauweise im Norden suchen.

Was ferner über das Verhältniss der Entwickelung der Bildnerei zur Malerei gesagt wird, sind wir im Wesentlichen einverstanden; auch dass bis gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts die Bildnerei der Vervollkommnung näher stand, als die Malerei; dass aber im Raphaelischen Zeitalter das Gegentheil eintrat, nämlich dass die Malerei die Bildnerei überflügelte, und in ihrer Gattung vollkommenere Werke hervorbrachte, als die Bildnerei in der ihrigen. — Doch möchten wir diess

Digitized by Google

weniger der technischen Unbeholfenheit der Bildner zuschreiben, als der falschen Richtung, in welche diese Kunst durch das überwiegende Talent eines einzigen Mannes verfiel. Dieser Mann ist kein anderer als Michelangelo. Mit grofsem Sinne begabt besafs er das Allgemeine der Formenkenntnifs in einem höhern Grad, als irgend ein Neuerer, vielleicht Leonardo selbst nicht ausgenommen. Aber es fehlte dem Manne die Anwendung auf das Individuelle und Charakteristische, und zwar nicht blofs in Rücksicht der Formen, sondern auch der Stellungen, der Bewegungen und des Ausdruckes. Dessen ungeachtet gewann seine Originalität das Uebergewicht, so dafs nur Michelangelo'sche Formen und Stellungen zum Vorschein kamen, und alles Streben nach Individualität und charaktervolle Bedeutsamkeit darüber verloren ging.

In der Malerei hielten hauptsächlich Leonardo und Raphael das Charakteristische fest, und da auch das Vollendete in malerischer Beziehung sich damit verband; so kam die Malerei zu einer Reife, derer sich die Bildnerei in neuern Zeiten nie zu erfreuen hatte. Leider lebten beide Maler zu kurz, um die wahren Principien in den Schulen festzuhalten. Der lange noch nach ihnen lebende Michelangelo bemeisterte sich auch des malerischen Bestrebens. Selbst in der Architektur, wofür Michelangelo gar wenig Sinn hatte, wirkte sein Beispiel höchst nachtheilig. Der Verf. spricht sich darüber (p. 411.) eben so energisch als wahr aus. — Der Kirchenbau des Zeitalters ward auf vielfache Weise entstellt, besonders durch die mächtigen elliptischen Kuppeln, und durch die mit Säulen, Halbsäulen, Pilastern, Nischen und Giebeln, gethürmelten Vorderseiten. Unglücklich wirkten diese Kirchenfaçaden auf die Sculptur, welche alle jene Nischen und Höhen mit Standbildern füllte, und die Kuppeln im Innern auf die Malerei, welche jene Kuppeln mit farbigen Massen zu bestreichen hatte.

Anderes, was nachtheilig auf die Kunst wirkte, und ihren Rückgang schnell herbeiführte, mag man bei dem Verf. selbst nachlesen, indem wir nur noch auf den Schlufs aufmerksam machen: „Dafs unter so vielen Gemeinplätzen der neuern Kunstlehren keiner so nachtheilig auf die Kunst zurückwirkte, als jene anspruchsvolle Erklärung des Begriffes, nach welcher die Kunst überhaupt nur da vorhanden sei, wo sie dem Gegenstande nach ihr Höchstes hervorbringt.“ Ferner: „Seit Lessing ermüdet man nicht der reinen Geschicklichkeit, und den bescheidenen Beziehungen stiller Talente den Frieden aufzukünden, obwohl man sich längst durch Erfahrungen hätte belehren können, dafs jene einseitig hohen Anforderungen an die Kunst entschieden mitgewirkt haben, auch bei den Künstlern jene Geringschätzung und Nichtachtung der Geschicklichkeiten und Hülfskenntnisse zu verbreiten, welche dem Standpunkte der lezten ganz unangemessen ist, und ihrem unläugbar edeln und hoffnungsvollen Aufstreben merklich entgegenwirkt.“

Wenn der Rec. über die gediegenen und durchaus ernsthaften Forschungen über neuere Kunstgeschichte sich aufrichtig freut, und daraus manche neue Belehrung zog; so kann es doch keinen Sachkundigen befremden, wenn der Rec. in den Resultaten Manches anders zu wenden sich gedrungen fühlte. Denn einem Wunder würde es gleichen, wenn zwei Forscher, obwohl von denselben Gesichtspunkten ausgehend, sich überall auch im Zufälligen begegnen sollten, besonders in dem vielseitigen und schwierigen Felde kunstgeschichtlicher Forschungen. Wir waren es der Sache und dem ausgezeichneten Verf. schuldig, unsere Bemerkungen eben so unumwunden darzulegen, als wenn zwei Freunde über schwierige Fragen im vertraulichen Umgange ihre Meinungen austauschten. Nur auf diesem Wege nähern sich Kunstfreunde einander, und eben dadurch auch einem theilnehmenden Publicum.

A. Hirt.

XCI.

Zwölfter Bericht.

Im Laufe des Monats November sind der Societät für wissenschaftliche Kritik präsentirt und in dieselbe aufgenommen worden:

Herr Hofmedicus Dr. Matthäi in Verden; Herr Oberappellationsrath Ortloff in Jena; Herr Prof. Naumann; Herr Dr. Baum; Herr Dr. Kilian.

Die Societät hat folgende Werke anzuzeigen beschlossen:

I. In der philosophischen Klasse. (Philosophie, Theologie, Jurisprudenz.)

Bethmann Hollweg, Versuche über einzelne Theile des Civilprocesses.

Dupin, tableau statistique de la France.

II. In der naturwissenschaftlichen Klasse (Naturwissenschaften, Medicin, Mathematik.)

Ohm, die galvanische Kette.

Reybaud de Coisiat, Memoire sur les traitemens des anus artificiels.

III. In der historisch-philologischen Klasse. (Geschichte, Philologie, Kunstwissenschaft.

Neue, Sapphonis Fragmenta.

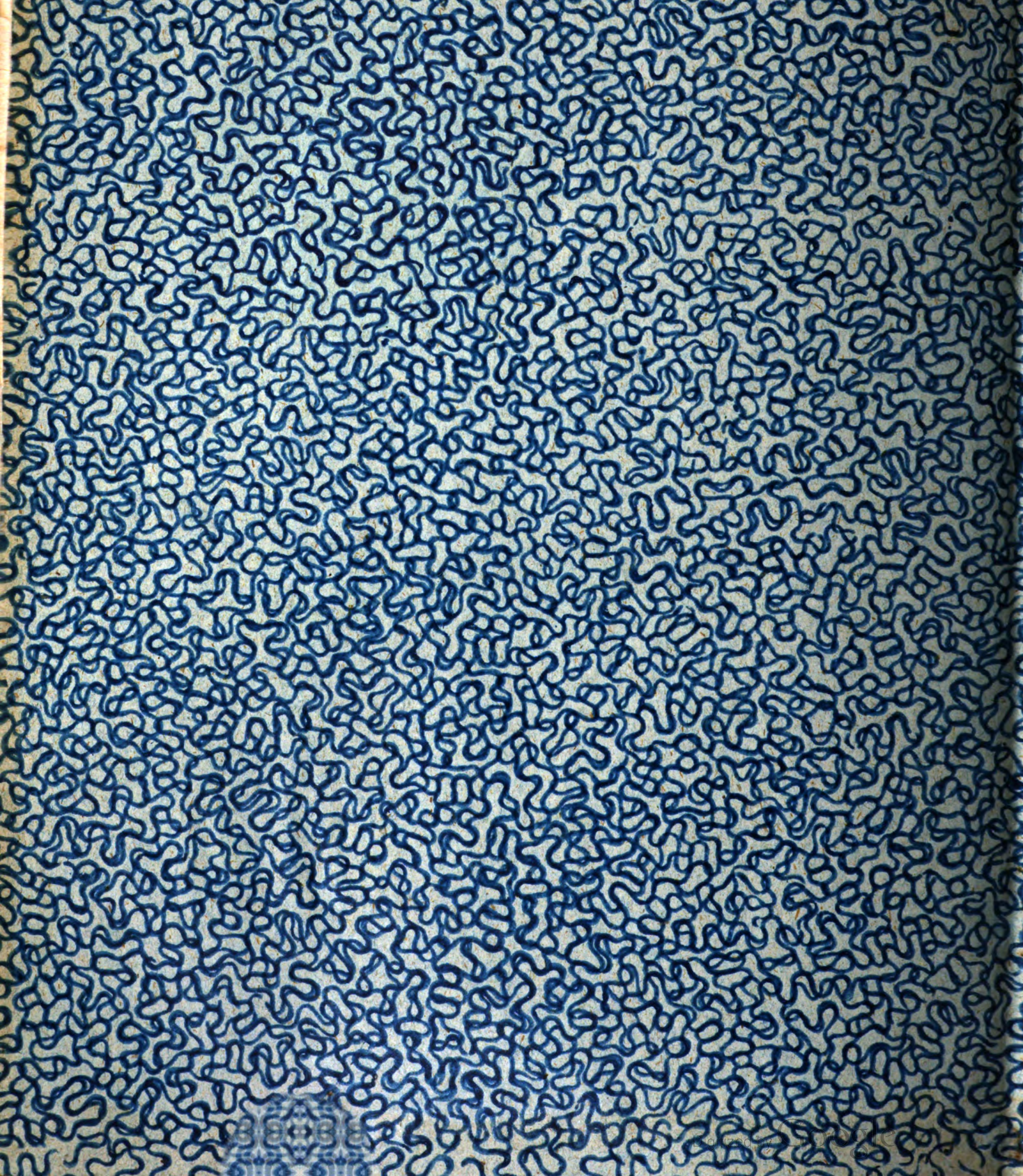
Guizot, histoire de la revolution d'Angleterre.

Thierry, lettres sur l'histoire de France.

Beilage: Umschlag zum December-Heft.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google